Italiänischer Novellenschatz.

Ausgewählt und übersetzt

von

Adelbert Keller.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Vorwort.

Der Plan dieſes Werkes iſt, eine chronologiſche Reihe von charakteriſtiſchen Proben der italiäniſchen Erzählungskunſt, eine Geſchichte der italiäniſchen Novelliſtik in Beiſpielen zu geben.

Die hundertundfunfzig Novellen, welche hier überſetzt ſind, habe ich aus etwa viertehalbhundert Erzählern oder anonymen Erzählungsſammlungen ausgewählt.

Ausgeſchloſſen von meiner Aufgabe blieb der größte italiäniſche Erzähler Giovanni Boccaccio. Die Bibliothek der Claſſiker des Auslandes, deren Theil mein Novellenſchatz zu werden beſtimmt iſt, hat eine ausgezeichnete Überſetzung der ſämmtlichen Novellen Boccaccio's bereits gegeben. Wem es um Erkenntniß litterar-hiſtoriſcher Entwickelung zu thun iſt, der möge die Leſung des Decameron nach meiner Auswahl aus den ſogenannten hundert alten Novellen, vor denen des Franco Sacchetti einreihen.

Die Auswahl der einzelnen Stücke zu begründen, werde ich nicht nöthig haben. Eine schwierige Klippe in diesem Felde bilden die oft unsaubern Stoffe der italiänischen Erzählungen. Wer diesen Zweig der Litteratur genauer kennt, wird sehen, daß ich die anstößigen Stücke möglichst habe beiseit liegen lassen. Manchen bin ich vielleicht diesfalls zu ängstlich gewesen, andern aber wol zu frei. Ganz umgehen konnte ich dergleichen nicht, da die litterar-historische Charakteristik mein Hauptaugenmerk bleiben mußte. Zu Abkürzungen oder Abschwächungen einzelner Stellen konnte ich mich aus demselben Grunde nicht entschließen: es schien mir dies der historischen Treue zuwiderzulaufen, auch hätte dieses Verfahren dann meine Verantwortlichkeit für das Stehengebliebene vergrößert. Immerhin ist der Novellenschatz kein Buch für Jünglinge und Mädchen, sondern für Männer, und es gilt davon was Boccaccio über sein Decameron an Maghinardo von Cavalcanti schreibt: Sane, quod inclitas mulieres tuas domesticas nugas meas legere permiseris, non laudo; quin imo quaero per fidem tuam, ne feceris. Übrigens besteht auch hier das sittlich Verwerflichste nicht in einzelnen Ausdrücken und Schilderungen derber Sinnlichkeit, sondern mehr in den oft ganz verkehrten sophistischen Theorien,

welche über die Moralität aufgestellt werden und gegen die nicht immer die poetische Gerechtigkeit geübt wird. Befriedigung gewährt daneben die Betrachtung, wie die sinnlichen und anstößigen Dinge häufig wechseln mit Beispielen sittlicher Reinheit, Festigkeit und Größe, hingebender Treue und Beständigkeit, die wie weiße Lilien hervorragen aus üppig blühenden und betäubend duftenden Gewächsen.

Was ich hier dem Drucke übergebe ist nur ein Theil dessen, was ursprünglich meine Absicht war. Ich wollte, nachdem ich alle mir zugänglichen italiänischen Novellen von frühester Zeit bis auf unsere Tage durchgearbeitet, eine möglichst umfassende Übersicht geben über das ganze von mir durchwanderte Gebiet mit Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse der Erzähler, den Inhalt der Novellen, die Abstammung und die Verzweigungen der Stoffe und die Bibliographie der Ausgaben und Sammlungen. Wie ich theils selbst, theils durch äußere nicht zu beseitigende Hemmnisse veranlaßt worden bin, von diesem meinen Plane abzusehen und einen druckfertigen ausführlichen litterarischen Apparat zu dem Novellenbuche zurückzuhalten, gehört nicht hierher. Doch darf ich die Hoffnung aussprechen, daß es mir später noch gelingen werde, Stimmung und Gelegenheit zur ab-

ſchließenden Wiederaufnahme und zur Veröffentlichung meiner Studien über die Geſchichte der italiäniſchen Novelle zu gewinnen.

Tübingen, 9. Mai 1850.

A. Keller.

Inhalt des erſten Theils.

I. Aus den Hundert alten Novellen.

	Seite
1. Von der reichen Botſchaft, welche der Prieſter Johann an den Kaiſer Friederich abſandte	1
2. Von einem griechiſchen Weiſen, der gefangen war.	3
3. Der Erzähler Azzolino's	6
4. Polo Traverſaro	7
5. Guglielmo von Bergdam, der vermeſſene Provenzale.	8
6. Troſt der Witwe	10
7. Die Liebe Karl's von Anjou	11
8. Vom König Meliadus und dem Ritter ohne Furcht.	14
9. Das Herz des Buhlers	15
10. Der Gang nach dem Ziegelofen	17
11. Triſtano und Iſotta	19
12. Eine ſchöne Liebesgeſchichte	23
13. Der Hauptmann von Norcia	26

II. Novellen von Franco Sacchetti.

14. Lob und Tadel	49
15. Der Müller und der Abt	52
16. Die drei Gebote des Vaters	57
17. Piero Brandani	63
18. Das Vermächtniß	68
19. Gonnella's Heimkehr	70
20. Die Caſentiner Geſandten	71
21. Der Bauer und der Sperber	76

III. Aus dem Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino.

22. Galgano's Entſagung	81
23. Die Kunſt zu lieben	85
24. Die Freundin des Cardinals	97
25. Wie ein Hahnrei durch Schläge getröſtet wird	106

Seite
26. Der Kaufmann von Venedig 111
27. Der liſtige Freier 135
28. Hauskreuz 142
29. Pariſer Theologen in Rom 146
30. Römiſche Rache 153
31. Ein Deutſcher in Italien 157
32. Von den Guelfen und Ghibellinen 164
33. Männerliſt 167
34. Spaniſch-deutſcher Krieg 179
35. Dionigia 197
36. Die Vergiftung 205
37. Bärenjagd 213

IV. Luigi Pulci.
38. Zwei Stücklein aus Siena 218

V. Gentile Sermini.
39. Ser Pace 227

VI. Niccolò Machiavelli.
40. Belfagor 240

VII. Bernardo Illicino.
41. Sieniſcher Edelmuth 253

VIII. Maſuccio aus Salerno.
42. Der unſchuldige Mörder 275
43. Veronica 287
44. Der Barkenführer 296

IX. Novelle eines Ungenannten.
45. Der dicke Tiſchler 301

I. Aus den Hundert alten Novellen.

Um 1300.

---

1. Von der reichen Botschaft, welche der Priester Johann an den Kaiser Friederich absandte.

(Nov. 1.)

Der Priester Johann, ein sehr edler Herrscher in Indien, sandte eine reiche und edle Botschaft an den edeln und mächtigen Kaiser Friederich, welcher wahrhaft ein Spiegel der Welt war in Reden und Sitten und ein grosser Freund von schöner Rede, und sich bemühete, weise Antworten zu geben. Der Zweck und die Absicht bei jener Botschaft bestand nur in zwei Dingen: er wollte nämlich genau prüfen, ob der Kaiser wirklich weise sei in Reden und Handlungen. Er schickte ihm durch besagte Gesandte drei sehr edle Steine und sprach zu ihnen: Gebt sie dem Kaiser und richtet ihm aus von mir, er möge euch sagen, was das Beste ist in der Welt! Bewahret seine Worte und Entscheid, beobachtet seinen Hof und dessen Gebräuche und erzählt mir, was ihr findet, ohne Fehl.

Sie gingen zu dem Kaiser, zu welchem sie von ihrem Herrn geschickt wurden: sie begrüßten ihn, wie es sich geziemte, im Namen Seiner Majestät und schenkten ihm aus Auftrag ihres obenbezeichneten Gebieters die obengenannten Steine. Er nahm sie und fragte sie nicht nach ihren Eigenschaften: er ließ sie aufheben und lobte sie sehr wegen ihrer großen Schönheit. Die Gesandten

brachten ihre Fragen vor und beobachteten die Sitten und den Hof. Darauf, nach wenigen Tagen, begehrten sie Urlaub. Da ertheilte ihnen der Kaiser die Antwort und sprach: Richtet mir an euren Gebieter aus, das Beste auf dieser Welt sei das Maß.

Die Boten gingen, meldeten es und erzählten, was sie gesehen und gehört hatten, wobei sie des Kaisers Hof sehr lobten, als welcher durch die schönsten Sitten geschmückt sei, ebenso das Betragen seiner Ritter. Der Priester Johann, als er vernahm, was seine Botschafter berichteten, lobte den Kaiser und sagte, er sei sehr weise im Worte, aber nicht in der That, alldieweil er nicht nach der Eigenschaft so theurer Steine sich erkundigt habe. Er schickte die Gesandten zurück und bot ihm an, wenn es ihm gefalle, ihn zum Seneschalk seines Hofes zu machen. Er ließ ihm seine Reichthümer und die verschiedenen Stämme seiner Unterthanen erzählen und die Beschaffenheit seines Landes. Nach einiger Zeit dachte der Priester Johann, die Steine, welche er dem Kaiser geschenkt, haben ihre Kraft verloren, da sie vom Kaiser nicht erkannt worden seien, nahm also seinen werthvollsten Steinkenner und schickte ihn heimlich an den Hof des Kaisers mit dem Auftrage: Strenge deinen Verstand aufs äußerste an, daß du mir diese Steine wiederbringst! Um keinen Preis soll mir's fehlen.

Der Steinkenner machte sich auf den Weg mit vielen Steinen von großer Schönheit und fing an, am Hofe seine Steine zu fassen. Die Barone und Ritter kamen, seine Arbeit zu sehen. Der Mann war sehr klug: wenn er einen sah, der am Hofe angestellt war, so verkaufte er nichts an ihn, sondern gab zum Geschenk; auch theilte er viele Ringe aus; bis endlich sein Lob vor des Kaisers Ohren gelangte. Dieser schickte nach ihm und er zeigte ihm seine Steine. Er lobte sie, aber nicht wegen ihrer großen Kraft. Der Fremde fragte daher, ob er denn kostbarere Steine habe. Darauf ließ der Kaiser die drei

kostbaren Steine kommen, welche jener zu sehen wünschte. Nun freute sich der Steinkenner, nahm einen in die Hand und sprach: Dieser Stein, gnädiger Herr, ist die beste Stadt werth, die ihr besitzet.

Dann nahm er den andern und sprach: Dieser, gnädiger Herr, ist die beste Provinz werth, die ihr besitzt.

Und dann nahm er den dritten und sprach: Gnädiger Herr, dieser ist mehr werth als das ganze Reich.

Damit schloß er die obenbesagten Steine in seine Faust. Die Kraft eines derselben machte ihn unsichtbar, sodaß sie ihn nicht mehr bemerkten. Er stieg die Treppen hinab, kehrte zu seinem Herrn zurück und überreichte ihm die Steine mit großer Freude.

---

2. Von einem griechischen Weisen, der gefangen war.

(Nov. 3.)

In Griechenland war ein Herr, welcher Königskrone trug und hatte ein großes Königreich. Er war geheißen Philipp und hielt wegen irgend eines Vergehens einen griechischen Weisen im Gefängniß. Dieser besaß so große Wissenschaft, daß sein Verstand bis über die Sterne reichte. Es begab sich eines Tages, daß dem Herrn aus Spanien ein edles Schlachtroß geschenkt ward von großer Stärke und schönem Ansehen. Da verlangte der Herr nach seinem Marschalk, um die Güte des Rosses zu erfahren; es ward ihm aber gesagt, er habe in seinem Gefängniß den unübertrefflichen Meister, der in alle Dinge Einsicht habe. Er ließ das Roß auf das Feld führen und den Griechen aus dem Gefängniß holen und sprach zu ihm: Meister, beschaue dieses Roß! denn es ist mir gemeldet worden, daß du dich sehr darauf verstehest.

Der Grieche beſchaute das Roß und ſprach: Gnädiger Herr, das Pferd ſieht zwar gut aus, aber ich ſage euch ſo viel, daß das Pferd mit Eſelsmilch aufgezogen iſt.

Der König ſchickte nach Spanien, um zu erfahren, wie es aufgezogen worden ſei, und ſie fanden, daß die Stute geſtorben war und das Fohlen mit Eſelsmilch hatte aufgezogen werden müſſen. Der König verwunderte ſich darob ſehr und verordnete, daß man ihm täglich auf Koſten des Hofes ein halbes Brot reiche. Eines Tages begab es ſich, daß der König ſeine Edelſteine ſammelte; er ſandte nach jenem griechiſchen Gefangenen und ſprach: Meiſter, du haſt große Wiſſenſchaft und ich glaube, du verſtehſt dich auf alle Dinge. Sage mir, wenn du dich auf die Steine verſtehſt, welchen hälteſt du für den werthvollſten?

Der Grieche beſchaute ſie und ſprach: Gnädiger Herr, welchen habt denn ihr am liebſten?

Der König nahm einen ſehr ſchönen Stein aus den andern hervor und ſagte: Meiſter, dieſer ſcheint mir der ſchönſte und werthvollſte.

Der Grieche nahm ihn, ſchloß ihn in ſeine Fauſt, drückte ihn feſt, hielt ihn alsdann an die Ohren und ſagte darauf: Gnädiger Herr, hier iſt ein Wurm.

Der König ſchickte nach Meiſtern, ließ den Stein in Stücke brechen und ſie fanden darin wirklich einen Wurm. Da lobte er den Griechen wegen ſeines wunderbaren Geiſtes und ſetzte feſt, daß ihm des Tages ein ganzes Brot gegeben werde auf Koſten ſeines Hofes. Sodann nach geraumer Zeit kam es dem König in den Sinn, er ſei nicht rechtmäßiger König. Er ſchickte nach dem Griechen, nahm ihn an einen geheimen Ort und fing an alſo mit ihm zu ſprechen: Meiſter, ich traue dir große Wiſſenſchaft zu und es hat ſich klärlich gezeigt in den Dingen, um die ich dich befragt habe. Du ſollſt mir nun ſagen, weß Sohn ich bin.

Der Grieche antwortete: Gnädiger Herr, welche Frage legt ihr mir vor? Ihr wißt wol, daß ihr der Sohn des und des Vaters ſeid.

Der König aber antwortete: Antworte mir nicht ſchmeichleriſch! Sage mir ohne Scheu die Wahrheit, und wenn du mir ſie nicht ſagſt, ſo laſſe ich dich eines ſchlimmen Todes ſterben.

Darauf antwortete denn der Grieche: Gnädiger Herr, ich ſage euch, ihr ſeid der Sohn eines Bäckers.

Und der König ſagte: Ich will es von meiner Mutter erfahren.

Er ſandte zu der Mutter und zwang ſie mit grauſamen Drohungen zum Geſtändniß, bis die Mutter die Wahrheit bekannte. Darauf ſchloß ſich der König mit dem Griechen in ein Gemach ein und ſagte: Lieber Meiſter, ich habe große Proben deiner Weisheit geſehen. Ich bitte dich, daß du mir ſageſt, wie du dieſe Dinge weißt.

Da antwortete der Grieche: Gnädiger Herr, ich will es euch ſagen. Daß das Pferd mit Eſelsmilch aufgezogen ſei, erkannte ich durch mein eigenes natürliches Gefühl, denn ich ſah, daß es die Ohren auf eine Art geſenkt hielt, welche der Natur des Pferdes nicht eigen iſt. Den Wurm in dem Stein erkannte ich daran, daß die Steine von Natur kalt ſind, dieſen aber fand ich warm. Warm kann er von Natur nicht ſein, außer durch ein Thier, welches Leben in ſich hat.

Und wie erkannteſt du, daß ich eines Bäckers Sohn ſei?

Der Grieche antwortete: Gnädiger Herr, als ich euch über das Pferd etwas ſo wunderbares ſagte, beſtimmtet ihr mir zum Lohn ein halbes Brot des Tages, und dann, als ich euch über den Stein weiſſagte, beſtimmtet ihr mir ein ganzes Brot. Seht, da merkte ich, weſſen Sohn ihr ſeid. Denn wenn ihr ein Königsſohn wäret, ſo hättet ihr es noch für ein kleines Geſchenk erachten müſſen,

wenn ihr mir eine edle Stadt verliehen hättet; eurer Geburt nach aber kam es euch genug vor, mich mit Brot zu belohnen, wie euer Vater that.

Da erkannte der König seinen niedrigen Geiz, befreite ihn aus der Gefangenschaft und beschenkte ihn sehr reich.

3. Der Erzähler Azzolino's.

(Nov. 38.)

Herr Azzolino*) hatte einen Erzähler, welcher ihn in den langen Winternächten unterhalten mußte. Eines Abends nun hatte der Erzähler großes Verlangen zu schlafen, Azzolino aber bat ihn, ihm etwas vorzuplaudern. Da begann der Erzähler eine Geschichte von einem Bauer, welcher seine hundert Gulden**) im Beutel hatte. Der ging auf einen Markt, um Schafe zu kaufen, und bekam zwei um einen Gulden. Als er mit seinen Schafen heimkehrte, war ein Fluß, über den er gekommen war, unterdessen durch einen heftigen Regen stark angeschwollen. Da stand er am Ufer und schaute hinüber, bis er einen armen Fischer erblickte mit einem ganz unglaublich kleinen Nachen, sodaß niemand hineinging, als der Bauer und ein einziges Schaf auf einmal. Der Bauer fing also an, mit einem Schafe überzusetzen und fing an zu rudern. Der Fluß war breit. Er rudert und kommt hinüber.

Der Erzähler hielt inne und sprach nichts mehr.

Nun was machst du? fragte Herr Azzolino. Fahr fort!

*) Ezzelin da Romano, gestorben 1260.

**) Bisanti. Maßmann's Eraclius, S. 362. Nach der Crusca ist 1 Bisante = 1 Fiorino.

Der Erzähler antwortete: Gnädiger Herr, laßt erſt die Schafe hinüberkommen und dann wollen wir die Geſchichte weiter erzählen.

Die Schafe wären aber in einem ganzen Jahre nicht hinübergekommen. Und ſo konnte er gut in Ruhe ſchlafen.

4. Polo Traverſaro.

(Nov. 41.)

Meſſer Polo Traverſaro war aus der Romagna und war der vornehmſte Mann in der ganzen Romagna, und er beherrſchte ſie faſt ganz in gutem Frieden. Er hatte drei ſehr luſtige Ritter, und ſie meinten, in der ganzen Romagna ſei niemand, der mit ihnen zu vieren ſitzen könne. Wo ſie daher Hof hielten, hatten ſie eine Bank zu dreien und mehr gingen darauf nicht hin, erkühnte ſich auch keiner, darauf zu ſitzen, aus Furcht vor ihrem Muthwillen. Und obwol Meſſer Polo ihr Herr war und ſie in andern Dingen ihm gehorchten, ſo pflegte er doch an dieſem luſtigen Orte ſich nicht niederzuſetzen, wenn ſie auch bekannten, daß er der beſte Mann der Romagna ſei und der am nächſten Anſpruch hätte auf den vierten Platz, mehr als irgend ein anderer. Was thaten die drei Ritter, als ſie gewahrten, daß Meſſer Polo ihnen zu viel nachfolge? Sie machten das Thor eines ihrer Paläſte enger, daß er nicht hereinkonnte. Der Mann war ſehr wohlbeleibt: da er nicht hineinkonnte, zog er ſich aus und trat im Hemde ein. Als ſie das hörten, gingen ſie zu Bette und ließen ſich zudecken, als wären ſie krank. Meſſere Polo glaubte ſie bei Tiſche zu finden und fand ſie im Bette. Da ſprach er ihnen zu, fragte ſie nach ihrem Gebreſten, gab

ihnen guten Rath, nahm Abſchied und ging von dannen. Da ſagten die Ritter: Das iſt kein Spaß.

Sie gingen auf die Beſitzung des einen, wo ein ſchönes Schlößchen war mit Gräben und einer Zugbrücke; dort nahmen ſie ſich vor, den Winter zuzubringen. Eines Tages kam Meſſer Polo dahin mit ſtattlicher Geſellſchaft, und als ſie hineinwollten, zogen jene die Brücke auf. Er mochte ſagen ſo viel er wollte, ſie kamen nicht hinein. Sie kehrten zurück. Als der Winter vorüber war, kamen die Ritter in die Stadt. Meſſer Polo ſtand bei ihrer Rückkehr nicht auf und ſie blieben denn auch ſtehen und einer von ihnen ſagte: Zum Henker, Meſſer, iſt das eure Höflichkeit? Wenn Fremde in die Stadt kommen, erweiſt ihr ihnen keine Ehre?

Meſſer Polo antwortete: Verzeiht mir, Meſſere, ich erhebe mich nicht, hat ſich ja die Brücke für mich erhoben.

Nun erhoben die Ritter darüber großen Jubel. — Einer von ihnen ſtarb, da ſägten die andern ſein Drittel von der Bank ab, auf der ſie ſaßen; denn da der dritte geſtorben war, fanden ſie in der ganzen Romagna keinen Ritter, der verdient hätte, an ſeiner Stelle zu ſitzen.

---

5. Guglielmo von Bergdam, der vermeſſene Provenzale.

(Nov. 12.)

Guglielmo von Bergdam*) war ein edler Ritter in der Provenze zur Zeit des Grafen Raimondo Berlinghieri. Eines Tages begab es ſich, daß die Ritter ſich berühmten,

*) Lieder Guillem's von Berguedan, herausgegeben von A. Keller (Mitau 1849).

und Guglielmo prahlte, es ſei kein Edelmann in der Provenze, den er nicht aus dem Sattel gehoben und bei deſſen Frau er nicht geſchlafen hätte. Und das ſagte er vor den Ohren des Grafen. Da verſetzte der Graf: Und mich auch? Wie?

Guglielmo ſagte: Euch, Herr? Ich will es euch ſagen.

Ließ ſein Streitroß kommen, geſattelt und wohlgegürtet, ſchnallte die Sporen an und ſetzte den Fuß in den Bügel. Dann beſann er ſich eine Weile, ſagte zum Grafen und ſprach: Euch, Herr, begreife ich nicht mit und nehme euch nicht aus.

Damit ſtieg er zu Pferde, gab ihm die Sporen und ritt von dannen. Der Graf war ſehr erzürnt, daß er nicht zu Hofe kam. Eines Tages kamen Frauen zu einem vornehmen Gaſtmahl zuſammen: ſie ſchickten nach Guglielmo von Bergdam aus; die Gräfin war auch dabei; und ſie ſprachen: Nun ſag' uns, Guglielmo, warum haſt du die provenzaliſchen Frauen ſo beſchimpft? Das ſollſt du ſchwer büßen.

Jede hatte ein Meſſer unter dem Kleide. Die Sprecherin fuhr fort: Sieh, Guglielmo, wegen deiner Vermeſſenheit mußt du ſterben.

Guglielmo hub an und ſprach, als er ſah, daß er ſo in die Falle gerathen war: Nur um eines bitte ich euch, ihr Frauen, thut mir's zu Liebe und gewährt es!

Die Frauen antworteten: Bitte, nur nicht um deine Freilaſſung.

Da hub Guglielmo an und ſprach: Gnädige Frauen, ich bitte mir aus, daß diejenige von euch, die am wenigſten keuſch iſt, mir den erſten Streich verſetze.

Da ſah eine die andere an; aber keine wollte angreifen, und ſo kam er für diesmal durch.

6. Troſt der Witwe.

(Nov. 56.)

Der Kaiſer Friederich*) ließ eines Tages einen vornehmen Edelmann wegen irgend einer Miſſethat aufhängen, und um die gerechte Strafe in ein helles Licht zu ſtellen, ließ er ihn von einem vornehmen Ritter bewachen mit Androhung ſchwerer Buße, wenn er ihn abnehmen ließe. Als aber der Wächter etwas nachläßig war, wurde der Gehenkte weggetragen. Als jener das merkte, ging er mit ſich zu Rathe, aus Furcht, er möchte den Kopf verlieren. Es war Nacht, und indem er ſo nachſann, fiel es ihm ein, in eine Abtei zu gehen, die nahe dabei lag, um zu erfahren, ob er jemand finden könne, der kürzlich geſtorben wäre, damit er dieſen an die Stelle des entwendeten an den Galgen hinge. In der Abtei angelangt, fand er daſelbſt eine Frau, jammernd mit zerrauften Haaren und aufgelöſten Kleidern. Sie klagte ſehr, war ganz troſtlos und weinte um ihren theuren Gatten, der deſſelbigen Tages geſtorben war. Der Ritter redete ſie freundlich an und fragte: Edle Frau, was iſt das für ein Treiben?

Die Frau antwortete: Ich liebte ihn ſo ſehr, daß ich nie mehr Troſt empfangen will; ſondern in Klagen will ich meine Tage beſchließen.

Da ſagte der Ritter zu ihr: Liebe Frau, wo iſt euer Witz? Wollt ihr hier vor Schmerz umkommen? Durch Jammer und Thränen könnt ihr den Todten doch nicht wieder ins Leben rufen. Welche Thorheit iſt es darum, euch ſo zu geberden! Macht es vielmehr ſo: nehmt mich zum Mann! Ich bin unverheirathet. Und rettet mir dadurch mein Leben, denn ich bin in Gefahr und weiß

*) J. Grimm's Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. den Staufer, S. 13.

nicht, wo ich mich verbergen ſoll. Ich habe nämlich auf Befehl meines Herrn einen Ritter bewacht, der gehenkt war, und die Leute ſeiner Familie haben mir ihn entwendet. Zeigt mir Rettung, wenn's euch möglich iſt, ſo will ich euer Gatte werden und euch in Ehren halten.

Sobald die Frau ſolches hörte, verliebte ſie ſich in dieſen Ritter und ſprach: Ich will thun, was du mir gebieteſt; ſo groß iſt die Liebe, die ich zu dir trage. Nehmen wir dieſen meinen Gatten aus dem Grabe, bringen ihn hin und hängen ihn an die Stelle des entwendeten!

Damit hemmte ſie ihre Klage, half den Gatten aus der Gruft ziehen und half gleichfalls den Todten aufhängen. Der Ritter aber ſagte: Liebe Frau, jener hatte einen Zahn weniger im Munde, und ich fürchte, wenn man wiederkäme, um ihn zu beſichtigen, ſo möchte ich davon Schande erleben.

Als ſie das hörte, brach ſie ihm einen Zahn aus dem Munde, und wenn noch etwas anderes erfoderlich geweſen wäre, ſo hätte ſie es auch gethan. Als der Ritter ſah, wie ſie mit ihrem Gatten umgegangen war, ſagte er: Liebe Frau, da ihr euch ſo wenig aufrichtig um den bekümmert habt, den ihr ſo ſehr zu lieben ſchienet, ſo würdet ihr euch noch viel weniger um mich redlich bekümmern.

Damit ließ er ſie und ging ſeinen Geſchäften nach; ſie aber hatte die Schmach und Schande.

7. Die Liebe Karl's von Anjou.

(Nov. 60.)

Karl der edle König von Sicilien und Jeruſalem verliebte ſich, als er noch Graf von Anjou war, in eine ſchöne Gräfin von Teti, welche ebenſo den Grafen von

Universa*) liebte. Zu jener Zeit hatte der König von Frankreich bei Todesstrafe verboten zu turnieren. Der Graf von Anjou aber wollte versuchen, welcher von beiden mit den Waffen mehr vermöge, er oder der Graf von Universa, traf demnach seine Vorkehrungen und drang mit den inständigsten Bitten in Messer Alardo de' Valleri, eröffnete ihm seine Liebe und daß er sich vorgenommen, in offenem Kampfe sich mit dem Grafen von Universa zu versuchen, er bat ihn also um die Liebe, ihm eine Erlaubniß vom Könige zu erflehen, daß er nur ein einziges Turnier halten dürfe mit seiner Genehmigung. Jener fragte, wie. Der Graf von Anjou unterwies ihn folgendermaßen. Der König ist fast zum Kopfhänger geworden und aus großem Wohlwollen gegen euch hoffte er euch dahin zu bringen, daß ihr geistliche Kleider nehmt, um euren Umgang zu behalten. Wenn er euch nun darum ersucht, so bittet euch als Gnade aus, daß er euch ein einziges Turnier bestehen läßt. Dann wollet ihr thun nach seinem Gefallen.

Und Messer Alardo antwortete: Sage mir doch, Graf, soll ich die Genossenschaft der Ritter meiden um eines einzigen Turniers willen?

Der Graf antwortete: Ich verspreche euch auf mein Wort, ich will euch davon wieder losmachen.

Und das that er auch, wie ich euch nachher erzählen will. Messer Alardo ging zum König von Frankreich und sprach: Herr, als ich die Waffen nahm am Tage eurer Krönung, trugen die besten Ritter von der Welt Waffen; nunmehr will ich euch zu Liebe die Welt ganz verlassen und das geistliche Kleid nehmen. Geruhet dafür mir nur eine königliche Gnade zu erweisen, daß ich nämlich ein Turnier halten darf, bei welchem die edeln Ritter Waffen führen, damit ich meine Waffen feierlich niederlege, wie ich sie genommen.

*) Vielleicht ist Antwerpen gemeint. Statt Karl von Anjou liest der Druck Benedetti's Carlo Magno.

Der König gewährte es. Es wurde ein Turnier veranstaltet. Auf der einen Seite stand der Graf von Universa und auf der andern der Graf von Anjou. Die Königin mit Gräfinnen, Damen und Fräulein von edler Abkunft standen unter den Lauben, auch die Gräfin von Teti war dabei. An demselbigen Tage war die Blüte der Ritter der Welt auf beiden Seiten unter Waffen. Nach vielem Turnieren ließ der Graf von Anjou und der von Universa den Kampfplatz leeren und traten einander entgegen auf gewaltigen Schlachtrossen, mit dicken Speeren in der Hand. Nun begab es sich, daß mitten auf dem Kampfplatz das Schlachtroß des Grafen von Universa mit diesem über den Haufen fiel, weshalb die Frauen aus den Lauben herabkamen und ihn hold in den Armen wegtrugen. Auch die Gräfin von Teti war darunter. Der Graf von Anjou jammerte heftig und sprach: Weh mir, warum ist nicht mit mir das Pferd gestürzt, wie mit dem Grafen von Universa, daß die Gräfin mir so nahe gekommen wäre, wie ihm!

Als das Turnier vorüber war, ging der Graf von Anjou zur Königin und bat sie um die Gnade, aus Liebe für die edeln Ritter Frankreichs mit dem König zu schmollen und bei der Versöhnung ihn um eine Vergünstigung anzugehen, dafür nämlich, daß es dem Könige gefällig sein möge, daß die jungen Ritter Frankreichs nicht einen so edeln Genossen vermissen dürfen, wie den Messere Araldo von Valleri. Die Königin ging darauf ein. Sie schmollte mit dem König und bei der Versöhnung bat sie ihn um das, was sie wollte. Der König versprach ihr das Geschenk. Messer Araldo wurde sonach seines Versprechens entbunden und blieb bei den andern edeln Rittern unter Turnier und Waffenwerk, und der Ruf geht durch die ganze Welt von seiner großen Güte und andern wunderbaren Vorzügen.

8. Vom König Meliadus und dem Ritter ohne Furcht.

(Nov. 60.)

Der gute König Meliadus und der Ritter ohne Furcht waren einander Todfeinde im Feld. Als eines Tages dieſer Ritter ohne Furcht nach irrender Ritter Weiſe unkenntlich umherzog, fand er ſeine Knechte, die ihn ſehr liebten, aber nicht kannten, und ſprachen zu ihm: Herr Ritter, auf Ritterwort, wer iſt ein beſſerer Ritter, der gute Ritter ohne Furcht oder der gute König Meliadus?

Und der Ritter antwortete: Ihr Knechte, ſo wahr mir Gott helfe, der König Meliadus iſt der beſte Ritter, der auf einem Sattel ſitzt.

Die Knechte aber, welche dem König Meliadus übel wollten aus Liebe für ihren Herrn und ihn haßten auf den Tod, fielen verrätheriſch und unſchicklich über ihn her, legten ihn gewaffnet, wie er war, quer über einen Klepper und riefen insgemein, ſie führen ihn zum Galgen. Während ſie ſo ihres Wegs zogen, fanden ſie den König Meliadus, welcher gleichfalls nach irrender Ritter Weiſe zu einem Turnier z[illegible] und ſein Wappen verdeckt hielt. Der fragte die Knechte: Warum führt ihr dieſen Ritter zum Galgen? und wer iſt es, den ihr ſo ſchmachvoll entehret?

Sie antworteten: Gnädiger Herr, er hat den Tod wohl verdient, und wenn ihr es wüßtet, wie wir, ſo würdet ihr ihn viel eher, als wir, ſo führen. Fragt ihn ſelbſt um ſeine Miſſethat!

Der König Meliadus trat vor und ſprach: Ritter, was haſt du denen zu Leid gethan, die dich ſo garſtig dahinführen?

Der Ritter antwortete: Nichts weiter und keine andere Miſſethat habe ich gethan, als daß ich der Wahrheit die Ehre gegeben habe.

Wie so? fragte der König. Das kann nicht sein. Erzählt mir doch euer Vergehen!

Und er antwortete: Gerne, Herr! Ich zog so meines Weges nach irrender Ritter Weise, fand diese Knechte und ward von ihnen auf Ritterwort befragt, wer der bessere Ritter sei, der gute König Meliadus oder der Ritter ohne Furcht. Um bei der Wahrheit zu bleiben, sagte ich, der König Meliadus sei der bessere, und ich sagte das blos, um die Wahrheit zu sagen, obgleich der König Meliadus im Felde mein Todfeind ist und ich ihn tödtlich hasse; aber ich wollte nicht lügen. Eine andere Missethat habe ich nicht begangen, und um deswillen allein beschimpfen sie mich.

Da begann der König Meliadus die Knechte zu schlagen, befreite ihn und ließ ihn losbinden und schenkte ihm ein reiches Roß mit verhüllter Decke, bat ihn auch, sie erst in seiner Wohnung aufzudecken. So schieden sie und jeder ging seines Weges, der König Meliadus und die Knechte. Der Ritter ohne Furcht kam am Abend zu der Wohnung, nahm die Decke vom Sattel und fand das Wappen des Königs Meliadus, der ihn so schön befreit und beschenkt hatte, und doch war er sein Todfeind.

9. Das Herz des Buhlers.

(Nov. 62.)

Der Berg Arimini ist in Burgund und dort lebt ein Herr Namens Messer Roberto und es ist eine große Grafschaft. Die alte Gräfin und ihre Kammerfrauen hatten einen einfältigen Thürhüter, der war sehr groß von Gestalt und hieß Baligante. Eine der Kammer-

frauen fing an bei ihm zu ſchlafen; dann offenbarte ſie es einer andern, ſodaß es weiter ging bis zur Gräfin. Als die Gräfin hörte, daß er ſehr groß gemeſſen war, ſchlief ſie auch bei ihm. Der Herr ſpähte es aus. Er ließ ihn ermorden und ließ aus dem Herzen einen Kuchen machen und brachte ihn der Gräfin und ihren Kammerfrauen und ſie aßen ihn. Nach dem Eſſen kam der Herr, um den Hof zu machen, und fragte, wie die Torte geweſen ſei. Alle antworteten: Gut.

Da antwortete der Herr: Da iſt kein Wunder, daß Baligante euch lebend gefallen hat, wenn er euch noch als todt gefällt.

Als die Gräfin und die Kammerfrauen dies merkten, ſchämten ſie ſich und ſahen wol, daß ſie ihre Ehre für dieſe Welt verloren hatten. Darum wurden ſie Nonnen und machten ein Kloſter, welches das Kloſter der Nonnen von Berg Rimino hieß. Das Haus nahm zu und ward ſehr reich. Und dies erzählt man als wahre Geſchichte. Dort iſt die Sitte, wenn ein Edelmann vorbeikam mit vielem Geräth, den luden ſie ein und erwieſen ihm die größte Ehre. Und die Äbtiſſin und die Schweſtern kamen ihm entgegen und die, die ihm am beſten gefiel, die wartete ihm auf und begleitete ihn zu Tiſch und zu Bett. Am Morgen ſtand ſie auf, ſuchte ihm Waſſer und Zwehle, und wenn er gewaſchen war, bot ſie ihm eine leere Nadel und einen Seidenfaden. Nun mußte er, wenn er ſich losmachen wollte, den Faden in das Öhr ſtecken, und wenn ihm das drei mal hintereinander mislang, nahmen ihm die Frauen alle ſeine Habe und gaben ihm nichts zurück; wenn er aber den Faden drei mal in die Nadel brachte, ſo gaben ſie ihm nicht nur ſein Geräth zurück, ſondern ſchenkten ihm auch noch ſchöne Kleinode.

10. Der Gang nach dem Ziegelofen.

(Nov. 68.)

Ein reicher Edelmann hatte einen einzigen Sohn, und als er herangewachsen war, schickte er ihn in den Dienst eines Königs, damit er daselbst Artigkeit und edle Sitten lerne. Weil er sich nun bei dem König sehr beliebt machte, faßten einige Neid gegen ihn und bestachen einen der vornehmsten Ritter des königlichen Hofes durch Geld und gute Worte, daß er auf folgende Weise den Untergang des Jünglings anstiftete. Eines Tages berief dieser besagte Ritter diesen Knaben heimlich zu sich und sagte ihm, was er ihm nun mittheilen werde, thue er wegen der großen Liebe, die er zu ihm trage; und darauf sagte er zu ihm: Mein liebster Sohn, unser Herr der König liebt dich mehr als alle seine Diener; aber er hat sich geäußert, daß du ihm durch den Athem deines Mundes gar sehr beschwerlich fallest. Sei daher um Gottes willen klug und wenn du ihm den Trank reichst, halt Mund und Nase so mit der Hand zu und wende dein Gesicht auf die Seite, daß dein Hauch den König nicht belästige!

Als der Jüngling dies einige Zeit that und der König deshalb sehr ärgerlich war, berief er den Ritter, der jenem diese Anweisung gegeben hatte, und befahl ihm, wenn er den Grund davon wisse, ihm selbigen ungesäumt zu sagen. Dieser gehorchte dem König, kehrte aber die Sache ganz um, denn er sagte, jener Knabe könne den Hauch aus dem Munde des Königs nicht mehr ertragen. Deshalb beschied der König auf das Anstiften jenes Barons einen Ziegelbrenner und befahl ihm, den ersten Boten, den er an ihn absende, in den glühenden Ofen zu werfen; und wenn er es nicht thue oder diese Sache irgend jemand offenbare, drohte er ihm eidlich, er werde ihm den Kopf

abhauen. Der Ziegelbrenner verſprach ihm alles willig zu vollbringen, ſteckte einen großen Ofen an und wartete ängſtlich, bis der komme, der dieſe Strafe verdient habe. Am folgenden Morgen wurde der unſchuldige Knabe von dem König zu dem Ziegelbrenner geſchickt, mit dem Auftrag, ihm zu ſagen, er ſolle ausführen, was der König ihm befohlen habe. Er ritt hin und war ſchon nahe bei dem Ofen, als er zur Meſſe läuten hörte. Er ſtieg daher vom Pferd, band es am Kreuzgang der Kirche an und hörte andächtig die Meſſe. Darauf ging er nach dem Ofen und ſagte zu dem Ziegelbrenner, was ihm der König befohlen hatte. Der Ziegelbrenner aber gab ihm zur Antwort, er habe ſchon alles gethan. Der Hauptanſtifter jener Bosheit nämlich war, um die Sache zu beſchleunigen, hingegangen und hatte den Ziegelbrenner gefragt, ob er die Sache ausgeführt habe. Dieſer ſagte ihm, er habe den Befehl des Königs noch nicht vollzogen, werde es aber alsbald thun. Daher packte er dieſen und warf ihn unverzüglich in den brennenden Ofen. Der Jüngling kehrte daher zum König zurück und meldete, es ſei geſchehen, was er befohlen habe. Darüber verwunderte ſich der König und forſchte ſorgfältig nach, um zu erfahren, wie die Sache gegangen ſei. Und als er den wahren Hergang entdeckt, hieb er alle die Neider, welche den unſchuldigen Jungen betrogen hatten, in Stücke und ſagte dem vorbemeldten Jüngling alles, wie es ſich zugetragen hatte. Darauf machte er ihn zum Ritter und ſchickte ihn mit vielen Reichthümern zurück in ſein Land.

11. Triſtano und Iſotta.

(Nov. 99.)

Als Triſtano von klein Britannien zurückgekehrt und bei Madonna Iſotta war, erzählte er ihr, was ihm daſelbſt begegnet und wie er ſie aus der Knechtſchaft befreit habe, und das ganze Abenteuer des Schmerzenthals und mit Membruto dem ſchwarzen, welchen er getödtet. Und Madonna Iſotta begann darüber heftig zu weinen aus Mitleid und wegen der Gefahren, die er dort beſtanden. Und darauf erzählte er ihr, wie ſein Schwager Ghedino gekommen ſei und wie ſie ſich mit ganzer Liebe lieben, und Triſtano brachte es ſo weit, daß Ghedino mit Frau Iſotta mehrmals ſprach und weit öfter, als ihm dienlich war, denn er verliebte ſich in ſie und ſie deuchte ihm ſo ſchön, daß er zu ſterben wähnte. Als er nun allmälig Eſſen, Trinken und Schlafen verloren hatte und ſolche Pein und Mühſal litt, daß er geradezu den Tod erwartete, gedachte er einen Brief an Frau Iſotta zu ſenden, um ihr kund zu thun, wie er aus Liebe zu ihr dahinſterbe, und es möge ihr gefallen, ihm einen Troſt zu ſenden. Die Königin erhielt den Brief, las ihn und ſah, daß, wenn ſie ihm nicht einen guten Troſt ſende, er ſterben müſſe. Und da ſie ſah, daß Triſtano ihn mit ganzer Liebe liebte, und alle Tage klagte über ſein Uebelbefinden und unabläſſig ſagte, es ſei ſehr ſchade um ihn, ſo gedachte deshalb die Königin, ihn zu tröſten, bis er geheilt ſei, und ſobald er geheilt wäre, wollte ſie ihn hinwegſchicken aus dem Königreich Kornwall und ihm ſeine große Thorheit vorhalten. Sie ſchickte ihm daher einen Brief mit kräftigem Troſte und Ghedino ging der Geneſung entgegen. Triſtano kam auch oft zu ihm, um ihn zu tröſten, und als er eines Tages hinging, fiel dem Triſtano der Brief in die Hand, welchen Ghedino

an Frau Isotta geschickt hatte, und der, den sie ihm zugesandt hatte, um ihn zu trösten; und als er es gelesen hatte, fühlte er sich so unglücklich, daß er ganz rasend wurde, und ging gerades Wegs zu Frau Isotta, und als er sie sah, fing er an, heftig zu weinen und zu sprechen: Ich bin sehr betrübt, daß ihr mich mit Ghedino vertauscht habt; und da ihr mich gegen ihn vertauscht habt, will ich nicht mehr leben.

Sie wollte sich entschuldigen; er aber sprach: Frau, es hilft euch keine Ausrede, denn seht hier den Brief von eurer Hand!

Dann begann er die jämmerlichste Klage von der Welt zu erheben und sagte, er wolle nicht mehr leben, und schied von ihr wie ein Rasender, ging in den Stall, nahm das erste Pferd, das er fand, stieg darauf und jagte durch die Straßen der Stadt wie einer, der die Besinnung verloren hat, und so ritt er weiter, bis er an eine Quelle kam. Dort steigt er vom Pferde und beginnt die größte Wehklage, die je einer von sich gegeben, wobei er die Stunde verfluchte, in der er geboren worden, und wollte sich selbst ums Leben bringen. Unterdessen kam dahin ein Fräulein, welche Palamides entsendet hatte, um zu erkunden, ob Tristano in Kornwall sich befinde. Sie sah Tristano, welcher so großen Schmerz äußerte, sich das Gesicht mit den Händen zerschlug und viel von seiner Liebe sprach. Als das Fräulein dies sah, faßte sie großes Mitleid, sodaß sie weinte und sprach: Herr Ritter, Gott sei mit euch!

Tristano aber hörte sie nicht, so voll war er von Gedanken. Sie grüßte ihn mehrmals wieder, um ihn aus seinem Schmerz zu reißen, und faßte ihn bei der Hand. Er erhob das Haupt und sagte: Weh mir, Fräulein, warum habt ihr mich in meinem Nachsinnen gestört? Kaum halte ich mich, euch übel mitzuspielen. Wißt, wenn ihr ebenso ein Mann wäret, wie ihr ein Weib seid, so hätte ich euch getödtet!

Sie entgegnete: Ach Herr Triſtano, der ihr der beſte Ritter von der Welt ſeid und der luſtigſte und der weiſeſte, wie ſeid ihr ſo ſehr in Verzweifelung gerathen? Das iſt kein ritterlicher Verſtand.

Da ihr ein Weib ſeid, geht von hinnen!

Das werde ich gewiß nicht thun, bis ihr getröſtet ſeid.

Fräulein, ſagte darauf Triſtano, und wer ſeid denn ihr?

Mein Herr, ich bin eine Botin des Palamides, welcher mich in dieſes Land geſchickt hat, um zu erfahren, ob ihr in Kornwall ſeid.

Darauf ſprach er: Nun ſo kehret um und ſagt dem Palamides, das iſt dem beſten Ritter der Welt, daß ich meinen Namen verändert habe und daß ich nunmehr der unglückliche Ritter heiße, und daß es ihm gefallen möge, hierherzukommen, um meinen kläglichen Tod zu ſehen.

Ei wie, edler Herr? antwortete weinend das Fräulein, ſoll das die Kunde ſein, die ich von euch in das Königreich Logres mitnehme? Gewiß, ich will ſo lange bei euch bleiben, bis ihr getröſtet ſeid.

Und ſo ließ ſie nicht ab mit Bitten, aber es half ſie nichts. Triſtano ging in voller Wuth hinweg und herbergte die Nacht unter einem Baume in großem Schmerz. Er hörte nicht auf zu weinen und an die Königin Iſotta zu denken und an das Unrecht, das ſie ihm mit Ghedino zugefügt, und darauf ſprach er: Es kann nicht ſein, daß Frau Iſotta ſich vergangen hat.

Darum ſchmerzte es ihn heftig, daß er von ihr gegangen war, und er fürchtete ſehr, die Königin möchte ſich übel befinden. Am Morgen darauf ging er an die friſcheſten und anmuthigſten Bäume von der Welt und erinnerte ſich, wie er daſelbſt die Königin Iſotta erlöſt hatte, als Palamides ſie von hinnen führte, wie anderswo erzählt wird. Sodann begann er ſein heftiges Wehklagen von vorn und ſagte, daß er hinfort keine Waffen mehr tragen wolle alle Zeit ſeines Lebens, und ſo zog er ſie aus ohne Verzug und warf ein Stück hierhin, das an-

dere dorthin. Und darauf fing er an zu weinen und die Hände zu ringen und sich ins Angesicht zu schlagen und zu rufen: O ich Unglücklicher, ich Elender, ich Schmerzenreicher!

Der jungfräuliche Abgesandte ging immer hinter ihm her. Sie hatte großes Mitleid mit ihm und wußte wohl aus dem Jammer Tristano's, woher dieser Schmerz rührte. Deshalb sprach sie darauf zu ihm: Nun weiß ich euren Groll und euren Schmerz und woher er kommt. Ich werde euch bei eurem Zorn Rath schaffen, wenn es euch gefällt, aus dem Grunde, weil es auf der Welt kein Fräulein gibt, der es mehr zu Herzen ginge als mir. Ihr habt eure Waffen weggeworfen und es ist nahe zu drei Tage, daß ihr nichts gegessen habt. Auf diese Weise werdet ihr von Sinnen kommen und die ganze Ritterschaft beschimpfen. Und wenn die Ritter von eurem Ende hören werden und wie elend und schmählich dasselbe gewesen, so werden sie es sich zur großen Schande anrechnen. Auf der andern Seite wird es der Königin allzu wehe thun, wenn sie von eurem kläglichen Tode hört. Ich sage euch, mein Herr, es begegnet oftmals, daß das nicht wahr ist, was der Mensch sagt. Und ich weiß ganz gewiß, daß Frau Isotta euch von ganzem Herzen liebt und stirbt vor Liebe, die sie zu euch trägt. Darum ist es um euch sehr schade und um sie. Noch könnt ihr lang bei ihr sein nach Herzenslust zu eurer und zu ihrer Freude, Wonne und Ergetzen.

Tristano faßte alle diese Worte auf, erkannte, daß sie die Wahrheit sagte, und sprach: Fräulein, ich bitte euch, so sehr ich kann und wenn euch etwas an mir gelegen ist, daß ihr nach Tintoille geht zur Königin Isotta und daß ihr nicht ablaßt, bis es euch gelingt, mit ihr zu sprechen. Grüßt sie von mir und bittet sie, eine rechtschaffene Frau zu sein; der Wechsel, den sie mit mir vorgenommen, habe mir den Tod gebracht und sie solle mir nicht zürnen.

Und als er diese Worte gesprochen hatte, stieß er einen heftigen Schrei aus und ein plötzliches Stöhnen. Zugleich verkehrte sich ihm das Gehirn und er wurde verrückt! Alsbald lief er von dannen in seiner Raserei durch den Wald, schreiend und lärmend und seine Kleider zerreißend, und er war so von Sinnen, daß er weder sich, noch andere kannte. Und so ging er drei Tage umher, ohne zu essen oder zu trinken, von einem Wald in den andern, vorwärts und rückwärts, dahin und dorthin, wie ihn der Zufall führte, beging allerlei Tollheiten und richtete viel Unheil an. Und wenn er einen Brunnen fand, so hielt er stille und begann erstaunlich zu weinen, sprach aber nichts und erwähnte niemand. Bei dieser Lebensweise war er ganz mager und blaß geworden und sah aus wie ein Thier, so war er behaart, und aß nichts als Kräuter und Waldfrüchte, sodaß viele Ritter, welche ausgingen, ihn zu suchen, ihn nicht fanden, und die, so ihn fanden, ihn nicht erkannten. So bringt die Liebe um den Verstand und um die Ehre.

12. Eine schöne Liebesgeschichte.

(Nov. 99 nach der Ausgabe von Venedig, 1571.)

Ein junger Mann von Florenz war in Liebeslust entbrannt zu einem artigen Jungfräulein. Sie aber liebte nicht ihn, sondern liebte aus der Maßen einen andern Jüngling, welcher sie zwar auch liebte, doch nicht so heftig wie jener, welcher offenbar alles andere über ihr vergaß und sich wie wahnsinnig in seiner Begier verzehrte, zumal an Tagen, wo er sie nicht zu sehen bekam. Das that einem seiner Gesellen leid und er veranstaltete, daß er ihn wegführte zu einem sehr schönen Landgut, das er

beſaß, und dort verweilten ſie in Ruhe vierzehn Tage. Inzwiſchen überwarf ſich das Mädchen mit ihrer Mutter, ſchickte ihre Magd aus und ließ ſie mit dem ſprechen, welcher ſie liebte, daß ſie mit ihm davongehen wolle. Dieſer war ſehr froh. Die Magd ſprach: Sie will, ihr ſollt zu Pferd an das Haus kommen, wenn es ſchon ganz Nacht iſt. Sie wird thun, als ginge ſie in den Keller hinunter. Dann müßt ihr an der Hausthüre bereit ſein, und ſie ſpringt euch hinten aufs Pferd. Sie iſt leicht und kann gut reiten.

Er antwortete: Gut, es iſt mir recht.

Als ſie es ſo verabredet hatten, ließ er große Vorbereitungen treffen auf einem Landhauſe, das ihm gehörte. Und es waren daſelbſt ſeine Genoſſen zu Pferd und er hieß ſie am Thore warten, damit man es nicht ſchließe. Dann machte er ſich mit einem ſchönen Roß auf den Weg und ritt an das Haus. Sie hatte aber noch nicht kommen können, weil die Mutter ſie zu ſehr bewachte. Darum ging jener weiter und zu ſeinen Geſellen zurück. Der andere aber, der ſich um ſie verzehrte, fand auf dem Lande keine Ruhe. Er ſtieg zu Pferd und ſein Geſelle konnte mit allen Bitten ihn nicht zurückhalten, noch vermochte er ihn ſeine Begleitung anzunehmen. Als es Abend ward, gelangte er an die Stadtmauer; alle Thore waren ſchon zu, aber er eilte ſo lange umher, bis er auf das Thor traf, wo jene ſtanden. Er ritt hinein und nahm ſeinen Weg nach dem Hauſe der Liebſten, nicht in der Abſicht, ſie zu beſuchen oder auch nur ihren Anblick zu genießen, ſondern allein um die Straße wiederzuſehen. Er ſtellte ſich dem Hauſe gegenüber auf, als der andere kaum vorübergeritten war; da öffnete das Mädchen die Thür, rief ihm mit heller Stimme und hieß ihn, das Pferd heranrücken. Dieſer war nicht läſſig und that was ſie wollte, ſie aber ſprang ihm geſchickt hinten aufs Pferd und ſo ritten ſie von dannen. Als ſie an das Thor kamen, ließen die

Gesellen des andern sie unangefochten hindurch, denn sie erkannten sie nicht, denn wäre es der gewesen, den sie erwarteten, so hätte er gehalten. Die beiden ritten wol zehn Meilen, bis sie an eine sehr schöne Wiese kamen, die von sehr hohen Tannen umgeben war. Sie stiegen ab und banden das Roß fest und er hub an sie zu küssen. Nun erk[illegible]nte sie ihn, merkte das Unglück und fing an bitterlich [illegible] weinen. Dieser aber versuchte unter Thränen sie zu tr[illegible]en und ihr solche Ehre zu erweisen, daß sie ihre Thränen trocknete und anfing ihm hold zu werden, da sie sah, daß das Glück sich für ihn entschieden hatte, und sie umarmte ihn. Der andere ritt unterdeß mehrmals hin und her, bis er die Ältern des Mädchens gewaltigen Lärm machen hörte und durch die Magd vernahm, daß die Jungfrau schon fort sei. Er war bestürzt, kehrte zu seinen Gesellen zurück und sagte es ihnen. Sie aber antworteten: Wir sahen ihn wol sie vorüberführen, aber wir erkannten sie nicht, und es ist schon so lang, daß sie schon weit auf dieser Straße gekommen sein können.

Sie setzten ihnen sogleich nach und ritten fort, bis sie sie in ihrer Umarmung schlafend fanden. Sie betrachteten sie im Scheine des Mondes, der indessen aufgegangen war, aber es that ihnen leid, sie zu stören, und sie sagten: Wir wollen warten, bis sie aufwachen, und dann thun, was uns obliegt.

Sie warteten so lang, bis sie auch der Schlaf überfiel und alle hinsanken. Die andern wachten inmittels auf und sahen, was geschehen war. Sie verwunderten sich und der Jüngling sprach: Diese Leute sind so artig gegen uns gewesen, daß wir sie ums Himmels willen nicht beleidigen dürfen.

Er stieg daher zu Pferd und sie warf sich auf ein anderes von den besten, die daselbst standen, und so ritten sie von dannen. Die Schläfer erwachten und waren sehr erzürnt, daß sie die Verfolgung nicht fortsetzen konnten.

13. Der Hauptmann von Norcia.

(Novelle di varj autori con note. Milano, 1804. S. 29.)

Da ich mich bei der großen Sterblichkeit im Jahre des Herrn 1430 Geschäfte halber in Florenz aufhielt, und gerade im Monat Juli wie gewöhnlich die größte Hitze herrschte, kam ich eines Tages auch einmal an die Loggia der Buondelmonti in Gesellschaft eines Venezianers Piero und mit Giovannozzo Pitti*). Wir sprachen von Tagesangelegenheiten und besonders von der Pest, als einige gute Freunde zu uns traten, worunter Lioncino di Messer Guccio de' Nobili. Dieser unterbrach unsere Unterhaltung und sagte mit ganz heiterer Miene: Lassen wir die Todten bei den Todten und die Ärzte bei den Kranken! Wir gesunde aber wollen nach Freude trachten und lustig sein; sonst könnte es mit unserer Gesundheit auch nicht mehr zu lang dauern. Ich mache mich anheischig, wenn ihr mit mir kommen wollt, euch für den Rest des Tages Lust und Unterhaltung zu bereiten.

Alle antworteten ihm, er möge einen Weg nach seinem Belieben einschlagen, wir werden ihm alle nachfolgen und gehorchen; und so wandte er sich denn zwischen Giovannozzo Pitti und Piero dem Venezianer nach der alten Brücke**) zu. Wir gingen hinüber und er geleitete uns unter manchfaltigen anmuthigen Gesprächen nach dem pittischen Garten, woselbst sogleich von Giovannozzo Pitti unter einer Jasminlaube, in deren Mitte ein feiner frischer Wasserstrahl aufschoß, ein Tisch bestellt wurde, voll von Früchten, wie man sie in dieser Zeit brauchte, nebst zwei Kühlgefäßen voll der besten weißen und rothen Weine. Als wir uns dort einige Zeit aufgehalten und

*) Später wurde dieser Ritter und wohnte im Garten Boboli.
**) Sie führt noch jetzt diesen Namen.

alle erfrischt hatten, machte Piero der Venezianer mit einem lustigen Anfang unsere Aufmerksamkeit rege und begann die Geschichte von Madonna Lisetta, die ich sonst auch von ihm gehört und dir erzählt habe. Sie war aber um so ergetzlicher, als er alle Bewegungen und Geberden der Frau und des Bauers nachmachte, mit Lachen und Weinen abwechslungsweise und zu gleicher Zeit, sodaß wir die Sache selbst zu sehen und zu hören glaubten. Als er damit fertig war und wir eine gute Weile darüber gelacht hatten, wandte sich Lioncino noch in vollem Lachen zu ihm und sagte: Piero, ich wünsche, daß unser so lange andauernder Streit endlich zur Entscheidung komme und daß du dich überzeugest, daß ich besser erzählen kann als du. Diese wackern Männer, welche deine Geschichte gehört haben, werden so geduldig sein, auch eine von mir zu hören. Geben sie das Urtheil, daß diese ergetzlicher ist als die deine, so werde ich mich fortan den Meister nennen; im entgegengesetzten Falle aber werde ich die Meisterschaft dir zugestehen.

Piero erklärte sich einverstanden, Lioncino strich sich den Bart, trank einen Schluck und fing darauf also an: Ihr kennt, glaube ich, alle den Bianco Alfani oder habt ihr doch oft von ihm gehört. Er scheint auf den ersten Anblick noch jung, mag aber doch über vierzig Jahre auf dem Rücken haben; und wenn man ihm auch sogleich ansieht, daß er listig und boshaft ist, so paßt doch seine List mehr zu seinem scheinbaren Alter als zu seinem wirklichen, wie ihr erfahren könnt, ehe wir heute auseinandergehen. Er war von Jugend auf bis jetzt fast immer Aufseher im Schuldgefängnisse*), wo er die armen Gefangenen auslöste und sich dadurch schon viel Geld erworben hat. Da er aber immer ein lustiger Bruder war und die Frauen gern sah, besonders die jungen, so

*) Le stinche in Florenz genannt, Gefängniß für Schuldner oder für auf Lebenszeit Verurtheilte.

blieb ihm wenig von seinem Erwerb übrig, und was er mit dem wenigen angefangen, das sollt ihr nun hören. Voriges Jahr pflegte er oft auf den Neumarkt zu kommen, und hatte dort des Abends nach dem Essen immer einen Kreis von jungen Leuten um sich, die ihm nachliefen wie die Vögel der Eule, um seine Aufschneidereien und Geschichten zu hören, an welchen sie großes Gefallen fanden. Als wir nun eines Abends auch einmal auf unserm Bänkchen*) saßen, Herr Antonio der Hofnarr, Herr Niccolò Tinucci**) und ich, war jener Bianco nahe bei uns mit seiner Zuhörerschaft, wie gewöhnlich. Wir hörten ihre Gespräche mit an und fanden allmälig Vergnügen an seiner Einfalt und an dem, was jene Jungen zu ihm sagten. Wir hatten ihm so eine Weile zugehört, als Herr Niccolò zu uns sagte: Ich will euch einen Spaß machen. Voriges Jahr war hier ein gewisser Giovanni di Santi von Norcia***) Executor, mit dem dieser Strohkopf früher einmal, ich weiß nicht in welcher Angelegenheit, in Norcia war und deswegen so vertraut mit ihm wurde, daß ich, der ich genau mit jenem bekannt bin und ihn in Geschäften einiger Freunde oft besuchte, ihn fast immer, wenn ich hinkam, bei ihm antraf, und Giovanni hatte seine größte Lust an ihm und ließ ihn den Wahnsinnigen spielen, wie ihr diesen Abend es ihn habt ausführen sehen. Einstmals hatte ihn Giovanni mit irgend einem unbedeutenden Geschäft beauftragt, denn er verwandte ihn zu dergleichen kleinen Dingen, und sagte: Geh, mein Bianco, und komm gleich wieder mit der Antwort, und sei versichert, ich will dich noch einmal für alle die Mühe entschädigen, die ich dir mache, und zwar mit etwas anderm als mit Zetteln oder sonstigen Lumpereien.

---

*) Bei der Loggia de' Buondelmonti.
**) Ein Improvisator.
***) Giovanni di Santi de' Ceollattani di Norcia.

Wenn ihr mich auch entſchädigt, antwortete er, ich kenne vielleicht die Norciner nicht recht.

Kenne wen du willſt! ſagte Giovanni. Ich habe, da ich ſo zu Hauſe bin, überlegt, nicht zu ruhen, bis ich dich zum Hauptmann von Norcia gemacht habe.

Hört einmal, das wäre etwas. Und dazu wollte ich den Amtsſtab nicht ſchlechter führen als ihr den eurigen.

Gut, das wollen wir bald ſehen.

Nur vorwärts! ſagte Bianco und ging ſehr heiter weg, wohin man ihn gewieſen hatte.

Als er weg war, brach der Executor in ein Gelächter aus und ſagte zu mir: Was dünkt euch, Herr? Der Menſch glaubt ſicher, er werde unſer Hauptmann, und ich weiß nicht, ob man ihn nur als Anführer der Häſcher haben wollte. Aber wißt ihr was? Wenn ich ihn in dieſer Hoffnung beſtärke, ſo macht das mir Spaß und er beſorgt mir doch meine kleinen Geſchäftchen pünktlicher.

Was ſagt aber ihr dazu, daß ſich dieſem verrückten Menſchen die Sache ſo feſt in den Kopf geſetzt hatte, daß ich ihn ſpäter nie dort traf, ohne daß er auf das Kapitol kam und darüber genoſſen und geneckt wurde von allen Leuten im Hauſe bis auf die Häſcher hinab, ohne daß er es je merkte. Ja, zuletzt als Giovanni wegging und ich ihn bis an das Bad von Nipoli begleitete, kam er auch daher und erinnerte ihn beim Abſchied ſehr eindringlich daran. Der Freund ſagte zu ihm: Sei gutes Muths! Ich werde dir mein Verſprechen halten.

Und ſo zählte er darauf ſo gewiß wie auf den Tod nach den Worten, die er mir, als wir zuſammen zurückkehrten, unterwegs mittheilte.

Als ich Herrn Niccolò angehört hatte, fing ich an zu lachen und ſagte: Mit dieſem Menſchen ließe ſich ein herrlicher Spaß anrichten, wenn es wahr iſt, was ihr da geſagt habt. Wenn wir ihm einen Brief ſchicken, als käme er von dieſem Giovanni di Santi, und worin er ihn in der Sache beſtärkt, ſo ſteigern wir ihn noch

mehr in ſeiner Narrheit und kriegen hier des Abends tauſend neue Dinge von ihm zu hören.

Ganz gewiß, ſagte Herr Niccolò.

Hand ans Werk! rief Herr Antonio. Der Brief iſt meine Sache, denn die norciſche Mundart habe ich wol beſſer weg als ſonſt einer von euch. Ihr übernehmt dann die Sorge der Zuſendung, Herr! Morgen früh ſollt ihr ihn fertig haben.

Er hielt Wort, denn am andern Morgen brachte er einen Brief, den jedermann für von einem Norciner verfaßt erkannt hätte. Darin ſtand denn wirklich, ein Verwandter von ihm ſei durchs Loos zum Wahlmann des Hauptmanns beſtellt worden und er hoffe gewiß, ſeine Wahl durchzuſetzen; er ſolle aber noch nicht davon ſprechen. Herr Niccolò ließ ihn von einem befreundeten Notar abſchreiben und überſandte ihn durch einen vertrauten Eilboten, der eben vom Land kam und ganz mit Staub überdeckt war, ſodaß man ihm wol anſah, daß er von weiter her kam. Er ging in die Straße dell' Orto hinter San Piero dem Größern, wo jener wohnte, fragte nach dem Hauſe und es wurde ihm gezeigt. Er fand den Bianco an der Thür, machte ihm ſeine Reverenz und gab ihm den Brief. Als er ihn geleſen hatte, nahm er ganz beglückt den Boten bei der Hand und führte ihn, er mochte wollen oder nicht, zum Abendeſſen. Als Bianco ihn nach Giovanni fragte, antwortete er ihm, wie er von dem Herrn unterwieſen war. Nachdem ſie gegeſſen hatten, ſagte der Bote, er wolle des andern Morgens bei guter Zeit aufbrechen, und er könne ihm eine Antwort mitgeben, wenn er wolle. Bianco antwortete, gab ſie dem Boten und dieſer brachte ſie dem Herrn Niccolò, welcher uns beſuchte und ſie uns vorlas, und wir entnahmen daraus, daß jener der feſten Hoffnung lebe. Ueberdies, als wir deſſelbigen Tages nach dem Schuldgefängniſſe gingen, fanden wir, daß er bald zu dieſem Gefangenen, bald zu jenem, oder auch zu den

dabeiſtehenden bei jeder Gelegenheit ſagte: Ich komme doch noch einmal hinweg aus dieſem Spitzbubenneſt. Wahrlich es wird nicht ein Monat umgehen, ſo wird man ſehen, ob ich etwas oder nichts gelte.

Außerdem machte er noch tauſend andere Thorheiten, die uns in unſern Gedanken beſtärkten, weshalb wir denn die Sache weiter ausſpinnen zu können glaubten. Wir ſchrieben von neuem einen Brief gleichfalls im Namen des beſagten Giovanni und überſchickten ihn durch denſelben Boten einige Tage ſpäter. Bianco wurde darin benachrichtigt, daß er gewählt ſei und daß er ihm in einigen Tagen die Wahlurkunde zuſenden werde. Er ſolle aber die Sache vollkommen in der Stille halten, bis die Urkunde erfolge. Auf dieſen Brief erhielten wir alsbald Antwort, und in einer Weiſe, daß wir uns vornahmen, die Myſtification auf die Spitze zu treiben. Darum verfertigte nach einigen Tagen Herr Niccolò eine Wahlurkunde nach ſeinem Geſchmack. Dieſe wurde ſofort mit einem großen Siegel, das wir von Ciave borgten, geſiegelt und dann in Begleitung eines Briefs, gleichfalls im Namen des beſagten Giovanni, ihm durch den nämlichen Laufboten überſandt mit der Weiſung, er ſolle ſich am vierundzwanzigſten Juli in Pergola, drei Meilen von Norcia, einfinden und nur für Fahnen und Rüſtung und einiges Tafelweißzeug ſorgen; auf alles übrige wolle er ſelbſt bedacht ſein; vor Allem aber ſolle er nicht vergeſſen einen paſſenden Ritter mitzubringen. Als der Bote zu ihm kam, zeigte er ſich ganz heiter. Der Bote zog ſeinen Hut ab, überreichte den Brief und ſprach: Wohl bekomme es euch, gnädiger Herr!

Bianco las den Brief und war über den Anblick der Wahlurkunde ſo entzückt, daß er ſich nicht zu faſſen wußte. Er nahm den Boten mit nach Hauſe und ſchenkte ihm vierzig Groſchen, wobei er ihm noch mehr zu geben verſprach, ſobald er in Norcia wäre. Sodann ſchrieb er ihm die Antwort und konnte es kaum erwarten, bis er

auf den Neumarkt kam. Sobald er zu Abend gegeſſen hatte, ging er dahin, machte ſich zu einer Geſellſchaft, welche in unſerer Nähe war, und unterbrach ihre Unterhaltung mit den Worten: Nun, glaubt ihr jetzt, daß man den Bianco kennt, oder meint ihr, er gelte nichts?

Man drehte ſich nach ihm um und fragte ihn: Wie? Was gibt es Neues, Bianco? Was bedeuten dieſe Reden?

Er antwortete, ſeine Wahlurkunde in der Hand haltend: Wenn dieſer Brief nicht lügt, ſo werde ich bald ſehen, ob ich nicht einen Herrſcherſtab ſo gut führen werde als ihr da.

Endlich ſagte er ihnen, wie er zum Hauptmann von Norcia erwählt ſei, und begann großzuſprechen, ſie aber ihn zu ärgern, daß es ein wahres Feſt war. Nachdem er eine Weile bei ihnen geblieben, ſahen wir ihn auf uns zukommen, und er ſagte, zu Herrn Niccolò gewendet: Unſer Giovanni iſt doch ein Ehrenmann, denn er hat, was er mir in eurem Beiſein verſprochen, vollſtändig und ohne allzu lang warten zu laſſen mir erwirkt.

Er hielt das Papier in der Hand und ſagte: Da haben wir die Geſchichte.

Welche Geſchichte? fragte Herr Niccolò.

Nun, ſagte Bianco, die Wahl zur Hauptmannſchaft von Norcia.

Auf Ehre?

Auf meine Ehre. Und wenn ihr mir nicht glaubt, ſo leſt ſelbſt.

Herr Niccolò las und ſagte dann: Es iſt ſo. Er hat Recht. Jetzt ſorge nur für eines, Bianco, daß du dem auch Ehre machſt, der dir ſolche Ehre erweiſt.

Und dabei ermunterten ihn alle, nur recht anſtändig hinzukommen. Sodann nach vielen andern Geſprächen trennten wir uns; er ging nach Hauſe, wir aber machten unſerer Freude Luft, denn wir hatten uns kaum enthalten können zu lachen. Am folgenden Morgen nun ging

unſer Bianco mit ſeiner Urkunde in der Hand (denn ohne dieſelbe, meinte er, würde man ihm nicht glauben) in ganz Florenz umher und rief ſein neues Amt aus, auf das er nicht hätte gehen ſollen. So ging es mehre Tage fort, und ob er gleich die Urkunde hatte, ſo war doch die Zahl derer, die ihm nicht glaubten, größer, als die der andern. Als man aber ſah, daß er die Fahnen machen ließ und Pferde kaufte, gab es doch viele, welche anfingen, ihm Glauben zu ſchenken, ſo ſehr ſie ſich auch über die Sache wunderten. Nun begab es ſich, als er das baare Geld, das er hatte, ausgegeben und er noch mehr brauchte, daß er in Verlegenheit zu kommen ſchien. Da fiel ihm aber ein, daß Herr Martino, damals Notar der Reformationen, ihn ſchon mehrmals mit dem Geſuch angegangen hatte, ihm ein Stück Landes zu verkaufen, welches er hinter der Kirche des heiligen Marcus beſaß und womit der Notar eine ihm zugehörige Kapelle in der genannten Kirche beſchenken wollte. Bianco hatte bisher nie eingewilligt, nun aber dachte er, dieſes Mittel könne ihm die nöthige Hilfe verſchaffen. Er ſuchte daher ſogleich den beſagten Herrn Martino auf und ſagte zu ihm alſo: Ihr habt von mir mein Stück Land bei Sanct-Marcus kaufen wollen. Ich mochte mir nicht die Mühe geben, den Kauf abzuſchließen, da wir gerade unſere böſe Zeit hatten, und deswegen habe ich bis jetzt meine Zuſtimmung nicht gegeben. Nun aber kommt mir etwas dazwiſchen.

Dabei erzählte er ihm alles und ſagte: Wollt ihr, ſo ſetzt ihr ſelber den Preis feſt! Denn ich will nun lieber, ſo ungern ich daran gehe, mein Eigenthum verkaufen und dem Ehre machen, der mich ſo zu Ehren bringt. Wenn ich wieder zurückkomme, ſo habe ich ohnedem Geld im Ueberfluß und ich kaufe mir von meinen Zinſen Güter, die mehr werth ſind als dieſes Stück.

Als Herr Martino ſolches hörte, wünſchte er ihm Glück und ſagte: Man ſieht dir wol an, Bianco, daß

du aus dem Hauſe der Alſani ſtammſt und daß dein Sinn dem deiner Voraltern gleicht. Du thuſt ſehr wohl daran, dich ehrenhaft auszuſtatten, um dort anſtändig aufzutreten. Und damit dir nichts fehle, bin ich zufrieden, deinen Willen zu erfüllen, und mache du nur ſelbſt den Anſchlag!

Kurz ſie wurden ohne große Schwierigkeit, da Herr Martino ein geſcheiter und rechtſchaffener Mann war, auf einen ganz billigen Kaufpreis Handels einig. Es ward noch an demſelben Tag eine Anweiſung aufgeſetzt auf die Bank des Eſau Martellini, wo er ihm das Geld auszahlen ließ, und ſobald Bianco dieſes hatte, brachte er alles, was ihm noch fehlte, in Ordnung. Als nun die Zeit zum Aufzug herannahte, nahm er einen Richter, einen Ritter und einen Notar, die er nach Angabe der Wahlacte mitzubringen hatte, ingleichem Diener und Edelknaben. Einige Tage vor der Abreiſe ging er durch ganz Florenz mit ſeiner Dienerſchaft hinter ſich her, nahm Abſchied von allen ſeinen Freunden und Bekannten und verſprach allen, er wolle ſich ſo brav halten, daß dieſes Amt nicht das letzte ſein werde. Als nun der Tag der Abreiſe endlich gekommen war, ſchritten die Häſcher zu Fuß vorauf, dann kam er ſelbſt mit ſeiner übrigen Dienerſchaft, im Ganzen acht Berittene, und ſo ſchlug er den Weg gegen Arezzo ein. Dort angelangt beſuchte er den Hauptmann und den Schultheißen. Das gleiche that er zu Caſtiglione, zu Tortona und zu Perugia bei den Florentinern, die ſich daſelbſt befanden. Als dieſe ihn ſo ſtattlich aufziehen ſahen und hörten, wo er hinwolle, wunderten ſie ſich ſehr, zumal, da ſie ihn kannten. Doch wurde ihm von allen aus Rückſicht auf ſeine Vaterſtadt viel Ehre erwieſen. Er ſchied von Perugia und ritt nach Pergola, wo er gerade am vierundzwanzigſten, wie man ihm geſchrieben hatte, ankam und vom Wirthe freudig und gefällig aufgenommen wurde, wie es ſo Wirthsſitte iſt. Bianco ſtieg ab und brachte ſeine

Geräthſchaften in Ordnung, und da ihn der Wirth ſo gut ausgeſtattet ſah, ſagte er zu ihm: Edler Herr, wenn es erlaubt iſt, zu fragen, wohin geht ihr als Regent?

Wie? Wohin ich gehe? entgegnete Bianco. Ich bin der Hauptmann von Norcia.

Der Wirth war ganz betroffen, beſann ſich ein wenig und ſagte dann: Habt ihr mich zum Narren? Der Hauptmann hat ſein Amt angetreten vor noch nicht vierzehn Tagen; es iſt ein wackerer Römer.

Geh mir, guter Freund! Geh! ſagte Bianco. Du willſt wol ſagen der Schultheiß, denn der Hauptmann bin ich; und wenn du doch darüber im Zweifel biſt, ſo lies hier!

Damit zog er die Wahlurkunde aus dem Buſen und gab ſie ihm in die Hand. Der Wirth, welcher etwas leſen konnte, verſtand den Inhalt, kam faſt auf den Gedanken, er habe geirrt, zuckte die Achſeln und ſagte: Gewiß ich bin dieſen Abend nicht recht bei Sinnen.

Er brach das Geſpräch ab, ſo gut er konnte, und ordnete das Nachteſſen an. Bianco aber wandte ſich an ſeine Beamte und ſagte: Unſer Wirth iſt kein großer Gedächtnißkünſtler, da er den Schultheiß und den Hauptmann untereinander mengt.

Sobald ſie aber angefangen hatten zu ſpeiſen, und der Wirth dachte, es ſei nun alles im Gang, überließ er die Bedienung der Gäſte einem Neffen und ſeinen Dienern, beſtieg eine Stute und ritt wirklich nach Norcia. Dort ſuchte er einen Gevatter auf und ſagte: Gevatter, dieſen Abend iſt mir der ſeltſamſte Fall von der Welt begegnet.

Und er erzählte ihm alles. Sein Gevatter aber hub an zu lachen und ſagte zu ihm: Ich weiß nicht, wer von uns ſchwanger iſt, aber das weiß ich, daß du ein dummes Vieh biſt. Weißt du nicht, daß der Hauptmann am achten dies eingezogen iſt? Der Schultheiß

aber hat vor noch nicht drei Monaten ſein Amt angetreten. Entweder führt dich dein Gaſt am Narrenſeil oder iſt er ſelbſt ein Narr.

Wie Teufels aber, ſagte der Wirth, er hat mir ja die Wahlurkunde gezeigt!

Unter ſolchem Hinundwiderreden kam er auf den Marktplatz, wo das Geſpräch fortgeſetzt wurde. Sie geſellten ſich zu noch einigen andern Städtern, von welchen die einen darüber Poſſen riſſen, die andern ſich verwunderten. Indeß foderten ihn einige auf, den Stadtvorſtehern die Sache anzuzeigen, und ſo ging er, von ein paar andern begleitet, dahin. Als dieſe den Vorfall vernommen hatten und ſich nicht vorſtellen konnten, was das bedeute, beſchloſſen ſie, ihren Geheimſchreiber zu ihm zu ſchicken, um zu hören, was an der Sache ſei. Der Schreiber machte ſich mit dem Wirthe auf den Weg, ſprach mit ihm verſchiedenes über dieſe Angelegenheit und ſo gelangten ſie endlich an die Herberge, als es ſchon ziemlich ſpät war. Bei ihrer Ankunft ließ der Wirth zwei Fackeln anzünden und meldete dem Bianco, daß der Rathsſchreiber von Norcia gekommen ſei, ihn zu beſuchen. Bianco hatte nichts vom Weggehen des Wirths gehört und glaubte ſicher, jener komme, um ihm als dem Hauptmann aufzuwarten. Er ging ihm daher entgegen, ſie zogen voreinander die Hüte und nahmen ſich bei der Hand. Da wandte ſich Bianco zu dem Wirthe und ſagte lachend: Nun, was ſagſt du, Wirth? Jetzt ſiehſt du, wie genau du dir gemerkt haſt, wie lange es iſt, ſeit der Hauptmann ſeinen Einzug gehalten.

Der Wirth antwortete: Ihr habt Recht; aber ihr werdet bald in noch größern Zweifel gerathen als ich.

Als der Rathsſchreiber dies hörte, wäre er gern in Lachen ausgebrochen. Er war aber beſonnen genug, an ſich zu halten, wandte ſich zu ihm und begann alſo zu ſprechen: Edler Herr, meine Gebieter haben von eurer Ankunft gehört, und wie ihr erklärt, ihr wollet als

Hauptmann von Norcia euren Einzug halten. Darob sind sie über die Maßen verwundert, sintemal und alldieweilen am achten laufenden Monats der Hauptmann von Norcia sein Amt angetreten hat. Sie schicken mich derohalb zu euch, um zu erfahren, was dies bedeute und welche Ursache euch zu solchen Äußerungen bewegt.

Als Bianco diese Worte hörte, war er wie vom Donner gerührt und schien eher todt als lebendig. Er konnte kaum die Lippen bewegen und sagen: Habt ihr mehr als einen Hauptmann?

Nein, bei Gott, antwortete der Rathsschreiber. Darauf besann er sich eine Weile, und da es ihm schien, man habe ihn zum besten, und er der Meinung war, es könne dies von keiner andern Seite, als von Norcia ausgehen, verwandelte sich sein Schmerz in Zorn, mit hochrothem Gesicht zog er seine Wahlurkunde aus dem Busen und sprach mit giftigem Tone: Wahrlich, wahrlich, wenn dies mir nicht lügt, so werde ich Hauptmann von Norcia werden; und wenn mir Unbild widerfährt, so gehöre ich einem Lande an, das mich nicht hilflos lassen wird.

Er gerieth vollends ganz in Wuth und rief: Meint ihr etwa, ihr habt es mit einem rohen Bergvolk zu thun? Ihr werdet sehen, daß die Bürger von Florenz aus einem andern Stoff gemacht sind als die Bergvölker. Wir haben dem Herzog von Mailand den Eigensinn vertrieben und ganz andern Leuten, die um ein gutes Stück gewaltiger aussehen als die Norciner. Glaubt nur nicht, wenn ihr mich habt hierher kommen lassen, und ihr nachher das Amt einem andern gegeben habt, ich werde das so hinnehmen! Oder wenn ich nicht zur Zeit gekommen wäre, was zum Teufel hätten sie gemacht!

Außerdem sprach er noch tausend andere Thorheiten, welche zu erzählen viel zu weitläufig wäre. Am Ende sagte er zum Rathsschreiber, welcher die Urkunde zu sehen begehrte: Geht, geht! Morgen früh komme ich zu euren

Herren und dann will ich's ihnen zeigen und wir wollen sehen, was sie dagegen vorzubringen Lust haben.

Als der Rathsschreiber ihn so sprechen hörte, hielt er den Mann für eine ganz neue Art von Wahnsinnigen und nahm, ohne sich mit ihm auf viele Weiterungen einzulassen, von ihm Abschied. Der Wirth begleitete ihn und so kehrte er nach der Stadt zurück und berichtete dem Rath, wie die Sache abgelaufen sei. Sie wunderten sich, wußten sich aber gar nicht vorzustellen, was das sein solle, und sprachen: Der nächste Morgen wird es lehren und uns Aufschluß verschaffen über die Absichten dieses Menschen.

Bianco blieb mit seinen Beamten zurück, sie prüften hin und her die Wahlurkunde und die Worte, die sie gehört hatten, wußten sich aber die Sache nicht anders zu erklären, als daß die Norciner vom Papst oder von irgend einem andern Fürsten gezwungen worden seien, nachdem sie ihm die Wahlurkunde bereits übersandt hatten, die Wahl auf einen andern zu lenken. Am Ende, als es schon sehr spät war, gingen alle schlafen. Bianco aber konnte die ganze Nacht über kein Auge zuthun, vielmehr dachte er unaufhörlich über die Sache nach, und konnte kaum erwarten, bis es Tag wurde, um zu erfahren, ob er Hauptmann sei oder nicht, und der Tag war nicht so bald erschienen, als er schon aufstand, mit seinem Gefolge zu Pferde saß und in die Stadt ritt. Die Neuigkeit hatte sich schon allenthalben verbreitet und alles lief auf den Straßen umher, um den neuen Hauptmann zu sehen, welcher aus Beschämung nicht wußte, wohin die Augen wenden, und mit gesenktem Haupt einherzog, als wäre ihm sein Weib ins Feuer gefallen. Am Hause der Stadtvorsteher angelangt, stieg er ab, trat hinein und ließ ihnen melden, er sei angekommen. Sie traten sogleich im Rathssaal zusammen, ließen ihn hereinrufen und luden ihn ein, sich neben ihnen niederzulassen. So blieb er eine Weile, dann erhob er sich

und fing gemäß der unterwegs mit seinem Richter gepflogenen Verabredung also zu sprechen an: Ihr Herren, es sind etwa drei Monate, daß Giovanni di Santo, welcher voriges Jahr unser Executor war, mir schrieb, er wolle mich zu eurem Hauptmann erwählen lassen, bald darauf wieder, er habe meine Wahl bereits durchgesetzt, und endlich schickte er mir die Wahlurkunde, welche ich hier habe. Vom Wunsche beseelt, eurem Rathe gefällig zu sein und Ehre zu gewinnen, wie stets meine Vorfahren solche zu besitzen gepflogen, entschloß ich mich herzukommen und euch zu dienen; ich habe mich deshalb auf die meinem Amte der mir überschickten Wahlurkunde zufolge zukommende Weise ausgestattet, und bin hierher gereist mit dem Gefolge, das ihr hier seht, und nicht ohne große Unkosten, denn ich habe über zweihundert Goldgulden dafür ausgegeben. Gestern Abend nun hörte ich zuerst vom Wirthe und dann von eurem Schreiber, daß ihr schon vor vierzehn Tagen das Amt einem andern gegeben habt, worüber ich verwundert und betrübt bin, so sehr unter solchen Umständen zu erwarten ist, denn das ist doch wol nicht die Treue, die einer Gemeinde wie die eurige ansteht, noch hat solches die Liebe verdient, welche beständig zwischen den Florentinern und euch stattgefunden. Auch sollt ihr nicht glauben, euren Hohn über einen der geringsten ausgeschüttet zu haben, denn das Haus der Alfani gehört, ohne den andern zu nahe zu treten, zu den größten und ältesten unserer Stadt, darum werdet ihr euch solcher an mir verübten Unbild sammt der Schande und dem Schaden nicht berühmen. Wolltet ihr jedoch Vorkehrung treffen, daß meiner Ehre kein Eintrag geschähe und ich meine Ausgaben nicht verlöre, so wollte ich in Absicht auf das bereits Geschehene mich beruhigen. Laßt es euch darum genehm sein, auf eure und auf meine Ehre Bedacht zu haben!

Nachdem er dies gesprochen, behändigte er dem Vor-

ſitzer die Wahlurkunde und ſagte: Dies iſt es, was mich ſo zu ſprechen veranlaßt.

Der Vorſtand, als er ſah, daß Bianco aufgeredet hatte, ſagte zu ihm: Edler Herr, ſeid ſo gefällig, eine Weile draußen zu warten! Wir wollen uns hier unter uns berathen und euch alsdann antworten.

Bianco zog ſich in einen Vorſaal des Rathszimmers zurück und ſagte dort zu ſeinem Richter: Ich wünſchte nur, ihr hättet mich gehört; denn ich verſichere euch, ich habe es ihnen auf eine Art geſagt, daß ich unmöglich glauben kann, ſie werden nicht ſo oder anders auf ihre Ehre und damit zugleich auf die meinige bedacht ſein. Ich habe recht wohl bemerkt, daß ſie ihr Unrecht einſehen, und es war keiner unter ihnen, der vor Scham wagte, mir ins Geſicht zu blicken.

Die Vorſteher gingen zu Rathe und ließen die Wahlurkunde vorleſen, bemerkten aber, daß ſie nicht von der Hand ihres Rathsſchreibers und durchaus gegen die bei der Wahl ihres Hauptmanns herkömmliche Form angefertigt war, inſofern einmal mehr Beſoldung und mehr Dienerſchaft und ein Richter in Anſpruch genommen wurde, den der Hauptmann nicht mitzubringen hatte; auch war die Urkunde nicht mit ihrem Siegel geſiegelt, und ſo ergab ſich denn alsbald, daß man mit dem Manne blos einen Scherz geſpielt habe. Nachdem ſie daher eine Weile darüber gelacht hatten, ließen ſie ihn wieder hereinrufen, und ſobald er ſich niedergeſetzt hatte, begann einer von ihnen im Auftrage der andern alſo: Edler Herr, der Rath fühlt ſich durch das von euch gehörte Anbringen und durch die Einſicht dieſer von euch vorgelegten Urkunde zur Verwunderung und zum Bedauern mit euch bewogen. Wir wundern uns, denn wir können uns nicht vorſtellen, wie man euch einen ſolchen gewaltigen Spuk geſpielt hat und daß ihr in ſo langer Zeit nicht darauf gekommen ſeid, denn weder ſeid ihr jemals zu dieſem Amte erwählt worden, noch iſt dieſe Wahlurkunde hier

ausgefertigt, noch mit unſerm Siegel verſehen, noch iſt ſie auch nur in der Form der Urkunden gehalten, wie ſie bei Erwählung zu einem ſolchen Amte gewöhnlich ſind. Wir haben Bedauern mit euch, da wir aus den von euch gehörten Worten und aus eurem Anblick euch für einen wackern Mann halten zu müſſen glauben; eben darum bedauern wir auch die Kränkung eurer Ehre und den großen Schaden, in den ihr, wie wir ſehen, euch durch die Sache verſetzt habt. Wir wünſchten in der Lage zu ſein, euch in dieſer doppelten Hinſicht genügen zu können, ſowohl in Betracht eurer Perſon als aus Rückſicht auf eure Vaterſtadt, für die wir wie für jeden ihrer Bürger beſondere Wohlgeneigtheit hegen. Aber alle Ämter, welche wir zu vergeben haben, ſind gegenwärtig beſetzt, auch nicht eine Stelle iſt dermalen frei. Wir ſehen daher keine Möglichkeit, euch in irgend einer Weiſe unterſtützen zu können. Das einzige, was wir für euch haben, iſt daß wir unſern Schmerz über dieſen Vorfall mit dem eurigen vereinen. Schließlich aber müſſen wir euch auffodern, um eurer eigenen Ehre willen zurückzukehren, ſo ſchnell ihr könnt; denn je länger ihr hier euch aufhaltet, deſto mehr müßte eure Schande wachſen.

Hiermit ſchloß er. Bianco aber, als er dieſe ſeinen Erwartungen ſo ſehr entgegengeſetzte Antwort gehört hatte, war vom Schmerz ganz überwältigt und konnte einige Zeit keine Sylbe vorbringen. Endlich aber ſagte er mit Thränen in den Augen: Ihr Herren, das alles kann mir niemand anders angethan haben, als der Verräther Giovanni di Santo, der mir auf ſolche Art die Dienſte gelohnt hat, die ich ihm in Florenz erwieſen. Ich habe hier ſeine eigenhändigen Briefe. Habt wenigſtens die Güte, nach ihm zu ſenden und mir von ihm Entſchädigung für meine Verluſte zu verſchaffen, denn für die Schmach, die er mir angethan, will ich ſchon ſelbſt Genugthuung erhalten, wenn Gott mir und meinen Brüdern das Leben ſchenkt, geh es wie es wolle!

Wenn es wahr ist, daß er die Schuld trägt, antworteten die Rathsherren, so werden wir ihn veranlassen, dir deinen Schaden zu ersetzen, und überdies wollen wir ihn für sein Vergehen so bestrafen, daß dir wenig Rache mehr übrig bleiben wird.

Wirklich schickten sie nach ihm, und er kam gleich darauf, denn er stand bei den andern Leuten auf dem Platze, um zu sehen, wer denn der neue Hauptmann sei. Als er aber beim Eintreten in den Rathssaal den Bianco sah, war er sehr verwundert. Einer der Herren erzählte ihm mit strengen Worten im Namen der andern die Veranlassung, aus der man nach ihm geschickt, und fragte ihn, welch ein Grund oder Anmaßung ihn bewege, den wackern Mann in Schande und Schmach zu bringen, und noch dazu die Obrigkeit mit ins Spiel zu mischen. Als Giovanni dieses hörte, verwunderte er sich noch mehr und sagte: Gnädige Herren, allerdings, als ich Executor von Florenz war, erwies mir der hier anwesende Bianco viele Dienste, sodaß ich ihm versprach, ihm nach meinem Vermögen zu diesem Amte zu verhelfen, und in der That halte ich mich ihm so sehr verpflichtet, und seine Verdienste sind der Art, daß ich, wenn das Loos die Wahl auf einen gelenkt hätte, von dem ich hätte glauben dürfen, er werde mir gefällig sein, so hätte ich es auch gern gethan. Aber von dem weitern Verlauf habe ich nie das Mindeste gehört, und wenn ihr findet, daß ich je etwas davon gehört habe, so laßt mir den Kopf abschlagen!

Als Bianco dies hörte, zog er die Briefe aus dem Busen und sagte: Da seht, ihr Herren, mit welcher Stirn der Mann leugnet! Laßt ihn diese Briefe lesen und erforscht, ob sie von seiner Hand sind!

Die Rathsherren ließen die Briefe lesen, Giovanni aber erklärte, sie seien nicht von seiner Hand. Darum wurde er nach vielem Hinundherreden zwischen ihm, dem Rathe und Bianco entlassen. Die Rathsherren wollten

Bianco einigermaßen bezeugen, daß es ihnen leid um ihn thue, und verordneten, daß der Wirth von der Gemeinde zufriedengestellt werde und ihm nichts abnehme. So machte sich denn Bianco in einer Stimmung, die sich jeder von euch leicht vorstellen kann, nach der Herberge auf den Weg; Giovanni begleitete ihn, und in der ganzen Stadt wies man ihn mit Fingern und eines zeigte ihn dem andern wie ein Wunderthier. Giovanni war mit ihm sehr betrübt über den Vorfall und fügte bei, daß in Betracht dessen, was geschehen sei, er nun keine Möglichkeit vorausſehe, ihm erhalten zu können, was er ihm versprochen habe. Im Wirthshaus angelangt beschloß Bianco, da es noch früh am Tage war, sogleich abzureisen; er nahm von Giovanni Abschied und schlug den Rückweg gegen Perugia ein. Er ritt ganz allein voraus; der Richter aber, welcher aus dem Gebiet von Perugia war, der Ritter und der Notar fingen an miteinander zu sprechen und sagten: Der hat uns mitgenommen und uns um unsere Plätze gebracht. Wenn er der Narr im Spiele gewesen ist, sollen wir auch darunter leiden?

Sie verabredeten unter sich, was sie zu thun haben, und ließen, ohne viel Worte mit ihm zu machen, sobald sie in Perugia waren, auf seine Pferde, sein Felleisen und seine sämmtliche Habseligkeit Beschlag legen. Als Bianco dies sah, überhäufte er sie mit Bitten, aber umsonst. Endlich aber, als er sah, daß es schlecht aussehe und daß er ihnen nachgeben müsse, verkaufte er dort drei Rosse, welche ihm gehörten, und die Rüstung, ja seine Kleider vom Leibe, obgleich er nur die Hälfte oder noch weniger von dem, was sie ihn gekostet hatten, daraus löste; denn da er genöthigt war, die Sachen loszuschlagen, wurde er übers Ohr gehauen und er gab sie dem nächsten besten hin. So blieb ihm von allem, was er mitgebracht hatte, nur noch die Fahne mit seinem Wappen übrig; er nahm sie von der Lanze, wickelte

ſie in ein ärmliches zerlumptes Tuch und machte ſich mit dieſer Laſt auf dem Rücken zu Fuß nach Arezzo auf den Weg und ging ſofort von Arezzo in das Caſentiniſche nach Ortignano, wo er einige Verwandte hatte. Er ſchämte ſich nach Florenz zurückzukehren und blieb deshalb dort viele Wochen im Schmerz über ſein Misgeſchick und ohne zu wiſſen noch ſich vorſtellen zu können, wer ihm das angethan habe. Da ihn jedoch der Wunſch, dieſen aufzufinden, unaufhörlich ſtachelte, beſchloß er endlich, nach Florenz heimzugehen, und er that es auch. Wie er zu Hauſe anlangte, wunderten ſich ſeine Brüder, die ihn ſo zu Fuß und unſcheinbar ausgerüſtet ſahen, und fragten ihn, was das bedeute. Er erzählte ihnen alles ausführlich und ſchloß mit den Worten: Meine Brüder, ihr müßt mir beiſtehen, mich zu rächen.

Sie waren ebenſo geſinnt wie er und ſchwuren alle dem den Tod, der ihnen dieſen Schimpf angethan. Bianco hielt ſich einige Tage zu Hauſe oder doch in der Nähe, bis er wagte, ſich in der Stadt zu zeigen. Als er ſich jedoch bald gezwungen ſah, auszugehen, ſchritt er ganz verdutzt und mit geſenkten Augen durch die Straßen. Und wenn ihn ſeine Freunde oder Bekannte aufzogen und fragten, ob er ſein Amt ſo bald ſchon abgewälzt habe, antwortete er mit ſchamglühendem Geſicht, er habe es aus guten Gründen nicht angetreten, ſei vielmehr im Caſentiniſchen geweſen bei ſeinen Verwandten. Dann that er, als habe er viel zu thun, und brach die Unterredung ſo ſchnell als möglich ab. Durch die Leute aber, die von Norcia und von Perugia kamen, hörte man allmälig, welchen Ausgang die Sache genommen hatte, ſodaß in kurzem die ganze Stadt davon voll war und ihn jedermann zum Erbarmen quälte, wie ihr alle ſehen und hören könnt. Wer es ihm aber am ärgſten machte, das waren ein paar Handwerksleute, denen er ſchuldig war, und welche gehofft hatten, von ſeinem Dienſteinkommen bezahlt zu werden. Nun aber

fingen ſie an, ihn zu drängen, und verlangten nun durchaus ihre Befriedigung. In der Verlegenheit, was zu beginnen ſei, da er ſein Stück Land an Herrn Martino verkauft hatte, veräußerte er an ihn auch zwei kleine Häuſer, die er in der Straße San Gallo beſaß und welche ihm derſelbe Herr Martino eigentlich nur aus Gefälligkeit und Mitleid für ihn abnahm, wobei er ihn ermahnte, nachdem ihm Bianco die ganze Angelegenheit mitgetheilt hatte, nicht mehr davon zu ſprechen, noch weitere Nachforſchungen anzuſtellen, da er, jemehr er die Sache berühre, um ſo mehr ſich lächerlich mache; er ſuchte ihn auch in der Anſicht zu beſtärken, die Täuſchung könne von nirgend anders herkommen, als von dem Schuldgefängniß, und das war denn auch die allgemeinſte Anſicht von der Sache. Sobald er nun das Geld erhalten hatte, befolgte er den Rath des Herrn Martino und befriedigte, ohne weiter nachzuforſchen, ſeine Schuldner, und da er nicht fürder Hoffnung haben konnte, irgendwo als Regent unterzukommen, hängte er die ihm übriggebliebene Fahne in San Marco über dem Grabe ſeines Vaters auf, der wenige Jahre zuvor geſtorben war. Dann kehrte er in das Gefängniß zu ſeinem frühern Berufe zurück. War er ſchon früher gegen die Gefangenen ſtreng geweſen, ſo wurde er nun, da er ſich von ihnen gekränkt glaubte und nicht näher wußte von wem, vollends unerbittlich, und machte ſichs zur Aufgabe, um den rechten nicht zu verfehlen, allen miteinander ſo viel Unluſt als möglich zu bereiten. Die Gefangenen rathſchlagten daher oftmals miteinander und wußten nicht, wie der Sache abzuhelfen ſei, bis Lodovico da Marradi, ein, wie ihr wißt, ſehr verſchlagener Mann, endlich zu ihnen ſagte: Da wir ihn auf keine Weiſe milder gegen uns machen können, und da er doch darauf bleibt, wir ſeien die, die ihn nach Norcia geſchickt haben, ohne ſich durch irgend eine bisher geſchehene oder noch zu geſchehende Entſchuldigung von dieſer Anſicht abbringen zu

laſſen, da er im Gegentheil es täglich ſich feſter in den Kopf ſetzt und es uns büßen läßt, und da uns einmal unſer Unſtern an dieſen böſen Ort geführt hat, wo wir ſeiner ſchlimmen Laune ausgeſetzt ſind, ohne uns dagegen wehren zu können, ſo wollen wir wenigſtens eines thun, ihm in ſolcher Erniedrigung einigermaßen die Süßigkeit der Rache zu ſchmecken, die nach meiner Anſicht ſonſt alle Süßigkeiten von der Welt übertrifft. Wir wollen den Mann beim Weinzoll anzeigen, weil er, da er als Hauptmann nach Norcia ging, die Taxe nicht bezahlt hat. Das wird zur Folge haben, daß die Zollbeamten, um einen Spaß mit ihm zu haben, nach ihm ſenden und ihn aufziehen, worüber er ſich halb zu Tod ärgert, und dann haben wir ihn doch, ſo lang er dort iſt, nicht auf dem Hals. Und wenn er auch darauf kommt, daß wir es geweſen ſind, ſchlimmer, als er es uns jetzt macht, kann er es uns doch nicht machen; und am Ende wer guten Krieg führt, kriegt guten Frieden.

Alle waren damit einverſtanden, Lodovico ſetzte eine Klage auf und ſie ſchickten dieſelbe durch einen Freund auf das Zollamt. Sobald die Beamten die Sache erfuhren, ſchickten ſie mit großem Gelächter nach ihm aus. Sobald er kam, nahm einer im Namen aller das Wort und ſagte: Bianco, man hat uns zur Anzeige gebracht, daß du als Hauptmann von Norcia von hier weggegangen ſeiſt, ohne die Taxe zu bezahlen. Du mußt ſie alſo bezahlen und biſt zur Strafe den doppelten Betrag zu erlegen ſchuldig.

Als er dies hörte, fing er an heftig zu weinen und ſprach: Liebe Herren, habt Erbarmen mit mir!

Dann erzählte er ihnen den ganzen Hergang. Die Beamten ſtellten ſich, als glauben ſie ihm nicht, und zerrten ihn eine gute Weile herum; endlich gaben ſie ihm die Weiſung, er ſolle ein andermal wiederkommen. So gelang dem Lodovico ſein Plan vortrefflich, denn ſo oft die Beamten unter ſich über die Geſchäfte uneins waren

und sahen, daß sie nicht gleich sich verständigen konnten, sagte einer oder der andere: Da wir hierüber nicht einig werden, wollen wir nach Bianco senden und zusehen, ob wir über seine Angelegenheit uns nicht einigen können. Sie ließen ihn kommen, behielten ihn eine Weile bei sich, machten sich Spaß mit ihm, so lange sie Lust hatten, und ließen dann die Sache unentschieden. So dauerte es lange Zeit, daß man ihn immer bei der ersten Steuererhebung holen ließ, und auch später manchmal, wenn es ihnen einfiel, sodaß ihm die Sache kein geringes Geschäft und Leidwesen machte, und überdies kostete es ihn einige Gulden, denn er brachte dem einen der Beamten Granaten, dem andern Kugeln, oder Spindeln, oder Spiegel, wie er glaubte, daß es ihnen angenehm sei. Die Gefangenen, welche mit einem Zollboten verabredet hatten, daß sie Tag für Tag erführen, wie die Sachen stehen, konnten nicht satt werden, Lodovico für den von ihm ertheilten Rath zu danken, da er ihnen so viel Vergnügen und Trost verschaffte, daß sie daneben alles andere geduldig ertrugen. Ich schweige davon, wie wir von dem Notar, den er mitnahm, alles pünktlich erfahren, und von dem Vergnügen, das uns die Geschichte oftmals bereitete, sowie von manchem Schabernack, den ihm die Gefangenen sonst noch anthaten, weshalb er immer mit ihnen im Streit lebte und somit arm, bettelhaft, wunderlich und launisch wurde.

Als Lioncino diese seine Erzählung beendigt hatte, wandte er sich lachend zu Piero dem Venezianer und sagte: Nun wohlan, was willst du anfangen, Piero? Willst du nachgeben oder wie sonst auf deinem Kopf beharren? Gefällt dir meine Geschichte nicht besser als die deinige? Urtheile selbst, ohne die andern zu behelligen!

Nein nein, sagte Piero, darum handelt es sich nicht; denn so schön und unterhaltend auch deine Novelle gewesen ist, so behauptet doch die meinige vor ihr weit den Vorzug, weil ich die Reden der in meiner Geschichte

auftretenden Perſonen anders gehalten und wiedergegeben habe als du die der deinigen. Sodann enthält meine Novelle lauter Dinge, die auf einen Punkt abzielen, von dem man nie ohne Lachen ſpricht und der durchaus aller Hörer Ohren ergetzt; nicht alſo bei der deinigen. Indeß haben wir uns dem Urtheil dieſer wackern und verſtändigen Männer unterworfen und ich will demſelben auf keine Weiſe ausweichen.

Lioncino wandte ſich darauf zu uns und ſagte: Ich wundere mich nicht über Piero, daß er hierin nicht mit mir einverſtanden iſt, denn es wäre dies ganz gegen ſeine Gewohnheit; aber in Betracht eurer Klugheit fürchte ich nicht, daß mir Unrecht geſchehen könnte. Und um euch nicht durch Weitſchweifigkeit zu beläſtigen, will ich nicht die vielen unterhaltenden Partien meiner Novelle hervorheben, ſondern ſpreche nur die Anſicht aus, daß, da ihr den Bianco kennt, und doch gewiß gehört habt, daß das wirklich ſich begeben, was ich euch erzählt habe, daß euch dies weit mehr Spaß machen mußte als etwas in ſeiner Geſchichte. Habt daher die Güte und urtheilt nach eurem Gewiſſen!

Es waren unter uns verſchiedene Anſichten; die einen verſicherten, die Novelle Piero's ſei ſchöner, die andern, die Lioncino's, und da wir uns zu keiner beſtimmten Entſcheidung vereinigen konnten, verſprachen wir Giovannozzo, es ſolle dies nicht das letzte mal ſein, daß wir uns hier zuſammenfinden, und es wurde beſchloſſen, das nächſte mal, wenn wir wiederkommen, ſollen noch zwei Geſchichten erzählt und dann erſt unſer Urtheil geſprochen werden. Die Krankheit nahm aber zu, Lioncino unterlag ihr auch, und wir wurden ſo davon erſchreckt, daß die Geſellſchaft nach allen Seiten zerſtob. So blieb das Urtheil ungeſprochen und ich berufe mich daher auf das deinige und das des geneigten Leſers.

II. Novellen von Franco Sacchetti.

1335.

14. Lob und Tadel.*)

(Nov. 3.)

Der alte König Eduard von England war ein Fürſt von großem Ruhm und vieler Tapferkeit und dabei ſo verſtändig, als man aus folgender Geſchichte zum Theil erkennen kann. Es lebte nämlich zu ſeinen Zeiten im Enzathal in der Grafſchaft Florenz ein Siebmacher mit Namen Parcittadino. Dieſem kam es in den Sinn, die Siebmacherei an den Nagel zu hängen und Hofmann zu werden, in welchem Gewerbe er auch bald hübſche Erfahrung gewann. Während er ſich ſo in den höfiſchen Künſten verſuchte, entſtand in ihm ein lebhafter Wunſch, den beſagten König Eduard zu beſuchen, und dies nicht ohne Grund, ſondern weil er gar viel Rühmens von ſeiner Großmuth und Milde, inſonderheit gegen ſeines Gleichen, vernommen hatte. In ſolchen Gedanken machte er ſich eines Tages auf den Weg und ruhte nicht eher, bis er England und die Stadt London erreichte, wo der König ſich aufhielt. Er betrat den königlichen Palaſt, wo der beſagte König wohnte, ſchritt durch Thüren und Thore und gelangte in den Saal, wo der König meiſtentheils Hof zu halten pflegte, und fand ihn mit ſeinem Haushofmeiſter ins Schachſpiel vertieft. Parcittadino näherte ſich dem König, kniete nieder und grüßte ihn ehrfurchtsvoll; der König nahm aber noch nicht mehr Rückſicht auf ihn, als bei ſeinem erſten Eintreten, ja er

*) Simrock's Quellen des Shakſpeare, IV, 245.

ſchien ihn nicht zu bemerken, und Parcittadino verblieb eine geraume Zeit in dieſer Stellung. Da er aber ſah, der König achte nicht auf ihn, erhob er ſich wieder und begann zu ſprechen: Geſegnet ſei der Tag und die Stunde, die mich dahin geführt haben, wohin mich immer verlangte, nämlich zu dem Anblick des edelſten, weiſeſten und tapferſten Königs der geſammten Chriſtenheit; denn nun darf ich mich vor Allen meines Gleichen brüſten, da mir die Ehre zu Theil geworden iſt, die Blume aller Könige zu ſchauen. O welcher Gnade hat das Glück mich gewürdigt! Wenn ich des heutigen Tages zum Sterben käme, ſo würde ich mit freudigem Herzen den letzten Schritt thun, ſintemal ich jene durchlauchtige Krone von Angeſicht ſchaue, die, wie der Magnet das Eiſen, mit ihrer Trefflichkeit jedermann an ſich zieht und mit dem Wunſche erfüllt, ihrer Glorie anſichtig zu werden.

Kaum hatte Parcittadino ſeine Rede ſo weit ausgeführt, als der König ſich vom Spiel erhob, den Parcittadino ergriff, ihn zur Erde riß und ihm mit Fauſtſchlägen und Fußtritten ſo begegnete, daß er ihn garſtig zurichtete. Als der König das gethan hatte, kehrte er gleich zu ſeinem Schachſpiel zurück. Ganz beſtürzt erhob ſich Parcittadino von der Erde; kaum wußte er noch, wo er ſich befand, und faſt bedäuchte ihn nun, er habe ſo manchen Schritt vergebens gethan und auch das Lob an den König verſchwendet. So ſtand er ganz unglücklich da und wußte nicht, was er beginnen ſollte. Endlich faßte er ſich ein Herz und wollte den Verſuch machen, ob es ihm vielleicht beſſer ausſchlage, wenn er dem König ganz entgegengeſetzte Dinge ſage, da ihm das Lob ſo übel aufgenommen worden war. Er hub alſo an und ſprach: Verwünſcht ſei der Tag und die Stunde, die mich an dieſen Ort geführt haben! Ich glaubte, ich ſei gekommen, einen edeln König zu ſchauen, wie der Ruf ihn pries, und bin gekommen, einen undankbaren und unerkenntlichen König zu ſehen. Ich glaubte, ich ſei ge-

kommen, einen tugendhaften König zu ſehen, und ich bin gekommen, einen böſen König zu ſehen. Ich glaubte, ich ſei gekommen, einen weiſen und verſtändigen König zu ſchauen, und bin zu einem boshaften und verdorbenen gekommen. Ich glaubte, ich ſei gekommen, eine heilige und gerechte Krone zu ſehen, und bin zu einem gekommen, der Gutes mit Böſem vergilt, denn das beweiſt der Augenſchein, da er mich Armſeligen, der ihn ehrte und lobpreiſte, ſo zugerichtet hat, daß ich nicht weiß, ob ich je wieder ein Sieb werde machen können, wenn ich einſt zu meinem alten Handwerk ſollte zurückkehren müſſen.

Bei dieſen Worten erhob ſich der König zum zweiten mal und noch heftiger als zuvor, trat an die Thüre und rief einen ſeiner Hofdiener. Als Parcittadino dies ſah, kann man ſich denken, welcher Schreck ihn ergriff; er ſchien eine zitternde Leiche und zweifelte nicht, der König werde ihn umbringen laſſen; denn als er ſah, daß der König jenen Hofdiener herbeirief, bildete er ſich ein, er rufe einem Schergen, der ihn ans Kreuz ſchlagen ſolle. Als aber der von dem König gerufene Baron kam, ſprach der König zu ihm: Geh hin und gib dieſem Mann das und das meiner Staatskleider und bezahle ihn damit für die Wahrheit, die er mir geſagt hat, denn für ſeine Lügen habe ich ihn ſchon ſelber ausbezahlt.

Der Baron ging eilends und brachte Parcittadino eines der ſchönſten königlichen Kleider mit ſo großen Knöpfen voll Perlen und Edelſteinen, daß es, die empfangenen Fußtritte und Fauſtſchläge ungerechnet, wol dreihundert Gulden oder mehr werth war. Parcittadino argwöhnte anfangs, das Kleid möchte eine Schlange oder ein Baſilisk ſein und ihn beißen, und griff nur vorſichtig zu. Bald aber faßte er Muth, zog es an und ſtellte ſich darin dem Könige vor.

Gnädigſter König, ſagte er, wenn ihr mich für meine Lügen immer ſo bezahlen wollt, werde ich ſelten die Wahrheit ſprechen.

Er lernte den König aus dem, was er gehört hatte, kennen, und der König hatte mehr Freude an ihm. Nachdem er geblieben war, ſo lang ihm gefiel, nahm er Urlaub und verabſchiedete ſich vom König. Er reiſte nach der Lombardei zurück, wo er die Höfe aller Herren beſuchte und dieſe Geſchichte erzählte, welche ihm hier mehr als noch ein mal dreihundert Gulden einbrachte, womit er nach Toscana zurückkehrte und in Linari ſeine armen in ſaurer Arbeit ganz verkommenen Verwandten vom Siebmachergewerbe in ſeinem Staatskleide beſuchte. Dieſe machten große Augen, Parcittadino aber ſprach zu ihnen:

Am Boden keicht' ich unter Schläg' und Tritten,
Eh' ich in England dieſes Kleid erſtritten.

Er that Vielen von ihnen Gutes; dann nahm er Abſchied und ging ſeinem Glücke nach. Das war doch eine ſo ſchöne Geſchichte, wie ſie nur je einem Könige begegnen konnte. Und wie Viele ſind, die, wenn ſie gelobt worden wären wie dieſer König, nicht die Backen aufgebläht hätten vor Stolz? Er aber, obwol er wußte, daß er jene Lobſprüche verdiente, wollte zeigen, daß es nicht wahr ſei, übte aber am Ende ſolche Klugheit. Viele Unwiſſende, wenn Schmeichler ſie ins Geſicht loben, werden es glauben; er aber, der ein tüchtiger Mann war, wollte das Gegentheil beweiſen.

---

15. Der Müller und der Abt.*)

(Nov. 4.)

Meſſer Bernabò, Herr von Mailand, dem ein Müller mit artigen Reden hinausgab, ſchenkte demſelben ein ſehr großes Lehen. Dieſer Herr war zu ſeiner Zeit gefürchteter als irgend ein anderer Fürſt; und obgleich er grau-

*) Bei Simrock a. a. O., IV, 249.

ſam war, ſo beſaß er doch dabei einen guten Theil Gerechtigkeit. Unter vielen andern Abenteuern begegnete es ihm auch eines Tages, daß er einen reichen Abt, welcher die Nachläſſigkeit begangen hatte, zwei dem genannten Herrn gehörige Doggen nicht recht zu halten, ſodaß dieſe räudig geworden waren, zu einer Geldbuße von vier Gulden*) verurtheilte. Darüber fing der Abt an um Gnade zu flehen. Der genannte Herr aber, als er hörte, daß er um Gnade flehe, ſagte zu ihm: Wenn du mich über vier Dinge ins Klare ſetzeſt, ſo will ich dir ganz und gar vergeben. Es ſind folgende: du ſollſt mir ſagen, wie weit es iſt von hier bis zum Himmel; wie viel Waſſer im Meer iſt; was in der Hölle geſchieht und wie viel meine Perſon werth iſt.

Als der Abt dies hörte, fing er an zu ſeufzen, und es ſchien ihm, als ſei er nun ſchlimmer daran als zuvor. Um indeß Zeit zu gewinnen und den Zorn des Herrn ſich abkühlen zu laſſen, ſagte er, er möge ihm gnädigſt eine Friſt verſtatten, um ſo hohe Dinge zu beantworten. Der Herr gab ihm den ganzen folgenden Tag Bedenkzeit, und begierig, den Ausgang der Geſchichte zu hören, verlieh er ihm ſicheres Geleit zur Rückkehr. Gedankenvoll und ſehr tiefſinnig kehrte der Abt zu ſeiner Abtei zurück und keichte wie ein Pferd, wenn es ſcheu wird. Daſelbſt angelangt, begegnete er einem ſeiner Müller. Als der ihn ſo niedergeſchlagen ſah, fragte er: Was iſt euch, Herr, daß ihr ſo keicht?

Der Abt antwortete: Ich habe wol Urſache, denn der Fürſt hat ſtark im Sinn, mich dem Teufel in den Rachen zu jagen, wenn ich ihn nicht über vier Dinge ins Klare ſetze, die ſelbſt Salomo und Ariſtoteles zu hoch geweſen wären.

Der Müller ſagt: Und was ſind das für Dinge?

Der Abt ſagte es ihm. Darauf ſagte der Müller nach einigem Nachſinnen zum Abte: Wenn es euch recht iſt, ſo will ich euch wol aus dieſer Verlegenheit helfen.

*) Simrock: 4000 Speciesthalern.

Wollte Gott, sprach der Abt.

Gott und alle Heiligen, sprach der Müller, werden es, denke ich, schon wollen.

Da begann der Abt, der nicht wußte, wie ihm geschah, und sprach: Wenn du das ausrichtest, so nimm dir von mir, was du willst; denn nichts in der Welt kannst du von mir fordern, das ich dir nicht gäbe, wenn es irgend möglich ist.

Der Müller versetzte: Dies will ich eurem Belieben überlassen.

Wie willst du es aber anfangen? fragte der Abt.

Da antwortete der Müller: Ich will mir euren Rock und Mantel anziehen, mir den Bart scheeren und morgen früh bei guter Zeit vor ihn treten und sagen, ich sei der Abt. Alsdann will ich ihm die vier Dinge auf solche Art auseinandersetzen, daß ich denke, er soll zufrieden sein.

Der Abt konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den Müller an seine Stelle geschoben. Und so geschah es. Der Müller verwandelte sich in einen Abt und machte sich am Morgen bei guter Zeit auf den Weg. Als er an dem Thore anlangte, wo der Herr innen wohnte, klopfte er an und sagte, der und der Abt wolle dem Herrn auf gewisse Dinge antworten, die er ihm aufgegeben. Der Herr, begierig zu hören, was der Abt sagen könne, und verwundert, daß er so bald wieder da war, ließ ihn zu sich rufen. Der Müller trat vor ihn, stellte sich ein wenig in den Schatten, machte seine Verbeugung, hielt die Hand öfters vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, und als der Herr ihn nun fragte, ob er ihm über die vier Dinge Bescheid sagen könne, die er ihm aufgegeben, antwortete er: Ja, Herr! Ihr fragtet mich, wie weit es von hier bis zum Himmel ist. Nachdem ich nun Alles wohl ermessen, so ist es von hier bis da oben sechsunddreißig Millionen achthundertvierundfunfzig Tausend zweiundsiebzig und eine halbe Meile und zweiundzwanzig Schritte.

Der Herr sprach: Du hast es sehr genau angesehen. Aber wie beweisest du das?

Laßt es ausmessen, antwortete er; und wenn dem nicht so ist, so hängt mich an den Galgen! Zum Andern fragtet ihr mich, wie viel Wasser das Meer enthält. Dies ist mir sehr sauer geworden, herauszubringen, denn es steht nicht fest und kommt immer neues hinzu. Aber ich habe doch ermittelt, daß im Meere fünfundzwanzig Tausend neunhundertundzweiundachtzig Millionen Fuder, sieben Eimer, zwölf Imi, zwei Maß sind.

Da sprach der Herr: Wie weist du das?

Er antwortete: Ich habe es nach bestem Vermögen untersucht. Wenn ihr es nicht glaubt, so laßt Eimer holen und es nachmessen. Befindet ihr es anders, so laßt mich viertheilen! Drittens fragtet ihr mich, was sie in der Hölle machen. In der Hölle köpfen, viertheilen, zwicken und hängen sie nicht mehr und nicht minder, als ihr hier auf der Erde thut.

Welchen Beweis hast du dafür?

Er antwortete: Ich habe einmal einen gesprochen, der da gewesen war, und von dem hatte der Florentiner Dante, was er über die Dinge in der Hölle geschrieben. Aber jetzt ist er todt. Wenn ihr es also nicht glauben wollt, so schickt hin und laßt nachsehen. Viertens endlich fragtet ihr mich, wie viel ihr werth seid. Und ich sage: neunundzwanzig Silberlinge.

Als Messer Bernabò dies hörte, wandte er sich voll Wuth zu ihm und sagte: Daß dich der Donner und das Wetter! Bin ich nicht mehr werth als ein Topf?

Der Müller gab nicht ohne große Furcht zur Antwort: Gnädiger Herr, vernehmt den Grund! Ihr wißt, daß unser Herr Jesus Christus um dreißig Silberlinge verkauft wurde; ich rechne, daß ihr einen Silberling weniger werth seid als er.

Als der Herr dies hörte, ward es ihm auf einmal deutlich, daß dies nicht der Abt sei. Er sah ihm starr

ins Geſicht, und feſt überzeugt, daß dies ein Mann von viel höhern Einſichten ſei als der Abt, ſprach er dreiſt: Du biſt nicht der Abt.

Man kann ſich den Schrecken denken, welchen der Müller hatte. Er warf ſich mit gefalteten Händen vor ihm auf die Kniee, bat um Gnade und geſtand dem Herrn, daß er der Müller des Abtes ſei und wie und warum er in dieſer Vermummung vor ſeine Herrlichkeit gekommen und in welcher Weiſe er das geiſtliche Kleid angezogen habe, und Alles dies mehr, um ihm einen Spaß zu machen, als aus böſer Abſicht. Als Meſſer Bernabò dies vernahm, ſprach er: Wohlan denn, da er dich zum Abt gemacht hat und du mehr werth biſt als er, ſo wahr Gott lebt, will ich dich beſtätigen. Du ſollſt alſo hinfort der Abt ſein und er der Müller. Auch ſollſt du alle Einkünfte des Kloſters haben und er die der Mühle.

Und ſo mußte es gehalten werden, ſo lange er lebte, daß der Abt Müller war und der Müller Abt. Es iſt eine ſehr misliche Sache und große Gefahr darin, ſich gegenüber von großen Herren zu ſchützen, wie dieſer Müller that, und die Keckheit zu haben, welche er hatte. Aber es geht mit dieſen hohen Herren wie mit dem Meer: man geht unter großen Gefahren hin, aber bei großer Gefahr iſt auch der Gewinn groß. Und es iſt ein großer Vortheil, wenn auf der See Windſtille herrſcht; ebenſo auch bei einem großen Herrn; aber beim einen wie beim andern iſt es eine Hauptſache, auf ſeiner Hut zu ſein, denn das Schickſal wendet ſich ſchnell. Einige haben berichtet, dieſe oder eine ähnliche Geſchichte ſei dem Papſt *** begegnet, welcher einem Abte zur Buße eines begangenen Fehls die Aufgabe geſtellt habe, die vier obengenannten Fragen zu beantworten, und noch eine drüber, nämlich welches das merkwürdigſte Ereigniß ſei, das ihm im Leben begegnet wäre. Der Abt bat um Friſt, kehrte nach der Abtei zurück, verſammelte hier alle Mönche und Laienbrüder bis auf den Koch und den Gärtner, erzählte ihnen,

welche Fragen er dem Papſt beantworten ſollte, und bat ſie um Rath und Beiſtand. Da ſtanden ſie Alle wie unſinnig da und wußten nicht, was ſie antworten ſollten. Als aber der Gärtner ſah, daß ſie Alle verſtummten, hub er an: Herr Abt, da dieſe hier alle kein Wort hervorbringen, ſo will ich der ſein, der redet und handelt. Ich hoffe euch aus dieſer Verlegenheit zu helfen. Gebt mir aber eure Kleider, daß ich als Abt vor ihm erſcheinen kann, und laßt dieſe Mönche mir folgen!

So geſchah es. Und als er vor den Papſt kam, ſagte er, der Himmel ſei dreißig Schrei hoch. Vom Waſſer des Meeres ſagte er: Laßt die Mündungen der Ströme erſt verſtopfen, die hineinfallen! Dann wird es zu ermeſſen ſein.

Den Werth ſeiner Perſon ſchätzte er auf achtundzwanzig Silberlinge, denn er rechne ihm zwei Silberlinge geringer an als Chriſtus, deſſen Statthalter er ſei. Das merkwürdigſte Ereigniß ſeines Lebens, ſagte er, ſei geweſen, als er aus einem Gärtner zum Abt geworden. Und in dieſer Würde ward er beſtätigt. Es mag nun geſchehen ſein wie es will, mit dieſem und jenem oder mit beiden, jedenfalls wurde aus dem Abt ein Müller oder ein Gärtner.

16. Die drei Gebote des Vaters.*)

(Nov. 16.)

Jetzt will ich von einer erzählen, die ſich verheirathete, als wäre ſie noch Jungfrau, der Bräutigam ſah aber den Beweis des Gegentheils, ehe er noch bei ihr lag, und ſchickte ſie nach Hauſe zurück, ohne je mit ihr zu thun zu haben. In Siena lebte vor Zeiten ein reicher Bürger, der einen einzigen etwa zwanzigjährigen Sohn hatte,

*) Simrock's Bibliothek der Novellen, IV, 255. Vgl. Straparola, I, 1. B. Schmidt's Märchenſaal, I, 70. 291.

welchem er, als er zu ſterben kam, unter andern Vorſchriften die drei folgenden gab: erſtens, nie mit jemanden ſo viel zu verkehren, daß er dieſem zum Überdruß werde; zweitens, wenn er eine Waare oder ſonſt etwas gekauft habe, woran er einen Gewinn machen könne, ſo ſolle er dieſen hinnehmen und auch noch Andern daran Gewinn übrig laſſen; drittens, wenn er ein Weib nehme, ſo ſolle er eins aus der nächſten Nachbarſchaft wählen, und wenn dies nicht ſein könne, lieber eins aus ſeinem eigenen Lande als aus andern entlegenen. Der Sohn erhielt dieſe drei Vorſchriften als Verlaſſenſchaft und der Vater ſtarb. Lange Zeit hatte dieſer Jüngling mit einem aus dem Hauſe der Forteguerri verkehrt, welcher ſtets ein Verſchwender geweſen war und jetzt einige mannbare Töchter hatte. Seine Verwandten ſtellten ihn täglich wegen ſeines Aufwandes zur Rede, es half aber nichts. Nun geſchah es, daß jener Forteguerra eines Tages für den Jüngling und einige andere ein ſchönes Gaſtmahl bereiten ließ, als ſeine Verwandten ihn deshalb vernahmen und ſprachen: Was thuſt du, Unglücklicher? Willſt du dem aufs Gerathewohl noch zugeben, der ein ſo großes Vermögen geerbt hat, haſt ſo viel Aufwand gemacht und machſt immer noch und haſt mannbare Töchter?

Sie ſprachen ſo lange, bis jener wie verzweifelt nach Hauſe ging, alle Speiſen, die in der Küche bereitet wurden, wieder abbeſtellte, dann eine Zwiebel nahm, ſie auf die ſchon gedeckte Tafel legte und den Befehl hinterließ, wenn der bewußte junge Mann zu Tiſche komme, ſo ſolle man ihm ſagen, er möge die Zwiebel eſſen, denn anders ſei nichts da und Forteguerra ſpeiſe nicht daheim. Als die Eſſensſtunde kam, begab ſich der Jüngling nach dem Hauſe, wohin er geladen war, und als er in den Saal trat, fragte er die Gattin ſeines Freundes nach ihm. Die Frau antwortete, er ſei nicht zu Hauſe und ſpeiſe nicht daheim. Er habe aber hinterlaſſen, wenn er komme, ſo ſolle er jene Zwiebel eſſen, denn anders ſei nichts da.

Bei dieſem Gerichte gedachte der Jüngling des erſten Gebotes ſeines Vaters und wie übel er daſſelbe befolgt habe. Er nahm die Zwiebel, kehrte nach Hauſe, umwickelte ſie mit einem Bindfaden und hängte ſie an die Decke des Saales, in welchem er zu ſpeiſen pflegte. Nicht lange darauf kaufte er ein Reitpferd für funfzig Gulden und einige Monate nachher konnte er es für neunzig verkaufen, wollte es aber nicht laſſen, ſondern ſagte, er wolle hundert dafür haben. Darauf beharrte er; eines Nachts aber ward das Pferd von Schmerzen überfallen und ſtarb daran. Als der Jüngling dies bedachte, erkannte er, daß er das zweite Gebot des Vaters übel befolgt habe, ſchnitt dem Pferde den Schwanz ab und hängte ihn an die Decke neben die Zwiebel. Als er ſich hierauf verheirathen wollte, fügte es der Zufall, daß er weder in der Nachbarſchaft noch in ganz Siena ein Mädchen finden konnte, das ihm gefiel; weshalb er in mehrern Ländern zu ſuchen begann und zuletzt nach Piſa gelangte, wo er einem Notar begegnete, der früher in Siena Geſchäfte gehabt hatte und ſeines Vaters Freund geweſen war. Daher kannte ihn dieſer Notar, nahm ihn ſehr freundlich auf und fragte ihn, was er in Piſa für Geſchäfte habe. Der Jüngling antwortete, er ſuche ſich ein ſchönes Mädchen zur Braut, denn in ganz Siena könne er keine finden, die ihm gefalle.

Wenn dies iſt, ſagte der Notar, ſo hat dich Gott hierher geſandt, und du ſollſt hier wohl bedient werden, denn ich habe hier ein Mädchen aus dem Hauſe der Lanfranchi unter den Händen, das Schönſte, was man je ſehen konnte, und hätte wohl Luſt, ſie zu der deinigen zu machen.

Dem Jüngling gefiel es und er konnte kaum die Zeit erwarten, bis er ſie zu ſehen bekäme. Dies gelang ihm denn, und als er ſie geſehen hatte, machte er den Handel richtig und verabredete die Zeit, wann er ſie nach Siena führen ſolle. Dieſer Notar war von den Lanfranchi be-

ſtochen und das Mädchen unehrbar; denn da ſie mit einigen jungen Piſanern zu thun gehabt, hatte ſie nachher nicht mehr Gelegenheit gefunden, ſich zu verheirathen, und darum gedachte dieſer Notar, ihre Verwandte von dieſer Laſt zu befreien und ſie dem Siener anzuhängen. Er traf alſo Abrede mit ihrer Kammerfrau, welche vielleicht die Kupplerin geſpielt hatte. Es war ein Weibchen aus ihrer Nachbarſchaft, genannt Monna Bartolomea, und die junge Braut pflegte mit ihr bald hier bald da ihrem Vergnügen nachzugehen. Als nun Alles in Ordnung und auch für die Begleitung geſorgt war, unter welcher ſich auch einige der Jünglinge befanden, welche ſie oft in Liebe erkannt hatte, machten ſie ſich mit der Braut und dem Bräutigam auf den Weg nach Siena, und man ſandte Boten voraus, um Alles für ſie in Bereitſchaft zu ſetzen. Als ſie auf der Reiſe waren, zeigte ſich einer der Jünglinge, die ſich in ihrem Gefolge befanden, ſo traurig, als ob er zum Galgen ginge, denn er bedachte, wie ſie nun nach einem fremden Ort verheirathet werde, und er ohne ſie nach Piſa zurückkehren müſſe. Und er trieb es mit ſeinem nachdenklichen Weſen und ſeinen Seufzern ſo weit, daß der Bräutigam ihres Einverſtändniſſes gewahr wurde; denn das Sprichwort hat nicht Unrecht, welches ſagt, daß die Liebe und der Huſten nicht zu verbergen ſind. Kaum hatte er dies bemerkt, als er argen Verdacht ſchöpfte und nicht eher ruhte, als bis er völlig erkannt hatte, wer das Mädchen ſei und wie der Notar ihn verrathen und betrogen habe. Als ſie daher nach Staggia gelangten, bediente ſich der Bräutigam folgender Liſt. Er äußerte, er wolle zu guter Zeit zu Nacht ſpeiſen, weil er am Morgen vor Tagesanbruch nach Siena eilen wolle, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Dies ſagte er ſo, daß der verliebte junge Mann es hören konnte. Die Kammern, in welchen ſie ſchliefen, waren faſt alle nur mit Bretern verſchlagen und lagen nebeneinander. In der einen ſchlief

der Bräutigam, in der andern die Braut mit der Kammerfrau, und in der dritten zwei junge Männer, von welchen der eine feine Ohren genug gehabt hatte, um die Äußerung des Sieners aufzufangen. Am Morgen nun erhob er ſich etwa eine Stunde vor Tagesanbruch, um, wie er zu verſtehen gegeben hatte, nach Siena zu eilen. Er ging hinunter, ſetzte ſich zu Pferde und ritt etwa vier Büchſenſchüſſe weit gegen Siena, worauf er die Zügel wandte und in langſamem Schritte nach Staggia zurückritt. Er näherte ſich leiſe der Herberge, band ſein Pferd an einem Thürringe feſt und ging hinauf nach dem Saale. Hier trat er an die Thüre der Kammer, worin die Braut ſchlief, lauſchte leiſe und überzeugte ſich, daß ſie den Jüngling bei ſich habe; worauf er die ſchlechtverriegelte Thüre erbrach und hineintrat. Dann ging er ſacht zu der Bettſponde, ſuchte nach einem der Kleidungsſtücke deſſen, der darin ſchlief, und fand zufällig deſſen Beinkleider. Die in dem Bette bemerkten ihn nicht, oder ſtellten ſich aus Furcht, als ſchliefen ſie. Er aber nahm die Beinkleider, verließ die Kammer, eilte die Stiege hinab, ſetzte ſich mit den beſagten Beinkleidern zu Pferde und eilte nach Siena. Als er nun nach Hauſe kam, hängte er ſie an die Decke neben die Zwiebel und den Pferdeſchwanz. Am andern Morgen erhob ſich zu Staggia die Braut mit ihrem Liebhaber. Der Jüngling aber, der ſeine Beinkleider nicht fand, ſetzte ſich ohne dieſelben mit der übrigen Geſellſchaft zu Pferde und ging nach Siena. Sie erreichten das Haus, wo die Hochzeit ſein ſollte, und ſtiegen ab. Als ſie ſich nun zu einem Gabelfrühſtück unter die drei aufgehängten Dinge ſetzten, wurde der Jüngling gefragt, was dieſe Dinge bedeuten. Er antwortete: Ich will es euch ſagen, und bitte alle, mir zuzuhören. Es iſt nicht lange her, daß mein Vater ſtarb und mir drei Gebote hinterließ. Das erſte lautete ſo und ſo, und deshalb nahm ich dieſe Zwiebel und hängte ſie hier auf; zweitens befahl er mir ſo und ſo, und auch

hierin gehorchte ich ihm nicht; und als das Pferd starb, schnitt ich ihm den Schwanz ab und befestigte ihn hier oben; zum Dritten befahl er mir, so nahe als möglich in der Nachbarschaft zu heirathen. Ich aber nahm mir kein Weib aus der Nähe, sondern ging bis nach Pisa und nahm dieses Mädchen, weil ich glaubte, sie sei, wie alle sein sollen, die sich als Jungfrauen verheirathen. Unterwegs aber lag dieser junge Mann, welcher hier sitzt, in der Herberge bei ihr. Ich kam leise zu ihnen, fand seine Beinkleider, nahm sie mit mir und befestigte sie hier an der Decke, und wenn ihr mir nicht glaubt, so sucht bei ihm danach, denn er trägt keine.

Und so befand es sich.

Nach Tische also, fuhr er fort, nehmt ihr dieses gute Mädchen und begebt euch wieder nach der Heimat, denn ich will sie nicht wieder sehen, geschweige denn bei ihr liegen. Dem Notar, der mir den guten Rath gab, die Heirath stiftete und den Vertrag niederschrieb, mögt ihr sagen, er möge einen Spinnrocken mit dem Pergament bekleiden.

Und so geschah es. Sie zogen mit dem Mädchen ab, still und beschämt, oder, wie man zu sagen pflegt, mit lahmem Fuß und den Finger im Auge. Die Braut aber verschaffte sich mit der Zeit noch viele Männer, der Bräutigam andere Frauen. In diesen drei Thorheiten handelte dieser junge Mann den Geboten seines Vaters zuwider, die alle sehr nützlich sind, obgleich viele Leute sie nicht beobachten. In dem letzten Punkte aber, dem wichtigsten, kann man nicht irren, wenn man Verwandtschaften in der Nähe schließt; und doch thun wir alle das Gegentheil. Und nicht allein bei den Ehen, sondern auch wenn wir Pferde zu kaufen haben, wollen wir nichts von den Nachbarn, bei welchen uns alles voll Fehler erscheint, kaufen dagegen die der Deutschen, welche nach Rom gehen, in wahrer Wuth

auf. Und so geht es uns oftmals in beiden Fällen gerade wie in der Geschichte, die ihr gehört habt, ja noch schlimmer.

---

17. Piero Brandani.

(Nov. 17.)

In der Stadt Florenz lebte vor Zeiten ein gewisser Piero Brandani, der seine ganze Zeit mit Processiren hinbrachte. Er hatte einen Sohn von etwa achtzehn Jahren, und da er nun eines Morgens auch wieder auf das Rathhaus gehen mußte, um einen Rechtshandel zu vertreten, so gab er seinem Sohne gewisse Papiere und hieß ihn damit vorausgehen und ihn bei der Abtei von Florenz erwarten. Der Sohn gehorchte dem Vater, ging an den bezeichneten Ort und erwartete daselbst mit den Papieren den Vater. Es war im Monat Mai, und während der Junge so wartete, fing es an, sehr heftig zu regnen. Da kam eine Bäuerin oder Hökin mit einem Korb voll Kirschen auf dem Kopfe vorüber und der Korb fiel ihr herunter, die Kirschen waren über die ganze Straße verstreut, und die Gosse dieser Straße war wie immer, so oft es regnet, zu einem kleinen Bache angeschwollen. Der junge Mensch machte begierig, wie solche Leute sind, mit noch andern sich die Verwirrung zu Nutz und beeilte sich, die besagten Kirschen aufzulesen, ja sie liefen bis in den Bach hinein hinter denselben her. Als nun aber die Kirschen verzehrt waren und der junge Bursche sich auf seinen vorigen Standpunkt zurückbegab, fand er, daß er die Papiere nicht mehr unter dem Arm hatte, denn sie waren ihm in das Wasser gefallen, und von demselben in den Arno geschwemmt worden, ohne daß er es bemerkt hatte. Er lief auf und ab, fragte da,

fragte dort, es war alles umsonst, denn die Papiere schwammen bereits Pisa zu. Der junge Mensch war darüber sehr betrübt und dachte darauf, sich aus dem Staub zu machen aus Furcht vor seinem Vater. Er lief auch am ersten Tag bis Prato, wo die meisten Entwichenen oder Flüchtlinge von Florenz die erste Rast halten. Er ging in eine Herberge, wo nach Sonnenuntergang auch einige Kaufleute ankamen, nicht um die Nacht daselbst zuzubringen, sondern mit der Absicht, ihren Weg noch weiter gegen Ponte Agliana fortzusetzen. Die Kaufleute sahen, daß der junge Mensch so niedergeschlagen war, und fragten ihn, was er habe und woher er sei. Er antwortete auf ihre Frage und sie schlugen ihm vor, sich an sie anzuschließen und bei ihnen zu bleiben. Der Knabe konnte es kaum erwarten, bis es weiterging, sie machten sich endlich auf und kamen um zwei Uhr der Nacht nach Ponte Agliana. Sie klopften an eine Herberge und der Wirth, welcher schon schlafen gegangen war, kam an das Fenster und fragte: Wer da?

Mach uns auf! Wir wollen Quartier.

Der Wirth aber sagte scheltend: Wißt ihr denn nicht, daß es hier in der Gegend von Straßenräubern wimmelt? Es wundert mich sehr, daß ihr durchgekommen seid.

Der Wirth hatte auch wirklich Recht, da eine große Schar Verbannter das Land heimsuchte. Die Reisenden baten aber doch so lange, bis ihnen der Wirth öffnete. Als sie drinnen waren und ihre Pferde versorgt hatten, sagten sie, sie wollen zu Nacht essen. Der Wirth aber sagte: Ich habe keinen Bissen Brot im Hause.

Die Kaufleute antworteten: Nun, was ist da zu thun?

Ich weiß kein anderes Mittel, versetzte der Wirth, als daß euer Bursche da irgend einen zerrissenen Kittel anzieht, in dem er recht wie ein Lump aussieht; er soll dort die Anhöhe hinuntergehen; drunten wird er eine Kirche finden, und alsdann soll er dem Ser Cione rufen, dem Pfarrer von dort, und ihm von mir ausrichten,

er möge mir neunzehn Brote leihen. Ich ſage dies darum, weil dieſe Böſewichter, wenn ſie einen ſo ſchlechtgekleideten Jungen finden, nichts mit ihm anfangen werden.

Er zeigte dem Burſchen den Weg, welcher ungern ging, weil es Nacht war und man nicht gut ſah. Voll Furcht, wie man ſich denken kann, ging er hinweg, irrte da- und dorthin und konnte die Kirche durchaus nicht finden, bis er endlich in ein Gebüſch kam, aus welchem er etwas hervorſchimmern ſah, was wie eine Mauer ausſah. In der Meinung, es ſei die Kirche, nahm er ſich vor, darauf loszugehen. Er kam auf eine große Tenne, die er für den Kirchplatz hielt. In Wahrheit aber ſtand er an dem Hauſe eines Landmannes. Er ging darauf zu und fing an, an die Thüre zu klopfen. Der Landmann hörte ihn und rief: Wer iſt da?

Der Knabe antwortete: Macht mir auf, Ser Cione, der Wirth (er nannte den Namen) von Ponte Agliana ſchickt mich her, ihr möchtet ihm neunzehn Brote leihen.

Was Brote! rief der Bauer, Gaudieb, der du biſt und der du für die Spitzbuben Kundſchaft einziehen willſt! Wenn ich hinauskomme, ſo will ich dich packen und nach Piſtoja ſchicken, daß ſie dich aufhängen.

Als der junge Menſch dieſe Worte hörte, wußte er nicht, was er anfangen ſollte, und indem er ſo außer ſich nach einem Wege ſich umſah, welcher ihn an einen beſſern Hafen führen könnte, hörte er ganz nahe am Saum des Waldes einen Wolf heulen. Er ſchaute umher und ſah auf dem Platz eine Tonne aufrecht ſtehen, welcher oben der Boden eingeſchlagen war. Er lief ſtracks darauf zu, ſtieg hinein und wartete mit großer Beſorgniß, was das Schickſal über ihn beſchloſſen habe. Unterdeſſen kam wirklich der Wolf heran; er war vielleicht aus Alter räudig, lehnte ſich an das Faß und fing an, ſich daran zu reiben. Während er ſo juckte, erhob er den Schwanz und dieſer kam gerade in das Spundloch hinein. Der Knabe fühlte ſich innerhalb des Faſſes von dem Schwanze

berührt und kam in heftige Angſt. Sobald er aber ſah, was es war, packte er in ſeiner großen Noth den Schwanz und nahm ſich vor, ſo lang ſeine Kräfte ausreichen, ihn nicht mehr loszulaſſen, bis er ihn ganz innen hätte. Der Wolf, als er ſich am Schwanze gepackt fühlte, fing an zu ziehen; der Knabe hielt feſt und zog gleichfalls. So zogen beide, bis die Tonne umfiel und zu rollen begann. Der Knabe hielt immer feſter und der Wolf zog, und je mehr er zog, deſto mehr Schläge verſetzte ihm das Faß auf den Rücken. Dieſes Wälzen dauerte wol zwei Stunden, und das Faß verſetzte dem Wolf ſo heftige Schläge, daß er am Ende ums Leben kam. Der Jüngling war dabei freilich auch halb zerſtoßen worden; doch kam ihm ſein gutes Glück ſo weit zu ſtatten, daß, je feſter er den Schwanz hielt, deſto mehr er ſelbſt geſchützt und der Wolf in Nachtheil verſetzt war. Als jener den Wolf getödtet hatte, wagte er doch die ganze Nacht nicht, aus dem Faſſe hervorzukriechen noch den Schwanz loszulaſſen. Gegen Morgen ſtand der Landmann auf, bei welchem der Knabe an die Thüre geklopft hatte, und ſah, als er zur Arbeit auf den Acker ging, am Fuße eines Abſturzes das Faß liegen. Da dachte er und ſprach bei ſich ſelbſt: Dieſe Teufel, die des Nachts umgehen, richten auch nichts als Unheil an. Weil ſie nun nichts anders oben auf der Tenne gefunden als mein Faß, haben ſie es mir bis dort hinuntergerollt.

Er ſchritt näher hinzu und ſah neben dem Faſſe den Wolf liegen, welcher noch nicht todt ſchien. Da fing er an zu ſchreien: Ein Wolf! Ein Wolf! Ein Wolf!

Die Leute aus dem Dorfe kamen auf den Lärm herbeigelaufen und als ſie näher rückten, bemerkten ſie, daß der Wolf todt war und der junge Menſch in dem Faſſe lag. Alles kreuzte und ſegnete ſich und fragte den Knaben: Wer biſt du denn? Was ſoll das heißen?

Mehr todt als lebendig und kaum im Stande, noch Athem zu ſchöpfen, ſagte der Knabe: Erbarmt euch meiner

um Gottes willen und hört mich an, ohne mir etwas zu Leid zu thun!

Die Bauern ſpitzten die Ohren, um den Hergang eines ſo unerwarteten Abenteuers zu vernehmen. Er erzählte nun von dem Verluſt der Papiere bis zu dieſem Punkte alles, was ihm begegnet war. Die Leute hatten großes Mitleid mit ihm und ſagten: Junge, du haſt großes Unglück gehabt; aber doch wird es dir nicht ſo übel ausſchlagen, wie du glaubſt. In Piſtoja iſt ein Geſetz, daß, wer einen Wolf erlegt und ihn der Gemeinde bringt, bekommt von ihr funfzig Pfund.

Da wurden die erſtarrten Lebensgeiſter dem Jüngling wieder etwas rege, als ſie ihm anboten, ihn zu begleiten und ihm den Wolf tragen zu helfen, was er auch annahm. Einige von ihnen trugen mit ihm den Wolf hinweg, und als ſie in das Wirthshaus von Ponte Agliana kamen, von wo er ausgegangen war, verwunderte ſich der Wirth daſelbſt, wie nicht anders zu erwarten iſt, und ſagte, die Kaufleute ſeien bereits weiter gezogen und er wie ſie haben, als er nicht zurückkam, geglaubt, er ſei entweder von Wölfen gefreſſen oder von Räubern gefangen worden. Kurz, der Knabe lieferte endlich den Wolf an die Gemeinde von Piſtoja ab und erhielt, nachdem er den ganzen Verlauf erzählt hatte, funfzig Pfund. Von dieſen gab er fünf aus zur Bewirthung der Geſellſchaft und mit den übrigen fünfundvierzig kehrte er, nachdem er ſich von ihnen verabſchiedet hatte, zu ſeinem Vater zurück. Er bat ihn um Verzeihung, erzählte ihm alles, was ihm begegnet war, und gab ihm die fünfundvierzig Pfund. Der Vater als armer Mann war darüber ſehr erfreut, verzieh ihm, ließ von dem beſagten Gelde von jenen Papieren eine neue Abſchrift machen und proceſſirte mit dem Reſte luſtig drauf los.

Darum muß man über nichts in der Welt verzweifeln, denn gar oft gibt das Glück ebenſo wieder wie es nimmt. Wer hätte ſich eingebildet, daß die im Waſſer

verlorenen Papiere wieder erſetzt werden ſollten durch einen Wolf, der ſeinen Schwanz durch das Spundloch eines Faſſes ſteckte und ſich ſo fangen laſſen mußte? Gewiß, dies iſt ein Fall und ein Beiſpiel, welches nicht nur lehrt, daß man nicht verzweifeln darf, ſondern daß man, was auch kommen mag, weder troſtlos noch verdrießlich werden ſoll.

---

18. Das Vermächtniß.

(Nov. 21.)

Nun will ich auf die Geſchichte kommen von den teigen Birnen; es iſt dies der letzte Spaß des Baſſo, denn er fiel vor, während er ſtarb. Als er zu ſterben kam, war es eben Sommerzeit und die Sterblichkeit ſo groß, daß die Frau es nicht wagte, ſich dem Manne zu nahen, und der Sohn den Vater vermied, der Bruder den Bruder, indem dieſe Krankheit, wie jeder weiß, der ſie geſehen hat, ſich ſehr leicht mittheilte. Nun wollte er ein Teſtament machen, und ließ, da er ſich von den Seinigen allen verlaſſen ſah, den Notar niederſchreiben, ſeine Kinder und Erben ſollen verpflichtet ſein, alle Jahre am St. Jacobstag im Julimonat einen Scheffelkorb teiger Birnen an einem beſtimmten von ihm bezeichneten Orte den Fliegen zu geben. Der Notar ſagte: Baſſo, mußt du noch immer Scherz treiben?

Baſſo ſagte: Schreibt, wie ich euch ſage; denn in dieſer meiner Krankheit haben mich alle Freunde und Verwandte verlaſſen und nur die Fliegen ſind mir treu geblieben. Da ich ihnen nun ſo verbunden bin, ſo würde ich nicht hoffen dürfen, bei Gott Gnade zu finden, wenn

ich mich ihnen nicht dankbar erwieſe. Und damit ihr ſeht, daß ich nicht ſcherze, ſondern im Ernſt rede, ſo ſchreibt, wenn dies nicht alle Jahre geſchehe, ſo ſollten meine Kinder enterbt ſein und mein ganzes Eigenthum der und der milden Stiftung zufallen.

Zuletzt ſah ſich der Notar genöthigt, zu ſchreiben, wie er es haben wollte. So war Baſſo billig gegen dieſe kleinen Thierchen. Bald darauf, als er in die letzten Kämpfe kam und nicht mehr viel Bewußtſein hatte, kam eine Nachbarin zu ihm, wie es die Weiber machen. Sie hieß Frau Gut.

Baſſo, ſagte ſie, Gott ſchenke dir Geſundheit! Ich bin deine Nachbarin Frau Gut.

Er blickte mit großer Beſchwerde nach ihr um und ſagte, daß ſie es kaum hören konnte: Jetzt, da ich ſterbe, laß ich mirs gefallen; denn ich habe achtzig Jahre gelebt und habe keine Frau gut gefunden.

Über dieſe Äußerung konnte keiner der Umſtehenden das Lachen halten, und während dieſes Gelächters, gleich darauf, ſtarb er. Um ſeinen Tod habe ich der Schreiber und viele andere Mitlebende getrauert, denn Baſſo war eine Hauptſache für jeden, der nach Ferrara kam. Und war das nicht eine große Billigkeit gegen die Fliegen? Außerdem, daß es ein herber Tadel war für ſeine ganze Familie. So gibt es Viele, die in dergleichen Fällen diejenigen verlaſſen, um deren Leben ſie tauſend Tode wagen ſollten. Das iſt unſere Liebe, daß nicht allein die Kinder ihr Leben nicht für ihre Altern einſetzen, ſondern viele ihren Tod wünſchen, um freier zu ſein.

19. Gonnella's Heimkehr.*)

(Nov. 27.)

Gonnella, ein ergötzlicher Spaßmacher oder Hofmann, wie man es heißen will, gab dem Markgrafen von Ferrara nicht minder hinaus als Bartolino**). Der Markgraf Obizzo befahl eines Tages dem Hofnarren, entweder weil er eine Kleinigkeit gegen ihn verbrochen hatte, oder weil er sich einen Spaß mit ihm zu machen gedachte, mit ausdrücklichen Worten, er solle sich auf seinem Grund und Boden nicht mehr betreffen lassen, widrigenfalls ihm das Haupt abgeschlagen werde. Kaum hatte dies Gonnella vernommen, so begab er sich nach Bologna, miethete sich einen Rollwagen, füllte denselben mit bolognesischer Erde an und nachdem er mit dem Wagenführer über den Preis einig geworden war, bestieg er denselben und kehrte auf diesem Rollwagen zurück vor den Markgrafen Obizzo. Als dieser den Gonnella in solcher Weise zurückkehren sah, wunderte er sich und sprach: Gonnella, habe ich dir nicht verboten, meinen Grund und Boden wieder zu betreten, und nun wagst du es auf einem Rollwagen vor mir zu erscheinen? Was soll das heißen? Verachtest du meine Gebote?

Zugleich befahl er seiner Dienerschaft, ihn zu verhaften. Aber Gonnella sprach: Mein Gebieter, hört mich um Gottes willen an und laßt mir Recht widerfahren! Wenn ihr findet, daß ich im Unrecht bin, sollt ihr mich an den Galgen hängen lassen.

Der Markgraf war neugierig zu hören, was er sagen werde, denn er erwartete wol, daß wieder ein frischer Witz komme. Er rief also seinen Dienern zu: Verziehet eine Weile und laßt ihn reden!

*) Simrock's Bibliothek der Novellen, IV, 262.
**) Von dem Nov. 26 die Rede war.

Da begann Gonnella und ſprach: Herr, ihr befahlt mir, euren Grund und Boden nicht mehr zu betreten, weshalb ich mich eilends nach Bologna begab und dieſen Wagen mit bologneſiſchem Grund und Boden füllen ließ. Dieſen betrat und betrete ich noch jezt und nicht den euren, noch den von Ferrara.

Als der Markgraf dies hörte, nahm er dieſen Grund mit großer Ergötzung für giltig an und ſprach: Gonnella, du biſt eine ſinntäuſchende Nachtjacke*), ſo bunt und ſchillernd von Farbe, daß mir weder Liſt noch Kunſt gegen deine Bosheit aushilft. Bleibe, wo es dir beliebt, denn ich laſſe dir den Sieg.

Und durch dieſe ſpaßhafte Liſt gewann er die Erlaubniß, in Ferrara zu bleiben, ſchickte den Rollwagen nach Bologna zurück und galt beim Markgrafen nur noch mehr als zuvor.

20. Die Caſentiner Geſandten.

(Nov. 31.)

Als der Biſchof Guido über Arezzo herrſchte, erwählten die Gemeinen der Caſentiner Landſchaft zwei Geſandte, um ſie an ihn abzufertigen und ihn wegen gewiſſer Dinge anzugehen. Man theilte ihnen ihren Auftrag und was ſie ihm auseinanderzuſetzen haben ausführlich mit und gab ihnen eines Abends ſpät Befehl, des andern Morgens ihre Reiſe anzutreten. Sie kehrten alſo Abends nach Hauſe, packten eilends zuſammen und machten ſich in der Frühe auf nach ihrem Beſtimmungsort. Als ſie einige Meilen gewandert waren, ſagte einer zum andern:

*) Gonnella.

Erinnerſt du dich noch des Auftrages, den man uns gegeben hat?

Der andere erwiderte, er habe ſich ihn nicht gemerkt.

Ei, ich habe mich auf dich verlaſſen, ſagte jener.

Und ich mich auf dich, entgegnete der andere.

Das haben wir gut gemacht, riefen beide und ſtierten einander an. Was iſt da zu thun?

Der eine ſagte: Nun ſieh, wir ſind bald in der Herberge, wo wir unſer Frühſtück halten. Dort wollen wir uns einmal recht zuſammennehmen und ſo muß es uns nothwendig wieder einfallen.

Der andere ſprach: Du haſt Recht.

So ritten ſie träumend weiter und kamen um die dritte Stunde in die Herberge, wo ſie frühſtücken wollten. Wie ſie aber hin und her dachten, ehe es zum Eſſen ging, ſo konnten ſie ſich doch durchaus nicht auf die Sache beſinnen. Als ſie bei Tiſch ſaßen, wurde ihnen ein ſehr feiner Wein aufgewartet. Die Geſandten, welchen der Wein viel beſſer ſchmeckte als das Nachdenken über ihren Auftrag, fingen an, der Flaſche zuzuſprechen, tranken und tranken, füllten die Gläſer und leerten ſie wieder, und als das Eſſen vorüber war, war ſo wenig davon die Rede, daß ſie ſich ihrer Botſchaft erinnerten, daß ſie vielmehr gar nicht mehr wußten, wo ſie waren, und ſich ſchlafen legten. Nachdem ſie ein Stück weggeſchlafen hatten, erwachten ſie ganz verdutzt, und einer ſprach zum andern: Iſt dir jetzt unſere Angelegenheit eingefallen?

Der andere ſagte: Ich weiß von nichts; mir iſt nur ſo viel klar, daß der Wein des Wirthes der beſte Wein iſt, den ich je getrunken habe. Seit dem Frühſtück bin ich überhaupt nicht wieder zur Beſinnung gekommen, als eben jetzt, und jetzt weiß ich kaum, wo ich bin.

Jener erwiderte: Gerade das Nämliche ſage ich dir auch. Aber was ſollen wir denn ſagen? was ſollen wir anfangen?

Sein Gefährte entgegnete ihm kurz: Wir wollen heute hier bleiben und auch hier übernachten, denn guter Rath kommt, wie du weißt, über Nacht. Es kann nicht fehlen, daß uns die Sache bis dahin einfällt.

Sie waren hierüber einig und blieben den ganzen Tag daſelbſt und guckten noch wiederholte Male in das Glas. Bei dem Abendeſſen wurden gleichfalls die Gläſer mehr in Anſpruch genommen als das Holzwerk, und nach beendigtem Mahle waren ſie ſo weit, daß einer kaum den andern kannte. Sie gingen zu Bett und ſchnarchten die ganze Nacht wie Schweine. Als ſie am Morgen aufſtanden, ſagte der eine: Was fangen wir nun an?

Der andere antwortete: Der Himmel muß ſich wider uns verſchworen haben; denn da mir dieſe Nacht keine Sylbe von dem ganzen Auftrage eingefallen iſt, ſo glaube ich auch nicht, daß er mir je wieder ins Gedächtniß kommt.

Meiner Treu, verſetzte jener, mit uns ſieht es nicht zum beſten aus. Ich weiß gar nicht, was das heißen ſoll, ob es dieſer Wein oder etwas anderes iſt. Ich habe mein Leben lang noch nie ſo feſt geſchlafen, ohne mich wieder ermuntern zu können, wie heute Nacht in dieſem Wirthshauſe. Was zum Teufel ſoll das heißen?

Laß uns zu Pferde ſteigen, ſagte der andere, und in Gottes Namen weiterreiten. Vielleicht fällt es uns unterwegs ein.

So ſetzten ſie denn ihre Reiſe fort und ſagten unterwegs oft zu einander: Iſt es dir eingefallen?

Der andere: Mir nicht.

Mir auch nicht, ſagte der erſte.

Auf dieſe Art kamen ſie in Arezzo an und gingen in das Wirthshaus, wo ſie ſich oft abſeits in eine Kammer begaben, die Backen auf die Hände geſtützt, aber niemals ſich auf die Sache beſinnen konnten. Da ſagte einer zuletzt, faſt verzweifelnd: Gehen wir geradezu hin! Gott möge uns beiſtehen!

Der andere aber sagte: Wie sollen wir denn aber mit ihm reden, wenn wir nicht wissen was?

Der erstere aber antwortete: Auf diesem Punkte kann die Sache nun doch einmal nicht bleiben.

So ließen sie es denn auf das Gerathewohl ankommen und gingen zum Bischof, und als sie vor ihm standen, machten sie eine tiefe Verbeugung und blieben dabei stehen, ohne es zu etwas Anderm zu bringen. Der Bischof war ein wackerer ansehnlicher Herr, erhob sich und ging auf sie zu, nahm sie bei der Hand und sagte: Seid willkommen, meine Kinder! Was bringt ihr Neues?

Einer schaute den andern an: Sprich du!

Sprich du!

Aber keiner von beiden redete ein Wort. Am Ende aber sagte der eine: Herr Bischof, wir sind abgesandt an Euer Gnaden von euren ergebenen Dienern in der Casentiner Landschaft; aber die, welche uns abschickten, sind ebenso unbeholfen als wir, die Abgesandten, und sie übermachten uns unsern Auftrag spät Abends in großer Hast. Was nun schuld sein mag, entweder wußten sie es uns nicht recht zu sagen, oder waren wir zu ungeschickt, es zu verstehen. Wir bitten euch demnach inständig, ihr möget euch diese Gemeinen und ihre Mitglieder empfohlen sein lassen, die aber mögen meuchlings umkommen, die uns hierher gesandt haben, und wir selber, daß wir hergekommen sind!

Der verständige Bischof legte ihnen die Hand auf die Schulter und sagte; Geht in Frieden wieder heim und sagt meinen lieben Kindern im Casentino, ich sei immer darauf bedacht, für ihr Bestes alles zu thun, was in meinen Kräften stehe. Damit sie sich aber hinfort nicht mehr in die Unkosten einer Gesandtschaft versetzen, mögen sie, so oft sie etwas von mir wollen, an mich schreiben und ich will ihnen meine Antwort brieflich zukommen lassen.

Darauf nahmen ſie Abſchied und gingen. Unterwegs ſagte einer zum andern: Hüten wir uns, daß es uns nicht auf dem Rückweg ebenſo ergeht, wie auf dem Herweg!

Der andere aber ſagte: Ach, was haben wir denn im Gedächtniß zu behalten?

Nun, ſprach jener, wir müſſen doch darauf bedacht ſein, wie wir ausrichten wollen, was wir hier auseinandergeſetzt haben und was wir zur Antwort erhalten. Denn wenn unſere Mitbürger im Caſentino jemals erführen, daß wir ihren Auftrag ſo vergeſſen haben und daß wir wie Gehirnloſe wieder vor ſie treten, ſo würden ſie uns nimmermehr als Botſchafter ausſenden, ja uns gar kein Amt mehr anvertrauen.

Der andere, der ein wenig ſchlauer war, ſagte: Überlaß dieſe Sorge nur mir! Ich werde ihnen ſagen, wir haben uns unſerer Sendung gegen den Biſchof entledigt und er habe ſich gnädig darin und in allen Stücken erboten, immerdar ihr Wohl zu fördern, und um ſeine Liebe noch mehr zu bethätigen, habe er geſagt, zu Erſparung von Koſten ſollen ſie, ſo oft ſie etwas von ihm brauchen, es mit gehöriger Ruhe und Bequemlichkeit in einem einfachen Briefe ſchreiben und die Geſandtſchaften unterwegen laſſen.

Das haſt du gut ausgeſonnen, ſagte der andere. Wir wollen ſchneller reiten, damit wir bei guter Zeit wieder zu dem Wein kommen, weißt du!

So ſpornten ſie ihre Pferde und kamen in das Gaſthaus, und als ein Knecht herauskam, um ihnen den Steigbügel zu halten, fragten ſie nicht nach dem Wirthe, noch ob er zu eſſen habe, ſondern ihr erſtes Wort war, daß ſie ſich nach jenem Weine von neulich erkundigten. Der Knecht ſagte: Der iſt beſſer als je.

Da ſtärkten ſie ſich hier denn auch das zweite mal nicht weniger als zuvor, und wichen nicht eher von der Stelle, als bis unter redlichem Beiſtand anderer Zech-

brüder der Wein auf die Neige und der Boden des Faſſes zum Vorſchein gekommen war. Voll Kummer darüber zogen ſie von hinnen und gelangten zu denen, die ſie abgeſchickt hatten. Die Lügen, die ſie erſonnen hatten, behielten ſie viel beſſer im Gedächtniß, als vorher die Wahrheit. Sie ſagten, ſie haben vor dem Biſchof eine ſo ſchöne Standrede gehalten, und thaten, als wäre der eine ein Cicero, der andere ein Quinctilian geweſen. Dadurch ernteten ſie großes Lob ein und wurden auch ſpäterhin mit andern Ämtern betraut, denn ſie waren mehrmals Rechnungsreviſoren oder Güterverwalter.

Wie oft geſchieht es doch in der Welt, und nicht nur bei erbärmlichen Geſchöpfen wie dieſe waren, ſondern bei weit größern als ſie, daß ſolche ohne weiteres als Botſchafter verwendet werden, während ſie doch mit den Ereigniſſen ſo wenig vertraut ſind, als der Sultan mit Frankreich. Dann verſichern ſie mündlich und ſchriftlich, ſie haben Tag und Nacht nicht geruht, ſondern immer mit größtem Eifer den Geſchäften obgelegen, und alles iſt ihr Machwerk, was ſie gut heißen und wobei ſie anweſend ſind, während ſie doch oft nicht mehr Bewußtſein dazu bringen als ein Klotz. Dafür werden ſie aber von ihren Abſendern geprieſen und mit den größten Ämtern und andern Belohnungen überhäuft, weil ſie von der Wahrheit abgehen, zumal in Fällen, wo ſie ſehen, daß ihnen ein Vortheil daraus erwächſt, wenn man ihnen Glauben ſchenkt.

---

21. Der Bauer und der Sperber.

(Nov. 195.)

Es fällt mir ein franzöſiſcher Bauer ein, deſſen Liſt ich doch erzählen muß, die er gegen einen Thürſteher des Königs Philipp von Valois übte, weil er aus Habſucht

ihm nehmen wollte, was doch der König ihm befohlen hatte zu geben. Als dieser König an der Regierung war und zu Paris wohnte, besaß er einen Sperber, welcher an Schönheit und Vortrefflichkeit alle übertraf, die je an seinem Hofe waren; er hatte Schellen von Gold oder Silber und alle mit Schmelz überzogen, auf welchen die Lilien des königlichen Wappens standen. Einst kam ihm die Lust, wie er häufig zu thun pflegte, spazieren zu gehen, und als sie mit diesem und mit andern Vögeln und Hunden an einen Ort kamen, wo eine Menge von Rebhühnern sich befand, ließ der Falkner des Königs den Sperber, den er in der Hand hielt, auf ein Rebhuhn los und der Sperber packte es. Man ging weiter und ließ ihn auf ein anderes los; das faßte er aber nicht, was nun daran Schuld sein mochte, sei es, daß den Sperber Feigheit anwandelte oder was sonst; und während er sonst so zahm war, daß er immer, wenn er nichts fing, vom Fluge auf die Faust zurückkehrte, that er nun gerade das Gegentheil, er flog in die Höhe und so weit weg, daß sie ihn ganz aus dem Gesicht verloren. Als der König dies sah, schickte er ungefähr acht seiner Knappen nebst dem Falkner aus, um den Sperber zu verfolgen, bis sie ihn wiederfänden. So gingen sie da und dorthin und zogen acht Tage umher, ohne eine Spur von ihm aufzufinden, kehrten also nach Paris zurück und meldeten es dem Könige. Darob ward der König sehr betrübt, obwol es ein mannhafter König war, und beklagte den ganzen Tag den Verlust seines edeln Sperbers. Es dauerte eine geraume Zeit und niemand zeigte sich, der den Sperber gefangen hätte; da ließ er öffentlich bekannt machen, wer ihm den besagten Sperber finge und wiederbrächte, würde von ihm zweihundert Franken bekommen, wer ihn aber nicht wiederbrächte, käme an den Galgen. Die Nachricht und das Gerede darüber ging durch das Land und es dauerte einen ganzen Monat, da kam der Sperber in die Grafschaft N. Dort saß er

auf einem Baume und der obengenannte Landmann, der gerade unter demſelben ſeine Feldarbeit trieb, hörte die Glöckchen. Er trat wie zum Scherz näher, hielt ſeine rauhe ſchwielige Hand hin und auf eine ſonſt gar nicht gewöhnliche Lockung kam ihm der Sperber auf die Hand. Der Bauer wußte ſich ſchon über den Klauen, die ihn packten, gar nicht zu helfen; als er aber vollends die Schellen mit dem königlichen Wahrzeichen ſah, von welchen er durch ſeine zwei erwachſenen Töchter gehört hatte, war der unerfahrene Menſch vollends ganz außer ſich. Er nahm indeß die Wurfriemen, ließ ſeine Hacke liegen, ging nach ſeinem Hauſe, ſchnitt ein Seil vom Saumſattel eines Eſels, knüpfte es an die Wurfriemen und band es an eine Stange. Wenn er aber überlegte, wer er war und wie er genöthigt ſei, den Vogel nach Paris vor den König zu bringen, ſo wurde es ihm ganz ſchwach. Da es nun ſo weit war, kam ein Thürſteher des Königs in Geſchäften zufällig an ſeinem Hauſe vorüber, hörte die Schellen und ſagte: Du haſt den Sperber des Königs gefangen.

Er antwortete: Ja, ich glaube.

Da verlangte ihn jener und ſprach: Du würdeſt ihn verderben, wenn du ihn hintrügeſt. Gib ihn mir!

Der Bauer antwortete: Das iſt ganz richtig, was ihr ſagt; aber ſeid ſo gut und entreißt mir nicht, was mir das Glück verliehen hat! Ich will ihn tragen, ſo gut ich kann.

Der andere bemühte ſich mit Bitten und Drohungen, um ihn von dem Bauer zu bekommen; aber es half nichts. Endlich ſagte er: Nun ſieh, wenn du mir den Vogel nicht gibſt, ſo thu mir wenigſtens einen Gefallen! Ich ſtehe genau mit dem König, ich werde dir nützlich ſein, in was ich kann; verſprich mir aber, daß du mir die Hälfte gibſt von dem, was dir der König geben wird.

Der Landmann ſagte: Ich bin's zufrieden.

Und ſo verſprach ers. Der Hofdiener ging nach Paris.

Der Bauer fand einen ganz zerriſſenen Handſchuh von Tuch, ſchickte an einen in einem benachbarten Orte, welcher ſich mit dergleichen Vögeln abgab, der lieh ihm einen Hut, und als der Sperber gefüttert und verkappt war, nahm er den Weg unter die Füße, und kam endlich ſehr müde, wegen der ungewohnten Laſt und weil ihm die Edelmannstracht höchſt beſchwerlich war, in Paris und bei dem König an. Als dieſer ihn ſah, war er ſehr erfreut, ſeinen Sperber wiedergefunden zu haben, und lachte laut, als er bemerkte, wie ſeltſam ihn der Bauer in der Hand hielt. Da ſprach der König: Verlange, was du begehrſt.

Der Bauer antwortete: Herr König, dieſer Sperber iſt mir auf die Hand geſeſſen, mit Gottes Hülfe habe ich ihn euch hergebracht, ſo gut ich konnte; das Geſchenk, das ich dafür von euch verlange, iſt, daß ihr mir funfzig Prügel oder Peitſchenhiebe geben laßt.

Der König verwunderte ſich und fragte ihn um den Grund dieſer Bitte. Der Bauer ſagte nun, wie ein gewiſſer Thürſteher von ſeinem Gefolge ihm das Verſprechen abgedrungen habe.

Er verlangte, ich ſolle ihm die Hälfte geben von dem was eure heilige Krone mir ſchenke. Laßt alſo ihm fünfundzwanzig geben und die andern fünfundzwanzig mir! Ich bin zwar ein armer Mann und hätte es wol nöthig für meine zwei heirathsfähigen Töchter, etwas anderes von Euer Gnaden zu erhalten; aber dennoch will ich zufriedener weggehen, wenn ich bekomme, was ich verlange, um den andern das empfangen zu ſehen, was er verdient, und wenn ich auch die gleiche Strafe dulden muß, als wenn ihr mir von eurem Gold und eurem Silber gäbet.

Der König war weiſe und verſtand die Rede des ungebildeten Bauers, dachte daher ihn nach Gerechtigkeit zufriedenzuſtellen und ſagte zu ſeinen Leuten: Ruft mir den Thürſteher herbei!

Er wurde ſogleich gerufen, kam vor den König und

dieſer fragte ihn: Biſt du dort geweſen, wo dieſer Mann den Sperber gefangen hat?

Er antwortete: Ouy, Herr König!

Der König fragte weiter: Warum haſt du ihn nicht überbracht?

Jener verſetzte: Der Bauer ließ es nicht zu.

Der König ſprach: Dein Geiz iſt ſo weit gegangen, daß du von ihm die Hälfte des Geſchenkes begehrteſt, das er bekommen würde.

Als der Bauer dies hörte, ſagte er: So war es, gnädiger Herr!

Und ich, ſagte der König, ſchenke dieſem Bauern funfzig Peitſchenſtreiche auf den bloßen Leib, von welchen du nach dem Vertrage fünfundzwanzig bekommen ſollſt.

Er befahl einem ſeiner Gerichtsdiener, ihn ſogleich entkleiden zu laſſen und zur Ausführung zu ſchreiten, und ſo geſchah es. Der König ließ ihn nun in Gegenwart des Bauern vor ſich kommen und ſprach zu dieſem: Ich habe dir die Hälfte des Geſchenkes gegeben und dir deine Verpflichtung abgenommen, die du durch dein Verſprechen gegen dieſen Schurken hatteſt. Den Reſt gebe ich dir allein.

Da wandte er ſich zu einem ſeiner Kämmerer und ſprach: Geh, laß dieſem Manne zweihundert Franken geben, daß er ſeine Töchter verheirathen kann. Und in Zukunft komm nur zu mir, wenn dir etwas fehlt, ich will immer deiner Noth abhelfen.

So ſchied der Bauer glücklich von dannen. Der Meiſter Thürſteher aber nahm ſich von den Peitſchenhieben eine Warnung, um nicht mehr ſeinem eigenen Vortheil ſtatt dem ſeines Königs nachzugehen. — Groß war die Gerechtigkeit und Klugheit dieſes Königs; aber nicht minder bemerkenswerth iſt, wie aus dem Munde eines Bauern, der beſſer eine edle Seele heißen könnte, eine ſo würdige Bitte kam, um die Habgier des Mannes zu ſtrafen, der auch nie mehr wie früher in Gunſt bei König Philipp kam.

III. Aus dem Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino.

1378.

---

22. Galgano's Entſagung.

(I. 1.)

In Siena war ein Jüngling, mit Namen Galgano, reich und von edlem Geſchlechte, geſchickt und durchaus in Allem erfahren, mannhaft, rüſtig, hochherzig, höflich und leutſelig gegen jedermann. Dieſer Galgano liebte eine Edelfrau aus Siena mit Namen Madonna Minoccia, die Gattin eines edeln Ritters, welcher Meſſere Strieca hieß. Darum trug beſagter Galgano beſtändig an den Kleidern und ſonſt das Wahrzeichen ſeiner ebengenannten Geliebten, und machte ihr zu Liebe oftmals Turniere und Waffenſpiele mit und veranſtaltete koſtbare Gaſtmähler. Bei alledem wollte ihn aber Madonna Minoccia niemals erhören, und Galgano wußte gar nicht mehr, was er noch thun und ſagen ſollte, als er ſah, welche Grauſamkeit in der Bruſt dieſer ſeiner Gebieterin waltete, die er viel lieber hatte als ſich ſelbſt. Immer bei Feſten und Hochzeiten war er hinter ihr her und hielt den Tag für verloren, an dem er ſie nicht zu ſehen bekommen. Oftmals ſchickte er an ſie durch Mittelsperſonen Geſchenke und Botſchaften, aber niemals wollte die Frau etwas in Empfang nehmen noch anhören, ſondern war jedes mal härter als zuvor. So war der beſagte Liebende lange Zeit von der heftigſten Liebe und Treue gequält, die er für dieſe Frau hegte, und oftmals beklagte er ſich gegen Amor und ſprach: Ach, mein Gebieter, wie magſt du es

ertragen, daß ich liebe und nicht geliebt werde? Siehst du nicht, daß dies deinen Geboten zuwiderläuft?

So wollte er oft und viel im Gedenken an die Grausamkeit jener Frau sich der Verzweiflung hingeben. Aber doch beschloß er, sittsamlich das Joch so fortzutragen, bis es Amorn einmal gefiele, ihn Gnade finden zu lassen, und gab die Hoffnung nicht auf. Er ließ sich angelegen sein, in Reden und Handlungen ihr gefällig zu sein; sie aber ward nur um so unbeweglicher. Einstmals war Messere Stricca und seine schöne Gemahlin auf einem ihrer Güter bei Siena; der besagte Galgano kam auch vorüber mit einem Sperber auf der Faust und that, als ginge er auf die Vögeljagd, er wollte aber nur die Frau sehen. So kam er denn an dem Hause vorbei, wo sie war, und als Messer Stricca ihn sah und sogleich erkannte, ging er ihm entgegen und nahm ihn freundschaftlich bei der Hand mit der Bitte, gefälligst mit ihm und seiner Gemahlin zu speisen. Galgano dankte ihm dafür auf das Verbindlichste, bat aber ihn für entschuldigt zu achten.

Denn, sagte er, ich muß nothwendig irgendwohin gehen.

Darauf sagte Messer Stricca: So nehmt wenigstens einen Trunk an!

Der Jüngling aber antwortete: Schönen Dank! Bleibt mit Gott! Ich habe Eile.

Als Messer Stricca seinen Entschluß sah, ließ er ihn hinziehen und ging wieder ins Haus. Galgano aber, als er von Messer Stricca hinweg war, sprach bei sich selbst: Ach, ich Unglücklicher, warum habe ich nicht angenommen? So hätte ich sie wenigstens gesehen, die mir theurer ist als die ganze Welt.

Während er diesen Gedanken nachhing, steigt eine Elster auf. Darum ließ er den Sperber los, die Elster flog in den Garten Messer Stricca's und der Sperber packte sie in die Klauen. Als Messer Stricca und seine Frau diesen Sperber hörten, liefen sie an das Gartenfenster, und als die Frau die Geschicklichkeit bemerkte,

womit der Sperber die Elster faßte, fragte sie, da sie es nicht wußte, wem der Sperber gehöre.

Messer Stricca antwortete: Dieser Sperber hat ein gutes Vorbild an seinem Herrn, denn er gehört dem trefflichsten und vollkommensten Jüngling in ganz Siena.

Die Frau fragte, wer dies sei.

Der Vogel gehört Galgano, erwiderte ihr Gatte, welcher eben vorübergegangen ist. Ich bat ihn, bei uns zu speisen, er nahm es aber nicht an. Fürwahr, es ist der anmuthigste und rechtschaffenste Jüngling, den ich je gesehen habe.

Sie gingen vom Fenster weg und begaben sich zu Tische. Galgano lockte seinen Sperber zu sich und entfernte sich ebenfalls. Die Frau aber merkte jene Worte und behielt sie im Sinne. Als daher einige Tage darauf Messer Stricca von der Gemeinde von Siena als Gesandter nach Perugia ging und seine Frau allein zu Hause ließ, schickte sie, sobald sie erfahren, daß ihr Mann weggeritten sei, eine Vertraute an Galgano und bat ihn, er möge gefälligst zu ihr kommen, sie wolle mit ihm reden. Als ihm die Botschaft ausgerichtet war, antwortete Galgano, er komme sehr gerne. Als nun Galgano hörte, daß Messer Stricca nach Perugia gegangen sei, machte er sich am Abend zu passender Stunde auf den Weg und ging in das Haus der Frau, die er weit mehr als seine Augen liebte. Als er vor die Frau trat, grüßte er sie ehrerbietig, die Frau aber nahm ihn mit großer Freude bei der Hand, umarmte ihn und sprach: Sei mir hundert mal willkommen, mein Galgano!

Und ohne weitere Worte gaben sie sich mehrmals den Friedenskuß. Die Frau ließ sodann Zuckerwerk und Wein kommen, und nachdem sie miteinander gegessen und getrunken hatten, nahm ihn die Frau bei der Hand und sprach: Mein Galgano, es ist Zeit schlafen zu gehen. Gehen wir daher zu Bette!

Galgano antwortete und sprach: Madonna, ganz nach eurem Gefallen.

Als ſie in die Kammer getreten waren, pflogen ſie vieler ſchönen und anmuthigen Geſpräche, worauf die Frau ſich entkleidete, zu Bette ſtieg und dann zu Galgano ſagte: Es ſcheint mir, du biſt ganz verſchämt und ſchüchtern. Was haſt du? Gefalle ich dir nicht? Biſt du nicht zufrieden? Haſt du nicht, was du willſt?

Galgano antwortete: O ja, Madonna, und Gott hätte mir keine größere Gnade erweiſen können, als daß ich in euren Armen ruhen darf.

Während ſie ſo hierüber ſprachen, zog er ſich aus und ſtieg in das Bette neben ſie, nach der er ſich ſo lange geſehnt hatte. Als er die Decke über ſich gezogen, ſagte er zu ihr: Madonna, ich bitte euch, mir eine Gunſt zu gewähren.

Die Frau antwortete: Mein Galgano, begehre! Vorher aber wünſche ich, daß du mich umarmeſt.

Er that es.

Madonna, ſagte er nun weiter, ich wundere mich ſehr, wie ihr eurem früheren Betragen zuwider heute mich habt holen laſſen, da ich mich ſo lange Zeit nach euch geſehnt und euch nachgefolgt, wo ihr mich nie ſehen und hören mochtet. Was hat euch jetzt umgeſtimmt?

Das will ich dir ſagen, antwortete die Frau. Vor wenigen Tagen kamſt du mit einem Sperber hier vorüber. Mein Mann ſagt, er habe dich geſehen und eingeladen, mit uns zu ſpeiſen. Du nahmſt aber nicht an. Nun flog dein Sperber einer Elſter nach und als ich ihn ſich ſo gut halten ſah, fragte ich meinen Mann, wem er gehöre. Er antwortete mir, er gehöre dem trefflichſten Jüngling von Siena und er habe an ſeinem Herrn ein gutes Vorbild; denn er habe nie einen vollkommenern jungen Mann geſehen als dich, in jedem Stücke. Bei dieſer Gelegenheit lobte er dich mir ſehr, und als ich dich ſo loben hörte und die Neigung kannte, die du für mich hegſt, nahm ich mir vor, dich holen zu laſſen und meine Sprödigkeit gegen dich aufzugeben. Dies iſt der Grund.

Galgano verſetzte: Iſt das ganz wahr?

Allerdings, ſprach die Frau.

Und iſt ſonſt kein Grund dabei?

Nein, antwortete die Frau.

Fürwahr, ſagte Galgano, ſo verhüte Gott, daß ich euerm Gatten, der mir ſo freundlichen Dienſt erwieſen, eine Schmach anthue.

Er ſprang ſchnell aus dem Bette, zog ſich wieder an, nahm Abſchied von der Frau und ging ſeiner Wege. Die Frau ſah er in ſolcher Abſicht nie wieder an, bewahrte aber Meſſere Stricca fortwährend ganz beſondere Liebe und Hochachtung.

---

23. Die Kunſt zu lieben.

(1, 2.)

In Rom lebten in dem Hauſe der Savelli zwei Freunde und Gefährten, wovon der eine Bucciuolo und der andere Pietro Paolo hieß, beide von guter Herkunft und reich an zeitlichen Gütern. Dieſe beſchloſſen der Studien wegen nach Bologna zu gehen, wo der eine bürgerliches, der andere kanoniſches Recht hören wollte, und ſo nahmen ſie Abſchied von ihren Verwandten, kamen nach Bologna und ſtudirten dort ihrem Vorſatze gemäß eine gute Zeit der eine weltliches, der andere geiſtliches Recht. Und wie ihr wißt, hat das kanoniſche nicht den Umfang wie das römiſche, weshalb Bucciuolo, welcher das geiſtliche Recht ſtudirte, früher fertig war als Pietro Paolo mit dem ſeinigen. Da er nun Licentiat geworden war, beſchloß er nach Rom zurückzukehren und ſprach zu Pietro Paolo: Lieber Bruder, da ich es nun zum Licentiaten gebracht habe, bin ich entſchloſſen, nach Hauſe zu reiſen.

Pietro Paolo antwortete: Ich bitte dich, laß mich nicht hier allein, ſondern erwarte mich dieſen Winter über;

dann im Frühling reisen wir zusammen. Du kannst inzwischen eine andere Wissenschaft lernen, so verlierst du deine Zeit nicht.

Bucciuolo war damit zufrieden und versprach ihn abzuwarten. Die Zeit nicht zu verlieren ging also Bucciuolo zu seinem Meister und sprach: Ich habe mich entschlossen, auf meinen Gesellen und Vetter da zu warten, und bitte euch, mich unterdessen irgend eine andere schöne Wissenschaft zu lehren.

Der Meister versetzte, er sei es zufrieden, und sprach: Suche dir eine Wissenschaft aus, welche du willst, und ich will sie dich gern lehren.

Da sprach Bucciuolo: Lieber Meister, ich möchte gern lernen, wie man sich verliebt und wie man sich dabei zu verhalten hat.

Der Meister entgegnete lächelnd: Das gefällt mir nicht übel. Du hättest nicht leicht eine Wissenschaft wählen können, womit ich zufriedener gewesen wäre. Begib dich also nächsten Sonntag Morgen in die Kirche der Minoritenbrüder, wenn alle Frauen dort versammelt sind, und gib wohl Acht, ob eine ist, die dir wohlgefällt; und findest du eine, so folge ihr von weitem, bis du siehst, wo sie wohnt, und dann komm wieder zu mir! Und dies soll die erste Aufgabe sein, die du zu lernen hast.

Bucciuolo ging und am folgenden Sonntag Morgen fand er sich nach der Anweisung seines Meisters in der Minoritenkirche ein, um die Frauen zu mustern, welche sich zahlreich genug versammelt hatten. Unter ihnen sah er eine, die ihm sehr gefiel, denn sie war gar schön und reizend. Als sie daher die Kirche verließ, folgte ihr Bucciuolo und sah und merkte sich das Haus, wo sie wohnte, woraus die Dame abnahm, daß dieser Student im Begriffe sei, sich in sie zu verlieben. Bucciuolo ging zu seinem Meister zurück und sprach: Ich habe gethan, was ihr mir sagtet, und eine gefunden, die mir sehr gefällt.

Darüber hatte der Meiſter eine große Freude und lachte heimlich des Bucciuolo wegen der Kunſt, die er lernen wollte. Dann ſprach er zu ihm: Jetzt mußt du ſuchen, zwei oder drei mal täglich anſtändig an ihrem Fenſter vorüberzugehen. Nur halte die Augen bei dir und laß niemand merken, daß du nach ihr hinblickſt! Weide dich jedoch ſo lange an ihrem Anſchauen, bis ſie deine Neigung gewahrt, und dann komm wieder zu mir. Das ſoll deine zweite Aufgabe ſein.

Hierauf verließ Bucciuolo ſeinen Meiſter und begann mit kluger Vorſicht an dem Hauſe ſeiner Dame vorüberzugehen, bis ſie deutlich erkannte, daß es um ihretwillen geſchehe. Da fing ſie an, auch nach ihm zu blicken, ſodaß Bucciuolo anfing, ſich beſcheiden vor ihr zu verneigen, was ſie mehrmals erwiderte, woraus Bucciuolo ſchloß, daß die Frau ihn liebe. Er berichtete daher ſeinem Meiſter alles, worauf dieſer antwortete und ſprach: Recht ſchön; ich bin mit dir zufrieden; bis jetzt haſt du dich in Allem wohlgehalten. Nun mußt du Mittel ſuchen, ihr eines jener Weiber zuzuſchicken, die in Bologna mit Spitzen, Börſen und dergleichen hauſiren. Laß ihr ſagen, du ſteheſt ganz zu ihren Dienſten; es ſei niemand auf der Welt, den du mehr liebeſt als ſie; du ſeieſt gern bereit, alles für ſie zu thun, was ihr gefalle. Dann wirſt du hören, was ſie dir antworten läßt! Und je nachdem du dann von ihr Beſcheid erhältſt, ſo komm wieder hierher und erzähle es mir, und ich werde dir ſagen, was du weiter zu thun haſt.

Bucciuolo begab ſich ſchnell hinweg und machte eine Hauſirerin ausfindig, die zu dieſem Behuf ganz tauglich war.

Ihr könnt mir einen außerordentlichen Dienſt leiſten, ſprach er zu ihr, für den ich euch gut bezahlen will, daß ihr mit mir zufrieden ſein ſollt.

Die Krämerin antwortete: Ich will thun, was ihr von mir fordert, denn ich lebe nur von dem, was ich mir verdiene.

Darauf gab ihr Bucciuolo zwei Gulden mit der Erklärung: Nun so bitte ich euch, daß ihr mir heute einmal in die Straße Mascarella geht, wo eine junge Frau Namens Madonna Giovanna wohnt, und die ich über alles in der Welt liebe. Empfehlt mich ihr und sagt ihr, ich sei bereit, alles für sie zu thun, was ihr angenehm sein könnte. Das könnt ihr dann in allerlei süße Worte einwickeln, wie sie euch gewiß einfallen. Darum bitte ich euch so sehr ich weiß und kann.

Die Alte sagte: Laßt mich nur machen! Ich will schon den rechten Zeitpunkt finden.

Geht, antwortete Bucciuolo; ich erwarte euch hier.

Die Alte setzte sich gleich mit einem Korb voll Waaren in Bewegung und ging damit zu der Frau, die sie unter der Thüre sitzen fand, begrüßte sie und sprach sodann: Madonna, ist euch vielleicht etwas unter diesen meinen Waaren gefällig? Nehmt keck heraus, was euch gefällt.

Dabei setzte sie sich zu ihr und begann, ihr Schleier, Börsen, Schnüre, Spiegel und anderes dergleichen vorzuzeigen. Nachdem sie vielerlei gesehen hatte, gefiel ihr unter Allem besonders eine Börse und sie sagte: Wenn ich Geld hätte, würde ich gern diese Börse kaufen.

Die Verkäuferin entgegnete: Madonna, darauf braucht ihr durchaus keine Rücksicht zu nehmen. Wählt, was euch von meinem Krame irgend gefällt! Es ist mir alles schon bezahlt.

Die Frau wunderte sich über diese Worte und über die besondere Freundlichkeit der Alten und fragte sie: Was wollt ihr damit sagen, gute Frau? Was bedeuten diese Worte?

Die Alte sprach darauf ganz weinerlich: Das will ich euch wohl sagen. Ein Jüngling Namens Bucciuolo hat mich hergeschickt. Er liebt euch und ist euch mit ganzer Seele ergeben. Es ist nichts auf der Welt, das er nicht für euch thun würde, wenn es in seiner Macht stünde, und er läßt euch sagen, daß ihm Gott keine

gröſſere Gnade erzeigen könnte, als wenn er ihm ein Gebot von euch zukommen ließe. In der That, mir kommt es vor, als ob er ſich ganz verzehrte vor lauter Begierde, mit euch zu ſprechen; und doch habe ich vielleicht nie einen rechtſchaffenern jungen Mann geſehen als ihn.

Als die Frau dieſe Worte hörte, wurde ſie ganz roth im Geſicht und ſagte zu der Alten gewendet: Wenn mich nicht die Rückſicht auf meine Ehre davon abhielte, ſo wollte ich euch übel genug zurichten. Schämſt du dich nicht, du garſtige Alte, einer ehrbaren Frau ſolche Botſchaft zu hinterbringen? Gott möge dich dafür ſtrafen!

Bei dieſen Worten nahm die junge Frau das Querholz der Thüre zur Hand und wollte ſie damit ſchlagen.

Wenn du je wieder hierher kommſt, rief ſie, ſo werde ich dich ſo bedienen, daß nicht mehr viel von dir zu ſehen iſt.

Das Mütterchen nahm alſo behende ihren Kram zuſammen, ging ihrer Wege und hatte große Angſt, ſie möchte jene Stange verſchmecken, hielt ſich auch nicht für ſicher, als bis ſie wieder bei Bucciuolo angelangt war. Als Bucciuolo ſie vor ſich ſah, fragte er ſie, was ſie bringe und wie ſeine Sache ſtehe.

Schlecht ſteht ſie, antwortete die Alte; in meinem Leben bin ich nicht ſo erſchrocken. Kurzum ſie will nichts von dir hören noch ſehen. Und hätte ich mich nicht ſchnell aus dem Staube gemacht, ſo hätte ich wahrſcheinlich eine Thürſtange zu verſpüren gekriegt, die ſie in der Hand hatte. Was mich betrifft, ſo habe ich keine Luſt mehr zu ihr zurück und rathe auch dir, dich nicht mehr mit dieſen Dingen zu befaſſen.

Bucciuolo blieb ganz troſtlos zurück; dann begab er ſich ſchnell zu ſeinem Meiſter und erzählte ihm, was ihm begegnet ſei. Der Meiſter tröſtete ihn und ſprach: Beruhige dich, Bucciuolo! Kein Baum fällt auf den erſten Streich. Geh heut Abend noch einmal vorbei und gib Acht, was ſie dir für ein Geſicht macht und ob ſie auf-

gebracht ſcheint oder nicht! Dann komm wieder und ſag' es mir!

Bucciuolo machte ſich auf und ging nach der Wohnung ſeiner Geliebten. Dieſe hatte ihn nicht ſo bald erblickt, als ſie geſchwind ihrem Mädchen rief und ſprach: Geh dem Jungen dort nach und ſag ihm in meinem Namen, daß er mich heut Abend beſuche und ja nicht ausbleibe!

Das Mädchen kam zu ihm und ſprach: Mein Herr, Madonna Giovanna bittet euch, ſie dieſen Abend zu beſuchen, denn ſie wünſcht euch zu ſprechen.

Bucciuolo war betroffen; doch antwortete er und ſprach: Sag ihr, ich werde mit Freuden kommen.

Alsdann kehrte er ſchnell zu ſeinem Meiſter und hinterbrachte ihm alles. Der Meiſter wunderte ſich und fing an, heimlich zu argwöhnen, ob dies nicht gar ſeine eigene Frau ſei, wie ſie es in der That war.

Schön, ſprach er zu Bucciuolo, und wirſt du hingehen?

Bucciuolo antwortete: Freilich.

Da ſprach der Meiſter: Wenn du dann zu ihr gehſt, ſo rufe doch erſt bei mir an!

Bucciuolo ſagte: Es ſoll geſchehen.

Damit ging er. Die junge Frau aber war wirklich die Gattin des Meiſters. Bucciuolo wußte das nicht, aber der Meiſter fing ſchon an Eiferſucht zu empfinden, denn er ſchlief den Winter über in der Schule, um noch bei Nacht den Studenten Vorleſungen halten zu können, und die Frau war zu Hauſe allein mit ihrer Magd. Der Meiſter dachte: Ich möchte doch nicht, daß der auf meine Koſten ſtudirte. Ich muß doch ſehen, dahinterzukommen.

Am Abend kam Bucciuolo und ſagte: Meiſter, ich gehe jetzt.

Der Meiſter ſagte: Nun ja, ſo ſei klug!

Bucciuolo entgegnete: Laßt mich nur machen!

Damit verließ er den Meister. Er hatte sich einen dichten Panzer umgeschnallt, ein scharfes Schwert unter dem Arm, einen guten Dolch an der Seite; so ging er nicht wie ein Unbedachtsamer. Als er weg war, folgte ihm der Meister auf dem Fuß, ohne daß Bucciuolo etwas davon merkte. Er kam an die Thüre der Dame, und kaum hatte er angeklopft, so schloß sie ihm auf und ließ ihn ein. Als der Meister merkte, daß es seine Frau war, gerieth er ganz außer sich und sprach: Nun sehe ich wol, der studirt auf meine Kosten.

Gleich beschloß er, ihn zu ermorden, lief nach der Schule zurück, ergriff ein Schwert und einen Dolch und kam in großer Wuth wieder an das Wohnhaus mit dem Vorsatz, sich an Bucciuolo zu vergreifen. Vor der Thüre angelangt, begann er mit Ungestüm zu klopfen. Die Frau saß eben mit Bucciuolo am Feuer, und da sie an die Thüre klopfen hörte, dachte sie gleich, es sei der Meister, nahm den Bucciuolo und versteckte ihn unter einem Haufen ungetrockneter Wäsche, der auf einem Tische neben dem Fenster lag. Dann lief sie zur Thüre und fragte, wer da sei. Der Meister antwortete: Mach auf! Du konntest dirs wol denken, schlechtes Weib, das du bist!

Die Frau schloß auf, und da sie ihn bewaffnet sah, rief sie: O Himmel, Herr, was soll das?

Der Meister sprach: Du weißt wol, wen du im Hause hast.

Ich Unglückliche, sagte sie, was sprichst du? Bist du von Sinnen? Sucht nach, und wenn ihr jemand findet, so viertheilt mich! Wie sollte ich jetzt anfangen, was ich doch nie gethan habe? Hütet euch, lieber Herr, daß euch nicht der böse Feind etwas vorspiegelt, sodaß ihr um eure Seligkeit kommt!

Der Meister ließ eine Kerze anzünden und begann im Keller zwischen den Fässern zu suchen, stieg dann empor und suchte die ganze Kammer durch, unter dem Bette, durchstach den Strohsack nach allen Seiten und

ließ mit einem Worte auch den kleinſten Winkel des Hauſes nicht undurchforſcht, ohne daß er doch Bucciuolo finden konnte. Seine Frau ging ihm dabei immer mit dem Licht in der Hand zur Seite und ſagte oft: Lieber Meiſter, ſchlagt ein Kreuz, denn gewiß hat euch der Feind Gottes verſucht und euch eine Sache vorgeſpiegelt, die nimmermehr geſchehen kann; denn wenn nur ein Haar an meinem Leibe nach ſo etwas verlangte, ſo brächte ich mich ſelber um. Darum bitte ich euch um Gottes willen, laßt euch nicht bethören!

Wie nun der Meiſter Bucciuolo nicht fand und die Frau fortwährend ſo reden hörte, maß er ihr faſt Glauben bei, blies bald darauf ſeine Kerze aus und ging wieder nach der Schule. Die Frau riegelte ſodann geſchwind die Thüre, zog Bucciuolo unter der Wäſche hervor, fachte ein helles Feuer an, bei dem ſie dann einen großen fetten Kapaun verſpeiſten und mehre Sorten Wein tranken. Während ſie ſo eine vortreffliche Abendmahlzeit hielten, ſagte die Frau wiederholt: Siehſt du, dieſer mein Mann hat ſich nicht träumen laſſen, wo du ſeiſt.

Nach vielen Scherzen und Kurzweilen nahm ihn die Frau bei der Hand und führte ihn in die Kammer, wo ſie miteinander zu Bett gingen und ſich in jener Nacht das Vergnügen verſchafften, welches beide Theile wünſchten, und einander wiederholt geſegneten. Und da die erſehnte Nacht vorüber war und der Morgen anbrach, ſtand Bucciuolo auf und ſagte: Madonna, ich muß nun von euch ſcheiden. Habt ihr mir noch irgend etwas zu gebieten?

O ja, ſagte ſie, daß du dieſen Abend wiederkommſt.

Bucciuolo ſagte: Das ſoll geſchehen.

Hierauf nahm er Abſchied, ging hinaus und kehrte zur Schule zurück, wo er zu dem Meiſter ſagte: Ich habe euch etwas zu erzählen, worüber ihr genug lachen werdet.

Wie ſo? antwortete der Lehrer.

Geſtern Abend, ſagte Bucciuolo, als ich bei ihr im

Hauſe war, ſiehe da kommt der Mann, ſucht das ganze Haus durch und weiß mich doch nicht zu finden. Sie hatte mich unter einem Berg von Wäſche verſteckt, die noch getrocknet werden ſollte, und kurzum ſie wußte ſo klug zu ſprechen, daß er endlich hinwegging; ſodaß wir nachher einen dicken Kapaun verzehrten und feine Weine tranken mit der größten Heiterkeit und Wonne, die ihr euch nur denken könnt, und ſo blieben wir munter und machten uns gute Zeit bis zum Morgen. Da ich nun die ganze Nacht wenig geſchlafen habe, will ich mich jetzt zur Ruhe legen, denn ich habe ihr verſprochen, dieſen Abend wieder zu ihr zu kommen.

Der Meiſter ſagte: Wenn du hingehſt, ſo künde es mir doch an!

Bucciuolo antwortete: Herzlich gern.

Darauf verließ er ihn. Der Meiſter aber war ganz von Zorn entbrannt, daß er ſich vor Schmerz nicht zu faſſen wußte und den ganzen Tag nicht im Stande war, eine Vorleſung zu halten, ſo ſehr war ſein Herz in Anſpruch genommen. Immer dachte er daran, wie er ihn am nächſten Abend erreichen werde, und borgte ſich einen Panzer und eine Pickelhaube. Als es an der Zeit war, begab ſich der ſorgloſe Bucciuolo zu ſeinem Lehrer und ſagte: Jetzt gehe ich.

Der Meiſter ſprach: Geh nur und komm morgen früh wieder und erzähle mir, wie es dir ergangen iſt!

Bucciuolo antwortete: Das will ich thun.

Dann machte er ſich ungeſäumt auf den Weg nach dem Hauſe der Frau. Der Meiſter aber legte alsbald ſeine Waffen an, folgte dem Bucciuolo faſt auf dem Fuße und gedachte ihn noch unter der Thüre zu erwiſchen. Die Frau aber hatte ihren Liebhaber erwartet, ließ ihn ein und verſchloß die Thüre wieder. Der Meiſter kam im Augenblick darauf und begann zu pochen und einen gewaltigen Lärm zu machen. Die Frau löſchte ſchnell das Licht aus, ſchob den Bucciuolo hinter ſich, ſchloß

die Thüre auf und umarmte ihren Gemahl, während sie mit dem andern Arm den Bucciuolo hinausschob, ohne daß ihr Mann es merkte. Dann fing sie an zu schreien: Herbei, herbei, der Meister ist toll geworden!

Dabei hielt sie ihn fest umschlungen. Die Nachbarn liefen auf den Lärm herbei und da sie den Meister so bewaffnet sahen und die Frau rufen hörten: „Haltet ihn, denn er ist übergeschnappt vom vielen Studiren!“ glaubten sie es und waren der Überzeugung, daß er von Sinnen sei. Sie fingen daher an und sprachen: Ei, Meister, was soll das bedeuten? Geht zu Bette, um auszuruhen, und strengt euch nicht weiter an!

Der Meister sagte: Wie soll ich zur Ruhe kommen, wenn das schlechte Weib einen Mann im Hause hat, den ich selbst hereinschleichen sah?

Da rief die Frau: Ich unglückliches Weib! Fragt alle diese Nachbarn, ob sie mir den geringsten Fehltritt nachsagen können!

Da antworteten Männer und Frauen aus einem Munde: Meister, habt doch nicht solche Gedanken! Es ward ja nie eine bessere Frau geboren als diese, von reinem Sitten und unbeflecktem Ruf.

Was? rief der Meister. Wenn ich nun selbst einen hereinschleichen sah und weiß, daß er hier ist?

Unterdessen kamen zwei Brüder der Frau. Da fing sie gleich an zu weinen und sprach: Liebe Brüder, seht her, mein Mann da ist übergeschnappt und will mich ums Leben bringen, weil er behauptet, ich habe einen Mann im Hause. Ihr wißt doch wol, daß ich nicht der Art bin, daß man mir derlei schuldgeben kann.

Die Brüder sprachen: Wir wundern uns sehr, wie ihr unsere Schwester hier ein schlechtes Weib nennen dürft. Was bringt euch denn heute so plötzlich gegen sie auf, da sie doch schon so lange mit euch zusammenlebt?

Der Meister erwiderte: Ich sage euch, es ist einer hier im Hause und ich habe ihn selbst gesehen.

Wohlan, antworteten die Brüder, laßt uns ihn suchen! Und finden wir ihn, so wollen wir so bei ihr aufräumen und sie dergestalt bestrafen, daß ihr zufrieden sein sollt.

Einer der beiden rief die Schwester beiseit und sprach: Sage mir die Wahrheit, hast du einen im Hause?

Die Frau erwiderte: Weh mir, was sagst du? Der Heiland bewahr mich davor und gebe mir eher den Tod, ehe ich auch nur mit einem Härchen mich so etwas gelüsten lasse. Weh, soll ich jetzt begehen, was nie eine beging aus unserm Hause? Schämst du dich nicht, mich nur danach zu fragen?

Den Bruder beruhigte dies sehr und sie begannen nun zugleich mit dem Meister Haussuchung zu halten. Der Meister stürzte plötzlich auf jene Wäsche los und durchbohrte sie, als fechte er mit Bucciuolo, denn er glaubte, da sei er verborgen.

Hab ichs euch nicht gesagt, rief die Frau, daß der Meister übergeschnappt ist? Die Waschleinwand zu verderben, die ihm nichts zu leid gethan hat!

Da sahen die Brüder, daß der Meister von Sinnen sei; und nachdem sie alles genau durchsucht und nichts gefunden hatten, sagte der eine: Er ist verrückt.

Und der andere sprach: Meister, in der That, lieber Meister, ihr habt sehr Unrecht, unsere Schwester als ein schlechtes Weib hinzustellen.

Darüber gerieth der Meister in die äußerste Wuth, weil er wußte, was er gesehen hatte, und begann sich mit höchst leidenschaftlichen Worten gegen sie auszulassen, wobei er immer das bloße Schwert in der Hand hielt. Da nahmen die Brüder jeder einen derben Stock in die Hand und prügelten den Meister so reichlich durch, bis sie ihm die beiden Stöcke auf dem Rücken zerbrochen hatten. Dann knebelten sie ihn als einen Verrückten, der, wie sie sagten, vom allzu vielen Studiren übergeschnappt sei, und hielten ihn die ganze Nacht gebunden, während sie sich mit ihrer Schwester zur Ruhe begaben.

Am Morgen ließen sie einen Arzt rufen; der verordnete, ihm an der Feuerseite ein Bett zu machen, und befahl, man solle ihn mit niemand reden lassen, ihm auch auf nichts antworten und ihn so lange fasten lassen, bis er wieder bei Verstand wäre; was denn auch pünktlich vollzogen wurde. Das Gerücht verbreitete sich durch Bologna, der Meister sei ein Narr geworden; jedermann bedauerte ihn deshalb und einer sagte zum andern: Gewiß, ich habe es schon gestern bemerkt, denn er war nicht im Stande, unsere Vorlesung zu halten.

Ein anderer sagte: Ich sah es ganz, wie er ein anderer Mensch wurde.

Und also erklärten ihn allesammt für einen Verrückten und verabredeten, ihn miteinander zu besuchen. Bucciuolo wußte von alledem nichts und kam zur Schule, um dem Meister auch seine neuesten Erlebnisse mitzutheilen. Dort angelangt, erfuhr er denn, daß der Meister verrückt geworden sei. Bucciuolo erstaunte und betrübte sich darob gar sehr und begleitete die andern nach dem Hause des Meisters. Da begann er aber sich über die Maßen zu verwundern, ja er sank fast in Ohnmacht, als er erkannte, wie es um die Sache beschaffen sei. Damit aber niemand etwas merke, ging er mit den andern hinein. Im Saale angelangt, sah er den Meister ganz erschöpft und gefesselt am Feuer im Bett liegen. Die Studenten drückten dem Meister alle ihr Beileid aus und erklärten ihm, wie sehr sie sein Unglück bedauern. Als aber die Reihe an Bucciuolo kam, sagte er zu ihm: Lieber Meister, ihr thut mir leid wie mein Vater, und wenn ich euch in irgend etwas gefällig sein kann, so gebietet über mich, wie über einen Sohn!

Der Meister antwortete und sprach: Bucciuolo, Bucciuolo, lauf mit Gott von dannen! Du hast auf meine Kosten studirt.

Die Frau fügte hinzu: Achtet nicht auf seine Worte, denn er faselt und weiß selber nicht was er spricht.

Bucciuolo aber ging hinweg, ſuchte Pietro Paolo auf und ſagte: Lieber Bruder, gehab dich wohl! Ich habe nun ſo viel gelernt, daß mir der Appetit vergangen iſt.

Darauf reiſte er ab und kam glücklich nach Rom.

---

24. Die Freundin des Cardinals.

(3, 1.)

In Val di Peſa, im Gebiete von Florenz, lebte einſt ein Prieſter mit Namen Don Placido, welcher wegen einer Beſchwerde nach Avignon zu gehen beſchloß. Er machte ſich daher auf und ging nach Piſa, ſtieg dort zu Schiff und fuhr nach Nizza in der Provence, wo er landete und in der Herberge eines gewiſſen Bartolomeo von Siena abſtieg. Als der beſagte Prieſter ſchon im Bette war, kam ein wackerer Knecht deſſelbigen Wirthes zu ihm an das Bette und ſprach zu ihm: Meſſere, es ſind hier ein Paar Ordensbrüder in der Herberge, von welchen der eine ſehr krank iſt, und da in dieſer Gegend die Seuche gehauſt hat, iſt großer Mangel an Geiſtlichen. Darum bitte ich euch, ihr möget zu ihm kommen und nachſehen, wie es bei ihm ſteht.

Der Prieſter antwortete: Sehr gerne.

Er zog ſich eilends an und kam in das Zimmer, wo die beiden Brüder waren.

Meſſere, ſagte der eine, ich empfehle euch dieſen meinen Gefährten und Vater.

Darum ſetzte ſich der Prieſter an das Bette und fing an des kranken Bruders Beichte zu hören, ihn an ſein Seelenheil zu mahnen und ihm dringend einzuſchärfen, daß er ſich mit unſerm Herrn Gott ausſöhne. Der gute Bruder wollte davon nichts hören, vielmehr ſtarb er kurz

darauf wie ein Verzweifelter. Der jüngere überlebende Bruder fing, als er den andern todt sah, laut zu wehklagen an. Der Priester tröstete ihn und bat ihn, sich zu beruhigen, da wir ja alle einmal sterben müssen. Nach kurzem Verweilen nahm er Abschied von dem Bruder, um in sein Zimmer zurückzukehren; aber der Bruder sprach zu ihm: Messere, ich bitte euch um Gottes willen, mich nicht zu verlassen, und Mittel und Wege zu finden, wie wir diesen Todten bestatten. Erweist ihm doch alle Ehre, die ihr könnt!

Dann zog er einen Beutel von seiner Seite, worin sich etwa dreißig Gulden Geld befanden, und fuhr fort: Da nehmt dies zur Bestreitung der Auslagen und zahlt, was es kostet!

Der Priester nahm den Beutel, ließ Diener und Knecht des Wirthes rufen, gab jedem ein Trinkgeld und schickte sie dann aus, um alles Erforderliche für die Beerdigung zu besorgen. Am Morgen war denn auch schon Alles so ehrenvoll als möglich bereit, um den Bruder beizusetzen. Nachdem der Priester Alles bezahlt hatte, kehrte er zu dem andern jüngern Bruder zurück, sprach ihm Trost zu und gab ihm den Beutel mit dem übrigen Gelde wieder. Unter Thränen fragte der Bruder den Priester, wohin er gehe. Der Priester antwortete: Ich gehe nach Avignon.

Der Bruder sprach: Da würde ich gerne mit euch gehen.

Ich bin gerne bereit, versetzte der Priester, euch Gesellschaft zu leisten, denn für jeden von uns ist es besser, in Gesellschaft zu reisen als allein.

Nun schlug der Bruder wieder die Augen auf und sein ganzes Gesicht erheiterte sich. Der Priester sah ihn fest an und er meinte, nie schönere Augen als diese gesehen zu haben. Um euch aufzuklären, muß ich nämlich sagen, daß dieser Bruder ein Weib war und zwar eine Edelfrau aus Viterbo, wie ihr gleich hören werdet. Der

Prieſter war indeß der Anſicht, es ſei ein Mann, und wunderte ſich ſehr über die ſchönen Augen und das feine Geſicht. Sobald ſie übereingekommen waren, miteinander zu reiſen, gab der Bruder dem Prieſter funfzig Gulden mit den Worten: Macht ihr den Zahlmeiſter und befriedigt den Wirth nach ſeinem Begehren.

Der Prieſter nahm das Geld, bezahlte den Wirth, darauf ſtiegen ſie zu Pferd und ſchlugen die Straße nach Avignon ein. Um nicht erkannt zu werden, hatte ſich der Bruder möglichſt verſteckt in ſein Scapulier, drückte den Hut ins Geſicht, ſprach wenig und ritt immer hintendrein. Der Prieſter meinte, er thue das aus Betrübniß und Schmerz über den Tod des andern Bruders, fing alſo an, Liedchen herzuſagen und Späße zu machen, um ihm die Grillen zu vertreiben; der Bruder aber blieb mäuschenſtille und hängte nachdenklich den Kopf. Am Abend kamen ſie an eine Burg, welche Graſſa heißt; dort ſtiegen ſie ab in der Herberge einer Witwe, welche eine vor wenigen Tagen ebenfalls zur Witwe gewordene ſehr ſchöne und anmuthige Tochter hatte. Sobald ſie abgeſtiegen waren, faßte die Wirthstochter den Bruder ins Auge und fand Gefallen an ſeinen feinen ſchönen Zügen. Ja ſie verliebte ſich wirklich in ihn und konnte nicht ſatt werden, ihn anzuſehen. Der Bruder ſprach zu dem Prieſter: Laßt euch eine Schlafkammer geben mit zwei Betten.

Es wurde ſogleich beſorgt. Der Wirthin Töchterlein kochte am Abend ſelbſt, erwies ihnen große Ehre, ſcherzte fortwährend mit dem Bruder und bot ihm am Abend mehrerlei Wein an. Der Prieſter merkte die Sache, that aber, als ſehe er nichts, und ſprach bei ſich ſelbſt: Mich wunderts nicht, daß das Weibchen in ihn vernarrt iſt, denn ich habe wol lange Zeit kein ſo ſchönes Geſicht geſehen.

Als ſie zu Nacht gegeſſen hatten, machte der Prieſter einen Ausgang, um die beiden nicht zu ſtören. Er dachte,

der Bruder ſei der Sohn irgend eines reichen Mannes, der nach Avignon gehe, um eine Pfründe zu erlangen, denn es ſchien ihm, er habe viel Geld. Als es Schlafenszeit war, kam der Prieſter wieder heim und ſagte: Meſſere, wollen wir zur Ruhe gehen?

Ja, antwortete der Bruder, wenn es euch recht iſt.

Kaum waren ſie in ihrer Schlafkammer, ſo ſchickte die Wirthstochter dem Bruder durch einen Burſchen eine Schachtel mit Zuckerwerk und einen ſehr feinen Wein. Da ſagte der Prieſter lächelnd: Ihr habt gewiß heute früh Sanct Julians Paternoſter gebetet, denn wir könnten keine beſſere Herberge, keine ſchönere und gefälligere Wirthin finden.

So fing er an mit dem Bruder zu ſcherzen. Der Bruder lachte darüber, ſie ſprachen einander zu und tranken von dem Weine.

Gewiß, ſagte der Prieſter, ich will nie dieſes Weges gehen, ohne in dieſer Herberge einzuſprechen; freilich ſollte ich dann auch immer euch bei mir haben, denn dieſe Ehre gilt euch, nicht mir.

Der Bruder ſagte lachend: Fürwahr, das junge Weib iſt recht hübſch.

Der Prieſter antwortete: Wenn wir ſie nur heute Nacht zwiſchen uns beiden liegen hätten!

Weh, verſetzte der Bruder, was ſagt ihr?

Der Prieſter aber ſagte: Es kommt auf den Verſuch an.

Die Tochter der Wirthin hatte ſich verſteckt, um zu erfahren, welches Bett der Bruder wähle, und hörte und ſah ſomit zum Theil ihre Unterhaltung mit an. Die Sittſamkeit des Bruders nahm ſie noch mehr für ihn ein und ſie konnte kaum erwarten, bis er zu Bette ging. Der Bruder aber wußte davon nichts und nachdem ſie noch lange geſprochen hatten, legte ſich der Prieſter in eines der Betten und der Bruder in das andere. Als nun die Frau ſah und hörte, daß beide eingeſchlafen waren, zündete ſie ein Licht an, trat ganz leiſe an das

Bette und fing an ſich auszukleiden, um ſich ihm an die Seite zu legen. Der Bruder hörte es, ſah plötzlich auf und erkannte den Beſuch. Er löſchte daher alsbald das Licht, faßte nach den Kleidern, um nicht entdeckt zu werden, und legte ſich neben den Prieſter außen an ſein Bette. Die Wirthstochter ſchämte ſich und ſchlich leiſe von dannen. Der Prieſter merkte nichts von Allem und hörte nichts. Nach dem erſten Schlafe aber wollte er ſich umdrehen und kam ſo an den Arm des Mädchens. Er wunderte ſich ſehr darüber, griff nach ihrer Bruſt und erkannte daran, daß es ein Weib war. Er meinte, es ſei die Wirthstochter und ſagte bei ſich ſelbſt: Dieſe meint wahrſcheinlich, ſie liege bei dem Bruder und hat ſich in mein Bett verirrt. Nun wahrhaftig, ich will dir ſchon geben, was du ſuchſt.

Alsbald drehte er ſich nach ihr um und gab ihr zwei brave Küſſe. Der Herr Bruder rührte ſich nicht und ließ ſichs gefallen. Daher ſchlief der Prieſter, auf ſeiner bisherigen Meinung verharrend, wieder ein; als aber der Morgen kam, wachte der Prieſter auf und rief ihr und ſprach: Wehe, ſteh auf, es iſt nächſtens Tag: daß deine Mutter es nicht merkt!

Der Bruder erſah aus dieſen Worten, wie es ſtehe und daß der Prieſter ſie noch nicht kenne. Sie ſaß daher im Bette auf, fing an laut aufzulachen, kleidete ſich dann allmälig an, zog das Scapulier über ſich und machte das Haar zurecht. Der Prieſter ſah zu und bemerkte, daß es der Bruder ſei. Da kreuzte und ſegnete er ſich, ja er kam faſt von Sinnen, als er ſie ihren Kopfputz machen ſah, denn ſie war anzuſchauen wie die Sonne, ſo blond waren ihre Locken. Nun kleideten ſie ſich an, ließen ihre Pferde ſatteln, riefen ſodann die Wirthin und machten die Zeche, worauf der Prieſter ihre Schuldigkeit bezahlte. Die Tochter des Wirthes ſagte zu dem Prieſter: Meſſere, euer Begleiter da iſt doch gar zu widerſpänſtig und wild.

Madonna, antwortete der Prieſter, ihr kennt ihn nicht; vielmehr habe ich nie einen zahmern und freundlichern Begleiter gehabt; aber er verſteht ſich noch nicht recht aufs Durchkommen.

Die junge Frau ſagte: Das ſcheint ſo.

Und ſo nahmen ſie Abſchied und gingen ihres Weges. Der Bruder ritt immer voraus und ſo oft er ſich umdrehte, ſah er den Prieſter zurück. Dieſer dachte unaufhörlich über das gehabte Abenteuer nach, das ihm ganz ſeltſam vorkam. Der Bruder erwartete ihn daher und ſprach: Geſtern, Meſſere, war das Nachdenklichſein an mir, heute ſcheint die Reihe an euch gekommen zu ſein. Ich mag aber nicht, daß ihr noch weiter euch den Kopf zerbrecht, und um euch aus dem Zweifel zu ziehen, will ich euch erzählen, wer ich bin und wohin ich gehe. In Wahrheit bin ich ein Weib, wie ihr wißt, heiße Petruccia und bin die Tochter Vannicello's von Viterbo. Nach dem Tode meiner Altern blieb ich unter der Pflege meiner beiden Brüder. Nun begab es ſich, daß ſich Papſt Urban, wie ihr wißt, auf ſeiner Durchreiſe in Viterbo aufhielt. Dabei geſchah es zufällig, daß ein Cardinal, den ihr bald ſehen werdet, durch Gottes gnädige Fügung in unſer Haus kam, wo er mich ſah, ſich in mich verliebte und nicht nachließ, bis er mich hatte. Und als der Hof von hier nach der Provence überſiedelte, nahm mich der beſagte Cardinal mit, behielt mich fortwährend bei ſich, erwies mir immer die größte Ehre und hatte mich lieber als ſich ſelbſt. Als nun der Papſt nach Ponte di Sorga ging, begleitete ihn dieſer mein Gebieter und ließ mich in Avignon zurück mit zwei Kammerfrauen und einem Stallmeiſter. Einer meiner Brüder aber kam auf dem Rückwege von Sanct Jakob nach Avignon und ſuchte mich dort auf. Als ich eines Samstag Morgens in der Kirche von Sanct Aſiderius die Meſſe hörte, kam mein Bruder auch hin und hatte einen ſeiner liebſten Kameraden bei ſich. Unſere Blicke begegneten ſich und er hatte mich

erkannt. Plötzlich packte er mich und schleppte mich an die Rhone auf das Schiff, das er zur Weiterreise gemiethet hatte. Sobald wir uns eingeschifft hatten, wurde kein Augenblick versäumt und es ging weiter nach Arles, nach Marseille, dann nach Nizza, von Nizza nach Genua, weiter nach Livorno und von dort nach Corneto. Oftmals hätte er mich ins Meer gestürzt, wäre nicht sein Begleiter hemmend ihm entgegengetreten; denn unterwegs auf dem Schiffe faßte der eine Neigung zu mir und verlangte mich von meinem Bruder zur Frau: dieser willigte ein und ich war zufrieden, ihn zum Manne zu bekommen. Wir gingen sodann nach Viterbo, wo er mich unter heiteren Festen heirathete und dann in sein Haus einführte. Das Schicksal ließ ihn aber nur etwa noch einen Monat am Leben, worauf er starb. Gewiß wäre ich nicht weggegangen, wäre nicht sein Tod vorangegangen. Als er nun todt war, kehrte ich in meiner Brüder Haus zurück und blieb daselbst unter großen Mühsalen und Quälereien; denn ich hatte zwei Schwägerinnen im Hause, ich mußte ihre Magd abgeben, ob jeder Kleinigkeit rückten sie mir vor, ich sei ein schlechtes Weib, und so hatte ich beständig zu leiden. Es begab sich nun eines Tages, daß ich einen Eilboten vorbeikommen sah, der nach Avignon ging. Ich gab ihm einen Brief mit an den Prälaten, worin ich ihm erzählte, auf welche Weise ich weggekommen war und daß ich zurückzukehren wünsche, er solle eine vertraute Person nach mir senden. Er schickte mir auf dies jenen in Nizza verstorbenen Bruder, einen ganz wackern Mann, und versprach ihm, wenn er mich nach Avignon führe, das erste Bisthum, das in seiner Heimat aufgehe, solle ihm zu Theil werden. Der Bruder kam nach Viterbo und fand Gelegenheit mich in der Kirche der Augustiner zu sprechen; dort zeigte er mir einen Brief von der Hand des Cardinals und andere Zeichen. Wir setzten darauf unsere Abreise fest. Als Alles im Reinen war, gingen an einem Festtag meine Schwägerinnen und ich nebst

andern Frauen in ein Bad, welches das Bad zur Asinella heißt. Während alle meine Begleiterinnen im Bade saßen, that ich, als ginge ich einen Augenblick hinaus eines Bedürfnisses wegen, lief aber schnell hinweg und einem Walde zu, in welchem der Bruder mich erwartete. Dort zog ich meine Weiberkleider aus und legte diese Mönchskleider an. Wir bestiegen sodann im Augenblick zwei Pferde, welche er bereit gehalten, und waren fast drei Stunden in Corneto. Dort hatte er einen Schnellsegler bereit, den wir schnell bestiegen, nachdem wir die Pferde zurückgeschickt. Die Matrosen stachen in See und wir hielten nirgend an, bis wir in Nizza in der Provence waren. Das Meer setzte ihm so zu, daß er umkam, wie ihr gesehen habt; und er starb in der That in Verzweiflung darüber, daß er mich nicht zu seinem Herrn zurückbringen konnte. Ihr wißt nun, wer ich bin und wo ich hingehe. Wir wollen uns nun angelegen sein lassen, es uns während dieser Reise wohl sein zu lassen und alle Gedanken von der Welt verscheuchen.

So geschah es denn auch; sie gönnten sich unterwegs alle Freuden bei Tafel und im Bette, sangen und scherzten, machten kleine Tagereisen, machten sich gute Zeit und führten ein frohes Leben. Ja die Liebe zwischen dem Bruder und dem Priester wuchs so sehr, daß es nicht zu beschreiben ist, wie sie sich miteinander hielten. Niemals hat jemand eine so vertrauliche Kameradschaft gesehen. Als sie nun nach Avignon kamen, stiegen sie in einer Herberge ab, welche neben dem Palaste jenes Cardinals lag. Am Abend sprach der Bruder zu dem Priester: Thut, als wäret ihr mein Vetter und in meiner Gesellschaft gekommen! Dann laßt mich nur weiter machen!

So geschah es. Der Bruder schickte in das Haus des Cardinals nach einem seiner Kammerdiener, welcher Rubinetto hieß. Als der Kammerdiener kam und den Bruder erkannte, erfreuten sie sich sehr aneinander. Der

Kammerdiener eilte zum Cardinal mit der Nachricht: Monsignor, die Petruccia ist da!

Darüber war der Cardinal sehr erfreut und sagte: Mach, daß sie hier ist, wenn ich von Hof komme, aber gewiß!

Der Kammerdiener brachte ihr ihre Weiberkleider und der Priester war ihr beim Anziehen derselben behülflich, die ihr denn auch ausnehmend gut standen; und war der Priester zuvor schon in sie verliebt im Mönchskleide, so war er es hundert mal mehr nun in ihrer Frauentracht. Unter vielen Thränen umarmten sie sich hundert mal an jenem Abend, und hernach, als es Zeit war, kam der Kammerdiener, sie in das Gemach des Cardinals abzuholen. Als dieser nach Hause kam, war seine erste Frage, ob die Petruccia da sei, und als er es bestätigen hörte, eilte er in das Zimmer und umarmte und küßte sie hundert mal. Dort sagte sie ihm die ganze Geschichte, wie ihr Bruder sie gewaltsam entführt, und fuhr dann fort: Ich habe einen mir verwandten Priester zu meiner Sicherheit mitgebracht, der mich euch zu Liebe nicht verlassen wollte, so lästig es ihm auch war, mich hierher zu euch zu geleiten.

Der Cardinal schickte am Morgen nach dem Priester, dankte ihm, ließ ihm alle seine Bittschriften genehmigen und erwies ihm jede Gnade, die jener nur wünschen konnte; er schenkte ihm auch eine Kleidung und erwies ihm die größte Ehre, so lange er in Avignon blieb. Die Liebe der Petruccia zu dem Priester war so groß, daß sie bei dem Cardinal von Morgen bis zum Abend sein Lob sang; und der Cardinal wandte ihm solche Gunst zu, daß er einer der Vornehmsten an seinem Hofe wurde. Nachdem nun der Priester vom Hofe erhalten hatte was er wollte, entschloß er sich, nach Hause zu kehren, was der Petruccia sehr hart däuchte; doch gab sie sich darein, als sie sah, wie sehr er es wünschte. Beim Abschied führte sie ihn zu einer Kiste, worin sich

ein Becken voll Gulden befand, und ſagte ihm, er ſolle daraus nehmen ſo viel er wolle.

Meine Petruccia, antwortete er ihr, es genügt mir, daß ich deine Gunſt mitnehme, weiter begehre ich nicht und mag auch von deinem Gelde dir nichts entziehen.

Als ſo die Petruccia die glühende Liebe des Prieſters ſah, zog ſie einen ſehr ſchönen Ring vom Finger und gab ihm denſelben mit den Worten: Nehmt und tragt dies zur Erinnerung an meine Liebe, und gebt es keiner, die nicht ſchöner iſt als ich.

Der Prieſter antwortete: Das iſt ſo viel als: Behalt ihn immer!

Denn nach meinem Dafürhalten iſt nie eine Schönere und Lieblichere als du geboren.

Da fiel ihm die Frau unter vielen Thränen um den Hals und ſie ſchlang die Arme um ihn; ſie küßten ſich auf den Mund, faßten ſich bei der Hand und verabſchiedeten ſich voneinander. Dann nahm er auch Abſchied von dem Cardinal und kehrte in Gottes Namen heim.

---

25. Wie ein Hahnrei durch Schläge getröſtet wird.

(3, 2.)

In Florenz lebte einſt eine ſehr ſchöne Frau, welche Madonna Iſabella hieß und an einen ſehr reichen Kaufmann Namens Lapo verheirathet war. Sie war die gefeiertſte Frau in ganz Florenz, denn es war auch dazumal in der Stadt keine ſchönere zu finden. Ja ihr Ruf verbreitete ſich durch ganz Toscana, ſo ſchön, anmuthig und wohlgeſittet war ſie in jedem Stücke. Als nun ein reicher junger Mann von Perugia Namens Ceccolo von Cola Raſpanti von ihrer Schönheit hörte und vernahm,

daß oft ihr zu Liebe Turniere veranstaltet werden, bekam er Lust, sie zu sehen und auch um sie zu tiostieren. Er kaufte also Pferde und Turniergeräthe, kleidete sich anständig und gut, nahm hinreichend Geld zu sich und ging nach Florenz, wo er im Umgang mit den jungen Männern viel Aufwand machte. Kurz, er wollte sie sehen, und sobald er sie sah, war er plötzlich in sie verliebt und sprach bei sich selbst: Sie ist wahrhaftig noch weit schöner als ich glaubte.

Von nun an that er sich um sie um, ging häufig vorüber, machte Musik und Gesang und stellte Essen und Gastmähler an, Alles ihr zu Ehren. Er ging auf Feste und Hochzeiten, und wohin immer die Frau kam, tiostirte, zeigte sich in den Waffen und zu Pferde, kleidete eine Dienerschaft und schenkte Kleider und Rosse hin, Alles ihr zu Liebe. Und so lange sein Vermögen und sein Geld nachhielt, war er gerne gesehen und es wurde ihm Ehre erwiesen. Jeden Tag schickte er nach Hause, um von seinen Besitzungen zu verkaufen und zu verpfänden und den Aufwand durchführen zu können, den er angefangen hatte. Das ging wol eine Weile. Da es aber nicht mehr länger dauern konnte, sah er sich auf dem Punkte, daß er nichts besaß, und doch konnte er nicht von Florenz loskommen, so heftig war seine Liebe zu jener Frau. Als er nun nichts mehr zu leben hatte, beschloß er eines Tages, sich dem Gatten der Frau als Knecht anzutragen. Und wie er sich vorgestellt, so geschah es; es gelang ihm, als Knecht bei Lapo, dem Gemahl jener Madonna Isabella, unterzukommen. Dieser benutzte ihn zu allem Möglichen, er mußte ihn auf dem Land und in Florenz bei allen Gängen begleiten. Lapo hatte auch an ihm einen guten Begleiter und Diener und wendete ihm deshalb große Liebe zu, da er seinen Witz und seine Erfahrung kennen lernte. Und so blieb er eine gute Weile bei diesem Lapo. Dieser Ceccolo war nun fortwährend entflammt von der Liebe zu der Frau,

und da er ſie eines Tages allein fand, ſprach er zu ihr: Madonna, ich empfehle mich euch. Es gibt kein Geſchöpf auf dieſer Welt, gegen das ich ſo viel Liebe und Verehrung geheget und noch hege als gegen euch, und ihr habt ſchon früher bemerken können, ob das wahr iſt oder nicht; denn aus Liebe zu euch habe ich Alles, was ich auf der Welt beſaß, verſchwendet und halte es für die größte Gnade, hier euch als Knecht zu dienen; ſo habe ich wenigſtens oft Gelegenheit euch zu ſehen.

Glaube nicht, antwortete die Frau, daß ich vergeſſen habe, was du Alles ſchon für mich gethan haſt; ich meinte aber, du habeſt es vergeſſen, da du nie etwas zu mir geſagt noch irgend eine Andeutung gegeben haſt.

Madonna, erwiderte Ceccolo, ich wollte nur die Zeit abwarten.

Die Frau ſprach: Mach, daß du heute Nacht zu mir ans Bett kommſt! Tritt an die Seite links! Wenn ich ſchlafen ſollte, ſo berühre mich leiſe mit der Hand, nur daß Lapo dich nicht hört! Ich will die Thüre offen laſſen und das Licht auslöſchen. Komm nur kecklich und unbeſorgt und laß mich machen!

Ceccolo ſprach: Madonna, es ſoll geſchehen.

Als es Nacht war, ging Ceccolo um die bezeichnete Stunde hin, fand die Kammerthüre offen und das Licht ausgelöſcht, ſchlich ſich daher an die andere Seite des Bettes, ganz nach Iſabella's Angabe, und nahm ſie bei der Hand. Die Frau erwachte nun, faßte ihn ſachte beim Arm, hielt ihn feſt und rief dann ihren Mann.

Ich muß dir doch auch ſagen, ſprach ſie, was du für wackere Diener im Hauſe haſt. Da kam heute der Ceccolo zu mir und ging mich um unkeuſche Liebe an. Damit du ihn nun packen könneſt, ſagte ich zu ihm, ich wolle heute Nacht zu ihm in die Laube kommen. Wenn du ihn alſo ertappen willſt, ſo zieh meine Kleider an, nimm ein Handtuch, wickle es um den Kopf und geh hinab in die Laube. Du wirſt ſehen, er kommt hin

in der Meinung, mich zu treffen, und du wirſt finden, ob ich die Wahrheit ſage.

Lapo ſtand auf, zog die Kleider ſeiner Frau an und ging in die Laube, Ceccolo zu erwarten. Sobald der Mann weg war, umarmte die Frau Ceccolo und er ſie; ſie gaben ſich der Luſt hin, wonach ſie ſich ſo lange geſehnt hatten, und gaben ſich vielmals die holdeſten Küſſe. Dann ſprach die Frau zu ihm: Du haſt gehört, wie es eingeleitet iſt. Geh nun hinunter, ſchilt ihn weidlich aus, nimm einen Stock mit und miß ihm auf aus dem Salz!

Ceccolo ſagte: Laßt mich nur machen!

Er ſtand auf, nahm einen Prügel und ging hinab in die Laube, wo er den guten Narren ſeiner harrend fand.

Schnödes Weib, rief nun Ceccolo, wie kannſt du glauben, daß ich mich dazu verſtehen würde, meinem Herrn eine ſolche Schmach anzuthun? Was ich dir geſtern ſagte, that ich nur, um dich auf die Probe zu ſtellen; aber wie haſt du die Unverſchämtheit, deinem Mann untreu zu ſein? Schämſt du dich nicht, da du den beſten und rechtſchaffenſten Mann in der Stadt zum Gatten haſt?

Damit ſchwang er den Stock, den er in der Fauſt hielt, ſchlug ihm über die Arme und auf die Hüfte und rief: Wenn ich nur wieder die geringſte Kleinigkeit bemerke, die du jemand in der Welt anthuſt, ſo ſage ich es zu Lapo und mache, daß er dir die Gurgel abſchneidet. Und wenn ers nicht thut, ſo thue ich es.

So zog der arme Mann ganz zerbläut ab; und als er in die Schlafkammer kam, ſagte die Frau: Nun, wie iſts?

Schlimm iſts bei mir, antwortete der Gatte, denn ich bin ganz zermalmt.

Wehe mir, ſagte die Frau, hat der verſchlagene Bube gar gewagt, Hand an dich zu legen? Gott ſtraf' ihn und ſend' ihm die Peſt!

Klage nicht, antwortete der Mann; ich bin ihm so gut und beſſer als mir ſelber.

Die Frau fragte: Wie kannſt du ihn lieber haben als dich ſelber, wenn du ſagſt, er habe dich ganz zermalmt?

Sie ſtand auf, zündete ein Licht an und unterſuchte ihm Schultern und Arme, welche ganz blau waren von den Schlägen, die er bekommen hatte. Die Frau ſtellte ſich daher an, als wollte ſie aufſchreien.

Sei ſtill, rief ihr Mann, laß mich kein Geſchrei vernehmen! Wenn er mich todtgeſchlagen hätte, ſo ließe ich mirs gefallen nach dem, was er zu mir ſagte.

Gewiß, fügte die Frau bei, wird er nun nicht länger im Hauſe bleiben.

Der Mann aber ſagte: Hüte dich, ſo lieb dir dein Leben iſt, ihm etwas zu ſagen. Ich befehle dir vielmehr, ihn Tag und Nacht in deine Schlafkammer zu laſſen nach ſeinem Belieben, da ich bemerkt habe, daß er mich aufrichtig lieb hat. Fürwahr, er ſoll nicht aus meinem Hauſe kommen, denn ich glaube, es hat nie ein treuerer Diener auf dieſer Welt gelebt.

Am folgenden Morgen ließ Lapo den Ceccolo rufen und ſagte: Ich will, daß du dies als dein Haus betrachteſt. Verlaß dich darauf, hier zu leben und zu ſterben und du magſt in allen Zimmern aus- und eingehen nach deinem Belieben; denn ich hatte nie einen Diener, dem ich mehr zugethan war als dir.

Meſſere, antwortete Ceccolo, in Allem was ich gethan habe oder thun werde, ſoll Liebe und Treue mich leiten.

Lapo verſetzte: Das bin ich verſichert.

Nun blieb Ceccolo lange Zeit im Hauſe, er und die Frau pflagen größter Luſt und Freude zuſammen und Lapo hegte nie den mindeſten Verdacht. Ging er über Feld, ſo befahl er immer dem Ceccolo ſeine Frau. So konnten dieſe lange Zeit alle ihre Wünſche erfüllen, und wenn auch öfters durch eine Stubenfrau Lapo hinter-

bracht wurde, daß jener ihm Schande anthue, so wollte er es doch niemals glauben. Vielmehr sagte er öfters: Wenn ich ihn auf ihr fände, so glaubte ichs nicht.

So genossen Ceccolo und die Frau ihr Glück ihr Leben lang und hatten die Freude und Wonne dieser Welt.

---

26. Der Kaufmann von Venedig.

(4, 1.)

Im Hause der Scali in Florenz befand sich ein Kaufmann Namens Bindo, welcher oftmals in Tana und in Alexandrien gewesen war und alle jene großen Reisen gemacht hatte, welche man des Handels wegen zu machen pflegt. Dieser Bindo war ziemlich reich und hatte drei erwachsene Söhne. Als er zu sterben kam, rief er den ältesten und den mittlern zu sich, machte in ihrer Gegenwart sein Testament und setzte sie beide zu Erben seiner ganzen irdischen Habe ein, während er dem jüngsten nichts hinterließ. Sobald das Testament fertig war, kam der jüngste Sohn, Giannetto mit Namen, welcher davon gehört hatte, zu ihm an das Bett und sagte zu ihm: Mein Vater, ich wundere mich sehr über das, was ihr gethan habt, indem ihr meiner in eurem Testamente gar nicht gedachtet.

Der Vater antwortete: Mein Giannetto, ich liebe niemand auf Erden mehr als dich; und darum wünsche ich nicht, daß du nach meinem Tode hier bleibest, vielmehr sollst du, sobald ich gestorben bin, nach Venedig gehen zu einem deiner Taufpathen, dem Herrn Ansaldo, welcher keinen Sohn hat und mir schon mehrmals geschrieben hat, ich solle dich ihm schicken. Ich kann dir sagen, daß er der reichste Kaufmann ist, welcher heutzutage

in der ganzen Chriſtenheit lebt. Darum iſt es mein Wille, daß du, ſobald ich geſtorben bin, zu ihm gehſt und ihm dieſen Brief bringſt; und wenn du es recht anzugreifen weißt, wirſt du ein reicher Mann werden.

Da ſprach der Sohn: Mein Vater, ich bin bereit zu thun, was ihr mir befehlet.

Darauf gab ihm der Vater ſeinen Segen und wenige Tage darauf verſchied er. Alle ſeine Söhne erhoben hierüber den heftigſten Jammer und erwieſen dem Leichnam die gebührende Ehre. Wenige Tage ſpäter riefen die zwei ältern Brüder den Giannetto zu ſich und ſagten zu ihm: Du biſt unſer Bruder; unſer Vater hat zwar ein Teſtament gemacht und uns zwei zu ſeinen Erben eingeſetzt, ohne deiner irgend zu erwähnen. Nichtsdeſtoweniger biſt du gleichfalls unſer Bruder und darum ſollſt du jetzt, ſo gut als wir, an dem Vorhandenen Theil haben.

Giannetto antwortete: Liebe Brüder, ich danke euch für euer Anerbieten. Aber was mich betrifft, ſo ſteht mein Sinn dahin, mein Glück draußen in der Welt zu ſuchen. Dazu bin ich feſt entſchloſſen und darum ſollt ihr das euch zugeſchriebene und geſegnete Erbe behalten.

Seine Entſchloſſenheit erkennend, gaben ſie ihm ein Pferd und Geld für ſeine Reiſebedürfniſſe. Giannetto nahm von ihnen Abſchied und ging weg nach Venedig. Er kam in das Waarenlager des Herrn Anſaldo und übergab ihm den Brief, welchen ihm ſein Vater vor ſeinem Tode eingehändigt hatte. Als Herr Anſaldo dieſen Brief las, erkannte er, daß er der Sohn ſeines geliebten Bindo war, und ſobald er mit dem Leſen fertig war, umarmte er ihn und rief: Sei mir willkommen, mein theures Kind, wonach ich ſo ſehr verlangt habe!

Sodann war ſeine erſte Frage nach Bindo, worauf ihm Giannetto antwortete, er ſei geſtorben. Darüber umarmte und küßte er ihn unter vielen Thränen und ſprach: Wol thut mir der Tod Bindo's ſehr wehe, da er

mir einen groſsen Theil deſſen, was ich habe, gewinnen half. Aber ſo groß iſt die Freude, die ich nun an dir habe, daß ſie jenen Schmerz mildert.

Er ließ ihn nach Hauſe führen und befahl ſeinen Geſchäftsleuten, ſeinen Ladendienern und ſeinen ſämmtlichen Untergebenen und Knechten, Giannetto mehr noch zu gehorchen und zu dienen als ihm ſelbſt. Vor Allem überwies er ihm die Schlüſſel zu ſeiner ganzen Baarſchaft und ſagte: Mein Sohn, alles, was hier iſt, kannſt du verwenden. Du magſt dich kleiden und beſchuhen nach deinem Geſchmack und die Leute der Stadt zum Eſſen laden, damit du dich bekannt machſt. Wie du es angreifen willſt, magſt du ſelbſt überlegen; ich werde dich aber um ſo lieber haben, je mehr du weißt dich beliebt zu machen.

Giannetto fing nun an, mit den venezianiſchen Edelleuten umzugehen, ein Haus zu machen, Tafel zu halten, Geſchenke zu geben, ſeine Dienerſchaft reich zu kleiden, gute Pferde zu kaufen und Wettkämpfe und Ritterſpiele zu üben, und in allen Stücken ſich erfahren und geübt, hochherzig und feingeſittet zu erweiſen. Auch verſtand er wohl, wo es am Platze war, Ehre und Höflichkeit zu erweiſen und erzeigte dem Herrn Anſaldo ſtets mehr Ehre als wenn er hundert mal ſein Vater geweſen wäre. Er wußte ſich ſo klug gegen jede Art von Leuten zu ſtellen, daß faſt jedermann in Venedig ihm zugethan war, da man ſeine groſse Klugheit und Anmuth und ſeine unbegrenzte Höflichkeit ſah. Männer wie Frauen ſchienen in ihn verliebt und Herr Anſaldo ſah ſonſt nichts als ihn, ſo ſehr gefiel ihm ſein Betragen und ſeine Aufführung. Darum wurde denn faſt kein Feſt in Venedig veranſtaltet, wozu Giannetto nicht eingeladen worden wäre; ſo ſehr war er bei Allen beliebt. Da begab es ſich, daß zwei ſeiner liebſten Gefährten nach Aleſſandria gehen wollten mit ihren Waaren auf zwei Schiffen, wie ſie alljährlich zu thun pflegten. Sie ſagten es Giannetto

und fügten hinzu: Du ſollteſt dich mit uns des Meeres erfreuen, um die Welt zu ſehen und zumal jenes Damascus und das Land umher.

Giannetto antwortete: Wahrhaftig, das würde ich ſehr gern thun, wenn mein Vater Herr Anſaldo mir dazu Erlaubniß gäbe.

Jene ſagten: Das wollen wir ſchon machen, daß er ſie dir gibt und er ſoll damit zufrieden ſein.

Sogleich gingen ſie zu Herrn Anſaldo und ſprachen: Wir wollen euch bitten, daß ihr dem Giannetto gefälligſt erlauben möget, mit uns auf das Frühjahr nach Alexandrien zu gehen und daß ihr ihm ein Schiff ausrüſtet, damit er ein wenig die Welt ſehe.

Herr Anſaldo ſagte: Ich bin es zufrieden, wenn es ihm Vergnügen macht.

Jene antworteten: Herr, es iſt ſein Wunſch.

Darum ließ ihm Herr Anſaldo ſogleich ein ſehr ſchönes Schiff ausrüſten und es mit vielen Waaren beladen und mit Flaggen und Waffen hinlänglich verſehen. Und nachdem es fertig war, befahl Herr Anſaldo dem Schiffspatron und der Mannſchaft, alles zu thun, was Giannetto ihnen befehle und was ihnen aufgetragen werde. Denn, ſagte er, ich ſende ihn nicht aus, um Gewinn durch ihn zu machen, ſondern zu ſeinem Vergnügen, damit er die Welt ſehe.

Und als Giannetto zu Schiffe ſtieg, lief ganz Venedig hinter ihm her, um ihn zu ſehen, da ſeit langer Zeit kein ſo ſchönes und ſo wohlausgerüſtetes Schiff von Venedig weggefahren war. Jedermann bedauerte ſein Scheiden. So nahm er und alle ſeine Gefährten Abſchied von Herrn Anſaldo; ſie ſtiegen zu Schiff und zogen die Segel auf und nahmen ihren Weg nach Alexandria in Gottes Namen und ihrem guten Glück vertrauend. Die drei Gefährten fuhren ſo in ihren drei Schiffen mehrere Tage hin. Da geſchah es eines Morgens vor Tag, daß der beſagte Giannetto einen Meerbuſen mit einem ſehr

ſchönen Hafen wahrnahm und den Schiffspatron fragte, wie dieſer Hafen heiße. Er antwortete ihm: Herr, dieſer Ort gehört einer Witwe an, welche ſchon viele edle Männer zu Grunde gerichtet hat.

Giannetto fragte: Wie das?

Herr, antwortete jener, es iſt ein ſchönes reizendes Weib, welche das Geſetz befolgt, daß jeder, der dorthin kommt, bei ihr ſchlafen muß, und wenn er mit ihr zu ſchaffen bekommt, ſo muß er ſie zur Frau nehmen und wird Beſitzer des Hafens und des ganzen Landes; bringt er ſie aber nicht unter ſich, ſo verliert er alles, was er hat.

Giannetto dachte ein wenig ſtill bei ſich nach und ſagte ſodann: Sieh zu wie du es machſt, daß du mich in den Hafen führſt!

Der Patron antwortete: Herr, bedenkt, was ihr ſagt! Viele ſind ſchon hineingegangen und dadurch auf immer elend geworden.

Giannetto aber ſagte: Miſche dich nicht in fremde Dinge, ſondern thue, was ich dir ſage!

So geſchah es denn, daß ſie plötzlich das Schiff wendeten und in den Hafen einfuhren, ohne daß ihre Gefährten auf den andern Schiffen etwas davon merkten. Am Morgen verbreitete ſich nun die Nachricht, wie dieſes ſchöne Schiff in den Hafen gekommen ſei, ſodaß alles Volk herbeilief, es zu ſehen und der Frau ſogleich darüber Meldung geſchah. Sie ſchickte daher zu Giannetto, welcher unverzüglich zu ihr ging und ſie ehrerbietig begrüßte. Sie nahm ihn bei der Hand, fragte ihn, wer er ſei, woher er komme und ob er die Sitte des Landes wiſſe. Giannetto bejahte es und ſagte, er ſei gerade aus dieſem Grunde gekommen.

So ſeid mir denn hundert mal willkommen, ſagte ſie, und erwies ihm den ganzen Tag die größte Ehre und ließ viele Barone, Grafen und Ritter einladen, welche ſie unter ſich hatte, damit ſie ihm Geſellſchaft leiſteten.

Allen Baronen gefiel das Betragen Giannetto's sehr, sowie auch sein gesittetes, einnehmendes und gesprächiges Wesen, sodaß fast jeder sich in ihn verliebte. Den ganzen Tag wurde am Hofe getanzt und gesungen und geschmauſt dem Giannetto zu Ehren, und jedem wäre es recht gewesen, ihn zum Gebieter zu bekommen. Als nun der Abend kam, nahm ihn die Frau bei der Hand, führte ihn in ihr Schlafgemach und sagte: Ich glaube, es ist nun Zeit, zu Bett zu gehen.

Giannetto antwortete: Edle Frau, ich bin zu euren Diensten.

Alsbald kamen zwei Jungfrauen, die eine mit Wein, die andere mit Zuckerbackwerk.

Ich weiß, sagte die Frau, ihr werdet Durst bekommen haben. Darum trinkt!

Giannetto nahm von den Süßigkeiten und trank von dem Wein, welcher, ohne daß jener es wußte, so bereitet war, daß er schlafen machte; er trank davon eine halbe Schaale, denn er schmeckte ihm; darauf zog er sich sogleich aus und legte sich nieder. Kaum aber hatte er das Bett erreicht, so war er schon eingeschlafen. Die Frau legte sich ihm zur Seite nieder, er merkte es aber nicht bis zum Morgen, als schon die Terzie vorüber war. Darum stand die Frau auf, als es Tag wurde und ließ anfangen, das Schiff auszuladen, welches sie voll von verschiedenen kostbaren und trefflichen Waaren fand. Als nun die Terzie vorüber war, gingen die Kammerfrauen der Dame an das Bette Giannetto's, hießen ihn aufstehen und gaben ihm die Weisung seiner Wege zu gehen, denn er habe das Schiff und alles, was darauf sei, verloren. Darüber schämte er sich, denn er meinte, seine Sachen schlecht gemacht zu haben. Die Frau ließ ihm ein Pferd geben und Geld zur Reise und so zog er traurig und betrübt von hinnen und wandte sich nach Venedig; daselbst angelangt mochte er aber aus Scham nicht nach Hause gehen, sondern begab sich in der Nacht

zu einem seiner Kameraden, welcher sich sehr verwunderte und sprach: Wehe, Giannetto! Was ist das?

Dieser erwiderte: Mein Schiff scheiterte eines Nachts an einer Klippe, sodaß alles zerborst und zerschellte und nach allen Seiten hin getrieben wurde. Ich hielt mich an ein Stück Holz, das mich an das Ufer trieb. So bin ich gerettet worden und hierher gekommen.

Giannetto blieb einige Tage in dem Hause dieses seines Freundes, welcher sodann einmal dem Herrn Ansaldo einen Besuch machte, ihn aber sehr niedergeschlagen antraf. Herr Ansaldo sagte: Ich fürchte so sehr für das Leben meines lieben Sohnes, oder daß ihm zur See ein Unglück zugestoßen sei, und ich kann weder Rast noch Ruhe finden, so groß ist die Liebe, die ich zu ihm trage.

Jener Jüngling erwiderte: Ich kann euch von ihm Kunde bringen; er ist auf dem Meere gestrandet und hat all sein Hab und Gut verloren, er selbst aber ist wohlbehalten davongekommen.

Da sprach Herr Ansaldo: Gott sei gelobt! Wenn nur er gerettet ist, so bin ich zufrieden. Der Verlust, den er erlitten hat, soll mich nicht grämen. Aber wo ist er?

Der Jüngling antwortete: Er befindet sich in meinem Hause.

Und alsbald brach Herr Ansaldo auf, um ihn zu sehen. Sobald er ihn erblickte, stürzte er sich in seine Arme und sprach: Mein lieber Sohn, du brauchst dich nicht vor mir zu schämen, denn das kommt ja häufig vor, daß Schiffe im Meere bersten. Darum gräme dich nicht, mein Sohn, denn ich bin zufrieden, daß dir kein Leid widerfahren ist.

Und hiermit führte er ihn nach Hause, indem er nicht müde werden konnte, ihn zu trösten. Die Neuigkeit verbreitete sich bald durch ganz Venedig und jeder nahm Antheil an dem Verluste, welchen Giannetto erlitten hatte. Nun geschah es, daß kurze Zeit darauf seine Gefährten aus Alexandrien zurückkehrten, alle mit reichem Gewinne.

Sowie ſie angekommen waren, fragten ſie nach Giannetto und erfuhren alles. Deshalb liefen ſie ſogleich hin, ihn zu umarmen und ſagten: Wie biſt du von uns gekommen und wohin biſt du gegangen? Wir konnten gar nichts mehr von dir erfahren; wir ſind jenen ganzen Tag rückwärts geſegelt, konnten aber dich nicht anſichtig werden, noch in Erfahrung bringen, wo du hingekommen ſeieſt. Wir haben uns darüber ſo ſehr betrübt, daß wir den ganzen Weg nicht wieder froh werden mochten, denn wir glaubten, du ſeieſt geſtorben.

Giannetto antwortete: Einem Meerbuſen gegenüber erhob ſich ein heftiger widriger Wind, welcher mein Schiff in gerader Linie auf eine Klippe trieb, welche nahe am Lande war, ſodaß ich mit knapper Noth ſelbſt mein Leben rettete, denn alles ging drunter und drüber.

Dies war der Vorwand, welchen Giannetto gebrauchte, um ſeinen Fehltritt zu verbergen. Und nun veranſtalteten ſie zuſammen eine große Feſtlichkeit, dankten Gott, daß wenigſtens er davongekommen ſei und ſprachen: Mit dem nächſten Frühjahr, wenn es Gottes Wille iſt, werden wir wieder gewinnen, was du diesmal verloren haſt. Darum laß uns jetzt darauf denken, uns eine gute Stunde zu machen und den Trübſinn zu verſcheuchen.

Und das ließen ſie ſich dann auch angelegen ſein, und waren fröhlich und guter Dinge nach ihrer frühern Gewohnheit. Giannetto aber dachte an nichts, als wie er zu jener Frau zurückkehren könne, ſann hin und her und ſprach bei ſich ſelbſt: Wahrhaftig ich muß ſie zur Frau erhalten oder ich will dabei ſterben.

So konnte er denn faſt gar nicht heiter werden. Darum ſagte Herr Anſaldo mehrmals zu ihm: Scheuche den Trübſinn von dir, denn wir ſind ja noch ſo reich an Hab und Gut, daß wir recht wohl beſtehen können.

Lieber Herr, antwortete Giannetto, ich kann mich nicht beruhigen, wenn ich nicht dieſen Weg noch einmal mache.

Als nun Anſaldo ſeinen Willen erkannte, und die Zeit gekommen war, befrachtete er ein anderes Schiff mit noch mehr Waaren als das erſte und von noch höherm Werthe, ſodaß er den größten Theil von dem, was er auf der Welt beſaß, ihm anvertraute. Als ſeine Gefährten ihre Schiffe auch mit dem Nöthigen ausgeſtattet hatten, gingen ſie mit Giannetto zuſammen in See, ließen die Segel blähen und ſteuerten ihres Weges. Und während mehrerer Tage, da ſie ſchifften, paßte Giannetto beſtändig, ob er nicht den Hafen jener Frau wiederſehe, welcher der Hafen der Frau von Belmonte hieß. Als man nun in einer Nacht an die Mündung jenes Hafens gelangt war, welcher in einer tiefen Bucht lag, erkannte ihn Giannetto augenblicklich, ließ Segel und Ruder wenden und ſchlüpfte ſchnell hinein, ehe noch ſeine Gefährten auf den andern Schiffen etwas davon bemerkt hatten. Da nun die Herrin des Landes am Morgen aufgeſtanden war und nach dem Hafen ſchaute, bemerkte ſie die Flagge dieſes Schiffes, erkannte ſie alsbald, rief eine ihrer Zofen und ſprach: Kennſt du dieſe Flagge?

Die Kammerfrau erwiderte: Edle Frau, es ſcheint das Schiff jenes jungen Mannes zu ſein, der vor einem Jahr hier ankam und mit ſeinen Waaren uns einen ſo großen Reichthum hinterließ.

Die Dame ſprach: Gewiß, du ſagſt die Wahrheit. In der That, der muß nicht wenig in mich verliebt ſein, denn ich habe noch nie einen zum zweiten mal hierherkommen ſehen.

Die Kammerfrau verſetzte: Und ich habe noch keinen höflichern und liebenswürdigern Mann geſehen als ihn.

Die Frau ſchickte viele Junker und Knappen nach ihm aus, welche ihn mit großer Feierlichkeit empfingen, und er ſelbſt begegnete ihnen freundlich und heiter. Und ſo kam er hinauf in die Burg und vor das Angeſicht der Frau. Als ſie ihn erblickte, umarmte ſie ihn mit großer Luſt und Freude, und er umarmte ſie wieder mit vieler

Ehrerbietigkeit. So verbrachten sie den ganzen Tag in Luſt und Wonne, denn die Frau ließ Barone und Frauen in Menge einladen, welche an den Hof kamen, um dem Giannetto zu Liebe eine Feſtlichkeit zu veranſtalten. Faſt allen Baronen that es leid um ihn und ſie hätten ihn gern zu ihrem Herrn gehabt, wegen ſeines einnehmenden höflichen Weſens, und faſt alle Frauen waren in ihn verliebt, als ſie ſahen, wie zierlich er ſich beim Tanze bewegte und ſein Geſicht immer heiter glänzte, ſodaß jeder meinte, er müſſe der Sohn irgend eines großen Herrn ſein. Als aber die Dame ſah, daß es Zeit war ſchlafen zu gehen, nahm ſie Giannetto bei der Hand und ſagte: Gehen wir zur Ruhe!

Darauf gingen ſie in die Kammer, ſetzten ſich nieder und ſiehe da kamen zwei Jungfrauen mit Wein und ſüßem Backwerk; ſie tranken und aßen und gingen darauf zu Bette. Sobald er aber im Bette war, ſchlief er auch ein. Die Frau zog ſich aus, legte ſich neben ihn nieder und kurz er kam nicht wieder zu ſich die ganze Nacht. Als der Morgen kam, ſtand die Frau auf und befahl ſogleich, das Schiff abfrachten zu laſſen. Sobald nun die Terzie vorüber war, kam Giannetto wieder zu ſich und ſuchte nach der Frau und fand ſie nicht. Er fuhr mit dem Kopf in die Höhe und ſah, daß es heller Tag war. Deshalb ſtand er ſogleich auf und fing an, ſich ſehr zu ſchämen. Dann gab man ihm wieder ein Pferd und Geld auf die Reiſe und ſagte zu ihm: Geh deiner Wege!

Voll Beſchämung zog er von dannen, traurig und niedergeſchlagen, ruhte aber nicht eher, bis er nach vielen Tagereiſen in Venedig ankam, wo er bei Nacht in das Haus jenes ſeines Freundes eintrat, welcher bei ſeinem Anblick ſich auf das Äußerſte verwunderte und ſprach: Weh mir, was iſt das?

Giannetto antwortete: Das bin ich Unglücklicher. Verwünſcht ſei mein Schickſal, das mich jemals in dieſes Land kommen ließ!

Darauf erwiderte jener Freund: Du haſt wol Urſache, es zu verwünſchen, denn du haſt den Herrn Anſaldo zu Grunde gerichtet, welcher der größte und reichſte Kaufmann in der Chriſtenheit war, und die Schande iſt noch ſchlimmer als der Schaden.

Giannetto blieb mehrere Tage in dem Hauſe dieſes ſeines Freundes verborgen und wußte nicht, was er thun, noch was er ſagen ſollte; ja er war faſt Willens, nach Florenz zurückzukehren, ohne Herrn Anſaldo ein Wort davon zu ſagen. Am Ende aber entſchloß er ſich doch, zu ihm zu gehen, und ſo that er auch. Als Herr Anſaldo ihn erblickte, ſprang er auf, ſtürzte ihm entgegen, umarmte ihn und rief: Sei mir willkommen, mein Sohn!

Und Giannetto umarmte ihn unter Thränen. Als er alles vernommen hatte, ſagte Herr Anſaldo: Weißt du was, Giannetto? Mache dir darüber nur gar keinen Kummer! Da ich nur dich wieder habe, bin ich zufrieden. Es bleibt uns ja noch ſo viel übrig, daß wir gemächlich leben können. Es iſt nun ſo des Meeres Brauch, dem einen zu geben, dem andern zu nehmen.

Die Nachricht von dieſem Ereigniß verbreitete ſich durch ganz Venedig, jedermann ſprach vom Herrn Anſaldo und beklagte ihn ſehr wegen des Verluſtes, welchen er erlitten; und Herr Anſaldo ſah ſich genöthigt, viele Beſitzungen zu verkaufen, um die Gläubiger zu bezahlen, welche ihm die verlorenen Waaren geliefert hatten. Inzwiſchen kamen Giannetto's Reiſegefährten mit großen Reichthümern von Alexandria zurück, und kaum in Venedig angelangt erfuhren ſie, daß auch Giannetto zurückgekommen ſei, Schiffbruch gelitten und alles verloren habe. Darüber verwunderten ſie ſich und ſprachen: Das iſt der außerordentlichſte Fall, der je erhört wurde.

Darauf gingen ſie zu Herrn Anſaldo und zu Giannetto, begrüßten ſie herzlich und ſagten: Seid unbekümmert, edler Herr! Das nächſte Jahr wollen wir ausziehen und zu eurem Beſten arbeiten, denn wir ſind faſt

ſchuld an dieſem eurem Verluſte, da ja wir es waren, die den Giannetto das erſte mal verleitet haben mit uns zu kommen. Darum bedenkt euch nicht, und ſo lange wir noch irgend etwas unſer nennen, betrachtet es wie euer Eigenthum.

Herr Anſaldo dankte ihnen und ſagte, er habe bis jetzt wol noch ſo viel, um nicht darben zu müſſen. Da nun aber Giannetto vom Morgen bis zum Abend jenen Gedanken nachhing und nie heiter werden wollte, ſo fragte ihn einſt Herr Anſaldo, was er habe, und erhielt zur Antwort: Ich werde nicht eher wieder zufrieden ſein, bis ich das wieder erworben, was ich verloren habe.

Da ſprach Herr Anſaldo: Mein Sohn, du darfſt mir die [illegible] nicht noch einmal wagen, denn es iſt klüger, wir halten mit dem Wenigen, was wir haben, ſparſam Haus, als daß du es weiter aufs Spiel ſetzeſt.

Giannetto verſetzte: Ich bin entſchloſſen, alles zu thun, was ich vermag, denn ich würde es mir zur größten Schande rechnen, wenn ich die Sache ſo bewenden laſſen ſollte.

Als nun Herr Anſaldo ſeinen Willen erkannte, entſchloß er ſich, alles zu verkaufen, was er noch auf der Welt beſaß, um ihm ein neues Schiff auszurüſten. So that er, und behielt für ſich nichts übrig, ſtattete aber ein ſehr ſchönes Handelsſchiff aus. Und weil ihm noch zehntauſend Ducaten fehlten, ging er zu einem Juden nach Meſtri und borgte ſie von ihm unter der vertragsmäßigen Bedingung, daß, wenn er ſie nicht zwiſchen heute und dem nächſtkommenden St. Johannistag im Juni zurückgegeben habe, der Jude ihm ein Pfund Fleiſch von ſeinem Leibe nehmen dürfe, von welcher Stelle ihm beliebe. Herr Anſaldo war damit zufrieden, und der Jude ließ eine gerichtliche Urkunde darüber ausſtellen mit Zeugen und mit allen nöthigen Förmlichkeiten und Vorſichtsmaßregeln verſehen und dann zahlte er ihm zehntauſend Goldducaten aus, mit welchem Gelde ſofort Anſaldo

das besorgte, was dem Schiffe noch fehlte; und wenn die ersten beiden Fahrzeuge schön waren, so war das dritte noch weit reicher und besser ausgestattet. Die Gefährten rüsteten ebenfalls ihre zwei Schiffe, mit dem Vorsatze, daß das, was sie gewinnen würden, ihrem Giannetto gehören solle. Und da die Zeit zur Abreise gekommen war und die Schiffe segelfertig standen, sagte Herr Ansaldo zu Giannetto: Mein Sohn, du gehst nun und weißt, unter welcher Verpflichtung ich zurückbleibe. Eines aber bitte ich mir von dir aus, daß, wenn es dir ja übelgehen sollte, es dir doch gefallen möge, zu mir zu kommen, auf daß ich dich vor meinem Tode noch einmal schauen und zufrieden aus der Welt gehen kann.

Giannetto erwiderte ihm: Herr Ansaldo, ich will alles thun, womit ich glaube, euch gefällig zu werden.

Herr Ansaldo gab ihm seinen Segen und somit nahmen sie Abschied und machten sich auf ihre Reise. Die beiden Gefährten hatten sorgsam Acht auf Giannetto's Schiff, Giannetto aber ging mit all seinem Dichten und Trachten darauf aus, in der Bucht von Belmonte zu landen. Er beredete daher einen seiner Steuermänner, das Schiff zur Nachtzeit in den Hafen jener Edelfrau zu führen. Danach, als es wieder Tag geworden war und die Gefährten in den andern beiden Schiffen sich umsahen und Giannetto's Fahrzeug nirgend gewahren konnten, sprachen sie untereinander: Gewiß, das ist wieder sein Unglück.

Sie dachten daher, es bleibe ihnen nichts übrig, als ihren Weg fortzusetzen und waren darüber sehr verwundert. Als nun das Schiff in den Hafen eingelaufen war, lief alles aus der Burg herbei, um zu schauen, und als sie merkten, daß Giannetto zurückgekehrt war, wunderten sie sich sehr darüber und sprachen: Das muß der Sohn irgend eines großen Herrn sein, in Betracht daß er jedes Jahr mit so vielen Waaren und so schönem Schiffzeug hier ankommt. Wollte Gott, daß er noch unser Herr würde!

So wurde er besucht von allen Großen, von den Baronen und Rittern des Landes und der Frau ward gemeldet, daß Giannetto wieder in den Hafen gekommen sei. Da trat sie an die Fenster des Pallastes und sah das prächtige Schiff und erkannte die Flaggen, machte darob das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: Wahrlich es ist ein Wunder, das ist jener Mann wieder, welcher den Reichthum ins Land gebracht hat. Und damit schickte sie nach ihm. Giannetto ging zu ihr; sie begrüßten sich mit vielen Umarmungen und erwiesen sich Ehre, und den ganzen Tag war man darauf bedacht, Fröhlichkeit und Feste zu üben, man veranstaltete Giannetto zu Liebe ein schönes Turnier, woran viele Barone und Ritter desselbigen Tages Theil nahmen. Giannetto wollte auch tioſtieren, er that Wunder der Tapferkeit und nahm sich so gut aus in Waffen und zu Pferde, und sein ganzes Wesen gefiel so sehr allen Baronen, daß jeder ihn zum Herrn zu erhalten wünschte. Als es nun am Abend Zeit war, sich zu Bette zu legen, nahm die Frau den Giannetto bei der Hand und sagte: Laß uns schlafen gehen!

Er stand schon am Eingang der Schlafkammer als eine Zofe, welcher es um Giannetto leid that, sich zu seinem Ohr neigte und ihm zuflüsterte: Gib dir den Anschein zu trinken, trink aber nicht diesen Abend!

Giannetto verstand diese Worte, trat in die Schlafkammer und die Frau sagte zu ihm: Ich weiß, daß ihr durstig sein werdet, und wünsche daher, daß ihr trinket, ehe ihr zu Bette geht.

Alsbald kamen zwei Mädchen, schön wie zwei Engel, mit Wein und Zuckerbackwerk nach gewohnter Weise und schenkten ein. Giannetto sagte: Wer könnte sich enthalten zu trinken, wenn er zwei so schöne Jungfräulein sieht?

Darüber lachte die Frau. Giannetto nahm die Schaale und that als ob er trinke, schüttete sie aber in den Busen. Die Frau meinte, er habe getrunken, und sagte bei sich

ſelbſt: Du magſt immerhin noch ein anderes Schiff herbeiführen; denn dieſes haſt du verloren.

Dann ging Giannetto zu Bett, fühlte ſich ganz hell und munter und konnte den Augenblick kaum erwarten, bis die Frau ins Bett käme.

Diesmal habe ich ſie gefangen, ſprach er bei ſich ſelbſt. Heute hat ſie die Zeche ohne den Wirth gemacht.

Und damit die Frau um ſo ſchneller ins Bett käme, that er, als ob er anfinge zu ſchnarchen und zu ſchlafen. Darum ſagte die Frau: Nun iſt es recht.

Sie zog ſich aus und kam an Giannetto's Seite. Dieſer wartete nicht lange, ſondern ſobald die Frau unter die Decke geſchlüpft war, wandte er ſich nach ihr um, umarmte ſie und ſprach: Jetzt habe ich, wonach ich mich ſo lange geſehnt habe.

Damit gab er ihr den Friedenskuß der heiligen Ehe und ſie kam die ganze Nacht nicht mehr aus ſeinen Armen. Darüber war die Frau mehr als vergnügt, ſtand am Morgen vor Tag auf, ließ ausſenden nach allen Baronen und Rittern und vielen andern in der Stadt und ſprach zu ihnen: Giannetto iſt euer Gebieter. Darum denkt darauf, Feſtlichkeiten zu veranſtalten!

Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht durch das Land und man rief: Es lebe der Herr! Es lebe der Herr!

Die Glocken wurden geläutet und Inſtrumente geblaſen, um das Feſt zu verkünden. Man ſandte aus nach vielen Baronen und Grafen, welche außerhalb der Burg wohnten, und ließ ihnen ſagen: Kommt, euren Herrn zu ſehen!

Und als Giannetto die Schlafkammer verließ, wurde er zum Ritter geſchlagen und auf einen Thron geſetzt, bekam einen Scepter in die Hand und wurde mit großem Triumph und Gepränge zum Herrſcher ausgerufen. Und nachdem alle Barone und Frauen an den Hof gekommen waren, heirathete er die Edelfrau mit unbeſchreiblicher und unerdenklicher Freude und Luſtbarkeit. Alle Barone

und Herren des Landes kamen zu dem Feſte, um ſich zu ergötzen, zu turnieren, zu tioſtieren, zu tanzen, zu ſingen und zu ſpielen und alle Kurzweil zu treiben, welche zu ſolchen Feſten gehört. Herr Giannetto theilte in ſeiner Großmuth ſeidene Tücher und andere koſtbare Gegenſtände, welche er mitgebracht hatte, aus und wurde bald ſo mannhaft, daß man ihn fürchtete und Recht und Gerechtigkeit von jedermänniglich geübt wurde. In dieſem Glück und Wohlleben vergaß und vernachläſſigte er aber ganz und gar jenen armen Herrn Anſaldo, welcher ſich dem Juden für zehntauſend Ducaten verpfändet hatte. Als jedoch Herr Giannetto eines Tages mit ſeiner Frau an einem Fenſter des Pallaſtes ſtand, ſah er eine Schar Männer über den Platz ziehen mit brennenden Kerzen in der Hand, welche ſie zum Opfer bringen wollten. Herr Giannetto fragte: Was hat das zu bedeuten?

Die Frau verſetzte: Es iſt ein Haufen Handwerker, welche nach der Kirche des heiligen Johannes zu opfern gehen, weil heute ſein Feſttag iſt.

Da gedachte Herr Giannetto des Herrn Anſaldo, hob ſich vom Fenſter, ſeufzte ſchwer auf und ging mehrmals im Saale auf und ab in Nachdenken über dieſe Sache vertieft. Seine Gemahlin fragte ihn, was er habe.

Weiter nichts, verſetzte Giannetto. Die Frau begann daher in ihn zu dringen und ſagte: Gewiß, ihr habt etwas und wollt es nicht ſagen.

Sie ließ auch nicht nach, bis Herr Giannetto ihr erzählte, wie Herr Anſaldo als Pfand für zehntauſend Ducaten zurückgeblieben ſei.

Und heute, fuhr er fort, läuft die Friſt ab und es ſchmerzt mich ſehr, daß mein Vater um meinetwillen ſterben ſoll; denn wenn er ihm heute das Geld nicht erſtattet, ſo muß er ein Pfund Fleiſch von ſeinem Leibe verlieren.

Die Frau ſagte: Lieber Herr, beſteigt ſchleunigſt ein Pferd und reiſet gerades Wegs zu Lande, ſo werdet ihr

schneller hinkommen als zur See! Nehmt zur Begleitung mit wen ihr wollt, packt hunderttausend Ducaten ein und rastet nicht, bis ihr in Venedig seid! Und wenn er noch am Leben ist, so führt ihn mit euch hierher!

Sofort ließ er plötzlich in die Trompete blasen, stieg zu Pferd mit zwanzig Begleitern, nahm hinlänglich Geld mit und schlug den Weg nach Venedig ein. Unterdessen hatte der Jude, da die Frist verlaufen war, den Herrn Ansaldo festnehmen lassen und wollte ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe schneiden. Da bat ihn Herr Ansaldo um die Vergünstigung, daß er seinen Tod noch um einige Tage verschiebe, damit, wenn sein Giannetto komme, er ihn wenigstens noch sehen könne. Der Jude sagte: Ich bin es zufrieden, euch euren Wunsch in Betreff des Aufschubs zu gewähren. Aber wenn er hundert mal käme, so ist es meine Absicht, euch ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu nehmen, wie die Papiere besagen.

Herr Ansaldo versetzte, er sei zufrieden. Da sprach ganz Venedig von dem Falle; aber ein jeder hatte Mitleid und viele Kaufleute vereinigten sich, um die Schuld zu bezahlen, aber der Jude wollte davon nichts wissen, sondern wollte den Mord begehen, um sagen zu können, daß er den größten Kaufmann der Christenheit ums Leben gebracht habe. Indem nun Herr Giannetto eilends heranreiste, zog ihm seine Gemahlin gleich nach, und zwar als Richter verkleidet mit zwei Dienern. In Venedig angelangt begab sich Herr Giannetto in das Haus des Juden, umarmte Herrn Ansaldo mit vieler Freude und sagte darauf dem Juden, er wolle ihm sein Geld geben, ja noch mehr, so viel er verlange. Der Jude aber antwortete, er wolle gar kein Geld, da er es nicht zur rechten Zeit erhalten habe, vielmehr wolle er ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe nehmen. Hier erhob sich nun ein großer Streit und jedermann gab dem Juden Unrecht. Da man aber bedachte, daß es in Venedig allenthalben rechtlich zugehe, und daß der Jude seine Ansprüche in

vollgiltiger gesetzlicher Form begründet hatte, so wagte ihm niemand anders als mit Bitten zu widersprechen. Darum begaben sich alle Kaufleute Venedigs dahin, um den Juden zu bitten, er aber bestand nur immer hartnäckiger auf seiner Forderung. Nun erbot sich Herr Giannetto, ihm zwanzigtausend Ducaten zu geben, aber er wollte nicht; dann kam er auf dreißigtausend, und dann auf vierzigtausend und auf funfzigtausend und so stieg er auf bis auf hunderttausend Ducaten. Endlich sprach der Jude: Weißt du was? Wenn du mir mehr Ducaten anbötest, als diese Stadt werth ist, so würde ich mich doch damit nicht abfinden lassen; vielmehr verlange ich einzig das, was meine Papiere besagen.

Und so standen die Verhandlungen, siehe da kam in Venedig diese Dame an, als Richter gekleidet und stieg in einem Gasthause ab. Der Wirth fragte einen Diener: Wer ist dieser edle Herr?

Der Diener war bereits von der Frau unterrichtet, was er sagen solle, wenn er nach ihr gefragt würde, und antwortete: Es ist ein rechtsgelehrter Edelmann, welcher von Bologna kommt, wo er studirt hat, und nun in seine Heimat geht.

Als der Wirth dies vernahm, that er ihm viele Ehre an, und während der Richter bei Tisch saß, sagte er zu dem Wirthe: Wie ist denn das Regiment hier in eurer Stadt?

Der Wirth antwortete: Nur allzugerecht, edler Herr.

Wie so? fiel der Richter ein.

Das will ich euch sagen, edler Herr, entgegnete der Wirth. Es kam einmal von Florenz ein Jüngling hierher, welcher Giannetto hieß, und ging hier zu einem seiner Taufpathen, Namens Herr Ansaldo, und er betrug sich so artig und gesittet, daß in der ganzen Stadt Männer und Frauen ihm zugethan waren; ja es ist nie ein Fremder bei uns so allgemein beliebt gewesen wie er. Dieser sein Taufpathe nun rüstete ihm drei mal ein Schiff

aus und diese drei Schiffe waren vom größten Werthe, aber jedes mal war er damit unglücklich, sodaß es ihm zuletzt an Geld zur Ausrüstung des Schiffes fehlte. Daher borgte jener Herr Anfaldo zehntausend Ducaten von einem Juden unter der Bedingung, daß wenn er sie ihm nicht bis zum Sanct Johannistag im nächstkünftigen Monat Juni zurückgegeben habe, der besagte Jude ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe schneiden dürfe, wo es ihm beliebe. Nun ist zwar glücklicherweise der Jüngling zurückgekehrt, und hat sich erboten, statt der zehntausend Ducaten hunderttausend zu zahlen, aber der arglistige Jude will nicht. Es sind alle rechtschaffenen Leute der Stadt zu ihm gegangen, um ihn mit Bitten zu erweichen, aber es hilft nichts.

Darauf antwortete der Richter: Dieser Handel ist leicht zu schlichten.

Der Wirth versetzte: Wenn ihr euch der Mühe unterziehen wollt, die Sache zu Ende zu führen, sodaß der brave Mann nicht sein Leben einbüßt, so würdet ihr euch die Gunst und die Liebe des wackersten Jünglings erwerben, der je geboren wurde, und zugleich die aller Leute dieser Stadt.

Hiernächst ließ der Richter eine Aufforderung bekannt machen, wer irgend eine Rechtsfrage zu schlichten habe, der solle zu ihm kommen; und so wurde auch Herrn Giannetto gesagt, es sei ein Richter von Bologna angekommen, welcher sich jeden Handel zu schlichten erbiete. Darum sagte Herr Giannetto zu dem Juden: Wir wollen zu diesem Richter gehen!

Meinetwegen, sagte der Jude; es mag kommen wer will, ich habe in jedem Falle das Recht, zu thun, was mein Schein besagt.

Als sie vor den Richter traten und ihm die schuldige Ehrerbietung bezeugten, erkannte der Richter den Herrn Giannetto sogleich, nicht ebenso aber Herr Giannetto den Richter, denn der letztere hatte vermittels gewisser Kräuter

ſeine Geſichtszüge unkenntlich gemacht. Herr Giannetto und der Jude trugen jeder ſeine Sache und die Gründe dem Richter vor, dieſer nahm den Schein, las ihn und ſagte darauf zu dem Juden: Ich wünſchte, du nähmeſt dieſe hunderttauſend Ducaten und gäbeſt dieſen guten Mann los, welcher dir überdies immer dafür verpflichtet ſein wird.

Daraus wird nichts, antwortete der Jude.

Aber, ſagte der Richter, es wäre dein Beſtes.

Der Jude dagegen beharrte darauf, er wolle ſich auf nichts von alle dem einlaſſen. Darauf begaben ſie ſich insgeſammt zu dem Gerichte, das über dergleichen Fälle geſetzt iſt, und der Richter verlangte nach Herrn Anſaldo und ſagte: Nun laß ihn vortreten!

Als er erſchienen war, ſagte der Richter: Wohlan, nimm ihm ein Pfund Fleiſch, wo du willſt und bringe deine Sache zu Ende!

Da hieß ihn der Jude ſich nackt ausziehen und nahm ein Raſirmeſſer in die Hand, welches er zu dieſem Zwecke hatte machen laſſen. Herr Giannetto aber wandte ſich zu dem Richter und ſagte: Herr, darum habe ich euch nicht gebeten.

Der Richter antwortete: Sei getroſt, er hat das Pfund Fleiſch noch nicht herausgeſchnitzelt.

Gleichwol trat der Jude auf ihn zu. Da ſprach der Richter: Hab wohl Acht, daß du es recht machſt! denn wenn du mehr oder weniger als ein Pfund nimmſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchlagen. Ferner ſage ich dir auch, daß, wenn er dabei nur ein Tröpfchen Blut verliert, du gleichfalls des Todes biſt, denn deine Papiere beſagen nichts von Blutverluſt; auch ſprechen ſie, daß du ihm ein Pfund Fleiſch nehmen darfſt und ſonſt heißt es von nichts mehr und nichts minder. Darum, wenn du klug biſt, ergreifſt du die Maßregeln, von welchen du glaubſt, daß ſie zu deinem Beſten gereichen.

Und ſogleich ſchickte er nach dem Scharfrichter und

ließ ihn Pflock und Beil mitbringen und sprach: So wie ich nur ein Tröpfchen Blut herausfließen sehe, lasse ich dir den Kopf abschlagen.

Da bekam der Jude Furcht, Herr Giannetto aber fing an sich wieder zu erheitern. Endlich nach vielem Hin- und Herreden begann der Jude: Herr Richter, ihr seid klüger als ich. So laßt mir denn jene hunderttausend Ducaten zahlen und ich bin zufrieden.

Der Richter aber sagte: Ich will, daß du dir ein Pfund Fleisch nimmst, wie dein Schein besagt, denn Geld sollst du nicht einen Pfennig erhalten. Du hättest es nehmen sollen, als ich es dir anbot.

Der Jude stieg herab zu neunzigtausend, dann zu achtzigtausend Ducaten, aber der Richter blieb nur immer fester auf seinem Ausspruch. Da sprach Herr Giannetto zu dem Richter: Geben wir ihm, was er verlangt, wenn er nur Herrn Ansaldo frei läßt!

Der Richter aber versetzte: Ich sage dir, laß mich gewähren!

Darauf begann der Jude: So gebt mir funfzigtausend Ducaten!

Der Richter dagegen antwortete: Ich gebe dir nicht den schlechtesten Stüber, den du je gesehen.

So gebt mir, fuhr der Jude fort, wenigstens meine zehntausend Ducaten! Verflucht sei Luft und Erde!

Der Richter aber erwiderte: Verstehst du mich nicht? Nichts will ich dir geben. Willst du ihm ein Pfund Fleisch nehmen, so nimm es! Wo nicht, so laß ich deine Papiere aufheben und vernichten.

Darob waren alle Anwesenden über die Maßen vergnügt. Jeder verspottete den Juden und sprach: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Als nun der Jude sah, daß er das nicht erreichen konnte, was er wollte, nahm er seine Papiere und zerriß sie voll Ärger, und so ward Herr Ansaldo frei und Herr Giannetto geleitete ihn mit großem Jubel nach Hause.

Darauf nahm er ſchnell die hunderttauſend Ducaten, eilte zu dem Richter und fand dieſen in ſeiner Kammer beſchäftigt, ſich auf die Reiſe zu rüſten. Da ſagte Herr Giannetto zu ihm: Edler Herr, ihr habt mir den größten Dienſt erwieſen, der mir je erzeigt worden iſt; darum bitte ich euch, dieſes Geld mit euch zu nehmen, das ihr wohl verdient habt.

Der Richter antwortete: Mein lieber Herr Giannetto, ich ſage euch großen Dank; aber ich bedarf deſſen nicht. Nehmt es mit euch, daß eure Frau euch nicht beſchuldige, ſchlecht gewirthſchaftet zu haben.

Herr Giannetto ſagte: Die iſt meiner Treu ſo großherzig, feingeſittet und rechtſchaffen, daß, wenn ich vier mal ſo viel euch gäbe, ſie doch zufrieden wäre; denn ſie verlangte, ich ſolle viel mehr als dies mitnehmen.

Da fuhr der Richter fort: Wie ſeid ihr denn ſonſt mit ihr zufrieden?

Herr Giannetto antwortete: Es gibt kein Geſchöpf auf der Welt, zu dem ich mehr Wohlwollen trüge als zu ihr, denn ſie iſt ſo weiſe und ſo ſchön, wie ſie die Natur nur zu ſchaffen vermochte. Und wenn ihr mir eine Gunſt erzeigen wollt, und mit mir kommen, um ſie zu ſehen, ſo ſollt ihr euch wundern über die Ehre, die ſie euch anthun wird, und mögt euch überzeugen, ob ſie nicht das iſt, was ich ſage, oder noch mehr.

Der Richter antwortete: Daß ich mit euch komme, das geht nicht an, denn ich habe andere Geſchäfte; aber weil ihr mir ſagt, daß es eine ſo vortreffliche Frau iſt, ſo grüßt ſie von mir, wenn ihr ſie ſeht.

Das ſoll geſchehen, ſprach Herr Giannetto; aber ich wünſchte doch, daß ihr von dieſem Gelde nehmet.

Während er ſo ſprach, ſah der Richter einen Ring an ſeinem Finger, weshalb er zu ihm ſagte: Gebt mir dieſen Ring! Außerdem will ich keinen Heller.

Herr Giannetto antwortete: Ich bin's zufrieden, ſo ungern ich es auch thue, denn meine Frau hat ihn mir

geſchenkt und mir geſagt, ich ſolle ihn immer tragen um ihrer Liebe willen; und wenn ſie ihn nicht mehr an mir ſieht, ſo wird ſie glauben, ich habe ihn einem Weibe gegeben, und ſo wird ſie ſich über mich erzürnen und meinen, ich habe eine Liebſchaft, während ich ihr doch mehr zugethan bin als mir ſelbſt.

Der Richter ſagte: Es ſcheint mir ſicher, daß ſie euch zärtlich genug liebt, um euch hierin zu glauben; ſagt ihr nur, ihr habt den Ring mir geſchenkt! Aber vielleicht wolltet ihr ihn einer alten Buhlſchaft hier ſchenken.

Herr Giannetto aber verſetzte: Die Liebe und Treue, die ich zu ihr trage, iſt ſo groß, daß es in der Welt keine Frau gibt, mit der ich ſie vertauſchen möchte, ſo voll Schönheit iſt ſie in allen Dingen.

Und damit zog er den Ring vom Finger und gab ihn dem Richter. Sodann umarmten ſie ſich und verbeugten ſich gegeneinander.

Thut mir einen Gefallen, ſagte der Richter.

Verlangt, verſetzte Herr Giannetto.

Haltet euch hier nicht auf, fuhr der Richter fort. Geht ſogleich heim zu dieſer eurer Frau!

Es ſcheint mir eine wahre Ewigkeit, ſagte Herr Giannetto, bis ich ſie wiederſehe.

So nahmen ſie Abſchied. Der Richter ſtieg in eine Barke und ging ſeines Weges, Herr Giannetto aber gab jenen ſeinen Gefährten Abendeſſen und Frühſtücke, ſchenkte ihnen Pferde und Geld und hielt ſo Feſte und machte einen Hof mehrere Tage. Dann aber nahm er Abſchied von allen Venezianern, nahm den Herrn Anſaldo mit ſich und viele ſeiner alten Kameraden begleiteten ihn. Faſt jedermann, Männer und Frauen, weinten aus Rührung über ſeinen Abgang, ſo freundlich hatte er ſich während ſeines Aufenthaltes in Venedig gegen alle betragen. So ſchied er und kehrte nach Belmonte zurück. Nun begab es ſich, daß ſeine Frau mehrere Tage vor ihm ankam und that als wäre ſie im Bade geweſen. Sie nahm

wieder ihre weibliche Kleidung an, ließ große Zubereitungen veranstalten, alle Straßen mit Zendal bedecken und viele Scharen Bewaffneter neu kleiden. Als nun Herr Giannetto und Herr Anſaldo ankamen, gingen ihnen alle Barone und der ganze Hof entgegen und riefen: Es lebe unſer Herr! Es lebe unſer Herr!

So wie ſie ans Land ſtiegen, eilte die Frau, den Herrn Anſaldo zu umarmen und ſtellte ſich etwas empfindlich gegen Herrn Giannetto, obwol ſie ihn mehr liebte als ihr Leben. Es wurde ein großes Feſt veranſtaltet mit Turnieren, Waffenſpiel, Tanz und Geſang, woran alle Barone, Frauen und Fräulein, ſo daſelbſt waren, Theil nahmen. Als jedoch Herr Giannetto ſah, daß ihm ſeine Gemahlin kein ſo freundliches Geſicht machte wie ſonſt, trat er in ſein Gemach, rief ſie zu ſich und ſprach: Was haſt du?

Dabei wollte er ſie umarmen. Die Frau aber ſagte: Du brauchſt mir keine ſolche Liebkoſungen zu machen; ich weiß wohl, daß du in Venedig deine alten Buhlſchaften wieder aufgeſucht haſt.

Herr Giannetto begann ſich zu entſchuldigen; die Frau aber fuhr fort: Wo iſt der Ring, den ich dir gab?

Herr Giannetto antwortete: Da haben wirs nun, wie ich mir vorſtellte. Ich ſagte doch gleich, du werdeſt Böſes dabei denken. Aber ich ſchwöre dir bei meinem heiligen Glauben und bei meiner Treue zu dir, daß ich den Ring jenem Richter gegeben habe, welcher mich den Proceß gewinnen machte.

Die Frau aber ſagte: Und ich ſchwöre dir bei meinem heiligen Glauben und bei meiner Treue zu dir, daß du ihn einem Weibe gegeben haſt; ich weiß es gewiß und doch ſcheuſt du dich nicht, ſo zu ſchwören.

Herr Giannetto fügte hinzu: Ich flehe zu Gott, mich augenblicklich von dieſer Welt zu vernichten, wenn ich dir nicht die Wahrheit ſage, ja, daß ich es ſchon dem Richter geſagt habe, als er mich darum gebeten.

Die Frau ſagte: Du hätteſt ja noch dort bleiben und Herrn Anſaldo allein hierherſchicken können, derweil du dich mit deinen Liebſchaften ergötzteſt; denn ich höre, ſie haben alle geweint, als du weggingſt.

Da hub Herr Giannetto an zu weinen, war in ſchwerer Noth und ſprach: Du thuſt einen Eid auf etwas, was nicht wahr iſt und nicht wahr ſein kann.

Als aber die Frau ihn weinen ſah, war es ihr, als bekäme ſie einen Meſſerſtich in das Herz, ſtürzte plötzlich in ſeine Arme und fing an, laut aufzulachen. Sie zeigte ihm den Ring und ſagte ihm alles, wie er mit dem Richter geſprochen habe und daß ſie der Richter geweſen ſei und auf welche Weiſe er ihr den Ring gegeben. Darüber war Herr Giannetto aufs Äußerſte verwundert, und da er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fing er an, über die Maßen fröhlich zu werden. Er trat aus dem Gemach und erzählte es einigen ſeiner Barone und Gefährten. Und die Liebe zwiſchen ihnen beiden wuchs und mehrte ſich auch dadurch. Hernach rief Herr Giannetto die Kammerfrau zu ſich, welche ihm an jenem Abend die Weiſung gegeben hatte, nicht zu trinken und gab ſie dem Herrn Anſaldo zur Frau. So blieben ſie lange Zeit in Glück und Fröhlichkeit bis an ihr Ende.

---

27. Der liſtige Freier.

(4. 2.)

In der Provence lebte noch vor nicht langer Zeit ein Edelmann, der Beſitzer verſchiedener Burgen, mit Namen Carſivalo, ein Mann von großem Verſtand und Tüchtigkeit und ſehr geehrt und geliebt von den andern Herren und Baronen des Landes; denn er ſtammte ur-

sprünglich aus dem edeln Blute des Hauses Balzo in der Provence. Carsivalo hatte eine Tochter, Namens Lisetta, welche die schönste und edelste Gestalt war, die man dazumal in der ganzen Provence finden konnte. Viele Herren, Grafen und Barone erbaten sich ihre Hand, junge, rüstige und schöne Männer, der besagte Carsivalo aber entgegnete allen mit Nein und keiner von ihnen war ihm recht zum Eidam. Nun war in dem Lande ein Graf, welcher das ganze Venisi*) besaß, worin viele Städte und Burgen liegen; er hieß der Graf Aldobrandino, war über siebzig Jahre alt, hatte weder Frau noch Kinder, war aber so reich, daß sein Reichthum gar keinen Boden hatte. Dieser Graf Aldobrandino, als er von der Schönheit der Tochter Carsivalo's hörte, verliebte sich in sie und hätte sie gerne zur Frau genommen; er schämte sich aber sie zu begehren, da er so alt war und wußte, wie viele wackere junge Leute sie zur Frau begehrt haben, ohne daß sie einem zu Theil geworden wäre. Und doch nagte an ihm beständig der Wunsch, sie zu besitzen, und er wußte doch die Sache nicht anzugreifen. Als er nun eines Tages ein Fest gab, geschah es zufällig, daß Carsivalo als sein Freund und Diener dieses Fest mit seiner Gegenwart beehrte. Der Graf nahm ihn aufs Ehrenvollste auf und schenkte ihm Pferde, Vögel und Hunde und noch viele andere Dinge. Der Graf beschloß nun, ihn im Vertrauen um seine Tochter anzugehen, und that es auch. Als sie eines Tages miteinander allein im Zimmer waren, begann der Graf freundlich folgendermaßen: Mein lieber Carsivalo, ich will dir meine Gesinnung sagen, ohne langen Prolog und Vorrede, denn ich denke, bei dir kann ich Alles sagen. Freilich aus einem Grunde muß ich mich dabei schämen, aber aus keinem andern, wiewol der Lauch unter dem Boden auch dick und alt wird und dennoch den Stengel

*) ? = Venaissin, Bezirk von Avignon.

in die Höhe ſtreckt und fortwährend grünt. Ich will dir daher nur ſagen, wie es mit mir ſteht. Ich möchte nämlich gerne, wenn es dir gefällig wäre, deine Tochter zur Frau bekommen.

Carſivalo antwortete: Auf mein Wort, lieber Herr, ich gäbe ſie euch gerne, aber ich müßte mich gar zu ſehr darüber ſchämen, angeſehen daß die, ſo ſie begehrt haben, lauter junge Leute ſind von achtzehn bis zwanzig Jahren und ich könnte in Fehde mit ihnen gerathen. Dann wären auch Mutter und Brüder und meine andern Verwandten und Genoſſen vielleicht nicht damit zufrieden, auch hätte das Mädchen ſelbſt kein Genügen an euch, da ſie andere rüſtigere als ihr haben könnte.

Lieber Carſivalo, antwortete der Graf, du haſt ganz Recht. Du kannſt ja aber ſagen, ſie bekomme dann alles, was ich beſitze. Darum wünſche ich, daß wir wegen der Sache miteinander übereinkommen.

Carſivalo ſagte: Ich bin damit ganz einverſtanden. Wir wollen es heute Nacht überlegen und morgen früh uns unſere Anſichten mittheilen. Dabei wollen wir es belaſſen.

Der Graf konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen, ſondern erſann ſich, um ſeinen Zweck zu erreichen, einen allerliebſten Plan. Am folgenden Morgen rief er Carſivalo zu ſich und ſprach: Ich habe etwas gefunden, was dich vollſtändig entſchuldigen, ja was dir zu großer Ehre gereichen muß.

Nun wie? fragte Carſivalo.

Laß ein Turnier ausſchreiben, fügte der Graf hinzu, daß, wer deine Tochter zur Frau begehrt, an dem und dem Tage kommen ſoll, und wer Sieger iſt, ſoll ſie zur Frau bekommen. Für das Weitere laß mich ſorgen! Ich will ſchon ein Mittel finden zu ſiegen und jedermann wird dich entſchuldigen.

Carſivalo ſagte: Es iſt mir recht.

Darauf nahm er Abſchied und kehrte nach Hauſe.

Bei gelegener Zeit rief er seine Frau und seine übrigen Verwandte und Freunde und sprach: Es schiene mir nunmehr Zeit, Lisetta zu verheirathen. Aber wie meint ihr nun, daß es anzugehen sei bei den vielen Bewerbern, die wir haben, die alle unsere Nachbarn und Freunde sind? Jeder, dem wir sie nicht geben, wird unser Feind, erzürnt sich und spricht: Bin ich nicht so viel werth als der?

So werden die andern auch sagen, und während wir Freunde zu erwerben glaubten, bekommen wir nichts als Feinde. Darum dünkt mich, wir veranstalten auf den Frühling ein Turnier, und wer darin gewinnt, der soll sie in Gottes Namen haben.

Die Mutter und die andern antworteten, sie seien zufrieden mit dieser Anordnung, und so schritt man denn zur Ausführung. Carsivalo ließ das Turnier ansagen: Wer seine Tochter zur Frau begehre, solle sich einfinden am ersten Tage des Maimonats in der Stadt Marseille zu einem Turnier, und wer Sieger bleibe, solle sie haben. Der Graf Aldobrandino schickte deshalb nach Frankreich und bat den König, ihm den rüstigsten Knappen im Waffenwerk zu schicken. Der König, in Betracht, daß der Graf immer ein Diener der Krone gewesen und auch sein Vetter war, schickte ihm einen seiner Knappen, den er von Kindheit auf erzogen hatte, Namens Ricciardo, welcher aus dem Hause Montalbano, einem von jeher kräftigen edlen Geschlechte, stammte. Dabei befahl er ihm Alles zu thun, was der Graf Aldobrandino ihm befehle. Der Jüngling kam zum Grafen, welcher ihm große Ehre erwies, und ihm dann den Grund, warum er nach ihm geschickt hatte, auseinandersetzte.

Der König hat mir befohlen, sprach Ricciardo, alle eure Befehle zu vollziehen: darum gebietet mir und ich werde rüstig gehorchen.

Der Graf sagte: Wir werden zu Marseille ein Turnier veranstalten, worin ich wünsche, daß du den Sieg

davonträgſt. Dann komme ich auf den Kampfplatz und fechte mit dir, und du mußt dich zuletzt von mir beſiegen laſſen, damit ich als Sieger des ganzen Turniers erſcheine.

Ricciardo verſetzte, er ſei bereit. Der Graf behielt ihn insgeheim bei ſich, bis es Zeit war; dann ſprach er zu ihm: Nimm die Waffen, die du willſt, geh nach Marſeille und rüſte dich mit Geld und Pferden nach deinem Wohlgefallen wie ein fahrender Ritter aus und mache, daß du ſtattlich ausſiehſt.

Ricciardo ſagte: Laßt mich nur machen!

Er ging nun gleich in den Stall und ſah daſelbſt unter den andern ein Roß, das ſchon einige Monate nicht geritten worden war. Er beſtieg es ſogleich, wählte ſich ein paſſendes Gefolge und ging nach Marſeille, wo eine große Zubereitung zum Turnier gemacht war. Schon waren viele kampfluſtige junge Männer daſelbſt eingetroffen und jeder ſchätzte ſich glücklich, der den andern an ſchönem und ſtattlichem Aufzug zu übertreffen glaubte. Es waren ſo viele Trompeter und Pfeifer hier beiſammen, daß Alles ringsumher von Muſik ertönte. Es wurde ein großer Platz ausgeſteckt, woſelbſt das beſagte Turnier gehalten werden ſollte, mit vielen Balkonen ringsum, wo Herren, Frauen und Fräulein ſtanden, um zuzuſchauen. Mit dem feſtgeſetzten erſten Maitage kam auch jenes edle Fräulein, nämlich Liſetta, die unter den andern wie eine Sonne ausſah, ſo vollendet ſchön und ſittſam erſchien ſie in jeder Weiſe. So kamen alle, die ſie zur Frau wollten, zum Turnier mit vielen Sinnſprüchen und mannichfaltigem Ausſehen und verſetzten ſich untereinander waidliche Schläge. Ricciardo kam gleichfalls auf beſagtem Roſſe zum Turnier und bahnte ſich Platz durch das Gedränge. So dauerte das Turnier einen großen Theil des Tages hindurch und immer ſiegte beſagter Ricciardo in demſelben; denn er war gewandter in den Waffen als irgend ein anderer, griff rüſtig an

und vertheidigte ſich gut und wich gewandt aus, da er in dieſem Gewerbe ſehr erfahren war. Einer fragte den andern, wer denn das ſei; da hieß es, es ſei ein eben angekommener Fremder. Kurz, er blieb Sieger auf dem Kampfplatz und alle andern wurden zu Boden geſchlagen und zogen ab, der eine dahin, der andere dorthin, denn vor ſeinen gewaltigen Streichen vermochten ſie nicht zu beſtehen. Es dauerte aber nicht lange, ſo trat der Graf Aldobrandino auf den Kampfplatz, ganz bedeckt mit Waffen, ſtürzte auf Ricciardo los und Ricciardo auf ihn, daß es krachte. Nach vielen Hieben hin und wider, ließ ſich Ricciardo der getroffenen Abrede gemäß zu Boden ſchlagen und that nichts mehr, was ihm freilich ſchwer fiel, denn er hatte ſich bereits in Liſetta verliebt. Aber er mußte den Befehl des Königs vollziehen und folglich auch den Wunſch des Grafen Aldobrandino. Als nun der Graf den Sieg errungen hatte, ritt er durch die Bahn mit dem Schwert in der Hand und ſogleich kamen ihm alle ſeine Schildknappen und Barone entgegen mit großem Jubel. Als er aber den Helm abnahm und man ihn erkannte, wunderte ſich Alles über ihn, namentlich aber das Fräulein. So bekam alſo der Graf auf liſtige Weiſe Carſivalo's Tochter zur Frau und führte ſie ins Haus und ließ aus dieſem Anlaß große Feierlichkeiten und Feſte veranſtalten. Nach dieſem Ereigniß kehrte Ricciardo nach Frankreich zurück und der König fragte ihn, was er gethan habe.

Heilige Majeſtät, antwortete Ricciardo, ich komme von einem Turnier, zu welchem mich euer Graf böslicher Weiſe genöthigt hat.

Wie ſo? fragte der König.

Ich mußte, verſetzte Ricciardo, des Grafen Kuppler abgeben.

Dann erzählte er ihm die ganze Geſchichte, über welche ſich der König baß verwunderte.

Gnädigſter Herr, fuhr Ricciardo fort, verwundert euch nicht über das, was mir begegnet iſt, ſondern viel-

mehr darüber, daß ich es gethan habe; denn ich habe nie etwas gethan, was mir größeres Leid verurſacht als dies. Das Fräulein, das Graf Aldobrandino auf ſo ſchnöde Weiſe zu gewinnen wußte, iſt nämlich aus der Maßen ſchön.

Der König dachte eine Weile darüber nach, dann ſagte er: Ricciardo, beſorge nichts! Dies Turnier kann noch dein Vortheil ſein. Doch damit genug für jetzt!

Kurze Zeit darauf geſchah es, daß beſagter Graf Aldobrandino ohne Erben mit Tod abging; Madonna Liſetta war alſo Witwe geworden und ihr Vater holte ſie wieder in ſein Haus, machte aber faſt gar nichts mit ihr und ſchmeichelte ihr nicht wie ſonſt. Darüber begann das junge Weibchen ſich im Stillen ſehr zu verwundern und konnte am Ende nicht länger mehr an ſich halten, ſondern ſprach eines Tages zu ihrem Vater folgendermaßen: Mein Vater, ich wundere mich ſehr über euch, angeſehen, daß ich ſonſt eines eurer Augen war und ihr mich eurem liebſten Sohne vorzoget; und ſo oft ihr mich ſahet, ging euch das Herz auf, ſo lang ich noch ein Mädchen war; jetzt aber, ich weiß gar nicht warum, iſt es, als ob euer Herz gar nicht mehr meinen Anblick ertragen könne.

Der Vater antwortete ihr alſo: Du wunderſt dich nicht ſo ſehr über mich, als ich mich über dich gewundert habe, denn ich glaubte, du ſeieſt geſcheit und merkeſt, warum und in welcher Abſicht ich dich an den Alten verheirathet habe, einzig damit du Kinder bekämeſt, ſo hätteſt du dich zur unumſchränkten Gebieterin über ſeinen Reichthum machen können. Sonſt hatte ich keine Abſicht.

Mein Vater, antwortete die Tochter, ich habe gethan was ich konnte.

Wie iſt es möglich, fügte der Vater bei, daß an ſeinem Hofe kein Knappe, Ritter oder Knecht ſich fand, der dazu geſchickt war?

Mein Vater, antwortete die Tochter, ſeid mir nicht böſe darüber! Ich verſichere euch, es war kein Ritter,

Knappe oder Knecht im Hause, dem ich es nicht sagte; aber keiner wollte mir glauben.

Als der Vater diese lustige Antwort hörte, erheiterte er sich ganz und gar und sprach: Ich bin zufrieden und verspreche dir einen solchen Mann zu schaffen, daß du nicht nöthig hast, einen andern als ihn darum zu bitten. Laß mich nur machen!

Nun fiel die ganze Erbschaft des Grafen Aldobrandino an den König von Frankreich, welcher sich des wackern ritterlichen Betragens Ricciardo's erinnerte und alsbald in die Provence schickte, zu Carsivalo, um ihm zu eröffnen, er möge seine Tochter einem seiner Knappen geben, der ohnedies von Rechts wegen ihr Mann sei. Carsivalo merkte die Sache sogleich und antwortete daher dem König, er möge unbeschränkt verfügen nach seinem Gutdünken. Der König stieg zu Pferde mit größtem Gefolge, kam in die Provence, nahm Ricciardo mit sich und schloß jene Verbindung, nämlich daß Lisetta seine Frau wurde. Sodann erhob er ihn zum Grafen und schenkte ihm die Grafschaft, welche dem Grafen Aldobrandino gehört hatte. Allen gefiel diese Verbindung, namentlich aber ihr. Sie brauchte nun nie wieder weder Knechte noch Knappen zu bitten, denn sie beide waren jung und frisch und rüstig zu Allem, und so lebten sie miteinander lange Zeit in Glück und Freuden.

---

28. Hauskreuz.

(5, 2.)

In Rom lebten zwei sehr gute Kameraden, deren einer Janni, der andere Ciucolo hieß. Sie waren reich und wohl versehen mit irdischen Gütern. Sie lebten Tag und Nacht beisammen und hatten einander lieber als

wenn ſie Brüder geweſen wären. Jeder von ihnen hatte ſeinen ganz anſtändigen Haushalt und lebte ſtattlich, denn ſie waren von edler Abkunft und römiſche Ritter. Als ſie nun eines Tages beiſammen waren, ſagte einer zum andern: Geht dirs auch wie mir?

Der andere antwortete: Wiefern?

Ich mag noch ſo ſparſam ſein, ſagte er, ſo habe ich doch am Ende des Jahres nichts erübrigt, ſondern bin vielmehr immer im Rückſtand.

Der andere fügte bei: Meiner Treu und ich habe im Hauſe das verkehrteſte Weib, das, glaube ich, auf der ganzen Welt lebt. Sie iſt gar kein Weib mehr, ſondern ein leibhaftiger Teufel. So viel ich ihr auch zu Gefallen thue, ſo kann ich doch nicht mit ihr leben, ſo ſchnöde und verkehrt iſt ſie. Früh und ſpät habe ich Händel mit ihr, weit mehr als mir lieb iſt; ich weiß gar nicht mehr, wie ich mit ihr auskommen ſoll.

Janni antwortete: Wir wollen doch Rath ſuchen über dieſe Fälle, du über den deinen, ich über den meinen.

Es iſt mir Recht, ſagte Ciucolo, und ich bin einverſtanden.

So machten ſie ſich auf und gingen zu einem braven Manne mit Namen Boezio. Als ſie bei ihm waren, nahm Janni das Wort.

Mein Herr, ſagte er, wir kommen, um uns euren Rath zu erbitten. Ich ſpare das ganze Jahr und bin doch immer im Rückſtand, wenn ich mein Einkommen betrachte. Das wundert mich ſehr.

Ciucolo ſagte: Und ich habe das verkehrteſte und händelſüchtigſte Weib von der Welt.

Boezio ſagte zu Janni: Steh früh auf!

Und zu Ciucolo ſagte er: Geh an die Engelsbrücke! Geht mit Gott!

Sie wunderten ſich und ſprachen untereinander: Das iſt ein Eſel. Was ſoll das heißen, wenn ich ihn um meine Haushaltung befrage und er antwortet mir: Steh früh auf!

Und zu dir sagte er, du sollst an die Engelsbrücke gehen.

So gingen sie weiter und machten sich über ihn lustig. Nun begab es sich, als Janni eines Morgens früh aufstand und sich hinter die Thüre versteckte und dort stehen blieb, da sah er einen seiner Knechte, welcher einen großen Krug Öl wegtrug und ein anderer trug ein Stück trockenes Fleisch hinaus. Darum machte sich Janni denn noch früher auf und sah, wie bald die Mägde, bald die Kammerfrau, die einen Korn und Mehl, die andere dies und das trugen. Da sprach er bei sich selbst: So ist es kein Wunder, wenn ich am Ende des Jahres nichts übrig habe.

Dann rief er gleich seinen Diener und sagte: Geh mit Gott und laß dich nicht mehr im Hause von mir blicken!

Dann rief er die Mägde und die Kammerfrau und sagte ihnen das Gleiche und schickte Alle hinweg. Zuletzt versah er sich mit neuen Knechten und Dienern und hatte von nun an mehr ein wachsames Auge über seinen Haushalt, sodaß er am Ende des Jahres einen Überschuß hatte, während er zuvor einen Verlust erlitt. Eines Tages begegnete er seinem Freunde und sagte ihm, was er gefunden habe beim Frühaufstehen.

Ei, sagte darauf Ciucolo, da will ich doch auch versuchen, was Boezio mir gesagt hat.

Am andern Tage ging er daher an die Engelsbrücke, setzte sich hin und wartete. Da kam ein Eselstreiber mit einigen beladenen Maulthieren herbei. Eines der Maulthiere scheute und wollte nicht weiter gehen; da nahm es der Treiber am Halfter, um es über die Brücke zu ziehen; das half aber Alles nichts, denn je mehr er das Thier vorwärts zog, um so mehr stemmte es sich zurück. Da ward der Treiber allmälig ärgerlich und schlug auf das Maulthier los, das sich aber nur um so schlimmer geberdete. Als dem Treiber die Geduld ausging, nahm er den Stock, woran die Waarenballen befestigt waren,

ſchlug damit unten, auf die Seite, über den Kopf, an die Rippen, und ließ ſeine Wuth ſo reichlich aus an jenem Thiere, daß der Stock endlich zerbrach. Da wurde endlich das Thier zahm, ging über die Brücke, der Treiber führte es auch mehrmals hin und her, und als er ſah, daß dem Thiere die Narrheit ausgetrieben ſei, ging er weiter ſeinen Geſchäften nach. Ciucolo ſah, was der Eſelstreiber dem Maulthier gethan hatte, und ſagte bei ſich ſelbſt: Nun weiß ich, was ich zu thun habe.

Kehrte auch alsbald nach Hauſe unter dieſen Gedanken. Als er ankam, begann die Frau zu ſchreien und zu ſchelten, und fragte, wo er ſo lange bleibe. Der Mann ließ ſichs gefallen und blieb ruhig; in ihr aber kochte es fortwährend.

Sei ruhig, ſagte endlich der Mann, ſonſt könnte es dir übel bekommen.

Wehe, rief das Weib, ſollteſt du es wagen, Hand an mich zu legen? Du könnteſt deine Rede noch bereuen.

Sieh zu, daß du mich nicht in die Hitze bringſt! Du würdeſt den Tag beklagen.

Wenn ich glaubte, verſetzte das Weib, du habeſt nur ein Härchen an dir, das ſo dächte, ſo würde ich es meinen Brüdern ſagen laſſen, die ſchon ſo mit dir fertig werden würden, daß dir das Lachen verginge. Und du wirſt ſchon ſehen, was dir für das, was du mir eben geſagt haſt begegnet.

Der Mann ſagte: Haſt du den Teufel im Leib?

Stund auf, und auf ſie los und ſie ſchrie und machte großen Lärm. Dann nahm er einen Stock, lief auf ſie los, und ſchlug drauf und drein, auf Rücken, Arme und Kopf. Als der Stock zerbrochen war, nahm er einen andern und fing von vorne an. Da begann ſie zu ſchreien: Erbarmen, Erbarmen!

Er aber ſchlug nur um ſo heftiger zu und rief: Wahrlich, ich muß dich zu Tod ſchlagen.

Die Frau aber, als ſie dieſen Entſchluß des Mannes ſah und ſich ganz zerſchlagen fühlte, kniete nieder und

rief: Lieber Mann, ſchlag mich nicht mehr! Du wirſt finden, daß ich nicht mehr widerſpenſtig bin.

Um ihr denn die Widerſpenſtigkeit vollends auszutreiben, ließ der Mann ſie mehrmals im Saale auf- und abtrotten und laufen und maß ihr fortwährend mit beiden Händen den Stock auf. In dieſem geſegneten Augenblicke entſchloß ſich die Frau immer alles ihrem Manne zu gefallen zu thun und wurde das ſanfteſte und demüthigſte Weib in ganz Rom. Auf dieſe Weiſe trieb Ciucolo ſeinem Weibe die Widerſpenſtigkeit aus dem Kopfe, und während er früher in fortwährendem Kriege und Unfrieden mit ſeinem Weibe gelebt hatte, lebte er nun ruhig und friedlich mit ihr. Wer alſo ein widerſpenſtiges Weib hat, nehme ein Exempel an Ciucolo, wie er eines am Eſelstreiber nahm.

---

29. Pariſer Theologen in Rom.

(6, 1.)

Es iſt noch nicht lange her, ſo waren in Paris zwei ſehr bedeutende tüchtige Männer, Doctoren beider Rechte, deren einer Meſſer Alano, der andere Meſſer Giovanni Piero hieß, und in der That hatte die Chriſtenheit dazumal keine tüchtigeren Männer als ſie aufzuweiſen. Die beiden beneideten einander fortwährend; aber Meſſere Alano behauptete immer die Oberhand, denn er war der größte Redekünſtler von der Welt und hatte mehr Verſtand, als Meſſer Giovanni Piero, welcher faſt ein Ketzer war und oft Verwirrung in unſern Glauben gebracht hätte, wäre nicht eben jener Meſſere Alano geweſen, der ihn aufrecht erhielt und gegen alle ſeine Einwürfe vertheidigte. Meſſere Alano bekam Luſt, nach Rom zu gehen und die dortigen heiligen Reliquien zu beſuchen, auch den Papſt

und ſeinen Hof zu ſehen. Darum machte er ſich von Hauſe weg mit vielen Dienern und guter Ausrüſtung, ging nach Rom und beſuchte den Papſt und ſah ſeinen Hof und wie es mit ihm gehalten ward. Dabei wunderte er ſich ſehr, in Anbetracht daß der römiſche Hof die Grundlage des Glaubens ſein muß und die Stütze des Chriſtenthums, da er ihn doch ſo tadelnswürdig und ſo voll Simonie fand. Darum verließ er Rom und beſchloß, ſich aus der Welt zurückzuziehen und dem Dienſte Gottes zu ergeben. Als er nun von Rom Abſchied genommen und auf der Rückreiſe mit ſeinen Dienern nach San Chirico di Roſena kam, ſprach er zu ihnen: Geht nur voran und nehmt Herberge! Ich will ſchon für mich ſorgen.

Die Diener zogen weiter und gingen nach San Chirico, und als Meſſere Alano ſie weggegangen ſah, verließ er die Straße, wandte ſich nach dem Gebirge und ritt weiter bis zum Abend, wo er einen Schäfer traf. Meſſere Alano ſtieg ab, blieb den Abend bei ihm und ſagte zu ihm am folgenden Morgen: Ich will dir meine Kleider und mein Pferd laſſen: gib du mir deinen Anzug!

Der Schäfer meinte, er treibe Scherz und ſagte: Meſſere, ich habe euch geehrt ſo viel ich konnte: darum macht euch nun nicht über mich luſtig!

Meſſere Alano aber zog ſeine Kleider aus uno ließ den Hirten ſich gleichfalls ausziehen; er ließ ihm das Pferd und ſeine ganze Habe und nahm die Kleider, Schuhe und die Feldflaſche des Schäfers und lief fort aufs Gerathewohl. Als ſeine Diener ihn nicht zurückkommen ſahen, ſuchten ſie nach ihm; als ſie ihn aber nicht fanden, dachten ſie, der Weg müſſe unſicher ſein, er ſei wol beraubt und erſchlagen worden. So warteten ſie einige Tage und gingen dann weg und nach Paris zurück. Nachdem Meſſer Alano den Schäfer verlaſſen hatte, traf er am Abend auf eine Abtei in der Maremme. Er bat um ein Brot als Almoſen und der Abt fragte

ihn, ob er in Dienſte gehen wolle. Meſſere Alano ſagte: Ja.

Darauf fragte der Abt: Was kannſt du arbeiten?

Meſſere Alano verſetzte: Lieber Herr, ich werde ſchon können, was ihr mich anweiſet.

Der Abt dachte, er habe hier einen brauchbaren Mann gefunden, nahm ihn zu ſich und ſchickte ihn zuerſt ins Holz. Er verſah dieſes Geſchäft ſo gut, daß alle Bewohner des Kloſters ihm wohlwollten; denn er that gerne, was man ihm auftrug, er ſchämte ſich nicht und machte ſich nichts daraus, Beſchwerden zu ertragen und alles anzugreifen, was er zu arbeiten hatte. Als der Abt ſeine Demuth ſah, machte er ihn zum Bruder Kellner des Kloſters, da er nicht wußte, wer er war, und legte ihm den Namen Don Benedetto bei. Er führte dabei ein ſtrenges Leben, faſtete vier Tage der Woche in einem fort, kleidete ſich nie aus, brachte immer einen großen Theil der Nacht im Gebete zu und erzürnte ſich nie über irgend etwas, was ihm geſagt oder angethan wurde, ſondern lobte beſtändig Chriſtus. Auf dieſe Weiſe hatte er beſchloſſen Gott zu dienen, ſodaß der Abt ihm ſehr wohlwollte und ihn ſehr hoch hielt. Seine Diener waren indeſſen nach Paris zurückgekommen und meldeten Meſſere Alano todt, worüber daſelbſt die größte Wehklage entſtand bei allen wackern Leuten, dieweil ſie nun den tüchtigſten Doctor auf der Welt verloren hatten. Jener Meſſer Giovanni Piero aber, als er Meſſere Alano's Tod erfuhr, war darüber ſehr vergnügt und ſprach: Nun kann ich ausführen, was ich ſo lange ſchon gewünſcht habe.

Er machte ſich bereit und ging nach Rom und ſtellte dort im Conſiſtorium einen Satz auf, welcher gar ſehr unſerm Glauben zuwiderlief und ſuchte durch ſeine Spitzfindigkeiten eine Ketzerei in die Kirche Gottes zu bringen. Der Papſt hielt darüber eine Verſammlung der Cardinäle, worin ſie beſchloſſen, alle tüchtigen Männer in Italien holen zu laſſen, damit ſie in einem Conſiſtorium erſchienen,

welches der Papſt halten wollte, um auf die Streitfrage zu antworten, welche Meſſer Giovanni Piero unſerm Glauben zuwider aufgeſtellt hatte. Alle Biſchöfe und Äbte und die andern hohen Prälaten, welche ſich auf das Kirchenrecht verſtanden, wurden beſchieden, an den Hof zu kommen. Darunter war auch der Abt, bei welchem Meſſer Alano lebte. Als dieſer im Begriffe war, nach Rom abzugehen und Meſſer Alano hörte, was der Zweck ſeiner Reiſe war, bat er den Abt um Erlaubniß mitzugehen.

Was willſt denn du dort thun, ſagte der Abt zu ihm; du kannſt ja nicht einmal leſen. Dort ſind die tüchtigſten Männer von der Welt und man ſpricht von nichts, als von Gelehrſamkeit; da verſtehſt du gar nicht, um was es ſich handelt.

Meſſere, verſetzte Meſſer Alano, ſo ſehe ich doch den Papſt, den ich in meinem Leben noch nie geſehen habe; ich weiß gar nicht, wie er ausſieht.

Als der Abt ſeinen Entſchluß ſah, ſagte er: Meinetwegen ſo komm mit! Aber weißt du denn mit einem Pferde umzugehen?

Meſſer Alano ſagte: Ja wohl, Meſſere!

Als es nun Zeit war, machte ſich der Abt auf den Weg und nahm Meſſer Alano mit ſich. Als ſie in Rom ankamen, war ſchon der Tag beſtimmt, an welchem dieſes Conſiſtorium gehalten werden ſollte, und jedermann konnte hingehen und die Sätze hören, die jener aufſtellte; Meſſer Alano bat den Abt, er möchte ihn doch mit in die Verſammlung nehmen.

Biſt du von Sinnen? ſagte der Abt. Meinſt du, ich könne dich mit dahin führen, wo der Papſt, die Cardinäle und ſo viele angeſehene Männer ſind?

Meſſer Alano ſagte: Ich ſtecke mich unter euren Mantel, daß man mich nicht ſieht, denn ich bin ja klein und unanſehnlich.

Nimm dich in Acht, ſagte der Abt, daß dir nicht

die Pförtner und Stabträger mit ihren Keulen auswischen!

Messer Alano aber sagte: Laßt mich nur machen!

Während nun der Abt in das Consistorium ging, huschte jener unter dem großen Gedränge beim Eingang plötzlich dem Abt unter den Mantel und kam so mit hinein. Der Abt bekam seinen Platz neben den andern Äbten ihrem Range gemäß; Messer Alano aber kauerte sich zwischen seinen Beinen unter dem Mantel des Abtes zusammen, machte sich ein Fensterchen für sein Auge, um hindurch zu gucken und lauschte aufmerksam den aufgestellten Sätzen. Es dauerte nicht lange, so trat Messer Giovanni Piero in die Versammlung, bestieg die Rednerbühne in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle und aller andern Anwesenden und brachte seine Streitfrage vor, die er dann mit feinen hinterlistigen Gründen zu beweisen suchte. Messere Alano erkannte ihn gleich, und da er sah, daß niemand aufstand, um ihm zu antworten und zu widersprechen, und daß keiner wagte, seiner Beweisführung entgegenzutreten, steckte er seinen Kopf aus dem Fensterchen des Mantels des Abtes hervor und rief laut: Geh an den Galgen!

Der Abt hob die Hand auf, gab ihm eine tüchtige Ohrfeige und sagte: Still! Gott verdamm' dich! Willst du mich in Schmach bringen?

Die in der Nähe stehenden sahen einander an und fragten: Wo kommt diese Stimme her?

Messer Alano wartete nicht lange, sondern guckte wieder hervor und rief: Sanctissime pater, audiatis me!

Der Abt war in größter Verlegenheit, denn alle schauten auf ihn und riefen: Wen habt ihr da unter euch?

Der Abt sagte, es sei ein verrückter Laienbruder. Darüber fing man ihn an zu schelten und sprach: Wie mögt ihr Verrückte in das Consistorium bringen?

Dann brachten sie die Stabträger herbei, damit sie

ihn prügeln und hinauswerfen ſollten. Meſſer Alano aus Furcht, Schläge zu bekommen, ſtürzte unter dem Mantel des Abtes hervor, ſprang unter die Biſchöfe und fiel dem Papſt zu Füßen. Darüber brach das ganze Conſiſtorium in heftiges Gelächter aus und der Abt war nahe daran weggewieſen zu werden, weil er dieſen Menſchen mit ſich hineingeführt habe. Als nun Meſſer Alano dem Papſte zu Füßen lag, bat er um Erlaubniß, ſeine Meinung über dieſe Sache ausſprechen zu dürfen. Der Papſt gab ſie ihm. Meſſer Alano beſtieg ſofort die Rednerbühne, widerſprach allen von dem andern aufgeſtellten Behauptungen und erörterte dann Punkt für Punkt die ganze Frage mit ſprechenden und natürlichen Gründen. Die ganze Verſammlung war erſtaunt über das feine Latein, in welchem er ſich ausdrückte, und die ſchönen Beweiſe, die er für ſeine Anſicht vorbrachte. Da ſagten alle: Wahrlich da iſt uns der Engel Gottes erſchienen.

Als der Papſt ſeine Beredſamkeit hörte, dankte er Gott. Als nun auf ſolche Art dieſer Meſſer Alano den Meſſer Giovanni Piero aus dem Felde geſchlagen hatte und dieſer ſeine Niederlage anerkennen mußte, ſagte er: Wahrhaftig du biſt der Geiſt des Meſſer Alano oder biſt du ein böſer Geiſt.

Meſſer Alano ſagte: Ich bin Alano, der dich ſonſt ſchon zum Schweigen gebracht hat; aber du biſt in der That ein böſer Geiſt, da du in der Kirche Gottes eine ſolche Ketzerei anſtiften wollteſt.

Meſſere Giovanni Piero antwortete: Hätte ich gedacht, daß du noch am Leben biſt, ſo wäre ich nicht hergekommen.

Der Papſt verlangte zu wiſſen, wer dies ſei, ließ den Abt rufen und befragte ihn, wie er zu dem Menſchen komme.

Heiligſter Vater, ſagte der Abt, er iſt ſeit geraumer Zeit als Laienbruder bei mir; ich glaubte, er verſtehe nicht einmal zu leſen und habe nie einen demüthigeren

Menſchen gekannt, als er; er gab ſich immer damit ab, Holz zu machen, das Haus zu reinigen, zu betten, der Kranken zu pflegen, das Pferd zu beſtellen; im Ganzen ſchien er mir ein einfältiger Menſch.

Als der Papſt das fromme Leben hörte, das er geführt hatte, und ſeine Tüchtigkeit ſah und erfuhr, wer er früher geweſen, wollte er ihn zum Cardinal erheben und ihm die größte Ehre erweiſen.

Wäreſt du nicht geweſen, ſagte er zu ihm, ſo wäre die Kirche Gottes in den größten Irrthum gerathen. Darum verlange ich, daß du am Hofe bleibeſt.

Meſſer Alano aber verſetzte: Heiligſter Vater, meine Abſicht iſt, in dieſer beſchaulichen Weiſe mein Leben zu beſchließen und nicht wieder in die Welt zurückzukehren; vielmehr wünſche ich mit meinem Abte wieder in ſein Kloſter mich zurückzuziehen, das angefangene Leben fortzuſetzen und fortwährend Gott zu dienen.

Der Abt fiel auf die Kniee und bat ihn um Verzeihung, dieweil er ihn nicht gekannt habe, hauptſächlich von wegen der Ohrfeige, die er ihm gegeben.

Da braucht es keine Verzeihung, ſprach Meſſer Alano, denn der Vater muß den Sohn züchtigen.

Darauf nahmen ſie Abſchied vom Papſt und den Cardinälen und kehrten beide, der Abt und Meſſer Alano, in ihr Kloſter zurück. Der Abt erwies ihm fortan immer ganz beſondere Verehrung, und ſo lebte er ein heiliges frommes Leben und verfaßte einige ſchöne Bücher über unſern Glauben. So lang er in dieſer Welt lebte, führte er auch dieſe Lebensweiſe fort und erntete darum am Ende den wohlverdienten Lohn des ewigen Lebens.

30. Römiſche Rache.

(7, 1.)

Vor einiger Zeit lebte zu Rom ein Ritter Namens Meſſer Francesco Orſino von Monte Giordano, welcher eine Gattin hatte, die Madonna Liſabetta hieß, ſchön, keuſch und ſehr wohlgeſittet und die ihm in ſeiner Ehe zwei Söhne geboren. In dieſe Frau nun verliebte ſich ein junger Menſch und ſie in ihn, und da ſie ſich nicht klug und heimlich hielten, bekam Meſſer Francesco mehrmals Wind darüber. Er konnte es nicht glauben, angeſehen, daß jener Jüngling nicht ſchön, noch edel, noch reich war und überdies ſich ganz als ſein Freund und ergebener Diener darſtellte. Nun geſchah es aber, daß einer ſeiner Geſchäftsführer es bemerkte und Meſſer Francesco ſagte, worauf dieſer erwiderte: Laure du ihnen auf, daß du ihn hereinkommen ſiehſt, und dann komm zu mir, denn ich will es ſelber ſehen, ſonſt kann ich's nicht glauben.

Der Geſchäftsmann ſagte: Es ſoll geſchehen.

Da that Meſſer Francesco eines Tages, als ginge er auf eines ſeiner Schlöſſer und ſtieg zu Pferde mit einigen Begleitern. In der folgenden Nacht aber kam er nach Rom zurück und blieb verborgen, bis der Geſchäftsführer zu ihm kam. So ſah Meſſer Francesco [.....] Jüngling wirklich in der Kammer mit ſeiner Frau ſcherzen.

Wem gehört dieſes Mäulchen? fragte der Liebhaber und küßte es.

Dir, antwortete ihm die Frau.

Und dieſe räuberiſchen Augen?

Sind dein.

Und dieſe Wangen?

Sind dein.

Und der ſchöne Hals?

Iſt dein.

Und dieser schöne Busen?

Ist dein.

Und so faßte er eins ums andere an und die Frau sagte immer, es gehöre ihm, außer beim Hintertheil sagte sie, das gehöre ihrem Manne, und darüber schlugen sie beide ein schallendes Gelächter auf. Messer Francesco sah und hörte Alles mit an, was diese miteinander trieben.

Gott Lob, dachte er bei sich selbst, daß ich doch auch noch einen Theil für mich habe.

Als er nun Alles zur Genüge gehört und gesehen hatte, entfernte er sich heimlich, kehrte nach seinem Schlosse zurück und blieb dort, so lange es ihm gefiel; dann kam er wieder heim und ließ seiner Frau einen Rock machen aus grobem Tuch, nur der Hintertheil war aus Sammt mit Hermelin gefüttert; er ließ auf seinem Schlosse ein sehr schönes Gastmahl bereiten und lud dazu auch den Jüngling und zwei seiner Brüder und einige seiner Verwandten und Gesellen, sowie einige Vettern der Frau. Messer Francesco veranstaltete auf einen Sonntag Morgen, daß die Frau jenen Rock anziehen, damit durch Rom gehen und nach seinem Gute mit der Gesellschaft zu Tisch kommen sollte. So geschah es auch. Als man nun zur Tafel ging, setzte Messer Francesco seine Frau neben jenen Jüngling, welcher Rinaldo hieß, und dann der Reihe nach ihre Brüder und Gefährten und veranstaltete ihnen an diesem Morgen ein reiches und schönes Mahl. Wer am Morgen die Frau so gekleidet sah, mußte sich wundern, so auch alle Verwandte der Frau und Rinaldo's, und sie dachten: Das läuft auf irgend etwas Besonderes hinaus.

Rinaldo war in der größten Angst. Als das Frühstück vorüber war, sagte Messer Francesco: Nun gebt Acht, ich will euch das Obst geben.

Er stand auf, ließ jedem der am Tische sitzenden einen Stock reichen. Dann trat er in eine Kammer, wo er acht Diener bereit hatte, jeden mit einem Stock

in der Hand, ebenſo viele, als Gäſte an der Tafel ſaßen. Dieſe ließ er heraustreten und ſich um die Tafel herſtellen. Dann ſagte er zu den Gäſten: Wehrt euch!

Und zu den Dienern mit den Stöcken in der Hand ſagte er: Bringt das Obſt!

Darauf warfen ſie den Tiſch um, wie ihnen befohlen war, und fingen an mit ihren Stöcken auf die am Tiſche loszuſchlagen. Das gab eine ſchöne Rauferei mit den Stöcken untereinander, denn als die am Tiſche ſitzenden merkten, daß es mit den Schlägen Ernſt war, wandten ſie ſich hübſch ordentlich um und theilten auch aus, wie man ihnen zutheilte. Kurz, es behielten die aus der Kammer getretenen Diener die Oberhand, ſchlugen die Speiſenden zu Boden und alle kamen im Saale ums Leben. Meſſer Francesco ließ ſodann den Leichnam des jungen Rinaldo wegtragen und mit ausgebreiteten Armen in ſeinem Schlafzimmer ans Kreuz ſchlagen; die andern Leichen wurden bei Nacht in ihre Häuſer getragen. Es entſtand große Trauer in ganz Rom über den Tod ſo vieler wackern Leute, aber niemand wagte den Mund aufzuthun, denn der, der es veranſtaltet hatte, war ein angeſehener Mann in Rom. Meſſer Francesco ließ ſeine Frau nehmen und jede Nacht auf den Leichnam des beſagten Rinaldo binden, ſodaß ſie ihn die ganze Nacht umarmt halten mußte; am Tag ließ er ſie abnehmen und ihr täglich zwei Stücke Brot und einen Becher Waſſer reichen, um ſie ſo hinzuhalten, und ſie lebte auch noch mehrere Tage. Jeden Tag ſchickte ſie zwar zu Meſſer Francesco ihrem Gatten, um ihn um Erbarmen anzuflehen, er wollte aber nie etwas hören. Da ſie nun ſah, daß ſie doch ſterben müſſe und kein Mittel ihrer Errettung übrig ſei, bat ſie ſich die Gnade aus, ihre Kinder noch vor ihrem Tode ſehen zu dürfen. Die zwei Knaben wurden ihr gebracht, ſie nahm ſie in den Arm und ſagte zu ihnen unter vielen Thränen: Meine theuren Söhne, ich laſſe euch mit dem Segen Gottes und dem

meinigen; ihr seid die echten Söhne Messer Francesco's, aus rechtmäßiger Ehe geboren. Mein Name ist zwar wegen des begangenen Fehltritts nicht werth, in ehrenvollem Gedächtniß zu bleiben; aber nur der Groll einer Magd hat mich dahingebracht. Das ist freilich keine hinreichende Entschuldigung, aber dennoch lasse ich Gott und euch, meine Söhne, die Rache für eure schmerzvolle unglückliche Mutter.

Und sie konnte nicht satt werden, sie zu küssen bei der Eile, die ihr zugemuthet wurde. Sie kreuzte und segnete sie und gab sie dann ihrer Wärterin mit den Worten zurück: Nimm sie hin, und dir gebe ich auf bei Gott und deiner Seele, wenn sie groß sind, sie an meinen Tod zu erinnern, besonders den Kleinen.

Der letztere weinte immer und wollte sich von ihrem Halse losmachen. Nachdem sie sie zurückgegeben und wiederholt betheuert hatte, daß sie echte und keine uneheliche Kinder seien, befahl sie ihre Seele Gott und sprach dann kein Wort mehr in diesem Leben. Kurz darauf starb sie. Nun wurden die Leichname abgenommen und weggetragen. Diese Grausamkeit wurde von den einen gebilligt, von andern getadelt. Sobald es Zeit war, rief die Amme den Söhnen den Vorgang ins Gedächtniß; Messer Francesco wurde dadurch verrückt gemacht und lief lange Zeit in der Tollheit umher, in großer Zwietracht mit seinen Söhnen, zumal mit dem jüngeren. Der besagte Messer Francesco lebte und schlief in den Wäldern wie ein Wilder und betrug sich ganz wie ein Verrückter mit tollen Streichen. Dadurch fand man denn die Frau gerächt.

31. Ein Deutſcher in Italien.

(1, 2.)

In der Stadt Arimino in der Romagna lebte ein mannhafter Herr und Baron mit Namen Meſſer Galeotto Malateſti, der mannhafteſte Ritter, den die Romagna ſeit langer Zeit gehabt hatte, und der weiſeſte und klügſte Mann, der immer ein reiches und vornehmes Leben führte und ſeinem Stande Ehre machte. Dieſer Meſſer Galeotto hatte eine Nichte, welche Witwe war, Namens Madonna Goſtanza, die Tochter des Meſſer Malateſta Unghero von Malateſti, gleichfalls eines ehrenfeſten und gewandten Ritters. Dieſe Madonna Goſtanza hatte in Arimino um ſich einen ſehr ſchönen Hof von Frauen, Fräulein und Knappen und lebte wie eine vornehme Edelfrau, die ſie auch war; ſchon Meſſer Galeotto zu Liebe wurde ihr die größte Ehre erwieſen. Sie hatte und beſaß, was ihr Vater und Gatte hinterlaſſen hatten, und vielleicht war in der ganzen Romagna, in Toscana und in der Mark keine ſo reich, wie ſie, an den edelſten Juwelen und überhaupt vermöglicher als ſie. Kurz, es wurden ihr alle Genüſſe zu Theil, die eine Frau ihres Gleichen und die von der Natur ſo gut bedacht war, ſich mit Ehren erlauben konnte: ſie war jung, ſchön, gebildet, reich, von edler Abkunft, ſie galt für verſtändig, war bei jedermann beliebt und Meſſer Galeotto hoffte durch ſie eine reiche und edle Verwandtſchaft einzugehen. Nun hatte Meſſer Galeotto in ſeinem Solde einen Rottenführer von funfzig Lanzen Namens Ormanno; es war ein Deutſcher aus Oberdeutſchland aus einem Schloſſe, welches Cham heißt; er hatte Brüder und Bruderſöhne, welche Ritter und alte Edelleute waren, und ſo ſah er auch aus. Er war höflich, wohlgeſittet und von ſtattlicher Figur, weshalb ihn denn auch Meſſer Galeotto äußerſt lieb hatte. Nun geſchah es, daß beſagter Ormanno mehrmals am Palaſte

der Madonna Gostanza vorüberging, während die Frau am Fenster stand. Da begegneten sich denn ihre Blicke so, daß Ormanno sich heftig in diese Frau verliebte; er wußte es auch anzustellen, daß die Frau es bemerkte und anfing ihn zu lieben. Die Neigung nahm auch dergestalt zu, daß sie sich allmählich gegenseitig reiche Geschenke machten und namentlich die Frau ihm; sie sprachen einander mehrmals und verabredeten, daß besagter Ormanno von ihr erlangen sollte, was die Liebe erheischt. Sie wußten aber das Feuer der glühenden Liebe nicht verborgen zu halten und ihre Angelegenheiten nicht mit Vorsicht zu ordnen, denn die Liebe ist blind und der Feind listig. Da nun Ormanno zu Stunden, welche mit dem Anstand nicht vereinbar waren, im Hause aus- und einging, wurde es oftmals Messer Galeotto gesagt, er glaubte es aber nicht. Als nun durch Führung der göttlichen Allmacht Pabst Urban der sechste von dem ganzen Collegium der Cardinäle in Rom zum Nachfolger des verstorbenen Papstes Gregor's des elften bestellt und im Namen des ganzen Collegiums der italiänischen und auswärtigen Cardinäle allen Herren und Gemeinden der Christenheit verkündet worden war, was maßen sie Urban den sechsten zum Papst erwählt haben, wollte besagter Messer Galeotto als frommergebener Sohn der heiligen Kirche hingehen, um den neuerwählten Papst zu besuchen. Ehe er sich nun auf den Weg machte, schickte er nach Ormanno und sagte zu ihm: Man hat mir gesagt, du stehest im Hause meiner Nichte Gostanza auf vertrautem Fuße; ich glaube es aber nicht; nichtsdestoweniger bitte ich dich indeß, dich so aufzuführen, daß mir nichts der Art mehr zu Ohren komme.

Ormanno sagte: Mein Gebieter, ihr werdet finden, daß dies nicht wahr ist. Wer es euch gesagt hat, ist jemand, der mir übel will und mir in eurer Gunst zu schaden sucht. Aber ich bin bereit, ihm Mann gegen Mann gegenüber zu treten.

So entſchuldigte er ſich angelegentlich. Meſſer Galeotto antwortete ihm und ſprach: Ormanno, du biſt ein geſcheidter Mann und haſt mich verſtanden. Mehr ſage ich nicht, als daß ich dir die Obhut über Arimino übertrage, und über alles, was ich habe; du biſt Anführer der Truppen, bis ich vom römiſchen Hofe zurückkomme. Sieh zu, daß ich mich bei meiner Rückkehr nicht über dich zu beklagen habe.

Ormanno ſagte: Mein Gebieter, es ſoll geſchehen.

Meſſer Galeotto machte ſich auf zum Beſuche des Papſtes und ſetzte, wie geſagt, Ormanno zum Haupt der Wache ein. Ormanno aber war nicht vorſichtig genug in Verfolgung ſeiner Liebſchaft und ging fortan in beſagtes Haus ohne Rückſicht und Achtung gegen ſeinen Herrn. Ja, er hängte vielmehr noch heftiger ſeiner zügelloſen Liebe nach, in der er gefangen war, und die Frau hatte ihn mit einem ſilbernen Gürtel beſchenkt. Nun begab es ſich, daß dem Meſſer Galeotto bei ſeiner Rückkehr geſagt wurde, wie dieſer Ormanno nicht ablaſſe, in Madonna Goſtanza's Haus zu kommen und die meiſten Leute in Arimino dieſe Geſchichte wiſſen. Darum ließ Meſſer Galeotto die Sache beobachten und trug der Wache heimlich auf, zu lauern, ob es wahr ſei. Ormanno, der hiervon nichts gehört hatte, wurde denn geſehen, wie er bei Nacht in das Haus der Frau ſchlich, und alsbald wurde Meſſer Galeotto benachrichtigt, welcher ſogleich das Haus von einigen Kriegsknechten umſtellen ließ, die er zur Wache bei ſich hatte. Er gab ihnen den Befehl, bei Todesſtrafe den Ormanno nicht herauszulaſſen. Als dieſe zur Ausführung ſchritten, ſandte er zu einigen Bürgern und berieth ſich mit ihnen über die Sache; der eine gab dieſen Rath, der andere einen andern. Als es nun nahe am Tage war und Ormanno aus dem Hauſe wollte, ſah und hörte er die Kriegsknechte, welche um das Haus herſtanden. Er kehrte daher zu der Frau zurück und ſagte ihr, wie die Sache ſtehe. Die Frau ſtand auf,

trat ans Fenſter und ſagte: Was ſoll das heißen? Was ſind das für Wachen und Neuerungen? Schämt ihr euch nicht, mir Wachen vor die Thüre zu ſtellen?

Dieſe Worte waren der Grund zu ihrem Tode. Wäre ſie nicht ans Fenſter gekommen, ſo wäre ſie für diesmal nicht geſtorben. Denn Meſſer Galeotto hatte für das Innere des Hauſes bereits für die Ehre der Frau geſorgt, indem er eine ihrer Kammerfrauen mit der Sache beauftragte. Als ihm nun aber geſagt wurde, ſie ſei an das Fenſter gekommen und habe jene Worte geſprochen, entſchloß er ſich als ein verſtändiger, wackerer Mann, und rief einen Fähndrich des Fußvolkes und ſagte: Geh in das Haus meiner Nichte! du findeſt Ormanno und die Goſtanza: hau ſie mir beide alsbald in Stücke!

Der Fähndrich, Namens Santolino von Faenza, antwortete: Mein Gebieter, ihm will ich das wol anthun, aber nicht ihr. Vergebt mir, ich will meine Hand rein halten vom Blute der Malateſti.

Meſſer Galeotto ſagte: Geh und thu es ihm!

Da ging er alsbald hinweg. Meſſer Galeotto aber rief ſodann einen andern Fähndrich und ſagte zu ihm: Geh hin und hau mir die Goſtanza, meine Nichte, in Stücke!

Dieſer antwortete: Herr, es ſoll geſchehen.

Und er ging nach Madonna Goſtanza's Hauſe. Als nun Santolino an der Kammerthüre pochte, fragte Madonna Goſtanza: Was willſt du?

Santolino antwortete: Madonna, macht auf! Ich habe euch etwas auszurichten von dem Herrn.

Die Frau ließ ihm aufmachen.

Madonna, fragte Santolino, wo iſt Ormanno?

Welcher Ormanno? erwiderte die Frau.

Ohne viel Umſtände, verſetzte Santolino, der Herr weiß, daß er hier iſt, und ſchickt mich zu ihm, daß ich ihm etwas ausrichte. Darum haltet mich und euch nicht auf! Es könnte ſonſt ſchlimmer kommen.

Die Frau ſagte: Du weiſt wohl, daß hier kein Mann zu ſein pflegt.

Santolino aber ſagte wieder: Wenn ihr mir ihn nicht zeiget, wird es euch reuen.

Als die Frau ihn ſo ſprechen hörte, ſagte ſie: Dort iſt er.

Santolino ging zu ihm und ſagte: Ormanno, ich habe bei dir etwas auszurichten von dem Herrn.

Ormanno ſprach: Sag an!

Santolino fuhr fort: Laß uns an einen verborgenen Ort gehen, ich will nicht von andern gehört werden.

Da traten ſie in ein Kämmerchen und Santolino ſprach zu ihm: Ormanno, du mußt ſterben; es iſt nicht mehr zu ändern.

Ormanno erſchrak heftig und ſprach ſodann: Gibt es kein Mittel, mich vom Tode zu retten?

Santolino antwortete: Nein, es iſt alles feſt beſchloſſen.

Da kniete Ormanno nieder vor Santolino, hob die Hände gen Himmel, bückte ſich dann, nahm Staub vom Boden auf und ſteckte ihn in den Mund; darauf drückte er die Hände vor die Augen, um ſeinen Tod nicht zu ſehen, und neigte den Kopf zur Erde. Santolino ſchwang ſodann das Schwert und gleich darauf lag jener todt zu ſeinen Füßen. — Der andere Fähndrich, welcher hingegangen war, um der Frau das Gleiche zu thun, kam in die Kammer und ſagte: Madonna, ich habe euch etwas auszurichten von dem Herrn.

Ganz erſchrocken ſagte die Frau: Sag an, was du haſt!

Er ſprach: Laßt alle eure Kammerfrauen hier abtreten!

Die Frau ſchickte ſie aus dem Zimmer; er trat an die Thüre, verſchloß ſie, riß ſein Schwert heraus und ſagte: Madonna, ihr müßt ſterben.

Die Frau ſtieß einen heftigen Schrei aus und wollte fliehen.

Madonna, ſagte er, flieht nicht! Es würde euch nichts helfen. Denn der Herr hat nun einmal euren Tod beſchloſſen, und ſo kann euch kein Gott retten.

Die Frau ſagte: Wie? Will der Herr zum Mörder werden an ſeinem eigenen Fleiſch?

Der Kriegsmann antwortete: Wohlan, macht euch fertig!

Und du, fuhr die Frau fort, haſt du den Muth, deine Hände mit dem Blute von Meſſer Malateſta Unghero meinem Vater zu beflecken?

Er antwortete aber: Ich muß thun, was mir befohlen iſt; und darum verzeiht mir, denn ich thue es ungern.

Iſt denn kein Mittel, fragte die Frau, mich vom Tode zu erretten?

Er antwortete: Nein.

Da kniete ſie nieder vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und ſprach folgende Worte: Wenn mein erlauchter und mannhafter Vater noch lebte, würde ich nicht ſo im Finſtern ſchmählichen Todes ſterben, darum befehle ich in deine Arme, holdſeligſte Jungfrau Maria, meinen Geiſt und meine Seele und die Seele des wackern Mannes, der um meinetwillen leiden und ſterben muß, und bitte dich überdies, Mutter der Gnaden, daß du mich in dieſem finſtern ſchmählichen Tode ſtark und kräftig macheſt, ihn geduldig zu ertragen, auf daß meine Seele, wie einer Märtyrerin, gelangen möge zur Herrlichkeit deines allerheiligſten Sohnes Jeſu Chriſti. Fürwahr, ich habe in dieſer Welt gelebt, ohne wie meines Gleichen mich zu begnügen.

Dann wandte ſie ſich zu dem, der das bloße Schwert über ihrem Haupte ſchwang und ſagte: Da mich meine Eitelkeit nun ſo weit gebracht hat, bitte ich dich, wenigſtens nicht ſo ſehr zu eilen, und ſo viel Mitleid mit mir zu haben, daß ich noch zehnmal die Jungfrau Maria grüßen darf.

Es erbarmte den Mann und er ſprach: Betet denn, aber beeilt euch!

Sie begrüßte nun die Jungfrau Maria mit vielen Thränen, ſchaute aber dabei ganz beſtürzt fortwährend auf die Hand, welche das Schwert hielt. Nachdem ſie ein wenig gebetet hatte, ſagte er: Seid ihr nun fertig?

Die Frau antwortete: Noch nicht.

Der Kriegsmann ſagte: Wie? In dieſer Zeit wäre ich mehr als zwanzigmal fertig geworden.

Darauf ſprach die Frau: Unglückliche Goſtanza, wohin haſt du es gebracht! O blinde Liebe, warum haſt du mich betrogen und ſchickſt mich nun von hinnen in ſo ſchlimmem Rufe? Wäre ich doch vor der Geburt geſtorben!

Da kam es ihm vor, als zaudere ſie doch allzulange; er ſprach: Sagt: Ave Maria!

Da ſprach ſie andächtig: Ave Maria, Ave Maria, Ave Maria!

Da ſchwang er das Schwert, und erſchlug ſie. Mit einem Streiche traf er ſie und ſie ſank todt ihm zu Füßen. — Der Herr ließ die beiden unglücklichen Leichname in einen Sack ſtecken und ins Meer werfen. Sodann ließ er ausſchreiben, wer an Ormanno eine Forderung zu machen habe, ſolle zur Bezahlung kommen. Er ließ auch jedermann befriedigen, dem er etwas ſchuldig geweſen war, hob dann die ganze Schaar auf und ſchickte ſie weg. Über dieſes Verfahren erntete Meſſer Galeotto von einigen Lob, von andern aber Tadel.

32. Von den Guelfen und Ghibellinen.

(8, 1.)

In Deutschland waren zwei sehr vertraute Freunde, beide edel und reich, einander auf eine Meile benachbart, und der eine hieß Guelfo, der andere Ghibellino. Als sie eines Tages von der Jagd heimkehrten, geriethen sie in Streit über eine Hündin, und während sie zuvor Freunde und Genossen waren, wurden sie nunmehr Feinde und ließen nicht ab, einander zu befehden; ja, sie kamen so sehr in Zwietracht, daß jeder für sich Einladungen und Gastgebote an ihre Freunde ergehen ließ, um sich zu bekriegen. Das Ärgerniß wuchs so sehr, daß alle Herren und Barone von Deutschland über diese Angelegenheit sich in zwei Parteien trennten, indem es der eine mit Guelfo, der andere mit Ghibellino hielt, was denn alljährlich auf beiden Seiten manchem Manne das Leben kostete. Als nun Ghibellino sich von Guelfo beschimpft sah und meinte, dieser habe mehr Macht als er, empfahl er sich dem Kaiser Friederich dem ersten, welcher dazumal regierte. Da aber Guelfo bemerkte, daß Ghibellino sich unter den kaiserlichen Schutz gestellt hatte, lehnte er seine Sache an Papst Honorius den zweiten, welcher in Zwietracht mit dem Kaiser lebte, empfahl sich ihm und that ihm die ganze Angelegenheit kund. Sobald der Papst vernahm, daß der Kaiser die Partei der Ghibellinen ergriffen habe, nahm er seinerseits sich der Partei der Guelfen an. Daher kam es, daß der päpstliche Stuhl guelfisch, das Kaiserthum ghibellinisch wurde. Im Jahre des Heils ein Tausend zweihundert und funfzehn nun verbreitete sich dieser Same der Zwietracht auch über Italien und zwar auf folgende Weise. Podesta von Florenz war Guido Orlandi, und Podesta von Florenz zu sein war ein großes und schönes Amt; da war nun im Hause der

Buondelmonti ein Ritter Namens Meſſer Buondelmonte, ein ſchöner reicher und mannhafter Herr. Beſagter Meſſer Buondelmonte gelobte einem Mädchen aus dem Hauſe der Amidei eidlich die Ehe, gab ihr die Hand und verſprach ſich mit ihr in aller bei ſolchem Anlaß herkömmlichen Feierlichkeit. Als nun Meſſer Buondelmonte eines Tages am Hauſe der Donati vorüberging, ſah ihn eine Frau, welche Madonna Lapaccia hieß, rief ihn zu ſich und ſagte: Meſſere, ich wundere mich ſehr über euch, wie ihr euch herablaſſen mochtet, eine Frau zu nehmen, die nicht werth wäre, euch die Schuhriemen aufzulöſen. Ich hatte euch eine meiner Töchter aufbehalten; ich wünſche doch, daß ihr ſie ſehet.

Sogleich rief ſie dieſe Tochter, welche die Ciulla*) hieß, ein ſchönes liebenswürdiges Mädchen, wie nur irgend eine in Florenz, und zeigte ſie Meſſer Buondelmonte mit den Worten: Dieſe habe ich für euch aufbehalten.

Als Meſſer Buondelmonte das ſchöne Kind ſah, verliebte er ſich in ſie und ſagte: Madonna, ich bin bereit, zu thun, was ihr begehrt.

Und ehe er wegging, nahm er ſie zur Frau und gab ihr den Ring.

Sobald die Amidei erfuhren, daß Meſſer Buondelmonte eine andere zur Frau genommen und von der ihrigen nichts mehr wolle, traten ſie zuſammen und beriethen ſich mit andern Freunden und Verwandten ſich zu rächen über dem, was ihnen Meſſer Buondelmonte angethan hatte. Bei dieſem Rathe war auch Lambertuccio Amidei, Schiatta Ruberti, Mosca Lamberti und viele andere. Die einen riethen, ihm Prügel zu geben, die andern einen Schlag ins Geſicht, der dies, der andere jenes. Da ſtand Mosca Lamberti auf und ſagte: Was lebt, hat einen Kopf.

*) Eigentlich Töchterchen.

Damit wollte er andeuten, daß ein Todter keinen Krieg mehr führt. So wurde denn beschlossen, ihn umzubringen, und das geschah auch. Als nämlich Messer Buondelmonte eines Ostermorgens aus dem Hause Bardi über dem Arno vom Essen zurückkehrte, auf seinem ganz weißen Schimmel reitend und mit einem weißen Rock angethan, er ritt gerade unten an der alten Brücke, dort wo die Marsbildsäule stand, welche die Florentiner zur heidnischen Zeit anbeteten, und wo jetzt die Fische verkauft werden, da fiel eine Schaar über ihn her, rissen ihn vom Pferde und brachten ihn um. Da entstand ein großer Lärm in ganz Florenz über den Tod dieses Herrn Buondelmonte. Um dieses Mordes willen theilten sich die edeln Häuser und Familien von Florenz; die einen hielten's mit den Buondelmonti, welche sich zu Häuptern der guelfischen Partei machten, die andern aber mit den Amidei, welche sich an die Spitze der ghibellinischen Partei stellten. Auf der guelfischen Seite standen die Buondelmonti, Nerli, Jacopi, Dati, Rossi, Bardi, Frescobaldi, Mozzi, Pulci, Gherardini, Foraboschi, Bagnesi, Guidalotti, Sacchetti, Manieri, die von Quona, die Luccardesi, Chiaramontieri, Cavalcanti, Compiombesi, Giandonati, Scali, Gianfigliazzi, Importuni, Bostichi, Tornaquinci, Vecchietti, Tosinghi, Arigucci, Agli, Adimari, Bisdomini, Tedaldi, Cerchi, Donati, Arighi und die della Bella. Alle diese Familien nebst anderen nicht adeligen wurden über dem Tode Messer Buondelmonte's guelfisch. Ghibellinisch aber wurden folgende: die Uberti, Amidei, und die Häupter waren die Grafen von Gangalandi, die Ubriachi, Mannelli, Fifanti, Infangati, Malespini, die von Bolognana, Scolari, Guidi, Galli, Capiardi, Lamberti, Soldanieri, Cipriani, Toschi, Amieri, Palermini, Migliorelli, Pigli, wiewol diese zum Theil hernach guelfisch wurden, die Barucci, Catani und Catani von Castiglione, Agolanti, Brunelleschi, die indeß später zu den Guelfen übergingen, die Caponsacchi, Elisei, Abati, Tedaldini,

Giuochi, Galigai. Alle dieſe wurden ghibelliniſch aus Anlaß der Ermordung Meſſer Buondelmonte's; und ſo theilten und trennten ſich alle Herren und Völkerſchaften Italiens, nahmen dieſen böſen Samen in ſich auf und alle Guelfen hielten zur heiligen Kirche, die Ghibellinen aber zum Kaiſer. — So begann alſo mit einem Handel über eine Hündin die guelfiſche und ghibelliniſche Parteiung in Deutſchland, die dann auch in Italien über einem Weibe ausbrach, wie zuvor geſagt iſt.

---

33. Männerliſt.

(9, 1.)

In der hochedeln Stadt Venedig lebte einſt ein Doge, der ein hochherziger, weiſer und reicher Mann war, und vorſichtig und klug in allen Stücken, mit Namen Meſſer Valeriano von Meſſer Vannozzo Accettani. An der Hauptkirche zu Sanct Marcus in Venedig war ein Glockenthurm, der ſchönſte und reichſte, den es geben konnte und der Hauptſtolz Venedigs zu jener Zeit. Dieſer Thurm war nun über auf dem Punkte einzuſtürzen wegen einiger Fehler in der Grundlage. Deshalb ließ der Herr Doge in ganz Italien umher nachforſchen und ausſchreiben: wer es übernehmen wolle, beſagten Thurm auszubeſſern, möge zu ihm kommen, er ſolle Geld bekommen, ſo viel er zu fordern und zu verlangen Luſt habe. Da entſchloß ſich ein wackerer florentiniſcher Meiſter Namens Bindo, welcher zu Florenz wohnte und vernahm, wie es mit dem Thurme ſtehe, das Unternehmen zu wagen, brach alſo mit ſeinem Sohne und ſeiner Frau von Florenz auf und ging nach Venedig. Als er den Thurm ſah, nahm er ſich vor, ihn auszubeſſern, ging zum Herzog und ſprach: Gnädiger Herr, ich komme hierher, um eurem Thurme zu helfen.

Darüber erwies ihm der Doge große Ehre und sagte unter vielem Andern: Lieber Meister, ich bitte euch, beginnt nur eure Arbeit so bald als möglich! Ich will auch zusehen.

Der Meister sagte: Gnädiger Herr, das soll geschehen!

Und sogleich ordnete er die Arbeit an und durch großen Fleiß richtete er in kurzer Zeit den Thurm dergestalt wieder her, daß er schöner war als zuvor. Das machte nun dem Herzog große Freude und man gab dem Meister das Geld, das er verlangte, er machte ihn zum Bürger von Venedig und verlieh ihm ein reiches Einkommen. Ferner sagte er zu ihm: Nun sollt ihr mir einen Palast bauen, welcher eine Kammer enthalte, in die der ganze Schatz und alles Vermögen der Gemeine von Venedig niedergelegt werden kann.

Der Baumeister traf sogleich alle Anstalten, um den besagten Palast zu errichten und machte darein eine Kammer, die schöner und besser gelegen war, als alle andern, in welche der besagte Schatz kommen sollte. Dabei brachte er sehr listig und kunstreich einen Stein an, welcher heraus- und hineinging, in der Absicht, in die Kammer nach seinem Gefallen einzudringen; von diesem Eingang aber wußte kein Mensch, als er. Als nun der Palast fertig war, ließ der Herzog alles kostbare Geräth, damastene Stoffe mit Gold durchwirkt, Tapeten, Bankteppiche, Mäntel und anderes Zeug und Gold und Silber in Menge in die Kammer bringen. Man nannte dies nun die Turpea des Dogen und der Gemeine von Venedig; sie war mit fünf Schlüsseln verschlossen, deren vier die vier ersten Bürger Venedigs hatten, die dazu beauftragt waren und welche die Kämmerlinge des Schatzes von Venedig hießen; den fünften Schlüssel aber hatte der Doge. So konnte also die Schatzkammer nicht geöffnet werden und es mußten alle fünf dazu zusammenkommen, welche die Schlüssel in Händen hatten.

Als nun dieſer Bindo mit ſeiner Familie in Venedig lebte und bürgerlich geworden war, fing er an, Aufwand zu machen und wie ein reicher Mann zu leben; und ſein Sohn Ricciardo gab ſich ungeordneter Verſchwendung hin, ſodaß es ihnen in Kurzem an Mitteln für ihren übermäßigen Aufwand fehlte. Da rief der Vater einſt bei Nacht ſeinem Sohne, nahm eine kleine Leiter und ein geeignetes Hebeiſen, und ein wenig Mörtel mit und ſo gingen ſie an das Loch, welches der Baumeiſter ſo kunſtvoll in der Kammer angebracht hatte. Er legte die Leiter an, hob den Stein heraus, ſchlüpfte in die Kammer und zog einen ſchönen goldenen Becher hervor, der in einem Schranke ſtand, ging dann heraus und ſetzte den Stein wieder an ſeine gehörige Stelle. Zu Hauſe angelangt zerſchlugen ſie den Becher und ſchickten ihn ſtückweiſe zum Verkauf in einige lombardiſche Städte. Auf dieſe Weiſe führten ſie das ungeordnete Leben fort, das ſie angefangen hatten. — Nun begab es ſich, daß ein Cardinal nach Venedig zu dem Herzog kam, dem man beſondere Ehre erzeigen wollte, und ſo mußte man die Kammer öffnen, wegen des darin befindlichen Geräthes, Silberzeugs, Tapeten und anderer Dinge. Als man ſie nun aufmachte und die beſagten Gegenſtände herausnahm, vermißte man den Becher. Darüber entſtand nun unter den Verwaltern der größte Lärm, ſie gingen zu dem Dogen und ſagten ihm, daß man den Becher nicht mehr ſehe. Der Doge verwunderte ſich und ſagte: Das müßt ihr untereinander ausmachen.

Und nach langem Hin- und Herreden befahl er ihnen, von der Sache nichts zu ſagen, noch etwas deshalb vorzunehmen, bis der erwartete Cardinal wieder abgereiſt ſei. Und ſo geſchah's auch. Der Cardinal kam und es wurde ihm große Ehre erwieſen; als er aber fort war, ſandte der Doge nach den vier Kämmerlingen und verlangte nun zu wiſſen, wo der Becher hingekommen ſei. Er befahl ihnen, nicht eher aus dem Palaſte zu gehen, bis

der Becher wiedergefunden sei, und sprach: Ihr habt es allein zu verantworten.

Die vier Männer traten zusammen und besannen sich, wußten sich aber auf keine Weise zu erklären, wie der Becher weggekommen sei.

Überlegen wir, sagte einer von ihnen, ob man in die Kammer auch auf anderm Wege gelangen kann, als durch die Thüre.

Sie schauten umher, erblickten aber nirgends eine Öffnung. Sie wollten listiger zu Werke gehen und ließen die Kammer mit dürrem Stroh füllen, zündeten es an und verschlossen Thüre und Fenster, damit der Rauch nicht hinauskönne. Als nun das Stroh brannte, entstand ein so gewaltiger Rauch, daß er durchschwitzte und sich Bahn machte durch jene Öffnung. So merkten sie denn, von welcher Seite der Schaden kam, gingen zum Dogen und sagten ihm, wie die Sache stehe.

Haltet es ganz im Stillen, sagte der Herzog; dann können wir den Dieb über der That ertappen.

Dann ließ er einen Kessel mit Pech in der Kammer unter dem Loche aufstellen und darunter Tag und Nacht ein Feuer unterhalten, sodaß das Pech beständig sott. Als nun das aus dem Becher erlöste Geld zu Ende war, gingen der Meister und der Sohn eines Nachts wieder an die Öffnung, nahmen den Stein heraus und der Meister stieg hinein und fiel in den immer siedenden Pechkessel. Als er nun bis zum Gürtel im Kessel stand und nicht mehr loskommen konnte, hielt er seinen Tod für gewiß. Er faßte daher schnell seinen Entschluß, rief seinen Sohn und sprach: Mein Sohn, ich bin des Todes; darum schneid mir den Kopf ab, damit der Betrug nicht entdeckt werde und nimm den Kopf mit dir und verscharre ihn an einem Orte, wo er nicht gefunden wird! Tröste deine Mutter und suche auf eine vorsichtige Weise davonzukommen! Und wenn dich jemand nach mir fragt, so sage, ich sei nach Florenz gegangen in Geschäften.

Der Sohn fing an zu weinen und jämmerlich zu klagen, ſchlug die Hände zuſammen und rief: Wehe, mein Vater!

Der Vater aber ſagte: Mein Sohn, es iſt beſſer, es ſtirbt einer, als zwei, und darum thu, was ich dir ſage, und eile!

Da ſchnitt der Sohn dem Vater den Kopf ab und trug ihn hinweg, der Rumpf aber blieb im Keſſel und ſott in dem Peche dermaßen, daß er ganz abfiel. Der Sohn kehrte nach Hauſe und beerdigte den Kopf des Vaters, ſo gut er wußte und konnte, und dann ſagte er es der Mutter. Als ſie nun eine große Wehklage erheben wollte, ſchlug der Sohn die Arme übereinander und ſagte: Wenn ihr Lärm macht, ſind wir in Gefahr, ums Leben zu kommen; darum, liebe Mutter, ſeid beſonnen!

Damit brachte er ſie zur Ruhe. — Am folgenden Morgen wurde der Leichnam gefunden und zum Dogen gebracht, welcher ſich über dieſe Sache außerordentlich verwunderte; und da er ſich nicht denken konnte, wer es ſei, ſprach er: Weil hier offenbar zwei im Spiele ſind, wollen wir, nachdem wir den einen gepackt haben, nun auch den andern packen.

Einer der vier Verwalter ſprach: Ich habe die Art und Weiſe gefunden, nämlich folgende. Es iſt nicht möglich, daß er nicht Weib oder Kinder oder ſonſtige Verwandte im Lande habe; laſſen wir nun den Körper durch die ganze Stadt ſchleppen und ſchicken Wachen mit, daß ſie beobachten, ob jemand weint oder jammert; und wenn es ſich findet, ſoll man dieſen verhaften und verhören. Auf dieſe Weiſe werden wir wol den Mitſchuldigen finden.

So wurde es beſchloſſen und ſie ließen den Körper in der ganzen Stadt umherſchleifen und Wachen hinterdrein. Als ſie nun an ſein Haus kamen, trat die Frau ans Fenſter, und als ſie den Leichnam ihres Gatten ſo

mißhandeln sah, stieß sie einen heftigen Schrei aus. Da sagte der Sohn: Wehe, meine Mutter, was macht ihr?

Er war aber schnell besonnen, ergriff ein Messer, schnitt sich in die Hand und brachte sich eine große Wunde bei. So wie die Wachen das Geschrei vernahmen, das die Frau ausschlug, liefen sie in das Haus und fragten die Frau, was sie habe.

Der Sohn antwortete: Ich habe mit diesem Messer geschnitten und mich in der Hand verletzt. Deswegen hat meine Mutter einen Schrei ausgestoßen, in Besorgniß, ich habe mir mehr wehe gethan, als in der That der Fall ist. Als die Wachen die Hand bluten sahen und die Wunde und was sich begeben hatte, glaubten sie es ihm und zogen im ganzen Bezirk umher, ohne jemand zu finden, der sich auch nur erzürnt gezeigt hätte. Sie kehrten also unverrichteter Dinge zum Dogen zurück und faßten nun den Entschluß, den Leichnam auf dem Markte aufzuhängen und gleichfalls im Verborgenen Wachen dazuzustellen, um Tag und Nacht zuzusehen, ob jemand komme, um den Todten zu bejammern oder zu beweinen. Es verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, der Leichnam sei auf dem Platze aufgehängt, und viel Volks ging hin, darnach zu sehen. Als nun die Frau sagen hörte, daß ihr Mann auf dem Platze aufgehangen sei, sagte sie oftmals zu ihrem Sohne, es sei dies für sie die größte Schmach, ihren Vater auf diese Weise aufgehängt zu sehen. Der Sohn antwortete: Liebe Mutter, seid um Gottes willen ruhig! Das Vorschreiten mit dem Leichname geschieht einzig und allein, um mich zu erwischen. Habt nur eine Weile Geduld! Dieses Mißgeschick wird auch vorübergehen.

Die Mutter aber konnte es nicht aushalten und sagte mehrmals: Wäre ich ein Mann, wie ich ein Weib bin, so müßte ich ihn nicht jetzt erst abnehmen; und wenn du ihn nicht wegnimmst, so gehe ich einmal bei Nacht selbst hin.

Als der Jüngling den feſten Entſchluß ſeiner Mutter ſah, beſann er ſich, wie er den Leichnam losmachen könne. Er kaufte alſo zwölf ſchwarze Mönchskutten, ging eines Abends in den Hafen, nahm zwölf Laſtträger mit und führte ſie durch eine Hinterthüre ſeines Hauſes in eine kleine Stube, wo er ihnen zu eſſen und zu trinken gab, ſo viel ſie Luſt hatten. Und als er ſie in gehörige Weinlaune verſetzt hatte, zog er ihnen die Mäntel an mit Larven vor dem Geſicht und gab jedem eine brennende Fackel in die Hand, wodurch ſie ein Ausſehen bekamen, wie Teufel aus der Hölle, ſo ſehr waren ſie durch dieſe Masken entſtellt. Er ſelbſt ſtieg auf ein Pferd*), ganz in Schwarz gehüllt, und die Pferdedecke war voll Haken und an jedem Haken war eine brennende Kerze befeſtigt; vor das Geſicht hatte er eine abenteuerliche Maske befeſtigt; ſo ſtellte er ſich an ihre Spitze und ſagte zu ihnen: Thut, was ihr mich werdet thun ſehen.

So begaben ſie ſich nach dem Platze, auf welchem der Leichnam aufgehangen war, und rannten auf dem Platze hin und her; es war Mitternacht vorüber und die tiefſte Finſterniß. Als nun die Wachen dieſe ſeltſame Erſcheinung ſahen, fürchteten ſie ſich und meinten, es ſeien böſe Geſpenſter aus der Hölle und der auf dem Pferde mit der gräulichen Geſtalt ſei der alte Lucifer ſelber. Als ſie ihn daher auf den Galgen zukommen ſahen, liefen ſie in großer Angſt davon. Er nahm den Leichnam, legte ihn über den Sattelbogen und jagte der Geſellſchaft voraus ſeinem Hauſe zu. Dort gab er ihnen Geld, zog ihnen die Kutten aus und ſchickte ſie weg, verſcharrte auch den Leichnam, ſo heimlich er konnte. Am Morgen wurde dem Herzog berichtet, der Leichnam

*) In Venedig? Das Mährchen hat offenbar vielfach durch die Abſtreifung des urſprünglichen ägyptiſchen Coſtüms verloren. Vgl. über die Quelle und ſonſtigen Bearbeitungen meinen roman des sept sages. S. CXCIII. Dübeler's Dieclelian S. 55 der Einleitung.

ſei abgenommen. Der Doge ſandte nach den Wachen und wollte wiſſen, wo der Leichnam hingekommen ſei.

Gnädiger Herr, ſagten die Wächter, ich verſichere euch, heute Nacht, es war Mitternacht vorüber, da kam eine große Schaar von Teufeln und unter ihnen ſahen wir deutlich den alten Lucifer, der wahrſcheinlich dieſen Leichnam gefreſſen hat. Wir ſind deshalb geflohen, als wir eine ſolche Heeresmacht dem Körper zu Liebe ankommen ſahen.

Der Doge ſah klar, daß hier eine Bosheit dahinterſtecke, und wurde nur um ſo begieriger zu erfahren und zu erkunden, wer es ſei. Er hielt daher einen geheimen Rath, worin beſchloſſen wurde, es dürfe zwanzig Tage in Venedig kein friſches Fleiſch verkauft werden. Es geſchah und jedermann wunderte ſich über dieſe Beſtimmung. Dann ließ er ein ſehr ſchönes Milchkalb ſchlachten und aushauen zu einem Gulden das Pfund und ſagte zu dem Verkäufer, er ſolle Acht haben auf alle, die davon nehmen, denn er dachte bei ſich ſo: Gemeiniglich ſind die Diebe gelüſtig; ſo wird ſich denn auch dieſer nicht enthalten können zu holen und die Ausgabe von einem Gulden für das Pfund nicht anſchlagen.

Er ließ alſo bekannt machen, wer Fleiſch wolle, ſolle auf den großen Platz kommen. Alle Kaufleute und Edelleute kamen um des Milchkalbs willen; da man aber hörte, daß er einen Gulden für das Pfund begehre, nahm niemand davon. Die Sage verbreitete ſich durch die Stadt und kam auch der Mutter des Jünglings, welcher Ricciardo hieß, zu Ohren. Da ſprach ſie zu ihrem Sohne: Es gelüſtet mich nach einem Stückchen von dieſem Kalbfleiſch.

Ricciardo antwortete: Liebe Mutter, eilt nicht ſo, laßt erſt andere den Anfang machen! Dann will ich euren Wunſch erfüllen und euch davon verſchaffen. Aber ich möchte nicht der erſte ſein, der davon nimmt.

Die Mutter indeß, die eine unbeſonnene Frau war,

beunruhigte ihn fortwährend mit ihren Wünschen, und aus Besorgniß, sie möchte am Ende einen andern hinschicken und kaufen lassen, bestellte der Sohn eine Torte und verschaffte sich eine Flasche mit Opium gemischten Wein, um einzuschläfern; nun nahm er einige Brode, die Torte und den Wein, und als es Nacht war, machte er sich einen Bart und eine Kapuze und ging an den Ort, wo das Kalbfleisch verkauft wurde. Noch war das Kalb ganz unangegriffen, und als er gepocht hatte, sagte einer der Wächter: Wer bist du?

Ricciardo entgegnete: Könnt ihr mir wol sagen, wo ein gewisser Glück wohnt?

Einer von ihnen fragte weiter: Was für ein Glück?

Ricciardo antwortete: Seinen Geschlechtsnamen weiß ich nicht; Gott verdamm mich, daß ich mit ihm zu thun haben soll.

Wer schickt dich denn? sagte einer von jenen.

Seine Frau, versetzte Ricciardo; sie gab mir die Sachen da, um sie ihm zu überbringen, daß er zu Nacht speise. Aber thut mir doch den Gefallen und hebt mir die Sachen auf, bis ich nach Hause gehe und besser erfahre, wo er ist. Ihr dürft euch nicht wundern, daß ich es nicht weiß; ich bin erst seit kurzem hier.

Da ließ er ihnen die Torte, das Brod und den Wein und that, als ob er wegginge, mit den Worten: Ich komme gleich wieder.

Sie nahmen diese Sachen und einer von ihnen sagte: Schau doch, Glück ist freilich diesen Abend bei uns eingekehrt.

So setzte er die Flasche an den Mund und trank, reichte sie seinem Kameraden und sprach: Zieh! Du hast noch nie bessern getrunken.

Der Kamerad trank und während sie über den Vorfall plauderten, schliefen sie ein. — Ricciardo, der an einer Ritze der Thüre lauschte, trat, sobald er sie schlafen sah, herein, nahm das Kalb, trug es ganz nach Hause

und ſagte zu ſeiner Mutter: Nun ſchneidet euch herunter ſo viel euch gelüſtet!

Nun zerlegte er das Kalb und die Mutter kochte davon eine große Schüſſel voll. — Sobald der Doge erfuhr, daß das Kalb geſtohlen ſei, und auf welche Art man ſich bei dem Diebſtahl benommen habe, wunderte er ſich ſehr und nahm ſich feſt vor, herauszubringen, wer es ſei. Er ließ daher hundert arme Leute kommen, ſchrieb alle namentlich auf und ſprach dann zu ihnen: Geht in alle Häuſer Venedigs und thut als fordertet ihr Almoſen, gebt aber Acht, ob ihr in keinem Hauſe Fleiſch kochen oder eine große Pfanne am Feuer ſehet, und ſeid ſo zudringlich, daß ihr nicht nachlaſſet, bis man euch Fleiſch oder Brühe gebe. Wer von euch mir welches bringt, dem laſſe ich zwanzig Gulden ausbezahlen.

Als nun die hundert Taugenichtſe ſich in der Stadt umher zerſtreuten, um Almoſen zu fordern, verfiel wirklich auch einer von ihnen auf das Haus dieſes Ricciardo's, und als er hinaufkam, ſah er deutlich das Fleiſch, das jene kochten, und erbat ſich um Gottes willen ein Stückchen davon. Die Frau, welche ihre Fülle betrachtete, war unvorſichtig genug, ein Schnitzelchen abzugeben. Der Bettler dankte ihr und ſprach: Ich will Gott für euch bitten.

So eilte er die Treppe hinunter. Ricciardo aber begegnete dem Armen auf der Treppe und als er ſah, daß er von dem Fleiſche in der Hand hielt, ſprach er zu ihm: Komm wieder mit herauf, ich will dir mehr geben.

Der Bettler ſtieg mit ihm hinauf, Ricciardo aber führte ihn in eine Kammer, ſchlug ihn mit einem Beil auf den Kopf, und als er ihn getödtet hatte, warf er ihn in den Abtritt und ſchloß das Haus. Am Abend kamen alle die Bettler zu dem Herzoge zurück, wie ſie verſprochen hatten, und jeder von ihnen ſagte, er habe nichts finden können. Der Doge ließ ſie zählen und

ſich namentlich ausweiſen; da fand er, daß einer fehle, wunderte ſich, merkte aber gleich, woran er war, und ſagte: Der iſt gewiß umgebracht worden.

Er verſammelte den Rath und ſprach: Ich muß fürwahr wiſſen, wer das iſt.

Da ſprach einer der Räthe: Gnädiger Herr, ihr habt es verſucht mit dem Laſter der Gefräßigkeit: verſucht es auch mit dem Laſter der Wolluſt!

Der Herzog ſprach: Wer mehr weiß, thue auch mehr!

Es wurden alſo fünfundzwanzig Jünglinge der Stadt aufgeboten, die boshafteſten und liſtigſten, und die, welche der Doge am meiſten im Verdacht hatte, und einer darunter war dieſer Ricciardo. Als ſie nun im Palaſte behalten wurden, wunderten ſie ſich und einer ſagte zum andern: Warum behält uns denn der Doge hier?

Sofort ließ der Herzog in einem Saale fünfundzwanzig Betten aufſchlagen, wo dann jeder dieſer Jünglinge eines für ſich hatte. Mitten im Saale aber ließ er ein prächtiges Bette errichten, wo ſeine Tochter ſchlief, die das ſchönſte Geſchöpf von der Welt war. Und jeden Abend, ſobald die Männer ſchlafen gegangen waren, kamen ihre Kammerfrauen und brachten dieſe Tochter des Herzogs zu Bette. Der Vater aber hatte ihr eine Schale mit ſchwarzer Tinte gegeben und geſagt: Wer zu dir ans Bett kommt, dem beſtreiche das Geſicht, damit man ihn kennt.

Darüber wunderte ſich ein jeder und keiner wagte zu ihr zu gehen, denn er dachte: das iſt fürwahr eine ernſthafte Geſchichte.

Ricciardo aber gedachte bei ſich, einmals eine Nacht mit ihr zuzubringen, und als Mitternacht vorüber war und er ſein Geluſte nicht mehr bändigen konnte, ſtand er ganz leiſe auf, ging an das Bette, in welchem ſie lag, legte ſich ihr zur Seite und fing an ſie zu umarmen und zu küſſen. Das Mädchen erwachte, tippte ſogleich mit dem Finger in die Schale und beſtrich Ricciardo's

Geſicht, ohne daß er etwas merkte. Als er nun mit dem fertig war, weshalb er gekommen, und das gewünſchte Vergnügen genoſſen hatte, kehrte er in ſein Bett zurück und dachte bei ſich: Was ſoll das heißen? Was für eine Liſt ſteckt wol darunter?

Nach einer Weile däuchte ihm die Koſt ſchmackhaft, er bekam daher Luſt, zu dem Mädchen zurückzukehren, und ſo that er denn auch. Als er denn bei dieſem Engel des Paradieſes lag, kam ſie zu ſich, ſie beſtrich ihn und rieb es ihm ins Geſicht. Als Ricciardo das merkte, nahm er die Schale, die auf dem Kopfbrette der Bettlade ſtand, ging damit überall umher und beſtrich die andern, die in den Betten lagen, ganz ſanft, ſodaß keiner es merkte. Dem einen gab er zwei Striche, dem andern ſechs, dem dritten zehn und ſich ſelbſt vier weitere außer den zweien, die ihm das Kind gemacht hatte. Dann ſetzte er die Schale wieder an das Kopfende des Bettes, verſchaffte ihr unter großem Genuſſe einige Kurzweil und kehrte darauf in ſein Bett zurück. Am Morgen kamen zeitig die Kammerfrauen an das Bett des Mädchens, um ſie ankleiden zu helfen, und begleiteten ſie darauf zum Herzog, welcher ſie fragte, wie es gegangen ſei.

Gut, ſagte die Tochter, denn ich habe gethan, was ihr mir aufgetragen. Es iſt allerdings einer dreimal zu mir gekommen und jedes mal habe ich ihn beſchmiert.

Der Doge ſandte gleich nach den Männern aus, mit welchen er ſich berathen, und ſagte: Ich habe den guten Freund erwiſcht und darum habe ich zu euch geſchickt; wir wollen miteinander hingehen und nachſehen.

Sie gingen in den Saal und beſchauten bald dieſen und jenen, und da ſie alle beſchmiert ſahen, brachen ſie in das lauteſte Gelächter aus.

Fürwahr, ſagten ſie, das iſt der größte Schlaukopf, den man je gefunden hat.

Nur zu gut merkten ſie, daß einer die andern alle beſchmiert hatte. Als nun einer wie der andere von

dieſen Jünglingen ſich beſchmiert ſah, hatten ſie untereinander den größten Jubel und Spaß darüber. Der Doge vernahm ſie alleſammt, und da er nicht ausforſchen konnte, wer es geweſen ſei, entſchloß er ſich dennoch, es herauszubringen. Er verſprach alſo dem, der es geweſen ſei, ſeine Tochter mit einer reichlichen Mitgift zur Ehe, dazu volle Verzeihung, da es nur ein Mann vom größten Verſtande ſein könne. Als nun Ricciardo den Entſchluß des Herzogs ſah und vernahm, ging er insgeheim zu ihm und vertraute ihm Alles von Anfang bis zu Ende. Der Herzog umarmte ihn und vergab ihm, und unter großen Feierlichkeiten wurde ihm ſeine Tochter angetraut. Ricciardo faßte wieder Muth und wurde ein ſo hochherziger, wackerer und tüchtiger Mann, daß faſt die ganze Staatsverwaltung in ſeine Hand kam. So lebte er noch lange in Frieden und geliebt von der ganzen Bürgerſchaft Venedigs.

---

34. Spaniſch-deutſcher Krieg.

(9. 3.)

Saturnina erzählt:

Der König von Aragon hatte eine Tochter, Namens Lena, jung, ſchön, liebenswürdig, geſittet und verſtändig, wie die Natur ſie nur bilden konnte. Daher glänzte der Ruhm dieſes edeln Weſens durch das ganze Land und viele wackere Herren verlangten ſie zur Frau, der Vater aber ſchlug ſie allen ab und wollte ſie nicht hergeben. Nun hörte der Sohn des Kaiſers, Namens Arrighetto, von den Reizen der Jungfrau und verliebte ſich in dieſelbe, dachte auch an nichts weiter, als wie er ſie zur Frau erhalten könne, und machte in Kurzem einen groß-

artigen und edeln Plan. Er hatte bei ſich einen Goldſchmied, den größten Meiſter, den man finden konnte, und ließ ihn einen ſehr ſchönen Adler von Gold fertigen in der Größe, daß ein Menſch darin ſtehen konnte. Als der Adler fertig war, ſo ſchön und meiſterhaft, daß es kaum zu ſagen iſt, gab er ihn dem Meiſter, der ihn gefertigt hatte, und ſprach: Geh mit dieſem Adler nach Aragon und richte eine Bude auf von deinen Arbeiten auf dem Platz vor dem Schloſſe, worin die Tochter des Königs wohnt, bring den Adler täglich heraus auf die Bank und ſage, du wolleſt ihn verkaufen. Ich werde gleichzeitig hinkommen; thue, was ich dir ſage, und kümmere dich um ſonſt nichts.

Der Meiſter trug ſeine Arbeit weg, nahm viel Geld zu ſich und begab ſich nach Aragon, wo er eine Bude dem Palaſte gegenüber errichtete, in welchem dieſe Tochter des Königs wohnte, und fing an, an ſeinem Meiſterſtück zu arbeiten. Dann ſtellte er einige Tage der Woche den Adler aus, und zog die ganze Stadt herbei, um das Werk anzuſehen, ſo wunderbar und ſchön war es. Eines Tages kam auch die Königstochter, ſah den Adler und ließ ihrem Vater ſagen, ſie wünſche ihn als Zierat zu haben. Der Vater ließ bei dem Meiſter wegen des Kaufes anfragen; Arrighetto war indeß bereits angekommen und der Meiſter beſprach ſich mit ihm, der ſich im Verborgenen im Hauſe des Goldſchmieds aufhielt. Arrighetto ſprach zu dem Meiſter: Gib zur Antwort, du mögeſt ihn nicht verkaufen, allein wenn er ihr gefalle, wolleſt du ihr gern damit ein Geſchenk machen.

Der Goldſchmied ging zum König und ſprach: Mein Gebieter, ich möchte den Adler nicht verkaufen; aber wenn er euch gefällt, ſo nehmt ihn, ich mache euch gerne damit ein Geſchenk.

Der König ſprach: Laßt ihn heraufbringen, wir werden dann bald miteinander eins werden.

Der Meiſter antwortete: Es ſoll geſchehen.

Dann ging er zu Arrighetto zurück und ſprach zu ihm: Der König will ihn ſehen.

Da kroch Arrighetto ſogleich in den Vogel und nahm einige feine Speiſen mit, welche der Natur aufhelfen konnten, und machte den Vogel innen ſo zurecht, daß man ihn nach Bequemlichkeit öffnen und ſchließen konnte. Dann ließ er ihn vor den König bringen. Als dieſer das ſchöne Stück ſah, übergab er es ſeiner Tochter und der Meiſter ſtellte es ihr in ihrer Kammer neben das Bette des Fräuleins auf. Als er es zurecht gemacht hatte, ſagte er zu ihr: Madonna, deckt das Stück mit nichts zu! Es iſt ein Gold, wenn man es zudeckt, wird es ſchwarz und verliert ſeinen Glanz.

Ferner ſagte er zu ihr: Madonna, ich werde oft hierher kommen, um darnach zu ſehen.

Das Fräulein entgegnete offen, es ſei ihr ganz lieb. So ging der Goldſchmied zum Könige zurück und ſagte, der Vogel gefalle dem Fräulein ſehr.

Und, ſetzte er hinzu, ich will machen, daß er ihr noch mehr gefällt, denn ich arbeite an einer Krone, die der Vogel auf dem Kopfe tragen muß.

Der König machte dies große Freude, er ließ viel Geld herbringen und ſprach: Meiſter, bezahle dich ſelbſt nach deinem Gutdünken!

Gnädiger Herr, verſetzte der Meiſter, ich bin ſchon bezahlt, da ich eure Huld beſitze.

Und ſo viel auch der König redete, konnte er ihm doch kein Geld aufdrängen, ſondern ſagte: Ich bin ſchon bezahlt.

Als nun bei Nacht die beſagte Lena im Bette lag und ſchlief, ſchlüpfte der beſagte Arrighetto aus dem Vogel, ſchlich leiſe an das Bett, worin die lag, die er mehr als ſich ſelber liebte, und küßte ihr ſanft ihre weiß und rothe Wange. Das Mädchen kam zu ſich, hatte die größte Angſt und fing an zu beten: Salve regina misericordiae!

Und zitternd rief ſie einer Kammerfrau, während Arrighetto eilig in den Vogel zurückkehrte. Die Kammerfrau ſtand auf und ſagte: Was wollt ihr?

Ich habe einen geſpürt, antwortete ſie, hart neben mir, der mir das Geſicht berührte.

Die Kammerfrau durchſuchte das ganze Zimmer und ſah und hörte nichts; und da ſie nichts fand, kehrte ſie in das Bett zurück und ſprach: Sie hat ſicher geträumt.

Nach einer Weile kam Arrighetto wieder ganz ſachte an das Bett, küßte ſie ſehr zärtlich und ſprach leiſe: Liebe Seele, erſchrick nicht!

Das Fräulein erwachte und ſtieß einen heftigen Schrei aus.

Was haſt du? ſagten die Kammerfrauen, welche alle aufſtanden; es iſt nichts als ein Traum.

Arrighetto war wiederum in den Vogel zurückgegangen, ſie unterſuchten Thüre und Fenſter, fanden ſie aber verſchloſſen, und da ſie nichts ſahen, fingen ſie an, ſie laut auszuſchelten und ſprachen: Wenn du dich wieder rührſt, ſo ſagen wir es deiner Hofmeiſterin. Was ſind doch das für Thorheiten, daß du uns nicht willſt ſchlafen laſſen! Das iſt eine ſchöne Sitte, in der Nacht zu ſchreien. Sei ſo gut und verhalt dich jetzt ruhig! Mache, daß du ſchläfſt, und laß uns auch ſchlafen!

Da fürchtete ſich das Mägdlein und nach einer Weile, als es Arrighetto Zeit ſchien, kam er wieder aus ſeinem Vogel hervor, trat leiſe an das Bett und ſagte: Meine Lena, ſchrei nicht und fürchte dich nicht!

Sie fragte: Wer biſt du?

Arrighetto ſprach: Ich bin der Sohn des Kaiſers.

Sie entgegnete: Wie biſt du aber hereingekommen?

Arrighetto antwortete: Verehrungswürdige Dame, das will ich dir ſagen. Es iſt ſchon lange Zeit, daß ich mich in dich verliebte, da ich deine Schönheit rühmen hörte, und oft und viel bin ich hergekommen, um dich zu ſehen, aber ich fand kein Mittel; da ließ ich den Adler machen

und in diesem bin ich hergekommen, blos um mit dir reden zu können. Und darum bitte ich dich, daß es dir gefallen möge, Erbarmen mit mir zu haben, dieweil ich kein anderes Gut, als dich, auf dieser Welt besitze; und sieh ich habe mein Leben gewagt um deinetwillen.

Als das Mägdlein die holden Worte hörte, welche Arrighetto zu ihr sagte, wandte sie sich zu ihm, umarmte ihn und sprach: In Betracht der Gefahr, in die du dich um meinetwillen begeben hast, wäre es eine große Schändlichkeit von mir, wenn ich es dir nicht vergälte. Darum bin ich einverstanden, daß du mit mir thuest nach deinem Willen; zuvor aber möchte ich doch wissen, wie du aussiehst. Darum kehre an deinen Platz zurück und fürchte dich nicht, denn morgen will ich thun, als wünschte ich zu schlafen, und die Kammerthüre schließen. Dann bleibe ich allein und wir können einander sehen und ausführlicher miteinander reden.

Arrighetto antwortete und sprach: Madonna, und wenn ich jetzt sterben sollte, so bin ich doch froh, daß du mich zu deinem Diener angenommen hast. Doch möge es dir gefallen, mich zum Zeichen desselbigen ein einzig mal zu küssen.

Das Fräulein küßte ihn anmuthig, denn sie fühlte schon im Herzen die Flammen der brennenden Liebe. Darauf kehrte Arrighetto in den Vogel zurück. Am folgenden Tage sagte das Fräulein, sie wolle schlafen, denn sie konnte den Augenblick kaum erwarten, wo sie Arrighetto sähe. Dann schickte sie die Kammerfrauen hinaus, schloß das Gemach und trat zu dem Vogel, aus welchem alsbald Arrighetto hervorkam und sich vor ihr neigte bis auf den Boden. Als sie in ihm einen so lustigen und schönen Mann erkannte, fiel sie ihm plötzlich um den Hals und er nahm sie fest in seine Arme.

Ich bin, sprach er, der glücklichste Mensch auf der Welt, denn nun wird mir die Freude zu Theil, die ich so lange Zeit sehnlich gewünscht habe.

Sodann erzählte er ihr sein ganzes Geschlecht und wer er war, nebst so süßen und holden Worten, daß sie duftigen Veilchen glichen, vermischt mit würzigen Küssen. Ich kann die Liebe nicht aussprechen, die sie einander schenkten; und auf diese Weise blieben sie mehrere Tage und Nächte beisammen. Das Fräulein versorgte ihn unterdessen fortwährend reichlich mit himmlischen Speisen und Weinen. Auch kam der Goldschmied häufig, um nach dem Vogel zu schauen, und fragte zugleich Arrighetto, ob er nichts wolle; er antwortete aber jedesmal: Nein.

Nun sprach Arrighetto einst zu der Dame: Ich wünsche, daß wir zusammen nach Deutschland gehen in unser Haus.

Lieber Arrighetto, antwortete die Frau, ich bin zufrieden mit dem, was dir gefällt.

Arrighetto sprach: Ich will weggehen und mit einem Schiffe wieder zum Schiffe des Königs kommen, das an der Küste steht, und will mich in einer bestimmten Nacht daselbst einfinden. Dann magst du zu deinem Vater sagen, du wolleſt spazieren gehen um die Küste zu sehen; dann erwarteſt du mich in dem Schlosse; ich komme in der Nacht dahin, hole dich auf das Schiff und wir reisen hinweg.

Die Frau sprach: So sei es.

Darauf schickte sie zu dem Goldschmied und sprach: Trag diesen Vogel hinweg und mache mir die Krone darauf, sodaß ich sie bei meiner Rückkunft fertig finde.

Der Meister sprach: Wenn der Herr es will, bin ich einverstanden.

Die Frau sprach: Thue, was ich dir sage!

Und der Meister ließ den Vogel in die Bude bringen. — Als es aber Zeit war, ging Arrighetto heraus, nahm Abschied von dem Meister und ging heimlich hinweg in sein Land. Dort gab er Befehl, ein schönes Schiff auszurüsten mit einigen Galeeren, die zur Ver-

theidigung des beſagten Schiffes bewaffnet waren, machte ſich auf und kam an die Burg des Königs von Aragon, wie verabredet worden war. Inmittelſt ſagte das Fräulein zu ihrem Vater: Mein Gebieter, ich wünſchte in den Hafen zu gehen, um die Küſte zu ſehen und einige Tage in eurer Burg zu verweilen.

Der Vater war es zufrieden und ließ ihr zur Geſellſchaft viele Frauen und Fräulein beigeben, damit ſie dort mit ihr ſpazieren gingen. Das Fräulein begab ſich mit ihrem Gefolge auf die Burg und erwartete mit großer Freude Arrighetto, Gott bittend, er möge bald kommen, und ſchaute den ganzen Tag auf das Meer hinaus, ob ſie ihn nicht ſehe. In einer Nacht aber, zur bezeichneten Stunde, kam Arrighetto unter der Burg an. Die Frau ſtieg alsbald hinunter zu ihm und umarmte ihn und ohne Verzug traten ſie in das Schiff, ſpannten die Segel auf und fuhren mit Gottes Hilfe von dannen und Arrighetto brachte ſie in ſeine Heimat. Als man ſie aber am Morgen nicht mehr fand, entſtand ein großer Lärm und es wurde dem König zu wiſſen gethan, es ſeien Seeräuber gekommen an ſeine Burg und haben ſeine Tochter entführt. Der König war darüber ſchmerzlich betrübt, denn er achtete ſeine Tochter für verloren. Und da er von dem wahren Hergang nichts wußte, ſchickte er einen ſeiner Söhne aus, der ein ſehr rüſtiger junger Mann war, und ſprach zu ihm: Ich befehle dir bei Todesſtrafe, ſo wahr dir dein Leben lieb iſt, nie wieder zu mir zurückzukommen, ohne daß du erfahren haſt, wo ſie iſt und wer ſie entführt hat.

Dieſer begab ſich auf die See und folgte dem Schiffe und hörte und erfuhr, daß des Kaiſers Sohn ſie mitgenommen habe. Und ſobald er ſich deſſen verſichert hatte, kehrte er zum Vater zurück und ſagte ihm, der Sohn des Kaiſers ſei in eigener Perſon hergekommen und habe ſie geſtohlen. Da machte der König große Zurüſtungen, um hinzuziehen und ihn in Deutſchland ſelbſt zu befehden,

und bot dazu auf den König von Frankreich und den König von England und den König von Navarra und den König von Maiolica und den König von Schottland und den König von Caſtilien und den König von Portugal nebſt vielen andern Herren und Baronen des Abendlandes. Als nun der Kaiſer von den Rüſtungen hörte, welche jener machte, um ihn zu überfallen, that er ein Gleiches und lud ein und bot auf den König von Ungarn und den König von Böhmen und außerdem viele Markgrafen, Grafen und Herren von Deutſchland, ſodaß beide Theile ein großes Heer zuſammenbrachten, um miteinander zu kämpfen, in der Weiſe wie ihr ſogleich hören werdet. Nun geſchah es, als der König von Aragon ſein Heer vereinigt hatte, brach er auf und kam nach Deutſchland in das Gebiet des Kaiſers. Und als der Kaiſer von ſeiner Ankunft hörte, ging er ihm entgegen nach einer Stadt, welche Wien heißt, mit einer großen Menge Volks; und als ſie einander auf dem Schlachtfelde gegenüberſtanden, hielt der König von Aragon Rath und beſchloß, den Kaiſer zur Schlacht zu fordern, und ſo geſchah es. Er ſandte alsbald durch einen Trompeter einen ganz blutigen Handſchuh auf einem Dornbuſch ab. Arrighetto als der Oberfeldherr nahm die Schlacht bereitwillig an; und nach den getroffenen Abreden wurde der Tag feſtgeſetzt, an welchem man ſich auf dem Schlachtfeld einfinden ſollte. In der Nacht zuvor ſetzte der König von Aragon zwölf Heermeiſter ein, Männer von großer Tapferkeit und Verſtand. Die erſte Schaar beſtand aus dreitauſend guten Kriegern, alle ſchwarz gekleidet, die meiſten machte er zu Rittern mit goldenem Sporn, die hießen Ritter des Todes, und zu ihrem Hauptmann ſetzte er ſeinen Sohn, welcher Meſſer Principale hieß.

Mein Sohn, ſprach er zu ihm, heute iſt der Tag, die Ehre deiner Schweſter wieder zu gewinnen; darum bitte ich dich, wacker und rüſtig zu ſein. Mach, daß jede Faſer von Angſt heute in dir erſterbe und gib

eher zu in Stücke gehauen zu werden, als daß du wichest.

Er gab ihm eine Standarte mit goldenem Leuen in blauem Felde mit einem Schwert in der Pfote. — Die zweite Schaar hatte der Herzog von Burgund mit dreitausend Burgunden und Franzosen, alle gut beritten und gewaffnet; als Wappen trug er an jenem Tage goldene Lilien in blauem Felde. Die dritte Schaar führte der Herzog von Lancaster mit dreitausend waffengeübten tapfern Engländern, alle waren mit Panzern und Brustharnischen und glänzenden flachen Helmen versehen und alle vereinigt unter einer Fahne mit drei goldenen Leoparden in rothem Felde. Die vierte Schaar führte der König von Castilien und der König von Schottland mit viertausend Bewaffneten, alle gut zu Roß und gut gewaffnet, und sie trugen zwei große Schlachtfahnen, und auf der einen war ein weißes Schloß gemalt in rothem Felde und auf der andern ein grüner Drache in rothem Felde mit blauem Sparren in der Mitte. Die fünfte Schaar führte und lenkte der König von Maiolica und der König von Navarra nebst zweitausend guten Fechtern und sie trugen als Waffen an jenem Tage zwei Fahnen, auf der einen eine schwarze Wölfin in weißem Felde und auf der andern drei rothe Schachbrette in weißem Feld und ein rother Streif in der Mitte. Die sechste Schaar führte der Graf Novello von Sansogna mit funfzehnhundert Provenzalen und auf seiner Fahne trug er als Wappen im Banner drei rothe Rosen auf weißem Felde. Die siebente und letzte Schaar führte der mannhafte König von Aragon mit vieren seiner Enkel, fünftausend gut bewaffneten und gut gerüsteten Aragonern mit lauter großen Schlachtrossen, die ganz mit Schuppen- und Ringpanzern überzogen waren, und als Feldzeichen trug er an demselbigen Tage einen Engel mit einem Schwert in der Hand; und um diese Schaar her hatte er zweitausend Bogenschützen zu Fuß, und fortwährend waren

die zwölf Heermeiſter beſchäftigt, die Schaaren in Ordnung und Stand zu erhalten nebſt ſo vielen Trompetern und Pfeifern, daß es fürwahr wie ein Donner dröhnte. Auf ähnliche Weiſe war der Kaiſer bedacht, ſeine Schaaren zu ordnen, machte ſeinen Sohn Meſſer Arrighetto von Schwaben an jenem Morgen zum Ritter und Grafen, gab ihm ferner dreitauſend Herren und Ritter zum Gefolge, lauter hohe Edelleute und gab ihm zum Feldzeichen eine kaiſerliche Fahne, worauf ein ſchwarzer Adler in goldenem Felde gemalt war, und er trug an demſelbigen Tage das Bild eines Fräuleins auf dem Schild mit einer Palme in der Hand, und den Schild hatte ihm diejenige geſchenkt, um derenwillen dieſe Schlacht geſchlagen wurde. Und nachdem ihm der Kaiſer die Fahne und das Gefolge gegeben hatte, ſagte er zu ihm: Mein Sohn, das iſt deine Sache: darum ſage ich dir weiter nichts.

Die zweite Schaar führte ein Neffe des Königs von Ungarn mit fünftauſend Ungarn in der beſten Verfaſſung. Als Wappen trug er auf ſeinem Banner goldne Lilien in blauem Felde und weiße und rothe Streifen. Die dritte Schaar führte der uralte König von Böhmen mit ſechstauſend durchaus gut bewaffneten, gut berittenen und kampfmuthigen Rittern und als Abzeichen trug er auf ſeiner Standarte einen weißen Löwen mit zwei Schwänzen in rothem Felde. Die vierte Schaar führte der Herr von der Lippe, Herzog von Öſterreich, mit ſiebentauſend ſehr in den Waffen geübten und kampfgewohnten Rittern von großer Kühnheit, und als Abzeichen trug er zwei Banner, auf dem einen war ein weißer Adler mit drei Köpfen in rothem Felde mit einigen weißen Punkten, und auf dem andern war ein weißer Berg abgebildet in blauem Felde mit einem Degen in beſagtem Berge ſteckend. Die fünfte Schaar führte der Graf von Savoien und der Graf Wilhelm von Lützelburg mit dreitauſend fünfhundert Rittern, lauter mannhaften und rüſtigen Leuten ohne alle Furcht, und als Abzeichen trugen ſie

zwei Fahnen, auf der einen war abgebildet ein Bär mit ſeinem Felle in gelbem Felde und auf der andern waren weiß und rothe Viertel dargeſtellt. Die ſechſte Schaar führte der Patriarch von Aquileja mit vierzehnhundert Grafen, Freiherren und Rittern mit goldnem Sporn, und zum Abzeichen trug er in ſeiner Fahne eine Biſchofsmütze mitten zwiſchen zwei weißen Biſchofsſtäben in rothem Felde. Die ſiebente und letzte Schaar führte der Kaiſer mit viertauſend erprobten Deutſchen, die in den Waffen geboren ſchienen, und trug als Wappen an jenem Tage die Gundfahne, welche der Engel Karl dem großen gebracht hatte, die Oriflamme, eine Feuerflamme in goldenem Felde. Und wahrlich dieſe letzte Schaar beſtand aus faſt lauter mannhaften und tüchtigen Kriegsleuten; jede Schaar hatte vier Seneſchälle, welche immer um die Schaaren hergingen, damit keiner aus derſelben heraustreten konnte, ſodaß es keinen Unfall oder Überſehen gab. Nun waren die Schaaren auf beiden Seiten geordnet und abgetheilt, die Ebener gingen vorauf, um Bäume und Hecken wegzuräumen und Gräben auszufüllen, und als es Tag wurde, ſah man allmälig auf beiden Seiten die Strahlen der Sonne auf die ſchimmernden Waffen fallen, man bemerkte, wie die Standarten, Fahnen und Banner im Winde flatterten, man hörte das Wiehern der Pferde, den Lärm der Pfeifer und Trompeter auf beiden Seiten, ſodaß es das Anſehen gewann, als ob rings alles blitzte und donnerte. Niemals ſah man noch ein ſo ausgezeichnetes und edles Heer auf einem Felde verſammelt, wie dieſes, noch ſo viele tapfere, kluge und brave Krieger auf beiden Seiten, wie auf dieſem wunderſchönen Felde. Wenn je ein Heer mit Verſtand geführt und geleitet wurde, ſo war es das des tapfern Königs von Aragon, welcher, ſobald es ſo weit Tag wurde, daß ſie einander zu ſehen und zu erkennen vermochten, hinging ſeine Schaaren zu tröſten, im Waffenwerk zu unterweiſen und zu bitten, ſich gut und mannhaft aufzuführen,

denn am heutigen Tage würden sie mit dem Schwert in der Hand den Deutschen den Kaisertitel nehmen und ihn mit Ruhm und Triumph in ihre Heimat bringen, wie das schon zu den Zeiten des guten Königs Karl's des großen geschehen sei; darum bitte er sie, es solle sich jeder als echter Paladin benehmen in Betracht des dauernden ehrenvollen Namens, den sie sich und ihren Nachfolgern an diesem gesegneten und siegreichen Tage verschaffen könnten, an welchem Gott und der selige Herr Sanct Georg ihnen den Sieg verleihen werde.

Darum, fuhr er fort, laßt eure Schwerter einschneiden und macht keine der Feinde zum Gefangenen! Wer todt ist, fängt keine Fehde mehr an. Wer sich einfallen ließe, am heutigen Tage nicht solchen edeln glorreichen Ruhm zu erwerben, der mache sich nur darauf gefaßt zu sterben; denn wir sind in ihrem Lande und haben hier keine Zuflucht. Für uns haben wir nur unsere Schwerter. Wir müssen also nothgedrungen uns tapfer halten.

Sodann befahl er, sobald welche von seinen Leuten sich rückwärts wendeten, um zu fliehen, die sollten zuerst sterben. Alle seine Schaaren konnten kaum den Augenblick erwarten, wo sie handgemein werden sollten, denn sie glaubten auf ihrer Seite stehe das Recht. Ebenso machte es der Kaiser und Messer Arrighetto bei ihren Leuten, sie riefen ihnen ins Gedächtniß, daß das deutsche Blut das edelste und mannhafteste sei auf der Welt.

Nicht ohne Grund, sagten sie, haben wir die heilige kaiserliche Krone erobert, und besitzen sie seit langer Zeit. Darum haltet euch tapfer und muthig und dämpfet den Stolz und die Vermessenheit dieser gallischen Fremdlinge, welche vermöge ihrer Anmaßung in unsere Lande gekommen sind, um uns zu verschlingen. Gedenket unserer Vorfahren, welche immer Meister waren im Waffenwerk und begierig ihrem Vaterlande Ruhm zu erwerben, wie der gute tapfere Kaiser Otto der erste von Sachsen und

der freiſſinnige Heinrich der erſte und der erſte Conradin und der zweite und dritte und vierte Kaiſer Heinrich und der brave Rothbart Friedrich der erſte und der fünfte Heinrich von Schwaben und Otto der vierte von Sachſen und viele andere.

Gleicherweiſe ging der Patriarch von Aquileja durch die Schaaren, Segen ſpendend und jedem ſeine Sünden vergebend mit der Ermunterung, ſie ſollen alle wacker fechten, dann werden ſie den Sieg gewinnen. Nachdem er nun beide Theile mit dem Kreuzabzeichen geſegnet und das Loſungswort der Schlacht auf Seiten des Kaiſers Sanct Paul, auf Seiten des Königs von Aragon Ritter Sanct Georg gegeben war, rückten ſich die beiden erſten Schaaren allmälig näher, legten die Lanzen ein, holten luſtig aus, um einander zu treffen und griffen einander furchtlos und mannhaft an; und als die Lanzen gebrochen waren, zogen ſie die Schwerter und ſchlugen ſo maßlos auf die glänzenden Helme los, daß die Funken gen Himmel ſprühten, ſo ernſtlich trafen und ſchlugen beide Theile aufeinander. Herrn Arrighetto wurde ſein Pferd unter dem Leibe getödtet, ſodaß er ſtürzte; doch richtete er ſich ſchnell wieder auf und machte ſich mit dem Schwerte Bahn. Viele von den Rittern des Todes ſtanden um ihn her und keiner konnte ihn faſſen. Meſſer Principale eilte durch das Feld und traf zufällig auf ihn und ſie erkannten einander. Da rief ihm Meſſer Principale zu und ſprach: Verräther, du biſt des Todes.

Meſſer Arrighetto antwortete: Ich bitte dich bei der Liebe deiner Schweſter, daß du mich nicht tödteſt.

Meſſer Principale erwiderte: Verhüte Gott, daß ich auf dich Rückſicht nehme, nachdem du auf mich keine Rückſicht genommen haſt.

Er ſchwang ſein Schwert und ſchlug auf ihn, und wäre nicht die gute und bewährte Rüſtung geweſen, die er anhatte, ſo wäre er ſicherlich an dieſem Tage geſtorben, denn er ſchnitt ihm den ganzen Schild durch, den er am

Arme hatte. Da kam ihm der Neffe des Königs von Ungarn zu Hilfe mit der ganzen Schaar der Ungarn, er wurde gleich wieder auf ein Pferd geſetzt mit dem Schwert in der Hand und ſtürzte ſich unter ſie. Nun begann die andere Seite zu weichen wegen der Übermaſſe, die auf ſie drückte. Der Herzog von Burgund fiel auf ſie mit ſeiner Schaar und dort entſtand ein ſehr hitziger Kampf und viele Leute kamen um. Aber die Ungarn nahmen die Bogen von der Seite und ſpannten ſie mit ſolcher Haſt, daß die Kerben faſt zuſammenſtießen, und ſo trafen und tödteten ſie bei ihren Angriffen viel Volks, ſodaß die Feinde ſich genöthigt ſahen, zurückzuſchreiten. Nun machte ſich aber der Herzog von Lancaſter auf mit den tapfern und rüſtigen engliſchen Rittern; er kam wie ein losgelaſſener Löwe unter die Ungarn und ſchrie: Tod und Verderben!

Die Ungarn flohen vor ihnen wie eine Heerde Schafe. So traf er denn auf den Neffen des Königs von Ungarn, legte die Lanze ein, ſprengte ihm in den Rücken und ſtieß ihn vom Pferde, ſo lange die Lanze war. Plötzlich waren ſie dann auf und über ihn her, und weil er von königlichem Hauſe war, wollten ſie ihn nicht umbringen, ſondern nahmen ihn gefangen. Sobald nun die Ungarn ihren Hauptmann gefangen ſahen, geriethen alle in Verwirrung. Als der König von Böhmen dies bemerkte, ſetzte er luſtiglich ſeine Schaar in Bewegung und rief den Feinden entgegen: Fleiſch, Fleiſch!

Nun gab es ein hartes und herbes Gefecht. So ſetzten ſich auch die andern folgenden Schaaren in Bewegung, die des Königs von Caſtilien, des Königs von Schottland und des Herzogs von Öſterreich. Als nun dieſe Schaaren zuſammenſtießen, war der Lärm und das Geſchrei ſo groß und das Getöſe, das ſie mit ihren Schlägen hervorbrachten, daß es war, als ob Luft und Erde erzitterte. Und wie ſie durch das Feld liefen, begegneten ſie dem König von Schottland und dem Herzog

von Öſterreich, und mit groſser Keckheit liefen ſie aufeinander los und als die Lanzen zerbrochen waren, zogen ſie ihre Schwerter. Der Herzog durchbohrte dem König von Schottland den Arm, ſodaß der beſagte König das Schwert nicht mehr führen konnte. Da nahm ihn der Herzog feſt und machte ihn zu ſeinem Gefangenen. Als ſein Volk den Herrn gefangen wegführen ſah, leiſteten ſie Widerſtand, drängten ſich zuſammen, bildeten einen Damm gegen den Herzog und nahmen ihm ſeinen Gefangenen mit Waffengewalt wieder ab. Ganz toll darüber ſtürzte ſich der Herzog mit ſolcher Wuth unter ſie, daß, wer vor ihm fliehen konnte, ſich ſelig zu preiſen hatte. Er ließ ſich von ſeiner Leidenſchaft ſo weit hinreißen, daß er in die fünfte Schaar hinüberſtürzte, wo der König von Navarra und der König von Maiolica ſtanden, welche vorſichtig in die Schlacht liefen. Und während er auf ihn ſtieß, ſenkte der König von Maiolica die Lanze, zielte damit auf ſeine Bruſt und bohrte ſie ihm durch und durch. Daher fiel er auf die Erde und der mannhafte Herzog von Öſterreich war todt. Als die Krieger von dieſer Schaar einen ſo guten Anfang im Siege gemacht hatten, faßten ſie Muth und liefen ganz kühnlich bis zu der Schaar des Grafen und Herzogs von Savoien und des Grafen Wilhelms, und da gab es eine harte und herbe Schlacht und mit Gewalt wurden die Fahnen der beſagten zwei Grafen zu Boden geworfen und faſt erlitten ſie eine Niederlage. Als der Patriarch von Aquileja ſolches ſah, machte er ſich plötzlich auf mit ſeiner Schaar gegen die Wuth des Königs von Maiolica, und er war ſo gut zu Pferde und hatte eine ſo gute Geſellſchaft, daß er gezwungener Weiſe ſich Bahn machte und mit groſser Wuth hinlief, wo Meſſer Principale ſtand, welcher ihm eifrig entgegenging und ihn mit einer Lanze ſo traf, daß ein Theil von dem Lanzenſplitter ihm in der Bruſt ſtecken blieb; aber ſeine Gewalt war doch ſo groß, daß er ihn wegtrug, und verwundet wie er war, richtete er bei ſeinen

Feinden großen Schaden an, endlich aber begann in Folge der großen Menge Blutes, die er verloren, ihm das Geſicht zu weichen. Indem er nun durch das Feld rannte, traf er auf Meſſer Arrighetto, welcher, als er ihn erkannte und ſo verwundet ſah, ausrief: Wehe, lieber Herr, was iſt das?

Der Patriarch ſprach: Mein Sohn, zieh mir das Eiſen aus! Ich bin des Todes.

Und er zog ihm plötzlich das Eiſen aus und der Patriarch ſprach: Ich ſehe faſt kein Licht mehr, darum verſtopfe und verbinde mir dieſe Wunde gut und führe mich alsdann dahin, wo die Schlacht am dichteſten iſt, denn fürwahr, ehe ich ſterbe, ſollen durch meine Hand noch manche umkommen, und ſo geſchah es.

Als er verbunden war, küßte er Herrn Arrighetto, gab ihm ſeinen Segen und ſprach: Lieber Sohn, entſetze dich nicht über meinen Tod, ſondern nimm ein Beiſpiel an mir und geh mit Gott! denn das iſt keine Zeit, um hinzuſtehen und Worte zu machen.

Er jagte ſodann in die Schlacht, das Schwert in beiden Händen haltend, und wehe dem, der ihm nahe kam, und ſo hielt er ſich noch eine Weile, dann ſtarb er. Als nun Herr Arrighetto die Schaar des Grafen von Sachſen heranrücken ſah, brach er mit den Seinigen auf, welche ſich wieder erfriſcht hatten, und fiel verzweifelt über den Grafen her; er aber, als er ihn ſo verzweifelt auf ihn zukommen ſah, eilte ihm ſehr kuhn entgegen, Herr Arrighetto ſetzte ihm die Lanze auf die Bruſt und ſtach ſie ihm gewaltig ganz durch, und ſo fiel der mannhafte Graf vom Pferde. Nach kurzem Verweilen ſtarb er und ſeine Leiche wurde von den Seinen aufgehoben und weggetragen in ihr Lager. Als der König von Aragon den guten Grafen von Sachſen todt ſah, konnte er ſich des Weinens nicht enthalten. Dann aber nahm er die Lanze in die Hand und rief: Mannſchaft, wer mich lieb hat, der folge mir!

Nun brach er auf wie ein Sturm und hieb mit ſeinem Schwerte durch, was ihm in den Weg trat, und er lief durch das Feld hin wie ein Drache und Alles floh vor ihm. Als der Kaiſer dies ſah, brach ſeine Schaar mit ergrimmtem Muthe gegen den König von Aragon auf; die beiden Schaaren begegneten ſich und ſchienen Teufel der Hölle, ſo groß war der Sturm, den beide Theile erregten, indem ſie die ungemeſſenen Schläge austheilten und empfingen. Der König von Aragon warf den Schild auf den Rücken, faßte das Schwert mit beiden Händen und durchhieb, wer vor ihm ſich zeigte, ſodaß jedermann vor ihm floh, denn ſie konnten ſeine ungeheuerlichen Schläge nicht aushalten. Viele Freiherren und Grafen fielen durch ſeine Hände. Das Gemenge war ſehr groß, man gab und empfing heftige Schläge, durchſchnitt Panzer, Hände, Arme und vergoß Ströme Blutes auf dem ganzen Felde. Der Kaiſer aber mit ſeiner Schaar fügte den Feinden den größten Schaden zu. Nun begab es ſich, daß der König von Aragon zufällig an eine Quelle kam, wo Herr Arrighetto den Helm abgenommen hatte und ſich erfriſchen wollte. Der König von Aragon ſtieg vom Pferde und als er auf dem Boden ſtund, erkannte er am Wappen Herrn Arrighetto, und ohne weiter etwas zu ſagen, holte er mit dem Schwerte aus und führte auf Herrn Arrighetto einen heftigen Streich über das Geſicht und ſprach: Das gebe ich dir zum voraus als Ausſteuer für meine Tochter.

Dann ſtieg er wieder zu Pferde und rief Arrighetto zu: Nimm deine Waffen zu dir! Heute iſt der Tag, an dem du durch meine Hand ſterben mußt bei dieſem Brunnen.

Herr Arrighetto antwortete: Es iſt nicht Ritterbrauch, mit einem Manne fechten zu wollen, der ſo ſchändlich verwundet iſt wie ich.

Der König antwortete: Verbinde dir die Wunde und dann ſteig zu Pferde, denn ich will ſehen, ob du ſo rüſtig biſt, als ich gehört habe.

Während sie so miteinander verhandelten, kam der Graf von Lützelburg mit einigen seiner Barone auf den Brunnen zugeritten, um sich zu erfrischen, und als er den König von Aragon und Herrn Arrighetto erkannt und von ihrem Streite gehört hatte, wandte er sich zum König und sagte, er wolle diesen Handel ausmachen, worüber der König und Herr Arrighetto zufrieden waren.

Herr König, sprach der Graf, ich will, daß für heute diesem Kampf ein Ziel gesetzt werde, und bis Herr Arrighetto sich heilen läßt und wieder im Stande ist, fechten zu können, könnt ihr beide im Lager bleiben und dann unter euch den Streit ausfechten, damit nicht so viele wackere Männer sterben um ein Weib, denn meiner Treu ich habe nie eine blutigere Schlacht gesehen als diese.

Der König war es zufrieden und Herr Arrighetto gleichfalls, sie gaben sich die Hand miteinander zu fechten, dann gingen sie hinweg und als sie wieder in die Schlacht kamen, ließ jeder von beiden in die Trompeten stoßen und zum Stillstand blasen. Es kostete aber die größte Mühe, dieses grausame Handgemenge zu trennen. Als nun am Abend beide Theile in ihr Lager zurückgekehrt waren, ließ der König von Aragon alle seine Könige, Grafen und Herren zusammenkommen und sagte ihnen, was er gethan und versprochen habe, und fast alle waren damit einverstanden, nur nicht Messer Principale, welcher sprach: Lieber Herr, ich wünsche selbst mit ihm zu kämpfen, denn ich bin jung, wie er, und suchte heute den ganzen Tag auf dem Schlachtfelde nach ihm umher, konnte ihn aber nicht finden.

Der Vater sprach: Mein Sohn, laß ihn erst heilen, dann magst du thun, wie du begehrst.

Nun begab es sich, daß der Papst von den außerordentlichen Aufgeboten hörte, welche die beiden Fürsten gemacht hatten; da schickte er zwei Cardinäle hin, um sie zu versöhnen. Da diese die Sache in so schlimmem Stande fanden, sprachen sie mehrmals mit dem Kaiser

und mit dem König von Aragon, welcher sehr ungern sich zu diesem Frieden herbeiließ. Doch vermochten es endlich die unablässigen Bitten der Herren und die Befehle, welche ihnen die Cardinäle von Seiten des Papstes unter Androhung des Kirchenbanns zukommen ließen, daß sie Frieden machten und sich unserm Herrgott zu Gefallen vertrugen, worauf unter großen Festen und Feierlichkeiten besagter Herr Arrighetto jene Tochter des Königs von Aragon zur Frau nahm und Messer Principale nahm die Tochter des Kaisers, Herrn Arrighetto's Schwester, zur Frau. Und als sie einander verziehen und Friede und Verwandtschaft geschlossen hatten durch Vermittelung der beiden Cardinäle, verabschiedeten sie sich mit großer Befriedigung und Feierlichkeit und jeder kehrte in sein Land zurück mit Beruhigung.

---

35. Dionigia.

(10. 1.)

Ein König von Frankreich hatte eine Tochter mit Namen Dionigia, schön und reizend, wie nur eine Frau ihrer Zeit, und ihr Vater wollte sie, als sie zu vermählen war, wegen seines vielen Geldes einem hohen Herrn in Deutschland geben, welcher siebzig Jahre alt war, aber das Mädchen wollte ihn nicht, obgleich ihr Vater sich anschickte, ihr ihn wider ihren Willen zu geben. Da dachte das Kind an nichts anderes, als wie sie Mittel und Wege fände zu fliehen; sie verkleidete sich also einst bei Nacht als Pilger, beschmierte sich das Gesicht mit Kräutern, welche die Farbe änderten, nahm einige kostbare Steine, welche ihr ihre Mutter bei ihrem Tode vermacht hatte, und machte sich auf den Weg nach

der Küſte. Sie erreichte auch wirklich das Meer, ſtieg auf ein Schiff und fuhr hinüber nach der britiſchen Inſel. Aber der König ihr Vater, als er am Morgen die Tochter nicht fand, ließ die ganze Stadt nach ihr durchſuchen und das ganze Reich, und da er ſie nicht fand, dachte er, ſie habe ſich aus Schmerz einen Tod angethan. Nachdem das Kind ans Land geſtiegen war, machte ſie ſich auf nach einer Stadt und gelangte an ein Kloſter, das reichſte dieſer Inſel, deſſen Priorin war eine Baſe des Königs des Landes. Bei ihrer Ankunft ſagte das Mädchen zu der Priorin, ſie möchte gerne Nonne werden. Die Priorin aber fragte ſie, wer ſie ſei, weſſen Tochter und woher ſie komme. Sie antwortete, ſie ſei die Tochter eines Bürgers aus dem Königreiche Frankreich, ihr Vater und ihre Mutter ſei geſtorben und nachdem ſie einige Reiſen gemacht, wolle ſie ſich nun dem Dienſte Gottes weihen. Als die Priorin ihr mildes und freundliches Weſen bemerkte, kam ſie auf den Gedanken, ſie als Schülerin und theilweiſe zur Dienſtleiſtung anzunehmen, und ſprach: Liebe Tochter, ich nehme dich gerne an; vorerſt aber wird es gut ſein, wenn du unſere Regel und Lebensweiſe verſuchſt; wenn dir dann das Haus gefällt, ſo kannſt du das Kleid nehmen.

Dionigia war ſehr vergnügt, ſie trat in das Kloſter ein und fing an mit ſolcher Demuth der Priorin und den andern Schweſtern zu dienen, daß alle Bewohnerinnen des Kloſters die größte Liebe zu ihr faßten und ſich über ihre Schönheit und ihr Betragen wunderten.

Fürwahr, ſagten ſie, das muß ein hohes Edelfräulein ſein.

Nun begab es ſich nach kurzer Zeit, daß der König von England, dem noch nicht lange ſein Vater geſtorben war, in ſeinem Lande umherreiſte und auch an dieſes Kloſter kam, um ſeine Baſe die Priorin zu beſuchen, und es wurde ihm von ihr die feierlichſte, ehrenvollſte Aufnahme veranſtaltet. Während er nun dort verweilte,

kam ihm Dionigia zu Geſicht, die denn auch einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Gemüth machte, daß es nicht zum ſagen iſt. Er fragte die Priorin, wer ſie ſei; dieſe antwortete ihm mit der Erzählung, wann und wie ſie hergekommen ſei und wie ſie ſich aufführe. Da kam er auf den Gedanken, ſie zur Frau zu nehmen, und theilte dies der Priorin mit, welche aber erwiderte, ſie ſei damit nicht einverſtanden, denn ſie wiſſe ja nicht, wer das Mädchen ſei, und für ihn zieme ſich eine Königs- oder Kaiſerstochter.

Ganz ſicher, entgegnete er, iſt ſie die Tochter eines hohen Herrn, nach ihrem Betragen, ihren Sitten und ihrer Schönheit zu ſchließen.

Das iſt ſie nicht, antwortete die Priorin.

Nun, verſetzte der König, ſo will ich ſie ſo wie ſie iſt, ſei ſie auch wer ſie wolle.

Die Priorin ließ ſie rufen und ſprach zu ihr: Dionigia, unſer Herrgott hat dir ein großes Glück bereitet. Höre, in wie fern! Der König von England begehrt dich zur Frau.

Als ſie das hörte, verfärbte ſie ſich und ſagte, ſie wolle das unter keiner Bedingung, ſondern wolle Nonne bleiben und bitte ſie, ihr nicht mehr von derlei Dingen zu ſprechen. Die Priorin meldete dies dem König, er aber blieb dabei, jedes Hinderniß beſeitigen und ſie unter allen Umſtänden zur Frau nehmen zu wollen. Als die Priorin ihn ſo entſchloſſen ſah, lockte und ſchmeichelte ſie ihr ſo lange, bis ſie einwilligte, und ſo heirathete er ſie in Gegenwart der Priorin, beurlaubte ſich ſodann mit ſeiner Frau von ihr und begab ſich nach London, wo er in ſeinem Palaſte die größte Feierlichkeit veranſtaltete. Er lud alle ſeine Barone ein und als dieſe die große Schönheit ſahen, die ausgezeichnete Sittſamkeit und das feine Benehmen, ſo war keiner unter ihnen, der ſich nicht in ſie verliebt hätte. Aber die Mutter des Königs wollte ſich, da er eine ſolche Frau genommen, nicht bei

der Hochzeit einfinden und zog sich mit groſsem Ingrimm auf ihre Besitzungen zurück. Dionigia brachte es allmälig durch ihr Betragen dahin, daſs der König ihr mehr, als sich selber zugethan war. In kurzer Zeit ward sie schwanger, der König aber ihr Gemahl mußte mit einen starken Heere nach einer Insel übersetzen, welche sich empört hatte. Darum nahm er Abschied von seiner Gemahlin und befahl seinem Vicekönig, für sie zu sorgen und sie in Ehren zu halten als Königin, auch ihm kund zu thun, wie es ihr bei der Geburt ergehe. Damit entfernte er sich von England. Als die Zeit erfüllt war, gebar die Frau zwei Knäblein und der Vicekönig schrieb es seinem Herrn; der Überbringer des Briefes aber kam an das Schloſs, wo die Mutter des Königs wohnte, kehrte daselbst ein und gab der Mutter des Königs Nachricht von der Geburt der zwei Knäblein. Dies verdoppelte ihren Grimm und als der Eilbote in der Nacht schlief, vertauschte sie die Briefe, die er bei sich führte, und schrieb, es seien zwei der garstigsten und misgestaltetsten Affchen zur Welt gekommen, die man je sehen könne. Am folgenden Tage erwies man dem Boten viel Ehre und entlieſs ihn mit dem Auftrage, er solle bei seiner Rückreise wieder hier einsprechen. Er gab das Versprechen und ritt hinweg. Als er endlich zu dem Heere kam, behändigte er seinem Herrn den falschen Brief. Als der König es las und die Geschichte erfuhr, war er sehr erstaunt, schrieb aber nichts desto weniger an seinen Vicekönig, er solle sie aufziehen und nicht unterlassen, seine Gemahlin bis zu seiner demnächst erfolgenden Rückkehr werth zu halten. Er fertigte denselben Boten mit Briefen ab, war aber doch sehr bekümmert. Der Eilbote nahm die Briefe und machte, wie er versprochen hatte, seine Rückreise wieder über das Schloſs, wo die Mutter seines Gebieters wohnte, und ruhte daselbst aus. In der Nacht aber, während er schlief, nahm die Frau die Briefe ihres Sohnes, las sie, und als sie darin

nichts von dem Tode ihrer Schwiegertochter fand, war sie sehr betrübt. Sie schrieb daher statt des echten einen andern Brief des Inhaltes: Angesichts dieses nimmst du meine Frau mit den zwei Kindern und da ich weiß, daß es nicht meine Kinder sind, bringst du sie um sammt ihr.

Diesen Brief steckte sie dem Boten, der noch schlief, in seine Tasche, und am Morgen entließ sie ihn unter vielen Liebesbezeugungen. Der Eilbote wußte von Allem nichts, nahm Abschied und übergab bei seiner Heimkunft dem Vicekönig den Brief. Als dieser ihn gelesen, war er sehr verwundert und fragte den Boten, wer ihm den Brief gegeben habe. Dieser antwortete: Der König selbst. Und er war ganz bestürzt, als er las, was ihr ihm berichtet.

Als der Vicekönig diese Nachricht vernahm, brach er in heftiges Weinen aus und mit Thränen in den Augen begab er sich zu der Königin, zeigte ihr den Brief und sprach: Leset, meine Gebieterin!

Als die Königin diesen Brief gelesen hatte, fing sie an heftig zu weinen und sprach: Ach mein unglückliches Leben, daß ich doch keine gute Stunde haben sollte!

Dann nahm sie ihre Kinder in die Arme und rief: Liebe Kinder, mit welch' herbem Geschick seid ihr doch in die Welt gekommen! Was habt ihr für ein Verbrechen begangen, um dessen willen ihr sterben mußtet?

So schlug sie den größten heftigsten Jammer auf und küßte ihre armen Kinderchen, welche schön waren wie Sterne. Der Vicekönig erhob mit ihr die heftigste Klage und wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte.

Gnädige Frau, sprach er endlich, zur Königin gekehrt, was wollt ihr thun? Was wollt ihr, daß ich thue? Ihr seht, was mein Gebieter schreibt; nichts desto weniger würde ich nimmermehr wagen, Hand an euch zu legen; darum nehmt heimlich eure Kinder, ich will euch bis an den Hafen begleiten, dort schifft euch ein und Gott sei euer

Führer! Das Geſchick wird euch irgendwohin bringen, wo ihr vielleicht glücklicher ſeid.

Sie war damit einverſtanden und in der folgenden Nacht nahm ſie heimlich ihre Kinder mit hinweg, begab ſich nach dem Hafen, wandte ſich zu einem Seemanne und ſprach: Nimm mich auf dein Schiff und bring mich nach Genua! Du ſollſt bezahlt werden.

Der Vicekönig empfahl ſie dem Seemanne, gab ihm Geld und nahm unter Thränen Abſchied. Das Schiff ging unter Segel und trug in kurzer Zeit die trauernde Frau nach Genua. Dort verkaufte ſie einige Kleinodien, die ſie bei ſich hatte, nahm zwei Ammen und zwei Kammerfrauen an und verfügte ſich weiter nach Rom, wo ſie ihre zwei Söhne ſehr ſorgfältig erziehen ließ. Der eine hieß Carlo, der andere Lionetto. Sie lebte in ſittſamer Zurückgezogenheit und widmete ſich der Erziehung dieſer ihrer Söhne, welche an Tugend und Alter wachſend alle, die ſie kannten, in Erſtaunen ſetzten. Die Mutter ließ ſie von guten Lehrmeiſtern unterrichten und ſie mußten alle ſchönen Wiſſenſchaften lernen, welche Edelleuten zu wiſſen ziemt. Als ſie heranwuchſen, brachte ſie dieſelben auch an den päpſtlichen Hof, ohne zu ſagen, weſſen Söhne ſie waren. Als der Papſt von dem frommen und ſittſamen Leben dieſer Frau hörte und die Schönheit und das anſtändige Betragen dieſer ihrer Söhne ſah, liebte er ſie ſehr und gab ihnen ein reichliches Einkommen, ſodaß ſie Diener und Pferde halten und ſtattlich leben konnten. Nun wollte der Papſt einen Kreuzzug anſtellen gegen die Sarazenen im heiligen Lande und bot alle Könige und Herren der Chriſtenheit auf, worunter er den König von Frankreich und den König von England namentlich nannte, ſie möchten in eigener Perſon nach Rom kommen, um ihren Rath zu vernehmen in Betreff dieſes Zuges. So fanden ſich denn die beiden Könige auf Befehl des Papſtes in Rom ein. Vorher iſt aber noch zu wiſſen, daß der König von England,

als er von der Wiedereroberung der empörten Insel zurück in London anlangte, den Vicekönig gleich nach seiner Frau und seinen Kindern fragte. Er erhielt zur Antwort, es sei mit ihnen nach dem Inhalt seines Briefes verfahren worden, ja er habe noch weniger gethan, denn während er ihm geschrieben habe, er solle sie umbringen, habe er sie nur weggeschickt, und zum Zeugniß dessen zeigte er ihm die Briefe. Darüber war denn der König sehr erschrocken und wollte wissen, wer etwas solches veranlaßt habe. Als er sich überzeugt hatte, daß seine Mutter daran Schuld sei, ermordete er sie in der Aufregung des Zornes und schickte dann nach vielen Ländern hin um seine Gemahlin zu suchen, und als man ihm meldete, sie habe ihm zwei so schöne Söhne geboren, wollte er umkommen vor Schmerz und es dauerte lange Zeit, bis man wieder mit ihm sprechen konnte; heiter aber wurde er nie wieder, so groß war seine Liebe zu der Frau, die er so elendiglich verloren hatte. Als er nun diesen Befehl vom Papste erhalten hatte, sich nach Rom zu verfügen mit dem König von Frankreich, reiste er ab, begab sich nach Frankreich und setzte dann in Begleitung des Königs von Frankreich seinen Weg nach Rom fort, wo sie vom Papste sehr liebevoll aufgenommen wurden. Während sie nun in Rom umhergingen, wurden sie von der Frau erkannt, der eine als ihr Bruder (denn der Vater war unterweilen gestorben), der andere als ihr Gemahl. Da stellte sie sich dem Papste vor und sprach: Seligster Vater, Eure Heiligkeit weiß, daß ich euch niemals eröffnen mochte, von wem diese meine Söhne abstammen und wer ich bin. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, um eines wie das andere zu thun. So soll es denn geschehen und mag daraus erfolgen, was Eurer Heiligkeit gut dünkt. So wisse denn Eure Heiligkeit, daß ich die Tochter des früheren Königs von Frankreich bin und die Schwester dessen, der gegenwärtig in Rom sich aufhält. In meinem kecken Übermuth bin ich, weil

mein Vater mich an einen alten Mann gegen meine Neigung vermählen wollte, davongelaufen und nach England in ein Kloſter gegangen. Als aber der König von England mich erblickte, faßte er Liebe zu mir und nahm mich zur Frau, ohne zu wiſſen, wer ich war. Nach kurzer Zeit gebar ich ihm dieſe zwei Kinder; er aber, der damals aus dem Reiche abweſend war, gab den Befehl, mich mit den armen Knaben umzubringen, die er nicht als die ſeinigen anerkannte. Durch Vermittelung eines ſeiner Beamten gelang es mir jedoch zu entkommen und ich floh hierher, wo ich ſeitdem der Erziehung der unglücklichen Söhne lebte, wie Eure Seligkeit weiß.

Hier ſchwieg ſie. Der Papſt ſprach ihr Muth zu und entließ ſie. Sodann ſchickte er nach den zwei Königen und den Söhnen und ſprach zu dem König von Frankreich alſo: Kennt ihr dieſe Knaben, durchlauchtiger König?

Dieſer erwiderte: Fürwahr nein.

Er fragte ebenſo den andern und erhielt die gleiche Antwort. Da wandte ſich denn der Papſt zu dem König von England und zu dem andern, that ihnen den Stand der Sache kund und ſtellte ſie beiden dem einen als Söhne, dem andern als Neffen vor. Sie nahmen ſie mit der gröſten möglichen Freude und Heiterkeit auf, und als ſie nach der Mutter fragten, ließ der Papſt ſie kommen. Als ſie eintrat, umarmte ſie aufs Herzlichſte ihren Bruder, ohne ihren Mann zu beachten. Auf die Frage, warum ſie das thue, antwortete ſie: Dazu habe ich wol Grund nach der Grauſamkeit, mit welcher du gegen mich verfahren biſt.

Der König erzählte ihr weinend, wie die Sache gegangen ſei, wer die Schuld trage und welche Rache er dafür genommen. Nun ließ ſich die Frau die Entſchuldigung gefallen und ſie waren höchſt erfreut und verweilten in dieſer Freude in Rom mehrere Tage auf das Heiterſte. Als ſie nun aber der Papſt von dem Befehle

eines Kreuzzuges entbunden, ordneten sie ihre Abreise an. Die Frau sagte zu ihrem Mann: Ich gebe dir diese Jünglinge als deine Söhne und befehle sie dir. Geh hin mit Gott! Ich will hierbleiben zum Heil meiner Seele und mich von der Welt zurückziehen.

Ihr Gemahl antwortete: Er werde nimmermehr von Rom abreisen ohne sie, und so entstand zwischen ihnen ein heftiger Streit. Aber der Papst und der König von Frankreich ihr Bruder baten sie so lange, bis sie mit ihrem Gatten die Rückreise antrat, und so war dieser der glücklichste Herr von der Welt. Sie nahmen Abschied vom Papste, reisten hinweg und begaben sich mit dem König von Frankreich nach Frankreich, wo große Festlichkeiten angestellt wurden, und von dort gingen sie weiter nach England.

---

36. Die Vergiftung.

(Tag 23. Nov. 2.)

In der Romagna lebte vor Zeiten ein sehr reicher Edelmann, welcher einen durch Kenntnisse und jeden andern Vorzug geschmückten Sohn besaß. Als dessen Mutter gestorben war, hatte der Vater sich eine andere Frau beigethan und mit ihr einen zweiten Sohn gezeugt, welcher bereits zwölf Jahre alt war, als der ältere Sohn zweiundzwanzig zählte. Die Stiefmutter nun, mehr mit Reizen als mit guten Sitten geschmückt, ließ sich von der Schönheit des Stiefsohnes so sehr blenden, daß sie sich heftig in ihn verliebte. Dieses Weib hüllte zwar diese Liebe in tiefes Schweigen, so lange im Beginne noch ihre Kräfte der Sache gewachsen waren; als aber die fluchwürdige Glut ihr Mark und Leben durchdrang,

ſah ſie ſich genöthigt, der Liebe nachzugeben, ſie ſtellte ſich körperlich leidend, um die Wunde des Herzens zu verdecken, und that als wäre ſie von einem ſchleichenden Fieber befallen. Am Ende nun ließ ſie, getrieben von ihren feurigen Wünſchen, durch eine Dienerin ihren Stiefſohn rufen. Dieſer, welcher an alles andere dachte, als an ſo etwas, trat in ihr Gemach und befragte ſie mit freundlicher Miene um die Urſache ihrer Krankheit. Dieſe Worte kamen der Frau eben recht, ſie ward etwas kühner, bedeckte ihr Geſicht aus Schaam mit einem Betttuche, und hub an, indem ſie ihre Worte mit einer reichen Maſſe von Thränen begleitete, alſo zu ſprechen: Die Urſache und der Anfang meines jetzigen Übels und meines ſo heftigen Schmerzes, aber auch meine Arzenei und Heilung das biſt du ſelber. Dieſe deine glänzenden Augen ſind durch meine Augen bis in die Kammern meines Herzens gedrungen und haben in meinem armen Buſen ein ſolches Feuer entzündet, daß ich es nicht mehr aushalten kann. Habe daher Erbarmen mit einem Weibe, das um deinetwillen umkommt! Laß dich nicht zurückſchrecken von dem Verwandtſchaftsbande mit deinem Vater, denn du kannſt ja derjenige werden, der ihm ſeine arme Gattin erhält, die ohne deinen Beiſtand ihr Leben nicht mehr friſten kann, die in dir ſein Bild wiedererkennt und in deinen Zügen und mit Recht ihren Gatten liebt. Da wir beide hier allein ſind, haben wir alle Sicherheit und Bequemlichkeit, welche du verlangſt. Was geſchieht, ohne daß es jemand erfährt, iſt faſt eben ſo gut, als wenn es nicht geſchähe.

Dem wohlgeſitteten Jüngling ſchwindelte es ganz vor Entſetzen, als er dieſes empörende Anſinnen vernahm; aber obgleich er dieſe greuliche Sünde ſo höchlich verabſcheute, daß er gerne ihr aus den Augen gegangen wäre, ohne ihr weiter zu antworten, ſo ſchien es ihm doch nach beſſerer Überlegung nicht gerathen, ſie mit einer ſo plötzlichen abſchlägigen Antwort aufzubringen, vielmehr dachte

er, es wäre paſſender, ſie durch einen Aufſchub hinzuhalten, um zu verſuchen, ihr einen ſo unreinen und ſeltſamen Gedanken aus dem Sinne zu ſchlagen. Darum antwortete er ihr, ſie ſolle nur ſorgen geſund zu werden und gutes Muths ſein; er verſpreche ihr, ihre Liebe aufs beſte zu belohnen. Mit dieſen Worten beſchwichtigte er ſie für den Augenblick. Da nun der Jüngling bei ſich erwog, daß bei einer ſo außerordentlichen Noth auch eine ungemeine Abhilfe nöthig ſei, ſo erachtete er es für angemeſſen, die ganze Sache einem verſtändigen Greiſe anzuvertrauen, bei welchem er ſeine Kindheit nützlich zugebracht hatte, und der noch jetzt ihn durch die Fährniſſe der Jugend leitete. Der Meiſter wußte wohl, was ein raſendes Weib vermag, und glaubte daher, man müſſe mit ſchnellen Schritten dem drohenden Sturme des grauſamen Schickſals entfliehen. Doch ehe noch die kluge Überlegung ins Werk geſetzt werden konnte, wußte das ungeduldige junge Weib, welcher ein einziger Tag in Erwartung auf die Erfüllung ihres ſchändlichen Verlangens ſo lang währte wie ein Jahr, es dahin zu bringen, daß ſie ihrem Mann die Anſicht einredete, es wäre gut, wenn er auf eine ihrer Beſitzungen ginge, da ſie gehört habe, es gehe dort nicht zu, wie es ſollte; auf dieſe Art trieb ſie ihn auf mehrere Tage aus dem Hauſe. Als der Gatte fort war, beläſtigte ſie ſtündlich den Jüngling mit der Mahnung, er ſolle ſein Verſprechen erfüllen. Dieſer aber ergriff bald dieſe bald jene Entſchuldigung und legte es darauf an, ihre Luſt ſo lange mit Worten zu befriedigen, bis er ſich durch eine von ihm beabſichtigte lange Reiſe aus ihrem Bereiche entfernen könnte. Die Frau, welche die ſtarke Hoffnung mehr als gewöhnlich ungeduldig gemacht, und welche an den bedeutungsloſen Entſchuldigungen gemerkt hatte, daß er, je mehr er verſprach, um ſo mehr ſich von der Erfüllung von irgend etwas entfernte, wurde unwillig und verwandelte plötzlich die verbrecheriſche Liebe in einen noch weit ruchloſern Haß.

Sie berieth ſich mit einem ihrer Sklaven, dem ſie groſses Vertrauen ſchenkte, welchen Weg ſie einſchlagen müſſe, um ſich an ihm zu rächen, der ihr ſeine Zuſage nicht halten wollte; und ſie beſchloſſen endlich, dem armen Jüngling mit Gift das Leben zu nehmen. Der bübiſche Sklave zögerte nicht, dieſen grauſamen Vorſatz zur Ausführung zu bringen; ſondern ging alsbald aus dem Hauſe und kehrte erſt Abends ſpät zurück mit einem Getränk in einem Becher; er vermiſchte es in dem Schlafzimmer der Frau mit Wein und ſtellte es in einen Schrank, wo ſich die Eſswaaren befanden, mit der Abſicht, es am folgenden Morgen beim Frühſtück dem unglücklichen jungen Manne vorzuſetzen. Das Schickſal aber wollte es anders und der Sohn jenes böſen Weibes, welcher, wie geſagt, zwölf Jahre alt war, kam am Morgen aus der Schule zurück, verzehrte einen kleinen Imbiß und fühlte darauf Durſt. Da ihm nun jenes Glas mit dem giftigen Gebräu in die Hände fiel, welches aus Fahrläſſigkeit in dem Schrank unverſchloſſen ſtehen geblieben war, trank er es ganz aus und ſank bald darauf wie todt zu Boden. Als das Geſinde dieſen Fall bemerkte, machte man Lärm, die Mutter lief hinzu und man kam gleich auf den Gedanken, der Knabe ſei vergiftet. Die Mutter ging mit dem Diener, welcher das Getränk gekauft hatte, bei Seite, ſie ſprachen heimlich miteinander und berathſchlagten, die Schuld des Verbrechens auf den ältern Sohn zu ſchieben. In Folge deſſen erklärte der Diener öffentlich, er wiſſe gewiß, daß der ältere Sohn es ſei, welcher die Unthat begangen habe, denn er habe ihm vor wenigen Tagen erſt funfzig Thaler verſprochen, wenn er ihn umbringen wolle; da er jedoch hierzu ſich nicht herbeigelaſſen habe, ſo habe jener ihm mit dem Tode gedroht, wofern er irgend jemand davon ſage. Die Frau ließ alsbald Häſcher kommen und kraft der von dem Knechte gemachten Anzeige ihren Stiefſohn ins Gefängniß führen. Darauf ſchickte ſie einen Boten an ihren Gatten, um ihn von dem Vorfall in Kenntniß

zu ſetzen. Ihr Gemahl kam ſogleich herbei und ſie ließ ihm von dem Diener das Zeugniß vorſagen, welches er ſchon früher abgelegt hatte. Sodann fügte ſie ſelbſt hinzu, ſein Sohn habe dies gethan, weil ſie ſeinem wollüſtigen Begehren nicht habe Folge geben wollen und er habe ſie überdies auch mit dem Tode bedroht. Der unglückliche Vater beklagte ſich heftig, als er ſah, wie man den jüngſten Sohn zu Grabe trug, während der andere als Brudermörder der Todesſtrafe verfallen ſei; und getäuſcht von dem heuchleriſchen Jammergeſchrei ſeiner Frau entflammte ſich ſein Zorn immer mehr gegen ſeinen Sohn. Kaum war die Leichenfeier zu Ende, als der beklagenswerthe Vater vom Grabe hinwegeilte und ſo wie er war, mit verweintem Geſicht nach dem Rathhauſe ging, woſelbſt er mit Thränen und inſtändigen Bitten auf den Tod ſeines nunmehr einzigen Sohnes drang, den er einen Blutſchänder nannte, weil er das Bett ſeines Vaters habe beflecken wollen, Brudermörder, weil er ſeinen Bruder umgebracht, und Todtſchläger, weil er ſeiner Stiefmutter das Leben zu nehmen angedroht. Er hatte mit dieſen Klagen die Gemüther des Volkes ſo ſehr zur Entrüſtung aufgeregt, daß alle riefen, man müßte ihn, ohne viel Zeit zu verlieren mit Anklage und Vertheidigung, für dieſe Sünde öffentlich durch Steinigung beſtrafen. Die Richter ſagten jedoch, ſie wollen nach altem Brauche den Spruch erſt nach ſorgfältigem Verhöre fällen, und wollten nicht zugeben, daß ein ſo grauſames Beiſpiel aufgeſtellt und aus Erbitterung ſtatt auf gerechte Beweiſe hin ein Menſch getödtet werde. Es wurde daher förmlich und geſetzmäßig der Angeklagte vor Gericht beſchieden und der Anklageprozeß begonnen. Der Vater ſagte, ſein älterer Sohn habe den jüngern vergiftet und es liege dafür ein ſicherer Beweis vor, da er wenige Tage zuvor verſucht habe, ihn durch einen Diener umbringen zu laſſen, welchem er funfzig Thaler verſprochen habe. Als der Jüngling befragt wurde, leugnete er alles. Nachdem Anklage

und Vertheidigung ſtattgefunden hatte, wollten die Richter doch die Sache nicht auf Vermuthungen und Verdachtsgründe hin abmachen, ſondern verlangten ſichere Beweiſe und beſtimmte Wahrheit. Darum beſchloſſen ſie, der Knecht ſolle ihnen vorgeführt werden, und ſo wurde denn dieſer Galgenvogel herbeigebracht, trat mit dreiſter Stirn vor die Richter und machte dieſelbe Ausſage, die er ſchon dem Vater gemacht, ja er fügte hinzu, er wolle die Wahrheit ſeiner Worte mit dem Jüngling auf der Folter bekräftigen. Da war nun kein Richter dem Jüngling ſo günſtig geſinnt, der nicht geurtheilt hätte, man müſſe erſt den Jüngling auf die Folter ſpannen und alsdann, wenn derſelbe beim Leugnen beharre, auch den Knecht. Da erhob ſich ein in jener Stadt ſehr angeſehener rechtſchaffener Arzt und ſprach alſo: Ich ſchmeichle mir, ſagen zu können, daß ich bis daher unter euch für einen redlichen Mann gegolten habe, und kann nicht zugeben, daß dieſer unſchuldige Jüngling ungerechter Weiſe von euch gefoltert oder getödtet werde. Aber was hilft das, wenn ich allein mich der Behauptung eines Andern widerſetze? Und doch bin ich der, für den ihr mich haltet, und der Andere iſt ein niederträchtiger Schurke, der nicht einen, ſondern tauſend Galgen verdient. Ich weiß, daß mein Gewiſſen mich nicht betrügt, und darum hört den wahren Thatbeſtand der Sache! Dieſer Schurke kam zu mir und wollte ein plötzliches Gift von mir kaufen, wofür er mir einen Preis von funfzig Golddücaten anbot, indem er vorgab, deſſelben für einen Kranken bedürftig zu ſein, welcher Tag und Nacht von einer unheilbaren Waſſerſucht und tauſend andern Schmerzen gepeinigt werde und ſehnlich wünſche, durch die Arzenei des Todes über ſo große Mühſal hinwegzukommen. Da ich ſah, wie verlegen der Spitzbube um Worte war, mit welchen er ſeine liſtigen Vorwände beſchönigen ſollte, ſchöpfte ich Verdacht, er möchte irgend einen böſen Anſchlag im Kopfe haben, und war im Begriff, ihm die Thüre zu

weisen. Gleich darauf aber fiel mir ein, wenn ich es ihm abschlage, so werde er zu einem andern gehen, der vielleicht minder vorsichtig sei, als ich, und ihm in seinem Begehren willfahre; ich hielt es daher für gerathen, ihm einen Trank zu reichen, und gab ihm auch einen, aber von einer Beschaffenheit, die ihr später hören werdet. Da ich überzeugt war, daß man der Sache mit der Zeit nachspüren werde, wollte ich den Preis, den er mir anbot, nicht sogleich nehmen, sondern sagte zu ihm: Ich fürchte, einige von diesen Ducaten möchten falsch oder zu leicht sein; thue sie daher wieder in dieses Säckchen und siegele es mit deinem Ring! Ein andermal bei gelegenerer Zeit wollen wir alsdann zusammen nach der Bank gehen und sie untersuchen lassen. Er ließ sich überlisten und ich brachte ihn dahin, daß er den Sack mit seinem Siegel schloß. Ich habe ihn soeben durch meinen Diener holen lassen und will es euch zeigen. Er mag es sehen und soll sein Siegel anerkennen und darauf erklären, auf welche Art er diesen braven Jüngling beschuldigen will, seinem Bruder Gift gegeben zu haben, wenn er doch selbst es gekauft hat.

Während dieser wackere Mann so sprach, war der elende Sklave blaß geworden wie eine Leiche; er zitterte und einzelne Tropfen eiskalten Schweißes traten ihm auf die Stirne; er trat bald vorwärts bald zurück, drehte den Kopf bald so bald anders und fing an mit kleinlautem Munde einiges unpassende Zeug hervorzustammeln, sodaß ihn vernünftiger Weise niemand hätte für unschuldig erklären können. Nichts desto weniger bekämpfte der vermessene Schurke seine Furcht mit seiner Frechheit, verscheuchte sie und ward so muthig, daß ihm seine alte Verschlagenheit wiederkam und er mit seiner vorigen Geistesgegenwart den Arzt der Lüge zieh und alle seine Aussagen leugnete. Der unbescholtene Greis aber besann sich, um nicht in seinen letzten Jahren seinen unbefleckten Ruf zu besudeln, auf Mittel, die Wahrheit in

der Sache ans Licht zu bringen. Er forderte daher einen der Diener der Gerechtigkeit auf, dem Sklaven seinen Ring vom Finger zu ziehen, und als man ihn mit dem Siegel des Säckchens verglich, ergab sich die Übereinstimmung beider. Die Richter erklärten es demnach für einen hinreichenden Beweis, um ihn auf die Folter zu bringen. Man gab ihm mehrere Streiche mit dem Stricke, aber noch immer beharrte er auf seinem Leugnen. Darauf sagte der Arzt zu den Richtern: So wisset denn, daß, als mich dieser Verruchte, wie ich bereits erzählt habe, bewegen wollte, ihm Gift auszuhändigen, ich aber es für einem rechtschaffenen Arzte unziemlich hielt, den Tod eines Menschen zu veranlassen, dieweil ich überzeugt bin, daß die Heilkunde den Menschen vom Himmel geoffenbart worden ist zum Wohl und nicht zum Schaden des Menschengeschlechts, und als ich fürchtete, wie ich euch gleichfalls gesagt habe, er möchte zu einem andern gehen, welcher aus Geldgier ihm das gegeben hätte, was er verlangte, daß ich ihm kein Gift gegeben habe, sondern einen Alrauntrank, welcher so tief in Schlaf senkt, daß, so lange seine Kraft dauert, der, der ihn zu sich genommen hat, wie todt aussieht. Wenn nun jener Knabe den von mir gemischten Trank genommen hat, so lebt er, ruht und schlummert. Sobald die Kraft der Natur den dichten Nebel dieses Schlummers verjagt haben wird, wird auch unsere Sonne so schön wie zuvor ihm leuchten. Ist er aber wirklich todt, so sucht die Ursache anderswo.

Nachdem der Arzt diese Worte gesprochen hatte, schien es Allen das Wichtigste, ohne Verzug nach dem Begräbnißorte des Knaben zu gehen, um sich über den Fall Aufklärung zu verschaffen. Man brachte daher den Diener sowie den andern ältern Sohn in das Gefängniß und Alle gingen nach der Gruft. Dort angelangt, ließ es sich der Vater nicht nehmen, mit eigenen Händen den Stein über dem Grabe wegzuwälzen. Und die Hilfe durfte auch nicht länger ausbleiben, denn die Natur hatte

ſchon von ſelbſt die düſtere Schlaftrunkenheit verjagt, und der Jüngling war zurückgekehrt aus dem Reiche Pluto's. Der Vater umarmte ihn mit der Zärtlichkeit, die ihr euch vorſtellen könnt, und da es ihm in der Freude dieſes Augenblicks an kräftigen Worten gebrach, hob er ihn ſchweigend aus der Gruft und ſtellte ihn ſo in Trauerkleider gehüllt dem Oberrichter vor. Als der Diener den Knaben am Leben ſah, dachte er, weil kein Tod erfolgt ſei, werde er Verzeihung erlangen und zugleich um der weitern Folterung zu entgehen, bekannte er alles. Man ergriff deshalb die Frau, führte ſie vors Gericht und nach kurzer Folterung bekannte auch ſie alles. Das Urtheil fiel dahin aus, daß der Diener, weil er das Verbrechen verübt, wenn auch der Tod nicht daraus erfolgt ſei, gehangen werde. Der Frau wurde auf die Bitten ihres Gatten und ihres Sohnes zwar das Leben geſchenkt, doch wurde ſie auf immer aus der Stadt verbannt. Dem Arzte wurde auf allgemeine Zuſtimmung das Geld, das er von dem Knechte als Zahlung für den Schlaftrunk erhalten hatte, gelaſſen. Der Vater aber, welcher in Gefahr geweſen war, ſeine beiden Söhne zu verlieren, vertauſchte ſie auf dieſe Weiſe gegen ein grundböſes Weib und gewann ſie wieder lebendig und ſchuldlos.

---

37. Bärenjagd.

(25, 1.)

In der Stadt Ricanati lebte ein Edelmann Namens Democrate, welcher ſehr reich und mit ſeinem Beſitz ſehr freigebig war; und als der erſte in ſeiner Stadt veranſtaltete er alljährlich Luſtbarkeiten und Schauſpiele, an welchen er ſich ſehr ergetzte. So beſchloß er denn auch

einſt einen Spaß zu veranſtalten, nämlich eine große Jagd von wilden Thieren in der Stadt, und zwar zu Ehren einiger fremden Herren, welche auf Beſuch zu ihm kommen ſollten. Er hatte daher aus verſchiedenen Gegenden mit ſehr bedeutenden Koſten eine große Menge wilder Thiere zuſammengebracht, worunter viele Bären waren; nun blieben aber die Herren, um deren willen hauptſächlich die Jagd angeſtellt werden ſollte, länger, als man erwartet hatte, aus, die Thiere konnten das eingeſchloſſene Leben nicht vertragen und viele ſtarben, und da ſie auf die Straßen geworfen wurden, kamen die armen Leute daher und zogen ihnen die Haut ab, um ſie zu eſſen. So war denn auch eine ſehr große und erſchrecklich anzuſchauende Bärin geſtorben und eine Räuberbande, die vor kurzem in die Stadt gekommen war, gründete auf dieſe Bärin einen Plan, den Democrate liſtig zu berauben und zwar auf folgende Weiſe. Sie nahmen die todte Bärin, trugen ſie in ihre Wohnung und zogen ihr geſchickt die Haut ab, ließen aber Kopf und Füße ganz. Nachdem ſie das Fell gänzlich vom Fleiſche gereinigt hatten, beſtreuten ſie es mit Aſche und legten es in die Sonne, um es zu trocknen; inmittelſt ließen ſie ſichs wohl ſein, indem ſie das Fleiſch verſpeiſten. Als das Fell trocken war, ſteckten ſie nach der bereits unter ihnen getroffenen Verabredung einen der Ihrigen mit Namen Traſileo hinein, nähten es ſorgfältig zuſammen und bedeckten die Naht mit den dicken Borſten, ſodaß man ſie nicht ſehen konnte; an die Stelle, wo der Bärin die Kehle durchſchnitten wurde, kam Traſileo's Kopf zu ſtehen und fand Raum genug um zu athmen und zu ſehen. So mußte man meinen, es ſei eine wirkliche Bärin. Nachher kauften ſie einen Käfig und ſperrten ihn hinein. Als die Sache ſo weit war, erhielten ſie, um ihren Betrug vollzumachen, eine Anzeige von einem gewiſſen Ricanore aus Albano, welcher in genauer Freundſchaft mit jenem Democrate ſtehen ſollte und in ſeinem

Lande ein groſser Jäger war. Die Räuber verfertigten nun Briefe, welche angeblich von jenem Freunde herrührten, des Inhaltes, er möge an dem Feſte, das er zu veranſtalten im Begriffe war, ihn Antheil nehmen laſſen. Als nun die Nacht nicht mehr weit entfernt war, brachten die Buſchklepper das Käfig mit der falſchen Bärin und dem Briefe dem Democrate, welcher die Gröſse des Thieres lobte, ſich über die zu ſo guter Stunde kommende Freigebigkeit ſeines Freundes erfreute und befahl den Bärenführern zehn Ducaten auszubezahlen und das Käfig mit der Bärin zu den andern Bären hinauszuſchaffen.

Hüte dich, Herr, ſagte einer der Räuber, da das Thier von der heftigen Sonnenhitze und dem langen Wege ſehr müde iſt, es mitten unter die vielen andern zu bringen, die auch, wie ich gehört habe, nicht ſehr geſund ſind. Laſs ſie im Hauſe an einen offenen Ort ſchaffen, wo die friſche Luft zukann, denn derlei Thiere ſind an den Aufenthalt in dichten Wäldern und friſchen Höhlen gewöhnt.

Democrate überlegte nun, daſs ihm viele geſtorben waren und ſchenkte deshalb den Worten des Mannes Beifall. Darum ſagte er, ſie ſollen das Thier ſelbſt unterbringen, wo es ihnen am zweckmäſsigſten ſcheine. Sie ſtellten daher das Käfig an einen Winkel des Hauſes, von wo Traſileo ſehen konnte, wohin man die Silbergefäſse brachte, die von dem Tiſche des Herrn abgeräumt wurden und deren er viele ſehr koſtbare beſaſs. Dann ſagten ſie: Wir ſind bereit, ſofern es nöthig iſt, in der Nähe zu bleiben; wir kennen ſeine Natur und können jetzt, da er müde und erſchöpft iſt, ihm Speiſe reichen, ſobald es dazu Zeit ſcheint.

Democrate antwortete: Wir brauchen euch nicht zu bemühen, denn meine Dienerſchaft iſt in Behandlung ſolcher Thiere wohlgeübt und weiſs jetzt ſchon, was ſie zu thun hat.

Nach diesen Worten nahmen die Räuber Abschied und gingen ein wenig vor die Stadt hinaus, wo sie an einer abgelegenen Stelle etwas abseits der Straße neben einem Kirchlein ein Grabmal sahen. Sie hoben den Deckel auf, der von der Länge der Zeit ganz abgenutzt war, fanden die Gebeine der Todten ganz in Staub gesunken und dachten, das wäre ein passender Platz um das zu verstecken, was sie aus dem Hause des Democrate hervortrügen. Sie erwarteten nun die dunkelste Zeit der Nacht, das heißt die Stunde, in welcher der Schlaf mit seiner ersten Heftigkeit sich der Sterblichen bemeistert, und stellten sich mit ihren Werkzeugen bewaffnet vor Democrate's Hause auf. Trasileo war inmittelst nicht weniger thätig gewesen; denn er hatte, sobald er merkte, daß Alles schlief, den Käfig verlassen, den Pförtner mit einem Messer erstochen, dann die Thüre geöffnet und seine Genossen eingelassen. Sobald die Spitzbuben im Hause des Democrate waren, zeigte ihnen Trasileo eine Vorrathskammer, worin er das Silber hatte niederlegen sehen. Sie öffneten mit ihren Eisenwerkzeugen die Thüre, beluden sich mit dem, was sie tragen konnten, und brachten es in das obengenannte Begräbniß und ließen einen von ihnen, während sie zurückkehrten, um das Übrige wegzutragen, zurück, um in der Nähe der Thüre zu beachten, ob im Hause eine Bewegung entstehe; denn sie dachten bei sich, der Anblick jener Bärin würde hinreichen, um die Dienerschaft zu schrecken, wenn einer davon etwa aufwachen sollte. Es stund allerdings auf das Geräusch hin ein Diener des Hauses auf und ging an die Thüre, um zu sehen, ob der Pförtner dort sei. Er sah ihn todt und das wilde Thier im Hause umhergehen. Darum schlich er leise hinweg und erzählte den andern, was er gesehen. Da dauerte es denn nicht lange, so war das Haus voll von Männern mit brennenden Fackeln, sodaß alle Finsterniß floh, und alle ohne Ausnahme brachten Waffen mit; die einen kamen mit Panzern, andere mit Lanzen

und Spießen und viele mit bloßen Schwertern; ja, was noch mehr iſt, ſie ließen große Jagdhunde kommen und umzingelten alleſammt die arme Bärin, ſodaß ſie ſie grauſam umbrachten, ohne daß der Menſch darin einen Laut von ſich gab. Dennoch hatte er allen, die es ſahen, einen ſolchen Schrecken eingejagt, daß auch den Todten keiner zu berühren wagte. Am Ende als ein Fleiſcher das Thier ſchinden wollte, entkleidete er den armen unglücklichen Räuber.

IV. Luigi Pulci.

1432.

---

38. Zwei Stücklein aus Siena.

An Frau Ippolita, Tochter des Herzogs von Mailand und Gemahlin des Herzogs von Calabrien.

Maſuccio, der Ruhm der Stadt Salerno, der Nachahmer unſeres Meſſer Giovanni, hochwohlgeborne Frau Ippolita, hat mir Muth gemacht, euer fürſtlichen Gnaden zu ſchreiben, als ich in dieſen Tagen in ſeinem Novellenbuch viel anmuthige Dinge las. Da ich erfuhr, daß ſelbige von euer Herrlichkeit gnädig aufgenommen und geleſen worden, machte ich es wie die Schiffer, welche ihre Fahrzeuge dahin zu richten pflegen, wo ſie denken, daß ihre Waaren Abſatz finden. Ich möchte nun aber zu der Claſſe derjenigen gerechnet werden, welche ihrem Geſchick und dem ſchwanken Brette nicht zu ſehr vertrauen und für den Anfang nur kleine Unternehmungen machen. So iſt denn meine Abſicht und Wunſch, nur in Kürze eine kleine Novelle von einem Bürger von Siena zu erzählen, die ich vor wenigen Jahren als wahr vernommen habe. Dieſer beging zumeiſt aus reiner Einfalt einen Fehler, ohne dabei an etwas Schlimmes zu denken. Glaube jedoch niemand, daß ich dies aus Haß oder ſonſt in böſer Abſicht ſchreibe, denn ich war immer der Freund jener erlauchten Stadt. Auch hat mich dazu nicht der Umſtand bewogen, daß wir zum Schreiben von ihnen ſind herausgefordert worden, indem ein gewiſſer Siener eine Anzahl Novellen angefertigt hat, in welchen er immer Florentiner einführt, die auf verſchiedene Weiſe von den

Sienern hintergangen worden seien; denn ich meines Theils würde es ihnen, so oft sie mich auch hintergingen, stets aus Freundschaft und Bruderliebe bereitwillig verzeihen, namentlich im Hinblick darauf, wie unser Heiland ja auch denen am Kreuz verziehen hat. Und ich mache darum keinen Anspruch auf den Lorbeerkranz; sondern wenn ich auf irgend eine Weise einer so hochansehnlichen Frau mich gefällig erweisen könnte, indem ich hiervon oder von andern passendern Dingen schreibe, da wir uns doch manchmal in allerlei Gelehrsamkeit und schönen Wissenschaften geübt haben, so wäre dies der wahre und rechte Preis und den wir allein für all unsere Bemühung anstreben.*)

Zur Zeit, da Papst Pius**) zu Corsignano***) war, begab sich zu Siena ein merkwürdiger thörichter Streich. Dieser wahrhaft würdige und mit Recht höchste Oberhirt, der den Namen des hochberühmten Trojaners wohl verdiente, war gekommen, um seinen alten Wohnort wiederzusehen und wiederaufzubauen, der von ihm ewigen Ruhm haben wird. Schon offenbarten sich die prächtigen Paläste und die andern Gebäude, welchen die hohen Mauern nicht gleichkommen konnten, und das Gerücht flog durch die ganze Stadt des Pius. Insonderheit aber wollte Siena vor Selbstgefühl und Verwunderung fast platzen. Ein Einwohner dieser Stadt, der noch am Leben ist und für einen sehr geachteten Kaufmann gilt, war in seinen frü-

*) Den Schluß der Dedication, blos aus persönlichen Lobsprüchen und Complimenten bestehend, übergehe ich.

**) Pius II, früher Äneas Silvius Piccolomini, Papst von 1458—1464.

***) Hartmann Schedel im Liber chronicarum (Augsb. 1497, Bl. 281) sagt: Pius eius nominis secundus papa Eneas cognomento Picolhomineus antea vocatus, natione Ytalus, Senis oriundus, Corsiniani ortus, patre Silvio, matre Victoria.... Is Corsiniani cum per etatem discere potuisset grammaticam didicit; annum vero XVIII agens Senas proficiscitur, ubi a necessariis et cognatis adiutus poetas primo, mox oratores audivit.

heren Jahren ein guter Kamerad und vertrauter Freund des Aneas Piccolomini gewesen, sie hatten einen groſsen Theil ihrer Kindheit miteinander verlebt und da allerlei Dinge ausgeführt, wie es ihr Alter und der Ort mit sich brachte. Als nun dieser die Wunderdinge von Corsignano und vom Papst hörte, wünschte er, auch einmal hinzugehen und ihn zu besuchen und die alte Freundschaft zu erneuern. Da besann er sich nun hin und her, wie er ihm zuerst etwas Passendes zum Geschenk übersenden könne. Oft dachte er, er sollte ihm nur eine Schildkröte schicken, denn er hatte eine gar schöne. Dann aber ging er auf Anrathen der Magd höher hinauf und er hätte damals alles gegeben um einen Igel oder eine ähnliche Thorheit. Zufällig kam desselbigen Tages Messer Goro nach Siena. Sobald unser Held das erfuhr, fiel ihm wie ein Stein vom Herzen, er meinte, Gott habe ihm den Mann hergesandt, daſs er sich bei ihm wegen des Geschenkes Raths erholen und ein Mittel ausfindig machen könne, um sich bei dem Papst wieder in Erinnerung zu bringen, denn er wuſste, wie viel dieser bei seiner Heiligkeit galt und vermochte, und er konnte doch nicht so ohne weiteres hintreten und dem Papst die uralten wurmstichigen Geschichten ins Gedächtniſs rufen. Er machte ihm daher auf der Stelle einen Besuch, und als sie sich kaum angeredet, rief er ihm entgegen: Nun, was macht denn der fromme Heilige, Messer Äneas? Ists wahr, daſs er Papst geworden ist? Wir haben vor Zeiten manchen Schoppen miteinander getrunken. Ich will zu ihm gehen und ihn fragen, ob er auch noch an die Backenstreiche denkt, die ich ihm bei Fontegaia gegeben habe, als ich machte, daſs er das Geld fallen lieſs.*)

*) Die Reden sind im Siener Volksdialekt, und ich weiſs nicht, ob ich immer recht deute; biezo ist wol dem venedischen bezzo gleich? Vielleicht sollten in der Übersetzung die Worte in Berliner Mundart oder einer ähnlichen wiedergegeben werden. Mir ist jedoch keine solche geläufig.

Aber er war damals der zuckersüßeste Junge von der Welt.

Nachdem er noch vieles thörichte Zeug vorgebracht, begehrte er, Meſſer Goro ſolle ihm verſprechen, auf den Abend mit ihm zu eſſen, und Meſſer Goro nahm es an. Darauf ging er hinweg, kehrte nach Hauſe und hielt mit ſeinen Freunden Rath, welche Anſtalten zu treffen ſeien, um ihm gebührende Ehre zu erweiſen. Sie putzten nun das Haus ſehr reich auf; dann ſtritt man ſich über die Speiſen, und es war unter ihnen die Rede von Pfauen ſammt den Federn, denn ſie hatten ſagen hören, früher habe man ſolche in Rom bei Gaſtmahlen gegeben und noch jetzt ſei es in Florenz üblich; aber es war ihnen nur wie ein Traum, auch wußten ſie nicht eine andere Zubereitung zu denken, als im Waſſer ſieden. So wurde denn verabredet, es auszuführen. Da ſich aber keine Pfauen vorfanden, gingen ſie auf den Campo *), wo andere Sachen der Art verkauft wurden, und handelten zwei wilde Gänſe ein, die dort feil waren; denn ſie dachten, dieſe haben doch ziemlich viele Ähnlichkeit mit den Pfauenweibchen wegen gewiſſer Flügelfedern, und mit dieſen können ſie Meſſer Goro leicht hintergehen. Sie ſchnitten ihnen die Füße und die Schnäbel ab, trugen ſie heim und warfen ſie ſammt allen Federn in den Siedkeſſel, bereiteten auch mehrere andere Gerichte nach ihrer Weiſe. Am Abend kam nun Meſſer Goro und brachte noch einige Hofleute mit. Der Wirth empfing ihn ſehr heiter und führte ihn, wie es gebräuchlich iſt, durch das aufgeräumte Haus. Dabei begegnete ihm aber vor lauter Gefälligkeit ein kleines Misgeſchick. Er hatte nämlich das Wappen des Papſtes über die Küchenthüre gehängt

*) Der ſchönſte öffentliche Platz in Siena heißt la piazza del campo, tiefer als die ihn einfaſſenden Gebäude, mit einem ſchönen Brunnen von Jacopo della Guercia, der davon den Namen del Fonte hat. Vgl. K. Förſter's Handbuch für Reiſende in Italien. München 1842, S. 491.

und das des Meſſer Goro war drinnen im Gußſtein. Indem er ihm nun dies zeigen wollte, hielt er die Lampe, die er in der Hand hatte, ſo hoch, daß er gar geſchickt ihm eine ganze Ladung Öl über ſeinen rothen Mantel herabgoß, was denn einige Störung in die Sache brachte. Er merkte, daß er etwas Unpaſſendes angerichtet hatte, zog ihm demnach den Mantel eilig ab und ließ ihn eine Weile in ſeinem ſaubern Wamms im Saal ſtehen, während er in ein Zimmer lief, von da er ihm ſeinen langen Winterüberrock holte, der mit dickem ſchwarzen Schöpſenpelz gefüttert war und den er ihm ſofort überwarf. Meſſer Goro ließ ſich das, in Betracht daß es ſo ehrlich gemeint war, gutwillig gefallen, obgleich damals Sommer und die Hitze nicht unbeträchtlich war. Unterdeſſen waren Anſtalten zum Händewaſchen getroffen worden, man ſetzte Meſſer Goro zu oberſt an den Tiſch und dann die andern Hofleute, die mit ihm gekommen waren, und zu Anfang verſpeiſten ſie viele gute ſüße Torten. Sodann wurde Meſſer Goro eine Schüſſel vorgeſetzt mit den Pfauen ohne Schnabel und einer aufgefordert, ſie zu zerſchneiden. Da derſelbe aber in ſolchem Geſchäft außer Übung gekommen war, mühte er ſich eine gute Weile damit ab, die Vögel zu rupfen, und war ungeſchickt genug, den Saal und den ganzen Tiſch mit Federn anzufüllen und dem Meſſer Goro und den andern die Augen und den Mund und die Naſe und die Ohren. Sie merkten zwar wol das Lächerliche der Sache, ſchwiegen aber und nahmen, um die Ordnung nicht zu ſtören, manchmal einen Biſſen von den andern Speiſen und würgten damit wieder einige Federn hinunter. An dieſem Abend wären Sperber und Habichte gut am Platze geweſen. Als nun dieſes verwünſchte Gericht abgetragen war, kamen viele Braten, freilich mit viel Kümmel. Aber alles wäre noch hingegangen, hätten ſie nicht noch zuletzt einen Fehler gemacht, ja in ihrer Thorheit dem Meſſer Goro und ſeinen Begleitern am Eſſen faſt einen

garſtigen Spuk geſpielt. Der Hausherr hatte nämlich mit ſeinen Räthen verabredet, den Gäſten zu Ehren eine Schüſſel mit Sulz zu bereiten, und darauf wollten ſie, wie das manchmal in Florenz und anderswo Sitte iſt, das Wappen des Papſtes und dasjenige Meſſer Goro's mit gewiſſen Denkſprüchen darſtellen. Dazu nahmen ſie Operment, Bleiweiß, Zinnober, Grünſpan und anderes tolles Zeug und ſo wurde die Platte dem Meſſer Goro mit großem Prunk und als etwas ganz Beſonderes vorgeſetzt. Meſſer Goro und alle ſeine Begleiter ließen ſich auch umſomehr davon belieben, als ſie damit den Geſchmack der bittern Kümmelbrühen und der andern ſeltſamen Speiſen wegzubringen hofften, in der Vorausſetzung, es ſei aus Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, wie man ſie anderwärts, wo es recht zugeht, anwendet, als Safran, Mandelmilch, Sandelholz, Kräuterſäften und dergleichen. So fehlte wenig, daß nicht die Nacht darauf einer oder der andere von ihnen ins Gras beißen mußte; namentlich hatte Meſſer Goro Kopfſchmerz und Magenbeſchwerden und gab vielleicht alle Federn der wilden Gänſe wieder von ſich. Nach jenem teufliſchen vergifteten Eſſen kam noch ziemlich vieles Zuckerwerk und damit war die Mahlzeit zu Ende. Der Wirth war dabei dem Meſſer Goro beſtändig zur Seite geweſen, lehnte auf ſeinem Rücken und über den Kopf und wich den ganzen Abend nicht von der Stelle, ſodaß er theils wegen dieſer Zudringlichkeit, theils wegen des unpaſſenden langen Überkleides den ganzen Abend vor Hitze faſt verſchmachtete. Dabei ſchwatzte der Wirth unaufhörlich nach ſeiner Weiſe vom Papſt und ließ endlich noch durch ſeine zwei Knaben eine Schaukel bereiten*), was den Gäſten ein erſchreck-

*) Pulci führt von dieſem Spiel, das er zuerſt, vermuthlich ſteniſch, le bisciaccole nennt, noch „damit man es beſſer verſtehe" folgende Benennungen aus andern italiäniſchen Städten an, welche wir deutſch nicht wohl wiedergeben können: aus Florenz l'altalena, Piſa anciscocolo, Colle il pendolo, Rom la prendi-

liches Spiel vorkam. Ein guter Theil der Nacht war jetzt vorüber und Meſſer Goro ſammt ſeinen Begleitern aus mehr als einem Grund der Thorheiten ihres Wirthes müde; deshalb nahmen ſie Abſchied und gingen nach Hauſe, wo ſie während einer übeln Nacht mehr als einmal veranlaßt waren, das Nachteſſen zu bereuen. Der aber, der es veranſtaltet hatte, war der Meinung, es ſei alles ganz vortrefflich abgelaufen, abgeſehen von der großen Lampenſpur, welche Meſſer Goro an ſeinem Mantel mit fortnahm; und er dachte in ſeinem Sinn, das Rupfen der geſottenen Gänſe ſei doch ein ſtattliches Schauſpiel geweſen. In dieſer Überzeugung, worin ihn noch die höflichen Reden des Meſſer Goro beſtärkten, verließ er am andern Morgen früh die Stadt, um allerlei Geſchäfte ins Reine zu bringen und ſodann einige Tage um ſo ungeſtörter in Corſignano ſein zu können. Da nun das Schickſal ſehr ſcharfſinnig iſt und wie mich deucht alle Liſt auffindet, wenn es einmal einen recht zum Narren machen will, begab es ſich, daß, als an demſelbigen Tag unſer ſchlimmer Vogel nach Siena zurückkehrte, er einen andern noch ſeltſamern Vogel, als er ſelber war, auffand. Es ging nämlich ein Landmann ein wenig vor ihm drauß' auf der Straße, welcher einen Grünſpecht gefangen hatte und ihn zum Verkauf nach Siena trug. Dieſer Vogel trägt außer ſeinem grünen Kleide am Kopfe noch einige rothe Federn und pflegt mit ſeinem langen Schnabel gar ſehr die Ameiſen zu verfolgen, weshalb unſere Poeten fabeln und erzählen, es ſei ein alter König von Italien geweſen Namens Picus, der ſich in dieſen Vogel verwandelt habe. Darum behält er auch noch im Italiä-

---

ſendola, Genua lo balsico, Neapel la salimpendola, Mailand lidoca. Gäbe uns jemand eine Beſchreibung und Geſchichte volksmäßiger Spiele, ſo wäre das ſicher eine dankenswerthe Arbeit. Manches Intereſſante dafür theilt ſchon Regis zum Rabelais (II, 98. 115. 452. 582.) mit. Das Wörterbuch der Crusca beſchreibt die altalena als Kinderſpiel ganz wie unſere Schaukel.

nischen den Namen bei und die Streifen des königlichen Mantels.*) Als unser Siener den Vogel sah, meinte er, es sei ein Papagai, und plötzlich fiel ihm ein, das wäre ein passendes Geschenk, um es dem Papst zu senden, frug demnach den, der ihn trug: Wo trägst du den Papagai da hin?

Der Bauer aber war pfiffiger, als er; er merkte die Dummheit des Mannes und antwortete, wohl wissend, daß die Papagaien sehr geschätzt sind, er bringe ihn einem Freunde zum Geschenk; ließ sich sodann eine Weile bitten und gab ihm endlich das Thier hin kaufsweise um drei Pfund, worauf er nach Hause ging und sehr froh war über sein Tagewerk. Unser Närrlein ging gleichfalls ganz heiter mit seinem Vogel nach Siena, und es war ihm als hätte er ihn gestohlen, ließ sogleich einen Käfig bestellen und das Wappen der Piccolomini drauf malen nebst manchen andern artigen Dingen und sperrte seinen Papagai hinein. So ließ er ihn in seiner Eitelkeit zwei oder drei Tage an der Bude des Malers öffentlich ausstellen, damit es auch jedermann sehe. In der That ganz Siena hatte Zeit genug, es zu betrachten, und es war nur zu verwundern, daß in einer so großen ehrenwerthen Stadt unter einer so zahlreichen Einwohnerschaft auch nicht ein einziger gescheidter war als die andern, und wußte, ob das ein Grünspecht war oder ein Papagai. Endlich schickte er wirklich den Käfig sammt dem gewichtigen Vogel nach Corsignano und er wurde dem Papst im Namen seines Freundes ausdrücklich als Papagai

*) Italiänisch heißt er Picchio. Die Mythe erzählt Ovid in den Metamorphosen B. XIV, Z. 320 ff. Dort heißt es u. a.:

Jener entfliehet, doch indem er sich selber bekannt, daß er schneller
Laufe, denn sonst, entdeckt er am eigenen Leibe Gefieder.
Und ganz zornig darob, daß er plötzlich ein neues Geflügel
Latiums Wälder besuch', anhackt er mit hornigem Schnabel
Waldbäum, Wunden erbost schlägt er in die ragenden Äste.
Purpurfarbe gewinnt das Gefieder vom Purpurgewande;
Wo die Spange zuvor das Kleid mit Golde geheftet,
Ward nun Alaun, und den Nacken umläuft goldfarben ein Ringel.
Nichts bleibt außer dem Namen zurück vom vorigen Picus.

überreicht. Das Geſchenk hätte in keinem paſſendern Augenblick ankommen können, denn Meſſer Goro war gerade in dieſen Tagen nach Corſignano zurückgekehrt und hatte ſeiner Heiligkeit dem Papſt und dem ganzen Hofe die Geſchichte von dem Nachteſſen erzählt und von dem Lampenguß und von ſeiner Bangigkeit in der Nacht darauf. Da er nun dieſe neue Thorheit ſah mit dem in einen Papagai verwandelten Grünſpecht, beruhigte er ſich um ſo leichter über ſeine eigenen Unfälle. Obgleich aber dieſe Herzenseinfalt dem Papſt und allen ſeinen Hofleuten viel zu lachen gab, ſo war man doch in Siena der feſten Überzeugung, daß es ein Papagai geweſen ſei, und in der ganzen Stadt gab man ſein Wort darauf und ging Wetten darüber ein. Und ſo dauerte der Tanz einen Monat oder länger, daß man über dieſen Vogel in Corſignano lachte und in Siena ſtritt, und man könnte noch jetzt täglich Leute dort finden, die darauf beharren, wie namentlich der, der ihn überſchickte. Derſelbe ging wenige Tage nach Übermachung des Geſchenkes hin um den heiligen Vater zu beſuchen und ward gnädig aufgenommen, blieb daſelbſt auch mehrere Tage zu ſeinem Vergnügen. Sobald er den Papſt ſah, lief er auf ihn zu wie ein Verrückter, erinnerte ihn an die vielen Schoppen und Backenſtreiche und ſagte ſo viel tolles Zeug, daß der Papſt immer wieder und von neuem lachte. Endlich empfing er ſeinen Segen und kehrte nach Siena zurück ganz getröſtet über den Papſt und über Corſignano und vor allem über ſeinen Vogel. Und er würde noch heutiges Tages Stein und Bein ſchwören, es ſei ein Papagai geweſen, als hätte er ihn eigenhändig aus ſeinem Neſte an dem Nilufer geholt, woher ſie kommen ſollen.

V. Gentile Sermini.

1430.

39. Ser Pace.

(Nov. 5.)

In der prächtigen Stadt Rom lebte ein Prieſter Namens Ser Pace, welcher als Pfarrer eines Kirchleins mit einer guten Pfründe anſtändig lebte. Er war ein Mann von milder Gemüthsart und höflichen Sitten, war einer guten Tafel nicht gram und lud häufig andere Geiſtliche zum Eſſen zu ſich. Als er einſt eines Wärſchen benöthigt war, lief ihm einer aus Colle im Elſathal Namens Maſetto in die Hände, welcher gerade als Knecht Dienſte ſuchte. Sie ſprachen miteinander und kamen überein, daß Maſetto auf Lebenszeit ſich zu ihm verdingte, mit dem Verſprechen, ſo genau als möglich zu erfüllen, was Ser Pace zu ihm ſage; Ser Pace nahm ihn ebenfalls auf Lebenszeit an und ſetzte für ſich fünfundzwanzig Gulden Buße feſt, wenn er ihn fortſchicke, und das Gleiche für Maſetto, wenn er ſeine Entlaſſung begehre. Weil aber Maſetto in einem loſen Alter ſtand, das dem Hausherrn geringere Gewähr leiſtete, übergab er von ſeiner Habe dem Ser Pace zwanzig Ducaten und ein ſilbernes Geſchmeide ſieben Loth ſchwer, einen kleinen Falken darſtellend, alles miteinander in Verſatz. Ser Pace ſicherte die Übereinkunft noch durch die Hand eines öffentlichen Notars; es wurde ein Papier darüber aufgeſetzt und als daſſelbe im Reinen war, wohnte Maſetto mit Ser Pace zuſammen, kam ſeinem Dienſte mit großem Eifer nach und erwarb ſich Ser Pace's Zu-

neigung in hohem Grade. Etwa vierzehn Tage ging der Dienſt in Ordnung; nun aber begann Maſetto das ins Werk zu ſetzen, weshalb er eigentlich zu Ser Pace gegangen war. Es war die große Faſtenzeit; da ſprach Ser Pace zu Maſetto: Morgen kommen vier Prieſter zu mir zum Frühſtück. Kaufe zehn Pfund Fiſche und rüſte ſie gut zu! Weiche Bohnen ein! Koche aber nicht viele, denn es iſt nicht grade eine Speiſe für Prieſter. Daß es nur an den Fiſchen nicht fehlt!

Maſetto antwortete: Ganz recht, geſtrenger Herr!

Und er ſorgte für Alles. Er rechnete, da es fünf Prieſter waren, legte er elf Bohnen ins Waſſer, nämlich zwei für jeden und eine für ſich, und am andern Morgen ſetzte er ſie ſo zum Feuer. Auch bereitete er die Fiſche köſtlich zu, wie ihm Ser Pace anbefohlen hatte. Alles war fertig, die Stunde der Mahlzeit kam und die Geiſtlichen traten ins Haus. Maſetto empfing ſie freundlich, reichte ihnen Handwaſſer, ſie ſetzten ſich zu Tiſch und nach einem würzigen Salate trug Maſetto die Teller auf mit je zwei Bohnen auf einem. Die Geiſtlichen verwunderten ſich über dieſen Anblick und ſahen einander an. Als aber Ser Pace dies bemerkte, ſprach er zu Maſetto: Was iſt das für eine Ärmlichkeit? Geh, ſchöpfe mehr heraus! Biſt du verrückt? Solche Teller ſetzt man nicht Prieſtern vor.

Maſetto antwortete: In der Schüſſel iſt nur noch eine Bohne für mich. Wenn ihr ſie wollt, ſo will ich ſie euch bringen.

Was ſagſt du? ſprach Ser Pace, ſtand auf und wollte es ſehen. Er fand es auch wirklich ſo. Darüber tadelte er ihn ſehr und ſprach: Sieh zu, daß dir dies nicht wieder begegnet!

Maſetto antwortete, er habe es nur aus Gehorſam ſo gemacht. Er habe ihm ja befohlen, nur wenig zu kochen, deshalb habe er zwei auf jeden Geiſtlichen und eine auf ſich gerechnet.

Genug damit für jetzt, sagte Ser Pace. Gib uns die Fische!

So ging das Frühstück hin. Nachher aber gab er ihm einen heftigen Verweis und sprach: Mache, Masetto, daß dergleichen nicht wieder vorkommt!

Dieser antwortete: Ganz recht, gestrenger Herr!

Ser Pace sagte zu den Priestern: Morgen will ich euch schadlos halten; ich erwarte euch daher alle morgen Vormittag hier zum Frühstück.

Sie nahmens an und Ser Pace gab nun Masetto die erforderliche Weisung, was er für morgen vorzubereiten habe, nämlich Salsinen und frische Fische, außerdem solle er Erbsen einweichen.

Nimm dich in Acht, fügte er hinzu, daß es nicht wieder geht, wie heute morgen! Lege reichlich ins Wasser! Die Priester wollen keine Possen auf dem Teller. Koche vollauf, nicht so ärmlich!

Masetto antwortete: Ganz recht, gestrenger Herr!

Als es nun Zeit war, nahm er einen halben Scheffel Erbsen, den Ser Pace vor wenigen Tagen gekauft hatte, und weichte alle ein. Am Morgen aber setzte er sie in drei großen Töpfen zum Feuer und ließ sie kochen. Alles war im Reinen, als die Priester zum Frühstück kamen, sie saßen zu Tisch, Masetto hatte die Teller für sie zugerüstet und trat nun in den Saal mit solchen Erbssuppen, daß nicht nur Priester, sondern sogar Schweine*) von Castri**) sich über diese Masse geschämt hätten, so viele Erbsen setzte er ihnen vor. Als Ser Pace die Erbsenbescheerung sah, sprach er: Masetto hat uns für gestern Morgen entschädigen wollen.

Und so lachten alle miteinander über diese Kübel***)

*) Cigarini finde ich nirgends erklärt.

**) Das alte Delphi.

***) Catinate, ein Wort, das die Crusca nicht aufführt, von catino. Vielleicht erlaubt man mir darum auch das schwäbische Kübel, verwandt mit Kufe.

mit Erbſen. Maſetto beſchäftigte ſich ganz unbefangen weiter damit, die Fiſche nach dem Geſchmack der geiſtlichen Herren zuzubereiten und die Gläſer immer neu zu füllen, daß, wenn er ſich ihnen geſtern durch ſeine Armſeligkeit verhaßt gemacht hatte, ſie ſich jetzt für entſchädigt halten und ſeine Freigebigkeit loben mußten.

Eßt nur rüſtig drauf los, antwortete Maſetto. Es iſt genug da um von Allem zu eſſen, namentlich Erbſen.

Ser Pace ſagte: Haſt du uns denn noch nicht alle hereingebracht?

Es iſt noch ſo viel übrig, ſagte Maſetto, daß ich wol zwanzig Trachten, größer als dieſe, hereinbringen kann.

Nachdem das Eſſen vorbei war, wollte Ser Pace doch nachſehen und fand drei große Keſſel voll Erbſen über dem Feuer. Er rief ſeine Geſellſchafter herbei, zeigte ſie ihnen und ſprach zu Maſetto: Was Teufels haſt du gemacht? Dieſe Erbſen hätten ja für hundert Mann ausgereicht. Haſt du denn alle Erbſen gekocht, die da waren?

Maſetto erwiderte: Ja, geſtrenger Herr!

Dieſer aber war darüber erzürnt und ſchalt ihn heftig aus, Maſetto aber vertheidigte ſich und ſagte: Ich thue, was ihr mir befehlt, und ihr zürnet! Geſtern ſagtet ihr mir, ich ſolle wenig Bohnen kochen, ich that es und ihr wart böſe; dann ſagtet ihr mir, ich ſolle reichlich Erbſen kochen, ich that es und ihr ſchmähltet mich aus. Das iſt ſehr unrecht von euch. Ihr wißt, daß eine Strafe darauf geſetzt iſt, wenn ich nicht thue, was ihr mir befehlt; ich gebe mir alle Mühe und doch werdet ihr zornig über mich. Ich thue es nur, um nicht fünfundzwanzig Ducaten zahlen zu müſſen.

Hiermit hörte die Zwieſprach auf, und wer es mit angehört hätte, der hätte Ser Pace Unrecht und Maſetto Recht geben müſſen, ſo gut wußte dieſer zu ſprechen.

Darüber gerieth denn Ser Pace in Wuth und ſagte zu Maſetto: Mach, daß du mir heute das Haus räumſt!

Nach dieſen Worten ging er mit ſeinen Geſellſchaftern aus und ſchloß die Thüre von außen mit dem Schlüſſel, ohne Antwort abzuwarten. Als Maſetto ſeine Worte hörte und ſich einſchließen ſah, rief er mit lauter Stimme nach: Auf welchem Wege ſoll ich denn das Haus räumen? Ihr habt mich ja eingeſchloſſen.

Voll Ärger rief Ser Pace: Durch die Fenſter meinetwegen.

Ganz recht, geſtrenger Herr! ſagte Maſetto. Die Geiſtlichen gingen in die Veſper, Maſetto aber, in ſtrengem Gehorſam, ſchickte ſich an, ſeinen Befehl zu vollziehen. Er fing alſo an, durch die Fenſter das Haus zu räumen; er fing von oben an; alles, was im Saale war, Tafeln, Bänke, Tiſche, Zwehlen, Krüge, Becher, Unterſätze, Schüſſeln, Schaalen, Beſtecke warf er zu den Fenſtern hinaus auf den Platz. Dann ging es nach der Küche; Keſſel, Pfannen, Röſte, Brandeiſen, Holzplatten, Teller und was er dort fand, flog aus dem Fenſter auf den Platz. Dann im Schlafzimmer das Bett, die Bettlade, Koffer mit Allem was darin war, Kapuzen, Paramente, Tücher, Bücher und was er ſonſt fand, nichts blieb darin, es mußte durch die Fenſter in den Pfarrhof hüpfen. Den Hühnerſtall leerte er ganz aus und warf ihn hinab. Auf dem Speicher lag ein großer Berg Korn, den leerte er Sack um Sack zum Fenſter hinaus und ſchüttete daſſelbe auf den Durcheinander der andern Sachen. Als nun Ser Pace und ſeine Geſellſchafter aus der Veſper kamen, ſagten ſie: Wir wollen doch ſehen, ob ſich Maſetto aus dem Fenſter geſtürzt hat.

Sie gingen hin, und als ſie an die Thüre des Platzes oder Hofes, wie man es heißen will, kamen, hörten ſie ein lautes Krähen und Durcheinanderfliegen der Hühner, weil Maſetto eben wieder einen Sack voll Körner herabgoß. Ser Pace wunderte ſich über den Vorfall, öffnete

wüthend das Hofthor, und ſah denn hier alle ſeine Habſeligkeiten übereinandergeworfen und zerbrochen. Voll Grimm ſchrie er auf und rief Maſetto zu: Verräther, was machſt du?

Maſetto, einen andern Sack herabſchüttend, antwortete ganz erſchöpft: Ich räume aus, wie ihr mir geſagt habt. Ich habe nur noch wenig Korn auszuleeren, dann ziehe ich den Fäſſern die Zapfen aus und ſo werde ich bald ganz fertig ſein. Macht nur noch einen kleinen Gang um eine Ecke! Wenn ihr wiederkommt, ſo werdet ihr Alles gethan finden, daß auch nicht ein Härchen mehr übrig bleibt.

Ser Pace ſpie Feuer und Flammen vor Entrüſtung und ſagte: Verräther, geh mir aus dem Hauſe!

Er nahm einen Stock und eilte die Treppe hinauf, um ihn damit zu bedienen. Maſetto aber, welcher jung und gewandter war als er, lief ihm davon. Ser Pace folgte ihm nach und jagte ihn zum Hauſe hinaus. Als Maſetto vor der Hausthüre angelangt war, ſprach er zu den vier Geiſtlichen: Ihr ſeid meine Zeugen, daß er mich zum Hauſe hinausgejagt hat.

In demſelben Augenblick kam zufällig der Ritter des Senators vorbei. Von dem Geſchrei aufmerkſam gemacht, kam er herzu, hörte den Fall und führte Ser Pace und Maſetto gefangen mit ſich; die vier Prieſter folgten. Alle wurden dem Senator vorgeführt und Ser Pace ſetzte demſelben den ganzen Schaden auseinander, welchen ihm Maſetto zugefügt hatte.

Gnädiger Herr Senator, ſprach Maſetto, laßt mir mein Recht werden! Weil aber Ser Pace Prieſter iſt, ſo laßt ihn Gewähr leiſten, daß er Recht gibt und eure Gerichtsbarkeit anerkennt.

So geſchah es. Ser Pace unterwarf ſich dem Gericht und leiſtete hinreichende Gewähr. Darauf ſetzte Maſetto ſeine Angelegenheit auseinander, zeigte den mit Ser Pace eingegangenen ſchriftlichen Vertrag vor und

erwähnte die Bußen und das Unterpfand. Ser Pace dagegen erzählte, welchen Schaden er genommen habe. Während nun der Herr Senator und einer seiner Gehilfen die Parteien verhörte, hatte die Erbsenbrühe ihren Lauf vollbracht und äußerte ihre Wirksamkeit so gewaltig, daß Ser Pace's Schinkentasche sich ganz mit solcher Suppenbrühe füllte. Als die Kunde von diesem Ereigniß dem Herrn Senator zu Ohren, oder vielmehr zur Nase kam, wurde ihm der Priester verhaßt, er sagte zu seinem Gehilfen, er solle die Leute abfertigen und wegschicken. Dieser hatte die Gründe, die jeder für sich beibrachte, angehört und sprach nun das Urtheil, Ser Pace müsse dem Masetto fünfundzwanzig Gulden Buße zahlen und das ganze Unterpfand, das ihm Masetto gegeben hatte, zurückerstatten. Ser Pace beschwerte sich darüber, Masetto aber vertheidigte sein Recht.

Herr Senator, sprach er, wundert euch nicht, daß diese schurkischen Pfaffen sich diesen Abend so aufführen! Das begegnet ihnen alle Tage bei ihrem schlemmerischen Fressen und Saufen. Alle Tage geht es hoch her bei ihnen und ich hatte die Unlust davon.

Der Herr Senator that nun in der besagten Weise den Spruch, daß Masetto für Alles bezahlt werden müsse. Und somit schied er befriedigt. Ser Pace und seine Genossen aber scheiden sehr unzufrieden, denn sie hatten zum Schaden noch die Schande. Alle gingen mit Ser Pace in sein Haus, um ihm zu helfen, seine Sachen, die Masetto auf den Platz oder in den Pfarrhof geworfen hatte, wieder einzuräumen und aufzustellen. Zu dieser Arbeit nahm er einige Nachbarn in Anspruch und viele unterstützten ihn aus Mitleid. Und als sie von Ser Pace hörten, wie die Sache gegangen war, bemitleideten ihn alle. Unter den Hilfeleistenden war auch ein junger Mann aus Sciano in Ombrone im Gebiete Sienas, Namens Pela. Als er den Schaden sah und Nachricht davon bekam, ergriff ihn Mitleid; er rief Ser

Pace bei Seite und bot sich ihm folgendermaßen zum Dienst an.

Ich habe, sagte er, ihn soeben zum Sanct Peters Thor hinausgehen sehen; aber ich sage euch, da ich gesehen habe, was er hier angestellt hat, habe ich mir vorgenommen, wenn ihr damit einverstanden seid, daß er dieses Geldes nicht froh werden soll. Sagt mir nun genau, wie viel Geld er von euch bekommen hat und in welcher Münze. Dann laßt mich nur machen! Ihr sollt sehen, wer mehr kann, der Colligianer oder der Scialinge. Ich bin besser zu Fuß als er, und werde ihn bald einholen. Macht euch nur keine Sorge! Ich will es euch schon wieder einbringen.

Ser Pace nahm das Anerbieten dankbar an und empfahl ihm allen Eifer. Sie wurden einig und Ser Pace gab ihm Geld zu seinen Auslagen.

Ich darf jetzt nicht länger warten, sagte dieser. Haltet die Sache geheim und laßt mich sorgen!

So schied er in stillem Einverständniß mit ihm. Er eilte Masetto nach und erfuhr von Zeit zu Zeit, daß er ihm nicht mehr weit voraus sei; doch wanderte er zwei Tage, bis er ihn erreichte; es war dies in der Herberge zu Bolsena.*) Sie kehrten dort ein, es waren viele Fremde dort, und so blieben die beiden daselbst über Nacht. Pela war unbekannt, er sprach mit Masetto und den andern ohne Unterschied, gab vor, er sei von Sutri und gehe nach Siena. Schon gestern hatte Pela auf den Namen eines Colella von Sutri an einen gewissen Ventura von Sciano einen Brief geschrieben folgenden Inhaltes:

„Ich habe deinen Brief erhalten, in welchem du mir aufträgst, ich solle durch den Überbringer, deinen Sohn Salvi, dir fünfundvierzig Ducaten schicken, die ich dir noch als Rest für die Thiere, die du an mich verkauft

*) Sermini: Bolfino.

haſt, ſchuldig bin. Vor Allem bitte ich um Entſchuldigung, daß ich nicht im Stande geweſen bin, dir ſie früher zu ſchicken. Jetzt aber habe ich nach Leſung deines Briefes die ganze Summe dem Salvi eingehändigt, nämlich zwanzig venezianiſche Ducaten und fünfundzwanzig römiſche. Darum bitte ich dich, hiermit meine Rechnung zu tilgen. Ferner, da mir Salvi erzählt, daß du deine Tochter verheirathet haſt, ſchicke ich dir ein kleines Geſchmeide für ſie zum Andenken von mir, nämlich einen kleinen Falken mit einem Kettchen von Silber, im Ganzen ſieben und ein Viertel Loth ſchwer. Ich ſehe wohl, daß ich nicht ſo viel thue, als du verdienteſt. Du mußt mir eben verzeihen. Freilich habe ich ſo viel Freundlichkeit von dir genoſſen, als ich dort war, daß ich gar nicht weiß, wann ich dir dafür lohnen kann. Dein Dienſtbereitwilliger" u. ſ. w.

Als der Brief geſchrieben war, faltete er ihn und ſteckte ihn in den Buſen, legte ſich auch den Namen Salvi bei. Am Morgen nun machte er ſich unter irgend einem guten Vorwand an Maſetto und wünſchte ihm guten Morgen. Sobald er bemerkte, daß dieſer ſich zum Weiterreiſen anſchickte, ſagte Pela: Iſt vielleicht unter dieſen Gäſten einer, der nach Acquapendente geht?

Ich, antwortete Maſetto.

So laßt uns miteinander gehen, ſagte Pela; denn ich gehe lieber in Geſellſchaft als allein.

Nachdem der Wirth bezahlt war, machten ſie ſich alſo auf den Weg. Abends langten ſie in Acquapendente an und gingen miteinander in die gleiche Herberge und Wohnung. Am Morgen, als ſie weiter wollten, ſagte Salvi zu Maſetto: Erwarte mich hier! Ich will nur da einen Brief an jemand abgeben.

Maſetto glaubte das und erwartete ihn beim Feuer. Salvi aber ging alsbald zum Schultheißen und klagte den Maſetto an, er habe ihm in der Nacht fünfundvierzig Ducaten und ein ſilbernes Geſchmeide geſtohlen. Weinend flehte er um den Schuz des Beamten und gab an, in

welcher Herberge der Dieb sich befand. Er wußte es auch so geschickt anzubringen, daß der Beamte ihm vollkommen Glauben beimaß und ihm vier Häscher mitgab, um den Dieb zu fassen. So wurde denn Masetto in der Herberge festgenommen, zum Schultheißen geführt, in enge Haft gebracht und mit der Folter verhört. Da er aber nicht gestand, wollte der Schultheiß den Salvi noch weiter vernehmen. Dieser aber sagte, noch immer weinend: Gestrenger Herr, beweisen kann ich's euch nicht, denn zum Stehlen zieht einer keine Zeugen bei; aber ich sage euch die Wahrheit, und wenn es nicht so ist, so laßt mich hängen! Er hat mir fünfundvierzig Ducaten gestohlen, die ich von Colella in Sutri eingezogen hatte, und zwar zwanzig venezianische und fünfundzwanzig römische, den Kaufpreis für das Vieh, das mein Vater an ihn verkauft hat, und überdies ein silbernes Geschmeide, das er meiner Schwester schenkte. Da ist der Brief von Colella.

Damit reichte er ihn dem Beamten hin.

Ich kann nicht lesen, fuhr er fort; schaut zu, was in dem Briefe steht. Und wenn er die Sachen nicht bei sich hat, so will ich das Leben verlieren. Dieser schurkische Masetto hat in Sutri ausgespäht, daß ich das Geld bei mir habe, dann hat er sich an mich gemacht, um mich unterwegs zu bestehlen, und heute Nacht, da wir zusammen schliefen, hat er es ausgeführt. Beweise habe ich sonst nicht, als Gott und die Wahrheit.

Der Beamte glaubte Salvi, ließ Masetto holen, und da man in seinem Busen genau das vorfand, was der Brief besagte, nahm er an, Salvi sei wirklich nach seiner Angabe beraubt worden. So ließ er denn Salvi alle Ducaten und das Geschmeide übergeben. Der Schultheiß litt heftig an Hüftschmerzen, nahm sich der Untersuchung wenig an und gab seinem Notar den Auftrag, er solle dem Missethäter sein Recht werden lassen. Der Notar war Ser Piero von Farnese, der in seiner Schelmerei

auf den Gedanken kam, den beiden das Geld abzunehmen. Darum ließ er Masetto und Salvi gefangen setzen, und da Masetto sich sehr gewehrt hatte, die Beschuldigung sei nicht wahr und der Brief unterschoben, auch sich zum Beweise erbot, sagte er zu Salvi: Ihr müßt beide so lange hier bleiben, bis du Colella von Sutri kommen läßt. Dann will ich es untersuchen. Sobald ich hierüber im Reinen bin, lasse ich dich frei. Wenn es nicht wahr ist, mußt du das Geld wieder hergeben und ich lasse dich hängen als Betrüger.

Salvi kam diese Entscheidung mislich vor. Es wurden ihm drei Tage Frist gegeben, um durch Colella zu erweisen, daß der Brief echt sei. Pela Salvi traute aber diesem als einem listigen Burschen nicht ganz. Daher versuchte er einen Vergleich durch Vermittelung Schiavetto's, des Dieners des Schultheißen, welcher die Gefangenen mit Essen und Trinken zu versehen hatte, und bot ihm Geld an, wenn er ihn entwischen lasse. Ser Piero, der auf nichts anderes wartete, verlangte die ganze Summe und versprach, sie dann loszugeben. Schiavetto aber misfiel das und er verständigte sich daher mit Salvi und Masetto. Mit seiner Hilfe von außen und der eigenen Anstrengung von innen erbrachen sie in der dritten Nacht den Kerker und er führte sie an einen Platz, wo sie über die Mauer steigen konnten. Sobald sie draußen waren, gaben Salvi und Schiavetto vor, nach Siena zu gehen, wiewol sie die entgegengesetzte Richtung im Sinne hatten und sie miteinander in geheimem Einverständniß waren. Salvi stellte sich, als habe er beim Überspringen der Mauer einen Fuß verrenkt und könne nun nicht mehr gehen. Masetto wollte sich aus Angst nicht aufhalten, und Schiavetto sagte zu ihm: Geh nur zu, wir kommen gemach hinterdrein!

Da Schiavetto und Pela zurückblieben, war das Masetto eben recht, denn er gedachte es Pela ebenso zu machen, wie dieser es ihm gemacht hatte. Er eilte daher nach

Radicofani, wo er einen falſchen Brief aufſetzte ähnlich dem des Salvi, als ſchickte einer aus Viterbo das Geld an einen andern in Piſa und dabei das Geſchmeide. Sodann ſtellte er ſich dem Schultheiß von Radicofani vor, ſagte, er ſei von zwei Leuten um fünfundvierzig Ducaten und ein Geſchmeide beſtohlen worden, und zeigte zugleich den Brief des Viterbers. Der Beamte glaubte ihm und gab ihm vier Häſcher, um die Miſſethäter zu fahen. Mit dieſen wartete er zwei Tage am Thore auf die Ankunft Pela's und Schiavetto's. Da ſie aber nicht kamen, nahm er traurig Abſchied und ging nach Colle. Pela und Schiavetto waren indeſſen bereits in Rom angekommen und hatten Ser Pace das Geld und das Geſchmeide zugeſtellt. Als Ser Pace die Nachricht gehört und das Geld und das Geſchmeide in Empfang genommen hatte, ſagte er ihnen freudigen Dank. Er nahm ſeine fünfundzwanzig römiſche Ducaten, die zwanzig venezianiſchen aber und das Geſchmeide machte er ihnen zum Geſchenk. Die ganze Geſchichte kam dem Cardinal von Brancacci zu Ohren, welcher ſich darüber erfreute und ſie eines Tages dem Papſt Gregor XII. in Gegenwart aller andern Herren Cardinäle erzählte und dabei die Frage aufwarf wer für den verſchmitzteſten zu halten ſei, der Colligianer oder der Scialenge. Wir übergehen den Spaß, welchen die Sache erregte, und den heftigen Streit, den ſie hervorrief, indem der eine dieſem, der andere jenem den Preis der Verſchmitztheit zuerkannte. Es dauerte etwa einen Monat und nie kam es zur beſtimmten Entſcheidung. Unterdeſſen verließ der Papſt mit ſeinem ganzen Hofe Rom und zog nach Siena und von dort nach längerem Aufenthalte nach Lucca; dann kehrte er wieder nach Siena zurück, ſpäter in die Romagna. In der Folge wurde dem Papſt Gregor der Gehorſam aufgekündigt und in Piſa Papſt Alexander gewählt. Deshalb blieb jene Streitfrage ſchwebend und es wurde nie ausgeſprochen, wer der verſchmitzteſte ſei. Unter den

Hofleuten aber blieb die Redensart sprichwörtlich: Du, bist du ein Colligianer, so bin ich ein Scialenge.

Das soll heißen: Wenn du ein Schurke bist, so bin ich kein Heiliger.

Man bittet nun den geneigten Leser, die Untersuchung zum Spruche zu bringen.

VI. Niccolò Machiavelli.

1469.

40. Belfagor.

Man lieſt in den alten Jahrbüchern der florentiniſchen Geſchichte, was man ſchon aus der Erzählung eines heiligen Mannes weiß, deſſen Leben bei allen ſeinen Zeitgenoſſen hochgeprieſen wurde, daß derſelbe, in ſeine Gebete vertieft, mittelſt ihrer ſchaute, wie unzählige Seelen jener armen Sterblichen, die in Gottes Ungnade umkamen, in der Hölle alle oder meiſtentheils nur darüber klagten, daß ſie einzig und allein durch das Heirathen ſich in ſo großes Unglück geſtürzt haben. Durch dieſen Umſtand wurden nun Minos, Radamanth ſowie die andern Höllenrichter in höchliches Erſtaunen verſetzt, weil ſie ſolchen Verleumdungen des weiblichen Geſchlechts nicht wohl glauben konnten. Da indeſſen die Klagen von Tag zu Tag zunahmen und auch der gehörige Bericht über die ganze Sache dem Pluto erſtattet war, ſo kam es zum Beſchluſſe, den Fall mit ſämmtlichen hölliſchen Fürſten in reifliche Erwägung zu ziehen und nächſtdem die geeignetſten Maßregeln zu ergreifen, um den Betrug aufzudecken und das Wahre an der Sache herauszuſtellen. Pluto berief ſonach eine Rathsverſammlung und ſprach daſelbſt in folgendem Sinne: Wiewol ich, meine Lieben und Getreuen, durch des Himmels Fügung und durch unwiderrufliche Schickſalsbeſtimmung dieſes Reich beherrſche und um deswillen keinem Richterſtuhl des Himmels oder der Erde unterworfen ſein kann, ſo habe ich doch beſchloſſen, weil es geſcheidter iſt, wenn die Gewaltigen ſich den Geſetzen unterwerfen

und der Meinung anderer ihr Recht einräumen, euren Rath einzuholen, wie ich in einer Angelegenheit mich zu verhalten habe, die ſonſt gar leichtlich zur Unehre unſerer Herrſchaft ausſchlagen dürfte. Es ſagen nämlich zwar alle Seelen von Männern, welche in unſer Reich kommen, ihre Weiber ſeien daran ſchuld. Da uns das aber unmöglich ſcheint und wir befürchten, wenn wir auf dieſen Bericht hin ein Verdammungsurtheil ſprächen, möchten wir als allzugrauſam verſchrieen werden oder, wenn wir es nicht thäten, als allzuläſſig und ungerecht; da ferner die einen Menſchen aus Leichtſinn fehlen, die andern aus Unbilligkeit, wir aber dieſem beiderſeitigen Tadel ausweichen möchten und nicht wiſſen, wie das anzugehen iſt, haben wir euch herbeſchieden, damit ihr uns mit eurem guten Rathe beiſteht und um zu bewirken, daß dieſes Reich auch für die Zukunft fortbeſtehe mit unangetaſteter Ehre wie bisher.

Es ſchien einem jeden dieſer Fürſten der vorliegende Fall ein hochwichtiger und ſehr beachtenswerther zu ſein. Sie waren auch darin miteinander einverſtanden, daß die Wahrheit nothwendigerweiſe erforſcht werden müſſe; aber über die Art und Weiſe der Ausführung theilten ſich die Meinungen. Der eine hielt dafür, man ſolle einen, der andere, man ſolle mehrere Boten zur Erde empor abfertigen, um unter menſchlicher Geſtalt perſönlich zu ergründen, ob die Sache ſich wirklich ſo verhalte. Viele andere dagegen meinten, man brauche nicht ſo viele Umſtände zu machen; man dürfe nur ein paar Seelen durch verſchiedene Marter zum Bekenntniß zwingen. Da nun aber die Mehrzahl für den Vorſchlag einer Geſandtſchaft ſtimmte, ſo ging dieſe Meinung durch, und da ſich keiner fand, der freiwillig das Amt übernommen hätte, ſo entſchloß man ſich, die Wahl durch das Loos zu entſcheiden. Das Loos traf den Erzteufel Belfagor, der vordem, ehe er aus dem Himmel gefallen, ein Erzengel geweſen war und jetzt zwar ſehr widerwillig ſich zu der

Botschaft hergab, aber dennoch durch Pluto's Machtspruch gezwungen sich dazu verstehen mußte, den Beschluß der Rathsversammlung zu vollführen, und die Bedingungen einging, welche förmlich berathen worden waren. Diese bestanden darin, daß dem mit dem Auftrage Betrauten hunderttausend Ducaten überwiesen werden sollten; mit diesen mußte er auf die Welt gehen, in menschlicher Gestalt ein Weib nehmen und zehn Jahre mit ihr leben, sodann eines scheinbaren Todes sterben und nach der Hölle zurückkehrend seinen Vorgesetzten nach der gemachten Erfahrung darüber Bericht erstatten, worin eigentlich die Last und die Lust des Ehestandes bestehe. Es wurde überdies erklärt, daß er während der genannten Zeit allen Ungemächlichkeiten und Übeln unterworfen sein solle, mit denen die Menschen zu kämpfen haben, und welche Armuth, Gefangenschaft, Krankheit und so manchen andern schlimmen Umstand, der den Menschen begegnen kann, nach sich ziehen; ausgenommen wenn er sich durch Klugheit oder List davon befreie. Belfagor nahm also die Bestallung und sein Geld in Empfang und kam herauf auf die Welt. Er hatte sich aus seinen Schaaren mit Pferden und Dienerschaft versehen und zog sehr stattlich in Florenz ein. Diese Stadt hatte er vorzugsweise zu seinem Aufenthalt erkoren, weil sie ihm den Wucher, den er mit seinem Gelde zu treiben gesonnen war, ganz besonders zu begünstigen schien. Er ließ sich hier Roderigo von Castilien nennen und miethete ein Haus in der Vorstadt Allerheiligen.*) Damit man seiner wahren Herkunft nicht auf die Spur komme, sagte er aus, er habe vor einiger Zeit Spanien verlassen, sich dann nach Syrien gewendet und in Aleppo sein Vermögen gewonnen; er habe es aber verlassen in der Absicht nach Italien zu gehen, in ein menschlicheres, dem bürgerlichen Leben und seinen Neigungen angemesseneres

*) Die Allerheiligenkirche in Florenz liegt unterhalb des Ponte Carraja am rechten Ufer des Arno.

Land, und dort ein Weib zu nehmen. Roderigo war ein sehr schöner Mann, der in einem Alter von dreißig Jahren zu stehen schien. Er verrieth in wenigen Tagen, daß er im Besitz großer Reichthümer sei, und da er sich außerdem bei mehrfachen Gelegenheiten als einen wahrhaft gebildeten und freigebigen Mann zu erkennen gab, so boten ihm manche edle Bürger, die viele Töchter und wenig Thaler im Besitz hatten, ihre Kinder an. Unter allen diesen erwählte Roderigo ein sehr schönes junges Mädchen Namens Oneſta, die Tochter des Amerigo Donati, der außer ihr noch drei andere Töchter und drei erwachsene Söhne hatte, und ihre Schwestern waren auch fast mannbar. Obgleich er einer sehr edeln Familie angehörte und in Florenz persönlich sehr in Achtung stand, so war er doch im Verhältniß zu seiner zahlreichen Familie und seinem Adel sehr arm. Roderigo richtete seine Hochzeit mit großem Glanz und Aufwand aus und unterließ nichts von allem, was bei derlei Festen nun einmal herkömmlich ist, denn er war durch das Gesetz, das ihm beim Austritt aus der Hölle auferlegt worden war, allen menschlichen Leidenschaften unterworfen. Er begann sehr bald Geschmack zu finden an Ehre und Herrlichkeit der Welt und sich daran zu erfreuen von den Menschen gelobt zu werden, was ihm keinen geringen Aufwand verursachte. Überdies hatte er noch nicht lange Zeit mit seiner Ehegattin Oneſta gelebt, als er sich in dieselbe so außermaßen verliebte, daß er es nicht ertragen konnte, sie traurig oder mismuthig zu sehen. Frau Oneſta hatte neben ihrem Adel und ihrer Schönheit ihrem Roderigo einen Hochmuth zugebracht, wie ihn sogar Lucifer nicht kannte, und Roderigo, der einen wie den andern nun ermessen hatte, erachtete den seiner Frau für den höheren. Er ward aber mit der Zeit noch weit ärger als zuvor, da sie die große Liebe ihres Mannes zu ihr merkte. Und da sie nunmehr dafür hielt, er befinde sich durchaus in ihrer Gewalt, so gebot sie ihm ohne alles Erbarmen oder

Rückſicht und ſcheute ſich nicht, wenn er ihr ja etwas verſagen wollte, ihn mit Schelten und Schimpfen zu verletzen, was dem Roderigo unglaublichen Ärger verurſachte. Deſſen ungeachtet machte der Schwiegervater, die Brüder, die Verwandtſchaft, die Pflicht des Ehebundes und vor allem die große Liebe, die er für ſie fühlte, daß er es mit Geduld hinnahm. Ich will die großen Koſten übergehen, die er zu ihrer Befriedigung in Beziehung auf neue Trachten und neue Moden aufwandte, in welchen unſere Stadt nach alter Gewohnheit beſtändig wechſelt. Er mußte ſich überdies, wollte er in Frieden mit ihr leben, entſchließen, dem Schwiegervater ſeine andern Töchter an den Mann bringen zu helfen, was ihn gewaltige Summen koſtete. Ebenſo mußte er, um mit ſeinem Weibe gut Freund zu bleiben, einen ihrer Brüder mit Tüchern nach dem Orient ſchicken, einen andern mit Seidenzeugen nach dem Weſten und den dritten als Goldſchläger in Florenz unterbringen. Mit dieſen Dingen ging denn allmälig der größte Theil ſeines Vermögens auf. Um die Zeit des Faſchings ſodann und um Sanct Johannis, wenn die ganze Stadt nach alter Gewohnheit voller Feſtlichkeiten iſt, und viele edle und reiche Bürger die koſtbarſten Gaſtereien anſtellen, wollte Frau Oneſta, um nicht andern nachzuſtehen, daß ihr Roderigo mit dergleichen Feſtlichkeiten es allen andern zuvorthue. Das alles ertrug er aus den ſchon angegebenen Gründen leicht und würde es auch, ſo ſchwer es an und für ſich ſein mochte, nimmermehr läſtig gefunden haben, hätte er damit nur auch wirklich ſeine häusliche Ruhe erkauft und ſo viel gewonnen, dem herannahenden Zeitpunkte ſeines gänzlichen Unterganges mit Gemächlichkeit entgegenzuſehen. Aber es widerfuhr ihm das Gegentheil; denn abgeſehen von dem unerſchwinglichen Aufwand ſuchte ſie ihn, ihrem widerwärtigen Weſen entſprechend, mit unzähligen Ungelegenheiten heim, und kein Knecht oder Diener konnte es in ſeinem Hauſe lange, ja nur

Tage oder Wochen, aushalten. Daraus erwuchs denn dem armen Roderigo der empfindlichſte Nachtheil, weil er keinen Diener erhalten konnte, der ſeinem Hausweſen redlich zugethan geweſen wäre, denn nicht allein die menſchlichen gingen weg, ſondern auch die Teufel, die er in Geſtalt von Dienern mitgebracht hatte, wollten lieber in die Hölle zurückkehren und im Feuer verweilen, als auf der Welt unter der Herrſchaft dieſes Weibes leben. So führte nun Roderigo das ruheloſeſte und unbehaglichſte Leben und hatte es durch ſeine ſchlechte Wirthſchaft bereits dahin gebracht, daß er mit ſeinem ganzen beweglichen Beſitzthume fertig war und auf die Hoffnung der von Oſten und Weſten erwarteten Summen zu leben anfing. Noch genoß er guten Credits und borgte auf Wechſel; da er aber auf dieſe Art nothwendigerweiſe immer tiefer in Schulden gerieth, machte er ſich in kurzer Zeit allen denjenigen verdächtig, die ſich auf ſolcherlei Schliche in Handel und Wandel verſtanden. Während nun ſeine Lage bereits ſehr ſchwankend geworden war, kam plötzlich Nachricht von der Levante und aus dem Weſten, einer der Brüder der Frau Oneſta habe all das Eigenthum, das ihm Roderigo anvertraut, im Spiel verloren, der andere ſei dagegen auf der Rückkehr in einem mit ſeinen Waaren beladenen Schiffe, ohne verſichert zu ſein, ſammt allem eine Beute der Wellen geworden. Kaum war dies ruchbar geworden, ſo verbanden ſich Roderigo's Gläubiger miteinander in der Beſorgniß, er möchte zu Grunde gerichtet ſein; da man aber noch nicht darüber ins Reine kommen konnte, weil der Zeitpunkt ihrer Bezahlung noch nicht vorhanden war, ſo beſchloſſen ſie, ihn ſorgfältig bewachen zu laſſen, damit er nicht, ehe ihre Berathung einen Erfolg haben könne, ſich ihnen durch die Flucht entziehe. Roderigo andererſeits ſah keine andere Hilfe in ſeiner Noth und wußte doch, daß er das Geſetz der Hölle nicht überſchreiten dürfe, entſchloß ſich demnach, unter jeder Bedingung zu entfliehen. Er warf

ſich daher morgens auf ein raſches Pferd und da er nahe am Thore al Prato*) wohnte, eilte er durch daſſelbe hinaus. Kaum daß man ſich ſeiner Entfernung verſah, ſo entſtand ein Aufruhr unter den Gläubigern, ſie wandten ſich an die Obrigkeit und ſchickten ihm nicht nur Gerichtsboten nach, ſondern verfolgten ihn insgeſammt perſönlich. Roderigo war noch keine Meile weit von der Stadt entfernt, als dieſe Gefahr wider ihn losbrach. Er erkannte ſeine üble Lage und nahm ſich vor, um deſto verborgener zu fliehen, die gebahnte Straße zu verlaſſen und querfeldein weiter zu eilen, wohin ihn ſein gutes Glück führe. Er ſetzte dieſen Vorſatz ins Werk, fand aber bald, daß die vielen das Feld durchſchneidenden Gräben ihm dabei hinderlich wurden und daß er zu Pferd nicht weiter komme. Er floh deswegen zu Fuß weiter, ließ ſein Roß auf der Straße ledig laufen und ſprang von einem Stück Feld zum andern über das mit Weingärten und Röhricht bedeckte Land hin, bis er in der Nähe von Peretola an das Haus des Giovanni Matteo del Bricca kam, des Feldbauers des Giovanni del Bene. Er begegnete dem Giovanni Matteo gerade, als dieſer Futter für ſeine Ochſen heimtrug, ſtellte ſich unter ſeinen Schutz und verſprach ihm, wenn er ihn aus den Händen ſeiner Feinde rette, welche ihn verfolgen, um ihn im Gefängniß umkommen zu laſſen, ſo wolle er ihn reich machen und vor ſeinem Scheiden ihm darüber genügende Bürgſchaft geben; im entgegengeſetzten Falle ſei er zufrieden, daß er ihn ſelbſt ſeinen Gegnern ausliefere. Giovanni Matteo war zwar ein Landmann, aber dennoch ein unternehmender Menſch, und da er der Anſicht war, er könne nicht wohl zu kurz dabei wegkommen, wenn er den Flüchtling rette, ſo ſagte er demſelben ſeine Bitte zu. Er ſteckte ihn in einen

*) Die Porta al Prato iſt das nordweſtliche Thor von Florenz, auf welches eine faſt gerade Straße von Allerheiligen aus hinführt.

Haufen Dünger, den er vor dem Hauſe liegen hatte, und bedeckte ihn mit kleinen Rohren und anderm Abgang, den er zum Verbrennen zuſammengeworfen hatte. Kaum war man mit Roderigo's Verſteckung fertig, als auch ſchon ſeine Verfolger herzukamen und durch Drohungen den Giovanni Matteo einzuſchüchtern ſuchten, aber nicht einmal von ihm herausbrachten, daß er ihn geſehen habe. Sie zogen daher weiter und kehrten, nachdem ſie ihn zwei Tage umſonſt geſucht hatten, ermüdet wieder nach Florenz zurück. Sobald der Lärm vorüber war, holte Giovanni Matteo ihn aus ſeinem Schlupfwinkel hervor und mahnte ihn an ſein gegebenes Wort. Da ſprach Roderigo zu ihm: Mein lieber Bruder, ich bin dir zu großem Danke verpflichtet; aber ich will verſuchen, dir meine Verbindlichkeit auf jede Weiſe abzutragen. Und damit du glaubſt, daß ich dies im Stande ſei, will ich dir ſagen, wer ich bin.

Er theilte ihm hier ſeine perſönlichen Verhältniſſe und die Bedingungen mit, unter denen er die Hölle verlaſſen und ſich ein Weib genommen hatte. Er eröffnete ihm überdies die Art und Weiſe, auf die er ihn zu bereichern gedachte, und die eben keine andere war, als daß Giovanni Matteo, ſobald er von irgend einem Weibe höre, das beſeſſen ſei, nur getroſt annehmen dürfe, er ſei ſelber in ſie gefahren und er werde nicht eher aus ihr weichen, als bis Giovanni komme und ihn vertreibe; damit habe er denn Gelegenheit, ſich von den Verwandten der Beſeſſenen nach Belieben bezahlen zu laſſen. Nachdem Roderigo dieſe Erklärung von ſich gegeben hatte, wurde er plötzlich unſichtbar. Es waren aber hierauf kaum einige Tage ins Land gegangen, als ſich durch ganz Florenz die Neuigkeit verbreitete, daß eine Tochter des Meſſer Ambrogio Amedei, die an Buonajuto Tebalducci verheirathet war, vom Teufel beſeſſen ſei. Die Ihrigen verſäumten nicht, alle jene Hilfsmittel dagegen anzuwenden, die bei ſolchen Unfällen gebräuchlich ſind. Man legte ihr

den Schädel des heiligen Zenobius auf den Kopf und den Mantel des heiligen Johannes Walbert; aber alle diese Dinge wurden von Roderigo nur verhöhnt; und um jedermänniglich zu überzeugen, daß die Krankheit des jungen Weibes ein böser Geist und keine phantastische Einbildung sei, sprach er lateinisch, disputirte über philosophische Fragen und deckte die Sünden vieler Leute auf, wie zum Beispiel die eines gewissen Klosterbruders, welcher sich über vier Jahre ein in einen Mönch verkleidetes Weib in seiner Zelle gehalten hatte. Dergleichen Dinge erregten natürlich allgemeine Verwunderung. Herr Ambrogio war unterdessen sehr misvergnügt und hatte fast alle Hoffnung auf ihre Heilung aufgegeben, als ihn Giovanni Matteo besuchte und ihm seine Tochter zu heilen versprach, wenn er ihm fünfhundert Gulden geben wolle, um sich ein Gut in Peretola kaufen zu können. Herr Ambrogio ging auf sein Anerbieten ein; Giovanni Matteo aber ließ, um die Sache aufzustutzen, vorerst etliche Messen lesen, machte allerlei Hocuspocus, und murrte dann dem jungen Weibe die Worte ins Ohr: Roderigo, ich bin hierher gekommen, um dich aufzusuchen, damit du mir Wort hältest.

Roderigo antwortete ihm: Ich bin es zufrieden; aber das ist noch nicht genug, um dich reich zu machen. Sobald ich von hinnen gewichen sein werde, fahre ich in die Tochter des Königs Karl von Neapel und weiche nicht von ihr ohne dich. Dann kannst du dir ein tüchtiges Handgeld ganz nach deinen Wünschen ausbedingen und mußt mich später in Ruhe lassen.

Nach diesen Worten fuhr er aus ihr aus zur Freude und Verwunderung von ganz Florenz. Es währte hierauf gar nicht lange, so verbreitete sich durch ganz Italien das Gerücht von dem Unglück, das über die Tochter des Königs Karl gekommen war. Die Mittel der Geistlichen wollten nicht anschlagen und da der König von Giovanni Matteo reden hörte, so ließ er ihn zu sich von Florenz

entbieten. Matteo kam in Neapel an und heilte sie nach einigen zum Schein angestellten Ceremonien. Aber ehe Roderigo sich davonmachte, sagte er: Du siehst, Giovanni Matteo, ich habe mein Versprechen, dich zu bereichern, vollkommen gehalten und keine Verbindlichkeit weiter gegen dich zu erfüllen und wir sind quitt. Hüte dich daher, mir ferner ins Gehege zu kommen! Denn wie ich dir bisher Gutes erwiesen, würde ich dir in Zukunft nur Böses thun.

Giovanni Matteo kehrte daher als sehr reicher Mann nach Florenz zurück, denn er hatte vom König über funfzigtausend Ducaten empfangen und war nur noch darauf bedacht, diesen Reichthum in Ruhe zu genießen, ohne zu besorgen, Roderigo möchte ihn in seinem friedlichen Genusse zu stören beabsichtigen. Mit einem male aber wurde er aus seiner Ruhe durch die Nachricht aufgeschreckt, daß eine Tochter König Ludwig's des siebenten von Frankreich vom Teufel besessen sei. Diese Kunde brachte Giovanni Matteo's Gemüth ganz außer Fassung, indem er an die Gewalt dieses Königs und an die letzten Worte Roderigo's dachte. Da nun der König kein Heilmittel für seine Tochter fand und von der Heilkraft Giovanni Matteo's hörte, sandte er zuerst einfach einen Laufer an ihn ab, um ihn herzubescheiden; da dieser aber eine Unpäßlichkeit vorschützte, sah sich der König am Ende gezwungen, die Herrschaft um ihn anzugehen, welche dann den Giovanni Matteo zum Gehorsam nöthigte. Dieser ging daher mit großer Bangigkeit nach Paris, und gab zuvörderst dem König die Erklärung ab, er habe zwar einige mal allerdings Besessene geheilt, aber darum habe er noch gar nicht die Kraft und die Macht alle solche Kranke zu heilen; denn es gebe welche von so hinterlistigem Wesen, daß sie weder Drohungen noch Zauber noch geistliche Mittel scheuen; er wolle dessen ungeachtet gern sein möglichstes thun, bitte aber, wenn es ihm nicht gelinge, um Vergebung und Entschuldigung. Der König

versetzte ihm darauf zornig, wenn er seine Tochter nicht heile, so werde er ihn hängen lassen. Giovanni Matteo war hierüber tief betrübt, faßte sich aber doch soweit, daß er die Besessene kommen ließ. Er sprach ihr ins Ohr und empfahl sich demüthig dem Roderigo, erinnerte ihn an die ihm erwiesene Wohlthat und stellte ihm vor, welch ein undankbares Betragen es von ihm wäre, wenn er ihn in solcher Noth im Stiche ließe. Roderigo aber versetzte: Ei du schurkischer Verräther, wie kannst du frech genug sein, mir wieder nahe zu kommen? Meinst du, daß du dich wirst lange zu rühmen haben, durch mich reich geworden zu sein? Ich will es dir und einem jeden zeigen, wie ich nach meinem Belieben auch wieder nehmen kann, was ich gegeben habe. Du sollst nicht wieder von hinnen kommen; ich bringe dich an den Galgen, es koste was es wolle.

Da nun Giovanni Matteo hieraus erkannte, daß er auf die alte Weise dies mal nichts ausrichtete, so gedachte er sein gutes Glück auf eine andere zu versuchen, verfügte, daß man die Besessene wieder von dannen bringe, und sprach dann zum König: Sire, wie ich euch schon gesagt habe, gibt es viele Geister, welche so unbändig sind, daß gar nicht mit ihnen auszukommen ist, und dieser hier ist einer von den schlimmsten. Dessen ungeachtet will ich noch einen letzten Versuch machen, ihn zu vertreiben. Gelingt es mir, so haben wir beide, eure Majestät und ich, unsere Absicht erreicht; wo nicht, so bin ich in eurer Gewalt und muß es euch überlassen zu entscheiden, wie viel Mitleiden ihr glaubt, daß meine Unschuld verdient. Ich ersuche euch nämlich auf dem Platze der Liebfrauenkirche ein hohes Gerüst aufführen zu lassen, das geräumig genug sei für den ganzen Adel und die Geistlichkeit dieser Stadt; dieses Gerüste läßt du mit Seide und Goldstoffen behängen und mitten darauf einen Altar errichten. Am nächsten Sonntag in der Frühe sollst du dann mit der Geistlichkeit und allen deinen Fürsten und Edelleuten in königlicher Pracht, mit glänzenden reichen Gewänden angethan da-

ſelbſt erſcheinen und dort erſt eine feierliche Meſſe anhören, ehe man die Beſeſſene hinführt. Ich wünſche überdies, daß auf der einen Seite des Platzes wenigſtens zwanzig Perſonen aufgeſtellt werden, die mit Trompeten, Hörnern, Trommeln, Sackpfeifen, Schalmeien, Zimbeln und andern geräuſchvollen Inſtrumenten aller Art verſehen ſind und, ſobald ich einen Hut ſchwinge, dieſe Inſtrumente laut ertönen laſſen, indem ſie damit raſchen Schrittes auf das Gerüſte zuziehen. Dieſe Dinge, verbunden mit einigen andern geheimen Mitteln, ſollen, wie ich hoffe, zur Austreibung eben jenes Teufels genügen.

Der König ließ unverzüglich alle Veranſtaltungen treffen, und als der erwartete Sonntagsmorgen kam, und das Gerüſte von den hohen Perſonen und der Platz vom Volke angefüllt war, wurde die Meſſe gefeiert, und ſodann die Beſeſſene auf das Gerüſt geführt, geleitet von zwei Biſchöfen und vielen vornehmen Herren. Als Roderigo die Volksmenge und die großen Zurüſtungen ſah, war er ganz verblüfft und ſprach bei ſich ſelbſt: Was hat ſich nun wol der elende Bauerlümmel mit mir ausgedacht? Glaubt er, mich durch das Gepränge einzuſchüchtern? Weiß er nicht, daß ich die Pracht des Himmels und das Entſetzen der Hölle zu ſchauen gewohnt bin? Ich werde ihn ſchon dafür büßen laſſen.

Dann als Giovanni Matteo an ſeine Seite trat und ihn nochmals bat, auszufahren, ſagte er zu ihm: Ei, da haſt du ja eine herrliche Erfindung gemacht. Was gedenkſt du mit all dem Zeuge anzufangen? Glaubſt du hierdurch meiner Übermacht und dem Zorn des Königs zu entgehen? Du Rüpel! Du Schuft! Du ſollſt mir hängen; du magſt anfangen, was du willſt.

Als Giovanni Matteo ihn nochmals gebeten, aber nur neue Schimpfreden zur Antwort erhalten hatte, glaubte er, nun weiter keine Zeit verlieren zu dürfen. Er machte alſo das verabredete Zeichen mit dem Hute, und alle die, welche beſtellt waren, den Lärm anzurichten,

ließen mit einem Mal ihre Instrumente zum Himmel erklingen und zogen so zu dem Gerüste heran. Bei dem unerwarteten Lärm spitzte Roderigo die Ohren, und da er durchaus nicht wußte, was das war, fragte er voll Staunen und Verwunderung den Giovanni Matteo, was das bedeute. Giovanni Matteo antwortete ihm ganz bestürzt: Weh mir, Freund Roderigo, das ist deine Frau, die dich wieder zu sich holen will.

Es läßt sich kaum denken, welche Veränderung es in Roderigo's Stimmung hervorbrachte, als er von seiner Frau reden hörte. Seine Erschütterung war so groß, daß er, ohne zu erwägen, ob es möglich und denkbar sei, daß sie es sei, und ohne etwas zu erwidern, in Furcht und Grausen entfloh und das Mädchen freigab. Belfagor wollte lieber in die Hölle zurückkehren, um von seinen Thaten Rechenschaft abzulegen, als sich von neuem unter all der Widerwärtigkeit, Unlust und Gefahr dem Joche der Ehe unterwerfen. In die Hölle zurückgekehrt bekräftigte er das Unheil, welches ein Weib in ein Haus bringt; Giovanni Matteo aber, der davon noch mehr zu sagen wußte, als der Teufel, machte sich bald nachher munter und guter Dinge auf den Weg nach Hause.

VII. Bernardo Alicino.

1470.

---

41. Sieniſcher Edelmuth.

In Siena wurde in den letzten Tagen eine adelige angeſehene und ſehr reichliche Hochzeit gefeiert. Nachdem die Tafeln aufgehoben waren, führte man wegen der ſtrengen Kälte des rauhen Wetters die jungen Frauen und Mädchen an das Feuer, wo unter anmuthigen und ſittſamen Geſprächen über mehrere Gegenſtände die Unterhaltung fortgeſetzt wurde. Am Ende derſelben kamen ſie alle in dem Schluſſe überein, daß nichts Anderes in einer edeln Seele ſo ſchön glänze, als Großmuth, Dankbarkeit und Freigebigkeit. Darüber ſagte eine ſehr würdige ältere Frau, mit freundlichen Blicken: Hochedle Frauen, eure löbliche Meinung, auf welche eure ſittſame Unterhaltung und anmuthiges Geſpräch hinausläuft, ruft mir einen Fall ins Gedächtniß, welcher zwiſchen zwei Jünglingen unſerer Vaterſtadt ſich ereignet hat. Beide waren edel von Geburt, wie ihr, einer aus dem glänzenden und mächtigen Hauſe der Salimbeni, Namens Anſelmo von Miſſer Salimbene, der andere aus der hochſinnigen Familie der Montanini, Namens Carlo von Miſſer Tommaſo. Sie haben ſich gegenſeitig manche Beweiſe edler Großmuth gegeben; und wenn ihr geneigt ſeid, mir darüber euer aufrichtiges Urtheil kund zu thun, ſo will ich gerne euch das Ereigniß erzählen.

Unter einer großen Zahl anderer einheimiſcher Mädchen waren blos drei daſelbſt, welche in Siena Edelfräulein hießen: eine aus der adeligen Familie von Luziano,

Namens Battiſta, die andere aus dem Hauſe der Malavolti, genannt Margarita, die dritte eine der Saracini, welche Bianca hieß. Als dieſe die Rede an ſich gerichtet merkten, übernahm Margarita, die jüngſte unter ihnen, die Antwort und ſprach: Meine hochzuverehrende Mutter, wenn ich dieſe beiden andern ſittſamen Schweſtern für ſo wenig einſichtsvoll und urtheilsfähig hielte, wie ich bei meiner Jugend, Ungeſchicklichkeit und Unerfahrenheit es bin, ſo müßte ich euch bitten, daß ihr euch nicht weiter Mühe gebt, uns etwas zu erzählen, was Prüfung erheiſcht. Da aber jede von ihnen mehrmals die Schule und den Wettkampf der Klugheit durchgemacht und immer reifes Urtheil, klarſte Einſicht und höchſte Wißbegierde nach jeder edeln Handlungsweiſe und Sitte bewährt hat, aus dieſem Grunde wird es mir höchſt erwünſcht ſein, je eher je lieber den von euch zu erzählenden Fall zu vernehmen; worauf ſie dann ihr Urtheil abgeben mögen. Zugleich erkläre ich mich bereit, würdigſte Frau, um nicht als unaufmerkſam oder undankbar gegen euch zu erſcheinen, ebenſo dasjenige auszuſprechen, was ich davon verſtehe.

Nach dieſen Worten bereiteten ſich ſchon die drei hochedlen Fräulein und ebenſo alle Umſtehenden zu hören; die ehrwürdige Matrone aber begann alſo ihre ernſte, würdige und wohlgehaltene Erzählung.

Es ſcheint eine allgemeine Eigenſchaft aller erſchaffenen Dinge zu ſein, daß in ihrem Weſen ſich irgend eine Unvollkommenheit ausfindig machen läßt. Daher ſagt man mit Recht im gemeinen Leben, nur der allerhöchſte Gott ſei fehlerfrei, was man ganz deutlich bemerkt in den edeln und mächtigen Familien, Fürſten und Reichen, worin die Menſchen ſo weit entfernt ſind duldſam zu ſein. Dies erweiſt ſich offenbar in den vorbeſagten Familien, den Salimbeni nämlich und den Montanini. Es fanden ſich einſt bei einer ſehr adeligen Jagd die meiſten jungen Leute beider Familien vereinigt, die Hunde hatten einen

wilden Eber erlegt und man kam in Streit über die brave Haltung der Hunde. Da begab es ſich denn nach vielem Hin- und Herreden, daß einer der Montanini einen jungen Salimbene tödtlich verwundete, aus welchem Todtſchlag denn eine Todfeindſchaft entſtand, in Folge deren nach kurzer Zeit das Haus der Montanini dem gänzlichen Untergang nahe kam. Nach vielen Jahren jedoch hatte ſich die Kränkung verwiſcht und gelindert, im Jahre des Herrn 1395*) war von dem Hauſe der Montanini nur noch Carlo von Miſſer Tommaſo und eine funfzehnjährige Schweſter deſſelben, Namens Angelica, übrig, welche in der That mehr die Geſtalt eines Engels hatte, als ſie einem irdiſchen Weſen glich. Carlo hatte in der Nähe im Strovethal eine ſehr hübſche Beſitzung im Werthe von tauſend Gulden, womit er gar ſparſam ſich und ſeiner Schweſter Unterhalt verſchaffte; denn ein anderes Erbtheil war ihm wegen der vorangegangenen Fehden nicht geblieben. Als nun Carlo auf dieſe Weiſe lebte und mehr in Betragen und Worten, als durch Pracht, wozu ihm die Mittel fehlten, zeigte, daß er ein Edelmann war, begab es ſich, daß Anſelmo, welcher in der Nähe von Carlo's Hauſe wohnte und Angelica oft ſah, in Betracht ihrer Schönheit, ihres reizenden Benehmens und ihres ſittſamen Weſens ſich faſt unvermerkt in ſie verliebte. Weil aber zwiſchen beiden Familien, obgleich ſie ſich nicht mehr befehdeten, doch auch noch kein ausdrücklicher Friede geſchloſſen war, aus dieſem Grunde hielt Anſelmo ſeine Wünſche ſo geheim, daß ſie außer ihm niemanden bekannt waren. Dabei blieb es einige Zeit, ohne daß etwas Neues vorkam, bis endlich ein Bürger aus dem Volke, der einflußreich bei der Regierung war, nach der Beſitzung des beſagten Carlo lüſtern wurde und ihn aufforderen ließ, ſie an ihn zu verkaufen; er bot ihm dafür

*) Aus dieſer Angabe ſcheint hervorzugehen, daß Ilicino den Stoff aus der alten Siener Chronik nahm.

den Preis von tausend Ducaten. Carlo wollte dies nicht eingehen, theils weil dieses Gut das einzige Überbleibsel seines alten Erbes war, theils auch weil er damit sich und seine Schwester mit Mühe unterhielt und beköstigte und sonst ein Gewerbe weder verstand noch erlernen mochte. Der besagte Bürger ließ ihn daher anzeigen, als habe Carlo Verschiedenes gegen den Staat verschuldet, wofür als Strafe die Enthauptung gesetzt war. Aus diesem Grunde wurde daher Carlo festgenommen. Aber ebenfalls auf Anstiften des besagten Bürgers, welcher gegen Carlo das größte Wohlwollen und Mitleid heuchelte, wurde dieser zu tausend Gulden verurtheilt, die er binnen vierzehn Tagen zahlen sollte; wären sie aber innerhalb dieser Zeit nicht bezahlt, so sollte er dennoch den Kopf verlieren. Vorläufig wurde er nun also ins Gefängniß geworfen. Als Carlo sich in solcher Noth sah, wünschte er aus natürlichem Triebe, sein Leben zu retten. Er schickte daher einen Unterhändler an den besagten Bürger, um ihm die schon erwähnte Besitzung anzubieten, um den Preis von nur tausend Gulden, welche er bezahlen sollte. Der Bürger aber war mehr geizig, als klug und vorsichtig und antwortete, er möchte nicht mehr siebenhundert Gulden für die vorbesagte Besitzung ausgeben. Der Unterhändler kehrte mit diesem Bescheid in das Gefängniß zurück und verkündete Carlo das Angebot des Bürgers von siebenhundert Gulden. Carlo kannte die Habsucht und die Ränke dieses Mannes und überlegte bei sich, wenn er auch das Gut nach dem ersten Anschlag um tausend verkaufte, so bliebe weder für ihn noch für seine Schwester Angelica irgend ein Mittel des Unterhaltes; und darum beschloß er fest, lieber sogleich zu sterben, und das Gut Angelica als Mitgift erhalten zu wollen, als länger arm zu leben und die Ehre seiner selbst, seiner Schwester und seines Hauses in Gefahr zu bringen. Daher entließ er den Unterhändler und erwartete den Zeitpunkt, an welchem er sterben sollte. Carlo

hatte noch viele andere Angehörige von mütterlicher Seite, welche zwar ſehr reich waren, aber da ſie erfuhren, daß er gefangen geſetzt ſei, weil er gegen die Regierung gearbeitet habe, wagte keiner, an ſeiner Statt die Geldbuße zu erlegen, um ſich nicht bei denen in den Verdacht zu bringen, welche dazumal in Siena am Ruder waren. Als demnach der vierzehnte Tag gekommen war, womit die Friſt Carlo's ſchloß, kehrte Anſelmo gegen neun Uhr vom Lande zurück und ſah, als er an Carlo's Hauſe vorüberkam, einige Frauen weinend heraustreten. Er ſtieg daher vom Pferde, fragte nach der Urſache dieſes Weinens und erhielt zur Antwort, am folgenden Morgen ſolle Carlo enthauptet werden, weil innerhalb der gegebenen Friſt weder er noch ſonſt jemand für ihn die Buße von tauſend Gulden bezahlt habe, welche zu zahlen er binnen vierzehn Tagen verurtheilt worden ſei, und heute ſei der letzte Tag. Sobald Anſelmo dies vernommen hatte, merkte der edelmüthige und tiefblickende Mann wohl, daß Carlo lieber ſterben, als ſeine Schweſter enterben wolle; und da er den ganzen Prozeß gehört hatte, ging er ſchnell in ſein Gemach, ſchloß ſich daſelbſt ein und fing bei ſich ſelbſt folgende Überlegung an: Anſelmo, es ſcheint, das Schickſal iſt viel eifriger auf deine Ehre bedacht geweſen, als du ſelbſt, da es gefügt hat, daß Carlo Montanini, mit welchem du ſo lange Zeit über tödtliche Feindſchaft gehabt haſt, von der Staatsgewalt zum Tode gebracht wird, durch den du deinen lange gehegten Rachedurſt ſtillen kannſt. Überdies, da du durch deine Nachläſſigkeit dich von den hinfälligen Reizen eines Mädchens haſt fangen laſſen, hat dir das Schickſal den Weg gebahnt, um dieſe zu beſitzen nach deinen Wünſchen; denn wahrſcheinlich wird, wenn Carlo das Leben verloren hat, dieſe auch ihre Habe verlieren; dadurch geräth ſie in Noth und wird viel eher geneigt ſein, ſich deinen Wünſchen zu fügen. Darum danke dem Schickſal und warte zufrieden, bis Carlo todt iſt!

Plötzlich aber wandte er sich nach einer andern Seite und sagte: Ha, wie niedrig und engherzig! Muß dich diese Stimmung nicht mit der tiefsten Schaam übergießen, da dir ja bekannt ist, daß es zwei Arten des Edelsinnes und der Großmuth gibt, die eine, jede große und kleine Beleidigung selber zu rächen, die andere aber, durch eigene Großmuth sie gering zu schätzen und völlig zu verzeihen? Du hast die erste vernachlässigt und denkst nun auch nicht daran, die zweite zu üben. Ferner, weißt du nicht, Undankbarer, daß, obwol von deinem Hause Angelica viel Schaden ist zugefügt worden, sie nichts desto weniger, so oft du sie angesehen hast, dir einen friedfertigen Sinn gezeigt und bewiesen hat, daß sie keinen Haß gegen dich hegt? Und da sie die Gesinnung deiner Seele nicht kennt, hat sie immer dir freundlich verstattet, sie anblicken zu dürfen. Ha, kannst du, völlig entartet gegen deine hochedeln Vorfahren, je zugeben, daß etwas, was du so sehr liebst, in solcher äußerster Noth von dir verlassen wird? Wenn man nun je erführe, daß du um tausend Gulden den einzigen Bruder deiner theuren Geliebten habest sterben lassen, würdest du nicht immer und mit Recht eher für einen geizigen Bauer, als für einen milden Edelmann gehalten werden? Und wenn früher empfangene Beleidigungen dich abhielten, würdest du nicht weit eher die Natur eines wilden Thieres oder eines rohen Steines als die deinige bekennen, denn die Seele eines vernünftigen Geschöpfes? Hat doch Carlo Montanini dich niemals beleidigt und die Vernunft gibt nicht zu, daß eine Schuld an einer andern Person gebüßt werde, als an dem Fehlenden selbst. Hat dich nun die Natur zum Edelmann und das Schicksal reich gemacht, so darfst du keinem von den Beiden damit Unrecht thun, daß du dessen vergissest, der deiner Hilfe bedarf.

Nach diesen Worten faßte Anselmo den bestimmten Entschluß, Carlo in seiner Noth beizustehen, holte aus einer Kiste tausend Golddukaten und ging noch spät am

Abend zu dem Kämmerling, welcher die Bußgelder in Empfang nahm.

Hier, ſagte er, ſind die tauſend Golddukaten, welche Carlo Montanini als ſeine Buße entrichten läßt. Schreibt mir daher einen Schein, damit er losgegeben und in Freiheit geſetzt werde!

Der Kämmerling nahm die tauſend Ducaten in Empfang und wollte Anſelmo dasjenige herausgeben, um was die Ducaten tauſend Gulden überſtiegen. Aber Anſelmo ſagte, er wolle es nicht, und am Ende ſtellte ihm der Kämmerling den Schein zu, auf welchen Carlo freigelaſſen werden mußte. Als Anſelmo denſelben hatte, es war etwa vierundzwanzig Uhr, gab er ihn einem vertrauten Burſchen, daß er ihn den Vorſtehern bringe und blos ſage, ſie ſollen Carlo freilaſſen. Er ſtieg ſogleich wieder zu Pferd und ritt hinweg auf ſein Landgut zurück. Als Anſelmo's Diener an das Gefängniß kam, fragte er nach dem Vorſteher und überreichte ihm den Schein. Als ſodann der Vorſteher denſelben geleſen hatte, rief er ſogleich Carlo herbei. Carlo meinte, es ſei die Botſchaft, daß er auf ſein Seelenheil bedacht ſein ſolle, weil er am folgenden Morgen ſterben müſſe, und antwortete dem Vorſteher ſehr niedergeſchlagen: Was verlangſt du?

Carlo, antwortete dieſer, es iſt mir die Anweiſung zu eurer Freilaſſung eingehändigt worden; darum öffne ich euch hier die Kerkerthüre und gebe euch eurer Freiheit zurück. Es ſteht bei euch, hier zu bleiben oder zu gehen.

Carlo war über die Worte des Vorſtehers überraſcht und die plötzliche Freude und Verwunderung ließ ihn eine Weile nicht zur Beſinnung kommen. Dann fragte er, wer denn die Buße für ihn erlegt habe. Der Vorſteher aber antwortete ihm, er wiſſe es nicht, es habe blos ein Diener, welchen er nicht kenne, ihm die Anweiſung gebracht. Hierauf ſchied Carlo aus dem Gefängniß und

ging nach Hause, wo er die Thüre verschlossen fand, weil es schon Nacht war. Er pochte an. Angelica, welche immer eine schmerzliche Nachricht erwartete, stand plötzlich weinend auf, ging ans Fenster und fragte, wer es sei. Carlo meinte, Angelica habe ihn durch ihren Betrieb gerettet; da er aber die Hausthüre verschlossen fand und das Weinen seiner Schwester hörte, wunderte er sich von Neuem und noch mehr. Doch antwortete er: Mach' auf, meine Schwester! Ich bin dein Bruder Carlo.

Angelica erkannte ihn gut an der Stimme und lief voll Freude und Verwunderung in größter Eile an die Thüre, riß sie auf und stürzte dem Bruder an den Hals, mit so überströmender Liebe und Wonne, als ob er vom Tode auferstanden wäre. Einige verwandte Frauen waren hergekommen, um Angelica zu trösten. Als diese nun Carlo befreit sahen, machten sie sogleich den Ihrigen die Anzeige, und so kam es, daß in kurzem Carlo's Haus ganz angefüllt ward von seinen Angehörigen, welche herbeiströmten, theils um sich zu entschuldigen, theils um ihre Freude über seine Errettung auszusprechen. Zugleich erklärten sie, daß keiner von ihnen die Buße für ihn erlegt habe, was Carlo einestheils einigen Unmuth erregte, anderntheils seine Verwunderung vermehrte. Daher konnte er den Tag kaum erwarten, um auszugehen und sich zu erkundigen, wem er die Erhaltung seines Lebens verdanken möge. Daher ging Carlo am folgenden Morgen zu dem schon besagten Kämmerling und fragte ihn blos, wer der sei, der für ihn tausend Gulden bezahlt habe. Der Kämmerling antwortete: Carlo, gestern Abend kam Anselmo von Misser Salimbene, bezahlte für dich tausend Goldducaten und bat mich zugleich um eine Anweisung zu deiner Freilassung. Ferner muß ich dir sagen, als ich ihm den Überschuß der Ducaten über tausend Gulden herausgeben wollte, sagte er, es sei dein Wunsch, tausend Goldducaten vollständig zu erlegen; und wenn dem so ist,

so ist die Schrift im Reinen; wäre es nicht so und du verlangst den besagten Überschuß, so wisse, daß er bereit liegt.

Carlo antwortete auf die Rede des Kämmerlings alsbald: Missere, wenn es so ist, wie ihr sagt, so ist Alles gut; ich verlange keine weitere Zurückerstattung.

Damit nahm er Abschied und kehrte nach Hause. Er besann sich nun sogleich gewisser verliebter Blicke, welche er früher Anselmo der Angelica hatte zuwenden sehen und gedachte ebenso der frühern Fehden, und da er wohl wußte, daß er eine so große Wohlthat nicht durch eigenes Verdienst von seiner Seite sich erworben habe, kam er zuletzt, da er einen scharfen Verstand und viel Geist besaß, auf den Schluß, nichts Anderes habe Anselmo zu dieser Freigebigkeit bewegen können, als die Bereitwilligkeit der Liebe, welche, jemehr sie einem edeln und von Klugheit, Gewandtheit und Sitte gezügelten Manne innwohnt, um so mehr ihre Kraft zeigt. Er entschloß sich daher sogleich, sobald er bemerkte, daß Anselmo Angelica sein Leben gewidmet habe, das seinige nebst dem Angelica's der freien Willkür Anselmo's zu überlassen. Er verschob jedoch diesen Plan mit größtem Geheimniß, bis er Anselmo nach seiner Rückkehr nach Siena sehe. Eines Samstag Morgens begegnete er ihm. Sobald er ihn erblickte, kehrte er nach Hause, rief Angelica in sein Gemach und sprach zu ihr: Meine liebste Schwester, so oft ich überlege, wie groß in vergangenen Tagen der Adel unserer Familie und die Vortrefflichkeit unserer Vorfahren gewesen ist, fühle ich meine Seele aufs Höchste beschwert, da ich uns jetzt in solche Bedrängniß versetzt sehe, daß wir mit großer Mühe unser armes Leben erhalten. Aber noch weit mehr müßte es mich schmerzen, wenn ich meinen müßte, unser Sinn entspreche nicht mehr dem unserer Vorfahren, welche niemals zugaben, daß andere, wenn auch Reiche und Mächtige, es ihnen in Edelmuth zuvor thaten; denn durch die Niedrigkeit der

Gesinnung müßte ich glauben, daß wir der Natur Unrecht thun, die uns ein edles Blut und einen großen Sinn gegeben hat. Aber allerdings begegnet mir Eine Zufriedenheit unter vielen Bedrängnissen, die nämlich, daß, während in den letzten Tagen der größte Edelmuth gegen uns geübt worden ist, der bewundernswürdigste vielleicht, dessen sich unsere Familie je zu erfreuen gehabt hat, daß uns das Glück auch die Möglichkeit gelassen hat, diese That, sofern du es willst, dankbar zu erwidern. Wie du weißt, wäre mir seit mehreren Tagen der Kopf abgeschnitten und deine Ehre und dein Ruf wäre in Gefahr gekommen, da wir durchaus nicht im Stande waren, die mir auferlegte Buße von tausend Gulden zu erlegen; keiner unserer Angehörigen wollte ins Mittel treten, wie dir wohl bekannt ist; da kam der große Edelmuth und Hochsinn Anselmo's von Misser Salimbene, der aus eigenem Antrieb seines zarten und grundguten Herzens, ohne von jemand dazu aufgefordert zu sein, außer von der Liebe, die er für dich hegt, für mich tausend Goldducaten bezahlte, ohne Rücksicht auf jene alte schwere Beleidigung unserer Vorfahren, die den Tod in seine Familie trugen, ja ohne Bürgschaft von mir zu verlangen und ohne von uns irgend eine Wohlthat empfangen zu haben. Darum, meine holde Schwester, nachdem ich von ihm das Leben erhalten habe und du gleicher Weise deinen Bruder nebst deinem Auskommen, sei nun du nicht undankbar und mache nicht mich dazu! Ich habe mich entschlossen, deine Person der Willkür Anselmo's zur freien Verfügung zu übergeben. Denn da er gezeigt hat, wie sehr er dich hochschätzt, haben wir dann sicher, indem wir dich ihm überlassen, unsere Verbindlichkeit reichlich gelöst. Ich bin überzeugt, nachdem er gezeigt hat, daß er dich bezahlt, ohne dich in seiner Gewalt zu haben, daß er nachher, wenn er dich besitzt, dich um so viel theurer halten wird. Ich muß dir dabei gestehen, daß, wenn du meiner billigen Bitte nicht zu

willfahren gedenkſt, ich völlig entſchloſſen bin, nicht allein Siena, ſondern überhaupt Italien zu verlaſſen und in die Fremde zu ziehen, wo man mich gewiß nicht kennt, damit man nicht mit Fingern auf mich weiſt und ruft: Seht da den Carlo Montanini, dem ohne Geſuch und Bürgſchaft Anſelmo Salimbeni das Leben gerettet hat und dem der Undankbare nie einen Gegendienſt erweiſt.

Du wirſt wohl einſehen, daß auf eine andere Weiſe ein ſolcher Edelmuth unmöglich belohnt werden kann, als dadurch, daß wir ihm dich ſelbſt ſchenken.

Nach dieſen Worten ſchwieg er. Angelica aber antwortete unter einem Strome von Thränen ganz zitternd alſo: Mein liebſter Bruder, wehe, neulich, als ich dich nach Hauſe zurückkehren und von ſolcher Gewalt und Wuth gerettet ſah, glaubte ich, das Misgeſchick habe die Schläge eingeſtellt, welche es ſeit langer Zeit unſerer Familie zu ertheilen gewohnt iſt. Aber ich Arme ſehe nunmehr ein, daß das Schickſal unſern Vorfahren ſich nie ſo feindſelig erwieſen hat, wie es jetzt mit all ſeiner Gewalt darauf bedacht zu ſein ſcheint, ſich mir zu erweiſen in dem zarten Alter, in welchem ich ſtehe, indem es mich in ſolche Noth geführt hat, daß ich ohne Rettung mich bedrängt ſehe, und mir da den einzigen Troſt, Schutz und Beiſtand entzieht, worauf ich alle Hoffnung geſetzt hatte, und zwar wenn ich verweigere, was mir meine Vernunft zu thun verbietet. Ich ſelbſt ſoll, indem ich dein Begehren vollſtändig erfülle, dazu beitragen, den unſchätzbaren Hort zu verlieren, um deſſen Erhaltung willen kein vernünftiger Menſch den Verluſt des gegenwärtigen Lebens zu hoch anſchlagen darf. O du grimmiges Geſchick! Elendes Leben, das ſo vielen und manchfaltigen Bewegungen von Unheil und Drangſal unterworfen iſt! O erbarmungsvoller Tod, warum haſt du, da ich ſo weit gebracht werden ſollte, mir nicht mein elendes Leben ausgelöſcht mit meiner ſüßen Mutter, die du mir bei der Geburt entriſſen haſt? Oder doch, nachdem du bis ſo weit zu-

gestimmt hast, daß ich endlose Mühsal, Bedrängniß und Schmerzen erdulde, warum schließt du nicht jetzt diese weinenden Augen, welche andern wenig Vergnügen, mir selbst aber viel Bitterkeit verursacht haben? Wohlan, nachdem mein Schicksal mich in solches Elend zu führen sich anschickt, wisse, mein theurer Bruder, der du weit mehr auf die Stimme des Edelmuthes, als auf die Forderungen der Vernunft hörst, ich bins zufrieden, deinen Willen zu erfüllen und die Liebe zu lohnen, die du immerdar bis zu diesem Augenblicke gegen mich gezeigt hast, und ich bin damit einverstanden, daß du mit diesem Leibe ein Geschenk machest, wem dir gefällt. Aber das sollst du wissen, sobald du mich hingeschenkt hast, sobald ich nicht mehr dir angehöre, soll der Tod, den ich selbst grausam hervorrufen werde, wenn je meiner Würde zu nahe getreten wird, ein wahres und vollgiltiges Zeugniß ablegen, daß ich zu deinem ungehörigen Geschenk und deiner unerlaubten Wiedervergeltung nicht meine Einwilligung gegeben habe.

Nach diesen Worten, welche von einem reichlichen Strome von Thränen, von Seufzern und Schluchzen unterbrochen waren, schwieg sie. Carlo aber sagte, als er Angelica's Schluß gehört hatte: Meine holdeste Schwester, glaube nicht, daß mir je dieses armselige Leben so theuer ist, daß ich es nicht gern täglich unzählige Male hingegeben hätte, ehe ich deine Ehre in Gefahr brächte. Die Erfahrung sollte dich dies gelehrt haben, wäre nicht der überschwengliche Edelmuth und die ungeheure Freigebigkeit Anselmo's gekommen. Aber da ich überzeugt bin, daß die Undankbarkeit nicht niedrig genug anzuschlagen ist, glaube ich durch deine Mitwirkung deine Würde und meine eigene zu erhöhen, wenn wir hierin unserer Pflicht Genüge leisten. Der vornehmste Diener der Dankbarkeit ist heiterer Sinn und Aussehen; darum bitte ich dich ausdrücklich, daß du nunmehr deinem Weinen ein Ziel setzest und dich überzeugst, daß der

Edelſinn Anſelmo's dieſe Vergeltung wirklich und wahrhaftig verdient.

Damit ſchwieg er. Angelica und Carlo erwarteten den Einbruch der Nacht. Als ſie gekommen war, etwa um zwei Uhr nach Sonnenuntergang, gingen Carlo und Angelica mit einem einzigen Burſchen, welcher ein kleines Licht in einer Laterne trug, an Anſelmo's Haus, pochten an die Thüre, und als die Diener darauf mit der Frage antworteten, wer da ſei, ſagte Carlo, es ſei ein getreuer Diener Anſelmo's, der höchſt nöthig habe, mit ihm zu ſprechen. Die Diener richteten dies Anſelmo aus, worauf dieſer unverweilt an die Thüre kam, um zu vernehmen, wer es ſei. Er ließ ſie öffnen und Carlo und Angelica traten ein. Nach der erſten Begrüßung erkannten ſie ſich und Carlo ſprach zu Anſelmo: Anſelmo, wir müſſen mit euch allein in eurem Gemache etwas beſprechen.

Anſelmo, von der Neuheit der Sache nicht wenig überraſcht, antwortete blos: Gehen wir nach eurem Gefallen!

Sie ſtiegen die Treppe empor und gelangten in das Gemach, welches ausgeſtattet war, wie es für Anſelmo's Adel und ſeinen Reichthum paßte. Er entließ die Diener, blos die drei blieben in dem Gemach und Carlo hub gegen Anſelmo alſo an: Mein gnädigſter Herr, von dem ich ohne alles Verdienſt von meiner Seite dieſes mein Leben und meine Schweſter hier ihre Ehre und ihr Auskommen erhalten zu haben dankbar anerkennen muß, hätte nicht das Misgeſchick unſere Familie ſo ſehr verfolgt, ſo hätten wir beide, jedes nach ſeinem Vermögen die große Verbindlichkeit abgetragen, welche wir gegen Euer Edeln haben. Aber da wir uns in einem ſo kläglichen Zuſtande befinden, daß nichts anderes, als die Seele und dieſe Leiber in unſerer Gewalt und Herrſchaft geblieben ſind und da dieſe uns nur durch euch gerettet worden ſind, ſo hat eure Freigebigkeit ſie euch mit Recht angeeignet. Da aber noch nicht alle Funken vom Edelſinn unſeres Geſchlechts durch das Schickſal in uns verdunkelt ſind, über-

redet er uns jetzt, ja zwingt uns, daß wir nach Können und Vermögen vor dem Laster der Undankbarkeit fliehen. Wir haben nun nach vernünftiger Überlegung den Vorsatz und Beschluß gefaßt, dieweil nur Angelica hier die Ursache der großen von euch empfangenen Wohlthat sein kann, sei nur sie durchaus im Stande, eine so große Schuld und Verbindlichkeit zu tilgen, weshalb sie sich denn freiwillig, und mit meiner vollkommenen Einstimmung, eurem Willen hingibt, schenkt und überläßt; und so gefalle es denn Euer Edeln, von nun an sie zu besitzen und zu gebrauchen als euer Eigenthum.

Nach diesen Worten verließ sie Carlo, ohne eine Erwiderung zu erwarten, verschloß die Thüre hinter sich und ging hinweg. Als Anselmo sah, daß Carlo weggegangen und Angelica, welche er so lange Zeit heimlich geliebt hatte, nun allein bei ihm im Zimmer war, und er sie betrachtete, die hier immer dastand wie ein Bild, das Carlo's Worten weder zuzustimmen noch auch ihnen entschieden zu widersprechen schien, wurde er zugleich von der größten Verwunderung und der äußersten Heiterkeit erfüllt. Fast eine halbe Stunde dauerte seine Überraschung, ohne daß er ein Wort gegen Angelica vorbringen konnte. Dann ging er aus dem Zimmer und ließ sie allein daselbst. Er rief aber sogleich einige Frauen und schickte sie hinein, um Angelica Gesellschaft zu leisten. Sodann ließ er eine große Zahl Fackeln anzünden, ließ in aller Schnelligkeit seine Genossen und alle andern Angehörigen, Männer und Frauen, sich versammeln und ihnen sagen, sie mögen doch schnell herkommen, um an einer großen ihm zu Theil gewordenen Freude Theil zu nehmen. Daher kamen etwa innerhalb einer Stunde alle Verwandte des Hauses Anselmo's zusammen. Sobald Anselmo bemerkte, daß niemand mehr fehle, sagte er zu ihnen blos: Begleitet mich!

Dann rief er Angelica und die andern Frauen aus dem Gemach und alle gingen nun in das Haus Carlo

Montanini's und Angelica's. Dort ließ zur größten Verwunderung Aller Anſelmo nach Carlo fragen. Sobald Carlo vernommen hatte, daß Anſelmo nach ihm frage, ging er ſchnell hinab an die Thüre und ſprach zu Anſelmo: Mein Gebieter, was verlangt ihr?

Anſelmo antwortete: Carlo, du biſt vor kurzem in mein Haus gekommen und haſt gewünſcht, allein in meinem Gemache mit mir zu ſprechen. Jetzt wünſche ich mit dir zu ſprechen in deinem Saal in Gegenwart dieſer ganzen hochedeln Geſellſchaft.

Carlo antwortete: Mein Gebieter, ſeht mich hier bereit, jeglichen Befehl von euch zu erfüllen.

Er zeigte ihnen ſogleich den Weg und alle gingen die Treppe hinauf in den Hauptſaal von Carlo's Hauſe. Dort angelangt ſprach Anſelmo folgende Worte: Geehrteſte Frauen, hochedle Männer, ich zweifle nicht, daß jeder von euch mit größter Spannung den Ausgang dieſes unſeres gegenwärtigen Beiſammenſeins zu vernehmen wünſcht. Es iſt etwas, wie es unſere Vorfahren nie gehört noch geſehen haben, und woran ihr nach genauer Betrachtung offenbar den Edelmuth unſerer Geſinnung erkennen mögt, der nie überwunden worden iſt von den unheilvollen Wirkungen des Schickſals, und erkennen, daß Reichthum und Beſitz bei uns nicht dem Adel, der Großmuth und feinen Sitte gleichgilt. Ich ſage das wegen der unendlichen Liebenswürdigkeit, Hoheit und Seelengröße Carlo Montanini's und Angelica's und wegen der Unbeſonnenheit unſerer Vorfahren, welche ſich einſt Mühe gaben, eine an ſo edeln und ſeltenen Geiſtern fruchtbare Familie auszurotten, wogegen ihr wiſſen mögt, wie ich ſchon ſeit einigen Jahren an der Schönheit der hier gegenwärtigen die größte Freude habe; aber in der That habe ich noch weit mehr ihre Tugend, Sittſamkeit und Würde geliebt; deſſen ungeachtet hat nie jemand meine Sehnſucht bemerken können, als Carlo's ſcharfſichtiges Gemüth. Darum, da dieſer lieber ſterben,

als ſeine Schweſter der Mitgift berauben wollte, die er ihr bei ſeinem geringen Vermögen beſchaffen konnte, habe ich, wie ihr alle wißt, ſeiner Zeit tauſend Ducaten für ihn bezahlt ohne alle Bürgſchaft oder Begehren; ich that dies, damit ein ſo edler Geiſt, der einzige Bruder und Schutz ſeiner Schweſter, die ich ſo lange im Stillen geliebt hatte, ihr nicht geraubt werde. Aber nun ſeht die wahre Trefflichkeit, den unbefleckten Edelmuth und ſchrankenloſen Hochſinn! Der ſeltene und ausgezeichnete Geiſt Carlo's konnte eine ſolche kleine Gefälligkeit nicht annehmen, ohne ſie zu vergüten mit einer ſo großen, daß ſie in der That für unſchätzbar muß erachtet werden. Denn in ganz richtiger Erkenntniß, daß die gegen Angelica gehegte Liebe zum großen Theile meine Handlungsweiſe veranlaßt hat, wollte er mit der von mir ſo innig Geliebten mich belohnen. Vor kurzem kamen ſie daher allein in mein Gemach, und ohne daß Angelica widerſtrebte, machte mir Carlo ſie aufs Großmüthigſte zum Geſchenk. Damit ich nun aber mit gerechtem Anſpruch ſie beſitzen kann, die ich über Alles mit zärtlichem Verlangen liebe, beabſichtige ich von Neuem in eurer Gegenwart gewiſſe Ceremonien vorzunehmen. Zuvörderſt, wenn Angelica es zufrieden iſt und Carlo ſeine Zuſtimmung gibt, iſt es meine Abſicht, ſie zu ehelichen als meine rechtmäßige Gemahlin.

Angelica und Carlo antworteten, ſie ſeien bereit, allen ſeinen Wünſchen nachzukommen; worauf Anſelmo mit drei köſtlichen Ringen ſie in Gegenwart Aller ſich vermählte. Sodann wandte er ſich zu den Umſtehenden und ſagte mit freudigem Geſicht: Es ziemt ſich nicht, daß eine ſo würdige Braut, wie Angelica, ſich ohne Heirathgut vermähle; darum ſeid mir Zeugen, daß ich dieſer Angelica als Mitgift die Hälfte aller meiner Beſitzungen und Habe zum ungetheilten Beſitz überweiſe und ſchenke. Drittens und endlich vernehmet ebenmäßig, wie ich Alles, was hiernach von meinem Eigenthum übrigbleibt, ich als untheilbaren Beſitz Carlo ſchenke und überweiſe; und da er

ſich ſchon zu Erfüllung meines Willens anheiſchig gemacht hat, ſo befehle ich ihm, daß er auf dieſe Weiſe die Schenkung annehme, worauf ich ihm denn ſeine Freiheit zurückgebe.

Carlo gehorchte Anſelmo's Worten mit größter Freude und Lobpreiſung und äußerte ſich durchaus zufrieden. Die Übereinkunft wurde ſchriftlich aufgeſetzt und Anſelmo führte noch am ſelbigen Abend ſeine Gemahlin in ſein Haus ein, unter dem Geleite der ganzen adeligen Geſellſchaft. Als ſie daſelbſt angelangt waren, lud er alle auf nächſten Sonntag ein und entließ ſie für heute. Es war nun nahe an vier Uhr der Nacht, da begaben ſich die Neuvermählten mit Carlo zu Tiſche und darauf nach kurzer Unterhaltung mit größter Wonne ſchlafen. Dies alſo, hochedle Fräulein, iſt der Vorfall, den ich euch zu erzählen beabſichtigt habe. Nunmehr möge euch gefällig ſein euer Urtheil abzugeben, wer größeres Lob edler ritterlicher Geſinnung verdient, Carlo, Angelica oder Anſelmo.

Nachdem die Dame auf dieſe Weiſe ihre Erzählung zu Ende geführt hatte, wurde ſie von allen Seiten ſehr gelobt. Die drei vorgenannten ſtimmten in den Schluß ein, es ſei hier ein Beiſpiel der höchſten Seelengröße gegeben. Darum wandten ſich alle Umſtehenden gegen die drei jungen Damen und ſagten: Ihr habt gehört, mit welcher Ordnung der Fall erzählt worden iſt, über welchen man euer einſichtiges Urtheil vernehmen will. Schon ſeht ihr, daß nunmehr ein jeder zu ſprechen anhebt, denn in der That, wenn ihr an Seele und Abkunft edel ſeid, müßt ihr offen beurtheilen können, welche der vorangegangenen Handlungen man für einer wahrhaft edeln Seele am angemeſſenſten halten muß; und wir werden Alles, was wir durch euren Spruch befeſtigt erkennen werden, unbedenklich für wahr anerkennen.

Den drei hochedeln Fräulein flog eine leichte Röthe ſittſamer Beſchämung über das Geſicht und ſie antworteten, es gezieme ſich nicht für ihr zartes Alter einen

Spruch zu fällen über eine so schwierige und zweifelhafte Untersuchung. Nichts desto weniger seien sie, da es so von ihnen versprochen gewesen, zufrieden, ihr geringes Urtheil hierüber abzugeben. Sie beredeten sich daher unter einander, jede ermahnte die andere, anzufangen mit dem Gespräche; es erhob sich dabei ein höchst anmuthiger artiger Streit, indem jede sich mit aller Macht bemühte, ihren Genossinnen die Ehre zu lassen und durch Namhaftmachung größerer Tugenden zu erweisen, daß eine der andern vorgehen müsse. Endlich wollte Battista ihren zwei Freundinnen durch Gehorsam ihre Achtung beweisen und war zufrieden diejenige zu sein, die zuerst ihre Ansicht ausspräche. Sie trat daher mit einer würdigen Verbeugung auf, setzte sich sodann auf erhaltenen Befehl nieder und fing ihre Rede also an: Ein sehr großer und fast unendlicher Zweifel, vortrefflichste Anwesende, hat mir den Geist befangen, was ich in eurer verehrungswürdigen Gegenwart am geeignetsten für ein Verfahren einschlagen möchte, indem ich entweder schweigend meine Unzureichendheit verbärge oder redend, wiewol ohne verdientes Lob, eurem Wunsche genügte. Zuerst hielt mich zurück und misrieth mir das ganze Unternehmen der ungewohnte und schwierige Gegenstand, über welchen heute gesprochen werden soll; sodann zweitens das höchst würdige Vorbild des ausgezeichneten Berichtes, welchen meine verehrte Mutter erstattet hat, dessen Glanz leicht nicht allein mein kleines schwaches Lämpchen, sondern selbst ein sehr glänzendes und geübtes Licht der Beredtsamkeit verdunkeln würde. Von der andern Seite, wenn ich auf mich selbst achte, gewährt mir die hohe Huld eurer Vortrefflichkeiten den größten Trost, der, wie ich glaube, es nicht verborgen ist, daß ich vielmehr habe dafür gehalten werden wollen. Hier habe ich mich nun gar leicht überzeugt, daß ich für jeden Irrthum, der von mir ausgesprochen werden wird, ohne alle Schwierigkeit von eurer Güte Vergebung erhalten werde. Wenn nun also Carlo Montanini und seine Schwester

Angelica und Anſelmo von Miſſer Salimbene gegen einander Edelmuth übten und die Frage entſteht, welches von den dreien wegen ſeiner Handlungsweiſe am meiſten Lob verdiene, ſo iſt meinem Urtheile nach Carlo unter dieſen dreien einem jeden vorzuziehen. Wenn ich dies beweiſen will, ſo habe ich zuerſt zu betrachten, daß das größere Lob da ertheilt werden muß, wo die größere Anzahl von Tugenden ſich findet; zweitens, wo das zu lobende Werk von einer geordneteren Geſinnung angezeigt iſt; drittens, wo man erkennt, daß bei dem tugendhaften Handeln die größere Schwierigkeit obwalte. Ich ſage nun, daß nach der Erzählung leicht zu begreifen iſt, daß, wenn Carlo ſich entſchloß lieber zu ſterben, als um ſich zu retten ſein Beſitzthum zu verkaufen, man zunächſt annehmen muß, der Grund ſei eine ſehr innige angeborene Liebe zu ſeiner Schweſter geweſen, welche Liebe mit Recht beſtimmt wird als die Grundlage jedes andern löblichen Hanges unſerer Seele, woraus ihm eine echte Demuth und Geduld entkeimte, welche die Grundſteine und Stützpfeiler jeglicher andern Tugend ſind; und daß dieſe ihm inwohnten, läßt ſich daraus ſchließen, daß Carlo unſchuldig zu ſterben vorzog ohne Widerrede, Beſchwerde oder Wehklage. Sodann zeigt ſich in ihm eine nicht geringere Feſtigkeit und Hochherzigkeit, da er, nachdem er das Gefängniß verlaſſen, ſtandhaft und beharrlich in der Stadt blieb ohne Furcht vor den vorausgegangenen Schmähungen, um ſeine Unſchuld klar darzuſtellen. Und im Gefolge deſſen welche Seelengröße und Vortrefflichkeit des Geiſtes zeigte ſich in ihm, als er, nicht keck und mit Überfluß prahlend herauszubringen ſuchte, wer für ihn ſeine Buße erlegt habe. Als ſich dann zeigte, daß es Anſelmo geweſen, ließ er ſich nicht beirren von den vorausgegangenen feindſeligen Beziehungen, er war nicht kleinmüthig, da er ſeine große Armuth erkannte im Vergleich zu ſeinem außerordentlichen Reichthum, nicht gehemmt von ſeiner Noth, nicht verhindert von ſeinem

widrigen Schickſal, beſchloß er von ſeinem Edelmuth ſich nicht übertreffen zu laſſen. Da er aber überlegte, was der Grund der erhaltenen Wohlthat geweſen ſein möge, wollte er dieſelbe weit trefflicher erſetzen, als mit tauſend Ducaten. O ſeltene Seele, o ſcharfſichtiger Geiſt in der Erkenntniß des menſchlichen Adels! Carlo war ſehr traurig und andererſeits noch weit mehr großmüthig, indem er ſich und ſein Leben nicht höher achtete als tauſend Ducaten. Er war nicht zufrieden damit, ſich allein der unbeſchränkten Willkür und der freien Macht Anſelmo's zu überlaſſen und ganz anzuvertrauen, ſondern da er urtheilte, die jungfräuliche Angelica ſei die Urſache geweſen, weshalb Anſelmo ſich bewogen gefunden habe, auf ſeine Rettung zu denken, glaubte er, daß nur Angelica gleich hoch gehalten werden könne. Meiner Anſicht nach war ſeine Vergeltung ein unendlicher Werth, indem ſie den von Anſelmo geübten Edelmuth noch übertraf. Darum, da Carlo dieſe Wirkung hervorbrachte, glaube ich, daß von ihm der deutlichſte Beweis vorliegt, daß ihm jede Tugend inwohnte. Ich ſchließe alſo in dieſer Beziehung mit der Verſicherung, daß Carlo Angelica und Anſelmo mit Recht weit im Preiſe vorangehen müſſe. Zweitens pflegt es die allgemeine Meinung eines jeden zu ſein, daß keine Handlung Lob verdiene, als die, die aus vorbedachter Abſicht und freiem Willen hervorgegangen iſt; woraus man ſchließen kann, daß ſie nach dem Maßſtabe der Vernunft gemeſſen ſei. Wer nun die drei vorbeſagten Handlungsweiſen betrachtet, der findet dieſe Eigenſchaft klar nur in dem von Carlo geübten Edelmuthe; denn Carlo hatte reiflich geprüft und erwogen, was von ihm zunächſt für ein Entſchluß gefaßt werden müſſe; er war viel begieriger ſeinen alten Adel und die junge Ehre ſeiner Schweſter zu erhalten, als ſeine eigene Rettung zu bewerkſtelligen, und antwortete ihr er gebe ſein Leben willig hin. Zu dieſem Punkte brachte ihn kein Stachel der Wolluſt, wie auch Anſelmo nicht von Drohungen und

häufigen Bitten bei Angelica geleitet wurde, sondern nur Vernunft und natürliche Liebe nebst seiner sehr guten Natur ihn führten. Hieraus kann also jeder klar entnehmen, daß der von Carlo geübte Edelmuth eine wohl überlegte geprüfte und frei beschlossene Handlung gewesen ist. Carlo war gegen seine Schwester höchst großmüthig; aber wer wird leugnen können, daß er selbst gegen Anselmo die ergiebigste Quelle des Edelmuthes gewesen? Anselmo bezahlte ohne viel Überlegung und ohne die vorgängige Bitte Carlo's tausend Ducaten; diese Handlung geht meiner Ansicht nach von der Voraussetzung aus, daß Carlo's Leben wenigstens um diesen Preis anzuschlagen sei. O überfließende Freigebigkeit, o höchster Edelmuth, o unaussprechliche Vergeltung! Wie? Überlegt wohl, wie weit Carlo diese beiden edelmüthigen Handlungen übertraf! Er gab Anselmo Ersatz, er erstattete ihm das Gegebene nach all seinem Vermögen und Wesen, während er schon von ihm doppelte Herstellung erhalten hatte; und das edle und hochherzige Gemüth war nicht zufrieden damit, sondern außer dem voraus berührten Geschenke verehrte er ihm auch noch Angelica, in welcher drei ganz eigenthümliche Dinge in Betracht kommen. Das erste ist die natürliche Schönheit, von welcher und zwar vielleicht bei geringerem Grade schon die Phöniker in der Person Europas der Tochter Agenors, die Griechen in der Person Helenas der Tochter des Tyndareus, und Herkules und Theseus in den Personen von Hippolyta und Menalippe urtheilten, sie sei ein würdiger Lohn gewesen in ihren Mühsalen in den wilden Schlachten. Das zweite ist eine ausnehmende Keuschheit, deren Schatz in Wahrheit eine unvergleichliche Würde ist. Das dritte ist eine äußerste Genugthuung und eine so glühende Sehnsucht, als man sich denken kann, daß im Gemüth Anselmos lebte, obwol ihn immer die frühere Feindschaft drängte, sie verborgen zu halten. Wie hoch dies zu achten sei, kann meiner Überzeugung nach keiner der Anwesenden, sondern einzig und allein wer es

erfahren hat, beurtheilen. Hiernach kann wol keine Unklarheit übrig sein in unserm Geiste, die uns abhielte, auszusprechen, daß Carlo größeres Lob verdiene, als seine Schwester und sein Schwager, da er zu seiner edelmüthigen Handlung einzig und allein von der bewußten Vernunft, vom freien Willen und klarer Erkenntniß getrieben ward. Ich sagte drittens, diejenige Handlungsweise sei um so höher zu achten, die neben dem, daß sie an sich durchaus löblich und tugendhaft ist, noch außerdem große Schwierigkeit in ihrer Ausführung findet. Daher liest man in den Geschichtsbüchern, daß keinem Arbeiter der Ruhm des Triumphes vergönnt war, der den Sieg über einen unedeln Feind oder ohne Schwierigkeit davontrug. Nun betrachtet einmal genauer, wie viele Schwierigkeiten und Hindernisse mit der von Carlo geübten edeln That verknüpft waren. Ihr müßt vornehmlich wissen, daß nicht allein dem Menschen, dessen Sein vernünftig und dessen Handeln sehr achtungswürdig ist, sondern auch den niedrigsten und unvollkommensten Geschöpfen der Erde von Natur eingepflanzt wurde, mit aller ihrer Macht, Eifer und natürlichem Triebe nach ihrer Erhaltung und ihrem Wohlsein zu streben; deshalb zeigt die Erfahrung, daß sie jede andere Anlage weit weniger hochachten, als das Leben. Hiernach ist es nothwendig, daß, obwol manche Gründe zum Sterben überreden, doch in der Natur eine besondere Selbstliebe liegt, welche jenem das größte Widerstreben entgegensetzt. Wer nun dieses überwindet, von dem darf man annehmen, daß er den mühevollsten Sieg errungen hat.*)

*) Den weiteren Verlauf der langen Disputation übergehen wir hier als nicht nothwendig zu der Novelle gehörig.

VIII. Maſuccio aus Salerno.

1470.

42. Der unſchuldige Mörder.

An den König Don Ferrando von Aragon.

Zur Zeit deines würdigen Ahns des hochſeligen Königs Don Ferrando von Aragon glorreichen Andenkens, welcher den Scepter des Königreichs Caſtilien mit ruhigem Regimente führte, war in der alten und ſehr edeln Stadt dieſes Königreichs Salamanca ein Minoritenmönch Namens Magiſter Diego von Revalo, welcher nicht minder in der thomiſtiſchen als in der ſcotiſchen Lehre unterrichtet war und darum aus den übrigen erleſen und mit einer nicht unbedeutenden Belohnung beſtellt wurde, in den würdigen Hörſälen der berühmten Hochſchule derſelben Stadt Vorleſungen zu halten. Damit ſetzte er ſich in einen wunderbaren Ruf und machte ſeine Wiſſenſchaft bekannt durch das ganze Reich; überdies hielt er manchmal auch kleine Predigten, die mehr nützlich und nothwendig als fromm waren. Da er aber jung, ziemlich ſchön und ſehr luſtigen Sinnes, darum den Liebesflammen ausgeſetzt war, geſchah es, daß ihm eines Tages unter der Predigt ein ganz junges Weib von wunderbarer Schönheit auffiel, Namens Donna Cattarina, die Gattin eines der vornehmſten Ritter der Stadt mit Namen Miſſer Roderico Dangiagia. Als der Magiſter ſie ſah, gefiel ſie ihm auf den erſten Blick und Herr Amor gab ihm zugleich mit dem Bilde der Frau die Liebeswunde in ſein ſchon beflecktes Herz. Von der Kanzel herabgeſtiegen ging er in

seine Zelle, warf alle theologischen Gründe und sophistischen Beweise in eine Ecke und gab sich ganz den Gedanken an das holde junge Weib hin. Und obgleich er die Vornehmheit der Frau wohl kannte und wußte wessen Gattin sie war und welche Tollheit er unternehmen würde, er sich auch oft zu überreden suchte, diesen Weg nicht einzuschlagen, so sprach er doch manchmal zu sich: Wo Amor seine Gewalt äußern will, da sucht er niemals Gleichheit des Blutes; denn wenn diese erforderlich wäre, würden große Fürsten nicht beständig auf Prisen an unsern Küsten ausgehen. Denselben Freibrief nun muß Amor uns ertheilt haben, hohe Minne zu fühlen, da er ihnen zugesteht, sich so tief herabzulassen. Die Wunden, welche Amor schlägt, empfängt keiner mit Vorbedacht, sondern unversehens; wenn mich daher dieser Gewaltige wehrlos überrascht hat, so hilft es nichts, sich gegen seine Schläge zu vertheidigen; da ich nicht Widerstand leisten kann, werde ich mit allem Recht besiegt, und so geschehe mir denn als seinem Unterthanen was da will, ich will den harten Kampf bestehen, und folgt der Tod, nun so werde ich erlöst von aller Pein und wenigstens von dieser Seite geht mein Geist mit hoher Stirn einher, daß er seine Strebungen nach einer so erhabenen Stelle zu richten gewagt hat.

Nach diesen Worten wandte er sich nicht mehr zurück zu den Gegengründen, vielmehr nahm er Papier und schrieb unter vielen tiefen Seufzern und heißen Thränen einen passenden zierlichen Brief an die geliebte Frau, worin er zuerst ihre mehr göttlichen als menschlichen Reize pries, dann ausführte, wie er dermaßen von denselben umstrickt sei, daß er entweder ihre Gunst oder den Tod erwarte, und zuletzt bei aller Anerkenntniß dessen, daß er in Betracht ihres hohen Standes nicht verdiene, daß sie ihm Gelegenheit zu einer Zusammenkunft gebe, sie doch flehendlich bat, ihm Zeit und Ort anzugeben, daß er mit ihr im Geheimen sprechen könne, oder ihn wenig-

stens als ihren Diener anzunehmen, da er sie zur einzigen Gebieterin über sein Leben erkoren habe. Er schloß den Brief mit noch vielen andern Floskeln, machte ihn zu, küßte ihn wiederholendlich und gab ihn einem Chorknaben, mit der Weisung, wem er ihn heimlich zuzustellen habe. Dieser ging, wohin ihm befohlen war, kam in das Haus und fand die edle junge Frau im Kreise ihres zahlreichen weiblichen Gefolges sitzen. Er grüßte sie höflich und sagte zu ihr: Mein Meister empfiehlt sich euch und bittet euch, ihm ein wenig von dem feinen Mehl zu Hostien zu schicken, wie euch dieses Briefchen des weitern vermelden wird.

Die Dame war gescheidt genug, um gleich beim Anblick des Briefes zu merken, was die wirkliche Absicht dabei war. Sie nahm und las ihn, und obgleich sie sehr sittsam war, missiel es ihr doch nicht, daß jener sie liebte, und da sie sich für die schönste unter den Weibern hielt, freute sie der Brief, in welchem sie ihre Schönheit so hoch erhoben sah, denn sie hatte mit der Erbsünde auch die angeborne Leidenschaft aller übrigen Glieder des weiblichen Geschlechts überkommen, welche samt und sonders der Meinung sind, ihr ganzer Ruf, Ehre und guter Name bestehe einzig und allein darin, daß sie geliebt, umbuhlt und ob ihrer Schönheit gepriesen werden, und welche viel lieber für schön und lasterhaft, als für noch so tugendhaft und häßlich gelten möchten. Nichts desto weniger beschloß diese Frau, weil sie alle Mönche ernstlich und nicht ohne Grund haßte, nicht nur dem Magister in keiner Weise nachzugeben, sondern auch ihm nicht einmal eine freundliche Antwort zu gewähren, und zugleich nahm sie sich vor, diesmal auch ihrem Gemahl nichts von der Sache zu sagen. Nachdem sie sich in diesem Plane befestigt hatte, wandte sie sich zu dem Mönchlein und sagte zu ihm, ohne die geringste Verlegenheit merken zu lassen: »Du kannst deinem Meister sagen, daß der Herr meines Mehls es ganz für sich allein will, darum soll er sich anderswoher welches zu verschaffen suchen. Auf den Brief

brauche ich nicht zu antworten. Verlangte er es aber doch, so soll er es mir zu wissen thun, und sobald mein gnädiger Herr nach Haus kommt, will ich dann sorgen, daß er eine bekommt, wie es für sein Ansinnen sich gehört.

Als der Magister die strenge Antwort erhielt, verminderte sich darum seine Liebesglut im Mindesten nicht; vielmehr wuchs seine Leidenschaft zugleich mit dem Verlangen zu nur um so größeren Flammen, und um sich nicht von dem begonnenen Unternehmen zurückzuziehen, begann er, da das Haus der Frau ganz nahe bei dem Kloster war, sie so zudringlich mit seinen Werbungen zu verfolgen, daß sie nicht an ein Fenster treten, nicht in die Kirche oder sonst aus dem Hause gehen konnte, ohne daß der begehrliche Magister ihr immer in den Weg kam, weshalb denn in kurzem nicht nur die Leute in der Nachbarschaft die Sache merkten, sondern auch fast alles in der Stadt davon Kunde erhielt. Unter solchen Umständen überzeugte sich die Frau, daß sie den Handel vor ihrem Gemahl nicht länger mehr verbergen dürfe; denn sie fürchtete, wenn er es von jemand andern höre, könnte sie in Gefahr kommen und er sie überdies für untreu halten. Nachdem sie sich mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, erzählte sie, als sie eines Nachts bei ihrem Manne war, ihm die ganze Geschichte Punkt für Punkt. Der Ritter, welcher sehr ehrenfest und heftig war, entbrannte in solchem Zorn, daß er sich kaum enthalten konnte, auf der Stelle hinzugehen und mit Feuer und Schwert das Kloster sammt allen Mönchen zu zerstören. Er mäßigte sich aber doch ein wenig, lobte die Sittsamkeit seiner Frau gar sehr und gab ihr auf, dem Ritter zu versprechen, sie wolle ihn in der folgenden Nacht ins Haus kommen lassen, auf irgend eine Art, wie es ihr am besten gefalle, damit er zugleich seiner Ehre genugthun könne und seine theure geliebte Frau nicht ferner besflecken lasse, für das übrige wolle er selber sorgen.

So mislich auch der Frau die Sache vorkam, indem ſie bedachte, wohin dies führen könne, ſo ſagte ſie doch, um dem Willen ihres Mannes nachzukommen, ſie wolle es thun; und da das Mönchlein immer wiederkam und mit neuen Künſten den harten Stein zu erweichen trachtete, ſagte ſie: Empfiehl mich deinem Meiſter und ſag ihm, die große Liebe, die er zu mir trage, und die heißen Thränen, die er, wie er mir immer ſchreibt, für mich vergieße, haben Platz gegriffen in meinem Herzen, ſodaß ich nun viel mehr ihm angehöre, als mir. Und da unſer freundlicher Stern gewollt hat, daß heute Herr Roderico aufs Land gegangen iſt und über Nacht aus ſein wird, ſo ſoll er mit dem Schlag drei Uhr heimlich zu mir kommen und ich will ihm Gehör geben wie er es wünſcht. Doch bitte ich ihn, keinem Freund oder Bekannten, ſo genau er auch mit ihm ſtünde, die Sache anzuvertrauen.

Das Mönchlein zog übermäßig heiter von dannen und brachte die erfreuliche Botſchaft ſeinem Herrn; dieſer aber war der glücklichſte Menſch von der Welt, indem er bedachte, wie nahe die gegebene Friſt ſchon heranrückt. Als dieſe kam, verſah er ſich wohl mit Düften, um nicht mönchiſch zu riechen, dachte auch, das Kloſtergewand könne durch guten Athem unterwegs gewinnen und genoß daher die beſten und feinſten eingemachten Früchte, legte ſeine gewohnten Kleider an und begab ſich ſo an die Thür ſeiner Geliebten. Er fand ſie offen, trat ein und wurde im Dunkeln wie ein Blinder von einer Dienerin in einen Saal geführt, wo er die Frau zu finden und von ihr freundlich empfangen zu werden meinte, ſtatt deſſen aber den Ritter fand mit einem getreuen Diener, die ihn ohne viel Widerſtreben packten und in aller Stille erdroſſelten. Als Meiſter Diego todt war, reute es den Ritter ein wenig, ſeine gewaltigen Arme mit dem Tode eines Minoriten befleckt zu haben; doch da er ſah, daß hier Reue ſo wenig half, als ein ander Mittel, dachte er in Rückſicht auf ſeine Ehre und auch aus Furcht vor dem Zorn

des Königs darauf, den Todten aus dem Hauſe zu ſchaffen, und es fiel ihm ein, ihn in ſein Kloſter zu bringen. Er packte ihn daher ſeinem Diener auf den Rücken und ſo ſchleppten ſie ihn in den Garten der Mönche; von dort drangen ſie in das Kloſter ſelbſt ein und trugen den Leichnam an das Örtchen, wohin die Mönche aus gewiſſem Erleichterungsbedürfniß zu gehen pflegten. Zufällig fand ſich nur ein einziger Sitz bereit, denn die andern waren zu Grunde gerichtet, wie denn, wie wir beſtändig ſehen, der größte Theil der Mönchskloſter mehr Räuberhöhlen gleichen als Wohnſitzen der Diener Gottes. Auf dieſen Sitz ließen ſie ihn nun nieder, grade als ob er ein Bedürfniß befriedigte, machten ſich hinweg und gingen nach Hauſe. Als nun der Herr Magiſter ſo daſaß, grade wie wenn er einer überflüſſigen Leibesbürde ſich entladen wollte, befiel einen andern jungen und rüſtigen Bruder um Mitternacht der dringende Wunſch, an den beſagten Ort zu gehen, um ſeine Nothdurft zu verrichten. Er zündete ein Lichtlein an und eilte auf die Stelle zu, wo Meiſter Diego im Tode hingeſetzt worden war. Sobald er ihn erkannte, zog er ſich, nicht anders denkend, als [illegible], ohne ein Wort zu ſagen, zurück, weil zwiſchen [illegible] beiden aus Gott weiß welchem mönchiſchen Neid [illegible] Gunſt eine unauslöſchliche tödtliche Feindſchaft [illegible] Er wartete daher abſeits, bis er meinte, der Magiſter könne mit dem Geſchäft fertig ſein, das [illegible] gleichfalls zu verrichten im Sinne hatte; da er aber [illegible] noch wartete und nicht bemerkte, daß der Magiſter ſich rühre, andererſeits aber ihn ſelbſt die Noth immer gebieteriſcher drängte, ſagte er mehrmals bei ſich ſelbſt: Bei Gott der Burſche bleibt aus keinem andern Grunde ſo feſt ſitzen und will mich nicht hinlaſſen, als um mir auch hierin ſeine Feindſchaft zu zeigen und die böſe Geſinnung, die er gegen mich hegt. Aber es ſoll ihm nicht gelingen, denn ich will aushalten, ſo lange ich kann, und wenn ich ſehe, daß er auf ſeinem Eigenſinn

beharrt und fest bleibt, so will ich doch, obschon ich auch anderswohin gehen könnte, ihn zwingen von hier wegzugehen, er mag wollen oder nicht.

Der Magister, welcher bereits an einem harten Fels Anker geworfen hatte, rührte sich nicht im mindesten, bis endlich der Mönch es nicht mehr aushalten konnte und wüthend rief: Nun aber, da sei Gott vor, daß du mir solche Schmach anthust und ich es so hinnehme!

Da ergriff er einen großen Stein, trat nahe zu ihm hin und beehrte ihn mit einem solchen Schlag auf die Brust, daß er zurückfiel und kein Glied mehr rührte. Als der Bruder bemerkte, wie er nach dem gewaltigen Stoß sich nicht mehr erhob, fürchtete er, ihn mit dem Stein bereits umgebracht zu haben; er wartete eine Weile, hoffte und besorgte, endlich aber trat er zu ihm hin und schaute ihn beim Lichte genau an, wo er denn sich vollkommen überzeugte, daß er schon todt sei, und nicht anders dachte, als er habe ihn auf die angegebene Weise umgebracht. Er war deshalb bis zum Tod betrübt, indem er fürchtete, wegen ihrer Feindschaft werde der Verdacht alsbald auf ihn fallen und er darüber ums Leben kommen. Darum beschloß er mehrmals, sich selber aufzuhängen; bei reiflicher Überlegung jedoch nahm er sich vor, ihn aus dem Kloster zu tragen und auf die Straße zu werfen, um jeden etwaigen Verda[redacted] sich abzuwälzen, den man sonst aus der angegebenen Ursache hätte fassen können. Indem er nun diesen Plan ausführen wollte, fiel ihm weiter ein, wie öffentlich und unaufhörlich der Magister Donna Cattarina mit seinen unzüchtigen Zumuthungen verfolgte, und er sagte bei sich selbst: Wo kann ich ihn leichter hinbringen, um zugleich mich von allem Verdachte zu befreien, als vor die Thür des Herrn Roderico, einmal weil dies so nahe ist, und dann, weil man gewiß annehmen wird, er sei des Ritters Weibe nachgeschlichen und dieser habe ihn umbringen lassen.

Dieſe Überlegungen beſtärkten ihn in ſeinem Vorhaben. Er lud mit großer Mühe den Leichnam auf den Rücken und trug ihn vor die beſagte Thür, aus welcher er wenige Stunden zuvor als todt herausgetragen worden war. Dort ließ er ihn und kehrte, ohne von jemand in Acht genommen zu werden, in das Kloſter zurück. Obgleich er nun für ſeine Rettung hinreichend gedeckt ſchien, wollte er ſich doch noch unter irgend einem Vorwand auf ein paar Tage von hier entfernen, ging alſo in dieſem Gedanken auf der Stelle nach der Zelle des Guardians und ſagte zu ihm: Mein Vater, ich habe vorgeſtern, da ich kein Laſtthier hatte, den größten Theil unſerer Einforderung in Medina im Hauſe eines unſerer Freunde gelaſſen; darum möchte ich mit eurem Segen nun hingehen, das übrige zu holen, und dazu die Stute des Kloſters mitnehmen. Wenns Gottes Wille iſt, komme ich morgen oder übermorgen wieder.

Der Guardian gab ihm nicht allein die Erlaubniß, ſondern lobte ihn ſogar ſehr über ſeine Sorgfalt. Als der Bruder dieſe Antwort erhalten hatte, machte er ſeine Siebenſachen zuſammen, zäumte die Stute auf und erwartete nur den Anbruch des Morgens, um abzugehen. Herr Roderico, welcher die Nacht wenig oder nicht geſchlafen hatte, und doch wegen der Geſchichte in Beſorgniß war, entſchloß ſich, da nun der Tag herankam, ſeinem Diener aufzutragen, er ſolle um das Kloſter hergehen und lauſchen, ob wol die Brüder den Magiſter todt gefunden haben und was ſie darüber ſagen. Als der Diener aus dem Hauſe trat, um auszurichten, was ihm aufgetragen worden war, fand er daſelbſt den Meiſter Diego vor der Thür ſitzen, daß es ausſah, als hielte er eine Disputation. Das jagte dem Knechte nicht geringen Schrecken ein, wie man nur über einen Leichnam erſchrecken kann; er fuhr zurück, rief alsbald ſeinen Herrn und konnte kaum die Worte hervorbringen, um ihm zu ſagen, der Leichnam des Magiſters ſei vor ihr Haus

zurückgebracht worden. Der Ritter verwunderte ſich höchlich über dieſen ſchlimmen Fall, der ſeinen Beſorgniſſen neue Nahrung gab. Nichts deſto weniger tröſtete er ſich mit der gerechten Sache, die er zu führen glaubte, und faßte den muthigen Entſchluß, geradezu zu warten, was die Sache für Folgen haben werde. Damit wandte er ſich zu dem Todten und ſagte: So mußt du denn der ewige Pfahl im Fleiſch meines Hauſes ſein, von welchem ich dich weder lebendig noch todt zu entfernen vermochte! Aber dem zum Trotz, der dich hierhergebracht hat, ſoll es dir nicht gelingen, wieder herzukommen, es wäre denn auf einem Vieh, wie du ſelbſt eins in der Welt geweſen biſt.

Nach dieſen Worten trug er dem Diener auf, aus dem Stalle eines Nachbars einen Hengſt herbeizuholen, welchen ſein Beſitzer für das Bedürfniß der Stuten und Eſelinnen der Stadt hielt und welcher zu haben war wie die Eſelin von Jeruſalem. Der Diener ging in größter Eile hin und führte den Hengſt herbei mit Sattel und Zaum und allem ſonſtigen Zubehör in beſter Ordnung; und wie der Ritter früher beſchloſſen hatte, ſetzten ſie den beſagten Leichnam auf das Pferd, machten ihn beritten und banden ihn feſt, gaben ihm eine eingelegte Lanze und den Zaum in die Hand, als wollten ſie ihn in die Schlacht ſchicken und führten ihn endlich in dieſem Aufzuge vor das Thor der Kirche der Mönche, wo ſie ihn anbanden und ſofort heimkehrten. Dem Mönche ſchien es nunmehr Zeit, die vorgenommene Reiſe anzutreten, er machte daher zuerſt das Thor des Kloſters auf, beſtieg ſodann ſeine Stute und ritt hinaus. Als er aber den Magiſter auf die beſagte Weiſe vor dem Thore fand, ſodaß er in allem Ernſt meinte, er drohe ihm mit ſeiner Lanze den Tod, ward er plötzlich von ſo großer Angſt erfaßt, daß er in Gefahr kam, todt vom Pferde zu ſinken. Dabei überfiel ihn ein gewaltiger gräßlicher Gedanke, der Geiſt des Mannes müſſe nämlich in ſeinen Körper

zurückgekehrt sein und er sei ihm zur Strafe gesetzt, um ihn allenthalben zu verfolgen nach dem Glauben mancher Thoren. Während er sich in dieser Täuschung und Furcht befand und nicht wußte, welchen Weg er einschlagen sollte, witterte der Hengst die Stute, schob seine gewaltige Keule vor, und wollte wiehernd der Stute zu Leib gehen, welche Bewegungen denn den Mönch immer mehr in Angst setzten. Dennoch faßte er sich und wollte die Stute ihres Weges führen; diese aber drehte ihr Hintertheil gegen den Hengst und fing an auszuschlagen, sodaß der Mönch, welcher nicht der beste Reiter war, fast herabfiel; und um den zweiten Stoß nicht abzuwarten, preßte er die Beine fest zusammen, drückte dem Thier die Sporen in die Seiten, hielt sich mit beiden Händen an dem Saumsattel fest, ließ die Zügel schießen und vertraute das Pferd der Willkür des Zufalls. Sobald nur dieses die Sporen fest in seine Flanken drücken fühlte, war es gezwungen vorwärts zu laufen und ungezügelt den Weg einzuschlagen, der eben vor ihm lag. Als der Hengst sich so seine Beute entwischen sah, zerriß er in der Wuth das schwache Band und lief der Stute eiligst nach. Der arme Mönch, der sich so den Feind im Rücken merkte, wandte sich um und sah ihn mit eingelegter Lanze wie einen rechten Turnierkämpfer auf ihn zueilen. Da verscheuchte er die erste Angst mit der zweiten und fing an in voller Flucht zu rufen: Helft! Helft!

Auf dieses Geschrei und durch das Getöse der ohne Zügel dahineilenden Rosse fuhr, da es nun heller Tag geworden war, alles an die Fenster und Thüren und jeder meinte in Erstaunen, er müsse vor Lachen bersten bei dem Anblick einer so ungewohnten und seltsamen Jagd zweier berittener Minoritenmönche, welche beide gleich todt aussahen. Die Stute lief ungeleitet bald da- bald dorthin durch die Straßen, welcher Weg ihr am gelegensten kam; hinter ihr aber unterließ der Hengst nicht, sie wüthend zu verfolgen, und ob der Mönch nicht mehrmals nahe

daran war, von der Lanze getroffen zu werden, braucht man nicht zu fragen. Ein großes Getümmel von Leuten verfolgte die beiden beſtändig unter Geſchrei, Ziſchen und Heulen und rief: Greift ſie!

Die einen warfen Steine nach ihnen, die andern ſchlugen den Hengſt mit Stöcken, und jedermann ſuchte die beiden zu trennen, nicht ſowol aus Theilnahme für die Fliehenden, als in dem Wunſche, zu erfahren, wer die beiden ſeien, die man bei dem ſchnellen Rennen nicht erkennen konnte. Nach längerem Umherjagen lenkten ſie zufällig auf ein Stadtthor zu, bei welchem ſie eingefangen, der Todte und der Lebendige zugleich feſtgenommen und zu großer Verwunderung aller Leute erkannt wurden. Man führte ſie beide auf ihren Pferden in das Kloſter, wo die Mönche ſie mit unſäglichem Schmerz empfingen. Sie ließen den Todten begraben und für den Lebenden die Folter bereiten. Als dieſe aber fertig war, geſtand er, weil er nicht die Qual aushalten wollte, offen, er habe ihn umgebracht, aus dem oben angeführten Grund; aber er könne ſich nicht vorſtellen, wer den todten Magiſter auf dieſe Weiſe auf das Pferd geſetzt habe. Wegen dieſes Geſtändniſſes wurde er zwar mit der Folter verſchont, aber in ein ſtrenges Gefängniß gebracht. Es wurde ſogleich durch den Pfarrer zu dem Biſchof der Stadt geſchickt, um ihm die heiligen Weihen abnehmen zu laſſen und ihn dem weltlichen Richter überliefern zu können, der ihn nach der Vorſchrift der Geſetze als Mörder aburteln ſollte. Zufällig war in dieſen Tagen der König Ferrando nach Salamanca gekommen; dieſem wurde die Geſchichte auch erzählt, und obgleich er ein ſehr geſetzter Fürſt war und den Vorfall ſowie den Tod eines ſo berühmten Gelehrten aufrichtig bedauerte, ſo gewann doch das Spaßhafte der Sache bei ihm die Oberhand und er lachte mit ſeinen Baronen ſo heftig darüber, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten konnte. Als nun der Zeitpunkt herankam, wo man zu der ungerechten Verurtheilung

des Mönchs schreiten sollte, regte sich in Herrn Roderico, der ein sehr tugendhafter Ritter war und bei dem König hoch in Gunst stand, die Wahrheitsliebe; er dachte, sein Schweigen würde allein eine so große Ungerechtigkeit veranlassen, und entschloß sich, lieber im Nothfalle zu sterben, als die Wahrheit über eine solche Angelegenheit verbergen. Er trat daher vor den König, während viele Barone und Leute aus dem Volk um ihn versammelt waren, und sprach: Gnädiger Herr, das strenge und ungerechte Urtheil, das über den Minoriten ist gefällt worden, und die Kenntniß der wahren Sachlage bewegen mich die über einen so schweren Unfall obschwebende Frage zu entscheiden. Wenn daher euer Majestät dem verzeihen will, der aus gerechtem Anlaß den Meister Diego ums Leben gebracht hat, so will ich denselbigen alsbald hierher kommen lassen und mit unzweifelhafter Wahrheit den Hergang der ganzen Sache bis ins einzelne erzählen.

Der König, der ein gar gnädiger Herr und sehr begierig war die Wahrheit zu hören, gewährte huldvoll die verlangte Verzeihung, und sobald der Ritter diese hatte, erzählte er vor dem König und allen übrigen Umstehenden vom Anfang das Verliebtsein des Magisters in seine Frau und alle Briefe und Botschaften, die er ihr gesandt, und was er dann mit ihm angefangen bis zuletzt Punkt für Punkt. Der König hatte das Zeugniß des Mönchs schon vorher gehört, und da diese Berichte in der Hauptsache zusammenstimmten, er auch Herrn Roderico für einen rechtschaffenen Ritter ohne Falsch hielt, maß er ihm ohne weitere Prüfung in allem unbedingt Glauben bei, und überdachte mit Verwunderung und Betrübniß, manchmal auch mit sittsamem Lachen diese vielbewegte seltsame Geschichte. Um es jedoch nicht dahinkommen zu lassen, daß die unbillige Verurtheilung des unschuldigen Mönchs vollzogen würde, ließ er den Guardian und den armen Mönch selber vor sich kommen. Der König verkündete ihnen dann in Gegenwart seiner

Barone, der übrigen Adeligen und anderer Leute ſeines Gefolges, wie die Sache in Wahrheit ſich begeben habe, und befahl deshalb, daß der zu einer geſchärften Todesſtrafe verurtheilte Mönch unverzüglich in Freiheit geſetzt werde. Sobald dies geſchehen war, kehrte derſelbe mit wiederhergeſtelltem guten Namen höchſt erfreut nach Hauſe. Herr Roderico erhielt die bedungene Verzeihung wirklich und erntete in Bezug auf ſeine ganze Handlungsweiſe in dieſer Angelegenheit das größte Lob. Die Kunde von dem wunderbaren Ereigniß aber ward in wenigen Tagen durch die ſchnelle Fama zum großen Ergötzen aller im ganzen Königreiche Caſtilien verbreitet. Bald kam ſie auch nach unſerm Italien und wurde dir, großmächtigſter König und Herr, kürzlich erzählt; und um deinen Befehlen zu gehorſamen, habe ich die Geſchichte gerne niedergeſchrieben, um ſie ſo, wie ſie es verdient, der Vergeſſenheit auf immer zu entreißen.

---

43. Veronica.

Ich erinnere mich öfters von einem uralten Großvater als vollkommene Wahrheit erzählen gehört zu haben, wie zur Zeit Karl's des zweiten in Salerno ein ſonderbarer Ritter lebte aus alter edler Familie, Namens Miſſer Mazzeo. Er war Oberrichter und reicher an Geld und Gut als irgend einer ſeiner Landsleute. Als er ſchon betagt war, ſtarb ihm ſeine Gattin und es blieb ihm von ihr nur eine einzige Tochter Namens Veronica, ein ſehr ſchönes und verſtändiges Mädchen, die aber, entweder wegen der übergroßen Liebe, welche der Vater zu ihr als ſeinem einzigen braven Kinde hegte, oder weil ſie für irgend eine hohe Verbindung aufgehoben wurde,

obſchon viele ſie zur Frau verlangten, doch noch immer unverheirathet zu Hauſe war. Nun war aber von ihrer Kindheit an ein adeliger Knabe Namens Antonio Marcello immer im Hauſe aus- und eingegangen unter dem Vorwande einer weitläufigen Verwandtſchaft, welche zwiſchen ihm und der Frau des Ritters beſtand, und Veronica hatte auf dieſe Art eine ſolche Liebe für ihn gefaßt, daß ſie gar keine Ruhe davor hatte. Antonio war zwar ein geſcheidter und ſehr geſitteter Jüngling und ward von dem Vater des Mädchens als braver Sohn geliebt; aber da er die Geſchichte doch vortrefflich merkte und als ein junger Menſch gegen die Angriffe der Liebe ſich nicht mit ſeiner ſchwachen Einſicht ſchirmen konnte, entbrannte er von gleicher Glut, und da die Gelegenheit ihrem gemeinſamen Wunſche günſtig war, ſo koſteten ſie ungeſtört die ſüßeſten Früchte der Liebe. Obgleich ſie nun aber in der Fortſetzung dieſer Genüſſe mit der größten Klugheit zu Werk gingen, ſo war ihre Vorſicht doch nicht ſtark genug, den großen Schiffbruch zu umgehen, der ihnen von dem neidiſchen Geſchick bereitet war; denn als ſie eines Nachts ganz vergnügt und arglos beiſammen waren, begab es ſich, daß ſie durch einen nicht vorher in Rechnung gezogenen Zufall von einem Diener des Hauſes geſehen wurden, welcher plötzlich den Ritter herbeirief und ihm den ganzen Vorfall erzählte. Dieſer ging voll Zorn mit ſeinen Dienern dahin, wo die Liebenden waren, welche gerade auf dem Gipfel ihrer Luſt ohne Widerſtand feſtgenommen wurden. Antonio aber, welcher ſehr kräftig und muthig war, rang ſich gleich wieder aus ihren Armen los, bahnte ſich mit dem Schwert in der Hand den Weg und kehrte ſo, ohne von jemand erkannt oder verletzt zu werden, nach Hauſe. Miſſer Mazzeo blieb bis in den Tod betrübt zurück, da er ſah, wohin die Sache gediehen war, und wollte nun von der Tochter wiſſen, wer der entflohene Jüngling ſei. Sie aber war vorſichtig und kannte ihres Vaters Weſen wohl

und dachte, er werde, um seine alten Tage nicht in solchem Kummer hinzubringen, ihm das Leben auf keine Weise schenken. Da ihr nun das Leben ihres Geliebten theurer war als das ihrige, gab sie ihm nach einiger Überlegung zur Antwort, sie wolle lieber jede Qual, jeden Tod selber erdulden, als den Jüngling entdecken. Der Vater entflammte sich zur Wuth und als er nach vielen verschiedenen Martern sie doch hartnäckig auf ihrer Weigerung beharren sah, faßte er, so sehr die Gewalt der natürlichen Neigung widerstrebte, doch mit großer Mannhaftigkeit zuletzt den Entschluß, sie umzubringen. Er befahl daher sogleich, ohne sie weiter sehen zu wollen, zweien seiner vertrautesten Diener, sie auf eine Barke zu schleppen, einige Meilen ins Meer hinaus zu führen und dann ins Wasser zu werfen. Obgleich diese es ungern thaten, banden sie sie doch, um zu gehorchen, schnell und führten sie an das Meeresufer. Während sie jedoch die Barke zurecht machten, kam einem von ihnen das Mitleid, er versuchte auf eine geschickte Art seinen Genossen, der mit nicht weniger Widerstreben, als er, an einer so grausamen Handlung Theil nahm, ein Wort gab das andere und so faßten sie am Ende den gemeinsamen Entschluß, wenn sie auch selbst dafür den Tod erleiden sollten, nicht allein ihr das Leben zu schenken, sondern auch sie in Freiheit zu setzen. Sie banden sie daher los und sagten ihr, wie sie aus Mitleid den rohen Urtheilsspruch des Vaters nicht an ihr vollziehen wollen; zum Lohn für diese Wohlthat baten sie sie, derselben nach ihrem ganzen Werthe zu gedenken, wenn sie das Vaterland verlassen habe und dereinst ihr Vater ihre Handlungsweise erführe. Das arme Mädchen, welches so von ihren eigenen Dienern ihr Leben als Geschenk annehmen mußte, fühlte wohl, daß eine Danksagung weit nicht zum Lohn für eine solche That hinreiche und flehte daher zum Vergelter alles Guten, daß er ihnen eine so unschätzbare Gabe ersetzen möge; und nachdem sie sich von

ihrer großen Angst und Schrecken ein wenig erholt hatte, versprach und schwor sie ihnen bei der Rettung, die sie ihr zu Theil werden ließen, sich auf eine Art zu benehmen, daß kein Lebender, geschweige ihr unbarmherziger Vater, je von ihr Kunde erhalte. Sie schoren ihr daher die Haare, verkleideten sie mit ihren eigenen Laken, so gut sie konnten, in männliche Tracht, gaben ihr das wenige Geld, das sie bei sich hatten, wiesen ihr den Weg nach Neapel und trennten sich von ihr unter Thränen. Ihre Kleider brachten sie mit nach Hause und versicherten ihren Gebieter, sie haben sie umgebracht und mit einem großen Stein um den Hals etwa zehn Meilen auf dem Meer in die Tiefe versenkt. Das unglückliche Fräulein, das nie aus der Stadt gekommen war, ward fast bei jedem Schritte muthloser schon bei dem Gedanken, daß sie ihrem Antonio nun verlasse ohne Hoffnung ihn wiederzusehen, und viele eitle Gedanken an die Rückkehr gingen ihr durch den Kopf; aber in Erinnerung an die empfangene Wohlthat und zugleich ihr gegebenes Versprechen, hatte die Dankbarkeit, diese Blüte jeder Tugend, in ihr eine solche Kraft, daß sie jeden zuwiderlaufenden Plan verjagte. Darum nahm sie den Weg unter die Füße, obwol sie nicht sehr gewohnt war zu Fuß zu gehen, befahl sich in Gottes Schutz und ging ohne selbst zu wissen wohin. So wanderte sie den ganzen Rest der Nacht über weiter mit großer Beschwerde. Gegen Tagesanbruch befand sie sich bei Nocera, wo sie zu einigen Gesellschaften stieß, welche nach Neapel gingen, und sie gesellte sich vertraulich zu ihnen. Dabei war unter andern ein calabrischer Edelmann, welcher dem Herzog von Calabrien ein paar Sperber überbrachte. Diesem gefiel des Jünglings Aussehen und er fragte ihn, woher er sei und ob er in Dienste gehen wolle. Veronica, welche in ihrer Kindheit durch Nachahmung einer alten in ihrem Hause wohnenden Apulierin viele Wörter dieser Mundart gelernt hatte, fiel es ein, sich derselben beständig zu be-

dienen und antwortete: Misser, ich bin ein Apulier, und aus keiner andern Absicht von Hause fortgegangen, als um Dienste zu suchen. Da ich aber der Sohn eines edeln Vaters bin, möchte ich mich nicht gern zu niedrigen Diensten verstehen.

Der Calabrier sagte: Würde es euch anstehen, einen Sperber zu besorgen?

Diese Frage kam Veronica sehr gelegen, da sie im Hause ihres Vaters nicht nur einen sondern viele mit großer Zärtlichkeit besorgt hatte. Sie antwortete ihm daher, sie habe sich von Kindheit auf mit nichts anderem beschäftigt. Nachdem sie so noch manches hin- und hergesprochen, wurden sie einig, daß sie ihm unterwegs einen Sperber übernehme. Als sie in Neapel angekommen waren, wurde sie von ihrem Herrn besser angethan, sodaß sie wirklich ganz wie ein schmucker Schildknappe aussah, und, sei es Fügung des Schicksals oder daß ihr anmuthiges Äußere ihn rührte, es begab sich, als man dem Herzog die Sperber überreichte, daß dieser zugleich mit den Sperbern den Apulier haben wollte, welcher so gut mit ihnen umzugehen wußte. So geschah es auch; er wurde auf die Liste der Hausdienerschaft gesetzt und ihm ein neapolitanischer Edelmann beigesellt. Er gab sich auch so viel Mühe sich gut aufzuführen und seinen Dienst recht zu versehen, daß er in kurzer Zeit die Gnade seines Gebieters in einem Maße erwarb, daß er zu den höchst geehrten und begünstigten gehörte, und auf diese Weise ging es in zunehmendem Glücke weiter, bis es dem Schicksal gefiel, seinen Angelegenheiten eine andere Bahn vorzuzeichnen. Der alte Vater, der in unerträglichem Schmerz zurückgeblieben war, mußte sich, da die Sache in den Mund des Gerüchts den Weg gefunden hatte, die meiste Zeit zu Hause verschlossen halten und führte so dort, oder zuweilen auf einem Landgut ein einsames und düsteres Leben. Antonio aber, nachdem er mit bittern blutigen Thränen den Tod seiner Veronica beweint

und bejammert hatte, war durch vorſichtige Erkundung zu der Überzeugung gelangt, daß der Ritter nie habe erfahren können, wer der entflohene Jüngling war. Um nun jeden Verdacht von ſich zu entfernen und überdies von Mitleid gerührt beſuchte er ihn einige Tage nach dem Vorfall, wie wenn er beſtändig die zärtlichſte Liebe für ſein Haus fühlte, begleitete ihn meiſtens auf das Land und bezeugte ſich gegen ihn wie ein leiblicher gehorſamer Sohn mit größter Nachgiebigkeit und Theilnahme. Miſſer Mazzeo wußte dies beſonders hochzuſchätzen, da es ihm ſchien, Antonio ſei der einzige, der ihn in der miſslichen Lage nie verlaſſen habe. Aus dieſem Grunde und wegen der eigenthümlichen Vorzüge des Jünglings fühlte er ſich genöthigt, ihn wie ſeinen eigenen Sohn zu lieben und wandte ihm ſo ſehr alle Neigung ſeines Herzens zu, daß er keine Stunde ohne ſeinen Antonio bleiben konnte. Da er nun ſah, daß dieſer in ſolchem Gehorſam und Dienſtwilligkeit mit Ehrerbietung und Liebe fortfuhr, entſtand in dem Herzen des Ritters, dieweil ihn ſein unſeliges Loos ohne Erben gelaſſen, der Wunſch, ihn im Leben und im Tod zum Sohn anzunehmen. Dieſer Gedanke reifte zum Entſchluß, und als er ſeine letzte Willensmeinung auffetzte, beſtellte er ſeinen Antonio zum Erben aller ſeiner fahrenden und liegenden Habe und geſegnete auch bald darauf das Zeitliche. Antonio ſah ſich nun im Beſitz einer ſo großen Erbſchaft, zog in das Haus des Ritters ein und es war keine Stelle, die ihn an ſeine Geliebte erinnerte, auf der er nicht geweint und geſeufzt hätte. Es kam ihm nicht aus dem Sinn, daß ſie lieber habe den Tod erdulden, als ihn entdecken wollen, und von dieſer Liebesthat durchdrungen und noch viele andere ſchöne Eigenſchaften ſeiner Veronica erwägend, faßte er bei ſich den Plan und Entſchluß, ſich nie zur Eingehung einer Ehe verſtehen zu wollen. Unterdeſſen geſchah es, daß der Herzog beſchloß, eine Reiſe nach Calabrien zu machen. Dies war dem

Apulier über die Maßen lieb, angeſehen daß er nicht allein ſein Vaterland wiederſehen ſondern auch wieder gelegenheitlich irgend etwas von dem Geliebten und dem Vater vernehmen durfte, den Veronica doch durchaus nicht zu haſſen vermochte; denn um ſich nicht irgendwie zu verrathen hatte ſie vermieden, nach ihnen zu fragen, und daher nie etwas von ihnen erfahren. Als ſie in Salerno ankamen, wurde das Gefolge des Herzogs nach Stand und Würden in verſchiedenen Häuſern untergebracht, und das Schickſal, welches Veronica von den langen Bedrängniſſen und Leiden, die ſie erduldet, befreien und mit ihrem Antonio in Freude verſetzen wollte, fügte es, daß durch eine ganz zufällige unabſichtliche Anordnung dem Antonio Marcello das Loos zufiel, den Apulier ſammt ſeinem Genoſſen in ſein Haus aufnehmen zu müſſen. Welche Wonne dies Veronica bereitete, kann jeder ſelbſt beurtheilen. Sie wurden von Antonio ſehr ehrenvoll und freundlich aufgenommen und am Abend bereitete er ihnen eine koſtbare Mahlzeit. In demſelben Gang, wo er ſich meiſtens mit ſeiner Geliebten zu vergnügen pflegte, faßten ſie nun einander ins Auge, es ſtellte ſich ihm eine Weile das Bild ſeiner Geliebten, und indem er ihres Lebens und Todes gedachte, begleitete er alle ſeine Worte mit heißen Seufzern. Veronica, die ſich ſo in ihr eigenes Haus geführt ſah, war zwar ſehr erfreut, ihren treuen Liebhaber ſo im Beſitz von allem zu ſehen; aber da ſie weder den Vater noch jemand von der zur Zeit ihres Scheidens hier anweſenden Dienerſchaft erblickte, erfaßte ſie eine natürliche Wehmuth, ſie wünſchte Aufſchluß zu haben, und doch ſcheute ſie ſich zu fragen. Während ſie ſo unentſchloſſen bei Tiſch ſaß, fragte ihr Genoſſe Antonio, ob das im Gang abgemalte Wappen das ſeinige ſei. Antonio antwortete, nein, vielmehr gehöre es einem ſehr würdigen Ritter zu Namens Miſſer Mazzeo dem Oberrichter, welcher, dieweil er in ſeinem Alter keine Kinder gehabt, ihn zum Erben aller ſeiner

Güter eingesetzt habe, weshalb er denn als ein angenommener Sohn nicht nur die Besitzungen, sondern auch den Namen des Hauses und das Wappen wie von seinem leiblichen Vater sich zu eigen gemacht. Als Veronica diese Kunde vernahm, fühlte sie sich plötzlich so erheitert, daß sie nur mit Mühe die Thränen zurückhielt. Doch that sie sich Gewalt an, um die Mahlzeit nicht zu stören. Als diese aber vorbei war, konnte sie nicht länger warten, ihr unbestrittenes Besitzthum, welches ihr das günstige Geschick bis hierher aufbewahrt hatte, in ihre offenen Arme aufzunehmen. Sie faßte daher Antonio bei der Hand, verließ ihren Begleiter und die andere Gesellschaft und sie traten in ein ander Gemach. Dort wollte sie einige Worte sprechen, die sie vorher ausgedacht hatte, um zu sehen, ob er sie wieder erkenne, aber die Freude ihres Herzens und die Thränen ließen ihr nicht zu, den Mund aufzuthun, vielmehr sank sie kraftlos ihm in die Arme und konnte nur hervorbringen: O mein Antonio, ists möglich, daß du mich nicht kennst?

Er, der, wie schon gesagt, bereits seine Veronica zu erkennen gemeint hatte, war nun, da er die Worte hörte, plötzlich von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugt und sagte, von größter Rührung überwältigt: Ach, so lebst du denn noch, mein Herz?

Nach diesen Worten sank auch er über sie hin. So hielten sie sich lange stumm umarmt, und da sie wieder zu sich kamen und sich ihre seitherigen Schicksale erzählten, erkannte Antonio, daß das für sie beide so erfreuliche Ereigniß nicht verheimlicht werden dürfe. Sie verließen daher das Zimmer, und obwol es spät war, schickte Antonio schleunig aus und beschied die ganze Verwandtschaft Veronica's und seine eigene, sie möchten sich wegen einer Sache von höchster Wichtigkeit in sein Haus verfügen. Sie kamen sogleich heran und sobald sie versammelt waren, bat er sie, sie möchten ihn zum Palast des Fürsten begleiten, denn er beabsichtige mit ihrer Erlaubniß von

der Gnade des Herzogs die Wiedereinsetzung eines früher dem Misser Mazzeo angehörigen adeligen Lehens zu erbitten, das schon seit Jahren in fremdem Besitz befindlich dem rechten Eigenthümer, weil er unbekannt gewesen, keinen Nutzen getragen habe. Alle gingen gern mit ihm hin, und sobald sie vor dem Fürsten standen, nahm er seine Veronica bei der Hand und vor allen anwesenden erzählten nun die beiden ihre frühern und neuern Begegnisse Punkt für Punkt ohne etwas auszulassen, und erklärten sodann, wie sie schon zu Anfang ihrer Liebe sich durch ihr feierliches Wort und beiderseitige Zustimmung geheirathet und beabsichtigen mit Genehmhaltung seiner fürstlichen Gnaden vor so würdigen Zeugen diesen Ehebund öffentlich anzuerkennen. So sehr sich der Herzog mit seinen Baronen und der ganzen Verwandtschaft und allen andern einheimischen und fremden darüber verwunderte, als sie diese seltsamen Begebenheiten vernahmen, so war es doch jedem sehr erfreulich zu sehen, welches gute und ehrenvolle Ende die Sache nahm und das Verfahren Antonio's sowie das würdige Benehmen Veronica's wurde von allen gelobt. Der Herzog entließ sie mit grosser Freude nach Hause und veranstaltete am andern Morgen eine feierliche prunkvolle Messe, welcher er selbst mit vielen Adeligen und andern Leuten beiwohnte. Bei derselben wurde zur allgemeinen Freude unserer Salernitaner Veronica dem Antonio nach Stand und Würden angetraut. Sie theilten sehr grosse Geschenke aus und lebten in Glück und Reichthum, von inniger Liebe und schönen Kindern erfreut, lange Zeit ungestört bis an ihr Ende.

44. Der Barkenführer.

(Nach Sanſovino's hundert ausgewählten Novellen. Venedig, 1571. Tag 4, Nov. 4.)

Vor einigen Jahren lebte in Venedig ein junger Edelmann Namens Herr Aleſſandro, welcher luſtwandelnd zufällig eine ſehr ſchöne junge Frau erblickte, welche die Gattin eines Seemanns war mit Namen Rado von Cattaro, und da ſie ihm ſehr wohl gefiel, ſchickte er ein altes Mütterchen nach ihr, um mit ihr zu ſprechen. Die junge Frau aber, welcher Aleſſandro gleichfalls wohl gefallen hatte, hielt die Abgeſandte nicht mit langen Unterhandlungen auf, ſondern ſagte zu ihr, ſie ſei ihrerſeits bereit, die Wünſche des jungen Mannes zu erfüllen, nur ſehe ſie kein ſicheres Mittel, denn ihr Mann laſſe ſie bei Nacht nie allein und bei Tag möge ſie ihn nicht im Hauſe empfangen aus Rückſicht auf die Nachbarſchaft, weil in derſelben Straße ſo viel Leute wohnen, daß man nicht aus- noch eingehen könne, ohne bemerkt zu werden. Als Aleſſandro die Geneigtheit der Frau vernahm, beſann er ſich, was zu thun ſein möchte, da ſie damit zufrieden ſei. Endlich ließ er das junge Weib von ſeinem Plane unterrichten, und als es ihm Zeit ſchien, ließ er Rado zu ſich in ſein Haus berufen. Nachdem er ihm ſehr geſchmeichelt hatte, denn er war ſein Freund, bat er ihn, er möchte ihm den Gefallen erweiſen, ihm am nächſten Abend mit ſeiner Gondel zu dienen, da er eine Zuſammenkunft verabredet habe mit einer Edelfrau, in welche er heftig verliebt ſei. Rado, welcher ſehr wünſchte, ihm zu dienen, antwortete, er ſei bereit ihn zu führen, wohin er befehle, und ſobald es Nacht wurde, kam er, um ihn in ſeiner Barke abzuholen, nachdem er ſeiner Frau geſagt hatte, ſie möge ihn erſt ſpät erwarten. Aleſſandro ſtieg alſo in die Barke und ließ ſich von Rado an einen

Landungsplatz bringen, wo die Alte ihn erwartete, und zwar gegenüber von Rado's Haus, das aber einen andern Landungsplatz hatte, sodaß man zu Wasser nicht dahin gelangen konnte, als auf einem starken Umweg, während es zu Lande nur ein paar Schritte waren. Sobald nun Aleſſandro dort angekommen war, gab er Rado die Weiſung, ihn zu erwarten. Er trat in das Haus der Alten und ſchlüpfte ſofort durch ein Gäßchen zu dem jungen Weibe hinüber, von welcher er mit größter Freude empfangen wurde. Auch führten ſie ihre Liebe zu einem anmuthigen Ziele, daß ihnen nichts zu wünſchen übrig blieb, und ſetzten unter ſich das Nöthige für die Zukunft feſt, worauf Aleſſandro auf dem nämlichen Wege in die Barke zurückkehrte, in welcher Rado, ohne Schlimmes zu ahnen, indem er ihn erwartete, eingeſchlafen war. Er erwachte nun, nahm Aleſſandro in die Barke und während ſie nach ſeinem Hauſe hinſteuerten, fragte er ihn unterwegs, ob er nun ſeine Sehnſucht ganz geſtillt habe. Aleſſandro bejahte es und fügte hinzu: Ich kann dir noch überdies verſichern, daß ich mich nicht erinnere, je in meinem Leben eine ſolche Luſt genoſſen zu haben, denn außer ihrer Schönheit hat ſie mich auch noch ſo mit Liebkoſungen überhäuft, daß ich nicht begreife, wie ich von ihr loskommen konnte.

Darauf antwortete Rado: Herr, als ich daran dachte, was für ein Vergnügen ihr jetzt mit eurer Geliebten haben müſſet, kam mich ſo gewaltige Fleiſchesluſt an, daß ich mehrmals verſucht war, nach Hauſe zu gehen und meinem Weibe eins zuzuſetzen; aber ich fürchtete, ihr möchtet zurückkommen und mich nicht finden, und deshalb bin ich geblieben.

Als Aleſſandro dies hörte, überlegte er, in welche Gefahr er gerathen wäre, wenn jener unvermuthet ſich nach Hauſe begeben hätte, und alsbald fiel ihm ein anderes ſicheres Mittel ein, um die Gefahr zu vermeiden, in die er früher oder ſpäter zu großem Schaden hätte

gerathen können. Er ſagte daher lachend zu Rado: Ich wußte gar nicht, daß du verheirathet biſt; ſonſt hätte ich dich nach Hauſe geſchickt; du hätteſt ja zu beſtimmter Stunde wieder zurück ſein können.

Rado antwortete: So, das habt ihr nicht gewußt, daß ich vor einigen Tagen ein ſchönes Mädchen aus einer guten Familie geheirathet habe?

Nein, verſetzte Aleſſandro; das wußte ich nicht; aber die Frauen, ſo ſchön ſie ſind, hat man zu Hauſe, weil man ſie nöthig hat; darum darf man jedoch nicht unterlaſſen, auch draußen fremd Brod zu ſuchen. Und da du dich ſo geduldig heute benommen haſt, hoffe ich morgen Abend meine Liebſte nebſt einer nicht weniger ſchönen Gefährtin in der Barke umher zu führen, und dieſe wird ſicherlich gegen dich gefällig ſein.

Rado antwortete ganz heiter, das nehme er gern an, bedankte ſich auch ſehr, und unter dieſen Geſprächen hatte er Aleſſandro an ſein Haus gebracht und kehrte nun zurück zu ſeinem Weibe. Sobald es aber Tag war, that Aleſſandro der jungen Frau zu wiſſen, was er für den folgenden Abend im Sinn habe und beſtellte verabredeter maßen den Rado, welcher die Barke mit einer Verdeckung von Raſch ausgeſtattet hatte. Er fand ſich bei Aleſſandro ein und führte ihn an den gewohnten Ort, wo er den Beſcheid erhielt zu warten, denn er werde gleich mit den Mädchen in der Barke zurück ſein. Sobald er zu ſeiner Geliebten gekommen war, erzählte er ihr von der beſtandenen Gefahr und daß er derſelben vorbeugen wolle durch die Veranſtaltung, die er ihr durch die Alte habe mittheilen laſſen. Er ließ ſie daher ſogleich ein ſeidenes Kleid anziehen, das er ihr ſchon vorher bei Tage geſchickt hatte, und verhüllte ſie ſo, daß Rado ſie nicht erkennen konnte, wenn ſie in die Barke kamen. Als Rado den Aleſſandro mit einer einzigen Frau kommen ſah, ſagte er zu ihm: Herr, wo iſt denn die meinige, die ihr mir geſtern Abend verſprochen habt?

Aleſſandro antwortete: Sie konnte nicht kommen wegen eines eingetretenen Hinderniſſes. Aber du ſollſt dich dennoch nicht über mich beklagen können, und ich glaube dieſe hier wird für uns beide genügen; wenn ich mit ihr fertig bin, überlaſſe ich ſie dir, und obſchon ich deine Gattin nicht kenne, ſo glaube ich doch, daß dieſe ein nicht weniger ſchönes und ſauberes junges Weib iſt, als ſie.

Das glaube ich gern, antwortete Rado, aber das könnte ich nicht übers Herz bringen, euch ſo in euer Gehege zu kommen.

Aleſſandro aber verſetzte: Sei nicht ſo ſeltſam! Wenn ich es nicht gern thäte, ſo hätte ich es nicht zu dir geſagt und du würdeſt es auch nicht thun dürfen. So aber ſoll es dich nichts koſten, als an einem Feſttage ein Fiſchfrühſtück, wozu ich ein paar gute Humpen mitbringen will.

Rado ſchlug das Anerbieten nochmals aus, Aleſſandro aber beharrte durchaus bei ſeinem Willen und ſo gab denn Rado doch endlich auch nach. Er ließ daher die Barke ſtehen, nahm die Zither in die Hand und fing an zu ſpielen; Aleſſandro ging während deſſen unter Rado's Zelt und gab ſich ſeiner Luſt hin beim Tone der Zither, welche Rado ſpielte. Und nachdem er mit ſeinem Geſchäft zu Ende war, ſagte Aleſſandro zu Rado: Nun mach und nimm auch dein Theil! Aber hüte dich, daß du mir nicht verſuchſt, ſie erkennen zu wollen, denn ſie iſt aus einer ehrenwerthen Familie und ich habe ihr weis gemacht, du ſeieſt ein hieſiger Edelmann.

Darauf antwortete Rado: Darum kümmere ich mich nicht, denn ich will ja doch auf keine Weiſe eine Verwandtſchaft mit ihr anknüpfen.

Nach dieſen Worten ging er zu der Frau hinein, und nach kurzer Zeit kehrte er zu Aleſſandro zurück und ſagte zu ihm: Herr, das iſt in der That ein ganz artiges Mädchen. Es war mir gerade, als läge ich bei meinem Weibe, ſo viel Ähnlichkeit hat ſie mit ihr im Fleiſche

und im Athem. Deswegen will ich euch denn auch gern mit Fiſchen aufwarten für die Artigkeit, die ihr mir bewieſen.

Aleſſandro lachte und trieb in großem Jubel allerhand Scherz mit ihm, bis ſie endlich die Frau wieder an die Stelle zurückbrachten, wo ſie ſie aufgenommen hatten. Jeder ging ſodann nach Hauſe und Rado fand ſeine Frau, welche that als wäre ſie ſehr ärgerlich und anfing ihn auszuſchelten und ihm Vorwürfe zu machen, daß er ſie auf ſolche Art allein laſſe. Er entſchuldigte ſich aber und legte alles dem Aleſſandro zur Laſt. Am nächſten Sonnabend nun veranſtaltete Rado ſeinem Verſprechen gemäß dem Aleſſandro und ſeinen Freunden das Frühſtück. Aleſſandro hatte dieſen die ganze Geſchichte vorher erzählt. Sie lachten daher viel darüber und wurden allmälig dem Rado zur Laſt, indem dieſer und jener ſeinen Witz darüber riß, wiewol zu Aleſſandro's großem Verdruß, bis Rado endlich den Schwank merkte, weshalb er voll Unwillen nach Hauſe eilte, um ſeiner Frau übel mitzuſpielen. Aleſſandro aber hatte es noch zu rechter Zeit gemerkt und die Frau auf die Seite ſchaffen laſſen. Als daher Rado ſie nicht traf, lief er voll Schaam und Schmerz ganz verzweifelt davon und Aleſſandro genoß von nun an in aller Sicherheit ſeine ſchöne Frau.

IX. Novelle eines Ungenannten.

1480.

---

45. Der dicke Tiſchler.

In der Stadt Florenz im Jahre vierzehnhundert und neun verſammelte ſich eines Sonntag Abends eine Geſellſchaft junger Leute zum Nachteſſen im Hauſe eines florentiniſchen Edelmannes Namens Tommaſo de Pecori, eines ehrenwerthen rechtſchaffenen heiteren Mannes, der ein großer Freund der Geſelligkeit war. Als man nach Tiſche um das Feuer herumſtehend über dies und jenes plauderte, wie es bei dergleichen Veranlaſſungen unter Bekannten zu geſchehen pflegt, ſagte einer von ihnen: Was ſoll nur das heißen, daß dieſen Abend Manetto Ammannatini nicht herkommen wollte und daß wir ihn durchaus nicht heranzubringen vermochten.

Der beſagte Manetto war und iſt noch ein Verfertiger von ausgelegten Holzarbeiten und hatte ſeine Bude am Platze San Giovanni. Er galt für einen der beſten Meiſter in der beſagten Holzarbeit ſowol als in Verfertigung von Werkzeugen für die Arbeitstiſche der Frauen. Dabei war er ein ganz angenehmer Menſch, eher arglos als ſchlau, etwa achtundzwanzig Jahre alt, und weil er derb und groß gebaut war, nannte man ihn den Dicken. Er war ſonſt immer gewohnt, ſich in der obengenannten Geſellſchaft einzufinden, welche aus lauter fröhlichen und lebensluſtigen Leuten beſtand; dieſen Abend aber, ſeien es anderweitige Geſchäfte, oder Grillen, wie er ſie manchmal hatte, oder was ſonſt immer, obgleich man es ihm oft geſagt hatte, wollte er ſich nicht bereden laſſen hinzugehen.

Als daher jene überlegten und ſich beſannen, was Schuld daran ſein möge, aber keinen Grund auffinden konnten, kamen ſie einſtimmig zu dem Schluſſe, es könne nichts anderes als Grillenfängerei von ihm geweſen ſein. Sie hielten ſich dadurch ein wenig für beleidigt und der Sprecher von vorhin ſagte deshalb: Aber warum ſpielen wir ihm nicht einmal einen Streich, damit er ſich nicht daran gewöhnt, um ſeiner Grillen willen uns ganz zu vernachläſſigen?

Darauf erwiderte ein anderer: Was können wir ihm aber anhaben, als daß wir ihn eines Abends die Zeche bezahlen laſſen oder ſonſt eine Lumperei?

Es war unter dieſer Tiſchgeſellſchaft einer Namens Filippo di Ser Brunellesco, deſſen Verdienſt wie ich glaube damals und jetzt bekannt iſt. Dieſer ging vertraut mit dem Dicken um und kannte ſein Weſen genau. Er war ein feiner Kopf und nachdem er eine Weile bei ſich nachgeſonnen und ſeine Phantaſie hatte ſpielen laſſen, begann er alſo: Hört, liebe Freunde, wenn wir Luſt haben, da fällt mir etwas ein, eine ſo hübſche Poſſe, die wir dem Dicken ſpielen können, daß wir davon den größten Spaß hätten. Mein Plan beſteht nämlich darin, daß wir ihm weis machen, er ſei aus ſich ſelber herausgetreten und in einen andern verwandelt, er ſei nicht mehr der Dicke, ſondern ſei ein anderer geworden.

Hierauf wandten zwar die andern ein, dies ſei unmöglich auszuführen; Filippo aber führte ihnen ſeine Gründe und Beweiſe an und wußte durch ſeinen ſcharfen Verſtand ihnen dieſelben ſo überzeugend zu machen, daß ſie zuletzt nicht mehr an der Ausführbarkeit des Planes zweifelten. Sie verſtändigten ſich daher über die Art und Weiſe, wie jeder ihn auf den Glauben zu bringen ſuchen ſolle, er ſei ein gewiſſer Matteo, der auch zu ihrer Geſellſchaft gehörte, und die Sache nahm am nächſten Abend ihren Anfang in folgender Geſtalt. Filippo di Ser Brunellesco, bekannter mit dem Dicken, als die

übrigen, trat zu der Stunde, da die Handwerker ihre Läden zu ſchließen pflegen, in die Bude des Dicken ein und plauderte eine Weile mit ihm, bis verabredeter maßen ein kleiner Knabe eilig gelaufen kam und fragte: Kommt hierher nicht zuweilen Filippo di Ser Brunellesco? und iſt er vielleicht jetzt da?

Filippo trat auf ihn zu, ſagte, ja, er ſei der Mann, und fragte den Knaben, was er begehre. Darauf antwortete der Knabe: Ihr ſollt ſo ſchnell ihr könnt nach Hauſe kommen, denn vor zwei Stunden hat eure Mutter ein großes Unglück gehabt und ſie iſt halb todt. Deswegen kommt nur bald!

Filippo ſtellte ſich an, als wäre er heftig betrübt über dieſen Unfall, und rief: Gott ſteh mir bei!

Damit nahm er Abſchied von dem Dicken. Der Dicke ſagte theilnehmend: Ich will mit dir gehen, im Fall du etwas nöthig haſt. Das ſind Fälle, in denen man ſeine Freunde nicht ſchonen muß.

Filippo bedankte ſich und ſprach: Ich nehme dich jetzt nicht mit, aber wenn ich etwas bedarf, ſo will ich es dir ſagen laſſen.

Filippo ging und ſchlug anſcheinend den Weg nach ſeiner Wohnung ein, bog aber um ur` begab ſich nach dem Hauſe des Dicken, welches der Kirche der Santa Reparata gegenüber lag. Er öffnete die Thüre mit einem Meſſerchen, ein Verfahren, das er gut verſtand, trat ins Haus, und ſchloß ſich innen mit dem Riegel ſo feſt ein, daß niemand hineingelangen konnte. Der Dicke hatte eine Mutter, welche dieſer Tage nach Polverosa gegangen war, wo ſie ein Gütchen beſaß, um dort eine Wäſche zu veranſtalten; ſie konnte jeden Tag zurückkommen. Der Dicke ging, nachdem er ſeine Bude geſchloſſen hatte, ſeiner Gewohnheit nach einige mal auf dem Platze San Giovanni auf und ab, den Kopf mit Gedanken an Filippo erfüllt und von lauter Mitleid mit deſſen Mutter. Um ein Uhr nach Sonnenuntergang ſagte er bei ſich ſelbſt:

Nun bedarf Filippo heute meiner doch nicht mehr, da er noch immer nicht nach mir geſchickt hat.

Er beſchloß alſo, nach Hauſe zu gehen; und als er vor ſeiner Thüre, zu der man zwei Stufen in die Höhe trat, angelangt war, und wie ſonſt aufſchließen wollte, gelang es ihm nach mehrmaligen Verſuchen nicht. Da merkte er, daß von innen der Riegel vor ſei. Er klopfte an und rief: Wer iſt denn oben? Mach mir auf!

Er war der Meinung, ſeine Mutter ſei vom Dorfe zurückgekommen und habe die Thüre aus irgend welcher Vorſicht oder in Gedanken von innen geſchloſſen. Filippo, welcher drinnen war, trat an die Spitze der Treppe und ſagte: Wer iſt unten?

Dabei ahmte er die Stimme des Dicken nach. Dieſer aber entgegnete: Mach mir auf!

Filippo that, als halte er den Pochenden für jenen Matteo, in welchen ſie den Dicken glauben machen wollten, daß er verwandelt ſei; ſich ſelbſt aber ſtellte er als den Dicken dar und ſagte: Ei, Matteo, geh mit Gott! Ich bin heute gar nicht aufgelegt, denn eben war Filippo di Ser Brunellesco in meiner Bude und da wurde ihm gemeldet, ſeine Mutter ſei ſeit zwei Stunden am Tode. Das hat mich für den ganzen Abend betrübt gemacht.

Und nach innen gewendet fügte er hinzu: Mona Giovanna (denn ſo hieß die Mutter des Dicken), macht, daß ich zu eſſen bekomme! Es iſt doch gar zu arg; vor zwei Tagen ſolltet ihr ſchon wieder da ſein und kommt nun erſt heute Nacht.

So ſagte er noch einige verdrüßliche Worte und ahmte dabei immer die Stimme des Dicken nach. Als der Dicke ſo rufen hörte und dabei doch ſeine eigene Stimme zu vernehmen glaubte, ſagte er: Was heißt denn das? Kommt es mir doch vor, der da droben ſei ich, der da ſagt, Filippo ſei in ſeiner Bude geweſen, als man ihm ankündigte, ſeine Mutter befinde ſich nicht wohl. Und

überdies ſchwatzt er mit Mona Giovanna. Wahrhaftig ich bin ganz von Beſinnung.

Er trat die beiden Stufen wieder hinab und ſtellte ſich zurück, um zu den Fenſtern hinaufzurufen. Da kam verabredeter maßen einer Namens Donatello*) hinzu, ein Marmorbildhauer und genauer Freund des Dicken; und wie er ſo in der Dämmerung vorüberging, ſagte er: Guten Abend, Matteo! Suchſt du den Dicken? Er iſt gerade eben ins Haus hineingegangen.

Nach dieſen Worten ging er ſeiner Wege. War nun der Dicke vorher voll Verwunderung, ſo ſtand er nun, wie er hörte, daß Donatello ihn Matteo nannte, ganz verblüfft, und ging wieder auf den San Giovanniplatz, indem er zu ſich ſagte: Ich will ſo lange hier bleiben, bis jemand vorbeigeht, der mich kennt, und mir ſagen kann, wer ich eigentlich bin. Bin ich denn Calandrino, daß ich ſo geſchwind ein anderer geworden bin, ohne es zu merken?

Und während er ſo halb von Sinnen daſtand, kamen nach Abrede vier Diener des Handelsgerichts nebſt einem Notar und mit ihnen ein Gläubiger jenes Matteo, für welchen der Dicke ſchon auf dem beſten Wege war ſich zu halten. Der Gläubiger trat dicht zum Dicken heran, wandte ſich zu dem Notar und den Bewaffneten und ſagte: Führt mir hier den Matteo hinweg! Dieſer iſt mein Schuldner. Siehſt du wohl, ich habe deine Spur ſo lange verfolgt, bis ich dich endlich erwiſcht habe.

Die Gerichtsdiener und der Notar nahmen ihn feſt und ſchickten ſich an ihn hinwegzuführen. Der Dicke aber wandte ſich an den, der ihn greifen ließ, und ſprach: Was habe ich mit dir zu ſchaffen, der du mich feſtnehmen läſſeſt. Sage, ſie ſollen mir die Freiheit geben!

*) Donato di Betto Bardi aus Florenz, genannt Donatello, lebte 1381 — 1466, war alſo 1409, wo unſere Geſchichte ſpielt, achtunddreißig Jahre alt. Man ſieht in Italien noch eine große Zahl ſeiner Kunſtwerke.

Du nimmſt mich für einen andern, denn ich bin nicht der, für den du mich hältſt, und du begehſt ſchweres Unrecht, daß du mir dieſe Schmach anthuſt, während ich gar nichts mit dir zu ſchaffen habe. Ich bin der dicke Tiſchler und nicht Matteo und weiß nicht, für was für einen Matteo du mich ausgibſt.

Hiermit wollte er anfangen, ſich zu widerſetzen, da er groß und ſehr kräftig war. Sie fielen ihm aber raſch in die Arme und hielten ihn; der Gläubiger trat vor ihn hin, faßte ihn ſcharf ins Auge und ſagte: Wie? Du haſt nichts mit mir zu ſchaffen? So? Ich ſollte den Matteo meinen Schuldner nicht kennen und nicht wiſſen, wie der dicke Tiſchler ausſieht? Du ſtehſt in meinem Schuldbuche und ich habe das Urtheil gegen dich ſchon ein Jahr lang erwirkt trotz deiner Schliche. Du haſt ganz Recht, wie ein Schuft zu ſagen, du ſeieſt nicht Matteo; du wirſt aber ſchon lernen müſſen mich zu bezahlen, ſtatt dich zu einem andern zu machen. Führt ihn nur hinweg, und wir wollen ſehen, ob du derſelbe biſt.

Unter ſolch' heftigem Gezänk führten ſie ihn auf das Handelsgericht, und weil es faſt ſchon die Zeit des Abendeſſens war, trafen ſie weder unterwegs noch an Ort und Stelle jemand an, der ſie kannte. Dort angelangt ſchrieb der Notar ſcheinbar einen Verhaftbefehl auf Matteo's Namen ein, man brachte ihn ins Gefängniß, und wie er hineintrat, drängten ſich die andern Gefangenen, welche den Lärm bei ſeiner Ankunft vernommen hatten und ihn öfters Matteo nennen hörten, ohne ihn zu kennen, heran und ſagten alle: Guten Abend, Matteo, was ſoll denn das bedeuten?

Als der Dicke ſich von allen dieſen Leuten Matteo nennen hörte, ſchien es ihm faſt ausgemacht, daß er es ſei und ſagte, nachdem er ihren Begrüßungen geantwortet hatte, ganz verwirrt: Ich ſoll da einem, der mich hat feſtnehmen laſſen, eine Summe Geldes geben, aber ich will mich morgen bei guter Zeit losmachen.

Die Gefangenen sagten: Du siehst, wir sind eben beim Abendessen. Halt es mit uns und dann morgen früh magst du dich freimachen. Aber wir können dir aus Erfahrung sagen, daß man hier immer länger bleibt, als man glaubt.

Der Dicke speiste mit ihnen und nach der Mahlzeit räumte ihm einer den schmalen Rand seines Lagers ein, indem er sagte: Matteo, richte dich heute Nacht hier ein, so gut du kannst! Morgen früh, wenn du loskommst, so ist es gut; wonicht, so schickst du nach deinem Hause um eine Decke.

Der Dicke dankte ihm, sie legten sich nieder, um zu schlafen, er aber begann im Stillen folgende Überlegungen: Was will ich machen, wenn ich einmal aus dem Dicken der Matteo geworden bin? Und das kommt mir nun ziemlich gewiß vor nach all' den Zeichen, die ich gesehen habe. Schicke ich nach Hause zu meiner Mutter und der Dicke ist dort, so machen sie sich lustig über mich und man wird sagen, ich sei verrückt geworden. Auf der andern Seite scheint es mir doch immer noch, ich sei der Dicke.

Und unter solchem Selbstgespräch, bald seiner Sache gewiß, daß er Matteo, bald daß er der Dicke sei, kam der Morgen heran, fast ohne daß er geschlafen hatte. Als es Tag wurde, erhob er sich, trat an das Fensterchen an der Thüre des Gefängnisses und dachte, er müsse gewiß eines Menschen habhaft werden, der ihn kenne. Während er so wartete, trat in das Handelsgericht ein junger Mann Namens Giovanni di Messer Francesco Rucellai, welcher auch zu jener Gesellschaft gehörte, und an dem Abendessen sowie an der spaßhaften Verschwörung Theil genommen hatte. Er war ein genauer Bekannter des Dicken, welcher für ihn eben einen Himmel zu einer heiligen Jungfrau anfertigte, und erst gestern war er eine gute Weile bei ihm in der Bude gewesen, um die Arbeit zu beschleunigen, und der Dicke hatte ihm ver-

ſprochen, ihm in vier Tagen den Rahmen vollſtändig zu liefern. Wie nun Giovanni in das Gerichtshaus getreten war, ſtreckte er ſeinen Kopf in den Flur, auf welchen das Fenſter der Gefängniſſe ging, das in jener Zeit zu ebener Erde war und wo ſich der Dicke befand. Sobald er Giovanni erblickte, lächelte er und ſah ihn an; Giovanni ſah ihn auch an und ſagte, als ob er ihn niemals geſehen hätte: Was lachſt du, Freund?

Der Dicke, dem es vorkam, er werde von jenem nicht erkannt, ſagte: O ich lache über weiter nichts. Sagt mir, kennt ihr nicht einen, den man den Dicken nennt, der gleich dort hinten am Platz San Giovanni wohnt und ausgelegte Holzarbeiten macht?

Ei freilich, ſagte Giovanni. Ich kenne ihn wohl. Er iſt mein guter Freund, und gerade will ich zu ihm gehen wegen einer kleinen Arbeit, die er mir macht.

Der Dicke fuhr fort: Ach ſo thut mir doch den Gefallen, da ihr ohnehin zu ihm gehen müßt, und ſagt ihm: Es ſitzt im Handelsgericht einer deiner Freunde gefangen und bittet dich, du möchteſt ihm doch den Gefallen thun, einen Augenblick bei ihm anzuſprechen.

Giovanni ſagte, indem er ihm fortwährend feſt ins Geſicht ſah und nur mit Mühe das Lachen verhalten konnte: Das will ich gern thun.

Damit ging er weiter ſeinen Geſchäften nach. Der Dicke aber blieb am Fenſter des Gefängniſſes und ſagte bei ſich ſelbſt: Nun kann ich ſicher ſein, daß ich nicht mehr der Dicke, ſondern daß ich Matteo geworden bin. Verwünſcht ſei mein Schickſal! Denn wenn ich die Sache ſage, ſo werde ich vollends für närriſch gehalten und auf der Gaſſe laufen mir die Kinder nach; ſage ich aber nichts, ſo können noch hundert Misverſtändniſſe vorkommen, wie das von geſtern Abend, daß ich feſtgenommen wurde; ſo bin ich alſo auf jeden Fall übel daran. Wir wollen aber doch ſehen, ob der Dicke kommt. Wenn er kommt, ſo erzähle ich es ihm und wir werden ſehen, was das heißen ſoll.

Er wartete in dem Wahne, dieser werde kommen, eine geraume Zeit; als er aber nicht kam, trat er zurück, um einem andern Platz zu machen, und stierte das Pflaster zu seinen Füßen an, oder blickte er mit gefalteten Händen auf zur Decke. Es war dieser Tage in dem besagten Gefängnisse Schulden halber auch ein Richter in Haft, ein ganz wackerer Mann, ebenso durch den Ruf seiner allgemeinen Bildung als seiner Gesetzkunde bekannt, dessen Name aus Achtung vor ihm hier verschwiegen werden soll. Dieser kannte zwar den Dicken nicht; doch da er ihn so schwermüthig sitzen sah und sich einbildete, er sei um seine Schuld betrübt, gedachte er ihn ein wenig zu trösten und sagte zu ihm: Ei, Matteo, du bist ja so trübselig, als ob es dir geradezu an den Hals ginge und doch ist nach dem, was du sagst, deine Schuld gering. Man muß sich nicht im Unglück niederdrücken lassen. Warum schickst du nicht nach einem deiner Freunde oder Verwandten aus und suchst deinen Gläubiger zu bezahlen oder dich irgendwie mit ihm zu verständigen, damit du auf freien Fuß kommst und den Muth nicht ganz und gar verlierst.

Als sich der Dicke so wohlmeinend trösten hörte, entschloß er sich, dem Manne seine Noth zu klagen. Er zog ihn in einen Winkel des Gefängnisses und hub an: Obgleich ihr mich nicht kennt, werther Herr, so kenne ich doch euch wohl und weiß, daß ihr ein braver Mann seid. Ich habe daher beschlossen, euch den Grund zu sagen, warum ich so schwermüthig bin. Ihr sollt nicht glauben, daß eine kleine Schuld mir solches Leid erregt; es ist etwas anderes.

Darauf erzählte er ihm von Anfang bis zu Ende alles, was ihm begegnet war, fast unter lauter Thränen und bat sich zweierlei von ihm aus, daß er erstens mit niemand von dieser Sache spreche und sodann, daß er ihm irgend einen guten Rath oder Hilfe in seiner Noth ertheile. Er setzte hinzu: Ich weiß, daß ihr lange Zeit

studirt habt und habt viele alte Bücher und Geschichten gelesen, in denen mannichfaltige Ereignisse beschrieben sind. Fandet ihr wol jemals eine Geschichte darin, welche dieser gleicht?

Als der wackere Mann diese Rede vernommen und still bei sich erwogen hatte, meinte er, es sei von zwei Fällen nur einer möglich; entweder sei jener närrisch geworden oder die ganze Sache sei nur eine Posse, wie es auch war. Er antwortete also schnell, er habe vielerlei der Art gelesen, wie nämlich aus einem Menschen ein anderer geworden, und dies sei gerade kein unerhörter Fall.

Ich hatte, fügte er hinzu, früher selbst einen Bauern der Art, dem dieses begegnete.

Der Dicke seufzte schwer und wußte gar nicht, was er sagen sollte, wenn das so wäre.

Das Nämliche, fuhr der Richter fort, liest man von den Begleitern des Ulysses und von andern, welche die Circe verwandelt hat. Allerdings ist, so viel ich höre und nach dem was ich auch gelesen habe, wenn ich mich recht erinnere, schon mancher wieder zu seiner vorigen Gestalt zurückgekehrt, aber das geschieht doch selten, zumal wenn die Sache lange ansteht.

Darauf sagte der Dicke: Sagt mir nun aber, wenn ich Matteo geworden bin, wie ist es dann mit dem alten Matteo?

Der Richter antwortete: Nothwendigerweise muß aus ihm der Dicke geworden sein.

Gut, sagte der Dicke. Ich möchte ihn doch auch ein bischen sehen, um meine Neugier zu stillen.

Unter diesen Gesprächen war es fast Nachmittag geworden, als zwei Brüder dieses Matteo in das Handelsgericht kamen und den Notar der Kasse fragten, ob nicht hier ein Bruder von ihnen gefangen sitze Namens Matteo und wegen welcher Summe man ihn festgenommen habe; sie seien seine Brüder und wollen für ihn bezahlen, um

ihn aus der Haft zu befreien. Der Notar der Kasse, der um den ganzen Handel wußte, da er ein genauer Freund des Tommaso Pecori war, bejahte die erste Frage, that, als blättere er in seinem Buche herum und sagte: Er ist hier wegen so und so viel auf Ansuchen von dem und dem.

Gut, sagten sie, wir wollen ihm ein paar Worte sagen und alsdann für die Herbeischaffung des Geldes sorgen.

Und auf das Gefängniß zugehend sagten sie zu einem, der am Fenster stand: Sage doch dem Matteo drinnen, es seien zwei von seinen Brüdern hier, welche kommen, um ihn zu befreien! Er solle ein wenig herkommen.

Während die Brüder hineinschauten, erkannten sie nur zu gut jenen Doctor, welcher mit dem Dicken sprach. Als der Dicke die Meldung vernommen hatte, fragte er noch den Doctor, was denn aus seinem Bauern geworden sei, und als er ihm sagte, er sei nicht mehr in seine frühere Gestalt zurückgekehrt, machte sich der Dicke doppelt so trübe Gedanken, trat an das Gitter und grüßte sie. Darauf begann der ältere der beiden Brüder solchergestalt zu sprechen: Du weißt, Matteo, wie oft und viel wir dich ermahnt haben, von dem schlechten Lebenswandel abzulassen, den du seither geführt hast. Du weißt, wir haben dir täglich gesagt: Du geräthst tagtäglich in Schulden, heute bei diesem, morgen bei jenem, und bezahlst nie einen Menschen, denn die liederlichen Ausgaben, zu welchen dich Spiel und andere Dinge verleiten, machen, daß du nie einen Heller in der Tasche hast.

Nun haben sie dich vollends eingesteckt. Du weißt, daß wir die Mittel haben und weißt wir können jeden Tag für dich bezahlen. Du hast aber seit einiger Zeit einen wahren Schatz vergeudet für deine Lumpereien, und darum sagen wir dir alles Ernstes, wenn es uns nicht um unsere Ehre wäre und um deine Mutter, die uns keine Ruhe läßt, so ließen wir dich hier ein wenig

mürb werden, damit du in dich gingeſt. Für dies mal jedoch haben wir uns entſchloſſen, dich herauszuholen und für dich zu bezahlen, aber mit der Warnung, wenn du wieder einmal hier hineingeräthſt, ſo mußt du länger hier bleiben, als dir lieb iſt. Damit genug! Damit wir aber bei Tag hier nicht geſehen werden, wollen wir heute Abend um Avemaria dich abholen, wenn weniger Leute um den Weg ſind, damit nicht jedermann Zeuge unſers Elends wird und wir uns um deinetwillen nicht noch mehr ſchämen müſſen.

Der Dicke gab ihnen gute Worte und verſprach hoch und theuer, er wolle in Zukunft ein ganz anderes Leben führen, als er ſeither gethan, und ſich hüten, ſolchen Unfug zu treiben und ihnen ſo viel Schande ins Haus zu bringen. Er bat ſie um Gottes willen, ſie möchten ihn doch ja abholen, ſobald es Zeit ſei. Sie verſprachen es zu thun und gingen hinweg; er aber zog ſich zurück und ſagte zu dem Richter: Es kommt immer beſſer bei mir, denn eben ſind zwei Brüder des Matteo dageweſen, eben jenes Matteo, mit dem ich verwechſelt werde, und haben mit mir geſprochen gerade als wäre ich Matteo und haben mich ernſtlich ermahnt, aber dabei geſagt, ſie wollen um Avemaria kommen, um mich abzuholen. Und, fügte er hinzu, wenn ſie mich aus dem Gefängniß wegführen, wo ſoll ich alsdann hin? In mein Haus kann ich nicht zurück, denn wenn dort der Dicke iſt, was ſoll ich ſagen, will ich nicht für einen Narren gehalten werden? Und es ſcheint mir ganz gewiß, daß der Dicke dort iſt, denn wäre er nicht zu Hauſe, ſo hätte ja meine Mutter mich ſuchen laſſen, während jetzt, wenn ſie ihn vor ſich ſieht, ſie dieſen Irrthum nicht gewahr wird.

Der Richter hielt das Lachen nur mit großer Mühe und hatte über die Geſchichte eine außerordentliche Freude.

Geh ja nicht dorthin, ſagte er, ſondern folge denen, die ſich für deine Brüder ausgeben! Du wirſt bald ſehen, wohin ſie dich führen und was ſie dann mit dir anfangen.

Während sie so zusammen sprachen, kam der Abend heran, die Brüder langten an und stellten sich, als wenn sie den Gläubiger und die Kasse befriedigt hätten. Da erhob sich der Notar von seinem Sitze mit den Schlüsseln des Gefängnisses und sprach hinein: Wer von euch ist der Matteo?

Der Dicke trat vor und sagte: Ich bin es, mein Herr!

Der Notar betrachtete ihn aufmerksam und sagte: Diese deine Brüder haben deine Schuld für dich bezahlt; du bist demnach frei.

Darauf öffnete er das Thor des Gefängnisses und sprach: Geh deines Weges!

Der Dicke trat heraus und da es schon sehr dunkel war, machte er sich mit jenen auf den Weg nach ihrer Wohnung bei Santa Felicita, wo man nach San Giorgio hinaufgeht. Als sie dort angekommen waren, führten sie ihn in ein Zimmer zu ebener Erde und sagten zu ihm: Verweile hier, bis es Essenszeit ist.

Sie thaten, als wollten sie ihn der Mutter nicht unter die Augen bringen, um sie nicht zu betrüben. Nicht weit vom Feuer war ein kleines Tischchen bereitet. Einer der Brüder blieb bei ihm am Kamin sitzen, der andere ging zum Pfarrer von Santa Felicita, ihrem Seelsorger, welcher eine ehrliche Haut war. Zu diesem sagte er: Lieber Herr, ich komme zu euch mit dem Vertrauen, wie es ein Nachbar zum andern haben soll. Ihr müßt wissen, daß wir drei Brüder sind, und darunter ist einer welcher Matteo heißt. Dieser wurde gestern wegen einiger Schulden, die er gemacht, im Handelsgericht verhaftet, und hat sich nun die Gefangenschaft so zu Herzen gezogen, daß es uns vorkommt, er sei fast nicht mehr richtig im Kopfe; indeß scheint er nur in einem einzigen Punkte zu wanken, in allen andern ist er noch ganz der alte Matteo; die schwache Seite ist nämlich die, daß er sich in den Kopf gesetzt hat, er sei ein anderer geworden, als Matteo. Habt ihr je eine so tolle Geschichte gehört? Er sagt geradezu, er sei ein

gewiſſer dicker Tiſchler, welcher ſeine Bude hinter San Giovanni hat und bei Santa Maria del Fiore wohnt. Das können wir ihm durchaus nicht aus dem Kopf bringen. Wir haben ihn daher aus dem Gefängniß befreit, nach Hauſe geführt und in eine beſondere Stube gebracht, damit ſeine Narrheiten nicht weiter unter die Leute kommen; denn ihr wißt wohl, wer einmal aus dieſem Horn geblaſen hat, der wird, wenn er auch aufs Beſte zu ſeinem Verſtande zurückkehrt, doch immer gefoppt. Und wenn es unſere Mutter bemerkte, ehe er wieder zur Beſinnung kommt, könnten allerlei Unannehmlichkeiten daraus entſtehen. Die Frauen laſſen ſich gar leicht erſchrecken; ſie iſt alt und kränklich. Und darum, um es kurz zu machen, wollen wir euch bitten, aus Erbarmen mit nach unſerm Hauſe zu kommen, damit ihr mit ihm ſprecht und verſucht, ihm ſeine Einbildungen aus dem Sinne zu bringen. Wir würden euch zeitlebens dafür dankbar ſein.

Der Prieſter war ein dienſtfertiger Mann und erbot ſich daher zu allem. Er ſagte, wenn er mit ihm ſpreche, ſo werde er der Sache bald auf den Grund ſehen; er wolle ihm ſchon ſo lange und ſo eindringlich zureden, daß er wohl hoffe, ihm die Sache aus dem Kopf zu treiben. Er machte ſich gleich mit jenem auf den Weg nach dem Hauſe, und als ſie vor das Zimmer kamen, wo ſich der Dicke befand, trat der Prieſter hinein und der Dicke, welcher in ſeine Gedanken vertieft daſaß, ſtand auf, ſobald er ihn erblickte. Der Prieſter ſagte zu ihm: Guten Abend, Matteo!

Guten Abend und gute Zeit! erwiderte der Dicke. Was führt euch zu mir?

Darauf entgegnete der Prieſter: Ich bin gekommen, um ein wenig bei dir zu bleiben.

Sodann ſetzte er ſich nieder und ſagte zu dem Dicken: Sitze hier neben mich, ich will dir dann ſagen, was mein Begehr iſt.

Der Dicke, um nicht zu widersprechen, saß zu ihm hin und der Priester fing an, ihm folgende Ermahnung zu halten: Die Ursache, weshalb ich hierher gekommen bin, Matteo, ist, weil ich eine Sache vernommen habe, die mir ernstlich Kummer macht. Wie ich nämlich gehört habe, bist du dieser Tage Schulden halber auf dem Handelsgerichte verhaftet gewesen, und wie es scheint, hast du dir dies so zu Herzen gezogen, daß du nahe daran bist, den Verstand zu verlieren. Unter andern Thorheiten, die du, wie ich höre, begangen hast und noch begehst, sollst du auch behaupten, daß du nicht mehr Matteo seiest und durchaus ein anderer sein willst, ein Holzarbeiter, welchen man den Dicken heißt. Du bist sehr zu tadeln, daß du um einer kleinen Widerwärtigkeit willen einem so großen Schmerz in deinem Herzen Raum gibst, der dich in den Verdacht bringt, du seiest nicht recht bei dir, und der dich, was dir nicht eben zur Ehre gereicht, durch deine Hartnäckigkeit in diesem Punkte zum Gespötte der Menschen macht. Um sechs Gulden? Ist denn das so etwas Arges? Und noch überdies wenn sie bezahlt sind! Lieber Matteo, sagte der Priester, ihm die Hand drückend, ich wünschte in Wahrheit, du ließest davon ab, und bitte dich, daß du mir zu Liebe das Versprechen thuest, von diesem Augenblicke an diese Narrheit aufzugeben und wieder an deine Geschäfte zu gehen, wie es einem rechtschaffenen Manne geziemt und wie alle andern Leute thun. Du würdest damit diesen deinen Brüdern große Freude bereiten und jedem, der es gut mit euch meint, und mir selber. Ist denn dieser Dicke ein so großer Meister oder ist er so reich, daß du lieber er sein willst, als du? Welchen Vortheil siehst du denn dabei, daß du dies thust? Vorausgesetzt auch, jener sei ein würdiger Mann, und er sei reicher als du (während er doch nach dem, was mir die Deinigen sagen, eher unter dir steht), so wirst

du doch dadurch, daß du ſagſt, du ſeieſt er, darum nicht ſeinen Werth noch ſeinen Reichthum erlangen. Erführe die Welt, daß du von Sinnen geweſen biſt, ſelbſt wenn du nachher zum beſten Verſtande von der Welt wieder gelangteſt, und was du auch thun möchteſt, man würde doch immer ſagen, du ſeieſt verrückt geweſen und du wäreſt ein verlorener Menſch. Kurz ſorge, daß du ein Menſch biſt und kein Vieh und laß alle dieſe Poſſen ſchwinden! darum bitte ich dich inſtändig. Was Dicker oder nicht Dicker! Mach es nach meiner Weiſe! Ich rathe dir zu deinem Beſten.

Dabei ſchaute er ihm recht freundlich ins Geſicht. Als der Dicke ihn ſo liebreich reden gehört, und die paſſenden Worte erwogen hatte, die er zu ihm geſprochen, zweifelte er nicht mehr daran, daß er Matteo ſei, und antwortete ohne Bedenken, er ſei bereit, in Betreff deſſen was er von ihm verlange, ſein Möglichſtes zu thun, indem er wohl einſehe, daß alle ſeine Reden nur au ſein Beſtes abzwecken. Er verſprach ihm, von nun an ſich alle Mühe zu geben, daß er nicht mehr auf den Gedanken komme, ein anderer zu ſein, als er ſelbſt, nämlich Matteo. Aber er bitte ihn nur um eine einzige Gunſt, wenn ſie gewährt werden könne, nämlich er möchte nur ein einziges Mal mit jenem Dicken ſprechen, um ſich vollkommen zu überzeugen. Hierauf erwiderte der Prieſter: Dies würde ſich gar ſchlecht mit deinem Nutzen vertragen. Ich ſehe wohl, daß du die Grillen noch immer im Kopfe haſt. Was brauchſt du überhaupt mit dem Dicken zu reden? Was haſt du mit ihm zu ſchaffen? Je mehr du darüber ſprichſt, je mehr Leuten du dieſe Sache entdeckſt, deſto ſchlimmer iſt es für dich und deſto mehr ſchadet es dir.

Und in dieſem Ton ſprach er dem Dicken ſo lange zu, bis er ſich endlich zufrieden gab und von dem Wunſche, mit ihm zu ſprechen, abſtand. Darauf ging er weg

von ihm, erzählte den Brüdern, was er gethan und geſprochen habe und was Matteo ihm zugeſagt. Darauf verabſchiedete er ſich von ihnen und kehrte in die Kirche zurück. Einer der Brüder drückte ihm einen Silbergroſchen in die Hand, um die Sache noch glaubhafter zu machen, und dankte ihm für ſeine Mühe. Mittlerweile, während der Prieſter den Dicken vornahm, war Filippo di Ser Brunellesco heimlich herbeigeſchlichen, und hatte ſich unter unendlichem Gelächter in einem entfernten Zimmer von einem der Brüder alles wiedererzählen laſſen, wie der Dicke aus dem Gefängniß gebracht worden war, was ſie ihm unterwegs geſagt hatten und ſo fort. Er hatte in einen großen Becher ein Getränk gegoſſen und ſprach zu einem der beiden Brüder: Macht, daß ihr ihm unter dem Nachteſſen dies zu trinken gebt, entweder im Wein oder wie ihr am liebſten wollt, ohne daß er es merkt. Es iſt ein Schlaftrunk, auf den er ſo feſt einſchlafen muß, daß er es ein paar Stunden lang nicht fühlen würde und wenn man ihn prügelte. Gegen fünf Uhr will ich dann wieder nachſehen und wir beſorgen dann das Übrige.

Die Brüder kehrten in die Stube zum Dicken zurück und ſetzten ſich mit ihm ans Eſſen, als es ſchon drei Uhr vorüber war. Während ſie ſo bei Tiſch ſaßen, brachten ſie ihm den Schlaftrunk ſo geſchickt bei, daß er gar nichts davon merkte. Als ſie abgeſpeiſt hatten und ein wenig am Feuer ſaßen, begann die Arznei ſo kräftig zu wirken, daß der Dicke mit aller Mühe die Augen nicht mehr offen halten konnte vor ſchwerem Schlafe, der ihn bewältigte. Die andern ſagten zu ihm: Matteo, du ſcheinſt ja vor Müdigkeit umzufallen. Du haſt wol heute Nacht wenig geſchlafen.

Das hatten ſie getroffen.

Ich verſichere euch, erwiderte hierauf der Dicke, daß ich mein Leben lang nicht ſo ſchläfrig geweſen bin. Es

könnte nicht ärger sein, wenn ich einen Monat lang nicht geschlafen hätte. Ich will mich daher zu Bette legen.

Er fing an, sich auszukleiden, hatte aber kaum noch Kraft, die Schuhe abzuziehen und sich auf das Bette zu werfen, so war er schon fest eingeschlafen und schnarchte wie ein Schwein. Zur festgesetzten Stunde kehrte Filippo di Ser Brunellesco mit sechs seiner Gefährten zurück und trat in die Kammer, wo jener lag. Da sie bemerkten, daß er fest schlief, so nahmen sie ihn und legten ihn mit allen seinen Kleidern auf eine Tragbahre und trugen ihn nach seinem Hause, welches ganz leer stand, weil seine Mutter zufällig noch nicht vom Lande zurückgekehrt war. Sie trugen ihn an das Bett, legten ihn hinein und warfen seine Kleider an denselben Platz hin, wo er sie selbst hinzuthun gewohnt war; doch ihn selbst kehrten sie mit dem Kopfe dahin, wohin er sonst die Füße zu legen pflegte. Als dies geschehen war, nahmen sie die Schlüssel zu seiner Bude, welche an einem Haken in seiner Schlafkammer hingen, machten sie auf, traten hinein und legten alle seine eisernen Werkzeuge an einen andern Ort, als wo sie bisher lagen. Alle Eisen an den Hobeln rissen sie aus dem Gestell und drehten die Schneide gegen oben und das Dicke nach unten. Ebenso machten sie es mit allen Hämmern und mit den Äxten, und in der ganzen Bude verwirrten sie alles auf eine Art, daß es schien, es haben hunderttausend Teufel darin ihr Wesen getrieben. Endlich schlossen sie den Laden wieder ab, trugen die Schlüssel in das Zimmer des Dicken zurück, schlossen auch dort die Thüre und gingen sodann jeder nach Haus um zu schlafen. Der Dicke betäubt von dem Tranke schlief diese ganze Nacht über, ohne je zur Besinnung zu kommen. Des andern Morgens aber um die Zeit des Avemaria in Santa Maria del Fiore hatte der Trank seine Wirkung vollendet, der Dicke erwachte, als es schon Tag war, und als er die Glocke

erkannte und die Augen aufschlug, erkannte er bei der durch ein Zugloch einfallenden Helle, daß er in seinem eigenen Hause war, und als er sich aller frühern Ereignisse erinnerte, überfiel ihn das größte Erstaunen. Er erinnerte sich, wo er am vorigen Abend zu Bett gegangen war und wo er sich damals befand, und mit einem Mal war er von Zweifeln bestürmt, ob er das alles geträumt habe, oder ob er jetzt träume. Bald schien ihm das eine wahr zu sein, bald das andere, und nach einem recht aus Herzensgrund hervorgeholten Seufzer rief er: Gott steh mir bei!

Er sprang aus dem Bette, kleidete sich an, nahm die Schlüssel der Bude auf und rannte dahin. Als er aufgeschlossen hatte, sah er die ganze Werkstätte in Verwirrung, alle Eisen verkehrt und von ihrem Platz entfernt, worüber er nicht wenig sich verwunderte. Doch räumte er allmälig auf und rückte die Gegenstände wieder zurecht. Da kamen auf einmal die zwei Brüder Matteo's und als sie ihn so beschäftigt fanden, sagte einer von ihnen, gerade wie wenn sie ihn nicht kennten: Guten Tag, Meister!

Der Dicke drehte sich nach ihnen um und als er sie erkannte, verfärbte er sich ein wenig, sagte aber dennoch: Guten Tag und gutes Jahr! Was führt euch her?

Einer von beiden sprach: Ich will es dir sagen. Wir haben einen Bruder, Namens Matteo; dieser wurde vor einigen Tagen verhaftet und ist aus Kummer darüber halb von Sinnen gekommen. So sagt er unter anderm, er sei nicht mehr Matteo, sondern der Meister dieser Bude, welchen man, wie es scheint, den Dicken heißt. Wir haben ihn nun sehr ermahnt und ihm auch gestern Abend von dem Priester unserer Pfarre zusprechen lassen, welcher ein sehr braver Mann ist. Dem hatte er versprochen, sich diese Narrheit aus dem Sinn zu schlagen, sodaß er auch mit dem besten Appetit zu Nacht speiste und in

unſerer Gegenwart zu Bett ging. Dieſen Morgen aber hat er ſich, ohne daß es jemand merkte, davongeſchlichen, wir wiſſen nicht wohin. Deshalb ſind wir hierhergekommen, um zu ſehen, ob er wol dageweſen iſt, oder ob du uns nichts von ihm zu ſagen weißt.

Dem Dicken ſchwindelte es bei dieſen Reden. Er erwiderte: Ich verſtehe nicht, was ihr ſagt und begreife nichts von euren Poſſen. Matteo iſt nicht hierhergekommen und wenn er ſich für mich ausgibt, begeht er eine große Schurkerei. Bei meiner Seele, treffe ich einmal mit ihm zuſammen, ſo will ich meine Luſt an ihm büßen und will doch ſehen, ob ich er bin oder er ich iſt. Was zum Teufel iſt das für ein Spuk die zwei Tage her!

Mit dieſen Worten ergriff er voll Zorn ſeinen Mantel, zog die Thüre des Ladens hinter ſich zu, ließ jene ſtehen und lief unter heftigen Drohungen gegen Santa Maria del Fiore zu. Die Brüder machten ſich hinweg und der Dicke trat in die Kirche, wo er auf- und niederſchritt, wie ein Löwe ausſehend, ſo wüthend war er über dieſe Geſchichte. Unterdeſſen kam ein Handwerksgenoſſe von ihm eben dahin, der mit ihm bei dem Meiſter Pellegrino in Terma das Schreinerhandwerk erlernt hatte. Dieſer junge Mann war ſchon vor mehreren Jahren ausgewandert und nach Ungarn gezogen und es war ihm dort ſehr gut ergangen durch die Unterſtützung eines andern Florentiners des Filippo Scolari, welcher ſich lo Spano nannte und welcher damals Generalcapitain des Heeres von Sigismund, dem Sohn König Karl's von Böhmen war. Dieſer Spano nahm alle Florentiner gut auf, welche ſich durch Kenntniſſe oder Geſchicklichkeit irgend auszeichneten, da er ein ſehr wackerer Mann war und ſeine Landsleute ganz beſonders liebte, wie er denn auch von ihnen geliebt zu werden verdiente, da er ſich gegen ſo viele wohlthätig erwies. Um dieſe Zeit nun war jener nach Florenz gekommen, um ſich zu erkundigen, ob er

nicht von dort einen Meiſter ſeines Handwerks mitnehmen könne, weil er ſo viele Arbeiten übernommen hatte. Schon mehrmals hatte er mit dem Dicken davon geſprochen und ihn gebeten, mit ihm zu ziehen, wobei er ihm in Ausſicht ſtellte, wie ſie in wenigen Jahren reich werden könnten. Als er ihm hier wieder begegnete, ſagte der Dicke: Du haſt mir ſchon mehrmals zugeredet, mit dir nach Ungarn zu ziehen und ich habe es dir immer abgeſchlagen. Jetzt habe ich um eines ſonderbaren Unfalls willen und wegen einiger Mißhelligkeiten mit meiner Mutter den Entſchluß gefaßt, mit dir zu ziehen, wenn du mich anders noch haben willſt. Wenn es dir recht iſt, ſo will ich morgen früh ſchon abreiſen, denn bliebe ich noch länger, ſo könnte wieder etwas dazwiſchenkommen.

Der junge Mann ſagte zu ihm, es werde ihm ſehr lieb ſein, doch könne er morgen nicht ſchon abreiſen, da er ſonſt noch Geſchäfte habe; er könne aber ja morgen früh gehen, wenn er wolle, und ihn in Bologna erwarten, wo er auch in wenig Tagen eintreffen werde. Der Dicke war damit zufrieden und ſo wurden ſie eins. Der Dicke ging daher in den Laden zurück, nahm viele von ſeinen Werkzeugen und einige Kleinigkeiten, die er fortbringen konnte, ſowie einiges Geld, das er hatte. Als dies geſchehen war, ging er nach Borgo San Lorenzo, miethete ein Pferd nach Bologna, ſtieg am folgenden Morgen auf und nahm ſeinen Weg dorthin, nachdem er einen an ſeine Mutter überſchriebenen Brief zurückgelaſſen hatte, worin es hieß, ſie möge Alles, was im Laden zurückgeblieben ſei, als Geſchenk behalten; er gehe nach Ungarn; ſie ſolle verkaufen, was ſie finde. Auf dieſe Art ſchied der Dicke von Florenz, erwartete in Bologna ſeinen Gefährten und reiſte mit ihm nach Ungarn, wo ihre Geſchäfte ſo gut von Statten gingen, daß ſie in wenigen Jahren durch die Gunſt des genannten Spano nach ihren Verhältniſſen reich wurden. Spano

machte ihn zum Kriegswerkmeiſter und er führte den Namen Meiſter Manetto von Florenz. Der Dicke kam ſpäter mehrmals nach Florenz und als ihn Filippo di Ser Brunellesco um ſeine Auswanderung befragte, erzählte er ihm in beſter Ordnung dieſe Geſchichte und gab ſie als Grund ſeines Weggehens von Florenz an.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Italiäniſcher Novellenſchatz.

Ausgewählt und überſetzt

von

Adelbert Keller.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des zweiten Theils.

X. Giovanni Sabadino degli Arienti. Seite

46. Der Herzog von Mailand..... 1

XI. Luigi da Porto.

47. Romeo und Giulietta..... 7

XII. Francesco Maria Molza.

48. Schlimmer und ſchlimmer!..... 40

XIII. Giuſtiniano Nelli.

49. Giulio und Aurelio's Frau..... 46

XIV. Luigi Alamanni.

50. Die Gräfin von Toulouſe..... 62

XV. Lodovico Carbone.

51. Dante's Zerſtreutheit..... 92

XVI. Benvenuto Cellini.

52. Die Rietung des Diamants..... 93

XVII. Antonio Francesco Grazzini genannt der Lasca.

53. Ein Schwank Lorenzo Medici's..... 98

XVIII. Giovanni Battiſta Giraldi Cintio.

54. Perſiſche Grauſamkeit..... 144

55. Rinieri und Cicilia..... 168

56. Delio und Dafne..... 188

57. Der Mohr von Venedig..... 201

58. Die Witwe von Fondi..... 217

59. Filippo Sala und ſein Herr..... 228

60. Maß für Maß..... 242

61. Die unglückliche Mutter..... 258

62. Täuſchung und Treue..... 266

63. Ein Gottesurtheil..... 285

Seite

XIX. Aleſſandro Sozzini.
64. Die drei Blinden und das Almoſen 304

XX. Lionardo Bruni von Arezzo.
65. Antiochus und Stratonica 308

XXI. Antonio Cornazzano.
66. Franzoſen und Italiäner 318

XXII. Sebaſtiano Erizzo.
67. Die Tochter des Kaiſers von Conſtantinopel 320
68. Der Kaufmann aus Genua 330

XXIII. Baldaſſare Caſtiglione.
69. Der blinde Spieler 339

X. Giovanni Sabadino degli Arienti.

1483.

46. Der Herzog von Mailand.

Der Graf Francesco Sohn Forza's von Codignola, hochgeborner Graf und liebenswürdige Gesellschaft, war, wie ihr wißt, ein Fürst, bei welchem weder Natur noch Glück es an irgend etwas hatte fehlen lassen. Wir sprechen nicht davon, wie erlaucht, prachtliebend, freigebig, gütig und gnädig er war, denn in allen diesen Eigenschaften übertraf er nicht allein alle Männer der Gegenwart, sondern that es auch allen alten Römern und Griechen gleich. Aber das wollen wir erwähnen, daß er im Waffenwerk, in das er all seinen Ruhm und Ehre setzte, nicht minder mannhaft, klug und hochherzig war, als Sertorius, Marcellus, Lucullus, Cäsar und Pompejus, oder wer sonst noch mehr den Mund der Fama in den Büchern der Geschichte in Bewegung setzt. Daß dies wahr sei, beweist die That, da er nicht nur alle andern kriegerischen Herzöge, an denen Italien so fruchtbar war, wie ihr wißt, bekriegte und glorreich überwand, sondern auch durch diese seine Tapferkeit sich zum Herrn der Lombardei emporschwang. Dessenungeachtet, obwol alle diese Eigenschaften in gehäuftem Maße bei ihm vorhanden waren, wie ihr sicherlich in eurem Leben schon tausend mal gehört habt, und obwol er siegreiche Heere bändigte und zu Boden schlug, konnte er doch nicht vermeiden, von der Gewalt des jungen Schützen gefangen zu werden und wurde an dem Siegeswagen seiner Gottheit unter der übrigen zahlreichen Schar im Triumph

geführt ob der preiswürdigen Schönheit einer edeln Jungfrau aus unserer Stadt, deren Namen und Geschlecht ich mit Stillschweigen übergehen will, um nicht Veranlassung zu geben, daß ihr ehrsamer Ruf befleckt werde. Für dieses Mädchen entbrannte er dermaßen, daß er Tag und Nacht an nichts anderes als an sie dachte, und nichts, was er sah, ihm so gefiel, ja daß er am Ende vor Gram gestorben wäre, wenn er nicht mit ihr der Minne Lust hätte genießen sollen; und ihre Eltern mußten, da es nun einmal sein ganz besonderer Wunsch war, und um den Fürsten nicht dem Tod und der Verzweiflung preiszugeben, sie ihm überlassen. Nun kam aber die Sache, ich weiß nicht auf welche Art, der durchlauchtigen Herzogin zu Ohren, einer Frau, die in ihrem Geschlecht ebenso erhaben war, wie ihr Gatte unter den Männern. Sie war daher sehr wachsam, um die Ausführung dieser Liebespläne zu verhindern und nicht solche Unlust und Hintergehung von Seiten eines Mannes zu erfahren, den sie ausschließlich liebte. Als nun eines Abends das Mädchen auf das Schloß der Stadt geführt wurde, hatte die vorsichtige Herzogin darauf wohl Acht und war schon durch ihre ausgestellten Kundschafter von der Sache unterrichtet. Während also das Mädchen auf einem ganz geheimen Weg hereingebracht werden sollte, wurde sie mit ihren Begleitern festgehalten und alle in ihr Zimmer vor sie geführt, die dann mit Worten, die zu solcher Veranlassung schicklich schienen, ihr auf so eindringliche Weise ihr Vergehen vorstellte, daß nicht minder Scham als Furcht sie alle erfaßte; doch entschuldigten sich die Unterhändler, da sie es nicht gethan haben, um ihrer Durchlaucht etwas zu Leide zu thun noch auch aus Begierde nach Ehre oder aus Gewinnsucht, sondern einzig und allein, um den gemessenen Befehlen des Herrn Herzogs zu gehorchen, der sich in Liebe zu dem Mädchen verzehre. Die durchlauchtige Herzogin schickte sie aus dem Zimmer und befahl ihnen bei Strafe ihrer Ungnade nicht ohne

ihre Erlaubniß wegzugehen, bis ſie ihnen ihren Willen anders kund gebe, dem Mädchen aber befahl ſie mit ſcharfen drohenden Worten, ſich unverzüglich zu entkleiden. Sie zitterte nicht anders als ein Blatt im Winde, benetzte immerfort ihr ſchönes Geſicht mit Thränen der Scham und entkleidete ſich ſo aus Angſt vor einer Züchtigung oder Marter. Die Herzogin zog ſich auch ihre reichen Gewande ab und legte die des beängſtigten Mädchens an, hängte einen Schleier über den Kopf bis über die Augen herab, rief ſodann, als ſie ſchon die Tracht des Mädchens anhatte, eine ihr treuergebene Kammerfrau zu ſich und ſagte zu ihr: Mache daß du mich, ohne mich weiter zu nennen, ohne Licht aus dieſem Zimmer führſt, daß man die Verwechslung nicht merkt! Dann ſage zu denen, die draußen warten, wie in Auftrag von mir: Die gnädige Frau befiehlt, ihr ſollt das Mädchen zum Herzog bringen, wie er es haben will, in aller Stille und ohne Zögerung.

Die treue Kammerfrau war nicht wenig erſtaunt und wußte nicht, was das heißen ſolle, trat aber aus dem Gemach ihre Gebieterin an der Hand führend und übergab ſie ſtatt des Mädchens jenen Leuten mit den ihr aufgegebenen Worten. Dieſen ſchwanden damit die verſchiedenen Beſorgniſſe, welche die Drohungen der klugen Herzogin in ihnen erweckt hatten, und ſie führten ſie an das herzogliche Gemach des Fürſten, pochten dort an die Thür, und, als dieſe aufging, hießen ſie ſie hineingehen und entfernten ſich. Die weiſe Herzogin that etwas fremd und ſtand wie verſchämt mit geſenktem Haupt und mit zur Erde gehefteten Blicken da, trat dann etwa drei Schritte vor, ohne ein Wort zu ſprechen, und fiel an der linken Seite des Herrn auf die Knie, welcher ſeine zwei Lieblingskämmerer hinausſchickte, dann heiter auf ſie zuging und in der Meinung, es ſei ſeine Geliebte, alſo ſprach: Schönes Mädchen, wie mein Leben theure, ſei mir tauſend und abertauſend mal willkommen!

So ſtand er ein Weilchen vor ihr, berührte ſodann mit der rechten Hand das ſchöne Mädchen und mit der linken ihren glänzenden Nacken, und konnte ſich nicht erſättigen, indem er dem Liebesgott dankte, ihre Purpurlippen zu küſſen. Darauf ſuchte er, da er glühte und die Kunſt wohl verſtand, ihr mit den Fingern durch den Ausſchnitt der Gewande am Hals die elfenbeinerne Bruſt zu berühren, und ſprach dazu immer Worte, welche das Eis in Flammen ſetzen mußten. Als er endlich die andern erſehnten Theile berühren wollte, ſchien es der weiſen Herzogin, ſie dürfe ihren theuern Gemahl nicht weiter gehen laſſen, zog alſo den weißen Schleier hinweg, der ihre ſchönen Augen verhüllte, und ſagte ganz ſanft folgende Worte zu ihm: Ei, mein Gebieter, wo iſt eure Tugend, wo euer Verſtand? Iſt das die eheliche Treue, die ihr mir ſchuldig ſeid, die ich euch ohne Maß liebe? Iſt das die Gattenpflicht, die ihr beobachten müßt, nachdem ihr von mir ſo viele würdige Söhne erhalten, die der Glanz nicht nur Italiens, ſondern der ganzen Welt ſind? Iſt dies das gute Beiſpiel und der Ruf, den ihr hinterlaſſen ſollt? In der That ich habe mich ſehr in euch getäuſcht. Wer hätte je gedacht, daß ein großes Herz wie das eure, das nie Mühſal geſcheut noch Furcht gekannt, ſich von einem gemeinen Mädchen fangen laſſe! Weh mir armen, daß ich ſehen mußte, was ich nie geglaubt habe! Iſt dies der Lohn der Treue, die ich gegen euch gehegt und gegen euch zu hegen gedenke, ſo lange ich lebe? Ach das war nicht nur ein Schlag des Geſchicks, es iſt der Untergang all meiner Hoffnung.

Sie wollte noch anderes beifügen, der Herzog aber hatte die Täuſchung bemerkt und ſah, daß alles offenbar geworden war, was er für geheim gehalten hatte, da er ſeine von ihm mehr als ſein eigenes Leben geliebte Gemahlin in den Gewanden des geliebten Mädchens erblickte; da überlief erſt ſein männliches Antlitz eine Röthe, dann machte ſich aus ſeinem ritterlichen Herzen ein heißer

Seufzer Luft, und er unterbrach ſie mit den Worten: Gnädige Frau, ich bitte euch, verzeiht mir! Ich ſchwöre euch bei meiner Seelen Seligkeit, was ich gethan, geſchah nicht, um euch zu beſchimpfen, da ich euch mehr als alles in der Welt lieb habe, ſondern blos, weil ich der Gewalt der Liebe nicht widerſtehen konnte, die kein Geſetz achtet und jeden Sterblichen bindet, wenn es ihr gefällt, ſei er auch noch ſo ſtolz und muthvoll. Und ich habe es dies mal zu meinem ſchweren Schaden und Strafe erfahren; da ich nicht mit ſtrengem Zügel meine Sinnlichkeit zu lenken und die Liebesglut zurückzudrängen vermochte, habe ich mich ſo weit verleiten laſſen, und ich bin ſo ſehr gefangen, daß, wenn ihr mir jetzt den Genuß des geliebten Mädchens verſagt, ich klar einſehe, daß ihr mich bald werdet grauſam und jämmerlich umkommen ſehen.

Da faßte die Herzogin Mitleid mit dem Liebesleiden ihres Gemahls und ſie ſagte: Wenn es mir auch ſchwerer ankommt, als irgend etwas auf dieſer Welt, euch hierin nachzugeben, mein einziger Gebieter, ſo glüht doch mein Herz ſo ſehr von dem Verlangen, euch immer und überall euern Wunſch zu erfüllen, und überdies iſt mir euer Leben viel theurer, als das meinige, und darum bin ich zufrieden, daß ihr vollſtändig eure Wünſche erreicht.

Mit dieſen Worten ging ſie hinweg und kehrte zu dem Mädchen zurück, das ihre anfängliche Angſt noch nicht verlaſſen hatte. Sie ließ ſie ihre eigenen Kleider wieder anziehen, und als ſie ſo geſchmückt und aufgeputzt war, nahm ſie ſie an der Hand und ſagte: Komm mit mir, mein Kind, fürchte dich nicht!

So brachte ſie ſie zu ihrem Gemahl mit den Worten: Hier, mein theurer Gebieter, iſt das Mädchen, das ihr ſo ſehnlich wünſcht. Ich bin es zufrieden, daß ihr die Luſt und den Liebesgenuß mit ihr habt, die euch gefällt; denn ich will weder euern Tod noch eure Betrübniß, ſondern euer Leben und eure Freude und dies wird auch mir auf immer zur ununterbrochenen Wonne gereichen.

Nach dieſen Worten kehrte ſie ſich um, verließ das Zimmer und ſchloß die Thüre. Der Fürſt erkannte aus dieſem Benehmen das vortreffliche Gemüth ſeiner Gemahlin und ihre liebreiche Geſinnung gegen ihn, ebenſo aber ſeinen ungeheuern Fehler. Indem er daher als ein ſehr kluger und verſtändiger Fürſt die Hoheit dieſer Tugend in Erwägung zog, mäßigte er mit dem rechten Zügel die Glut ſeiner Gedanken. Er rief deshalb ſogleich die Herzogin herein und ſprach zu ihr folgendermaßen: Gnädige Frau, eure kluge und gegen mein ungerechtes Begehren ſo nachſichtsvolle Rede in Verbindung mit eurer unglaublichen Tugend haben mir den Geiſt und all mein Sinnen und Trachten mit ſo feſtem Liebesband an euch gefeſſelt, daß daſſelbe nie mehr durch die Hand einer andern Frau wird gelöſt werden können. Gott verhüte demnach, daß ich die eheliche Treue, deren Krone ihr ſo würdig traget, je verletze! Ich bitte jedoch demüthig um Vergebung jedes von mir begangenen Fehltritts.

Nach dieſen Worten ſchwieg er und darauf wurde nach einigen liebevollen Geſprächen über dieſe Sache das Mädchen ſchön gekleidet und beſchenkt ihren Eltern zurückgeſtellt. So löſte ſich die Verwicklung auf edle Weiſe, die Geſinnung des Fürſten war gebeſſert und er lebte nach dieſem Vorfall in Luſt und Freude mit ſeiner Gemahlin und in gutem Vernehmen mit dem geliebten Mädchen, welche aus dieſer Veranlaſſung reich verheirathet wurde. Und nun, hochweiſe Geſellſchaft, da ihr den anmuthigen Fall gehört habt, mögt ihr ſelbſt die euch anfänglich vorgelegte Frage entſcheiden, ob hier die eheliche Treue oder die Mäßigung mehr zu bewundern iſt.

XI. Luigi da Porto.

1485.

---

47. Romeo und Giulietta.

An Frau Lucina Savorgnana.

Wie ihr ſelbſt geſehen habt, in der Zeit, da der Himmel nicht allen ſeinen Groll auf mich gewandt, in den ſchönen Tagen meiner Jugend ergab ich mich dem Waffenwerke nach dem Beiſpiel vieler großer und wackerer Männer und trieb dieſe Übung einige Jahre in euerm anmuthigen Vaterlande Friaul, durch das ich, nach den Umſtänden in geheimem Dienſte bald da- bald dorthin gewieſen, zu gehen hatte. Ich hatte es immer im Gebrauch, wenn ich ritt, einen Bogenſchützen mit mir zu nehmen, einen Mann von vielleicht funfzig Jahren, der in ſeinem Geſchäft ſehr erfahren, ſehr angenehm im Umgang und wie faſt alle Veroneſen (denn er war aus Verona gebürtig) geſprächig war. Er hieß Peregrino. Dieſer Mann war nicht nur ein herzhafter und erfahrener Soldat, ſondern ſehr lebensluſtig und, vielleicht mehr als es ſich für ſeine Jahre ſchickte, fortwährend mit Liebesangelegenheiten beſchäftigt, was denn ſeine Tapferkeit verdoppelte. Auch erzählte er gerne die allerſchönſten Novellen, zumal ſolche, welche von Liebe handeln, in der beſten Ordnung und ſo reizend, wie ich ſie nie von ſonſt jemand gehört habe. Als ich daher von Gradiſca, wo ich in Quartier lag, mit dieſem und zwei andern meiner Leute, vielleicht durch die Liebe ge-

trieben, nach Udine ging, auf der Straße, die damals ganz einsam, vom Krieg zerstört und verbrannt war, und ich in düstern Gedanken versunken, mich entfernt von den andern hielt, ritt der genannte Peregrino, mein Inneres ahnend, heran und sprach also zu mir: Wollt ihr immer traurig leben, weil eine schöne grausame, der es ganz anders zu Muth ist, euch nicht liebt, wie ihr wünscht? Ich weiß wohl, daß ich gegen mich selbst rede, aber doch, da man leichter Rath gibt als befolgt, muß ich euch sagen, mein gnädiger Herr, daß, abgesehen davon, daß für euern Beruf es sich nicht schickt, in der Gefangenschaft der Liebe zu sein, das Ziel, zu dem sie uns führt, fast immer so traurig ist, daß es gefährlich ist, ihr zu folgen. Zum Beleg könnte ich euch, wenn es euch recht wäre, eine Geschichte erzählen, die sich in meiner Vaterstadt zugetragen hat; es würde dies unsern Weg weniger einförmig und langweilig erscheinen lassen; auch könntet ihr daraus ersehen, wie zwei edle Verliebte in einen elenden erbärmlichen Tod sind geführt worden.

Ich hatte ihm schon einen Wink gegeben, daß ich ihm gerne zuhören wolle, und er begann daher also.

Zur Zeit, da Bartolommeo della Scala, ein höflicher und sehr fein gebildeter Mann, die Zügel meiner schönen Vaterstadt nach seinem Gutdünken bald fester bald freier lenkte, blühten daselbst, wie mein Vater gehört zu haben behauptete, zwei sehr edle Familien, die sich, entgegengesetzten Parteien angehörend oder aus persönlichem Hasse, feindlich gegenüberstanden; die eine hieß die der Cappelletti, die andere die der Montecchi. Einer derselben, glaubt man mit Bestimmtheit, gehören die jetzt in Udine lebenden Messer Niccolò und Messer Giovanni an, die sich jetzt Monticoli von Verona nennen, und die durch ein seltsames Schicksal veranlaßt worden sind, dorthin überzusiedeln. Übrigens haben sie von ihren Vorfahren wenig an ihren neuen Wohnort mitgebracht, außer ihrer Höflichkeit und Artigkeit. In einer alten Chronik habe ich

freilich zufällig gefunden, daß dieſe beiden Familien vereint auf einer und derſelben Partei geſtanden ſeien; ich will es euch aber, ohne etwas zu ändern, gerade ſo erzählen, wie ich es gehört habe. Es waren alſo, wie geſagt, in Verona unter dem genannten Herrn die eben angeführten adeligen Familien, welche der Himmel, die Natur und das Glück gleichmäßig mit wackern Männern und Reichthümern geſchmückt hatte. Unter dieſen herrſchte, wie es meiſtens in großen Verhältniſſen der Fall iſt, was nun auch der Grund davon ſein mag, eine grauſame Feindſchaft, um deren willen ſchon mehrere Männer auf beiden Seiten den Tod gefunden hatten, ſodaß theils aus Überdruß, wie dies oft in ähnlichen Fällen begegnet, theils auch wegen der Drohungen des Fürſten, welcher die Feindſeligkeiten mit größtem Misfallen ſah, ſie endlich davon abließen, ſich weiter zu befehden und ohne förmlich Frieden zu ſchließen, mit der Zeit ſich ſo weit nahe traten, daß ein großer Theil ihrer Angehörigen wieder miteinander ſprach. Während nun zwiſchen den beiden Familien der Streit auf dieſe Weiſe eingeſtellt war, begab es ſich in der Faſchingszeit, daß im Hauſe des Meſſer Antonio Cappelletti, eines ſehr heitern und aufgeräumten Mannes, welcher das Haupt der Familie war, viele Feſtlichkeiten bei Tag und bei Nacht veranſtaltet wurden, bei welchen faſt die ganze Stadt verſammelt war. Zu einer derſelben begab ſich eines Abends auch ein junger Mann von den Montecchi, ſeiner Geliebten folgend, wie das ſo die Art der Liebhaber iſt, ihren Damen wie mit dem Herzen ſo auch wo möglich mit dem Leibe zu folgen, wohin ſie gehen. Dieſer war noch ganz jung, ſehr ſchön und groß von Perſon, heiter und wohlgeſittet. Als er daher, wie alle andern, die Maske abnahm, und in ſeiner Tracht als Nymphe erkannt wurde, wandte ſich kein Auge mehr von ihm, ſowol wegen ſeiner Schönheit, welche die jeder andern ſelbſt der ſchönſten Frau in der Geſellſchaft übertraf, als aus Verwunderung darüber,

daß er und zumal bei Nacht in dieſes Haus gekommen war. Mehr Eindruck aber, als auf irgend ſonſt jemand, machte ſein Anblick auf die einzige Tochter des genannten Meſſer Antonio, welche außerordentlich ſchön, voll jugendlicher Keckheit und Munterkeit war. Sobald dieſe den Jüngling erblickte, faßte ſie ſeine Schönheit mit ſolcher Gewalt in ihrem Gemüthe auf, daß ſie beim erſten Begegnen ihrer Augen meinte, ſie ſei nicht mehr ſie ſelber. Der Jüngling hielt ſich ganz ſchüchtern und allein im Hintergrunde und mengte ſich nur ſelten in den Tanz oder in ein Geſpräch, da ihn nur die Liebe hierher geführt hatte und ihm bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe war. Dies war dem Mädchen ſehr leid, denn ſie hörte, er ſei ein ſehr angenehmer heiterer Geſellſchafter. Schon war Mitternacht vorüber, das Ende des Feſtes kam heran und der Fackeltanz oder Huttanz, wie man es heißen will, wie er noch jetzt am Schluſſe von Bällen gewöhnlich iſt, nahm ſeinen Anfang. Man ſteht dabei im Kreiſe und der Herr wechſelt nach Belieben ſeine Dame, die Dame ihren Herrn. Bei dieſem Tanze nun wurde der Jüngling von einer Dame aufgezogen und zufällig neben das ſchon verliebte Mädchen geſtellt. Zu ihrer andern Seite ſtand ein edler Jüngling Marcuccio Guercio mit Namen, welcher von Natur im Juli wie im Januar immer eiskalte Hände hatte. Als nun Romeo Montecchi (ſo hieß der Jüngling) links von der Dame zu ſtehen kam, und, wie es bei dem Tanze gewöhnlich iſt, die Schöne ſeine Hand in die ihrige genommen hatte, ſagte das Mädchen auf einmal zu ihm, vielleicht um ihn zum reden zu bringen: Gott Lob, daß ihr neben mich kommt, Meſſer Romeo!

Darauf verſetzte der Jüngling, welcher ſchon ihre Blicke bemerkt hatte, verwundert über ihre Worte: Wie? Ihr ſagt Gott Lob, daß ich komme?

Allerdings, antwortete ſie, bin ich froh, daß ihr neben mich kommt, denn ihr könnt mir wenigſtens dieſe müde

Hand warm halten, während Marcuccio mir die rechte zu Eis erstarren macht.

Romeo wurde dadurch etwas kühner und fuhr fort: Wenn ich euch mit meiner Hand die eurige erwärme, so setzt ihr mit euren schönen Augen mein Herz in Flammen.

Das Mädchen lächelte ein wenig, besorgte aber, man möchte sehen oder hören, daß sie mit ihm spreche, und sagte nur noch: Ich schwöre euch, Romeo, bei meiner Ehre, es ist keine Frau hier, die meinen Augen so wohlgefällt als ihr.

Darauf antwortete der Jüngling ganz von Liebe entflammt: Wer ich auch sei, ich bin, wofern es euch nicht misfällt, eurer Schönheit treuer Diener.

Kurz darauf war das Fest zu Ende und Romeo überlegte im Heimgehen die Grausamkeit seiner ersten Geliebten, welche für so vieles Schmachten ihm so geringen Lohn gab, und beschloß, sich, sofern es ihr genehm wäre, ganz dieser zu weihen, obgleich sie der Familie seiner Feinde angehöre. Auf der andern Seite dachte das Mädchen fast an nichts als an ihn und befestigte sich nach vielen Seufzern in der Ansicht, sie müsse unendlich glücklich sein, wenn sie Romeo zum Gatten bekommen könnte; aber wegen der Feindschaft zwischen den beiden Häusern war sie sehr ängstlich und hatte wenig Hoffnung, ein so erfreuliches Ziel zu erreichen. So von ihren Zweifeln hin- und hergeworfen sagte sie oftmals zu sich selbst: Ich Thörin! Von welcher Lockung lasse ich mich in ein so seltsames Labyrinth verleiten, wo ich ohne Führer bleibe und nicht wieder herauskann, wenn ich auch wollte, da Romeo mich nicht liebt; denn bei seiner Feindschaft gegen meine Familie kann er auf nichts anderes abzwecken, als meine Schande, und wenn er mich auch zur Frau haben wollte, so würde doch mein Vater niemals einwilligen, mich ihm zu überlassen.

Dann kam sie wieder auf andere Gedanken und sagte:

Wer weiß, vielleicht gerade, um den Frieden zu befestigen zwischen den beiden Häusern, die schon müde und überdrüßig sind sich fortwährend zu befehden, könnte es mir noch gelingen, auf die Art, wie ich es wünsche, zu seinem Besitze zu gelangen.

Und daran hielt sie fest und fing an ihm durch Blicke ihre Zuneigung zu bezeugen. Da nun die beiden Liebenden in gleicher Flamme glühten, und jeder den schönen Namen und das Conterfei des andern in der Brust eingegraben trug, huben sie an, bald in der Kirche bald am Fenster ihres stillen Liebesverkehrs zu pflegen, sodaß es keinem von beiden wohl war, als wenn sie sich sahen. Er vornehmlich fühlte sich so entflammt von ihrem holden Wesen, daß er fast die ganze Nacht mit größter Lebensgefahr allein vor dem Hause des geliebten Mädchens weilte, und bald an das Fenster ihres Zimmers emporkletterte und sich davor, ohne daß sie oder sonst jemand es wußte, hinsetzte, um ihrer süßen Stimme zu lauschen, bald sich auf der Straße hinlegte. Eines Nachts begab es sich durch Fügung des Liebesgottes, daß der Mond ungewöhnlich hell leuchtete, und während Romeo eben auf ihren Erker emporsteigen wollte, öffnete das Mädchen, sei es nun zufällig, oder weil sie ihn in frühern Nächten gehört hatte, das Fenster, trat hinaus und sah ihn. Er aber, in der Meinung, nicht sie, sondern sonst jemand öffne den Balkon, wollte in den Schatten einer Mauer fliehen. Sie erkannte ihn jedoch, rief ihn beim Namen und sagte zu ihm: Was macht ihr hier um diese Stunde so allein?

Er hatte sie nun auch schon erkannt und antwortete: Wozu mich die Liebe treibt.

Wenn man euch aber hier beträfe, sagte das Mädchen, könntet ihr nicht leicht ums Leben kommen?

Gnädiges Fräulein, antwortete Romeo, freilich könnte ich leicht ums Leben kommen, und das wird auch eines Nachts geschehen, wenn ihr mir nicht helft. Aber da

ich an jedem andern Orte dem Tod ebenso nahe bin, wie hier, so will ich nur suchen, so nahe als möglich bei euch zu sterben, mit der ich doch ewig zu leben wünschte, wenn es dem Himmel und euch gefiele.

Darauf antwortete das Mädchen: Ich würde kein Hinderniß sein, wenn ihr in Ehren mit mir leben wollt; wenn es nicht bei euch mehr Hinderniß fände oder bei der Feindschaft, die ich zwischen eurem und meinem Hause bestehen sehe.

Ihr dürft mir glauben, versetzte ihr der Jüngling, daß man nichts heftiger wünschen kann, als ich unaufhörlich euch zu besitzen wünsche, und deshalb, wenn es nur euch ebenso genehm ist, die meinige zu sein, wie ich mich sehne euch anzugehören, so thue ich es gern und fürchte nicht, daß mich euch jemand entreiße.

Nach diesen Worten verabredeten sie, wie sie in einer der folgenden Nächte sich mit mehr Muße sprechen könnten, und so schieden sie beide. Nachher kam der Jüngling mehrmals hin, um mit ihr Zwiesprach zu halten, und als er sie eines Abends, da viel Schnee fiel, an dem ersehnten Orte wiederfand, sagte er zu ihr: Ach, warum laßt ihr mich so schmachten? Faßt euch kein Erbarmen mit mir, da ich euch allnächtlich bei solchem Wetter hier auf der Straße erwarte?

Das Fräulein antwortete: O ja, freilich dauert ihr mich. Aber was soll ich denn thun? Soll ich euch bitten, fortzugehen?

Darauf erhielt sie von dem Jüngling zur Antwort: Laßt mich in euer Zimmer hinein, da könnten wir behaglicher miteinander plaudern.

Darauf versetzte die schöne Jungfrau fast entrüstet: Romeo, ich liebe euch, so sehr ich jemand lieben darf; ja, ich gestatte euch mehr, als sich vielleicht mit meinem guten Rufe vereinigen läßt; ich thue dies überwunden von der Liebe und euern Vorzügen. Dächtet ihr aber, durch langes Liebeswerben oder sonst ein Mittel noch

weiter als Liebhaber meiner Liebe zu genießen, so gebt dieſen Gedanken alsbald auf, denn ihr müßtet doch mit der Zeit euch von ſeiner gänzlichen Unhaltbarkeit überzeugen. Um euch aber nicht weiter den Gefahren auszuſetzen, in welchen ich euer Leben ſchweben ſehe, wenn ihr jede Nacht in dieſe Umgebung kommt, ſo ſage ich euch, daß, wenn es euch gefällt mich als eure Frau anzunehmen, ich bereit bin, mich euch ganz hinzugeben und euch durchaus ohne Rückſicht überall hinzufolgen, wohin es euch beliebt.

Dies iſt mein einziger Wunſch, ſagte der Jüngling. So geſchehe es denn gleich!

Es mag geſchehen, antwortete das Fräulein, aber es muß hernach beſtätigt werden in Gegenwart des Franciscanerbruders Lorenzo, meines Beichtvaters, wenn ihr wollt, daß ich mich euch ganz und unbefangen übergebe.

O, verſetzte Romeo, alſo iſt der Bruder Lorenzo von Reggio der, der alle Geheimniſſe eures Herzens weiß?

Ja, ſagte ſie, und wir wollen zu meiner Beruhigung lieber alles weitere bis auf ihn aufſparen.

Hiernach trafen ſie denn vorſichtige Abrede über das, was ſie zu thun hätten, und trennten ſich für dies mal. Der erwähnte Mönch gehörte zum Orden der minderen Brüder von der Obſervanz, war ein großer Philoſoph und beſchäftigte ſich viel mit Verſuchen in der Naturkunde und Magie und war mit Romeo zu ſo inniger Freundſchaft verbunden, daß ein feſteres Verhältniß zwiſchen zwei Männern in jener Zeit wol nicht zu finden geweſen wäre. Denn, einmal um bei dem thörichten Volke in gutem Rufe bleiben und dann, um einigermaßen das Vergnügen der Freundſchaft zu genießen, ſah ſich der Mönch genöthigt, ſich einem edeln Jüngling der Stadt zu vertrauen. Unter allen hatte er nun Romeo ausgewählt, welcher gefürchtet, muthig und klug war, und ihm ſein Herz ganz nackt und unverhüllt dargelegt, das er ſonſt den andern durch Verſtellung verborgen hielt. Romeo ſuchte ihn daher auf und ſagte ihm frei heraus,

wie er das geliebte Mädchen zur Frau wünſche und daß ſie miteinander verabredet haben, er allein ſolle der geheime Zeuge ihrer Vermählung ſein und darnach den Mittler machen, ſodaß ihr Vater nachträglich ſeine Zuſtimmung ertheile. Der Mönch war damit einverſtanden, theils weil er Romeo nichts hätte abſchlagen können ohne großen Schaden zu befahren, theils auch weil er meinte, durch ſeine Vermittelung könnte die Sache vielleicht zu einem guten Ziele geführt werden; dies hätte ihm dann große Ehre bei dem Fürſten bereitet und bei allen denen, welche die Herſtellung des Friedens zwiſchen den beiden Häuſern wünſchten. Es war Faſtenzeit und das Mädchen ſtellte ſich eines Tages an, als wollte ſie beichten. Sie ging in das Franciscanerkloſter, trat an einen der Beichtſtühle, wie ſie die Mönche dort haben, und ließ nach dem Bruder Lorenzo fragen. Als er hörte, daß ſie hier war, kam er von der Kloſterſeite her zugleich mit Romeo in denſelben Beichtſtuhl, ſchloß die Thüre, zog eine durchlöcherte Eiſenplatte, welche die Jungfrau von ihnen trennte, hinweg und ſprach zu ihr: Ich pflege euch immer gerne zu ſehen, mein Kind, aber jetzt ſeid ihr mir theurer, als je, wenn es ſo iſt, daß ihr meinen Meſſer Romeo zu eurem Gatten wollt.

Darauf antwortete ſie: Nichts wünſche ich ſehnlicher, als ihm rechtmäßig anzugehören; darum bin ich hierhergekommen vor euch, in den ich großes Vertrauen ſetze, damit ihr nächſt Gott Zeuge ſeid von dem, was ich aus Liebe bezwungen zu thun vorhabe.

Darauf wurde denn vor dem Bruder, welcher das ganze als Beichtgeheimniß betrachten zu wollen verſprach, ſogleich Romeo mit dem ſchönen Fräulein getraut und zwiſchen ihnen die Abrede getroffen, ſie wollen die folgende Nacht beiſammen zubringen. Sie küßten ſich ſodann einmal und ſchieden von dem Mönch, welcher ſein Gitter wieder in die Mauer einfügte und noch anderer Frauen Beichte hörte. So wurden denn die zwei Lie-

benden auf die angegebene Weiſe Mann und Frau, genoſſen mehrere Nächte ihres Liebesglücks und hofften mit der Zeit Mittel zu finden, um den Vater der Frau zu beſänftigen, der wie ſie wußten ihren Wünſchen entgegenſtand. Während deſſen begab es ſich, daß das Schickſal, das jeder Luſt der Welt feindlich in den Weg tritt, irgend einen böſen Samen ſtreute, aus welchem die faſt erſtorbene Feindſchaft ihrer Häuſer neu emporſproßte, ſodaß es mehrere Tage bunt durcheinander ging, die Montecchi nicht den Cappelletti und die Cappelletti nicht den Montecchi aus dem Weg gehen wollten und ſich deshalb einmal in der Wettrennenſtraße*) in Maſſe anfielen. Romeo kämpfte auch mit, hütete ſich aber aus Rückſicht auf ſeine Frau einen von ihrer Familie zu erſchlagen; zuletzt aber, als viele von den ſeinigen verwundet und faſt alle aus der Straße verjagt waren, übernahm ihn der Zorn, er lief auf Tebaldo Cappelletti los, welcher der heftigſte ſeiner Familie ſchien, ſtreckte ihn mit einem Schlage todt zu Boden und trieb die andern, welche ſchon durch Tebaldo's Tod in Verwirrung waren, in eilige Flucht. Man hatte ſchon bemerkt, daß Romeo den Tebaldo erſchlagen, ſodaß alſo der Mord nicht verheimlicht werden konnte. Es wurde daher klagweiſe beim Fürſten angebracht, und alle Cappelletti ſchrien immer nur über Romeo, weshalb er denn von dem Gericht auf ewig aus Verona verbannt wurde. Welchen Eindruck die Nachricht von dieſen Vorfällen auf die arme junge Frau machte, kann jeder, der herzlich liebt, wenn er ſich in ihre Lage hineindenkt, leicht ermeſſen. Sie weinte in einem fort ſo heftig, daß ſie niemand zu tröſten vermochte; und ihr Schmerz war um ſo herber, je weniger ſie wagte, irgend jemand ihr Unglück zu entdecken. Andererſeits war dem jungen Manne der Abſchied von der Vaterſtadt blos darum leid,

*) Via del Corso heißen in vielen italiäniſchen Städten die Hauptſtraßen von dem alten Volksvergnügen des Wettrennens. So in Rom.

weil er sie verlassen mußte; und da er um keinen Preis hinweg wollte, ohne von ihr einen thränenreichen Abschied zu nehmen, und ihr Haus doch nicht besuchen durfte, so nahm er seine Zuflucht zu dem Mönche und es wurde ihr durch einen mit Romeo befreundeten Diener ihres Vaters zu wissen gethan, sie solle auch dahin kommen, was sie auch that. Sie gingen beide in den Beichtstuhl und beweinten miteinander heftig ihren Verlust. Am Ende aber sagte sie zu ihm: Was soll ich anfangen ohne euch? Ich habe keine Freude mehr am Leben. Es wäre besser, ich ginge mit euch, wohin ihr geht. Ich will mir diese Locken abschneiden und wie euer Diener hinter euch hergehen, und ihr könnt von niemand besser und treuer bedient werden, als von mir.

Da sei Gott vor, mein liebstes Leben, entgegnete ihr Romeo, daß, wenn ihr mit mir kommen sollt, ich euch anders denn als meine Gemahlin mit mir führe. Aber da ich gewiß bin, daß die Sache nicht lange auf diese Art fortgehen kann und daß Friede werden muß unter unsern Familien, wo dann ich auch leicht von dem Fürsten kann begnadigt werden, so meine ich, ihr sollt einige Tage leiblich von mir getrennt bleiben, denn mein Herz ist unaufhörlich bei euch; wofern sich aber die Sachen nicht so entwickeln, wie ich vermuthe, so können wir einen andern Entschluß fassen über unser künftiges Leben.

Nachdem sie dies unter sich verabredet, umarmten sie sich tausend mal und trennten sich mit Thränen. Die Frau bat ihn dringend, ihr so nahe als möglich zu bleiben und nicht nach Rom oder Florenz zu gehen, wie er gesagt hatte. Wenige Tage darauf ging Romeo, der bis dahin im Kloster des Bruders Lorenzo verborgen geblieben war, aus der Stadt und begab sich in aller Stille nach Mantua, nachdem er zuvor dem Diener der Frau aufgegeben hatte, alles, was er von ihm in Beziehung auf die Frau im Hause höre, dem Mönch sogleich zu wissen zu thun und alles, was sie ihm befehle, getreu zu voll-

bringen, wenn er den Reſt der ihm verſprochenen Belohnung zu erhalten wünſche. Romeo war ſchon längere Zeit weggegangen und man fand die junge Frau noch immer in Thränen, ſodaß ihre große Schönheit darunter litt und ihre Mutter, welche ſie zärtlich liebte, ihr wiederholt mit ſchmeichelnden Worten den Grund abzulocken ſuchte, weshalb ſie ſo heftig weine.

O meine Tochter, ſagte ſie, die ich ſo zärtlich als mein Leben liebe, welcher Schmerz quält dich ſeit einiger Zeit? Woher kommt es, daß du keinen Augenblick ohne Thränen bleibſt? Wünſcheſt du vielleicht etwas, ſo thue es mir allein kund, denn in allem, ſoweit ich darf, werde ich dir Troſt zu gewähren ſuchen.

Deſſen ungeachtet gab ihr die Tochter nur immer unerhebliche Gründe für ihre Thränen an. Die Mutter kam daher auf den Gedanken, es ſei ein heftiger Wunſch, einen Mann zu bekommen, an dieſem Weinen ſchuld und ſie habe ihr dies aus Scham oder Furcht verheimlicht. Daher ſagte ſie eines Tages zu ihrem Gatten in der Meinung, dadurch das Wohl ihrer Tochter zu fördern, während ſie doch auf ihren Tod losarbeitete: Meſſere Antonio, ich ſehe ſchon längere Zeit dieſe unſere Tochter beſtändig ſo heftig weinen, daß ſie, wie ihr ſelbſt wahrnehmen könnt, ſich gar nicht mehr gleich ſieht. Trotz allen Bemühungen, die Urſache ihres Weinens von ihr zu erfahren, kann ich doch nicht aus ihr herausbringen, woher es kommt; und von ſelbſt komme ich auch nicht auf die Veranlaſſung, wenn es nicht vielleicht der Wunſch zu heirathen iſt, den ſie in ihrer Keuſchheit nicht auszuſprechen wagt. Ich meine daher, ehe ſie ſich verzehrt, wäre es gut, ihr einen Mann zu geben; ſie war ja auf letzten Sanct Eufemien*) achtzehn Jahre vorüber, und wenn die Frauen weit über dieſe Zeit hinaus ſind, ver-

*) Dieſer Heiligen iſt in Verona eine eigene aus dem dreizehnten Jahrhundert ſtammende Kirche geweiht.

lieren sie eher an Schönheit, als sie gewinnen. Sie sind ohnehin keine Waare, die man lange aufs Lager legen darf, obwol ich unsere Tochter durchaus in keinem Stücke anders kenne als höchst sittsam. Überdies weiß ich, daß ihr ihre Mitgift schon längere Zeit bereit liegen habt. Wir wollen uns daher nach einem anständigen Gemahl für sie umsehen.

Messer Antonio antwortete, es wäre ganz gut, sie zu verheirathen, und lobte seine Tochter sehr, daß sie, wenn sie den Wunsch dazu verspüre, lieber ihren Kummer in sich verschließe, als sich ihm oder ihrer Mutter eröffne. Wenige Tage darauf knüpfte er auch wirklich mit einem Grafen von Lodrone Unterhandlungen wegen ihrer Vermählung an. Schon waren dieselben fast bis zum Abschluß gediehen, als die Mutter, in der Meinung ihrer Tochter die größte Freude zu machen, zu ihr sagte: Jetzt freue dich, meine Tochter, denn in wenigen Tagen sollst du mit einem vornehmen Edelmann würdig vermählt werden und damit wird die Ursache deines Jammers weggeräumt sein; denn wenn du sie mir auch nicht hast entdecken wollen, so bin ich doch mit Gottes Hilfe darauf gekommen, und habe es schon bei deinem Vater dahingebracht, daß dein Wunsch wird erfüllt werden.

Auf diese Worte konnte das schöne junge Weib ihre Thränen nicht zurückhalten, weshalb die Mutter zu ihr sagte: Glaubst du, ich halte dich zum besten? Es werden nicht acht Tage vergehen, so bist du die Frau eines schönen Junkers aus dem Hause Lodrone.

Die Tochter aber verdoppelte auf diese Worte ihr Weinen, weshalb die Mutter schmeichelnd zu ihr sagte: Ei, mein Kind, bist du denn nicht damit zufrieden?

Nein, meine Mutter, antwortete sie, und werde auch nie damit zufrieden sein.

Aber was willst du denn? entgegnete die Mutter. Sag es mir, denn ich bin zu allem für dich bereit.

Da ſagte ihre Tochter: Sterben möchte ich und ſonſt nichts.

Da merkte Madonna Giovanna (denn ſo hieß die Mutter) als eine erfahrene Frau, daß ihre Tochter eine Liebe habe, gab ihr daher eine gleichgiltige Antwort und verließ ſie. Am Abend, als ihr Mann kam, erzählte ſie ihm, was ihr die Tochter unter Thränen geantwortet habe. Ihm misfiel dies höchlich, doch dachte er es wäre wohlgethan, ehe man in den Unterhandlungen über ihre Vermählung einen weitern Schritt thue, um ſich nicht irgendwie in Verlegenheit zu ſetzen, ſich auf Kundſchaft zu legen, was denn ihre Anſicht von der Sache eigentlich ſei. Er ließ ſie daher eines Tages vor ſich kommen und ſagte zu ihr: Giulietta*) (denn das war der Name ſeiner Tochter), ich bin im Begriff dich ſtandesgemäß zu vermählen. Biſt du damit zufrieden, mein Kind?

Die Tochter hatte eine Weile geſchwiegen, nachdem der Vater zu ſprechen aufgehört, antwortete aber ſodann: Nein, mein Vater, ich bin nicht damit zufrieden.

Wie? verſetzte der Vater, willſt du denn in ein Nonnenkloſter gehen?

Meſſere, ſagte ſie, ich weiß nicht.

Bei dieſen Worten vergoß ſie einen Strom von Thränen. Da ſprach der Vater zu ihr: Aber ich weiß es, daß du das nicht willſt. Beruhige dich alſo, denn ich beabſichtige dich mit einem Grafen von Lodrone zu vermählen.

Darauf verſetzte die Tochter heftig weinend: Das wird nimmermehr geſchehen.

Meſſer Antonio war darüber erzürnt und bedrohte

*) Es iſt auffallend, daß der Name jetzt erſt genannt wird. Man könnte darin vielleicht mit einen Beweis finden, daß wir hier wirklich die älteſte Bearbeitung der ſchönen Sage vor uns haben und daß dem Luigi da Porto das Verdienſt der Erfindung oder doch der erſten künſtleriſchen Geſtaltung und Ausſchmückung derſelben zufällt.

sie heftig, wenn sie seinem Willen ferner zu widersprechen sich erkühne, und überdies, wenn sie ihm den Grund ihres Weinens nicht offenbare. Da er aber nichts aus ihr herausbrachte, als Thränen, war er über die Maßen unwillig und ließ sie mit Madonna Giovanna allein, ohne zu erfahren, auf was der Sinn seiner Tochter gerichtet sei. Die junge Frau hatte dem Diener ihres Vaters, welcher Mitwisser ihrer Liebe war und Pietro hieß, alles, was ihre Mutter gesprochen hatte, wiedergesagt und vor ihm eidlich betheuert, daß sie eher freiwillig Gift trinken wolle, als je einen andern, als Romeo, zum Gemahl nehmen, was ja gar nicht möglich wäre. Hiervon hatte Pietro insgeheim verabredetermaßen durch den Mönch Romeo benachrichtigt und dieser hatte an Giulietta geschrieben, sie solle um keinen Preis in ihre Vermählung einwilligen und noch weniger ihre Liebe gestehen, denn er werde höchst wahrscheinlich in acht bis zehn Tagen Gelegenheit haben, sie aus ihrem elterlichen Hause zu entführen. Messere Antonio und Madonna Giovanna bemühten sich unterdeß gemeinsam vergeblich durch Schmeicheleien und durch Drohungen von ihrer Tochter die Ursache zu erfahren, warum sie nicht heirathen wolle, und gelangten auch sonst nicht auf die Spur eines Liebesverhältnisses. Oftmals hatte Madonna Giovanna zu ihr gesagt: Sieh, meine süße Tochter, weine jetzt nicht mehr, denn du bekommst ja einen Gemahl nach deinem Wunsch; ja fast wenn es einer von den Montecchi wäre, aus denen ich überzeugt bin, daß du keinen wählen wirst.

Giulietta aber antwortete nie mit etwas anderem als mit Seufzern und Thränen. Dadurch kamen die Eltern in immer größere Besorgniß, und faßten den Entschluß, ihre verabredete Vermählung mit dem Grafen von Lodrone so sehr als möglich zu beschleunigen. Als die junge Frau dies hörte, wurde sie über die Maßen betrübt und wünschte in ihrer Rathlosigkeit sich tausend mal des Tages den Tod

herbei. Doch beſchloß ſie bei ſich ſelbſt, ihren Schmerz dem Bruder Lorenzo mitzutheilen, da ſie nächſt Romeo auf ihn die größte Hoffnung ſetzte und da ſie von ihrem Geliebten gehört hatte, daß er viele unglaubliche Dinge zu bewerkſtelligen verſtehe. Daher ſagte ſie eines Tages zu Madonna Giovanna: Meine Mutter, wundert euch nicht, wenn ich euch die Urſache meines Weinens nicht ſage, denn ich kenne ſie ſelbſt nicht; ich fühle nur beſtändig in meinem Innern eine ſolche Schwermuth, daß mir alles miteinander, ja das Leben ſelbſt zuwider iſt, und ich kann mir nicht vorſtellen, woher das rührt, viel weniger es euch, oder meinem Vater ſagen, es müßte denn von einer begangenen Sünde herrühren, deren ich mich nicht erinnere. Da nun die letzte Beichte mich ſehr erleichtert hat, ſo möchte ich, wenn ihr nichts dagegen habt, wieder zur Beichte gehen, damit ich an dem nächſt bevorſtehenden großen Feſte im Mai zur Heilung aller meiner Schmerzen die liebliche Arznei des geheiligter Leibes unſers Herrn empfangen kann.

Madonna Giovanna erklärte ſich hiermit einverſtanden. Zwei Tage darauf führte ſie ſie nach San Francesco und übergab ſie dem Bruder Lorenzo, den ſie zuvor ſchon dringend gebeten hatte, er möge die Urſache ihres Weinens in der Beichte erforſchen. Sobald die junge Frau ſah, daß ihre Mutter ſich etwas von ihr entfernt hatte, erzählte ſie in aller Schnelle mit niedergeſchlagener Stimme dem Mönch ihren ganzen Kummer und bat ihn bei der Liebe und innigen Freundſchaft, welche, wie ſie wußte, zwiſchen ihm und Romeo beſtand, er möchte ihr doch in dieſer äußerſten Noth ſeine Hilfe nicht verſagen.

Was kann ich hier zu deinem beſten thun, meine Tochter, antwortete der Mönch, da eine ſo heftige Feindſchaft zwiſchen deinem Hauſe und dem deines Gatten beſteht?

Die betrübte Witwe ſagte darauf: Mein Vater, ich weiß, daß ihr vieles zu bewerkſtelligen im Stande ſeid

und mir auf tausend Arten helfen könnt, wenn ihr wollt. Mögt ihr mir aber sonst keine Wohlthat erweisen, so vergönnt mir wenigstens das! Ich höre, daß man Vorbereitungen zu meiner Hochzeit trifft in einem Palaste meines Vaters, welcher zwei Meilen vor der Stadt gegen Mantua zu liegt. Dort wollen sie mich hinführen, damit ich weniger Herz habe, meinen neuen Bräutigam abzuweisen; sobald ich dort bin, kommt dann der mir Bestimmte auch dahin. Gebt mir nun so viel Gift, daß ich mich von diesem Kummer und Romeo von solcher Schmach befreien kann; wo nicht, so werde ich mir ein Messer in den Leib stoßen, was mir schwerer fällt und ihm auch weher thut.

Als Bruder Lorenzo hörte, daß ihr Muth so groß war, und überlegte, wie sehr Romeo ihn in seiner Gewalt habe, sodaß er ihm ganz sicher feind würde, wenn er in dieser Angelegenheit ihn nicht förderte, sprach er zu der jungen Frau also: Sieh, Giulietta, ich bin, wie du weißt, Beichtvater von der Hälfte dieser Stadt und stehe bei jedermann in gutem Ruf; auch wird kein Testament gemacht oder Friede geschlossen, wo ich nicht dabei wäre. Deshalb möchte ich um alle Schätze der Welt nicht in einen Aufsehen erregenden Handel mich einlassen, noch wünschte ich, daß man mich in der Sache irgend für betheiligt halte. Dennoch will ich aus Liebe zu dir und zu Romeo mich zu einem Schritte verstehen, den ich noch für niemand gethan habe, unter der Bedingung jedoch, daß du mir versprichst, meinen Antheil daran immer geheim zu halten.

Sie antwortete: Mein Vater, gebt mir nur unbesorgt das Gift, denn es soll nie jemand außer mir davon erfahren.

Gift, versetzte er, werde ich dir nicht geben, meine Tochter! Es wäre allzusehr Sünd und Schade, wenn du so jung und schön sterben solltest. Wenn du aber über dich erhalten kannst, etwas zu thun, was ich dir

ſagen werde, ſo gebe ich dir mein Wort, daß ich dich ſicher zu deinem Romeo bringen will. Du weißt, daß die Gruft von euch Cappelletti ſich außer dieſer Kirche auf unſerm Kirchhof befindet. Ich will dir ein Pulver geben. Wenn du das trinkſt, wirſt du auf achtundvierzig Stunden oder etwas mehr oder weniger in einen Schlaf verſinken, daß jedermann auch der größte Arzt dich entſchieden für todt halten wird. Du wirſt dann ohne Zweifel, als wäreſt du verſchieden, in der beſagten Gruft beigeſetzt, ich aber hole dich, ſobald es Zeit iſt, heraus und behalte dich in meiner Zelle, bis ich zu dem Capitel gehe, das wir in kurzem in Mantua halten. Alsdann führe ich dich in unſere Ordenstracht verkleidet mit mir zu deinem Gemahl. Aber ſage mir, wirſt du dich nicht fürchten vor dem Leichnam deines Vetters Tebaldo, der erſt vor kurzem dort beigeſetzt worden iſt?

Die junge Frau war ſchon ganz heiter geworden und ſagte: Mein Vater, wenn ich nicht anders zu Romeo kommen könnte, ſo würde ich furchtlos ſelbſt durch die Hölle zu wandern mich erkühnen.

Wohlan denn, ſagte er, da du ſo geſtimmt biſt, bin ich bereit dich zu unterſtützen; aber ehe etwas geſchieht, ſollteſt du, meine ich, mit eigener Hand Romeo das ganze ſchreiben, damit er nicht dich todt wähnend aus Verzweiflung irgend einen übereilten Schritt thue; denn ich weiß, daß er dich über alle Maßen liebt. Ich habe immer Brüder, die nach Mantua gehen, wo er, wie du weißt, ſich derzeit aufhält. Mache, daß ich den Brief bald bekomme, den ich ihm dann durch einen zuverläſſigen Boten ſenden will.

Nach dieſen Worten verließ der gute Mönch (wie wir denn immer ſehen, daß ohne die Theilnahme dieſer Männer nichts wichtiges zu einem rechten Ziele gedeiht) die junge Frau in dem Beichtſtuhl, eilte in ſeine Zelle und kehrte ſchnell zu ihr zurück mit einem kleinen Gefäße mit Pulver.

Nimm dies, ſagte er zu ihr, und trink es unbeſorgt, wenn es dir recht iſt, etwa um drei oder vier Uhr der Nacht, in friſchem Waſſer! Um ſechs Uhr ungefähr wird es dann zu wirken anfangen und unſer Anſchlag muß uns unfehlbar gelingen. Vergiß aber nicht, mir den Brief zu ſchicken, den du an Romeo ſchreiben mußt! Es iſt dies ſehr weſentlich.

Giulietta nahm das Pulver, kehrte ganz heiter zu ihrer Mutter zurück und ſagte zu ihr: In der That, Madonna, der Bruder Lorenzo iſt der beſte Beichtvater von der Welt. Er hat mich ſo ſehr erhoben, daß ich von meiner frühern Traurigkeit gar nichts mehr weiß.

Madonna Giovanna, welche über der Heiterkeit ihrer Tochter auch von ihrer Betrübniß verloren hatte, antwortete: Wohlan, meine Tochter, nimm darauf Bedacht, daß du ihn auch zuweilen wieder erhebeſt durch unſere Almoſen, denn es ſind arme Mönche.

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie nach Hauſe. Nach dieſer Beichte war Giulietta ganz heiter geworden, ſodaß Neffen Antonio und Madonna Giovanna allen Verdacht, ſie möchte verliebt ſein, aufgegeben hatten. Sie meinten vielmehr, irgend ein unerklärlicher Anfall von Schwermuth habe das Weinen veranlaßt, und hätten ſie gern vorläufig ungeſtört gelaſſen, und nichts weiter von einem Mann geſprochen. Sie waren aber in der Sache ſchon zu weit gegangen, daß ſie ohne Schwierigkeit nicht zurücktreten konnten. Als demnach der Graf von Lodrone wünſchte, daß einer von ſeiner Familie das Fräulein ſehe, und Madonna Giovanna etwas kränklich war, wurde verabredet, daß das Mädchen von zweien ihrer Muhmen begleitet auf das ſchon erwähnte Landgut des Vaters in der Nähe der Stadt ſich begebe. Sie widerſetzte ſich durchaus nicht und ging hin. Da ſie nun der Meinung war, ihr Vater habe ſie ſo plötzlich dahingeſchickt, um ſie ohne weiteres ihrem zweiten Gemahl in die Arme zu werfen, hatte ſie das Pulver mitgenommen, das ihr der

Mönch gegeben; gegen vier Uhr in der Nacht rief sie eine Dienerin, welche mit ihr war erzogen worden und die sie fast wie eine Schwester hielt, ließ sich von ihr einen Becher mit kaltem Wasser geben und sagte, die Speisen des Abendessens haben ihr Durst gemacht. Darein warf sie nun das kräftige Pulver und trank den Becher ganz aus. Darauf sagte sie vor der Dienerin und einer ihrer Muhmen, welche mit ihr aufgewacht war: Mein Vater wird mir gewiß gegen meinen Willen keinen Mann geben, so weit von mir abhängt.

Obgleich die Frauen, welche aus etwas grobem Teig gebacken waren, sie das Pulver hatten trinken sehen, von welchem sie behauptete, sie schütte es in das Wasser zur Abkühlung, und obgleich sie diese Worte hörten, schöpften sie doch keinen Verdacht und merkten nichts; vielmehr kehrten sie in ihr Bett zurück. Giulietta löschte das Licht, und als die Dienerin weggegangen war, that sie als müsse sie eines natürlichen Bedürfnisses wegen aufstehen, stieg aus dem Bette, zog alle ihre Kleider wieder an und, kehrte dann ins Bett zurück, legte sich, als hätte sie geglaubt sterben zu müssen, in demselben so gut als möglich zurecht, faltete die Hände auf der Brust und erwartete so, daß der Trank seine Wirkung thue. Es dauerte auch nicht viel über zwei Stunden, so lag sie wie todt da. Als der Morgen kam und die Sonne schon eine gute Weile aufgegangen war, fand man das Fräulein in der Art, wie ich gesagt habe, auf ihrem Bette liegend. Man wollte sie aufwecken, aber umsonst, denn man fand sie schon fast ganz kalt. Da erinnerte sich die Muhme und die Dienerin des Wassers mit dem Pulver, das sie am Abend getrunken hatte, und der Worte, die sie dabei gesprochen. Als sie ferner bemerkte, daß sie sich angekleidet und selbst auf dem Bette so eigenthümlich hingelegt hatte, hielten sie das Pulver für Gift und sie selbst für unzweifelhaft todt. Da erhob sich unter den Frauen ein großer Lärm und Heulen;

besonders die Dienerin rief ihr oft beim Namen und sagte: O Madonna, das war es also daß ihr sagtet: Mein Vater wird mir gegen meinen Willen keinen Mann geben.

Ihr habt trügerischer Weise von mir frisches Wasser verlangt, das mir elenden euren herben Tod bereitet hat. O ich unglückliche! Über wen soll ich am meisten klagen, über die todte oder über mich selbst? O Madonna, ich habe euch mit meinen eigenen Händen das Wasser gebracht, damit ich unglückliche auf solche Weise von euch verlassen werde! Ich allein habe euch mich, euren Vater und eure Mutter auf einen Schlag getödtet. Ha, warum habt ihr im Tode die Gesellschaft einer eurer Dienerinnen verachtet, die ihr im Leben so lieb zu haben schienet? Wie ich gern mit euch gelebt habe, so wäre ich auch gern mit euch gestorben.

Bei diesen Worten flieg sie auf das Bett und schloß das scheintodte Fräulein fest in ihre Arme. Messer Antonio, welcher in der Nähe war und den Lärm gehört hatte, eilte am ganzen Leibe zitternd in das Zimmer der Tochter, und da er sie so auf dem Bett liegen sah und hörte, was sie in der Nacht getrunken und gesprochen hatte, schickte er, obschon er sie für todt hielt, doch zu seiner eigenen Beruhigung schnell zu seinem Arzte, den er für sehr gelehrt und erfahren hielt, nach Verona. Dieser kam, sah das Fräulein und berührte sie etwas und erklärte, sie sei in Folge des genommenen Giftes schon sechs Stunden verschieden. Als der unglückliche Vater dies hörte, brach er in eine grenzenlose Wehklage aus. Die Trauerkunde verbreitete sich schnell von Mund zu Mund und war in kurzem auch der armen Mutter zugekommen, welche plötzlich von jeder Lebenswärme verlassen wie todt niedersank und als sie mit einem gellen Schrei wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, sich wie von Sinnen schlug und den Namen der geliebten Tochter ausrufend die Luft mit Klagen füllte.

Ich ſehe dich todt, rief ſie, o meine Tochter, du einzige Ruhe meines Alters! Und wie haſt du, grauſame, mich verlaſſen können, ohne deiner unglücklichen Mutter noch Gelegenheit zu geben, deine letzten Worte zu vernehmen? Ich hätte dir wenigſtens deine ſchönen Augen zugedrückt und deinen köſtlichen Leib gewaſchen. Wie kannſt du mich das von dir hören laſſen? O liebſte Frauen, die ihr da bei mir ſeid, helft mir ſterben, und wenn noch ein Erbarmen in euch lebt, ſo laßt eure Hände (wofern ein ſolcher Dienſt nicht zu niedrig für euch iſt) mir eher das Lebenslicht auslöſchen, als meinen Schmerz! Und du, großer Vater im Himmel, da ich nicht ſo bald ſterben kann, als ich wünſche, entzeuch mit deinem Pfeile mich mir ſelbſt, da ich mir ſo verhaßt bin.

Sie wurde ſofort von einer ihrer Frauen aufgehoben, und auf das Bett gebracht, und andere ſuchten mit vieler Mühe ſie zu tröſten; aber ſie hörte nicht auf zu weinen und zu jammern. Das Fräulein wurde indeß von dem Landgute, wo ſie ſich befand, nach der Stadt gebracht und unter einer großen prunkhaften Leichenfeier, von allen ihren Verwandten und Freunden bejammert, in der Gruft des Kirchhofs bei San Francesco als todt beigeſetzt. Bruder Lorenzo, welcher in Angelegenheiten des Kloſters etwas aus der Stadt gegangen war, hatte den Brief Giulietta's, den er an Romeo beſorgen ſollte, einem Mönch übergeben, welcher nach Mantua ging. Als dieſer daſelbſt ankam, ging er zwei oder drei mal in Romeo's Haus und traf ihn unſeligerweiſe nie an; da er aber den Brief nur ihm ſelbſt einhändigen wollte, behielt er ihn noch bei ſich. Pietro, welcher Giulietta todt glaubte, beſchloß in größter Verzweiflung, da er den Bruder Lorenzo in Verona nicht auffand, ſelbſt Romeo eine ſo ſchlimme Kunde zu überbringen, wie ſie der Tod ſeiner Geliebten ihm ſein mußte. Er ging deshalb des Abends aus der Stadt nach dem Landgute ſeines Herrn zurück und wanderte in der Nacht ſo eilig nach Mantua, daß er ſchon

am Morgen bei Zeit daſelbſt anlangte. Er fand Romeo, noch ehe dieſer von dem Mönche den Brief ſeiner Gattin erhalten hatte, und erzählte ihm unter Thränen, daß er die todte Giulietta habe beiſetzen ſehen, berichtete auch ausführlich, was ſie zuletzt gethan und geſprochen habe. Als dieſer ſolches hörte, ward er ganz blaß und halb todt, zückte den Degen und wollte ſich erſtechen. Seine Leute hielten ihn zwar zurück, aber er ſagte: Mein Leben kann in keinem Falle mehr lang dauern, da mein wahres Leben geſtorben iſt. O meine Giulietta, ich allein bin ſchuld an deinem Tode, da ich nicht, wie ich dir geſchrieben hatte, kam, um dich deinem Vater zu entführen. Du wollteſt ſterben, um mich nicht zu verlaſſen, und ich ſollte aus Todesfurcht allein leben? Das ſoll nicht geſchehen.

Und zu Pietro gewendet ſagte er, indem er ihm ein Trauerkleid vom Leibe weg ſchenkte: Gehab dich wohl, mein Pietro!

Pietro verließ ihn, Romeo ſchloß ſich allein in ſein Zimmer ein, und da ihm nichts unerträglicher ſchien, als ferner zu leben, überlegte er, was er nun mit ſich beginnen ſolle. Endlich verkleidete er ſich als Bauer, nahm ein Fläſchchen mit Schlangenwaſſer, das er ſeit langer Zeit für einen Nothfall in einer Schachtel aufbewahrt hatte, ſteckte es in ſeinen Ärmel und machte ſich auf den Weg nach Verona, in der Ausſicht, entweder, wenn er erkannt würde, durch die Hand der Gerechtigkeit ſein Leben zu verlieren, oder ſich in der Gruft, deren Lage er wohl kannte, mit ſeiner Geliebten einzuſchließen und dort zu ſterben. Dieſem letzten Plane war das Schickſal günſtig; denn am Abend des auf Giulietta's Beiſetzung folgenden Tages kam er nach Verona, ohne von jemand erkannt zu werden, und wartete die Nacht ab. Als er nun alles in Schweigen begraben ſah, begab er ſich nach dem Minoritenkloſter, wo die Gruft ſich befand. Die Kirche ſtand in der Cittadelle, wo da-

mals diese Mönche wohnten. Später haben sie dieselbe, ich weiß nicht aus welchem Grunde verlassen und sich in die Vorstadt von San Zeno gezogen, in das Kloster, das jetzt San Bernardino heißt*), wiewol es früher dem Sanct Franz angehörte**). An den Mauern dieses Klosters befanden sich damals außerhalb einige große steinerne Särge, wie wir sie an vielen Orten außerhalb der Kirchen finden. Einer derselben war das alte Begräbniß aller Cappelletti und daselbst war auch das schöne junge Weib. Daran lehnte sich Romeo (es mochte etwa um vier Uhr der Nacht sein), hob, da er sehr kräftig war, mit Gewalt den Deckel hinweg und nachdem er ihn mit ein paar Hölzern, die er mitgebracht, so gespeidelt hatte, daß er gegen seinen Willen nicht zufallen konnte, trat er hinein und schloß sodann den Sarg. Der unglückselige Jüngling hatte eine Blendlaterne mitgebracht, um seine Frau noch ein wenig zu sehen. Sobald er in der Gruft verschlossen war, zog er dieselbe hervor und machte sie auf. Da sah er denn seine schöne Giulietta unter Knochen und Fetzen von vielen Todten selbst wie todt liegen. Darüber brach er alsbald in heftige Thränen aus und fing also an: O ihr Augen, die ihr meinen Augen helle Lichter waret, so lang es dem Himmel gefiel! O Mund, von mir tausend mal so süß geküßt und von dem man so kluge Worte vernommen! O schöne Brust, die mein Herz in solcher Wonne beherbergt! Nun ich euch hier blind, stumm und kalt wiederfinde, wie soll ich ohne euch sehen, sprechen und leben? Ach meine unglückliche Frau, wohin hat dich die Liebe geführt, deren Wille es ist, daß ein so enger Raum zwei betrübte Liebende vernichte und beherberge? Weh mir, waren das die Vorspiegelungen der Hoffnung und der Sehnsucht, welche mich zuerst in Liebe

*) Nach Förster's Reisehandbuch (zweite Aufl. S. 530) ist die Kirche San Bernardino um 1452 erbaut.

**) Eine denselben darstellende Sculptur aus dem vierzehnten Jahrhundert befindet sich über dem Portal der Kirche noch jetzt.

zu dir entflammten? O mein unſeliges Leben, was ſoll nun dein Leitſtern ſein?

Bei dieſen Worten küßte er ihr Augen, Mund und Bruſt und wollte ganz in Thränen zerſchmelzen. Unter ſeinem Weinen rief er: Ihr Mauern, die ihr über mir ſteht, warum fallt ihr nicht über mich her, mein Leben abzukürzen? Aber da ja offenbar der Tod einem jeden in ſeine Gewalt gegeben iſt, wäre es doch gewiß höchſt niederträchtig, ihn zu wünſchen und nicht zu nehmen.

Darum zog er das Fläſchchen mit der ſcharfgiftigen Flüſſigkeit, das er im Ärmel verwahrte, heraus und fuhr alſo zu ſprechen fort: Ich weiß nicht, welches Geſchick mich dahin führt, daß ich auf meinen Feinden, auf den von mir Erſchlagenen in ihrem Grabe ſterben muß. Da aber neben unſerer Geliebten zu ſterben eine Wonne iſt, mein Herz, ſo laß uns ſterben!

Damit ſetzte er das grauſame Waſſer an die Lippen und ſchlang es ganz hinunter. Darauf nahm er das geliebte Weib in die Arme, drückte ſie feſt an ſich und ſprach: O ſchöner Leib, letztes Ziel aller meiner Sehnſucht, wenn dir ein Gefühl übriggeblieben iſt nach der Seele Scheiden, oder wenn ſie meinen grauſen Tod ſiehet, ſo bitt ich dich, es möge ihr nicht misfallen, wenn ich nicht glücklich und vor aller Welt mit dir leben durfte, daß ich wenigſtens insgeheim und traurig mit dir ſterbe.

Und ſo erwartete er, ſie eng umfaßt haltend, den Tod. Endlich war die Stunde gekommen, wo die Lebenswärme der jungen Frau die gewaltige erſtarrende Kraft des Pulvers überwinden und ſie wieder erwachen mußte. Gedrückt und gerüttelt von Romeo erwachte ſie daher in ſeinen Armen, und als ſie wieder bei ſich war, ſagte ſie nach einem ſchweren Seufzer: Weh mir, wo bin ich? Wer umfaßt mich unglückliche? Wer küßt mich?

Sie meinte, es ſei der Bruder Lorenzo, und rief: So alſo, Mönch, haltet ihr Romeo Treue? Auf dieſe Weiſe alſo wollt ihr mich ſicher zu ihm führen?

Als Romeo merkte, daß die Frau lebe, verwunderte er ſich ſehr, erinnerte ſich vielleicht des Pygmalion und ſagte: Kennt ihr mich nicht, meine ſüße Frau? Seht ihr nicht, daß ich euer betrübter Gatte bin, allein und heimlich von Mantua gekommen, um bei euch zu ſterben?

Als Giulietta merkte, daß ſie in der Gruft war und einem Manne in den Armen lag, der ſich für Romeo ausgab, kam ſie faſt von Sinnen. Sie drückte ihn etwas von ſich und ſchaute ihm ins Geſicht, und da ſie ihn ſogleich erkannte, umarmte ſie ihn, gab ihm tauſend Küſſe und ſprach: Welche Thorheit bewog euch, hier herein zu kommen und mit ſolcher Gefahr? War es nicht genug, daß ihr aus meinen Briefen erfahren habt, wie ich mich mit Hilfe des Bruders Lorenzo todt ſtellen wolle, um dann in kurzem bei euch zu ſein?

Da merkte der unglückſelige Jüngling ſeinen großen Irrthum und rief: O mein betrübtes Loos! O unſeliger Romeo, des Schmerz allen andern Liebesſchmerz übertrifft! Ich habe eure Briefe hierüber nicht erhalten.

Weiter erzählte er ihr, wie Pietro ihren verſtellten Tod ihm als wahr gemeldet. In der Meinung, ſie ſei geſtorben, habe er, um ihr im Tode Geſellſchaft zu leiſten, neben ihr Gift genommen, welches ſehr ſcharf ſei, ſodaß er ſchon den Tod ſich durch alle Glieder rinnen fühle. Als das unglückliche junge Weib ſolches hörte, ward ſie vom Schmerz ſo übermannt, daß ſie ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß ſie ihre ſchönen Locken ausraufte und ihre unſchuldige Bruſt zerſchlug. Romeo, welcher ſchon rücklings hingeſunken war, küßte ſie häufig und übergoß ihn mit einem Meer von Thränen. Bläſſer als Aſche und ganz zitternd ſprach ſie: Alſo müßt ihr in meiner Gegenwart und durch meine Schuld ſterben, mein theurer Herr? Und wird der Himmel zugeben, daß ich nach euch, wenn auch nur kurz, lebe? Ich unglückliche! Könnt ich wenigſtens euch mein Leben ſchenken und allein ſterben!

Darauf antwortete Romeo mit matter Stimme: Wenn euch meine Treue und meine Liebe je theuer war, meine lebende Hoffnung, so beschwöre ich euch dabei, daß ihr euch nach mir das Leben nicht misfallen lasset, wäre es auch nur, um wenigstens das Gedächtniß dessen zu erhalten, der von eurer Liebe ergriffen um euretwillen vor euren schönen Augen hinstirbt.

Die Frau antwortete: Wenn ihr um meines verstellten Todes willen sterbt, was soll ich thun um eures nicht verstellten willen? Es schmerzt mich allein, daß ich nicht jetzt hier in eurer Gegenwart ein Mittel zu sterben sehe, und ich bin mir selber verhaßt, daß ich so lange lebe; aber ich hoffe, es wird nicht lange dauern, bis ich, wie ich die Veranlassung eures Todes geworden bin, so auch die Theilhaberin desselben werde.

Mit Mühe hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie wie todt zurücksank. Wieder zu sich gekommen bemühte sich die unglückliche, mit ihrem schönen Munde die letzten Athemzüge ihres theuren Liebhabers aufzufassen, welcher mit schnellen Schritten seinem Ende entgegeneilte. Bruder Lorenzo hatte unterdessen gehört, wie und wann die junge Frau das Pulver eingenommen und daß sie als todt beigesetzt worden war. Da er demnach wußte, daß der Zeitpunkt gekommen war, wo die Wirkung dieses Pulvers zu Ende ging, nahm er einen vertrauten Genossen zu sich und kam, vielleicht eine Stunde vor Tag, an die Gruft. Als er dort anlangte und sie weinen und jammern hörte, auch durch die Spalte des Deckels schauend ein Licht drinnen erblickte, verwunderte er sich sehr und meinte, die Frau müsse auf irgend eine Weise die Leuchte mit sich hineingenommen haben, und nun, da sie erwacht sei, werde sie aus Angst vor einem Todten, oder vielleicht aus Besorgniß, immer an diesem Orte eingeschlossen zu bleiben, sich bekümmern und so weinen. Mit Hilfe seines Begleiters öffnete er schnell das Begräbniß, erblickte Giulietta, welche mit zerrauften Haaren

und vom Schmerz verstört daſaß und ihren halbtodten Geliebten auf den Schooß genommen hatte, und ſagte zu ihr: Alſo fürchteteſt du, meine Tochter, ich laſſe dich hier umkommen?

Als ſie den Mönch erblickte, verdoppelte ſie ihre Klage und ſagte: Nein, vielmehr fürchte ich, ihr möchtet mich mit dem Leben von hinnen führen. Um Gottes Barmherzigkeit willen verſchließt das Grab und geht von hinnen und laßt mich hier ſterben; oder reicht mir ein Meſſer, daß ich es in meine Bruſt ſtoßend mich von allem Jammer befreie! O mein Vater, mein Vater! Ihr habt meinen Brief gut überliefert! Ich werde ſchön vermählt werden! Ihr werdet mich ſchön zu Romeo geleiten! Seht ihn hier todt in meinem Schooß!

Sie erzählte ihm den ganzen Hergang und zeigte ihm Romeo. Als Bruder Lorenzo ſolches hörte, war er wie wahnſinnig. Er ſah den Jüngling an, welcher im Begriff war, ins andere Leben zu wandern, rief ihn unter vielen Thränen beim Namen und ſprach: O Romeo, welcher Unſtern hat mir dich geraubt? Sprich auch ein wenig mit mir! Erhebe zu mir noch ein wenig deine Augen! O Romeo, ſieh deine innig geliebte Giulietta, welche dich bittet, dich anzuſchauen! Warum antworteſt du nicht wenigſtens ihr, in deren ſchönem Schooße du liegſt?

Romeo erhob bei dem theuren Namen ſeiner Gattin etwas ſeine matten von dem nahen Tode ſehr beſchwerten Augen und ſchloß ſie wieder, nachdem er ſie geſehen. Bald darauf, als der Tod ihm durch alle Glieder fuhr, krümmte er ſich lang, ſtieß einen kurzen Seufzer aus und verſchied. Als der unglückliche Liebhaber auf die beſchriebene Weiſe geſtorben war, ſagte der Mönch nach heftigem Weinen, als ſchon der Tag anbrach, zu der Frau: Und du, Giulietta, was willſt du beginnen?

Raſch entſchloſſen antwortete ſie: Hier will ich ſterben.

Wie, meine Tochter? ſagte er; ſprich nicht alſo!

Komm heraus! Wenn ich auch jetzt noch nicht weiß, was ich mit dir anfangen soll, so bleibt dir doch immer offen, dich in einem frommen Kloster zu verschließen und daselbst immer Gott für dich und deinen verstorbenen Gemahl zu bitten, wenn er es nöthig hat.

Die Frau aber antwortete: Mein Vater, ich verlange nichts mehr von euch, als die eine Güte, die ihr in Erinnerung an die Liebe, die ihr zu dem seligen hier (dabei wies sie auf Romeo) getragen, mir nicht verweigern werdet, nämlich daß ihr unsern Tod nie bekannt macht, damit unsere Leichname immer in diesem Grabe beisammen bleiben können; und wenn je unser Tod bekannt würde, so bitte ich euch um jener eurer Liebe zu Romeo willen, daß ihr in unser beider Namen unsern unglücklichen Vater bittet, denen, die die Liebe in dem gleichen Feuer verzehrt und zum gleichen Tode geführt hat, nicht zu erschweren, in einem und demselben Grabe zu liegen.

Damit wandte sie sich zu dem neben ihr liegenden Leichnam Romeo's, dessen Haupt sie auf ein Kopfkissen gelegt hatte, das man mit ihr in der Gruft gelassen, drückte ihm die Augen zu, badete sein kaltes Angesicht mit Thränen und sprach: Was soll ich ohne dich ferner am Leben thun, mein Gebieter? Was bleibt mir sonst nach dir zu erreichen übrig, als daß ich dir im Tode folge? Gewiß nichts, damit von dir, von dem nur der Tod mich trennen konnte, der Tod selbst mich nicht ewig trenne.

Nachdem sie dies gesagt, stellte sie sich ihr großes Unglück recht lebhaft vor die Seele, gedachte an den Verlust ihres theuren Geliebten, faßte den festen Entschluß, nicht länger zu leben, hielt lange den Athem an sich und als sie ihn nicht mehr halten konnte, strömte sie ihn aus mit einem heftigen Schrei und fiel über den Leichnam todt hin. Als Bruder Lorenzo merkte, daß die Frau todt war, machte ihn das Mitleid ganz betreten und er wußte sich nicht zu rathen. Ihn und seinen

Begleiter faßte der Schmerz im innerſten und ſie beweinten herzlich die geſtorbenen Liebenden. Da kamen auf einmal die Leute des Schultheißen dazu, welche einen Dieb verfolgten. Sie fanden beide weinend an der Gruft, in welcher ſie Licht erblickten, und eilten faſt alle herzu. Sie nahmen die Mönche in ihre Mitte und ſprachen: Was macht ihr hier, ehrwürdige Herren, um dieſe Stunde? Übt ihr nicht eine Miſſethat aus an dieſem Grabe?

Als Bruder Lorenzo die Häſcher hörte und erkannte, hätte er todt umſinken mögen. Er ſprach aber zu ihnen: Komme mir keiner zu nahe! Ich bin nicht euer Dienſtmann. Wollt ihr etwas, ſo verlangt es von ferne!

Da ſagte ihr Führer zu ihm: Wir wollen wiſſen, weshalb ihr die Gruft der Cappelletti alſo eröffnet habt, wo erſt vorgeſtern ein Fräulein aus der Familie beigeſetzt worden iſt. Wenn ich nicht euch, Bruder Lorenzo, als einen wohlgeſinnten Mann kennte, ſo würde ich ſagen, ihr ſeid hierhergekommen, um die Todten zu plündern.

Die Mönche löſchten das Licht und antworteten: Was wir thun, das ſollſt du nicht wiſſen, denn es geht dich nichts an.

Jener verſetzte: Allerdings, aber ich werde es dem Fürſten anzeigen.

Bruder Lorenzo, den die Verzweiflung ruhig machte, entgegnete hierauf: Sag es immerhin!

Damit ſchloß er das Begräbniß mit ſeinem Begleiter und ging in die Kirche. Der Tag war faſt ſchon ganz hell, als die Mönche ſich von den Häſchern losmachten. Daher überbrachte einer der letztern alsbald einem der Cappelletti die Nachricht, was mit dieſen Mönchen vorgefallen ſei; dieſe wußten vielleicht wol auch, daß der Bruder Lorenzo mit Romeo befreundet war, und wandten ſich daher ſchnell an den Fürſten mit der Bitte, er möge, wenn es nicht anders gehe, durch Gewalt aus dem Mönch herauszubringen ſuchen, was er in ihrem Begräbniß zu ſuchen habe. Der Fürſt ſtellte Wachen aus, daß der Mönch

nicht entweichen konnte, und ſchickte nach ihm. Er wurde gewaltſam vor ihn geführt und der Fürſt fragte ihn: Was ſuchtet ihr dieſen Morgen in dem Grabe der Cappelletti? Sagt es uns, denn wir wollen es durchaus wiſſen.

Darauf antwortete der Mönch: Mein Fürſt, ich will das euer Gnaden recht gerne ſagen. Ich war der Beichtvater der Tochter des Meſſer Antonio Cappelletti, welche vor einigen Tagen auf ſo unerwartete Weiſe geſtorben iſt, und da ich ſie ſehr liebte als meine geiſtliche Tochter und mich nicht bei ihrer Leichenfeier einfinden konnte, ging ich hin, um über ihr gewiſſe Gebete zu ſprechen, welche, wenn ſie neun mal über einem Leichnam geſprochen werden, die Seele von der Pein des Fegefeuers erlöſen. Weil wenige dies wiſſen und dieſe Dinge verſtehen, ſagen die Thoren, ich ſei hingegangen, um die Todten zu berauben. Ich weiß nicht, ob ich zu einer Räuberbande gehöre, wenn ich dieſe Dinge thue. Mir genügt dieſer geringe Mantel und dieſer Strick, und ich würde von allen Schätzen der Lebenden zuſammen kein bischen nehmen, geſchweige denn von den Kleidern zweier Todten. Sie thun nicht wohl, die mich auf ſolche Weiſe tadeln.

Der Fürſt hätte dies um ein kleines geglaubt, wenn nicht viele Mönche, welche dem Lorenzo übelwollten, als ſie hörten, daß man Bruder Lorenzo auf dem Grabe gefunden habe, Luſt bekommen hätten, daſſelbe zu öffnen. Sie machten es auf und als ſie den Leichnam des Liebhabers darin fanden, wurde es plötzlich mit größtem Lärm dem Fürſten, welcher noch mit dem Mönche ſprach, gemeldet, wie in der Gruft der Cappelletti, an welcher der Bruder bei Nacht betroffen worden ſei, Romeo Montecchi todt liege. Dies ſchien allen faſt unmöglich und das Erſtaunen war allgemein. Als der Bruder Lorenzo dies hörte und einſah, daß er nun nicht mehr verſchweigen könne, was er ſo gern verhehlt hätte, fiel er vor dem Fürſten auf die Knie und ſagte: Verzeiht mir, mein Fürſt, wenn ich euer Gnaden auf euer Begehren eine Täuſchung erwi-

dert habe, denn es geſchah nicht aus Bosheit noch um Gewinnes willen, ſondern um zwei armen geſtorbenen Liebenden mein Wort zu halten.

So machte er denn von dem ganzen Hergang einen kurzen Abriß und erzählte die Geſchichte vor vielen Zeugen. Als Bartolommeo della Scala dies hörte, konnte er ſich vor Mitleid der Thränen nicht enthalten, er begehrte ſelbſt die Leichen zu ſehen und begab ſich mit einer großen Menge Volks an das Grab. Er ließ die beiden Liebenden herausbringen in die Kirche von San Francesco und auf zwei Teppiche legen. Unterdeſſen kamen ihre Väter auch in die Kirche, vergoſſen Thränen über ihren geſtorbenen Kindern und in doppelt regem Erbarmen ſchloſſen ſie, obgleich bisher Feinde, ſich in die Arme, ſodaß die lange Feindſchaft, die zwiſchen ihnen und ihren Häuſern beſtanden, und welche nicht Bitten von Freunden noch Drohungen des Fürſten noch erlittener Schaden noch ſelbſt die Zeit hatte auslöſchen können, durch den erbärmlichen und kläglichen Tod der beiden Liebenden eine Endſchaft erreichte. Es wurde ein ſchönes Denkmal beſtellt, auf welches in wenigen Tagen die Urſache ihres Todes eingegraben werden ſollte, und ſo wurden die zwei Liebenden mit größter würdigſter Feierlichkeit unter den Thränen und dem Geleite des Fürſten, der Verwandten, ja der ganzen Stadt beigeſetzt. Dieſes klägliche Ende hatte die Liebe Romeo's und Giulietta's, wie ihr gehört habt und wie mir es Pellegrino von Verona mittheilte.

O du treue Liebe, die du in den Frauen vor alters walteteſt, wohin biſt du gekommen? In welcher Bruſt herbergſt du heutzutage? Welche Frau würde es jetzo machen, wie die treue Giulietta bei der Leiche ihres Geliebten? Wann wird der ſchöne Name dieſer Frau von den gewandteſten Zungen aufhören geprieſen zu werden? Wie viele gäbe es jetzt, die den Geliebten nicht ſo bald ſterben ſähen, als ſie ſchon daran dächten, einen andern aufzufinden, geſchweige an ſeiner Seite zu ſterben? Denn

wenn ich ſehe, daß gegen alle Forderung der Vernunft, zum Lohn für alle Treue und redliche Dienſte, manche Frauen ihre Liebhaber, die ſie ſonſt heiß geliebt, nicht nach dem Tode ſondern ſchon nach einem Schlage des Geſchicks vergeſſen und verlaſſen, was ſoll man von ihnen erwarten, daß ſie nach dem Tode thun werden? Wehe den Liebhabern unſerer Zeit, die weder für lang erprobte treue Dienſte noch dadurch daß ſie den Tod für ihre Damen wagen, hoffen dürfen, daß dieſe mit ihnen ſterben möchten, vielmehr ſich überzeugt halten können, denſelben weiter hinaus nicht mehr theuer zu ſein, als ſo lange ſie rüſtig für Befriedigung ihrer Bedürfniſſe zu wirken im Stande ſind!

XII. Francesco Maria Molza.

1489.

48. Schlimmer und schlimmer!

In Parma einer sehr berühmten Stadt in der Lombardei lebte vor nicht gar langer Zeit ein Wollkrämpler Namens Ginese, und weil er von Mantua abzustammen behauptete, gab man ihm den Beinamen der Mantuaner. Da sich dieser nun einsam fühlte und dabei im Verhältniß zu seines gleichen wohlhabend, entschloß er sich ein Weib zu nehmen, und da ihm eine Nachbarin gefiel, wußte er, obwol schon etwas bei Jahren, so geschickt um sie herumzuscherwenzen, daß er seinen Wunsch erreichte. Er heirathete sie so schnell wie möglich und führte sie heim mit ihrem Sohne, welcher Ghedino hieß und etwa achtzehn Jahre alt war; die Frau hatte denselben von einem früheren Gatten. Der Mantuaner begann, um diese seine Familie zu erhalten, mit dem Beibringen seiner Frau Handel zu treiben und war so thätig, daß er bei seiner Geschicklichkeit in seinem Handwerk ganz froh und heiter lebte und sich gute Tage machen konnte. Als er nun sah, daß es ihm in allen Stücken nach Wunsch ging, dachte er darauf, wenn sich Gelegenheit böte, auch seinem Stiefsohn Ghedino ein Weib zu geben, dann könnten sie alles mit dem Beibringen von dessen Frau zusammenwerfen, ihren Wohlstand bedeutend erhöhen und mit der Zeit reich werden. Er rief ihn daher eines Tages beiseit und sprach zu ihm: Mein Sohn, wer heutzutage nicht Vermögen besitzt, der gilt für ein Vieh, der aber, der etwas hat, gilt am meisten; darum steht es jedermann

wohl an, nicht nur zu erhalten, was er hat, sondern auch, es so viel als möglich zu vermehren. Wie du siehst, bist du jetzt groß, und darum wäre es wohlgethan, wenn du für dich und zugleich für unser ganzes Haus sorgtest, damit, wenn ich abgehe, du ohne fremde Hilfe allein im Stande bist, deine Angelegenheiten zu besorgen und dein Leben zu erhalten. Um dies zu erreichen, weiß ich keinen Weg, der mir besser gefiele, als daß du dich dazu verstehst, ein Weib zu nehmen, und mit der Mitgift, welche dir zufließt, und der Unterstützung, welche ich andererseits dir gewähre, wirst du sehen, daß alsdann keiner deines gleichen hier besser steht, als du. Laß also diese meine Worte Eingang bei dir finden und nimm den Rath an, den ich dir treulich reiche!

Ghedino nahm es in Überlegung und sagte, er sei ganz einverstanden, vorausgesetzt, daß es mit Zustimmung von Monna Moneta (so hieß seine Mutter) geschehe, denn es sei dies sein eigener Wunsch auch. Es währte daher nicht lange, so nahm er ein sehr schönes frisches und äußerst kräftiges Mädchen zur Frau, die vielleicht für sein Wesen nur allzurüstig war. Nach der Hochzeit war er sorgfältigst bemüht, den Unterweisungen seines Stiefvaters nachzukommen. Während er nun täglich in die Bude ging und es sich sauer werden ließ, geschah es, daß der Mantuaner dermaßen mit dem Weibe Ghedino's vertraut wurde, daß er dachte, wenn ihm dieser von seinen Geschäften bei Tag abnehme, so dürfe er das junge Weib nicht unter der Abwesenheit des Gatten leiden lassen; nahm sich daher vor, nach Leibeskräften die Lücke auszufüllen, welche diese seiner Meinung nach fühlen müsse. Er übertrug ihm daher jeden Tag neue Geschäfte und nöthigte ihn damit, sich möglichst lang aus dem Hause entfernt zu halten; namentlich veranlaßte er ihn morgens in aller Frühe aufzustehen. Der Mantuaner trieb diesen Handel schon eine gute Weile, bis einer kam und dem Ghedino ins Ohr raunte: Ghedino, ich weiß nicht, wie

du dich wohlfühlen kannſt, da du eine junge Frau haſt die ſo ganz friſch in dein Haus gekommen, und du dich ſo oft von ihr entfernſt, zumal in der Zeit, welche die Männer dem Vergnügen der Weiber widmen ſollen. Was würdeſt du machen, wenn ſie, am Morgen ſo frühe von dir im Stich gelaſſen, ſich an einen wendet, der ihr beſſer Geſellſchaft leiſtet, als du?

Bei alle dem ſchöpfte der Strohkopf noch keinen Verdacht, fuhr vielmehr in der angegebenen Weiſe fort und ließ dem Mantuaner allen Spielraum, das zu erreichen, was er ſo ſehnlich wünſchte, nämlich theils durch den beſtändigen Ärger, den ihr ihr Mann verurſachte, theils durch die Bequemlichkeit und geſchickte Gelegenheit, welche er ſelbſt ihr bot, das ſchöne Weibchen ſeinen Wünſchen fügſam zu machen. So ſtellte er ſich denn auch einmal nach der zwiſchen ihnen getroffenen Verabredung gegen Monna Moneta ganz tiefſinnig und nachdenklich und erklärte, er müſſe in Geſchäften von großer Wichtigkeit ausgehen. Sobald er daher merkte, daß Ghedino aufgeſtanden war, erhob er ſich von der Seite der Monna Moneta, welche nichts davon ahnte, und ſchlich ſich heimlich an die Seite der jungen Frau, welche in einem andern Zimmer nicht weit von dem ihrigen ſchlief. Der Zufall wollte, daß an dieſem Morgen Ghedino in der Eile ein paar Kardätſchen vergeſſen hatte, welche er den Tag zuvor neu gekauft, auch hatte er die alten nicht mitgenommen. Er bemerkte auch ſeine Vergeßlichkeit erſt, als er mit leeren Händen an ſeiner Bude ankam. Er lief daher ſchnell zurück, öffnete die Hausthüre leiſe, kam, ohne von einem Menſchen gehört zu werden, gerades Wegs an ſeine Stube, und trat ein, weil er ganz gut ſie zu öffnen wußte und der thörichte Mantuaner nicht ſo geſcheit geweſen war, ſie auf eine Weiſe zu ſchließen, daß man nicht öffnen konnte. Ohne ſich zu rühren oder zu rufen ſah er denn ſo klar wie der Tag, welches Erbarmen der Mantuaner mit ſeinem Weibe hatte, um

deren willen er den Acker der Monna Moneta zu pflügen unterließ, um einen fremden zu bepflanzen, damit der jungen Frau die Langweile verginge. Es ſchien ihm zwar nicht recht, ſie zu ſtören, aber doch konnte er ſich nicht enthalten, einen großen Lärm zu machen. Während er nun mit dem Stiefvater ſich zankte, öffnete das junge Weib, aus Furcht, das Wetter möchte ſich zumeiſt über ihr entladen, da ſie ſich nicht anders zu rathen wußte, ein Fenſter, welches auf die Straße ging, und da es nicht hoch war, ſprang ſie hinaus, was auch ganz bequem und ohne alle Verletzung von ſtatten ging. Sie machte ſich daher auf und eilte von dannen. Kaum war ſie jedoch einige Schritte gegangen, ſo ſuchte ſie Schutz in einem Nachbarhaus, welches eben offen ſtand, denn ſie meinte, der arme Schelm ihr Mann ſei ihr immer auf den Ferſen. Sie wußte ſonſt nirgends hin und ſuchte nur, ſich ſo tief innen als möglich zu verſtecken. Da kam ſie zufällig an die Thür eines Zimmers, in welchem ein gar artiger und heiterer Jüngling ganz allein ſchlief, welcher Galeazzo Garimberti hieß, ſchon ſeit mehreren Monaten ihr den Hof gemacht und auf alle Weiſe ihre Neigung für ihn zu entzünden geſucht hatte, ohne je zu einem Ziele zu gelangen und wieder einigen Frieden zu erreichen. Es war ihm, als höre er Tritte wie von einem, welcher eilig läuft; er ſtand ſchnell auf, um zu ſehen, was es ſei, und kaum hatte er die Thüre des Zimmers geöffnet, als das junge Weib voll Angſt und zitternd ſich ihm in die Arme warf. Der Jüngling erkannte ſie gleich und da er ſie ſo im Hemd viel ſchöner ſah, als er ſich hatte vorſtellen können, und ſich nicht denken konnte, was das heiße, nahm er ſie, legte ſie ſanft auf das Bett und fragte ſie mehrmals umſonſt nach der Urſache ihres Kommens. Er meinte daher, es ſei Zeit, ſie mit etwas anderem, als mit Worten zu tröſten, und da ſeine Glücksfahne ſo hoch ſtand, ſetzte er ſich, ohne ein Wörtchen drüber

zu verlieren, in den Beſitz deſſen, was ſoeben dem Mantuaner war ſtreitig gemacht worden. So ſehr Ghedino mit ſeinem Stiefvater im Feuer war, bemerkte er doch, was ſein Weib that; es faßte ihn daher das größte Mitleid mit ihr und ohne weiter Zeit zu verlieren eilte er hinaus, um zu ſehen, was aus ihr geworden ſei. Da er ſie aber nicht auf der Straße fand, auch keine andere Thür offen ſah, als die, in welche ſie wirklich eingetreten war, folgte er ihr dahin nach, um zu erkunden, ob ſie hier hereingekommen ſei, denn er bildete ſich wohl ein, daß ſie ſo barfuß, wie ſie war, und im Hemd nicht weit könne geflohen ſein. Wie ſie kam er auch an das Zimmer, fand die Thür unverſchloſſen, trat ein und fand das junge Paar beiſammen. Ghedino war von dieſem Anblick ſo betäubt, daß er nicht wußte, ob er träume oder wache. Da er aber ſein Unglück ſo Schlag auf Schlag kommen und ſich ſo unerſetzlichen Schaden zufügen ſah, wo er ſich am leichteſten verletzlich glaubte, wußte er gar nicht, was er anfangen ſolle, und floh zurück, denn er fürchtete, wenn er ſchrie oder der Sache das geringſte Hinderniß in den Weg legte, könnte nur ein noch größeres Ärgerniß daraus erwachſen, da er jetzt ſchon, indem er den erſten verſcheucht, dem zweiten den Weg ſo leicht geöffnet habe. Er dachte alſo, er wolle unter keiner Bedingung noch den dritten erwarten, ließ ſie demnach allein und lief, ſoweit ihn ſeine Beine trugen. Garimberti aber hatte auf dem zarten Erdreich ſeine erſte Probe vollendet und da er nicht zum zweiten mal in ſeiner Ackerarbeit geſtört werden wollte, ſchloß er die Zimmerthüre, umarmte das junge Weib und bat und beſchwor ſie ſo lange, bis ſie ihm zu ſeiner größten Ergetzlichkeit mittheilte, wie es zugegangen, daß ſie um dieſe Stunde und in ſolchem Aufzug ſich zu ihm begeben. Allmälich kam ſie wieder zur Ruhe, ſie lachten, ſcherzten und ſchalten auf die Kardätſchen, Flachskanten, Hächeln und alle andern Werkzeuge des Mannes und machten

in freier beiderſeitiger Einſtimmung noch mehrere Wettläufe zuſammen. Ein paar Tage darauf leitete Garimberti es ein, daß alle ſich wieder verſöhnten und Frieden ſchloſſen, nachdem er zuvor mit dem jungen Weibe die Abrede getroffen hatte, wie ſie ſonſt zuſammenkommen könnten.

XIII. Giuſtiniano Nelli.

1490.

---

49. Giulio und Aurelio's Frau.

Es ſind erſt wenige Monate, daß in unſerem Siena ein Jüngling von achtzehn bis neunzehn Jahren, ſehr ſchöner Geſtalt, edlem Blut und mit preiswürdigen Sitten geſchmückt, Namens Giulio ſich in eine ſehr ſchöne, gewandte und über die Maßen reizende, nicht weniger ſittſame als liebenswürdige junge Frau heftig zu verlieben anfing. Von dieſer Liebe bewogen unterließ er nichts, was er meinte, daß ihr gefalle oder daß es ihm dienlich ſein könnte, um ihr Wohlgefallen zu erlangen. Dieſe Liebſchaft war ſeine einzige Beſchäftigung, wie das häufig bei jungen Leuten geht; er widmete ſich dem Lautenſchlagen, Flötenſpielen, Hornblaſen, Singen und Tanzen. Es war kein Frühſtück, Hochzeit, Mahlzeit oder andere Zuſammenkunft, wo Iſabella hinkam, daß nicht Giulio alsbald auch hingegangen wäre; ich geſchweige von der Maskenluſt, dem Limonenwerfen und Ausſtreuen wohlriechender Sachen, wie es unſere jungen Leute in der Faſchingszeit zu üben pflegen; aber es waren wenig Nächte, wo er ihr nicht eine Muſik oder ſonſt eine artige Unterhaltung zu ihrem großen Vergnügen zu hören gab. Durch dieſe Kundgebungen merkte nicht blos ihr Gatte Aurelio Giulio's Liebe, ſondern dieſelbe war faſt allen jungen Leuten in Siena bekannt, weshalb auch häufig Aurelio mit ſeiner Iſabella darüber ſcherzte, in vollem Vertrauen auf die Keuſchheit und Treue ſeiner theuren Frau. Iſabella andererſeits war zwar aufs Beſte geſinnt,

theils wegen ihrer natürlichen guten Gemüthsart, theils wegen des liebevollen Betragens, das ihr Gatte ihr angedeihen ließ, aber dennoch misfiel es ihr nicht, sich von Giulio geliebt zu sehen, und betrachtete es gegenüber von andern Frauen als einen Vorzug, wiewol sie sich stellte, als kümmere sie sich gar nicht darum, wie wir das täglich schöne Frauen können so machen sehen; denn so schön, reich, jung und edel auch ihr Gemahl sein mag, so sehr sie von ihm geliebt sein mögen, versäumen sie doch niemals, Alles ins Werk zu setzen, weshalb sie glauben von andern für schön gehalten zu werden; und so schön sie auch die Natur mag hervorgebracht haben, so bestreben sie sich doch künstlich noch viel schöner zu erscheinen; ja sie würden sich lieber arm und sittenlos, als häßlich und alt nennen hören. Und fragt man eine solche, welche dergleichen Bestrebungen verfolgen: Warum thust du das?

Gleich antworten sie: Um meinem Mann zu gefallen.

Wenn sie ihm aber schon gefallen, so antworten sie: Um sein Wohlgefallen zu erhalten.

Und merken nicht, daß sie Vieles thun und treiben, was ihnen weit mehr misstut, wie, daß sie sich die Haare aus der Stirne raufen, hohe Schuhe tragen und dergleichen Dinge, welche die Schönheit eher beeinträchtigen, als erhöhen. Bei alle dem aber, um auf Giulio zurückzukehren, hatte er nie mehr, als einige seltene Liebesblicke von ihr erhalten können. Er verfiel auf verschiedene Wege, um seine Liebe einem Ziel entgegenzuführen, wiewol er wenig Hoffnung dabei hatte; aber ein Verfahren gefiel ihm vorzugsweise und daran hielt er auch fest, nämlich ein gefälliges Weibchen zu ihr zu schicken, um ihr auseinanderzusetzen, wie er in Liebe für sie glühe. Er nahm sich vor, hierbei keine Ausgabe zu scheuen. Da hörte er denn von einer gewissen Bonda, welche in Camollia wohnte, einer zu ähnlichen Leistungen sehr geeigneten Person, denn sie hatte ihre Jugend im Dienste der Liebe hingebracht und war nun aus Menschenliebe

gern andern behilflich, die ſie ebenſo hinbringen wollten; und ſie hätte lieber die Meſſe nicht gehört, den Roſenkranz nicht gebetet oder die Predigt verſäumt, als eine ihr aufgetragene Botſchaft eines Verliebten nicht beſorgt, wiewol ſie auch kein Mönchskloſter einen ganzen Tag unbeſucht läßt und wenig Veſpern gehalten werden, die ſie nicht gerne anhörte, wo ſie denn immer die letzte iſt, welche die Kirche verläßt, um beſſer zu hören und zu ſehen, was dieſer und jener junge Mann ſpricht und wen er ins Auge faßt und was Baſe ſo und ſo mit ihrer Nachbarin plaudert; mit allen hat ſie zu thun, nie gehen ihr die Worte aus, immer weiß ſie, was in der ganzen Stadt und in der Umgegend geſchieht. Dieſe alſo ſuchte Giulio auf und ſagte zu ihr: Mona Bonda, euer guter Ruf hat mich gelockt, gerne herzukommen und mich unter euren Schutz zu ſtellen. Wie ihr wißt, iſt es nun ſo die Art der jungen Leute, daß ſie verliebt ſind, und mein Unſtern will, daß ich meine ganze Liebe auf ein Weib gerichtet habe, von der ich ohne eure Vermittlung nie ein gutes Wort zu bekommen hoffen kann. Ihr allein alſo könnt mir helfen, in eure Hände lege ich mein Heil. Helft mir, ich bitte euch darum, und verfügt über mich, ſoweit ich vermag, über meine Habe und Perſon, denn ich bin nie undankbar geweſen gegen ſolche, die mir Wohlthaten erwieſen haben. Und weil ich eure Klugheit kenne, vertraue ich euch meine Liebe an, damit ihr ſo gut ſeid und hingeht, mit Iſabella Aurelio's Frau zu ſprechen, wenn ihr ſie kennt, und ihr, ſo gut ihr immer könnt, mich empfehlt.

Bonda ſetzte ſich darauf nieder und antwortete bedächtig: Giulio, allerdings war es immer mein Beſtreben, rechtſchaffenen Männern Vergnügen zu verſchaffen, ſowol wie ich jung war, als auch jetzt, immer ſo weit als die Sittſamkeit zuließ. Aber ſo wahr der liebe Gott mir meine zwei Töchter erhalten möge, die der Stab meines Alters ſind, ich habe ſolche Dinge nie gern gethan.

Und jetzund will ich die wenige Zeit, die mir noch zu leben übrig bleibt, dazu anwenden, nach Ablaß zu gehen, Kirchen zu besuchen und Gott zu dienen. Gott weiß, daß ich vielmals um dergleichen bin angegangen worden, und um meine eigenen Töchter, denen ich aber niemals ein Wörtchen davon sagen mochte. Allerdings, wenn sie von selber sich einmal einen Freund erbeutet haben, bald um einen langen Schlafrock, bald um ein Paar Ärmel zu erhalten, da habe ich sie machen lassen, denn ich meinestheils will nicht in der andern Welt darüber Rechenschaft zu geben auf mich nehmen. Und ich sage dir, ich glaube, ich habe einen so guten Willen, als nur irgend eine meines Gleichen. Du sagst mir, ob ich Aurelio und seine Frau kenne. Ei welche Frau oder Mädchen von zehn Jahren und drüber gibt es in dieser Stadt, verheirathete oder unverheirathete, die ich nicht kenne? Es gibt wenige Häuser von Bürgern, wo ich nicht bekannt wäre und aus- und einginge wegen der Spinnerei, die ich treibe, denn ich mag nicht, daß mir irgend sonst eine die Spindel aus der Hand nehme. Ich flicke Hemden für Studenten, Kapuzen für Mönche, warte Nonnen auf; in der Sapienz und in der Stadt ist kein Student, der mich nicht kennt, bei Sanct Franz, Sanct Dominicus und Sanct Augustin kein Mönch, in dessen Zelle ich nicht tausend mal gewesen bin; von den Nonnen sage ich nichts; denn ohne Dispens habe ich Einlaß in alle Klöster, mit Gottes Hilfe bin ich nunmehr überall bekannt. Wisse überdies, daß deine Mutter mich so lieb gehabt hat, daß ichs gar nicht sagen kann; und alle Geschenke, die sie deiner Schwester Ginevra gegeben, habe ich mit diesen Händen gesponnen. O wie viel Gutes habe ich von jener Frau genossen, Gott habe sie selig! Aber seit sie todt ist, da ihr keine Frauen mehr im Hause habt, mochte ich nicht mehr hinkommen, und es wundert mich nicht, daß du dich daran nicht erinnerst oder darauf besinnst, denn vor drei Jahren

warſt du noch ein Knabe, jetzt biſt du ein ſchöner Jüngling geworden. Ei wie groß biſt du! Du gleichſt deinem Großvater, der war der ſchönſte junge Mann in Siena. Gott ſegne dich, mein Sohn! Ja, ich wäre ſehr ungerecht und müßte die empfangenen Wohlthaten vergeſſen haben, wenn ich dir nicht dienen möchte, ſoweit ich kann. Wiewol es nicht mein Gewerbe iſt, dir zu Liebe will ich mein Leben daran ſetzen, und ich ſage dir ſogar, daß, wenn du mich ſelbſt um meine eigene Töchter angegangen hätteſt, hätte ich kaum nein ſagen können, ſo groß iſt die Neigung und Liebe, die ich für dein Haus gehegt habe und noch hege.

Dieſer Schluß Bonda's hatte Giulio ganz erheitert, während er bisher ſehr zweifelhaft geweſen war, bei ſeiner Unkenntniß ſolcher Leute, welche Keuſchheit predigen und denen doch kein Verbrechen zu groß ſcheint, wenn es überhaupt ein Verbrechen heißen kann, verliebte junge Leute zu unterſtützen. Ihre Reden gaben ihm alſo Muth und er eröffnete ihr ausführlicher ſeine Geſinnung; nachdem ſie hiernach verabredet hatten, daß ſie am folgenden Tage ſie aufſuchen ſolle, nahm er von ihr Abſchied. Am andern Tage kurz nach der Veſper, als Aurelio nicht zu Hauſe war, verfügte ſich Bonda zu Iſabella, trat ins Haus, erkundigte ſich nach der Hausfrau und ging weiter in den Saal, wo bei ihrer Ankunft Iſabella, welche ſie nicht kannte, nicht wenig verwundert war, daß ſie ſo ohne Umſtände ihr ins Haus komme. Daher fragte ſie, was ſie ſuche. Bonda hatte feinen Faden zu Handtüchern zu verkaufen bei ſich und antwortete, man habe ihr geſagt, ſie bedürfe welchen. Damit zog ſie aus dem Ärmel eine kleine Schachtel mit etwa vier Loth Faden zu einem Gulden das Loth hervor, zeigte es ihr, fing ein langes Geſpräch darüber an, ſetzte ihr auseinander, wie nützlich es ſei, ſolche Handtücher zu machen, erzählte ihr, wie viele ſie ſolche verkauft habe, flocht dann ein, wie ſie mit ihrer Mutter ſei befreundet geweſen,

welche Gefälligkeiten ſie von ihr empfangen habe und viel dergleichen Zeug. Darauf fügte ſie hinzu: O welch ein trauriges Leben iſt das doch heutzutage! Wie keck ſind die jungen Leute jetziger Zeit! Während ich da in euer Haus ging, kam mir ein junger Menſch, den ich nur dem Namen nach kenne, er heißt Giulio, der war ſo frech mir zu ſagen, ob ich ihn mit ins Haus nehmen wolle, er wolle unter meinen Rock ſchlüpfen. Gott verdamm' ihn! Seht, was das für artige Streiche ſind!

Iſabella antwortete nichts hierauf, lächelte nur etwas, ließ ſich aber nicht einfallen, worauf das alles abziele. Bonda faßte dadurch neuen Muth und fuhr fort: Gott erhalte euch! Ihr kommt mir ſchöner vor, als je, und ſeid friſch und voll wie eine Roſe und doch noch ſo jung! Ich erinnere mich, wie von geſtern her, daß euch eure Mutter in die Meſſe mitnahm und überall, wohin ſie ging. Und was ſagt ihr dazu, daß er auch noch ſo keck war mir zu ſagen: Empfehlt mich der Frau vom Hauſe!

Und noch viel Anderes, was ich euch nicht ſagen mag.

Iſabella war ganz verwirrt; es machte ihr wohl Freude, von Giulio ſprechen zu hören, da ſie wußte, wie ſehr er ſie liebe, doch fürchtete ſie mit dieſer Frau davon zu reden, um keine Irrungen zu veranlaſſen; ſie traute ihr nicht und ſchmähte am Ende Bonda mit ſpröden Worten mit dem Beifügen, nie mehr in ihr Haus zu kommen. Bonda erwiderte, entſchuldigte ſich und ließ nicht nach, bis ſie ſie begütigt hatte, worauf ſie wegging mit dem Verſprechen wiederzukommen und andern ſchönern Faden mitzubringen. Sie ſuchte Giulio auf, erzählte ihm den ganzen Hergang und ſprach ihm zu, gutes Muthes zu ſein; denn es ſei die Art aller Frauen, in ſolchen Fällen immer abzuſchlagen, ſo gern ſie auch wollten. Er ſolle nur ſie machen laſſen, in wenigen Tagen werde ſie ihn zufriedenſtellen. Weil aber im ganzen Lande Soldaten ſeien, habe ſie das Korn,

das ſie von einem Landmann im Arbiathale gekauft habe, nicht kommen laſſen können, und er würde ſie ſehr verbinden, wenn er ihr etwas Korn oder Mehl leihen wollte. Giulio, der ſchon ſo weit zu leſen verſtand, ſagte, hieran, wie auch an Wein und Sonſtigem werde er es ihr nie fehlen laſſen, ſie ſolle nur allen ihren Fleiß anwenden, er werde ſie gewiß zufriedenſtellen. Sie verſprach ihm von Neuem und nur noch eindringlicher das Beſte, und nahm Abſchied voll Freude im Gedanken an das Mehl, das ſie gewonnen hatte. Giulio ſandte ihr an demſelben Abend einen Sack Mehl und ein Fäßchen Wein und erinnerte ſie an ihre Arbeit. Mona Bonda ging am folgenden Tag um dieſelbe Stunde zu Iſabella und brachte ihr gebleichten Zwirn und Borten zum Geſchenk und eine Flaſche ſehr wohlriechendes Geſichtswaſſer mit etwas Zwirn ähnlich wie der frühere. Als ſie kam, machte ihr Iſabella nicht eben das beſte Geſicht; ſie aber ſagte ganz heiter und lächelnd: Madonna, ich habe ſeit geſtern mich vielfach betrübt, wenn ich daran dachte, wie ihr, um nichts, kann man faſt ſagen, euch erzürnt habt. Es iſt ſo meine Art, mit ſo ſchönen Frauen, wie ihr, immer zu plaudern, und ich würde mit euch um nichts zürnen, was ihr auch ſagen wolltet. Ich bitte euch daher, macht es mit mir ebenſo, und ſeid verſichert, ſobald ihr mich kennt, ſo wird es euch nicht unangenehm ſein, wenn ich euch manchmal beſuche, denn ich kann euch in Manchem helfen. Ich habe Geheimmittel, um Haare zu vertilgen, wo man will, ſodaß ſie nie wiederkommen. Ich kann Geſichtswaſſer machen von verſchiedener Art, hell wie Kryſtall, und ich mache ſolches, das das Geſicht ſchön und friſch erhält, wie ihr ſeid, anderes, das glänzen macht wie Elfenbein, wieder anderes, das die Hautrunzeln zuſammenzieht, was ihr freilich nicht nöthig habt. Ich kann ſublimirtes Queckſilber bereiten, ich brauche keinen Gratino oder ſonſt einen Apotheker dazu, was freilich nicht viel heißen will, denn das ſind

nur Schminken für die Unverſtändigen. Und damit ihr mir glaubt, will ich's euch mit der That beweiſen, nicht allein mit Worten.

Damit zog ſie ein Fläſchchen hervor und gab es ihr in die Hand.

Nehmt das, ſprach ſie, als Andenken von mir! Es iſt das, von dem ich zuerſt geſprochen habe.

Darauf gab ſie ihr den Zwirn und die Worten und ſagte: Und das gehört auch euch; dieſer Tage hat mirs eine Nonne von Santo Proſpero gewieſen, mit der ich gut bekannt bin, aber ich brauche es nicht und wüßte es nicht beſſer anzubringen, als bei euch.

Iſabella betrachtete die Sachen, die ihr ausnehmend wohlgefielen, und die Alte hatte ſie ſo mit Worten umſtrickt, daß ſie ihr nichts anderes zu erwidern wußte, als, daß ſie nicht zornig ſei und daß ſie dieſe Sachen gern annehme. Sie dankte ihr und verſicherte ſie, ſie dürfe ſich auf ſie verlaſſen. Sie rief die Magd, ließ ihr zwei Käslaibe geben und ſagte: Ihr müßt in dieſem Faſching mir zu Liebe die Bluttorten machen.

Sie dachte nicht daran, wohin dieſe Freigebigkeit führen werde. Mutter Bonda kehrte zu ihrem Zwirn zurück und flocht dann den Giulio ein mit der Frage, ob es ihr Vetter ſei, da er ſo eifrig nach ihr ſich erkundige. Iſabella antwortete nun allmälig und ſetzte auseinander, wie ſehr ſich diejenigen verſündigen, die ihren Ehemännern die Treue brechen, und ſie würde ſich lieber umbringen laſſen, als daß ſie ſich hierzu verſtände. Bonda entgegnete darauf: Ihr ſprecht hier fürwahr ganz wie eine rechtſchaffene Frau und ich gehöre auch zu denen, die hiervon nie ein Wort hören wollten. Aber wenn unſere Männer ſo viel Rückſicht auf uns nähmen, wie ſie es von uns gegen ſie verlangen, ſo wäre das noch weit vernünftiger. Dagegen ſehe ich, die Frau mag ſchön oder häßlich ſein, wie ſie eher mit Einer Hand, als mit Einer Frau ſich begnügen würden, und

ſich den ganzen Tag bald mit der Haushälterin, bald mit der Magd, bald mit der Pächterin und tauſend andern Sudeldirnen einlaſſen. Ja, was noch mehr iſt, am Abend rühmen ſich die Männer deſſen vor einander in den Schenken und das Geſetz erlaubt ihnen, daß ſie hierüber nicht zur Rechenſchaft gezogen werden können, während die armen unglücklichen Frauen, wenn ſie ſich nur ein paar Male am Fenſter zeigen, gleich in Aller Mund ſind. So wahr Gott lebt, das iſt eine Ungerechtigkeit; und wenn ich wieder jung würde, ſo weiß ich gewiß, daß mir kein Wunſch unbefriedigt bleiben ſollte. Allerdings, da die Frauen ſo großer Beſchämung ausgeſetzt ſind, thun ſie wohl daran, mit Vorſicht zu Werke zu gehen, mit Heimlichkeit und mit Leuten, die der Mühe werth ſind, wie eben jener junge Mann, von dem wir ſoeben ſprachen. Ich bin überzeugt, daß eine Frau, die es ſo macht, wie ich geſagt habe, nur dazu beiträgt, die Sünden ihres Mannes in der andern Welt zu tilgen; denn wenn der Mann einmal ſeine Pflicht gegen die Frau nicht einhält und die Frau ſich ebenfalls verſorgt, ſo iſt klar, daß ſie quitt ſind und ſo hat keines von beiden gefehlt.

Iſabella konnte hierbei kaum das Lachen halten, ſtellte ſich jedoch äußerlich verwirrt und ſprach: Ihr redet, wie ein Magiſter der Theologie; aber es iſt doch lauter unverſtändiges Zeug, Bonda! Wer es thun will, mag's thun; ich aber meines Theils bin entſchloſſen, ich will mit keinem Mann zu ſchaffen haben, als mit meinem Aurelio, und will auch nicht wiſſen, ob er mit andern Weibern zu ſchaffen hat.

Bonda antwortete hierauf und Iſabella entgegnete wieder, bis endlich Bonda mit der Erklärung hervortrat, ſie gehe nicht hinweg, bis ſie ihr eine Antwort an Giulio aufgetragen habe, damit er ſie nicht weiter beläſtige. Darauf verſetzte Iſabella, als wollte ſie ſie zurechtweiſen, ſie ſolle ihm ſagen, ſie werde dieſe Dinge nicht thun

ohne Erlaubniß ihres Gatten, und wenn er ſie ſprechen wolle, ſolle er zu einer Zeit zu ihr kommen, wenn Aurelio zu Hauſe ſei, dann wolle ſie ihn anhören, ſonſt nicht. Bonda meinte, das ſei keine Antwort, die ſie gebrauchen könne, und hielt an mit Bitten. Iſabella entließ ſie aber und ging in ihre Kammer. Bonda kehrte zu Giulio zurück und verlangte von ihm vorerſt zwei Ducaten, die ſie ausgegeben habe für Waſſer, Zwirn und Borten, die ſie ſeiner Iſabella geſchenkt, und ſagte ihm ſodann, ſie werde ihm etwas ſagen, was ihn glücklich machen werde. Giulio griff in die Börſe und gab ihr zwei Golddücaten mit der Bitte, ihm zu ſagen, was ſie ausgerichtet habe. Bonda berichtete ſofort umſtändlich alle ihre Geſpräche mit Iſabella, flocht auch noch manches aus dem Kopfe ein und ſagte ihm dann den Schluß ihres Beſuches.

Und in wiefern, antwortete Giulio, wird mich das glücklich machen, wenn ich von ihrem Mann dazu Erlaubniß einholen ſoll?

Ich habe mir eine gute Art ausgedacht, ſagte Bonda, wie du ins Haus kommen ſollſt, und der Ehemann ſoll dich ſelbſt zu ihr in die Kammer bringen. Wenn du dir aber dann nicht weiter zu helfen weißt, ſo iſt es deine Schuld.

Weiter will ich nicht, ſagte Giulio. Sie erzählte ihm, was ſie ausgedacht habe, und nun verabredeten ſie alles Erforderliche auf morgen. Um die Zeit des Frühmahls ließ ſie den Giulio ſich als Weib verkleiden nach Art einer Bäuerin, mit einem dicken Tuche auf dem Kopf, und darüber ein Knäuel Werg, einen ſilbernen Ring am Finger, einen Rocken an der Seite, einen Korb am Arm und eine Alte hinter ſich, ſo machte er ſich auf den Weg nach der Straße, die vom Thore herkam und auf Aurelio's Haus zuführte. Als käme er zum Thore herein, trat er in Iſabella's Haus und ging hinauf in einen Saal, ohne zu rufen. Dort angelangt fing Giulio

faſt weinend alſo zum Hausherrn zu ſprechen an: Ich flehe euch an, edler Herr, gewährt mir Sicherheit in eurem Hauſe!

Aurelio, in hohem Grade erſtaunt, ſprach alſo: Madonna, fürchtet euch nicht! Was habt ihr?

Die Alte, welche ihn begleitete, übernahm das Wort, damit Giulio nicht erkannt werde.

Edler Herr, ſagte ſie, wenn gleich dieſe Frau der Tracht nach eine Bäuerin zu ſein ſcheint, wie ich, ſo iſt ſie dennoch von Adel und die Gemahlin von ...

Hier nannte ſie einen unſerer Mitbürger, welcher ſeit ein paar Jahren von hier weggeweſen war.

Wie ihr wißt, iſt ihr Gatte auswärts und wünſchte, ſie ſolle ebenfalls auf ihre Güter außer der Stadt kommen. Da nun aber auf Befehl der Achte angeordnet worden iſt, daß kein Bürger oder Bürgerin die Stadt verlaſſe, iſt ſie, um ihrem Mann zu gehorchen, auf den Einfall gekommen, dieſe Kleidung anzulegen, um unerkannt zu bleiben. Sobald wir aber am Thore waren, ſei es, daß ſie zu verlegen einherging oder was für ein Unſtern ſonſt über uns waltete, die Wachen fingen an, ſie ſo feſt ins Auge zu faſſen, daß ſie gut merkten, daß ſie nicht vom Lande ſei. Ja, einer von ihnen ſagte zu ihr: Madonna, kehrt nur um und gebt euer Werg heim! Heut dürft ihr es nicht zum Spinnen tragen. Wenn ihr aber bei mir bleiben wollt, ſo will ich euch nicht Werg, ſondern Flachs zu ſpinnen geben. Wenn ich ſolche Pächterinnen hätte, die behielte ich in Siena und ließe ſie nicht auf dem Lande; meiner Treu, euer Geſicht iſt nicht der Art, als ſolltet ihr bei Bauern ſchlafen. Darum bleibt ihr beſſer in der Stadt.

Wir antworteten nichts darauf, damit ſie uns nicht beſſer zu erkennen ſuchen ſollten, kehrten eiligſt um und ſind nun, ohne umzuſehen, ob man uns nacheilt, hier in euer Haus geflüchtet, damit ſie uns nicht erkennen, wenn wir nach Hauſe gegangen wären und ſie uns nach-

geſchickt und geſehen hätten, wohin wir gehen. Denn ſonſt hätten ſie die arme Frau zu tauſend Ducaten verurtheilt, wie die Verordnung lautet. Wenn wir nun auch hier hereingekommen ſind, könnt ihr ja ſagen, wir ſeien durch die Hinterthüre wieder hinaus und ihr habet uns nicht geſehen; und es iſt ja klar, daß ihr keine ſolche Frauen bei euch habt, die veranlaßt wären, in dieſer Weiſe Siena zu verlaſſen.

Während die Alte dies ſprach, ſtand Giulio immer mit geſenktem Haupte da, that, als weinte er und hielt bald dieſe, bald die andere Hand vor's Geſicht, um nicht erkannt zu werden. Aurelio, der ein Ehrenmann war, ließ ſich von dieſer Erzählung zu großem Mitleid rühren und befahl ſogleich dem Burſchen, die Hausthüre zu ſchließen und niemanden ohne ſeine Erlaubniß zu öffnen.

Madonna, ſagte er, es thut mir ſehr leid, daß ihr auf ſo unangenehme Weiſe berührt worden ſeid; hier aber dürft ihr ganz ohne Beſorgniß ſein. Ihr könnt ſo lange hier bleiben, als wenn ihr meine eigene Schweſter wäret; und ich weiß niemand, der euch hier aufſuchen würde. Ihr dürft daher nicht mehr weinen; niemand kennt euch; betrachtet euch hier ganz als zu Hauſe! Iſabella wird nicht ermangeln, euch gute Geſellſchaft zu leiſten.

Er wies hierauf ſeine Gattin an, in die Kammer zu gehen, ihn mitzunehmen und ihm alle mögliche Bequemlichkeit zu verſchaffen, tröſtete überdem die vermeintliche Frau, ſo gut er konnte, und ging ſodann hinweg und ſeinen Geſchäften nach. Iſabella trat mit der neu gebackenen Frau und mit der Alten in die Kammer und bat ſie, ſo gut ſie konnte, ſich es nicht mehr leid ſein zu laſſen, ſie ſei jetzt an einem Orte, wo ſie ſich ſicher nennen könne. Die gute Alte wandte ſich, als es ihr Zeit ſchien, zu Iſabella und zu ihrer Herrin und ſagte: Madonna, es iſt vielleicht beſſer, wenn ich an das Kloſter der heiligen Maria Magdalena gehe, um eurer Schweſter

mitzutheilen, wie die Sache ausgegangen iſt, und ihr zu ſagen, daß ihr heut Abend ſpät oder morgen in aller Frühe zu ihr kommt, da ihr nicht mehr heimkehren wollt. Ich bringe euch dann eure Kleider her, damit die andern Nonnen euch nicht in dieſer Tracht ſehen. Euch, Madonna Iſabella, empfehle ich, ſo ſehr ich kann, meine Gebieterin.

Damit nahm ſie Abſchied und verließ das Haus. Iſabella war nun mit der angeblichen Frau allein und fing an, mit ihr in aller Einfalt zu plaudern. Giulio antwortete nichts, ſtand auf und ging an die Thüre, um ſie zu ſchließen. Er nahm Iſabella bei der Hand, riß ſich das Tuch vom Kopfe, ſtand nun in einer ſeidenen Mütze da und gab ſich zu erkennen. Sobald ſie dies ſah, war ſie wie todt vor ſtarrem Erſtaunen und wollte anfangen zu ſchreien. Giulio aber ſagte zu ihr: Madonna, ſchreit nicht! Ich bin nicht hier, um euch irgend etwas Unangenehmes zuzufügen. Setzt nicht mit einem Male mein Leben und eure Ehre in Gefahr, wiewol ich mir's zum Ruhm anrechnete, um eure Liebe zu ſterben. Aber nur um euch thäte es mir leid, denn wenn ich hier gefunden werde, wer wird annehmen, daß ich ohne Anordnung von euch hierhergekommen ſei? Und je mehr ihr euch hierüber entſchuldigen würdet, um ſo mehr würdet ihr euch anklagen. Da es nun ſo iſt, ſo laßt es euch gefallen, freundlich mit mir zu reden.

Iſabella ſuchte ihm fortwährend aus den Händen zu kommen und ihm zu entfliehen, aber ſie konnte nicht, denn er hielt ſie feſt. Da ſagte ſie weinend: Ha, treuloſer Verräther, wie haſt du jemals die Keckheit gehabt, mich auf dieſe Art zu täuſchen, wenn du mich ſo ſehr liebſt, wie du ſagſt? Jetzt weiß ich gewiß, daß du mich niemals geliebt haſt, da du dich dazu hergibſt, mir ſo beſchwerlich zu fallen. Sobald ich von dir wegkomme, werde ich mit dem Meſſer oder mit Gift mein Leben

enden, damit du mich nicht andern mit dem Finger zeigend dich berühmeſt, du habeſt mich hintergangen.

Darauf ſprach Giulio, faſt mit Thränen in den Augen: Meine Gebieterin, hätte die Natur mir ſo viel Verſtand gegeben, um euch meine Gründe auseinander zu ſetzen, wie ſie mir gerechten Anlaß gegeben hat, euch zu lieben, ſo zweifle ich nicht, daß ich mit Einem Schlage euch von ſolcher Hartnäckigkeit und mich von ſolcher Pein befreien könnte, denn ihr habt vollkommen Unrecht, euch über mich zu beklagen; denn wenn ich euch über Alles liebe, ſo iſt es eure Schuld, wenn es euch misfällt, denn ihr ſeid über Alles ſchön. Wenn ihr meint, ich ſei betrügeriſcher Weiſe euch ins Haus gekommen, ſo erinnert euch, daß ihr ſelbſt es gerathen und befohlen habt, daß ich kommen ſolle, ſo lange euer Mann zu Hauſe ſei, da euer Ruf gefährdet worden wäre, wenn ich auf andere Weiſe hätte kommen wollen. Mögt ihr nicht den Befehlen eures Mannes gehorchen, welcher euch ſagte, ihr ſollt mir in Allem, ſoweit ihr könnt, gefällig ſein? Ich bitte euch, mein allerliebſtes Herz, nehmt mich zu eurem Diener an und ſchenkt mir eure Liebe, denn es iſt mir viel angenehmer, zu wiſſen, daß ihr mich liebt oder wenigſtens, daß es euch gefällt, wenn ich euch liebe, als wenn mir die ganze Welt gehorchte. Und wenn ihr auch für gut finden ſolltet, mir den Tod zu geben, ſeht ich bin bereit, euch zu gehorchen in Allem, was euch recht iſt.

Er umarmte und küßte ſie und erwartete ſchweigend die Antwort. Iſabella aber erwiderte nichts und blieb mit geſenktem Geſicht immer ſeufzend ſtehen. Giulio ſetzte daher ſeine Reden fort und ſagte, Küſſe unter die Worte miſchend, alſo: Ach warum, Madonna, bekümmert ihr euch ſo? Ihr ſeid nicht die erſte und werdet auch die letzte nicht ſein. Und glaubt ihr, wenn euer Aurelio ſich ſo mit einem ſchönen Mädchen zuſammen ſähe, würde er ſich ſo viel beſinnen, ob er euch misfalle?

Glaubt ihr, andere Frauen machen es nicht ebenſo? Ganz ſicher. Es gibt keinen andern Unterſchied zwiſchen der Keuſchheit der Frauen, als daß manche ihre Liebe geheim zu halten verſtehen. Keuſchheit bedeutet weiter nichts als vorſichtig ſein. Und weil einige ſo thöricht ſind, daß ſie ihre Liebſchaften nicht geheim zu halten wiſſen, werden dieſe nachher von den Männern für ſittenlos gehalten. Uns kann dies nie wiederfahren, denn wenn man es nicht erfährt, iſt das eben ſo viel, als wenn nie etwas geweſen wäre. Und wenn es eine Sünde wäre, wie man ſagt, ſo würden die Geſetze dieſem, wie anderem, vorbeugen. Habt ihr aber je Frauen vor Gericht kommen ſehen, weil ſie mit ihren Liebhabern zuſammen waren? Gewiß niemals. Und wenn je jemand erführe, daß wir hier beiſammen geweſen ſind, was würde er anders denken, als daß wir einander genoſſen haben? Wenn aber niemand es erfährt, wie es niemand erfahren wird, wer kann uns je darüber zur Rede ſtellen, daß wir gut oder übel gethan haben? Ebenſo wenig wünſche ich, da ich eure Liebe ſo ſehr ſchätze, daß es zu jemandes Kunde käme, wie lange wir hier beiſammen geweſen ſind und daß ich unbefriedigt von euch geſchieden bin; denn jeder würde glauben, daß irgend ein unſchickliches Weſen oder Ungezogenheit von meiner Seite daran Schuld war, weshalb ich von Rechts wegen von euch abgewieſen würde, oder daß ihr die grauſamſte und ſprödeſte Frau wäret, die es auf der Welt gibt. Da nun aber keines von beiden der Fall iſt, ſo laßt euch lieber von mir als erbarmungsvoll loben, denn als grauſam tadeln. Und warum glaubt ihr, daß die Frauen ſo manche Widerwärtigkeiten treffen, wie die Entfremdung ihrer Männer ohne Grund, die ſchlechte Aufführung der Söhne, die Anfeindung in der Nachbarſchaft und anderes Unangenehme, als weil ſie undankbar ſind gegen ihre Liebhaber?

Durch dieſe Worte ward Iſabella's Gemüth etwas

beſänftigt und ſie leiſtete nicht mehr ſo entſchiedenen Widerſtand, wie bisher.

Bei meinem Mann, ſagte ſie, trifft mit Recht das Sprichwort ein, welches beſagt: Wer zu ſchnell glaubt, wird oft betrogen.

Nächſtdem ſprachen ſie noch vieles andere, was ich, weil ſie es gar leiſe ſagten, nicht verſtanden habe, wiewol ich aufmerkſam an der Kammerthüre lauſchte, wie bisher. So viel weiß ich aber, daß Giulio die Kammer und das Haus in derſelben Kleidung verließ, in welcher er gekommen war, aber viel heiterer als beim Eintritt. Auch Iſabella ſchaute von nun an recht keck darein und ſie richteten es ſo ein, daß ſie Bonda nicht mehr nöthig hatten. Als Aurelio des Abends zum Eſſen heimkehrte, fragte er nach der Frau, welche er zu Hauſe zurückgelaſſen hatte. Iſabella antwortete, ihre Magd habe ſie in das Kloſter geführt und ſie habe ſich ſehr über ihr Weggehen betrübt, denn ſie haben den ganzen Tag in ſo lebhaftem und anmuthigem Geſpräche miteinander zugebracht, daß ſie wol nie in ihrem Leben jemand gefunden habe, der ihr ſo wohl gefallen hätte; jene ſei ſo klug und rede ſo verſtändig, als wäre ſie ein Mann; hätte ſie nicht gefürchtet, allzu begehrlich zu erſcheinen, ſo hätte ſie ſie eingeladen, bei ihr zu eſſen und zu ſchlafen. Aurelio lobte ſehr ihre gegen die junge Frau geübte Höflichkeit und war vergnügt, dieſen Abend in die Familie der Hörnerträger einzutreten. Die Frau hatte den Unterſchied zwiſchen den Umarmungen des Liebhabers und denen des Gatten verſchmeckt und lebte lange Zeit mit ihm in Wonne und Freuden, wie ſie jedem treuen Liebenden zu Theil werden mögen, andern aber nicht, weil dieſe es nicht verdienen.

XIV. Luigi Alamanni.

1495.

---

50. Die Gräfin von Toulouſe.

Der Frau Batina Larcara Spinola zugeeignet.

Als Languedoc noch nicht unter der Herrſchaft der goldenen Lilien ſtand, lebte in Toulouſe ein Graf, Namens Renatus, den die Natur in vielen Dingen und unter andern vornehmlich darin begünſtigte, daß er die ſchönſten und wohlgezogenſten Kinder beſaß von allen franzöſiſchen Fürſten; außer zwei Söhnen hatte er eine Tochter, welche jünger als dieſe war und von allen, die ſie ſahen, für eines der ſchönſten, ſittſamſten und anmuthigſten Fräulein gehalten wurde, die man in jener Zeit ſehen konnte. Nur darin war ihm der Himmel nicht ſehr günſtig, daß ſeine Frau, die Schweſter des damaligen Grafen von Provence, mit welcher er äußerſt vergnügt lebte, noch ehe ſie ihr fünfunddreißigſtes Lebensjahr zurückgelegt hatte, durch den Tod aus ſeinen Armen geriſſen wurde zu ſeinem und des ganzen Landes herbſtem Schmerze. Als ſie dem Tode nahe war, rief ſie den Grafen ihren Gemahl zu ſich und nachdem ſie ihn demüthig um Verzeihung gebeten hatte für alle Beleidigungen, die ſie ihm wahrſcheinlich gar nie zugefügt, empfahl ſie ihm in Thränen gebadet ihre Kinder, vor allen aber die Tochter Bianca und fügte bei, ſie bitte ihn als um die letzte Gunſt, die er ihr in dieſem Leben erweiſen möge, um das beſtimmteſte Verſprechen, das er ihr mit dem aufrichtigen Vorſatz es als unverbrüchliches

zu betrachten geben müſſe, nämlich, daß er ſeine Tochter mit keinem Manne vermählen wolle und wäre es der König von Frankreich ſelbſt, wenn ſie nicht ſelber, nachdem ſie ihn zuvor geſehen und kennen gelernt, ſich damit einverſtanden erkläre.

Einem jungen Mädchen, fügte ſie hinzu, kann man kein ſchöneres Geſchenk machen, als wenn man ihr freiſtellt, nach ihrem Wunſche den Genoſſen zu wählen, der unzertrennlich in einem Bunde mit ihr leben ſoll, welchen nur Schmach oder der Tod löſen darf.

Als der Graf die liebevollen und billigen Bitten ſeiner theuren Gattin gehört und wohl überlegt hatte, daß es ihre letzten Worte ſein werden, und ſeinerſeits die letzte Freundlichkeit, die er ihr erweiſen könne, ſo gab er ihr unter vielen Thränen und Betheuerungen das Verſprechen, es ſolle geſchehen, wie ſie wünſche. Er tröſtete ſie, obgleich er mehr im Falle war Troſt zu bedürfen, als ihn zu gewähren, und ſah, während er ſie in den Armen hielt, die Seele aus dem geliebten Körper entfliehen, welchen er ſodann mit den Ehrenbezeugungen, wie ſie einer ſolchen Fürſtin gebührten, in der Hauptkirche von Toulouſe beiſetzen ließ, wo das Grab noch heutiges Tages zu ſehen iſt. Zu derſelben Zeit, da Catalonien noch nicht in die Gewalt des Königs von Aragon und Caſtilien gekommen war, war Graf von Barcelona ein Don Ferrando, welcher theils wegen der Nachbarſchaft, theils aus Gründen der Eiferſucht des Ruhmes lange in Fehde lebte mit dem Grafen von Toulouſe. Bei den zahlloſen und äußerſt blutigen Schlachten, welche ſie ſich lieferten, war bald der eine im Nachtheil bald der andere; dieſer war vom König von Spanien, jener vom König von Frankreich unterſtützt. Doch, wie wir das täglich ſich ereignen ſehen, daß Fehden, welche die Fürſten aus eitlem unüberlegten Ehrgeiz begonnen, am Ende ein Ziel finden durch Überdruß und Erſchöpfung beider Theile, ſo merkten auch dieſe nur

zu ſpät und zu ihrem gemeinſamen Schaden, daß ihr Kriegführen am Ende keine andere Wirkung habe, als daß ſie, indem ſie ſich arm machen, ihre Nachbarn bereichern und ihren Feinden Freude machen. Sie verſtändigten ſich deshalb in einem Vergleiche, welcher nach der Anſicht der Unterhändler keines von beiden Ehre oder Vortheil beeinträchtigte. Und um den neuen Freundſchaftsbund enger zu ſchließen, wurde für ſehr paſſend erklärt, wenn die alten Wäffen, die mit dem neuen Frieden zur Ruhe gekommen, durch eine neue Verwandtſchaft auf ewig abgeſtumpft würden, in Anbetracht namentlich, daß, wie der Graf von Toulouſe unter all ſeinen Kindern nur eine einzige Tochter habe, ebenſo dem von Barcelona unter ſeinen dreien nur ein einziger männlicher Nachkomme geblieben ſei. Es brauchte daher nicht viele Worte, um dieſes Ehebündniß zu verabreden, und als Mitgift wurde ausgemacht, wie manche behaupten, Salces und Perpignan, nach andern aber Gold und Geld, was ihm von dem Grafen von Provence, welcher in jener Zeit durch das gute Regiment Romeo's zu großen Reichthümern gelangt war, auf einige benachbarte Güter bei Arles und Tarrascon geliehen wurde. Als nun alles abgeſchloſſen war, fehlte nichts mehr in dieſer Sache, als daß der Toulouſer in Erinnerung an das ſeiner Gemahlin gegebene Verſprechen erklärte, es habe alles ſeine Richtigkeit, wenn das Weſen des jungen Grafen der Tochter gefalle, gegen welche er durch ſein Wort verpflichtet ſei, ihr keinen Gemahl zu geben ohne ihre Beiſtimmung. Dieſer Punkt ſchien jedoch beiden unerheblich und keiner hatte darum weniger Hoffnung auf das Gelingen der Sache, denn der junge Graf war durch Reichthum und Adel der Verlobten völlig werth und überdies ſo ſchön und tugendhaft und mit ſo ſeltenen geehrten Eigenſchaften ausgeſtattet, wie nur irgend ein, ich ſage nicht Fürſt, denn das ſind weiße Raben, ſondern ein gewöhnlicher Edelmann in ganz Europa in jener Zeit

gefunden werden konnte, was man vielleicht nicht gern glaubt, da er in Barcelona geboren war, aber es wurde auch und wird noch jetzt als ein Wunder erzählt, da weder vor- noch nachher ein ihm ähnlicher in jenem Lande geſehen wurde, noch zu erwarten ſteht, daß werde in Zukunft geſehen werden. Dieſer wurde alſo von ſeinem Vater zur Einholung der Braut, welche man ſchon im ganzen Lande erwartete und zu empfangen faſt ſchon ganz bereit war, mit großem Prunk und ſchönem und ehrenvollem Geleite nach Toulouſe geſchickt, wo er mit derjenigen Ehre und Liebe aufgenommen wurde, welche einem ſo großen Herrn und ſo geliebten Sohne gebührte, ohne daß etwas verſäumt worden wäre, was franzöſiſche Höflichkeit und ſpaniſcher Anſtand erheiſche, deren beiderſeitige Anforderungen wegen der Nachbarſchaft der Länder damals genau bekannt und in Übung waren. Nach den erſten Bewillkommnungen wurde ihm in dem Palaſte die ſchöne Tochter königlich geſchmückt vorgeſtellt. Dieſe wußte ihre wunderbare Schönheit durch ſeltene Anmuth und Würde zu erhöhen und empfing ihn auf ſo freundliche und reizende Weiſe, daß der junge Graf ganz von Staunen, Liebe und Wonne überwältigt wurde, und wenn er bisher durch den Ruf nach ihrem Beſitze verlangend geworden war, ſo wurde er nun durch ihren Anblick in einem Augenblicke ſo entflammt, daß er kaum Ort und Zeit erwarten konnte. Die Tochter, welche vom Vater zuvor über alles unterrichtet worden war, maß ihn von allen Seiten mit nicht minder ſcharfen Blicken, als er ſie; doch that ſie es mit jener größeren Verſchämtheit und Verſtellung, welche der weiblichen Sittſamkeit ziemt, er dagegen weidete mit unzweideutigem Ausdruck wie ein Verliebter und ein Fürſt ſeine Augen an ihr. Nach dem erſten Empfang wurden die Tafeln gedeckt, auf welchen die ausgeſuchteſten Speiſen und Leckerbiſſen nicht fehlten, wie es nur in dieſer Jahreszeit und an dieſem Orte ſie aufzufinden möglich war. Nach Beendigung der koſtbaren

Mahlzeit wurden nach Landesſitte in den reichſten Gefäßen Granatäpfel aufgetragen, welche in jener Gegend ſehr ſchön wachſen, um damit den Mund von dem verſchiedenen rückbleibenden Geſchmack der vielen Speiſen zu reinigen. Der Graf hatte auch einige davon genommen und zufällig war ihm einer aus der Hand entwiſcht, was er alsbald bemerkte, und, wie er ſelbſt hernach und viele andere, welche es geſehen hatten, verſicherte, faßte er, um die Leichtigkeit und Gewandtheit ſeiner Hand zu zeigen, denſelben ſehr geſchickt auf, noch ehe er den Boden berührt hatte, und führte ihn zum Mund. Die junge Braut, ſei es, daß das Schickſal ſie dazu genöthigt, oder daß wirklich die Handlung an ſich ihr eines vornehmen Mannes unwürdig ſchien, kurz ſie war darüber in ihrem Herzen ſehr beunruhigt und ſtellte bei ſich ſelbſt im Stillen folgende Überlegung an: Da haben wir's nun, was ich ſo oft habe ſagen hören und zwar von Leuten, die wohl ein Urtheil darüber hatten, daß die Catalonier die filzigſten, dürftigſten Menſchen des Abendlandes ſind. Ich habe zwar an dieſem manche Eigenſchaften geſehen, die nicht für Catalonien paſſen; doch könnte es wol ſein, daß er ſich deshalb ſelbſt Zwang anthut, wie es Leute machen, welche andere zu täuſchen ſuchen, ein alter gemeiner Brauch in Catalonien. Es verräth aber einen armen Verſtand, wenn man nicht wenigſtens auf kurze Zeit ſich in das Betragen und die Worte eines Wackern hüllen kann, bis man ſeinen Plan zum Ziele geführt hat und zu ſeiner Natur zurückkehren darf. Aber der Geiz, die Mutter und Amme aller Laſter, ſoll eben, wie ich von einem meiner Lehrer weiß, die verborgene Eigenthümlichkeit haben, daß er ſich auch von dem geübteſten Heuchler nicht verbergen läßt. Denn der, deſſen Weſen ſo beſchaffen iſt, ärgert ſich nicht nur, wenn er ſelbſt das ſeinige ausgeben muß, ſondern auch wenn er ſeine Feinde ihre Reichthümer allzufreigebig austheilen ſieht, und fühlt darüber größern Unmuth, als ein Verſchwender,

wenn er ſehen müßte, wie man ihm all ſeine Habe auf der Welt, geſchweige die eines andern, in widerrechtlichen Beſitz nähme. Iſt der Graf von der Art, was ſoll dann aus mir werden? Und ganz ſicher muß ich ihn für einen ſolchen halten, wenn ich denke, daß, wer im höchſten Überfluß mit einer Frucht des andern geizt, wol in der Noth noch weit geiziger ſein wird mit ſeinem eigenen Golde. Gibt es ein größeres Elend für ein edles hochherziges Mädchen, als einen reichen und geizigen Gemahl zu bekommen? Solche Frauen werden ſich ſelbſt zur Laſt und kommen zur Verzweiflung, andern aber ſind ſie ein Gegenſtand des Spottes und Hohns. Die Götter verhüten, daß mir dies widerfahre! Ich will lieber bis zu den ſpäteſten Tagen meines Alters auf dieſe Art leben, als mit ihm leben in beſtändiger Qual und Reue über meinen Unverſtand. Mein alter Vater mag ſagen, was er will! Ich weiß recht wohl, wie thöricht einer iſt, der ſich durch fremde Bitten bewegen läßt, ſich ſelbſt zu ſchaden.

Mit dem Entſchluſſe, durchaus dieſe Handlungsweiſe zu befolgen, ſetzte ſie ihren Gedanken ein Ziel, und als alle Feſtlichkeiten vorüber waren, verabſchiedete ſich der Graf von Toulouſe von dem Catalonier, nahm ſeine Tochter bei der Hand und ging mit ihr hinweg in ſein Gemach. Hier befragte er ſie unter den väterlichſten Ermahnungen um ihre Willensmeinung, worauf ſie ganz entſchloſſen und heftig erwiderte, lieber wolle ſie immer unverheirathet bleiben, wie jetzt, als einen Gemahl haben, der ihrem Weſen ſo ſehr entgegen ſei. Als der alte Vater dies hörte, der ganz das Gegentheil vermuthet hatte, war er im höchſten Grade betrübt. Er hatte gehofft, dadurch das Glück und den Frieden des ganzen Landes zu befeſtigen, und nun konnte es leicht kommen, daß von neuem endloſe Verwüſtung und allgemeine Fehde für ſie alle daraus erwuchs. Er befragte ſeine Tochter um ihren Grund, und als er ihn vernommen, konnte er nicht umhin über dieſe Geringfügigkeit zu lachen, ſuchte

auch auf alle mögliche Weiſe ſie davon abzubringen, aber es war alles umſonſt, denn ihr letztes Wort blieb die entſchiedenſte Antwort, wenn ſie merke, daß ihr gegen das ihrer Mutter geleiſtete Verſprechen Gewalt angethan werden ſolle, ſo werde ſie lieber mit eigener Hand ſich das Leben und damit die ihr bevorſtehende Unluſt nehmen, als ihre Zuſtimmung geben. Der alte Graf erinnerte ſich des ſeiner verſtorbenen Frau gegebenen Verſprechens und ward ebenſo bewegt von zärtlicher Sorge um ſeine Tochter; daher antwortete er faſt weinend nur folgendes: Wenn dein Entſchluß ſo feſt iſt, ſo zu handeln, ſo geſchehe es! Erwarte von mir keine andere Gewalt, als die, welche du dir ſelbſt anthuſt!

Darauf verließ er das Gemach und mit den ehrenvollſten Entſchuldigungen, die er erſinnen konnte, und mit den höflichſten Worten, die er wußte, nachdem er auseinandergeſetzt, wie beſchaffen in der Regel der Sinn der Frauen ſei und der Mädchen inſonderheit, und wie ſie ſelbſt auf ihrem Schaden am hartnäckigſten beharren, that er zuletzt dem Grafen von Barcelona zu wiſſen, ſie gebe zu dieſer Eheverbindung durchaus ihre Einwilligung nicht. Dieſe Worte waren verletzender als die ſchärfſten Pfeile für des Cataloniers Herz und verwundeten es um ſo ſchmerzlicher, je weniger er von dieſer Seite gefürchtet hatte und je näher er ſich der Erfüllung ſeiner Wünſche glaubte. Nichts deſtoweniger verbarg er ſeinen geheimen Groll und Schmerz in ſeiner Bruſt, lächelte bitter und meinte, es ſei dies nicht der erſte Unfall, der wie ihm, ſo auch höheren als er ſchon begegnet, wodurch eine Hoffnung fehlgeſchlagen. Da es nun ſo ſei, ſo gedenke er, wenn er es genehmige, den Tag darauf nach Barcelona zurückzukehren; zur Vergütung der auf der Herreiſe erlittenen Beſchwerden wünſche er aber wenigſtens zu erfahren, was denn vorzüglich ſeine Tochter Mißfälliges an ihm gefunden habe, um für die Zukunft ſeine Fehler zu beſſern. Der Alte ſchämte ſich eben ſo ſehr,

die Wahrheit zu leugnen, als ſie zu ſagen; doch offenbarte er ſie endlich, da er nicht anders konnte. Der Catalonier konnte es nicht ohne Lachen hören und antwortete: Fällt es mir wieder einmal ein, auf die Brautſchau zu gehen, ſo wähle ich dazu gewiß die Jahreszeit, wo die Granatäpfel noch nicht reif ſind, denn ſie haben mich um eine Gemahlin gebracht, wie die Ceres um eine Tochter.

Er fügte noch Lobeserhebungen auf des Grafen Treue und Liebe gegen ſeine Gattin und Tochter bei, vermöge welcher er ihr nicht Gewalt anthun wolle, und verſicherte, er dürfe darum nicht an der Aufrichtigkeit des unter ihnen zu Stande gekommenen Friedens- und Freundſchaftsverhältniſſes zweifeln. Darauf ging er auf andere Geſpräche über und brachte ſo, freilich ohne großes Vergnügen, den erſten Tag hin. Am nächſtfolgenden nahm er, ſeinen innerlichen Groll gegen das Fräulein verbergend, ſcheinbar ganz freundlichen Abſchied von ihr ſowie von den übrigen und trat in den größtmöglichen Tagemärſchen den Rückweg nach Catalonien an. Sobald er über die Grenzen ſeines eigenen Gebietes getreten war, entließ er ſein anſehnliches Gefolge unter dem Vorwand, er wolle zu einem heiligen Andachtsorte einige Meilen vom Wege abſeits gehen, worunter ſich viele unſer Liebe Frau von Monſerrato dachten. Und da man bei ſolchen Wallfahrten allen weltlichen Prunk und Glanz ablegen muß, wollte er nur zwei ſeiner treueſten Freunde bei ſich behalten, um ſein Gelübde mit möglichſter Demuth und frommem Eifer zu erfüllen. Sobald aber die andern alle ſich entfernt hatten, und er mit den beiden alten Vertrauten ſeiner Geheimniſſe allein war, entdeckte er ihnen erſt völlig ſeine Abſicht, ſie ließen ihre Pferde zurück und machten ſich zu Fuß wieder rückwärts auf den Weg nach Toulouſe, nachdem ſie alle ſich in Kleidung, Haltung und Geſtalt gegen früher ganz verändert hatten. Der Graf hatte ſich als Juwelenhändler ver-

mummt und trug ein Käſtchen an dem Arme, wie man ſolche täglich in Paris umhertragen ſieht und in ganz Frankreich, ja auch in Italien, und worin man unzählige und mannichfaltige Dinge zur Schau trägt, welche dann in den Häuſern den Edelfrauen und den vornehmen Herren angeboten werden, mit denen ſie ſich ohne Weiteres bekannt machen. Er kaufte daher viele Kleinode und Goldarbeiten von großem Werth und einige andere Gattungen ſeiner Waaren, füllte damit ſeine Kiſte und miſchte darunter auch ein paar von ſeinen ſchönen Edelſteinen, deren er viele von der größten Schönheit mitgebracht hatte, um ſie ſeiner Braut zu ſchenken, ſobald ſie die Seinige geworden wäre; die vom höchſten Werthe aber that er nicht dazu, um nicht durch den allzugroßen Reichthum in der Gegend erkannt zu werden. Er ſchor ſich den Bart, den man damals in Catalonien zu tragen pflegte, und ging ganz allein nach Toulouſe hinein in der feſten Hoffnung, dies müſſe das ſicherſte Mittel ſein, das ihm das Geſchick gelaſſen habe, um ſeine Geliebte noch einmal ſehen und ſprechen zu können. So ging er vom Morgen bis zum Abend in der Stadt umher, ſeine Waaren an dieſen und jenen verkaufend, wie es der Zufall gab; vorzugsweiſe aber kam er oft in die Nähe des Palaſtes, welchen der Graf von Languedoc bewohnte, um die Gelegenheit zu erſpähen, wo er wenigſtens einmal mit derjenigen ſprechen könnte, welche ſowohl wegen des ſpätern Unwillens als durch die frühere Liebe ſeine Gedanken unaufhörlich beſchäftigte. Und es dauerte nicht lange, bis er eines Abends nach einem ſehr heißen Tage die ſchöne Tochter in weißem Anzug auf das anmuthigſte auf dem Thore ſitzen ſah in großer Geſellſchaft von den edelſten Frauen des Landes. Ganz zitternd grüßte er ſie demüthig und fragte ob es einer der Frauen gefällig ſei, etwas zu kaufen von ſeinen Sachen, wobei er die Güte ſeiner Waaren und die Billigkeit der Preiſe herausſtrich. Die Gräfin und die Edelfrauen verſchmähten, wie es

Landesſitte iſt, das Anerbieten nicht, riefen ihn zu ſich, fragten ihn, was er habe, und ſtanden rings um ihn her. Alle ſammt und ſonders ergriffen die eine dieſen, die andere jenen Gegenſtand, und befragten und beſtürmten ihn dergeſtalt, daß er, welcher überhaupt nicht die größte Erfahrung in dieſem Geſchäft hatte, gar nicht mehr wußte, was und wem er antworten ſolle. Er wendete ſich daher mit ſeinen Worten immer an die Gräfin und zog ſich mit den ihm vorgelegten Fragen ſo gut als möglich aus der Schlinge. Nachdem er einige von ſeinen Sachen, die ihnen am beſten gefielen, ziemlich wohlfeil an ſie verkauft hatte, ging er hinweg, da ihn die Veſperzeit forttrieb. Er unterhielt dieſen Handel lange Zeit, faſt jeden Tag fand er ſich bei derſelben Geſellſchaft ein und war bald ſo bekannt mit all den Mädchen geworden, daß es ihnen großes Vergnügen machte, mit ihm zu plaudern, um welches Glück ihn alle ſeine Handwerksgenoſſen nicht wenig beneideten, die immer von allen abgewieſen wurden, da dieſe ſagten: Wir wollen unſerem Navarreſen treu bleiben.

Aus Navarra nämlich hatte er zu kommen vorgegeben, da er die Sprache nicht ſo in ſeiner Gewalt hatte, um für einen Franzoſen zu gelten, und ſeine ſpaniſche Abkunft nicht bekennen mochte. Nach einigen Tagen paßte der Graf den rechten Augenblick ab, wo er, ohne von andern gehört zu werden, einer der Kammerfrauen der Gräfin, welche wie ihm ſchien am meiſten von ihr geliebt und ihr zugethan war und welcher er bereits bei ſeinem Handel eine Gefälligkeit erwieſen hatte, ſagen konnte, er habe in der Nähe eines der ſchönſten und kräftigſten Kleinode, die man je auf der Welt geſehen oder gehört; er trage es aber nicht ſo offen im Land umher, aus Furcht, es möchte ihm geraubt werden, und es ſei ihm ſo theuer, daß er es für ſein Leben ſelbſt nicht hingeben würde. Ohne noch etwas hinzuzuſetzen, ſchwieg er damit und ging kurz darauf hinweg. Der Kammerfrau ſchien

jede Stunde tausend Jahre zu währen, bis sie ihrer Gebieterin mittheilen konnte, was sie von dem Navarresen gehört hatte. Als nun die Zeit zum Schlafengehen gekommen war, erzählte sie ihr, während sie ihr beim Ausziehen behilflich war, von der Schönheit und Kraft des wunderbaren Juwels, fügte auch, wie es immer solcher Leute Art ist, noch etwas mehr als die Wahrheit hinzu, und schloß damit, wenn sie die Gräfin wäre, so würde sie gewiß Weg und Mittel finden, daß das Kleinod sicher in ihren Besitz gelangte, wenn gleich der Kaufmann den Entschluß habe laut werden lassen, es nicht zu verkaufen.

Es gibt für alles, sagte sie, ein Mittel, außer für den Tod.

Durch dieses Anpreisen und Ermuntern entzündete sie solche Begierde in dem jungen Mädchen, daß diese die ganze Nacht hindurch an nichts anderes dachte, und in ihren Träumen nichts anderes sah, als eben dieses Juwel; und am Morgen, als es kaum Tag geworden war, beauftragte sie die Kammerfrau, sogleich den Navarresen aufzusuchen und ihn so lange in ihrem Namen zu bitten und zu beschwören, bis er sich bestimmen lasse, das Kleinod zu verkaufen; wenn dies jedoch sich nicht ausführen lasse, so solle sie es wenigstens dahin zu bringen suchen, daß sie es sehen dürfe; vielleicht vermindere sich durch den Anblick der Werth, den sie ihm nach dem Hörensagen beilege, und es werde damit auch ihre Sehnsucht nach seinem Besitze herabgestimmt. Die Kammerfrau begab sich also zu dem Navarresen und erzählte ihm alles, worüber er äußerst erfreut war und von vorn anfing, ihr auseinanderzusetzen, wie er dem Kleinod den allerhöchsten Werth beilege. Und wenn er es Tages zuvor sehr gepriesen hatte, so hob er es nun vollends bis in den Himmel, indem er unter tausend Schwüren von neuem versicherte, er würde eher, als das Juwel, sein Leben hinschenken; doch sei er aus Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen sie es wohl zufrieden, sie es sehen

zu laſſen, vorausgeſetzt, daß ſonſt niemand, als die beiden Frauen anweſend ſeien, wenn er es hinbringe. Da die Kammerfrau mehr zu erreichen nicht vermochte, nahm ſie wenigſtens dies an. Sie verabredete mit ihm, zu welcher Stunde es heute geſchehen ſolle, kehrte ſodann zur Gräfin zurück und erzählte ihr alles. Zur feſtgeſetzten Zeit kam der Navarreſe mit dem von ihnen erſehnten ſchönen Kleinod. Es war dies ein ſpitziger Diamant von ſo außerordentlicher Größe und von ſo ſeltener und ſchöner Geſtalt, daß wol nie etwas Ähnliches geſehen worden iſt. Der Stein war in den Beſitz des alten Grafen von Barcelona gekommen durch einige cataloniſche Seeräuber, welche auf ihren Streifzügen über die Meerenge von Gibraltar hinaus gegen die Inſel Madera hingelangten und ihn dort einigen Normannen abnahmen, welche aus gleichem Grunde in jenes Meer gekommen waren; ſchwächer als die Catalonen wurden ſie von dieſen aller ihrer Beute beraubt und gefangen genommen. Dieſer Stein ſoll nachher lange Zeit im Beſitz des Königs von Neapel geweſen ſein, jetzt aber dem Großtürken gehören, welcher ihn höher achtet, als alle ſeine andern zuſammen, deren doch unzählige ſind. Als er nun hingekommen war, begann er mit der bekannten ſpaniſchen Wichtigkeit und tauſend Vorreden ſein Juwel zu preiſen, ehe er es vorzeigte, und betheuerte ihr bei ſeiner Redlichkeit, er ſchätze gerade ſeine Schönheit von allem am wenigſten, denn ſeine Kraft ſei noch weit mehr werth; darauf machte er ſeine Gefälligkeit geltend, ſagte, jemand anders hätte ihn nicht dazu gebracht, und ſchloß endlich damit, daß er ihr den Stein zeigte, unter dem Beifügen jedoch, daß er ihr ſonſt nichts geſtatten könne, als blos den Anblick. Die Gräfin hielt das unvergleichliche Kleinod in der Hand. Je genauer ſie es betrachtete, deſto ſchöner kam es ihr vor, wie es auch wirklich war, und eine unwiderſtehliche Sehnſucht entzündete ſich in ihr, es zu dem ihrigen zu machen, da ſie ſonſt nicht leben könne; doch heftete ſie

darauf ihre ſchmachtenden Blicke ohne es allzu deutlich merken zu laſſen. Darauf bat ſie den Navarreſen, ihr zu ſagen, welche geheime Eigenſchaft denn das Kleinod beſitze. Nachdem er ſich ein wenig geweigert hatte, antwortete er endlich, doch wie mit innerem Widerſtreben: Gnädiges Fräulein, wenn einer im Zweifel iſt, was er in einer Sache beſchließen ſoll, die ihm nahe geht, und er ſchaut hinein, ſo ſieht er, wenn es zu ſeinem Vortheil ausſchlagen ſoll, dieſen Stein ſo hell werden, als wären die Sonnenſtrahlen darin verborgen; wo nicht, ſo wird er dunkler als eine mondloſe Nacht. Es haben ſchon einige behaupten wollen, dies ſei der Stein der Weiſen, den viele umſonſt geſucht haben, wiewol andere meinen, er ſei mehr ein Werk der Alchimie, als der Natur. Auch fehlte es nicht an ſolchen, welche ſagten, er habe Alexander dem großen gehört, und dieſer habe ſich ohne denſelben nie dem Kriegsglück anvertraut; ſodann ſei er in den Beſitz Julius Cäſars gekommen, und durch die Kraft dieſes Steines haben beide für unüberwindlich gegolten, wie ihr oftmals gehört haben werdet.

Nach dieſen Worten packte er ſeinen Edelſtein wieder ein und nahm Abſchied. Die Gräfin blieb mit ihrer Kammerfrau allein und rief zu wiederholten Malen: Wer wäre glücklicher als ich, wenn ich ein ſo köſtliches und ſo ſeltenes Ding beſäße, und es ganz nach Bequemlichkeit tragen und beſchauen dürfte? Würde ich in der Folge einmal, wie neulich vom Grafen von Barcelona, zur Ehe verlangt, welcher Vortheil wäre es für mich, wenn ich untrüglichen Rath von meinem Edelſtein erhielte!

Nach dieſen Überlegungen bat ſie zuletzt ihre theure Kammerfrau, ihr zu Lieb wieder zu dem Navarreſen zu gehen, und es dahin zu bringen, daß er den Stein an ſie verkaufe und zwar um einen Preis, den er ſelbſt nach Belieben beſtimmen möge. Die Kammerfrau, wiewol

ihre Hoffnung gering war, ging doch hin und das erste und zweite Mal umsonst und mit der abschläglichen Weisung, daß er nie mehr wagen würde, das Juwel irgend jemand auf der Welt zu zeigen, geschweige es zu verkaufen. Das dritte Mal aber schien es dem Navarresen doch Zeit, zu dem Punkte zu gelangen, den er am ersten Tag schon beabsichtigt hatte. Er sprach daher: Liebe Frau, da eure dringenden Bitten und die Schönheit und Anmuth eurer Gebieterin endlich meinen Willen gebrochen und mich zu dem Entschluß bewogen haben, eines so theuren Kleinods mich zu entschlagen, so geht hin und antwortet ihr, ich wolle es ihr ganz sicher geben, wenn sie mir statt der Bezahlung gestatte, eine einzige Nacht so vertraut bei ihr zu ruhen, als wäre ich ihr Gemahl. Will sie dies nicht thun, so sagt ihr, daß weder Geld noch sonst eine Belohnung mich je dahin bringen werde, auf mein Eigenthum zu verzichten; sie möge sich alsdann ihre Lust vergehen lassen und mir nicht länger mit Bitten beschwerlich fallen.

Die Kammerfrau hinterbrachte ihrer Gebieterin diesen Beschluß und fügte hinzu, wenn sie sich dazu nicht verstehen wolle, so sei sie selbst nicht gemeint, weitere Worte und Schritte in dieser Sache zu verlieren, denn sie sei überzeugt, es führe zu nichts. Die Gräfin erzürnte sich über diese Worte aufs Äußerste. Sie hielt ihre Ehre für schwer gekränkt und drohte mit heftigen Reden der zuchtlosen Verwegenheit desjenigen, dessen Worte ihre Keuschheit und Würde zu verletzen sich erdreistet, schalt aber auch die Kammerfrau, daß sie ihm nicht nachdrücklichst bedeutet habe, wie schlecht es für einen seines Gleichen sich zieme, solche Reden gegen sie zu führen. Die Kammerfrau lächelte ein wenig und erwiderte: Madame, als ich das erste Mal zu ihm geschickt wurde, meinte ich, meine Pflicht sei, euch und ihm alles auszurichten, was mir von der andern Seite aufgetragen werde, und ich hätte mir nicht zu deuten gewußt, welchen Theil des

Auftrages ich tadeln oder verschweigen solle. Seid ihr nun unzufrieden mit dem, was ich euch berichtet habe, so ist das eure Schuld, daß ihr mich nicht erinnert habt, für den Fall, daß er mir solche Dinge auftrage, solle ich ihn ausschelten und euch nichts davon sagen. Übrigens, wenn ihr mir diese Auflage gemacht hättet, würde ich die ganze Sendung jemand anderem überlassen haben, denn wegen billiger Dinge könnte ich nie jemand tadeln, geschweige strafen. Unser Herr Gott läßt sich auch ungerechte Wünsche wie gerechte vortragen, von Guten wie von Bösen, erhört aber freilich nur jene, wenn es ihm gut dünkt, und diese nicht. Ich konnte daher nicht wissen, daß ihr höher gehalten sein wollt, als er. Womit hat euch der Navarrese beleidigt? Wißt ihr nicht, daß man das Fragen überall in der Welt umsonst hat? Ihr seid noch zu jung und wißt noch nicht recht das Gute und Böse zu unterscheiden. Wären eure Haare so weiß, wie die meinigen, so würdet ihr anders sprechen. Man muß allerdings oft so sagen; aber wo und zu wem? Weder hier, noch zu mir, noch zu den Frauen, die euch ergeben sind, sondern zu Männern und zu fremden Frauen, die euch, wenn sie euch auch nicht glauben, wenigstens für klug halten und für eine Frau, welche sich auf unsere Kunst, das heißt das Heucheln wohl versteht. Mir, die ich euch ganz ergeben bin und nichts anderes auf der Welt habe, was mir theuer ist, kommt nicht so! Ich weiß recht wohl, daß die größte Ehre und das größte Vergnügen, das man den Frauen machen kann, darin besteht, daß man sie um dasjenige bittet, ohne was wir ein Tag ohne Licht, ein Meer ohne Wellen wären. Ich entschuldige euch mit eurem zarten Alter, und habe deshalb mit eurem Zorn Geduld. Wir wollen zu etwas anderem übergehen! Aber das sage ich noch, wenn ihr den Navarresen auf eine kluge Weise befriedigt, so bekommt ihr den Edelstein eigen, und mir scheint, ihr kämet auf diese Art wohlfeil zu. Was zum Teufel könnt

ihr ihm denn Geringeres geben, als ihn mit einer Münze bezahlen, von der uns, je mehr wir geben, um ſo mehr zu geben übrig bleibt? Die Sünde in Betracht zu ziehen, das wollen wir den Betſchweſtern und den alten Mütterchen überlaſſen, die ſonſt nichts zu thun haben; für junge Mädchen aber iſt das nichts, die noch tauſend Jahre Zeit haben, um ihre Fehler gegen ihren Herrn Gott zu bereuen. Und jenen muß man auch noch zu bedenken geben, daß ſie dazu weder Gelegenheit noch Begierde haben und nicht darum angegangen werden. Um die Ehre zu verlieren, muß die Sache bekannt werden; thun wir es daher im Geheimen, ſo geht die Ehre nicht verloren. Ich ſage euch meine Anſicht wie eine Mutter, und ihr mögt dann das thun, was ihr für das Beſte haltet. Aber das gebe ich euch zu bedenken, daß ich um ſo viel weiſer, als älter bin. Es thut mir ſehr leid, daß ihr nicht meinen Willen und Verſtand habt, oder ich nicht eure Reize, Schönheit und Stand, von welchen drei Vorzügen euch jedoch von jetzt über vierzig Jahre auch zwei fehlen werden, und der dritte, was wird er euch helfen, als daß er euch größere Pein und Laſt bereitet? Dieſer Juwelier, wenn er auch ein kleiner Kaufmann iſt, erinnert mich doch in Geſicht, Gedanken, Betragen und in allem weit mehr an einen Edelmann als an ſeinen Beruf. Wenn ihr ihn daher nicht nehmt, ſo habt ihr zwar vielleicht nach eurem Geſchmack gehandelt, aber nicht gethan was ihr ſolltet.

Mit dieſen und vielen andern Worten beſtürmte die alte Kammerfrau das junge Mädchen, fügte ſo viele andere Gründe hinzu und fing ſo oft von neuem an, bis die Gräfin faſt ganz müde, ſo hart und ſauer es ſie ankam, nach langem Verweigern, Streiten und Nachdenken am Ende zu ihr ſagte: Nun ſo geh und thue, was dir gut ſcheint! Veranſtalte es aber ſo, daß es nicht mehr, als eine Nacht wird und daß dieſe ſo ſpät anfängt, daß ich nicht viel Unluſt davon zu tragen habe

und du nicht viel Gefahr; denn wenn du dir einmal etwas in den Kopf gesetzt hast, so muß man sich dazu bequemen oder wird man deiner Widerwärtigkeiten nicht eher los.

Die Kammerfrau erwiderte darauf nichts mehr, suchte aber, sobald sie konnte, den Navarresen auf und verabredete mit ihm, daß er sich in der folgenden Nacht genau um die Zeit der Frühmesse an einer Hinterthüre des Gartens einfinden, was sie ihm genau beschrieb, und den Edelstein mitbringen solle. Und so geschah es. Als ihr in der Nacht der Navarrese den Edelstein gegeben hatte, sagte er zu ihr, er habe noch einige andere von nicht geringerem Werthe, die er ihr um denselben Preis überliefern wolle, wenn es ihr recht sei. Da die Kammerfrau diesen Antrag gehört hatte, setzte sie ihrer Gebieterin unaufhörlich zu, machte ihr bemerklich, daß, was einmal geschehen sei, dadurch nicht schlimmer werde, wenn es öfter geschehe, und daß einmal eben so viel sei als viermal. Sie wußte es auch so gut anzugreifen, daß sie außer jenem großen Diamant noch einen sehr schönen Rubin gewann und einen Smaragd, von welchen der Navarrese behauptete, der eine habe schützende Kraft gegen das Gift, der andere gegen die Pest, welche fortwährend in Languedoc hauset, so kräftig auch Sanct Rochus von Monpellier gegen sie ankämpft. Aber wie es meistens geschieht, daß man gerade das findet, was man am wenigsten sucht, so begab es sich, daß einige Wochen darauf die Gräfin sich zu ihrem äußersten Grame schwanger fühlte. Sie berathschlagte sogleich über ihren Zustand mit ihrer Kammerfrau, welche sie ermunterte, Geduld und Muth zu haben, und sagte, man müsse es geheim halten, es finde sich schon für alles ein Auskunftsmittel; sie sei nicht die erste und dürfe auch nicht fürchten, die letzte zu sein, die nach einem solchen Unfall noch als Jungfrau verheirathet werde. Wenn dies ein Grund wäre, der jeder, welche dieses Schicksal gehabt, die Haare

ausfallen machte, ſo müßten die meiſten Frauen auf der Welt eine Perrücke tragen. Da erwachte aber in der Gräfin aller Adel und alle Größe der Geſinnung, welche ſchon ihre Geburt mit ſich brachte, und ſie antwortete: Mögen andere immerhin thun, was ihnen das Beſte dünkt! Mich aber ſoll Gott davor bewahren, daß ich, nachdem ich den erſten Fehltritt nun einmal zu begehen unklug genug geweſen bin, denſelben mit einem zweiten zuzudecken ſuche! Ich werde nimmermehr einem Manne angehören, den ich durch Lügen und Meineide in dem Wahn erhalten müßte, er beſitze etwas, was ich ihm doch nicht gebe. Die Buße, das iſt mein Wille, falle auf den Sünder und die Frucht ernte der, der den Saamen ſtreute. Ich bin deinem Rathe ſeither leider nur zu ſehr gefolgt. Verſchone mich deshalb ferner damit, wenn du mich nicht beleidigen willſt, und bring mir den Navarreſen hierher! Wenn ich mich auch einmal ſo tief erniedrigt habe, mich ihm hinzugeben, ſo will ich jetzt groß genug ſein, mich keinem zweiten betrügeriſch aufzubürden. Ich bin durchaus entſchloſſen, den Weg zu verfolgen, auf welchen mich das Schickſal, deine verkehrten Einflüſterungen und meine Unvorſichtigkeit geführt haben.

Die Kammerfrau, als ſie die Entſchloſſenheit ihrer Gebieterin erkannte, und oft vergeblich verſucht hatte, ſie davon abzubringen, führte ihr endlich den Navarreſen herbei. Dieſer hatte, vielleicht weil er die Gräfin oft geſehen, bemerkt, daß ſie in Farbe und Geſichtszügen verändert und magerer geworden war, und da er den Grund wohl wiſſen konnte, auch ſich zu Erreichung dieſes Zweckes alle Mühe gegeben hatte, war er gar bald auf die wahre Urſache ihres Übelbefindens verfallen. Wiewol vom Schmerz gebeugt empfing ſie ihn dennoch, ohne auch nur eine Thräne zu vergießen, mit ſtarkem Geiſte, nicht wie ein junges ſchwaches Mädchen, ſondern wie ein erfahrenes kräftiges Weib, und ſagte zu ihm: Mein Freund, dieweil dein Glück und mein Unglück, deine Klugheit und

meine Unvorsichtigkeit mich dahin gebracht haben, daß ich hochgeboren, wenn ich nicht Gott und die Menschen betrügen will, eines Juweliers Weib werden, und du der Namenlose der Gatte einer Grafentochter werden mußt, so bitte ich dich, du wollest mich nicht verstoßen und dich entschließen, mich völlig als die deinige hinzunehmen. Ich fühle mich schwanger von dir und gedenke auf keine Weise hier zu bleiben, um andern Kummer und Ärgerniß, mir selbst aber Schmerz und Schande zu verursachen. Ich bin vielmehr bereit, mit dir zu ziehen und durch ein dürftiges Leben lieber in einem einzigen Theile diesem armen sündigen Körper wehe zu thun, als bei leiblicher Behaglichkeit tausend mal in einer Stunde meine Seele und die Seele vieler anderer mit mir zu kränken. Richte dich also ein, daß wir morgen, ehe die Nacht herankommt, von hier geflohen sind! Ich nehme deine und überdies viele andere von meinen eigenen Juwelen mit, dazu einiges Geld, und so wollen wir hinwegziehen und uns so gut wir können gegen den Hunger schützen, bis ich begreife, warum die Sterne mich in diese Welt gesetzt haben.

Der Graf von Barcelona (jetzt wollen wir ihn nicht mehr den Navarresen nennen), wie überaus erfreut er auch hierüber war, da er ja gar nichts anderes wünschte, so überlegte er doch, wenn er wirklich der gewesen wäre, für den sie ihn hielt, wie weit einen oft das Schicksal führen kann, wie viel Gewalt der Himmel über uns hat, und wie oft es vorkommt und wie leicht es ist, die Frauen, obschon sie sich für äußerst listig halten, zumal aber junge Mädchen zu betrügen; da überkam ihn ein solches Mitleiden mit ihr, daß er nahe daran war, trotz all seiner Mannheit und um eines andern willen das zu thun, was sie, als Weib, um sich selbst zu thun verschmähte, nämlich zu weinen. Er bedeckte das Gesicht, verbarg seine Gemüthsbewegung und sagte in großer innerlicher Bewegung: Edles Fräulein, ich bin ein niedriger armer

Handelsmann, wie ihr ja gar wohl bemerkt haben könnt; aber trotzdem ist mein Sinn immer darauf gestanden, unbeweibt zu leben und zu sterben. Darum bitte ich euch, fallet mir nicht zu Last und stürzt euch nicht selbst in dieses Misgeschick!

Er hätte gerne noch weiter gesprochen; aber sein Mitleid mit ihr und der Wunsch, sie ganz zu besitzen, sowie die Besorgniß, es möchte sie Reue ankommen, schlossen ihm den Mund. Sie antwortete ihm: Mein Freund, ich will dir nichts mehr sagen, als daß du bedenken mögest, daß das Glück dem gesegnetsten Menschen auf dieser Welt in seinem ganzen Leben nicht mehr als eine solche Gelegenheit bieten kann, wie sie jetzt dir mein Misgeschick und dein guter Stern bereitet. Sieh wohl zu, daß das Glück sich nicht über deinen Unverstand erzürne, wenn du ein Juwelenkrämer die Hand einer Gattin verschmähen willst, welche vor nicht langer Zeit die Bewerbung des Grafen von Barcelona zurückgewiesen hat.

Diese letzten Worte fachten wieder etwas den alten Groll im Herzen des Grafen an und trieben sein Gemüth zur rohen Rache an. Ohne fernere Weigerung erklärte er demnach, da es so ihr Wunsch sei, füge er sich in jeden ihrer Befehle; sie müsse sich aber gefaßt machen, in allen Dingen zu leben wie seine Frau und nicht wie die Tochter ihres Vaters, mit ihm ohne Begleitung und zu Fuß wandern, wie sein Stand und seine alte Gewohnheit es erfordere, namentlich auch, um desto besser den Gefahren zu entgehen, welchen sich ein Mann aussetzt, der eines Grafen Tochter aus ihrem Hause entführt, um sie in fremde Länder zu bringen. Ungekannt und ohne ihrer Verabredung gemäß mit irgend jemand zu sprechen, außer mit der Kammerfrau, welche weinend zurückblieb, gingen sie in Pilgertracht, als wollten sie den heiligen Jakob in Galizien besuchen, in der nächsten Nacht von hinnen. Ein gewaltiger Aufruhr entstand in Toulouse und im ganzen Lande, als das Geschehene bekannt wurde.

Da aber kein Menſch die Wahrheit ahnen konnte, glaubten manche, ſie möge, plötzlich von Gott getrieben, in irgend ein heiliges Nonnenkloſter geflohen ſein; denn ſeit der Zeit, da ſie ſich ſchwanger fühlte, hatte ſie größere Frömmigkeit als früher bewieſen und, ſo viel ſie konnte, jede Geſellſchaft gemieden; ſo konnte man alſo leicht auf jenen Gedanken kommen; und die zurückgebliebene Kammerfrau, welche allein darum wußte, brachte eine ſo wohl aufgeſtutzte Geſchichte zu Markte und ſtellte ſich zugleich als hintergangen und höchſt unzufrieden über das Ganze, daß ſie alle überzeugte, die Sache verhalte ſich ſo. Theils wegen der Hoffnung, welche man hieraus ſchöpfte, theils weil die Flüchtigen in kurzer Zeit über die Grenzen von Languedoc hinaus waren, wurden ſie nicht wieder aufgefunden, wiewol man ihnen eifrig nachſpürte. Es würde zu weitläufig ſein, alle die mühevollen langen Prüfungen zu nennen, welche der verliebte frohe Graf ſeine betrübte und unzufriedene Gattin unterwegs beſtehen ließ. Früherhin ungewohnt, das ganze Jahr über nur vierzig Schritte zu Fuß zu machen, wo ſie ſich dann auf die vornehmſten Edelleute ihres Hofes ſtützte, und dies nur zur bequemſten Zeit, die man finden konnte, war ſie jetzt genöthigt, unter der heißeſten Juliusſonne auf ſcharfen Steinen einherzugehen, gedrückt bereits von der Bürde ihres Leibes, alle mögliche Mühſal ertragend, wie nur das ärmſte Geſchöpf, das auf Erden wandelt. Der Graf lud ſie nur dann und wann, ſo oft es nothwendig war, zur Ruhe ein, aber mit ſo rauhen Worten, und trieb ſie darauf in ſo unhöflichem Ton zum Weitergehen an, daß der geringſte Befehl für den Leib der Seele die größte Kränkung bereitete. Mit dem Tag aber, an welchem ſie Toulouſe verlaſſen hatten, war ſie darauf gefaßt, jeden Hohn des Geſchicks gelaſſen zu tragen. So ging es ihr unterwegs; in dem Gaſthauſe ſodann, wo ſie einigermaßen hoffen konnte, bei Nacht von den Beſchwerden des Tages auszuruhen, fand, da dieſe Gegend nach ſpaniſcher Sitte

nur mit den erbärmlichsten Herbergen versehen ist, und weil wie es scheint der Graf es um sich zu rächen darauf anlegte, die arme junge Frau so schlechtes Unterkommen, daß man es nicht Ruhe sondern Mühsal auf Mühsal heißen konnte. Endlich, nach mehreren Tagen kamen sie nach Barcelona und fanden daselbst seine Begleiter wieder, welche an demselben Tage wie sie von Toulouse abgegangen waren, aber in größeren Tagereisen den Weg zurückgelegt hatten. Er bezog mit seiner Frau eines der ärmlichsten und am schlechtesten ausgestatteten Gasthäuser der Stadt, in welchem jedoch eine brave und fromme Frau die Wirthschaft führte, wiewol es deren dort wenige gibt, welche nicht lieber der Taufe als dem Weiberverkaufe entsagten. Er schlief hier mit ihr die erste Nacht und brachte auch den ganzen folgenden Tag daselbst zu; am nächsten Abend jedoch beredete er sie, er habe in der Stadt ein Geschäft und er könne unmöglich anders als die Nacht über bei ihr sein, da er bei Tag ganz von seinen übrigen Angelegenheiten in Anspruch genommen sei. Er sagte, sie solle mit der Alten hier im Hause ihre Arbeiten theilen; dadurch könne sie ihren hinlänglichen Unterhalt verdienen; denn er sei nicht gemeint ihretwegen eines seiner Kleinode zu verkaufen noch auch das Geld aufzuzehren; vielmehr, wie er stets durch seine Betriebsamkeit etwas erübrige, so wünsche er, daß auch sie es halte, wenn es ihr daran gelegen sei, im Frieden mit ihm zu leben. Die unglückliche Gräfin seufzte in ihrem Herzen schwer, als sie sich erinnerte, wie vielen Leuten ihr Vater zu leben gab, während sie sich nun in Umstände versetzt finde, wo sie genöthigt sei, ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Doch antwortete sie mit heiterer Miene, sie wolle es thun. Der Graf verließ sie, ging im Pilgergewande nach seiner Wohnung, wo er längst vermißt und fast für verloren gehalten worden war, nun aber ganz unerwartet zurückgekehrt von seinen Eltern mit inniger Freude em-

pfangen wurde; denn ſeine Pilgerfahrt hatte ſich um viele Wochen gegen ſeine frühere Angabe verlängert. Der freudige Graf blieb ſo den ganzen Tag in feſtlichem Genuſſe bei ſeinen Freunden und Hofleuten, ermangelte aber nicht, in der Nacht heimlich in der frühern Tracht die Gräfin aufzuſuchen und bei ihr zu ſchlafen, legte ihr auch beſtändig neue Laſten und ärmliche Geſchäfte auf und ermahnte ſie, in der Küche und im Zimmer der guten Wirthin immer dienſtwillig und bereit zu ſein. Ja, noch nicht zufrieden mit dem auf ſie gewälzten Schimpf beſchloß er, ſie noch weiter in Verſuchung und Schmach zu führen. Darum ſagte er eines Nachts zu ihr: Ich gedenke morgen einem Rauchhändler meinem Freunde in der Bude eines Schneiders eine Trinkpartie zu geben, wozu ich nun Brot kaufen müßte, welches doch hier zu Lande ſehr theuer iſt. Weil es mir nun zu ſauer ankommt, ſo viel Geld auszugeben, ſo iſt mir eingefallen, du ſollſt morgen früh, wenn die Wirthin das Brot gebacken, und du ſie dabei unterſtützt haſt, dich anſtellen, es ſei dir etwas hinuntergefallen, wenn du damit zum Ofen zurückkehrſt, und vier davon in deine Taſche unter dem Unterrock verſtecken und ſie mir aufheben. Zwei oder drei Stunden nach dem Morgeneſſen will ich ſie abholen.

Der hochherzigen Gräfin erſchien dieſe Zumuthung über alle Maßen erniedrigend und ſie würde ſie nicht für Ernſt genommen haben, hätte ſie nicht vorher ſo vieles über die ſchmutzige Armſeligkeit der Spanier und Navarreſen reden gehört. Sobald ſie aber dachte, er ſcherze keineswegs, ſo bat ſie ihn aufs Demüthigſte, er möge ſie doch nicht zwingen, ſo etwas zu thun.

Darauf verſetzte er ganz zornig: Iſt es dir noch nicht aus dem Sinn, daß du die Tochter des Grafen von Toulouſe biſt? Habe ich dir nicht am erſten Tage, wo wir von dort weggingen, geſagt, und von dir das Verſprechen erhalten, du wolleſt alles andere vergeſſen und nur im

Gedächtniß behalten, daß du das arme Weib des Navarreſen ſeieſt. Darum ſage ich dir nochmals, wenn du im Frieden mit mir leben willſt, ſo mußt du dich entſchließen, dies zu thun und was ich dir ſonſt noch befehle; oder ich laſſe dich allein und gehe anderswo meinem Glücke nach.

Sie war genöthigt, es ihm zu verſprechen und vollbrachte am andern Morgen genau ſein Geheiß. Der Graf ritt jeden Abend durch die Stadt ſpazieren. Heute hatte er nun mit einem der beiden, welche mit ihm in Toulouſe waren, und welcher in einem entfernten Verwandtſchaftsverhältniſſe zu ihm ſtand, alles verabredet, was weiter zu thun wäre. Er kam an der ärmlichen Herberge ſeiner Frau vorüber und ergriff eine Veranlaſſung ſtille zu halten. Da näherte ſich, wie ihm früher war befohlen worden, jener, während ſie warteten, der Frau, welche zufällig mit der Gräfin an der Küchenthür verweilte, und ſagte zu ihr: Wer iſt das Mädchen hier neben euch, liebe Frau?

Die Wirthin antwortete ihm, wer ſie ſei und wann und wie ſie zu ihr gekommen.

Ei, ſagte der Edelmann, ihr ſeht doch aus, als lebtet ihr ſchon lang genug in der Welt und habt noch nichts darin gelernt! Dieſes Mädchen ſieht mir aus, als wäre ſie das ſchlauſte böſeſte Geſchöpf, das ich je geſehen; und wenn ihr nicht Achtung gebt, ſo ſtiehlt ſie euch noch alles, was ihr habt.

Die Alte leugnete dies und ertheilte ihr das größte Lob. Darum ſagte der Edelmann zu ihr: Ich will, ehe ich von hier weggehe, machen, daß ihr euch mit eigenen Augen von der Wahrheit meiner Behauptung überzeuget. Seid ſo gut und hebt ihr ein wenig vorn die Röcke auf und ſchaut ihr in die Taſche, die ſie darunter hat, ſo werdet ihr etwas darin finden, was euch beweiſen wird, daß ich nicht umſonſt ſieben Jahre in Toledo Nekromantie ſtudirt habe.

Als er Miene machte, ſelbſt den Beweis zu führen, unterſuchte die gute Frau, mehr um ihm zu gehorchen, als weil ſie irgend einen Verdacht hegte, ihr die Taſche, wo ſie die vier Brote verſteckt fand. Sie war darüber äußerſt verwundert, entſchuldigte aber doch freundlich die Fremde vor dem Ritter, welcher, nachdem er noch etwas darüber gelacht und geſpottet hatte, von dannen ritt. Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie ſehr die bedauernswerthe Gräfin ſich betrübte und ſchämte. Sie ſank faſt vor Schmerz zu Boden, ſich vor einer ſo edeln Geſellſchaft wegen einer ſo niedrigen Handlung verhöhnt zu ſehen. Als ſie darauf von der Wirthin mit mütterlicher Milde zurechtgewieſen wurde, bat ſie ſie faſt unter Thränen um Verzeihung und verſprach ihr, nie wieder ähnliche Fehltritte ſich zu erlauben, verſchwieg jedoch dabei immer, wer ſie zu dieſer Handlung beſtimmt hatte. Der Graf ſagte ihr in der folgenden Nacht, er habe die Brote nicht bedurft, ſtellte ſich aber ſehr unzufrieden mit der ihr zu Theil gewordenen Beſchämung, indem er ihr vorwarf, ſie ſei ſelbſt an allem ſchuld, da ſie die Sache ungerne und ungeſchickt angegriffen habe. Die Gräfin von Catalonien, ſeine Mutter, hatte damals einige koſtbare Arbeiten bei einem Künſtler beſtellt, welche ſie einem Gelübde gemäß einer Andachtsſtätte in Barcelona ſchenken wollte. Unter andern Dingen waren dabei viele Perlen, aus welchen man Bilder und Thiere nähen ſollte, wie man dergleichen Dinge jetzt täglich ſieht. Als der Graf dies betrachtete, fiel ihm plötzlich ein, er könne dadurch von Neuem ſeine Gattin beſchimpfen. Er ſagte zu ſeiner Mutter, er kenne eine arme Franzöſin, welche ſehr geübt ſei in dergleichen Arbeiten, er wolle ſie für den folgenden Tag zu ihr beſtellen, denn er wiſſe, wo ſie wohne. In der Nacht ſagte er es zu ſeiner Frau und befahl ihr, ohne Weigern und bei Strafe ſeiner Ungnade ſo viel als möglich von den Perlen zu ſtehlen. Die Arme widerſetzte ſich zwar unter Thränen lange, theils wegen der

eben erſt erlittenen Schmach mit dem Brote, theils um nicht das Haus deſſen betreten zu müſſen, deſſen Werbung ſie neun Monate früher auf eine beleidigende Weiſe abgewieſen hatte, und wo ſie daher gar leicht hätte erkannt werden können. Doch nach zahlloſen und rohen Drohungen des Grafen verſtand ſie ſich endlich dazu, es zu thun; und zu deſto größerer Sicherheit verabredeten ſie, ſie ſolle die Perlen in den Mund nehmen und unter der Zunge verbergen; denn wenn ſie auch nur wenige von denſelben, die alle ſehr ſchön und von großem Werth waren, nehme, ſo müſſe der Gewinn doch immer ſehr groß werden. Gleich am andern Morgen wurde ſie von der Mutter des Grafen beſchäftigt, und ihr Betragen und Benehmen gefiel ſo ſehr der Mutter wie allen, die ſie ſahen, daß niemand anders glaubte, als ſie ſei wirklich eine vornehme Frau, wie ſie es auch war, auch abgeſehen davon, daß ſie in allen Arbeiten, welche einer Edelfrau ziemen, ſich ſehr gewandt und gelehrt zeigte, wie nur irgend eine. Sie ſelbſt kümmerte ſich wenig um die Worte der andern; vielmehr ging ihr jeder ihrer Lobſprüche wie ein ſcharfes Meſſer durch ihre Seele. Sie gedachte nur ihres Auftrages; ſchon hatte ſie drei der allerſchönſten Perlen unter die Zunge gebracht, als eben der Ritter, welcher ihren Brotdiebſtahl verrieth, auf des Grafen Befehl in das Zimmer trat und ſich gegen die Gräfin ſehr verwundert äußerte, daß ſie einem ſolchen Weibe Zutritt in ihrem Hauſe verſtatte. Er erzählte ihr ſodann, was er früher mit dem Brote geſehen habe, und offenbarte ihr endlich auch, was ſie ihr hier entwendet. Der Unglücklichen verurſachte dieſe Entdeckung um ſo mehr Scham und Betrübniß, je edler der Ort, je werthvoller der Gegenſtand und je vornehmer die Perſon war, an welcher ſie ihn verübt hatte. Die andere aber maß alle Schuld ihrer Armuth bei, entließ ſie jedoch ehrenvoll von ihrer Arbeit. Nunmehr glaubte der zürnende Graf für die von ſeiner Frau erhaltene Beleidigung

genügende Rache geübt und ihr Vorurtheil gegen ihn gehörig bestraft zu haben; denn er hatte nun das Bewußtsein, daß sie etwas viel Niedrigeres begangen habe, als er, indem er den Kern eines Granatapfels aufgehoben. Auch bemerkte er, daß die Zeit ihrer Entbindung herannahe, und so gab er denn jedes weitere Verlangen, sie zu kränken, auf und dachte hinfort nur auf seine Freude und ihre Zufriedenheit. Er erzählte also seinen Eltern alles, sagte, sie sei durch Verführung und nicht durch Habsucht dahingebracht worden, bei ihm zu schlafen, berichtete sofort, wie viel Schmach, Qual und Verdruß er ihr bereitet habe zum Lohn für ihren Fall und schloß endlich damit, daß er beabsichtige, wenn sie es genehmigen, dieselbe am folgenden Tag als Tochter des Grafen von Toulouse und als seine Gemahlin heimzuführen. Die Eltern des Grafen waren hierüber ebenso erfreut, als sie früher durch die Kunde von dem Bruch der beabsichtigten Verwandtschaft betrübt worden waren; und ohne die Ursache zu sagen wurde Befehl zu einem kostbaren Festmahle gegeben. Der Graf sagte in der Nacht vor dem angeordneten Feste zu seiner Frau: Morgen begeht man im Hause des Grafen dieses Landes ein großes Hochzeitfest, denn sein Sohn hat die älteste Tochter des Königs von Aragon geheirathet, eine der reizendsten und schönsten Frauen, die man seit langer Zeit gesehen; er darf Gott recht danken, daß du ihn ausgeschlagen hast, denn hier ist er, was Verwandtschaft, Reichthum und Schönheit anbelangt, weit besser gefahren.

Hier konnte die Gräfin einen flüchtigen Seufzer nicht unterdrücken, indem sie zurückdachte, wer sie einst gewesen und wer sie jetzt war.

Morgen, fuhr der Graf fort, ist allgemeiner Festtag, wo man nicht arbeitet. Da du also nichts anderes zu thun hast, so denke ich, du gehst zum Zeitvertreib mit dieser guten Frau hin, denn so allein würdest du hier Langeweile haben. Zugleich wirst du darauf Acht haben,

ob nicht drinnen etwas iſt, was man, ohne daß jemand es merkt, ſtehlen könnte. Du biſt ein Weib und wenn man dich daher auch ertappt, ſo kann dir doch nichts geſchehen, als ein wenig Schande, die bald vorbeigeht und welche zu ertragen der Arme ſeine Seele gewöhnen muß.

Schien es der Gräfin vorher hart, das andere zu thun, ſo kam ihr dieſes Gebot nun ganz unerträglich vor, und hatte ſie jenes durch Bitten und Entſchuldigungen von ſich abzuwenden geſucht, ſo betheuerte ſie jetzt mit Thränen und der jammervollſten Klage, lieber ſterben zu wollen, als ſich dazu zu verſtehen. Der Graf aber, welcher damit den Beſchluß machen wollte, zwang ihr mit noch weit heftigern Drohungen und herbern Worten, als früher, das Verſprechen ab, ſeinem Willen nachzukommen. Der Frau vom Hauſe hatte er ſeinen ganzen Plan heimlich eröffnet und ihr angegeben, um welche Stunde, wie und wohin ſie am folgenden Morgen zu gehen habe. Nach dieſen Vorbereitungen kehrte er nach dem Schloſſe zurück. Am andern Tage fanden ſich die vornehmſten Ritter und die edelſten Frauen von Barcelona zur beſtimmten Stunde ein um an dem Gaſtmahle Theil zu nehmen, und erheiterten, ehe die Tiſche gedeckt waren, mit anmuthigen Geſprächen und muntern Tänzen die fürſtliche Wohnung. Die alte Wirthin führte nach der Weiſung des Grafen faſt mit Gewalt die Gräfin hin, etwa eine Stunde vor dem Gaſtmahl. Sobald ſie unter andern ſehr armen Leuten verſteckt im Saale erſchienen war, ſchritt der Graf feſtlich gekleidet ganz ſtrahlend vor Freude auf ſie zu und ſagte laut, ſodaß er von allen konnte verſtanden werden: Willkommen, edle Gräfin, mein geliebtes Weib! Es iſt endlich an der Zeit, daß aus eurem navarreſiſchen Juwelenhändler der Graf von Barcelona und aus euch der armen Pilgerin die Tochter und Gemahlin eines Grafen wird.

Ganz aus der Faſſung gebracht und ebenſo voll Ver-

wunderung als Scham über dieſe Worte blickte ſie umher, ob nicht an jemand neben ihr dieſe Worte ſich richten. Bald aber erkannte ſie an Stimme und Bewegungen, wer es war und was er ſagte, verſtummte aber unentſchloſſen, was ſie zu thun habe. Der Graf fuhr fort und ſagte: Edle Frau, wenn das, daß ihr mich ohne Recht und Billigkeit verſchmäht habt, mich etwas grauſam gegen euch gemacht hat, und vielleicht mehr, als ihr für ſchicklich erachtet, ſo meine ich doch, wenn ihr Liebe gefühlt hättet wie ich und wäret ſo willkürlich beleidigt worden, ich müßte auf einen Punkt, in eurem Herzen Mitleid für alles finden, geſchweige Vergebung. Aber bei der Hoheit und dem Seelenadel, den ich in eurem niedern Stande mehr kennen gelernt habe, als ich ihn in eurer Erhebung auszufinden wußte, bitte ich euch, wie ich eure frühern Beleidigungen verzeihe, ihr mir die meinige in meiner Rache vergebet; und ſo möge es euch in Gegenwart meines Vaters und meiner Mutter und aller der hier anweſenden Herren und Frauen gefallen, mir in Barcelona das zu geben, was ihr mir in Toulouſe genommen habt, ich aber durch meine Liſt euch wieder ſtahl.

Die Gräfin gewann ihren verlorenen Muth wieder und erwiderte mit feſter Stimme und verſtändigem ſittſamen Ausſehen, nicht wie ein armes Krämerweib, ſondern wie eine Fürſtin alſo: Es iſt mir in der That lieb, mein Gebieter, heute zu erfahren, wie viel größer mein Glück geweſen iſt, als mein Verſtand, da ich ſehe, daß ihr ihr ſeid und nicht der, den ich mir vorſtellte. Euch die gegen mich geübte Grauſamkeiten verzeihen wird mir um ſo viel leichter werden, als es euch geweſen iſt, je mehr immer die Rache gerechter iſt, als die Beleidigung. Indem ich euch hier ſchenke oder, richtiger zu ſprechen, beſtätige, was ich euch anderswo genommen, folge ich um ſo mehr meinem innerſten Triebe, je geringer für mich die Ehre, je unwürdiger die Haltung und je nie-

briger die Zeugen waren, in deren Gegenwart die Schenkung in Toulouſe geſchah, die nun in Barcelona bekräftigt werden ſoll. Ich bin daher bereit, euch anzugehören oder auch nicht, denn ich wünſche nur eurem Willen Genüge zu thun und dem Wohlnehmen eures Herrn Vaters und eurer Frau Mutter nachzukommen, deren Edelmuth ich um Verzeihung bitte für die euch zugefügten Beleidigungen und die ich immer ehren und lieben werde, wie nur eine Tochter kann.

Sie würde noch weiter geſprochen haben, wenn nicht die Thränen des alten Grafen und der Gräfin, die laute Theilnahme und die Freudenrufe der Umſtehenden ſie unterbrochen hätten. Man führte ſie daher hinweg, zog ihr die ärmlichen Kleider aus und hüllte ſie in königliche Gewande. Als darauf das glänzende Feſt vorüber war, wurde alles dem Grafen von Toulouſe angezeigt, die Verbindung von ihm mit der größten kaum erwarteten Freude beſtätigt ſammt der früher verabredeten Mitgift und Freundſchaft, und die alte Kammerfrau, welche den ganzen Handel vermittelt hatte, kam in größere Gunſt, als je. Die Gräfin gebar nach kurzer Zeit einen ſehr ſchönen Knaben und nach demſelben mit der Zeit viele andere Söhne und Töchter und lebte ſehr lange zufrieden mit ihrem Manne, vom ganzen Lande fortwährend geliebt und hochgeachtet.

Dieſe Geſchichte iſt mit allen Einzelheiten ausführlich erzählt in den Chroniken beider Grafſchaften und ich überlaſſe dem Geſchmacke eines jeden Leſers, zu entſcheiden, ob daran touloufiſche Keuſchheit oder cataloniſche Höflichkeit mehr zu bewundern iſt.

XV. Lodovico Carbone.

1500.

51. Dante's Zerſtreutheit.

(Gamba's Bibliogr. S. 75.)

Danti Aldigieri der florentiniſche Dichter war ſehr gewandt in Antworten, denn er war ein tiefer Denker. Eines Tages, als er die Meſſe hörte, ſei es, daß er irgend einer ſeinen Phantaſie allzuſehr nachhing, oder vielleicht vorſätzlich, um ſeine Feinde zum Beſten zu haben, kniete er nicht nieder und lüpfte die Kapuze nicht, als man den Leib Chriſti emporhielt. Seine Neider, und deren hatte er viele, denn er war ein rechtſchaffener Mann, liefen alsbald zum Biſchof und verklagten Danti als Ketzer, der dem Sacrament die ſchuldige Ehrfurcht verſagt habe. Der Biſchof ließ Meſſer Danti rufen, hielt ihm ſeine Handlungsweiſe vor und fragte ihn, was er gethan habe, während man die Hoſtie emporhielt.

Fürwahr, antwortete er, ich war mit meinem Geiſte ſo bei Gott, daß ich mich nicht erinnere, welche Gebärde mein Leib machte. Die böſen Menſchen aber, welche Seele und Augen mehr auf mich gerichtet hatten, als auf Gott, können es euch ja ſagen. Wären ſie mit ihren Gedanken bei Gott geweſen, ſo hätten ſie nicht darauf geachtet, was ich thue.

Der Biſchof nahm die Entſchuldigung an und erkannte Danti als einen weiſen Mann, und hielt dieſe Neider für große Eſel.

XVI. Benvenuto Cellini.

1500.

52. Die Nietung des Diamants.

(Rev. I. Taſſi I, 281.)

Diamanten jeder Art muß man mit der Sorgfalt behandeln, welche die Ehre des Meiſters und der Werth des Juwels erfordert. In der Arbeit ſelbſt läßt ſich große Kunſt anbringen, wie einem die verſchiedenen Arten von Geſchmuck dazu Gelegenheit bieten. Um nun auf ein bemerkenswerthes ſprechendes Beiſpiel zu kommen, muß ich wieder von dem großen Diamant reden, welchen ich dem Papſte Paul faßte und den ich nur zu nieten hatte, denn der Ring war ſchon vorhanden; ich hatte Raffaello*), Guaſparri und Gaio gebeten, mir zwei Tage Zeit zu laſſen, während deren ich mit den vorerwähnten Tinten alle möglichen Verſuche machte, wie ſie vielleicht je ein Menſch bei ſolchem Anlaß anſtellte; ſo gelang es mir durch große Anſtrengung eine Zuſammenſetzung zu erreichen, welche auf den beſagten Diamant beſſer wirkte, als die des Meiſters Miliano Targhetta. Und als ich mich vollkommen überzeugte, einen ſo bewundernswürdigen Mann übertroffen zu haben, machte ich mich wiederum mit um ſo größerem Eifer daran, um zu verſuchen, ob ich nun mich ſelber übertreffen könne; denn, wie geſagt, die Behandlung dieſes Diamants war die ſchwerſte, die man ſich auf der Welt vorſtellen konnte, weil er gar zu fein war, und die Kunſt des Juweliers beſtand darin, ihn auf der Tinte zu befeſtigen, nicht mit dem Spiegelchen, von welchem ſpäter

*) Raffaello del Moro. Vgl. Cellini's Leben I, 201 bei Taſſi.

die Rede ſein wird.*) Als ich mit mir zufrieden war, ließ ich drei alte Juweliere rufen, und hatte, bis ſie kamen, alle meine Tinten in Ordnung gebracht. Die drei beſagten Männer kamen in meine Bude und der anmaßende Gaio war der erſte, der hereinkam. Als er nun alle die ſchönen Zurüſtungen ſah, die ich machte, um den Diamant in ihrer Gegenwart zu nieten, ſchüttelte er ſogleich den Kopf und winkte mit den Händen. Dann fing er ſein Geſchwätz an und ſprach: Benvenuto, das ſind lauter Lappereien und Narrenspoſſen. Hole die Tinte des Meiſters Miliano und damit wollen wir nieten. Bring uns nicht um unſere Zeit, denn dieſe iſt uns koſtbar bei den vielen Arbeiten, die mir der Papſt aufgetragen hat.

Der obengenannte Raffaello ſah, daß ich in die erſchrecklichſte Wuth gerieth, und als ein rechtſchaffener Mann, wie er war, und von beſonnenerem Alter, fing er an, die ſchönſten und freundlichſten und gewichtigſten Worte zu reden, die eine Zunge hervorbringen kann; ſodaß er mir Zeit gab, den erſchrecklichen Zorn, der mir gekommen war, verdampfen zu laſſen. Der andere, Meiſter Guaſparri, gleichfalls von römiſcher Abkunft, begann, um jenes große Vieh zu bändigen, zu plaudern und ſagte allerlei ungeſchicktes Zeug, denn er war nicht ſonderlich gewandt in der Rede. Ich aber wandte mich, als ich meinen Zorn einigermaßen gebändigt ſah, zu den drei Männern und ſprach: „Der Gott der Natur hat dem Menſchen in Übung ſeiner Stimme vier Arten verliehen und das ſind folgende: Die erſte nennt man die Rede, ſie iſt die Sache der Vernunft und geht den Dingen auf den Grund; die zweite pflegt man das Sprechen zu nennen, das bezieht ſich auf ſchöne und wackere Worte, die einer mit dem andern wechſelt, wenn ſie auch nicht

*) Darunter verſteht man ein Stückchen Kryſtallglas, das auf einer Seite beſtrichen und unten in den Kaſten eines Juwels gelegt wird.

gerade tief greifen; das dritte ist das Plaudern, wenn man leichtfertiges Zeug vorbringt, das zwar manchmal unterhaltend ist und niemals beleidigt; das vierte aber ist das Geschwätz, und das kommt von Leuten, welche nichts verstehen, und dabei doch sich anstellen, als wüßten sie wunder was. So will ich denn mit euch reden, liebe Herren, und euch meine Gründe sagen. In der That, Meister Raffaello hat hier schön, sehr schön gesprochen. Meister Guasparri hat zu unserer Belustigung uns einiges vorgeplaudert, wenn gleich seine Worte nicht zu unserer Sache gehören. Gaio aber hat wacker darauf los geschwatzt, so widerlich als nur möglich. Weil indeß sein Geschwätz nichts geradezu Beleidigendes hatte, konnte ich mich nicht entschließen, mich darüber zu erzürnen. So habe ich es denn so hingehen lassen. Nun bitte ich euch aber, daß ihr mich den Diamant so jetzt vor euch nieten lasset, und wenn mein Kitt nicht besser ist, als der des Meisters Miliano, so kann ich ja hernach diesen anwenden und zeige wenigstens, daß ich bereit bin, zu lernen.

Nachdem ich ausgeredet hatte, fing der Dummkopf von Gaio an und sprach: So bin ich also ein Schwätzer?

Der brave Raffaello aber brachte es durch seine freundlichen Worte dahin, daß das Vieh ein bischen stille ward, und so begann ich mit meinen obengenannten Kitten den besagten Diamanten zu kitten. Raffaello und Guasparri schauten sehr aufmerksam zu, wie ich den besagten Diamanten kittete. Und zwar kittete ich ihn zuerst mit meinem Kitte, welcher sich so gut ausnahm, daß sie im Zweifel waren, ob ich nicht den Kitt des Miliano übertroffen habe, und mich sehr anerkennend lobten. Da wandte sich Raffaello zu Gaio und sagte: Gaio, da seht den Kitt des Benvenuto! Wenn er nicht den des Miliano übertroffen hat, so ist er ihm doch ganz nahe gekommen. Darum ist es immer gut, junge Leute zu ermuthigen, denen es Ernst ist, ihre Sachen gut zu machen, wie wir bei Benvenuto sehen.

Dann wandte ich mich zu ihnen, dankte dem Raffaello für seine freundlichen Worte und sagte zu ihnen: Zur weitern Probe will ich nun, ihr lieben Freunde, meinen Kitt wegnehmen und vor euren Augen wollen wir dann den des Meisters Miliano anlegen. Alsdann läßt sich besser beurtheilen, auf welchem Kitte der Diamant besser steht.

Ich nahm also sogleich meinen Kitt weg und legte den von Meister Miliano an, worauf Raffaello und Guasparri erklärten, der Diamant nehme sich besser aus auf diesem meinen Kitte, als auf dem Miliano's. So wünschten denn alle drei einstimmig, daß ich ihn auf meinen Kitt zurückbringe und zwar schnell, ehe die Erinnerung des Anblicks vergehe. In Folge dieser Aufforderung brachte ich den Stein gleich wieder auf meinen Kitt zurück, gab ihn ihnen in die Hand und alle drei waren einverstanden. Der erste war Gaio, dessen Eselsgesicht sich ganz aufheiterte und der äußerst freundlich zu mir sagte, ich sei ein Ehrenmann, ein ganzer Kopf; er sehe, daß ich den Diamant mit dem kräftigen Kitte noch einmal so gut gefaßt habe, als Meister Miliano, was er sich nimmermehr als möglich gedacht hätte. Nach dieser Äußerung trat ich ihnen ein bischen keck entgegen, aber doch so bescheiden, daß die Keckheit nicht auffiel, und sagte zu ihnen: Lieben Meister, dieweil ihr mir so viel kräftigen Muth einflößt, aus welchem doch jedes rechte Gut entspringt, möchte ich euch bitten, daß es euch gefällig wäre, meine Richter zu sein, denn dieweil ihr sagt, daß ich Miliano übertroffen habe, mögt ihr nun auch urtheilen, ob ich im Stande sein werde, mich selbst zu übertreffen. Darum wartet auf mich ein halbes Viertelstündchen!

Ich ließ sie sofort allein und ging auf eine Gallerie, wo ich Alles, was ich thun wollte, in Ordnung gebracht hatte. Worin das bestand, werde ich sogleich sagen; ich habe es übrigens sonst niemanden gewiesen. Bei diesem

Diamant erwarb es mir die größte Ehre, wiewol die Sache nicht bei allen andern Diamanten gelingt, noch ohne Nachdenken und Erfahrung, wie ich sie hatte. Ich nahm nämlich ein Körnchen von jenem Kitt, gerade in der rechten Größe, sorgfältig gereinigt von allem Unsaubern, sodaß es so sauber und klar wurde, wie man sich irgend denken kann; und mit größter Genauigkeit breitete ich, nachdem ich den Diamant hinreichend gesäubert hatte, ihn darauf aus bei einem gelinden Feuer. Dann ließ ich es abkühlen, hielt ihn aber immer fest zwischen den Zänglein, die man zum Kitten gebraucht. Als nun, wie gesagt, der reine Kitt über dem Diamant trocken und kalt geworden war, hatte ich schon meine schwarze Tinte bereit, sie war ganz dünn und mit einer gemäßigten Wärme breitete ich sie sachte über den klaren Kitt aus, der den Diamant überzog. Sie entsprach auch dem Wasser des Diamants so gut, daß man meinte, er sei gerade so dick und Alles gehöre und verstehe sich so von selbst. Als das geschehen war, lief ich hinunter und gab ihn dem Meister Raffaello in die Hand. Er aber geberdete sich darüber, als wäre ein wahres Wunder geschehen. Die beiden andern, Guasparri und Gaio, erstaunten nicht minder und lobten mich unmäßig. Gaio aber ward so demüthig, daß er mich um Verzeihung bat. Endlich sagten alle Drei unwillkürlich: Um diesen Diamant zahlte man zwölftausend Thaler, jetzt aber ist er wol zwanzigtausend werth.

Sie priesen meine Hände glücklich und schieden von mir als gute Freunde in bestem Vernehmen.

XVII. Antonio Francesco Grazzini genannt der Lasca.

1503.

---

53. Ein Schwank Lorenzo Medici's.

(3, 10.)

Lorenzo der alte von Medici war ohne Widerrede gewiß einer, wo nicht der erste der allervortrefflichsten Männer, nicht nur der selbst tugendhaften, sondern auch der die Tugend liebenden und belohnenden, die da jemals in der Welt gefeiert wurden. Zu seiner Zeit nun befand sich in Florenz ein Arzt Namens Meister Manente vom Kirchspiel Sanct Stephan, der mehr durch die Erfahrung, als durch Wissenschaft gelehrt worden, und wenn auch in der That sehr kurzweilig und spaßhaft, doch so anmaßlich und unverschämt war, daß man es gar nicht mit ihm aushalten konnte. So liebte er unter Anderem auch über die Maßen den Wein; er gab sich für einen großen Weinkenner und Weinschmecker aus und pflegte sich oftmals, ohne eingeladen zu sein, bei dem Erlauchten einzufinden. Diesem wurde aber seine Zudringlichkeit und Unverschämtheit allmälig so zum Ekel und Überdruß, daß er ihn nicht mehr vor Augen sehen mochte und sich im Stillen vornahm, ihm einen recht auffallenden Streich zu spielen, um sich seiner auf eine Weile und vielleicht für immer zu entledigen. Er hatte nun eines Abends

vernommen, daß Meiſter Manente in dem Wirthshauſe zu den Affen ſich ſo übernommen habe, daß er nicht mehr auf den Füßen ſtehen konnte und der Wirth, als er ſeine Gaſtſtube geſchloſſen, ihn durch die Kellner unter beiden Armen hinausführen oder beſſer hinaustragen laſſen mußte, nachdem ihn ſeine Geſellſchafter verlaſſen. Er wurde nun auf eine große Bank vor die Bude bei Sanct Martin niedergelegt, und dort ſchlief er ſo feſt ein, daß ihn die Bombarden nicht aufgeweckt hätten, und ſchnarchte wie ein Raß. Dies ſchien dem Fürſten die erwünſchteſte Zeit für ſeinen Plan. Er that, als habe er nicht gehört, was jener ſprach, der von ihm berichtete, und ſei mit Anderem beſchäftigt, ſtellte ſich, als wolle er zu Bette gehen, denn es war doch ſchon ziemlich ſpät; übrigens bedurfte ſeine Natur wenig Schlaf und es war immer ſchon Mitternacht, ehe er zur Ruhe kam. Nun ließ er insgeheim zwei ganz zuverläſſige Diener rufen und trug ihnen auf, was ſie zu thun haben. Die Diener gingen ſodann mit verhülltem Geſichte und unerkannt aus dem Palaſte und nach Lorenzo's Auftrage nach Sanct Martin, wo ſie auf die zuvor angegebene Weiſe Meiſter Manente ſchlafend fanden. Sie ergriffen ihn, ſtark und rüſtig wie ſie waren, ſtellten ihn aufrecht auf die Erde und vermummten ihn gleichfalls. Dann ſchritten ſie mit ihm, indem ſie ihn faſt in der Schwebe trugen, von dannen. Als der vom Weine wie vom Schlafe betäubte Arzt fühlte, daß er hinweggeführt wurde, glaubte er ſicher, die Wirthsjungen oder ſeine Zechbrüder und Freunde bringen ihn nach Hauſe; ſo überließ er ſich, ſchläfrig und betrunken, wie nur einer ſein konnte, geduldig der fremden Willkür. Die Diener drehten ſich mit ihm eine Weile in Florenz umher, kamen zuletzt in den Palaſt der Medici, und traten vorſichtig, um von niemanden bemerkt zu werden, durch eine Hinterthüre in den Hof, wo ſie den Erlauchten ganz allein fanden, der ſie mit unausſprechlicher Heiterkeit erwartete. Sie ſtiegen die

erſten Treppen miteinander empor in einen Zwiſchenſtock inmitten des Hauſes und begaben ſich in ein ganz geheimes Zimmer. Dort legten ſie Meiſter Manente auf Lorenzo's Befehl auf ein aufgeſchütteltes Federbett und kleideten ihn ganz leiſe aus bis aufs Hemde, ſodaß er es kaum ſpürte. Es ſah nun aus, wie man einen Todten auszieht. Sie nahmen alle ſeine Kleider mit und ließen ihn liegen hinter wohlverſchloſſener Thüre. — Der Prächtige befahl ſeinen Dienern nochmals reinen Mund zu halten, hob die Kleider des Arztes auf und ſchickte ſogleich nach dem Poſſenreißer Monaco aus, welcher beſſer, als irgend jemand in der Welt alle Perſonen in der Rede nachmachen konnte. Sobald dieſer vor ihm erſchien, führte ihn Lorenzo in ſein Schlafzimmer, entließ ſeine Diener zur Ruhe und ſetzte dem Monaco auseinander, was er von ihm ausgeführt wünſche, worauf er ſelbſt wohlgemuth zu Bette ging. Monaco nahm alle Kleider des Arztes zuſammen, ſchlich ſich heimlich nach dem Hauſe zurück, zog die ſeinigen aus und kleidete ſich von Kopf bis zu Fuß in erſtere; worauf er ſich, ohne jemand ein Wort zu ſagen, entfernte und, als ſchon überall die Frühmette geläutet wurde, nach dem Hauſe Meiſter Manente's ging, welcher damals in der Grabengäſſe wohnte. Da es September war, hatte er ſeine Familie aufs Land nach Mugello geſchickt, nämlich ſeine Frau, ein Knäbchen und die Magd, er ſelbſt war allein in Florenz geblieben und kam nur Nachts zum Schlafen nach Hauſe, denn er ſpeiſte immer im Gaſthauſe mit Geſellſchaft oder im Hauſe ſeiner Freunde. Sowie nun der als Meiſter Manente verkleidete Monaco bei deſſen Hauſe angekommen war, holte er den Schlüſſel aus der Taſche, ſchloß ohne Beſchwerde die Thüre auf, verſchloß ſie wieder hinter ſich und legte ſich munter und guter Dinge darüber, dem Erlauchten dienſtlich zu ſein und zu gleicher Zeit den Arzt zu prellen, zu Bette. Indeſſen kam der Tag. Als Monaco bis zur dritten Stunde nach Sonnenaufgang

geſchlafen hatte, ſprang er von ſeinem Lager auf, zog die Kleider des Arztes an und einen langen Hausrock über das Wams, ſetzte ſich einen großen Hut auf den Kopf und rief des Arztes Stimme nachahmend von dem nach dem Hofe zu gehenden Fenſter aus einer ſeiner Nachbarinnen zu, er fühle ſich ein wenig unpaß, er habe etwas Schmerzen am Halſe, den er ſich wohlweislich mit Werg und Fettwolle umwickelt hatte. Die Stadt Florenz ſtand eben damals im Verdachte, von der Peſt angeſteckt zu ſein, die bereits in einigen Häuſern in den letzten Tagen ſich gezeigt hatte. Die Nachbarin erkundigte ſich daher erſt vorſichtig, was er von ihr fordere. Monaco bat ſie um ein Paar friſche Eier und um ein wenig Feuer und empfahl ſich ihr. Dann ſtellte er ſich mit Worten und Geberden, als könne er nicht mehr aufrecht bleiben, und entfernte ſich vom Fenſter. Die gute Frau holte Eier und Feuer herbei, rief ihrem Nachbar mehrmals und that ihm zu wiſſen, daß ſie ihm beides vor die Thüre nach der Straße ſtellen werde, und vollbrachte es. Dreiſt, als ob er Meiſter Manente wäre, ging Monaco, mit ſeinem langen Hausrocke bekleidet, und mit dem großen in die Augen gedrückten Hute bedeckt, an den Eingang, nahm die Eier und das Feuer auf und ſchlich damit ins Haus zurück, wie wenn er ſich nicht mehr auf den Beinen erhalten könnte; und den Hals hatte er dabei über und über verbunden, ſodaß ihn alle Nachbarn, die ihn ſahen, zu ihrem Leidweſen ſchon ganz mit Peſtbeulen bedeckt glaubten. — Das Gerücht von dieſem Vorfalle verbreitete ſich plötzlich in der Stadt und zog denn auch einen Bruder von Meiſter Manente's Frau, welcher ein Goldſchmied Namens Niccolajo war, im Fluge herbei, um ſich zu erkundigen, wie die Sache ſtehe. Er pochte an die Thüre, pochte abermals, erhielt aber keine Antwort, weil Monaco ſeine guten Gründe hatte, nicht darauf zu hören. Hingegen beſtätigte ihm die ganze Nachbarſchaft, daß der Arzt

ohne Zweifel die Peſt habe. In dieſem Augenblick ritt Lorenzo wie von ungefähr in Geſellſchaft vieler Edelleute die Straße entlang und fragte, als er hier Leute beiſammenſtehen ſah, was das bedeute. Der Goldſchmied antwortete, man befürchte ſehr, Meiſter Manente möchte von der Peſt angeſteckt ſein. Der Erlauchte ſprach, es werde wohlgethan ſein, dem Kranken einen Wärter beizugeben, und ließ dem Niccolajo eröffnen, er ſolle in ſeinem Namen nach Santa Maria Nuova gehen und ſich für Meſſere einen tüchtigen und erfahrenen Mann geben laſſen. Der Goldſchmied machte ſich eiligſt auf den Weg, richtete dem Spitalverwalter ſeinen Auftrag aus und erhielt ſofort einen Wärter, den Lorenzo bereits in ſein Geheimniß gezogen und zu dem, was er zu thun habe, abgerichtet hatte. Lorenzo, der erlauchte, war indeſſen ab und zugeritten und erwartete ſie an der Ecke der Allerheiligenſtraße; dann ritt er ihnen entgegen, that, als ſchließe er den Miethvertrag mit dem Wärter ab, und empfahl ihm Meiſter Manente auf das Dringendſte. Er ließ ihn ins Haus treten, nachdem er die Thüre durch einen Schloſſer hatte öffnen laſſen. Nach einer kleinen Weile trat der Wärter an das Fenſter und rief heraus, der Arzt habe eine Peſtbeule am Halſe ſo groß wie eine Pfirſche, er könne ſich nicht vom Bette erheben und liege halbtodt da, er werde ihm jedoch alle mögliche Hilfe leiſten. Lorenzo beauftragte den Goldſchmied, für ihn und den Kranken Speiſe herbeizuſchaffen, ließ das Peſtzeichen an das Haus befeſtigen und ritt ſeines Wegs, indem er in Worten und Geberden nun reges Mitleid mit dem Arzte an den Tag legte. Der Krankenwärter ging zum Monaco hinein, der vor Luſt und Lachen faſt berſten wollte. Der Goldſchmied brachte Eſſen in Menge, im Hauſe ſelbſt fanden ſie Pöckelfleiſch und zapften ein Fäßchen trefflichen Wein an und hielten ſo für den Abend einen wahrhaft päpſtlichen Schmaus. — Unterdeſſen hatte Meiſter Manente die Nacht und den folgenden

Tag ununterbrochen geſchlafen und wußte, als er ſich bei ſeinem Erwachen im Bett und im Dunkeln wiederfand, ſich nicht zu beſinnen, wo er ſei, zu Hauſe oder anderswo. Bei ſich ſelbſt darüber nachdenkend erinnerte er ſich endlich, wie er in den Affen zuletzt mit Burchiello, mit dem Succia und mit dem Makler Biondo getrunken hatte, darauf eingeſchlafen und nach ſeinem Dafürhalten nach Hauſe gebracht worden war. Er ſprang aus dem Bette, taſtete vorſichtig nach einem Fenſter rings umher, fand aber keines, wo er glaubte, es müſſe eines ſein; ſo tappte er denn fort, bis er die Thüre eines Abtritts fand. Dort entleerte er die Flüſſigkeit, wozu es ihn ſehr drängte, und verrichtete ſeine Nothdurft, drehte ſich dann wieder in dem Gemache umher und kehrte endlich voll Angſt und Erſtaunens in das Bette zurück, denn er wußte gar nicht mehr, ob er in dieſer oder in der andern Welt lebte. Er durchlief in ſeinem Gedächtniſſe Alles, was ihm begegnet war, von Neuem; da ihm aber allmälig der Hunger zu kommen anfing, fühlte er ſich mehrmals verſucht zu rufen. Doch hielt ihn die Angſt zurück, er ſchwieg und wartete ruhig zu, was aus ihm werden ſollte. — Lorenzo hatte unterdeſſen bereits die Anordnung zu weiterer Durchführung ſeines Planes getroffen, er ſteckte heimlich die beiden Diener in weiße Mönchskutten, die bis auf den Boden reichten und ſetzte ihnen einen großen Kopf auf nach Art derer in der Knechtegaſſe, welche ausſehen als lachten ſie, ſolche ſetzte er ihnen aufs Haupt oder eigentlich auf die Schultern auf; die Köpfe wie die Mönchskutten nahm er aus der Kleiderkammer, worin unzählige andere der verſchiedenſten Gattung ſich befanden, und ebenſo Masken, welche zum Faſching gedient hatten; einer hatte ein bloßes Schwert in der rechten Hand und in der linken eine große weiße brennende Kerze; der andere trug zwei Flaſchen guten Wein bei ſich und in ein Tuch gewickelt zwei Paare Brot und zwei dicke kalte Kapaunen, ein Stück Kalbsbraten und Obſt nach Maßgabe der Jahreszeit.

So mußten sie leise in das Zimmer treten, in welchem der Arzt eingeschlossen lag. Da nun die Kammer von außen verschlossen wurde, schoben sie mit großem Ungestüm den Riegel weg, rissen die Thüre auf, traten ein und verschlossen plötzlich den Eingang hinter sich. Der mit dem Schwerte und der Fackel stellte sich hart an die Thüre, damit der Arzt nicht etwa hinlaufe und sie öffne. Als Meister Manente die Thüre berühren und den Riegel wegschieben hörte, schauderte er zusammen und setzte sich im Bette auf; als er aber die seltsam gekleideten Gestalten eintreten und in der Hand des einen ein Schwert blitzen sah, wurde er von solchem Staunen und Entsetzen übermannt, daß ihm der Schrei, den er ausstoßen wollte, in seinem Munde erstarb und er in Todesangst wie festgewurzelt erwartete, was mit ihm geschehen solle. Gleich darauf aber sah er, daß der andere, welcher die Eßwaaren trug, das Tuch auf einem dem Bette gegenüberliegenden Tische ausbreitete und sodann Brot, Fleisch, Wein, Flaschen und die übrigen Leckerbissen darauf stellte und ihm mit einem Winke bedeutete zuzugreifen. Der Arzt, der den Hunger leibhaftig vor sich gesehen, stand nunmehr stracks auf und fuhr im Hemde und ohne Unterkleider, wie er war, auf die Lebensmittel los; jener aber zeigte ihm auf einen Schlafrock und ein Paar Pantoffeln, die auf einem Ruhebette lagen und bedeutete ihm beides anzulegen, worauf Meister Manente dann mit dem besten Appetite von der Welt sich über das Essen hermachte. Mit Blitzesschnelle öffneten nun die beiden Gestalten die Thüre, glitten aus dem Gemach, schoben den Riegel vor und ließen jenen ohne Licht zurück. Sodann zogen sie sich aus und erstatteten dem Erlauchten ausführlichen Bericht. Meister Manente fand seinen Mund auch in der Dunkelheit mit seinen Kapaunen und dem Kalbsbraten, trank aus der Flasche und lüpfte ganz erstaunlich, indem er bei sich selbst sprach: Es geht mir doch nicht gar zu schlimm. Sei es wie es will, so viel weiß ich, wenn

ich ſterben muß, ſo will ich heute nicht mit leerem Magen ſterben.

Er legte die Überbleibſel ſeiner Mahlzeit, ſo gut es gehen wollte, in das Tiſchtuch zuſammen und kehrte in ſein Bett zurück, wobei es ihm doch ſeltſam bedäuchte, ſo allein im Dunkeln zu ſein, ohne zu wiſſen, wo und wie und von wem er hierhergebracht worden und wann er von hier loskommen werde. Doch wenn er ſich der lachenden Carnevalsmasken erinnerte, ſo mußte er auch lachen, denn das ſchmackhafte Eſſen war ihm ganz recht geweſen und er lobte vornehmlich den guten Wein, von welchem er nicht viel weniger, als eine Flaſche, ausgeſtochen hatte. Des feſten Glaubens, es ſei Alles nur ein von ſeinen guten Freunden angelegter Schwank, überließ er ſich der Hoffnung, über lang oder kurz das Licht des Tages wieder zu erblicken, und in dieſen angenehmen Vorſtellungen verſank er in Schlaf. — Am Morgen trat der Krankenwärter bei Zeiten an das Fenſter und rief offen den Nachbarsleuten und dem Goldſchmied zu, der Meiſter habe die Nacht über leidlich geſchlafen, die Peſtbeule komme heraus, er unterſtütze ihn mit Mehlumſchlägen und habe die beſte Hoffnung. Als es nun Abend wurde, fand der Erlauchte zur Fortſetzung ſeines Scherzes die beſte Gelegenheit und ein Vorfall kam ihm zu Statten, worauf er dem Monaco und dem Krankenwärter zu wiſſen thun ließ, was ſie zu thun hatten. Es war nämlich an dieſem Tage um die dritte Morgenſtunde ein Roßkamm, der ſich Franciosino nannte, indem er auf dem Platz von Santa Maria Novella ein Pferd zuritt und galoppiren ließ, mit ihm geſtürzt und hatte durch einen mir nicht näher bekannten Umſtand dabei den Hals gebrochen, während das Pferd nicht den mindeſten Schaden nahm. Die Leute eilten hinzu, um ihm aufſtehen zu helfen, fanden aber, daß er bereits das Bewußtſein verloren hatte. Man nahm ihn daher auf und trug ihn in das nahegelegene Hoſpital von San Pagolo; dort

zog man ihn aus, um zu sehen, ob man ihn wieder zum Leben bringen könne, fand ihn aber todt und das Genick gebrochen. Daher machte man die wenigen Kleider, die er auf dem Leibe gehabt, zu Geld, und einige Freunde übergaben ihn als Fremden den Brüdern von Santa Maria Novella, um ihn nach der Vesper zu beerdigen. Diese brachten ihn in eines der Gräber außen unter der Treppe, der Hauptthüre der Kirche gegenüber. Monaco und sein Gesellschafter hatten von der Willensmeinung Lorenzo's Kunde erhalten: um das Ave Maria trat der Wärter an das Fenster und rief, der Arzt habe einen so bedenklichen Anfall bekommen, daß er alle Hoffnung aufgebe; die Pestbeule verenge ihm dergestalt den Hals, daß er kaum zu Athem kommen könne, geschweige denn zu reden im Stande sei. Deshalb erschien der Goldschmied am Hause und wünschte, seinen Schwager doch noch ein Testament machen zu lassen. Der Wärter gab ihm aber zu bedenken, daß dies jetzt doch nicht wohl thunlich sei, und so wurden sie einig, den Kranken des andern Morgens, wenn er sich bis dahin nicht gebessert habe, beichten und communiciren und seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen. Indessen kam die Nacht, und als zwei Drittheile derselben vorüber waren, gingen die zwei Diener heimlich im Auftrage des Erlauchten auf den Kirchhof von Santa Maria Novella, nahmen den Franciosino aus dem Grabe, in das er kurz zuvor gebracht worden war, und trugen ihn auf dem Rücken in die Grabenstraße in das Haus des Meister Manente. Monaco und der Wärter harrten an der Thüre, nahmen ihn stille ab und brachten ihn hinein, die Stallknechte aber entfernten sich wieder, ohne von jemand gesehen worden zu sein. Monaco und der Wärter machten ein großes Feuer auf, tranken wacker und machten dem Todten ein Kleid von schöner neuer Leinwand. Sodann verbanden sie ihm den Hals mit gesalbtem Werg, machten ihm durch

Draufschlagen ein geschwollenes blaues Gesicht und legten ihn ausgestreckt auf einen Tisch im Erdgeschosse nieder. Auch setzten sie ihm ein großes Baret auf, welches Meister Manente an Ostern zu tragen pflegte, bedeckten ihn über und über mit Pomeranzenblättern und gingen schlafen. Der Tag aber war nicht so bald erschienen, als der Wärter unter Thränen der Nachbarschaft und den Vorübergehenden kund that, wie Meister Manente gegen Tages Anbruch aus diesem irdischen Leben dahingeschieden sei. Die Nachricht verbreitete sich augenblicklich durch ganz Florenz; als daher der Goldschmied es vernommen, lief er eilends hin und vernahm von dem Wärter den ganzen Hergang umständlich; und da nun keine andere Hilfe war, beschlossen sie, ihn am Abend zu bestatten. Der Goldschmied ließ es dem Gesundheitsamte anzeigen und so warteten sie bis dreiundzwanzig Uhr d. i. eine Stunde vor Sonnenuntergang, nachdem sie auch die Brüder von Santa Maria Novella und die Priester von San Pagolo benachrichtigt hatten, bis zu der festgesetzten Zeit jeder an seinem Platze war. Mönche und Weltgeistliche zogen ein Stück Weges voraus, dann kamen die Pestleichenträger in ziemlicher Entfernung und nahmen aus dem Unterstock des Hauses den Roßkamm Francioſino an Statt des Arztes Meister Manente, wofür sie ihn unzweifelhaft hielten, sowie alle die ihn sahen, obgleich allgemein behauptet wurde, er sei sehr entstellt; man dachte aber, das komme von der Krankheit, und einer sagte zum andern: Sieh doch zu, wie der Flecken im Gesichte hat. Es hat ihm doch recht mitgespielt, das muß ich sagen.

Die Mönche und Priester schritten nun singend in die Kirche, um die heiligen Gebräuche zu vollziehen, die Träger aber warfen in das erste Grab, das sie an der Treppe fanden, kopfüber den Todten hinab, verschlossen es so schnell als möglich wieder und gingen an ihre Geschäfte zurück. Dem ganzen Leichenbegängnisse hatten aus

der Ferne Tausende zugesehen, die sich die Nasen zuhielten, an Essig, Blumen und Kräuter rochen und die feste innerliche Überzeugung nährten, daß Meister Manente vor ihren Augen zur Erde bestattet worden sei. Seine Gestalt war auch um so leichter nachzuahmen, weil dazumal jedermann mit geschorenem Barte ging, und da man die Leiche aus seinem Hause herauskommen sah und mit dem Hute, der ihm das halbe Gesicht bedeckte, zweifelte niemand an der Sache. Als nun der Todte aus dem Hause entfernt und beerdigt war, empfahl der Goldschmied das Haus und die Habe dem Wärter und ging hin, um ihm ein Nachtessen zu schicken, und zwar ein gutes, damit er mit um so größerem Eifer und Liebe seine Schuldigkeit thue. Dann sandte er einen Eilboten an seine Schwester mit der Nachricht, ihr Mann sei schon gestorben und begraben, sie möge also nicht nach Florenz kommen, sondern ihm und seiner Besorgung Haus und Eigenthum allein übergeben, im Übrigen sich trösten und zufrieden leben, um nur auf die Erziehung ihres Söhnleins Bedacht zu nehmen. — Beim Anbruch der Nacht und nachdem sich Monaco mit Speise und Trank gütlich gethan, wobei er sich sehr in Acht nahm, nicht gesehen zu werden, ließ er den Diener allein und schlich sich ganz leise nach Hause. Am folgenden Tage besuchte er Lorenzo; sie lachten miteinander über den Streich, der ihnen so wunderbar gelungen war, und trafen die fernern Anordnungen, um ihn zu Ende zu führen. So gingen vier bis sechs Tage hin, während welcher indeß nicht versäumt worden war dem Arzte Morgens und Abends reichliches Essen zu schicken durch die zwei Verkleideten mit den großen immer auf gleiche Weise lachenden Köpfen. Eines Morgens nun, vier Stunden vor Tag wurde auf Antrag des Erlauchten das Zimmer von den zwei Großköpfen geöffnet und der Arzt zum Aufstehen bewogen. Durch Geberden nöthigten sie ihn ein Kamisol von rothem Wollenzeug und ebenso ein Paar

lange Hosen nach Matrosenart aus demselben Stoffe anzuziehen und eine griechische Mütze aufzusetzen, legten ihm sodann Handschellen an, warfen ihm den Regenmantel über den Kopf und wickelten ihn darein, sodaß er keinen Stich mehr sah. In dieser Vermummung führten sie ihn aus dem Zimmer und geleiteten ihn in den Hof; er war aber so bekümmert und voll Herzensangst, daß er zitterte, als hätte er das Fieber. Dann hoben sie ihn auf und legten ihn in eine Sänfte, welche von zwei sehr rüstigen Maulthieren getragen und so gut verschlossen wurde, daß von innen nicht geöffnet werden konnte. Nun ging es auf und davon nach dem Kreuzthore, die zwei Stallknechte in ihrer gewöhnlichen Tracht machten die Zugführer; bei ihrer Ankunft wurde das Thor plötzlich geöffnet und sie zogen lustig ihres Weges weiter. Meister Manente fühlte sich getragen, ohne zu wissen, von wem und wohin, weshalb er in Angst und großem Erstaunen war. Als er aber später, sobald es Tag ward, die Stimme der Landleute und den Trott der Thiere vernahm, war er im Zweifel, ob er träume, doch nahm er sich vor, gutes Muths zu sein und sprach sich selber tröstend zu. Die Diener aber redeten nichts, was man hören konnte, und gingen weiter, ruhten aus und aßen, wenn es ihnen gelegen war, und richteten sich so ein, daß sie gerade um Mitternacht in der Einsiedelei von Camaldoli ankamen. Der Guardian empfing sie freundlich an der Pforte, ließ die Sänfte ein und begab sich mit ihnen, nachdem sie die Maulthiere in den Stall gebracht, durch sein Zimmer in ein kleines Nebengemach und von dort durch eine Schreibstube in einen kleinen Saal, wo der Guardian das Fenster hatte vermauern lassen und das mit einem kleinen Bette, einem Tische und Schemel, auch einem Kamine und einer andern Nothwendigkeit versehen war. Das Zimmerchen ging auf einen sehr hohen einsamen Abhang, wohin sich weder Menschen noch Thiere jemals verirrten; es war an dem entlegensten Theile des Klosters.

Man hörte von dort niemals ein Geräusch, außer von Wind und Gewitter, und manchmal das Glöcklein, welches zum Ave Maria oder zur Messe läutete oder die Klosterbrüder zur Mittags- und Abendmahlzeit rief. So schien es den Knechten zu ihrem Vorhaben sehr tauglich zu sein. Sie gingen in das Gastzimmer zurück, wo sie den Tragsessel hatten stehen lassen, zogen den Arzt, halbtodt vor Hunger und Durst und durch die Ermüdung und Angst in einem Zustande, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, hervor, wickelten ihm den Kopf abermals ein und schleppten ihn in das für ihn eingerichtete Gemach, wo sie ihn auf seine Lagerstatt absetzten und ihn, ohne ihm jedoch die Handschellen abzunehmen, sich selbst überließen. Darauf entfernten sie sich und begaben sich nach dem Zimmer des Guardians, wohin auf ihr Gebot sogleich zwei Laienbrüder kamen, um durch Anschauung den vollständigen Unterricht darüber zu erhalten, was sie zu thun hätten in Beziehung auf die fernere Obhut und Bedienung des Meisters Manente, wozu sie indeß von dem Erlauchten besondere Weisung erhalten hatten. Die Diener hatten indessen die Kleider angezogen, welche sie früher getragen hatten, nebst den lachenden Köpfen, mit dem Schwerte, der Fackel, kurz ganz mit demselben Aufzug, den sie in Florenz gehabt hatten. So überbrachte man dem Arzt ein reichliches Abendessen, welches der Bruder hatte zurüsten lassen. Sobald Meister Manente die zwei Großköpfe in der gewohnten Weise erscheinen sah, erheiterte er sich vollständig. Sobald der Truchsäß die Speisen auf den Tisch gestellt hatte, ging er auf ihn zu, nahm ihm die Handfesseln ab und bedeutete ihm, sich in gewohnter Weise zu verhalten. Meister Manente voll Hunger und Durst stürzte sich wie ein Taucher auf den Boden herab und verschlang was er Eßbares und Trinkbares vorfand. Die Beiden aber öffneten die Thüre, gingen sogleich wieder weg und ließen ihn im Dunkel zurück. Um alles mit anzusehen waren die Laienbrüder

auf den obern Boden gegangen, hatten ganz leise einen Backstein ausgehoben und durch die Öffnung alles Einzelne, was unten vorging, genau gesehen. Dann gingen sie dahin, wo die Knechte waren, welche sich auszogen und jenen die Kleider nebst den andern Siebensachen übergaben. Sodann aßen diese und erfrischten sich und da sie ganz müde und schlaftrunken waren, gingen sie zur Ruhe. Des andern Morgens aber nachdem die Knechte ausgeschlafen und ihr Frühstück eingenommen hatten, ermahnten sie nochmals den Guardian und die Laienbrüder, wenn sie dem Gefangenen Morgens und Abends seine Lebensmittel bringen, ja genau immer dieselben Gebräuche zu beobachten, dann nahmen sie Abschied und traten mit ihrer Sänfte den Rückweg an nach Florenz, wo sie dem Erlauchten zu seiner großen Freude und Erheiterung ausführlich über alles Einzelne Bericht abstatteten. — Unterdessen hatte der Krankenwärter seine Pestwache beendigt, war, von dem Goldschmied bezahlt, nach Santa Maria Nuova zurückgekehrt und hatte Haus und Habe Manente's jenem wieder übergeben. Meister Manente's Gattin kam in Witwenkleidern nach Florenz zurück; sie betrauerte mit ihrem Söhnchen und ihrer Magd einige Zeit den Tod des Gatten und lebte in ziemlicher Behaglichkeit. — Die Laienbrüder brachten jeden Abend und jeden Morgen, wie sie es gesehen hatten, zu gewissen Stunden dem Arzte zu essen, und dieser beschäftigte sich, da er nichts Besseres zu thun wußte, mit nichts anderem, als seinen Bauch zu füllen und zu schlafen, und sah niemals Licht, als wenn jene ihm die Nahrung brachten. Er konnte sich nicht vorstellen, wo er war, noch wer seine Diener waren, er fürchtete in irgend ein verzaubertes Schloß gerathen zu sein. So that er nichts, als essen und trinken in Fülle und träumen und, wenn er wachte, Luftschlösser bauen. — Um diese Zeit begab es sich, daß Lorenzo, wegen sehr wichtiger Angelegenheiten des Staats und der städtischen Verwaltung, aus Florenz

sich entfernen mußte; es dauerte ein Paar Monate, bis er zurückkam, und hernach war er wieder mit höchst dringenden Angelegenheiten beschäftigt, sodaß er einige Zeit gar nicht mehr an Meister Manente dachte, bis er eines Tages zufällig einen der Camaldolenser Mönche vorübereiten sah, welche die Geschäfte des Klosters besorgen. Da fiel ihm denn plötzlich der Arzt ein. Der Erlauchte ließ den Mönch rufen und gab ihm, da er von ihm hörte, er gehe am nächsten Morgen nach der Einsiedelei zurück, einen Brief, mit dem Auftrage, ihn in seinem Namen dem Guardian zuzustellen. Der Mönch übernahm das Schreiben ehrfurchtsvoll und versprach, es richtig zu bestellen, was er seiner Zeit und seines Ortes that. — Es war bis dahin mancherlei Neues vorgefallen. Zuerst hatte sich Manente's Weib nach sechsmonatlicher Witwenschaft abermals verheirathet an einen Goldschmied Michelagnolo, den Genossen ihres Bruders Niccolajo, welcher ihr sehr dazu zugesprochen, ja sie inständig gebeten hatte, weil dadurch dann der Gesellschaftsvertrag auf zehn Jahre befestigt wurde. Darauf war Niccolajo zu ihr ins Haus gezogen und mit dem Vormunde eins geworden, die Erziehung des Knaben zu besorgen. Von dem Hausgeräthe hatte er ein Inventar aufnehmen lassen und führte ein Leben voller Freude mit seiner Brigida, so hieß die Frau, welche sich bereits von ihm schwanger fühlte. — Der Guardian hatte wohl gehört, daß der Erlauchte verreist sei; da er ihm aber keine andern Verhaltungsbefehle zugesandt, folgte er der bisherigen Ordnung; und da Meister Manente, als die Kälte eintrat, sich sehr unbehaglich fühlte, versah er ihn mit Kohlen, von denen er durch die ihm aufwartenden Großköpfe einige Säcke hintragen und in einen Winkel des Gemachs werfen ließ. Dann wurde ihm das Kamin angezündet und er mit Pantoffeln und Kleidern zum Anziehen und für das Bett versehen. Ferner ließ er die Decke oben durchbrechen und ihm ein Lämpchen herabhängen, welches Tag und Nacht brennend unter-

halten wurde, sodaß es ihm das Zimmer einigermaßen erhellte. So unterschied der Arzt wenigstens, was er aß, und sah, was er that; und um einigermaßen die Unbekannten zu belohnen, welche ihm diesen Vortheil zuwandten, sang er manchmal seine Trinklieder, die er am feuchten Tische einst mit seinen Zechbrüdern zu singen pflegte, und dichtete manchmal aus dem Stegreife; und da er eine schöne Stimme und eine gute Aussprache hatte, sagte er oftmals Stanzen her aus Lorenzo's neu erschienenen Liebeswäldern, womit er den Laienbrüdern und dem Guardian, die ihn allein hören konnten, das größte Vergnügen bereitete. Auf diese Weise vertrieb er sich die Zeit, so gut er konnte, und hatte die Hoffnung fast ganz aufgegeben, jemals wieder das Sonnenlicht zu schauen. — Indessen kam der, welcher dem Pater Guardian den Brief des Erlauchten überbrachte, woraus er den Willen und die Anordnung Lorenzo's vollständig erfuhr; er befahl den Laienbrüdern desselbigen Tages, in der folgenden Nacht zwei bis drei Stunden vor Tag ihn hinwegzuführen, und sagte ihnen, wie und wohin und in welchem Zustande sie ihn verlassen sollten. Als es nun Zeit war, kleideten sich diese in der gewohnten Weise an, gingen zu dem Arzte, hießen ihn aufstehen und brachten ihn mit Geberden dahin, sich in Matrosentracht anzuziehen. Dann legten sie ihm die Handschellen und einen schlechten Mantel an mit einer Kapuze, die bis aufs Kinn ging und führten ihn hinweg. Diesmal dachte Meister Manente, das Ziel seines Lebens sei gekommen, er habe nun den letzten Bissen Brot gegessen. Über die Maßen betrübt, ließ er sich, um nicht noch schlimmer anzukommen, von jenen führen, welche zwei Stunden oder noch länger stark gingen über Stock und Stein immer weiter, bis sie in die Nähe von Vernia kamen, wo sie den Arzt an den Stamm einer sehr hohen Tanne in einem tiefen Thale mit Zaunrüben anbanden, ihm sodann den Mantel und die Handschellen abnahmen und den Hut tief in die Augen drückten.

So ließen sie ihn an den Baum gebunden und flohen mit Windeseile von dannen und auf dem kürzesten Wege, wiewol sie ihre Fackel ausgelöscht hatten, zurück nach Camaldoli, ohne daß jemand sie bemerkt hatte. — Allein geblieben und nur schlaff und los gebunden spitzte Meister Manente eine Zeit lang in ängstlicher Besorgniß die Ohren, und da er nicht das mindeste Geräusch mehr um sich hörte, fing er allmälig an, die Hände an sich zu ziehen, indem er sich von seinen leichten Fesseln ohne Schwierigkeit befreite. Ebenso schob er den Hut vor seinen Augen hinweg, schlug sie empor und erblickte zwischen den Bäumen hindurch ein Stück des gestirnten Himmels, woraus er sich zu seiner größten Freude und Verwunderung überzeugte, im Freien und außer dem Kerker zu sein. Er ließ die Augen umherschweifen und schaute genauer aus, denn schon begann es Tag zu werden. Da sah er die Tannen um sich her und das Gras unter seinen Füßen: so hielt er sich überzeugt, in einem Walde zu sein. Er erwartete indessen noch immer etwas Neues und Ungewöhnliches und blieb daher still und regungslos auf seinem Platze stehen, und hatte kaum den Muth zu athmen, um nur nicht gehört zu werden, denn er meinte noch fortwährend, die lachenden Larven sich auf der Haube zu sehen, wie sie ihm wieder die Handfesseln anlegen und ihn von dannen führen wollen. Erst als es heller lichter Tag um ihn ward, die Sonne mit ihren leuchtenden Strahlen schon jedes Dunkel durchdrang und er weder Menschen noch Thiere in seiner Umgebung sah, faßte er das Herz, auf einem schmalen Fußpfade die steile Anhöhe vor sich emporzuklimmen, um aus diesem Thale wegzukommen, und war nun endlich seiner Sache gewiß, wieder in die Welt eingetreten zu sein. Er war nicht über eine Viertelmeile weit gegangen, so hatte er den Gipfel des Berges erreicht und kam auf eine sehr besuchte Straße, auf welcher er einen Fuhrmann einherkommen sah mit drei mit Getraide beladenen

Mauleseln. Er ging ihm rasch entgegen und fragte ihn nach der Gegend und wie der Ort heiße, an welchem er sich befinde. Der Mauleseltreiber antwortete rasch, es sei die Vernia, und fügte hinzu: Was Teufels bist du blind? Siehst du nicht dort San Francesco?

Dabei wies er auf die Kirche, welche am Berge stand und nicht viel über zwei Armbrustschußweiten von ihnen weg lag. Meister Manente dankte ihm, fühlte sich nun sogleich wieder in der Gegend zu Hause, die er mit seinen Freunden öfters zum Vergnügen besucht hatte, und pries und lobte Gott, indem er die Hände zum Himmel emporhob und sich wie neugeboren fühlte. Er schlug den Weg zur Rechten ein und ging in seinem rothen Fischeranzuge stracks auf das Kloster zu, wo er frühzeitig ankam und einen Mailänder Edelmann antraf, der in Gesellschaft eines andern Mailänders mit Pferden und Dienern aus Florenz gekommen war, um diesen heiligen Ort zu besuchen, an welchem der andächtige San Francesco Buße gethan hatte. Am vergangenen Abende aber hatte er ausgleitend sich den Fuß aufgeschlagen und verrenkt und sodann durch eine zugetretene Erkältung sich in der Nacht eine Geschwulst und solche Schmerzen zugezogen, daß er sich am Morgen weder regen noch die geringste Berührung dieses Gliedes ertragen konnte, sodaß er sich gezwungen sah, das Bett zu hüten. Auf Anrathen der Mönche wollte er eben nach Bibbiena schicken, um einen Arzt kommen zu lassen, als Meister Manente mit einem Gruße vor sie trat und nachdem er sich die Ursache des Übels des Edelmanns hatte sagen lassen, die Brüder versicherte, sie haben nicht nöthig, anderwärts nach Ärzten auszusenden, denn er getraue sich, den Edelmann in einer halben Viertelstunde von seinen Schmerzen zu befreien und bis zum andern Morgen gänzlich wiederherzustellen. — Wenn auch Meister Manente für einen Arzt in einem seltsamen Aufzuge erschien, so flößte sein Äußeres wie seine Rede dem Mailänder dennoch Vertrauen ein. Er ließ

sich daher von den Brüdern Rosenöl und Myrtenpulver bringen, bestrich ihm die offene Wunde, richtete das ausgerenkte Bein ein, salbte ihn aufs Beste, bepülverte ihm den Fuß und verband ihn sehr fest, sodaß der Schmerz sogleich aufhörte und der Kranke die Nacht über ruhig schlief, während er in der vergangenen Nacht hatte kein Auge zuthun können. Am kommenden Morgen stand er auf und fand sich so frei, daß er nicht nur den Fuß auf den Boden setzte, sondern selbst leicht umhergehen konnte. Er ließ sich daher die Pferde satteln, trank mit den Mönchen, schenkte dem Arzte zwei Ducaten und begab sich auf den Rückweg nach Florenz. Der vergnügte Meister Manente nahm gleichfalls die Gastfreundschaft der Mönche in Anspruch, verabschiedete sich sodann von ihnen und schlug den Weg nach Mugello ein, um auf sein Landgut zu gelangen, welches er nach einem rüstigen Marsche Abends im Augenblicke des Sonnenuntergangs erreichte. Er rief nun seinen Bauern laut bei Namen, erhielt aber von einem kleinen Jungen die Antwort, derselbe sei jetzt auf einer andern, eine gute Strecke entfernten Meierei. Dem Arzte kam diese Antwort wunderlich vor, und er konnte sich nicht darüber beruhigen, daß seine Frau ohne seine Zustimmung den Mann verabschiedet und das Gut anderweit verpachtet habe; er sagte auch zu dem Burschen, er solle seinen Vater herbeirufen, und setzte diesem auseinander, wie er ein großer Freund seines Gebieters sei und ihn bitte, für die Nacht ihm ein Unterkommen zu gewähren. Da ihn der Landmann aber auf diese Weise gekleidet sah, faßte er Verdacht und beantwortete nicht sogleich sein Verlangen. Indessen wußte Meister Manente den Zweifelhaften so wohl zu überreden und zu beschwichtigen, daß er es am Ende zufrieden war und ihn aufnahm; besonders tröstete es ihn, daß er keine Waffen bei ihm wahrnahm; doch hatte er sich vorgenommen ihn hinten in die Hütte zu verweisen. Er nahm ihn also ins Haus, der Tisch wurde

gedeckt und ſie hielten eine magere Abendmahlzeit. Entſchloſſen ſich nicht zu entdecken, richtete Meiſter Manente durchaus keine Fragen in Betreff des Gutes und ſeines Weibes an den Bauer; da er aber auf einem Brette ein Schreibzeug und Papier erblickte, denn der Pachter war zugleich der Schulze der Gemeinde, ſo forderte er Schreibzeug und es wurde ihm gebracht. Er ſchrieb nun einen kurzen Brief an ſeine Frau und ſprach zu dem jungen Bauerburſchen: Ich gebe dir einen Carlin, geh mir morgen früh bei Zeit nach Florenz und gib dieſen Brief deiner Herrin, die wird dir dann ſchon ſagen, was du weiter zu thun haſt.

Dieſer ſtimmte mit Genehmigung ſeines Vater zu, führte den Arzt auf das Stroh und verſchloß den Schuppen hinter ihm. Meiſter Manente ließ ſich alles geduldig gefallen und ſagte bei ſich ſelbſt: Morgen wirſt du ſchon die Mütze vor mir abziehen und dich glücklich ſchätzen, wenn ich dich im Dienſte behalte.

So richtete er ſich auf ſeinem Strohlager ein, ſo gut er konnte, und ſchickte ſich zum Schlafen an. Am Morgen ſobald es zu dämmern anfing, machte der Burſche, der ſchon am Abend zuvor den Carlin und den Brief erhalten hatte, ſich nach Florenz auf, kam um die Zeit des Frühmahls an das Haus ſeines Gutsherrn und übergab der Mona Brigida den Brief, welchen ſie ſogleich erbrach und worin ſie die Hand ihres erſten Gemahls zu erkennen glaubte. Als ſie ihn aber las, wurde ſie von Schmerz und Erſtaunen dermaßen ergriffen, daß ſie nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, und gar nicht wußte, ob ſie nur noch in der Welt ſei. Sie fragte aber den Bauern umſtändlich nach Alter, Geſtalt und Angeſicht des fremden Mannes, welcher ihn abgeſandt, hörte mit immer wachſendem Erſtaunen und Schmerz zu und ließ alsbald durch ihre Magd ihren Gatten Michelagnolo aus der Werkſtätte zu ſich entbieten. Er kam, las den Brief und war auch ſeinerſeits ihrer Meinung, daß die Hand-

schrift der des Meisters Manente gleichsehe, ja genau dieselbe sei, wußte aber freilich auch gewiß, daß dieser todt sei, und wußte somit ebenso gewiß, daß das Schreiben von jemand anders herrühren müsse, und das müsse ein rechter Gauner sein, der die Frau auf eine so unerhörte Weise zu überlisten gedenke. Der Inhalt des Briefes war nämlich folgender: er thue seiner geliebten Gattin hiermit zu wissen, daß er nach mannichfaltigen und seltsamen Schicksalen und nachdem er länger als ein Jahr in steter Todesangst eingesperrt gehalten worden, endlich wie durch ein Wunder Gottes aller Gefahr entronnen sei, wie er ihr mündlich alles umständlich erzählen werde; gegenwärtig beschränke er sich darauf, ihr zu sagen, daß er frisch und gesund auf ihrem Landgute angekommen sei, und sie zu bitten, dies in Florenz überall bekannt zu machen, ihm sein Maulthier, seinen Rock, Regenmantel, die großen Stiefel und den Hut hinauszusenden und dem neuen Pächter kund zu thun, daß er als Meister Manente ihr Ehegatte sein Gebieter sei, damit er ihm sein Haus eröffne, um die Nacht über bequem zu ruhen und am andern Morgen zeitig nach Florenz zu kommen und sie zu trösten. — Michelagnolo schrieb nun voll Gift und Galle im Namen seiner Frau einen Brief, der Hände und Füße hatte, und drohte ihm, wofern er nicht ungesäumt seines Weges ziehe, selbst zu ihm hinauszukommen, um ihn tüchtig abzuprügeln oder ihm den Büttel über den Hals zu schicken. Zudem gab er dem Bauernjungen noch den mündlichen Auftrag an seinen Vater mit, den fremden Abenteurer zum Henker zu jagen. Der Junge ging eilig nach seinem Dorfe und Michelagnolo kehrte in seine Werkstatt zurück, Brigida aber blieb in schmerzlicher Verwunderung befangen zu Hause. — Desselben Morgens lustwandelte Meister Manente nach dem Vogelherde, etwa drei Meilen von seinem Gute, gab sich aber dem Wirthe, der sein Freund war, nicht zu erkennen, sondern gab sich für einen Albanesen aus;

er speiste lustig und wohlgemuth mit ihm zu Mittag und schlenderte am Abend in der besten Stimmung nach Hause, wo er in der festen Überzeugung, als Herr anerkannt und empfangen zu werden, sich schon vorgesetzt hatte, einem Paar Kapphähnen die Hälse umdrehen zu lassen, die er am Morgen hatte mit den Schnäbeln auf der Tenne herumpicken sehen. — Er war kaum in die Nähe seiner Wohnung gelangt, als ihm der bereits zurückgekehrte Knabe entgegengelaufen kam und mit einem sauern Gesichte, ohne nur einen Bückling zu machen, den Brief, der ohne Aufschrift und Siegel war, einhändigte. Hierüber verwunderte sich Meister Manente gleich von vorn herein und es betrübte ihn; ja, es däuchte ihn der Anfang zu einem traurigen Ende. Als er ihn aber seiner ganzen Länge nach durchlesen hatte, gerieth er vor Staunen und Schmerz so außer sich, daß er weder todt noch lebendig schien. Mittlerweile kam auch der alte Bauer hinzu, dem der Sohn bereits seine mündliche Botschaft ausgerichtet hatte, und sagte ihm mit dürren Worten, er möge sich nach einer andern Herberge für die Nacht umsehen, da sein Herr ihm befohlen habe, ihm unverzüglich die Thüre zu weisen. Wie empfindlich es den armen Meister Manente auch kränken mußte, sich also von demjenigen aus seinem Eigenthum verwiesen zu sehen, von dem er nach der Ankunft des Briefes als Gebieter anerkannt zu werden hoffte, so erwiderte er ihm doch gefaßt und sanftmüthig, er werde gehen. Er gerieth beinahe auf die Vermuthung, daß er ein anderer geworden sein möge oder daß es mehr als einen Meister Manente auf der Welt geben müsse, und fragte den Landmann um den Namen seines Herrn. Er empfing die Antwort, es sei der Goldschmied Michelagnolo und seine Frau sei Mona Brigida. Der Arzt erkundigte sich ferner, ob diese Mona Brigida schon früher verheirathet gewesen sei und ob sie Kinder habe.

Ja, antwortete ihm der Bauer, sie hatte früher

einen Arzt, der, wie ich höre, Meister Manente hieß und ihr, als er an der Pest starb, ein Söhnlein Namens Sandrino hinterlassen hat.

Weh mir, fiel ihm der Arzt in die Rede, was sagst du mir da?

Dann fing er an, ihn nach allen Umständen auszuforschen. Der Pächter bedeutete ihm aber, er wisse sonst nichts zu sagen, er sei von Casentino gebürtig und habe erst seit dem August das Gut bezogen. Entschlossen, sich nicht weiter zu erkennen zu geben, schied Meister Manente, da es noch zwei volle Stunden Tag blieb, von dem Bauersmann und begab sich unverzüglich auf den Heimweg nach Florenz, in der Meinung, seine Frau und Verwandten müssen in einem seltsamen Irrthume befangen ihn für todt gehalten haben und eben auf diese Weise zu ihren folgeschweren Schritten verleitet worden sein, denn er kannte den Goldschmied, den Genossen seines Schwagers recht wohl. Unter tausenderlei Gedanken rüstig zuschreitend langte er noch spät Abends im Wirthshaus zum Mühlstein, eine Meile von der Stadt, an; er kehrte daselbst ein, aß nur ein Paar weichgesottene Eier und legte sich zu Bette, wo er sich hin- und herwälzte, ohne auch nur ein Auge schließen zu können. Des andern Morgens stand er bei Zeit auf, bezahlte den Wirth, schlich ganz sachte nach Florenz und betrat die Stadt in der oben erzählten Verkleidung, sodaß er von niemand erkannt wurde, wiewol er viele seiner Bekannten und Freunde auf der Straße traf. Er durchwanderte die halbe Stadt und gelangte endlich auf die Grabengasse, wo er eben seine Frau und den Knaben von der Messe heimkehrend ins Haus treten sah. Er war versichert, daß sie ihn gesehen hatte, und doch machte sie kein Zeichen, daß sie ihn kenne; deshalb änderte er mit einem Male seinen Entschluß und anstatt sie anzureden ging er nach Santa Croce, um seinen Beichtvater Meister Sebastiano aufzusuchen, denn er dachte, er müßte

ein guter Mittelsmann werden, um ſeine Anerkennung von Seiten ſeiner Frau einzuleiten; er wollte ihm Alles anvertrauen, was ihm begegnet war, und ſich mit ihm berathen; als er aber im Kloſter nach ihm fragte, erhielt er zur Antwort, er ſei nach Bologna übergeſiedelt; in Verzweiflung darüber wußte er gar nicht, was er beginnen ſollte. Er lief umher, über den Platz, über den Neumarkt, den Altmarkt, er traf unter andern Bekannten und Freunden den Makler Biondo, den Trommelſchläger Feo, den Meiſter Zenobi della Barba, den Sattler Leonardo und kam zuletzt halb von Sinnen, wie er ſah, daß er fortwährend von keinem Einzigen wiedererkannt ward. Nun war es aber ſchon Mittageſſenszeit geworden, da ging er in die Affen, wo Amadore, einſt ſein innigſter Freund, Wein ſchenkte. Dieſen erſuchte er, ihm beim Eſſen Geſellſchaft zu leiſten, was er auch that. Am Schluſſe des Eſſens ſagte Amadore zu ihm, er meine ihn ſonſt ſchon geſehen zu haben, könne ſich aber nicht darauf beſinnen wo. Meiſter Manente antwortete, es könne ſehr leicht geſchehen ſein, da er lange Zeit in Florenz bei Meiſter Agoſtino in der Baderei am Platze Padella gewohnt habe, wohin er jetzt auch von Livorno zurückkehre, da er der Waſſerfahrten überdrüßig ſei. Während ſo ein Wort das andere gab, beendigten ſie ihre Mahlzeit, und ohne ſich zu erkennen zu geben befriedigte Meiſter Manente den Wirth, ging höchſt bekümmert und erſtaunt, daß jener ihn nicht wiedererkannt habe, hinweg, mit dem feſten Vorſatze, unter allen Umſtänden vor Nacht noch mit ſeinem Weibe zu reden. Er ſchlenderte deshalb ſo lange in der Stadt umher, bis ihm die ſchickliche Stunde gekommen zu ſein ſchien, nämlich bis zu dreiundzwanzig ein halb Uhr. Da klopfte er zwei mal ſtark an die Thüre. Die Frau ſah heraus, wer es ſei. Da antwortete der Arzt: Ich bin's, meine liebe Brigida! Mach' auf!

Und wer ſeid ihr denn? fragte jene weiter. — Meiſter

Manente, um nicht laut ſprechen zu müſſen, daß die ganze Nachbarſchaft es hörte, gab zur Antwort: Komm herab, dann ſollſt du's hören.

Brigida hörte Meiſter Manente's Stimme, ſah ſein wohlbekanntes Angeſicht, erinnerte ſich des Briefes und wollte daher nicht herunterkommen, da ſie irgend ein unheimliches Ereigniß befürchtete.

Sagt mir nur von unten, rief ſie ihm daher zu, wer ihr ſeid und was ihr ſuchet.

Siehſt du es denn nicht? antwortete der Arzt. Ich bin Meiſter Manente, dein echter und rechtmäßiger Ehegatte; dich ſuche ich, du biſt meine Frau.

Meiſter Manente mein erſter Mann könnt ihr nicht wohl ſein, weil der todt und begraben iſt, ſagte die Frau.

Wie, Brigida? fragte der Arzt, todt? Ich bin noch nicht geſtorben.

Dann fügte er bei: Sei doch ſo gut und mach mir auf! Kennſt du mich nicht, mein holdes Herz? Bin ich denn ſo ſehr entſtellt? Mach mir doch auf, ich bitte dich, und du ſollſt ſehen, daß ich lebe.

Ei was, fuhr Brigida fort, ihr ſeid wohl auch der Schelm, der mir geſtern früh den Brief geſchrieben. Schert euch in Gottes Namen fort, denn wehe euch, wenn euch mein Mann hier betrifft.

Es waren indeſſen viele Leute aus Neugier vor dem Hauſe zuſammengelaufen und ein Nachbar nach dem andern zeigte ſich am Fenſter und gab ſein Theil dazu. Mona Dorotea die Betſchweſter, welche Brigiden gerade gegenüber wohnte, hatte Alles von Anfang an mit angehört und ſagte: Nimm dich in Acht, meine Tochter, das iſt gewiß der Geiſt deines Meiſters Manente, der hier umgeht, um ſeine Sünden abzubüßen. Er gleicht ihm vollkommen an Ausſehen und Sprache. Rufe ihm ein wenig, frage ihn und beſchwöre ihn, ob er etwas von dir will.

Brigida glaubte halb und halb und fing an mit kläglicher Stimme zu rufen: O du arme Seele, haſt du vielleicht etwas auf dem Gewiſſen? Willſt du ein Todtenamt? Haſt du noch ein Gelübde zu erfüllen? Sprich es nur aus, was du willſt, gebenedeite Seele, und geh mit Gott!

Wie Meiſter Manente dies hörte, kam ihm faſt die Luſt zu lachen an. Er ſagte immer, er lebe, ſie ſolle ihm nur aufmachen und er werde ſie ſchon vergewiſſern. Sie fuhr aber nichts deſto weniger fort, ihn zu fragen, ob er des heiligen Ghirigoro verlange, bekreuzte ſich, und auch Madonna Dorotea ſprach: O du Gott befohlene Seele, wenn du im Fegefeuer biſt, ſo ſag' es frei heraus, denn deine gute Frau wird für dich das Jubiläum mitmachen und dich erlöſen.

Dazu ſchlug ſie ellenlange Kreuze und rief jeden Augenblick: Requiescat in pace!

So fingen denn alle umher an ſich zu bekreuzen, beiſeit zu treten und grimmige Geſichter zu ſchneiden, denn ſchon hatte ſich ein ſtarkes Gedränge von Volk verſammelt. Als nun der Arzt ſah, daß Brigida ihm nicht mehr zuhörte, ſondern in Gemeinſchaft mit der Betſchweſter fortwährend ſich bekreuzte und ſinnloſes Zeug ſchwatzte, beſchloß er wegzugehen, da der Auflauf wuchs und er fürchten mußte, ſich ſonſt noch einen ſchlimmen Handel zuzuziehen. Er ſchlug alſo ohne weiteres die Straße nach Santa Maria Novella mit ſtarken Schritten ein; die ihm entgegenſtehende Maſſe ſtob unter mächtigem Kreuzſchlagen und Geſchrei auseinander, nicht anders, als wenn ſie wirklich einen Todten hätten wieder auferſtehen ſehen. Meiſter Manente wandte ſich daher dahin, wo jetzt die Laſtträger ſtehen, von dort ging er weiter durch die Mohrengaſſe, und eilte dann halbumſchauend durch die Gäßchen dort, da es ſchon etwas dunkel war, faſt laufend; bald erreichte er ſo den Dreifaltigkeitsplatz, von dort ging er durch Portarossa nach den Affen,

immer umschauend, ob die Volksmenge ihn erreiche, und sehr misgestimmt; nun blieb ihm kein ander Mittel, als am nächsten Morgen hinzugehen und seine Zuflucht zum päpstlichen Vicar zu nehmen. Da er jedoch vorher noch den Versuch machen wollte, ob ihn auch Burchiello sein vertrautester Freund und Biondo nicht wiedererkennen würden, so sagte er zu Amadore, indem er ihm Geld in die Hand drückte, daß er, wenn es irgend sein könne, gern noch denselben Abend dem Burchiello und dem Makler Biondo in seiner Gesellschaft ein Nachtessen geben möchte.

Ei, das wird schon angehen, erwiderte der Wirth; laßt mich nur machen!

Er traf in der Küche die nöthigen Anordnungen, nahm seinen Mantel um und ging nach San Giovanni, wo er den Biondo fand, den er gleich mit sich nahm, indem er ihm sagte, daß er diesen Abend in Gesellschaft eines Fremden und des Burchiello bei ihm speisen solle. Den Burchiello trafen sie im Hause und Laden zum Garbo und es bedurfte bei ihm nicht vieler Worte, um ihn zu gewinnen; denn sowie er hörte, daß es freie Zeche gebe, wandelte ihn alsbald noch größere Lust an, als die beiden selbst. Sie trafen demnach um ein Uhr nach Sonnenuntergang alle in den Affen zusammen; es mochte damals im October sein, nahe um Allerheiligen. Gleich beim ersten Anblick und zumal als er ihn reden hörte, meinte Burchiello Meister Manente zu erkennen. Dieser empfing den Burchiello mit der größten Höflichkeit, er sagte ihm, wie er, von seinem Rufe für ihn eingenommen, keinen andern Weg gefunden habe, ihn kennen zu lernen, als daß er den Wirth gebeten habe, ihn zum Nachtessen einzuladen und auch den lustigen Zecher Biondo seinen guten Freund zur Gesellschaft zu ziehen. Burchiello sagte ihm großen Dank und sie setzten sich in einem besonders für sie zugerichteten Nebenzimmer zu Tisch, wo sie in Erwartung einiger fetten Tauben und Krammets-

vögel, wie ſie die Jahreszeit bot, verſchiedene Geſpräche begannen, in welchen Meiſter Manente ſie mit einem Märchen über ſein Leben und den Grund ſeines Hierherkommens bewirthete. Burchiello hatte bereits dem Biondo geſagt, daß ihm eine ſolche Ähnlichkeit zwiſchen zwei Menſchen noch nie vorgekommen ſei, wie ſeine und Meiſter Manente's.

Wenn ich nicht ganz gewiß wüßte, fügte er hinzu, daß er geſtorben iſt, ſo würde ich ſagen, es könne kein anderer ſein, als er.

Der Biondo pflichtete ihm in Allem bei. Unterweilen war Alles zugerüſtet und der Wirth ließ Salat, Brot und zwei Flaſchen funkelnden Wein auftragen. Sie ließen nun die Geſpräche ruhen und fingen an zu eſſen. Burchiello und Amadore ſaßen an der Wand, Biondo und Meiſter Manente ihnen gegenüber. Während des Eſſens behielt Burchiello den Arzt immerdar im Auge. Beim erſten Trunk ſah er ihn Meiſter Manente's Gebrauch üben, welcher immer zwei Gläſer Wein auf einmal hinter dem Salat zu leeren pflegte und hernach jedesmal Waſſer zugoß. Dies ſetzte ihn in großes Erſtaunen. Als ſodann die Tauben und die Krammetsvögel auf den Tiſch kamen und der Fremde ihnen gleich die Köpfe abriß und ſie aufſpeiſte, weil ihm der Kopf der liebſte Biſſen von jedem Thiere war, ſo war er drauf und dran loszuplatzen, hielt jedoch noch länger an, um ſeiner Sache gewiſſer zu werden. Nun kam der Nachtiſch: es waren Birnen, Sancolombaner Trauben und vortrefflicher Ziegenkäſe; und jetzt wurde er ſeiner Sache ganz gewiß; denn als der Arzt Birnen und Trauben gegeſſen hatte, beſchloß er die Mahlzeit, ohne den Käſe zu berühren, ſo ſehr ihn auch die andern lobten; Käſe aß er aber nie und er war ihm ſo zuwider und zum Ekel, daß er lieber ſeine Hände gegeſſen hätte. Burchiello wußte dies am beſten. Da er nun ganz überzeugt war, nahm er ihm lachend die linke Hand, ſtreifte ihm den Wamsärmel ein wenig hinauf

und erkannte scharf am Pulse ein Muttermahl mit Wildschweinsborsten, worauf er mit lauter Stimme ausrief: Du bist Meister Manente, du kannst dich nicht mehr länger verbergen.

Damit fiel er ihm um den Hals, umarmte und küßte ihn. Biondo und der Wirth waren voll Entsetzen zurückgefahren und erwarteten ängstlich, was der Fremde sagen würde.

Du allein, Burchiello, antwortete er, hast mich unter allen meinen Freunden und Verwandten noch erkannt. Freilich bin ich Meister Manente, wie du sagst, und bin niemals gestorben, wie mein Weib und ganz Florenz zu glauben scheint.

Jene beiden wurden bleich wie Asche; Amadore bekreuzte sich, Biondo wollte schreiend davonlaufen und sie fürchteten sich vor ihm, wie wenn Gespenster und Todte vom Grabe erstünden. Burchiello aber redete ihnen zu.

Fürchtet euch nicht, sagte er, rührt ihn nur an, betastet ihn! Die Geister und Todten haben weder Fleisch noch Bein, wie dieser da, den ihr ja mit euren Augen habt essen und trinken sehen.

Meister Manente sagte auch: Ich lebe, zweifelt und sorgt nicht, meine Brüder, ich habe noch nicht den Tod geschmeckt. Seid nur so gut und hört mich an, ich will euch eine der wunderbarsten Geschichten mittheilen, die man je gehört hat, seit die Sonne scheint.

So brachte er es mit Hilfe Burchiello's endlich dahin, daß der Wirth und der Makler Biondo sich ein wenig beruhigten. Sie riefen die Aufwärter herein, ließen außer dem Wein und Fenchel Alles abdecken, schickten sie zum Essen hinweg mit dem Bedeuten, anders nicht wieder zu kommen, als wenn Burchiello befehle, und schlossen die Thüre ab, worauf sie mit Aufmerksamkeit und Neugierde lauschten, was sie nun Seltsames zu hören be-

kommen werden. Und nun begann Meiſter Manente ſeine Erzählung von dem Augenblicke an, wo er ſchlafend auf der Bank gelaſſen wurde, und berichtete in beſter Ordnung Alles, was ihm bis heute begegnet war, ſodaß ſie mehrmals ihre Verwunderung äußern und laut lachen mußten. Sobald er aber mit ſeinen Mittheilungen zu Ende war, fiel Burchiello, ein ganz feiner Kopf, plötzlich ein und ſprach: Das iſt ein Streich von Lorenzo dem erlauchten.

Die andern ſetzten ſich zwar alleſammt dem entgegen und behaupteten, es ſei durch Hexerei, Bannung und Bezauberung dahingekommen. Burchiello aber beharrte auf ſeiner Meinung und fuhr fort: Es kennt nicht ein jeder dieſen wunderlichen Kopf. Wißt ihr nicht, daß er Alles, was er einmal begonnen hat, zu Stande bringt, daß er ſich in ſeinen Planen nimmermehr täuſcht und verrechnet, daß ihn keine Luſt ankommt, die er nicht büßt? Und es iſt ein verteufeltes Ding, es mit einem zu thun zu haben, der Verſtand, Macht und Willen hat.

Gegen Meiſter Manente gewendet ſetzte er hinzu: Ich habe es mir immer gedacht, daß er dir einmal einen ſolchen Streich ſpielen werde ſchon von der Stunde an, wo du zu Careggi mit ihm aus dem Stegreife reimteſt und dich ſo unartig gegen ihn betrugſt. Meiſter Manente, Fürſten ſind Fürſten und machen es unſeres Gleichen oftmals ſo, wenn wir mit ihnen auf du und du ſtehen wollen.

Der Arzt entſchuldigte ſich mit der Behauptung, die Muſen haben überall ein freieres Wort, und wußte noch hundert Gründe für ſich anzuführen. Betrachtete er aber die Sache an ſich ſelbſt und Burchiello's Worte dazu, ſo konnte er doch nicht alle Zweifel in ſeiner Seele unterdrücken und mußte jenem bis auf einen gewiſſen Grad Glauben ſchenken. Als ſie nun aber eine gute Weile über die Angelegenheiten des Meiſter Manente hin- und

hergesprochen hatten, ließ dieser auch von ihnen sich ausführlich erzählen, was bei der Pest sich zugetragen und wie es mit dem Menschen gewesen, der an seiner Statt todt und mit einer Pestbeule am Hals aus seinem Hause getragen worden sei. Er vermochte sich hierüber gar nicht zu beruhigen und auch die andern zerbrachen sich umsonst den Kopf, selbst Burchiello wußte keinen Ausweg zu finden. Am Ende aber wurde es spät und Meister Manente bat sie nun um ihre Ansicht und um ihren Rath, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen möge, da es ihm doch allzu hart vorkam, Gut und Blut zugleich verlieren zu sollen. Nachdem aber vielerlei Mittel und Wege zusammen erwogen waren, wurden sie einig, daß der Arzt sich an den Bischof wenden solle. Zuletzt nahmen sie von einander Abschied und Meister Manente ging mit Burchiello heim, weil die andern seinethalb ihrer Sache doch nicht recht gewiß waren und immer noch ein heimliches Grauen vor ihm verspürten. — Unterdessen war Michelagnolo nach Hause zurückgekehrt und hatte von Brigida einen umständlichen Bericht erhalten über Alles, was sich vor ihrer Thüre ereignet hatte, wobei sie ihn versicherte, sie hätte darauf schwören mögen, sie höre die Stimme und sehe das Gesicht Meister Manente's, was mit der Meinung der Monna Dorotea zusammentreffe, daß es seine arme Seele sei, die durch irgend ein frommes Werk aus dem Fegefeuer erlöst sein wolle.

Was faselst du da, dumme Gans, versetzte Michelagnolo, von armer Seele und Fegefeuer? Es ist ein Schelm und listiger Betrüger und du thatst wohl daran, ihm nicht aufzumachen.

Dennoch verwunderte er sich außerordentlich und konnte nicht begreifen, zu welchem Ende der Mensch dies begonnen habe und worauf es dabei abgesehen sei; indeß ließ er sich nichts weniger dabei einfallen, als daß Meister Manente wieder von den Todten erstanden oder daß er noch am Leben sei, sondern hoffte vielmehr, der Beutel-

ſchneider werde nach dieſem erſten mißglückten Verſuche nicht wieder zum Vorſchein kommen. — Des andern Morgens hieß Burchiello ſeinen Freund bei Zeiten aufſtehen, ließ ihm vor Allem den Kopf waſchen, den Bart nach der Sitte der Zeit ſcheeren und kleidete ihn dann von Kopf bis zu Fuß in eine Kleidung von ihm, die ihm auch ſo gut ſaß, als ob ſie für ihn gemacht worden wäre. Dann ging er mit ihm aus, um ihn ſehen und von den Leuten wiedererkennen zu laſſen, ſie gingen nach Santa Maria mit der Blume, nach der Verkündigungskirche, auf den Altmarkt, auf den Neumarkt, auf den Platz, alles Volk ſah ihn, viele erkannten ihn und redeten ihn ſogar an, weil durch den Mund des Biondo und des Amadore die Zeitung, daß er noch lebe und Weib und Eigenthum zurückfordere, allgemein verbreitet worden war. Ja, Niccolajo und Michelagnolo hatten ihn geſehen und es kam ihnen in der That vor, er ſei es; doch da ſie ſeines Todes gewiß waren, tröſteten ſie ſich wieder, er könne es unmöglich ſein. Auf die Nachricht, daß er bei dem Biſthum klagbar werden wolle, bereiteten ſie ſich zur Gegenwehr, gingen zum Peſtamte, in die Sacriſtei von Santa Maria Novella wegen des Todtenbuches, zu dem Apotheker, der die Kerzen geliefert, zu den Todtengräbern und in die Nachbarſchaft umher und ließen ſich beurkunden, daß Meiſter Manente in ſeinem Hauſe an der Peſt umgekommen und beerdigt worden ſei. Dieſer Vorfall machte in Florenz das allergrößte Aufſehen und viele, welche den Leichnam hatten in die Gruft verſenken ſehen, wußten gar nicht mehr, woran ſie waren, und ſahen die außerordentlichſten Dinge kommen. — Meiſter Manente begab ſich nach Tiſche in Burchiello's Begleitung auf die biſchöfliche Reſidenz und trug dem Vicarius den ganzen Handel vor, in deſſen Folge er ſein Weib wiedererſtattet haben wollte. Der Vicarius, welchem die Sache höchſt wunderbar vorkam, ließ, um der Sache auf den Grund zu kommen, die Gegenpartei vorbeſcheiden,

und als er dann auch Niccolajo's und Michelagnolo's Gründe vernommen und so viele giltige Zeugnisse und Aussagen glaubwürdiger Männer hinlänglich erwogen hatte, schwindelte ihm vollends vor Verwirrung. Da nun bei dieser Angelegenheit ein Todter im Spiele war und von keiner der beiden Parteien herausgebracht werden konnte, wer es gewesen und wie er in das Haus des Arztes gerathen sei, war er überzeugt, es sei dabei ein Mord vorgefallen, und machte davon im Stillen die Anzeige bei den Achten, welche sogleich ihre Häscher hinsandten. Diese trafen die Parteien noch im Streite an, nahmen sie mit Ausnahme Burchiello's sämmtlich in Verhaft und führten sie zu dem Büttel ab. — Am nächsten Morgen, sobald die Gerichte versammelt waren, verhörten sie zuerst den Meister Manente, nachdem sie ihn mit der härtesten Folter bedroht hatten, wenn er ihnen nicht die Wahrheit sage. Meister Manente begann daher von vorn und erzählte der Reihe nach bis zum Schlusse Alles, was ihm begegnet war, sodaß alle mehr wie einmal zum Lachen gebracht wurden. Darauf schickten sie ihn in seine Haft zurück und ließen Niccolajo kommen, welcher ihnen ganz der Wahrheit gemäß Alles, was er wußte, erzählte. Michelagnolo gab das gleiche Zeugniß ab und zur Bekräftigung ihrer Aussagen brachten beide die Urkunden vor, in voller Überzeugung, daß der Todte der Meister Manente gewesen sei. Als nun die Achte vernahmen, daß ein Spitaldiener dagewesen sei, um den Kranken zu pflegen und das Haus von der Ansteckung zu reinigen, dachten sie vielleicht das Trum zu diesem verwickelten Knaul durch ihn zu finden, schickten daher wirklich einen Aufwärter in aller Eile nach Santa Maria Nuova, um ihn zu holen. Sie hörten aber bald von demselben Gerichtsdiener, der Wärter habe in Händeln einen Kameraden mit einer Scheere im Gesicht verwundet, sei aus Furcht vor Strafe davongelaufen und man habe seitdem nicht wieder erfahren, was aus ihm

geworden sei. So waren sie also so klug wie zuvor. Man sieht, wie glücklich die ganze Geschichte angelegt war. Die Achte ließen nunmehr die Parteien in das Gefängniß zurückbringen und befahlen ihren Beamten, die Urkunden genau zu prüfen und auf alle mögliche Weise zu untersuchen, ob Meister Manente die Wahrheit gesagt habe. Diese berichteten nach zwei oder drei Tagen, es haben alle die Wahrheit gesagt, zum äußersten Missfallen und Erstaunen des Gerichts. — Nunmehr begab sich Burchiello, um Meister Manente beizustehen, zu einem der wichtigsten Herren dieser Obrigkeit, der zugleich sein und Manente's großer Freund war, und machte ihm bemerklich, das Ganze sei nichts anderes als ein Anschlag des erlauchten Lorenzo, der es gewiß nur ersonnen habe, um mit dem Arzte seinen Spaß zu treiben, gab ihm auch den Grund und die muthmaßliche Veranlassung dazu an, indem er seine Ansicht so gut unterstützte, daß er ihn zu seiner Meinung bekehrte und sie beide auf den Schluß kamen, auf keine andere Weise, als durch Lorenzo sei in Florenz etwas der Art möglich. Er sprach daher eines Morgens in der Sitzung von dieser Angelegenheit und sagte, es scheine ihm, es wäre gut, darüber an den Erlauchten zu schreiben, welcher sich damals zu Poggio aufhielt, den ganzen verwickelten und bedenklichen Handel ihm vorzutragen und die Entscheidung seinem Ermessen anheimzustellen. Die übrigen Mitglieder des Rathes billigten dieses Gutachten höchlich mit dem Beifügen, daß sie nicht allein dem Erlauchten ein großes Vergnügen dadurch bereiten würden, sondern daß er auch gerade der beste Richter für solcherlei Fälle sei. Es ward also einstimmig dem Kanzler der Auftrag gegeben, einen vollständigen Bericht von dem dermaligen Stande der Seiner Magnificenz anheimzustellenden Sache abzufassen, und sobald dies geschehen war, am nämlichen Tage noch schickte man das Schreiben an ihn fort. Die Gefangenen wurden vorgeführt und empfingen

den Beſcheid, bei Strafe des Galgens nicht auf hundert Schritte der Grabenſtraße nahe zu kommen, noch mit Brigida zu ſprechen, bis der Rechtshandel geſchlichtet ſei, welchen ſie an den Erlauchten verwieſen haben und der bald in die Stadt zurückkehren werde. Darauf gab man ihnen ihre Freiheit wieder, und ſie gingen ein jedes mit der Hoffnung von dannen, die Entſcheidung zu ihren Gunſten ausfallen zu ſehen. Ganz Florenz war indeſſen voll von dieſer erſtaunlichen Begebenheit, Brigida war aber beſonders verſtimmt und bekümmert und ſie meinte den Ausgang gar nicht erleben zu können. Meiſter Manente zog fürs Erſte zu Burchiello und fing wieder an Kranke zu beſuchen, die Goldſchmiede aber arbeiteten in ihrer Werkſtätte. — Als der Erlauchte die Zuſchrift der Achte empfing, mußte er ſo erſtaunlich darüber lachen, daß er ſich gar nicht zu faſſen wußte; denn es kam ihm vor, der ganze Spaß habe eine tauſend mal ſchönere und luſtigere Wendung genommen, als man ſich nur immer hätte voraus denken können. Acht bis zehn Tage darauf kehrte er nach Florenz zurück und noch an demſelben Tage ging Meiſter Manente zu ihm, wurde jedoch nicht vorgelaſſen; das Gleiche war den Goldſchmieden begegnet. Am folgenden Tage kam Meiſter Manente wieder und fand ihn gerade bei Tiſch, ſoeben war das Frühmahl vollendet. Das Herz hüpfte dem Erlauchten vor Freude, als er kam, dennoch gab er äußerlich Erſtaunen und Mistrauen kund.

Meiſter Manente, rief er laut, ich glaubte nicht, dich je wiederzuſehen, denn man hatte mich für gewiß berichtet, du ſeieſt todt; und freilich bin ich noch immer nicht vollkommen überzeugt, ob du es ſelber biſt oder ein anderer oder ob du ein phantaſtiſches Zauberbild vor dir haſt.

Der Arzt verſicherte ihn, er ſei niemals geſtorben, ſondern immer noch derſelbige, der er vormals geweſen, und wollte näher treten, um ſich auf die Knie niederzu-

laſſen und ihm die Hand zu küſſen. Der Erlauchte aber ſprach: Halt dich fern! Es genüge dir für jetzt, daß, wenn du wieder der echte, lebendige Meiſter Manente biſt, du mir willkommen biſt, aber wo nicht, keineswegs!

Der Arzt wollte nun anfangen ſeine Geſchichte vorzutragen, Lorenzo aber ſagte ihm, es ſei dazu gegenwärtig nicht Zeit.

Dieſen Abend, fügte er hinzu, nach vierundzwanzig Uhr erwarte ich dich in meinem Gemache, um deine Gründe zu hören.

Zugleich that er ihm kund, daß auch ſeine Gegner ſich dort einfinden werden. — Meiſter Manente dankte ihm für ſeine Gnade, zog ſich ehrerbietig zurück und ging nach Hauſe, wo er dem Burchiello den ganzen Vorfall berichtete. Dieſer mußte im Stillen lachen und dachte: Ich weiß es ja wohl, daß die Sache an den rechten Mann gekommen iſt. Dem Erlauchten glückt alles nach ſeinem Wunſch, er hat jeden Sonntag Oſtern.

Doch konnte er keineswegs vorausſehen, welche Wendung die Sache noch nehmen werde. — Inzwiſchen war es Abend geworden und die Goldſchmiede hatten ſich erhaltener Weiſung zufolge bereits eingeſtellt und ergingen ſich in der Galerie, in Erwartung, gerufen zu werden, als Meiſter Manente ebenfalls erſchien. Seine Ankunft ward ſogleich Lorenzo gemeldet und er begab ſich in Geſellſchaft mehrerer Bürger und Edeln von Florenz, die alleſammt Bekannte und Freunde des Arztes waren, in ſeinen Saal, wo er zuerſt den Riccolajo und dann den Michelagnolo und ſpäter beide zuſammen vorführen ließ, ihre Auseinanderſetzungen anhörte, die Urkunden einſah und ſich im höchſten Grade verwundert äußerte. Zuletzt traten ſie ab und es erſchien Meiſter Manente, welcher von Anfang an in ſchönſter Ordnung ihnen ganz der Wahrheit gemäß erzählte, was ihm begegnet war, ohne etwas ab- oder zuzuthun. Darüber waren alle, die es mit dem Erlauchten anhörten, äußerſt verwundert

und mußten entsetzlich lachen, und konnten mit Gelächter und Erstaunen gar nicht zu Ende kommen; sondern nachdem Lorenzo den Meister Manente die Sache mehrmals hatte wiederholen lassen, befahl er die Goldschmiede hereinzurufen, und das gab für eine Weile die allerschönste und ergötzlichste Kurzweil, die er Zeit seines Lebens gehabt hatte, denn nun sagten sich die Erhitzten im Ausbruche ihrer Leidenschaft die derbsten Grobheiten. Darüber kam auch der Vicarius herbei, welchen der Erlauchte hatte rufen lassen, und nachdem ihm alle Anwesenden ihre Ehrfurcht bezeugt hatten, nahm er seinen Platz an der Seite Lorenzo's ein und dieser fuhr also fort: Mein Herr Vicar, da ich weiß, daß ihr von den Streitigkeiten, welche diese ehrenwerthen Männer miteinander führen, bereits durch eigenes Verhör in Kenntniß gesetzt worden seid, so will ich auf nichts anderem als darauf gegen euch beruhen, wie mir als dem von den hochansehnlichen Herren Achten in dieser Sache erwählten Richter zunächst obliegt, zu erforschen, ob der echte Meister Manente jemals gestorben und also dieser hier vor uns stehende nicht etwa ein bezaubertes Trugbild oder gar ein höllisches Wesen ist, welche Entscheidung denn unzweifelhaft von eurem Amte zu erwarten steht.

Auf welche Art und Weise das? antwortete der Vicar.

Ich werde es euch eröffnen, fuhr Lorenzo fort und sagte: Indem ihr ihn von einigen frommen Brüdern, welche Teufel austreiben, beschwören lasset, indem man ihm Reliquien gegen die Beherung auflegt.

Ihr habt wohl gesprochen, antwortete der Herr Vicar; gebt mir sechs bis acht Tage Zeit, meine Vorbereitungen zu treffen, und wenn er alsdann den Hammer aushält, so wird man mit Sicherheit annehmen können, daß er lebt und der rechte ist.

Meister Manente gab sich Mühe zum Worte zu kommen, allein der Erlauchte bekräftigte die Ansichten des Vicars, erklärte, daß er sein Urtheil von dem Erfolge

der Beſchwörung abhängig machen werde, ſtand auf und entließ die Sitzung, indem er ſich mit den ihn begleitenden Edelleuten zum Nachteſſen entfernte, wobei über dieſen ſeltſamen Vorfall ungemein viel gelacht und geſcherzt wurde. — Des andern Tages machte der Vicar, ein guter und frommer Chriſt und eine ehrliche geiſtliche Haut, im ganzen Erzbisthum bekannt, daß alle Prieſter und Mönche, welche Reliquien beſitzen, die ſich zum Austreiben von Teufeln und Beſchwörung von Geſpenſtern eignen, ſelbige bei Strafe ſeines Unwillens binnen ſechs Tagen nach Florenz in die Kirche Santa Maria maggiore bringen ſollen. Im ganzen Lande ſprach man nun von nichts anderem, als von dieſer Neuigkeit und den Goldſchmieden wie Meiſter Manente däuchte es eine Ewigkeit, bis ſie aus der Sache loskämen. Lorenzo hatte unterdeſſen den alten Nepo von Galatrona, einen berühmten Hexenmeiſter und Zauberer jener Zeit, nach Florenz kommen laſſen, unterrichtete ihn von dem, was er zu thun habe, und behielt ihn im Palaſte, um ſich ſeiner bei ſchicklicher Zeit und Gelegenheit zu bedienen. Von Stadt und Land war in Santa Maria maggiore eine ganz erſtaunliche Menge von Reliquien zuſammengebracht worden. Am feſtgeſetzten Tage erſchien Meiſter Manente, man erwartete nur noch den Vicar, welcher auch nach der Veſper, begleitet von vielleicht dreißig der angeſehenſten Geiſtlichen von Florenz, erſchien, mitten in der Kirche auf dem für ihn zubereiteten Sitze Platz nahm, Meiſter Manente vortreten und niederknien ließ. Zwei Mönche von San Marco ſangen über ihm Evangelien, Pſalmen, Hymnen, Gebete, beſprengten ihn mit Weihwaſſer, beräucherten ihn mit Weihrauch. Prieſter und Mönche ließen ihn ihre Reliquien berühren, aber Alles war umſonſt, der Arzt veränderte ſich nicht im Mindeſten, ſondern bewies vielmehr allen ſeine Ehrfurcht, dankte Gott und flehte den Vicar um ſeine Erlöſung an. — Die Kirche war voll und gedrängt in allen Ecken, denn alle erwar-

teten Wunderdinge, als ein feister Mönch, von Valombrosa kommend, jung, rüstig und ein erklärter Teufelsbanner, sich vordrängte und rief: Laßt mich ein wenig schaffen! Ich will euch bald sagen, ob er besessen ist oder nicht.

Er band ihm die Hände fest, hängte ihm nochmals Sanct Philipps Mäntelchen um die Schultern und fing an ihn zu befragen und zu beschwören. Der Arzt antwortete zwar immerfort ganz wie sichs gehörte, da indessen bei dieser Beschwörung der Bruder Dinge sagte, welche Steine hätten zum Lachen bewegen müssen, so wollte Meister Manente's Unglück, daß er den Mund zu einem halben Lächeln verzog. Da brach urplötzlich der Mönch gegen ihn los: Jetzt hab' ich ihn.

Er gab ihm zwei Maulschellen aus dem Salz und rief: Ja, ja, du bist ein Feind Gottes und du sollst mir auf alle Weise weichen.

Schien auch dem Meister Manente der Spaß hier ein wenig zu weit zu gehen, so sprach er doch seinerseits gefaßt: Beschwöre du so viel du willst!

Der dicke Mönch aber stieß ihm unabläßig mit der Faust auf die Brust und in die Seiten und schrie fortwährend: Ei du böser Geist, dir zum Trotze sollst du heraus.

Der Arzt konnte sich blos mit der Zunge wehren und schrie daher: Wie, du verrätherischer Pfaffe, ist das eine Art mit ehrlichen Leuten umzugehen? Schämst du dich nicht, du Faullenzer, du Saufaus, meines Gleichen so zu schlagen? Beim Leib des Herrn! ich räche mich noch dafür.

Als der Mönch ihn so lästern hörte, machte er sich erst recht über ihn her, warf ihn zu Boden, setzte ihm die Füße auf den Leib, packte ihn an der Kehle und würde ihn sicherlich erwürgt haben, hätte ihn Meister Manente nicht um Gottes willen gebeten. Darauf ließ denn der Herr Bruder von ihm ab, weil er glaubte, der böse

Geiſt wolle heraus, und fing an, ihn zu fragen: Welches Zeichen gibſt du mir?

Jetzt gab Monaco, welcher auf Anordnung des Erlauchten mit Nepo in die Kirche gekommen war und ſich unter das Volk gemiſcht hatte, dieſem zu verſtehen, der rechte Augenblick ſei da. Da ſchrie Nepo plötzlich mit lauter Stimme: Aus dem Weg, aus dem Weg, ihr ehrlichen Leute, laßt mich hindurch! Ich komme mit dem Vicar zu reden und ihm die Wahrheit zu enthüllen.

Bei dieſem Geſchrei und ſolchen Reden richtete jeder ſeinen Blick auf den Sprechenden, es war eine große Geſtalt, ſchön, ſchlank, mit olivenfarbiger, faſt brauner Hautfarbe, kahlem Kopf, feinem magern Geſicht, braunem und bis auf die Bruſt herabhängendem Barte und groben ſeltſamen Kleidern, ſodaß alle in Verwunderung geriethen und aus Angſt ihm gerne Bahn machten; ſo drang er bis zum Vicar vor und forderte die Entfernung des Mönches vom Meiſter Manente, welcher ihn als ſeinen Erwecker vom Tode betrachtete. Dann fuhr er alſo fort: Damit nach Gottes Willen die Wahrheit Allen kund werde, ſo wißt, daß Meiſter Manente allerdings niemals geſtorben iſt, ſondern daß Alles, was ihm begegnet iſt, durch Zauberei und Teufelskünſte auf mein Anſtiften geſchah. Ich bin Nepo von Galatrona und kann durch meine Teufelskünſte Alles vollbringen, was mir gefällt und gutdünkt. Ich war es, der ihn, während er in San Martino ſchlief, von Teufeln in ein Zauberſchloß bringen ließ und genau in der Weiſe, wie ihr von ihm gehört habt, daſelbſt ſo lange gefangen hielt, bis ich ihn endlich eines Morgens in der Dämmerung im Walde von Vernia wieder in Freiheit ſetzte. Ich ſteckte einen Kobold in eine aus Luft geſchaffene, ihm ähnliche Geſtalt, ließ ihn darin als Meiſter Manente ſcheinbar an der Peſt erkranken und am Ende ſterben und veranlaßte ſeine Beerdigung, woraus denn alles

übrige entstanden ist, wie ihr wisset. Und dieses alles habe ich vollbracht, um durch solche Verhöhnung an Meister Manente eine Beleidigung zu rächen, die mir dereinst im Kirchsprengel von Sanct Stephan sein Vater anthat, dem ich sie selbst nicht wieder vergelten konnte, weil er jederzeit ein Amulet bei sich trug, auf dem das Gebet des heiligen Cyprianus geschrieben stand. Und damit ihr euch von der Wahrhaftigkeit dieser meiner Worte überzeugt, so geht jetzt hin und öffnet die Gruft, worin der vorgebliche Arzt bestattet wurde. Findet ihr darin nicht die offenbarste Bestätigung meiner Aussagen, so mögt ihr mich für einen Lügner und Betrüger halten und mir den Kopf abschlagen.

Der Vicar und alle andern hatten mit gespannter Aufmerksamkeit den Reden des Mannes zugehört. Meister Manente glühte vor Grimm, schaute ihn aber doch ganz ängstlich und wie trunken und schlafbetäubt an und alles Volk gaffte ihn mit offenem Munde an. Um nun diese Sache völlig aufzuklären und zu sehen, wie es mit dieser verwickelten Geschichte sich verhalte, befahl der Vicar zweien Mönchen von San Marco und zweien vom heiligen Kreuz, schnell hinzugehen und die geweihte Grabstätte zu untersuchen. Sie setzten sich sogleich in Bewegung und viele andere Mönche und Priester und Laien in großer Zahl liefen hinter ihnen her. Nepo blieb in der Kirche bei dem Vicar und Meister Manente zurück, welche sich bald vor ihm fürchteten, sodaß sie nicht wagten, ihm fest ins Gesicht zu sehen, denn sie besorgten, wie überhaupt die Mehrzahl der Anwesenden, es sei ein zweiter Simon Magus oder ein neuer Malagigi. Indessen waren die Mönche mit ihrem Gefolge auf dem Kirchhofe von Santa Maria novella angelangt und hatten den Sacristan herbeigerufen und sich von ihm das Grabmal zeigen lassen, worin man glaubte, daß der Leichnam des Arztes beigesetzt worden sei. — Am nämlichen Morgen eine Stunde vor Tag hatte Monaco im Auftrag des Erlauchten eine

pechschwarze Taube, die ganz ausgezeichnet rasch flog, von Careggi gebracht. Sie wußte ihren Schlag so gut wiederzufinden, daß sie schon von Arezzo und von Pisa zurückgekommen war. Diese hatte er mit großer Vorsicht, daß er von niemand bemerkt werde, in das Grab verschlossen, welches er genau kannte und nachher wieder so gut zumachte, daß es in zehn Jahren nicht geöffnet worden zu sein schien. Der oben gesagte Sacristan setzte nun den Haken an, hob die Platte auf und öffnete in Gegenwart vieler Hundert Menschen den Deckel. Da schoß nun die Taube, welche man Kohle hieß, nachdem sie mehrere Stunden im Dunkel zugebracht, nichts aufgepickt und das Tageslicht nicht erblickt hatte, in pfeilschnellem Fluge aufwärts aus der Gruft hervor und stieg sichtlich himmelan und so hoch, bis sie Careggi erblickte. Dann wandte sie sich seitwärts in dieser Richtung hin und langte in weniger als einer halben Viertelstunde daselbst an. Alle Umstehenden waren darüber so sehr mit Verwunderung und Schrecken erfüllt, daß sie auf- und davonliefen und schrien: Jesus, erbarme dich!

Der Sacristan fiel aus Angst rücklings zu Boden und der Stein stülpte über ihn hin, sodaß er sich den Schenkel zerquetschte und viele Tage und Wochen krank daran darniederlag. Die Mönche und ein großer Theil des Volkes liefen wieder nach Santa Maria maggiore und riefen: Ein Wunder, ein Wunder!

Der eine sagte, es sei ein Geist herausgefahren in Form eines Eichhörnchens, es habe aber Flügel gehabt; der andere, es sei eine Schlange gewesen, welche Feuer gespieen; ein dritter wollte, es sei ein Teufel gewesen in Gestalt einer Fledermaus; die meisten aber behaupteten, den Anblick eines Teufelchens gehabt zu haben; ja, einer sagte, er habe ganz genau die Hörnchen und die Gänsefüße wahrgenommen. In Santa Maria maggiore, wo der Vicar und Meister Manente und eine ungeheuere Menge Volks wartete, kam nun fast in vollem Laufe

eine Schaar Geiſtliche und Laien an, welche alle einſtimmig riefen: Ein Wunder, ein Wunder!

Alles ſtieß und drängte ſich um ſie herum, um das Wahre an der Sache zu vernehmen, und ſo benützte Nepo den entſtandenen Tumult, um ſich unbemerkt und von Monaco und den Stallknechten gedeckt einen Weg durch das Gedränge bis vor die Kirche zu bahnen, wo ein raſcher Gaul ſeiner wartete, auf dem er, wie ihm befohlen war, eiligſt nach Hauſe zurückritt. — Sobald ſich der Vicar von den Brüdern den Hergang hatte ausführlich erzählen laſſen, blickte er ſtaunend und etwas beſtürzt umher, ob er des Nepo nicht anſichtig würde; und als er ihn nicht mehr erblickte, begann er dann zu rufen, man ſolle ihn ſuchen und feſtnehmen, weil er dieſen wahrhaftigen Hexenmeiſter, Zauberer und Teufelsbanner verbrennen zu laſſen beabſichtige. Nepo ward indeſſen nirgends aufgefunden und man glaubte allgemein, er habe ſich durch Zauberkünſte unſichtbar gemacht; ſodaß der Vicar aus dieſem Grunde Prieſter und Mönche insgeſammt mit dem Bedeuten entließ, ihre Reliquien wieder nach Hauſe zu tragen, und in Geſellſchaft Meiſter Manente's nach dem Palaſte ging, um den Erlauchten zu ſprechen. Burchiello hatte mit einigen vertrauten Freunden aus einiger Entfernung Alles mit angeſehen und beobachtet und ſo gelacht, daß ihm die Kinnladen ſchmerzten, zumal als der dicke Pfaffe den Meiſter Manente ſo gewaltig durchprügelte. Die beiden verbündeten Goldarbeiter waren zu ihrem großen Misbehagen und Erſtaunen ebenfalls bei dem ganzen Hergang gegenwärtig geweſen und als ſie den Vicar nach dem Palaſte gehen ſahen, machten ſie ſich hinter ihm drein auch dahin auf den Weg, um zu ſehen, wie doch aus dieſem Labyrinthe hervorzukommen möglich werden möchte. Der Erlauchte hatte von Zeit zu Zeit genau über alles Einzelne Bericht erhalten und konnte mit einigen Edelleuten und ſeinen nächſten Freunden nicht ſatt werden, zu lachen, als er hörte, der Vicar

komme mit ihm zu reden. Dieſer trat ſogleich mit dem Ausrufe herein, er nehme den Beiſtand der Häſcher in Anſpruch, um den Nepo von Galatrona einfangen zu laſſen. Lorenzo ſtellte ſich befremdet, ließ ſich Alles noch einmal erzählen und ſprach: Mein Herr Vicar, ich bitte, ſchreiten wir nur ſacht voran in Allem, was den Nepo betrifft. Aber was ſagt ihr zu Meiſter Manente?

Ich ſage, antwortete der Vicar, es unterliegt gar keinem Zweifel mehr, daß er es leibhaftig iſt und niemals den Tod geſchmeckt hat.

Nun denn, ſprach der Erlauchte, ſo will ich das Urtheil fällen, damit dieſe armen Menſchen endlich einmal aus ihrer Bedrängniß erlöſt werden.

Er ließ Niccolajo und Michelagnolo, welche er in der Menge bemerkt hatte, vor ſich führen, vermochte ſie, in Gegenwart des Vicars und vieler ausgezeichneter und bedeutender Männer, den Meiſter Manente zu umarmen und zu küſſen und Frieden mit ihm zu ſchließen. Als ſie ſich nun gegenſeitig entſchuldigten und den ganzen Handel Nepo in die Schuhe ſchoben, that endlich der Erlauchte folgenden Spruch: Michelagnolo ſolle am folgenden Tage alle Sachen, die er in Meiſter Manente's Haus gebracht, daraus fortſchaffen, Brigida dagegen nur mit vier Hemden, einem Rocke und einem Mieder ſich in die Wohnung ihres Bruders begeben und dort ihr Wochenbette abwarten; nach ihrer Niederkunft ſolle es Michelagnolo überlaſſen bleiben, ob er das Kind nehmen wolle oder nicht; wolle er es nicht, ſo könne es der Arzt zu ſich nehmen; verſchmähe es auch dieſer, ſo möge man es in das Findelhaus geben; die Koſten des Wochenbettes trage Michelagnolo; Meiſter Manente könne in ſein Haus zu ſeinem Söhnlein zurückkehren und müſſe Brigida, ſobald ſie entbunden ſei, wieder bei ſich aufnehmen und ſo gut behandeln, wie zuvor. Dieſer Urtheilsſpruch gefiel allgemein und jeder, dem er zu Ohren kam, pries darob den Erlauchten. Die Goldarbeiter und der Arzt dankten

ihm höchlich und gingen wohlgemuth von dannen. An demſelben Abend ſpeiſten ſie einträchtiglich miteinander bei Brigida in Geſellſchaft Burchiello's, in deſſen Hauſe ſodann der Arzt die Nacht zubrachte. — Der Herr Vicar war bei dem Erlauchten zurückgeblieben und drang von Neuem darauf, den Nepo einzufangen, um ihn verbrennen zu laſſen. Lorenzo ſtellte ihm aber vor, es würde beſſer ſein, ſich ruhig zu verhalten, weil, wenn man auch den Verſuch mache, es doch vielleicht nicht gelinge bei einem Manne, dem tauſend Mittel und Wege zu Gebote ſtehen, zu entfliehen und ſeine Verfolger zu narren, indem er ſich unſichtbar mache, als Vogel davonfliege, zur Schlange werde und dergleichen, da einmal unſer Herrgott jenem Hauſe von Galatrona dieſe Gewalt zu einem von Menſchen nicht gekannten Zwecke verliehen habe; dann laufe man aber auch die größte Gefahr, denn wenn Nepo die böſe Abſicht ſehe oder bemerke, könnte er ſie ſtumm machen, einem die Augen verdrehen, den Mund ſchief ziehen, die Glieder lähmen oder ſonſt ein bösartiges Übel anhängen. Der Vicar, der, wie ſchon geſagt, von gutherziger weicher Gemüthsart war, fiel auf ſolche Vorſtellungen leicht der Meinung Lorenzo's bei, entſchuldigte ſeinen Eifer damit, daß er der Sache nicht ſo reiflich nachgedacht habe, und erklärte endlich ein für allemal, daß er ferner nicht mehr davon zu reden entſchloſſen ſei. Mit dieſem Vorſatze verließ er den Erlauchten nicht ohne ſtarke Beſorgniß wegen eines etwaigen böſen Übels, ging nach ſeiner Wohnung zurück und erwähnte Nepo's in ſeinem ganzen Leben nicht mehr weder in Gutem noch in Böſem. Am folgenden Tage nahm Michelagnolo aus Meiſter Manente's Hauſe alle ſeine Habſeligkeiten weg, Brigida begab ſich in das Haus ihres Bruders, ſodaß der Arzt ſein voriges Beſitzthum ungehindert antreten konnte und noch am nämlichen Tage wieder mit ſeinem Söhnchen zuſammenwohnte, das ihm ein ganz unerwarteter Fund erſchien. In dieſer Zeit

ward in Florenz von nichts anderem gesprochen, als von diesem Ereigniß und vorzüglich Nepo erntete dabei große Ehre und unschätzbaren Ruf, zumal beim gemeinen Volke, und wurde für einen großen Schwarzkünstler gehalten. Meister Manente glaubte steif und fest, daß die Sache sich so verhalte, wie Nepo erzählt hatte, und pflegte in der Folge oft gesprächsweise zu sagen: Die Birne, die der Vater ißt, verschlägt manchmal noch dem Sohne die Zähne.

Dies wurde von da an zum Sprichwort, das noch jetzt üblich ist. Der ehrliche Mann ließ sich auch in seinem Glauben durch nichts irre machen, trotzdem, daß nicht nur Burchiello, sondern auch sogar der Erlauchte, Monaco und die Stallknechte im Verlaufe der Zeit den ganzen Scherz erzählten, wie er sich verhielt. Er war vielmehr so verschüchtert, daß er sich viele Gebete des heiligen Cyprian kaufte, die er beständig auf dem Leibe an sich trug und auch Frau Brigida tragen ließ. Brigida nun gebar, als ihre Zeit erfüllt war, ein Knäblein, das Michelagnolo zu sich nahm und bis in sein zehntes Jahr auferzog. Als dem Kinde in diesem Alter der Vater starb, machten es die Seinigen zu einem Mönchlein in Santa Maria novella, wo es in der Folge sehr gelehrt ward und zu einem großen Prediger erwuchs, den die Leute um seiner scharfsinnigen Einfälle und anmuthigen Scherze willen Bruder Grübler nannten. Meister Manente erfreute sich mit seiner Brigida eines steten Zuwachses an Wohlstand und Nachkommenschaft, und feierte, so lange er lebte, alljährlich das Fest des Sanct Cyprian, dem er immerdar mit besonderer Verehrung zugethan blieb.

XVIII. Giovanni Battiſta Giraldi Cintio.

1504.

54. Perſiſche Grauſamkeit.

(2, 2.)

Sulmone König von Perſien war der mächtigſte der Könige und wie ich öfters ſagen hörte, war er nicht minder grauſam, als tapfer. Er hatte viele Söhne und Töchter von Selina ſeiner Gemahlin, einem Weibe vom beſten Adel, aber von der verdorbenſten Geſinnung. Sulmone hatte ſie mit ſeinem älteſten Sohne umgebracht, weil er ſie in unkeuſchem Umgang überraſchte. Von all ſeinen Kindern war ihm am Ende nur noch eine Tochter übrig, Orbecche mit Namen. Als ſie in das heirathsfähige Alter kam, ward ſie wegen ihrer ausnehmenden Schönheit von vielen geliebt. Dem Vater ſelbſt war ſie theurer, als ſein Leben, und es ſchien, er habe alle ſeine Hoffnungen auf ſie vereinigt. Dem Mädchen gefiel nichts, ſo bedeutend es war, worin ihr nicht ihr Vater vollſtändig nachgegeben hätte. Dies ward häufig Veranlaſſung, die Grauſamkeit des Vaters beträchtlich zu mildern, ſodaß oftmals der Geängſtigte Sicherheit, der Beleidigte Genugthuung erhielt. Nun begab es ſich, daß ein junger Mann aus Armenien, Namens Oronte, an den Hof dieſes Königs kam, welcher zwar von einem König und einer Königin abſtammte, aber von ſeiner Mutter, die ihn im Geheimen empfangen hatte, in einer Kiſte ins Meer geworfen und, als er in die Hände des Königs von Armenien kam, in niedrigem Stande erzogen worden war. Der Jüngling war ſehr ſchön, mit liebenswürdigem Betragen geſchmückt

und voll ſo großer Tugenden, daß, wer ihn genauer betrachtete, den ſcheinbar aus niedrigſtem Stamme herkommenden durchaus für würdig erklärte, der Sohn eines Königs zu ſein. Dieſer alſo kam an den Hof Sulmone's; die Landesſprache war ihm aufs Genaueſte bekannt, er befreundete ſich mit vielen Baronen des Hofes und wies ſich im Ritterweſen vor dem König ſo aus, daß er geruhte, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen, wo es ihm gelang in weniger als drei Jahren ſo ſehr in Werthſchätzung und Anerkennung bei dem König zu wachſen, wie nur irgend einer, der ihm theuer war. Dieſes Verhältniß war vielen ältern und edlern Dienern läſtig und unerträglich. Auch fehlte es nicht an ſolchen, die bei Orbecche ſich beſchwerten und ſie zu bewegen ſuchten, ſich bei ihrem Vater zu beſchweren und ihm zu bedeuten, es ſei ſeiner und ihres langen Dienſtes nicht würdig, daß ihnen ein Mann vorgezogen werde, der nicht nur fremd ſei, ſondern, ſo viel man wiſſe, dem niedrigſten Stande angehöre. Die Tochter that, ſobald ſich Gelegenheit gab, dem Vater die Klagen ſeiner Hofleute zu wiſſen.

Liebe Tochter, ſagte er zu ihr, nunmehr erkenne ich, wie ein Menſch mehr werth iſt, als der andere, und weiß unter tauſend einen auszuwählen, der dieſe tauſend zuſammen aufwiegt. Darum, wenn ich Dronte hochhalte (denn ſo heißt der junge Mann), ſo thue ichs, weil er es verdient. Mich kummerts dabei nicht, daß er von niedriger Abkunft iſt, denn ſein Geiſt und ſeine Tugenden zeigen ihn nicht allein über ſein Loos erhaben, ſondern würdig, der Sohn des größten Königs zu ſein. Darum mögen ſich meine Leute beſchweren, ſo viel ſie wollen, ſie ſind im Unrecht.

Orbecche glaubte den Worten des Vaters mehr als nöthig war, ſie lobte ihn darüber, daß er den Würdigen ſo gut zu belohnen wiſſe, und ging weg mit einer ſo heftigen Neigung im Herzen, wie nur je ein Weib für

einen jungen Mann fühlen konnte. Alle ihre Gedanken gingen auf ihn und ſie achtete auf nichts anderes, als daß ſie Oronte zu Geſicht bekomme, denn obwol er lange am Hofe ihres Vaters geweſen war, hatte ihn Orbecche doch noch nicht geſehen, da es in jenen Zeiten Sitte bei den Perſern war, daß die Fremden nicht dahin kamen, wo ihre Frauen waren. Wenige Tage darauf rief Sulmone den Oronte zu ſich und er gab ihm eine ſehr ſchöne Perle von größtem Werthe mit den Worten: Bring dies meiner Tochter und ſage ihr, daß ich ihr damit ein Geſchenk mache.

Der König that dies aus keinem andern Grunde (er dachte freilich nicht an das, was daraus entſtehen könnte), als damit die Tochter erkenne, mit welchem Rechte er ihn hochſchätze und ihr angeprieſen habe. Oronte, bereit, dem Befehle des Königs zu gehorchen, begab ſich nach den Gemächern Orbecche's und übergab ihr mit paſſenden Worten und größter Anmuth das Geſchenk ihres Vaters. Die Jungfrau nahm es mit Anſtand hin und ſprach zu ihm, das Geſchenk ſei ſehr ſchön und ihr ſehr angenehm, da es von dem König ihrem Vater komme; daß er es ihr aber durch einen Mann, wie er ſei, geſchickt habe, mache ihr daſſelbe noch viel werthvoller, denn ſchon ſeit langer Zeit habe ſie den Wunſch gehabt, ihn zu ſehen und zu hören. So kamen ſie denn von einem auf das andere, und wie wir es bei vertraulichen Geſprächen gehen ſehen, hielten ſie ſich lange beiſammen auf; endlich nahm der Jüngling Abſchied und kehrte zu ſeinem Gebieter zurück. Aber wiewol er wegging, blieb doch ſein Bild ſo feſt in Orbecche's Herzen, daß ſie auch den Entfernten ſo gegenwärtig hatte, als wenn er Tag und Nacht vor ihr geſtanden wäre. Sie erwog die Eigenſchaften des Jünglings in ihrem Gemüthe und ihr däuchte, ſo viel auch ihr Vater zu ſeinem Lobe vorgebracht hatte, ſei er doch allzukarg geweſen in ſeinem Preiſe, ſo viel mehr ergab ſich ihr ſchon aus dem erſten Geſpräche, das ſie

mit ihm hatte. Während ihr daher anfangs der Name Oronte zuwider war wegen des Neides, den die Hofleute auch bei ihr erweckt hatten, war ihr nunmehr nur das Geſpräch theuer, in welchem Oronte's gedacht wurde. Indem ſie nun dieſen Gedanken nachhing, kam ihr Vater zu ihr, auf geheimem Wege, wie gewöhnlich. Orbecche hieß ihn ehrerbietig willkommen und dankte ihm für das Geſchenk, das er ihr überſandt hatte. Nachdem ſie einige Zeit mit einander geſprochen hatten, fragte der König Orbecche: Und wie gefiel dir Oronte, meine Tochter? Meinſt du, er verdiene, von mir geſchätzt zu werden?

Er ſcheint mir, antwortete ſie, jeder Ehre würdig, aber es ſcheint mir auch, wenn ich das ehrerbietig bemerken darf, daß ihr um ſeinetwillen die andern nicht geringſchätzen dürft.

Sie ſagte dies, damit der Vater nicht merke, daß ſie ihren Sinn auf ihn gelenkt habe, und er ihr nicht den Weg abſchneide, ihre Wünſche zu erfüllen, für den Fall, daß er etwas merkte. Nach einigen andern Geſprächen kehrte der König in ſeine Gemächer zurück. Auch bei andern Gelegenheiten unterließ er nicht, Oronte manchmal an ſeine Tochter zu ſchicken; es ſchien, wie er ihm alle Reichsangelegenheiten überließ, habe er ihm auch ſeine Tochter anvertraut. Als nun Oronte häufiger zu der Jungfrau kam, als ſonſt, faßte er ſie allmälig genauer ins Auge und entbrannte ſo in Liebe für ſie, daß er ſich ganz von ihr verzehrt fühlte. Und wie er Orbechen der erſte Ritter der Welt däuchte, ſo war Orbecche ihm als das wunderbarſte Geſchöpf erſchienen, das ein ſterbliches Auge ſehen konnte. Der Arme verliebte ſich in ſein Unglück und wünſchte nichts anderes, als fortwährend ihre wunderbare Schönheit betrachten zu können. Oft ſchalt er auf ſein Schickſal, das ihn nicht in einen Stand geſetzt habe, wo er hätte hoffen dürfen, in den Beſitz einer ſo ſeltenen Frau zu kommen. Aber bei alle dem gab er niemals ein Zeichen, woraus die

Frau oder ſonſt jemand ſeine Wünſche erkennen konnte. Nun begab es ſich, als er eines Tages bei der Jungfrau in ihrem Gemache war und ſie aufmerkſam betrachtete, daß er in ihr einige Merkmale eines liebentbrannten Herzens gewahrte. Daher ſuchte er ihr auf geſchickte Weiſe zu verſtehen zu geben, wenn ſie für ihn glühe, ſo brenne er für ſie. Dieſe Liebe dauerte auf beiden Seiten ganz ſtille fort und quälte ſie um ſo mehr, je brennender ein verborgenes Feuer iſt, als ein offenes. Als nun die Sachen zwiſchen den beiden Liebenden auf dieſem Punkte angelangt waren, fühlte ſich die Jungfrau, die bei der Schwäche der weiblichen Natur weniger über ſich Meiſter ward, in der Lage, daß ſie nothwendig Oronte ihr Verlangen offenbaren oder ſterben mußte. Als ſie einſt mit ihm zuſammen war, fing ſie, hoch erröthend von edlem Schamgefühl, mit leiſer Stimme alſo zu ſprechen an: Oronte, wenn das Schickſal dir karg geweſen iſt mit ſeinen Gaben, ſo hat die Tugend, um die Schmach Fortunas gut zu machen, dich mit ſo großen und ausgezeichneten Zierden überſchüttet, daß, wenn dir die eine Armuth und niedrigen Stand beſchieden, die andere dich durch ihre Geſchenke zum erſten Ritter dieſes Hofes erhoben hat, der wol unter den jetzt in der Welt beſtehenden nicht der am mindeſten würdige iſt. Dies iſt der Grund, warum du den Augen meines königlichen Vaters, obwol ein Fremdling und einem feindlichen Volke angehörig, würdig geſchienen haſt, allen Baronen und Herren dieſes Hofes und mit vollem Rechte vorgezogen zu werden, und ebenſo muß auch ich dich mehr als alle andere Menſchen lieben, weil du allein mir würdig ſcheinſt (und ich glaube, nicht ohne den Willen der unſterblichen Götter), daß du der Herr und Meiſter meines Lebens werdeſt. Darum, wenn mir ſchon nicht paſſend erſchien, daß ich als junges unerfahrenes Mädchen aus ſo hohem Geſchlechte, wie das meinige iſt, dir Bitten vortragen ſoll, habe ich doch, überwältigt von unermeßlicher Liebe, wie

ich ſie für dich fühle, und da ich anderswie meine Geſinnung dir nicht mittheilen kann, für beſſer gehalten, einen meiner weniger würdigen Weg zur Kundthuung meiner Sehnſucht zu verſuchen, um rechtmäßig die deinige zu werden, als mich von dir getrennt ſchmachtend zu verzehren. Wiſſe alſo, ſeit mein Vater dich zu mir ſandte mit dieſer Perle (ſie hing nämlich an ihrem Halſe), bis zu dieſem Augenblick habe ich dich ſo innig geliebt, daß ich nicht weiß, wie meine Kräfte hinreichen, um bis auf dieſe Stunde einer ſolchen Glut zu widerſtehen. Wenn nun das aufrichtige Bekenntniß meiner Liebe gegen dich ſo viel bei dir vermag, als bei mir deine ausgezeichneten Vorzüge vermochten, ſo zweifle ich nicht, daß du dich nicht geneigt finden laſſeſt, zuzuſtimmen, daß wir beide, durch das Band der Ehe verknüpft, unſer Leben gemeinſam hinbringen mögen. Ich ſehe wohl ein, daß dies meinem Vater nicht erwünſcht ſein wird, da er nicht auf das achtet, worauf er achten ſollte, ſondern geleitet vom Geiz und der eiteln Meinung des Pöbels ſich dahin neigen wird, wohin ihn Habſucht und Ehrgeiz blindlings führen. Bei alle dem aber ſcheint mir muß dieſe Sache niemand angelegener ſein, als mir ſelbſt, und ich will lieber, daß mein Vater ſich über mich beſchwere, wenn ich mir einen tugendhaften Ritter erwählt habe, als daß ich mich über ihn beſchweren muß, wenn er mich einem gäbe, der mir nicht angenehm wäre, wie das ohne allen Zweifel der Fall ſein würde. Und ich hoffe, mit der Zeit, wenn er ſieht, daß ich meinen Gemahl doch nicht ganz ungeſchickt gewählt habe, und wenn die Sache nicht mehr ungeſchehen gemacht werden kann, wird er auch zufrieden ſein, dich zum Eidam und mich zur Tochter zu bekommen. Und wenn auch das Schickſal mir ſo ſehr entgegen wäre, was ich nicht glaube, daß eines von beiden geſchehen müßte, entweder die Gnade des Vaters ſammt dem Throne verlieren oder dich verlieren, ſo will ich lieber mit dir, der du jedes Kaiſerthums werth biſt, ohne Thron leben, als

mit einem andern noch ſo großen König, der vielleicht würdiger wäre beherrſcht zu werden, als zu herrſchen. Ich wünſche nur, daß dieſer mein Gedanke auch in dir ſo mächtig ſei, als deine Trefflichkeit mir verſpricht, daß er ſein werde.

Nach dieſen Worten harrte ſie auf die Antwort Oronte's. Sobald Orbecche nur zu ſprechen angefangen hatte, zogen tauſend Gedanken durch Oronte's Seele. Einerſeits zog ihn die Treue, die er ſeinem Herrn zu halten ſchuldig war, und die Liebe des Herrn zu ihm, von dieſer Sache ab. Andererſeits aber war die Liebe der Jungfrau ein ſo heiß eindringender Sporn für ſein Herz, der ihn alles andere vergeſſen und das Werthvollſte geringer ſchätzen machte, als ſie. Daran hielt er feſt, er ſammelte ſich und ſprach: Königliche Jungfrau, nachdem ihr mehr vermöge eurer unendlichen Huld, als wegen irgend welches Verdienſtes von meiner Seite, wiewol ihr anderer Meinung ſeid, mich ſo hoch erhoben habt, daß ihr mich zu eurem Gemahl erwählet, ſo kann ich nicht anders, als euren Wünſchen entſprechen. Allerdings würde es mir zu großer Befriedigung gereichen, wenn die Beiſtimmung des Königs eures Vaters und meines Gebieters dazu zu erlangen wäre. Allein da ich die Möglichkeit davon nicht einſehe und ihr ebenſo wenig, ſo ſoll doch meinerſeits, komme auch, was mag, der Erfüllung eures Verlangens kein Hinderniß im Wege ſtehen. Ich hoffe auf die Gnade der unſterblichen Götter, daß unſere Liebe, wie ſie durch die Vermittelung eures Vaters einen glücklichen Anfang genommen hat, ſo auch ein glückliches Ende nehmen werde.

Die Jungfrau war hocherfreut über dieſe Worte und dachte nun die Sache nicht weiter zu verzögern. Sie rief daher ihre Amme Tamaile und eine nicht minder liebevolle als vertraute Kammerfrau herein, wandte ſich an die Götter, welche nach perſiſchem Glauben die Obhut über die Ehe haben, übergab Oronte einen ſehr koſtbaren

Ring und verlebte ſich ſo mit ihm in Gegenwart der zwei Frauen. Sodann ſchickte ſie dieſelben aus dem Gemache und nach tauſend zärtlichen Küſſen ſtiegen ſie zu Bette und pflückten die Frucht ihrer heißen Liebe. Es dauerte aber nicht lange, ſo miſchte das auf das Glück der Menſchen neidiſche Schickſal ſo viel Bitterkeit unter den Honig ihrer Wonne, daß in Vergleich mit dem Schmerz, der darauf folgte, die Freude und Zufriedenheit gar nichts war. Denn Selino der einzige Sohn des Königs der Parther ließ Sulmone um die Hand ſeiner Tochter bitten. Er beſchloß, ſie ihm ohne weiteres zu geben, rief daher Orbecche zu ſich und ſagte zu ihr, nach vielen Zärtlichkeiten, mit frohem Angeſicht: Es iſt nunmehr Zeit, meine Tochter, die ich über Alles liebe, daß ich den Troſt von dir empfange, den ich ſo lange ſchon gewünſcht habe. Ich bin um deine Hand gebeten worden von Selino dem einzigen Sohne des Partherkönigs, einem ſchönen und anmuthigen Jüngling vom höchſten Stande, und habe beſchloſſen, ihn dir zum Gemahl zu geben. Ich war verſichert, daß du meinem Willen nicht widerſtreben, vielmehr mit dem Manne zufrieden ſein werdeſt, der mir zu deinem Beſten der geeignetſte ſcheint, und habe ihm dich zugeſagt in voller Überzeugung, daß du mit ihm äußerſt glücklich wirſt leben können.

Der jungen Frau war es bei dieſen Worten zu Muthe, als ſteche man ihr ein ſpitziges Meſſer durch das Herz. Sie verhehlte jedoch, ſo gut ſie konnte, ihre Bedrängniß und ſagte zu ihrem Vater, die Liebe, die ſie für ihn empfinde und die ſtets ihren Willen nach dem ſeinigen gelenkt habe, gebe ihr nun ſo viel Muth, daß ſie dieſem ſeinem Begehren nicht willfahren könne, nicht als wollte ſie ihm in irgend etwas widerſtreben, was ihm gefalle, oder als wollte ſie ihm die Macht und Gewalt abſtreiten, die er als der liebevolle Vater, der er ihr ſtets geweſen, über ſie zu üben berechtigt ſei, ſondern weil ſie ganz ſicher, ſobald ſie von ihm ſich trennen würde, ſterben müßte.

Ihre letzten Worte waren von ſo vielen heißen Thränen begleitet (welche freilich nicht aus kindlicher Liebe entſtanden, wiewol ſie ſie mit dieſem Vorwande fließen ließ, ſondern aus der Betrachtung ihres Unglücks), daß ſie nicht weiter reden konnte. Sulmone war der Meinung, dies ſei lauter Liebe zu ihm, und lobte daher im Stillen ſehr ihre freundliche Geſinnung. Er küßte ſie zärtlich auf die Stirne und tröſtete ſie, ſo gut er konnte. Er ſagte zu ihr, ſie ſei nicht geboren, um immer bei ihm zu ſein. Er gebe ihr vier bis ſechs Tage Zeit, um die Sache zu bedenken, denn wenn ſie reiflich überlege, was zu ihrem Frommen diene, ſei er verſichert, ſie werde den beſten Entſchluß faſſen. Mit dieſen Worten ſchickte er ſie in ihre Zimmer zurück. Sie war nicht ſo bald daſelbſt angelangt, als ſie ihre theure Amme zu ſich rufen ließ und ihr unter tauſend Thränen und Seufzern mittheilte, was ihr Vater zu ihr geſagt hatte, worauf ſie ſie bat, ihr treulich zu rathen. Die Amme tröſtete ſie ſo gut ſie konnte. Dronte kam dazu und als er den Grund davon hörte, that er, obwol er den bitterſten Schmerz fühlte, als ſei ſein Geſicht heiter. Er gab ihr einen Kuß, nahm ſie in den Arm und ſprach: Trocknet die Augen von dieſen Thränen! Die ſind des königlichen Herzens nicht würdig, das ihr mir zeigtet, als ihr die meine wurdet. Nehmt wieder eure Seelengröße an und fürchtet nicht, daß es uns hier mehr an Rath gebrechen werde, als ſonſt der Fall war. Wir werden, liebes Herz, wie wir es ſonſt geweſen ſind, ſo auch jetzt über das feindliche Geſchick die Oberhand behalten.

Nachdem er ſo die junge Frau getröſtet hatte, begab ſich Dronte zu Sulmone, getrieben von den ſcharfen Pfeilen des bitterſten Schmerzes. Sobald Sulmone Dronte anſichtig wurde, erzählte er ihm das, was er auch ſeiner Tochter geſagt hatte, ſowie die von ihr gegebene Antwort. Er wußte, daß Dronte nicht nur ſchön, ſondern auch ein gewandter Redner war, und befahl ihm daher, zu ſeiner

Tochter zu gehen und ihr dieſe kindiſchen Anſichten aus dem Kopfe treiben zu helfen. Er ſolle ihr auseinanderſetzen, daß die Mädchen nicht geboren ſind, um bei ihren Vätern zu bleiben, ſondern um Männer zu nehmen. Oronte zeigte ſich ganz bereitwillig, es auszuführen. Er kehrte zu Orbecche zurück und ſagte ihr, was ihr Vater ihm aufgetragen habe. Sie verabredeten unter ſich die Antwort, Oronte begab ſich wieder zu dem König und ſagte, er habe ſeinen Auftrag an Orbecche beſtellt; ſie habe ſich ſehr verwundert, daß ihr Vater meine, fremde Worte müſſen bei ihr mehr Gewicht haben, als ſeine eigenen; nach langer Unterredung habe ſie ihn aber beauftragt, ihm zu ſagen, wenn die kindliche Liebe, die ſie für ihren Vater fühle, ſich dem nicht widerſetze, ſo wolle ſie ſuchen, ſich ſeinem Wunſche zu bequemen; er glaube ganz gewiß, ſie werde am Ende thun, was ihm recht ſei. Unterdeſſen begab es ſich, daß mehrere Tumulte, welche in einigen Städten des Reichs entſtanden waren, Sulmone nöthigten, ſich von der Königsſtadt Suſa, wo er ſich aufhielt, auf acht bis zehn Tage zu entfernen. Beim Abſchied übertrug er Oronte die Zügel des Regiments und des Hofes. So hatten Oronte und Orbecche Zeit, in ihrer unglücklichen Lage die gehörige Vorſorge zu treffen, und ſie entſchloſſen ſich beide nach Armenien zu gehen. Nachdem ſie mit der größtmöglichen Gewandtheit alle Bedürfniſſe für die Reiſe in Ordnung gebracht und von den Kleinodien des Königs, was ihnen am beſten gefiel und den höchſten Werth hatte, zu ſich genommen, thaten ſie, als wollten ſie zu ihrer Unterhaltung auf ein ſehr liebliches und heiteres, funfzehn Meilen von der Stadt entferntes Landgut gehen, wo die Prinzeſſin oft mit ihrer Amme, einigen ihrer Frauen und dem ihr von ihrem Vater zugewieſenen Hofgefolge ſich zu vergnügen pflegte. Dort angelangt nahmen ſie eines Abends ſechs der beſten Pferde, wie ſie ſie für ihren Plan am paſſendſten glaubten. Oronte und ſeine Frau nebſt zweien ihrer vertraute-

ſten Diener, welche gleichfalls aus Armenien waren und denen die Obhut über die Pferde übertragen wurde, ſetzten ſich darauf, ferner die Amme und die Zofe, welche bei der Vermählung anweſend geweſen waren, und machten ſich auf einſamen Wegen ſchnellſtens auf nach Armenien. Am Meere angelangt, wo ſchon ein leichter Schnellſegler für ſie in Bereitſchaft geſetzt war, gingen ſie unter Segel, ſtachen in die hohe See und ruhten nicht eher, als bis ſie in Armenien waren. Die Nacht ihrer Abreiſe und mehr als die Hälfte des andern Tages ging hin, ohne daß jemand merkte, daß ſie nicht mehr dort waren. Beide Gemächer waren verſchloſſen und ſo wagte niemand, ſich zu rühren. Als man endlich hineinging und niemand fand, als man in den Stall kam und ſah, daß keine Pferde, keine Stallknechte dort waren, kam man auf die Vermuthung, in Folge einer vom König angelangten geheimen Weiſung haben ſie ſich, ohne jemand eine Andeutung zu geben, in der Nacht nach der Stadt zurückverfügt. Die zurückgelaſſenen machten ſich daher ſchnell auf den Weg und langten Abends in der Hauptſtadt an. Als ſie ſie auch nicht hier fanden, merkten ſie Dronte's Teuſchung. Alle waren der Anſicht, es geſchehe dem König ganz Recht, da er ſich viel eher einem Fremden, dem Feindesland Angehörigen, als ſeinen eigenen Leuten habe anvertrauen wollen. Sie ſandten ſogleich einige Pferde ab, um in eiligem Marſche den Fliehenden zu folgen, die Nachſetzenden wurden beauftragt, jene gefangen nach der Stadt zu führen, wenn ſie ſie wiederfinden würden, und ſogleich wurde dem König von dem Vorfalle Meldung erſtattet. Die Nachricht ſchmerzte ihn ſo tief, daß er nahe daran war, todt zu Boden zu ſinken; bald ſchalt er auf Dronte's Treubruch, bald auf den Leichtſinn und die heuchleriſche Anhänglichkeit ſeiner Tochter; nachdem er ſich lange geärgert hatte, faßte er ſich endlich und ergab ſich gänzlich den Rachegedanken, und in dieſer zornigen Stimmung kehrte

er nach Suſa zurück. Sobald er erfuhr, daß die Pferde, die ihnen nachgeſandt waren, ſie nicht haben erreichen können, beſchloß er, trotz der zwiſchen ihm und dem König von Armenien beſtehenden grauſamen Feindſchaft, Geſandte an ihn zu ſchicken, um ſie ausgeliefert zu erhalten. Er ließ ihm ſagen, er bitte ihn, eine ſolche empörende Unbill nicht zu begünſtigen; die Könige ſtehen zwar in feindlichen Verhältniſſen, aber doch ſchicke es ſich nicht, daß ſie in Dingen, welche die Ehre und den Nutzen der Krone und des königlichen Blutes betreffen, zumal wenn ihnen kein Vortheil daraus erwachſe, die Verräther begünſtigen; denn geſchähe das, ſo würde man die Könige nicht höher achten, als irgend ſonſt einen gemeinen Mann, und das gäbe Hinterliſtigen reichlichen Stoff, unter dem Schein der Treue bald dieſen bald jenen nach Belieben zu beleidigen; ſo wären die Könige in ihren Schlöſſern weniger ſicher unter ihren Dienern, als die Reiſenden im Walde unter Räubern; und da er überzeugt ſei, daß bei ihm Gerechtigkeit weit mehr vermöge, als jede andere Rückſicht, ſo bitte er ihn um Oronte und die Tochter, damit er an der Thorheit und Bosheit dieſer und an dem Verrathe des erſtern die ihrer Schuld angemeſſene Rache nehme. Endlich ließ er ihm ſagen, er ſolle nicht vergeſſen, daß durch ein verbrecheriſches Weib und einen Verräther einſt ganz Aſien in Verwirrung gebracht und Troja zerſtört worden ſei. Settin (ſo hieß der König von Armenien) war ein kluger Mann und fühlte im Stillen große Freude, daß von einem ſeiner Leute ſeinem Hauptfeinde ein ſolcher Spuk geſpielt worden war. Daher gab er den Geſandten zur Antwort: Wenn ich die Sache, die ihr mir vortragt, als ſie mir zuerſt zu Ohren kam, ſo angeſehen hätte, wie ſie nach der Beſchwerde eures Königs erſcheint, ſo würde ich Oronte nicht, wie jetzt geſchehen iſt, meinen Schutz zugeſichert haben, ſondern entweder hätte ich ihn aus meinem Reiche vertrieben oder in Rückſichtsnahme auf ſeine

Ehre und meine Pflicht, woran er mich erinnert, ihm die Flüchtigen nach Suſa geſchickt haben, um dort die gebührende Strafe zu empfangen. Ich beurtheilte aber die Sache anders, als euer König ſie jetzt anſieht, und bin daher genöthigt, ihm das Wort zu halten, das ich ihm damals zur Sicherung ſeines Lebens und ſeiner Frau gegeben habe, und kann euch ſomit auch die Perſonen nicht ausliefern, die ihr im Namen eures Königs von mir verlangt. Und daß ich recht geurtheilt habe, zeigt die Sache ſelbſt; denn wer, der bei geſundem Bewußtſein iſt, wird eine ſolche von einem jungen Manne aus Übermaß der Liebe begangene, und eines andern Ehre nicht verletzende Handlung Verrath nennen, und meinen, ſie verdiene blutigen grauſamen Tod? Gewiß, glaube ich, niemand. Verrath wäre es geweſen, wenn Oronte das Mädchen genothzüchtigt und ſchwanger am Hofe zurückgelaſſen hätte, ohne ſie zur Frau zu nehmen, und das hätte die ſchwerſte Strafe verdient. Allein da er ſie geheirathet hat, ſehe ich in der Sache blos einen Fehler der Liebe, der mir eher Verzeihung, als Strafe zu verdienen ſcheint. Wenn vielleicht euer König einwendete, die Weiſe, in welcher er ſie zur Frau genommen, mache alles Anſtändige unanſtändig, ſo ſage ich, das iſt ein ſchwacher unhaltbarer Grund, denn weiß er nicht, daß die Kraft der Liebe größer iſt, als alle menſchliche Gewalt, und daß man beim Beſitz der Dinge, zu welchen ſie das Herz eines andern nicht nur einlädt, ſondern zwingt, wenn es ihr beliebt, die Mittel ergreifen muß, die einem die Liebe ſelbſt anbietet? Es darf ihm nicht verwunderlich ſcheinen (äußerlich betrachtet wenigſtens, denn vielleicht könnte es wol anders ſein), daß ein Mann von gemeinem Stande eine Tochter von ihm zum Weibe genommen, denn alte und neue Zeiten können ihm reichlich Zeugniß dafür ablegen, daß viele Jungfrauen von königlichem Geblüte mit Männern geringeren Standes weit glücklicher gelebt haben, als andere mit Söhnen der

mächtigſten Könige. Außerdem ſind erhabene Geſinnungen und wahrhaft königliche Tugenden dasjenige, was einen Menſchen der Herrſchaft würdig erſcheinen laſſen muß, nicht Reichthum oder Stand. Und wenn auch Sulmone denkt, Macht und Königreiche machen einen zum König, ſo ſagt ihm in meinem Namen, er ſolle ſich nicht über dasjenige beſchweren, was er, wenn er nur will, leicht abſtellen kann. Er hat nur ein einziges Kind, dieſe Tochter, die billigerweiſe nach ihm den Thron erbt; ſein Schwiegerſohn wird alſo ſo mächtig, als er ihn machen will. Ob aber Dronte des Thrones würdig und fähig iſt oder nicht, darüber brauche ich kein weiteres Zeugniß, als ſein eigenes, das er ihm, ſo lang er bei ihm lebte, ertheilt hat, indem er ihn in der Verwaltung des Staates immer allen andern vorzog. Und ich halte es für beſſer, er nimmt einen Schwiegerſohn, der die Herrſchaft von ihm bekommen zu haben ſich bewußt iſt, als wenn er einen andern gewählt hätte, der (wie ihm vielleicht hätte begegnen können, wenn er ſein Kind dem König der Parther zur Schwiegertochter gegeben hätte) der ihm ſeinen Thron genommen hätte. Ich ſchätze darum ſeine Tochter um ſo mehr, die er ſo heftig tadelt, daß ſie lieber einen Mann zum Gatten nehmen wollte, der durch ſie König würde, als einen, der ſie aus einer Königin zur Sklavin machte, wenn ſie ſeine Frau geworden wäre. Mögen es die unſterblichen Götter fügen, daß meiner Tochter kein ſchlimmeres Loos zufalle, denn ich würde mich, wenn mir dieſer Fall begegnete, nicht nur nicht beklagen, ſondern ſie eben ſo ſehr loben, als ich jetzt die ſeinige lobe. Ich ſage euch, wenn ich einen Mann wie Dronte in meinem Hauſe hätte, welchem Volke und welchem Stande er auch angehören möchte, ich würde nicht warten, bis meine Tochter ihn heimlich zum Manne nähme, ſondern würde ihr ihn bereitwillig offen zur Ehe geben und es für eine beſondere mir vom Himmel zugewieſene Gnade erachten, wenn er ihr einen ſolchen Gemahl

beſchert hätte. Aber wie es mir ſcheint, daß Sulmone ſich Glück zu wünſchen habe zu einem ſolchen Ereigniß, ſo habe ich mich zu beklagen, daß nicht an allen Höfen Männer wie Dronte ſich finden. Um alſo mit meiner Erklärung zum Schluſſe zu kommen, mögt ihr eurem König ſagen, daß er den Zorn fahren laſſe und die Angelegenheit ruhig betrachte; denn wenn er ſie mit der Geſinnung anſieht, wie es ſich gehört, ſo wird er ſich nicht über mich beſchweren, daß ich ſeinen Schwiegerſohn und ſeine Tochter ſo freundlich aufgenommen habe, wie es geſchehen iſt, ſondern wird mich viel mehr loben, als ſich ſelbſt, der aus einem ſo geringfügigen Anlaß der Mörder ſeines Schwiegerſohnes und ſeiner Tochter werden will, die mit ihren Tugenden jeden auch noch ſo großen Fehltritt als unzureichend für die geringſte Strafe hinſtellen würden. Und wenn er auch die Vernunft bei ihm keine Stätte finden laſſen und darum ſein Reich in ſeinem Zorn und Aufwallung in Verwirrung bringen will, ſo muß ich das ihm anheimgeben, da ich nicht fürchte, daß er mich aus dem Hauſe treiben wird, denn meine Macht iſt Gott ſei Dank ſo groß, daß ſie leicht ſeine Angriffe, wie die jedes andern Königs aushalten kann, wie er durch lange Erfahrung ſich überzeugt haben mag. Und wenn das Schickſal mir beſtimmt haben ſollte, daß ich für ein ſo löbliches Werk aus dem Hauſe gejagt würde, ſo halte ich es für weit weniger ſchlimm, meinen Thron zu verlieren, als mein Wort zu brechen.

Hier ſchwieg er und die Geſandten wurden entlaſſen. Als ſie vor ihren König kamen, ſetzten ſie ihm auseinander, was Settin zu ihnen geſagt hatte, und daß namentlich das Wort, das er dem Dronte gegeben, ihn abhalte, die Flüchtigen auszuliefern. Dies erhöhte noch gar ſehr den Zorn Sulmone's und zuletzt ſprach er: Weiß dieſer Settin nicht, daß die Treue zum Verbrechen wird, wenn ſie die Schlechtigkeit der Leute ſchützt und hegt? Sei dem aber, wie ihm wolle, es wird mir nicht

an Mitteln fehlen, mich trotz Settin über dieſer Unbill zu rächen.

Er ließ ſogleich Dronte und ſeine Tochter und alle Kinder, die aus ihrer Ehe entſpringen würden, in den Bann thun und verſprach denen nicht nur Geſchenke, ſondern ganze Herrſchaften, die ſie ihm lebendig oder todt in die Hände liefern würden. So groß aber auch die Hoffnung des Lohnes war, ſo wollte doch niemand dabei ſein Glück verſuchen, theils weil Dronte es in perſönlicher Tapferkeit mit jedem andern Ritter aufnehmen konnte und für ſich und ſeine Gattin wohl auf der Hut war, theils auch, weil ſie den König Settin fürchteten, welcher die empfindlichſten Strafen jedem androhte, welcher einen Gedanken daran zu haben die Frechheit hätte. In Zeit von neun Jahren wurden Dronte von Orbecche zwei Söhne geboren, welche Dronte gerne mit ihrem Großvater ausgeſöhnt hätte; er ließ daher keinen Weg unverſucht, um Sulmone's Herz zum Erbarmen zu bewegen, aber alles war umſonſt. Am Hofe war ein hochbetagter Greis von ehrwürdigem Anſehen Namens Maleche, deſſen Rathe als dem eines weiſen Mannes und geliebten Vetters (er war der Sohn von Sulmone's Vatersbruder) der König ſehr viel vertraute. Dieſer hegte großes Mitleid mit Orbecche und war ſehr unangenehm berührt von dem Haſſe, womit ihr Vater ſie verfolgte; deswegen verſäumte er nicht, jedes Mittel ins Werk zu ſetzen, um jenen Haß in die frühere Liebe zu verwandeln. Er bat daher eines Tages den König ſo eindringlich und brachte ſo gewichtige Gründe vor, daß es ſchien, als laſſe er ſich überreden. Und es dauerte nicht lange, ſo ſchickte er eben dieſen Maleche als Überbringer des Friedens an Orbecche und Dronte; auſſer den Beglaubigungs- und Verſicherungsſchreiben, die mit ſeiner eigenen Hand geſchrieben und mit dem geheimſten königlichen Siegel bekräftigt waren, überſandte er Orbecche einen ſehr koſtbaren Ring, mit dem er einſt ſich ſeiner Gattin anverlobt hatte, und

Oronte als ſeinem Nachfolger auf dem Throne überſchickte er einen königlichen Scepter vom feinſten Golde, geſchmückt mit den koſtbarſten Steinen. Maleche begab ſich mit den Briefen und Geſchenken an Settin's Hof und wurde dort mit Freuden bewillkommt nicht nur von beiden Gatten, ſondern vom König ſelbſt. Maleche ſuchte die Gatten zu überreden, beide mit ihren Kindern zu Sulmone zurückzukehren, wie er ſie eingeladen hatte. Aber Settin war klug und ſah das Unglück vorher, das daraus entſtehen konnte. Er ſagte zu Oronte: Ich möchte nicht, daß du auf dieſe Worte hin von hier weggingeſt, denn Könige, zumal grauſame, wie Sulmone, vergeben nicht ſo leicht Beleidigungen und du könnteſt davon ein glänzendes Beiſpiel für jeden abgeben.

Oronte meinte aber, Sulmone könne ihm nicht untreu werden. Er nahm daher mit Maleche Urlaub vom König, ließ Gemahlin und Kinder in Armenien und begab ſich nach Perſien. Sulmone empfing ihn daſelbſt mit dem geſchminkten Anſehen einer erheuchelten Höflichkeit, unter welcher er aber dennoch das Herz eines Tigers barg. Er zeigte ſich eine Zeit lang ſehr freundlich und verbrachte immer einen großen Theil des Tages mit ihm unter heitern Geſprächen. In dieſer Zeit ſtarb einer, der die Herrſchaft über einige einträgliche Städte des Reiches hatte; Sulmone ſagte daher zu Oronte, er wolle ihm dieſe Würde übertragen; und als er ſich dazu bereit erklärte, ſagte der König, er thäte ihm einen großen Gefallen, wenn er vor ſeinem Abgang eigenhändig an ſeine Frau ſchreiben wollte, ſie ſolle mit ihren Kindern in Maleche's Geleite, den er ihr entgegenſenden wollte, und mit ehrenvollem Gefolge zurückkommen, denn die Sehnſucht verzehre ihn, ſeine geliebte Tochter wiederzuſehen und ſeine Enkel zu umarmen. Und als ſpräche der Verräther aufrichtig, ließ er bei den letzten Worten ſeinen Augen einige Thränen entſtrömen. Oronte ſchrieb den Brief, übergab ihn Sulmone und ſchickte ſich an,

am folgenden Morgen ſeine Reiſe anzutreten. Der König aber ließ ihn in der Nacht noch zu ſich rufen unter dem Vorwand, mit ihm über einige wichtige Angelegenheiten ſprechen zu wollen, da ihm plötzlich unerwartete Nachrichten zugekommen ſeien. Als Oronte das Begehren des Königs vernahm, begab er ſich unverweilt zu ihm. Kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle des königlichen Gemaches geſetzt, als er von zwei Burſchen, die der grauſame König wie zwei Schäferhunde auf die Lauer geſtellt hatte, unbarmherzig ergriffen wurde mit den Worten: Verräther, du biſt des Todes!

Sogleich kam auch Sulmone herbei. Sobald Oronte ihn erblickte, wandte er ſich zu ihm mit ſtrengem Blicke und ſprach: So halten Könige Wort in deinem Lande, Sulmone? Doch ich hoffe, die Rache, die ich nicht üben kann, wird der oberſte Gott an meiner Stelle in einem Maße übernehmen, daß man die Kunde bis zu den Tiefen der Unterwelt vernehmen wird. Da bin ich, Verräther, beendige dein Unternehmen!

Sulmone antwortete nichts, als: So halten Perſiens Könige Wort den Schurken.

Bei dieſen Worten warf er ihm ein Tuch um den Hals, die beiden andern hielten ihn feſt, er erdroſſelte ihn mit eigenen Händen, ſchlug ihm ſodann den Kopf vom Rumpfe und ließ den Leib durch die beiden Banditen dahin werfen, wo die Leichname vieler andern von ihm auf gleiche Weiſe Ermordeter geworfen worden waren. Am Morgen früh ſagte er, um keinen Verdacht über das Vorgefallene zu erwecken, er habe in der Nacht Oronte eilig in einem ſehr wichtigen Geſchäfte weggeſandt. Gleich nachher ſchickte der verruchte Vater Maleche an ſeine Tochter mit den Briefen ihres Gatten und fügte noch eigene hinzu, voll von zärtlicher, wiewol erheuchelter Liebe. Die Tochter glaubte Maleche ihrem Oheim, ſowie den Briefen ihres Gatten und denen des Vaters und die Unglückliche machte ſich auf den Weg. Kurz nach dem

ſchauderhaften Untergang Oronte's kam ſie zugleich mit ihren kleinen Söhnen zu dem rohen Vater. Alle drei wurden von ihm anſcheinend aufs Liebevollſte aufgenommen; nach einigen Tagen aber, als ihm der Augenblick geeignet ſchien, ſagte er zu ſeiner Tochter, es ſei jetzt nicht mehr an der Zeit, daß die Knaben bei den Frauen bleiben, er wolle ſie in ſeine Gemächer nehmen, damit ſie, unter Baronen erwachſend, ſich an das königliche Leben gewöhnen. Orbecche zeigte ſich damit ganz einverſtanden und übergab ſie ihm willig. Als Sulmone die Jungen bei ſich hatte, ſchloß er ſich mit ihnen in das nämliche Zimmer ein, in welchem er einige Tage zuvor ihren Vater umgebracht hatte. Dort ſchlachtete der Verruchte ſie wie unſchuldige Lämmer mit ſcharfen Meſſern hin. Dann nahm er drei ſilberne Becken, die er zu dieſem Zwecke hatte bereiten laſſen, und legte in eines den blutigen Kopf Oronte's, den er aufgehoben, in die andern die zwei Kinder mit den Meſſern in der Kehle. Die drei Becken ſtellte er auf einen Tiſch, bedeckte ſie mit carmoſinrothem Zendel, reinigte ſich vom Blute, von dem er ganz gebadet war, und ließ ſodann ſeine Tochter zu ſich rufen. Als ſie in das königliche Gemach getreten war, verſchloß er, als wollte er insgeheim mit ihr reden, die Thüre, wie er auch ſonſt gethan hatte, damit niemand hereinkommen könne.

Meine Tochter, hub er darauf an, ſeit du Oronte's Gattin geworden biſt, was nun, wenn ich mich nicht täuſche, nicht viel weniger als zehn Jahre ſein mögen, habe ich außer dem Ringe, den Maleche dir brachte, dir gar kein Geſchenk gemacht, das, ſoviel mir ſcheint, meiner Geſinnung gegen dich entſprochen hätte. Wenn es dir alſo genehm iſt, will ich dir jetzt ein Geſchenk machen, an dem du leicht erkennen magſt, wie ſehr mir jetzt das gefällt, was mir bisher ſo ſehr misfallen hat.

Die arme Frau, welche die Worte des gottloſen Vaters nicht verſtand, antwortete ihm, ſie brauche keine

größeren Zeichen ſeiner väterlichen Zärtlichkeit abzuwarten, als die, die ſie ſchon bekommen habe, und ſie ſei immer mit ihm zufrieden geweſen, doch nehme ſie Alles freudig an, was ihm gefällig ſei, ihr zu geben. Nachdem ſie dieſe Reden gewechſelt hatten, nahm Sulmone ſeine Tochter bei der Hand und führte ſie in das Zimmer, wo ihre Lieblinge lagen. Er hob die Decke von Oronte's Haupt und den Leichen der Kinder und zeigte ihr das ſchauderhafte Schauſpiel, das hinter dieſem Vorhange lag, mit den Worten: Dies iſt das Geſchenk, das ich dir anbiete, wie du es verdient haſt.

Wie glaubt ihr wol, theure Frauen, daß es hier der unglücklichen Orbecche ums Herz ſein mochte? Welche Bedrängniß, welcher Grimm mußte ſie befallen? Die Unglückliche fühlte ſich bei einem ſo entſetzlichen Anblick alle Sinne vergehen, ſie erblaßte und war auf dem Punkte todt niederzuſinken. Doch faßte ſie ſich, die Verzweiflung gab ihr Kraft, ſie wandte die Augen zu ihren Söhnen, welche noch nicht ganz geſtorben waren, ſondern ſich noch etwas krümmten und deren Blut noch aus den Wunden ſtrömte, von dort ſchweifte ihr thränender Blick auf das geſchändete Haupt ihres theuren Gatten, ſie drängte die Thränen nach dem Herzen zurück und verſchloß den Wehſchrei in der Bruſt. Dann wandte ſie ſich mit ſtrengem Blicke gegen den harten Vater und ſprach zu ihm: Hart über alles Maß iſt es für mich, meine Söhne in dieſem Zuſtande zu ſehen, der nicht nur andere, ſondern euch ſelbſt zum Erbarmen bewegen könnte. Was aber mehr als Alles meinen Schmerz erhöhen würde, wäre das, daß ſie von euch, von dem ſie nicht dieſes, ſondern Ehre und Größe hoffen durften, in den Zuſtand geführt wurden, in dem ihr mir ſie jetzt zeigt, wenn das Unrechte meiner Handlungsweiſe, für welche ich keinen andern Lohn, als dieſen, erwarten durfte, mich nicht dazu brächte, mit geduldigem Gemüthe zu ertragen, was euch beliebt hat, meinen Söhnen und meinem Gatten anzuthun. Aber

da ich, wenn ich die Schwere meines Vergehens betrachte, nicht verdient habe, daß ihr mich ſchonender behandelt, als meinen Mann und meine Kinder, da ich ja den erſten Anlaß zu eurem Misfallen gegeben habe, ſo bitte ich euch, daß ihr mit meinem Blute die Makel gänzlich abwaſchet, die ich dem königlichen Blute und dem ehrwürdigen Namen meines Vaters zugefügt habe, indem ich ohne eure Einwilligung den Mann zum Gatten nahm, deſſen Haupt jetzt ſo ſchauderhaft ſich meinen Blicken darbietet.

Nach dieſen Worten zog ſie das Meſſer aus der Kehle ihres älteſten Sohnes, der noch nicht ganz geſtorben war und nun den letzten Jammerlaut ausſtöhnte. Dieſer klägliche Ton entflammte noch mehr die traurige Frau zur Ausführung ihres Vorhabens. Sie that, als wolle ſie ihm das Meſſer in die Hand geben, damit er ſie umbringe, und näherte ſich Sulmone. Zu ſpät fühlte er Rührung, als er ſie um nichts anderes bitten ſah, als um den Tod, und vermuthete, die Angſt vor ihm, da ſie ſich hier allein mit ihm ſehe, gebe ihr dieſe Worte in den Mund.

Sei ruhig, meine Tochter, ſprach er mit heiterem Geſicht, ich will nicht, daß du ſterbeſt, vielmehr wünſche ich dein Leben, um dich mit einem deiner würdigen Gatten verbinden zu können.

Er trat zu ihr und wollte ihr ſeine Arme um den Hals ſchlingen, die Tochter benutzte den Augenblick, Zorn und Schmerz verlieh ihr Muth, Verzweiflung gab ihr Feſtigkeit, und mit aller ihr zu Gebot ſtehenden Kraft ſtach ſie ihm das Meſſer unter der linken Bruſt in den Leib. Sie wühlte damit hin und her und zog es nicht eher wieder heraus, bis der Grauſame todt niederfiel. Als ſie ihn daliegen ſah, zog ſie ihm das Meſſer aus der Bruſt, nahm es in die Hand und rief, zu ihm gewandt: Genieß, genieß nun, Verräther, die Frucht deiner Schändthaten und deiner Wortbrüchigkeit! Es wäre in der That ſehr ſchlimm geweſen, wenn du nicht

durch die Hand derer hätteſt umkommen müſſen, die du mit dem Tode der Söhne und des Gatten, in denen ſie lebte, umgebracht haſt. Du haſt in ihrem Blute den grauſamen Durſt, den du darnach hatteſt, geſättigt und ich habe mich gleichfalls geſättigt in dem deinigen, aber mit gerechterer Urſache. Doch was hält mich ab, daß ich mit dem andern Meſſer ...

Bei dieſen Worten zog ſie dem andern Sohne das Meſſer aus der Kehle.

Daß ich dich mit dem andern Meſſer nochmals erſteche, obſchon du todt biſt, da du mir meinen lieben Sohn erdolcht haſt? Soll ich nicht, für beide Rache nehmend, dich gleichſam mit doppeltem Tode umbringen?

Bei dieſen Worten ſtach ſie das Eiſen bis an das Heft in Sulmone's Kehle. Sie wandte ſich dann zu den ermordeten Söhnen und zu dem todten Haupte ihres Gatten, erhob ihre Stimme zur Klage, öffnete ihre Augen den Thränen und fing alſo an zu ſprechen: Ach, ich Unglückliche, wie traurig und unheilvoll war der Tag, da du, Oronte, mein Gemahl geworden biſt, und nicht minder unheilvoll diejenigen, an denen ich euch, meine Kinder, geboren habe. Der allerunglücklichſte aber iſt der, an dem ich euch in ſo jämmerlicher Geſtalt ſehe.

So warf ſie ſich weinend ganz über den abgeſchlagenen Kopf hin, küßte ihn bald da bald dort auf das Zärtlichſte und fuhr alſo fort: Ha, du vielgeliebtes Haupt, verwünſcht ſei der noch in ſeinem Tode, der mich dich ſo wiederſehen läßt, wie ich dich jetzt ſehe. Warum kannſt du, ſüßeſtes Haupt, nicht ſo viel Leben gewinnen, daß du jetzt deiner kummervollen unglücklichen Gattin, die dich mit ſo viel Sehnſucht anruft, ein Wort erwidern kannſt? Warum finde ich dich nicht wenigſtens in dem Zuſtande wieder, daß ich auf dieſem Munde den letzten Hauch mit meinen Lippen erhaſche?

Von dem Haupte wandte ſie ſich zu den Kindern, bald dieſen, bald jenen der Knaben umarmend und küſſend.

Ach, rief ſie, ihr treuen Stützen meines Lebens, Herzen meines Herzens, ihr echte Abbilder meines theuern Gatten, was darf ich noch hoffen in dieſem Leben, nachdem ihr mir genommen ſeid, von denen mein Leben und alle meine Hoffnungen abhingen? Weh mir Einfältigen, daß ich den Worten eures erbarmungsloſen Oheims vertraut habe! Warum ließ ich mich nicht eher ſelbſt erdolchen, ließ mir nicht den Buſen öffnen, ehe ich mich den Händen des Grauſamen überlieferte? Welcher wilde Löwe, welcher herzloſe Tieger konnte ein größeres Blutbad anrichten, als ihr, als das, das er angerichtet hat? Aber freut euch, unſchuldige Seelen, freut euch, daß auch er durch einen ſeiner Grauſamkeit gebührenden Tod darniederliegt, er, durch den ihr ſo ungebührlich hingeſtreckt worden ſeid, von den Händen, die euch hätten ſchützen ſollen, mit denſelben Meſſern, womit er euch getödtet hat, nach Verdienſt ermordet.

Dann wandte ſie ſich nochmals zu dem abgeſchlagenen Haupte und ſprach folgende Worte: Mir war nur das eine noch übria, dir, mein Gemahl, wie meinen Söhnen das Todtenopfer zu bringen; mit dem Blute des Verräthers habe ich es gethan. Es wird mir Weiteres verſagt, da er ſchon todt iſt; aber bei all dem wird mir mein Unglück nicht verſagen, ſo viel an mir liegt dieſen Opferdienſt zu Ende zu bringen.

Indem ſie dies ſagte, ging ſie zu der Leiche ihres Vaters hin, ſchnitt ihr den Kopf ab, nahm ihn blutig wie er war, und trug ihn zu dem Kopfe Oronte's.

Hier, Oronte, ſprach ſie weinend, bietet dir deine Frau das Haupt deſſen dar, der dir das deine genommen hat.

Nachdem ſie das geſprochen, legte ſie die beiden Söhne und das Haupt des Gatten zuſammen, warf ſich wie todt über ſie und ſprach: Meine Söhne und du, mein theurer Gemahl, nunmehr iſt meine Pflicht gegen euch vollſtändig erfüllt. Weiter iſt mir nicht übrig, als daß ich mich

an euch anſchließe, damit, wenn ihr mir auch in dieſem Leben entriſſen werdet, ich euch im andern für immer wiederfinde. Darum, meine Söhne und du mein theurer Gemahl, deren Geiſter vielleicht auf mein Schreien herabgekommen durch dieſe Orte ziehen und der von mir geübten Rache ſich erfreuen, empfangt dieſe Seele, die nun vollſtändig bereit iſt, euch zu folgen.

Sie faßte mit ſtarker Hand das Meſſer, mit welchem ſie dem Vater den Kopf abgeſchnitten hatte, ſtach ſich daſſelbe bis zum Heft in den Buſen und fiel todt über das Haupt ihres Gemahls und über ihre ermordeten Kinder hin. Schon war die Stimme der jungen Frau zu den Ohren vieler im Palaſte anweſender gedrungen. Da ſie aber den König fürchteten, deſſen große Grauſamkeit jeder kannte, wagte niemand ſich zu rühren. Alle waren zwar verſichert, daß er die Tochter mishandeln werde; da aber das Geſchrei des armen Weibes aufhörte und Alles ſtille wurde, beſchloſſen ſie endlich am Abend zu ſehen, was es ſei. Als ſie ein- und zweimal an die Thüre gepocht hatten und niemand antwortete, warfen ſie ſie ein; da ſahen ſie nun das jämmerliche Schauſpiel, von dem wir ſprachen, und waren erfüllt von unſäglichem Schauder. Nachdem Alle viele Thränen vergoſſen hatten, namentlich die Amme und die Zofe, die mit Orbecche in der Hoffnung, glücklich mit ihr leben zu dürfen, zurückgekehrt waren, legten ſie die Leichen der Söhne und der Mutter nebſt dem Haupte des Oronte unter allgemeiner Trauer des ganzen Volkes zuſammen in Ein Grab. Den Leib Sulmone's ließen ſie begraben, wo die andern Könige begraben waren, indem ihm alle einſtimmig ſeine unglaubliche Grauſamkeit vorwarfen. So nahm die Liebe der beiden ein unglückliches Ende, der rohe König aber fand für ſeine Grauſamkeit und ſeinen Treubruch verdiente Züchtigung.

55. Rinieri und Cicilia.

(2, 5.)

Imola ward einſt von eigenen Herren regiert, jetzt gehört es zum Gebiete der Kirche. Dort lebte vor Zeiten ein Edelmann Namens Horatio, der mit Glücksgütern reichlich verſehen und durch ſeine Artigkeit in der ganzen Stadt beliebt war. Wiewol er nun im Äußern milde ſchien, ſo zeigte er ſich doch, ſobald ihm eine Unbill widerfuhr, ſo entſetzlich, daß er ſeinen Zorn den Beleidiger ſchwer fühlen ließ. Dieſer hatte nur eine einzige Tochter, Namens Cicilia, und dieſe war zu ſolcher Schönheit erwachſen, daß die Imoleſen glaubten, ſie ſei die ſchönſte Jungfrau des Landes. Der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit verbreitete ſich über alle Gauen der Romagna und kam auch einem Jünglinge in Forlì Namens Rinieri zu Ohren, der nicht weniger ſchön war unter den Jünglingen, als Cicilia unter den Jungfrauen. Wie ſehr ihn aber auch die Natur mit Körpergaben ausgeſtattet hatte, ſo karg war das Glück gegen ihn geweſen im Vergleich mit dem Vermögen Meſſere Horatio's. Der Jüngling nahm ſich ſo ſehr die Schönheit des Mädchens zu Herzen, obwol er ſie nie geſehen hatte, daß er fühlte, es koſte ihn das Leben. Alle, die von dort kamen, fragte er, ob ſie Cicilia geſehen haben und ob ſie wirklich ſo ſchön ſei. Jeder, der ſo glücklich geweſen war, ſie zu ſehen (denn nur ſelten ließ ſie der Vater irgendwo ſich zeigen), berichtete ihm, ſie ſei zum Verwundern ſchön; darum beſchloß er, nach Imola zu gehen, um ſie zu ſehen. Als er in die Stadt kam, fragte er nach dem Hauſe Meſſere Horatio's, ging dahin und fing an ſich auf die Lauer zu ſtellen, ob er die Jungfrau zu ſehen bekomme. Da aber bei der Geburt des Mädchens die Mutter geſtorben war, hielt, wie geſagt, Meſſere Horatio ſie unter

ſo ſtrenger Obhut, daß ſie nie einen Fuß vor das Haus ſetzte außer zur Meſſe und unter dem Geleite der ehrbarſten Frauen aus ihrer Verwandtſchaft, weshalb er Tage lang ſich umſonſt bemühte, bis es ihm gelang, ſie zu Geſicht zu bekommen. Der Jüngling unterließ aber darum nicht, durch die Straße zu gehen, und begnügte ſich damit, da er nicht weiter konnte, wenigſtens die Mauern zu betrachten, welche eine ſo große Schönheit in ſich ſchloſſen. Dem Hauſe ihres Vaters gegenüber wohnte ein Duftkrämer, der eine alte Frau hatte, die gewöhnlich in der Bude ſtand. Rinieri trat hinein und that, als wollte er etwas kaufen, und als dies auch wirklich geſchehen war, ließ er ſich mit der Alten, welche Naſtagia hieß, in ein Geſpräch ein und fragte ſie freundlich, was für Frauen in dieſer Straße wohnen. Naſtagia antwortete ihm ſogleich, es ſeien viele daſelbſt, und unter andern eine, die ihrer Bude gegenüber wohne, die ſei wie ein Engel des Himmels.

Aber, fügte ſie hinzu, der Vater hat ſie ſo ſtreng unter der Hut, daß man ſie nur höchſt ſelten ſieht.

Während ſie nun ſo miteinander ſprachen, begab es ſich, daß Cicilia, indem ſie von einem Zimmer ins andere ging, ſich ein wenig am Fenſter zeigte. Sie ſah die Duftkrämerin, grüßte ſie und dieſe erwiderte den Gruß. Bei dieſem Gruße erblickte Rinieri, welcher ſchon aufgeſtanden war, die Jungfrau. Er zog das Barett ab und machte ihr eine Verbeugung. Bei dieſer Geberde gefiel er dem Mädchen, ſodaß auch ſein Bild ſich ihrem Herzen ſo wirkſam einprägte, daß ſie, begierig ihn zu ſehen, nicht aufhören konnte, mit Naſtagia zu reden. Es kam aber ihre alte Muhme dazu, welche ſie ins Haus zurückrief und ihr drohte, wenn ſie ſie wieder am Fenſter finde, werde ſie es ihrem Vater ſagen und ſie dafür züchtigen laſſen. Beim Anblick der Jungfrau meinte Rinieri, Alles, was er von ihr gehört hatte, ſei nur ein Traum geweſen neben der Wahrheit, und das

Feuer wuchs in ihm ſo an, daß er ganz zur Flamme wurde. Nie war es ihm ſo leid, arm geboren zu ſein, wie jetzt, denn er meinte, wenn er an Vermögen dem Meſſere Horatio gleich wäre, wäre Cicilia ſeine Gemahlin geworden. Die Duftkrämerin ſtand auf ſehr vertrautem Fuße mit jenen Frauen und ſie mit ihr, denn es verging keine Woche, wo nicht Naſtagia in ihr Haus kam oder ſie in das Haus Naſtagia's, wohin ſie auch manchmal Cicilia mitbrachten. So kam die Alte in Meſſere Horatio's Haus und fing an, mit der Jungfrau zutraulich zu plaudern. Dieſe fragte ſie alsbald, wer der Jüngling ſei, den ſie in ihrem Laden geſehen habe. Sie antwortete, ſie wiſſe nicht, wer es ſei, doch komme er ihr ſehr artig und gebildet vor.

Es iſt unmöglich, antwortete Cicilia, daß mit ſo großer Schönheit nicht jeder Vorzug verbunden ſein ſollte.

Naſtagia verwunderte ſich über dieſe ihre Rede und fragte ſie: Wie hat er euch gefallen?

So ſehr, entgegnete ſie, wie nur irgend einer, den ich jemals geſehen habe, und es wird mir ſehr lieb ſein, wenn er öfters wieder hinkommt. Erkundigt euch, wer er iſt, und thut es mir zu wiſſen.

Die gute Alte verſprach es ihr und ging nach Hauſe. Gleich als hätte ſie ihr ins Herz geſehen, erkannte ſie deutlich, daß ſie in den jungen Mann verliebt war, und ſah daraus, daß manchmal ein Blick beim erſten Begegnen, verbunden mit einem entſprechenden Weſen, mehr Kraft hat, als ſonſt eine lange anhaltende Dienſtbarkeit. Als Rinieri zu Mittag gegeſſen hatte, kehrte er in die Bude zurück und Naſtagia brachte nun ihre Fragen an, wer er ſei und woher er komme. Der Jüngling antwortete, er ſei Rinieri Chelini aus Forli. Um die Urſache ſeines Hierherkommens befragt, ſagte er: Madonna, ich will und kann die Wahrheit nicht verbergen. Das Gerücht hat mir den Ruf der großen Schönheit dieſer eurer Nachbarin bis nach Forli getragen, ſodaß ich mich

gedrungen fühlte, meine Heimat und all das Meinige zu verlaſſen und hierher zu eilen, um mit Augen jene Schönheit zu ſehen, die ich ſchon lange Zeit nach den Reden anderer im Geiſte angeſchaut habe. Ich habe ſie auch bei ihrem erſten Erſcheinen ſo gefunden, daß, wenn ich ſie früher liebte, ich jetzt ſie anbete.

In der That, entgegnete Naſtagia, ich glaube, ihr habt eure Liebe nicht ſchlecht angebracht, denn ich bin der Anſicht, wenn ihr für Cicilia glühet, ſo ſteht ſie für euch in voller Lohe.

Rinieri war dies ſehr angenehm und er bat ſie, ihm zu ſagen, wie ſie das wiſſe. Naſtagia erzählte ihm nun, was die Jungfrau geſagt und wie dringend ſie ſie gebeten hatte, ſie möge ihr ausführlichen Bericht über ihn verſchaffen. Rinieri bat ſie hierauf dringend, ſie möge dieſe ſeine Liebe begünſtigen, er werde ſich gegen ſie ſo halten, daß ſie nicht bereuen ſolle, daß ſie ſich für ihn bemüht habe; eine Schande könne ihr daraus nicht erwachſen, denn er liebe das Mädchen nur, um ſie zur Frau zu nehmen. Bei dieſen Worten gab er ihr einen gar zierlichen Ring mit zwei ineinander verſchlungenen Händen mit dem Auftrag, ihn der Jungfrau als Geſchenk anzubieten und ihr zu ſagen, mit dieſem Ringe ſchicke er ihr ſein Herz. Dabei ſchenkte er der Botin einige Kleinigkeiten und verſprach ihr reichliche Geſchenke, wenn es ihm etwa gelinge, die Jungfrau zur Gattin zu bekommen, worin ſein höchſter Wunſch läge. Die gute Frau verſprach ihm ihre ganze Mitwirkung, ſagte ihm übrigens, da jene einſt das ganze Vermögen ihres Vaters erbe, ſo verlangen viele ſie zur Frau, dennoch habe er noch bei keinem ſeine Einwilligung gegeben, denn ſeine Abſicht ſei, ſie nur mit einem Manne zu verbinden, der ihm an Vermögen gleichkomme; aus dieſem Grunde ſcheine es ihr faſt unmöglich, daß er jemals ſeinen Zweck erreiche.

Nichts iſt der Liebe unmöglich, antwortete Rinieri; ich bitte euch nur, daß ihr bei eurer Mitwirkung nichts

verſäumet, ſo werdet ihr ſehen, daß Amor ſie für mich aufgehoben hat.

Naſtagia wartete eine ſchickliche Zeit ab, um ihren Plan auszuführen, und ging nun zu Cicilia. Und ſie erblickte ſie nicht ſo bald, als ſie fragte, ob ſie den jungen Mann geſehen habe. Sie antwortete ihr, ſie habe ihn geſehen und ſogar mit ihm geſprochen. Sie habe gefunden, daß, wenn er ihr gefalle, ſie nicht minder ihm gefalle, und er ſei, vom Rufe ihrer Schönheit angezogen, von Forli nach Imola gekommen, um ſie zu ſehen und ihr zu beweiſen, wie ſehr er ſie liebe.

Und bin ich denn, fragte ſie, bin ich denn ſo ſchön, Naſtagia, daß die Männer auf den Ruf meiner Schönheit hin ſich in mich verlieben?

Freilich, antwortete Naſtagia, und ich kann euch noch weiter ſagen, daß er mit mir von eurer Schönheit und von der großen Liebe geſprochen, die er zu euch hegt, und mich erſucht hat, ihn euch zu empfehlen und euch zu bitten, ihn ſo herzlich zu lieben, als er euch liebt. Auch hat er mir ein Geſchenk gegeben, das ich euch in ſeinem Namen überreichen ſoll.

Und was denn? fragte das Mädchen.

Es iſt das holdeſte Ringchen, antwortete jene, das ihr je geſehen habt.

Wie, ein Ring? entgegnete Cicilia. Was ſoll ich denn damit anfangen?

Nichts anderes, antwortete Naſtagia, als daß ihr ihn als Pfand des Zieles anſehet, um deſſen willen er euch liebt.

Und was iſt dieſes Ziel? fragte ſie.

Euch zur Frau zu bekommen, war die Antwort, wenn es euch nicht unlieb wäre.

Keineswegs, antwortete Cicilia, vielmehr äußerſt lieb; wenn es aber auch wahr iſt, daß er mich liebt, wie du ſagſt, ſo kann ich ihm doch nicht verſprechen, um was er mich bittet. Aber wo iſt der Ring, von dem du ſagſt, daß er ſo hold anzuſchauen ſei?

Hier habt ihr ihn, antwortete Naſtagia, und er hat mir geſagt, daß er euch damit ſein Herz ſchicke.

Bei dieſen Worten lächelte das Mädchen, nahm den Ring in die Hand und lobte ihn ſehr, indem er ein Zeichen der Treue an ſich trug.

Wie mache ichs nun aber, fragte ſie, indem ſie ihn an den Finger ſteckte, um ihn tragen zu können?

Ihr müßt, antwortete Naſtagia, den, der ihn euch ſchickt, zum Manne nehmen.

Wäre nur, entgegnete ſie, mein Vater damit ſo zufrieden, wie ich es wäre.

Sie behielt den Ring und übergab ihr ein hübſches Paar Handſchuhe, um ſie dem Jüngling zu überbringen als Gegengabe für das ihr geſchickte Geſchenk und zum Zeichen, daß ſie ihn ſo aufrichtig liebe, als er ſie. Naſtagia brachte dem jungen Manne dieſe Kunde und gab ihm zugleich die Handſchuhe, welches Geſchenk ihm große Freude machte. Er meinte nun, es fehle jetzt nichts mehr zur Erfüllung ſeiner Wünſche, als daß er Cicilia's Vater beſtimme, ſie ihm zur Frau zu geben. Er verſuchte dazu alle möglichen Wege, aber Alles war umſonſt wegen ſeines im Vergleich zu Meſſere Horatio's Reichthum geringen Vermögens. Während nun die Liebe zwiſchen den beiden jungen Leuten auf dieſe Weiſe fortging, fand Rinieri Gelegenheit, ein Feſt zu beſuchen, bei welchem auch Cicilia anweſend war. Er tanzte mit und am Ende des Fackeltanzes fügte es ſich ſo glücklich, daß beim Wechſel der Orte und Perſonen, wie das bei einem ſolchen Tanze gewöhnlich iſt, Rinieri Cicilia bei der Hand faßte; er drückte ſie feſt und ſie die ſeinige.

Mein Leben, flüſterte ihr der Jüngling zu, ich brenne.

Und ſie gab ihm zur Antwort: Und ich bin ſchon verbrannt, Rinieri, und faſt nichts mehr, als Aſche.

Als der Tanz aus war, nahm der Jüngling Urlaub und ſprach zu ihr: Ich laſſe mein Herz in euren Händen.

Und ſie zu ihm: Und ich meine Seele.

Weiter konnten ſie ſich nichts ſagen und ſchieden von einander, beider Herzen aber waren voll der glühendſten Flammen. — Als Rinieri ſah, daß Cicilia's Vater ihren beiderſeitigen Wünſchen entgegenſtand, gedachte er durch Vermittelung Naſtagia's ſeinen Zweck zu erreichen. Als er eines Tages mit ihr ſprach, ſagte er zu ihr: Naſtagia, ich ſehe, wie genau ihr mit Cicilia bekannt ſeid und wie ſie ſich mit ihren Frauen in dieſem euren Garten ergeht.

Bei dem Hauſe des Duftkrämers war nämlich ein zwar kleiner, aber doch wol der ſchönſte Garten in ganz Imola.

Ich weiß, fuhr Rinieri fort, daß wenn ihr wollt, ihr mir leicht Gelegenheit verſchaffen könnt, Cicilia zu heirathen und mich ihrer Liebe zu freuen. Darum bitte ich euch, habt doch Erbarmen mit mir, und wenn alles Andere mir widerſtrebt, laßt ihr mich nicht ganz zu Grunde gehen, da ihr ſo geſchickt und ohne Nachtheil helfen könnt.

Naſtagia war nicht von Stahl, ſie wünſchte die Liebſchaft, wie ſie ſie eingeleitet hatte, auch zu Ende zu führen, und ſagte, ſie wolle es gerne thun, wenn die Jungfrau damit einverſtanden ſei.

Daran zweifle ich nicht, ſagte Rinieri, da ſie mich ſo feurig liebt, wie ich weiß, und wenn ihr die Mittlerin macht, daß ſie ſich auf eine ſo ehrenhaft bezweckte Sache einlaſſen wird.

Die gute Alte verſprach ihm wiederholt ihre Dienſte, ging zu der Jungfrau und ſagte ihr, was ihr Rinieri aufgetragen hatte. Cicilia war ſchon völlig mit ihrem Liebhaber ein Weſen geworden, ſie antwortete daher, wofern ſie nur ihre Ehre dabei unverletzt bewahren wolle, ſei ſie bereit, zu thun, was ihr gefalle. Naſtagia kehrte alſo zu Rinieri zurück und bewies ihm, daß Cicilia ganz bereit ſei, ihn zum Manne zu nehmen, weshalb ſie unter ſich ſorgfältig verabredeten, was zu thun ſei. Nach einigen Tagen ließ die Muhme, welche das Mädchen unter ihrer

Obhut hatte, der Duftkrämerin ſagen, ſie wolle morgen mit ihrem Mädchen in ihren Garten kommen. Daher ordnete Naſtagia mit den Liebenden die Feier der Vermählung an. Die Frauen kamen in das Haus der guten Alten und traten in den Garten; während nun Cicilia Blumen pflückte, an welchen der Ort ſehr reich war, ließen ſich die beiden Alten in ein Geſpräch ein über ihre Einkäufe, über Leinwand und Spinnerei. Unter anderem ſagte Naſtagia zu der andern, ſie wolle ihr eine bewundernswürdige Weberei zeigen, welche eine ihrer Töchter außer dem Hauſe mache, wenn ſie jemand hätte, der ſie ihr holte. Die Frau ſagte: Wir wollen meine Magd darnach ſchicken.

Cicilia, ſchon von Allem zum voraus unterrichtet, ſagte: Ach nein, Muhme, ſchickt nicht hin! Wenn es euch recht iſt, möchte ich lieber, wir gingen nach Hauſe, denn es überfällt mich ein ſolcher Schlaf, daß ich die Augen kaum offen halten kann.

Ei, ſagte Naſtagia, Gott ſei Dank, ich habe auch Plätze zum Schlafen in meinem Hauſe.

Dann wandte ſie ſich zu der Magd und ſagte: Geh, wohin dich die Frau ſendet! Cicilia wird ſchon eine Ruheſtätte finden.

Die Magd ging hin, Naſtagia aber nahm die Jungfrau bei der Hand und führte ſie ſammt der Muhme in ein Zimmer, legte ſie aufs Bette, ſchloß die Fenſter und endlich auch die Thüre und gab der Muhme des Mädchens den Schlüſſel. Sodann gingen beide in den Garten und erwarteten die Magd, welche das Gewebe holen ſollte. Die gute Alte hatte kurz, ehe die Frauen kamen, Rinieri in jener Kammer verborgen. Sobald er nun ſeine Cicilia hineingeſchloſſen hörte, kam er aus ſeinem Verſteck hervor, ging an das Bette, nahm die Geliebte in den Arm, preßte ſie feſt an ſeine Bruſt und gab ihr Tauſende von Küſſen und ebenſo ſie ihm. Nach vielen gegenſeitigen Liebkoſungen vermählte ſich

Rinieri mit ihr und auf die Verſicherung des ehelichen Bundes pflückte er zu großer Wonne beider die erſehnte Frucht ihrer Liebe, ja ſie hatten ſo viel Muße, daß ſie ſich mehrmals von neuem ihrer Wonne hingeben konnten. Unterdeſſen war nämlich die Magd eingetroffen und durch Naſtagia's Geſchicklichkeit kamen beide Frauen in ein langes Geſpräch über die Weberei. Schon war es mehr als Abend geworden, da ſchien es Cicilia's Muhme, es ſei nun Zeit, ſich nach Hauſe zurückzuziehen. Sie ging mit Naſtagia an das Zimmer, wo Rinieri ſich in ſein Verſteck zurückgezogen hatte, und ſie öffneten Thüre und Fenſter. Das Mädchen ſchlief, denn nach der ausgeſtandenen Ermüdung hatte ſie wol Grund dazu, die Muhme weckte ſie und ſprach: Willſt du, Schlafhaube, den ganzen Tag verſchlafen? Es iſt Zeit, daß wir nach Hauſe gehen.

Cicilia rieb ſich die Augen, ſtand auf und kehrte, viel heiterer, als ſie gekommen war, nach Hauſe. Unterdeſſen war Meſſere Horatio zu Ohren gekommen, was auf dem zuvor erwähnten Balle zwiſchen den beiden Liebenden vorgefallen war. Daher faßte er den feſten Entſchluß, daß ſeine Tochter nirgends hin mehr weder allein noch in Begleitung gehen dürfe, und befahl, freilich zu ſpät, daß ſie in ſeinem Zimmer ſchlafe. Nur allein vor Naſtagia hütete er ſich nicht, durch deren Vermittelung Cicilia von einer Jungfrau zur Frau geworden war; denn das Schickſal ſcheint zu wollen, daß man ſich in ſolchen Fällen vor jedermann in Acht nimmt, nur vor denen nicht, wo es am nöthigſten wäre. Die beiden Liebenden waren über die neuen Beſchränkungen unſäglich betrübt und da ſie ſich den Weg abgeſchnitten ſahen, zuſammenzukommen, brachte den Bekümmerten nur das noch einigen Troſt, daß Naſtagia Botſchaften hin- und hertrug. Kaum aber war ein Monat verfloſſen, ſeit Rinieri die Zuſammenkunft mit Cicilia gehabt hatte, da fing ihr an die Eßluſt zu vergehen und ſie fühlte Übelkeiten, was ſie Naſtagia mittheilte.

Meine Tochter, ſagte dieſe, ihr werdet wol ſchwanger ſein.

Das fürchte ich auch, antwortete ſie; und ſo bin ich das unglücklichſte Geſchöpf, das je mit einem Manne zu thun hatte, denn wenn das mein Vater merkt, ſo wird er mich ganz gewiß ums Leben bringen; auch wäre es leicht möglich, daß er Rinieri ermordete, denn ich weiß, wie weit ſein Zorn geht, wenn er beleidigt iſt.

Naſtagia tröſtete das Mädchen, ging weg und berichtete Alles Rinieri, welcher ſich ſchnell beſann, ſeine Frau in ſeine Heimat fortzunehmen. Bis er aber verſchiedene Vorkehrungen getroffen hatte, welche ihm nöthig ſchienen, um ſie ſicher dahin zu bringen, gingen einige Monate vorüber und ihr Vater merkte untermittels, daß Cicilia ſchwanger war. Er war darüber ſo betrübt, als man nur über ein heftiges Unglück ſein kann. Doch verſchloß er ſein Leid in ſich, wollte auch nicht wiſſen, von wem ſie ſchwanger war, und ſein ganzes Trachten ging darauf, ſie ums Leben zu bringen. Doch beſchloß er, nicht ſelbſt ſich mit ihrem Blute die Hände beflecken zu wollen. Er rief einen gewiſſen Maltrova, ſeinen alten Diener, deſſen er ſich bediente, um denjenigen den Tod zu geben, die ihn beleidigt hatten. Er entdeckte ihm ſeinen Plan und brachte ihn mit leichter Mühe dazu, Cicilia zu ermorden; dann aber ſolle er ſo weit weggehen, daß man in Imola nichts mehr von ihm erfahre. Er verſprach ihm dafür ſo viel Geld, daß er genug hätte, um überall davon leben zu können. Nachdem die Sache unter ihnen abgeſchloſſen und die Art der Ausführung verabredet war, führte Horatio Cicilia aufs Land unter dem Vorwand, einen Ausflug zur Erholung zu machen. Nachdem er einige Tage mit erheuchelter Heiterkeit dort geweſen war, kam eines Abends der verruchte Maltrova mit ſeiner Gattin, die nicht minder gottlos war, als er. Sie kamen in Meſſer Horatio's Haus und thaten, als kommen ſie ganz unverſehens an und wollen ihre Pferde

etwas ausruhen laſſen, welche den Wagen zogen, auf dem ſeine Frau mit einigen Habſeligkeiten ſaß. Der Verräther ward ſammt ſeinem Weibe von Cicilia mit dem heiterſten Geſichte empfangen; Meſſere Horatio war nämlich gerade abweſend, da er, um den Unmuth zu zerſtreuen, der ihm das Herz beklemmte, mit einem Sperber auf die Wachteljagd gegangen war. Als er nach Hauſe kam und den Henker anſichtig wurde, hieß er ihn willkommen, es war ſchon ſpät, man ſetzte ſich zu Tiſche und über dem Eſſen fragte Meſſere Horatio, wo ihre Reiſe hingehe. Die Alte antwortete, ſie wollen ein Paar Hochzeiten von Verwandten mitmachen, welche in Maſſa gefeiert werden. Cicilia wich gerne den Blicken ihres Vaters aus in Beſorgniß, er möchte merken, was er ſchon längſt gemerkt hatte. Daher ſagte ſie bei dieſer Mittheilung: Wie gerne ginge ich mit dahin, wenn es mein Vater erlaubte.

Und warum ſollte er es nicht zugeben? ſagte die Alte.

Weil, antwortete Meſſere Horatio, vorſätzlich ſeinen eigentlichen höchſten Wunſch verbergend, weil meine Tochter gar nicht gewohnt iſt, umherzureiſen.

Ei, ſagte die gottloſe Alte, die in den ganzen Plan eingeweiht war, wollt ihr, Meſſere, daß das Mädchen wie eine Nonne immer im Hauſe ſich vergrabe? Vergönnt ihr doch auch je und je eine anſtändige Zerſtreuung! Der Ort, wohin wir gehen, iſt nicht weit, der Weg gut und ungefährlich, die Jahreszeit lädt zu Vergnügungen ein, bei den Hochzeiten werden viele adelige Fräulein ſein, wie Cicilia, und ich will ſchon über ſie wachen und ihr Geſellſchaft leiſten, als wäre es mein eigen Kind. Daher bitte ich euch, mir zu erlauben, daß ſie mit mir kommt und mit meinem Manne, wir haben ſie ja von Kindheit auf ſchon gepflegt und gewartet.

Meſſere Horatio that noch immer, als ſei er nicht einverſtanden, und die unglückliche Cicilia, welche nicht wußte, was das für Folgen haben werde, um was ſie

ſo einfältig bat, beſtürmte ihren Vater unabläſſig, ihr die Erlaubniß zu ertheilen. So bat alſo einerſeits die Tochter, andererſeits die böſe Alte, und die andern, die im Hauſe waren, und am Ende ſtellte er ſich zufrieden. Am Morgen ließ Meſſere Horatio Cicilia ein carmoſinrothes Zendelkleid anziehen und übergab ſie Maltrova und dem gottloſen Weibe auf ihren Wagen. Meſſere Horatio that, als wollte er ſeiner Tochter noch eine alte Frau zur Geſellſchaft mitgeben; die andere aber ſprach: Ihr habt wenig Zutrauen zu mir, Meſſere, daß ihr meint, ſie brauche noch ein anderes Geleite, wenn ich bei ihr bin. Sollte ich etwa nicht verſtehen, ſie zu bedienen?

Der Vater ſchien ſich auf dieſe Worte der Gottloſen zu beruhigen, das unglückliche Fräulein meinte eine Luſtreiſe anzutreten und machte ſich auf den Weg mit ſolchen, die ſie zum Tode führten. Maltrova ſchlug den Weg gegen Ravenna ein und als ſie in einen dichten Wald kamen, that er, als ſei ein Holz am Wagen gebrochen, und ſagte zu ſeinem Weibe und der jungen Frau, ſie ſollen ausſteigen, damit er die zerbrochene Stange wieder in Ordnung bringe. Die zwei Frauen ſtiegen ab und als Cicilia auf dem Boden ſtand, nahm ſie Maltrova beim Arme und ſprach: Empfiehl deine Seele Gott, denn hier mußt du durch meine Hand ſterben.

Die junge Frau war bei dieſen Worten halb todt und fing an laut zu weinen und zu ſchreien.

Ach, Maltrova, ſagte ſie, ſind das die Hochzeiten, zu denen du mich führen willſt? Behandelt man ſo Frauen meines Gleichen?

Ja, antwortete der Verruchte, ſo behandelt man Weiber, die ohne Rückſicht auf die Ehre ihrer Familien thun, was du gethan haſt, ſchnödes Weib! Hier ſoll deine Hochzeit gefeiert werden, wie es ſich für dich gehört.

Aus dieſen Worten erkannte die Unglückliche, daß der Vater ihren Fehltritt bemerkt und ſie deshalb dieſem

Manne übergeben habe, daß er ſie umbringe. Deſſenungeachtet warf ſich die Unglückliche vor Maltrova auf die Knie und ſprach weinend zu ihm: Ich leugne nicht, gefehlt zu haben; aber nichts deſto weniger habe ich ja dich niemals beleidigt und dir keine Schmach angethan, wofür du dich rächen müßteſt. Ach, wenn du nicht mit mir Erbarmen haben willſt, ſo habe wenigſtens Mitleid mit dem unglücklichen Geſchöpfe, das ich unter dem Herzen trage. Gib nicht außer mir auch ihm den Tod, das noch nichts verbrochen hat, ja noch gar nicht geboren iſt.

Dann ſtand ſie auf und wandte ſich an die grauſame Alte.

Ach, meine Mutter, ſprach ſie, ich bitte euch, erlaubt doch nicht, daß ich von eurem Gatten, dem ich immer, wie ihr wißt, nur Freude machte, ſo grauſam hingemordet werde!

Die mitleidsloſe Alte ſagte nichts anderes zu ihr, als: Wenn dein Vater ſich deiner nicht erbarmt hat, wie willſt du, daß wir es ſollen? Sterben mußt du, darum hab Acht, nicht mit dem Leib auch die Seele zu verlieren!

Da nahm ſie Maltrova bei den Haaren und hob das Schwert auf, um ihr den Kopf abzuſchlagen. Während er aber ausholte, faßte die Alte, in der in das Erbarmen Platz gegriffen hatte, doch das Mitleid mit dem jungen Weibe, ſie hielt den Arm des Gatten auf und ſprach zu der unglücklichen Cicilia: Wenn du uns verſprichſt, ſo weit wegzugehen, daß dich niemand kennt und nie jemand ſagt, daß du noch am Leben biſt, ſo will ich dir das Leben ſchenken.

Cicilia meinte, es ſei eine Stimme vom Himmel in ihre Ohren gedrungen, ſie verſprach es ihr und ſchwur ihr bei Gott, es ſo zu machen. Da bewog die Alte ihren Gatten, wiewol mit Mühe, ſie nicht umzubringen. Man nahm ihr nun den Rock von Zendel und alle Zieraten ab, welche ihre edle Abkunft andeuten konnten, und ließ ſie im bloßen Hemde. Da ſchenkte ihr die Alte

einen ſchlechten ſehr vertragenen Unterrock von ihr, welchen ſie anlegte. Maltrova ließ ſie im Walde allein, ſtieg auf ſeinen Wagen und fuhr weiter ſammt den Kleidern der unglücklichen jungen Frau und Allem, was Meſſere Horatio ihm zu ſeinem Zwecke gegeben hatte. Aber kaum hatte er ſich von Cicilia zehn Meilen weit entfernt, als eine Räuberbande ſie überfiel und ihm und ſeiner Frau den verdienten Tod gaben; und mit Cicilia's Kleid nahmen ſie ihnen Alles, was ſie von Meſſere Horatio bekommen hatten und was ſich auf mehr als vier Tauſend Gulden in Gold belief. Aber die göttliche Gerechtigkeit fügte es, daß auch ſie bald hernach den Lohn für ihre verbrecheriſchen Thaten bekamen, denn ſie begegneten dem Polizeimeiſter von Ravenna, der mit einer ſtarken Schaar ausgezogen war, ſie gefangen nahm und vor den Richter führte, wo ſie nach geleiſtetem Geſtändniß ihrer Mordthaten die gebührende Strafe fanden. Die unglückliche Cicilia hatte eingenäht in einen Gürtel, den ſie unter dem Hemde auf dem bloßen Leibe trug, ein Paar hundert Goldgulden und einige Kleinode, denn da ſie mit Rinieri von ihrem Vaterhauſe fliehen wollte, hatte ſie ſchon angefangen, werthvolle Sachen zuſammenzuſuchen, um ſie mit ſich zu nehmen. Sie zog daher zwei Paar Goldgulden heraus und ging ſo lange durch den Wald weiter, bis ſie den Weg nach dem Meere fand. Sie ſtieg in eine Barke, welche gegen Loretto ging und ließ ſich nach dem Hafen von Ricanati führen. Dort fand ſie ein frommes und ehrbares altes Weiblein, mit der ſie ihre armſelige Lebensweiſe theilte; ſie hieß Iſabella von Narne. Zwei Tage darauf fing Meſſere Horatio an, ſich zu verwundern, daß Cicilia nicht zurückkehre. Er ſchickte einen ſeiner Leute nach Maſſa, wohin Maltrova geſagt hatte, daß ſie auf die Hochzeit gehen wollen. Der Diener kehrte zurück und meldete, er ſei nicht nur nicht dorthin gegangen, ſondern es ſei dort gar keine große Hochzeit gefeiert worden. Als Meſſere Horatio dies hörte,

fing er an zu ſchreien und zu wehklagen und den gröſsten Schmerz zu heucheln und ſich und ſein Unglück zu verfluchen, das ihn verleitet habe, ſeine Tochter einem ſolchen Manne und Weibe anzuvertrauen. Er ſchickte Reitende nach allen Seiten, um zu ſehen, ob man nicht eine Spur von Maltrova finden könne. Alle Leute in der Stadt bejammerten mit ihm einen ſo unerklärlichen Vorfall, wunderten ſich aber unter ſich, daſs Meſſer Horatio ſich dieſem Manne in einer Sache von ſolcher Wichtigkeit anvertraut habe. Man wuſste darüber nichts anderes zu ſagen, als, nachdem Meſſere Horatio mit Hilfe dieſes Menſchen andern tauſendfach Schmach angethan, habe Gott endlich dieſen Vorfall geſtattet, um zu zeigen, daſs aus böſer Handlungsweiſe und aus dem Umgang mit Böſen weiter nichts zu ernten iſt, als Böſes. Die Leute, die ausgegangen waren, um Maltrova zu ſuchen, kehrten zurück und ſagten, er ſei gar nirgends zu finden, ſie haben aber gehört, im Hafen von Ravenna ſei ein Schiff von Kaufleuten, die nach Otronto geſegelt ſeien, um von dort nach Conſtantinopel zu fahren; ſie halten es für ſicher, daſs er mit dieſem Schiffe entflohen ſei und Cicilia dem Groſstürken bringe, indem er denke, da ſie ſo ſchön ſei, einen groſsen Gewinn daraus zu ziehen. Meſſere Horatio ſchickte nach Otronto und erfuhr, das Schiff ſei ſchon über acht Tage weggefahren. Nun ſtellte er ſich als den unglücklichſten Vater, der da lebe (obwol ich glaube, daſs ſein Schmerz nicht ganz nur Verſtellung war), und trauerte tief. Während dies in Imola vorfiel, gebar Cicilia im Hauſe der guten Alten einen wunderſchönen Knaben, dem ſie den Namen Rinieri beilegte, um durch den Namen ihres Kindes die Sehnſucht um ihren Gemahl zu lindern, welche ſie verzehrte und dem ſie ſich doch nicht zu entdecken wagte theils wegen des Eides, den ſie Maltrova hatte ſchwören müſſen, um nicht wider Gott zu ſündigen, theils weil ſie fürchtete, es könnte ihrem Vater zu Ohren kommen, und er würde

dann ſie beide umbringen laſſen, nachdem ſie ſchon einmal ſeine Grauſamkeit erprobt hatte. Cicilia's Schickſal ward in der ganzen Romagna bekannt und kam auch zu Rinieri's Ohren, welcher höchſt betrübt darüber nach Imola ging und von Naſtagia zu erfahren ſuchte, was an der Sache ſei. Als er nun kein Mittel ſah, Cicilia wiederzufinden, nahm er den Dolch, den er an der Seite trug, und wollte ſich erſtechen. Naſtagia aber gab es nicht zu und überredete ihn, ſeine Frau aufzuſuchen, denn ſie ſei verſichert, wenn er eifrig ſuche, werde er ſie finden und einſt noch glücklich mit ihr zuſammen leben. Rinieri ergriff dieſen Rath und ging, ohne weiteres Merkmal anzugeben, nachdem er erkundet hatte, welchen Weg Maltrova eingeſchlagen habe, nach dieſer Richtung hin. Nachdem er lange geſucht, fand er einen Schäferknaben, welcher ſagte, er habe geſehen, wie einer eine junge Frau umbringen wollte, die er auf dem Wagen gehabt, und er glaube auch, er habe ſie umgebracht, denn er habe ſie ſpäter nicht mehr geſehen. Auf dieſe Kunde war Rinieri ſo betrübt, daß es nicht zu ſagen iſt. Als er weiter ging, fand er einen andern, der ihm ſagte, der Mann auf dem Wagen ſei nebſt einem alten Weibe von Räubern umgebracht worden, eine junge Frau habe er aber nicht bei ſich gehabt. Rinieri dachte, nun brauche er nicht weiter zu gehen, denn er war nun überzeugt, daß nach der Ausſage des Hirtenknaben ſeine Geliebte todt ſei. Er wollte daher nach Imola zurückkehren und ſich auf demſelben Bette den Tod geben, auf welchem ſie ihre Vereinigung gefeiert hatten. Aber ſiehe da, während er dieſen Gedanken nachhing, ſah er einen Mann kommen, welcher das Kleid anhatte, das Cicilia trug, als Maltrova ſie umbringen wollte. Rinieri erkannte es ſogleich für daſſelbe, welches das Fräulein auch an dem Tage trug, wo er und ſie ein Paar wurden. Er fragte ihn freundlich, wo er es herhabe, und erhielt zur Antwort, er habe es in Ravenna in einem Juden-

laden gekauft. Rinieri bat ihn, mit ihm nach Ravenna zurückzukommen, und er war es zufrieden. Sie gingen beide nach der Stadt, der Fremde führte ihn dahin, wo er das Kleid gekauft hatte, und Rinieri erfuhr von dem Juden, es habe einigen Räubern gehört, die in Ravenna gehenkt worden ſeien. Rinieri begab ſich zu den Richtern und den Notaren des Amtes, erforſchte, was ſie bei den Räubern gefunden und von ihnen erfahren haben, und dieſe zeigten ihm denn unter Anderem einen Brief, welchen ſie Maltrova nebſt einer Geldſumme abgenommen. Er hatte denſelben gleich, nachdem er Cicilia verlaſſen, geſchrieben, um ihn dem erſten vertrauten Boten zu übergeben, den er fände; er benachrichtigte darin Meſſere Horatio, daß er ſeinem Auftrage gemäß ſeine Tochter umgebracht habe. Rinieri nahm den Brief und kaufte das Kleid zurück, mit dem feſten Entſchluß Rache zu nehmen für die Frau, die er wie ſein Leben liebte. Er begab ſich daher zu dem Präſidenten der Romagna, welcher gerade in Cervia war, überreichte ihm den Brief und bat, ihm Gerechtigkeit nicht zu verſagen. Dem Präſidenten war der Vorfall mit Cicilia bereits gemeldet worden und er hegte bei ſich die Überzeugung, daß der Vater um das ihr zugeſtoßene Schickſal ſicher wiſſen müſſe. Als er daher den Brief ſah, verfügte er ſich alsbald nach Imola und ließ in der folgenden Nacht Meſſere Horatio verhaften und ins Gefängniß ſetzen. Am Morgen ließ er ihn vorführen und fragte ihn, was aus ſeiner Tochter geworden ſei. Bei dieſer Frage ging ihm ein Stich durchs Herz. Doch machte er, ſo gut er konnte, ein heiteres Geſicht und ſagte, er wiſſe nicht mehr davon, als die ganze Stadt. In dieſem Augenblicke trat Rinieri unvermuthet hinter einem Bette hervor, wo ihn der Präſident hatte verbergen laſſen, trat Meſſere Horatio entgegen und zeigte ihm Cicilia's Kleid mit den Worten: Ha, alter Schurke, kennſt du dieſes Kleid? Übergabſt du nicht dem Maltrova deine Tochter in dieſem

Aufzuge, damit er ſie umbringe? Gabſt du ihm nicht ſo und ſo viel Goldgulden und Kleinodien?

Er war nämlich vom Amte in Ravenna vollſtändig unterrichtet, weil die Räuber bekannt hatten, welche Habſeligkeiten dem Maltrova abgenommen worden waren.

Gabſt du ſie ihm nicht, damit er dies ausführe? Kennſt du dieſen Brief, gottloſer Menſch!

Bei dieſen Worten zeigte er ihm Maltrova's Brief.

Lies ihn und du wirſt ſehen, grauſamer Mann, daß der verruchte Henker dein Verlangen erfüllt hat.

Der arme Alte las den Brief, ſah das Kleid und da er ſich ſo bis ins Einzelne den Hergang vorerzählen hörte, wußte er nicht, was er antworten ſollte, und ſtand wie verſteinert, denn er konnte ſich gar nicht erklären, wie dieſer Menſch das alles wiſſe. Da nun der Präſident ſah, daß er in dieſem Grade allen Muth verloren hatte, hielt er ihn mit Überzeugung für ſchuldig und ſprach zu ihm: Behandeln Väter ihre Töchter ſo, Meſſere Horatio? Aber ihr ſollt ſo dafür geſtraft werden, daß es euch jammern ſoll.

Der arme Schelm antwortete: Ja, ſo machen es die Väter, wenn ſie die Schmach nicht ertragen können, die ihre Töchter der Familie anthun, indem ſie ſich Männern hingeben, die nicht ihre Gatten ſind.

Darauf erwiderte Rinieri: Nur ihrem Gatten hatte ſich Cicilia hingegeben, Verruchter, von ihm war ſie ſchwanger, ſonſt von keinem; und dieſer bin ich. Aber ich danke Gott, daß deine Züchtigung dich erwartet; und nicht mit einem Tode allein ſollteſt du geſtraft werden, ſondern mit zweien, wenn du zweimal ſterben könnteſt, da du mit einem Male die Tochter und den unſchuldigen Enkel ums Leben gebracht haſt.

Da ſprach Meſſere Horatio zu Rinieri: Hätte ich dich nur früher, als jetzt gekannt, ſo hätteſt du nicht Zeit gefunden, mich anzuklagen; jetzt aber ſterbe ich nur darum ungerne, weil du am Leben bleibſt; dir aber ge-

bührte eine weit größere Strafe, als mir, weil du die erſte Urſache des ganzen Unheils biſt. Und der Herr Präſident handelt unrecht, wenn er dich nicht züchtigt und dich lehrt, den Vätern freie Hand zu laſſen in Verheirathung ihrer Töchter.

Die Ehen ſind frei, Meſſere Horatio, antwortete der Präſident, und wenn die Töchter ſich nach ihrem Wunſche verheirathen, darf man ſie deshalb nicht umbringen.

Nach dieſen Worten ließ er Meſſere Horatio wieder ins Gefängniß bringen unter ſorgfältige Bewachung und zeigte dem Papſte an, wie die Sache ſtehe. Dieſer ſchrieb ihm zurück, er ſolle ihm ihn nach Rom ſchicken. Der Präſident ſchickte ihn hin, der Papſt ließ ihn ſogleich verhören und fand ihn zweier Tode ſchuldig, darum wurde er verurtheilt, geköpft zu werden, nicht ſowol, um ihn für die Ausführung des Todes zu beſtrafen, als weil er jenen Mörder mit Geld zu einer ſo verbrecheriſchen That bewogen hatte, damit er ein abſchreckend Beiſpiel würde für die Welt und zeigte, welche Strafe diejenigen verdienen, die ſolche Böſewichte zum Morde anderer, namentlich der eigenen Angehörigen mit klingender Münze dingen. Meſſere Horatio war, wie wir geſagt haben, in ſeiner Heimat ein Mann von edlem Hauſe und großem Vermögen; deshalb hatte er auch einen weiten Ruf, und er war nicht ſo bald zum Tode verurtheilt, als ſich das Gerücht davon da- und dorthin verbreitete. So kam es auch nach Recanati zu Cicilia's Ohren. Dieſe Nachricht berührte ſie ſchmerzlich, und ſo ſehr ſie Rinieri liebte, ſo hörte ſie doch mit großem Misfallen, daß er es geweſen ſei, der ihren Vater zum Tode gebracht habe. Sie beſchloß daher, ihn zu retten, und meinte, den Eid, den ſie dem Maltrova habe leiſten müſſen, ſich nicht zu offenbaren, dürfe ſie unter ſolchen Umſtänden wol brechen und ſie könne das thun, ohne Gott zu verletzen. Daher nahm ſie Abſchied von der guten Alten, machte ſich mit ihrem Söhnchen auf den Weg und langte gerade an

dem Tage in Rom an, wo Meſſere Horatio zur Richtſtätte geführt wurde. Als Cicilia auf den Platz kam, wo das Todesurtheil vollzogen werden ſollte, und den Henker ſah mit dem Schwert in der Hand, bereit ihm den Kopf abzuſchlagen, da drängte ſie ſich gewaltig durch das Volk und fing an zu ſchreien, was ſie konnte: Halt ein mit deinem Schwert, halt ein mit deinem Schwert, Scherge! Der wackere Mann hat den Tod nicht verdient, denn ſie lebt ſammt ihrem Kinde, um derenwillen er zu dieſem grauſamen Tode verurtheilt wurde.

Alles anweſende Volk wandte ſeine Blicke nach dieſem Schreien und ſah die junge Frau mit dem Knäblein im Arme, das war das ſchönſte Kind, das je ein ſterbliches Auge erblickte, und wegen des Mitleids, das alle mit Meſſere Horatio hatten, ließ man die Hinrichtung nicht vollziehen, denn man dachte, es könne die Tochter des Edelmanns ſein. Cicilia kam mit ihrem Söhnchen im Arme auf das Schafott, wo der Unglückliche kniete mit auf den Rücken gebundenen Händen, den tödtlichen Schlag erwartend. Sie fiel ihrem Vater um den Hals und rief: Ach, liebſter Vater, ſeht hier eure unglückliche Tochter, die Gott ſei Dank noch lebt und die euch in ſo großer Noth auch das Leben bringt, gänzlich vergeſſend, daß ihr ſie dem verruchten Maltrova übergeben habt, um ſie zu ermorden. Seht hier bei ihr euren Enkel, um deſſenwillen euch auch mit ein ſo ſchlimmes Loos getroffen hat. Verzeiht mir, lieber Vater, wenn ich euch beleidigt habe, und nehmt von mir euer Leben an!

Bei dieſen Worten fühlte ſich ihr Vater ſeine Empfindungen ſo das Herz beklemmen, daß er keine Sylbe hervorbrachte. Er weinte vor Rührung und hätte ſeine Tochter gerne umarmt und ihr das liebe Kind abgenommen, wenn dem Armen nicht die Hände gebunden geweſen wären. Rinieri, welcher dabei war, um dem Schwiegervater den Kopf abſchlagen zu ſehen, und ſeine Frau lebendig und mit dem wunderſchönen Söhnlein auf den Armen erblickte,

erkannte ſie ſogleich. Wie närriſch lief er auf ſie zu, umarmte ſie vor allem Volk nebſt dem Kinde und auch ſie umarmte ihn. Daraus erkannte denn jedermann, daß es die Tochter des Meſſere Horatio und daß der Jüngling ihr Gatte war. So kamen aus Freude und Mitgefühl allen die Thränen in die Augen. Der Gerichtshauptmann that dem Papſte den Vorfall zu wiſſen, der denn höchlich verwundert Meſſere Horatio und die andern vor ſich führen, ſich alles Einzelne genau erzählen ließ und Gott lobte, daß die junge Frau ſo zeitig eingetroffen ſei. Er tadelte die Tochter, daß ſie ohne Wiſſen ihres Vaters ſich vermählt habe, und Meſſere Horatio, daß er darum ſie hatte ans Meſſer liefern wollen. Am folgenden Tag aber ließ er ein koſtbares Mahl bereiten und die unter den zwei Liebenden heimlich geſchloſſene Ehe von neuem in ſeiner Anweſenheit feierlich einſegnen nach vorgängiger Zuſtimmung des Vaters. Dieſer ließ ſeiner Tochter und ſeinem Enkel all ſein Vermögen als Erbgut und ging, der Welt ſatt, in ein Mönchskloſter, wo er ſein Leben fromm beſchloß. Rinieri aber lebte mit Cicilia fortwährend in glücklicher Eintracht und beide dankten Gott, daß er ſie nach ſolcher Bekümmerniß für ſo große Wonne aufgeſpart.

---

56. Delio und Daſne.

(2. 7.)

In der Stadt Ferrara, die zwar vielen andern Städten Italiens an Alter, keiner einzigen aber an innerem Werthe und Berühmtheit nachſteht, theils wegen der Milde und Gerechtigkeit ihrer Beherrſcher, theils wegen der Schönheit ihrer Lage, der Pracht ihrer Paläſte,

der Fruchtbarkeit des Landes, der Tugenden und Fähigkeiten der ausgezeichneten Geister, die in ihr blühten, lebte ein Jüngling Namens Delio, von edler Familie und von guter Erziehung, der, als er kaum sieben Jahre alt war, anfing, in dem Hause eines Messer Gianni Mazzo, das der Wohnung seines Vaters schräg gegenüber lag, vertraut aus- und einzugehen. Es hatte dieser Edelmann eine reizende anmuthige Tochter, von vierzehn Jahren, die, ich weiß nicht, ob wegen ihres eigentlichen Namens, oder wegen der besondern Reize, die man an ihr wahrnahm, von ihren Hausgenossen und der ganzen Nachbarschaft Dafne genannt wurde. So oft nun Delio mit dieser Jungfrau sprach, scherzte sie mit ihm, angesehen, daß er ein sehr artiger Knabe war, liebkoste ihn nach Mädchenweise und fragte ihn um dies und das. Delio, der noch in zu frühem Alter stand, um das Feuer der Liebe in seiner Brust aufzunehmen, blieb aber doch immer gern bei ihr, scherzte gerne mit ihr, und wenn es einmal vorkam, daß die Jungfrau ihn in die Arme nahm, so meinte er eines Vorschmacks der Himmelsfreuden theilhaftig zu sein. Während solchergestalt dieser Liebeshandel seinen Fortgang hatte, wuchs Delio zu dem Alter von vierzehn Jahren heran, und ward aus dem kindischen Wohlgefallen, das er an Dafne und ihrer Gegenwart empfand, in seinem Herzen allmälig eine so starke Leidenschaft, daß es vor krankhafter Sehnsucht nirgends mehr Ruhe fand, als bei ihr. Er liebte und besuchte sie häufiger und heftiger, als zuvor, und Dafne ging es ebenso, denn sie war für ihn entbrannt, so gut als er für sie. Die beiden jungen Leute hielten nun zwar das Feuer in ihrer Brust verschlossen, aber doch merkten es die beiderseitigen Eltern. Deshalb wurde das Mädchen von den Ihrigen sorgfältiger, als bisher, gehütet, Delio aber fortan verboten, sie zu besuchen; und dies geschah nicht allein von Seiten des Mädchens, sondern auch von Seiten Delio's. Denn so wie Delio's Eltern fürch-

teten, die Liebe zu Dafne, die ſie an ihm verſpürten, möchte ihn von den philoſophiſchen Studien abziehen, die ſie ihn bereits hatten beginnen laſſen, ſo begaben ſie ſich mit ihm auf einen zwölf Meilen von der Stadt entfernten Landbeſitz und nahmen einen ſehr geſchickten Lehrer mit ſich, damit er ihn auf dem bereits eingeſchlagenen Pfade der Wiſſenſchaft zu einem löblichen Ziele führe. Sie hielten dafür, durch Delio's Entfernung von der Urſache ſeiner Liebe die ihn verzehrende Flamme erlöſchen zu ſehen. Wie ſich nun aber die Liebenden nicht nur der ſüßen Gewohnheit des Zwieſprachs, ſondern auch der Möglichkeit, ſich zu ſehen, beraubt fanden, geriethen ſie beide wie außer ſich ſelbſt und kannten keinen Augenblick der Ruhe mehr, als den ihnen die Kunde gab, die eins vom andern vernahm. Ja, Delio der jüngere, und der vielleicht minder fähig war, der geheimen Macht der Liebe Widerſtand zu leiſten, erkrankte ſo gefährlich, daß er nach Ferrara gebracht und ärztlichen Händen übergeben werden mußte, die ſich mit größtem Eifer um ſeine Wiederherſtellung bemühten. Aber weil das Heilmittel für ſeine Krankheit nicht im Bereiche der ärztlichen Kunſt lag, ſchlugen auch die Arzeneien nicht an. Zu dieſer Zeit erſah Dafne, die um der Krankheit des Jünglings willen vielleicht ebenſo großen Schmerz empfand, als der Leidende ſelbſt, eines Tages von ungefähr einen zehnjährigen Bruder Delio's, von dem ſie hörte, daß weder ſein Vater noch ſeine Mutter eben zu Hauſe ſei, und dem ſie deshalb ein Sträußchen Damascenerroſen gab mit der Bitte, es ſeinem kranken Bruder von ihr zu bringen und ihm ihre herzlichen Grüße zu ſagen. So einfältig der Knabe die Blumen von der Jungfrau nahm, ſo dienſtfertig und liebreich trug er ſie ſeinem Bruder hin. Als Delio das Geſchenk ſah, das ihm von derjenigen kam, von der ſein Leben abhing, als er den Gruß hörte, den ſie ihm ſandte, fühlte er ſo innige Freude, daß der Geruch der Blumen und die Vorſtellung dieſer Liebesbezeugung ſeines Mädchens

ſein Befinden merklich beſſerten. Er ließ ſich von ſeinem kleinen Bruder Schreibzeug reichen, und dankte ſo gut er konnte in einem zärtlichen Briefe, den er mit zitternder Hand ſchrieb, dem Mädchen aufrichtig dafür, daß ſie durch ihren Gruß und das Geſchenk dieſer ſchönen Blumen ihn wieder zum Leben geweckt habe; und in Ermangelung eines zuverläſſigeren Boten gab er den Brief eben wieder dem Kinde zur Beſtellung an das Mädchen. Er hatte dem Kleinen allerdings eingeſchärft, den Brief niemanden zu übergeben, als ihr. Das Schickſal wollte aber Delio auch in dieſen geringen Troſt ſein Gift miſchen, denn das unbefangene Kind trat zu dem Mädchen in das Zimmer, worin ſie mit ihrer Mutter ſaß, hielt ihr den kleinen Zettel hin und ſagte: Nehmt, das ſendet euch mein Bruder.

Die Jungfrau ward an der Seite ihrer Mutter feuerroth im Geſicht und wollte den Brief nicht nehmen. Als die Mutter dies ſah, nahm ſie ihn, las ihn, und da ſie ſah, woher er kam und was ſein Inhalt war, erhob ſie einen großen Lärm gegen ihre Tochter, zerriß ihn in deren Gegenwart, ſchalt den Knaben, der ihn ihr gebracht hatte, heftig aus und hätte ihn beinahe mit Schlägen fortgejagt. Der kleine Knabe lief zu ſeinem Bruder zurück, ſagte ihm indeſſen kein Wort von dem erlittenen Ungemach, weil ihn ſeine erſte Unachtſamkeit behutſam gemacht hatte, keine zweite zu begehen, und hinterbrachte ihm im Gegentheile, Daſne habe den Brief mit Freuden empfangen und empfehle ſich ſeinem Andenken. Über dieſe Nachricht war Delio ſo ſehr erfreut, daß er in kurzem ſeine Geſundheit wiedergewann. Und von dem Verlangen getrieben, die Jungfrau, in der ſeine Seele lebte, wiederzuſehen, ließ er ſich ſeine völlige Herſtellung ſelbſt ſo angelegen ſein, daß er in wenigen Tagen im Stande war, auszugehen und zu ſpähen, ob er ſeine Geliebte erblicke. Indem er nun nach dieſem Troſte ſtrebte, ſiehe da kam von Daſne abgeſandt ihre Amme auf ihn zu

und erzählte ihm, was durch die Unbedachtſamkeit des Knaben vorgefallen ſei und wie Daſne aus dieſem Grunde in ſo ſtrengem Gewahrſam gehalten werde, daß ſie noch nicht einmal ſo viele Freiheit gehabt habe, die Feder zu ergreifen, um ihm ihre Betrübniß ſchriftlich zu ſchildern. Es läßt ſich nicht ſagen, wie empfindlich den Jüngling dieſe Botſchaft traf. Da ihm jeder perſönliche Umgang mit ſeiner Geliebten benommen blieb, ſo verabredete er mit der Amme, ihr zu ſchreiben und ſich brieflich das mitzutheilen, was ſie bei der Hut, unter welcher die Jungfrau ſtand, einander nicht erzählen konnten. Indem ſie nun ſo in geheimem brieflichen Verkehr ihre Liebesgluthen hegten, ging eine geraume Zeit hin; und bei ſo großem Misgeſchick ſchien es ihnen eine große Erquickung in ihrer Qual, wenn ſie Briefe von einander leſen durften. Unterdeſſen hatte Meſſer Gianni die vollſtändige Gewißheit erlangt, Delio's Vater hege durchaus nicht die Abſicht, Daſne mit ſeinem Sohne zu verheirathen. Da dieſe nun bereits einundzwanzig Jahre alt geworden war, beſchloß er, ſie ſogleich einem andern zur Frau zu geben. Er ſprach daher hierüber mit ſeiner Tochter und ſetzte ihr mit vielen Gründen auseinander, ſie könne unmöglich länger ſo bleiben, wie ſie ſei; er habe ihr ſchon einen ihrer würdigen Gatten auserſehen. Vater und Tochter hatten über dieſen Gegenſtand ein langes Zwiegeſpräch, bei deſſen Ende das Mädchen dem Vater die Bitte vortrug, er möge ihr geſtatten, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Er erwiderte ihr aber, ſie ſei nicht dazu geboren, ihr ganzes Leben im elterlichen Hauſe zuzubringen, und bei reiflichem Nachdenken, werde ſie gewiß einſehen, daß er blos auf ihr eigenes Beſte Bedacht nehme. So verließ ihn Daſne, das Herz mit bitterem Leidweſen erfüllt, und ſuchte ihre Amme auf, bei der ſie ſich heftig über die Äußerungen ihres Vaters beklagte. Die Amme tröſtete ſie ſo gut ſie vermochte, indem ſie ihr den Rath gab, in einem warmen und liebevollen Briefe Delio alles

mitzutheilen, was ihr Vater geſagt hatte. Und ſo ſchrieb ſie ihm denn und bat ihn inſtändig, da ſie all ihr Glück auf ihn ſetze, möge er nicht zugeben, daß ſie, um auf immer alle Freude zu verlieren, in die Hände eines andern komme, was, wenn er ſie liebe, wie er ihr immer verſichert habe, ihm nur zum größten Leidweſen gereichen müßte. Die Amme überbrachte dem Jüngling den Brief und fügte zu Dafne's feurigen Worten noch ſelbſt alles Dasjenige hinzu, was ihr geeignet ſchien, das Gemüth des Jünglings zu bewegen, auf die ehrbaren Wünſche Dafne's, die ſie geſäugt und auferzogen hatte, einzugehen. Doch bedurfte es dazu nicht vieler Worte, denn Delio war nur allzuſehr eben dazu geneigt. Er las den Brief der Geliebten, hörte die Worte der Amme an und erwiderte, Dafne ſei ſeine Seele, ohne ſie gebe es für ihn kein Gut auf Erden, und er hätte wol gewünſcht, daß es dem Himmel gefallen haben möge, daß auch ſein Vater ſo geſinnt ſei, denn er würde dann nicht gewartet haben, bis ihm von ihr Briefe und Botſchaften zugekommen wären, die ihn dazu ermunterten, wornach über Alles in der Welt ſeine Sehnſucht ſtehe. Da die Dinge nun aber gegenwärtig ſo weit gekommen ſeien, wie er ſie erblicke, ſo werde er nicht unterlaſſen, alles Mögliche zur Erfüllung ihrer beiderſeitigen Wünſche zu thun. Die Amme hatte ihn auch kaum verlaſſen, als der tief niedergeſchlagene Delio einen ſeiner Verwandten, der bei ſeinem Vater in großem Anſehen ſtand, in ſein Vertrauen zog und ihn bat, allen ſeinen Einfluß bei ſeinem Vater aufzubieten, daß, nachdem er ſich Dafne zur Ruhe ſeines Lebens erwählt, derſelbe ihn nicht ihrer beraube, denn er würde ſein Leben lang dadurch unglücklich werden. Der wackere Mann empfand Mitleid mit dem Jüngling und ging zu dem Vater, dem er mit aller möglichen Eindringlichkeit auseinanderſetzte, was ihm Delio ſelbſt vorgeſtellt hatte, und alle Gründe zu bedenken gab, die er für dienlich erachtete, um die Wünſche des Sohnes

durchzuſetzen. Meſſer Chriſtofano, ſo hieß Delio's Vater, war ein gemäßigter, weiſer und verſtändiger Mann, wie kein anderer in ſeiner Stadt. So liebreich er auch gegen ſeinen Sohn geſinnt war, meinte er doch nichts deſto weniger, in dem, was ſein wahres Wohl betreffe, weiter, als er ſelbſt zu ſehen, und hatte feſt beſchloſſen, das Mädchen nimmermehr als ſeine Schwiegertochter aufzunehmen. Er äußerte ſich alſo, er liebe Delio über alles Maaß, und wenn er mit ihm ſprechen wolle, ſo werde er ihm in keinem Punkte entſtehen, wo er einſehe, daß es ſich um ſeinen Nutzen oder um ſeine Ehre handle. Der ehrliche Fürſprecher berichtete dem Jüngling von dieſer Unterredung Wort für Wort. Wiewol er die Äußerungen des Vaters als ſehr liebevoll erkannte, ſo hoffte er dennoch nicht mehr, als zuvor. Die Überzeugung jedoch, daß es mit ihm nicht ſchlimmer werden konnte, als es war, beſtimmte Delio, die Unterredung zu verſuchen. Er ſuchte ſich daher die rechte Zeit und Gelegenheit aus, eröffnete mit der ſchuldigen Ehrerbietung dem Vater ſeine Abſicht und verband damit die eindringlichſten Bitten, die er wußte, um ſeine Wünſche durchzuſetzen. Der Vater hörte ihm ganz freundlich zu und nachdem jener fertig war, begann er mit halb finſterem halb heiterem Geſichte alſo: Lieber Sohn, ich habe ſehr wohl deine Wünſche verſtanden; ſie würden dir aber nicht ſo verſtändig vorkommen, wie du jetzt meinſt, wäre dir erſt eine weitere Einſicht in die Folgen gegönnt, welche dieſe deine jugendliche Lüſternheit zuletzt nach ſich ziehen muß, und die gerade das Gegentheil deſſen ſind, was dir als dein höchſtes Wohl erſcheinen mag. Denn abgeſehen davon, daß dein gegenwärtiges Alter vielmehr ein kindiſches, als ein zur Ehe taugliches zu nennen iſt, und daß deine bereits aufs Beſte eingeleiteten Studien, zu einem glücklichen Ausgange gefördert, dir einen guten Ruf verſchaffen und eine Frau von ganz anderem Stande verdienen können, als du jetzt verlangſt, gehe ich zu

deiner Äußerung über, dieſe Jungfrau ſei deine Ruhe und Zufriedenheit, ſo muß ich dir ſagen, wofern dem alſo wäre, ſollteſt du gewiß und wahrhaftig nicht nöthig haben, mich mit Bitten zu beſtürmen, daß ich ſie dir zur Frau gebe. Aber eben weil ich klar ſehe, was deine thörichte Begierde dich nicht ſehen läßt, weil ſie dir das Auge des Geiſtes geblendet hat, erkläre ich dir, erköreſt du Daſne zu deinem Weibe, ſo wäre es eben nichts anderes, als trauteſt du dir eine ewige Plage an. Denn betrachten wir zuvörderſt die Beſchaffenheit dieſer Jungfrau, ſo iſt es ein höchſt unnatürlicher und ungewöhnlicher Fall, daß du dich in Liebe zu ihr entzünden mochteſt, während du kaum dein funfzehntes Jahr erreicht haſt, ſie aber eins weniger als zweiundzwanzig alt iſt; ſodaß bei dem erſten Sohne, den ſie dir gebären würde, ganz unzweifelhaft der Umſtand einträte, daß ſie vielmehr deiner Mutter, als deiner Gattin ähnlich ſähe; und wenn ſie gar erſt mehr als Ein Kind von dir hätte, würde ſie ſo welk werden, daß ſie dir ſelbſt unkenntlich würde und mit der nächſten Zeit nach der Sättigung deiner jugendlichen Lüſte dir fürwahr ſo läſtig fiele, daß du ſie ungern dir entgegenkommen ſäheſt. Ich ſelbſt, mein lieber Sohn, nahm in meinem fünfundvierzigſten Jahre deine Mutter zur Frau, die damals noch nicht in ihrem achtzehnten Jahre ſtand, und mir will es ſcheinen, ich habe dies zur rechten Zeit gethan und als wäre ſie eben alt genug für mich. Nun bedenke du wohl, was aus dir werden würde, wenn du in dieſem deinem zarten Alter dieſes Mädchen nähmeſt. Nächſtdem nimmt man eine Frau zur Ruhe und Bequemlichkeit des Hausweſens; du weißt nun, wie wenig Daſne deiner Mutter behagt und wohlgefällt, und begreifſt leicht, daß von zwei unvermeidlichen Dingen nothwendig eines geſchehen müßte, wäre ſie deine Frau: entweder gäbe es zwiſchen Schnur und Schwiegermutter ſtets Mißhelligkeiten und Zwiſt, eine Sache, die in dem zwiſchen deiner Mutter und mir obwaltenden Frieden

eine Störung machen könnte, oder du trennteſt dich mit deiner Frau von uns. Die Liebe aber, mit der ich dich erzogen und vor allen meinen andern Kindern bevorzugt habe, verdient meines Bedünkens nicht, daß du jetzt in dieſem meinem Alter mich verläßſt, da du ganz beſonders derjenige biſt, auf den ich als auf meine feſteſte Stütze meine Ruhe gebaut habe, daß du mich verläßſt, ſage ich, um eines ſolchen Frauenbildes willen, das weder für das ſchönſte noch für das edelſte dieſer Stadt gelten kann.

Mit Thränen in den Augen endete hier der Greis ſeine Rede. Von der Ehrfurcht überwunden, die Delio gegen ſeinen Vater hegte, und gerührt von ſeinen letzten Worten, konnte er nicht anders, als ſagen, daß er zwar mit der geliebten Jungfrau ſein höchſtes Gut in dieſem Leben verlieren werde, daß er ſich aber den väterlichen Geboten eher als gehorſamer Sohn fügen werde, als Gründe anführen, welche den von ihm gegebenen entgegenſtehen könnten. Hier brachen ſie die Unterredung ab. Indeſſen hatten Vater und Sohn noch viele ähnliche Geſpräche über denſelben Gegenſtand, doch Delio verſuchte ſein Glück jedesmal ohne beſſern Erfolg. Meſſere Gianni verſprach ſeine Tochter einem andern Jüngling und ſo wurde beiden Liebenden jede Hoffnung benommen, ſich durch das Band der Ehe vereinigen zu können, was ihnen den bitterſten Schmerz verurſachte. Als nun Dafne bereits verheirathet war, trug es ſich zu, daß ſie mit Delio auf einer Hochzeit zuſammenkam, wo ihnen die Gelegenheit ward, lange miteinander zu ſprechen. Daſelbſt ſagte Delio: Ich danke dem Glücke, Dafne, das mir heute nach ſo viel Widerwärtigkeiten, die es mir hat zuſtoßen laſſen, die Gunſt geſtattet, euch zu ſehen und zu hören und mit euch ſprechen zu dürfen. Wenn auch mein Unglück und die Härte anderer bewirken konnten, daß ich euch jetzt an eines andern Mannes Hand ſehen muß, ſo wird es ihnen doch nimmermehr gelingen, weder

mein Herz von euch abzuwenden, noch euer Bildniß, das in meine Bruſt eingegraben iſt, zu verlöſchen, noch mein eifrigſtes Verlangen zu erkälten, euch immer wohlgefällig zu ſein; und es gereicht mir zum höchſten Troſte, einzuſehen, daß mein Andenken bei euch ebenſo lebt, wie das eurige in mir lebt und immer dauern wird, ſo lang ich ſelbſt lebe.

Mit einem ſchweren Seufzer antwortete ihm Dafne: Delio, du kannſt aus freiem Willen erkennen, wie ſehr es mich ſchmerzen muß, daß es zwiſchen uns zu einem ſolchen Geſpräche kommen mußte. Da mich aber unſer hartes und ungerechtes Geſchick weder die deinige ſein noch dich beſitzen läßt, ſo werde ich zwar zeitlebens elend bleiben; da aber die Pflicht der Keuſchheit mich nöthigt, dem anzugehören, der mir aufgezwungen worden, beſchwöre ich dich bei aller Liebe, die ich immer für dich hegen werde, und bei dem Eifer für meine Ehre, den ich bei all deiner Liebe zu mir immer in dir wahrgenommen habe, daß es dir gefallen möge, weder meinem Gatten noch einem andern Menſchen Veranlaſſung zum Argwohn zu geben, denn du würdeſt nur meinen Ruf beflecken und Zeit und Mühe vergeuden. Ich werde dich immerdar lieben, aber fernerhin dir mit anderem Verlangen und für ein anderes Ziel, als zuvor, zugethan ſein; denn damals liebte ich dich, weil ich dich zum Manne bekommen konnte; von nun an will ich dich lieben, als wäreſt du mein Bruder. Laß uns der Nothwendigkeit uns fügen, Delio, und nichts anderes wollen und wünſchen, als was mit meiner Ehre ſich verträgt.

Delio lobte Dafne's ehrbare Vorſätze, dankte ihr für ihre Zuneigung und ſo endete ihre Unterredung. Die junge Frau lebte noch einige Monate mit ihrem Gatten, der ſie viel ſchlechter behandelte, als er bei ihrer Güte und Sanftmuth hätte verantworten können, ließ aber deſſen ungeachtet keinen Gedanken in ſich aufkommen, der der Sittſamkeit zuwider geweſen wäre. Um dieſe

Zeit ſuchte eine ſchwere grauſame Peſt nicht nur die Stadt Ferrara, ſondern ganz Italien heim, und es erfolgte aus ihr an allen Orten unter den Menſchen eine ſo große Sterblichkeit, daß es ein Graus und Entſetzen war, in den von Kranken und unſeligen Leichen ganz überfüllten Städten zu ſein. Auch Meſſere Chriſtofano's Haus blieb damals von der verderblichen Seuche nicht unverſchont, und obgleich er ſich auf das Land begab und alle Vorkehrungen und Arzeneien anwandte zur Heilung der Kranken und Bewahrung der Geſunden, vermochte er doch weder ſich noch ſeine Frau noch alle ſeine Kinder vom Tode zu erretten. Auch Delio wurde von der Krankheit ergriffen, aber kam durch Gottes Gnade glücklich davon. Wie er nun eben nach Ferrara zurückkehrte und an das Thor der Stadt gekommen war, erblickte er Dafne's Amme, die er ſogleich befragte, wie es um ihre Herrin ſtehe.

O weh, Delio, rief ſie, es geht ſo gar ſchlimm mit ihr, daß es mir das Herz zerbricht. Die Peſtilenz iſt in ihrem Hauſe ausgebrochen, ihr Mann iſt entflohen und hat ſie ganz allein und hilflos zurückgelaſſen.

Auf dieſe Worte warf der von Mitleid mit der Frau tief ergriffene Jüngling alle Rückſicht auf Todesgefahr beiſeit, die er ſelbſt mit ſeiner Familie jüngſt erſt überſtanden hatte, und ebenſo den Schauder vor den Todesfällen der Seinigen, die er mit angeſehen, Dafne's Errettung ging ihm ſeiner eigenen und allem Andern vor und er eilte an ihr Haus. Nachdem er an die Thüre geklopft, erſchien Dafne, welche allein im Hauſe war, am Fenſter und meinte, wie ſie Delio wahrnahm, einen Engel des Himmels zu ſehen, der geſandt ſei, ihr in ihrem Elende hilfreich beizuſtehen. Vom Fenſter aus ſprach ſie weinend zu ihm: Es iſt ſo gekommen, Delio, wie ich immer meinte, daß es kommen müſſe, wenn ich nicht dich zum Mann erhielte, daß ich nämlich die elendeſte unglücklichſte Frau geworden bin, die auf Erden lebt.

Denn ich Arme erfahre jetzt zu meinem unſäglichen Schmerz, daß es noch anderer Dinge bedarf, als Ringe und goldener Ketten, um die Gattin dem Gatten in Liebe zu verbinden. Sobald mein Mann die Gewißheit erſehen hatte, daß ſein Haus von der Krankheit angeſteckt war, floh er von dannen, und ließ mich hier ohne Hoffnung auf Unterſtützung unter Tod und Graus allein.

Hierauf erwiderte ihr Delio, von unſäglichem Mitleid ergriffen: So lange ich lebe, Dafne, ſoll man nicht ſagen, daß ihr verlaſſen geweſen ſeid; denn das Schickſal hat mich mehr, als mir lieb iſt, gelehrt, Mitleid mit den Bedrängten zu haben, und ſo ſollt ihr denn auch von mir Alles erhalten, was ihr braucht.

Dafne dankte ihm und legte ihm vor Allem ihre Ehre ans Herz. Er gab ihr darauf ſein Wort, das er noch mit einem Eide bekräftigte, und bat ſie, ihm ihre Thüre zu öffnen, damit er zu ihr hinaufkommen könne.

Ich will nicht, ſagte Dafne, daß du heraufkommſt, ich komme vielmehr zu dir hinab.

Bei dieſen Worten zog ſie das Seil und machte die Thüre auf, Delio trat in die Hausflur und die Unglückliche fing an die Treppen herunterzuſteigen. Doch welch ein Unfall, der auch das härteſte Herz rühren könnte, begab ſich da! Die unglückliche Dafne hatte faſt ſchon die unterſte Treppenſtufe erreicht, als eine Ohnmacht ſie anwandelte. Ob ihr die plötzliche Freude über den Anblick Delio's, der in ihrer größten Noth zu ihrer Hilfe herbeieilte, die Adern erweitert und alles Blut nach ihrem Herzen gedrängt, oder ob ein Funke der Peſt ihre edleren Lebenstheile in der Aufregung ihres Blutes mit größerer Gewalt ergriffen haben mochte, bleibt ungewiß: wie todt ſank ſie hin und konnte ſich nicht bewegen. Als Delio dies bemerkte, ging er ihr mit offenen Armen entgegen und ſagte zu ihr: O weh, meine theuerſte Seele, was iſt mit euch?

Dafne, deren Geiſt faſt ſchon ihren Körper verlaſſen

hatte, antwortete nichts; aber ſie wendete ihre vom Tode gebrochenen Augen nach ihm, als flehte ſie mit jammervollem Blicke um Hilfe. Delio legte ſie auf ein Bett nieder, das in einer Stube im Erdgeſchoſſe ſtand, löſte ihr vorn das Kleid auf, jammerte und weinte bitterlich und verſuchte die ſchon entflohenen Lebensgeiſter zu ihrem Dienſte zurückzurufen. Als er ſich aber am Ende überzeugen mußte, daß ſie todt ſei, ſprengten Wehklagen gewaltſam ſeine Zunge und er rief aus, indem er ihren Körper feſt mit ſeinen Armen umſchloß: Welch übergrauſames Geſchick, Dafne, zwingt mich jetzt, da ich dem Tode dich zu entreißen hoffte, dich todt in meine Arme fallen zu ſehen? Warum hat mich der Himmel für ſolche Unglückſeligkeit erhalten? Warum hat er mich nicht lieber mit den Meinigen zugleich ſterben laſſen? Warum läßt er mich dich alſo vor mir ſehen, wie ich dich jetzt ſehe?

Er umarmte ſie und drückte ſie an ſich und konnte nicht aufhören zu weinen und zu klagen. Zuletzt jedoch ermannte er ſich aus ſeinem Schmerz und ſprach: Da ich nun, mein ſüßes Herz, nichts mehr für dich zu thun fähig bin, ſo liegt mir in dieſem Äußerſten nur noch die letzte Pflicht gegen dich nach Kräften zu erfüllen ob; ich will ſorgen, daß dieſe Glieder, einſt die würdige Herberge deiner edeln Seele, eine ſo würdige Beſtattung finden, als die gegenwärtigen Zeitumſtände irgend geſtatten, eine angemeſſene Ehrenbezeugung aber behalte ich mir für beſſere Verhältniſſe vor.

Nach dieſen Worten kleidete er die Geliebte in ein ſchneeweißes Gewand, und da er in einem Fenſter einen Aſch mit blühenden rothen Nelken hatte ſtehen ſehen, brach er zwei der ſchönſten ab, und ſteckte ſie der Geſtorbenen an den Buſen mit den Worten: Nimm dieſe Blumen, meine Freundin, an deine einſt ſo ſchöne wie getreue Bruſt, zum Zeugniß des herben Andenkens, das mir, ſo lange ich lebe, von dir bleiben ſoll.

Hiernach ließ er sie vorläufig in einem ganz ausgepichten Sarge beerdigen, bis die Verhältnisse ihm gestatten würden, sie wieder ausgraben zu lassen. Nach Verlauf eines Jahres aber ließ er sie dem Kasten entnehmen und in die Gruft seiner Ahnen beisetzen, wohin auch er dereinst seinen Leib bestattet haben wollte, damit bis zum jüngsten Tage seine Gebeine mit den ihrigen vereinigt blieben und auf den Posaunenruf des Engels neues Fleisch annähmen und in unauflöslicher Gemeinschaft der Seligkeit des Himmels sich erfreuten. Wunderbar genug waren die beiden Nelken, die Delio an den Busen Dafne's gesteckt hatte, unter dem Staube und unter dem Gebeine, das er aus dem Sarge hob, so frisch und blühend geblieben, wie damals, als er sie dahin brachte. Als Delio dies bemerkte, nahm er sie hinweg und erhielt ihnen ihr Ansehen so lange es möglich war; darnach legte er sie zu seinen theuersten Sachen, und darunter verwahrt er sie noch jetzt, sowie das unverlöschliche Bild seiner innig geliebten Dafne ewig frisch in seinem Herzen lebt.

57. Der Mohr von Venedig.

(3, 7.)

In Venedig lebte vor Zeiten ein sehr tapferer Mohr, dessen streitbarer Arm sowol, als die große Klugheit und Geistesgegenwart, die er in Kriegssachen bewiesen hatte, ihn den Herren jener Stadt sehr werth machten, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle Republiken der Welt übertroffen hat. Nun begab es sich, daß ein tugendreiches Fräulein von wunderbarer Schönheit, Disdemona genannt, nicht von weiblichen Begierden,

ſondern von den Tugenden dieſes Mohren angezogen ward, ſich in ihn zu verlieben, während er, von der Schönheit und der edeln Geſinnung der Dame beſiegt, gleichfalls für ſie entbrannte. Die Liebe war ihnen ſo günſtig, daß ſie ſich beide durch die Ehe verbanden, obgleich die Eltern des Fräuleins alle ihre Kräfte aufboten, um ſie zu vermögen, einen andern Mann zu nehmen; und ſo lange ſie in Venedig blieben, lebten ſie beide in ſolcher Eintracht und Zufriedenheit zuſammen, daß nie auch nur ein unzärtliches Wort unter ihnen vorfiel. Unterdeſſen geſchah es, daß die Herren von Venedig ihre Kriegsmannſchaft ablöſten, die ſie in Cypern zu halten pflegen, und den Mohren zum Anführer des Heeres wählten, welches ſie dahin ſchickten. So vergnügt dieſer auch über die ihm gewordene Ehre war, denn eine Ehrenſtelle dieſer Art wird gewöhnlich nur Männern übertragen, die ſich durch Adel, Tapferkeit, Treue und ausgezeichnete Verdienſte empfehlen, ſo verminderte doch der Gedanke an die Länge und Beſchwerlichkeit der Reiſe, welche ſeine Disdemona ſcheuen möchte, dieſe Freude um kein Geringes. Sie aber, die außer dem Mohren kein Glück auf der Welt kannte und über die Achtung, die eine ſo mächtige und edle Republik ihrem Mann bezeugte, ſehr erfreut war, konnte die Stunde kaum erwarten, in der ihr Gemahl mit ſeinen Leuten die Reiſe antreten und ſie ihn auf einen ſo ehrenvollen Poſten begleiten würde; aber es betrübte ſie ſehr, ihren Gatten misſtimmt zu ſehen. Da ihr die Urſache unbekannt war, ſprach ſie eines Tages bei Tiſche zu ihm: Wie kommt es, daß ihr ſo ſchwermüthig ſeid, da euch doch der Staat ein ſo ehrenvolles Amt übertragen hat?

Der Mohr antwortete Disdemonen: Die Liebe zu dir trübt die Freude über die Ehre, die mir geſchieht, denn ich ſehe, daß nothwendig eins von zwei Dingen geſchehen muß, entweder daß ich dich mit mir den Gefahren des Meeres ausſetze, oder daß ich dich in Venedig

zurücklasse, um dir diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Das erste würde mir sehr schwer ankommen, weil jedes Leiden, das dir widerführe, und jede Gefahr, die wir zu überstehen hätten, mir den äußersten Kummer verursachen würde; das andere, dich hier zu lassen, würde mich mir selbst unerträglich machen, weil ich von dir scheidend zugleich von meinem Leben schiede.

Als Disdemona ihn so reden hörte, sprach sie: Ei, lieber Mann, was sind das für Gedanken, die euch durch den Sinn gehen? Wie könnt ihr euch solcher Dinge halb beunruhigen? Ich folge euch gern aller Wege, wohin ihr geht, und müßte ich im Hemd durchs Feuer gehen, sowie ich jetzt mit euch in einem sichern wohl bewahrten Schiffe durchs Wasser gehen soll. Gibt es dabei auch Gefahren und Leiden, so werde ich sie freudig mit euch theilen und ich würde mich für sehr wenig von euch geliebt halten, wolltet ihr mich nicht mit euch über das Meer führen und mich in Venedig lassen, als ob ich mich hier sicherer glaubte, als wenn ich mit euch dieselbe Gefahr bestehe. Darum schickt euch von meinetwegen nur mit all der Heiterkeit zur Reise an, welche euer jetziger hoher Rang verdient!

Hierauf schlang der hocherfreute Mohr die Arme um den Hals der Gattin und sagte zu ihr mit einem zärtlichen Kusse: Gott erhalte uns lange in so liebevollem Einverständniß, meine theure Gattin!

Bald darauf vollendete er seine Zurüstungen, brachte alles zur Reise in Ordnung, und bestieg mit seiner Gemahlin und seinen Leuten die Galeere, die die Segel aufzog und in See stach, worauf sie denn bei vollkommen ruhigem Wasser nach Cypern gelangten. In seinem Gefolge hatte er einen Fähndrich von sehr schönem Äußern, wenn auch von der ruchlosesten Sinnesart, die je ein Mensch auf der Welt haben konnte. Er war bei dem Mohren sehr beliebt, weil dieser nichts von seiner Bosheit ahnte; denn so niederträchtig sein Herz war, so wußte

er doch die Niederträchtigkeit, die ſein Inneres beherbergte, ſo hinter hochtrabenden gleisneriſchen Worten und ſeiner Schönheit zu verbergen, daß er von außen einem Hektor oder Achilles gleichſah. Dieſer Nichtswürdige hatte auch ſeine ſchöne und ſittſame junge Frau mit ſich nach Cypern gebracht, die als Italiänerin von der Gemahlin des Mohren ſehr geliebt wurde und die meiſte Zeit des Tages bei ihr zubrachte. Ferner war in dem Gefolge des Mohren ein Rottenführer, welchen derſelbe ſehr werth hielt. Er kam ſehr häufig in das Haus des Mohren und aß mit ihm und ſeiner Gemahlin, welche, da ſie ihn bei ihrem Gemahl ſo ſehr in Gunſt ſah, ihm gleichfalls Beweiſe des größten Wohlwollens gab, und dies war dem Mohren ſehr erwünſcht. Der verruchte Fähndrich nun, aller Treue gegen ſeine Gattin und aller Freundſchaft, Treue und Pflicht gegen den Mohren vergeſſend, verliebte ſich leidenſchaftlich in Disdemona, und richtete all ſein Sinnen und Trachten darauf, ſich ihrer Reize zu erfreuen, wiewol er nicht den Muth hatte, ſich gegen ſie zu erklären, weil er beſorgte, der Mohr werde ihn auf der Stelle tödten, ſobald er die Sache merke. Er beſtrebte ſich daher vielfach, ſo heimlich er konnte, der Dame ſeine Liebe zu verſtehen zu geben; ihr Gemüth war aber einzig nur dem Mohren zugewandt und wußte weder etwas von dem Fähndrich, noch von einem andern, und alle ſeine Verſuche, ſie in ihn verliebt zu machen, blieben wirkungslos. Er bildete ſich daher ein, die Schuld davon ſei, daß ſie für den Rottenführer entbrannt ſei, und nahm ſich vor, ihn aus ihren Augen zu entfernen; aber er blieb dabei nicht ſtehen, ſondern verwandelte ſeine Liebe zu der Dame in den bitterſten Haß und gab ſich alle Mühe, ein Mittel zu finden, wie er den Rottenführer umbringen und, wenn er ſelbſt die Dame nicht genießen ſolle, auch den Mohren verhindern könne, ſie zu genießen. Nachdem er zu dieſem Ende mehrere Bubenſtücke und Schurkenſtreiche überlegt, beſchloß er endlich,

ſie bei ihrem Gemahl des Ehebruches anzuklagen und den Rottenführer als den Ehebrecher zu bezeichnen. Da ihm aber die zärtliche Liebe des Mohren gegen Disdemona und ſeine Freundſchaft gegen den Rottenführer bekannt war, ſo ſah er wohl ein, es werde unmöglich ſein, ihm das eine oder das andere einzureden, wenn er ihn nicht durch ſeine Liſt betrüge. Er nahm ſich daher vor, es abzuwarten, bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einem ſo verbrecheriſchen Unternehmen eröffnen würde. Es währte nicht lange, ſo entſetzte der Mohr den Rottenführer ſeiner Stelle, weil er gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn verwundet hatte. Disdemona, der dies ſehr leid that, verſuchte oft, ihren Gemahl mit dem Rottenführer auszuſöhnen. Um dieſe Zeit ſagte der Mohr zu dem verrätheriſchen Fähndrich, ſeine Gemahlin laſſe ihm ſo keine Ruhe wegen des Rottenführers, daß er fürchte, er müſſe ihn zuletzt wieder in ſeine Stelle einſetzen. Dies ſah der Böſewicht ſogleich als einen Wink an, ſeinen hinterliſtigen Plan auszuführen und ſagte: Disdemona hat vielleicht Urſache, dies gern zu ſehen.

Und welche? fragte der Mohr.

Ich möchte nicht gern Mann und Frau entzweien, antwortete der Fähndrich; aber ihr dürft nur die Augen aufthun, um es ſelbſt zu bemerken.

Weiter wollte der Fähndrich nicht gehen, ſo ſehr der Mohr auch in ihn drang, ſich näher zu erklären. Aber ſeine Worte ließen einen ſo ſcharfen Dorn in der Bruſt des Mohren zurück, daß er ganz trübſinnig wurde und an nichts dachte, als was die Worte des Fähndrichs wol zu bedeuten haben möchten. Als es daher ſeine Gattin eines Tages von neuem verſuchte, ſeinen Zorn gegen den Rottenführer zu beſänftigen, indem ſie ihn bat, er möchte doch die treuen Dienſte und die Freundſchaft ſo vieler Jahre nicht um eines kleinen Verſehens willen vergeſſen, zumal da der Rottenführer mit dem verwun-

deten Soldaten wieder ausgeſöhnt ſei, gerieth der Mohr in heftigen Zorn und ſprach: Es iſt doch auffallend, Disdemona, daß du ſo viel Antheil an dem Manne nimmſt. Er iſt doch weder dein Bruder noch dein Anverwandter, daß er dir ſo ſehr am Herzen liegen ſollte.

Ganz demüthig und liebreich antwortete die Dame: Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen. Ich habe dazu keinen andern Beweggrund, als daß es mir leid thut, euch eines ſo theuren Freundes beraubt zu ſehen, wie der Rottenführer nach curem eigenen Zeugniß euch geweſen iſt. Er hat doch keinen ſo ſchweren Fehler begangen, daß ihr ihm deshalb ſo ſehr zürnen dürftet. Aber ihr Mohren ſeid ſo hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache reizt.

Über dieſe Worte noch mehr erzürnt antwortete der Mohr: Das könnte wol noch mancher erfahren, der es nicht dächte. Ich will die Beleidigungen, die man mir zufügt, rächen, bis ich geſättigt bin mit Rache.

Die Dame erſchrak heftig bei dieſen Worten, und da ſie ihren Gemahl gegen ſeine Gewohnheit wider ſich erzürnt ſah, ſagte ſie mit vieler Demuth: Nur die beſte Abſicht hat mich bewogen, mit euch hiervon zu ſprechen; um euch aber nicht ferner wider mich zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon reden.

Da der Mohr ſah, wie ſeine Gemahlin von neuem ſich zu Gunſten des Rottenführers verwandt hatte, überzeugte er ſich, die Worte, die er vom Fähndrich vernommen, können nichts anderes bedeutet haben, als daß Disdemona den Rottenführer liebe. Er begab ſich alſo ganz trübſinnig zu jenem Schurken, und fing an, in ihn zu dringen, daß er ſich deutlicher erklären möge. Der nach dem Verderben des unglücklichen Weibes trachtende Fähndrich ſtellte ſich zuerſt an, nichts ſagen zu wollen, was ihm misfallen könnte, ſprach aber am Ende, wie von ſeinen Bitten überwältigt, zu dem Mohren alſo: Ich kann nicht leugnen, daß ich, wie leid es mir auch

thut, euch etwas zu ſagen habe, das euch überaus unangenehm ſein muß; aber da ihr nun einmal verlangt, daß ich reden ſoll, und da mich die Sorge um eure als meines Gebieters Ehre ſelbſt dazu antreibt, ſo will ich jetzt eurer Forderung und meiner Pflicht Genüge thun. Ihr müßt alſo wiſſen, daß eure Gemahlin aus keinem andern Grunde ſich die Ungnade, in welcher der Rottenführer bei euch ſteht, ſo zu Herzen nimmt, als weil ſie, ſo oft er in euer Haus kommt, ſich mit ihm vergnügt, denn ſie iſt eurer Schwärze bereits überdrüßig.

Dieſe Worte ſchnitten dem Mohren bis in die Wurzel ſeines Herzens ein; aber um noch mehr zu erfahren, und wiewol er bei dem Argwohn, der ſchon vorher in ſeiner Seele erweckt war, den Worten des Fähndrichs durchaus Glauben beimaß, brach er doch finſterblickend in die Worte aus: Ich weiß nicht, was mich abhält, dir dieſe freche Zunge ausreißen zu laſſen, die ſich unterfängt, meine Gemahlin einer ſolchen Schmach zu bezichtigen.

Der Fähndrich entgegnete: Ich erwartete für meinen Liebesdienſt keinen andern Lohn von euch, mein Hauptmann! Aber da mich meine Pflicht und der Eifer für eure Ehre einmal ſo weit geführt hat, ſo betheuere ich euch wiederholt, daß die Sache ſich ſo verhält, wie ihr gehört habt, und wenn das ſchlaue Weib euch durch den Anſchein ihrer Liebe zu euch die Augen ſo verkleibt hat, daß ihr bis jetzt nicht geſehen habt, was ihr doch hättet ſehen ſollen, ſo iſt es darum nicht minder wahr, was ich euch ſage; denn der Rottenführer ſelber hat es mir geſagt, weil es ihm ſcheinen mochte, daß ſeine Glückſeligkeit keine vollkommene ſei, wenn er nicht jemand in die Mitwiſſenſchaft derſelben ziehe.

Er fügte hinzu: Hätte ich nicht euren Zorn gefürchtet, ſo würde ich ihm, als er mir dies ſagte, ſeinen verdienten Lohn gegeben und ihn getödtet haben. Da mir aber die Mittheilung einer Sache, die euch doch mehr als irgend jemand ſonſt angeht, einen ſo übeln Lohn eingetragen,

muß ich bereuen, nicht ſtillgeſchwiegen zu haben, wo dann ich mir wenigſtens nicht eure Ungnade zugezogen hätte.

Der Mohr verſetzte ihm in voller Hitze: Überzeugſt du mich nicht durch meinen eigenen Augenſchein von der Wahrheit deiner Angaben, ſo ſei verſichert, daß du zu der Erkenntniß kommen ſollſt, du wäreſt beſſer ſtumm geboren.

Dieſe Überzeugung hätte ich euch leicht verſchaffen können, fügte der Böſewicht hinzu, ſo lange er noch euer Hausfreund war; jetzt aber, da ihr ihn ohne Noth vielmehr aus einer ganz geringfügigen Urſache verjagt habt, geht das nicht ſo bequem; denn wenn ich auch der Anſicht bin, daß er fortwährend Disdemona genießt, ſo oft ihr ihm Gelegenheit dazu gebt, ſo fängt er es doch jetzt ſicherlich feiner, als vorher an, da er weiß, daß ihr ihn jetzt haßt, was früher nicht der Fall war. Aber deſſenungeachtet gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, euch durch den Augenſchein zu beweiſen, was ihr mir nicht glauben wollt.

Nach dieſen Worten ſchieden ſie voneinander. Der unglückliche Mohr ging nach Hauſe, wie von dem ſchärfſten Pfeil getroffen, und erharrte den Tag, an welchem ihm der Fähndrich das zeigen ſollte, was ihn für immer unglücklich machen mußte. Aber ebenſo unruhig war der verwünſchte Fähndrich über der Keuſchheit, welche, wie er wohl wußte, Disdemona beobachtete, und bei der es ihm unmöglich ſchien, einen Weg zu finden, um dem Mohren ſeine falſche Angabe zu erhärten. In ſeinen Gedanken ſich vielfältig damit beſchäftigend verfiel der Verleumder auf eine ganz unerhörte Bosheit. Die Gattin des Mohren kam, wie ſchon geſagt, oft zu der Gattin des Fähndrichs ins Haus und brachte einen guten Theil des Tages bei ihr zu. Da nun der Fähndrich bemerkte, daß ſie um dieſe Zeit ein Schnupftuch trug, das ihr, wie er wußte, der Mohr geſchenkt hatte, das äußerſt fein auf mauriſche Weiſe gearbeitet war und von der Dame

wie von dem Mohren ſehr werth gehalten wurde, ſo bildete ſich bei ihm der Vorſatz aus, ihr dieſes Tuch heimlich zu entwenden und mittelſt deſſelben ſie ins Verderben zu ſtürzen. Er hatte ein Töchterchen von drei Jahren, das Disdemona ſehr liebte. Dies nahm er, als die unglückliche Dame eines Tages in das Haus dieſes Böſewichts kam, auf den Arm und ſetzte es ihr auf den Schooß. Disdemona nahm es und drückte es an ihre Bruſt. Indeß nahm ihr der Betrüger, der ſich vortrefflich aufs Taſchenſpielen verſtand, das Taſchentuch ſo geſchickt vom Gürtel, daß ſie nicht das Geringſte davon bemerkte, und ging voller Freuden von ihr hinweg. Disdemona, die davon nichts ahnte, ging nach Hauſe und vermißte, da ſie mit andern Gedanken beſchäftigt war, das Schnupftuch nicht. Einige Tage nachher aber, da ſie es ſuchte und nicht fand, war ſie ſehr in Furcht, der Mohr möchte, wie er öfter that, darnach fragen. Der gottloſe Fähndrich erſah ſich indeß eine gelegene Zeit, ging zu dem Rottenführer und ließ mit verſchmitzter Bosheit das Schnupftuch zu Häupten ſeines Bettes zurück, was der Rottenführer erſt am folgenden Morgen bemerkte, denn als er vom Bett aufſtand, trat er mit dem Fuß auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war. Er erkannte es als das Eigenthum Disdemona's, ohne begreifen zu können, wie es in ſein Haus gekommen ſei, und beſchloß es ihr zurückzugeben. Er wartete, bis der Mohr ausgegangen war, begab ſich an die Hinterthüre des Hauſes und klopfte an. Aber das Glück, das ſich mit dem Fähndrich zum Verderben der Armen verſchworen zu haben ſchien, wollte es, daß der Mohr in demſelben Augenblicke wieder nach Haus kam. Da er nun an der Thüre klopfen hörte, trat er an das Fenſter und rief heftig erzürnt: Wer klopft da?

Als der Rottenführer die Stimme des Mohren vernahm, fürchtete er, er möchte herabkommen, um ihn zu verderben, und ergriff die Flucht, ohne zu antworten.

Der Mohr ſtieg die Treppe hinab und öffnete die Thüre. Als er aber auf die Straße trat und ihn ſuchte, fand er ihn nicht mehr. Er ging alſo voller Wuth ins Haus zurück und fragte ſeine Gattin, wer unten geklopft habe. Sie antwortete, der Wahrheit gemäß, ſie wiſſe es nicht.

Mich däuchte aber, ſagte der Mohr, es war der Rottenführer.

Ich meines Theils, antwortete ſie, weiß nicht, ob er es war oder wer ſonſt.

Der Mohr hielt ſeine Wuth zurück, obgleich er vor Zorn glühte, und wollte nicht eher etwas unternehmen, bis er mit dem Fähndrich geſprochen, zu dem er ſich ſchleunigſt begab, ihm den Vorfall erzählte und die Bitte hinzufügte, den Rottenführer ſo genau als möglich darüber auszuforſchen. Über einen ihm ſo willkommenen Vorfall höchſt erfreut, verſprach ihm der Fähndrich, es auszuführen. Darauf ſprach er eines Tages mit dem Rottenführer an einem Orte, wo der Mohr zugegen war und ihrer Unterredung zuſehen konnte. Er ſprach mit ihm über tauſend Dinge, aber mit keiner Sylbe von Disdemona, ſchlug das hellſte Gelächter auf, ſtellte ſich ſehr verwundert und geberdete ſich mit Haupt und Händen wie einer, dem unerhörte Dinge erzählt werden. Sobald der Mohr ſah, daß ſie von einander gegangen waren, begab ſich der Mohr zu dem Fähndrich, um zu hören, was ihm jener geſagt habe. Dieſer ließ ſich erſt lange bitten und ſprach dann endlich: Er hat mir nicht das Geringſte verhehlt und geſtanden, daß er eurer Gemahlin genoſſen habe, ſo oft ihr ihnen durch eure Abweſenheit dazu Gelegenheit gegeben habt. Das letzte mal, da er bei ihr war, hat ſie ihm jenes Nastuch geſchenkt, welches ihr bei eurer Vermählung ihr gegeben habt.

Der Mohr dankte dem Fähndrich und war nun überzeugt, wenn es ſich finde, daß ſie das Schnupftuch nicht mehr beſitze, ſo ſei kein Zweifel mehr, daß alles wahr ſei, was der Fähndrich ihm geſagt habe. Er verlangte daher

eines Tages, da er ſich nach Tiſche in mancherlei Geſpräche mit ſeiner Gattin eingelaſſen hatte, das Schnupftuch zu ſehen. Die Unglückliche, welche dieſe Frage längſt gefürchtet hatte, wurde darüber feuerroth im Geſicht und lief um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr jedoch wohl bemerkt hatte, an ihren Schrein, wo ſie that als ſuche ſie es. Nach langem Suchen ſprach ſie endlich: Ich weiß nicht, wie ich es heut nicht finden kann. Hättet ihr es vielleicht gehabt?

Wenn ich es gehabt hätte, ſagte er, warum würde ich dich darüber befragen? Aber ſuche doch noch einmal genauer nach!

Indem er jetzt von ihr ging, war ſein Sinnen nur darauf gerichtet, wie er ſeine Frau und zugleich den Rottenführer tödten könne, ohne ihres Mordes beſchuldigt zu werden. Er dachte Tag und Nacht an nichts anderes und ſeine Frau konnte nicht umhin zu bemerken, daß er nicht mehr wie ſonſt gegen ſie war. Sie ſagte vielmals zu ihm: Was habt ihr nur, das euch ſo verſtört? Ehemals waret ihr der aufgeweckteſte und nunmehr ſeid ihr der ſchwermüthigſte Mann von der Welt.

Der Mohr erſann darauf verſchiedenartige Antworten, aber keine einzige genügte ihr; und wiewol ſie wußte, daß kein Vergehen von ihrer Seite dieſe Stimmung des Mohren veranlaßt haben könne, ſo fürchtete ſie doch, gerade durch ihre große Zärtlichkeit, ihm zur Laſt gefallen zu ſein. Sie ſagte einigemal zu der Gattin des Fähndrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken ſoll. Er pflegte ſonſt ganz Liebe zu mir zu ſein, und iſt jetzt, ich weiß nicht, ſeit wie viel Tagen, ein ganz anderer geworden. Ich fürchte ſehr, ich werde den Mädchen ein warnendes Beiſpiel werden, ſich nicht gegen den Willen der Ihrigen zu vermählen, und die italiäniſchen Frauen werden von mir lernen können, daß man ſich nicht zu Männern geſellen ſoll, welche Natur, Himmel und Lebensweiſe von uns abſondern. Da ich nun aber weiß, daß

der Mohr ein vertrauter Freund eures Gatten iſt und ihm ſeine Angelegenheiten mittheilt, ſo erſuche ich euch, wenn ihr irgend etwas von ihm hörtet, das mir zu wiſſen nützlich wäre, mir eure Hilfe damit nicht zu verſagen.

Sie vergoß, während ſie dieſe Worte ſprach, die bitterſten Thränen; die Gattin des Fähndrichs aber, welche alles wußte, da ſie ihr Mann als Vermittlerin des Mordes der Dame hatte gebrauchen wollen, wiewol ſie ſich mit allen Kräften dagegen geſträubt, wagte aus Furcht vor ihrem Gatten ihr nichts von alle dem zu verrathen. Nur ſoviel ſagte ſie: Sorget ja, daß ihr eurem Gatten keinen Grund zum Argwohn gebt, und ſucht ihm eure Liebe und Treue auf alle Weiſe zu bethätigen!

Das thue ich, ſprach Disdemona, aber es hilft mir nichts.

Der Mohr ſtrebte mittlerweile ſich immermehr von dem zu überzeugen, was er doch ſo gar nicht zu finden wünſchte, und bat den Fähndrich, es zu bewirken, daß er das Schnupftuch im Beſitz des Rottenführers ſehen könne. Dem Böſewicht war dies freilich eine ſchwierige Aufgabe, indeſſen verſprach er ſein Möglichſtes zu thun, um ihn zu befriedigen. Der Rottenführer hatte ein Frauenzimmer bei ſich im Hauſe, welches am Stickrahmen ungemein feine Stepparbeiten machte. Als dieſe das Tüchelchen ſah und hörte, es gehöre der Gattin des Mohren an und ſolle ihr zurückgegeben werden, begann ſie ſich, ehe es fortkam, ein ähnliches darnach zu verfertigen. In dieſer Arbeit begriffen ſah ſie einſt der Fähndrich am Fenſter ſitzen und bemerkte zugleich, daß ſie damit jedem Vorübergehenden auf der Straße ſichtbar ſei. Er zeigte dies daher dem Mohren, welcher ſich nun vollkommen überzeugt hielt, daß ſeine durchaus keuſche Frau wirklich eine Ehebrecherin ſei. Er beſchloß alſo mit dem Fähndrich, ſie und den Rottenführer umzubringen, und indem ſich beide beriethen, wie dies anzugehen ſei, bat ihn der Mohr, den Mord des Rotten-

führers auf ſich zu nehmen, wogegen er ihm auf ewige Zeiten verpflichtet zu bleiben verſprach. Der Fähndrich weigerte ſich zwar, dieſe That zu begehen, weil ſie, wie er ſagte, ſehr ſchwierig und gefährlich wäre, da der Rottenführer nicht minder gewandt als tapfer ſei. Nachdem ihn aber der Mohr lange gebeten und er ihm viel Geld gegeben hatte, brachte er ihn endlich zu der Zuſage, er wolle ſein Glück verſuchen. Als ſie dieſe Verabredung getroffen hatten, kam der Rottenführer eines Abends aus dem Hauſe einer Buhlerin, bei welcher er ſich zu vergnügen pflegte, und der Fähndrich benützte die Dunkelheit, ſchlich ſich mit gezogenem Schwerte an ihn heran und richtete ihm einen Hieb nach den Beinen, um ihn zu Fall zu bringen. Der Zufall fügte es, daß er ihm den rechten Schenkel entzwei ſchlug, ſodaß der Unglückliche niederſtürzte, worauf der Fähndrich herbeieilte, um ihm den Garaus zu machen. Aber der Rottenführer, der Herzhaftigkeit genug beſaß, und an Blut und Tod gewöhnt war, zog das Schwert und ſuchte ſich, ſo ſchwer verwundet er auch war, zu vertheidigen, wobei er mit lauter Stimme ſchrie: Man bringt mich um.

Als daher der Fähndrich Leute herzulaufen hörte und einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten, ergriff er, um nicht erwiſcht zu werden, die Flucht, drehte ſich aber plötzlich um und ſtellte ſich, als komme er auch auf den Lärm herbeigelaufen. Er miſchte ſich unter die übrigen und da er das Bein entzwei ſah, ſo ſchloß er, daß der Rottenführer, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiß an dem Schlage ſterben werde, und obwol er darüber ſehr froh war, ſo bezeugte er doch dem Rottenführer ſo viel Mitleid, als ob er ſein leiblicher Bruder geweſen wäre. Den andern Morgen verbreitete ſich die Sache durch die ganze Stadt und kam auch zu den Ohren Disdemona's, und ſie, die ſehr liebreich war und nicht ahnte, daß dies ſchlimme Folgen für ſie haben könne, zeigte ſich ſchmerzlich betrübt über dieſen Vorfall.

Der Mohr legte ihr dies ſehr übel aus, ging wieder zu dem Fähndrich und ſagte zu ihm: Denke nur, die Närrin von meiner Frau iſt über den Unfall des Rattenführers ſo betrübt, daß ſie faſt von Sinnen kommt.

Und wie konntet ihr euch das anders vorſtellen, verſetzte der Fähndrich, da er ihre Seele war?

Ihre Seele, ha! entgegnete der Mohr. Ich will ihr ſchon die Seele aus dem Leibe reißen. Ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich dieſe Schändliche nicht aus der Welt ſchaffte?

Sie berathſchlagten hierauf, ob ſie Disdemona mit Gift oder Dolch umbringen ſollten, aber keines von beiden ſchien ihnen thunlich.

Da fällt mir ein, ſagte der Fähndrich, wie ihr euch Genugthuung verſchaffen könnt, ohne daß euch der geringſte Verdacht trifft. Nämlich das Haus, worin ihr wohnt, iſt alt und die Decke eurer Kammer voller Ritzen. Ich denke alſo, wir ſchlügen Disdemona mit einem mit Sand gefüllten Strumpfe ſo lange, bis ſie ſtürbe, damit man keine Spur, daß ſie geſchlagen worden, an ihr wahrnimmt; und wenn ſie dann todt iſt, werfen wir einen Theil der Decke auf ſie herab und zerſchlagen ihr den Kopf, als hätte ein herabgefallener Balken ſie zerſchmettert und getödtet. Auf dieſe Weiſe wird niemand Verdacht auf euch werfen und jedermann ihren Tod einem bloßen Zufalle zuſchreiben.

Dem Mohren gefiel der grauſame Rath. Er paßte alſo die Zeit ab, die ihm am gelegenſten ſchien, und da er eines Nachts mit ihr im Bette lag, machte der Fähndrich, den er vorher in ein Cabinet, das an die Kammer ſtieß, verborgen hatte, plötzlich der Verabredung gemäß in dem Cabinet ein Geräuſch. Der Mohr hörte es ſogleich und ſagte zu ſeiner Gattin: Haſt du das Geräuſch gehört?

Ja wohl habe ichs gehört, entgegnete ſie.

So ſteh auf, verſetzte der Mohr, und ſieh, was es ſein mag!

Die unglückliche Disdemona ſtand auf und ſobald ſie ſich dem Cabinete näherte, trat der Fähndrich heraus und gab ihr ſtark und kräftig, wie er war, einen ſo grauſamen Schlag mit dem Sack voll Sand über den Rückgrat, daß ſie plötzlich zur Erde fiel und kaum noch zu athmen vermochte. Doch mit der wenigen Stimme, die ihr noch blieb, rief ſie den Mohren um Hilfe an. Dieſer ſprang aus dem Bette und ſprach: Das iſt der Lohn, du ruchloſes Weib, für deine Untreue. So behandelt man die Weiber, die unter dem Schein der zärtlichſten Liebe gegen ihre Männer ihnen Hörner aufſetzen.

Wie die unglückliche Frau dies hörte und ihr Ende nahen fühlte, denn der Fähndrich hatte ihr noch einen Streich verſetzt, ſo rief ſie zum Zeugen ihrer Unſchuld, da ihr auf Erden kein Recht widerfahren ſolle, die himmliſche Gerechtigkeit an und flehte zu Gott, ihr beizuſtehen, indem der ruchloſe Fähndrich ſie mit dem dritten Streiche völlig tödtete. Darauf legten die beiden ſie in das Bett, zerſchlugen ihr das Haupt und riſſen, wie ſie zuvor ausgemacht hatten, die Stubendecke ein. Sodann hub der Mohr an, um Hilfe zu rufen, da das Haus einfalle, bis die Nachbarn auf ſeinen Ruf herbeiſtürzten und bei Unterſuchung des Bettes das arme Weib unter den Balken erſchlagen fanden. Die Trauer hierüber war allgemein wegen der Vorzüge der Dame, und ſo wurde Disdemona am folgenden Tag unter den Klagen der ganzen Einwohnerſchaft zur Erde beſtattet. Der gerechte Gott aber, welcher die Herzen der Menſchen durchſchaut, wollte nicht, daß eine ſo unerhörte Schandthat der ihr gebührenden Strafe ermangeln ſollte. Denn der Mohr hatte ſeine Gattin mehr als das Licht ſeiner Augen geliebt und von der Stunde an, da er ſich ihrer beraubt ſah, überkam ihn eine ſolche Sehnſucht nach ihr, daß er wie außer ſich ſelbſt gerieth und ſie allerwärts in ſeiner Wohnung ſuchte. Ja, indem er bedachte, daß er durch die Schuld des Fähndrichs mit ſeiner Gattin allen Reiz des Lebens

und ſich ſelber verloren habe, wurde ihm der Böſewicht ſo in der Seele verhaßt, daß er ihn nicht mehr anſehen konnte und ihn wol gar auf offener Straße umgebracht haben würde, hätte er nicht vor der unbeſtechlichen Gerechtigkeit der Herren von Venedig Scheu getragen. Da er nun ſo etwas nicht wohl mit Sicherheit vollbringen konnte, ſo entzog er ihm die Fahne, und ſtieß ihn aus ſeinem Gefolge, woher eine ſo heftige Feindſchaft zwiſchen beiden entſprang, wie man ſie ſich nicht ärger denken könnte. Der Fähndrich, der garſtiger war als alle Verbrecher, richtete alle ſeine Gedanken darauf, dem Mohren zu ſchaden, und da er dereinſt den Rottenführer antraf, der wiederhergeſtellt war und ſtatt ſeines abgehauenen Beines mit einem hölzernen einherging, ſagte er zu ihm: Die Zeit iſt gekommen, da du dich für dein abgehauenes Bein rächen kannſt; und wenn du mit mir nach Venedig kommen willſt, ſo werde ich dir ſagen, wer der Verbrecher iſt, denn hier habe ich aus mancherlei Rückſichten dazu nicht den Muth. Ich will es dir aber dort vor Gericht bezeugen.

Der Rottenführer, welcher ſo ſchwer beleidigt war, ohne zu wiſſen warum, dankte dem Fähndrich und ging mit ihm nach Venedig. Sobald ſie dort angelangt waren, ſagte er ihm, der Mohr ſei es, der ihm das Bein abgehauen, weil dieſer ſich in den Kopf geſetzt, er habe bei Disdemona geſchlafen, und aus demſelben Grunde habe er dieſe getödtet und nachher ausgeſchrien, die eingefallene Stubendecke habe ſie erſchlagen. Sobald der Rottenführer dieſe Nachricht erhalten hatte, verklagte er den Mohren bei der Regierung wegen ſeines abgehauenen Beines und wegen der Ermordung der Dame und ſtellte als Zeugen den Fähndrich vor Gericht, welcher ausſagte, das eine wie das andere ſei wahr, denn der Mohr habe ihm alles mitgetheilt und ihn zuerſt ſelbſt überreden wollen, beide Verbrechen für ihn zu begehen, und nachdem er aus thieriſcher Eiferſucht, die er ſich in den Kopf geſetzt, ſein

Weib gemordet, habe er ihm anvertraut, auf welche Weiſe er dieſe That zu Stande gebracht. Als die Herren von Venedig vernahmen, welche Grauſamkeit der Barbar gegen eine ihrer Mitbürgerinnen begangen habe, ließen ſie den Mohren in Cypern verhaften und nach Venedig bringen, wo ſie ihn durch vielerlei Martern zu zwingen ſuchten, die Wahrheit einzugeſtehen. Aber die Kraft ſeiner Seele half ihm alle Marter beſiegen und die That mit ſolcher Hartnäckigkeit leugnen, daß nichts aus ihm herauszubringen war. Obgleich er aber durch ſeine Standhaftigkeit dem Tod entging, ſo ward er doch nach langer Gefangenſchaft zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, in welcher er zuletzt von den Verwandten ſeiner Frau, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähndrich kehrte nach ſeiner Heimat zurück, und da er von ſeiner Gemüthsart nicht laſſen konnte, ſo beſchuldigte er einen ſeiner Gefährten, er habe ihn verleiten wollen, einen Edelmann, der ſein Feind geweſen, ums Leben zu bringen. Der Angeklagte ward hierauf ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er die Anklage leugnete, ſo ward der Fähndrich ebenfalls auf die Folter geſpannt und ſo heftig gemartert, daß ihm die Eingeweide zerſprangen. Als er daher aus dem Gefängniſſe entlaſſen und nach Hauſe gebracht wurde, verſchied er elendiglich. So rächte Gott die Unſchuld Disdemona's; und den ganzen Hergang erzählte die Frau des Fähndrichs, die nun alles wußte, nachdem er, wie ich euch erzählt habe, ums Leben gekommen war.

---

58. Die Witwe von Fondi.

(6, 6.)

In Fondi, einer der Familie Colonna gehörigen Stadt, lebte dereinſt eine verwitwete Edelfrau Namens Livia, welche einen einzigen ſehr artigen und wohlerzogenen Sohn

hatte, den die Mutter über alles in der Welt liebte. Dieſer Jüngling verliebte ſich in eine der Frauen, welche zuchtlos andern ihren Körper preis geben, er bekam über ſie mit einem andern Edelmann Streit, ſie ſelbſt nach Art von ihres Gleichen liebte weder den einen noch den andern, außer inſofern ſie dachte, dem einen vortheilhafter als dem andern die Haut abziehen zu können. So begegnete denn das Unglück, daß die beiden Männer vor der Thüre jener Buhlerin zu den Dolchen griffen und miteinander in Streit geriethen; leider wurde der Sohn der Witwe durch einen Stich unter der linken Bruſt verwundet, der Stich drang ſo tief ein, daß er ihm das Herz berührte und er plötzlich todt niederfiel. Der Mörder ſah die Schergen des Schultheißen auf ſich zueilen, um ſich ſeiner zu bemächtigen; er verſuchte, ſchnellfüßig, wie er war, ſich durch die Flucht zu retten, fand in ſeinem Laufe die Thüre der Mutter des getödteten Jünglings offen und trat zitternd und zagend vor Livia mit den Worten: Erbarmt euch meiner, Madonna, und verbergt mich vor den Schergen des Schultheißen, die hinter mir drein ſind, um mich zum Tode abzuführen.

Die gute Frau, zu der die Nachricht von ihres Sohnes Ermordung noch nicht gedrungen war, fühlte ſich von tiefem Mitleid ergriffen mit dem Unglücklichen, forſchte nicht lange nach dem Grunde, weshalb er den Tod fürchte, und ſprach: Sei verſichert, daß du in meinem Hauſe ſo wohl geborgen ſein ſollſt, wie mein eigenes Kind.

Darauf verbarg ſie den Jüngling an einem Orte, den ſie für ſicher halten zu dürfen glaubte. — Während ſie nun in Angſt und Sorge war, die Häſcher möchten in das Haus kommen und nach dem jungen Manne ſuchen, brachte man ihren erſchlagenen Sohn einher unter allgemeinen Trauerbezeugungen von der ganzen Nachbarſchaft. Als die arme Mutter ihren Sohn todt ſah, begann die Tiefbetrübte laut gen Himmel zu ſchreien, ſie rang die Hände, zerkratzte ſich das Geſicht, rief ihren

Sohn bei Namen und ſprach: O Scipione (dies war der Name des Todten), kaum noch biſt du von mir geſchieden, und wie ganz anders wirſt du nun zu mir zurückgebracht! Weſſen war die grauſame Hand, die mich dir ſo elendiglich geraubt hat? In welchem unſeligen Augenblicke mußteſt du, mein Sohn, aus dem Hauſe gehen und deine trauernde Mutter verlaſſen? Wehe mir, die ich faſt das mir bevorſtehende Unglück ahnte und bis an die Thüre dich begleitend dich nicht auszugehen bat! O daß ich mit dir gegangen wäre! Ich würde dich gegen die ruchloſe Hand vertheidigt haben, die mir dein Leben nahm. O hätteſt du deiner Mutter gefolgt, ſo würdeſt du noch am Leben und ich nicht das betrübteſte Weib auf Erden ſein. Du, mein Sohn, haſt alle meine Ruhe und Zufriedenheit mit dir hinweggenommen, und mich in den tiefſten Abgrund der Trauer geſtürzt, der auf Erden einen menſchlichen Geiſt umfangen kann. Wohin ſoll ich nunmehr noch meine Hoffnungen richten? Wer ſoll nunmehr die Stütze meines hinfälligen Alters ſein, da du mir ſo grauſam entriſſen biſt? Warum habe ich den Böſewicht, der dich mir getödtet hat, nicht in meinen Händen, um durch ſeinen Tod für den deinigen die Rache zu nehmen, die ich dir als deine Mutter ſchuldig bin, die dich, liebſter Sohn verloren hat!

Unter ſolchen und ähnlichen Klagen trocknete ſie das Blut der Wunde mit ihren aufgelöſten Haaren und wuſch ſie mit ihren heißen Thränen, ſodaß nicht nur das Haus, ſondern die ganze Straße von ihrem Jammergeſchrei ertönte; dabei wünſchte ſie nichts ſehnlicher, als daß der Mörder erwiſcht und vom Henker in Stücke geriſſen werde. — Die Häſcher hatten bereits Anzeige erhalten, daß Scipione's Mörder in das Haus der Mutter des Todten geflohen ſei, und während ſie die Leiche ihres Sohnes in den Armen hielt, traten ſie zu der Frau und ſagten: Wir haben gehört, daß der Uebelthäter in deinem

Hauſe ſich verſteckt hat. Liefere uns ihn aus, damit wir ihm die gerechte Strafe für ſein Vergehen angedeihen laſſen und dich durch eine Rache für deines Sohnes Tod befriedigen können.

Von ihrem Schmerze hingenommen erwiderte Livia kein Wort und bekümmerte ſich mit dem Todten beſchäftigt überhaupt nicht um das, was um ſie her vorging und geſprochen wurde. Die Diener der Gerechtigkeit traten daher ins Haus, ſuchten viel umher und fanden zuletzt den Mörder, welcher bereits den Lärm gehört hatte, der bei den Nachforſchungen nach ihm entſtand, und voll Todesangſt zitterte und bebte. Sie ergriffen ihn, banden ihm die Hände und ſagten: Du Miſſethäter, die göttliche Gerechtigkeit hat es gefügt, daß du gerade in das Haus der Frau gekommen biſt, der du ihren geliebten Sohn erſchlagen haſt.

Dann ſchleppten ſie den Gebundenen vor Livia.

Sieh hier, Frau, den Mörder, ſprachen ſie. Morgen wirſt du ihm den Lohn ertheilen ſehen, welchen er verdient.

Livia ſah nun, daß es derſelbe Jüngling war, dem ſie ihren Schutz zugeſagt hatte, und wurde mit einem Male vom heftigſten Zorn und vom erbarmendſten Mitleid ergriffen; zu jenem ſpornte ſie der Anblick der Leiche ihres Sohnes, wobei ſie ſehnlich wünſchte, den Mörder deſſelben zum Tode geführt zu ſehen, zu dieſem die Betrachtung des Misgeſchicks des Jünglings, der ſich eben in das Haus derjenigen geflüchtet hatte, die er am ängſtlichſten hätte meiden ſollen. Außerdem bewog ſie aber ihr ihm gegebenes Wort, ihn ſo ſicher zu hüten, als ob es ihr Sohn wäre, zu dem chriſtlichen Verlangen, ihm zu vergeben und ihn vom Verderben zu erretten. Sobald der Jüngling ſich in dieſe Lage gebracht ſah, daß er ſeinen Tod für ganz ſicher hielt, warf er ſich vor Livia auf die Kniee nieder und ſprach zu ihr mit Thränen in den Augen: Madonna, da mein Unſtern gewollt hat,

daß ich ſtatt dieſes Land zu verlaſſen, um mich zu flüchten, oder, wenn mir das nicht möglich geworden wäre, mich in der Stadt ſelbſt an tauſend Orte zu begeben, wo ich ſicher geweſen wäre, ich gerade in euer Haus gekommen bin, die mich nicht nur nicht erretten darf, da ich der Mörder eures Sohnes geworden bin, ſondern die ein Recht hat mir alles Schlimme anzuwünſchen, wie nur irgend einem Todfeinde, ſo bitte ich euch in dieſer meiner äußerſten Noth, mir wenigſtens die Gnade zu erweiſen, mir meinen Fehltritt zu vergeben, nicht, um der Strafe des begangenen Mordes zu entgehen, welche ich euch mit Recht in Anſpruch nehmen ſehe, die ich, wie ich ſelbſt erkenne, wohl verdiene und zu welcher mich meine Führer, die mich in Verhaft genommen, nun bringen werden, ſondern um doch wenigſtens beim Tode den Troſt mit ins andere Leben zu nehmen, von euch Vergebung meiner Verirrung erlangt zu haben; und nicht ohne Grund nenne ich es Verirrung, denn nicht mit meinem Vorſatz, ſondern durch Zufall iſt dieſer Jüngling geſtorben, deſſen Tod ihr nun beweinet, und ebenſo konnte er mich umbringen, wie das Schickſal nun gefügt hat, daß ich ihn umgebracht habe, was mich aufs tiefſte ſchmerzt, nicht allein weil ich jetzt ſelbſt den Tod drohend vor mir ſehe, ſondern wegen des Schmerzes, den ich, wie ich ſehe, euch bereitet habe, die mir ſo liebevoll ſich zu meinem Schutze bereit erklärt hat; und wenn ich jetzt mit meinem Tode eurem Sohne das Leben wieder gewinnen könnte, ſo würde ich ihn ſehr gerne übernehmen, ja hier vor euren Augen würde ich mir ihn ſelbſt geben, nicht um mich der Hand der Gerechtigkeit zu entreißen, in welcher ich jetzt bin, ſondern um nach beſtem Vermögen euch zufrieden zu ſtellen; oder vermöchte ich die Geſetze des Blutes und der Natur umſtoßend mich in euren Sohn zu verwandeln, und euch zu bewegen, meine Mutter zu werden, ich würde gewiß ebenſo liebreich und gehorſam gegen euch ſein, als wenn ihr mich geboren hättet. Da

ich aber dies nicht zu leiſten vermag und ſehe, daß es umſonſt wäre, euch zu bitten, ihr ſollt mich zu euerm Sohne annehmen, da ihr den, den ihr geboren, todt vor euch ſeht, der euch mich nicht als euren Sohn, ſondern als euren Feind betrachten läßt, Dank ſei es meinem Unſtern, ſo kehre ich zu meiner erſten Bitte zurück und erſuche euch von neuem, mir zur Erleichterung meines Elends zu verzeihen; ich flehe darum nicht um meinetwillen, ſondern bei der Liebe, die ihr für euren Sohn gehabt, und bei dem Worte, das ihr mir gegeben, als ihr mich in euer Haus ſo liebevoll aufnahmet. Gewährt es mir, daß im Gedanken, dies von eurer Güte erlangt zu haben, mir der Tod weniger ſchwer wird, den ich vor euren Augen ſehe.

Dieſe Worte rührten ſogar die Schergen, welche ſonſt an Grauſamkeit gewöhnt ſind, zum Mitleid mit dem armen Manne, geſchweige das weiche Herz der trauernden Mutter. Wiewol ſie ihren getödteten Sohn noch in den Armen hielt, ſo wandte ſie ſich doch mit folgenden Worten an den Jüngling: Ich glaube nicht, daß es auf Erden einen ſchärferen Schmerz gibt noch geben kann, als den ich empfunden und noch empfinde um den Tod des von dir grauſam erſtochenen Sohnes, den ich hier ſehe; denn er war mir der beſte und gehorſamſte Sohn, den je eine Mutter geboren. Betrachtete ich blos den großen Verluſt, den ich durch dich erlitten, und den unglaublichen Kummer, von dem du mich erfüllt ſiehſt, ſo würde ich es nicht nur nicht über mich gewinnen, dir zu vergeben, ſondern ich müßte wünſchen, dich ſo blutig geſtraft zu ſehen, wie es die Beſchaffenheit des begangenen Verbrechens verdiente. Da es aber Gottes Wille geweſen iſt, daß du, der mein Haus wie das eines Todfeindes hätte fliehen ſollen, hereingekommen biſt, um Rettung zu ſuchen, und ich dich, als wäre ich deine Mutter, hier aufgenommen und dir mein Wort verpfändet habe, dich zu retten, ſo muß ich annehmen, es ſei dies auf

eine geheime Fügung der unſterblichen Götter geſchehen, welche meine Geſinnung auf die Probe ſtellen und ſehen wollten, ob ich auch zu der Zahl derjenigen Frauen gehöre, welche von Natur nach Rache verlangen, und ſo weiß ich dir ſo zu vergeben, wie andere Rache zu nehmen verſtehen würden. Da es nur durch einen Zufall geſchehen iſt, daß ich meines Sohnes beraubt worden bin, und nicht dein Wille die Schuld trägt, ſo ſoll auch in mir die Gnade die Oberhand erhalten über die Racheluſt, die mich mit ſchärfſtem Stachel zu deinem Tode treibt, ich will jetzt die Geſetze der Natur und die Vorſchriften des Blutes überwinden, die dir ſo unüberwindlich ſcheinen: und wenn du von mir Vergebung begehrſt, um dieſen Troſt mit ins andere Leben nehmen zu können, ſo gewähre ich ihn dir gerne ſo, daß du in dieſem Leben noch meiner Gnade dich zu erfreuen habeſt: und nicht allein vergebe ich dir die Verirrung, die du unüberlegt begangen, bereitwillig, ſondern da du es zufrieden biſt, mein Sohn zu ſein und dich mir als ſolchen anbieteſt, ſo nehme ich dich auf dieſe Weiſe an und werde dich immer nicht minder hoch halten, als den, den ich unter dem Herzen getragen und welcher hier im Tode dein Bruder geworden iſt. Bleib hier, um zu erkennen, wie Großes du von mir erlangt haſt, und werde mir, wie dieſer mir ein gehorſamer und liebender Sohn war, ebenſo und halt mich als Mutter fortan, wie ich dich immer wie einen Sohn halten werde, ſo können wir beide glücklich leben.

Mit dieſen Worten umarmte ſie den Jüngling und nahm ihn zum Sohn an. Dieſe That der Milde erfüllte alle Umſtehenden mit Rührung und Erſtaunen. Die Schergen aber, ſo ſehr auch ſelbſt dieſer Auswurf der Menſchen ſich über dieſe Handlung des Erbarmens wunderte, wollten doch nicht unterlaſſen, den Gefangenen vor den Schultheißen zu führen. Es half nichts, daß die Witwe vorſtellte, daß das Unrecht ja ihr geſchehen ſei und wenn ſie dem Mörder verzeihe, ſo dürfe ſich nie-

mand weiter um das, was ihr begegnet ſei, bekümmern, als ſie ſelbſt. Sie führten alſo den Jüngling zum Gerichtsvogte ab, und er rief ihr noch ſcheidend zu: Meine Mutter, da ihr mich als euren Sohn angenommen habt, vertheidigt mich mütterlich!

Durch dieſe Worte wurde ſie ſo innig gerührt, daß ſie den Leichnam ihres Sohnes mit einem ſchwarzen Tuche bedeckte und dem armen Sünder bis ins Gerichtshaus folgte.

Meſſere, ſagte ſie zum Schultheißen, es kommt euch nicht mehr zu eure Gewalt gegen dieſen Gefangenen anzuwenden, denn ich, die Mutter des Jünglings, den er erſchlagen hat, habe ihm verziehen und ihn an Kindes Statt angenommen. Ich wünſche ebenſo herzlich ſein Wohlergehen, wie das meines leiblichen Sohnes, und erſuche euch nicht weiter gegen ihn zu verfahren.

Der ſehr ſtrenge Richter, dem der harte Buchſtabe des Geſetzes mehr galt, als die Milde der Frau, erwiderte ihr aber: Livia, wenn ihr dem Mörder verziehen und ihn zum Sohn angenommen, ſo habt ihr wohlgethan und einen giltigen Beweis eures edeln Sinnes abgelegt. Aber es hat ihm um deſſen willen noch keineswegs das Recht verziehen und ich kann durchaus nicht umhin, ihn für etwas anderes, als für einen Mörder zu halten, wenn ich die Gerechtigkeit aufrecht erhalten will, zu deren Schutze ich aufgeſtellt bin: ich darf nicht unterlaſſen, ihm den Tod zuzuerkennen.

Er befahl hierauf, ihn ins Gefängniß zu führen und ihm am folgenden Tag den Kopf abzuſchlagen.

Ach, Meſſere, ſprach die Witwe ferner zu ihm, thut mir doch nicht mit eurer ſtrengen Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit an, mich doppelt elend zu machen! Ein unvorhergeſehener Unfall gab mir Veranlaſſung, den Tod eines Sohnes zu beweinen, den ich der Natur verdanke, und ihr wollt mit Vorbedacht durch eure Härte mich den Tod dieſes andern beweinen machen, der durch die freie

Wahl mein eigen geworden iſt! So hätte ich mich weit mehr über euch zu beklagen, wenn ihr das thätet, als über den, der mir meinen erſten Sohn umgebracht hat.

Dieſe Worte machten jedoch keineswegs auf das Gemüth des Richters Eindruck, vielmehr zeigte er ſich entſchloſſen, der vollen Strenge des Geſetzes freien Lauf zu laſſen, um den ihm von ſeinen Obern aufgelegten Pflichten Genüge zu thun. Es befanden ſich gerade damals in Fondi Herr Proſpero Colonna, ein ebenſo wohlwollender und menſchenfreundlicher, als hochſinniger und kraftvoller Herr. Sowie nun Livia von ſeiner Anweſenheit Kunde erhielt, ging ſie zu ihm und ſprach zu ihm zuverſichtlich: O gnädiger Herr, ſeid mir doch auch ſo huldvoll günſtig, wie der Name Proſpero, den ihr führt, mich vertrauen läßt, daß ihr ſein werdet. Da euch die göttliche Gnade Macht und Gewalt über Geſetze und Richter gegeben hat, um ihre Härte und noch vielmehr eure eigenen Befehle zu mildern und beide auf das Maß der Billigkeit zurückzuführen, ſo bitte ich euch um Gnade für meinen unglücklichen Sohn, den euer Schultheiß zur Enthauptung verurtheilt hat. Weder meine Bitten noch angeführten Gründe haben ihn zu bewegen vermocht, Milde zu üben, und ſo werde ich bald ſeinen Tod beweinen müſſen, wofern mir nicht eure Barmherzigkeit Troſt verleiht in meiner Bedrängniß.

Hierauf erzählte ſie dem edeln Herrn Alles, was vorgegangen war. Der Grundherr ſtaunte über das Wunder, welches die Gnade in dem Gemüthe dieſes Weibes bewirkt hatte, welche uneingedenk des Todes ihres Sohnes ſeinen Mörder an Sohnes Statt angenommen. Daher ſprach er, als er ihre Seelengröße ſah, mit echt römiſchem Sinne: Deine milde Geſinnung, Weib, ſoll die Strenge des Geſetzes und die Beſtimmtheit unſerer Aufträge beugen, und da du ſo hochherzig und tugendhaft gehandelt haſt, ſo ſchenke ich dir den Sohn deiner Wahl, dem zwar der Schultheiß von Rechtswegen den Tod zuer-

kannt hat, dem aber meine Gnade das Leben ferner friſten will.

Er ließ hierauf auch den Jüngling ſelbſt vorführen und erklärte ihm: Dein Vergehen würde dem Urtheil des Schultheißen gemäß den Tod verdienen; doch der Edelmuth, womit dir dieſe Witwe ihres Sohnes Mord vergilt, während du ihr ſo großen Anlaß gegeben hatteſt zu dem Wunſche, dich todt zu ſehen, verdient, daß ich dich ihr lebendig überlaſſe. Ich thue dies gern ihr zu Gefallen und damit ſie die Frucht ihrer Großmuth genieße. Bedenke du, wie ſehr du ihr verpflichtet biſt, und bezeuge dich immer gegen ſie ſo, wie ihre außerordentliche Güte verdient, wodurch ſie ſich um ſo mehr erhaben über ihr Geſchlecht gezeigt hat, als die von dir erlittene Beleidigung ſie nicht beſtimmen konnte, dir gnädig zu ſein.

Der Jüngling ſagte dem Herrn den tiefſten Dank dafür, daß er ihm das Leben geſchenkt, und verſprach ihm, ſich immerdar ſo aufzuführen, daß die Witwe ebenſo wie er ſelbſt Urſache haben, fortwährend mit der von ihm geübten Dankbarkeit zufrieden zu ſein. — Von ihrem hochſinnigen Gebieter entlaſſen gingen ſie ſofort nach Hauſe, bereiteten dem Todten ein ſtattliches ehrenvolles Begräbniß und lebten in Eintracht zuſammen. Nach einigen Jahren fühlte die Witwe das Ende ihres Lebens herannahen. Ehe ſie ihren Geiſt aufgab, ließ ſie den Jüngling rufen, welchem ſie den Namen ihres verſtorbenen Sohnes beigelegt hatte, reichte ihm die Hand und ſprach: Scipione, es iſt nunmehr der letzte Abſchnitt meines Lebenslaufs eingetreten; ich fühle mich dem Tode nahe, vor welchem ich als vor der der ganzen Menſchheit nothwendigen und allgemeinen Beſtimmung an ſich ſelbſt keine Scheu trage. Wohl aber ſchmerzt es mich, daß ich bei meinem Scheiden aus dieſem Leben mich auch von dir trennen muß, mit dem ich ſo gern einen viel längeren Zeitraum vereint geblieben wäre, als das Schickſal

mir gönnt. Da es indeſſen die Naturnothwendigkeit ſo erheiſcht und nicht anders zuläßt, ſo will ich, Scipione, gleichwie ich mich im Leben dir als liebreiche Mutter erwieſen habe, daß du mich auch als eine ſolche im Tode erkennſt, und habe dich demgemäß in meinem Teſtamente zum Haupterben eingeſetzt. Ich bitte dich bei dem Wohlwollen, daß ich dir von dem Augenblicke an bethätigte, als ich dich wie meinen Sohn empfing und dir ſeinen Namen beilegte, und bei der innigen Übereinſtimmung, die zwiſchen uns beſtand, ſo lange unſer gemeinſchaftliches Leben dauerte, daß du mein Andenken immerdar lebendig in dir erhältſt. Wofern ich dieſe Hoffnung mit mir nehmen kann, wird es mir, wiewol ich dich verlaſſen muß, doch nicht anders ſein, als lebte ich noch bei dir.

Scipione konnte nach dieſer Anrede die Thränen nicht zurückhalten und erwiderte: Mir iſt es nicht minder ſchmerzhaft, als euch, meine theuerſte Mutter, uns durch den Tod von einander geſchieden zu ſehen, und ich würde mich überglücklich ſchätzen, wenn ich dies durch irgend ein Mittel abzuwenden wüßte, ebenſo wie ich mich höchſt unglücklich fühle, wenn ich ſehe, daß es nicht in meiner Macht ſteht. Da euch denn aber die verhängnißvolle Stunde ſo bald ſchlagen ſoll, ſo will ich doch in Gedanken unabläſſig bei eurem ſeligen Geiſte im Himmel weilen, gleichwie ich euch gegenwärtig hier vor Augen ſtehe. Darum fürchtet nicht, daß euer Gedächtniß je in meinem Sinne erſterben werde, ſo lange mein Leben währt, dem ich eine ewige Dauer wünſchen möchte, nur damit das Andenken eures Namens ewig in mir lebe.

Ich glaube, es wird geſchehen, erwiderte die Frau; ſie ließ ſich von ihm die rechte Hand reichen, drückte ſie ihm feſt als Zeichen der Treue, zog ihn zu einem feurigen Kuſſe zu ſich heran und nahm dann von Scipione den letzten Abſchied.

Mein Sohn, ſprach ſie, die himmliſche Gnade laſſe

es dir wohlergehen und ſegne Alles, was du hienieden thuſt; dies iſt mein inbrünſtiges Gebet.

Nach dieſen Worten endete ſie ihr Leben zum größten Leidweſen ihres Sohnes. Er ließ ſie ehrenvoll in ein Grab von weißem Marmor begraben und auf daſſelbe Verſe einhauen, welche die edle Milde der Frau und ſeine Trauer um ihren Tod ausführlich ausſprachen.

59. Filippo Sala und ſein Herr.

(6, 7.)

Filippo Sala ein edler ferrariſcher Bürger war von Natur mit ſchönem Äußern, ſehr einnehmendem Geſchick zur Unterhaltung, Rede und Verhandlung ausgeſtattet, und auch ſonſt war das Glück nicht karg mit ſeinen Gaben gegen ihn geweſen; denn durch Erbſchaften, welche ihm von ſeinem Vater, ſowie von andern Verwandten zufielen, erlangte er einen anſtändigen Reichthum. Wenn nun dieſer Reichthum jedem andern hätte genügen können, der nicht über ſeine Kräfte hinausgeſtrebt, ſo gab er, obwol ein geborner Bürger, ſich doch das Anſehen eines großen Herrn und fing unbedachtſamer Weiſe an, große Summen in Spiel, Kleidern, Pferden, Jagden, auf die er ſich zu Lande wie mit Falken gründlich verſtand, zu verſchwenden, und dehnte ſeine Liebeshändel ſo weit aus, daß er in kurzer Zeit Alles ausgegeben hatte, was er beſaß, und in Armuth verſunken war. Er pflegte oft nach Venedig zu kommen, das einen Überfluß an leichtfertigen für Geld erkäuflichen Frauen beſitzt; dort lebte er mit vielen von ihnen äußerſt vertraut, er bezahlte und ſchenkte reichlich, als wäre er ein großer Fürſt, ſein Äußeres war ſehr einnehmend, er konnte ſingen, ſpielte

verſchiedene Inſtrumente, beſonders die Laute, ſehr geſchickt, und erwarb ſich ſolche Beliebtheit bei derartigen Frauen, daß keine war, die nicht gewünſcht hätte, ſich ihm zu ergeben, um ſeiner ritterlichen Freigebigkeit theilhaftig zu werden und ſich ſeiner Anmuth zu erfreuen. Da geſchah es, daß eine dieſer Dirnen, die in ihrem ſchändlichen Gewerbe eines großen Rufes genoß, für Filippo ſo heftig entbrannte, daß ihr gar nicht wohl war, als ſo lange ſie in ſeiner Geſellſchaft verweilte, und auch er verliebte ſich in ihre außerordentliche Schönheit dergeſtalt, daß er auch, als er nicht mehr viel zu verſchwenden hatte, nicht unterließ, ſein Verlangen nach ihr zu befriedigen und durch Geſchenke ihre Liebe zu nähren. Als es nun aber mit ſeinem Vermögen ganz zu Ende war, ſchied er, ehe die Frau ſeinen Verluſt bemerkte, unter einem guten Vorwande von ihr, hinterließ ihr jedoch eine Menge von Verſprechungen und namentlich die, daß er in wenigen Tagen wieder zu ihr zurückkehren werde. Als er nach Ferrara kam und ihm nun nichts übrig geblieben war von ſeiner reichlichen Verſchwendung, als der Verdruß, hielt er ſich ärmlich zu Hauſe. Doch hatte er die ihm angeborene Seelengröße keineswegs eingebüßt und er ertrug ſeine gedrückten Verhältniſſe mit eben der hohen Geſinnung, womit er ſeine Reichthümer durchzubringen wußte, und trotz dem, daß er Alles verloren hatte, glaubte er doch in ſeinen Gedanken noch auf ſilbernen Gefäßen Faſanen, Rebhühner, Haſen und andere Leckerbiſſen zu verſpeiſen, gleich als ob er ſie in der That noch in ſo reicher Menge, wie vordem beſeſſen hätte, da er ſie zu bezahlen im Stande war. Ebenſo pflegte er es mit ſeiner Kleidung und andern Bedürfniſſen des Lebens zu halten, an denen es ihm gebrach. Wie große Noth er aber auch litt und wie viele Edelleute ihm auch aus Mitleid mit ſeiner Armuth ihre Unterſtützung anboten, ſo wollte er doch durchaus nicht das Mindeſte von ihnen annehmen, ſon-

dern behauptete, er könne ebenſowol ihnen Geſchenke geben, als ſie ihm. Es lebt in Ferrara der Graf Paolo Coſtabili, nicht weniger freigebig und edel geſinnt, als ſich bei ſeinem großen Reichthum ſchickt; dieſer als ein Freund kräftiger Menſchen fühlte ſich von Filippo's Feſtigkeit, ſeiner Anmuth in der Unterhaltung, ſeiner Geſchicklichkeit in Geſchäften und andern ſeiner obengenannten Eigenſchaften, welche jedem großen Fürſten theuer ſein müſſen, ſo angezogen, daß er ihn ins Haus nahm, nicht als Diener, ſondern als lieben Freund, und alle ſeine Bedürfniſſe mit freigebigſter Hand befriedigte, ſodaß er ſagen konnte, er habe in dieſem edeln Hauſe, was er wünſche. — Derweil nun Filippo's Schickſal dieſe Wendung genommen hatte, erwartete die obenerwähnte Buhlerin in Venedig ſehnſüchtig ſeine ihr zugeſagte Rückkehr; und da ſie Monate ja vielleicht Jahre verſtreichen ſah, ohne daß er zu ihr kam, fürchtete ſie von ihm vergeſſen und verſchmäht zu ſein, und da ſie weder Brief noch Botſchaft von ihm erhielt, beſchloß ſie, getrieben vom ſcharfen Stachel der Liebe, welche Filippo's Liebenswürdigkeit und ritterlich freigebiges Weſen in ihr entzündet hatte, nach vielem Beſinnen, nach Ferrara zu gehen, um ihn aufzuſuchen, denn ſie meinte, er ſitze in demſelben Reichthum, wo er reichlich ſpenden und geben könne, wie er es in Venedig ſeiner Zeit geübt habe. Sie ſchickte alſo einen Diener nach Ferrara voraus, um eine Wohnung auf einige Tage zu miethen; dann ließ ſie eine Barke für ſich zurecht machen, beſtieg ſie in Geſellſchaft ihrer Dienerinnen und fuhr nach Ferrara ab. Als ſie ſich bei ihrer Ankunft nach einem Herrn Filippo Sala erkundigte, fand ſie keine Spur von ihm auf, weil die Armuth, worin er verſunken war, ſeinen Namen faſt in gänzliche Vergeſſenheit begraben hatte; außerdem ließ er ſich in Venedig Herr Filippo nennen, während er in Ferrara nur unter dem Namen Filipping oder Philippchen bekannt war und ihm niemand den Titel

Herr gab, den er ſich durch ſeine Freigebigkeit in Venedig erworben hatte. — Die Frau bereute nun faſt, die Reiſe unternommen zu haben um ſeinetwillen. Während ſie nun ſo darüber nachdachte, erblickte ſie zufällig einen der Gefährten Filippo's, der in Venedig gleichfalls ihre Bekanntſchaft gemacht hatte. Sie rief ihn zu ſich und fragte nach Herrn Filippo. Er kannte ſeine Verhältniſſe genau, antwortete ihr aber vorſichtig, er habe ihn ſchon geraume Zeit nicht geſehen, weil er in bedeutenden Geſchäften ſeines Herrn zu thun gehabt habe, halte aber dafür, daß es ihm wohlergehe. Auf dieſen Beſcheid konnte die Frau noch in der Hoffnung beharren, ihn in guten Umſtänden wiederzufinden und mit ihrem Beſuche in Ferrara ihm nicht ungelegen zu kommen.

Seid doch ſo gut, ſagte ſie, zu ihm zu gehen und ihm zu ſagen, ich ſei, von meiner großen Liebe zu ihm angetrieben, nach Ferrara gekommen, um ihn zu ſehen, und veranlaßt ihn mich zu beſuchen! Ihr könntet mir keinen größeren Gefallen und Freundlichkeit erzeigen, als damit.

Filippo's Freund antwortete ihr, ſobald er ihn ſehe, wolle er mit Vergnügen ſich dieſes Auftrages entledigen. Er nahm von ihr Abſchied und begab ſich ſogleich zu Filippo, um es ihm zu melden.

Du weißt wol nicht, ſagte er, daß die wohl Bekannte nach Ferrara gekommen iſt und dich eifrig aufſucht. Ich fürchte, ſie erlangt am Ende Kunde von deinen jetzigen Umſtänden und geht unzufrieden mit dir und mit den geringen Ehren, in denen du ſtehſt, nach Venedig zurück, und während du dort ſeither für einen großen Herrn gegolten, gibt man dir am Ende einen von dem jetzt erworbenen ſehr verſchiedenen Namen.

Dieſe Worte gingen Filippo durchs Herz und er fragte ſeinen Freund, wie er zu dieſer Nachricht gekommen ſei. Der Freund erzählte alles, was zwiſchen ihm und der Curtiſane beſprochen worden ſei und was er zu

ſeinen Gunſten geſagt habe, und Filippo dankte ihm vielmals, ſo behutſam gegen ſie ſich ausgedrückt zu haben, ward aber ganz betrübt und niedergeſchlagen, als er nach dieſem Geſpräche bedachte, wie er doch auf keine Weiſe auch nicht im Geringſten im Stande ſei, dem Rufe zu genügen, den er ſich in Venedig erworben und in dem ihn jener neuerdings gegen die Frau beſtätigt hatte. Der Graf, der gewohnt geweſen war, ihn heiter und aufgeräumt zu ſehen und nun mit Einem Male dieſe unendliche Schwermuth an ihm entdeckte, der zufolge Scherz und Spaß und alle gute Laune und Heiterkeit von ihm gewichen und vertrieben war, ſagte zu ihm: Was haſt du, Filippo? Was wandelt dich ſo plötzlich an, das dich ſo außer dir ſelbſt bringt und dich ſo ganz anders erſcheinen läßt, als du warſt? Wo iſt deine Munterkeit und dein fröhliches Weſen hin?

Filippo kannte zwar den Grafen als einen freigebigen großmüthigen Herrn; es ſchien ihm jedoch unmäßig viel dazu zu gehören, der hohen Meinung, welche jenes Weib in Venedig von ihm gefaßt hatte, zu genügen, ſodaß er nicht wagte, ſeinem Beſchützer die Urſache ſeiner Betrübniß zu entdecken.

Graf, antwortete er daher, der Grund des mich bedrückenden Kummers liegt allzu tief, und da ich weiß, wenn ich ihn ausſpräche, würdet ihr um meinetwillen betrübt werden, ſo ſchweige ich, um euch nicht zu beläſtigen, und ertrage ein Übel, dem nicht abzuhelfen iſt, für mich allein.

Hierauf ſprach der Graf mit ſehr wohlwollendem Geſichte: Ei, Filippo, ſo lange wir noch leben und athmen, gibt es in allen Dingen Rath und Hilfe. Verbirg mir die Urſache deiner Schwermuth nicht! Vielleicht iſt das, was du als ſo unrettbar aufgibſt, doch nicht ſo ganz verloren, wie du glaubſt, und du ſiehſt wol deine hoffnungsloſe Niedergeſchlagenheit noch in völlige Genüge übergehen. Sage es mir, ich bitte dich. Wenn es etwas iſt,

worin ich dir mit Allem, was mir zu Gebote ſteht, helfen kann, ſo ſollſt du mich ſo bereit finden, es zu thun, als wenn es für mich ſelber wäre.

Dieſe Worte erweckten in Filippo große Hoffnungen, er könne auch in ſeiner Armuth die ſchöne Venezianerin glauben machen, der Titel Herr gebühre ihm in Ferrara ſo gut, als er ihn in Venedig erworben hatte.

Herr Graf, ſagte er daher zu dem Grafen, während mir das Schickſal noch lächelte, liebte ich in Venedig eine ſehr ſchöne feine Curtiſane und zu meinem Glück oder Unglück entbrannte auch ſie in ſolcher Leidenſchaft gegen mich, daß ſie alle andern verſchmähend, welchen ſie vorher gefällig geweſen war, ihr ganzes Sinnen und Trachten ausſchließlich auf mich allein richtete und daß ich der Beſitzer dieſer ſeltenen Schönheit wurde, die jeden mit Bewunderung erfüllte, für alle die zu grenzenloſem Neide, die ſich früher von ihr für beſonders begünſtigt erachteten. Dieſe Liebſchaft hielt aus, ſo lange als mein Beutel, nicht etwa, als ob ſie mich nun weniger hochgeſchätzt hätte, ſondern weil ich mich in der Unmöglichkeit ſah, längere Zeit auf demſelben Fuße, wie ſeither, mit ihr zu leben. Ich hielt es demnach für gerathener, mich von ihr zu entfernen, und ſie in der von mir gefaßten Meinung zu laſſen, als länger bei ihr zu bleiben, das Anſehen zu verlieren, das ich bei ihr gewonnen, und am Ende unter großer Schmach den andern zum Gelächter zu werden, die ſie um meinetwillen verlaſſen hatte. Ich ſetzte daher Verſprechungen an die Stelle, wo ich mit Thaten nicht ausreichte, ſchützte ein unvorhergeſehenes wichtiges Ereigniß vor, das mich nach Ferrara zurückrufe, und trennte mich von ihr. Die Augen ſtanden ihr voll Thränen, als ich von ihr Abſchied nahm, und als ſie mich das letzte mal umarmte, bat ſie mich, unſere baldige Wiedervereinigung nicht zu verzögern. Ich ging nur mit dem innigſten Misvergnügen von ihr fort, und wenn ich außer dem vergeudeten noch weiteres Vermögen gehabt

hätte, ſo ſchwöre ich euch bei meiner Ehre, ich würde es zu Geld gemacht haben und hingegangen ſein, um ſie noch ferner zu genießen. Aber mein Schickſal wollte, daß ich ſchon meinen letzten Heller mit ihr durchgebracht hatte. Ich meinte nun längſt von ihr vergeſſen zu ſein und ſie denke nicht mehr an mich, ſiehe da kommt ſie nach Ferrara und ſpürt mir eifrig nach. Nun fürchte ich ſehr, ſie möge mich finden und für den armgewordenen Edelmann erkennen, der ich bin, wenigſtens der That, ob auch nicht dem Geiſte nach, und das erregt mir unendliches Leidweſen; denn ich ſehe klar, daß der Ruf, den mir mein früheres Leben bis hierher erhalten hat, mir nunmehr von meinem jetzigen ganz entriſſen wird, und meine Armuth ſelbſt, die ich ſtets muthvoll ertragen habe, iſt mir nie ſo läſtig geweſen, als jetzt, wo ich mir die Mittel fehlen ſehe, dieſe nach meinem Wunſche und nach dem Verdienſte ihrer Handlungsweiſe zu ehren, indem ſie herkommt, mich aufzuſuchen.

Der Graf, deſſen Sinn nicht dahin ging, Schätze aufzuhäufen, wie diejenigen zu thun pflegen, die ihren Reichthum nicht beſitzen, ſondern vielmehr von ihm wie Sklaven in der Weiſe beſeſſen werden, daß ſie keinen Heller für ſich ſelbſt, geſchweige denn für andere auszugeben wagen, ſagte, als er die ihm von Filippo erzählte Geſchichte vernommen hatte: Wie nun, Filippo, haſt du ſo wenig Vertrauen zu mir, daß du nicht glaubſt, ich werde dir das Unrecht vergüten, das dir dein ſchlimmes Geſchick anthut? Sei gutes Muths, denn es iſt mein Wille, daß, wenn dich dieſes Weib in Venedig für einen Herrn gehalten hat, ſie dich in Ferrara für einen König halten ſoll. Die Meinigen ſind, wie du weißt, in Vicenovo und ich bin hier mit acht oder zehn Dienern, Pferden, Wagen und allen Dingen, die nur irgend von Nöthen ſein würden, irgend einer großen Dame die ſchuldigen Ehren anzuthun. Mein Haus ſammt allem, was darin iſt, ſei für zehn Tage dein! Hole deine Geliebte mit

meinem Hofwagen zu dir ab. Ich laſſe dir alle dieſe Diener auf dieſe Zeit zu Befehl und gehe die wenigen Tage aufs Land. Du magſt indeſſen in meinem Hauſe gebahren, wie du von mir vorausſetzen würdeſt, daß ich thäte, um ein zärtlich geliebtes Weib ehrenvoll darin zu empfangen.

Filippo fühlte ſich durch die Worte des Grafen vollkommen getröſtet, ſchämte ſich jedoch, zuzugeben, daß der Graf ſein Haus verlaſſe und ihm ganz einräume, und ihn ſo ganz über das Haus und was darin war ſchalten laſſe.

Eure Gefälligkeit gegen mich, ſagte er zu dem Grafen, iſt mir zwar theuer und ich konnte von eurer Großmuth nichts anderes erwarten; aber da ich nicht durch Annahme eures mir gütigſt gemachten Anerbietens, während ich meine Achtung vor andern zu erhalten ſuche, nicht mich euch gegenüber in ein nachtheiliges Licht ſetzen möchte, kann ich dieſes Erbieten nicht in ſeinem ganzen Umfange annehmen. Es genügt mir, mit einer oder zwei Abendmahlzeiten dieſe meine Geliebte ehrenvoll zu empfangen und ſie anſtändig auszuſtatten, um nach Venedig zurückzukehren; das Weitere will ich mit Worten abmachen und bin gewiß, ſie wird zufrieden wegreiſen.

Der Graf, deſſen Großmuth den Umfang ſeiner Reichthümer noch überſteigt, ließ ſich durch Filippo's Worte nicht von ſeinem Plane abbringen.

Filippo, ſagte er, wenn du auch, wie du mir geſagt haſt, zufrieden wäreſt, ſo wäre doch ich noch nicht zufrieden, da ich ſonſt nicht das Bewußtſein hätte, für einen Freund Alles gethan zu haben, was ich in ähnlichem Falle um meinetwillen thäte. Darum bleibe es dabei, und wenn es dir zu viel ſcheint für deine Beſcheidenheit, ſo ſcheint es mir noch viel zu wenig für das, was ich einem Freunde wie du zu thun verpflichtet bin.

Nachdem er dies geſprochen, rief er alle ſeine Diener vor ſich und ſagte zu ihnen: Ich laſſe in meinem Palaſte

auf zehn Tage Filippo als unumſchränkten Gebieter über das Haus und Alles, was darin iſt, zurück, und es iſt mein Wille, daß ihr ihm gehorchet und dienet, nicht anders, als wenn ich es ſelbſt wäre. In dieſer Zeit ſagt ihr der Frau, welche er hierher bringt, das Haus und was darinnen iſt, gehöre Filippo; und wer von euch hierin mir zuwider handelt, hat meine Ungnade zu gewärtigen.

Dann faßte er Filippo's Hand.

Du wirſt, ſagte er zu ihm, ihnen befehlen, was dir erforderlich ſcheint, um dieſe deine Frau hier in Ferrara zu ehren und ſie nach Venedig zurückzubringen, ſo ehrenvoll, als dir zweckmäßig ſcheint; und dieſe meine Leute ſollen deinen Befehlen aufs Bereitwilligſte gehorchen, wie wenn ich ſelbſt die Befehle ertheilte.

Filippo wollte durchaus ſo viel nicht annehmen, aber der Graf geſtattete keine fernere Widerrede, ließ ihn im Beſitz von Allem und begab ſich auf das Land. Filippo zog nun die vornehmſten Kleider an, die der Graf beſaß, beſtieg das ſchönſte Reitpferd mit reichem Geſchirr und ſuchte mit vier Reitknechten ſeine Geliebte auf, welche ihm, als ſie ihn erblickte, mit offenen Armen entgegeneilte.

Ach, Herr Filippo, rief ſie, wie habt ihr es ſo lange können anſtehen laſſen, ohne mich zu beſuchen! Euer langes Ausbleiben hat mich auf die Vermuthung gebracht, ihr liebet mich nicht mehr. Fürwahr, wenn ihr das Feuer der Liebe ſo ſehr gefühlt hättet, wie ich es fühle, ſo hättet ihr gegenüber von mir das gethan, was ihr ſeht, daß ich gegenüber von euch gethan habe. Ich konnte die Bedrängniß des Wartens nicht länger mehr aushalten und habe mich genöthigt geſehen, euch endlich aufzuſuchen, während doch eure unbeſtreitbare Schuldigkeit war, daß ihr eurem Verſprechen gemäß, zu mir kamet.

Laſſen wir, ſagte Filippo, die Beſchwerden beiſeit, liebes Herz, und denken nunmehr an die Freude, da ihr jetzt hier ſeid.

Er brachte ſodann dieſelbe Ausrede vor, die ſchon ſein Freund gegen ſie geäußert hatte.

Nur das eine, ſagte er, will ich zu meiner Entſchuldigung anführen, daß ich im Dienſte meines Herrn in ſehr wichtigen Angelegenheiten beſchäftigt war; er hält mich fortwährend in Arbeit und läßt mich kaum Athem ſchöpfen. Wenn ich aber auch nicht nach Venedig gekommen bin, ſo iſt doch mein Herz immer bei euch geweſen und ich habe fortwährend gewünſcht, es möge ſich mir eine Gelegenheit bieten, wo ich mit dem Wohlnehmen meines Fürſten abkommen könnte, um euch aufzuſuchen. Da ich aber dies nicht thun konnte, bin ich euch um ſo dankbarer für die mir bethätigte Liebe, indem ihr mich hier aufſuchtet. So angenehm mir aber auch dies iſt, ſo kann ich dennoch nicht umhin, mich deshalb ſehr über euch zu beſchweren, daß ihr bei eurer Ankunft in Ferrara in eine Miethwohnung gezogen ſeid, ſtatt bei mir ſelbſt in meinem Palaſte abzuſteigen. Ich komme aber euch aufzuſuchen, ſobald ich von eurem Hierſein vernommen, um euch abzuholen aus dieſem Hauſe und in das eurige zu bringen, denn der Palaſt, in welchem ich wohne, ſoll ebenſo gut der eure ſein, wie er mir gehört.

Damit wandte er ſich zu einem der Diener und ſagte: Geh ſchnell und laß meinen Wagen rüſten und herbringen, daß wir Madonna in den Palaſt führen.

Während der Diener hineilte, blieb Filippo bei der Frau in ſüßen Geſprächen, bis der Wagen kam. Als dies geſchah, ſtieg ſie mit ihren Frauen hinein und fuhr begleitet von Filippo in den Palaſt. Als ſie dieſen ſah, der vielleicht ſeines Gleichen nicht in der Stadt hat, denn er ſieht eher wie das Schloß eines großen Fürſten aus, als wie das eines Edelmanns, als ſie in die Gemächer trat und alle mit den reichſten Tüchern behangen und mit reichen und ſehr ſchönen Betten ausgeſtattet ſah, dachte ſie, der habe wol mit Recht in Venedig den Titel Herr geführt. Wenn nun die Eſſensſtunde kam, ſo ſtand

immer Morgens und Abends der Tiſch voll der beſten Speiſen und köſtlichſten Weine, es waren Diener umher, welche alle ein ſo anſtändiges Ausſehen hatten, daß ſie lauter Herren ſchienen. Dies Alles ſetzte ſie in Erſtaunen. Auf ſolche Weiſe ging es ſechs Tage fort. Endlich begehrte ſie nach Venedig zurückzukehren und ſagte eines Abends nach dem Eſſen: Herr Filippo, ich bin lange von Hauſe weggeweſen; mit der Zeit, wo ich euch geſucht habe, mit der, in welcher ich bei euch geweſen bin und mich hier aufgehalten habe, ſind zwölf Tage hingegangen. Nachdem ich euch nun aber geſehen und zu meiner großen Freude einige Tage euren Umgang genoſſen habe, will ich mit eurer Vergünſtigung nach Venedig zurückkehren; nicht als ob ich nicht wünſchte, mit euch mein ganzes Leben hinzubringen, ſondern weil, wie euch die Angelegenheiten eures Fürſten vollauf beſchäftigen, ſo auch meiner in Venedig Geſchäfte von nicht geringem Belange warten und mich dahin abrufen, da ſie ſonſt einen ganz ſchlimmen Gang nehmen möchten, wenn ich nicht dabei wäre.

Filippo wollte nun die ganze Vollmacht ausüben, welche die Großmuth des Grafen ihm geſtattet hatte.

Liebe Seele, ſagte er, es ſcheint, ihr ſeid ſo lange bei mir geweſen, daß es euch genügt, und mir iſt es, als wäret ihr erſt geſtern Abend hierhergekommen. So wünſche ich denn, daß ihr wenigſtens noch zehn Tage bei mir bleibet.

Er ſagte dies, weil er ſchon die Eile ſah, womit die Frau ſich zur Abreiſe rüſtete und daher ſicher war, daß ſie einen ſo langen Aufſchub nicht annehmen würde. Er täuſchte ſich auch in dieſem Gedanken nicht, denn ſie ſagte: Ich wünſchte ganz und auf immer hier bleiben zu können, wie ich euch ſchon ſagte, aber die Verhältniſſe zwingen mich wider meinen Willen zurückzukehren. Darum bitte ich euch, zufrieden zu ſein und mich zu entlaſſen.

Filippo ſpielte darüber den Verdrießlichen.

Ich werde glauben müſſen, ſagte er, daß ihr mich nicht im Ernſte liebt, wenn ihr euch nicht noch zehn Tage bei mir aufhalten mögt.

Ich kann nicht, mein Herr, meiner Treu ich kann nicht, antwortete ſie; wenn ich ſo lange wegbleibe, ſo bin ich ſicher, daß alle meine Angelegenheiten in Venedig ſchief gingen. Ich weiß aber, daß ihr meinen Schaden nicht begehrt.

Keineswegs, antwortete er; und wenn ihr nicht noch zehn Tage bleiben wollt, ſo bleibt wenigſtens ſechs!

Sie behauptete von neuem, es ſei ihr unmöglich, und ſo brachte er ſie dahin, noch die vier Tage zu bleiben, mit welchen ſein Regiment ablief. So ging denn die Lebensweiſe und die Bedienung in derſelben Ordnung und Überfülle fort, daß ſie Filippo für nichts anderes, als einen großen Herrn halten mußte. — Am Morgen des zehnten Tages kam der Graf zurück nach Ferrara, ließ Filippo zu ſich rufen und ſprach: Nun, Filippo, wie iſt die Sache abgelaufen? Haſt du deiner Geliebten Ehre erwieſen?

Ja, gnädiger Herr, antwortete er, Dank eurer Güte, und ich wollte ich hätte tauſend Zungen und eine Stimme von Stahl um euch vollſtändig und anhaltend danken zu können für ſo große Gefälligkeit, für welche ich euch immer unendlich verbunden ſein werde, ſo lange ich lebe.

Der Graf verſetzte: Ich weiß nicht, ob du nicht vielleicht noch länger im Beſitze des Meinigen zu bleiben wünſcheſt; ſage mir's, du wirſt keine Fehlbitte thun.

Nur zu lange, Herr Graf, habt ihr mich darin gelaſſen, antwortete er, und es war nahezu eine Unzartheit, daß ich geſtattete, daß ihr ſo lange aus eurem Hauſe wegbliebet, um mich, der ich euer Diener bin, eure Stelle darin einnehmen zu laſſen. Überdies will die Frau morgen früh ohnfehlbar nach Venedig zurückreiſen und ich habe ſie nur mit Mühe bis heute aufgehalten.

Da ſie nun weggehen will, ſagte der Graf, möchteſt

du ihr nicht gerne ein Geſchenk machen, damit ſie dich im Andenken behalte?

Wenn ich nur ſo viel hätte, Graf, fügte Filippo bei, als ich ihr zu geben wünſchte. Da ich aber ſonſt nichts habe, ſo werde ich ſie mit Verſprechungen befriedigen, ſo gut ich kann.

Ich wünſche aber, ſagte der Graf, daß du ſie mit einem Geſchenke entlaſſeſt, das der ihr gethanen Kundgebung entſpricht. Darum nimm dieſen Ring und ſchenke ihr ihn!

Bei dieſen Worten gab er ihm einen koſtbaren Diamant. Filippo wollte ihn durchaus nicht annehmen in der Überzeugung, daß der Graf bis hierher nur allzuviel gethan habe und daß er ihn nicht noch weiter beſchweren dürfe. Aber er war genöthigt, ihn doch anzunehmen, was denn ſeine Heiterkeit verdoppelte. Hierauf wollte der Graf auch mit ihm nach Hauſe gehen, um zu ſehen, ob der Ruhm der Schönheit, den Filippo der Frau zuerkannt, in der That der Art ſei, wie er geſchildert. Er trat in den Palaſt, und Filippo that, als wäre es ein ihm befreundeter Edelmann, der ihn beſuche. Er zeigte ihm die Frau und ließ ſie ihm die Hand reichen. Da gedachte der Graf, Filippo habe noch wenig geſagt im Verhältniß zu dem, wie er es gefunden hatte, und konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen. Filippo wußte, daß der Graf ein großer Verehrer von ſchönen Frauen war und keine Ausgabe ſcheute, um den Beſitz einer jeden zu erwerben, die ihm wünſchenswerth ſchien. Er ſtellte ſich daher vor, der Graf habe ſich auch in dieſe Frau verliebt, und ſagte zu ihm: Graf, ſie iſt weder meine Tochter, noch meine Frau, noch meine Schweſter, ſondern ein Weib, das zwar nicht jedermann angehört, aber doch gegen vornehme Herren, die nach ihr trachten, nicht karg iſt. Da mir nun vorkommt, ihre Schönheit habe Eindruck auf euch gemacht, ſo geſtattet mir, wenn es euch recht iſt, daß ich euch bei ihr laſſe; und damit ihr ungeſtört mit ihr ſeid,

will ich mich von Hause entfernen und ihr andeuten, daß ich nichts dawider habe, wenn sie zu euch hält, nicht als wollte ich auf diese Weise eure Großmuth vergelten, welcher ich nicht im Geringsten es gleichthun könnte, und wenn ich mein Leben für euch ließe, sondern ich möchte nur nicht für einen niedrigen Menschen gelten und euch das verweigern, was ich ohne allen Nachtheil für mich euch zu eurer Genugthuung gewähren kann.

Der Graf, der zu anderer Zeit und unter andern Umständen den ihm angebotenen Besitz der schönen Venezianerin nicht nur mit Freuden angenommen, sondern selbst gerne um den höchsten Preis erkauft hätte, wollte doch nicht durch eine thörichte Lust die Handlung der Edelmuth beflecken, die er im Dienste seines Freundes geübt hatte. Er sagte daher: Filippo, deine Geliebte ist weit schöner, als du mir gesagt hast, und die Lust könnte mich wol dahin bringen, auf deinen Vorschlag einzugehen. Behüte aber der Himmel, daß mich ein loses Feuer dazu verführe. Ich habe sie zur Genüge genossen, indem ich deiner Leidenschaft zu ihr Vorschub leistete, und wie du sie hierher gebracht hast als die deinige, so führe sie auch als solche von hinnen.

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ging er aus seinem Hause fort und ließ Filippo in Freiheit, alle nöthigen Vorkehrungen zur Abreise seiner Schönen zu treffen. Er brachte sie reichlich mit Lebensmitteln versehen in ehrenvollster Begleitung zu Schiffe und gab ihr, als er mit ihr die Barke bestiegen hatte, den schönen Ring, den ihm der Graf geschenkt, mit den Worten: Nehmt dies und behaltet es zum Andenken an euren Filippo.

Dann verabschiedete er sich zum letzten Mal von ihr und verließ sie äußerst befriedigt mit ihm. Als in der Folge öffentlich verlautete, was der Graf für seinen Freund gethan hatte, erachtete ihn jedermann für den allervollkommensten Edelmann seines Landes, zählte ihn

unter die wenigen, die ihren Reichthum dann wahrhaft zu beſitzen glauben, wenn ſie ihn freigebig im Dienſte ihrer Freunde und Diener verwenden, und man wünſchte nur, daß in der Stadt unter den reichen Edelleuten viele, welche ihm glichen, gefunden würden.

60. Maß für Maß.

(S. 5.)

Als Kaiſer Maximilian der große, dieſer ſeltene Spiegel der Ritterlichkeit, Großmuth und hoher Gerechtigkeit, das römiſche Reich mit ſo vielem Glücke beherrſchte, ſchickte er ſeine Diener aus, um die Provinzen zu verwalten, welche unter ſeinem Scepter blühten. So trug er unter andern die Statthalterſchaft über Inspruck dem Juriſte auf, einem Manne, der ſein Vertrauen und ſeine Liebe beſaß. Ehe dieſer dahin abging, ſprach der Kaiſer zu ihm: Juriſte, ich habe, ſeit du in meinen Dienſten ſtehſt, eine ſo günſtige Meinung von dir gefaßt, daß ich beſchloſſen habe, dir die Verwaltung einer ſo edeln Stadt wie Inspruck zu übertragen. Über ihre Verweſung hätte ich dir vielerlei Dinge anzuempfehlen, ich faſſe aber alles in die eine Anweiſung zuſammen, daß du die Gerechtigkeit unverletzlich handhaben mögeſt, ſollteſt du auch gegen mich ſelber, der ich dein Herr bin, zu entſcheiden haben. Wiſſe nämlich, daß ich dir alle andern Fehltritte, die du aus Unkenntniß oder auch aus Nachläſſigkeit begehen könnteſt (obgleich es mein Wille iſt, daß du auch dieſe nach allen Kräften vermeideſt), vergeben könnte, aber für ein Vergehen wider die Gerechtigkeit würdeſt du niemals bei mir Vergebung finden. Fühlſt du nun vielleicht, daß du nicht alſo biſt, wie ich dich

wünſche, denn ein Menſch iſt nicht zu allem gut, ſo enthalte dich, dieſe Würde anzunehmen, und bleib lieber hier am Hof in deinen gewohnten Beſchäftigungen, in denen du mir werth biſt, denn indem ich dich zum Statthalter dieſer Stadt mache, habe ich dir eine Gnade erwieſen, die ich nur mit großem Widerwillen und aus Rechtsgefühl dann zurücknehmen müßte, wenn du die Gerechtigkeit verletzteſt.

Hier ſchwieg der Kaiſer ſtill, und Juriſte, der ſich viel weniger ſelbſt kannte, als über das ihm zuertheilte Amt erfreut war, dankte ſeinem Gebieter für ſein huldreiches Andenken und ſagte zu ihm, er fühle ſich zwar ſchon durch ſich ſelbſt zur Ausübung der Gerechtigkeit angetrieben, er werde ſie aber nun um ſo ſtrenger beobachten, da ſeine Worte ihm als Fackel dienen müſſen, die ihm auf dem Wege der Erfüllung ſeiner Pflichten vorleuchte. Er wolle ſich Mühe geben, ſein Amt ſo zu verwalten, daß ſeine Majeſtät nur Veranlaſſung haben werde, ihn zu loben. Der Kaiſer nahm Juriſte's Worte wohlgefällig auf und ſagte: Gewiß werde ich nur Urſache haben, dich zu loben, wenn deine Handlungen ſo gut ausfallen, als deine Worte.

Er ließ ihm darauf den ſchon ausgefertigten Beſtallungsbrief einhändigen und entließ ihn nach ſeinem Beſtimmungsort. Juriſte begann die Stadt mit Umſicht und Eifer zu beherrſchen, ließ es ſich ſehr wichtig und angelegen ſein, überall die Wage gerade zu halten, ebenſowol in den Gerichten als bei Vertheilung von Ämtern, in Belohnung der Tugend und Beſtrafung des Laſters. Und lange Zeit gewann er durch ſolche Mäßigung die größte Gunſt ſeines Herrn und erwarb ſich die Liebe des ganzen Volkes, ſodaß er in der That wäre glücklich zu preiſen geweſen, wenn er ſeine Amtsführung auf dieſe Weiſe fortgeſetzt hätte. Da geſchah es jedoch, daß ein Jüngling Namens Vico einer jungen Bürgerin aus Inspruck Gewalt anthat und deshalb bei Juriſte

angeklagt wurde. Dieſer ließ ihn alsbald feſtnehmen, brachte ihn zum Geſtändniß, daß er die Jungfrau genothzüchtigt habe, und verurtheilte ihn nach dem Geſetz jener Stadt, welches dahin lautet, daß einem Schuldigen dieſer Art der Kopf abzuſchlagen ſei, ſelbſt wenn er geneigt wäre, die Entehrte zu heirathen. Der Jüngling hatte eine Schweſter, eine Jungfrau von nicht über achtzehn Jahren, die mit einer ungemeinen Schönheit ausgeſtattet war und in ihrer Rede wie in ihrem ganzen Auftreten einen ſüßen Liebreiz kund gab, den ihre jungfräuliche Reinheit noch erhöhte. Epitia, ſo war ihr Name, wurde von dem bitterſten Schmerze durchdrungen, als ſie das Todesurtheil ihres Bruders vernahm, und beſchloß, ſie wolle ſehen, ob ſie wo nicht den Bruder freimachen, ſo doch ſeine Strafe mildern könne. Sie hatte zugleich mit ihrem Bruder den Unterricht eines alten Mannes genoſſen, den ihr Vater ins Haus genommen hatte, um ſie beide in der Philoſophie zu unterweiſen, von welcher freilich ihr Bruder keinen guten Gebrauch gemacht hatte. Sie ging alſo zu Juriſte und bat ihn Erbarmen mit ihrem Bruder zu haben, wegen ſeines zarten Alters (denn er war noch nicht über ſechzehn Jahre alt), das ihn entſchuldbar mache, wegen ſeiner geringen Erfahrung und wegen des heftigen Triebes, womit die Liebe ihn aufgeſtachelt. Sie ſetzte ihm auseinander, wie es die Anſicht der größten Weiſen ſei, daß der Ehebruch, der aus Drang der Leidenſchaft begangen werde und nicht darum, um den Gatten der Frau zu beſchimpfen, geringere Strafe verdiene, als wenn man ihn aus beleidigender Abſicht verübe; daſſelbe gelte von dem Falle ihres Bruders, welcher nicht um zu beſchimpfen, ſondern von glühender Liebe gedrängt, das gethan habe, um deswillen er verurtheilt worden ſei; überdies wolle er ja ſein Vergehen im Weſentlichen dadurch wieder gut machen, daß er das Mädchen zu heirathen geneigt ſei; wenn auch das Geſetz vorſchreibe, daß dies Jungfernſchändern nichts

helfen solle, so könne ja er als ein kluger Mann diese Strenge mildern, welche eher ein Unrecht als Gerechtigkeit in sich schließe, denn er sei ja vermöge der vom Kaiser ihm übertragenen Gewalt das lebendige Gesetz, und sie sei der Ansicht, daß seine Majestät ihm solche Gewalt dazu verliehen habe, daß er sich bei aller Unparteilichkeit lieber gnädig als hart erweise; und wenn je in einem Falle Milde anwendbar sei, so sei dies bei Vergehen der Liebe, vorzüglich dann, wenn die Ehre der Geschwächten gerettet werde, wie dies hier bei ihrem Bruder der Fall sei, welcher vollkommen bereit sei, sie zur Frau zu nehmen; sie glaube, jenes Gesetz sei mehr der Abschreckung wegen gegeben, als um es in Vollzug zu setzen, denn es dünke sie grausam, ein Vergehen mit dem Tode zu strafen, das zur Genugthuung des gekränkten Theils auf ehrenvolle und gottgefällige Weise wieder gut gemacht werden könne. Mit diesen und vielen andern Gründen suchte sie den Juriste zu überreden, daß er dem Verbrecher verzeihe. Juriste, dessen Ohr die süße Stimme und Rede der Epitia eben so sehr ergetzte, als ihre seltene Schönheit seinen Augen wohlgefiel, konnte sich nicht satt an ihr hören und sehen und veranlaßte sie, ihm ihre Gegenvorstellungen noch einmal zu wiederholen. Die Jungfrau, welche dies als ein gutes Zeichen ansah, sagte dasselbe noch einmal und noch viel eindringlicher, als zuvor. Die Anmuth, womit Epitia sprach, und der Zauber ihrer Schönheit entwaffnete ihn völlig. Von heftigem Sinnenreiz ergriffen kam er auf den Gedanken, sich desselben Verbrechens an ihr schuldig zu machen, um dessen willen er Vico zum Tode verurtheilt hatte.

Epitia, sprach er zu ihr, deine Bitten haben es deinem Bruder ausgewirkt, daß die Vollziehung des Urtheils, nach welchem er schon morgen den Kopf verlieren sollte, so lange verschoben bleiben soll, bis ich die Gründe erwogen habe, die du mir vorgetragen hast. Wenn ich sie so beschaffen finde, daß ich dir deinen Bruder frei-

geben kann, ſo gebe ich dir ihn um ſo lieber zurück, als es mich ſchmerzen würde, ihn zum Tode führen zu ſehen um der Strenge des Geſetzes willen, das eine ſolche Härte beſtimmt.

Dieſe Worte gaben Epitien frohe Hoffnung; ſie dankte ihm vielmals, daß er ſich ihr ſo gnädig erwieſen habe, und betheuerte, ihm ewig dafür verpflichtet bleiben zu wollen, denn ſie erwartete, er werde ſich in Befreiung ihres Bruders ebenſo gefällig finden laſſen, als er ſich in Vertagung des Endziels ſeines Lebens gefällig erwieſen hatte. Sie fügte hinzu, ſie hege das feſteſte Vertrauen, das, was ſie geſprochen, werde ihn bei näherer Erwägung beſtimmen, ihren Wunſch durch Freilaſſung ihres Bruders ganz zu erfüllen; worauf er erwiderte, er werde ihre Gründe erwägen und wenn er es ohne Beleidigung der Gerechtigkeit thun könne, nicht ermangeln, ihrem Wunſch zu willfahren. Mit der ſchönſten Hoffnung verließ ihn Epitia, begab ſich zu ihrem Bruder und erzählte ihm ausführlich, welchen Schritt ſie bei Juriſte gethan und welche Hoffnungen ſie aus ſeinen Äußerungen entnehmen zu dürfen glaube. In ſo bedrängter Lage vernahm Vico dies mit Freuden, bat ſie, nicht abzulaſſen, ſeine Befreiung nachzuſuchen und die Schweſter gelobte ihm ihre nachdrücklichſte Verwendung. Juriſte, dem ſich die Geſtalt des Mädchens in die Seele geprägt hatte, dachte in ſeiner Lüſternheit nur darauf, Epitiens zu genießen und erwartete daher mit Ungeduld ihre Wiederkunft. Epitia ließ drei Tage vergehen und erſchien darauf wieder bei Juriſte mit der beſcheidenen Frage, was er beſchloſſen habe. Sobald Juriſte ſie erblickte, fühlte er ſich ganz Feuer und Flammen und ſprach: Sei mir willkommen, ſchönes Mädchen! Ich habe nicht ermangelt, die Gründe, womit du deinen Bruder gegen mich vertheidigteſt, indeß nochmals zu erwägen, ja, ich habe ſogar deren neue aufgeſucht, um dich zufrieden zu ſtellen. Aber leider habe ich mich überzeugen müſſen, daß ihm alles nur den Tod

zuſpricht, da nach dem allgemeinen Geſetze kein Menſch, der nicht ohne Vorwiſſen, ſondern nur aus Unwiſſenheit ſündigt, Entſchuldigung finden kann; denn er hätte wiſſen ſollen, was alle Menſchen ohne Unterſchied wiſſen müſſen, um rechtlich zu leben, und wer aus einer ſolchen Unwiſſenheit fehlt, verdient weder Entſchuldigung noch Mitleid. Dein Bruder iſt in dieſem Falle; er mußte wiſſen, daß das Geſetz einem Jungfrauenſchänder den Tod zuerkennt; er muß alſo ſterben und ich kann ihm von Rechtswegen keine Gnade angedeihen laſſen. Allerdings wünſchte ich dir zu Gefallen alles mögliche zu thun, und wenn du daher, da du deinen Bruder ſo ſehr liebſt, dich dazu verſtehen wollteſt, dich mir zu ergeben, ſo wäre ich gern bereit, ihm das Leben zu ſchenken und ſein Todesurtheil in eine mildere Strafe zu verwandeln.

Epitien ſtieg auf dieſe Worte das Blut ins Geſicht und ſie ſagte zu ihm: Das Leben meines Bruders iſt mir allerdings viel werth, aber weit theurer iſt mir doch meine Ehre, und ich wollte meinen Bruder lieber mit dem Verluſte meines Lebens, als mit dem meiner Ehre erretten. Darum ſteht ab von dieſem eurem unehrbaren Gedanken! Kann ich aber auf andere Weiſe, als dadurch, daß ich mich euch hingebe, meinem Bruder das Leben retten, ſo werde ich das gerne thun.

Einen andern Weg, ſagte Juriſte, gibt es nicht, als den ich dir bezeichnet habe. Auch ſollteſt du dich nicht ſo ſpröde gegen mich beweiſen, da es ſich leicht fügen könnte, daß ich dich in Folge unſerer erſten Zuſammenkunfte zu meiner Frau erköre.

Ich will meine Ehre nicht in Gefahr bringen, erwiderte Epitia.

Wie ſo in Gefahr? fragte Juriſte. Vielleicht biſt du ſo beſchaffen, daß du dir nicht vorſtellſt, es werde gut gehen. Denke hübſch darüber nach! Ich erwarte deine Antwort morgen.

Die Antwort gebe ich euch auf der Stelle, erwiderte

ſie, denn wenn ihr mich nicht zur Frau nehmt, da ihr doch wollt, daß die Befreiung meines Bruders hiervon abhängen ſoll, ſo iſt alles in den Wind geſprochen.

Juriſte verſetzte nochmals, ſie ſolle die Sache erwägen und ihm morgen ihren Entſchluß zu wiſſen thun, wobei ſie auch reiflich überlegen möge, wer er ſei, welche Macht er hier zu Lande beſitze und wie nützlich er nicht nur ihr werden könne, ſondern jedem, dem er wohlwolle, denn er habe hier Recht und Gewalt in Händen. Epitia ging höchſt beſtürzt von ihm zu ihrem Bruder, dem ſie hinterbrachte, was zwiſchen ihr und Juriſte vorgefallen, und ſchloß damit, ſie wolle ihre Ehre nicht verlieren, um ihm das Leben zu retten. Sie bat ihn unter Thränen ſich vorzubereiten, das Loos geduldig hinzunehmen, das ihm das Verhängniß oder ſein ungünſtiger Zufall bereite. Da begann Vico plötzlich heftig zu weinen und ſeine Schweſter zu bitten, ſie möge ihn nicht ſterben laſſen, da ſie doch auf die von Juriſte vorgeſchlagene Weiſe ihn befreien könne.

Willſt du denn, Epitia, ſprach er, mir das Henkerbeil am Halſe und den Kopf von dieſem Körper abſchlagen ſehen, den derſelbe Leib, wie dich, getragen, derſelbe Vater erzeugt hat? Willſt du mich, der bisher mit dir aufgewachſen iſt und denſelben Unterricht mit dir genoſſen hat, vom Henker zu Boden geworfen ſehen? O meine Schweſter, laß die Stimme der Natur, des Blutes und der Liebe, die ſtets zwiſchen uns waltete, dich bewegen, mich, da es ja in deinen Kräften ſteht, von einem ſo jämmerlichen und ſchändlichen Ende zu befreien. Ich habe gefehlt, ich geſtehe es; du, Schweſter, die meine Fehler wieder gut machen kann, ſei nicht karg mit deiner Hilfe! Hat dir Juriſte geſagt, daß er dich zur Frau nehmen könne, warum willſt du es nicht für möglich halten, daß es geſchehe? Du biſt ſehr ſchön, mit allen Reizen begabt, womit die Natur eine Edelfrau ſchmücken kann; du biſt von guter Familie und anmuthig,

beſitzeſt eine wunderliebliche Art dich auszudrücken, lauter Vorzüge, welche dich ſammt und ſonders dem Kaiſer der ganzen Welt, geſchweige den Juriſte, wünſchenswerth machen müſſen. Du haſt alſo nicht Grund, zu fürchten, daß Juriſte anſtehen werde, dich zum Weibe zu nehmen und ſo iſt deine Ehre geſichert und zugleich deines Bruders Leben gerettet.

Vico weinte bei dieſen Worten, und mit ihm weinte Epitia, welche Vico umarmt hielt und nicht eher wieder losließ, bis ſie von den Thränen des Bruders gerührt ihm verſprach, ſich ſeinem Rathe gemäß dem Juriſte hinzugeben, wenn dieſer ihm das Leben ſchenke und ſie in der Hoffnung befeſtige, daß er ſie zum Weib nehme. Als dies unter ihnen beſchloſſen war, begab ſich die Jungfrau am folgenden Tage zu Juriſte und ſagte ihm, die Ausſicht, welche er ihr eröffnet habe, nach den erſten Zuſammenkünften ſein Weib zu werden, und der Wunſch, den Bruder nicht nur vom Tode, ſondern von aller Strafe, die er durch ſein Vergehen verwirkt haben könne, zu befreien, haben ſie zu dem Entſchluß gebracht, ſich ganz ſeiner Willkür zu überlaſſen; aus beiden Rückſichten ſei ſie alſo bereit, ſich ihm hinzugeben; vor allem aber beſtehe ſie darauf, daß er ihr das Leben und die Freiheit ihres Bruders verſpreche. Juriſte hielt ſich für den glücklichſten der Menſchen, daß er eines ſo ſchönen und reizenden Mädchens genießen ſolle, und ſagte ihr, er mache ihr jetzt dieſelben Hoffnungen, die er ihr neulich gemacht habe und der Bruder ſolle ihr den Morgen nach der Beiwohnung freigegeben werden. Nachdem ſie zuſammen zu Nacht geſpeiſt, begaben ſich Juriſte und Epitia zu Bett, wo der Niederträchtige ſich vollkommen an dem Mädchen erſättigte. Ehe er ſich aber mit der Jungfrau zur Ruhe begeben, hatte er, ſtatt Vico freizulaſſen, Befehl gegeben, ihn ſogleich zu enthaupten. Das Mädchen konnte vor Begierde, ihren Bruder frei zu ſehen, das Erſcheinen des Tages kaum erwarten, und nie hatte ihr

die Sonne ſo ſäumig geſchienen, den Tag heraufzuführen, als in dieſer Nacht. Als es hell wurde, entwand ſich Epitia den Armen des Juriſte und bat ihn mit den zärtlichſten Worten, daß er die Hoffnung, die er ihr gegeben, ſie zum Weibe zu nehmen, erfüllen und vor allem ihr den Bruder frei zuſchicken möge. Er antwortete ihr, er habe in ihrer Umarmung volle Freude genoſſen und ſehe alſo gern, wenn ſie die Hoffnung nähre, die er ihr gegeben habe; den Bruder werde er ihr ins Haus ſchicken. Nach dieſen Worten ließ er den Gefangenwärter kommen und ſprach: Geh in den Kerker und hole den Bruder dieſer Frau und bring ihn in ihre Wohnung!

Als Epitia dies hörte, begab ſie ſich voller Freuden nach Hauſe und erwartete ihren Bruder. Der Kerkermeiſter ließ den Leichnam des Vico auf eine Bahre heben, legte ihm das Haupt unter die Füße, ſpreitete ein ſchwarzes Tuch darüber und ließ ihn nach Epitia's Hauſe tragen; er ſelbſt ſchritt dem Zuge vorauf. Da ſie ins Haus traten, ließ er das Mädchen rufen und ſprach: Dies iſt euer Bruder, welchen euch der Herr Statthalter aus dem Gefängniß freigibt.

Mit dieſen Worten ließ er das Tuch wegziehen und zeigte ihr den Bruder in dem Zuſtande, wie ihr vernommen habt. Kaum möchte eine Zunge im Stande ſein, es auszuſprechen, oder ein menſchliches Gemüth, es zu faſſen, welcher Schmerz und welcher Schrecken über Epitia kam, indem ſie jetzt ihren Bruder auf dieſe Weiſe getödtet erblickte, den ſie erwartet hatte, mit frohlockendem Herzen ſobald als lebend und frei von jeder Pein begrüßen zu können, und gewiß nehmt auch ihr, meine Damen, an, daß der Schmerz der Unglücklichen ſo groß war, daß er jede Art von Entſetzen übertraf. Dennoch verſchloß ſie alles in ihrem Herzen, und wo jedes andere Weib geweint und geſchrien haben würde, blieb ſie, welche von der Philoſophie gelernt hatte, wie der menſchliche Geiſt in jeder Lage beſchaffen ſein müſſe,

ſcheinbar ruhig und zufrieden. Sie ſagte zu dem Kerkermeiſter: Hinterbring deinem und meinem Herrn wieder, daß ich meinen Bruder annehme, ſowie es ihm gefallen hat, ihn mir zu ſenden, und daß es mir, da er meinen Willen nicht habe thun wollen, recht ſei, den ſeinigen erfüllt zu haben, den ich zu dem meinen mache, inſofern ich glauben will, er habe an dem, was er gethan, eben recht gehabt. Empfiehl mich ihm mit der Verſicherung, daß ich zu jeder Zeit bereit ſei, ihm zu dienen!

Der Kerkermeiſter meldete Juriſte Wort für Wort, was Epitia ihm für ihn aufgetragen, und berichtete ihm, daß ſie bei dem entſetzlichen Anblicke auch nicht das mindeſte Zeichen von Unmuth habe blicken laſſen. Juriſte freute ſich, als er das hörte, in ſeinem Innern ſehr, und ward der Meinung, das Mädchen möchte ihm wol nach wie vor ihren Beſitz geſtatten, als wenn ſie ſeine Frau wäre und er ihr Vico lebendig zurückgegeben hätte. Sowie der Kerkermeiſter fort war, hub Epitia an, über ihren todten Bruder bitterlich zu weinen und lange und ſchmerzliche Klage zu erheben. Sie verwünſchte Juriſte's Grauſamkeit und ihre eigene Einfalt, daß ſie ſich ihm vor der Befreiung ihres Bruders ergeben. Nachdem ſie lange geweint, ließ ſie den Leichnam zur Erde beſtatten und zog ſich darauf ſelbſt in ihre einſame Kammer zurück, wo ſie, von gerechtem Unwillen erregt, zu ſich ſagte: Alſo willſt du es ruhig dulden, Epitia, daß dieſer Schurke dir deine Ehre geraubt und er dir dafür den Bruder lebend freizugeben verſprochen, darnach aber ihn dir todt in ſo jämmerlicher Verunſtaltung dargebracht hat? Willſt du es ruhig dulden, daß er ſich doppelten Betrugs, den er an deiner Einfalt begangen, rühmen könne, ohne daß er dafür von dir die gebührende Züchtigung erhält?

Mit ſolchen Worten feuerte ſie ſich zur Rache an und ſagte weiter: Meine Einfalt hat dieſem Böſewichte den Weg gebahnt, das Ziel ſeiner ſchändlichen Wünſche zu erreichen. Seine Lüſternheit ſoll mir nun das Mittel

zu meiner Rache an die Hand geben; und wenn auch die Rache mir nicht das Leben meines Bruders zurückgibt, ſo ſoll ſie mir doch das Gemüth erleichtern helfen.

Bei ſolcher Aufregung beſtärkte ſie ſich in dieſem Gedanken immer mehr und wartete nur darauf, daß Juriſte ſie von neuem zu ſich beſcheiden laſſen werde, um bei ihr zu ſchlafen. Für dieſen Fall hatte ſie beſchloſſen, heimlich ein Meſſer mit ſich zu nehmen und ihn wachend oder ſchlafend, ſobald ſich die Gelegenheit dazu darböte, zu ermorden; ja, wenn es irgend möglich wäre, wollte ſie ihm den Kopf abſchneiden, denſelben auf das Grab ihres Bruders tragen und ſeinem Schatten weihen. Nachher dachte ſie der Sache freilich auch wieder reiflicher nach und ſah ein, daß, wenn es ihr ſelbſt gelänge, den Schuldigen zu tödten, doch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ſei, daß man ſie ein ehrloſes Weib nennen und glauben werde, ſie habe dieſe That viel mehr aus Bosheit und Eiferſucht vollbracht, als weil er ſo treulos an ihr gehandelt. Da ihr nun die große Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers wohl bekannt war, welcher ſich damals zu Villaco aufhielt, ſo beſchloß ſie zu ihm zu gehen und ſich bei ſeiner Majeſtät über die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit Juriſte's gegen ſie zu beklagen, in der feſten Überzeugung, der ſo gnädige und gerechte Kaiſer werde dem Böſewicht den verdienten Lohn für ſeine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit ertheilen. In Trauerkleider gehüllt trat ſie heimlich und ohne Begleitung den Weg zu Maximilian an, bat um ein Gehör und als es ihr gewährt wurde, warf ſie ſich ihm zu Füßen, und ſprach mit klagender Stimme und der ganzen Haltung einer tief Gebeugten: Erhabenſter Kaiſer, es führt mich vor eure Majeſtät der arge Verrath und die unglaubliche Ungerechtigkeit, welche Juriſte, euer kaiſerlichen Majeſtät Statthalter zu Inspruck, an mir verübt hat; ich habe die Hoffnung, ihr werdet die Gerechtigkeit, die nie einem Unglücklichen verſagt blieb, auch hier auf

eine Weiſe üben, daß dieſer Juriſte, über den ich mich des beiſpielloſen Unrechts wegen, das er mir gethan hat, unermeßlich zu beklagen habe, nicht triumphiren dürfe, mich ſo jämmerlich erwürgt zu haben: Entſchuldige euer Majeſtät dieſes Wort, das, ſo ſtark es auch ſcheint, doch der grauſamen und unerhörten Schande nicht gleichkommt, die mir dieſer Böſewicht zugefügt, der ſich zugleich höchſt ungerecht und höchſt treulos an mir erwieſen hat.

Hierauf erzählte ſie dem Kaiſer unter vielen Thränen und Seufzern, wie Juriſte unter der Vorſpiegelung, ſie ehelichen und ihr ihren Bruder freigeben zu wollen, ihr Magdthum geraubt und dann ihr den Bruder todt auf einer Bahre, das Haupt zu den Füßen, ins Haus geſandt habe. Alsdann ſtieß ſie einen ſo heftigen Schrei aus und ihre Augen floſſen ſo reichlich von Thränen über, daß der Kaiſer und alle Herren in der Umgebung ſeiner Majeſtät vor Rührung und Mitleid wie verſteinert daſtanden. Aber obgleich Maximilian ſie ſehr bedauerte, und das eine Ohr den Klagen Epitiens öffnete, welche er, nachdem ſie ihre Anrede geendigt hatte, ſich erheben ließ, ſo hielt er doch das andere für Juriſte frei und ſchickte die Dame zur Ruhe. Hierauf ließ er ſogleich Juriſte rufen und befahl dem Boten und allen Anweſenden bei Verluſt ſeiner Gnade dem Juriſte kein Wort von dem, was vorgefallen war, zu entdecken. Juriſte, der ſich eher alles andere gedacht hätte, als daß Epitia ſich an den Kaiſer gewandt habe, ſtellte ſich ganz unbefangen ein, und da ihn ſeine Majeſtät vorließ, neigte er ſich und fragte, was er befehle.

Gleich, ſagte Maximilian, gleich wirſt du es erfahren.

Er ließ alsbald Epitia rufen. Als Juriſte ſah, daß ſie hier ſei, die er ſich bewußt war tief gekränkt zu haben, erſchrak er, vom Gewiſſen gefoltert, ſo heftig, daß er von allen Lebensgeiſtern verlaſſen am ganzen Leibe zu zittern begann. Als Maximilian dies ſah, erkannte er, daß die Anklägerin nichts als die reine Wahrheit geſagt habe.

Er wandte ſich zu ihm und ſprach mit der Strenge, die ſeine Grauſamkeit verdient hatte: Vernimm, was dieſes Mädchen dir Schuld gibt!

Dann befahl er Epitien, ihre Klage vorzubringen. Dieſe erzählte von neuem den ganzen Hergang und wandte ſich zum Schluſſe nochmals mit der Bitte um Genugthuung an den Kaiſer. Als Juriſte die Anklage vernommen, wollte er ſie durch Schmeicheleien verſöhnen und ſprach: Ich hätte nie geglaubt, daß ihr, die ich ſo herzlich liebe, vor ſeiner Majeſtät meine Anklägerin werden könntet.

Aber Maximilian duldete nicht, daß Juriſte dem Mädchen ſchönthue und ſprach: Es iſt hier nicht der Ort, den Verliebten zu ſpielen; beantworte nur die Klage, welche ſie vorbringt!

Juriſte mußte alſo dieſe Liſt fahren laſſen, welche ihm hätte gefährlich werden können.

Es iſt wahr, ſprach er, daß ich ihren Bruder habe enthaupten laſſen, weil er eine Jungfrau entführt und geſchwächt hatte; aber das habe ich gethan, um die Heiligkeit der Geſetze aufrecht zu erhalten und jene Gerechtigkeit zu üben, welche euer Majeſtät mir ſo ſehr eingeſchärft hatte; denn ohne dieſe zu verletzen konnte ich ihn nicht am Leben laſſen.

Hier fiel ihm Epitia ins Wort: Wenn du nun aber die Gerechtigkeit dabei vor Augen hatteſt, wie kam es, daß du mir doch ſein Leben unter jener Bedingung zuſicherteſt, und mir mit der Vorſpiegelung, mich zur Frau zu nehmen, mein Magdthum raubteſt? Verdiente mein Bruder wegen ſeiner einen Verſündigung, die Strenge der Gerechtigkeit zu ſchmecken, ſo verdienſt du dies zwiefach mehr.

Da ſtand ihr Juriſte verſtummt gegenüber und der Kaiſer nahm zunächſt das Wort.

Meinſt du, Juriſte, ſagte er, es heiße Gerechtigkeit bewahren, wenn du ihr einen ſo gefährlichen Stoß bei-

bringſt, daß nicht viel zu ihrer völligen Ermordung fehlt, wenn du den größten Verrath übſt gegen dieſes Mädchen, wie nur je der gemeinſte Verbrecher gethan? Aber es ſoll dir nicht ſo leer ausgehen, das glaube mir!

Juriſte fing nun an, um Gnade zu bitten und Epitia ihrerſeits, um Gerechtigkeit zu flehen. Maximilian erwog die Einfalt der Jungfrau und Juriſte's Bösartigkeit und überlegte, wie er der Ehre der Jungfrau und der Gerechtigkeit zugleich Genüge thun könne. Er beſann ſich, was zu thun ſei, und beſchloß, Juriſte ſolle Epitia heirathen. Sie wollte darein nicht willigen, indem ſie behauptete, ſie könne nicht erwarten, in der Ehe mit ihm etwas anderes als Mishandlungen und Verrath zu erleben, aber Maximilian verlangte, daß ſie ſich bei ſeinem Beſchluß befriedige. Epitia wurde mit Juriſte vermählt und dieſer meinte nun, alle Noth überſtanden zu haben, aber es geſchah ganz anders; denn Maximilian entließ die Frau mit der Weiſung in ihre Herberge zurückzugehen, und wandte ſich dann zu dem zurückgebliebenen Juriſte mit folgenden Worten: Was du verbrochen, iſt zweierlei, eines nicht minder ſchwer, als das andere; erſtens haſt du dieſe Jungfrau geſchändet und zwar auf ſo betrügliche Weiſe, daß man mit Recht ſagen kann, du habeſt ihr Gewalt angethan; ſodann haſt du wider dein ihr gegebenes Wort ihren Bruder ums Leben gebracht, der zwar allerdings den Tod verdient hat, dem du aber nichts deſto weniger, einmal auf dem Wege der Rechtsverletzung begriffen, ſchuldig warſt, das ſeiner Schweſter gegebene Verſprechen zu halten, nachdem ſie dich bei deiner zügelloſen Lüſternheit zu der Zuſage auf Ehrenwort gebracht hatte, und nicht ſtatt deſſen, wie du befohlen haſt, nachdem du ihre Ehre geraubt, ihn ihr todt zuzuſenden, wie du gethan. Da du nun das erſte Vergehen wieder gut gemacht haſt, indem ich dich veranlaßt habe, die Geſchwächte zu heirathen, befehle ich zur Sühnung des zweiten, daß dir ebenfalls der Kopf

abgeſchlagen werde, wie du ihn ihrem Bruder abſchlagen ließeſt.

Wie groß Juriſte's Betrübniß war, als er den Spruch des Kaiſers vernommen, iſt leichter ſich zu denken, als ausführlich zu erzählen. Juriſte wurde daher den Schergen übergeben, um am nächſtfolgenden Morgen dem Urtheil gemäß hingerichtet zu werden. Juriſte war alſo ganz auf den Tod gefaßt und erwartete nichts anderes, als ſich in Kurzem unter den Händen des Henkers zu befinden. Unterdeſſen vernahm Epitia den Urtheilsſpruch des Kaiſers, und ſo erbittert ſie vorher auch gegen Juriſte geweſen war, ſo trug doch ihre natürliche Herzensgüte den Sieg davon. Sie meinte, es wäre ihrer unwürdig, wenn ſie zugäbe, daß Juriſte, den ſie einmal vom Kaiſer als ihren Gatten angenommen, um ihretwillen den Tod erlitte. Sie fürchtete, man werde ihr dies eher als Rachedurſt auslegen, denn als Verlangen nach Gerechtigkeit. Sie wandte daher all ihr Sinnen und Trachten auf die Rettung des armen Verbrechers, begab ſich zu dem Kaiſer und ſagte zu ihm, nachdem es ihr geſtattet war, zu reden, alſo: Erhabenſter Kaiſer, die Ungerechtigkeit und der Verrath Juriſte's an mir trieben mich an, gegen ihn bei euer Majeſtät Recht zu ſuchen. Eurer großen Gerechtigkeit gemäß habt ihr ihn wegen zweier Verbrechen auf das allergerechteſte beſtraft: für den betrügeriſchen Raub meiner Jungfräulichkeit durch den Befehl mich zu ehelichen, für die Hinrichtung meines Bruders gegen das mir gegebene Wort durch ſeine Verurtheilung zum Tode. Wie ich aber, bevor ich ſein Weib geworden, darauf beſtehen mußte, daß euer Majeſtät ihn mit der Todesſtrafe belege, welche dieſelbe gerechterweiſe über ihn verhängt hat, ſo müßte ich mich jetzt, nachdem es euch gefallen hat, mich mit dem heiligen Bande der Ehe an Juriſte zu knüpfen, für eine Pflichtvergeſſene, Unmenſchliche, der ewigen Schande Preisgegebene halten, wenn ich in ſeinen Tod willigte. Unmöglich kann dies die Abſicht euer Majeſtät ſein, welche

bei seiner Verurtheilung nur meine Ehre bezweckte. Damit also, erhabenster Kaiser, die gute Absicht euer Majestät ihr Ziel erreiche und meine Ehre unbefleckt bleibe, bitte ich euch demüthigst und in tiefster Ehrfurcht, nicht zuzugeben, daß das Schwert der Gerechtigkeit zufolge des Urtheils euer Majestät das Band so jämmerlich wieder auflöse, durch welches dieselbe mich mit Juriste zu vereinigen geruhte; und wie das Urtheil euer Majestät ihn zum unzweideutigen Beweis ihrer Gerechtigkeit mit dem Tode bestrafte, so möge es derselben jetzt gefallen, wie ich von neuem inbrünstiglich flehe, eure kaiserliche Gnade an seiner Freigebung zu offenbaren, denn die Übung der Gnade, erhabenster Kaiser, ist für den, in dessen Händen die Herrschaft der Welt ruht, wie sie jetzt in den euren würdiglich beschlossen ist, kein geringerer Ruhm, als die Handhabung der Gerechtigkeit; denn wenn diese beweist, daß er die Laster haßt und mit der verdienten Strafe verfolgt, so macht ihn jene den unsterblichen Göttern ähnlich; und erlange ich diese einzige Bitte von eurer Milde, so werde ich für die an mir demüthigster Magd euer Majestät gewirkte Handlung der Güte ewig mit Andacht zu Gott flehen, daß er euer Majestät auf lange glückliche Jahre erhalten möge, damit ihr zur Wohlthat der Sterblichen und zu eurer eigenen Ehre und unsterblichem Ruhm bis in späte Zeiten Gerechtigkeit und Gnade üben möget.

Hiermit beschloß Epitia ihre Anrede. Maximilian war erstaunt, daß sie die von Juriste empfangene schwere Unbill schon vergessen habe und mit so vieler Wärme von ihm spreche. Solche Güte, wie er an dieser Dame erblickte, schien es ihm wohl zu verdienen, daß er ihr den aus Gnade freigebe, den er um des Rechts willen zum Tode verurtheilt. Er ließ also den Juriste in eben der Stunde, in welcher er erwartete, zum Tode geführt zu werden, vor sich bringen und sprach zu ihm: Verräther, die Güte Epitia's hat so viel über mich vermocht, daß

ich dir, deſſen Verruchtheit den Tod doppelt verdient hätte, um ihretwillen das Leben ſchenke, und du ſollſt wiſſen, daß du nur ihr deſſen Erhaltung zu danken haſt, und da ſie es zufrieden iſt, mit dir zu leben, nachdem ſie das Band an dich geknüpft hat, das dich auf meinen Befehl mit ihr verbindet, ſo bin ich es auch zufrieden, daß du mit ihr lebeſt. Aber kommt es mir je zu Ohren, daß du ſie anders, denn als eine liebevolle und großmüthige Gattin behandelſt, ſo ſollſt du erfahren, in welchen Unwillen ich darüber gerathe.

Nach dieſen Worten faßte der Kaiſer Epitiens Hand und übergab ſie dem Juriſte, worauf ſie und Juriſte mit ihr ſeiner Majeſtät für die ihnen erwieſene Huld und Gnade ihren Dank ausſprachen. Juriſte aber erwog, welche Großmuth Epitia an ihm geübt habe, und hielt ſie immer theuer und werth und ſo konnte ſie den Reſt ihrer Tage glücklich mit ihm verleben.

61. Die unglückliche Mutter.

(9, 3.)

In Salerno lebte einſt ein Mann Namens Marino, welcher von ſeiner liebenswürdigen Frau, welche Placida hieß, ein einziges Kind, einen Knaben hatte. Das Kind hatte kaum ein Alter von zwei Jahren erreicht, als der Vater heftig erkrankte, und kein Arzneimittel wollte helfen, er mußte ſterben. Als er ſich nun dem Tode nahe ſah, rief er ſeiner Frau und bat ſie, auch den Knaben mitzubringen, welchem er den Namen Perpetuo beigelegt hatte; dieſer Name*) ſollte dem Kinde und der ganzen Familie

*) „Der Fortdauernde" zu deutſch.

eine gute Vorbedeutung werden, daß in ihm dem Hause fortdauernde unaufhörliche Freude erwachse. Als die Frau mit ihrem Söhnchen ins Zimmer trat, erhob er sich, so gut er konnte, im Bette, nahm die Mutter mit der einen Hand und das Kind mit der andern und sprach zu seiner Gattin: Placida, ich sehe meine letzte Stunde vor Augen, und es ist klar, daß ich nicht den Fleiß und die Sorgfalt auf die Erziehung und Heranbildung dieses unseres Söhnchens zu einem brauchbaren Manne verwenden kann, wie ich so sehr wünschte und worauf alle meine Gedanken gerichtet waren. Er hätte das in seinem zarten Alter sehr nöthig, aber ich sehe, ich muß ihn schon in seinen ersten Lebensjahren verlassen, und dies würde mir den Tod sehr verbittern, wenn ich nicht wüßte, daß deine Klugheit im Stande ist, reichlich zu ergänzen, was der unausweichliche Zwang der Natur mich nicht selbst ausführen läßt. Darum, meine theure Gattin, befehle ich dir dieses Kind, in welchem ich selbst gewissermaßen fortzuleben meine, wiewol die letzte Stunde mir bald die Augen schließen wird, ich befehle ihn dir, sage ich, ganz in deine Hände und zu deiner Leitung und bitte dich bei dem ganz besonderen guten Vernehmen, das unsere Verbindung seither fortwährend bezeichnet hat, daß du, während du ihm bis jetzt für und für eine liebevolle Mutter gewesen bist, ihm von nun an Vater und Mutter zugleich sein mögest; und da es Gottes Wille ist, daß ich nicht länger bei dir bleibe, wünsche ich, daß du die Liebe, die du mir zugewandt hättest, wenn ich bis zu den grauen Haaren mit dir gelebt hätte, alle diesem Kinde zuwendest und in ihm auch mich fortliebest, wie, wenn ich mit dir lebte. Wenn ich diese Hoffnung mit ins andere Leben nehmen darf, so wird mir der Tod nicht schwer werden.

Bei diesen Worten legte er die Hand des Kindes in die Hand der Mutter, schlang seinen Arm um ihren Hals und sprach, indem er seine Lippen auf die ihrigen drückte: Ich befehle dir ihn, meine theure Gattin, und lasse an

meiner Statt dir dieſes theure Pfand als ſicheres Zeugniß unſerer beiderſeitigen Liebe.

Er konnte dieſe letzten Worte nicht ausſprechen, ohne reichliche Thränen zu vergießen, und Placida konnte nicht umhin, die ihrigen mit denen ihres theuerſten Gemahls zu vermiſchen. Es wurde ihr ſchwer unter lauter Schluchzen zum Worte zu kommen und ſo ſprach ſie: Marino, du nimmſt den beſten Theil von mir mit dir fort, indem du aus dieſem Leben ſcheideſt; denn mein Herz wird dich begleiten und dir verbunden bleiben mit jenem Bande, womit treueſte Liebe uns in dem Leben zuſammengekettet, das du nunmehr zu verlaſſen auf dem Punkte ſtehſt, um mich voll unglaublichen Schmerzes zurückzulaſſen. Ich wünſchte ſehr, daß es Gott gefiele, daß zur gleichen Stunde mit dem deinigen auch mein Leben ſein Endziel erreichte. Aber nun hat er anders beſchloſſen, vielleicht, damit dieſes unſer Söhnlein nicht ohne Führer bleibe; und ſo werde ich ihm denn die Fülle der Liebe ganz zuwenden, welche die Mutterliebe mich ihm zu widmen antreibt. Freilich hätte er zu ſeiner Erziehung und Anleitung zur Tugend dich mehr, als mich, nöthig gehabt; aber ich will nun allen mir inwohnenden Geiſt und Eifer anwenden, damit du nicht in der guten Meinung getäuſcht werdeſt, die du von mir hegſt, und damit dieſes unſer Söhnlein, in welchem ich dein Bild abgedrückt ſehe, deinem Verlangen nachkomme und ein brauchbarer Mann werde. Ach könnte ich nur, mein Gemahl, durch irgend ein Mittel, ja durch Vergießen meines eigenen Blutes dein Hinſcheiden von uns verhindern! Aber gewiß werde ich dich immer lieben in dieſem unſerm gemeinſchaftlichen Kinde, das du in meine Hand befohlen haſt und befohlen haſt in meine Treue, die ich auch im Tode dir ebenſo feſt bewahren werde, als ich ſie dir im Leben bewahrt habe.

Darauf ſchwieg ſie unter Thränen, ihr Mann freute ſich der innigen Liebe ſeiner Gattin und lobte ſie ſehr.

Kurz darauf gab er wirklich seinen Geist auf zum unsäglich großen Schmerze Placida's. Als ihr Mann todt war und sie ihn hatte ehrenvoll bestatten lassen, verfehlte Placida nicht alles das auszuführen, was ihr nöthig schien, um ihren Sohn gut zu erziehen; dieser war auch von Natur sehr leicht zur Tugend zu lenken und seiner Mutter so sehr in Liebe zugethan, daß er von ihren Befehlen niemals abwich und in kurzem seinem Alter voraus war an Gelehrsamkeit, seinem Betragen und guten Sitten, worüber man in der ganzen Stadt sich verwunderte und seine Mutter wegen ihrer Sorgfalt rühmte. Als der Knabe zwölf Jahre alt war, wurde er von einem Fieber befallen, welches sich bald so bald so äußerte und die Ärzte auf die Besorgniß brachte, es möchte in eine Schwindsucht ausarten und am Ende den Knaben das Leben kosten. Placida war darüber so betrübt, daß sie sich nicht weniger vom Kummer verzehrte, als sie fühlte, daß das Fieber ihren Sohn verzehre, und unterließ nichts, was zur Wiederherstellung des Jünglings dienen konnte. Auch die Ärzte sparten keinen Fleiß, um zu verhindern, daß das Fieber in Mark und Bein eindringe und dann wie ein verdecktes schleichendes Feuer mit unbilliger Hitze jene feuchte Naturgrundlage des Lebens aufzehre. Sie bemühten sich daher, den Körper frisch und feucht zu erhalten, um auf diese Weise der Hitze Einhalt zu thun und endlich das Feuer ganz zu verlöschen, welches die Lebenskräfte des armen jungen Menschen vernutzte. Sie verordneten ihm daher abgezogene Wasser, welche diesem Plane ihrer Heilart entsprachen. Die Mutter hatte die Obliegenheit, ihm jeden Morgen bei Sonnenaufgang eine gewisse Latwerge mit Endivienwasser vermischt zu reichen, und wiewol es der Frau nicht an Dienern und Aufwärtern fehlte, denn sie war sehr vornehm, so wollte sie doch nicht, daß ein anderer, als sie, sich erlaube, dem Sohne das, was die Ärzte verordnet hatten, zu reichen; daher stand sie denn immer mit Tagesanbruch auf, be-

reitete den Trank und reichte ihn mit eigener Hand dem Kranken. Nun ſeht aber, wie ſchlecht das ſchnöde Schickſal uns behandelt, wenn es uns übel will und uns Widerwärtigkeit bereitet! Placida ſtand noch in jugendlichem Alter, denn ſie zählte noch nicht viel über dreißig Jahre, und wiewol ſie durchaus ſittſam lebte und feſt entſchloſſen war, keinen Mann mehr zu nehmen, ſo hielt ſie doch darauf, die Schönheit zu bewahren, welche die Natur mit freigebiger Hand ihr dargereicht hatte. Sie gebrauchte daher Sublimatwaſſer, um das Geſicht glänzend und rein zu erhalten und ſich, ſo gut ſie konnte, zu wahren gegen die Runzeln, welche die Jahre bringen und die einem männlichen Geſichte Ernſt und Würde verleihen, dem weiblichen aber die Lieblichkeit rauben. Dieſe edle Frau hatte nun in einem Fläſchchen ſolches Waſſer, das ſie zu dieſem Zwecke verwendete und eine ihrer Frauen hatte es aufzuheben. Als nun eines Morgens Placida mit ihrem Putze fertig war, gab ſie das Fläſchchen dem Mädchen, das ſie bediente, mit dem Auftrage es an ſeinen Platz zurückzuſtellen. Als ſie das Zimmer verließ, kam einer der Diener ihr entgegen, welcher ihr das Fläſchchen mit dem Endivienwaſſer gab, das man zur Heilung des Kranken anwendete; das Mädchen hielt nun beide Fläſchchen in der Hand, legte ſodann das eine in die Büchſe, wohin das Sublimatwaſſer gehörte, und gab das andere ihrer Gebieterin, welche es dahin ſtellte, wo dasjenige ſtand, aus welchem ſie das Waſſer für ihren Sohn nahm. Als nun der Morgen kam, ſtand Placida auf und reichte nach ihrer Gewohnheit ihrem Sohne den Trank. Kaum hatte der Unglückliche denſelben eine Weile im Magen, ſo empfand er die unſäglichſten Schmerzen, es war ihm, als würden ihm die Eingeweide zerfreſſen, und er fühlte ſeinen Tod nahe. Darum ſchickte die Mutter plötzlich zu den Ärzten und erzählte ihnen die ſeltſame Wirkung, welche heute der Trank hervorgebracht, der doch bisher ihrem Sohne ſo wohlthätig geweſen ſei.

Die Ärzte verwunderten sich und konnten sich nicht einbilden, wie das komme. Sie traten zu dem Kranken, beobachteten die Zufälle, die ihn quälten, und erkannten, daß Zeichen von Vergiftung vorlagen.

Madonna, sagten sie daher zu der Mutter, euer Sohn hat nicht den Trank bekommen, den er sonst zu nehmen pflegte, sondern statt dessen hat er ein ätzendes Gift verschluckt, das ihn verzehrt.

Wie, Gift? rief Placida. Ich Unglückliche! Ihr täuscht euch, ihr Herren, denn niemand, als ich, hat ihm den Trank gereicht, und ich habe ihm den gleichen gegeben, wie sonst immer.

Vielleicht, sagten die Ärzte, haben die, die ihn geholt haben, euch getäuscht und das Wasser vergiftet.

Sogleich wurde der Diener gerufen, welcher sagte, er habe das, was der Apotheker in die Flasche gethan, ins Haus gebracht ohne Trug und Täuschung; ehe er eine solche Schurkerei beginge, würde er sich lieber das Leben genommen haben, denn er liebe den Sohn des Hauses, wie sein eigenes Leben. Der Diener war ein rechtschaffener Mensch und galt dafür bei jedermann, weshalb man auch gern seinen Worten glaubte. Sie ließen den Apotheker rufen, welcher sagte, er habe das Wasser verabreicht, ohne irgend etwas daran zu fälschen. Die Ärzte wollten sich jedoch so gut als möglich aufklären, wie es mit der Sache sich verhalte, und ließen sich das Fläschchen mit dem Wasser bringen, betupften sich den Finger damit und brachten ihn an die Zunge, wo sie dann die tödtliche Schärfe empfanden, die das Wasser in sich schloß; sie sprachen daher zu der Mutter: Madonna, man hat euch getäuscht, dies ist kein Endivienwasser, sondern wirklich Gift.

Nun betrachtete es die Frau genauer und erkannte, daß es ein Fläschchen Sublimatwasser sei, das sie zur Erhaltung ihrer Schönheit anzuwenden pflegte. Nun fing sie an zu schreien und zu jammern und sah, daß

die Dienerin sich in der Ähnlichkeit der Gefäße (denn sie sahen sich beide sehr ähnlich) getäuscht hatte, da der Diener ihr die Flasche mit dem Endivienwasser gab, während sie noch die andere in der Hand hatte; hier vertauschte sie die beiden, stellte die Arznei in die Büchse und gab Placida das Gift. Sobald die Ärzte dies bemerkten, ermangelten sie nicht, jedes mögliche Heilmittel für ihren unglücklichen Sohn in Anwendung zu bringen; aber die tödtliche Gewalt des Gifts hatte schon so sehr um sich gegriffen, daß alle Mittel umsonst waren und der Jüngling starb. Die arme Mutter im Bewußtsein, Gift statt Arznei dem Sohne gereicht zu haben, der ihr Gut, ihr Leben, ihr Herz war, fühlte sich so schmerzlich ergriffen, daß sie den todten Sohn umarmte und über ihn hinsank in solcher Ohnmacht, daß man meinte, das Leben sei ganz von ihr gewichen. Da jedoch die gegenwärtigen Ärzte ihre Mittel anwandten, riefen sie ihre Lebensthätigkeit zurück, worüber die Frau ganz unzufrieden war und sich beklagte, daß sie sie nicht haben sterben und ihre Seele hinziehen lassen, um der ihres Sohnes nachzueilen.

Aber, sagte sie, was der Schmerz nicht vermocht hat, soll meine Hand vollenden.

Sie hatte ein Messer in einer Scheide am Gürtel hängen, riß es heraus und wollte sich umbringen; aber die Anwesenden hielten sie zurück. Das Leben war ihr jedoch verhaßt und darum nannte sie sie grausam, daß sie sie bei solchem Schmerze noch zum Leben zwingen. Sie verwünschte das Schicksal, sie beklagte sich über die Fügung, bezichtigte die Sterne und den Himmel der Grausamkeit und verlangte durchaus, daß ihr jene Dienerin herbeigeholt werde, denn sie wolle sie eigenhändig erwürgen, da sie durch ihre Fahrlässigkeit ihren theuern Sohn in den Tod gestürzt und ihr einen so herben Schmerz bereitet habe. Die Umstehenden suchten sie zu überzeugen, es sei nur ein Versehen, nicht böse Absicht gewesen und

das Mädchen verdiene deshalb nicht den Tod. Da sie aber ihren Zorn nicht beschwichtigen konnte, begehrte sie, man solle sie den Händen der Gerechtigkeit übergeben, damit sie zum Tode verurtheilt würde. Nach einem gründlichen Verhöre fanden indeß die Richter, daß sie eher unvorsichtig, als schuldig sei, und sprachen sie von jeder Strafe frei. Dies war für Placida ein harter Schlag, denn sie war nicht zufrieden mit dem, was das Recht verlangte, sondern ließ sich einzig vom Zorn leiten und von der Wuth. Man nahm ihr daher das Mädchen aus dem Hause und sie ging voll Trauer hinweg, denn sie war sich bewußt, durch ihre Unvorsichtigkeit einen bedeutenden Unfall veranlaßt zu haben. Als nun Placida sah, daß die frei ausgegangen war, die sie gerne zu einem grausamen Ende gebracht gesehen hätte, war ihr auch der kleine Trost entwunden, den sie aus dem Untergang derjenigen zu ziehen hoffte, die sie als die Ursache des Todes ihres Sohnes ansah. Sie kehrte daher den ganzen Zorn wider sich selbst, sie zog in Betracht, daß alles das geschehen sei zu Aufrechterhaltung ihrer Schönheit, und zerkratzte und verderbte sich dermaßen ihr Gesicht, daß ihre bisher schönen Züge viel häßlicher wurden, als die des garstigsten alten Weibes, das man je gesehen. Sie sprach auch von nichts, als daß sie sich den Tod geben wolle.

Nimmermehr, rief sie, werde ich, die Mörderin meines Sohnes, am Leben bleiben. Diesen Sohn hat sein Vater Perpetuo genannt, in der Meinung, er werde in langer Nachkommenschaft sein eigenes Leben fortpflanzen.

Und fortwährend weinte und seufzte sie.

Du, Perpetuo, sagte sie, bleibst todt und die dich umgebracht hat soll leben bleiben? Leben bleiben soll die, die dich von der Hand deines Vaters empfangen, um dich zur Tugend zu erziehen und zu den Jahren der Reife zu bringen! Und jetzt hat sie dich getödtet? Nein, nein, das darf nicht sein.

Dann bat ſie die, welche ſie bewachten, daß ſie ſich nichts Leides thue, ſie mögen ihr den Tod geben. Als ſie aber kein Mittel wußte, ſich das Leben zu nehmen, verfiel ſie endlich darauf, nicht mehr zu eſſen und zu trinken. Ihre Wärter mußten ihr mit Gewalt den Mund öffnen und Flüſſigkeiten hinuntergießen, um ſie am Leben zu erhalten. Doch war die Gewalt ihres Schmerzes ſo groß, daß ſie ganz verrückt wurde; während ihrer Verrücktheit, welche ihr jede vernünftige Überlegung raubte, führte ſie fortwährend den Namen ihres Sohnes im Munde, und in dieſem Zuſtande ſtarb ſie nach einigen Jahren. Man darf dieſe Verrücktheit als ein Glück für ſie betrachten, da ſie ihr das Bewußtſein des Unglücksfalls entzog, welcher ein Herz von Stein und Eiſen, geſchweige das Herz einer ſo liebenden Mutter, wie Placida ihrem Sohne war, hätte mit Jammer erfüllen müſſen.

---

62. Täuſchung und Treue.

(9, 7.)

In Mantua der edeln Stadt der Lombardei, die durch ihre Lage und Annehmlichkeit, ſowie durch die feine Bildung ihrer Beherrſcher und ihrer Einwohner berühmt iſt, der Stadt, welcher weit größere Ehre der göttliche Genius Virgils verſchafft, als Ocnus, der Sohn des Mantus, von dem ſie den Namen erhielt, in Mantua lebte vor kurzem eine ſehr artige und höfliche Jungfrau Namens Nonna, welche auf das Glühendſte in einen Edelmann Namens Pantheone verliebt war. Aber obwol die Jungfrau ſehr ſchön, in der Blüthe ihres Alters und unter den Sittſamen die ſittſamſte war, ſo galt ſie doch für arm und er für reich, und obwol er ihre Liebe

zu ihm kannte, ſchlug er doch, weil er wußte, daß der Zweck ihrer Liebe nicht auf Wolluſt, ſondern einzig darauf ging, ihn zum Manne zu bekommen, es nicht hoch an, von ihr geliebt zu werden, ſondern verachtete ſie ſo ſehr, daß er niemand hören wollte, der ihm von ihr ſprach, was der Jungfrau unerträglichen Kummer bereitete. Bei alle dem aber ließ ſie die Hoffnung nicht ſinken, ſondern dachte, da ſie ihn zu einem guten Zwecke liebe, müſſe ihr Gott den Weg zeigen, um das erſehnte Ziel ihrer Liebe zu erreichen. Pantheone war aber in ein anderes Mädchen verliebt Namens Lipera, welche gerade ſo ihn verſchmähte, wie er Nonna verſchmähte. Sie wollte zwar nicht den Anſchein haben, als ſei er ihr zuwider, und wenn er ſie grüßte, ſo grüßte ſie ihn wieder; aber ſie wollte nie eine Botſchaft von ihm annehmen noch auch ihm die Gunſt bezeugen, daß er ſelbſt nur ein Wörtchen mit ihr ſprechen konnte. Wiewol er bei ihrem Vater um ſie angehalten, hatte er doch keine Antwort bekommen, die ihm gefallen hätte. Denn da der Vater wußte, daß das Mädchen ſich nicht dazu verſtehe, ihn zu erhören, und wußte, daß die Frauen, die ſich verheirathen ſollen, einen Mann bekommen müſſen, der mehr ihnen zuſchlägt, als ihrem Vater und ihrer Mutter oder ſonſt jemand, der für ſie zu ſorgen hat, da ja ſie auch ihr Lebtage mit dem Manne leben müſſen, ſuchte er die Ausflucht, er wolle ſeine Tochter noch gar nicht verheirathen; wenn er ſie aber irgend einem Manne in der Stadt zu geben hätte, würde er nicht anſtehen, ſie ihm zu geben. Mit dieſen und ähnlichen Antworten fertigte er die ab, die mit ihm davon ſprachen. Dies konnte jedoch die Liebe zu ihr in Pantheone nicht mindern. Andererſeits wandte auch Nonna, obwol ſie ſich von ihm verſchmäht ſah, ihre Liebe auf keinen andern, als auf ihn. Während die Sachen ſo ſtanden, kam Nonna die Liebe zu Ohren, die Pantheone für Lipera hegte und daß dieſe ihn gar nicht liebe; darum kam ihr

oft und viel der Wunſch, ſich in jene verwandeln zu können. Da ſie aber einſah, daß dies unmöglich war, fing ſie an, bei ſich zu überlegen, ob ſie ein Mittel finden könne, Pantheone ſo zu täuſchen, daß ſie ſich ſelbſt die Liebe zuwenden könnte, die er für jene andere fühlte. Es fiel ihr aber nichts ein, womit ſie ihren Zweck zu erreichen hoffen durfte. Sie dachte, wenn ſie nur mit ihm ſprechen könnte, würde ſie ihm ſo eindringlich beweiſen, wie ſehr ſie ihn liebe, daß er ſich ſchämen müßte, ſie nicht hochzuſchätzen und ſie mit Gegenliebe zu belohnen. Wie ſehr ſie aber auch ihren Kopf damit anſtrengen mochte, es wollte ihr nie gelingen, ſo wenig Pantheone die Gunſt zu Theil wurde, mit der andern ſprechen zu können. Das Glück aber, das Nonna's Liebe ſo begünſtigen wollte, daß ſie ein erſehntes Ziel erreichen durfte, ließ aller menſchlichen Berechnung entgegen einen Fall eintreten, der Nonna zur höchſten Befriedigung gereichen ſollte. Pantheone hatte nämlich einen Brief an Lipera geſchrieben, in welchem er ſie bat, ſeine treue Liebe anerkennen zu wollen und ihm geneigtes Gehör zu gönnen; dieſen übergab er einer Frau, welche viel in das Haus des Mädchens kam, an das er gerichtet war, und ſagte zu ihr: Da, nimm dieſen Brief und bring ihn der Dame, die, wie du weißt, von mir über Alles in der Welt geliebt iſt.

Er hatte ſich ihrer nämlich ſchon öfters in dieſem Liebeshandel als Mittelsperſon bedient.

Begleite das Schreiben mit den Worten, die dir geeignet ſcheinen, um ſie zu beſtimmen, daß ſie mir Antwort gebe. Denn wenn ich das durch deine Vermittelung erreiche, ſo werde ich dir ſo reichlich lohnen, daß es dich nicht reuen ſoll, mir gedient zu haben.

Meſa (ſo hieß ſie) nahm den Brief, verſprach ihm, ſeinen Auftrag zu beſtellen, und ging weg. Da ſie aber aus früheren Erfahrungen wohl wußte, wie ſehr Lipera ihn haſſe, und daß es in den Wind geredet wäre, wollte man ſie zu dem zu beſtimmen ſuchen, was Pantheone

verlangte, ſo beſchloß ſie, Pantheone zu ſagen, ſie habe zwar den Brief überbracht, allein die Jungfrau habe trotz aller Worte und Bitten ihn gar nicht annehmen wollen. Dieſelbe Frau war nun ſehr genau bekannt mit Nonna, denn da dieſe ihre Freundſchaft mit Pantheone kannte, hatte ſie ſie auch mehrfach als Vermittlerin gebraucht, um ihn zur Gegenliebe zu ſtimmen. Sie ging nun zu ihr und erzählte ihr, was ſie mit dem ihr zur Beſtellung übergebenen Briefe anfangen wolle.

Ich unglückliche, ſagte Nonna weinend, was traf doch mich für ein herbes Loos, daß ich, obwol ich dieſem Mann mit ſolcher Treue und Liebe zugethan bin, nie die Gunſt erreichen kann, ihm ein Wörtchen zu ſagen; und er müht ſich vergebens, von einer geliebt zu werden, die ihn doch haßt und die darum ebenſo von ihm gehaßt zu werden verdient, als ſie von mir gehaßt wird, denn in ihr iſt das Ende der Liebe meines Geliebten.

Bei dieſen Worten wandte ſie ſich zu Meſa und bat ſie, ihr den Brief zu zeigen und ſie ihn leſen zu laſſen. Die gute Frau gewährte es ihr und gab ihr ihn.

Ach, ſprach ſie, als ſie ihn geleſen hatte, warum hat der Himmel nicht gewollt, daß er dieſen Brief mir ſchickte? Ich würde mich damit für das glücklichſte Weib auf Erden halten.

Als Meſa dies hörte, ſagte ſie zu ihr: Da ich ihn euch gebracht habe, ſo ſeht es an, als habe er ihn euch geſchickt; ihr könnt euch ſo ſelbſt täuſchen und ſeid dann auch glücklich.

Das wäre nicht anders, entgegnete Meſa, als wachend träumen und von der Luft leben ohne Hoffnung, dem Ziel meiner Wünſche näher zu rücken.

Indem Nonna ſo ſprach und weinte, rührte Mitleid mit dem Mädchen das Herz Meſa's. Sie wandte all ihr Dichten und Trachten darauf und ſtrengte all ihren Verſtand an, um ſie zu befriedigen; und wiewol ihr für jetzt nichts Paſſendes einfiel, ſo dachte ſie doch, es werde

ſich mit der Zeit ein Mittel finden. Daher ſuchte ſie das Mädchen zu tröſten und ſagte zu ihr: Und was meintet ihr, wenn dieſer Brief euch nicht allein mit Hoffnung erfüllte, ſondern mir auch noch die Mittel an die Hand gäbe, eure Wünſche wirklich zu befriedigen?

Und wie ſollte das geſchehen? fragte Nonna.

Ich will euch ſagen, was mir eingefallen iſt. Ich meine, nachdem ſich einmal dieſe Gelegenheit euch geboten hat, ſolltet ihr euer Glück benützen und denken, dies ſei einzig nach der Fügung der unſterblichen Götter geſchehen, welche eure ehrbaren Beſtrebungen Pantheone zum Mann zu bekommen, begünſtigen wollen. Damit nun dies erfolge, ſollt ihr ſtatt des von ihm geliebten Fräuleins in der Art, wie es euch am beſten ſcheint, ihm antworten, ich bringe ihm den Brief und er iſt in der Meinung, er komme von ſeiner Geliebten, befriedigt. Er wird antworten, ich bringe euch die Antwort, und es könnte geſchehen, wenn er immer ſchreibt und ihr antwortet, würde ſich leicht ein Zwiſchenfall einſtellen, der euch auf immer glücklich machen könnte.

Weh mir, ſagte Nonna, wie ſchlimm iſt es doch, Meſa, dergleichen Dinge zu erſinnen, und wie wenig Werth haben ſie, wenn man ſie ſich nur vorſtellt! Aber wenn ich auch auf die Täuſchung, die du mir vorſchlägſt, eingehe, was wird die Folge davon ſein, als daß ich klar erkenne, daß er jene andere liebt und mich geringſchätzt, daß ich Schatten umarmen darf, während ſie Pantheone ans Herz drückt? Und wenn ich das je ſehen müßte, ſo würde es mir den herbſten Schmerz bereiten.

Was meint ihr aber, verſetzte Meſa, wenn euch Gott dadurch zeigen wollte, daß er der Urheber der Gnaden und derjenige iſt, der alle Wunder in der Welt thut und der auf uns unbekannten Wegen Haß in Liebe zu verwandeln weiß? Ich bitte euch, thut, was ich ſage, denn ich erwarte davon nur Gutes. Mein Herz hat mir nie zu etwas gerathen, das nicht am Ende irgend-

wie gut ausgegangen wäre. Schreibt ihm nur, zeigt ihm unter der Maske der andern eure Liebe und sagt ihm, die strenge Aufsicht, unter der euch der Vater halte, lasse euch nicht die Mittel finden, mit Bequemlichkeit mit euch zu sprechen; sobald sich aber die Gelegenheit biete, werdet ihr sie ihm kund thun, da ihr nicht minder sehnlich wünschet, mit ihm zu sprechen, als er mit euch; unterdessen bittet ihr ihn, seine Liebe zu euch mit der Treue fortzusetzen, womit ihr an ihm hanget. Habt ihr ihm das geschrieben, so überlassen wir es dem Schicksal, den guten Anfang weiter zu leiten und einem guten Ziele zuzuführen.

Nonna war zwar der Meinung, der Vorschlag der guten Alten könne zu nichts führen; dennoch schrieb sie den Brief in der Weise, wie Mesa ersonnen hatte, und diese überbrachte ihn Pantheone, welcher in der Meinung, er komme von seiner Geliebten, der Botin tausend Dank sagte und ihr noch überdies ein reichliches Geschenk machte. Voll Wonne antwortete er auf den Brief, Nonna schrieb auf die Antwort wieder und gab ihm auf Mesa's Rath Hoffnung, nicht nur, daß er mit ihr werde sprechen können, sondern auch, daß sie ihm ihre höchste Gunst gewähren wolle, sobald sich Gelegenheit zeige, wofern er sie zur Frau nehmen würde. Pantheone zitterte vor Freuden über diese Nachricht, es wurden hin und her noch mehrere Briefe gewechselt und so kamen die Festlichkeiten des Carnevals heran. Männer und Frauen fingen an, sich zu verkleiden und maskirt Feste zu besuchen. Als Pantheone dies sah, welcher von Nonna unter dem Namen Lipera's Briefe voll der unbeschränktesten Anerbietungen und Versprechungen erhalten hatte, sagte er zu Mesa, welche den Betrug zu Nonna's Gunsten leitete: Wenn meine Geliebte die Versprechungen, die sie mir gegeben, zur Ausführung bringen wollte, so ist jetzt die Zeit da, wo sie mich selig machen könnte.

Und was wollt ihr, fragte die Alte, daß sie thue!

Was ich wollte, daß ſie thue? verſetzte er. Sie ſoll ſich maskiren und ſo irgend wohin kommen, wo ich die Frucht meiner Liebe genießen könnte, die ſie ſich ſo verlangend zeigt mir zu übergeben.

Ich weiß nicht, ſetzte Meſa hinzu, ob ihr Vater es zugeben wird, daß ſie ſich eine Maske macht, denn ich weiß, er iſt eiferſüchtig ſogar auf die Ratzen, die ihm durchs Haus laufen. Aber geſetzt auch, daß ſie dies von ihrem Vater erhielte, was ich kaum glauben kann, glaubt ihr, daß ſie ſich ſo euren Händen anvertrauen werde, ohne ihrer Ehre ſicher zu ſein? Das würde ſie nicht thun, ſo ſehr ſie euch liebt, und ich würde ihr auch dazu nie zureden, denn ich weiß, daß ihr jungen Leute, ſobald ihr euer Gelüſte geſättigt habt, euch nicht mehr um die Frauen kümmert, die euch zu Willen geweſen ſind, als wenn ihr ſie gar nie geſehen hättet. Mit der Begattung erliſcht eure Liebe und die Sehnſucht nach ihnen: ich bin nicht erſt von geſtern her, Pantheone, um nicht die Natur der jungen Leute allmälig zu kennen.

Das werde ich nicht thun, fiel er ihr ein, vielmehr verſpreche ich bei meinem Worte, wie ich wünſche, ſie fortwährend zur Frau zu haben, werde ich mich nicht vor dem Eheverlöbniß mit ihr vereinigen, und ich wünſche, daß ihr dies immer, überall und vor jedermann bezeugen mögt.

Da ihr ſo geſinnt ſeid, ſprach ſie, könnte es nur gut ſein, wenn ihr an ſie ſchriebet und ſie bätet, euch ihr Verſprechen zu erfüllen, indem ihr ihr zeigt, daß ſie es jetzt bei Gelegenheit des Faſchings leicht ausführen könnte; dabei gebt ihr ihr denn Sicherheit in Betreff ihrer Ehre, wie ihr mir ſoeben auseinandergeſetzt habt; dann will ich zu ihrer und eurer Befriedigung die Sache verſuchen, und vielleicht werde ich mich nicht umſonſt bemühen und euch beide glücklich machen, da ich ſehe, daß die Liebe dieſes Mädchens zu euch und eure Liebe zu ihr ſo groß iſt.

Pantheone war nicht faul die Feder zu ergreifen und einen Brief zu schreiben voll Liebesglut; den gab er der Frau, daß sie ihn seiner Geliebten überliefere. Sobald sie den Brief in Händen hatte, ging sie alsbald zu Nonna, händigte ihr ihn ein und sie las ihn.

Was sehe ich, sprach sie, als sie damit fertig war, aus diesem Brief anderes, als daß Pantheone eine andere liebt und sich um mich nichts bekümmert, daß er wünscht, sich mit jener zu vereinigen und mich beiseit zu lassen? Welchen Trost kann mir das Feuer bereiten, das hierinnen verschlossen ist, und die Treue, die er verspricht, wenn er von einem andern Feuer glüht und die Treue einer andern, als mir, zugesagt ist? Ich weiß hieraus nichts zu entnehmen, als Kummer und die sichere Verzweiflung an dem, was ich mit solcher Hingebung so lange gewünscht habe.

Hier fing sie an jämmerlich zu weinen. Mesa, welche bereits ihre Plane mit ihr entworfen hatte, sprach zu ihr: Nonna, wenn ihr euch meinem Rathe fügen wollt, so sagt mir mein Herz, daß ich euch so heiter machen werde, als ihr jetzt traurig und kummervoll seid.

Und wie willst du das je bewerkstelligen, fragte jene, wenn alle meine Freude davon abhängt, Pantheone zum Mann zu bekommen, und er der Gatte einer andern werden will?

Gerade, sagte sie, will ich, daß er euer Gatte werde.

Und wie soll das geschehen? fragte Nonna.

Folgendermaßen, antwortete jene. Pantheone hat bis jetzt geglaubt und glaubt noch immer, das Mädchen, das er liebt, habe allezeit auf seine Briefe geantwortet, ich habe diesen Glauben zu euern Gunsten stets in euch genährt in Erwartung, daß die Zeit euer und mein Verlangen auf eine ehrenhafte Weise erfüllen werde; denn mein Verlangen geht nach eurer Zufriedenheit, gerade als wäret ihr meine Tochter. Und mir scheint nun, es sei das eingetroffen, was ich zu eurem Besten seit dem

Beginn dieſer Unternehmung im Auge hatte. Ihr ſeht, wie ſehr Pantheone wünſcht, mit dieſem Mädchen zuſammen zu ſein. Nun ſollt ihr ſtatt ihrer zu mir kommen, und ich will machen, daß Pantheone ſich mit euch verbindet, in der Meinung, bei ſeiner Freundin zu liegen.

Als Nonna dies hörte, ſtieg ihr das Bedenken auf, die Alte könnte mit dieſer Liſt ſie Pantheone preisgeben und dann, nachdem er befriedigt wäre, ſich nicht weiter darum kümmern, ob ſie mit Schande bedeckt bleibe; darum ſagte ſie: Ich weiß recht wohl, Meſa, wenn ich nicht für meine Ehre hätte ſorgen und mich Pantheone hingeben wollen, ſo hätte ich weder deine noch ſonſt jemandes Vermittelung nöthig gehabt, um mit ihm zuſammen zu kommen; aber wie das früher nicht meine Abſicht war, ſo begehre ich es auch jetzt keineswegs; deshalb kann ich mich auf deinen Vorſchlag nicht einlaſſen und du ſollteſt glühen vor Scham, mir ihn anzubringen, denn ich ſehe nicht, was mir anders daraus entſpringen könnte, als Schande ohne irgend welchem Vortheil, und unter dieſer Bedingung möchte ich nicht mit Jupiter ſelbſt mich vereinigen, geſchweige mit Pantheone; lieber will ich, daß die Flammen, von welchen ich glühe, mich elendiglich verzehren, als daß ich das thue.

Ihr habt euch, antwortete jene, gleich das Schlimmſte eingebildet, was hier möglicher Weiſe geſchehen könnte. Glaubt ihr wol, Nonna, daß ich ſo gottlos wäre, euch ſchandbar mit ihm zu verkuppeln? Da kennt ihr mich ſchlecht, Nonna, wenn ihr eine ſolche Meinung von mir habt. Ein ehrenhafter Zweck treibt mich zu dieſem Unternehmen, nicht eure Schande; und darum, wenn es euch recht iſt, die Sache einzugehen, die ich euch vorgeſchlagen habe, ſo ſoll er nicht bei euch liegen, ohne daß er euch zur Frau nimmt, ehe er euch anrührt.

Eine größere Gnade, entgegnete Nonna, könnte mir freilich der Himmel nicht beſcheren, und wenn dies geſchehen ſoll, ſo werde ich dir unendlich verbunden ſein

und du wirst mich niemals satt sehen, dir eine so große Wohlthat zu vergelten.

Es wird geschehen, sagte die Frau, und ich werde mich hinlänglich belohnt erachten, wenn ich euch vollständig befriedigt sehe.

Wie soll das aber geschehen? fragte Nonna.

Sobald es Zeit ist, will ich euch beweisen, daß ich euch liebe und daß vom ersten Briefe an, den ich euch brachte, bis zum letzten ich an nichts anderes gedacht habe, als daß ihr das ersehnte Ziel eurer Liebe erreichen möget. Darum müßt ihr ihm auf diesen Brief erwidern, er solle nur Allem glauben, was ich ihm als Antwort vermelde; denn ihr und ich haben miteinander beschlossen, was zur Ausführung dieser Angelegenheit erforderlich sei.

Nonna that, wie die Frau verlangte. Diese nahm den Brief, begab sich zu Pantheone, der sie mit der größten Sehnsucht von der Welt erwartete, und überreichte ihm den Brief. Als er darin nur ein Beglaubigungsschreiben für sie sah, fragte er sie, was geschehen und was in der Sache angeordnet sei. Die Frau sagte: Pantheone, ich habe ein solches Feuer im Herzen eurer Geliebten erweckt, daß, wenn nicht die Rücksicht auf ihren Vater sie abgehalten hätte, sie mit mir zu euch gekommen wäre; aber die große Furcht vor ihm, dessen Wesen hart und furchtbar ist und der sie in beständiger Angst erhält, ließ es ihr nicht zu. Ich wollte indeß nicht unterlassen, Alles zu versuchen, was mir geeignet schien, euch zufrieden zu stellen; daher sagte ich zu ihr: Und warum maskirt ihr euch nicht und kommt in mein Haus? Ich werde Pantheone hinbestellen und ohne daß euer Vater etwas davon erfährt, könnt ihr euch eurer Liebe freuen.

Sie antwortete mir aber sogleich: Wie soll ich mich denn maskiren? Mein Vater würde nimmermehr zugeben, daß ich auch nur zu Hause eine Maske aufsetzte, geschweige daß ich damit ausginge. Ihr wißt ja, daß seit meine Mutter gestorben ist, er kein Auge mehr von

mir läßt und, wenn er ausgeht, mich ſo in ſeine Zimmer verſchließt, daß ich keinen Fuß hinausſetzen kann.

Als ich dies hörte, ſagte ich zu ihr: Und wenn ich euern Vater dazu brächte, daß er es erlaubt, würdet ihr euch dann nicht maskiren und würdet ihr nicht mit mir kommen?

Darauf antwortete ſie: Von ganzem Herzen gerne.

Als ich ſo die Einwilligung des Mädchens hatte, habe ich mich bei dem Vater dafür verwandt, daß er erlaube, daß ſie ſich maskire und morgen ein Paar Stunden mit mir komme. Ich muß ſie alſo morgen abholen und werde ſie in eure Arme führen, aber nur mit dem Beding, daß ihr, ehe ihr ſie berührt, euch mit ihr verlobt und ſie auf der Stelle für eure Frau erklärt.

Ich glaube nicht, holde Frauen, daß eines Menſchen Sinn die Freude faſſen kann, die Pantheone nunmehr fühlte. Er ſegnete tauſend mal den Tag, da er in das Mädchen ſich verliebt habe, tauſend und aber tauſend mal die Liebe, die ihm Meſa zugeführt als Vermittlerin dieſes Verkehrs. Er konnte nicht ſatt werden, der Alten zu liebkoſen und den Dienſt zu loben, den ſie ihm erwieſen. Am folgenden Tage ging das gute Weib zu Nonna und meldete ihr, was ſie mit Pantheone verhandelt hatte.

Niemals, fügte ſie hinzu, hat Pantheone mit Lipera geſprochen, die euch ſo ſehr verhaßt iſt, auch hat er niemals mit euch geſprochen; eure Perſon gleicht vollkommen der ſeiner Geliebten, und wenn ihr das Geſicht bedeckt habt, ſo fehlt zur Täuſchung nichts mehr, als die Augen; dafür aber hat die Natur geſorgt, denn die eurigen ſind eben ſo ſchwarz und lebendig, als Lipera ſie hat, und können die Meinung, daß ſie es ſei, eher bekräftigen, als ſchwächen. Wollte er auch aber etwa, während er bei euch iſt, die Maske abnehmen, wie es geſchehen könnte, ſo müßt ihr euch dem widerſetzen, indem ihr euch, wie euch am beſten ſcheint, ausredet, ſo aber, als wäre Lipera's Vater der eurige.

Nonna war mit alle dem einverſtanden.

Aber, ſagte ſie, geſetzt, daß alles, wie du es ausgeſonnen haſt, ein glückliches Ende nehme, zuletzt muß ja doch der Betrug an den Tag kommen, und wenn das geſchieht, was ſoll alsdann aus mir werden?

Werde, ſprach Meſa, was da will! Er hat euch einmal zur Frau genommen und muß euch behalten auch gegen ſeinen Willen; ich werde beſtändig zu euren Gunſten Zeugniß ablegen. Es geſchieht dann nur, was dem alten Patriarchen widerfuhr, der um Rachel gedient hatte, aber Lea zum Weibe bekam. Ich will aber hoffen, wie Gott dort geholfen hat, ſo wird er auch hier nach ſeinem Erbarmen alle Hinderniſſe hinwegräumen.

Als Nonna hörte, was Meſa zu ihr geſagt und was ſie erſonnen hatte, bat ſie Gott um ſeinen Beiſtand. Sie zog ein Nonnenkleid an, nahm eine Maske vor und vermummte ſich das Geſicht mit Binden und Schleiern, wie wir es Nonnen machen ſehen. Daher war die Maske nicht leicht vom Geſicht abzunehmen, wenn man nicht den ganzen verwickelten Kopfputz in Unordnung bringen wollte. Sie machte ſich alſo mit der Frau auf den Weg nach ihrer Wohnung. Bald darauf kam auch Pantheone und als er das Mädchen dort ſah, glaubte er, es ſei Lipera, und wollte ihr die Arme um den Hals ſchlingen. Sie aber drängte ihn ſanft zurück und ſprach: Pantheone, die abſonderliche Liebe, die ich für euch fühle, hat mich hergeleitet, und ich erkenne wohl, daß ich hierin gegen meinen Vater ein groſſes Unrecht begehe, indem ich ſo ohne ſeine Zuſtimmung zu euch komme. Aber meine Liebe zu euch war mächtiger, als die Ehrerbietung, die ich meinem Vater ſchuldig wäre. Doch da mich die Liebe hierzu gezwungen hat, ihm ſolches Unrecht zu thun, ſo möchte ich ihm nicht noch ein zweites weit gröſſeres zufügen, nämlich, daß ich mich euch hingäbe mit Verluſt meiner Ehre, ſo meinen guten Namen verlöre und den Glanz meines Blutes verdunkelte. Ehe daher etwas

Weiteres zwiſchen uns erfolgt, verlange ich, daß ihr mich heirathet und mich zu eurer Gattin nehmt; dann bin ich vollkommen bereit, euch zu Willen zu ſein.

Pantheone heftete ſeinen Blick auf die Augen des Mädchens und er fand ſie denen gleich, aus welchen ihm Fackeln und Pfeile der Liebe zugeflogen waren, er vernahm den holden Ton ihrer Stimme, der bei Nonna bewundernswürdig war, und durch die Lebhaftigkeit der Blicke und die Süßigkeit der Rede war er ganz in die Gewalt der Jungfrau gefangen, die er für ſeine Geliebte hielt.

Auch ich, verſetzte er daher, bin in keiner andern Abſicht hergekommen, als um euch zum Weibe zu nehmen, und ich will euch das ſogleich beweiſen.

Er hatte zwei der ſchönſten Ringe mitgebracht, durch dieſe verlobte er ſich mit ihr und nahm ſie zur Frau. Dann wollte er ihr die Maske abnehmen und ſich zu ihr legen. Nonna aber ſprach: Thut das nicht, mein Gemahl, denn mein Vater hat mich mit eigener Hand ſo angezogen und mir geſagt, er habe mir beim Befeſtigen der Maske und beim Zurechtlegen der Binden und Schleier darüber ein Zeichen gemacht, das ich nicht kenne; wüßte ich, worin es beſteht, ſo hätte ich nicht gewartet, bis ihr mir die Maske abzieht, ſondern ich hätte ſie ſelbſt abgenommen, um deſto ungezwungener eure Liebe genießen zu können. Wenn ich ihm aber meinen Kopfputz nicht wieder gerade ſo nach Hauſe bringe, wie er mir ihn angemacht hat, ſo werde ich unglücklich; ſicherlich könnte ich, wenn ich die Maske abnähme, das Zeichen leicht verderben, und wenn das wäre, würde ich Gefahr laufen, daß er mich umbrächte, denn ich weiß, wie heftig er iſt. Wollt ihr daher jetzt bei mir ſein, ſo wie ich bin, wohlan, ich bin ganz die eure; ſeid ihr aber damit nicht zufrieden, ſo bitte ich euch, bringt mich nicht durch Ablegen meiner Maske in Gefahr, ums Leben zu kommen. Wenn es euch viel-

leicht nicht gefiele, auf dieſe Weiſe mit mir zuſammen zu ſein, ſo laßt mich für jetzt! Es wird ſchon eine Zeit kommen, wo wir mit größerer Sicherheit unſere Vereinigung ſchließen können, als es jetzt geſchähe, wenn ich mich maskirt mit euch verbände.

Pantheone glühte ſo von Sehnſucht nach der Frau, daß er nicht nur in dieſem Aufzuge, ſondern ſelbſt wenn ſie ganz mit Waffen bedeckt geweſen wäre, nicht unterlaſſen hätte, ſich ihr zu nahen. Er umarmte ſie daher und ſagte tadelnd: Wie, ich ſoll euch laſſen? Nimmermehr wird Pantheone das thun.

Er legte ſie nun auf ein ſehr bequemes im Zimmer ſtehendes Bette und verband ſich mit ihr in leidenſchaftlicher Hingebung zu unendlicher Wonne von beiden, denn Pantheone glaubte, bei Lipera zu ſein, Nonna aber ſah ihre Liebe an einem ehrenvollen Ziele angelangt. Nachdem ſie ſich lange Zeit miteinander vergnügt hatten, trat die gute Frau, welche das Spiel geleitet hatte, vor und ſagte zu dem jungen Manne: Pantheone, bei dieſer Sache muß man klüglich verfahren, damit nicht eure Freude ſich in das gräulichſte Ärgerniß auflöſe. Da ihr alſo ſicher ſeid, daß dieſe junge Frau niemand, als euch angehören kann und ihr den Beſitz eurer Liebe angetreten habt, ſo bleibt uns nur noch übrig, ihren Vater zu der Einwilligung zu beſtimmen, daß ihr ſicher ſein Schwiegerſohn ſeid und bleibt. Da jedoch hierzu Zeit erforderlich iſt, müßt ihr euch begnügen, euch in dem Verhältniß zu begegnen, wie früher, ehe ihr euch einander ergeben habt; denn wenn der Vater etwas merkte, ſo wären wir, die junge Frau und ich, übel angeführt. Ihr wißt, wie euch Lipera ſchon zuvor geſagt hat, wie heftig er iſt; darum bitte ich euch, geht auf das ein, was ich euch ſage, damit wir allmälig und ohne Gefahr für einen von uns ſeine Einwilligung erlangen können, und ich werde euch zur Mittelsperſon dienen, um auch dies, wie ich das Bisherige geleitet habe, einem guten Ziele zuzuführen.

Dem jungen Manne fiel das ſchwer, doch da ſich mit Meſa's Worten Nonna's Bitten vereinigten, ſagte er: Nachdem mir Gott die Gnade erzeigt hat, mit euch zuſammen zu kommen, Lipera, will ich nicht, daß dieſes unſer Beiſammenſein eine andere Frucht trage, als Freude. Damit wir alſo in gutem Einvernehmen mit eurem Vater uns froh und ruhig genießen können, will ich, da ich gerade in Rom einen Rechtsſtreit von nicht geringer Wichtigkeit habe, mich indeſſen dorthin verfügen, denn hier könnte ich es nicht aushalten, ohne zu euch zu kommen oder ohne daß ihr zu mir kämet. In der Zwiſchenzeit mag dieſe unſere gemeinſchaftliche Freundin, die uns bereits ſo viel Glück bereitet hat, das Übrige zu dem Ende führen, das wir erwarten.

Das will ich thun, ſprach Meſa, und die beiden Gatten überließen ſich neuen Umarmungen, wobei Pantheone ſtets eifrigſt Rückſicht nahm, den Kopfputz ſeiner jungen Frau zu ſchonen, aus dem bereits angeführten Grunde. Meſa aber drängte Nonna durch die Bemerkung, der Vater habe ſie ihr auf zwei Stunden anvertraut, jetzt aber ſeien mehr als drei vorüber.

Ach, ſagte ſie zu Pantheone, lieber Herr, die Trennung von euch fällt mir äußerſt ſchwer; doch da mich die feſtgeſetzte Zeit zu meinem Vater zurückruft, bitte ich euch, zu geſtatten, daß ich mich entferne.

Dieſer Abſchied fällt mir nicht minder ſchwer, fügte Pantheone hinzu, als euch; doch da es denn ſo ſein muß, ſo geht hin, mein Leben! Morgen reiſe ich nach Rom. Zum Abſchied laſſe ich euch mein Herz zum Pfande zurück. Und was gebt ihr mir mit auf den Weg?

Die Seele, ſagte Nonna, und wo ihr weilet, wird ſie euch beſtändige treue Geſellſchaft leiſten.

Nach dieſen Worten küßte Pantheone die Maske rechts und links, die Liebenden trennten ſich und Nonna kehrte nach Hauſe. Pantheone machte ſich am folgenden Tag auf den Weg und ging nach Rom. Nonna blieb voll von

großer unbeſchreiblicher Wonne zurück. Nur das machte ſie einigermaßen beſorgt, daß ſie nicht wußte, wie es werden würde, wenn Pantheone die Täuſchung einſehe, was doch früher oder ſpäter geſchehen müſſe, ob ſie nicht ganz in Ungunſt bei ihm falle, theils weil er ſich nun alle Hoffnung geraubt ſehe, nachdem er ſie zum Weibe genommen, ſich je mit ſeiner Geliebten verbinden zu können, theils weil ſie arm und dies bisher die Haupturſache geweſen ſei, daß er ſich nie hatte beſtimmen laſſen, ſie zu lieben, denn Meſa hatte ihr oftmals geſagt: Nonna, eure Schönheit und eure Armuth iſt ſchuld, daß Pantheone ſich nicht dazu verſteht, euch zu lieben; denn da ihr ſo außerordentlich ſchön ſeid, fürchtet er, die Liebe für euch könnte ihn drängen, euch arm wie ihr ſeid zur Frau zu nehmen.

Da es aber, wie ich glaube, vom Schickſal beſtimmt iſt, daß dieſe Ehe zu Stande kommen ſoll, ſo traf auch der Himmel Vorſorge gegen jede Unordnung, die ſie irgendwie hätte ſtören können. Denn ein Bruder von Nonna's Vater, welcher ſehr reich war und das Mädchen ſehr lieb hatte, ſtarb, und da er keine näheren Verwandten hatte, als ſie, hinterließ er ihr ſein ganzes Vermögen, das über zehntauſend Goldgulden betrug. Lipera's Vater aber gab noch im Laufe des angeführten Carnevals ſeine Tochter einem ferrariſchen Edelmann zur Frau, dieſer brachte ſie nach Beendigung des Carnevals nach Ferrara. Als dies Pantheone hörte, nachdem er kaum einen Monat in Rom geweſen war, fühlte er ſich tief betrübt, er ließ plötzlich alle Geſchäfte im Stich und kam nach Mantua. Er ſuchte die Frau auf, welche ſeine Heirath eingeleitet hatte, und beklagte ſich bitter über das Vorgefallene. Sie fand aber gleich Ausflüchte und ſagte, ſie habe es an nichts fehlen laſſen und alle möglichen Mittel bei Vater und Tochter angewandt, um die neue Vermählung zu verhindern, aber er habe durchaus ſich nicht dazu verſtehen wollen, zu erlauben, daß ſie einem

andern angehöre, als dem, dem er ſie ſchon ſeit geraumer Zeit zugeſagt hatte; der jungen Frau habe ſie geſagt, ſie habe ſich ihm zur Gattin gegeben und könne ſich daher nicht mit einem andern vermählen; ſie habe ihr aber geantwortet, nur mit großem Schmerze werde ſie die Frau eines andern, als Pantheone's, und ſie ſei auf dem Punkte geſtanden, ihrem Vater das dem Pantheone gegebene Wort anzuführen, ſie habe ſich aber mit ihrem Beichtiger darüber berathen und dieſer habe ihr geſagt, da keine kirchlichen Feierlichkeiten dabei ſtattgefunden haben, gelte die Ehe nicht, und aus dieſem Grunde habe ſie den Zorn ihres Vaters nicht ohne Nutzen gegen ſie aufregen wollen, ſich alſo damit einverſtanden erklärt, deſſen Gattin zu werden, dem ihr Vater ſie übergeben habe. Pantheone war ſehr betrübt über dieſe Mittheilungen und wollte kein Mittel unverſucht laſſen, diejenige zurückzubekommen, mit welcher er die Ehe vollzogen zu haben glaubte. Aber Meſa ſagte zu ihm: Ich will nicht unterlaſſen, euch meine Meinung zu ſagen; thut hernach, was euch lieb iſt und was euch angemeſſen ſcheint. Ihr habt das Mädchen genoſſen und nachdem ihr ihre Blume gepflückt, iſt ſie in eines andern Hand übergegangen. Das muß euch, wie mich dünkt, eher Freude machen, als daß ihr nun ſie dem wieder nehmen wollt, der ſie ſeither genoſſen hat. Dies könnte euch nur zur Schande gereichen, denn jedermann würde euch, um es gerade herauszuſagen, für einen Hörnerträger halten, und es könnte leicht kommen, daß der, der jetzt das junge Weib beſitzt, ſie euch ohne Widerrede zurückgäbe, um mit einer andern in die Ehe zu treten. Darum, wenn ich ihr wäre, ließe ich dem Waſſer ſeinen Lauf und würde mich nach einer neuen Frau umſehen, da ja bei der erſten die Kirche ihren Segen noch nicht ertheilt hat, ſie ſomit auch nicht wirklich eure Frau war. Thut ihr das, ſo könnt ihr immer über jenen lachen, der eure erſte zur Frau genommen, nachdem ihr zuerſt ihr beigewohnt, gerade wie er über euch lachen würde,

wenn ihr ſuchtet, ſie ihm zu entreißen und als eure Frau zu behalten. Es fehlt hier zu Lande nicht an Frauen, die für euch paſſen. Da iſt unter andern die Nonna, die euch bekanntlich liebt und die euch eine würdige Gattin wäre. Jetzt hat ſie auch durch den Tod ihres Oheims ein ſo großes Vermögen geerbt, daß ſie eine ganz andere Mitgift euch zubrächte, als ihr von der andern bekommen hättet, und wenn euch etwa mehr die Schönheit beſtimmen ſoll, eine Frau zu nehmen, als der Reichthum, ſo iſt Nonna nicht minder ſchön als irgend eine im Lande. Ich glaube daher, ihr thut wohl, die andere jenem, der ſie einmal hat, zu laſſen, und Nonna zu heirathen, mit der ihr vielleicht viel zufriedener und bequemer leben werdet, als mit der andern der Fall geweſen wäre.

Die Worte der Alten blieben nicht ohne Wirkung bei Pantheone. Er zog namentlich in Betracht, daß Lipera, bei welcher er geſchlafen zu haben glaubte, ihm doch nicht mehr ohne Schande für ihn angehören könne, und entſchloß ſich, Nonna zu nehmen, ſobald er ſich überzeugt hätte, daß wegen Mangels der kirchlichen Feier bei ſeiner Vermählung mit Lipera ſie nicht wirklich ſeine Frau geworden ſei. Als er nun fand, daß die beſten Gewährsmänner der Anſicht waren, daß ſolche heimlich geſchloſſene Eheverträge keine Giltigkeit haben, nahm er Nonna zum Weibe. Es dauerte aber nicht lange, ſo hielt er ſich für den unglücklichſten und betrogenſten Mann, der je ſich mit einem Weibe eingelaſſen hätte. Nonna war nämlich von ihren erſten Berührungen, die ſie unter fremdem Namen mit Pantheone gehabt hatte, ſchwanger geworden, was Pantheone zwei Monate nach ſeiner wirklichen Verheirathung bemerkte. Der Kummer über dieſe Wahrnehmung ließ ihn nicht Ruhe noch Raſt finden und oft ſprach er bei ſich: Seht doch wie ich Schafskopf mir ſelber Hörner angeſetzt habe, indem ich dieſe zum Weibe nahm, die ſchon ſchwanger in mein Bett gekommen iſt.

Ganz ſchwermüthig ſann er fortwährend auf Mittel, ſich von dem Weibe loszumachen, und oft hatte er geradezu im Sinne, ſie ohne Weiteres zu verlaſſen. Freilich ſah er wohl ein, daß dies nicht das rechte Mittel war, um zu machen, daß ſie nicht mehr ſeine Frau wäre; er kam daher auf einen viel grauſameren Plan und bedachte, wie er ihr das Leben nehmen wollte, da er wußte, daß nichts, als der Tod, den Knoten löſen könne, mit dem er zu ſeinem Unheil an Nonna gefeſſelt zu ſein wähnte.

Von ſo läſtigen Gedanken gepeinigt verwünſchte er ſein Geſchick und Meſa, die ihn an eine ſolche Klippe geführt, um daran zu ſcheitern. Als Nonna dies merkte und wußte, mit welch großer Mitgift ſie ihren Gatten erkauft hatte, beſchloß ſie, ihm zu entdecken, was zwiſchen ihr und ihm durch Vermittelung der guten Alten vorgefallen war. Sie erzählte ihm daher in einer Stunde, die ihr geeignet ſchien, wie ſie von ihm ſchwanger ſei, enthüllte ihm vollſtändig das Verfahren, wodurch ſie auf Meſa's Rath ſeine Frau zu werden geſucht habe, und zeigte ihm die Ringe, die er ihr zur Verlobung gegeben. Als Pantheone die Wahrheit ihrer Erzählung einſah, erkannte er, wie groß die Liebe Nonna's zu ihm geweſen und wie ſehr ſie verdiene von ihm geliebt zu werden. Er verwandelte den Argwohn, den er gefaßt hatte, in die anhänglichſte Liebe und freute ſich, daß ſie durch ſolche Täuſchung ſeine Gattin geworden ſei. Auch Meſa erntete Lob dafür, daß ſie, um die Sache zu Ende zu führen, ihm eine ſolche Falle gelegt habe. Er lebte glücklich mit Nonna und hielt Meſa beſtändig werth dafür, daß ſie ihn mit Nonna zuſammengebracht hatte.

63. Ein Gottesurtheil.

(10. 7.)

In Ägina der vornehmsten Insel der Cykladen lebte um die Zeit, wo dieselbe mit Athen um die Herrschaft auf dem Meere wetteiferte, eine junge Frau von sehr vornehmer Abkunft Namens Eupia. Sie war außerordentlich schön, sehr wohlwollend und reizend und von so einnehmendem Betragen, daß sie bei jedermann beliebt war. Sie war an einen Mann verheirathet, welcher sich ganz dem Handel und der Kaufmannschaft widmete und Eupoleo hieß. Seine Geschäfte hielten ihn meist von der Stadt entfernt. Einst war er nach Euböa, dem heutigen Negroponte, gegangen, um gewisse Unternehmungen zu machen, die ihn auf einige Monate daselbst fesselten. Unterdessen kam ein sehr vornehmer Ritter aus Athen nach Ägina und wohnte zu seiner Unterhaltung in der Stadt, die denselben Namen wie die Insel führte. Hier fiel ihm Eupia ins Auge und er entbrannte so sehr für sie, daß er seine Gedanken auf nichts anderes wandte, als wie er ihre Liebe gewinnen und die letzten Früchte derselben sich aneignen könne; und da die junge Frau von vornehmem Stande und, wie gesagt, sehr artig und höflich war, wurde in Ägina kein Fest noch Gastmahl gefeiert, wozu sie nicht gerufen worden wäre, und ebenso wurde dazu der milde und erlauchte Ritter geladen, welcher Eleuterio hieß. Bei einem solchen Feste tanzte Eleuterio mit Eupia. Dies schien ihm die passendste Zeit, um der jungen Frau seine Liebe zu entdecken, wegen der Freiheit, womit Männer und Frauen sich beim Tanze die Hände geben und ungestört sprechen dürfen; so sagte er denn, indem er sie bei der Hand hielt: Eupia, eure seltene Schönheit, dergleichen ich nie sonst gesehen zu haben glaube, nicht allein hier sondern in ganz Griechen-

land, hat mich ſo ſehr für euch entzündet und ich habe ſie ſo mächtig in meinem Herzen empfunden, daß ich euch zur Herrin meiner Seele und meines Lebens und ohnehin aller meiner Habe, die übrigens nicht gering iſt, gemacht habe. Und da ich euch ebenſo höflich, als ſchön ſah, bin ich auch zu der Überzeugung gekommen, meine Liebe auf eine durchaus freundliche Dame gewendet zu haben, und dieſe Anſicht ließ mich hoffen, daß, wenn ihr von edlem Gemüthe ſeid und der Adel der Liebe dient, ihr geneigt ſein werdet, mir ebenſo eure Liebe zuzugeſtehen, wie ich ganz mit all meinem Geſchick mich eurer Willkür zu Befehl ſtelle. Darum bitte ich euch bei der Schönheit, die mich zu eurem Knechte gemacht und mein Leben und Sterben in eure Hand gelegt hat, und bei eurer Höflichkeit, aus der ich große Hoffnung geſchöpft, und bei dieſer meiner inbrünſtigen Liebe zu euch, daß es euch gefallen möge, daß ich euch liebe, und daß es euch ferner gefallen möge, daß ihr mich liebet und mir gewähret, was eine ſchöne gütige Frau einem aufrichtigen treuen Liebhaber gewähren ſoll; und wenn ich dieſe Gunſt von euch erlange, wie ich ſie erlangen ſollte, ſo werde ich es ſo betrachten, als habe ich von euch das Leben empfangen, das ich ganz ſicher in wenigen Tagen laſſen müßte, wenn ich eure Liebe entbehren ſollte.

Hier ſchwieg er, drückte aber immer die weiche zarte Hand der jungen Frau in der ſeinigen und erwartete die Antwort. Ihre Züge verriethen ebenſo viel Güte, als würdigen Stolz, und ſie ſprach zu ihm: Wie ich es nie zugeben wollte, daß euch jemand irgend einmal mit Recht für ungefällig halten dürfte, ebenſo wollte ich, daß mir nie jemand ein anderes Zeugniß geben könne, als das der Ehrbarkeit und Treue. Der erſtere Umſtand macht, daß alle Gefälligkeiten, die ein edler Geiſt ohne Nachtheil für ſeine Ehre von einer ehrbaren Frau erreichen kann, euch von mir zu Theil werden ſollen, nicht aber der Zweck, aus dem ihr, wie mir ſcheint, mich zu

lieben angebt. Denn die zweite der genannten Eigenschaften, die Keuschheit und Treue verlangt, daß ich mich dem Manne rein und treu erhalte, mit dem es dem Himmel gefallen hat, daß ich in Gemeinschaft lebe; und gerade so würde ich mich auch euch erhalten, wenn ich eure Gattin wäre, wie ich die Cupoleo's bin; und wenn ich anders handelte, so würde ich glauben, gerade jene angebliche Schönheit an mir zu beflecken, welche ihr so sehr zu erheben euch bemüht und um deren willen ihr mich zu lieben behauptet. Während ihr mich jetzt ihretwegen liebt, müßtet ihr, wenn ihr mich unkeusch erfändet, mich als garstig und verächtlich auf den Tod hassen. Wenn ihr aber wollt, daß ich so schön bleibe, wie ihr meint, daß ich sei, und darum glaube, daß ihr mich liebet, und verlangt, daß ich euch liebe, so bitte ich euch, lenkt eure Gedanken auf etwas anderes, als daß ihr mich gegen meine Ehre versuchet; denn wenn ihr bei diesem Vorsatze beharret, so sage ich euch zum voraus, daß ich euch nicht allein nicht glauben werde, daß ihr mich liebet, sondern ich werde euch für einen sehr schlechten Freund, ja für meinen Feind ansehen. Wie dies demnach das erste Mal gewesen ist, daß ich euch angehört habe, so soll es auch das letzte sein; nicht allein werde ich euch nicht anhören, wenn ihr mit mir reden wollt, sondern auch nie auf eine Seite sehen, wo ich denken könnte, daß mir euer Anblick begegne.

Nach diesen Worten ging auch der Ball zu Ende. Eleutherio sah zwar, daß Cupia's Gedanken den seinigen sehr entgegenstanden, dennoch aber wollte er nichts zu versuchen unterlassen, wozu sich ihm günstige Gelegenheit bot und was er für geeignet hielt, um den Sinn der jungen Frau nach seinem Wunsche zu stimmen. Er sparte deshalb weder an Botschaften noch an Geschenken: von diesen aber wollte Cupia nie auch nur das geringste annehmen; von jenen aber wollte sie gleich von Anfang an keine hören, die von dieser Sache sprach. Nach einigen

Tagen hatte jedoch Eleutherio eine Nachbarin gewonnen, welche viel in Eupia's Haus kam, ihr zu ſagen, da ihr Gatte abweſend ſei, ſolle ſie ſich nicht ſo ſpröde zeigen, einem andern Manne anzugehören, um nicht ihre Jugend einzubüßen; wenn ihr Gemahl mehr auf ſeine Handelſchaft ſehe, als auf ſeine Frau, ſo müſſe auch ſie mehr Rückſicht auf ſich nehmen, als auf ihn. Eupia gerieth aber in ſolchen Zorn über dieſe Reden, daß ſie die Nachbarin gar nicht mehr in ihr Haus laſſen wollte, und als ſie zuletzt von ihr Abſchied nahm, ſagte ſie: Du kannſt Eleutherio ſagen, daß ich, ehe ich Empoleo zum Manne nahm, wohl wußte, daß er Kaufmann ſei und daß er mir nicht beſtändig zur Seite bleiben könne. Wenn er aber auch weit von mir entfernt iſt, ſo bin ich nichts deſto weniger mit meinen Gedanken ihm beſtändig nahe, und dies iſt der Grund, weshalb ich die Frucht meiner Jugend pflücke, nicht, wie er meint, verliere. Den Beweis für unſere gegenſeitige Liebe mag Folgendes liefern. Vor einiger Zeit war er zwei volle Jahre abweſend, wir beobachteten die Stunden und die Minuten, wo wir an einander dachten, und brachten ſie in ein Verzeichniß; da ergab ſich denn, daß wir beide um dieſelbe Zeit, an demſelben Tage, in demſelben Augenblicke uns im Geiſte und in ſüßer Erinnerung, die wir einander bewahrten, zuſammenfanden und, wiewol leiblich getrennt, uns ganz nahe kamen, uns im Geiſte umarmten und im Gedächtniß gatteten, gerade als wären wir beiſammen. Auf dieſe Weiſe habe ich von jeher die Frucht der Jugend geerntet und ernte ſie noch, die ich nach Eleutherio's Meinung verliere bei der Entfernung von meinem Gatten. Deshalb möge er für die Zukunft unterlaſſen, mich zu beläſtigen, denn er iſt mir wirklich ſehr beſchwerlich, er pflügt das Geſtade und ſäet in den Sand.

Nach ſo vielen Angriffen auf die Frau verzweifelte Eleutherio gänzlich, je etwas bei ihr zu erreichen, was

der Ehre zuwiderliefe. Aber seht, welche Gewalt die Schönheit einer keuschen Frau auf ein edles freies Gemüth hat. Wiewol Eleutherio in Eupia eine andere Gesinnung zu finden wünschte, als wirklich der Fall war, so gefiel ihm doch so ausnehmend der feste Vorsaz der jungen Frau, ihrem Gatten Treue zu bewahren und sich keusch zu erhalten, daß er, als er auf den Tod erkrankte, seinen Bruder, welcher gekommen war, ihn in der Krankheit zu pflegen, als er sein Ende nahe fühlte, zu sich rief und zu ihm sagte, er habe Eupia auf das Glühendste geliebt und alle Mittel bei ihr angewandt, um sie zu bewegen, ihm ihre Liebe zu schenken, habe sie aber immer weit entfernt von jedem wollüstigen unehrbaren Gedanken gefunden, und weder Bitten noch Geschenke noch Botschaften noch sonst etwas habe sie von ihrem festen Entschlusse abbringen können; er wolle nun zeigen, daß er als Ritter eben diese Ehrbarkeit kenne, die er an Eupia gesehen habe, und wünsche daher, daß sie nicht allein das erhalte, was er ihr gegeben haben würde, wenn sie seinen wollüstigen Wünschen Gehör geschenkt hätte, sondern außerdem Alles, was er sonst noch in Ägina besize, was etwa sechstausend Thaler werth war; für sein übriges Vermögen sezte er seinen Bruder zum Gesammterben ein, bat ihn jedoch im Falle seines Todes gegen eine so keusche Frau diesen seinen lezten Willen zu vollziehen. Der Bruder versprach ihm, ganz getreulich auszuführen, was er so großmüthig angeordnet habe. Er ließ also den Notar und die Zeugen kommen und verfügte, was alles nach seinem Tode geschehen solle. Er feierte in seinem Testamente höchlich die Keuschheit und Treue Eupia's gegen ihren Gatten. Nachdem das Testament fertig war, starb er. Der Bruder wollte seinem gegebenen Worte nicht untreu werden, dennoch fürchtete er, Eupia möchte von allem, was er ihr anbiete, gar nichts annehmen wollen, so keusch hatte sie ihm Eleutherio geschildert. Er ließ daher einen Bruder der jungen Frau zu sich rufen und erzählte ihm, was

er an Cupia für einen Auftrag habe, und forderte ihn zu der Gefälligkeit auf, ſeine Schweſter zu bewegen, das von dem todten Eleutherio als Pfand ihrer Sittſamkeit in Empfang zu nehmen, was ſie, ſo lange er gelebt hatte, nie als Zeugniß ſeiner Liebe zu ihr hatte annehmen wollen. Der Bruder ging zu der Schweſter und ſuchte ſie durch viele Gründe zu bewegen, anzunehmen, was ihr die ſtrenge Hut ihrer Ehre zum Gewinn bereitet habe, indem er ſagte, ſie habe in wenigen Monaten ihrem Mann durch ihre Ehrbarkeit einen weit größeren Erwerb eingebracht, als er durch die Bemühungen vieler Jahre in der Handelſchaft zu thun im Stande geweſen ſei. Cupia, vor Allem auf ihre Ehre bedacht, ſprach zu ihrem Bruder, welcher Eſippo hieß: Du weißt, mein Bruder, welchen Nachtheil es einer ehrbaren Frau bringen kann, ihrem Gatten Argwohn einzuflößen, und welch ein unbedeutender Umſtand oft in den Männern die Eiferſucht wecken kann, welche eine wahrhaft tödtliche Peſt iſt für liebende Seelen, wenn ſie irgendwie bei ihnen Eingang findet. Darum möchte ich nicht, daß die Geſchenke, die ich von Eleutherio nie habe annehmen wollen, ſo lange er lebte, um dem keinen Argwohn gegen mich einzuflößen, gegenüber von dem ich mich von jedem Verdachte fern halten muß, daß dieſe Geſchenke, wenn ich ſie jetzt nach ſeinem Tode annähme, mich in das verfallen machten, was ich immerdar zu fliehen ſuchte, und dieſer Nutzen mir zum großen Nachtheil gereichte bei meinem Manne. Deswegen bin ich der Anſicht, lieber nichts von dem anzunehmen, was er mir hinterlaſſen hat.

Ihr Bruder entgegnete ihr, es ſei eine Thorheit, aus eitler Furcht eine Gelegenheit dieſer Art vorübergehen zu laſſen; wenn ihr Mann da wäre, ſo würde dieſer gewiß ſich kein Gewiſſen daraus machen; darum ſolle ſie nicht von der Hand weiſen, was ihre Ehrbarkeit und ihr Glück ihr dargeboten habe. Und wenn je in das Gemüth ihres Gatten ein Verdacht Eingang finden ſollte, von deſſen

Möglichkeit er sich übrigens keineswegs überzeugen könne, so würde das der Fall sein, ob sie die Geschenke annehme oder nicht; denn wenn er höre, und er werde es hören, daß Eleutherio sie ihm durch sein Testament hinterlassen habe, so würde derselbe Argwohn in seine Seele kommen. Er ermunterte sie deshalb von neuem, die Geschenke anzunehmen; denn, wenn auch je ein schlimmer Gedanke in die Seele ihres Gatten käme, würde es nicht an Mitteln fehlen, sie ihm zu nehmen. Es wurde viel gesprochen von ihr und von ihm, am Ende aber gab Eupia dem Andringen ihres Bruders nach. Es dauerte nicht lange, so kam ihr Gatte nach Haus und wurde von ihr mit großer Zärtlichkeit und Liebe willkommen geheißen und ebenso nahm sie ihn auf. Da er aber das Haus auf andere Weise geschmückt sah, als er es verlassen hatte, fragte er Eupia um den Grund dieser Veränderung; sie sagte ihm, was vorgefallen sei, und zeigte ihm, was ihr Eleutherio durch sein Testament hinterlassen, mit dem Beifügen, er habe dies verfügt zum klaren Zeugniß ihrer großen Sittsamkeit.

Nein, rief Empoleo erzürnt, er hat es dir hinterlassen, böses Weib, zum offenbarsten Zeichen deines Ehebruchs. Meinst du, ich sei ein Kind und werde die Thorheiten glauben, die du dir ersonnen hast? Als ob ich nicht wüßte, daß die Männer ihr Eigenthum nicht so wegwerfen, ohne zu wissen wie. Aber ich werde dich züchtigen für deine Thorheit und dir zeigen, daß die Weiber ihren Gatten auch treu sein müssen, wenn sie fern von ihnen sind.

Eupia wollte ihre Gründe vorbringen, um ihm diese schlimme Ansicht auszureden. Empoleo aber glühend vor Zorn fiel ihr ins Wort.

Bist du noch so frech, sagte er, mit mir zu reden?

Bei diesen Worten griff er nach dem Dolche, den er an der Seite trug, und wollte sie umbringen. Die Frau floh in ihrem Schrecken, so schnell sie konnte von

ihm und ging in das Haus des Bruders, zu dem ſie weinend ſprach: Es iſt genau eingetroffen, Eſippo, was ich vermuthet habe, daß geſchehen werde, wenn ich das annähme, was mir Eleutherio zurückgelaſſen. Lieber Bruder, daß ich mehr deinen Willen that, als den meinigen, hat mich in die ſchlimmſte Lage verſetzt, und ich kann wol ſagen, daß ich zu meinem Unheil dieſen Mann geſehen habe, denn todt und lebendig mußte er mir Mühſal bereiten.

Dann erzählte ſie ihm in tiefer Bekümmerniß, daß Empoleo ſie habe umbringen und keinerlei Gründe anhören wollen, die ſie ihm zu Gunſten der Wahrheit und ihrer Ehre habe vorbringen mögen. Eſippo empfand darüber das größte Misvergnügen. Doch ſuchte er ſeine Schweſter zu tröſten.

Die erſten Aufwallungen, ſagte er, haben die Leute nicht in der Gewalt.

Der Zorn, meinte er, habe Empoleo über die rechten Schranken geführt; ſobald er ſich etwas beruhigt habe, wolle er mit ihm reden und ihn auf andere Gedanken bringen. Er ließ dieſen und den folgenden Tag vorübergehen, damit die Vernunft bei Empoleo Platz greifen könne, und dann ſuchte ihn Eſippo wieder auf und ſagte, was ihm geeignet ſchien, um ihn von der Wahrheit zu überzeugen, wobei er ihn namentlich verſicherte, er ſelbſt habe Eupia veranlaßt, das Vermächtniß anzunehmen, ſie für ſich habe es durchaus nicht nehmen wollen aus Beſorgniß, es möchte das geſchehen, was ſein unbegründeter Zorn wirklich bewahrheitet habe, da er in die Treue und Ehrbarkeit ſeiner Frau nicht das gebührende Vertrauen ſetze. Empoleo wollte ſich aber hierdurch keineswegs beruhigen.

Wie hätte ſie, ſagte er, ſich nicht ſcheuen ſollen, das Vermächtniß anzunehmen, da ſie wußte, daß dies ein Zeugniß ihrer Unkeuſchheit war? Und ihr hättet ſie nicht nur nicht veranlaſſen ſollen, es zu nehmen, ſondern es war eure Pflicht, ihr die Züchtigung zu ertheilen, die

eine böſe treuloſe Gattin verdiente. Aber was ihr habt thun wollen, das werde ich thun; ſeid deſſen verſichert!

Eſippo war jung, rüſtig und in Waffen geübt. Als er daher ſah, daß kein Vernunftgrund bei dieſem unvernünftigen Menſchen Platz griff, ſprach er, erhitzt von den verwunderlichen Reden ſeines Schwagers: Es thut mir ſehr leid, daß du nicht der Mann biſt, um dich mit mir in den Waffen zu meſſen, denn ſonſt würde ich dir mit dem Schwert in der Hand zeigen, daß du keine Vernunft kennſt und daß, wenn du meine Schweſter des Ehebruchs zeihſt, du dich von der Wahrheit trennſt, und daß eine falſche Meinung, die dir den Sinn befangen hält, dich das Rechte nicht ſehen läßt. Wenn du aber deinen Sinn nicht änderſt und in hartnäckiger Thorheit Eupia und mit ihr unſerem ganzen Hauſe dieſen Flecken anhängen willſt, ſo wirſt du machen, daß ich alle Rückſichten beiſeit werfe und dir beweiſe, daß nicht ſie, ſondern du verdienſt, für dieſe deine Narrheit gezüchtigt zu werden.

Als Empoleo ſeinen Schwager ſo entrüſtet ſah und wohl wußte, daß er nicht im Stande ſei, mit ihm ſich auf Waffenkampf einzulaſſen, wagte er nicht, ihm eine Sylbe zu antworten, aus Furcht, es könnte ihm übel bekommen, und er entfernte ſich von ihm, ſo gut er konnte. Empoleo hatte aber einen Bruder, Areio mit Namen, der war ein junger Mann und ein kräftiger und muthiger Krieger. Dieſem erzählte er, was zwiſchen ihm und Eſippo vorgefallen war. Als er das hörte, beſchloß er, den Kampf zu wagen, nicht nur zur Vertheidigung ſeines Bruders, ſondern auch, im Vertrauen auf ſeine Verſicherung, zum Beweiſe, daß ſeine Schwägerin eine Ehebrecherin ſei. Unterdeſſen begab ſich Empoleo zu dem Richter, der über Ehebrüche zu erkennen hatte, und den Frauen, welche ſich ſolche Fehltritte zu Schulden kommen ließen, die empfindlichſten Strafen zuerkannte. Bei dieſem verklagte er ſeine Frau und ſagte, die Reich-

thümer, die ſie empfangen habe, ſeien ein offenbares Zeugniß für die Sünde der Frau, und ſie verdiene deshalb die Strafe, welche die Geſetze einem ſolchen Verbrechen androhen. Der Richter ließ Eupia rufen, welche, als ſie die Beſchuldigung hörte, welche ihr Mann über ſie angebracht hatte, weinend zu dem Richter ſagte: O Herr, ich habe niemals meinen Gatten hintergangen, denn auf ihn allein gingen ſtets alle meine Gedanken aus, niemals dachte ich, vor euch gerufen zu werden aus einem ſolchen Grunde. Da es aber meinem Gatten gefallen hat, dies zu thun, ſo erkläre ich, daß, wenn bei dieſer Sache ein Fehler gemacht wurde, ſo fällt er nicht mir zur Laſt; die erſte Urſache iſt die Natur, die mich ſo ſchuf, daß die Schönheit, die ſie mir verlieh, Eleutherio reizte, mich zu lieben, ohne daß er je von mir etwas empfangen hätte, woraus er den Schluß ziehen konnte, von mir geliebt zu werden. Die zweite Urſache iſt mein Gatte, indem er ſich von mir entfernt hat und damit Eleutherio auf die Anſicht brachte, ich ſei vom Feuer der fleiſchlichen Luſt getrieben, und er könne mich dadurch bewegen, ihm zu Willen zu ſein, ſo lange mein Gatte abweſend wäre. Der dritte Schuldige in der Sache iſt Eleutherio, welcher von mir dachte, was man von einer ehrbaren und treuen Frau nie denken ſollte. Mir ſelbſt aber iſt keine Verirrung zur Laſt zu legen, wenn man mir nicht etwa zur Sünde anrechnen will, daß ich ſtandhaft blieb in der grauſamen Schlacht, die mir Eleutherio mit Boten, Geſchenken und Sendungen lieferte, während er für Alles, was er thun mochte, von mir auch nicht einen Blick erreichen konnte, der ihm Hoffnung gegeben hätte, ich ſage nicht, ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, ſondern nicht einmal, daß ich ihm einen freundlichen Blick zuwenden werde. Dies können die Vermittlerinnen beweiſen, welche er benützte, um mir Geſchenke und Botſchaften zu überbringen, und die ich, als meine Todfeindinnen, immer mit Scheltworten von mir gejagt habe,

ohne ihre Bitten zu hören oder Geſchenke anzunehmen. Und wenn er mir im Tode die Geſchenke hinterlaſſen hat, welche meinem Mann eine ſchlimme Meinung von mir beigebracht haben, ſo kann ich dies nur dem Glück oder Unglück zuſchreiben; dem Glücke, inſofern ihn dies veranlaßt hat, in demſelben Teſtamente, in welchem er mir ſie vermachte, ein unumwundenes Zeugniß meiner Ehrbarkeit abzulegen, und inſofern mein Gatte dadurch bereichert worden iſt; meinem Unglücke, weil ganz unverdientermaßen Empoleo davon Anlaß genommen hat, mich für ehrvergeſſen zu halten und deshalb vor euch zu verklagen. Möge mich nur Gott durch ſeine Gnade und Barmherzigkeit ſo gewiß wieder in die Gunſt meines Gatten zurückführen, als ich nichts von allem, was mir Eleutherio vermacht, annehmen wollte. Aber mein Bruder Eſippo war der Meinung, es wäre eine wahre Thorheit, ein ſolches Glück nicht anzuerkennen und ſich anzueignen, und beſtimmte mich gegen meinen Willen, alles anzunehmen, was Eleutherio zu meinen Gunſten verfügt hatte. Habe ich hierin einen Fehler begangen, ſo rührte er nicht von mir her, ſondern von meinem Bruder, der immer liebevoll für mich geſorgt und mich Empoleo zur Gattin gegeben hat. Hätte er auf alles dieſes Rückſicht genommen, ſo würde er mich nur für keuſch gehalten und das freundlich und in gutem Sinne aufgenommen haben, womit ihn meine Ehrbarkeit und ſein Glück verbunden mit der Freigebigkeit des verſtorbenen Ritters bereichert hat. Hier iſt das Teſtament, durch welches er glänzendes Zeugniß ablegt für meine Ehrbarkeit, indem er darthut, daß einzig hierdurch er bewogen wurde, mir eine ſo glänzende Urkunde zu geben; hier ſind die Mittelsperſonen, welche euch ſagen werden, wie ſie mich immer gefunden haben; hier iſt mein Bruder, der euch ſein Wort geben wird, daß er mich veranlaßt hat, anzunehmen, was ich nicht annehmen wollte, lauter Umſtände, die ſammt und ſonders meinem Manne jeden böſen Gedanken hätten

benehmen müſſen, wenn er ſie hätte überlegen wollen. Aber da er doch gethan hat, was er nicht hätte thun ſollen, und mich vor euch lud, ſo vertraue ich zu eurer Weisheit und Gerechtigkeit, daß ihr mich aus den angeführten Gründen von der weiteren Verfolgung, die mir ſo unverdientermaßen zur Laſt fällt, und ebenſo von dieſer ungerechten Verleumdung freiſprecht, und ich hoffe Euer Gnaden werde mich durch einen gerechten Spruch meinem Gatten als das zu erkennen geben, was ich in Wahrheit bin.

Hier ſchwieg die Unglückliche unter Thränen. Nachdem Eupia alſo geſprochen hatte, fragte der Richter Eupoleo, was er dagegen einzuwenden habe, und er ſprach zu ihm alsbald: Alle von dieſer Frau zu ihrer Rechtfertigung angeführten Gründe ſprechen gegen ſie und zu meinen Gunſten. Was die Schönheit anbetrifft, deren ſie die Natur anklagt, ſo ſage ich, daß, wenn ſie die Sittſamkeit im Bunde mit ſich behalten hätte, wie die Natur ſie ihr verliehen, ſo hätte ſie ſich vielmehr ſpröde, als ſchamlos gezeigt, und wenn ſie in der That und in ihrem Äußern ſo geweſen wäre, wie ſie jetzt durch ihr Geſchwätz ſich dafür ausgeben will, ſo hätte ſie jedem Manne vorweg alle Hoffnung abgeſchnitten, ſie zu verſuchen, ſo kühn und frech er auch hätte ſein mögen; denn es iſt kein Mann ſo alles Verſtandes baar, daß er, nachdem er ſich von einer reinen Frau beſtimmt abgewieſen ſieht, nicht unterließe, ſie zu beläſtigen. Auch meine Entfernung hätte niemand Anlaß geben können, ſich zu erdreiſten, ſie zu verſuchen oder ihr Botſchaften und Geſchenke zu ſchicken. Ferner die Frauen, welche bei der Sache die Vermittlerinnen gemacht haben, beweiſen ihre Schuld, denn nur ſchlechte Weiber hätten ſich erkühnt, zu einer Frau von Ehre hinzugehen, und dieſe wären alſo nicht zu ihr gekommen, wenn ſie ſie als keuſch gekannt hätten, die ſich nun für die Keuſchheit ſelbſt ausgeben möchte. Darum darf man glauben, daß

ſie ſehr wohl gewußt haben, daß ſie ihnen ſelbſt den Weg öffnete, um die Botſchaften an ſie zu beſtellen und ihnen die Geſchenke zu geben. Daß ſie ſie zuerſt ausgeſchlagen, ſpäter aber doch angenommen hat, was ihr Buhle ihr in ſeinem Teſtamente vermacht hatte, um nach ſeinem Tode ihr anzugehören, beweiſt, daß ſie ſo miteinander übereingekommen waren, um durch dieſen Kunſtgriff den Ehebruch zu verſtecken und dann, er möchte leben oder nicht, auf einmal zu erhalten, was er ihr zu verſchiedenen Zeiten geſchickt hatte. Ich weiß nur zu gut, daß bei ausſchweifenden Weibern, wie dieſes, die Habſucht die Mutter des Ehebruchs iſt. Wenn er im Teſtamente geſagt hat, er hinterlaſſe es ihr zum Zeugniß ihrer Sittſamkeit, ſo hat er hierin als braver Ritter gehandelt, denn es iſt eines Mannes, der die Gunſt einer Frau genießt, durchaus unwürdig, ſie, nachdem ſie ihn erhört hat, in den Ruf der Unkeuſchheit zu bringen. Aber wo wäre der Thor, der einem Manne, der im Verdachte des Ehebruchs ſteht, ſogleich glauben möchte, daß diejenige ſittſam ſei, die um ſeinetwillen als Ehebrecherin verklagt wird? Wenn ſie behauptet, ihr Bruder habe ſie gezwungen, das Vermächtniß anzunehmen, ſo ſieht man deutlich, daß ſie genöthigt worden iſt, weil ſie es gewollt hat; und wenn man ihr zuletzt Alles ins Haus gebracht hat, ſo zeigt dies ihre Einwilligung; da ich aber hierüber mit ihrem Bruder hinlänglich geſprochen habe, ſo werde ich mich nicht weiter in Gerede darüber verbreiten. Es bleibt mir nur übrig, euch zu beweiſen, daß es mehr, als wahr iſt, daß, wenn eine Frau einmal die Schranken der Scham überſchritten hat, ſie ſichs zur Ehre rechnet, auch offen als ſchamlos erkannt zu werden. Die Ehrloſe hat es über ſich gewonnen, hier in eurer Gegenwart, wo ſie in Anbetracht ihrer Schuld und der ihr gebührenden Strafe hätte verſtummen ſollen, zu äußern, ich ſollte mich freuen über den Zuwachs meiner Habe, den mir ihr Ehebruch ins Haus geführt, als wäre

ich einer von denen, die, wenn ſie nur ihr Haus gefüllt finden, ſich nichts darum kümmern, Hörner an der Stirne zu tragen. Gottloſes Weib, das du biſt, meinſt du ich ſolle mich freuen, mich ſo ſchmachvoll bereichert zu ſehen? Weißt du nicht, daß alles Gold und Edelgeſtein, das ich auf dieſem Wege bekäme, mir nur wie lauter Koth und Geſtank vorkäme? Aber ich wundere mich nicht, Herr Richter, wenn dieſe Gottloſe, die für ſittſam gehalten werden will, während ſie doch das Zeugniß ihres Ehebruchs bei ſich hat, ſich nicht ſchämt zu ſagen, ich ſollte mich darüber freuen; denn wenn ſie nicht ſo alle Schaam abgelegt hätte, ſo müßte ſie ſich ſo ſchämen, daß ſie lieber todt, als mit einer ſolchen Schmach bedeckt lebendig ſein wollte. Darum bitte ich euch, ihren ſchlimm angelegten Lügen kein Gehör zu leihen und nicht zu ermangeln, ihr mit Hilfe der Gerechtigkeit den Lohn zu ertheilen, den ſie für ihre böſe gottloſe Handlungsweiſe verdient.

Nachdem der Richter beide angehört hatte, wollte er ſich Zeit nehmen, um zu überlegen, was er in dieſem Falle nach dem Rechte thun müſſe. Er entließ daher die beiden Theile, beendigte den Streit und zog ſich zurück, um reiflich den ſeltſamen Fall zu betrachten, der ihm ſo zweifelhaft entgegengetreten war, daß er unter den gegebenen Umſtänden ſelbſt nicht wußte, auf welche Seite er ſich neigen ſollte. Da erſchien Areio und ſagte zu Eſippo, er habe nicht wohlgethan, ſeinen Bruder als Betrüger darzuſtellen, er habe nicht die Wahrheit geſagt, indem er jene offenbare Ehebrecherin für ehrbar ausgeben wollte. Als Eſippo ſich auf dieſe Weiſe beleidigt ſah, ſagte er ſogleich, er wolle ihm mit allen beliebigen Waffen (vorausgeſetzt, daß Ritter ſie im Kampfe gebrauchen können) beweiſen, daß ſeine Behauptung vollkommen wahr ſei. Ein Wort gab das andere, wie es bei dergleichen Händeln zu gehen pflegt, und am Ende kamen ſie zu dem Schluſſe, die Waffen entſcheiden zu laſſen. Als der beſtimmte Tag kam, erſchien Areio als der

Schuldige und Eſippo als Kläger auf dem Kampfplatze, den ihm Eſippo in einer berühmten Stadt von Salamis vorgeſchlagen, und den er als rechtlich und ſicher angenommen hatte. Areio hatte beſchloſſen, zu Pferde zu kämpfen, und er ſchickte ihm eine vollſtändige Waffenrüſtung zu, der Helm aber bedeckte nur das Geſicht von den Augen abwärts und der obere Theil des Kopfes blieb ganz unbedeckt, was zwar Eſippo nicht gefiel, da es ganz gegen Kriegsgebrauch und Ordnung der Ritterſchaft verſtieß, er aber doch hinnahm, da er ſehen wollte, worauf der ganze Handel hinauslaufe. Zuletzt ſchickte er ihm einen Degen und einen Schild. So ſtiegen denn beide zu Pferd. Das Pferd des Areio war faſt drei Spannen höher, als gewöhnliche Pferde und außerdem ſo gewöhnt, daß, wenn der Ritter die Zügel im Munde hielt, er es ebenſo gut leitete, als ein anderer mit der Hand. So blieb ihm die linke Hand frei, um den Kopf mit dem Schilde zu decken, und die rechte zum Schlagen. Eſippo dagegen mußte ſein Pferd mit der linken Hand leiten und konnte ſich ſeines Schildes gar nicht bedienen; deshalb blieb der Kopf unbeſchützt und konnte von jedem Schlage des Feindes gefährlich getroffen werden. Als er dies bemerkte, weigerte er ſich, auf dieſe Weiſe zu kämpfen, indem er ſagte, das ſeien keine ritterlichen Waffen und man pflege im Kriege nicht die Pferde auf ſolche Weiſe zu lenken und zu führen. Er berief ſich auf den Kampfrichter, wo der Schuldige für ſich anführte, wie im allgemeinen Kriege Liſten und ein Sieg durch Gewandtheit und Schlauheit ebenſo, wie durch Tapferkeit, ja ſogar der Sieg mit Hinterhalt geſtattet ſei und das Überwinden für löblich gelte, ſo müſſe es auch erlaubt und geſtattet ſein in einem Kampfe der wegen eines Privatkampfes zwiſchen zweien ſtattfinden. Seine Gründe wurden jedoch nicht angenommen, denn der Richter ſagte, in den allgemeinen Kriegen geſchehe das, weil man nicht ein Heer dem andern gleich machen, noch das eine vor

den Nachſtellungen des andern bewahren könne, wiewol Alexander der große weder durch Hinterhalt noch durch Betrug noch durch Übervortheilung in der Nacht noch durch irgend ein gelegenes Mittel kämpfen wollte; ſondern einzig durch ſeine Tapferkeit und die ſeiner zwar wenigen, aber muthvollen und klugen Soldaten überwanden ſie die zahlloſe Menge der Kriger Aſiens, und darum wurden zu ſeiner Zeit ſeine Siege geprieſen und werden es werden, ſo lange der Bau dieſer Welt beſteht. Einzelkämpfe aber, die nach gemeinſchaftlicher Übereinkunft von den Parteien verſucht werden, und mit Genehmhaltung der Fürſten, werden an einem ſichern Orte veranſtaltet, wo keine Furcht vor Gewalt oder Hinterhalten ſtattfinde, und ſie werden erlaubt, damit ohne Vortheil des einen oder des andern Waffen ohne Hinterliſt, wie ſie muthvollen Rittern ziemen, angewandt werden. Darum, ſagte er ferner, dürfe man nicht mit ſolchen Sophiſtereien kommen, und jeder Ritter, der ſich weigere, mit einem zu kämpfen, der ſolche Waffen auf den Kampfplatz bringe, wie Areio gethan habe, handle als ein ehrlicher Krieger, ſowie ſich andererſeits der ſehr wenig ehre, der mit ſolchen Kunſtgriffen bei Zweikämpfen vorſchreiten wolle, und vielmehr ſich als Feigling, denn als muthig erweiſe; und wenn auch mit ungewöhnlichen Waffen gekämpft werden ſolle, was er nicht zugebe, ſo müſſe der, der ſie wähle, dem Gegner wenigſtens zwei Monate zuvor Kenntniß geben, damit, wenn er ſie annehme, er ſich darin üben und dem Kampfe gewachſen werden könne. So wurde beſchloſſen, eine andere Waffengattung für dieſes Gefecht zu wählen. Als Areio ſah, daß nicht erfolgt war, was er ſich erſonnen hatte, und er nicht der Feigheit beſchuldigt werden wollte, beſchloß er zu Fuß zu kämpfen, halb bewaffnet auf der Vorderſeite, mit der Sturmhaube, in der linken Hand den Schild, in der rechten ein Schwert. Ferner wurde ausgemacht, wenn das Schwert zerbreche,

ſo ſolle es ausgetauſcht und dafür ein friſches gegeben werden. Auf dieſe Weiſe gerüſtet traten die beiden Ritter einander gegenüber, nach einigen Schlägen zerbrach das Schwert des Areio und ſogleich gebot der Kampfrichter Stillſtand, bis ihm ein anderes gegeben wurde. Die Ritter fochten dann weiter, Eſippo brachte ſeinem Gegner einen Stoß bei, er deckte ihn mit dem Schilde; der Stoß war aber ſo heftig, daß ſich das Schwert umbog, wie ein Schießbogen, wodurch es zum Kampfe unnütz und zum Pariren wenig geeignet geworden war. Deshalb verlangte er, man ſolle ihm das Schwert austauſchen. Areio widerſetzte ſich dieſem Begehren, denn das Schwert ſei nicht zerbrochen, wie es in der Übereinkunft laute, Eſippo dagegen behauptete, man müſſe ihm ein anderes geben, denn das ſeinige ſei ſo krumm, als wenn es gebrochen wäre. Die Übereinkunft ſei auch nur darum getroffen worden, weil ein zerbrochener Degen nicht mehr paſſend ſei zum Kampfe, und unbrauchbar ſei auch der ſeinige geworden, welcher ſo gebogen ſei, daß man ihn nicht mehr anwenden könne; deswegen ſei es derſelbe Fall, wie, wenn er zerbrochen wäre. Während die beiden Ritter vor dem Kampfherrn ſtanden, welcher aus dem angegebenen Grunde das Gefecht unterbrochen hatte, erſchien auf dem Kampfplatze ein greiſer Mann von ehrwürdigem Anſehen, trat vor den Richter, machte ihm eine Verbeugung und ſprach: Herr, ich habe den Grund dieſes Gefechtes gehört. Wie mir ſcheint, ſind dieſe beiden Ritter im Streit über die Sittſamkeit einer Frau, die von ihrem Gatten als ehrvergeſſen angeklagt wird; einer von ihnen nimmt die Partei der angeſchuldigten Frau, der andere iſt ihr Gegner, und es ſind bei der Obrigkeit, wo der Ehemann ſeine Frau belangt hat, ſolche Zeichen für beide Theile vorhanden, daß die Sache rechtlich höchſt zweifelhaft bleibt; und wenn man ſich auch im Zweifelsfall zu Gunſten der Frau ausſprechen müßte, ſo würde man damit doch den Verdacht nicht aus der Seele des

Gatten entfernen, und derſelbe Fall wäre es, wenn der Vertheidiger der Frau über den andern der beiden Ritter den Sieg davontrüge. Darum habe ich mich auf ein Mittel beſonnen, wobei die Ritter keinen Anlaß mehr haben, zu kämpfen, und es ſich durch ſichern Beweis herausſtellen muß (was weder bei dem Spruche des Richters noch bei der Kampfprobe des Ritters der Fall wäre), ob die Frau keuſch oder eine Ehebrecherin iſt, und ſomit, ob ſie Lob oder Strafe verdient. Das Mittel iſt folgendes. Bei Korinth befindet ſich ein dem Neptun geweihter Tempel, worin unter dem Hauptaltar eine kleine dem Portunus gewidmete Kapelle ſteht, deſſen Bildniß dort ausgehauen iſt in ganz grünem Marmor, ſodaß man meint, es ſei der feinſte Smaragd. Dahin führt man, wenn ſonſt Beweiſe fehlen, diejenigen, die irgend eines Vergehens ſchuldig gehalten werden, und vor der Thure des Tempels legt man einen Eid ab über die beſtrittene Sache; dann wird der Schwörende in den Tempel geführt und muß zu dem Götzenbilde hinuterſteigen. Hat er falſch geſchworen, ſo wird alsbald, wenn er vor dem Bilde ſteht, daſſelbe ſchwarz und er verliert ſo ſehr die Beſinnung, daß er den Weg aus dieſem Orte heraus nicht mehr findet. Dies iſt das ſicherſte Zeichen ſeiner Schuld und darum wird er geſtraft für das erſte Vergehen und für den Meineid. Wenn aber der Angeklagte recht geſchworen hat, ſo wird das Bildniß glänzend hell und der mit Unrecht Beſchuldigte findet ſogleich den Ausgang. Um alſo dieſen ſtreitigen Punkt aufzuklären, der an ſich ſo zweifelhaft iſt und den, wie geſagt, weder der Spruch des Richters noch der Sieg oder Verluſt der Ritter vollſtändig ins Licht ſetzen könnte, ſcheint mir, muß man die angeklagte Frau zu dieſer Probe führen; dann werden die Gründe wegfallen, das bürgerliche Gericht zu behelligen oder dieſe Ritter zum Zweikampfe zu veranlaſſen. Iſt die Frau rein, ſo bleibt ſie in Gunſt bei ihrem Gatten; iſt es vielleicht anders, ſo wird ſie

als Ehebrecherin verurtheilt und dem Feuer übergeben, wie das Gesetz mit Recht verordnet.

Dieser Vorschlag gefiel dem Kampfrichter wohl, er ließ das Gefecht innehalten und schickte, ohne damit den Parteien vorzugreifen, Botschafter an den Fürsten von Ägina und that es ihm zu wissen. Dieser befahl die Frau an jene Stelle zu führen, unter Zustimmung des Gatten, welcher mit ihr und mit den beiderseitigen Verwandten sich gleichfalls dahin begab; auch folgten die beiden Ritter. Als sie an der bezeichneten Stelle angelangt waren, wurde durch den Priester des Tempels nach dem alten damals im Schwang gehenden Aberglauben der Frau der Eid vorgehalten und sie schwur, daß sie ihre Keuschheit nie verletzt habe. Dann wurde sie mit den andern, die gekommen waren, diese Probe zu sehen, vor das Bild des Portunus geführt, und die Frau war nicht so bald eingetreten, als das Götzenbild einen solchen Schein verbreitete, daß man meinte, die Sonne sei vom Himmel gestiegen, um sie zu erleuchten. Der ganze Raum war voll von Licht und sogleich fand die keusche Frau den Weg wieder heraus. Als die Umstehenden dies bemerkten, wurde sie für ganz sittsam gehalten und war daher ihren Gatten von neuem höchst theuer. Aller Streit hörte auf und man lobte höchlich Eleutherio, der nach ritterlicher Sitte ein so ausgedehntes Zeugniß abgelegt hatte von seiner Liebe zu Eupia und seiner innigen Freude über ihre Keuschheit, indem sie so bestimmt seine Anträge zurückgewiesen hatte, um ihre Unbescholtenheit zu bewahren.

XIX. Aleſſandro Sozzini.

1510.

61. Die drei Blinden und das Almoſen. *)

Scacazzone kam eines Abends bei der Kirche der Madonna del Poggio**) vorüber, trat hinein und bemerkte, daß niemand darin war, als drei Blinde. Als dieſe jemand in der Kirche hörten, fingen ſie alle an um ein Almoſen zu bitten. Scacazzone gewährte es ihnen, indem er alle drei miteinander alſo anredete: Ich bin verpflichtet, einen Goldducaten als Almoſen zu geben, ich will ihn euch allen drei geben.

Er fuhr fort: Da nehmt!

Alle drei ſtreckten die Hand aus, er gab ihn aber keinem.

Wollt ihr meinem Rath folgen? fuhr er fort. Geht in die Schenke, und macht alle miteinander eine ordentliche Zeche.

Während er ſo ſprach, bildete ſich jeder von ihnen ein, einer der beiden andern Blinden habe den Goldducaten erhalten, und ſo faßten ſie unter ſich den Beſchluß, die vorgeſchlagene Zehrung zu veranſtalten und machten ſich auf den Weg nach der Schenke Marchino's in Diacceto, Scacazzone aber ging ihnen nach und immer nach. Die drei traten in die Schenke und Scacazzone gab dem Wirthe einen Wink, ihnen ſo wenig als möglich

*) Eine ähnliche Geſchichte erzählt ein altfranzöſiſches Fabliau, bei Barbazan III, 398; Le Grand d'Auſſo III, 49.

**) In Siena.

vorzuſetzen, denn er habe einen Scherz mit ihnen vor und werde nachher ihre Zeche bezahlen, wenn ſie gegeſſen haben. Dann blieb er auf der andern Seite von der Thüre, um zuzuſchauen, worauf der Scherz hinauslaufen werde. Die Blinden ſetzten ſich zu Tiſche und der Wirth brachte ihnen eine reichliche Portion Salat zum Anfang eines ſchlechten Nachteſſens, dann trug er jedem einen Fleiſchkloß auf. Als ſie damit fertig waren, fingen ſie an, weiteres Eſſen zu verlangen.

Wir wollen uns heute gütlich thun, ſagten ſie. Wirth, halt uns gut! Wir haben einen Ducaten zu verzehren.

Der Wirth brachte ihnen ſofort noch weiß Gott was für ein Gekoch, erklärte aber, weiter könne er ihnen nichts reichen, ſie mögen Geduld mit ihm haben; ſodaß die Sache genau auf einen Teſtone ſich belief.

Verzeiht mir, ſagte er nochmals. Wenn ihr auf dieſe Weiſe in Geſellſchaft zu mir kommen wollt, ſo laßt es mich vorher wiſſen! Dann ſeid unbeſorgt, ich verſpreche euch, da ſollt ihr genug finden, um zu ſchwelgen.

Als die Blinden das zuvorkommende Anerbieten des Wirthes hörten, berathſchlagten ſie, ein ander Mal wieder herzukommen, und einer von ihnen ſagte zu ihm: Wir wollen dir einen Goldducaten geben und damit den Teſtone auszahlen, den wir dir von heute Abend ſchuldig ſind. Vom Übrigen bereite uns morgen Abend ein Feſtmahl! Wir kommen dann wieder miteinander zu dir.

Der Wirth antwortete alsbald: Ich will es ſchon einrichten, daß ihr mit mir zufrieden ſeid.

Dann aber fügte er hinzu: Gebt mir nur den Ducaten!

Da ſagte einer von den Blinden zu den beiden andern: Wer ihn von euch hat, der gebe ihn her!

Die zwei aber erwiderten einſtimmig: Ich habe ihn nicht.

Der erſte verſetzte alsbald: Es muß doch einer von euch ihn haben, denn ich habe ihn nicht.

Die andern beiden dagegen ſagten: Im Gegentheil, du mußt ihn haben, wenn wir ihn nicht haben. Und du haſt ihn auch, denn du ſtandeſt zunächſt an der Thür.

Wenn ich zunächſt an der Thür war, ſo ſtandet ihr weiter vorn und mit euch hat der geſprochen, der uns den Ducaten gab. Einem von euch hat er ihn eingehändigt, mir nicht.

Ha, du Verräther, ſagte einer der beiden zu ihm, wir beide ſtanden nebeneinander, und wenn er ihn uns gegeben hätte, ſo hätten wir es hören müſſen, wem von uns er ihn gegeben hätte.

Ihr Schelme, ſagte der erſte Blinde, ihr möchtet den Ducaten unter euch theilen und mir meinen Theil daran vorenthalten.

Damit hob er ſeinen Stock auf und fing an die andern zwei Blinden zu prügeln. Als ſie die Schläge fühlten, fingen ſie gleichfalls an, mit ihren Stöcken zu hantieren und theilten blindlings die heftigſten Streiche aus. Einer der beiden Freunde traf ungeſchickter Weiſe den andern auf den Arm, ſodaß er ſchreien mußte und ausrief: Wer von euch mich geſchlagen hat, iſt ein Mörder.

Damit ſuchte er ſich aus dem Gefecht zu entfernen und ſank zu Boden. Die beiden andern aber wurden handgemein und gaben ſich blindlings Fauſtſchläge. Scacazzone indeſſen brachte den Mund faſt nicht mehr zuſammen vor Lachen. Da er aber ſah, daß aus Veranlaſſung ſeines Betrugs dieſe armen Schelme ſich ſo gar übel zurichteten, trat er zwiſchen ſie (denn, obgleich bei dieſem wahrhaft blinden Lärm viele Leute zuſammengelaufen waren, hatte er doch nicht zugegeben, daß jemand ſich in die Sache miſche, um ſie zu trennen), richtete den zu Boden gefallenen Blinden auf und nahm die beiden andern an der Hand. Und als hätte er nichts gewußt von der Sache, fragte er die Blinden nach dem Grunde ihres Streites und dieſe erzählten ihm denſelben.

Wahrſcheinlich, erwiderte er darauf, hat jener keinem von euch den Ducaten gegeben und nur ſo geſagt, um ſich einen Spaß mit euch zu machen.

Der Blinde, welcher ſich aufgerichtet hatte, erkannte den Sprechenden an der Stimme, er merkte, daß er ihnen verſprochen hatte, einen Ducaten zu geben, und ſagte zu ihm in heftigem Zorn: Du haſt uns ſo zum Beſten gehabt, Verräther!

Scacazzone lachte einen Schocker und ſagte zu ihm: Das mußt du nicht ſagen. Ich bin jetzt hier erſchienen, und will, daß ihr Frieden ſchließt.

Einer der Blinden antwortete: Der Friede wird geſchloſſen werden, wenn du dem Wirthe drei Giuli zahlen willſt für das, was wir verzehrt haben auf Rechnung des Ducaten.

Scacazzone ſagte: Ich bin es zufrieden.

Und er gab dem Wirthe drei Giuli.

Die Blinden gingen fort und ſprachen unter ſich: Es iſt ſchon gut, wir ſind doch nicht ganz im Schaden geblieben.

Die Streiche aber, die ſie ſich gegeben hatten, behielten ſie, denn davon ließ ſich nichts abthun.

XX. Lionardo Bruni von Arezzo.

1311.

65. Antiochus und Stratonica.

Es sind noch nicht viele Jahre, daß ich mich in Gesellschaft mehrerer edler Herren und Frauen auf dem Lande in der Nähe von Florenz befand. Es war daselbst Mahlzeit und festlicher Empfang und man hatte sich schon ziemlich lange verschiedentlich unterhalten, da beschloß der, der dafür zu sorgen beauftragt war, um den Frauen Erholung zu verschaffen, sie sollten sich alle nach einer kleinen Wiese begeben, welche zu dem Landgut gehörte, und zwar nicht umfangreich, aber sehr gut angelegt war und einen anmuthigen Aufenthaltsort abgab. Sie gingen dahin, ließen sich nieder und der Besitzer des Landguts zog zur Unterhaltung der Frauen ein Buch hervor mit dem Titel „Hundert Novellen, verfaßt von dem fürtrefflichsten Dichter Johann Boccaccio." Ein heiteres und sehr anmuthiges Fräulein aus der Gesellschaft schlug das Buch auf und fing an zu lesen. Zufällig stieß sie auf die Geschichte von Gismonda der Tochter Tancred's Fürsten von Salerno, die sie mit sehr klarer und wohlklingender Stimme las, und fesselte dadurch die Aufmerksamkeit aller anwesenden. Es wurde still und man hörte und vernahm nur sie allein mit großer Begierde, und es wäre nicht möglich auszusprechen, wie sehr die herben Schicksale, die jene Geschichte berichtet*), alle rührten, vornehmlich

*) Es ist die erste Novelle des vierten Tags im Decamerone. Die Überschrift gibt den Inhalt folgendermaßen an: Tancred, Fürst von Salerno, tödtet den Geliebten seiner Tochter und schickt ihr das Herz desselben in einem goldenen Becher. Sie gießt vergiftetes Wasser darüber, trinkt es aus und stirbt.

aber die leidenschaftlichen kläglichen Worte, die über Guiscardo's Herz gesprochen werden, das ihr der unglückliche trotzige Vater überschickte, sodann bei dem Tod der Tochter und beim Herbeieilen des Vaters, der sich schon einbildete, was sie gethan habe, und darüber betrübt war. Viele von den anwesenden Frauen vermochten nicht das Übergehen ihrer Augen zu verhehlen und die durch das Mitleid mit einem so herben Falle hervorgelockten Thränen. Unter den Herren befand sich daselbst auch einer unserer Mitbürger, dessen Namen wir für jetzt verschweigen, es ist aber ein in griechischer und lateinischer Literatur sehr bewanderter Mann, der den alten Geschichten eifrig nachforscht. Er saß zufällig neben dem schönen Fräulein, welches die Novelle gelesen hatte. Da er nun aller Stimmung getrübt sah, erzählte er, um Frohsinn und Heiterkeit wieder herzustellen, eine andere Geschichte fast entgegengesetzten Inhalts von jener, und leitete sie folgendermaßen ein: Es hat mir immer geschienen, edle Frauen, als ob die alten Griechen an Menschlichkeit und Edelsinn uns Italiäner weit übertroffen haben. Wie ich nun in der vorgelesenen Novelle von dem grausamen harten Herzen des Fürsten Tancred von Salerno hörte, der sich alles Trostes und seine Tochter des Lebens beraubte, fiel mir als Gegenstück eine Novelle oder vielmehr Geschichte ein von einem griechischen Edeln, der viel menschlicher und weiser als Tancred war, wie die Sache selbst erweisen wird. Wisset nämlich, daß unter Alexanders des großen Nachfolgern auch ein Fürst war von großem Ansehen und Macht, Namens Seleucus; derselbe war König von Syrien. In seiner Jugend nahm er zur Frau eine Tochter des Königs Ptolemäus von Ägypten, mit Namen Cleopatra geheißen, von welcher er in kurzer Zeit einen Sohn bekam Namens Antiochus und überdies mehrere Töchter, welche für jetzt nicht erwähnt zu werden brauchen. Da begab es sich nun, daß, als Antiochus schon vierzehn Jahre alt war, seine

Mutter Cleopatra in Folge einer Krankheit ſtarb und ſein Vater Seleucus ohne Frau blieb. Auf Antrieb und Zureden ſeiner Freunde nahm dieſer jedoch eine zweite Frau, die Tochter des Königs Antipater von Macedonien, mit Namen Stratonica geheißen, welche er unter großem Pomp und Hochzeitfeierlichkeiten heimführte, und lebte mit ihr in größter Zufriedenheit. Stratonica war von Perſon ausnehmend ſchön und ſo anmuthig und erheiternd im Umgang, daß es nicht zu ſagen iſt. Sobald ſie nun am Hofe ihres Gemahls einheimiſch wurde, hatte ſie oftmals in freundliche Berührung zu treten mit dem jungen Antiochus, ſie ſpielte mit ihm, ritt mit ihm aus und erzeugte ſo, ohne es zu merken oder daran zu denken, in des Jünglings Gemüth die Flamme der glühendſten Liebe, welche von Tag zu Tag mehr in hellen Brand auszuſchlagen drohte. Der Jüngling war um dieſe Zeit etwa achtzehn Jahre alt, aber ſehr geſetzt und hochherzig, und da er wohl einſah, daß ſeine Liebe in Rückſicht auf ſeinen Vater unerlaubt war, hielt er ſie ſo geheim, daß er ſie niemand mittheilte. Aber je verborgener die Flamme war und je weniger ihr Linderung von außen wurde, um ſo mehr wuchs die Glut, die ihn im Grund des Herzens verzehrte, und es brauchte nur wenige Monate, ſo verwandelte ſich die Farbe ſeines Geſichts, und ſeine kaum noch ſo kräftige Geſtalt war eingefallen und mager anzuſchauen, ſodaß ihn ſein Vater oft fragte, und auch andere Leute, was er denn habe, und ob er ſich wohlfühle. Der Jüngling ſchützte aber bald dies bald jenes vor und lenkte ihre Gedanken auf alles andere, als auf die Wahrheit. Am Ende ließ er ſeinen Vater bitten, ihn von Hauſe wegzuſchicken zum Oberbefehl des Heeres, indem er anführte, es würde ihm als einem Ritter das Tragen der Waffen und die Anſtrengung des Kriegsdienſtes die Beſchwerden heben, welche ihm allzu große Muße und Ruhe verurſacht habe. Dieſe Gründe bewogen

den Vater ihn zum Heere zu senden, in gutem Geleit von alten im Waffenwerk wohlgeübten Männern. Das Mittel wäre sicherlich vollkommen gut gewesen, wenn Antiochus seine Gedanken hätte dahin mitnehmen können, wohin er ging. Da aber sein Sinn durchaus auf dem Anblick der schönen Frau haftete und mit ihm beschäftigt war, können wir sagen, daß er sein Äußeres, seinen Leib zum Heere trug, seine Seele aber dort blieb, wo die schöne Frau weilte. Obwol er beim Heere war, konnte er doch an nichts anderes, als an seine Geliebte denken, im Traume meinte er nicht anders, als er sei bei ihr, und oft beweinte er seine Thorheit, daß er sich von dem Anblick dessen entfernt habe, was ihn allein noch beruhigen konnte. So vergingen nicht zwei Monate, als er niedergeschlagen von seinen Gedanken in eine Krankheit verfiel, die ihn beständig ins Bett bannte. Er mußte daher nach einigen Tagen auf einer Tragbahre nach Hause gebracht werden zum großen Leidwesen aller seinem Vater unterworfenen Völker. Sie hatten das größte Zutrauen und Hoffnung auf die Tüchtigkeit des Jünglings und erwarteten von ihm eine vollkommen gute Regierung nach seines Vaters Tode. Es wurden daher sogleich viele Ärzte zusammenberufen, um ihn von der Krankheit, die ihn befallen hatte, zu befreien; aber so sehr sie auch berühmt und gefeiert waren, so sehr sie auch all ihr Geschick aufboten, so schafften sie ihm doch keine Abhilfe, denn die Wurzel seiner Krankheit war ihnen verborgen und ein Geheimniß und so wirkten sie mit ihren Arzeneien nicht auf das daniedergeworfene Gemüth, das vom tödtlichen Schlage der Liebe betroffen war, sondern suchten den Körper zu heilen, der vom Gemüthe beständig den Stoff der Krankheit überkam. Am Ende verzichtete man auf alle ärztliche Pflege und es war niemand, der ein Mittel gegen eine so versteckte Krankheit anzugeben wußte. Unter andern war auch ein sehr verständiger und gelehrter Arzt daselbst, Namens Philippus.

Es war der Arzt des Königs und Bürger der Stadt, in welcher der König reſidirte. Dieſer gab ſich alle erdenkliche Mühe, um der Krankheit des Jünglings auf die Spur zu kommen, und verfiel endlich auf den Gedanken und Verdacht, es ſei vielleicht ein Liebesleiden, während die andern Ärzte der Anſicht waren, er leide an Abzehrung oder Schwindſucht. Da nun Philippus dieſen Gedanken hatte, hielt er ſich als ein geſchickter und thätiger Mann viel in dem Zimmer des kranken Jünglings auf und beobachtete fleißig jede ſeiner Handlungen. Er ſagte zum König, es ſei zur Zerſtreuung des Kranken erforderlich, daß die Königin und andere Frauen des Hofes wenigſtens einmal täglich kommen und ihn beſuchen und ihn dabei zu unterhalten bemüht ſeien. Dies wurde dann von dem König ſogleich befohlen. Der Arzt ſetzte ſich unter irgend einem Vorwand auf das Bett neben den Jüngling, hielt deſſen linken Arm in der Hand und die Finger auf dem Puls, um zu ſehen, ob er durch dieſes ſchlau berechnete Mittel auf irgend eine Spur komme. Und wirklich brachte er ſo die Krankheit des Jünglings heraus; denn als ihn viele ſehr ſchöne und anmuthige Frauen des Hofes beſuchten, fühlte er nie eine Änderung in dem niedergeſchlagenen Pulſe des liebenden Jünglings, aber als die Königin hinkam, fühlte er in dem Pulſe ein wunderbares Prickeln und lebendiges Pochen. Und als die Königin ſich neben den Jüngling niedergeſetzt hatte und ihn mit ihrer gewohnten Anmuth zu tröſten anfing, ſchien der Puls ſich ganz zu beruhigen und in geregeltem Gange ſich zu bewegen. Als aber nach einigem Verweilen die Königin ſich entfernte, war die Unruhe und Aufregung des Pulſes ſo heftig, daß der Arzt das Äußerſte befürchtete und der Kranke am Ende wie todt hinſank. Zugleich ſchaute der Arzt dem Jüngling ins Geſicht und ſah, wie ſich die Heiterkeit und Zufriedenheit in Trübſinn und Traurigkeit verwandelte. Daraus erſah der wackere Arzt mit voller

Sicherheit, daß die Krankheit nichts anderes ſei, als Liebesleiden, und daß die Königin es ſei, um derenwillen er in ſo gefährliche Krankheit gerathen. Aber nicht zufrieden mit Einem Male wollte der weiſe Arzt die Probe zwei und dreimal wiederholen, fand aber immer dieſelben Zufälle. Da er nun die Sache für ausgemacht annahm, beſchloß er mit dem Jüngling davon zu reden und ihm zu eröffnen, was er bemerkt habe. Er erwartete dazu einen günſtigen Augenblick, hieß jedermann ſich aus dem Zimmer entfernen und fing alſo zu ſprechen an: Ich glaubte, Antiochus, du habeſt ſolches Zutrauen zu mir, daß du nicht allein in ärztlicher Beziehung, da es ſich von der Rettung deines Lebens handelt, das in größter Gefahr ſchwebt, ſondern auch in jeder andern geheimen oder öffentlichen Angelegenheit mir die Wahrheit nicht verhehleſt. Nun habe ich aber erfahren, daß ich in ſehr großem Irrthum war, und daß meine Treue vor deinem Angeſicht nicht ſo viel Gnade ſich erworben hat. Darüber bin ich ſehr betrübt, wenn ich bedenke, daß die Sachen ganz anders ſtünden, wenn mir die Wahrheit nicht wäre verhehlt worden. In der That weder meine Kunſt noch deine Geneſung kann dadurch gewinnen, daß du mich auf ſolche Art hintergehſt. Wiſſe demnach, daß die Wurzel deiner Krankheit, die du aus Scham haſt verhehlen wollen, mir bekannt iſt, und ſo offenbar, daß mir nicht entgeht, weder was noch wer die Veranlaſſung derſelben iſt. Ich bin auch kein ſo ſtrenger Mann, daß ich nicht wüßte, daß das jugendliche Alter den Zufällen der Liebe unterworfen iſt und daß es nicht in unſerer Gewalt ſteht, wen wir lieben wollen. Aber ſei getroſt, denn gewiß meine Arzneikunſt wird noch ein Mittel für dieſe deine Krankheit ausfindig machen, und zwar nicht aus Pillen und Säften, ſondern dadurch, daß ich den König deinen Vater dazu bringe, daß er lieber ſeiner Gattin entſagt, als ſeinen Sohn verliert.

Während der Arzt alſo ſprach, brach der Jüngling

in ſo heftiges Weinen aus, daß er ſich gar nicht mehr faſſen konnte, und er bat den Arzt mit Schluchzen und Seufzern, er möchte ihn ohne weitere Beläſtigung in Ruhe ſterben und den Lauf ſeines ärmlichen Lebens beſchließen laſſen. Darüber tadelte ihn der Arzt ernſtlich, indem er ihn auf den Schmerz hinwies, den ſein Tod dem bekümmerten Vater verurſachen müßte, und auf das Leidweſen, das die Völker ſeines ganzen Königreichs fühlen würden, die auf ſeine Vorzüge die größte Hoffnung eines guten Regiments und der Segnungen des Friedens bauten. Der verſtändige Arzt bewies ihm ferner, daß dies nichts ſei, weshalb er den Tod wünſchen müßte, zumal da der Sache ja leicht abgeholfen werden könne, wie er denke und nach der zuverſichtlichen Hoffnung, die er auf ſeinen Zuſpruch ſetzte. Nachdem er auf dieſe Weiſe dem Jüngling zugeſprochen, ließ er ihn zu ſeinem geſchwächten Zuſtande paſſende Speiſe nehmen und ging zum König, welcher, ſobald er den Arzt anſichtig wurde, nach ſeinem Sohn fragte und wie er ſich befinde und welche Hoffnung er in Betreff ſeiner habe. Der Arzt ſagte mit einiger Schüchternheit, er müſſe im Geheimen mit ihm ſprechen. Sie zogen ſich daher in ein anderes Gemach zurück, und als ſie allein waren, ſagte der Arzt: König, ich habe die Urſache der Krankheit deines Sohnes gefunden, nach der wir ſo lange umſonſt geforſcht haben. Aber wahrlich ich wollte viel lieber, die Sache wäre verborgen geblieben, da ſich kein Mittel dagegen finden läßt.

Wie, ſagte der König, was für eine große Sache iſt denn Schuld, daß keine Abhilfe möglich iſt, wenn man ſie auch weiß?

Allerdings, ſagte der Arzt, es iſt keine Abhilfe möglich.

Der König fragte weiter und wollte durchaus wiſſen, was ſchuld ſei. Da ſagte der Arzt endlich: Die Leidenſchaft der Liebe, und der Gegenſtand ſeiner Wünſche iſt meine Gattin; die will ich aber für mich behalten, und eher würde ich alle Qualen erdulden, als ſie ihm zuge-

ſtehen. Da iſt alſo keine Abhilfe möglich, obwol ich weiß, daß er gerettet wäre, wenn er ſie haben könnte.

Da ſprach der König faſt weinend: O Philippus, willſt du ſo grauſam ſein, daß du mich einen ſolchen Sohn verlieren läßt um deiner Frau willen? Meinſt du, wenn du dieſe deine Gattin entläßt, keine andere ebenſo ſchöne und ebenſo edle und angenehme als dieſe finden zu können? Du weißt, daß Eheſcheidung aus achtbaren Gründen und Urſachen möglich iſt, und um die gegenwärtige Ehe aufzulöſen und ſtatt deſſen eine andere einzugehen, gäbe es keinen triftigeren Grund, als den vorliegenden. Ich erſuche dich daher und bitte dich, bei dem Vertrauen, das ich auf dich ſetze, bei den Ehren und Wohlthaten, die du von mir empfangen, und die ich dir noch in höherem Maße zu übertragen und zu vermehren gedenke, ich beſchwöre dich, daß du dich entſchließen mögeſt, mir dieſen Sohn zu erhalten als meine und des ganzen Reiches einzige Hoffnung. Denn wenn es dazu käme, daß er ſtürbe, ſo kannſt du dir wohl vorſtellen, wie ich leben und wie ich gegen dich geſinnt ſein werde, und mit welchem Blicke dich meine Augen betrachten können und mit welcher Miene du vor mir wirſt erſcheinen mögen, nachdem du, um einem Weibe nicht zu entſagen, da doch tauſend andere und ſchönere für dich zu finden wären, die Veranlaſſung geweſen biſt, daß mir ein ſolcher Sohn ums Leben kommt und daß mein Gemüth in ewiger Trauer leben muß.

Je mehr der König ſprach, je mehr Gründe er anführte, um ſo lieber hörte ihm der Arzt zu, denn er führte ja die triftigſten Gründe gegen ſich ſelbſt an. Nachdem daher der König ſeine Rede beendigt hatte, ſah er den Arzt feſt an, ob er wol geneigt ſei, ihm beizuſtimmen. Da antwortete der Arzt alſo: O König, deine Gründe ſind der Art und ſo eindringlich, daß ich nicht nur eine einzige mir über alles theure Frau, ſondern zehn laſſen wollte, um deinen Sohn zu retten. Aber ich wende nun

dieſelben Gründe gegen dieſen, die du gegen mich angeführt haſt, indem ich dir die Wahrheit mittheile, daß dein Sohn keine andere Krankheit hat, als heftige Liebe, und daß die, zu der er ſolche Leidenſchaft hegt, deine Gemahlin Stratonica iſt. Und wenn ich, der ich nicht des Jünglings Vater bin, zu ſeiner Rettung habe meine Frau entlaſſen und mir eine andere ſuchen ſollen, ſo mußt du als Vater zur Erhaltung deines eigenen Sohnes noch weit mehr daſſelbe thun.

Als der König dieſes hörte, wurde er ganz betroffen und wollte vom Arzte wiſſen, auf welche Art er das erfahren habe. Da er aber vernahm, daß die Königin davon nichts wiſſe und daß der Jüngling aus Scham und Ehrfurcht vor dem Vater lieber habe ſterben als die unerlaubte Begier offenbar werden laſſen wollen, ward er von Mitleid bewegt, und da er ſeine eigenen Gründe dem Arzt gegenüber nicht widerrufen konnte, faßte er den edeln Entſchluß, zur Erhaltung ſeines Sohnes ſeiner Gattin zu entſagen. Die Scheidung wurde daher vollzogen und mit ſchönen menſchlichen Worten und mit heiterer Miene gab er die Frau dem Sohne und drückte beiden ſeinen ernſtlichen Willen aus, daß dies alſo geſchehe. Es iſt kaum zu ſagen, wie dieſe paſſende Arznei im Augenblick wirkte. Der Jüngling, der anfangs faſt in die äußerſte Verzweiflung gerathen war, faßte, ſobald er die aufrichtige Zuſtimmung ſeines Vaters zu ſeinem höchſten Wunſche erkannte, ſolchen Muth, daß er ſich in wenigen Tagen ganz erholte. Er erhielt ſodann ſeine Stratonica zur Frau und lebte mit ihr in höchſter Freude und Wonne, bekam auch bald von ihr Kinder. Der Vater aber, der den Sohn aus ſo gefährlicher Krankheit errettet und in ſeinen Enkelchen die Nachfolge ſeinem Stamme geſichert ſah, lebte höchſt zufrieden und glücklich und pries täglich ſeinen Entſchluß, wobei er beſtändig dem tuchtigen und klugen Arzte dankte, der mit ſeiner ſcharfſinnigen Berechnung einen ſo wohlthätigen Erfolg

erzielt hatte. Auf ſolche Weiſe alſo ſchaffte der menſchliche edle Sinn des griechiſchen Fürſten Abhilfe bei dem Unglück des Sohnes, rettete dieſem das Leben und ſicherte ſich ſelbſt fortdauerndes Glück. Ganz das Gegentheil davon that unſer Landsmann Tancred, er raubte durch ſeine rohe Geſinnung der Tochter das Leben und ſich ſelbſt auf immer jede Freude des Daſeins.

XXI. Antonio Cornazzano.

1518.

---

66. Franzoſen und Italiäner.

(Nach Gamba's Bibliogr. S. 53 f.)

Ein Mailänder Namens Pietro von Puſterla kam als Geſandter an den König von Frankreich im Auftrage des Herzogs Francesco in einer dem Könige ſehr widerlichen Angelegenheit. Da er nun hörte, daß der König und alle Franzoſen den Italiänern nicht eben viel Gutes nachrühmten, beſann er ſich auf eine Liſt, um ſie zum Schweigen zu bringen. Er ſprach daher in meiner Gegenwart eines Tages vor dem König von Frankreich ſo viel Rühmliches über die Franzoſen, als ihm nur in den Sinn kam, er pries ihre Großmuth, Klugheit und alle möglichen Vorzüge, von welchen der Redende ſelbſt wohl wußte, daß er dabei in ſeinen Hals hinein log, denn die Franzoſen ſind alle unverſchämt und tollkühn. Endlich, als der König ihm genug und übergenug zugehört hatte, wandte er ſich zu Pietro und ſprach: Monsyr Piero, vous dite vrai, che tout les Francois sone du bien; ma nous non povon pa ainsi dire di vous Taliayi.

Sogleich erwiderte Pietro: Ei freilich, erhabene Majeſtät, ihr könnt das und noch mehr.

Wie ſo? fragte der König.

Ihr lügt über die Italiäner, wie ich über die Franzoſen gelogen habe.

Dieſes Wort ſtopfte dem Sacke das Maul. Der König that zwar, als lächele er darüber, aber ich bin überzeugt, das Lächeln ging ihm nicht ſehr von Herzen und niemals ſprach weder er noch ſein Hof fortan Übles von den Italiänern, ſoweit wenigſtens uns zu Ohren gekommen iſt.

XXII. Sebaſtiano Erizzo.

1525.

67. Die Tochter des Kaiſers von Conſtantinopel.

(Tag 1. Nov. 1.)

Wie ich einſt in den alten Geſchichten der Kreter geleſen habe, lebte auf der Inſel Kreta, welche jetzt Candia heißt, ein wackerer und ſehr edler junger Mann Namens Eraſto, aus hohem Geſchlechte ſtammend und von königlichem Blute entſproſſen, aber in Folge der wechſelnden Bewegungen des Schickſals, welche die weltlichen Dinge ſo plötzlich umdreht, in arme und klägliche Verhältniſſe geſunken, welcher nunmehr ſich der Handelſchaft ergab und mit einer Summe Geldes ſich von ſeinem Vaterland entfernte, ein Schiff beſtieg, durch den Archipel fuhr und verſchiedene Inſeln dieſes Meeres berührte, welche, weil ſie von der Natur gleichſam im Kreiſe her gelagert ſind, ſchon vor Alters den Namen Kykladen oder Kreisinſeln erhalten haben. Indem er ſich alſo den Handelsgeſchäften ergab, kaufte er auf dieſen Inſeln verſchiedene Waaren, zog dann weiter und gelangte nach Conſtantinopel, einer ſehr berühmten Handelsſtadt, von wo er, nachdem er einige Geſchäfte gemacht, in ſein Vaterland zurückzukehren beſchloß, um von den eingekauften Gütern einigen Gewinn zu ziehen. Während er nun ſeine Sachen für ſeine Heimkehr ordnete, wollte er nach der allgemeinen Sitte der Fremden die merkwürdigſten Sachen jener Stadt ſehen, und nachdem er Vieles in Augenſchein genommen, ging er am Palaſte des Kaiſers vorbei in einem wunderſchönen

Garten voll verschiedener Gebüsche und Pflanzen und anmuthiger Wiesen mit tausenderlei Blumen, da fiel ihm eine Tochter desselben in die Augen mit Namen Filena, welche schon erwachsen und mannbar war, sodaß der Kaiser ihr Vater wegen einer Vermählung mit dem König Wilhelm von Sicilien unterhandelte. Sobald Erasto sie erblickte, meinte er sie sei über alle Vergleichung schön und verliebte sich so heftig in sie, daß er Tag und Nacht keinen Genuß und keine Ruhe hatte, wenn er sie nicht sehen durfte. Da nun der Garten, in welchem Erasto Filena erblickt hatte und wo sie ihn gleichfalls sehen konnte, ganz außerhalb des Palastes sich befand und sie oftmals zu ihrem Vergnügen dorthin kam, war dem Erasto das Glück in dieser Sache so günstig, daß, als er wieder des Weges kam, der an dem Garten hinlief, in dem Augenblick, wo der dem schönen Fräulein in die Augen fiel, sie in Erwägung des Wesens und Betragens Erasto's, welcher von schöner Gestalt und edelm Anblick war, sich gleichfalls in Liebe zu ihm entzündete; und die Schritte wurden ihr sehr theuer, welche Erasto um sie zu sehen eifrig und angelegentlich durch diese Straße machte. Während nun der liebende Jüngling so weit war und die Liebesflammen in seinem Busen verborgen hielt, jammerte er bei sich selbst und sprach, als er nach Haus kam: O grausames, unerbittliches und kränkendes Geschick, bist du jetzt noch nicht zufrieden mit deinen Schlägen, die mich früherhin so grausam gequält haben? Ist es dir nicht genug, du neidische Feindin jedes Glücklichen, mein ganzes Wohlsein umgestoßen zu haben, indem du mich aus einer hohen und erhabenen Stellung verdrängtest und in die tiefste Tiefe des Elends stürztest; blind mit deinem ungesuchten Rathe, indem du einige Zeit ganz die meinige warst, und taub meine traurigen Klagen über meine Widerwärtigkeiten zurückweisend hast du so trügerisch, so unversöhnlich dein Gesicht verändert? Ist es dir nicht genug, sage ich, so lange Zeit meine

Feindin gewesen zu sein und mich allenthalben grausam zu verfolgen, daß du noch in dieser letzten Zeit, da ich eben in mein Vaterland zurückzukehren und dort mit meinem Eifer und meinen Bemühungen mich aus deinen Händen zu befreien gedachte, mich gewaltsam zurückhältst und verlangst, daß ich leidig umkomme? O glühende schmeichlerische Liebe, großmächtiger Despot der menschlichen Herzen, mir wollte es nicht zu Sinne, daß deine Pfeile sich über die Unglücklichen und Armen auch ausdehnen dürfen und daß in bekümmerten Herzen, die von kranken und schweren Gedanken belastet sind, eine Stätte für dich sein soll. Aber ich sehe und erkenne wohl, daß nicht leicht von deiner Gewalt ein lebender Mensch sich losmachen kann und daß jeden noch so festen Vorsatz deine Waffen durchdringen, da ich unglücklicher Jüngling, ein wahrer Spiegel jedes Misgeschicks, obschon ich mir bestimmt vorgenommen, auf nichts anderes zu achten und mit sonst nichts die Zeit meiner Jugend auszufüllen, als einigen Gewinn zu machen, um mein Leben zu fristen und mich gegen die Armuth zu schützen, welche die Größe meiner Seele in keiner Weise geduldig ertragen kann, nunmehr durchbohrt von deinen Geschossen mitten auf dem Wege aufgehalten werde.

Auf diese Weise beklagte sich Erasto und als er weiter vernahm, daß der Kaiser schon beschlossen habe, die Tochter an jenen Fürsten zu vermählen, verfiel er in noch viel größere Betrübniß. Er beschloß, sich einige Zeit in Constantinopel aufzuhalten und besann sich, getrieben von glühendem Verlangen, das ihm das Herz entzündete, so gut als möglich die erkauften Waaren wieder zu verwerthen und sie in Baar umzusetzen, um seiner geliebten Filena folgen zu können, wohin sie gehe. Der Kaiser ließ ein wohlausgerüstetes und mit einer zu jedem Dienste geeigneten Mannschaft wohlversehenes Schiff bereit halten und gedachte damit die geliebte Tochter ihrem Bräutigam zu übersenden. Erasto hatte dies alles bis

ins Einzelne in Erfahrung gebracht, er bestach den Patron des Schiffes mit zweihundert Goldgulden, damit er ihn unter die Zahl derer auswähle, welche zur Bewachung der Prinzessin verordnet wurden, um mit eigener Person und am gleichen Orte seine theure Filena begleiten zu können. Er versah sich daher ganz gut mit Rüstungen und allem, was einem gut geschmückten Soldaten geziemt, und eines Morgens in der Frühe stiegen sie an Bord, die Tochter des Kaisers mit großen Reichthümern und Schmuck, nebst der ganzen Gesellschaft, die zu diesem Zwecke verordnet war, sie gingen mit gutem und günstigem Winde unter Segel, passirten die Meerenge von Gallipoli, entfernten sich von Romanien und kamen nach und nach an den Inseln des Archipels vorüber. Sobald Filena Erasto erblickt hatte, stellte sie sich sein Vorhaben vor und kam mit ihm eines Nachts heimlich ins Gespräch über ihr Liebesverhältniß. Aber sie waren kaum etwas über die Insel Palmosa hinaus gelangt, welche unter andern in dem besagten Meere liegt, als sie von einer ziemlichen Anzahl von Rennschiffen von Korsaren angegriffen wurden. Als diese das gut ausgestattete Schiff sahen, in welchem sie viel Gewinn und hinreichende Beute zu finden hofften, umzingelten sie es, bekämpften es mit aller Macht und zwangen die Schiffsleute wegen der Überzahl und Überlegenheit der Feinde den ungleichen Kampf zu verlassen, sich zu ergeben und den Korsaren als Beute zu überliefern, indem sie die Knechtschaft dem Tode vorzogen. Die schöne unglückliche Filena aber, als sie kein anderes Mittel für ihre Rettung sah und ihr nur die Wahl gegeben war zwischen dem Tode und kläglicher Gefangenschaft, ergriff einen Pack ihrer kostbarsten Juwelen, band sie mit einer goldenen Kette um den Hals fest, faßte eine Kiste und stürzte sich mit Erasto ins Meer. Er, der wie ein Fisch schwamm, hielt sie fortwährend empor und rettete sie beide mannhaft vom Tode. Auf der ersten Insel, die

ſie erreichten (denn dieſes ganze Meer iſt beſät mit unzähligen Inſeln), ruhten ſie aus, die ſchöne Filena legte männliche Tracht an und am folgenden Tag ſetzten ſie auf einer kleinen Barke über nach Samos, einer nicht ſehr weit von Aſien entfernten Inſel. So hatte ſie ihr günſtiges Schickſal frei gemacht und gegen den Angriff der Feinde geſichert. Eraſto und Filena ſtiegen von aller Gefahr entledigt ans Land, wohnten in der folgenden Nacht in Smyrna und erreichten das Ziel ihrer zärtlichen Wünſche. Als Filena demnächſt ſchwanger ward, kam ſie auf verſchiedene neue Gedanken und entſchloß ſich endlich nach Conſtantinopel zurückzukehren und nach den Kränkungen des Geſchicks zu verſuchen, ob ſie beide mit Anwendung einiger Liſt noch in ruhigem und heiterem Zuſtande leben können. Filena war nicht undankbar gegen die von Eraſto empfangene Wohlthat, der ihr in ſo großer Gefahr das Leben aus den Wellen des Meeres gerettet hatte, ſie verpfändete ihm ihr Wort und verſprach ihm, nie jemand anders als ihn zur Ehe zu nehmen. Als nun die Sachen ſo ſtanden und der Kaiſer ihr Vater keine Nachricht erhielt von der Ankunft ſeiner Tochter bei ihrem Bräutigam, gerieth er in Beſorgniß und ſchickte einen Botſchafter mit eigenhändigen Schreiben, um Kundſchaft über ſie einzuziehen. Als dieſer von Wilhelm ihrem Bräutigam erfahren hatte, daß nie ein Schiff bei ihm von dort angekommen ſei, kehrte er zum Kaiſer zurück und überbrachte ihm die betrübte Kunde. Der Vater war ganz niedergeſchlagen über den Verluſt ſeiner Tochter, die Unruhe trieb ihn beſtändig um und er verſank in eine unglaubliche Schwermuth. Unterdeſſen verließen Eraſto und Filena Smyrna, ſie wandten ſich von dort nach Natolien und kamen nach großen Reiſebeſchwerlichkeiten und mannigfachem Aufenthalt nach Scutari, von wo ſie über die Meerenge ſetzend in Conſtantinopel ankamen. Da Filena in Männertracht auftrat und niemand ſie erkannte, behielt ſie Eraſto mehrere Tage in

Constantinopel verborgen. In dieser Zeit ersann er einen neuen Betrug, gab sich für einen reisenden Kaufmann aus und schickte zu dem Kaiser, um ihm durch einen seiner Leute sagen zu lassen, es sei ein Kaufmann aus Morea hier angekommen, der Seiner Majestät Nachricht von seiner Tochter bringen wolle. Der bekümmerte Vater ließ ihn hierauf sogleich vor sich kommen und fragte ihn mit Thränen in den Augen, was an der Sache sei. Erasto erzählte ihm nun den ganzen Vorfall mit der Wegnahme des Schiffes durch die Korsaren, aber fügte bei, wie sie um tausend Goldgulden verkauft worden sei an einen edeln Mann von erlauchtem Blute, der nun ihn als Botschafter an Seine Majestät sende, um seine Tochter zur Frau zu bekommen. Er habe sie gekauft und die hohe Summe Geldes nicht gespart, sondern sie aus der harten Sklaverei der Korsaren und jedem andern Unglück gesund und wohlbehalten errettet. Als der Vater die Kunde vernahm von dem Leben Filena's, freute er sich so sehr, daß er antwortete, wenn jener Mann ihrer Person und ihres hohen Standes würdig sei, so werde er sie ihm gerne überlassen, doch wünsche er ihn und sie zu sehen, die er schon viele Monate als todt beweint habe. Erasto ließ nun wieder einen Monat verstreichen, bis er sie dem Vater zeigte, um sich den Schein zu geben, als sei sie von Ferne her gekommen. Als es ihm sodann Zeit schien, stellte er sie in Frauenkleidern ihrem Vater vor. Sobald der erfreute Vater seine Tochter sah, umarmte er sie zärtlich, küßte sie auf die Stirne und ließ sich ihr ganzes Unglück von ihr erzählen. Erasto, dem es Zeit schien, sein wankelmüthiges Glück auf die Probe zu stellen, sprach, da Filena schwieg, auf folgende Weise zum Kaiser: Es ist eine natürliche Sache, allgerechtester Kaiser, Wohlthaten zu säen, um die Früchte davon zu ernten, und ernstlich getadelt wird der, welcher im Anerkenntniß dessen lässig erfunden wird. Einen solchen nennt man mit Recht nicht nur einen undankbaren Menschen,

und der Undank gilt für das verwerflichste Laster, sondern auch einen gottlosen, einen Verletzer aller Religion. Und wenn das so ist, wie wir es in Wahrheit sehen, welches Gedächtniß, welches Verdienst, welche Vergeltung kann der Wohlthat dessen entsprechen, der einen andern vom Tode zum Leben, von der Verzweiflung zur Hoffnung, von grausamer Sklaverei zur Freiheit rettet und in seinen früheren Zustand, in welchem er sich wohlfühlte, zurückführt? Der Mann, der deine Tochter von Sklaverei und Tod befreit hat, ist der, welcher jetzt vor dir redet, er heißt Erasto, erlaucht durch Adel des Blutes, entsprossen aus dem erhabenen Stamme der kretischen Könige, aber durch den Neid des Schicksals in Armuth gesunken und hierher gekommen, um in Constantinopel Handelsgeschäfte zu treiben; als aber deine Tochter Filena zu ihrem Verlobten reisen sollte, faßte er den glücklichen Entschluß, sich auf demselben Schiffe einzuschiffen, welches sie wegzuführen bestimmt war, und mit einer Summe Geldes, die ihm eben verfügbar war, nach den Inseln des Archipels zu reisen. Nicht weit von der Insel Palmosa wurden wir, wie deine Tochter dir bereits erzählt hat, von Korsaren überfallen, welche das Schiff heftig angriffen und nahe daran waren, es zu erobern. Aus Furcht vor der Sklaverei stürzte sich die unglückliche Filena auf einer Kiste ins Meer; aus Mitleid mit ihr folgte ich ihr nach und bot ihr solchen Beistand, daß wir von einer Insel des Archipels zur andern übersetzten und ich sie nach langer Zeit endlich wohl und gesund von aller Gefahr frei hierher nach Constantinopel brachte. Und wie Filena dankbar für die empfangene Wohlthat mir ihr Wort gegeben hat, meine Gattin werden zu wollen, so hoffe ich von dir, der ein gerechter Fürst sein muß, schuldigermaßen die schon so sehr ganz von Filena mir gewährte Gunst erwarten zu dürfen. Und wenn den Weisen die Vernunft, den Barbaren die Nothwendigkeit, den Völkern die Sitte, den Thieren der Naturtrieb das

Gesetz vorschreibt, alle ihre Kraft und Mittel auf die Erhaltung ihres Lebens zu verwenden, wenn ich deiner Tochter das Leben erhalten habe, das sie zuerst von dir als ihrem frühesten Ursprunge empfangen hat, so mußt du als ihr Vater und die erste Ursache ihres Lebens die Erhaltung deines Eigenthums durch mich um so mehr als Verdienst anerkennen und nicht weniger vielleicht, als wenn ich dein eigenes Leben vom Tode errettet hätte, insofern du ja das Fleisch und Blut deiner Tochter als das deinige betrachten mußt.

Diese und andere gewichtige Gründe brachte Erasto dem Kaiser vor, und nachdem er seine Worte geendet hatte, antwortete ihm ihr Vater, der ihm sehr aufmerksam zugehört, er beabsichtige in keiner Weise ihm undankbar zu sein für die Errettung, welche durch seine Vermittelung Filenen zu Theil geworden; vielmehr, zumal er aus hohem königlichen Geschlechte stamme, werde er vielleicht, wenn er sich etwas darüber besonnen habe, sie ihm als Gemahlin übergeben. Er behielt sich nun einige Tage Bedenkzeit vor, um ihm zu antworten. Erasto wohnte von jetzt an im Palaste des Kaisers, Filena hatte den vierten Monat ihrer Schwangerschaft vollendet, ihre Beleibtheit nahm täglich zu und als sie eines Tages in ihrem Gemache mit ihrem Vater sich unterhielt, bemerkte er endlich diese ihre Umstände. Darüber war er trauriger als je und fragte sie eines Morgens, woher die Schwangerschaft rühre, die er an ihr bemerke. Filena leugnete und schrieb alles der natürlichen Beschaffenheit ihres Leibes zu. Der Kaiser aber schöpfte einen richtigen Verdacht, ließ Erasto unvermuthet festnehmen, brachte ihn auf die härtesten Foltern, die ein Mensch bestehen kann, und so ward er gezwungen, am Ende die Wahrheit zu bekennen. Er holte einen tiefen Seufzer und fing an zu seiner Vertheidigung mit dem Kaiser also zu sprechen: Ich leugne nicht, erbarmungsreicher Fürst, daß ich durch mein Vergehen deinen Unwillen verdient habe; aber ich bin auch

überzeugt, daß du als ein kluger und milder Herr in Anbetracht der drei Punkte, nämlich, mit wie großer Schönheit deine Tochter begabt, wie schwach die Kraft der Jugend und wie sicher das Eheversprechen ist, das mir Filena gegeben, in Rücksicht hierauf, sage ich, und da ich demüthig wegen der vergangenen Unbill um Verzeihung bitte, nachdem du mich zum armen Schelm gemacht, mich gerne loben wirst. Denn wenn du dich für beleidigt erachtest dadurch, daß ich ohne deine Zustimmung Filena erniedrigt habe, nachdem ich doch von ihr ein vollständiges Eheversprechen erhalten, das sie mir freiwillig, ohne Begehren von meiner Seite ertheilt hat und wodurch sie auch nicht geringer zu werden dachte, so war meine Sünde doch so bedeutend nicht, da ich in Gegenwart Gottes mit ihr den Ehebund schloß, daß ich deiner Begnadigung so durchaus unwürdig wäre. Ich unterlasse zu sagen, daß ich in keiner Weise mich überzeugen kann, du werdest mich, der ich deine Tochter von den Stürmen des Meeres und aus schnöder Sklaverei errettet habe, so behandeln wollen, als hätte ich unter den grausamsten Qualen sie und alle deine Verwandten ums Leben gebracht. Wäre es mir hiernach nicht besser gewesen, ich hätte deine Tochter ertrinken, sie den Fischen zur Beute werden und an den spitzigen Klippen zerschellen lassen, als daß ich sie frisch und gesund aus aller Gefahr erlöste? Wie könnte man je eine größere Grausamkeit finden? Wo ein so wildes erbarmungsloses Wesen, das zum Lohn für die Lebensrettung einem andern einen grausamen Tod gäbe? Nimmermehr kann ich glauben, daß ein so harter Spruch von einem Menschen ausgehen wird; denn es findet sich kein so barbarisches, so aller Menschlichkeit entblößtes Volk, das zum Lohn für eine so wichtige Wohlthat sich so ruchlos die Hände befleckte; man würde einen solchen Menschen eher für ein wildes Thier und für eine in menschliche Gestalt gekleidete lybische Schlange halten. Wirst du dich über den Tod des

Mannes freuen, der dir selber, der deinem Fleische das Leben gerettet hat? Wird mein Blut deine Begierde und deine Augen sättigen? Und glaubst du nicht, daß du viel unglücklicher wärest, wenn du lebtest, als ich, wenn ich so grausam gegen alle Vernunft, gegen das Gesetz der Natur und die Sitten der Menschen sterben müßte?

Bis hierher hatte Erasto mit traurigem und weinendem Gesichte mit dem Kaiser gesprochen, er warf sich vor ihm nieder und flehte um Gnade, und er bereitete sich vor, in seiner Rede fortzufahren, als jener voll Zorns und glühenden Unwillens ihn unterbrach.

Da wir, sagte der Kaiser, dich als Abkömmling eines hohen königlichen Stammes kennen, hätten wir deiner Bitte um die Hand Filena's gerne gewillfahrt, wenn du nicht vor unserer Zustimmung und vor der öffentlich vor aller Welt gefeierten Hochzeit unsere königliche Krone mit einem solchen Mackel belegt und ihre Ehre befleckt hättest. Nachdem du aber einen so großen Fehltritt gegen uns begangen und uns große Schande zugezogen, beabsichtigen wir, ein strenges Urtheil über dich und unsere Tochter ergehen zu lassen und euch zum Tode zu verdammen.

Nach diesen Worten befahl er, dem Drange seiner Leidenschaft folgend, einem seiner Getreuesten, welcher lange Zeit unter seiner Leibwache gedient hatte, die beiden gefangen zu setzen, und nach drei Tagen sie heimlich mit einem Gewichte am Hals ins Meer zu werfen und sie zu ersäufen. Wie groß hierüber die Verzweiflung und der Schmerz Erasto's und Filena's war, möge jeder sich selbst vorstellen. Die armen unglücklichen jungen Leute hatten nun nur noch einen einzigen Ausweg: sie gedachten durch große Summen die Wache zu bestechen, um auf diese Weise einem so schmachvollen Tode zu entgehen. Filena gab dem Wächter am ersten Abend zwei Juwelen vom höchsten Werthe, welche sie unter andern von ihren früheren Verlusten noch übrig hatte, worauf

er beide in der folgenden Nacht entweichen ließ. Als nun die Zeit kam, da er sein Henkeramt hätte vollzogen haben sollen, sagte er zum Kaiser, er habe sie seinem Urtheilsspruche gemäß im Meere ersäuft. Nachdem sie so der Gefahr entronnen waren, vertauschten Erasto und Filena ihren Anzug mit den gemeinsten Kleidern; nach so großer Noth lächelte ihnen das Schicksal schmeichlerisch und nach so heftigen und bedenklichen Schlägen des Geschicks bestiegen sie unerkannt ein kleines Fahrzeug, kamen vor die Meerenge von Gallipoli heraus nach Tenedo, begaben sich dort auf ein sicheres Fahrzeug und schifften in wenigen Tagen von einer Insel zur andern, bis sie glücklich nach so viel Leiden nach Kreta gelangten, woselbst sie fortan ein ruhiges Leben führten und ihrer schwer erworbenen Liebe Früchte lange Zeit ungestört genossen. Erasto machte Filena unverweilt zu seiner Gemahlin, sie gebar ihm einen Sohn nach Verlauf ihrer Schwangerschaft, welcher, so viel man weiß, nach vielen Jahren durch seine Tugenden und seinen Reichthum König dieser Insel wurde. Hieraus kann man sehen, daß man nicht so jedes Übel der Liebe zuschreiben muß, das wir vielmehr immer selbst veranlassen, sondern vielmehr nach Erasto's Beispiel alles Gute. Er war aus armen und kläglichen Umständen durch Filena zu Reichthum und Glück emporgestiegen.

68. Der Kaufmann aus Genua.

(Tag 6. Nov. 38.)

Wie ich schon öfter erzählen hörte, lebte in Genua ein sehr reicher junger Kaufmann, Namens Giannotto. Er war viele Jahre lang von seiner Vaterstadt entfernt gewesen, hatte verschiedene Theile der Welt in Handels-

geſchäften durchzogen und wünſchte nun, ſich zur Ruhe zu begeben und irgendwo feſtzuſetzen. Da kam er endlich nach Neapel, der edeln berühmten Stadt Italiens. Nachdem er einige Zeit dort verweilt hatte und noch immer dort verweilte, entweder weil ihm ſchien, ſeine Geſchäfte gedeihen ihm daſelbſt beſſer, als anderswo, oder angezogen von der reizenden Lage der Stadt, begab es ſich, daß ſich ihm Gelegenheit zur Ehe bot mit einer Tochter eines neapolitaniſchen Edelmanns. Er überlegte, daß dieſe Sache ihm in manchen Rückſichten vortheilhaft werden könne, und ergriff die Gelegenheit, weil ſie ihm ehrenvoll und zu ſeinem Vorhaben paſſend ſchien. Nach einer ſchönen prachtvollen Hochzeit führte er das Mädchen, welches Leonora hieß, als ſeine Braut heim. Er mochte ſich hernach vielleicht ein Jahr in Neapel aufgehalten haben, da fiel es ihm ein, nachdem er ſo lange Zeit von ſeiner Heimat entfernt geweſen ſei und durch ſeinem Handel und Fleiß ſich einiges Vermögen erworben habe, mit ſeiner Gattin nach Genua zurückzukehren. Giannotto's Einfall reifte zum Entſchluß. Er beſtieg, als es ihm paſſende Zeit ſchien, mit ſeiner Frau ein Schiff, worauf er ſeine Güter hatte laden laſſen, verließ mit ſeiner Geſellſchaft den Hafen von Neapel und fuhr auf Genua zu. Wie nun das launenhafte Schickſal oft gern die Vorhaben der Menſchen durchkreuzt, ſo wollte es, nachdem es Giannotto bisher in allen ſeinen Unternehmungen günſtig geweſen war, daß die gegenwärtige einen ganz andern Ausgang nahm, als er dachte. Denn eines Morgens mit Aufgang der Morgenröthe überfiel die Schiffenden bei Piombino ein großer heftiger Wind, das Meer begann zu ſchwellen und wogte allmälig im wüthendſten Sturm empor, der das Fahrzeug nach kurzem Kampf wider die Corſica gegenüberliegende Inſel Caprara warf, an deſſen hüglichtem Strande es ſcheiterte und alle Mannſchaft ertrank. Der unglückliche, von ſeinem Geſchick in dieſes äußerſte Elend gebrachte Giannotto klammerte ſich

an ein Brett, das ihm der Zufall entgegenstieß, und stürzte in das Meer. Von Wind und Wellen bald hierhin bald dahin geworfen, trieb er zuletzt auf der unfernen Insel Elba ans Land. Um nun auf Leonora zurückzukommen, die unglückliche junge Frau hatte mit einer ihrer Mägde aus Furcht vor dem Wasser das Schiff nicht verlassen, sondern erwartete auf dem Hintertheile desselben jeden Augenblick ihren Untergang. Die Folge davon war, daß durch diesen Umstand ihr Geschick ihr gerade zu Hilfe kam, und weder sie noch ihre Magd ertrank; denn das Schiff war auf eine Sandbank gerathen und ruhte daselbst fest. Die beiden Frauen verbrachten die fürchterliche Nacht in steter Todesangst. Doch legte sich endlich Sturm und Ungewitter und sie erblickten mit der Morgenröthe ein anderes Schiff, das von Corsica abgegangen war und auf sie zusegelte. Sobald es unfern von ihnen vorüberfuhr und Leonora es erblickte, gab sie alle möglichen Zeichen, und schrie und rief, je näher es kam, so lange mit ihrer Magd um Hilfe, bis die Seeleute aufmerksam wurden und erkannten was vorgegangen war. Sie zogen die Segel ein und steuerten auf das gescheiterte Fahrzeug los. Durch Leonora's Klagen und das Mitleid mit ihrer Gefahr gerührt nahmen sie beide Frauen zu sich an Bord und retteten dabei auch einige ihnen übriggebliebene Sachen von dem Verdeck des zertrümmerten Schiffes. Leonora hatte vorsichtiger Weise, da ihre sonstige Habe und die Waaren auf dem Schiffe fast alle ins Meer geschleudert waren, vorher aus einer kleinen Kiste eine gute Summe Geldes zu sich gesteckt, gab aber dessen ungeachtet gegen die Seeleute des andern Schiffes vor, von Allem entblößt zu sein. Als nun Leonora auf das andere Schiff gestiegen war, begab es sich, daß ihre Schönheit und ihre Reize in zweien Reisenden eine heftige Leidenschaft entzündeten. Ohne daß einer vom andern wußte, bestürmten sie sie während der Fahrt mehrmals um das Geschenk ihrer Liebe; Leonora

aber bei ihrer Ehrbarkeit hielt sich immer gegen diese Wünsche zurück und bezeugte ihre Abneigung dagegen. Doch dauerte es nicht lange, bis sie von dieser Versuchung befreit wurde; denn als das Schiff in Livorno landete, setzte der Schiffsherr jene beiden Reisenden mit ihrem Gepäck ans Land, Leonora aber, die sich vorgenommen hatte, nach Genua zu gehen und daselbst sich festzusetzen, wurde mit dem Schiffspatron über eine nicht unbedeutende Summe einig, die sie ihm versprach, durch ihre Verwandte in Genua auszahlen zu lassen, und bewog ihn dadurch, weiter zu fahren, wohin sie sich zu gehen vorgenommen hatte, in der Absicht daselbst ihren Gemahl zu erwarten, wenn vielleicht das Glück ihm das Leben gerettet habe. Giannotto aber, den die Meereswogen an eine sichere Küste getragen hatten, war wie gesagt auf der Insel Elba geborgen und entschloß sich nachher, nach Piombino zu gehen. All seiner Habe beraubt bis auf die Lappen, die er an sich hatte, und an nichts weniger denkend, als daß seine Frau am Leben sei, beschloß er sich nach Ancona zu wenden. Und als er nach vielen Tagereisen in sehr übelm Zustande und elend daselbst anlangte und sein Auskommen zu finden suchte, bot er sich in dieser Stadt als Diener an. Er ging bei einem Anconer Edelmann in Dienste und brachte sich, so gut er konnte, in dessen Hause durch. Leonora war indessen in Genua angelangt, sie fragte bei vielen Leuten der Stadt nach Giannotto, aber kein einziger konnte ihr über ihn Auskunft ertheilen, ja es fand sich niemand, dem er nur bekannt war, denn Giannotto war schon gar jung von seiner Vaterstadt geschieden und lange von Hause weg gewesen. Als daher Leonora nichts von ihrem Gemahl hörte, entschloß sie sich, in Genua zu bleiben und zu warten, ob er nicht vielleicht komme. Und wenn sie ihn auch nicht kommen sehe, sei es wegen seines Todes oder eines andern ihm zugestoßenen Unfalls, und keine Nachricht mehr von ihm erhalte, gedachte sie,

doch nicht wieder von hier weg zu gehen, sondern als Wittwe den Rest ihres Lebens hier zuzubringen. Und obwol sie noch sehr jung war (denn sie hatte das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht), war doch die Liebe zu dem Gemahl in ihrem Herzen so stark, daß sie ihn nicht, wie es viele Frauen machen, in der Entfernung vergaß, vielmehr ihm die Treue unverletzt bewahren wollte, wie es ihre Ehre ihr zu erfordern schien. Giannotto war nun vielleicht zehn Jahre in den Diensten dieses anconitanischen Edelmanns, aber in einem niedrigen armseligen Zustande, jedoch wegen seiner guten und treuen Dienste bei seinem Herrn sehr beliebt. Da er nun seine Habe verloren hatte und fest überzeugt war; seine Frau sei mit den andern in den Wellen umgekommen, meinte er, in dieser seiner Betrübniß und ärmlichen Lage bleibe ihm kein anderer Trost mehr übrig, beschloß daher, heimzukehren, um vor seinem Tode seine Vaterstadt noch einmal zu sehen, nachdem er jetzt fünfundzwanzig Jahre lang von dort war entfernt gewesen. Bei seiner Abreise hatte er ein Paar Brüder daselbst zurückgelassen, von denen er zu wissen wünschte, was aus ihnen geworden sei und ob einer von ihnen noch lebe. Giannotto nahm daher von seinem Herrn Urlaub, verließ Ancona, und als er nach vielen Tagereisen endlich nach Genua kam, wurde er von niemand mehr erkannt; denn sein Aussehen hatte sich gegen früher gar sehr verändert, weil er bärtig und alt geworden war. So ging er nun auf das Haus seines Vaters zu. Dort fand er von allen seinen Brüdern, deren er vier gehabt hatte, nur noch einen einzigen am Leben und ohne Kinder, wohlbetagt und reich begütert. Als dieser Giannotto sah, ihn aber nicht von selbst erkannte, gab sich der Fremde endlich zu erkennen. Die Freude und den Jubel, den die Brüder empfanden, die seit vielen Jahren gar nichts von einander gehört hatten, mögt ihr selbst beurtheilen. Die Umarmungen und Bewillkommnungen wollten gar nicht aufhören und Gian-

notto erzählte sodann dem Bruder nach der Reihe alle
eine Verluste von Anfang bis zu Ende. — Leonora, welche
hren Gatten so lange in Genua erwartet hatte, als dieser
n Ancona als Diener lebte, war, als sie sah, daß er
icht kam, der Meinung, Giannotto sei bei jenem Schiff-
ruche umgekommen, und hatte nun keine Hoffnung mehr
uf seine Rückkehr. Mit dem in dem Seesturme geret-
eten Gelde erhielt sie, da sie nur sehr geringe Ausgaben
achte, ihr Leben. Da sie noch jung und sehr schön
ar, hatten einige Edelleute der Stadt sie mit Ver-
chungen verfolgt und die reichsten artigsten Jünglinge
m ihre Liebe gebuhlt; aber sie wollte sich nie auf etwas
nlassen, was den guten Sitten zuwider war. So hütete
, so viel an ihr war, ihre Sittsamkeit und ließ sich
eber manche Unbel,aglichkeit gefallen, als daß sie irgend-
ie ihre Ehre beeinträchtigt hätte. Da nun Giannotto
seinem Hause mit seinem Bruder auf ganz ehren-
olle Weise sein Auskommen fand, weil dieser kinderlos
ar und niemand hatte, der ihm näher stand, gab Gian-
otto jeden Gedanken auf, nach Ancona zurückzukehren.
o war er vielleicht ein Jahr dort gewesen, ohne daß
von seiner Frau, noch sie von ihm etwas wußte, als
s harte zürnende Schicksal, das Giannotto in vielen
ingen sich so feindselig gezeigt und so viele Klagen von
ner Seite sich zugezogen hatte, sein Benehmen gegen
n veränderte und nach so vielen Stößen und Umwäl-
ngen sich ihm heiter und freundlich zeigte. Eines Tages
ng nämlich Giannotto ganz allein durch eine Straße,
Leonora's Zimmer sich befand, da sah jene Magd,
mit ihr auf dem Schiffe gewesen war und sie nie
lassen hatte, ihn am Hause vorbeigehen. Sie faßte
n scharf ins Auge, sie meinte ihn zu kennen, und be-
nn sich des Giannotto zu erinnern, so sehr er sich auch
gen früher verändert hatte. Sie rief daher schnell ihre
bieterin ans Fenster und zeigte ihr ihn. Auch Leo-
ra erkannte den Gatten wieder, und von unschätzbarer

Freude erfüllt schickte sie sogleich die Magd hinunter, um ihn zu sich in das Haus zu bringen, und stieg selbst die Treppe hinab, um ihn im Flur zu erwarten. Wie nun Giannotto vor sie gekommen war, weinte Leonora vor großer Rührung und fing an, auf folgende Weise zu ihm zu reden: Mein Herr, ihr glaubt mir sicherlich, daß nur ein hochwichtiger Grund mich bewogen hat, euch meine Magd nachzuschicken, um euch zu mir zu bescheiden; ich glaube nämlich, ich wäre anders nicht wieder von euch erkannt worden. Aber sagt mir, ich bitte euch inständig, ob ihr jemals in einer Lebensgefahr gewesen seid, in welcher ihr etwas euch Theures verloren habt, obwol euch selbst das Geschick heil und unverletzt aus jener Gefahr errettet hat. Wenn euch irgend ein solcher Unfall ins Gedächtniß kommt, so bitte ich euch, denkt nach, welchen Gegenstand ihr von denen am schmerzlichsten vermisset, den ihr bei dieser Gelegenheit verloren habt, und gebt es mir an! So werde ich euch dann auch sogleich die Ursache sagen, weshalb ich euch so dringend habe zu mir einladen lassen.

Als Giannotto Leonora's Worte gehört hatte, antwortete er ihr also: Edle Frau, ich erlitt in meinem bedrängten Leben nicht wenige Unglücksfälle und einige Abschnitte desselben waren so reich an Gefahren, daß ich nicht hoffen konnte, ihnen mit dem Leben zu entgehen, obgleich mir des Allmächtigen Gnade es dennoch erhalten hat, er weiß, zu welchem Ende. Fragt ihr mich, ob ich etwas verloren habe, so weiß jeder, der hier in meiner Vaterstadt lebt und mich kennt, wie ich schon viele Jahre von hier abgereist und in welchem Zustande ich zurückgekehrt bin. Verlangt ihr von mir zu wissen, ob unter den mir geraubten Gegenständen (es waren sehr reiche Waaren, die ich im Schiffbruch einbüßte) ich auch etwas verloren habe, was mir besonders theuer war, so antworte ich: Ja. Denn ich verlor etwas, in dessen Vergleich mir jede andere schwere Herzenswunde leicht zu erdulden schien, meine Frau, die ich in eben dem Jahre

erſt in Neapel geheirathet hatte und die, wie meine Waaren im erzürnten Meere verſunken ſind, wie ich vermuthe, eine Beute der Fiſche geworden iſt.

Wie Giannotto den Verluſt ſeiner Gattin erwähnte, ſtürzten Leonora die Thränen in ſolchem Übermaße aus den Augen, daß ſie ihr jede Empfindungskraft benahmen und ſie bewußtlos zu ihres Mannes Füßen ſank. Als Giannotto dies merkte und vorher ſchon durch die Einladung der Frau etwas Verdacht geſchöpft hatte, wunderte er ſich ſehr über den Vorfall und fing an, ſie genauer ins Auge zu faſſen. Einige Geſichtszüge ſeiner Frau wachten wieder in ihm auf und er erkannte nun plötzlich, daß dies Leonora ſei. Ohne weitere Beweiſe zu erwarten, ſchlang er alsbald ſeine Arme um ihren Hals und ſagte: O mein geliebtes Weib, wie vermochte ich zu ahnen, daß bei einem ſo ſtürmiſchen Meere, wo die erfahrenſten muthigſten Seeleute ertrunken waren, du allein mit dem Leben davonkommen werdeſt? Und wenn du auch dort davongekommen wäreſt, mußte ich zweifeln, ob der bittere Schmerz über unſer großes Unglück dir das Leben gelaſſen habe.

Als Giannotto dies geſprochen hatte, erlaubte ihm die überſtrömende Freude nicht, Weiteres hervorzubringen. Vielmehr vergoß er heiße Thränen, er hielt Leonora feſt in ſeinem Arm und beide blieben ſo eine geraume Zeit vereinigt, ohne daß eins von beiden ſprach. Und als Leonora's ſchwache Lebensgeiſter allmälig wieder zur Thätigkeit zurückkamen und Giannotto's beklommenes Herz ſich erleichterte, bewillkommneten ſie ſich noch vielmals auf das Zärtlichſte und brachten dieſen wie viele folgende Tage mit Liebkoſungen und Mittheilungen ihrer beiderſeitigen ſchmerzlichen Erlebniſſe zu. Giannotto theilte ſodann ſeinem Bruder die Begebenheit mit und führte mit ſeiner Zuſtimmung ſein getreues Weib in ſein Haus. Nicht lange darauf ſtarb der alte lebensſatte Bruder ohne Kinder und hinterließ Giannotto mit ſeinem Sohn, den

ihm Leonora geschenkt hatte, als Erben all seines großen Vermögens. Sofort brachten sie froher und zufriedener als je den Rest ihres Lebens miteinander hin. Hieraus kann man sehen, wie wankelmüthig das Glück und das Leben der Menschen ist und wie leicht ein jeder im Laufe der Jahre von einem Äußersten zum andern übergehen kann. Man sieht aber auch, wie groß die Treue dieser Frau gegen ihren Mann, wie groß ihre Keuschheit war, da sie in solcher Jugend so sittsam die ganze Blütezeit ihrer Jahre verbracht hat, weshalb sich ihre Seelenstärke der Entsagung der Penelope des Alterthums gleichstellt.

XXIII. Baldaſſare Caſtiglione.

1528.

69. Der blinde Spieler.

(Girard. I. 424.)

Als ich einſt in Paglia übernachtete, traf es ſich, daß in derſelben Herberge, wo ich war, ſich noch drei andere Reiſende aufhielten, zwei von Piſtoja, der dritte von Prato. Nach dem Nachteſſen ſetzten ſie ſich, wie das ſo zu gehen pflegt, zum Spiele, und ſo dauerte es nicht lange, da hatte einer von den beiden Piſtojern ſeine Baarſchaft verloren und ſaß platt und baar da ohne einen Heller im Beutel. Da fing er an in ſeiner Verzweiflung heftige Flüche und Verwünſchungen auszuſtoßen, und mit dieſem ſchlimmen Abendſegen legte er ſich ſchlafen. Nachdem die andern zwei noch eine Weile fortgeſpielt hatten, beſchloſſen ſie, dem, der ins Bett gegangen war, einen Spuk zu ſpielen. Sobald ſie daher merkten, daß er ſchlief, löſchten ſie die Lichter aus und verſteckten das Feuer; dann fingen ſie an laut zu ſprechen und einen Höllenlärm aufzuſchlagen, als kämen ſie über dem Spiele in Streit.

Du haſt hinuntergeſehen nach der Karte, rief der eine.

Nein, ſprach der andere, du haſt nicht Farbe bekannt. Das Spiel gilt nicht.

Dies und Ähnliches riefen ſie mit ſo lauter Stimme, daß der Schlafende erwachte. Und als er hörte, daß ſie ſpielten und ſprachen, als ſähen ſie die Karten, machte er die Augen ein wenig auf, und da er kein Licht im Zimmer ſah, ſagte er: Was Teufels ſoll das heißen, daß ihr die ganze Nacht durch fortſchreit.

Darauf drehte er ſich um, als wollte er gleich wieder weiter ſchlafen. Die zwei Geſellen aber gaben ihm weiter kein Gehör, ſondern fuhren in ihrem Treiben fort, ſodaß jener noch beſſer aufwachte und ſich zu wundern anfing. Denn da er kein Feuer noch ſonſt eine Helle ſah, und ſie doch ſpielen und ſtreiten hörte, ſagte er: Wie könnt ihr denn die Karten ſehen ohne Licht?

Darauf ſagte einer der beiden: Es ſcheint, du haſt zu deinem Geld hin auch deine Augen verloren. Siehſt du nicht, daß wir hier zwei Lichter haben?

Der, der im Bette war, richtete ſich nun auf, ſtemmte ſich auf den Arm und rief faſt zornig: Entweder bin ich betrunken oder blind, oder ihr macht Flauſen.

Die zwei andern ſtunden nun auf und gingen vorſichtig nach dem Bette zu, lachten und thaten, als glaubten ſie, jener wolle ſich über ſie luſtig machen.

Ich ſage, fuhr er fort, ich ſehe euch nicht.

Am Ende thaten die beiden, als kommen ſie in heftiges Erſtaunen, und einer ſprach zu dem andern: Ei weh, ich glaube faſt, es iſt ihm ernſt. Gib einmal das Licht her! Dann wollen wir ſehen, ob ihm wirklich ſein Geſicht getrübt iſt.

Darauf nahm denn der arme Schelm als gewiß an, daß er blind geworden ſei, weinte laut und ſprach: O liebe Brüder, ich bin blind.

Da fing er gleich an, unſere liebe Frau von Loreto anzurufen und ſie zu bitten, ihm die Läſterungen und Verwünſchungen zu verzeihen, die er über ſie ausgeſtoßen, weil er ſein Geld verloren hatte. Die zwei Geſellen tröſteten ihn jedoch und ſagten: Es iſt nicht möglich, du mußt uns ſehen. Das haſt du dir nur ſo in den Kopf geſetzt.

Nein, nein, entgegnete jener, ich habe mir es nicht nur ſo in den Kopf geſetzt. Ich ſehe euch ſo wenig, als wenn ich niemals Augen im Kopf gehabt hätte.

Dein Blick iſt ja doch ganz hell, antworteten die beiden.

Sieh nur, sprach einer zum andern, wie gut er die Augen aufmacht und wie schön sie sind. Wer sollte glauben, daß er nicht daraus sieht?

Der arme Tropf weinte immer heftiger und flehte Gott um Erbarmen an. Am Ende sagten die beiden zu ihm: Thue ein Gelübde zu unserer lieben Frauen in Loreto baarfuß und nackt eine Pilgerfahrt zu thun, denn das ist das beste Mittel, das es gibt. Unterdessen wollen wir nach Acquapendente und in die andern nahe gelegenen Ortschaften gehen und uns nach einem Arzte umsehen; wir wollen dir es an nichts fehlen lassen.

Darauf kniete der Unglückliche sogleich im Bette nieder und that unter unendlichen Thränen und in bitterer Reue über seine gotteslästerlichen Reden ein feierliches Gelübde, nackt zu der heiligen Jungfrau nach Loreto zu gehen und ihr ein Paar silberne Augen darzubringen, auch am Mittwoch kein Fleisch und am Freitag keine Eier zu essen und mit Wasser und Brot jeden Samstag zu Ehren der heiligen Jungfrau zu fasten, wenn sie ihm die Gnade erzeige, daß er sein Gesicht wiedererlange. Die beiden Gesellen gingen sodann in ein anderes Zimmer, zündeten ein Licht an und traten unter schallendem Gelächter wieder vor den armen Schelm, der, wiewol er sich frei fühlte von einer, wie sich denken läßt, nicht geringen Herzensangst, nicht nur nicht zu lachen, sondern nicht einmal zu sprechen vermochte, und die zwei Gesellen ließen ihn auch jetzt noch mit ihren Stichelreden nicht in Ruhe, sondern behaupteten, er müsse durchaus die Gelübde lösen, denn es sei ihm ja die erflehte Gnade zu Theil geworden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Italiänischer Novellenschatz.

Dritter Theil.

BIBLIOTECA
REAL
MONACENSI

Italiäniſcher Novellenſchatz.

Ausgewählt und überſetzt

von

Adelbert Keller.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des dritten Theils.

XXIV. Matteo Bandello. Seite

70. Unüberwindliche Großmuth 1
71. Balduin der eiserne von Flandern 39
72. Eine andere Lucretia 51
73. Bedenkliche Beichte 59
74. Frauentreue: Männertugend 74
75. Das bezauberte Bildniß 108
76. Viel Lärmen um nichts 135
77. Die einäugige Amme 172
78. Antonio Bologna 182
79. Die blonde Ginevra 198
80. Die Liebe des Verbannten 238
81. Spanische Rache 260
82. Die Müllerin 275
83. Leonora Macedonia 280
84. Cromwell 316

XXIV. Matteo Bandello.

1534.

70. Unüberwindliche Großmuth.

(1. 2.)

Man hat oftmals unter gelehrten und dem Hofdienste lebenden Männern die Frage aufgeworfen, ob eine preiswürdige Handlung oder eine ritterliche und edelmüthige That, die ein Hofmann gegen seinen Gebieter übt, Edelmuth und Ritterlichkeit genannt werden darf, oder ob es vielmehr nur Pflicht und Schuldigkeit ist. Und der Streit über diesen Gegenstand ist nicht ohne Belang, denn Vielen steht es fest, daß der Diener seinem Herrn den ganzen Tag über nicht so viel leisten kann, daß er nicht noch weit mehr zu thun verpflichtet wäre. Denn wenn er etwa nicht die Gunst seines Königs besitzt und sie doch besitzen möchte (wie jeder Diener thut), was darf er je zu thun unterlassen, wie schwer es auch sei, damit er die ersehnte Gnade erlange? Sehen wir nicht viele, die, um sich ihren Fürsten günstig zu stimmen, ihr eigenes Leben tausend Wagnissen, ja oft tausend Gefahren des Unterganges ausgesetzt haben? Wenn er sich nun in Gunst befindet und erkennt, daß er von seinem Fürsten geliebt wird, wie viele Mühen und Beschwerden muß er dulden, um sich in Ansehen zu erhalten und die erworbene Gunst zu bewahren und zu erhöhen? Ihr wißt, es ist ein allgemeines Sprichwort, das ein geistreicher Dichter verherrlicht hat, daß Erworbenes erhalten keine geringere Tugend sei, als das Erwerben selbst.

Manche behaupten nun im Gegentheil und bemühen sich es mit den stärksten Gründen zu beweisen, daß Alles, was der Diener über seine Schuldigkeit thut und über die Verpflichtung hinaus, welche er hat, [illegible] Herrn zu dienen, als freiwillige Leistung anzusehen [illegible] geeignet, seinen Gebieter sich zu verpflichten und zu neuen Wohlthaten zu ermuntern. Sie gehen von der Ansicht aus, daß, so oft einer sein Amt versieht, wozu er von seinem Herrn angewiesen ist, und es mit allem Eifer und in der Art thut, wie es sich gehört, er seiner Pflicht genügt hat und von ihm den gebührenden Lohn verdient. Doch da wir hier nicht beisammen sind zu disputiren, sondern zu erzählen, lassen wir nunmehr den Streit beiseite, und ich beabsichtige über das, was ein mannhafter König gethan, euch eine Geschichte mitzutheilen. Wenn nach Beendigung derselben vielleicht jemand ausführlicher darüber zu sprechen geneigt ist, so bleibt ihm ja, dünkt mich, noch immer das Feld offen, um nach Herzenslust ein Paar Sträuße zu bestehen. Es lebte also im Königreich Persien einst ein König Namens Artaxerres, ein Mann von großem Muthe und sehr geübt in den Waffen. Er war dem Berichte der persischen Geschichtsbücher zufolge anfangs nur ein gewöhnlicher Soldat, der keinen militärischen Rang im Heere führte, und brachte als solcher den Artaban den letzten König der Arsaciden um, unter welchem er diente. Er gab den Persern auf etwa fünfhundertachtunddreißig Jahre die Herrschaft über Persien zurück, welche in den Händen der Macedonier und anderer Völker nach dem Tode des Darius gewesen war, welchen Alexander der große besiegt hatte. Nachdem er also ganz Persien befreit hatte und vom Volke zum König erwählt worden war, hielt er Hof mit Pracht und unter tugendhaften Handlungen. Er war äußerst glänzend in all seinem Thun und galt deswegen, neben dem in blutigen Schlachten mannhaft erworbenen Ruhm, im ganzen Morgenland für den edelmüthigsten und großherzigsten

König, der in seiner Zeit auf einem Throne saß. In seinen Gastmahlen war er ein zweiter Lucull und ehrte hoch die Fremden, die zu ihm an den Hof kamen. Dieser König hatte an seinem Hofe einen Seneschal mit Namen Ariabarzanes, dessen Amt es war, so oft der König öffentlich eine Mahlzeit veranstaltete, auf einem weißen Rosse mit einer goldenen Keule in der Hand den Knappen voranzureiten, welche die Speisen des Königs in goldenen Gefäßen mit feinster Leinwand bedeckt trugen, und diese Tücher waren durchaus gestickt und mit Seide und Gold in der schönsten Arbeit durchwirkt. Dieses Amt des Seneschals war sehr geachtet und wurde gemeiniglich einem der ersten Barone des Reichs übertragen. Der besagte Ariabarzanes nun war von der edelsten Abstammung und so reich, daß fast niemand ihm an Reichthum im Reiche gleich kam, und überdies der feinste und freigebigste Ritter, der an diesem Hofe lebte; ja, er machte oft so sehr den Großmüthigen und gab so ohne Rückhalt weg, daß er die Mittelstraße verließ, worin alle Trefflichkeit besteht, oftmals zu den äußersten Punkten sich neigte und in das Laster der Verschwendung verfiel. Es hatte daher gar oft den Anschein, als wollte er in den Werken der Höflichkeit sich mit seinem König nicht nur auf gleiche Linie stellen, sondern er suche sogar mit aller Macht es ihm zuvorzuthun und ihn zu übertreffen. Eines Tages nun ließ sich der König das Schachbret bringen und wollte mit Ariabarzanes eine Partie Schach spielen. In damaliger Zeit stund bei den Persern das Schachspiel im höchsten Ansehen und ein guter Spieler war so geachtet, wie heutzutage unter uns ein gewandter Kämpfer in wissenschaftlichen und philosophischen Streitigkeiten. Sie saßen also einander gegenüber an einem Tische im königlichen Saale, in welchem sehr hohe Personen sich befanden, die ihrem Spiele aufmerksam und schweigend zusahen, und fingen an, so gut sie konnten, sich mit den Schachfiguren zu befehden. Ariabarzanes,

sei es daß er besser spielte, als der König, oder daß der König nach wenigen Zügen die Aufmerksamkeit auf das Spiel verlor, oder was immer der Grund sein mochte, Ariabarzanes brachte den König dahin, daß er nicht anders konnte, als daß er in zwei bis drei Zügen schachmatt werden mußte. Als der König dies merkte und die Gefahr einsah, matt zu werden, röthete sich sein Gesicht ungewöhnlich, er sann nach, ob nicht noch ein Ausweg möglich wäre, um die Niederlage zu vermeiden, und außer der Röthe, die man in seinem Gesichte gewahr wurde, merkten alle Zuschauer des Spieles an seinem Kopfschütteln und an andern Geberden und Seufzern, wie leid es ihm that, so weit gekommen zu sein. Dem Seneschal entging das nicht, und er konnte den Anblick der ehrenvollen Beschämung seines Königs nicht ertragen; er machte daher einen Zug mit seinem Springer, der dem König so Bahn öffnete, daß er ihn nicht nur aus der Gefahr befreite, in welcher er schwebte, sondern noch einen Thurm ganz preisgab. So stund das Spiel wieder gleich. Der König kannte den Edelmuth und die große Gesinnung seines Dieners, die er sonst schon hinreichend erprobt hatte, genau, er that als habe er nicht bemerkt, daß er den Thurm nehmen könne, warf die Figuren um, stand auf und sagte: Genug, Ariabarzanes! Das Spiel ist euer, ich gebe mich überwunden.

Es fuhr dem Artaxerxes durch den Sinn, Ariabarzanes habe dies nicht aus Großmuth gethan, sondern vielmehr um sich seinen König zu verpflichten; das missiel ihm und daher wollte er nicht mehr spielen. Doch ließ der König hernach weder in Winken noch in Handlungen noch in Worten sich anmerken, daß ihm diese Großmuth seines Seneschals misfallen habe. Freilich hätte er allerdings gewünscht, daß Ariabarzanes sich solcher Handlungen enthalten hätte, wenn er mit ihm spielte oder sonst etwas mit ihm anfing, und wenn er den Großmüthigen und Freigebigen machen wollte, so sollte er

das gegen Untergebene oder Gleichstehende thun, denn es gefiel ihm nicht, daß ein Diener in Dingen der Großmuth und Freigebigkeit sich auf gleiche Linie mit seinem Gebieter stellen wollte. Es war wenige Tage nach diesem Vorfall, der König befand sich in Persepolis der Hauptstadt Persiens und ordnete eine prächtige Jagd an nach Thieren, wie jene Gegend sie erzeugt und die von den unserigen sehr verschieden sind. Als Alles in Ordnung gebracht war, begab er sich an die Stelle der Jagd mit dem ganzen Hofe. Ein großer Theil des Waldes war umstellt von Netzen und gelegten Schlingen, der König vertheilte das Personal seiner Jäger wie es ihm geeignet schien, und ließ nun mit Hunden und Hörnern die Thiere aus ihren Höhlen und Löchern aufscheuchen. Plötzlich sprang ein wildes Thier sehr ungestüm und gewandt hervor, übersprang mit einem Satze die Netze und begab sich eiligst auf die Flucht. Der König sah das seltsame Thier und beschloß es zu verfolgen und zu erlegen. Er winkte daher einigen seiner Barone, daß sie gemeinschaftlich mit ihm dem Thiere nachsetzten, ließ seinem Pferde die Zügel und schickte sich an, ihm nachzueilen. Einer der Barone, welche mit dem König dem Thiere nachsetzten, war Ariabarzanes. Es fügte sich, daß damals der König gerade ein Pferd ritt, das ihm wegen seines besonders schnellen Laufes so lieb war, daß er tausend von seinen andern drangegeben hätte, um dieses zu retten, und um so mehr, als es außer der Schnelligkeit seines Laufes für Gefechte und Waffenthaten besonders geschickt war. Während er nun mit verhängtem Zügel das eilende oder eigentlich fliegende Thier verfolgte, entfernten sie sich weit von der Gesellschaft und beschleunigten ihren Lauf so sehr, daß der König nur noch den Ariabarzanes bei sich behielt, und hinter ihm folgte einer von den Seinigen, den er bei Jagden stets auf einem guten Pferde mit sich führte. Auch das Pferd des Ariabarzanes stand im Rufe eines

der beſten, die ſich am Hofe befanden. Nun begab es ſich, als alle dieſe drei mit verhängten Zügeln dahinſtürmten, merkte Ariabarzanes, daß das Pferd ſeines Herrn an den Vorderfüßen die Eiſen verloren hatte und ſchon die Steine anfingen ihm die Hufe anzugreifen. So mußte alſo entweder der König ſeine Jagdunterhaltung einſtellen oder das Pferd mußte zu Grunde gehen. Unter dieſen beiden denkbaren Fällen war keiner, der nicht dem König äußerſt unangenehm war, der übrigens noch nicht bemerkt hatte, daß das Pferd die Eiſen verloren hatte. Sobald der Seneſchal dies bemerkte, ſtieg er ab, ließ ſich von dem nachfolgenden Diener, der für Nothfälle mit dem Erforderlichen verſehen war, Hammer und Zange geben und nahm ſeinem guten Pferde die zwei Vordereiſen ab, um ſie dem des Königs anzuſchlagen, entſchloſſen, dann ſein eigenes preiszugeben und die Jagd fortzuſetzen. Er rief alſo dem König zu, ſtille zu halten, und benachrichtigte ihn von der Gefahr, in welcher ſein Pferd ſchwebe. Der König ſtieg ab, er ſah die beiden Eiſen, welche der Diener des Seneſchals in der Hand hatte, achtete aber weiter nicht darauf, oder meinte vielleicht, Ariabarzanes laſſe welche für dergleichen Fälle mitnehmen, oder auch, es ſeien dieſelben, welche ſeinem Pferde abgefallen waren, und wartete, bis es bereit war, um wieder aufzuſitzen. Da er aber das gute Pferd des Seneſchals ohne Vordereiſen ſah, merkte er ſogleich, daß das eine der ritterlichen Höflichkeiten des Ariabarzanes war, und beſchloß, ihn auf dieſelbe Weiſe zu beſiegen, wie er ſich bemüht hatte, ihn zu übertreffen. Sobald alſo das Roß beſchlagen war, machte er es dem Seneſchal zum Geſchenk. Der König wollte viel eher die Freude der Jagd verlieren, als von einem ſeiner Diener an Höflichkeit übertroffen werden; er berückſichtigte dabei den Hochſinn des Mannes, der mit ihm in ruhmvollen Thaten und Hingebung wetteifern zu wollen ſchien. Dem Seneſchal ſchien es nicht paſſend, das Geſchenk ſeines-

Herrn zurückweisen zu wollen, sondern er nahm es mit demselben hohen Geiste hin, mit dem er seinem Roß die Eisen hatte abnehmen lassen, und erwartete immer eine Gelegenheit, seinen Gebieter an Höflichkeit zu übertreffen und sich ihn zu verpflichten. Es dauerte hernach nicht lange, so kamen viele von denen, welche zurückgeblieben waren, ihnen nach, der König nahm ein Pferd von einem der Seinigen und kehrte nach der Stadt zurück mit seinem ganzen Gefolge. Wenige Tage darauf ließ der König ein festliches prachtvolles Turnier ansagen auf den ersten Maitag. Der Preis, der dem Sieger verliehen werden sollte, war ein muthiges edles Pferd nebst Zügel, dessen Gebiß von feinem Golde reich gearbeitet war, und einem Sattel vom höchsten Werthe, und das übrige Reitzeug war im Verhältniß zum Zaum und Sattel; der Zaum bestand aus zwei sehr kunstreich gearbeiteten Goldketten. Das Pferd war ferner bedeckt mit einer Decke von Goldstoff mit Cantillen, ringsum mit sehr schönen gestickten Franzen, woran goldene Mispeln und Glöckchen hingen. Am Sattelbogen hing ein ganz feiner Degen, die Scheide ganz eingefaßt von Perlen und köstlichen Steinen von großem Werthe, und auf der andern Seite sah man einen sehr schönen starken Stab befestigt auf Damascener Art ganz meisterhaft gearbeitet. Ferner lagen neben dem Pferde nach Art von Trophäen umher alle möglichen Waffen, wie sie ein Ritter im Kampfe braucht, so reich und schön, wie sie nur irgend zu finden waren. Der Schild war bewundernswürdig und stark, man konnte ihn nebst einer schönen goldenen Lanze sehen am Tage, wo das Turnier Statt finden sollte. Alle diese Dinge sollten dem Sieger im Wettkampfe zu Theil werden. Es kamen nun viele Fremde zusammen zu dem hohen Feste, theils um mit zu kämpfen, theils um die prachtvolle Feier des Turniers zu sehen. Von den Unterthanen des Königs blieb kein Ritter noch Baron zurück, der nicht reich gekleidet erschien; und unter

den ersten, die ihren Namen angaben, war der Erstgeborne des Königs, ein sehr tapferer und im Waffenwerk äußerst geachteter Jüngling, der von früh auf im Lager erzogen und herangewachsen war. Auch der Seneschal meldete sich an. Ebenso andere persische wie fremde Ritter, denn das Fest war als ein allgemeines verkündigt worden mit sicherem Geleite für alle Fremde, welche dazu kommen und dabei kämpfen wollten, nur mußten es adelige sein, andere wurden nicht angenommen. Der König hatte zu Kampfrichtern drei alte Barone erwählt, welche in früherer Zeit gleichfalls selbst wackere Kämpfer gewesen waren und sich in vielen Unternehmungen geübt und als rechtschaffene und einsichtige Männer bewährt hatten. Sie hatten ihr Tribunal mitten in der Rennbahn gerade dem Punkte gegenüber, wo meistens die Kämpfenden sich zu treffen und ihre Schläge zu führen pflegten. Nun müßt ihr euch vorstellen, daß alle Frauen und Töchter des Landes sich hier versammelt hatten und daß eine solche Menge Volks hier beisammen war, wie es sich von einem Feste dieser Art erwarten ließ. Und vielleicht kämpfte daselbst kein Ritter, der nicht seine Geliebte hatte, und jeder hatte irgend ein Geschenk von ihren Frauen, wie bei ähnlichen Kämpfen zu geschehen pflegt. Zum angesetzten Tag und Stunde erschienen alle Kämpfenden mit größtem Pompe der reichsten Überkleider sowol über den Waffen als den Pferden. Der Kampf begann, viele Lanzen splitterten und manche führten schöne Schläge; aber das allgemeine Urtheil ging dahin, daß der Seneschal Ariabarzanes es sei, der den Preis davontragen müsse; wäre aber er nicht da, so übertreffe der Sohn des Königs bei weitem alle andern, denn keiner der Wettkämpfer hatte über fünf Streiche für sich, nur des Königs Sohn hatte deren neun. Der Seneschal zeigte elf kräftig und ehrenvoll gebrochene Lanzen und wenn er noch einen einzigen Streich gewann, so war er Sieger im Spiele, denn zwölf Streiche waren an jenem Tage

den Kämpfenden vorgeschrieben, um den Preis zu gewinnen, und wer sie zuerst führte, bekam ohne weiteres Hinderniß den Preis. Dem König (um die Wahrheit zu sagen) konnte keine größere Freude werden, als wenn die Ehre dieses Tages seinem Sohne zufiele; aber er sah nicht wohl ein, wie es möglich werden sollte, denn er erkannte den großen Vorsprung, den der Seneschal hatte, gut; doch ließ er sich als ein kluger Mann die Sache im Gesicht nicht merken. Auf der andern Seite war sein junger Sohn, der vor seiner Geliebten kämpfte, bis zum Tode verdrießlich darüber, daß er so seine Hoffnung schwinden sah, die erste Ehre zu erringen, sodaß Vater und Sohn von gleichem Verlangen brannten. Aber die Trefflichkeit und Tapferkeit des Seneschals und der Umstand, daß er seinem Ziele schon so nahe stand, schnitt ihnen alle Hoffnung ab, wenn noch eine solche übrig gewesen war. Im Augenblicke nun, als der Seneschal seine letzte Lanze brechen wollte, er ritt an diesem Tage eben das treffliche Pferd, das ihm der König auf der Jagd geschenkt hatte, und wußte genau, daß der König sehnlichst wünschte, seinen Sohn siegreich zu sehen, ebenso kannte er die Gesinnung des Jünglings, der zu Ehren und in Gegenwart seiner Geliebten ganz von demselben Verlangen glühte, in dem Augenblicke faßte er den Entschluß, sich einer solchen Ehre zu entkleiden und sie dem Sohne des Königs zu überlassen. Er wußte zwar wohl, daß eine solche Großmuth dem König nicht gefiel; nichts desto weniger war er aber geneigt, durch Beharrlichkeit seine Ansicht zu überwinden, nicht weil er mehr begehrte, als der König ihm schenkte, sondern blos, um sich zu ehren und Ruhm zu erwerben: der Seneschal war der Ansicht, es sei undankbar vom König, diese Handlungen des Edelmuths, den er gegen ihn übte, nicht annehmen zu wollen. Er hatte sich nun unter allen Umständen vorgenommen, es so einzurichten, daß die Ehre dem Sohne des Königs bliebe; er legte die Lanze ein, als er nahe

daran war, mit ihm zuſammen zu treffen (denn er ſelbſt war es, der ihm entgegenkam), ließ aber die Lanze aus der Hand fallen und ſagte: Mein Edelmuth ſoll es dem der andern gleichthun, wenn er auch nicht geſchätzt wird.

Der Sohn des Königs traf mit Anſtand den Schild des Seneſchals, brach ſeine Lanze in tauſend Stücke und gewann den zehnten Streich. Viele hörten die Worte des Seneſchals, die er beim Wegwerfen der Lanze ausſprach, und alle Umſtehenden ohne Ausnahme merkten, daß er nicht habe treffen wollen, um nicht den letzten Streich zu führen und dem Sohne des Königs die ſo ſehr gewünſchte Ehre des Turniers zu laſſen. Er verließ auch darauf die Schranken. Der Sohn des Königs beſtand ohne große Mühe die letzten Gänge und trug Preis und Ehre davon. Unter dem Schalle von tauſend Muſikinſtrumenten und unter Voranführung des Kampfpreiſes wurde er mit Pomp durch die ganze Stadt geleitet und unter dem Gefolge befand ſich auch der Seneſchal, der fortwährend mit heiterer Miene die Mannhaftigkeit des Prinzen rühmte. Der König war ein ſcharfſichtiger Mann, er hatte ſchon oft und viel die Tapferkeit ſeines Seneſchals in andern Turnieren, Wettkämpfen, Buhurten und Schlachten erprobt und ihn immer vorſichtig klug und perſönlich äußerſt tapfer erfunden; ſo erkannte er denn wohl, daß das Fallen der Lanze nicht zufällig geweſen war, ſondern ganz vorſätzlich und dies beſtärkte ihn in der Anſicht, die er über die Großmuth und Aufopferung ſeines Seneſchals hegte. Und in der That der Edelmuth des Seneſchals Ariabarzanes war ſo groß, daß wie mich dünkt wenige ſich bereit finden ließen, ihn nachzuahmen. Wir ſehen den ganzen Tag viele mit den Glücksgütern freigebig umgehen und reichlich bald Kleider, bald Silber und Gold, bald Edelſteine und andere Dinge von großem Werthe an den und jenen verſchenken. Ja, große Herren ſieht man nicht nur mit ſolcherlei Dingen gegen ihre Diener freigebig

und großmüthig, sondern sie verschenken selbst großartig Burgen, Ländereien und Städte. Was sollen wir von denen sagen, die mit ihrem eigenen Blute und mit dem Leben selbst oftmals verschwenderisch umgehen im Dienste anderer? Von solchen und ähnlichen Beispielen sind alle Bücher aller Sprachen voll; aber wer den Ruhm geringschätzt und mit seiner eigenen Ehre freigebig ist, ein solcher findet sich noch nicht. Der siegreiche Feldherr schenkt nach dem blutigen Treffen seinen Kriegskameraden Beutestücke der Feinde und Gefangene und macht sie theilhaftig der ganzen Eroberung; aber den Ruhm und die Ehre der Schlacht behält er für sich selbst. Und, wie der wahre Vater der römischen Beredtsamkeit göttlich bemerkt, jene Philosophen, die von der Pflicht der Geringschätzung des Ruhmes schrieben, streben eben durch ihre Bücher nach Ruhm. Dem König nun gefiel diese Großmuth und dieses Zurücktreten seines Seneschals nicht, vielmehr war es ihm zuwider, denn er war der Ansicht, es sei für einen Unterthanen und Diener nicht schicklich, sich nicht nur seinem Herrn gleichzustellen, sondern ihn durch Handlungen der Großmuth und Aufopferung zu verpflichten; so fing er an, ihn es merken zu lassen und ihn weniger freundlich zu behandeln, als seither. Ja, zuletzt beschloß er, ihn deutlich merken zu lassen, wie sehr er sich irre, wenn er glaube, sich seinen Gebieter verpflichten zu können, und zwar folgendermaßen. Es war eine alte bewährte Sitte in Persien, daß die Könige alljährlich den Jahrestag ihrer Krönung durch ein großes pomphaftes Fest feierten, an welchem Tage alle Barone des Reichs verbunden waren, sich am Hofe einzufinden, woselbst der König acht Tage lang hintereinander mit den kostbarsten Mahlzeiten und anderen Festlichkeiten dieselben bewirthete. Als nun der Jahrestag der Krönung des Artaxerxes kam und alles in gehöriger Weise zugerüstet war, wollte der König ausführen, was ihm eingefallen war, und er trug einem seiner vertrauten Kämmerer auf, sogleich den Ariabar-

zanes aufzusuchen und ihm zu sagen: Ariabarzanes, der König befiehlt dir, im Augenblicke den Schimmel, den goldenen Stab und die übrigen Zeichen deines Seneschalamtes selber deinem Feinde Darius zu bringen und ihm im Namen des Königs zu eröffnen, daß er zum obersten Seneschal ernannt ist.

Der Kämmerer ging hin und that, was der König ihm aufgetragen hatte. Als Ariabarzanes diese strenge Botschaft hörte, meinte er umzukommen vor Schmerz und er empfand die Sache um so tiefer, als Darius sein erbittertster Feind auf Erden war. Dem unerachtet gewann er es bei seiner Seelengröße nicht über sich, den innerlichen Kummer merken zu lassen, sondern sagte zu dem Kämmerer mit heiterem Gesicht: Was meinem Herrn gefällt, das soll geschehen. Sieh auf der Stelle gehe ich, seine Befehle ins Werk zu setzen.

Und so that er auch alsbald mit größtem Eifer. Und als die Stunde der Mittagsmahlzeit kam, verrichtete Darius den Dienst als Seneschal. Sobald der König bei der Tafel saß, setzte sich auch Ariabarzanes mit heiterer Miene mit den andern Baronen zu Tische. Die Verwunderung Aller war sehr groß und unter den Baronen lobten die einen den König, die andern nannten ihn im Geheimen undankbar, wie das unter Hofleuten so Sitte ist. Der König verwandte kein Auge von Ariabarzanes und verwunderte sich sehr, daß er sich äußerlich so heiter gab, er hielt ihn deshalb in der That für einen Mann von sehr edelm Sinne. Und um nun auf den Plan zu kommen, den er früher entworfen, fing er an mit bittern Worten allen seinen Baronen seine Unzufriedenheit mit Ariabarzanes darzulegen: andererseits bestach er einige, um sorgfältig auszuspähen, was er sagte und that. Ariabarzanes hörte die Worte seines Gebieters und wurde von den Schmeichlern, die hierauf angewiesen waren gereizt, er sah auch, daß die Geduld, die er bewies, ihm nichts nützte, und daß ihm die Bescheidenheit nichts half,

die er im Reden geübt hatte, er erinnerte sich des langen treuen Dienstes, den er dem König geleistet, des erlittenen Schadens, der Lebensgefahr, der er sich so oft ausgesetzt hatte, der geübten Großmuth und vieler andern Dinge, die er gethan: und da ließ er sich endlich übermannen vom Unmuth, er verlor den Zügel der Geduld und ließ sich hinreißen von seinem Selbstgefühl, er meinte, er sollte Ehre empfangen statt getadelt zu werden, statt des verdienten Lohnes aber werde ihm sein Amt genommen; unter bittern Vorwürfen beschwerte er sich über den König und nannte ihn undankbar, was bei den Persern für ein Majestätsverbrechen angesehen wird. Gerne wäre er vom Hofe weggegangen und hätte sich auf eines seiner Schlösser zurückgezogen, aber das war ihm nicht gestattet ohne Vorwissen und Urlaub des Königs und er brachte es nicht übers Herz, diesen um eine Vergünstigung anzugehen. Dem König ward indessen Alles gemeldet, was Ariabarzanes that und was er sprach: er ließ ihn daher eines Tages rufen und als er vor dem König stand, sagte Artaxerxes also zu ihm: Ariabarzanes, deine verschiedenen Beschwerden, deine bittern Klagen, die du bald da bald dort ausläßest, und dein fortwährender Unwille ist durch die Fenster meines Palastes zu meinen Ohren gedrungen und ich habe Dinge von dir vernommen, die ich kaum geglaubt habe. Ich wünschte nun von dir selbst zu erfahren, was dich zu den Beschwerden bewogen hat; du weißt, in Persien ist eine Beschwerde über seinen König und vornehmlich seine Bezeichnung als undankbar kein geringeres Vergehen, als der Tadel der unsterblichen Götter, weshalb die alten Gesetze verordnet haben, daß die Könige gleich den Göttern verehrt werden müssen. Unter den Sünden, welche unsere Gesetze scharf bestrafen, ist die Sünde der Undankbarkeit diejenige, welche aufs allerschärfste geahndet wird. Wohlan, so sage mir nun, worin du von mir beleidigt worden bist. Denn obwol ich König bin, darf ich doch niemanden ohne Grund eine

Beleidigung zufügen, denn sonst hieße ich billig nicht König, was ich bin, sondern Tyrann, was ich niemals sein will.

Ariabarzanes war voll Unwillens, wich aber doch keinen Finger breit von seiner großartigen Gesinnung und bekannte alle Beschwerden, die er irgendwo gegen den König vorgebracht hatte, frei. Darauf antwortete der König also: Du kennst den Grund, Ariabarzanes, weshalb ich mich von Rechtswegen angetrieben fühlte, dir die Würde und das Amt des Seneschals abzunehmen. Du wolltest mir die meinige nehmen. Meine Sache ist es, in allen meinen Angelegenheiten freigebig, großmüthig, ritterlich zu sein, gegen jedermann Höflichkeit zu üben und mir meine Diener zu verpflichten, indem ich ihnen von meinem Eigenthum mittheile und sie belohne und zwar nicht immer, indem ich pünktlich die Handlungen abwäge, die sie in meinem Dienste und zu meinem Vortheil gethan, sondern indem ich sie meist über Verdienst beschenke. Ich darf nie in den verdienstlichen Werken der Freigebigkeit die Hände verschlossen halten, nie mich müde zeigen, den Meinigen und Fremden Geschenke zu geben, wie es die Umstände erheischen; denn das ist das eigenthümliche Amt jedes Königs und das meine insbesondere. Du aber, der du mein Knecht bist, suchst in gleichem Style auf tausend Weisen durch deine Werke der Höflichkeit nicht mir zu dienen und das zu thun, was du mir als deinem Herrn gegenüber thun mußt, sondern du bemühst dich, mit deinen Handlungen mich auf unlösbare Weise an dich zu fesseln und zu machen, daß ich dir auf immer fest verpflichtet bleibe. Sage mir nun selbst, welchen Lohn könnte ich dir geben, welches Geschenk bieten, welchen Preis zuwenden, wobei mir der Ruhm der Freigebigkeit gesichert bliebe, wenn du mich vorher mit deiner Großmuth so an dich gefesselt hast? Hohe und edelgesinnte Herren fangen dann an, einen Diener zu lieben, wenn sie ihn beschenken, wenn

sie ihn erhöhen, und dabei wird immer darauf Rücksicht genommen, daß das Geschenk das Verdienst übertreffe; denn sonst wäre es keine Freigebigkeit noch Großmuth. Der Besieger der Welt Alexander der große nahm eine reiche und mächtige Stadt ein, nach deren Besitze viele seiner Barone trachteten, und um welche ihn die nämlichen baten, die sich um die Gewinnung derselben mit ihren Waffen ehrenvoll bemüht und ihr eigenes Blut vergossen hatten; er wollte sie aber nicht denen geben, die durch ihre Verdienste darauf Anspruch machen konnten, sondern er rief einen armen Mann, der sich zufällig dort befand und gab sie ihm, damit die von ihm geübte Freigebigkeit und Großmuth an einem so gemeinen niedrigen Menschen desto heller und ruhmvoller strahle; denn von der einem solchen Menschen erwiesenen Wohlthat kann nicht gesagt werden, sie gehe aus irgend welcher Verbindlichkeit hervor, sondern man sieht deutlich, daß es die reine Freigebigkeit, reine Ritterlichkeit, reine Großmuth, der reine Edelsinn ist, aus einem großen und erhabenen Herzen hervorgehend. Ich sage darum nicht, daß man nicht einen treuen Diener belohnen solle, aber ich behaupte, daß der Lohn immer das Verdienst dessen übersteigen müsse, welcher dient. Nun also, wenn du Tag für Tag so viel Verdienst erwirbst, wie du thust, und fortwährend suchst mich unendlich zu verbinden durch deine schrankenlose Großmuth, wie bisher, so machst du mich machtlos, dir zu genügen, und sperrst mir den Weg für meine Freigebigkeit. Siehst du nicht, daß ich von dir überholt und mitten auf meiner gewohnten Bahn gehemmt bin, welche darin besteht, mir die Liebe, die Dankbarkeit und die Anhänglichkeit meiner Untergebenen durch Geschenke zu erwerben, indem ich ihnen täglich von dem Meinigen schenke und wenn einer durch seine Dienstleistungen ein Talent verdient, ihnen zwei oder drei zu geben? Weißt du nicht, daß, je weniger von ihnen der Lohn erwartet wird, ich um so lieber ihn er-

theile, um so bereitwilliger sie erhöhe und ehre? Bestrebe dich also, Ariabarzanes, in Zukunft so zu leben, daß man dich als Knecht erkennt und mich, was ich auch bin, als Herrn. Alle Fürsten fordern meines Bedünkens zwei Dinge an ihren Dienern, Treue nämlich und Liebe; sind diese gefunden, so sorgen sie nicht weiter. Wer also wie du mit mir in Großmuth wetteifern will, der wird finden, daß ich ihm am Ende wenig Dank weiß. Und außerdem will ich dir sagen, daß, wenn ich will, mir die Laune kommen kann, einem meiner Diener etwas von dem Seinigen zu nehmen und es zum Meinigen zu machen, ich aber dennoch von ihm und denen, die es sonst erfahren, großmüthig und ritterlich genannt werden will. Und das sollst du mir nicht leugnen, sondern es freiwillig jedesmal bekennen, so oft es mir in den Sinn kommt, es zu thun.

Hier schwieg der König und Ariabarzanes antwortete sehr ehrerbietig, aber mit Großmuth folgendermaßen: Ich habe nie gesucht, unüberwindlichster König, eure unendliche und unbegreifliche Großmuth mit meinen Handlungen zu übertreffen oder ihr gleichzukommen, aber ich habe mich sehr bemüht, es dahin zu bringen, daß ihr und die ganze Welt deutlich erkennet, wie ich nichts anderes so sehr wünsche, als eure Gnade; und verhüte Gott, daß ich je in die große Verirrung versinke, als könne ich mit eurer Größe wetteifern. Wer wird auch sein Licht neben die Sonne stellen wollen? Wohl schien es mir und scheint mir noch meine Pflicht zu sein, daß ich nicht nur mit diesen Glücksgütern zu eurer Ehre und in eurem Dienste freigebig sein muß, da ich sie ja von euch erhalten habe, sondern daß es auch zum Frommen eurer Krone ausschlägt, daß ich mit diesem meinem Leben nicht nur nicht sparsam, sondern selbst verschwenderisch umgehe. Und wenn ihr meintet, ich habe versucht, um gleiche Großmuth mit euch zu wetteifern, so mußtet ihr doch denken, ich thue es, um eure Gnade vollkommener zu haben und

damit ich euch Tag für Tag mehr bestimme, mich zu lieben; denn als Ziel jedes Dieners ist mir erschienen, mit aller Macht die Liebe und Gunst seines Herrn zu suchen. Jetzt aber, unüberwindlichster König, muß ich gegen alle meine Vermuthung sagen, das, daß ich nach eurem Zugeständniß großmüthig, edel, hochherzig gewesen bin, verdiene Tadel und Strafe und eure Ungnade, wie an mir das, was ihr gethan habt, klärlich zeigt; wie sehr ich auch entschlossen bin, in meinem wie mir scheint ehrenvollen und löblichen Vorsatze zu leben und zu sterben; wenn mir aber ein Gebieter mein Eigenthum nimmt, dessen Schuldigkeit es ist, mir von dem Seinigen mitzutheilen, und ich soll sagen, er sei freigebig und großmüthig und das sei wohlgethan, so werde ich mich dazu nie verstehen.

Als der König diese letzten Worte hörte, stand er auf und sprach: Ariabarzanes, es ist jetzt nicht Zeit, mit dir zu streiten, denn die Verhandlung und Aburtheilung deiner Worte und Handlungsweise gegen mich übergebe ich dem ernsten Ermessen meiner Räthe, welche zu gelegener Zeit das Ganze nach den Gesetzen und Gebräuchen Persiens aburtheilen werden. Es genüge mir für jetzt, daß ich geneigt bin, dir durch die That zu zeigen, daß das wahr ist, was du jetzt geleugnet hast; und du wirst es selbst mit eigenem Munde bekennen. Inzwischen begib dich hinweg nach deinen Schlössern und komm nicht wieder zu Hof, wenn ich dich nicht verlange.

Als Ariabarzanes diesen letzten Entschluß seines Gebieters vernommen, wandte er sich nach Hause und war mehr als zufrieden, sich auf das Land nach seinen Schlössern begeben zu dürfen, froh, nicht den ganzen Tag sich seinen Feinden gegenüber zu sehen, aber voll Unmuth über die vom König ausgesprochene Überweisung seiner Angelegenheit an seinen Rath. Nichts desto weniger entschlossen, jedes Geschick über sich ergehen zu lassen,

unterhielt er sich mit den Freuden und Zerstreuungen der Jagd. Er hatte nur zwei Töchter, welche ihm seine verstorbene Gattin hinterlassen; beide galten für sehr schön, doch war die erste ohne Vergleich schöner, als die andere, und nur um ein Jahr an Alter von ihr verschieden. Der Ruhm ihrer Schönheit flog durch ganz Persien und es war darin kein so großer Baron, der sich nicht sehr gerne mit Ariabarzanes in Verwandtschaft gesetzt hätte. Er war nun etwa vier Monate auf einer seiner Burgen gewesen, welche ihm besser als die andern gefiel wegen der daselbst herrschenden vollkommen guten Luft und ebenso, weil die schönsten Jagden mit Hunden wie mit Vögeln sich dort befanden. Da erschien daselbst plötzlich ein Herold des Königs, welcher zu ihm sprach: Ariabarzanes, der König mein Herr befiehlt dir, daß du mit mir diejenige deiner Töchter an den Hof sendest, welche die schönste von beiden ist.

Ariabarzanes konnte die Absicht des Königs bei diesem Befehle nicht ahnen, die verschiedensten Gedanken kreuzten sich darüber in seinem Kopfe, er haftete dann bei einem, der ihm plötzlich einfiel und beschloß, die jüngere zu senden, die, wie gesagt, der ältern an Schönheit nicht gleichkam. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, suchte er seine Tochter auf und sprach zu ihr: Liebe Tochter, mein König hat mir den Befehl zukommen lassen, ihm die schönste meiner Töchter zu senden, aber aus einem triftigen Grunde, den ich dir jetzt nicht sagen kann, will ich, daß du hingehest. Aber merke dir wohl und präge dir ein, ihm nie zu sagen, daß du die weniger schöne bist, denn wenn du schweigst, so wird es dir den größten Vortheil verschaffen, offenbarst du dich dagegen, so wäre es mir ein unersetzlicher Schaden und könnte mich vielleicht das Leben kosten. Auch wenn du fühlst, daß du schwanger bist, sagst du niemand etwas davon und läßt niemand deine Schwangerschaft merken. Erst wenn du ganz gewiß bist, schwanger zu sein, und deinen Leibesumfang so zunehmen

siehst, daß sich die Sache nicht mehr verbergen läßt, dann magst du auf irgend eine dir passend scheinende Weise dem König zu wissen thun, daß deine Schwester viel schöner ist als du und daß du die jüngere bist.

Das Mädchen war klug und verständig; sobald sie den Willen des Vaters gehört und seinen Plan eingesehen hatte, versprach sie zu thun, was er ihr auftrug. So ward sie denn mit dem Herold in ehrenvollem Geleite an den Hof gebracht. Es war nicht schwer, den König und die andern zu täuschen, denn wenn auch die ältere noch weit schöner war, so war doch die Ungleichheit nicht so groß, daß, wenn nicht beide nebeneinander standen, die jüngere nicht für die schönste gelten konnte; auch waren sich ihre Züge so ähnlich, daß, wer nicht genauer mit ihnen bekannt war, nicht leicht merkte, welche die ältere sei. Ariabarzanes hatte sie überdies so zurückgezogen gehalten, daß man sie nur selten sehen konnte. Dem König war seine Frau schon vor einigen Jahren gestorben. Er beschloß daher, die Tochter des Ariabarzanes zur Frau zu nehmen, welche, obschon nicht von königlichem Geblüte, nichts desto weniger von sehr gutem Adel war. Sobald er sie sah und sie weit schöner fand, als er nach dem Gerücht angenommen hatte, verlobte er sich in Gegenwart seiner Barone feierlich mit ihr und ließ dem Ariabarzanes sagen, er solle ihm das Heirathgut für die Tochter schicken, die er zu seiner Gemahlin erkoren. Als Ariabarzanes diese Nachricht erhielt, war er sehr erfreut über diesen Gang der Sache und schickte der Tochter die Mitgift, welche er wie man wußte schon früher jeder seiner beiden Töchter ausgesetzt hatte. Viele am Hofe wunderten sich sehr darüber, daß der schon bejahrte König ein Kind zum Weibe nehme und zumal die Tochter eines Vasallen, den er vom Hofe verwiesen hatte. Andere dagegen lobten ihn darüber, wie das so Sitte der Hofleute ist. Doch war keiner unter ihnen, der auf den Grund verfallen wäre, der den König bewog, dieses

Familienband zu knüpfen, denn es geſchah nur, um Ariabarzanes zu dem Geſtändniß zu bringen, daß er ihn gnädig und großmüthig nennen müſſe, wenn er ihm auch etwas von ſeinem Eigenthum nehme. Als nun die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert war, ſchickte Ariabarzanes dem König eine zweite Mitgift von der Größe der erſten mit der Bemerkung, wenn er früher die Mitgift für ſeine Töchter feſtgeſetzt habe, ſo ſei es in der Vorausſetzung geſchehen, daß ſie an Männer ſeines Gleichen verheirathe; wenn er aber ſehe, daß er, der in gar keine Vergleichung mit einem andern komme, der Gatte der einen geworden ſei, ſo ſcheine ihm paſſend, ihm mehr Mitgift zu geben, als jedem andern, der ſein Eidam hätte werden können. Der König wollte aber auf dieſe Vermehrung der Mitgift ſich nicht einlaſſen und hielt ſich hinlänglich befriedigt mit der Schönheit und dem Betragen ſeiner Neuvermählten, die er ganz als Königin behandelte und ehrte. Unterdeſſen ward ſie ſchwanger mit einem Sohne, wie ſich ſpäter bei der Geburt ergab; ſie merkte ihre Schwangerſchaft wohl, verhehlte ſie aber, ſo gut ſie konnte. Sowie ſie aber an dem wachſenden Umfang ihres Leibes ſah, daß ſie ihre Schwangerſchaft nicht mehr länger verbergen konnte, benützte die Verſtändige klüglich einen Zeitpunkt, wo der König bei ihr war und ganz vertraulich mit ihr ſcherzte, und fing verſchiedene Geſpräche an, worunter ſie ihre Anliegen geſchickt entdecken zu können glaubte, und offenbarte ihm endlich, daß ſie nicht die ſchönſte der beiden Schweſtern ſei. Als der König dies hörte, ward er ſehr unwillig darüber, daß Ariabarzanes ſeinem Befehle nicht gehorcht hatte, und ſo ſehr er ſeine Gattin liebte, rief er doch, um ſeinen Plan durchzuführen, den Herold, den er früher auf die Brautwerbung geſandt hatte, ſchickte ſie mit ihm an ihren Vater zurück und ließ ihm ſagen: Ariabarzanes, da du merkteſt, daß das Wohlwollen unſers Königs dich überwunden und beſiegt hat, wollteſt du ſtatt Edelmuth

gegen ihn Bosheit und Ungehorsam üben und hast von deinen Töchtern nicht die, die ich in seinem Namen dir abverlangte, sondern, die, die dir zu schicken beliebte, geschickt und damit in der That die herbste Züchtigung verdient. Darum sendet er, nicht wenig ergrimmt über die Sache, die Tochter dir ins Haus zurück und will, daß ich ihm die erste mitbringe; zugleich habe ich die Mitgift, die du ihm gegeben, vollständig bei mir; hier ist Alles.

Ariabarzanes nahm Tochter und Mitgift mit dem freundlichsten Gesichte auf und sprach zu dem Herold also: Meine andere Tochter, welche der König mein Gebieter verlangt, kann ich jetzt nicht mit dir senden, denn sie liegt schwer krank zu Bette, wovon du dich selbst überzeugen kannst, wenn du mit mir in ihr Zimmer kommen willst; aber ich verpfände dir mein Wort, sobald sie geheilt ist, werde ich sie an den Hof senden.

Als der Herold das Mädchen sah, welches krank im Bette lag, kehrte er zum König zurück und berichtete ihm Alles. Er war damit zufrieden und wartete, wie die Sache weiter gehen werde. Die Genesung der kranken Jungfrau schritt aber nicht so rasch vor und die Zeit kam, wo die andere Tochter gebären sollte. Sie gebar auch ein schönes Knäblein und Mutter und Kind befanden sich in erwünschtem Wohlsein. Ariabarzanes war darüber sehr zufrieden und äußerst vergnügt und dies um so mehr, als in wenigen Tagen schon das Neugeborene in seinen Zügen seinem königlichen Vater so ähnlich wurde, daß es gar nicht ähnlicher hätte sein können. Als die junge Frau ihr Wochenbett verließ, war indessen auch ihre Schwester hergestellt und wieder so schön geworden wie zuvor. Ariabarzanes kleidete beide reich und schickte sie an den König mit ehrenvollem Geleite, nachdem er sie zuvor unterwiesen, was sie sagen und thun sollten. Sowie sie am Hofe ankamen, sprach einer von den Leuten des Ariabarzanes also zum König: Hoher Herr, hier ist nicht nur eine

Tochter, welche euch Ariabarzanes euer Knecht sendet, sondern alle beide, die er hat.

Als der König diese edle Freigebigkeit des Ariabarzanes hörte und sah, nahm er Alles an und sprach bei sich selbst: Ich will es so einrichten, daß Ariabarzanes vollkommen mit mir zufrieden und doch von mir überwunden wird.

Ehe der Bote wegging, der die jungen Weiber hergeleitet hatte, ließ er einen seiner Söhne mit Namen Cyrus kommen und sagte zu ihm: Mein Sohn, ich will, daß du diese jungfräuliche Schwester meiner Gattin, die, wie du siehst, sehr schön ist, zur Frau nehmest.

Der junge Mann that das sehr gerne. Andererseits nahm der König die seinige wieder zu sich, veranstaltete ein großes Fest und wollte, daß die Hochzeit seines Sohnes feierlich und pomphaft begangen werde und acht Tage dauere. Als Ariabarzanes diese frohe Nachricht erhielt, gab er sich noch nicht überwunden, es schien ihm vielmehr sein Plan vollkommen nach Wunsch zu gehen; er beschloß das kürzlich geborene Kind dem König zu senden, welches ihm wie gesagt glich wie eine Fliege der andern. Er ließ also eine sehr schöne Wiege von Elfenbein machen, die ganz mit feinem Golde ausgelegt und mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückt war. Darein ließ er das Kindlein legen eingewickelt in die feinsten Tücher von Seide und Goldstoff und ließ es unter Obhut seiner Amme und mit glänzendem Gefolge zum König führen, als eben die feierliche Hochzeit gehalten wurde. Der König befand sich in einem schön geschmückten Saale in Gesellschaft vieler seiner Barone; als nun der, der das Kindlein dem König überreichen sollte, dort ankam, ließ er die Wiege vor ihm niedersetzen und kniete vor ihm hin. Der König und alle Barone verwunderten sich darüber und hatten Acht, was der Bote sagen wollte. Er faßte die Wiege an und sprach: Unüberwindlichster König, ich

küsse euch im Namen des Ariabarzanes meines Herrn und eures Dienstmanns knieend eure königlichen Hände und übergebe euch mit schuldiger Ehrfurcht dieses Geschenk. Ariabarzanes dankt Euer Hoheit unendlich für alle die Gnade, die ihr gegen ihn zu üben geruht habt, indem ihr euch herabließet, Verwandtschaftsbande mit ihm einzugehen. Er will für diese große Huld nicht undankbar sein und sendet euch durch mich dieses Geschenk.

Hier deckte er die Wiege auf. Sobald das Tuch zurückgeschlagen war, zeigte sich das schönste Knäblein, das den allerlieblichsten Anblick von der Welt gewährte, und es sah dem König so ähnlich, wie ein Halbmond dem andern. Da sprach ein jeder, ohne Weiteres anzuhören: Wahrlich, geheiligter König, dieses Kind gehört euch.

Der König ward nicht satt, es zu betrachten, und die Freude an seiner Beschauung war so groß, daß er gar nichts sprach. Das Kind machte die anmuthigsten Bewegungen, spielte mit seinen zarten Händchen und wandte sich oft mit dem freundlichsten Lächeln zu seinem Vater. Als dieser es eine gute Weile aufmerksam betrachtet hatte, wollte er von dem Boten erfahren, was das alles bedeute. Nun erzählte der Bote dem König Alles genau. Als dieser die Geschichte hörte, ließ er die Königin rufen, welche ihrerseits alles vollkommen bestätigte. Darüber war er denn außerordentlich zufrieden, nahm voll Freuden sein Söhnlein zu sich und gab sich fast überwunden. Doch meinte er schon so weit gegangen zu sein, daß ein Rückzug Schmach und Schande für ihn wäre; er beschloß daher, gegen Ariabarzanes noch eine weitere Handlung der Großmuth auszuführen, um mittels derselben ihn entweder ganz zu überwinden, oder doch einen triftigen Grund zu haben, um eine tödtliche Feindschaft gegen ihn zu fassen. Der König hatte eine Tochter von zwanzig bis einundzwanzig Jahren; sie war sehr schön und gebildet, denn sie hatte eine königliche

Erziehung und Unterricht genossen. Er hatte sie noch nicht vermählt, denn er behielt sie auf, um mit einem König oder hohen Fürsten sich durch sie zu verbinden, und ihre Mitgift war tausend Pfund des feinsten Goldes werth nebst den Einkünften einiger Schlösser außer den köstlichsten Kleidern und unzähligen Juwelen, welche die Königin ihre Mutter ihr bei ihrem Tode hinterlassen hatte. In der Absicht es dem Ariabarzanes zuvorzuthun kam der König auf den Gedanken, ihn mittels dieser Tochter zu seinem Eidam zu machen. Allerdings schien ihm dieser Schritt keine geringe Erniedrigung, denn es ist eine schwere Aufgabe für eine Frau von hoher Abkunft, einen Mann von geringerem Blute zum Gatten zu nehmen. Ein anderes ist das bei dem Manne, der, wenn er von gutem Adel ist, damit, daß er eine Frau von niedrigerer Abkunft nimmt, noch nicht schon seinen Rang verliert; denn wenn der Mann von hohem edelm Geschlechte stammt, so adelt und erhebt er die Frau, die er seiner Größe beigesellt, wäre sie auch mitten aus der Hefe des Volkes genommen; und die Söhne, welche ihnen geboren werden, erhalten alle den gleichen Adel, wie der Vater. Eine Frau dagegen, so adelig sie ist, wenn sie einen Niedrigern heirathet und ihr Gatte nicht von Adel ist, gebiert keine Kinder, welche dem Range der Mutter gleichstehen, sondern alle folgen dem des Vaters und bleiben unadelig, so weit geht die Achtung vor dem männlichen Geschlechte. Daher sagen viele Gelehrte, der Mann gleiche der Sonne, die Frau dem Monde. Wir sehen wohl, daß der Mond nicht durch sich selbst leuchtet und kein Licht oder Schein dem nächtlichen Dunkel gewähren könnte, wenn er nicht von der Sonne erleuchtet wäre, welche mit ihrem kräftigen Strahl zu rechter Zeit und am rechten Orte die Sterne erhellt und den Mond beleuchtet. Ebenso hängt die Frau vom Manne ab und empfängt von ihm ihren Adel. Der König also glaubte Unrecht zu thun, wenn er dem Ariabarzanes seine Tochter gebe, und fürchtete dafür Vorwurf

und Tadel zu ernten. Aber jede Rückſicht und jede Furcht vor Schande ward beſiegt und überwunden von dem Eifer, in dieſem Wettkampf des Edelmuths die Oberhand zu behalten. Er ſchickte deshalb zu Ariabarzanes mit dem Auftrage, zu ihm an Hof zu kommen. Sobald er den Befehl des Königs erhalten, reiſte er hin und ſtieg in ſeinem Palaſte in der Stadt ab. Dann begab er ſich ſogleich hin, um ſeinem Herrſcher ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, welcher ihn denn ſehr huldvoll bewillkommte. Bald nach dem Empfange ſagte der König zu ihm: Ariabarzanes, da du keine Gattin mehr haſt, wollen wir dir eine geben, welche uns gefällt, und zwar eine ſolche, mit der du vollkommen zufrieden ſein kannſt.

Ariabarzanes antwortete, er ſei bereit, Alles zu thun, was er begehre. Da ließ der König ſeine Tochter prächtig angethan hereinkommen und befahl dem Ariabarzanes, hier vor dem ganzen Hofe ſie als ſeine Frau anzunehmen. Als dies mit den gebührenden Förmlichkeiten geſchehen war, zeigte Ariabarzanes keine große Freudigkeit über dieſe Verwandtſchaft und that mit der Braut anſcheinend ſehr wenig zärtlich. Alle Barone und Edelleute am Hofe waren ganz betroffen, als ſie die große Huld ihres Königs ſahen, womit er einen ſeiner Vaſallen zum Schwiegerſohn und Eidam angenommen hatte. Als ſie daneben das flörriſche Weſen des Ariabarzanes bemerkten, tadelten ſie ihn aufs Entſchiedenſte. Den ganzen Tag über war Ariabarzanes außer ſich, während der ganze Hof jubelte und nichts als tanzte. Der König ſelbſt war voll Freude über der Hochzeit ſeiner Tochter und war nur mit ſeinem Glücke beſchäftigt. Am Abend nach einer koſtbaren Mahlzeit ließ der König ſeine Tochter mit feſtlichem Pompe nach der Herberge des Ariabarzanes begleiten und ihre reiche Mitgift auch dahin bringen. Er empfing ſeine Gattin höchſt ehrenvoll und gab ihr augenblicklich in Gegenwart der Barone und Herren, welche ſie begleitet hatten, ein eben ſo großes Heirathsgut, wie das, das ſie mitgebracht,

und schickte die tausend Pfund Gold, die ihm vom König zum Heirathsgut gegeben worden waren, demselben zurück. Diese Großmuth setzte den König in solches Erstaunen und erfüllte ihn zugleich mit so heftigem Unwillen, daß er zweifelhaft war, ob er ihm nachgeben oder ob er ihn zu ewiger Verbannung verurtheilen solle. Der König hielt die Großmuth des Ariabarzanes nunmehr für unüberwindlich und konnte es nicht geduldig ertragen, daß einer seiner Vasallen sich seinem Könige in Sachen des Edelmuths und der Freigebigkeit gleichstelle. Er stellte sich daher heftig erzürnt und überlegte immer bei sich, was er in diesem Falle thun solle. Es war nicht schwer, den Grimm und Unwillen des Königs zu bemerken, denn sein Aussehen war verstört und er machte niemanden ein schlimmes Gesicht. Und da in Persien dazumal die Könige gleich Göttern geehrt und hochgeachtet wurden, bestand unter ihnen ein Gesetz, so oft der König sich heftig erzürne, solle er die Ursache seines Zornes seinen Räthen offenbaren, welche mit reifer Überlegung das Ganze zu prüfen haben, und wenn sie den König mit Unrecht erzürnt fänden, sollten sie gehalten sein, ihn zu beruhigen; fände sich aber wirklich, daß er guten Grund gehabt habe, unwillig zu werden und in Zorn zu gerathen, so sollten sie den Ursächer des Unwillens nach Beschaffenheit des Fehles mehr oder weniger hart bestrafen, sei es mit Verbannung, sei es mit Todesstrafe. Das Urtheil dieser Männer wurde ohne Einsprache angenommen. Doch konnte freilich der König, wenn das Urtheil gefällt war, ganz oder theilweise die Strafe vermindern oder den Schuldigen freisprechen. Es wurde daraus klar, daß der von den Räthen gegebene Spruch die reine Gerechtigkeit, der Wille des Königs aber, wenn er jemand freisprach, Gnade und Barmherzigkeit war. Der König war also nach der Verfassung des Reichs gehalten, die Ursache seines Unwillens zu offenbaren. Er that dies auch genau. Die Räthe, nachdem sie die Gründe des Königs gehört

hatten, schickten nach Ariabarzanes, von dem sie durch gründliches Verhör vernehmen wollten, weshalb er dies und jenes gethan habe. Die Herren Räthe begannen nun über die vorgelegte Angelegenheit ihre Meinungen zu äußern; lange waren sie uneins in der Erforschung der Wahrheit der Sache, endlich aber nach langem Streite sprachen sie das Urtheil, Ariabarzanes solle den Kopf verlieren, theils weil er sich dem König habe gleichstellen, ja ihn übertreffen wollen, theils weil er keine Freude darüber, daß er eine Tochter seines Königs zur Frau bekommen, bezeugt und ihm nicht den gebührenden Dank für eine solche Huld ausgedrückt habe. Es war bei den Persern ein festes Herkommen, so oft in irgend einer That oder Handlungsweise ein Unterthan seinen Herrn zu übertreffen und es ihm zuvorzuthun sucht, so löblich und würdig auch das Werk sein mag, er aus Rücksicht auf die dargelegte Geringschätzung der königlichen Majestät enthauptet werden mußte, weil es eine allzu große Verletzung seines Gebieters wäre. Und um dieses ihr Urtheil besser zu bestätigen, sagten diese Herren Räthe, es sei früher schon von den persischen Königen eine solche Bestimmung ausgeführt worden und in ihren Annalen verzeichnet. Der Fall war folgender. Der König von Persien war mit vielen seiner Barone zu seiner Zerstreuung auf das Land gegangen; er hatte seine Falken bei sich und fing an sie auf verschiedene Vögel loszulassen. Kurz darauf fanden sie einen Reiher. Der König befahl, einen der Falken, der für den besten galt von denen, die er bei sich hatte, denn er hatte eine große Ausdauer und stieg bis zu den Sternen empor, auf den Reiher loszulassen. Als dies geschehen war, fing der Reiher an, sich zu heben, und der Falke verfolgte ihn rüstig. Während nun der Falke nach vielem Widerstreben den Reiher in die Klauen packen und festhalten wollte, erschien plötzlich ein Adler. Sobald der muthige Falke den Adler erblickte, wollte er mit dem schüchternen Reiher nicht weiter kämpfen, sondern

wandte sich mit raschem Fluge zu dem Adler und fing an, ihm heftig nachzusetzen. Der Adler vertheidigte sich sehr muthig und der Falke strebte, ihn unter sich zu bekommen. Am Ende packte der brave Falke mit seinen scharfen Krallen den Adler am Halse und riß ihm den Kopf vom Rumpfe, sodaß er mitten unter der Gesellschaft des Königs niederfiel. Alle Barone und Edelleute, die bei dem Könige waren, priesen dieses Verfahren höchlich und hielten den Falken für einen der besten in der Welt, ertheilten ihm auch die Lobsprüche, die ihrer Ansicht nach für eine so hochherzige Handlung gebührten, sodaß niemand war, der nicht den Falken außerordentlich anerkannt hätte. Der König aber, was auch die Barone und die andern sagten, sprach nicht ein Wort, sondern blieb nachdenklich stehen und hatte für den Falken weder Lob noch Tadel. Es war schon sehr spät, als der Falke den Adler umbrachte; darum befahl der König allen in die Stadt zurückzukehren. Am folgenden Tage ließ der König von einem Goldschmiede eine sehr schöne goldene Krone von solcher Gestalt machen, daß man sie dem Falken aufsetzen konnte. Als ihm sodann die Zeit passend schien, befahl er auf dem öffentlichen Platze der Stadt einen mit Wolltapeten und andern Verrathen geschmückten Katafalk zu errichten, wie es Sitte ist, solche königliche Balkone zu verzieren. Unter Trompetenschall ließ er den Falken dahin bringen, wo auf Befehl des Königs ein hoher Baron ihm die goldene Krone auf den Kopf setzte zum Lohne der vortrefflichen Beute, die er an dem Adler gemacht hatte. Andererseits kam aber der Scharfrichter herbei, welcher dem Falken die Krone abnahm und ihm mit dem Beile den Kopf abschlug. Über dieses widersprechende Verfahren waren alle Zuschauer höchlich betroffen und alle begannen verschiedene Gespräche über diesen Vorfall. Der König sah aus einem Fenster des Palastes Alles mit an, ließ Stille gebieten und sprach, so laut, daß er von den Zuschauern verstanden werden konnte, also: Niemand er-

dreiste sich, über das, was soeben mit dem Falken geschehen ist, zu murren, denn Alles ist aus gutem Grunde geschehen. Ich hege die feste Meinung, daß es die Pflicht jedes hochherzigen Fürsten ist, Tugend und Laster zu kennen, damit er tugendhafte und löbliche Handlungen ehren und die Laster strafen kann; sonst dürfte man ihn nicht König oder Fürst, sondern einen treulosen Tyrannen nennen. Darum habe ich, nachdem ich in dem todten Falken einen mit großer Rüstigkeit gepaarten Edelmuth und Seelengröße erkannt, ihn mit einer Krone vom feinsten Golde ehren und belohnen wollen; denn nachdem er so muthvoll einen Adler getödtet, verdiente er, daß solches tapfere und wackere Benehmen belohnt wurde. Sodann aber in Betracht, daß er kühn ja frech genug war, seinen König anzufallen und zu tödten, schien es mir am Platze, daß er die verdiente Strafe für so große Verruchtheit empfange; denn es ist dem Diener nie erlaubt, die Hände mit dem Blute seines Herrn zu beflecken. Nachdem nun der Falke seinen und aller Vögel König umgebracht, wer wird mich mit Recht tadeln können, wenn ich ihm das Haupt abschlagen ließ? Gewiß niemand, dünkt mich.

Dieses Urtheil führten die Herren Richter an, als sie den Spruch thaten, Ariabarzanes solle enthauptet werden. Und so verordneten sie in Übereinstimmung damit, daß zuerst Ariabarzanes wegen seiner Großmuth und Freigebigkeit mit einem Lorbeerkranze gekrönt werden solle, damit seinem edeln Sinne gebührend Rechnung getragen werde; da er aber mit solchem Wetteifer, mit solchem festen Streben und beharrlichen Willen ja mit der größten Anstrengung versuchte es seinem Könige gleich zu thun, mit ihm an Freigebigkeit zu wetteifern, ja es ihm zuvorzuthun, sich über ihn zu stellen; und da er außerdem darüber sich aufgelassen, solle ihm deshalb der Kopf abgeschnitten werden. Als dem Ariabarzanes dieses strenge Urtheil eröffnet wurde, hielt er mit der gleichen Seelengröße diesen giftigen Pfeil des Schicksals aus, wie

er die früheren Schläge des ihm feindlich entgegentretenden Geschicks ertragen hatte; und er benahm und hielt sich in einer Weise, daß man kein Zeichen von Schwermuth oder gar Verzweiflung an ihm bemerkte. Er sagte blos mit heiterem Gesichte in Gegenwart von vielen andern: Das Einzige blieb mir noch zuletzt übrig, daß ich meinem Herrn auch Blut und Leben opfere. Ich thue es mit Freuden und man soll daraus erkennen, daß ich eher sterben kann, als meiner gewohnten Freigebigkeit entsagen.

Er ließ sofort den Notar rufen, machte sein Testament (denn nach den persischen Gesetzen war dies erlaubt), gab seiner Frau und seinen Töchtern Zuschuß zu ihren Ausstattungen, vermachte seinen Verwandten und Freunden, was ihm angemessen schien, und hinterließ dem König eine große Summe köstlicher Kleinode. Cyrus dem Sohne des Königs seinem Eidam vermachte er außer einer großen Summe Geldes alle seine Waffen zu Schutz und Trutz und alle Pferde, die er hatte. Zuletzt verordnete er, wenn seine Frau, die möglicher Weise schwanger sein könnte, einen Knaben gebäre, solle dieser sein Sohn sein Gesammterbe werden; wäre es eine Tochter, so solle sie wie die andern Töchter ausgestattet und der Rest unter die drei Schwestern zu gleichen Theilen getheilt werden. Ferner sorgte er dafür, daß alle seine Diener nach ihrem Range belohnt wurden. Als dies den Tag vor seiner festgesetzten Hinrichtung nach persischem Brauche veröffentlicht wurde, war man allgemein der Ansicht, es sei kein freigebigerer und großmüthigerer Mann jemals in diesem Lande und vielleicht in der ganzen Umgegend gewesen. Und außer einigen Neidischen, die bei dem Könige immer dahin gestrebt hatten, ihn zu Grunde zu richten, zeigten alle andern großes Misvergnügen darüber, daß er auf diese Weise sterben müsse. Niemand ohne Ausnahme war es erlaubt, wenn ein solches Urtheil gefällt war, den König um das Leben des Verurtheilten

anzuflehen. Daher fühlten die Gattin und die Töchter des Ariabarzanes nebst seinen Verwandten und Freunden die größte Bekümmerniß und weinten fortwährend Tag und Nacht. Als der achte Tag kam (so lange hat ein Verurtheilter Zeit, um seine Einrichtungen zu treffen), wurde auf Befehl des Königs mitten auf dem Platze eine Richtstätte aufgeschlagen, ganz bedeckt mit schwarzen Tüchern, und ihr gegenüber eine andere, welche mit Purpur und Seide überkleidet war, woselbst der König, wenn er will, sich unter den Richtern niederläßt und, nachdem dem Schuldigen der Proceß gelesen ist, aus eigenem Munde befiehlt, daß der Spruch ausgeführt werde, oder auch, wenn es ihm gutdünkt, den Verurtheilten befreit und lossspricht. Wenn aber der König nicht selbst bei dem Urtheile gegenwärtig sein will, so versieht der älteste der Richter, nach eingeholter Willensmeinung des Königs, sogleich das Ganze in seinem Namen. Der König, dem es in der That leid war, daß ein so hochherziger Mann, der ihm so genau bekannt, sein Schwiegervater und Eidam war, ein so schauderhaftes Ende nehmen sollte, wollte an jenem Morgen bei dem Ganzen gegenwärtig sein, theils um die Haltung des Ariabarzanes zu sehen, theils auch, um einen Ausweg zu seiner Errettung zu finden. Ariabarzanes ward also von den Häschern des Gerichts auf die Richtstätte geführt und prachtvoll gekleidet; sodann ward ihm die Lorbeerkrone auf das Haupt gesetzt. Aber so blieb er nicht lange, die reichen Kleider und der Kranz wurden ihm abgenommen und seine gewöhnlichen Kleider wieder angelegt. Der Scharfrichter erwartete den letzten Befehl, um seine Pflicht zu thun, und hatte schon das scharfe Schwert hoch erhoben, als der König den Ariabarzanes fest ins Auge faßte, welcher seine Gesichtsfarbe nicht mehr und nicht weniger veränderte, als wenn die Sache ihn gar nicht beträfe; und doch mußte er vernünftiger Weise annehmen, daß der Henker im Begriffe stehe, ihm den Kopf abzuschlagen. Als der König die

große Beständigkeit und den unbesiegten Muth des Ariabarzanes sah, sprach er mit lauter Stimme, sodaß alle es hörten, also: Ariabarzanes, wie du wissen kannst, bin ich nicht derjenige, der dich zum Tode verurtheilt hat, sondern deine ordnungswidrigen Handlungen und die Gesetze dieses Reichs haben dich auf diesen Punkt gebracht. Und da unsere heiligen Gesetze mir die Freiheit geben, jeden verurtheilten Schuldigen wie mir scheint ganz oder theilweise freizusprechen und in den früheren Gnadenstand aufzunehmen, will ich, wofern du dich besiegt geben willst und nicht verschmähst, das Leben von mir als Geschenk zu empfangen, dir die Todesstrafe erlassen und dich deinen Ämtern und Würden zurückgeben.

Als Ariabarzanes diese Worte hörte, welcher knieend mit gesenktem Kopfe erwartete, daß ihm der Todesstreich gegeben würde, schaute er auf, kehrte sich zum König und beschloß, da er überlegte, zu dem herben Schritte habe ihn nicht Bosheit von Seiten des Königs geführt, sondern vielmehr der Neid und die giftigen Schlangenzungen seiner Feinde, die erbarmungsvolle Großmuth und Huld seines Gebieters anzunehmen, am Leben zu bleiben und seinen Feinden nicht die Genugthuung eines so bitteren Todes zu verschaffen. Daher sprach er in ganz ehrerbietiger Haltung mit fester und wohltönender Stimme also zum König: Mein unüberwindlichster Gebieter, den ich gleich den unsterblichen Göttern verehre, da du nach deiner Gnade willst, daß ich lebe, so nehme ich von dir ehrfurchtsvoll das Leben als Geschenk hin, das ich jedoch, wenn ich glaubte im Leben deine Ungunst erdulden zu müssen, nicht annehmen würde, und gebe mich vollständig überwunden. Ich werde also am Leben bleiben, um das Leben, das du mir schenkst, ganz deinem Dienste zu widmen, damit ich es zum Frommen deiner heiligen Krone, wie ich es von deiner Großmuth geliehen bekommen habe, dir immer, sobald du willst, wieder zurückgeben kann. Ich werde dies so bereitwillig thun,

als ich es jetzt aufrichtig von dir annehme. Und da du geruht haſt, mir ſo viele Gnade zu erweiſen, möchte ich, wenn es dir nicht läſtig iſt, dir gerne hier öffentlich ſagen, was mir jetzt in den Sinn kommt.

Der König gab ihm einen Wink, ſich zu erheben und ihm zu ſagen, was ihm angenehm ſei. Er ſtand auf, es ward ſtille in der Menge und er begann auf folgende Weiſe zu ſprechen: Zwei Dinge ſind es, geheiligter Fürſt, die ohne Widerrede den beweglichen Wellen des Meeres und der Unbeſtändigkeit der Winde in allen Stücken gleichen, und nichts deſto weniger iſt die Schaar der Thoren, welche darnach mit allem Fleiß und Eifer trachten, unendlich. Ich höre, es ſei ſo faſt immer. Nun ſage ich alſo, daß dieſe beiden ſo ſehr von jedem gewünſchten Dinge ſind: die Herrengunſt und Frauenliebe, und beide täuſchen ſo oft den wahren Diener, daß er am Ende nichts weiter davonträgt, als Reue. Um nun mit den Frauen anzufangen, welche nach der allgemeinen Annahme ſich meiſt an den Schlimmeren halten, ſo kannſt du einen jungen Mann ſehen, der ſchön, edel, reich, tugendhaft und mit vielen guten Eigenſchaften begabt iſt, der zu ſeiner Geliebten ein Mädchen wählt und ihr mit derſelben Treue, die man den Göttern ſchuldig iſt, Dienſt und Verehrung widmet und jeden ihrer Wünſche zu dem ſeinigen macht. Nichts deſto weniger kann er durch Liebe, Dienſtbarkeit und Bitten es nicht dahin bringen, daß er ſich bei ſeiner Frau in Gunſt ſieht; ſie liebt vielmehr im Gegentheil einen andern, der jedes Vorzugs baar iſt, ſie gibt ſich ihm hin, nicht lange aber bleibt er in ihrem Beſitz, ſo weiſt ſie ihn von ſich und nimmt den erſten an; aber veränderlich und launiſch wird ſie, nachdem ſie ihn zu den Sternen erhoben, von ihrer natürlichen Unbeſtändigkeit getrieben, ihm ſein Ende in der Hölle bereiten. Fragte man ſie um den Grund dieſes Wankelmuthes, ſo würde ſie nichts weiteres anzuführen wiſſen, als daß er ihr ſo gefällig ſei. Darum

geſchieht es nur ſelten, daß ein aufrichtig Liebender feſten Fuß behält, vielmehr ſieht er ſein Leben hin- und hergejagt vom flüchtigen Winde der Frauen. Ebenſo kannſt du an den Höfen der Könige und Fürſten jemand in Gunſt ſeines Herrn ſtehen ſehen, daß man deutlich ſieht, der Herr kann ohne ihn nichts thun und nichts ſagen, und nichts deſto weniger, wenn er mit allem Fleiße und aller Mühe ſich beſtrebt, die Gunſt ſeines Herrn zu bewahren oder zu erhöhen, ſiehe da plötzlich wandelt ſich der Sinn des Gebieters, kehrt ſich einem andern zu, und der, der zuvor der erſte Mann am Hofe war, findet ſich auf einmal am letzten Platz. Daneben ſieht dann ein ängſtlich eifriger unermüdlicher Diener, gewandt in allen Geſchäften des Hofes und der ſich weit mehr um die Angelegenheiten ſeines Herrn bekümmert, als um ſein eigenes Leben, aber er thut Alles umſonſt; denn ihm wird nie vergolten und er ſieht ſich im Dienſte altern, ohne je einen Lohn zu ernten. Betrachte einen andern in irgend einer Wiſſenſchaft tief Gelehrten, nichts deſto weniger ſtirbt er am Hofe Hungers, während ein anderer unwiſſender und verdienſtloſer Mann von ſeinem Gebieter aus Laune und nicht nach Gebühr übermäßig bereichert wird. Solches aber geſchieht nicht, weil dem Herrn gelehrte und verdienſtvolle Männer nicht gefallen, denn man ſieht überall, daß er viele ſolche begünſtigt und erhebt, ſondern weil der Genius von jenem nicht mit dem ſeinigen ſtimmt, weil, wie man ſagt, ihr Blut nicht zuſammenpaßt. Wie oft mag es nun kommen, daß du zufällig einen ſiehſt, den du ſonſt noch nie geſehen haſt, und dennoch misfällt er dir auf den erſten Anblick wie die Peſt und du kannſt auf keine Weiſe ertragen, ihn zu ſehen, und je mehr er dir Dienſte und Gefälligkeiten erweiſt, um ſo mehr wird er dir misfallen. Umgekehrt kannſt du einen ſehen, den du früher noch nie geſehen haſt und der dich gleich beim erſten Anblicke ſo befriedigt, dir ſo zuſagt und dir ſo ſehr gefällt, daß wenn er dich

um dein Leben anginge, du nicht im Stande wärest, es ihm zu versagen; du fühlst ein gewisses Etwas, das dich zwingt, ihn zu lieben, und wenn er auch etwas thäte, was gegen deinen Willen wäre, so ist doch alles gut. Wer weiß nun, was diese Unbeständigkeit veranlaßt und ob nicht eine gewisse Mischung des Blutes, das von innerer himmlischer Kraft an sich gleichmäßig bewegt wird, die Schuld trägt. Freilich in den Verhältnissen der Höfe läßt sich eine hinreichende Begründung dieses Wankelmuthes finden; dies ist der spitzige giftige Stachel des verpesteten Neides, welcher fortwährend der Gunst des Fürsten die Wage hält und den im Nu erhebt, der unten war, und senkt, der sich oben befand, sodaß es an den Höfen keine schädlichere und verderblichere Pest gibt, als den Neid. Alle andere Fehler werden leicht und mit geringer Mühe von Seiten dessen, der sie hat, geheilt und fast beschwichtigt, sodaß sie dir nicht wehe thun; aber den Neid, auf welche Weise, mit welcher Kunst und Heilart willst du ihn zu Boden drücken? Fürwahr ohne deinen Schaden weiß ich nicht, wie du den scharfen Bissen des Neides jemals entkommen willst. Nimm am Hofe einen Stolzen, Aufgeblähten, Ehrgeizigen und Hochfahrenden, der mehr als der Stolz selbst ist, wenn du dich vor ihm verbeugst, wie du ihn siehst, wenn du ihn ehrst, wenn du ihm den Weg räumst, wenn du ihn mit Preis zum Himmel hebst, wenn du ihn erhöhst und selber neben ihm den Demüthigen spielst, so ist er plötzlich dein Freund und heißt dich einen feinen und artigen Höfling. Nimm einen Wollüstling, der den geschlechtlichen Freuden ergeben ist und nach nichts anderem trachtet, als nach dieser vergänglichen Lust, wenn du ihn nicht hinderst in seinen Liebschaften, wenn du seine Genüsse nicht tadelst, wenn du ihn in Gegenwart der Frauen lobst, so wird er immer dein Freund sein. Nimm einen Geizhals oder einen Schwelger, wenn du dem ersten eine Arznei von Geld zu verschlucken gibst und den andern oft zum Essen

zu dir einlädst, so sind beide sogleich einverstanden. Nun nimm aber einen Neidischen! Welches Heilmittel wirst du finden, um so verzehrende Säfte abzuführen? Wenn du den Neid zu heilen suchst, so mußt du mit deinem Leben selbst abhelfen, oder nicht denken, sonst irgend ein Heilmittel dagegen zu finden. Und wer weiß nicht, wenn ein von dieser Pestkrankheit befallener mich am Hofe von dir, geheiligtster König, mehr als sich begünstigt sieht, wenn er wahrnimmt, daß meine Dienste dir angenehmer sind, oder daß ich besser als er die Waffen zu führen verstehe oder in irgend einer Hinsicht mehr gelte, als er, und er über diese Dinge mich beneidet, wer weiß nicht, sage ich, daß ich diesen nicht anders heilen kann, als wenn er mich deiner Gnade beraubt, vom Hofe verjagt und in das äußerste Elend gestürzt sieht? Wenn ich ihm täglich die größten Geschenke mache, wenn ich ihm immer Ehre erweise, lobe so viel ich kann und ihm jeden Dienst erweise, Alles ist umsonst. Niemals wird er aufhören, gegen mich zu wirken, bis er mich ins tiefste Unglück versetzt sieht, denn alle andere Mittel sind schwach und wirkungslos. Dies ist die giftige Krankheit, die alle Höfe verpestet, allen tugendhaften Handlungen schadet und alle edele Geister zu beleidigen sucht. Dies ist der finstere Schleier, der oft andern so sehr die Augen umdustert, daß er sie die Wahrheit nicht sehen läßt, und ihnen das Urtheil so umnebelt, daß Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden ist, denn er ist eine offenbare Veranlassung, daß täglich tausend Irrthümer in den menschlichen Handlungen begangen werden. Um aber auf das zu kommen, was jetzt zunächst zu unserm Falle gehört, so ist überhaupt kein Fehler auf der Welt, der die Höfe mehr verderbte, das Band heiliger Genossenschaften auflöste und die Gebieter zu Grunde richtete, als das Gift des Neides. Denn wer dem Neidischen sein Ohr leiht, wer auf seine boshaften Zettelungen horcht, kann unmöglich etwas Gutes thun. Um aber nun zum Schlusse

meiner Rede zu gelangen, der Neidiſche erfreut ſich nicht ſo ſehr über ſein eigenes Glück, genießt nicht ſo ſehr ſeine Vortheile, als er fortwährend über fremdes Unglück jubelt und lacht und über fremden Vortheil weint und trauert; ja um dem Nächſten zwei Augen aus dem Kopfe ſchlagen zu ſehen, würde er ſich gerne eines der ſeinigen ausreißen*). Dieſe Worte, unüberwindlichſter Fürſt, wollte ich hier in Gegenwart dein, deiner Satrapen und des Volkes ausſprechen, damit jeder einſehe, daß ich bei deiner Krone nicht durch böſe Geſinnung von dir oder durch meine Schuld, ſondern durch die giftigen Zungen der Neider in Misgunſt gefallen bin.

Dem großherzigen König gefiel die freie Rede des Ariabarzanes und ſo ſehr er ſich von ſeinen Worten getroffen fühlte, mußte er ſie doch für wahr anerkennen und darum, ſowie, weil ſie künftig Allen von Nutzen ſein konnten, lobte er ſie in Gegenwart Aller. So hatte nun Ariabarzanes das Leben von ſeinem König zum Geſchenk erhalten und ſich beſiegt gegeben; der König erkannte ſeine Trefflichkeit und Treue und liebte ihn aufrichtig; daher ließ er ihn denn von dem Katafalk herabſteigen und auf den, auf welchem er ſelber ſich befand, ſteigen, hieß ihn willkommen und küßte ihn zum Zeichen, daß jede Beleidigung ihm vergeben und verziehen war. Er befahl, daß ihm alle Ämter, die er zuvor zu verwalten pflegte, zurückgegeben wurden, und um ihn in noch beſſere Umſtände zu bringen, als worin er früher geweſen war, ſchenkte er ihm die Stadt Paſſagarda, worin das Grab des Cyrus ſich befand, und ſetzte ihn in allen ſeinen Staaten und Herrſchaften zum oberſten Statthalter, dem jedermann wie ihm ſelbſt gehorchen mußte. So blieb der König der geehrte Schwager und der liebende Eidam des Ariabarzanes, zog ihn bei allen ſeinen Handlungen zu Rathe und that nie etwas von Belang, ohne zuvor

*) Anſpielung auf ein altes Mährchen, das auch ein altfranzöſiſches Fabliau behandelt.

sein Gutachten eingezogen zu haben. Ariabarzanes war also mehr als zuvor in die Gunst seines Gebieters zurückgekehrt, hatte mit seiner Tugend alle seine Feinde überwunden und die Waffen des Neides zerbrochen und vernichtet. War er zuvor freundlich und freigebig gewesen, so wurde er nach so großer Erhebung noch viel fürstlicher; wenn er früher einmal Edelmuth übte, so geschah es nunmehr zweimal; doch bewies er seine Großmuth nur so und verfuhr in den Äußerungen derselben mit solcher Mäßigung und Einschränkung, daß alle Welt deutlich erkennen konnte, daß er nicht, um mit seinem Herrn zu wetteifern, sondern um ihn mehr zu ehren und um die Größe des Hofes seines Königs besser ans Licht zu stellen, die ihm vom König und dem Glücke geschenkten Güter reichlich ausgab und anderen schenkte. Dies erhielt ihn bis zu seinem Lebensende in der Gunst seines Fürsten auf rühmliche Weise, denn der König erkannte so klar wie die Sonne, daß Ariabarzanes von der Natur zu einem leuchtenden Spiegel der Höflichkeit und Großmuth gebildet war und daß man leichter dem Feuer die Wärme und der Sonne das Licht nehmen könnte, als dem Ariabarzanes seine hochherzige Handlungsweise. Er hörte daher nicht auf, ihn fortwährend zu ehren, zu erheben und zu bereichern, um ihm mehr die Möglichkeit zu geben, in Fülle zu verschenken. Und in der That, obwol die beiden Tugenden der Freundlichkeit und Freigebigkeit jedermann gut anstehen und ohne sie einer kein echter Mensch ist, so ziemen sie doch ganz vorzüglich Reichen, Fürsten und großen Herren, und nehmen sich an ihnen aus, wie auf feinem hellschimmerndem Golde morgenländische Edelsteine und wie an einer schönen holden Frau zwei schöne Augen und zwei elfenbeinerne schöne Hände, wie, edle Frau, eure schönen Augen und unvergleichlich schönen Hände.

71. Balduin der eiserne von Flandern.

(I, 7.) *)

Es war eine uralte Sitte bei den Königen von Frankreich, einem ihrer Vasallen oder wem es ihnen sonst gefiel die Obhut des Landes Flandern zu übertragen, welcher dann Waldmeister genannt wurde, weil jene Gegend, als man anfing, sie zu bewohnen, voll dichter ungeheurer Wälder war. Sie wurde jedoch später so bewohnt und angebaut und von verschiedenen Völkerschaften besucht und zur Niederlassung gewählt, daß es nunmehr eine gute und berühmte Provinz ist und viel Handelschaft treibt. Es begab sich nun, als der römische Kaiser und Sohn des römischen Kaisers Ludwigs des frommen Karl mit dem Beinamen der kahle König von Frankreich war, es begab sich, sage ich, daß am Hofe jenes Kahlen ein gewisser Balduin lebte, der Sohn des Waldmeisters Audacker. Balduin war ein sehr tugendhafter schöner Mann von stattlichem Äußern, wie nur einer an diesem Königshofe lebte, und beim König wie bei allen Hofleuten beliebt. Als er sich nun fortwährend am Hofe aufhielt, wollte sein Glück, welches ihn zu begünstigen anfing, um ihn zu erhöhen, daß er sich so heftig in die Tochter des Königs verliebte, daß er Tag und Nacht an nichts anderes dachte, als ihre Liebe zu erwerben. Als er nun nicht ohne ihren holden theuern Anblick zu leben wußte und vermochte, richtete er sich so ein und wußte seine Angelegenheiten so zu ordnen, daß sie, die mit Namen Judith hieß, gleichfalls ihre Brust den Liebesflammen zu öffnen und ihn aus der Maßen zu lieben begann. Er, der seinen Verstand und seine Augen auch am rechten Fleck hatte, merkte das bald,

*) G. v. Bülow, Novellenbuch III, 324; Heidelberger Jahrbücher 1837, 673; Messager des sciences et arts de la Belgique I, 480; G. v. Kausler, Reimchronik von Flandern.

hielt sich deshalb für den glücklichsten Liebhaber von der Welt und ergab sich nun ganz dem Waffentreiben, Buhurdieren und alle dem, was er für angemessen hielt, um ihre Liebe zu erhalten und zu erhöhen. So oft er nun mit ihr sprach, und das geschah nicht selten wegen des häufigen und freien Verkehrs, der in jenem Lande Sitte ist, verfehlte er nicht, sein Möglichstes zu thun und bemühte sich durch das schönste Betragen und die zweckmäßigsten Worte, die er wußte, ihr kund zu thun, wie sehr er von Liebe zu ihren seltenen Reizen und ihrem sittsamen Benehmen glühe. Sie erwies sich ihm nichts weniger als spröde und versicherte ihn, daß sie ebenso wie er von den Liebesflammen durchglüht und verzehrt werde und nichts weiter wünsche, als eine passende Weise zu finden, wie sie sich zusammenfinden können. Derweil es nun mit den Liebenden so stund, wie ihr höret, gelangte die Nachricht zu dem König, daß der Waldmeister Audacker, Balduin's Vater, gestorben sei, was dieser mit großem Schmerz und Misvergnügen vernahm. Der König mußte nun zur Beherrschung von Flandern einen andern seiner Diener abordnen, und nachdem er das Wesen und die Fähigkeiten aller seiner Barone und Hofleute reiflich erwogen hatte, kam er bei sich zur Erkenntniß, daß von ihnen keiner so gut als Balduin zu dieser Würde geeignet sei, und er befestigte sich um so mehr in dieser seiner Meinung, als er wußte, daß sein Vater von den Flämingen höchlich geliebt und geehrt worden war; denn er dachte, die Erinnerung an den Vater müsse dem Sohn zu großem Vorschub gereichen. Zu diesem Beschlusse gekommen theilte er ihn seinen Räthen mit, die ihn billigten; darauf ließ er denn den Balduin zu sich kommen, und sagte zu ihm: Mein lieber Freund, wie sehr mir der Tod deines Vaters leid gethan hat, vermag ich dir ebenso wenig auszusprechen, als du es wol glauben könntest. Ich habe an ihm nicht nur einen sehr getreuen Diener eingebüßt, was immer mislich und hart ist, sondern auch einen Statthalter von

Flandern verloren, was bekanntlich eine große Wichtigkeit hat. Dein Vater hat es auf eine Weise verwaltet und ist mit den Flämingen so gut ausgekommen, daß es ihnen ist, als wäre ihnen nicht ein Richter und Statthalter gestorben, sondern ein erbarmungsreicher theurer Vater. Es dünkt nun meinem Rathe und mir selber gut, dieses sein Amt eines Waldmeisters auf dich zu übertragen, weil wir das Vertrauen in dich setzen, du werdest es zum Nutzen und Frommen der Krone und zur Wohlfahrt jener Völker dergestalt zu verwalten wissen, ehrenvoll dem Vorbilde deines Vaters folgend, daß alle Fläminge und ich mit dir zufrieden sein werden. Auf diese Weise darf dich der Tod deines Vaters weniger schmerzen, wenn du ihm in der Würde und im Amte folgst, das er hatte; und auch mein Schmerz wird sich mindern und mir sein, als fehle mir der Audacker nicht, sondern ich habe einen andern und vielleicht bessern gefunden. Ebenso werden jene Völker befriedigt sein, denn sie können sich vorstellen, während du sie beherrschest, beherrsche sie dein so sehr von ihnen geliebter Vater. Rüste dich daher, nach Flandern abzugehen, so bald ich es dir befehle! In Betreff der Verwaltung selbst fällt mir weiter nichts bei, was ich dir zu sagen hätte, als daß du die Fußstapfen und das Betragen deines Vaters befolgen sollst. Alsdann wirst du ein vortrefflicher und gerechter Statthalter werden.

Balduin war seiner Natur nach tapfer und freigebig und hatte viel verschwendet in Kleiderpracht und Dienerschaft, indem er letztere aus Liebe in die Farben kleidete, welche die schöne Judith ihm gegeben hatte. Der König befahl daher einem seiner Schatzmeister, Balduin zehntausend Franken zu geben, um sich besser auszurüsten. Er dankte nun zwar, so gut er wußte und konnte, dem König für die gute Meinung, die er von ihm hegte, und die höfliche Bezeigung gegen ihn; bat ihn auch mit aller schuldigen Ehrerbietung inständigst, wenn es sein könne,

dieſe wichtige Aufgabe einem erfahreneren Manne zutheilen zu wollen, vorgebend, er ſei noch ſehr jung und ſchlecht erfahren in derlei Regierungsweſen; zugleich lehnte er es ab, das Geld anzunehmen und bat Seine Majeſtät, es auf andere Geſchäfte zu verwenden. Der König nahm jedoch keine Entſchuldigung an, die er vorbrachte, und wollte durchaus, daß er die Statthalterſchaft und das Geld annehme. Die Sage von dieſem Ereigniß verbreitete ſich plötzlich am Hofe und gelangte auch zu den Ohren Judith's, die ſich unſäglich darob betrübte in der Meinung, ſie würde ihren Geliebten nicht wieder ſehen, denn es war gebräuchlich, daß die Statthalter von Flandern ſehr ſelten und nur in der größten Noth ihre Provinz verließen; ſie konnte ſich daher in ihrem großen Unbehagen gar nicht tröſten. Und um ſo größer war ihr geheimer Schmerz, je mehr ſie genöthigt war, ihn verborgen zu halten, um die Leute ihre glühende Liebe nicht merken zu laſſen. Der verliebte Balduin andererſeits, welcher einen holden Blick und ein freundliches Wörtchen ſeiner Geliebten höher anſchlug, als alle Flandern und Statthalterſchaften auf der Welt, war gleicherweiſe im größten Kummer, denn jemehr Pflicht und Vernunft verlangte, daß er ſich der Liebe ſeines Königs und einer ſo ehrenvollen Beförderung erfreute, um ſo mehr betrübte ihn ſein ſehnſüchtiges Verlangen, da er einſah, daß er ſich des Anblicks derer beraubte, die er unendlich liebte. Er lebte daher höchſt misvergnügt und war voll Verdruß über ſeine Abreiſe, ſodaß der ganze Hof ſich unendlich verwunderte, als man ihn ſo ſchwermüthig ſah, da doch alle meinten, er ſollte heiter ſein, nachdem er in ſo früher Jugend eine Würde erreicht hatte, welche die erſten Edelleute von Frankreich mehr als gerne übernommen haben würden, denn außer der damit verbundenen hohen Würde, war der Vortheil und Nutzen, der aus einer ſolchen Herrſchaft gezogen werden konnte, unſchätzbar. Als er daher von einigen nach der Urſache dieſer großen Betrübniß

gefragt wurde, antwortete er, es sei nichts weiter, als die Einsicht, daß er für eine so große Aufgabe nicht gemacht sei. Auch Judith war darüber sehr betrübt, wagte aber, wie gesagt, nicht, äußerlich zu zeigen, was sie in ihrer Brust verbarg. Bei Balduin jedoch beklagte sie sich bitter, so oft sie sich insgeheim sprachen; er entschuldigte sich, indem er behauptete, er könne es nicht anders machen, er werde aber ewig ihr Diener bleiben und nie eine andere lieben. Es waren zwar einige am Hofe, welche vermutheten, daß Balduin liebeskrank sei; indessen kam doch keiner in seinen Gedanken der Wahrheit nahe, weil sich die beiden in ihrem Liebesverkehr so klug und vorsichtig gehalten hatten, daß niemand ahnte, daß Judith Balduin's Geliebte sei. Was ihr den herbsten Schmerz verursachte, war der Umstand, daß sie manchmal ihren Liebhaber auffordern mußte, dem König zu gehorchen. Es kam der Tag, wo er vom Könige sich verabschiedete und gehen mußte. Judith fühlte sich dadurch in so übermäßiges Leid versenkt, daß sie krank wurde und einige Tage schwer darniederlag, ohne daß die Ärzte die Natur ihres Siechthums errathen konnten. Wären freilich Erasistratos und Theombrotos dort gewesen, so hätten sie wahrscheinlich leicht den Ursprung des Übels erkannt. Gewiß, Judith war von der glühendsten Liebe entbrannt und hatte die letzte Frucht noch nicht gekostet, welche von Liebenden so heftig ersehnt wird. Ich will jetzt nicht erzählen, was die beiden Liebenden beim letzten Abschied sich sagten und wie viele heiße Thränen und Seufzer sie ausstießen, als Balduin bei Nacht an ihrem Fenster von ihr Abschied nahm. Als er nun fort und in Flandern angelangt war, wurde er von der Bevölkerung in Erinnerung an seinen Vater ehrenvoll aufgenommen. Er fing an im Regiment in die Fußstapfen seines Vaters mit solcher Geschicklichkeit zu treten, und sich mit dem und jenem je nach seiner Eigenthümlichkeit so gut zu stellen, daß er in kurzem allgemein beliebt war. Aber weder

Ehre, noch Macht, noch Vortheil, der ihm zu Theil wurde, war im Stande seine heißen Flammen geschweige zu löschen, ja nicht einmal im mindesten zu dämpfen. Während er in diesem Zustand war, begab es sich daß der König Ethelwolf von England auf seiner Rückreise von Rom durch Frankreich kam, wo ihm der König seine Tochter Judith zur Ehe versprach. Trotz ihrem heftigen Widerstreben und Zorne war sie genöthigt, dem Willen ihres Vaters nachzugeben; sie ging also nach der Hochzeit mit ihrem Gatten nach England und blieb etwa sechs Monate bei ihm, nach deren Ablauf er krank wurde und starb. Sie benachrichtigte hiervon ihren Vater und bat ihn dringend, sie wieder abholen zu lassen, da sie nach Frankreich zurückzukehren wünsche. Auf der andern Seite fertigte jedoch die Königin eiligst einen vertrauten Boten an Balduin ab und schrieb ihm, sie werde in kurzem zurück nach Frankreich überschiffen und nunmehr erkennen, ob er sie wirklich so sehr liebe, wie er sage, indem sie ihm deutlich zu verstehen gab, was sie wünsche, daß er thue. Als Balduin hörte, was seine Geliebte ihm schrieb und sagen ließ, entbrannte ihm sein Herz auf eine wunderbare Weise zu dem Entschlusse, um ihretwillen furchtlos jedwede Gefahr zu bestehen. Er antwortete ihr und schrieb zurück, diesmal wolle er ihr beweisen, daß sie ihm bei weitem theurer, als sein Leben sei, komme daraus, was da wolle. Mit dieser Antwort schickte er den Boten nach England zurück und sagte zu ihm, indem er von ihm Abschied nahm: Geh und empfiehl mich deiner und meiner Herrin, und sage ihr, ich sei bereit, Alles zu thun, was sie mir auferlegt. Ich weiß wohl, daß alle Welt mich wegen Treubruchs gegen meinen König, der mich so hochgeehrt und erhoben hat, verdammen und alles mich schelten wird. Aber was vermag ich, wenn meine Gebieterin und die Liebe, welche weit mächtiger sind, als der Kaiser und ich, es so wollen und von mir verlangen? Ich muß meiner Dame und

der Liebe gehorchen, und ich werde es auch thun, denn in keinem Falle kann es mir ſchlimmer gehen, als es mir jetzt geht.

Der Bote begab ſich mit dem Briefe und der mündlichen Botſchaft hinweg und zurück zu Judith. Als ſie den Entſchluß ihres Geliebten vernahm, war ſie ſehr vergnügt. Inmittelſt ließ Balduin einige Schiffe ausrüſten und alles anordnen, was ihm nöthig ſchien, um das Unternehmen auszuführen, das er im Sinne hatte, alles jedoch mit der größtmöglichen Heimlichkeit, damit niemand ahne, was vorgehe. Es traf ſich zufällig, daß gerade damals einige genueſiſche Galeeren in Flandern anweſend waren, mit deren Patronen er insgeheim Abrede hielt und ſie reichlich bezahlte, um ſie hernach ſeiner Zeit für ſeine Wünſche benutzen zu können. Er hielt auch fortwährend Kundſchafter in England, um von der Abreiſe ſeiner Geliebten zu rechter Zeit Kunde zu erlangen; und da ſein Sinn alſo auf nichts anderes, als darauf gerichtet war, ſo ſchien ihm jede Stunde tauſend Jahre zu währen, bevor ſich ſeine gewiſſe Hoffnung auf den Beſitz der ſchönen Königstochter verwirklichte. Als es nun mit der Sache ſo ſtand, wie ihr gehört habt, dachte König Karl nicht von ferne daran, daß etwas die Rückkehr ſeiner Tochter nach Frankreich ſtören könne, und richtete ſein vorſorgendes Auge einzig und allein darauf, daß ſeine Tochter auf ehrenvolle Weiſe und mit einem Gefolge, das der Tochter eines Kaiſers und der Witwe eines engliſchen Königs gezieme, heimkehre. Er ſchickte daher, um ſie abzuholen, eine Anzahl Prälaten und Barone ab nebſt vielen Frauen und Fräulein. Die franzöſiſchen Herrſchaften kamen mit günſtigem Winde in England an, wo ſie die Königin in voller Bereitſchaft trafen, abzuſegeln, und mit ihr einige engliſche Herren und Frauen, welche ſie nach Frankreich begleiten wollten. Kurze Zeit darauf ſchifften ſich denn die franzöſiſchen und engliſchen Herren in Geſellſchaft der Königin und anderer

Frauen auf zwei Schiffen ein, gingen unter Segel und stießen ab vom Lande. Dagegen hatte aber auch Balduin, der von einer Zeit zur andern von Allem genau unterrichtet worden war, mit den Galeeren und andern wohlbewaffneten Schiffen sich aufs Meer begeben. Er hatte viele tapfere und in Seegefechten geübte Männer mit sich genommen und schiffte an eine gewisse Stelle, wohin, wie ihm bemerklich gemacht worden war, die Königin kommen mußte. Er stellte sich dort auf die Lauer und erwartete ihre Ankunft. Und es dauerte nicht lange, bis seine Berechnung eintraf; denn er hatte nicht zu lange gewartet, so begann er zwei Segel zu entdecken, welche mit ganz schwachem Winde höchst langsam heranfuhren. Sobald er dies gewahrte, fuhr er auf einem Kahn von einem Schiffe zum andern und ermahnte die Seinigen, tapfer zu kämpfen, während er sie zugleich versicherte, daß sie auf den beiden Schiffen keinen Widerstand noch das mindeste Widerstreben finden würden, da sich auf den Schiffen, die sie fast ohne Wind aufs Langsamste auf sich zukommen sahen, keine Kriegsleute befinden. Er hatte ferner einige seiner getreusten Männer auf den Galeeren und seinen andern Schiffen vertheilt, welche, in Balduin's Plan eingeweiht, allen die größten Geschenke versprachen, welche, im Falle es zum Handgemenge käme, wacker dreinschlagen würden. Nachdem Alles angeordnet war, ließ Balduin als das Haupt der Flotte alle Vordertheile seiner Schiffe den Fahrzeugen entgegenrichten, welche fast ohne Wind ruhig auf der Stelle blieben, und in kurzem hatte er sie so umzingelt und in die Mitte bekommen, daß die Franzosen und die Engländer ganz in Bestürzung geriethen, als sie eine so gut gerüstete Flotte sahen voll bewaffneter Männer, die bereit mit ihnen zu kämpfen zu den Waffen riefen. In demselben Augenblick wurden sie aufgefordert, die Segel zu streichen und sich gefangen zu ergeben, wofern sie nicht wollten grausam niedergemetzelt und den Fischen zur Speise ins Meer ge-

worfen werden. Die Franzosen fragten, wer der Befehlshaber und Patron der Flotte sei, um zu wissen, mit wem sie zu thun haben. Da trat Balduin hervor, stieg auf das Hintercastell seines ihnen zunächst stehenden Schiffes und rief ihnen mit lauter Stimme zu: Ihr Herren, ich bin Balduin der Waldmeister von Flandern, gekommen, um euch anzugreifen und alle gefangen zu nehmen. Ergebt euch mir oder vertheidigt euch, denn sonst kommt ihr nicht los!

Die französischen Herren entgegneten ihm nun zwar, auf diesen Schiffen befinde sich die Tochter seines und ihres Königs, welche sie nach Frankreich zurückbringen, nachdem, wie er wissen müsse, der König von England gestorben und Frau Judith Witwe geworden sei.

Ihr Herren, sagte darauf Balduin, ihr seid schwer im Irrthum, wenn ihr glaubt, ich sei nach Korsarenart herbeigekommen und falle euch an, um mich zu bereichern und euch euer Eigenthum zu rauben oder wie ein Räuber die Hände in Menschenblut zu tauchen. Ich will und verlange keines von beiden; um ähnliche Dinge habe ich mich nicht aufgemacht, noch diese Flotte mit so vielen kräftigen Männern ausgerüstet, wie ihr hier seht. Und um euch nicht länger in Ungewißheit zu lassen über das, was ich im Schilde führe, und euch meinen Sinn zu erläutern, so wißt, daß die Liebe allein mir die Waffen in die Hand gegeben hat, sie allein führt, berath, leitet mich bei diesem Unternehmen und zeigt mir, was durch mich ausgeführt werden soll. Die Liebe ist mein Steuermann, Herzog und Hauptmann, mit dessen Gunst ich das ersehnte Ziel meiner Absicht zu erreichen hoffe. Das also, was ich mit so großer Anstrengung suche und von euch zu erhalten beabsichtige, ist die Frau Königin Judith, die ihr in diesen Schiffen in England abgeholt habt, um sie nach Frankreich zu bringen. Wenn ihr sie mir friedlich und ohne Widerstreben geben wollt, so soll keinem von euch ferner auch nur ein Haar gekrümmt noch der Werth

eines Hellers entzogen werden und ihr mögt frei hingehen, wohin ihr wollt. Ich rathe euch deshalb um eures eigenen Besten willen, sie mir abzuliefern, da ihr deutlich seht, daß ihr auf keine Weise mir verbieten könnt, sie zu nehmen. Wenn ihr aber so thöricht seid, daß ihr Streit mit mir anfangen und sie nicht übergeben wollt ohne Kampf, so rüstet euch zur Vertheidigung und zum heftigsten Gefecht, denn ich versichere und verspreche euch, bei meinem höchsten Eide, ohne daß ich Frau Judith bekomme, weiche ich nicht von der Stelle. Wählet nunmehr das Theil, welches euch am angenehmsten ist! Ihr habt Krieg und Frieden in eurer Hand. Nehmt, was ihr wollt!

Es befanden sich in der Gesellschaft der Königin einige französische Barone, welche mit Balduin genau befreundet waren. Als sie ihn erkannten und hörten, was er ihnen allen gesagt, waren sie voll des gewaltigsten Erstaunens und sagten zu ihm: Ei Herr Waldmeister, was redet ihr da für Dinge? Was fällt euch ein? Habt ihr den Verstand verloren? Ist das die Treue, die ihr eurem Könige schuldig seid? Ist das die Lehenspflicht, die ihr ihm bewahrt? Glaubt ihr, der König werde solche Ruchlosigkeit ohne die verdiente Züchtigung lassen?

Sie wollten in diesem Tone fortfahren, Balduin schnitt ihnen aber das Wort ab, indem er mit hochmüthiger Gebärde ausrief: Entweder ihr übergebt mir die Königin oder ihr ergreift die Waffen, um sie gegen mich zu vertheidigen.

Die Begleiter der Königin sahen wohl, daß sie zur Vertheidigung schlecht gerüstet waren, sie rathschlagten daher unter einander, ließen die Frau vor sich kommen, sagten ihr, was der Waldmeister begehre, und fragten sie, was sie zu thun gesonnen sei.

Ich, sagte sie heiter, wenn er mich zum Weibe will, will ihn zum Mann; und wenn ihr bei dem König meinem Vater seid, so sagt ihm, dieweil er ohne Rücksicht auf meine Jugend, da ich noch nicht über neunzehn

Jahre alt war, mir einen Mann zum Gatten gegeben, der drei Söhne von seinem ersten Weibe gehabt, deren jüngster hier gegenwärtiger älter ist, als ich, habe ich nunmehr nach König Ethelwolf's Tode selber für mich gesorgt und schon, als ich noch in England war, den Herrn Waldmeister zum Gemahl gewählt, dessen Alter und Mannhaftigkeit neben der Liebe, so er für mich hegt, mich weitaus verdient haben. Und nachdem ich ihm geschrieben, er solle nicht verfehlen, mich abzuholen, nimmt er mich nunmehr als sein Eigenthum an sich und ich beabsichtige, immer ihm anzugehören.

Waren vorher von Balduin's Rede die Franzosen überrascht, so waren sie nun vollends ganz erstaunt, als sie die Frau hörten, welche denn in ihrer Gegenwart sich mit ihrem Liebhaber verlobte. Er war über die Maßen erfreut über die neugemachte Eroberung und führte seine Gattin auf die Galeeren mit ihrem Geräthe und denjenigen ihrer Zofen, welche ihr folgen wollten. Er lud sodann alle Herren ihres Gefolges ein, in Flandern ans Land zu steigen und die Hochzeit der gnädigen Frau mit ihrer Gegenwart zu beehren; sie setzten jedoch lieber ihre Reise nach Frankreich fort, Balduin aber feierte nach seiner Ankunft in Flandern seine Vermählung mit großer Festlichkeit. Als der König Karl diese Zeitung hörte, entrüstete er sich über Balduin im höchsten Grade und wollte gegen ihn zu Felde ziehen; er sah sich aber gezwungen, seine Waffen gegen Italien zu wenden, um Karl den dicken und dessen andern Bruder seine leiblichen Neffen zu bekriegen, die mit starker Heeresmacht gegen ihn aufgebrochen waren, um ihm die römische Kaiserkrone zu nehmen und den Krieg fortzusetzen, den ihr Vater schon begonnen hatte. Er machte daher mit Balduin seinen Frieden und erhob ihn vom Waldmeister zum Grafen von Flandern, indem er dieses Land seiner Tochter Judith zur Mitgift gab und ihn und seine Leibeserben damit belehnte. Balduin brachte dagegen eine große

Schaar Fläminge zuſammen und ſandte ſie ſeinem Schwiegervater zu, welcher die Alpen überſtieg und nach Italien kam, ſodann in der Ebene von Verona von ſeinen Neffen in der Feldſchlacht überwunden ſich in unſer Mantua flüchtete, woſelbſt er aus Verdruß über den Verluſt des Tages in eine ſchwere Krankheit verfiel. Karl hatte einen hebräiſchen Arzt, Namens Zedekias, den er immer mit ſich nahm. Dieſer wurde von den Neffen Karl's mit Geld beſtochen und vergiftete ihn in einer Arznei, woran er ſtarb. Als Balduin den Tod ſeines Schwähers vernahm, wußte er ſich mit ſeinem Schwager Ludwig dem Stammler, welcher ſeinem Vater auf dem königlichen Throne von Frankreich folgte, ſo gut zu ſetzen, daß er in ungeſtörtem Beſitze von Flandern blieb, dort viele Kinder bekam und mit ſeiner geliebten Judith ein langes glückliches Leben führte, deren Geſchlecht viele Jahre lang blühte. Aus dieſem Stamme entſproßte ein anderer Balduin Graf von Flandern, welcher um ſeiner Tapferkeit und ſeines Kriegsruhms willen im Jahre des Heils ein tauſend zweihundert und zwei von vielen chriſtlichen Fürſten zum Kaiſer von Conſtantinopel erwählt wurde. Einen ſolchen Ausgang nahm alſo die Liebe Balduin's und Judith's. Hätte Karl keinen Krieg zu führen gehabt, ſo wäre es vielleicht anders gegangen, und wenn ſeine Tollkühnheit und Verwegenheit einen guten Erfolg hatte, ſo darf man das nicht als einen Vorgang annehmen und wagen ſeinem Herrn ähnliche Unbill anzuthun.

72. Eine andere Lucretia.

(I, 8.)

An den Cardinal Pirro Gonzaga.

Unser Herr Pirro Markgraf von Gonzaga Herr von Gazuolo, das ihr hier am Ufer des Oglio an der Seite gegen den Po hin liegen sehet, der Sprößling der langen Reihe gonzagischer Herrscher*), begehrt, daß ich den merkwürdigen Vorfall mit dem Tode einer gewissen Giulia aus diesem Orte erzähle, der vor einiger Zeit vorgefallen ist. Übrigens könnte dieser hochgeborne Herr viel besser, als ich, den Hergang der Sache berichten, und hier sind noch viele andere, die dieser Aufgabe so gut als ich genügt und Alles genau berichtet hätten. Aber da er mir befiehlt, daß ich den Erzähler mache, will und muß ich ihm gehorchen. Sehr leid thut es mir, daß ich nicht im Stande bin, den edeln mannhaften Geist Giulia's zu preisen, wie es die von ihr vollbrachte seltene That verdient. In der Zeit also, da der edle und weise Fürst der hochgeborene und hochwürdigste Monsignor Lodovico Gonzaga Bischof von Mailand hier in Gazuolo wohnte, hielt er immer stattlichen Hof mit vielen ausgezeichneten Edelleuten, da er sich an den Tugenden erfreute und sehr reichlich Geschenke vertheilte. Um diese Zeit blühte ein Mädchen von siebzehn Jahren Namens Giulia, Tochter eines sehr armen Mannes aus der Gegend von der niedrigsten Abkunft, der nichts hatte, wenn er nicht den ganzen Tag mit seiner mühevollen Händearbeit sich, seiner Frau und seinen zwei einzigen Töchtern den Lebensunterhalt verdiente. Auch seine Frau ein gutes Weib bemühte sich sehr, durch Spinnen und ähnliche Handarbeiten etwas zu verdienen. Diese Giulia war sehr schön, mit einnehmender Huld begabt und weit

*) Der Oheim des Cardinals.

reizender und feiner, als ihrem niedern Blute zukam. Sie ging bald mit der Mutter bald mit andern Frauen auf das Feld um zu hacken und andere Arbeiten zu verſehen, wie ſie grade nöthig waren. Ich erinnere mich, daß ich einſt mit der erlauchten Frau Antonia Bauzia, der Mutter dieſer unſerer hochwohlgeborenen Herren nach San Bartolomeo ging, als uns dieſe Giulia begegnete, die mit einem Korbe auf dem Kopf ganz allein vom Felde nach Haus ging. Als die gnädige Frau das ſchöne Kind ſah, das etwa funfzehn Jahre damals alt ſein mochte, ließ ſie den Wagen halten und fragte das Mädchen nach ihrer Herkunft. Sie antwortete ehrerbietig, den Namen ihres Vaters nennend, und that überhaupt den Fragen der Dame ſo großes Genüge, daß es ſchien, ſie ſei nicht in einem Bauernhauſe unter einem Strohdach geboren und erzogen, ſondern habe ihre Jugend am Hofe in den beſten Geſellſchaften verlebt. Die gnädige Frau äußerte deshalb gegen mich, ſie wolle ſie ins Haus nehmen und mit andern Fräulein erziehen. Weshalb es nachher unterblieb, wüßte ich euch nicht anzugeben. — Um nun auf Giulia zurückzukommen, ſo benützte ſie an Werktagen ihre Zeit wohl und arbeitete immer entweder allein oder mit andern. An Feſttagen ſodann ging ſie, wie es Gewohnheit dort iſt, nach dem Mittageſſen mit andern Mädchen zum Tanze und machte ſich ein erlaubtes Vergnügen. An einem ſolchen Tage, als ſie ungefähr ſiebzehn Jahre alt war, warf ein Kammerdiener des genannten Herrn Biſchofs, ein Ferrarer, ſeine lüſternen Blicke auf das Kind, als er ſie tanzen ſah; ſie däuchte ihm das ſchönſte reizendſte Mädchen, das er ſeit langer Zeit geſehen hatte; ſie ſchien, wie geſagt, in den gebildetſten Häuſern erzogen, und er verliebte ſich in ſie ſo heftig, daß er ſeine Gedanken auf nichts anderes mehr wenden konnte. Als der Tanz, der dem Kammerdiener viel zu lang gedäucht hatte, zu Ende war und die Muſik von neuem begann, forderte er ſie auf und tanzte mit

ihr die Gagliarde*), weil sie diesen Tanz sehr gut und genau ausführte, daß es eine wahre Freude war, ihre reizenden Bewegungen mit anzusehen. Der Kammerdiener kam wieder, um mit ihr zu tanzen, und hätte er sich nicht geschämt, so würde er keinen Tanz mit ihr versäumt haben, denn er glaubte, wenn er ihre Hand in der seinigen hielt, das größte Vergnügen zu fühlen, das er je empfunden. Und obschon Giulia den ganzen Tag arbeitete, so hatte sie doch eine weiße länglichte und sehr weiche Hand. Der arme Verliebte, so plötzlich von ihr und ihrem reizenden Wesen entflammt, glaubte durch ihren Anblick die neue auflodernde Flamme, die ihn schon jämmerlich quälte, zu löschen, aber unvermerkt vermehrte er sie nach und nach immer mehr und goß durch die Beschauung Öl ins Feuer. In dem zweiten und dritten Tanze, den sie ihm erlaubte, flüsterte ihr der Jüngling manchen Witz und zärtliche Worte zu, wie neue Liebhaber zu thun pflegen. Sie gab ihm darauf immer kluge Antworten, und sagte, er möge ihr nicht von Liebe reden, weil es ihr als einem armen Mädchen nicht gut anstehe, das Ohr solchen Mährchen zu leihen. Weiteres konnte der zudringliche Ferrarer nicht aus ihr herausbringen. Nach Beendigung des Tanzes ging ihr der Ferrarer nach, um ihre Wohnung zu erfahren. In der Folge hatte er oft in Gazuolo und außerhalb der Stadt Gelegenheit, mit Giulia zu sprechen und ihr seine verzehrende Liebe zu entdecken; er bemühte sich fortwährend, seinen Worten Verständniß zu öffnen und ihre eiskalte Brust zu erwärmen. Aber was er auch zu ihr sagte, sie trat nicht im geringsten aus ihrem keuschen Rückhalte, vielmehr bat sie ihn inständig, sie in Ruhe zu lassen und nicht ferner zu quälen. Der schnöde Verliebte aber, dem der Wurm der Lust herb am Herzen nagte, entbrannte desto mehr, je härter und spröder sie sich zeigte;

*) Ein alter lombardischer Tanz.

um so mehr verfolgte er sie, um so angelegentlicher wollte er sie seinen Lüsten geneigt machen: doch Alles war vergebens. — Er ließ durch eine vertraute Alte, die eine Heilige schien, mit ihr sprechen; sie besorgte ihr Geschäft sehr emsig und bemühte sich durch schmeichlerische Worte den hartnäckigen Sinn der keuschen Giulia zu bestechen. Aber das Mädchen hatte so feste Grundsätze, daß kein Wort der alten Kupplerin Zutritt in ihre Brust fand. Als der Ferrarer dies hörte, wollte er verzweifeln; er konnte den Gedanken nicht fassen, auf sie zu verzichten, und hoffte immer, daß er durch Bitten, Dienstbezeugungen, Liebe und Ausdauer Giulia's grausames Herz noch erweichen werde, es schien ihm unmöglich, daß er sie durch Geduld nicht erweichen sollte. Er machte, wie man im Sprichwort sagt, die Rechnung ohne den Wirth. Da er nun sah, daß sie von Tag zu Tag sich ihm mehr entziehe und, wenn sie ihn sah, wie einen Basilisken meide und fliehe, wollte er versuchen, ob das, was Worte und Dienstleistungen nicht erreichen konnten, durch Geschenke zu erlangen wäre; Gewalt wollte er bis zum Ende ersparen. — Er sprach wieder mit der schändlichen Alten und gab ihr einige Dinge von geringem Werthe, die sie Giulien von ihm bringen sollte. Die Alte ging und fand Giulia ganz allein zu Hause. Sie wollte anfangen von dem Ferrarer zu sprechen, und zeigte ihr die Geschenke, die er ihr überschickte. Das ehrbare Mädchen nahm die Sächelchen, welche die Alte gebracht hatte, warf sie alle zur Thüre hinaus auf die Straße, jagte die verrätherische Alte aus dem Hause und sagte ihr, wenn sie es noch einmal wage, diese Sache in Anregung zu bringen, so werde sie auf das Schloß gehen und es Madama Antonia sagen. Die Alte nahm die Sachen von der Straße auf, ging zu dem Ferrarer*) und sagte

*) Die Frankfurter Übersetzung (1826. 1, 5 ff.) nennt den Bischof Fürst Lodoviko Gonzago Vescovo von Mantua, den Ferrarer aber Ganelle.

ihm, es sei unmöglich, das Mädchen zu gewinnen, sie wisse in der That nichts mehr zu thun. Es ist nicht zu sagen, wie misvergnügt der junge Mann hierüber war. Gerne hätte er sich von dem ganzen Handel zurückgezogen, aber sobald er daran dachte, sie zu lassen, fühlte er sich dem Tode nahe. — Am Ende konnte der arme blinde Liebhaber es nicht länger aushalten, sich so unbeliebt zu wissen, und beschloß nun, entstehe daraus, was da wolle, bei günstiger Gelegenheit ihr mit offener Gewalt zu entreißen, was sie ihm nicht gutwillig geben wollte. — Am Hofe war auch ein Bereiter des Herrn Bischofs, ein guter Freund des Ferrarers und, wenn ich mich recht erinnere, gleichfalls aus Ferrara. Diesem entdeckte der Kammerdiener seine ganze glühende Liebe und wie sehr er sich abgemüht habe, dem Herzen des Mädchens einiges Mitleid einzuflößen, sie sich aber immer widerstrebender und härter gezeigt, als ein Meerfels, und wie er sie nie weder durch Worte noch Geschenke habe erweichen können.

Nun, da ich sehe, so schloß er, daß ich nicht leben kann, wenn ich meine Begierden nicht befriedige, da ich weiß, wie sehr du mich liebst, bitte ich dich, mir beizustehen und mir zu dem Ziele meiner Wünsche zu verhelfen. Sie geht oft allein hinaus auf das Feld, wo ich, da das Getraide schon sehr hoch steht, mein Vorhaben ausführen zu können gedenke.

Der Bereiter dachte nicht weiter über die Sache nach und versprach, ihn in Allem zu unterstützen, was er verlange. — Weil der Kammerdiener nun beständig nachforschte, was Giulia thue, so erfuhr er eines Tages, daß sie ganz allein aus Gazuolo gegangen war. Er ließ den Bereiter rufen und ging auf das Feld mit ihm, wo Giulia etwas zu thun hatte. Hier angekommen fing er an, wie gewöhnlich, sie zu bitten, sie möge doch endlich Mitleid mit ihm haben. — Da sich Giulia allein auf dem Felde sah, bat sie den Jüngling, ihr doch nicht noch

mehr zur Last zu fallen, und etwas Übles ahnend ging sie nach Gazuolo zu. Der junge Mann aber wollte seine schöne Beute nicht mehr entschlüpfen lassen und that als wolle er sie mit seinem Gefährten begleiten, indem er sie immer mit demüthigen und liebevollen Worten bat, daß sie mit seinen Qualen Mitleid haben möge. Sie beschleunigte ihre Schritte, beeilte sich, ihr Haus zu erreichen, und ging immer weiter, ohne auf etwas zu antworten, was der junge Mann auch sagen mochte. So kamen sie an ein großes Kornfeld, durch welches ihr Weg sie führte. Es war der vorletzte Mai, es mochte etwa Mittagszeit sein, die Sonne brannte der Jahreszeit gemäß sehr heiß und das Feld war sehr abgelegen von jeder Wohnung. Als sie in das Feld eingetreten waren, legte der junge Mann seine Arme um Giulia's Hals und wollte sie küssen; doch sie suchte zu entfliehen und rief laut um Hilfe. Da faßte sie der Bereiter, warf sie zu Boden und steckte ihr plötzlich ein Tuch in den Mund, daß sie nicht mehr schreien konnte. Beide hoben sie nun auf und trugen sie eine gute Strecke weit von dem das Feld durchschneidenden Fußpfade hinweg in die Frucht hinein. Dort hielt ihr der Reitknecht die Hände und der zügellose Jüngling raubte dem armen geknebelten Kinde, das sich nicht widersetzen konnte, die Blüthe seines Leibes. Das unglückliche Geschöpf weinte bitterlich und that ihre unglaubliche Pein durch Seufzen und Stöhnen kund. Der grausame Kammerdiener aber zwang sie zum zweiten Mal zur Befriedigung seiner Lüste und erlaubte sich mit ihr alle Genüsse, die er mochte. Dann ließ er ihr den Knebel abnehmen und wollte anfangen, sie mit freundlichen Worten zu trösten, er versprach ihr, sie niemals zu verlassen und mitzuhelfen, daß sie sich passend verheirathen könne und es ihr gut gehe. Sie sagte nichts, als sie sollen sie loslassen und ihr erlauben frei nach Hause zu gehen; dabei weinte sie fortwährend bitterlich. Der Jüngling versuchte von neuem, sie mit süßen Worten,

mit ausgedehnten Versprechungen zu trösten; auch wollte er ihr sogleich Geld geben, um sie zur Ruhe zu bringen. Aber er sang tauben Ohren, und je mehr er sich bemühte, sie zu trösten, um so lauter weinte sie. Als sie jedoch sah, daß er nicht aufhörte, zu sprechen, sagte sie zu ihm: Junger Mann, du hast aus mir gemacht, was du wolltest, und deine unreinen Lüste befriedigt. Jetzt bitte ich dich um die Gunst, mich frei zu lassen und mir zu erlauben wegzugehen. Laß dir genügen, was du gethan hast! Es war doch schon zu viel.

Der Verliebte fürchtete, Giulia möchte durch ihr lautes Weinen die Sache entdecken, und als er sah, daß seine Bemühungen nichts nützten, beschloß er, sie gehen zu lassen und mit seinem Begleiter sich zu entfernen. Und so that er auch. — Nachdem Giulia ihre verlorene Unschuld eine Weile bitterlich beweint hatte, legte sie ihre zerzausten Kleider wieder zurecht, trocknete sich, so gut es ging, die Augen, kam bald nach Gazuolo und ging in ihr Haus. Weder ihr Vater noch ihre Mutter war da; blos ihre Schwester fand sie, ein Kind von zehn bis elf Jahren, das, weil es etwas unpäßlich war, nicht hatte ausgehen können. Als Giulia im Hause war, öffnete sie ihre Kiste, in welcher sie ihre kleinen Habseligkeiten hatte. Dann zog sie alle Kleider aus, die sie anhatte, nahm ein frischgewaschenes Hemd und legte es an. Dann nahm sie ihren Schleier von schneeweißem Boccaccin, eine Halskrause von blendendem Flor und eine weiße Florschürze um, die sie blos an Festtagen zu tragen pflegte. Sodann zog sie Strümpfe von weißem Sarsch und rothe Schuhe an. Weiter schmückte sie sich das Haupt, so reizend sie konnte, und band um den Hals eine Schnur gelber Bernsteine. Kurz, sie putzte sich auf mit dem Schönsten, was sie finden konnte, als wenn sie sich auf dem größten Feste von Gazuolo hätte zeigen wollen. Dann rief sie ihre Schwester und schenkte ihr alle andern Sachen, die sie besaß, nahm sie bei der Hand, schloß

die Hausthüre und ging in ein Nachbarshaus zu einer sehr alten Frau, welche schwer krank zu Bett lag. Dieser guten Frau erzählte Giulia weinend den ganzen Hergang ihres Unglücks und sagte zu ihr: Verhüte Gott, daß ich am Leben bleibe, nachdem ich meine Ehre verloren habe, auf der die Freude meines Daseins ruhte. Nimmermehr soll es geschehen, daß man mit Fingern auf mich deute oder mir ins Gesicht sage: Sieh das artige Mädchen, das eine Metze ward und ihre Familie geschändet hat und die sich verstecken müßte, wenn sie Verstand hätte.

Ich will nicht, daß man je einem der Meinigen vorrücke, ich habe mich freiwillig dem Kammerdiener hingegeben. Mein Tod mache der ganzen Welt bekannt und gebe das sicherste Zeugniß, daß, wenn auch mein Leib mit Gewalt geschändet ward, meine Seele doch rein und unbefleckt geblieben. Diese wenigen Worte wollte ich euch sagen, damit ihr das Ganze meinen armen Eltern erzählen und sie versichern könnt, daß ich nie meine Zustimmung dazu gegeben habe, die schändlichen Lüste des Kammerdieners zu befriedigen. Lebt in Frieden!

Nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, ging sie hinaus und eilte dem Oglio zu, ihr Schwesterchen lief hinter ihr drein und weinte ohne zu wissen warum. Sobald Giulia den Fluß erreicht hatte, stürzte sie sich köpflings in die Tiefe des Oglio. Auf das Weinen der Schwester, die laut zum Himmel schrie, liefen viele herbei, aber zu spät. Giulia war vorsätzlich in den Fluß gesprungen, um sich zu ertränken, sie gab sich keine Hilfe und war plötzlich in den Wellen verschwunden. — Der Herr Bischof und die gnädige Frau ließen, als sie von dem kläglichen Ereigniß hörten, die Unglückliche aufsuchen. Unterdessen ergriff der Kammerdiener, der den Reitknecht zu sich rief, die Flucht. Die Leiche ward aufgefunden, die Ursache, weshalb sie sich ersäuft hatte, ward bald bekannt und alle Frauen und ebenso die Männer des Landes ehrten ihr Andenken mit allgemeinem Klagen

und Weinen. Der hochwohlgeborene und hochwürdigste Herr Bischof ließ sie auf dem Markte (da sie in geweihtem Boden nicht beerdigt werden durfte) in eine Gruft legen, welche noch dort sich befindet, mit dem Vorsatz, sie in einem ehernen Sarge beizusetzen und diesen auf die Marmorsäule zu stellen, die noch auf dem Markte zu sehen ist. — Und in Wahrheit verdient diese Giulia nach meinem unmaßgeblichen Urtheil kein geringeres Lob, als die römische Lucretia, und ist ihr vielleicht (Alles genau überlegt) noch vorzuziehen. Nur die Natur ist anzuklagen, daß sie einem so hohen edeln Geiste, wie Giulia's, keine vornehmere Geburt anwies. Doch jeder muß ja für edel gelten, der ein Freund der Tugend ist und die Ehre Allem in der Welt vorzieht.

---

73. Bedenkliche Beichte.

(1, 9.)

Mailand ist, wie ihr alle wißt und täglich sehen könnt, eine Stadt, die in Italien wenige ihres Gleichen hat in Beziehung auf alles, was erfordert wird, um eine Stadt edel, volkreich und wohlhabend zu machen; denn wo die Natur es hat fehlen lassen, da ist der Fleiß der Menschen ergänzend eingetreten, sodaß in nichts, was zum Leben nothwendig ist, etwas zu wünschen übrig bleibt. Ja, die unersättliche Natur der Sterblichen hat noch alle Feinheiten und Kostbarkeiten des Morgenlandes dazugefügt, nebst den den früheren Weltaltern unbekannten Wundern und Kostbarkeiten, welche unsere Zeit mit unschätzbarer Mühe und den schwersten Gefahren aufgespürt hat. Darum sind unsere Mailänder in der Fülle und Feinheit der Speisen ganz ausgezeichnet und in allen ihren Mahl-

zeiten höchst glänzend und sie meinen nicht leben zu können, wenn sie nicht immer in Gesellschaft leben und speisen. Was sollen wir sagen von dem Prunk der Frauen in ihren Kleidungen mit all dem getriebenen Golde, Borten, Stickereien, Spitzen und köstlichen Kleinodien, sodaß, wenn eine Edelfrau unter die Thüre tritt, man manchmal meint, es sei die Himmelfahrt in Venedig. Und in welcher Stadt weiß man so viele prächtige Wagen die aufs feinste vergoldet sind mit so viel reichem Schnitzwerk, gezogen von vier der trefflichsten Renner, als man in Mailand täglich sieht? Man findet hier über sechszig vierspännige, und zweispännige in Unzahl, mit den reichsten seidenen mit Gold durchwirkten und so mannichfaltigen bunten Decken, daß, wenn die Frauen durch die Straßen fahren, es aussieht, als ginge ein Triumphzug durch die Stadt, wie es sonst bei den Römern Sitte war, wenn sie siegreich von den bezähmten Provinzen und besiegten und unterworfenen Königen nach Rom zurückkehrten. Hier fällt mir ein, was ich voriges Jahr in der neuen Vorstadt die hochwohlgeborene Frau Isabella von Este Markgräfin von Mantua sagen hörte, welche, als der Markgraf Guglielmo gestorben war, nach Monferrato ging, um der Markgräfin ihr Beileid zu bezeugen. Sie wurde von unsern Edelfrauen ehrerbietig besucht, wie das immer geschehen ist, so oft sie nach Mailand kam. Als sie nun diese Menge von reichen Wagen so köstlich geschmückt sah, sagte sie zu den Frauen, welche kamen, um ihr aufzuwarten, sie glaubte nicht, daß im ganzen übrigen Italien eben so viele schöne Wagen seien. In dieser Üppigkeit und Pracht, Lust und Bequemlichkeit leben die Frauen von Mailand und sind darum gemeiniglich vertraulich, mild, freundlich und von Natur geneigt zu lieben und geliebt zu werden und unaufhörlich ein Leben in der Liebe zu führen. Und um gerade zu sagen, was ich denke, scheint mir, es fehle ihnen gar nichts, um sie vollkommen zu machen, als daß ihnen die Natur eine ihrer Schönheit,

ihren guten Sitten und ihrem artigen Weſen entſprechende Mundart verliehen hat; denn in der That das Mailändiſche hat eine Ausſprache, welche für die Ohren der Fremden äußerſt abſtoßend iſt. Dennoch ermangeln ſie nicht, durch Sorgfalt dem natürlichen Mangel abzuhelfen, denn es ſind nur wenige Frauen, die nicht durch Leſung guter italiäniſcher Bücher und durch Umgang mit gut Redenden ſich überwänden, allmälig unterrichtet zu werden und durch Feilung der Sprache eine angemeſſene und liebliche Redeweiſe zu gewinnen, welche ſie viel angenehmer im Umgang macht. — Um aber auf die Novelle zu kommen, die ich euch zu erzählen beabſichtige, und welche voriges Jahr in der Faſtenzeit ſich ereignet hat, ſo ſage ich, es war hier in Mailand ein Edelmann aus einer Stadt nicht ſehr weit von hier, welcher wegen Händeln, die er mit Grenznachbarn ſeines Schloſſes führte, ein bequemes Haus gemiethet hatte, worin er mit ſeiner geehrten Familie lebte. Es war ein reicher junger Mann, und wenn er zwei bis drei Mal in der Woche, oder nach den Umſtänden mehr oder weniger häufig mit ſeinen Anwälten und Advocaten geſprochen hatte, überließ er die Beſorgung einem ſeiner Schreiber, der ſehr gewandt und geübt war im Proceßführen, und ließ ſichs den ganzen Tag über wohl ſein und eilte dem Wagen bald dieſer, bald jener Frau nach. Nun ließ der Graf Antonio Crivello nach ſeiner Gewohnheit eine Komödie aufführen und gab einer großen Zahl von Edelleuten und Frauen ein koſtbares Gaſtmahl; dabei war auch der junge Proceßführer, den wir künftig Lattanzio nennen wollen, da ich mich für jetzt ſeines wirklichen Namens nicht bedienen mag, wie es mir auch mit dem Namen der Frau gerathen ſcheint, von welcher ich werde zu reden haben und welche denn den Namen Caterina führen mag. Lattanzio ſaß alſo beim Abendeſſen und kam dabei zufällig an die Seite Caterina's, die er früher niemals geſehen zu haben glaubte, oder wenn er ſie auch geſehen

hatte, so hatte sie keinen Eindruck auf ihn gemacht. Gastmahle pflegen große Vertraulichkeit zu erzeugen zwischen solchen, welche bei Tische nebeneinander zu sitzen kommen. Dies geschah auch zwischen Lattanzio und der Frau, denn er ließ sich angelegen sein, verschiedene Unterhaltungen mit ihr anzuknüpfen und ihr aufzuwarten, indem er ihr vorschnitt und ähnliche Dienste leistete, wie Edelleute bei Tische zu thun pflegen. Caterina war sehr einnehmend und artig, sprach schön, und wenn sie nicht selbst zu den schönsten gehörte, so konnte sie doch unter den schönsten ohne Beschämung verweilen. Während sie nun miteinander sprachen und Lattanzio sie ziemlich fest ins Auge faßte, gefiel ihm mehr und mehr der Umgang und das ungezwungene Wesen der Frau und so sog er unvermerkt durch die Augen das Gift der Liebe ein, sodaß, ehe man die Tafel aufhob, er sehr gut wahrnahm, daß der Pfeil der Liebe schon nur zu tief eingedrungen sei. Nun wurde das Essen beendigt und man fing an zu tanzen; Lattanzio forderte die Frau zum Tanze auf und sie nahm die Einladung freundlich an. Er nahm sie bei der Hand, tanzte langsam und ließ sich allmälig mit ihr in ein Gespräch ein über Liebesdinge. Sie zeigte sich keineswegs spröde gegen solche Verhandlungen, Lattanzio schob nun einen Stein weiter vor und setzte ihr sehr angelegentlich auseinander, wie sehr ihm ihr Wesen, Gebahren, ihre Anmuth und Schönheit gefalle. Er sagte ihr sodann, wie heftig er für sie glühe, und bat sie in angemessenen Worten, ihn zu ihrem Diener anzunehmen und mit ihm Erbarmen zu haben. Die Frau antwortete ihm sehr behutsam, sie wisse es wohl zu schätzen, daß sie von ihm geliebt werde, da sie ihn als einen verständigen, gesitteten und anmuthigen Edelmann kenne, der ihr nichts als die Unbeflecktheit ihrer Ehre zumuthen würde. Unter diesen und ähnlichen Gesprächen ging der Tanz zu Ende und sie saßen nebeneinander, indem sie fortwährend von Liebe sprachen. Das

Fest dauerte bis nach Mitternacht und die ganze Zeit über sprach Lattanzio in gleichem Sinne, bekam aber fortwährend nur die nämlichen Antworten zurück, welche alle darauf hinausliefen, daß sie die Liebe nicht außer Auge lassen werde, welche sie für ihren Gemahl zu hegen verbunden sei, und ebenso wenig ihre beiderseitige Ehre, die ihr theurer sein müsse als das Leben, sie wolle ihn aber als einen Bruder lieben, da sie ihn als einen so wackern und ritterlichen Herrn kenne. Als Lattanzio sah, daß die Frau es nicht abwies, von Liebe zu reden, und daß sie sich mit ihm schon in große Vertraulichkeit eingelassen hatte, war er fürs erste Mal damit zufrieden und begleitete die Frau in Gesellschaft von vielen andern Männern und Frauen bis an ihr Haus. Und da er in der That wirklich in sie verliebt war, faßte er ihr Haus ins Auge, suchte herauszubringen, wohin sie zur Messe ging, und fand, daß sie gewöhnlich in San Francesco die Messe hörte. Er fing daher an, diese Kirche häufig zu besuchen und sich mit den Edelleuten zu unterhalten, welche dahin kamen, und warf dabei seiner Caterina verliebte Blicke zu, welche ihm freundliche Miene machte und zeigte, daß sie ihn sehr gerne sah. Indessen war die zügellose Zeit des Carnevals gekommen. Lattanzio ritt eines Tages maskirt auf einem ganz rüstigen spanischen Klepper vor dem Hause der Frau vorbei, welche eben unter der Thüre stand; dort hielt er stille, machte ihr ein Zeichen, daß sie ihn erkannte, und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, das er auch ziemlich lange fortsetzte, immer von seiner Liebe redend. Sie zeigte sich ihm mehr als gewöhnlich gewogen, scherzte und spaßte mit ihm ganz vertraulich und hatte schon halb und halb bei sich beschlossen, Lattanzio zum Liebhaber zu nehmen; doch wollte sie vorerst ihn genauer kennen lernen und womöglich versuchen, von welcher Art und Charakter er sei. Lattanzio dachte in ihr eine sehr angenehme und zuthuliche Frau gefunden zu haben, und nachdem er sie dringend gebeten, sie solle

mit ihm Erbarmen haben und ihm Befehle ertheilen, um zu sehen, daß er ihr zu jedem Dienste gewärtig sei, empfahl sie sich ihm demüthig und schied von dannen. Als er fort war, zog sich die Frau in ihr Gemach zurück voll Gedanken an die Liebe Messer Lattanzio's und an die dringenden Bitten, womit er sie bestürmt, und begann etwas mehr, als gewöhnlich von Liebe zu ihm sich zu entflammen. Der Gemahl der Frau war zu Hause sehr widerlich, er ließ sie zwar hingehen, wohin sie wollte, und sich prächtig kleiden, gab ihr aber doch oft derbe Worte. Außerdem war er in der Straße San Rafaele gegenüber der Hauptkirche in ein schönes Mädchen heftig verliebt, welches Hauben, Gurten, Schnüre, Halskrausen und anderen Frauenschmuck feil hielt, was seine Frau von einer Gevatterin erfahren hatte. Aus diesem Grunde wurde sie auf ihren Gemahl sehr böse und beschloß ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Lattanzio kam ihr daher ganz gelegen und sie machte ihm tagtäglich eine bessere Miene, worüber der Liebhaber sehr zufrieden war. Die Gevatterin, welche der Frau die Liebschaft des Mannes hinterbracht hatte, wohnte ganz nahe bei ihrem Hause und hatte nur ein kleines Söhnchen von zwei Jahren und eine Magd bei sich. Als nun Lattanzio fortfuhr, Caterina schön zu thun, und sie mehrmals die Festzeit über gesprochen hatte, ließ sie eines Tages, als ihr Mann zum Mittagessen ausgegangen war, ihre Gevatterin rufen und bat sie, ihr bei Tische Gesellschaft zu leisten, wie sie schon oft zu thun gepflegt. Nach dem Essen, als die Masken durch die Straßen zu laufen anfingen, trat Caterina mit ihrer Gesellschaft ans Fenster zur Unterhaltung. Sie waren noch nicht lange dort gewesen, so kamen viele Masken vorüber; mit einer derselben kam auch Lattanzio im Gespräche auf einem Maulthiere reitend, aber nicht maskirt. Als er seine Geliebte am Fenster sah, machte er höflich mit dem Baret in der Hand sein Compliment. Als er vorüber war, sagte Caterina schnell: Gevatterin,

kennt ihr den jungen Mann, der dort im Gespräche mit der Maske vorbei geht?

Nein, antwortete die Gevatterin, aber warum fragt ihr mich?

Das will ich euch sagen, fügte diese hinzu; ich bin gewiß, ihr werdet mir glauben und bei euch geheim halten, was ich euch offenbare, da ihr sehen werdet, daß meine Lage es verlangt. Ihr müßt euch erinnern, daß ich mich vielfach bei euch im Stillen beklagt habe über die auffallende Lebensweise, welche mein Mann führt; es sind etwa sieben Jahre, seit ich in sein Haus gekommen bin, und mit Ausnahme des ersten Jahres, wo ich nicht darauf achtete, war er nie ohne eine Liebschaft, mit welcher er einen großen Theil seiner Einkünfte vergeudet. Jetzt ist er den ganzen Tag in der Straße San Rafaele bei Isabella (die ihr ja kennt); am letzten Weihnachten gab er ihr siebenunddreißig Ellen venezianischen schwarzbraunen Atlas zum Angebinde. Es ist darüber zwischen uns beiden mehrmals zu schärfen Reden gekommen, aber ich richtete nichts aus, sodaß ich nun oft sehr verstimmt bin, wenn ich das böse Leben bedenke, das er führt. Ich arme hätte einen Grafen von Languschi in Pavia heirathen können, aber meine Brüder wollten durchaus, daß ich diesem bösen Menschen zu Theil würde. Was er Gutes hat, ist, daß er mir große Freiheit läßt in der Kleidung und im Ausgehen, wohin ich will, in der Haushaltung und in den Ausgaben, worin ich gar nicht beschränkt bin. Dennoch ist er im Hause widerwärtig über alle Begriffe; man kocht nie eine Speise, die ihm recht ist, und nie will er doch in der Küche etwas anordnen. Er hat immer den und jenen bei sich zu Tische, und je mehr Leute da sind, um so mehr schreit und lärmt er und mißt bei Allem mir die Schuld bei, sodaß er, wie man zu sagen pflegt, ein Teufel im Haus und der Spott auf der Straße ist. Was mich aber am meisten drückt und das Herz beschwert, ist, daß der böse Mann keine drei Male

im Monat bei mir schläft, als wäre ich ein altes gelähmtes Mütterchen von sechszig Jahren, während ich noch nicht dreiundzwanzig zähle und doch noch frisch und zart bin; und bin ich auch nicht die Schönste in Mailand, so darf ich mich doch unter den andern sehen lassen, ja, wenn ich nur wollte, würde mir es nicht an Männern fehlen, die mir den Hof machten. Ich weiß wohl, wie viele und darunter die ersten Männer dieser Stadt mir geschmeichelt und mich mit Botschaften und Briefen angegangen haben, aber ich habe immer alle abgewiesen getreu dem Rathe meiner seligen Mutter, welche mir immer einschärfte, alle meine Liebe und alle meine Gedanken dem zuzuwenden, den ich zum Gatten nehmen würde, wie es die gute Frau gegenüber von meinem Vater gethan hatte; und fürwahr ich habe ihr immer gefolgt in der Hoffnung, mein Mann werde doch seinen schlimmen Lebenswandel auch einmal aufgeben. Aber es wird im Gegentheil immer schlimmer mit ihm, sodaß ich nunmehr beschlossen habe, für mich zu sorgen. Gott verzeih' mir's, denn ich kann nicht mehr so leben. Hätte ich ohne Mann leben wollen, so wäre ich Nonne geworden wie meine ältere Schwester, die im Kloster Santa Redegonda den Schleier genommen hat. Nun, liebe Gevatterin, ich habe euch diese kurze Auseinandersetzung gemacht, um von euch Beistand und Rath zu erhalten, in der festen Überzeugung, daß ihr Alles für mich thun werdet, wovon ihr wißt, daß ihr mir dadurch Freude und Nutzen verschaffen könnt.

Die Gevatterin erklärte sich gerne dazu bereit.

Ihr habt, fuhr nun Caterina fort, soeben den jungen Mann auf dem Maulthiere vorüberreiten sehen, von welchem ihr sagtet, ihr kennet ihn nicht; er scheint mir ein sehr zuverlässiger und artiger Mann. Er hat schon oft in diesem Carneval mit mir gesprochen und um meine Liebe geworben, ich habe ihm aber keine zustimmende Antwort gegeben. Allerdings habe ich seit einigen Tagen

ihm ein freundlicheres Geſicht gemacht, als gewöhnlich. Nunmehr habe ich in meinem Sinne beſchloſſen, daß er die Lücken meines Mannes ausfüllen ſoll, bei Tage wie bei Nacht, und zwar ſoll es ſo geheim und bequem wie möglich geſchehen. Da ich aber glaube, daß wir beide allein dieſe meine Wünſche nicht zu dem erſehnten Ziele werden führen können, glaube ich, es wird wohlgethan ſein, wenn ich mich meiner Alten entdecke, welche, wenn mein Mann übernacht nicht nach Hauſe kommt, in meinem Zimmer ſchläft, denn den jungen Mädchen würde ich mich nimmermehr anvertrauen. Was ſagt ihr dazu, meine theure Gevatterin?

In der That, Madonna, antwortete darauf die gute Frau Caterinen, ich habe euch immerdar ſehr bemitleidet, da ich euch ſo ſchön, jung und koſtbar und üppig erzogen weiß und daneben das ſchändliche Leben des Gevatters kenne. Was ihr mir geſagt habt, ſoll immer in mir begraben bleiben. Und wenn ihr beſchloſſen habt, nicht eure Jugend ganz zu verlieren, ſo thut ihr ſehr wohl daran. Ich wäre nun der Anſicht, daß ihr mich mit der Alten reden und ihre Geſinnung erforſchen laßt, um zu ſehen, wie ſie ſich dabei benimmt; und laßt nur die Sache mich ausführen, ich hoffe ſie zu einem guten Ziele zu bringen.

Es blieb bei dem Beſchluſſe, daß die Gevatterin mit der Alten reden ſolle, und wenn ſie ſie ihren Planen günſtig finde, ſolle man nicht zögern, Lattanzio in den Beſitz der ſo ſehr erſehnten Güter zu ſetzen, wozu bereits die Art und Weiſe vorgeſehen war, auf welche er jede Nacht, wo der Mann nicht zu Hauſe wäre, leicht ſich bei der Frau einfinden könnte. Es war ein Sackgäßchen an der Hinterſeite von Caterina's Hauſe, von welchem eine Thüre herausging, die in ein großes Zimmer im Erdgeſchoſſe führte, worin ein Paar alte nicht mehr gebrauchte Weinkufen ſtanden. Die Thüre war ſeit vielen Jahren nicht geöffnet worden und niemand kam unter

dieſe Weinkufen; ja, auch in das Gäßchen ſelbſt kam niemand und kein Menſch im Hauſe dachte daran, um ſo mehr als ein großes Faß davor ſtand, welches den Anblick der Thüre vollſtändig verdeckte. Die Liebe aber hat mehr Augen als Argus, und da die Frau einmal beſchloß, Lattanzio in das Haus einzuſchmuggeln, lieh ihr Amor eines ſeiner Augen, mit welchem ſie die Thüre entdeckte. Alles wohl überlegt glaubte ſie keinen ſichereren Weg zu finden, um ihre Begierden zu befriedigen. Die Gevatterin ſprach ſodann mit der Alten und fand ſie ganz geneigt zu Allem, was ihre Gebieterin wünſchte. Sie verabredete daher alles, was zu thun war, und Caterina ſuchte ſo lange, bis ihr ein Bund alter Schlüſſel in die Hände fiel, unter welchen die Alte, bald dieſen bald jenen probirend, endlich den fand, der die Thüre öffnete. Als dies geſchehen war und einſt am letzten Tage des Carnevals Caterina gegen Abend an der Thüre ſtand, kam Lattanzio zu Pferde und maskirt vorüber, näherte ſich ihr und wünſchte ihr höflich guten Abend. Die Frau nahm ihn freundlich auf, Lattanzio begann das gewöhnliche Geſpräch über ſeine Liebe, bat ihm Gelegenheit zu geben, ſie insgeheim ſprechen zu können, und nachdem ſie ſich ein Paar Male hatte bitten laſſen, konnte ſie nicht mehr länger ſich weigern, denn ſie hatte ebenſo große Luſt, heimlich bei Lattanzio zu ſein, als er, bei ihr.

Mein Lattanzio, ſagte ſie, ich will dir alles glauben, was du jetzt und ſo oft mir von der Liebe, die du für mich hegeſt, vorgeſprochen, und will mein Leben und meine Ehre in deine Hände geben. Habe nun Acht, daß du gut ſie in Obhut hältſt und für dich und mich in einer Weiſe ſorgſt, daß kein Nachtheil und noch weniger Schande daraus erwachſe. Du kennſt das Gäßchen hinter meinem Hauſe: dies wird dir Zutritt zu mir geſtatten, ſo oft mein Mann nicht zu Hauſe iſt. Und um keine Boten hin- und herſchicken zu müſſen, wird meine

Gevatterin in diesem Hause dort (sie zeigte ihm auf die Thüre), welche in meine Gesinnung vollständig eingeweiht ist, dich von Allem unterrichten. Wenn ich nicht irre, kommt mein Mann heute Abend weder zum Essen noch zum Schlafen nach Hause. Die Gevatterin ißt mit mir zu Nacht zwischen zwei und drei Uhr; um vier Uhr lasse ich mein ganzes Gesinde zu Bett gehen, die Gevatterin aber bleibt bei mir. Mit dem Schlage vier Uhr wird sie dich erwarten und du wirst von ihr erfahren, ob mein Mann nach Hause kommt oder nicht, und hiernach wirst du dich halten. Um eines aber bitte ich dich sehr, dich in dieser Sache so wenig als möglich deinen Dienern anzuvertrauen, damit nicht, wenn einer von dir fortkommt, wie dies ja oft geschieht, er Anlaß werde, daß wir in das Gerede der Leute kommen.

Als Lattanzio diese unerwarteten Äußerungen hörte und an dem Funkeln der Augen seiner Geliebten merkte, daß sie ganz von Liebe glühte, hielt er sich für den frohesten und glücklichsten Menschen von der Welt und war so voll Verwunderung und Wonne, daß er fast außer sich kam und nicht wußte, was er sagen sollte. Sobald er sich aber etwas gefaßt hatte, sagte er der Frau den größten Dank, versprach ihr, er werde ganz allein kommen, um die Gevatterin aufzusuchen, und vor allen seinen Dienern seinen Liebeshandel geheim halten. Sein Herz schwamm in einem Meere von Süßigkeit, er nahm Abschied und ging nach Hause. Am Abend aß er wenig, denn er war trunken von ungewohnter Freude, auch dachte er an die ihm bevorstehenden Anstrengungen. Mit dem Schlage vier Uhr ging er sodann ganz allein aus und geradeswegs zu der Gevatterin, welche ihn hinter der geöffneten Thüre erwartete. Er erfuhr von ihr, daß der Mann nicht zum Essen gekommen sei und auch diese Nacht nicht mehr heimkommen werde; es sei ein Bruder der Frau mit einem andern Edelmann dagewesen, den sie nicht kenne, alle seien aber bereits weggegangen.

Nachdem sie noch vieles Andere miteinander besprochen hatten, ging Lattanzio hinweg, trat in das Gäßchen und gab ein Zeichen, das ihm die Gevatterin gesagt hatte, worauf die Alte, welche am Platze stand, ganz sachte die Thüre nur so weit öffnete, daß er kaum hineinschlüpfen konnte, denn die Tonne verhinderte die vollständige Öffnung der Thüre. Sobald er eingetreten war, führte ihn die Alte ganz leise in das Zimmer der Frau. Den Willkomm, die Liebkosungen, die Umarmungen des neuen Liebespaars, die Freude und Lust, die sie, nachdem sie das Bette bestiegen, im Genusse ihrer Liebe fanden, dies alles zu erzählen würde mich allzu weit führen. Übrigens versicherte Caterina am folgenden Tage ihre Gevatterin heilig und theuer, sie habe in dieser Nacht weit mehr Freude gehabt, als in der ganzen Zeit, die sie mit ihrem Manne verlebt. Ehe noch der Tag graute, schlich Lattanzio müde aber überglücklich von dannen, nachdem er zum Abschied seiner Geliebten noch mehr als tausend Küsse gegeben hatte. Während er zur Thüre hinausging, gab er der guten Alten zehn Goldducaten und ermahnte sie, ihrer Herrin treu zu dienen, er werde es dann auch an nichts fehlen lassen. Die Alte hatte in ihrem Leben noch nie so viele im Besitz gehabt, dankte ihm daher aufrichtig und war höchlich befriedigt. Lattanzio legte sich, als er nach Hause kam, schlafen, denn er war die ganze Nacht nicht aus dem Sattel gekommen. Die Sache ging so ihren Gang fort und Lattanzio schlief das ganze Jahr hindurch noch oft bei seiner Geliebten, wobei sie sich die besten Stunden machten. Indessen bekam die Gevatterin viele Ducaten von Lattanzio, welcher ihr auch versprach, sobald ihr Knabe so weit heranwüchse, ihn zum Edelknaben anzunehmen. Die beiden Liebenden genossen also einander und, wie gesagt, dauerte der Handel ungefähr ein Jahr, sodaß ihr Verkehr, der am Carneval begonnen hatte, bis zum nächsten Carneval fortging; da fiel es Caterina's Gatten, ich weiß nicht weshalb, plötzlich ein, wenn er

so selten bei seiner Frau schlafe, könnte sie einen andern an seiner Statt annehmen, um seinen Garten zu bestellen und zu begießen, mehr als ihm lieb wäre. Er gerieth daher in Eifersucht, ohne zu wissen weshalb, er fing an, mehr zu Hause zu bleiben, als bisher, besonders bei Nacht; das war den Liebenden höchst ungelegen. Als aber endlich die Fastenzeit eintrat, beschloß der Gatte wo möglich die Beichte seiner Frau zu hören. Mit dieser Grille ging er nach Sant Angelo, den Bruder aufzusuchen, bei dem, wie er wußte, Caterina zu beichten gewohnt war; er fing an, Verschiedenes mit ihm zu plaudern, um sein Vertrauen zu gewinnen, und brachte es dahin, als der Mönch einmal angebissen hatte, daß er sich von dem Gerede des Mannes so weit einnehmen und verlocken ließ, daß er ihm versprach, ihn neben sich im Beichtstuhle zu behalten, wenn er die Beichte seiner Frau höre. Als dies besorgt war und der Eifersüchtige dem Mönche viel Geld gegeben hatte, das er in den Mantel nahm, um es nicht mit der Hand zu berühren, erwartete er den Tag, wo die Frau hinginge um zu beichten. Die Frau war gewohnt, immer einen Tag früher hinzuschicken, um ihren geistlichen Vater zu benachrichtigen. Da der Eifersüchtige dies wußte, unterrichtete er genau den Bruder, worüber er sie zu befragen habe. Als der bezeichnete Tag kam, stieg die Frau nach Tisch in den Wagen und ging nach Sant Angelo, wohin ihr ihr Gatte bereits vorangegangen war. Sobald die Frau ankam, ließ sie ihren Vater rufen und trat in eines der Stübchen, welche zum Beichten bereit stehen. Auf der andern Seite nahmen der gottlose Klosterbruder und der verrückte Eifersüchtige, der suchte, was er nicht gerne fand, die Gelegenheit wahr, ohne von jemand gesehen zu werden, einzutreten in den Beichtstuhl. Die Beichte begann und als es auf das Kapitel der Sünden der Wollust kam, beichtete die Frau die Sünde, die sie mit ihrem Liebhaber trieb.

Wehe, meine Tochter, sagte der verruchte Bruder, habe ich dich nicht voriges Jahr scharf getadelt, und du sagtest mir, du wolltest es nicht mehr thun? Hältst du so dein Versprechen?

Vater, sagte die Frau, ich wußte und vermochte nicht anders zu handeln. An alle dem ist das schlechte Leben meines Mannes schuld; ihr wißt ja, wie er mich behandelt, ich habe es euch früher ausführlich erzählt. Ich bin ein Weib von Fleisch und Bein, wie die andern, ich sehe, daß mein Mann sich nie um mich bekümmert hat, da habe ich mich selbst versorgt, so gut ich konnte. Wenigstens treibe ich doch meine Sache geheim, während die Sünde meines Mannes das Gespräch der ganzen Stadt ist, und nicht nur ins Ohr sagt man sich davon, sondern es ist keine Bartstube und kein öffentlicher Ort, wo man nicht ein Liedchen drüber sänge. So geht es nicht bei mir, sondern jedermann hat mit mir Mitleid und es heißt, er verdiene ein so gutes Weib, wie mich, gar nicht. Ich habe es gegen sieben Jahre ertragen in der Hoffnung, er werde sich bessern und von fremden Weibern lassen, aber es wird nur immer schlimmer. Mir thut es leid, daß ich das thue, was ich thue, und ich weiß, daß ich unsern Herrgott beleidige, aber ich kann nicht anders.

Meine Tochter, antwortete der Bruder, das darf nicht sein und diese Ausreden gelten nichts. Du darfst nicht Böses thun, weil ein anderer es thut, sondern deine Pflicht ist, Alles geduldig zu ertragen und zu erwarten, bis Gott das Herz deines Mannes rührt; vielleicht thut auch dein Mann nicht all das Böse, was du sagst. Aber wer ist denn dein Liebhaber?

Es ist ein junger Edelmann, mein Vater, antwortete die Frau, der mich mehr, als sein Leben, liebt.

Ich frage, antwortete der Mönch, wie er heißt.

Als die Frau dies hörte und schon aus Predigten wußte, daß in der Beichte die Namen derer nicht genannt

werden dürfen, mit welchen die Sünde begangen wird, um ihrem Namen nicht zu schaden, sagte sie etwas verwundert: Ha, Vater, wornach fragt ihr mich? Dies kann ich euch nicht sagen. Es ist genug, wenn ich meine Sünden bekenne ohne die meines Genossen.

Sie wechselten noch viele Worte; da aber die junge Frau nicht versprechen wollte von dem Geliebten zu lassen, wollte der Bruder sie auch nicht absolviren. Sie erhob sich daher aus dem Beichtstuhle, trat in die Kirche, wo sie ihre Gebete sprach, und war dann im Begriffe in den Wagen zu steigen. Ihr thörichter Mann verließ das Herz voll Verrath und Mismuth gleichfalls die Beichtkammer und ging durch die Klosterthüre geradeswegs nach dem Wagen seiner Frau, welche, als sie ihn kommen sah, auf ihn wartete. Sobald er in ihre Nähe kam, zückte er einen Dolch, den er an der Seite führte, und rief: Ha, schamlose Buhlerin!

Und stach ihr den Dolch in die Brust, daß sie plötzlich todt zur Erde sank. Es erhob sich ein großer Lärm und viele Leute versammelten sich daselbst. Er entwich aber ich weiß nicht wohin und flüchtete sich nach wenigen Tagen auf venezianisches Gebiet, wo er versuchte, sich mit den Verwandten seiner Frau auszusöhnen, die ihn aber, als er bald darnach auf die Jagd gegangen war, in Stücke hauen ließen. — Dies waren die Folgen der ungehörigen Neugierde des Mannes, welcher auf unpassenden Wegen zu erfahren trachtete, was er nicht hätte wissen sollen, und dieses Ziel erreichte die Verruchtheit des pflichtvergessenen Mönchs, welcher nach der Versicherung von einem, der es wissen konnte, im Frieden entlassen wurde, vor welchem Frieden uns aber alle Gott gnädiglich bewahren möge.

74. Frauentreue: Männertugend.

(I, 15.)

In meiner Vaterſtadt Venedig, die neben ihren Schätzen beſonders reich iſt an ſchönen holden Frauen, wie nur irgend eine Stadt in Italien, lebten zu der Zeit, wo der weiſe Fürſt Francesco Foscari die Herrſchaft darüber führte, zwei junge Edelleute, deren einer Girolamo Bembo, der andere Anſelmo Barbadico genannt wurde. Zwiſchen beiden beſtand, wie das oft zu geſchehen pflegt, die tödtlichſte Feindſchaft und ein ſo heftiger bitterer Haß, daß ſie nicht müde wurden, einander durch geheime Ränke zu ſchaden und auf alle ihnen mögliche Weiſe Schmach anzuthun. Sie ließen Hader und Zwietracht ſo weit unter ſich aufkommen, daß es beinahe unmöglich ſchien, ſie jemals wieder zu vereinigen. Da geſchah es, daß beide zu einer und derſelben Zeit Weiber nahmen, und der Zufall wollte, daß ihre beiderſeitige Wahl zwei ſehr ſchöne und liebliche edle Jungfrauen traf, welche von der gleichen Amme ernährt und aufgezogen waren und ſich ſo ſchweſterlich liebten, als wären ſie aus Einem Leibe hervorgegangen. Die Gattin Anſelmo's, welche Iſotta hieß, war die Tochter von Meſſer Marco Gradenigo, einem Manne von größtem Anſehen in unſerer Stadt, der zu den Procuratoren von Sanct Marcus gehörte, deren Zahl damals noch nicht ſo groß war, wie heutzutage, weil nur die weiſeſten und beſten Bürger zu einer ſo edeln und angeſehenen Würde gewählt wurden und keiner durch Ehrgeiz oder Geld dazu gelangte. Luzia hieß die andere. Sie hatte zum Gatten den andern der beiden Edelleute genommen, von welchen ich bereits geſprochen habe, mit Namen Girolamo Bembo. Sie war die Tochter des Ritters Meſſer Gian Francesco Valerio *), eines gelehrten Mannes,

*) C. v. Bülow: Tochter Meſſere Gian Francesco Valerio Cavalieres.

welcher ſchon mehrere Geſandtſchaften im Auftrag ſeiner Vaterſtadt beſorgt hatte und in jenen Tagen von Rom zurückgekehrt war, wo er zur höchlichen Zufriedenheit der ganzen Stadt beim heiligen Vater das Amt eines Botſchafters verwaltet hatte. Als nun die beiden jungen Frauen verheirathet waren und die zwiſchen ihren Gatten obwaltende Feindſchaft wahrnahmen, empfanden ſie dies mit großer Betrübniß und Verdroſſenheit, denn ſie erachteten es für einen unerträglichen Zwang, nicht länger ihr freundſchaftliches Verhältniß fortſetzen zu dürfen, an das ſie ſeit ihren zarteſten Jahren gewöhnt waren. Klug und verſtändig aber, wie ſie waren, beſchloſſen ſie doch, um des Hausfriedens willen auf gewohnte innige Vertraulichkeit äußerlich zu verzichten und ſich nur an gelegenen Orten und zu ſchicklichen Zeiten den Umgang zu geſtatten. Das Glück war ihnen hierin inſofern günſtig genug, als ihre beiden Paläſte dicht neben einander lagen und die dazu gehörigen kleinen Gärten hinter denſelben nur durch einen dünnen Zaun von einander geſchieden waren, ſodaß ſie ſich täglich ſehen und häufig ſprechen konnten. Überdies unterhielt die Dienerſchaft des einen Hauſes hinter dem Rücken ihrer Herren ganz freundlichen Verkehr mit der des andern. Den beiden Kamerädinnen machte dies das größte Vergnügen; denn ſobald ihre Männer ausgingen, konnten ſie mit beſter Muße im Garten lange ſich mit einander unterhalten, und ſie thaten dies ſehr oft. Unter ſolchen Verhältniſſen vergingen etwa drei Jahre, ohne daß eine von ihnen ſchwanger geworden wäre. Mittlerweile hatte der Anblick der reizenden Schönheit Madonna Luzia's in Anſelmo eine ſolche Leidenſchaft entzündet, daß er ſich keinen Tag beruhigen zu können meinte, bevor er nicht eine lange Weile mit ihr geliebäugelt hätte. Ihr Scharfſinn und ihre Schlauheit verſahen ſich auch deſſen alſobald, und da ſie ihm weder Liebe, noch auch völlige Unbekümmertheit zeigte, hielt ſie ihn in Ungewißheit zwi-

schen Furcht und Hoffen, um besser erspähen zu können, worauf seine verliebten Blicke abzielen. Doch that sie mehr, als ob sie ihn gern sähe, als umgekehrt. Auf der andern Seite hatte das sittsame Wesen, das kluge Betragen und die anmuthvolle Schönheit Madonna Isotta's Messer Girolamo so wohl gefallen, wie eine Geliebte nur jemals einem Liebenden. Er wußte nicht ohne ihren holden Anblick zu leben, und es war Isotta, die mit ihrem gescheiten Auge sehr klar sah, sehr leicht, diese unerwartete Liebe zu bemerken. Sie war aber sehr keusch und ehrbar und liebte ihren Gatten im höchsten Grade, und machte daher Girolamon ein ebenso freundliches oder nicht freundliches Gesicht, wie im Allgemeinen jedem Bürger oder Fremden, der sie ansah, und pflegte sich zu stellen, als kenne sie ihn gar nicht. Seine Leidenschaft entflammte sich aber mehr und mehr und er verlor ganz die Freiheit, wie einer, dem der Pfeil der Liebe das Herz getroffen hat, und konnte auf nichts anderes seine Gedanken wenden, als auf sie. Die zwei Freundinnen waren gewohnt täglich zur Messe zu gehen, und zwar meist nach der Kirche San Fantino, weil diejenigen, welche später aufstunden, dort bis Mittag immer eine Messe fanden. Sie hielten sich dann jeder Zeit in einer kleinen Entfernung von einander, und ihre beiden Liebhaber fanden sich fortwährend auch ein und gingen der eine da, der andere dort umher, sodaß sie beide für eifersüchtige Ehemänner verrufen wurden, da man sie so hinter ihren Frauen herkommen sah, während doch beide nur bemüht waren, einander auf die Festung Hornberg zu bringen. Es begab sich nun, daß die beiden getreuen Milchschwestern, von denen bis jetzt noch keine das Geheimniß der andern ahnte, sich vornahmen, einander diese ihre Eroberungen mitzutheilen, damit dieselben nicht etwa im Verlaufe der Zeit dem zwischen ihnen bestehenden guten Vernehmen eine Störung bereiten. Dieser beiderseitige Beschluß führte sie eines Tages, als ihre Män-

ner beide ausgegangen waren, an der gewohnten Stelle an dem Gartenzaun zusammen. Als sie sich trafen, lachten sie einander zu gleicher Zeit ins Gesicht, und nach den gewohnten freundlichen Begrüßungen nahm Madonna Luzia folgendermaßen zuerst das Wort: Meine liebe Schwester Isotta, du weißt noch gar nicht, daß ich dir eine allerliebste Geschichte von deinem Herrn Gemahl zu hinterbringen habe.

Und ich, fiel Madonna Isotta sogleich ein, habe dir ein Abenteuer von dem deinigen zu erzählen, das dich in nicht geringes Erstaunen, wo nicht gar in gewaltigen Zorn versetzen wird.

Was ist es denn?

Was ist es denn? sprach eine zu der andern. Und am Ende erzählte jede, was ihr Gatte im Schilde führt. Obgleich voll Unwillens gegen ihre Gatten mußten sie doch hierüber sehr lachen. Sie waren freilich der Meinung (und mit vollem Recht), sie seien vollkommen hinreichend und passend, um die Wünsche ihrer Männer zu befriedigen; daher fingen sie an, diese zu schmähen, und behaupteten, sie verdienten es, daß ihnen Hörner wachsen, wenn sie ebenso unehrbare Frauen wären, als sie unvorsichtige und pflichtvergessene Männer. Nachdem sie nun hierüber viel hin und her geredet hatten, beschlossen sie unter sich, es sei das Gerathenste, gemeinschaftlich zuzuwarten, wie ihre Männer ihre Absichten weiter verfolgen werden. Sobald sie dann unter sich verabredet hatten, wie es wohl am passendsten wäre, sich zu verhalten, auch wie sie sich täglich über alles Vorfallende in Kenntniß setzen wollen, ließen sie es ihre erste Sorge sein, ihre Liebhaber mit schmachtenden und verliebten Blicken enger in ihr Garn zu locken und mit falschen Hoffnungen auf ihre Gunst zu erfüllen. Sie gingen daher aus den Gärten hinweg, und wenn sie in San Fantino oder in Venedig selbst zufällig einen erblickten, schlugen sie mit lächelnder Miene, lustig und keck ihren

Schleier beiſeite. Als nun die zwei Liebenden ſahen, welche freundlichen Geſichter ihnen ihre Geliebten machten, meinten ſie, da kein Mittel ſei, mit ihnen zu reden, müßten ſie zu Briefen ihre Zuflucht nehmen. Sie ſuchten daher gewiſſe Botinnen, an denen unſere Stadt immer ſehr großen Überfluß hat, und jeder ſchrieb der ſeinigen einen Liebesbrief des Inhalts, daß jeder aufs Höchſte wünſche, zu geheimer Unterredung ſich mit der Seinen zuſammen zu finden. Nach wenigen Tagen, faſt gleichzeitig, ſchickten ſie die Briefe ab. Die verſchlagenen Frauen nahmen die Briefe an, erwieſen ſich aber anfangs gegen die Kupplerinnen etwas ſpröde; nach gegenſeitiger Übereinkunft jedoch ertheilten ſie ihnen eine Antwort, welche mehr Hoffnung, als das Gegentheil enthielt. Sie hatten einander die Briefe, ſobald ſie eingelaufen waren, gezeigt und viel darüber gelacht. Sie dachten, ihr Plan gelinge ihnen vortrefflich; jede behielt den Brief ihres Gatten für ſich und ſie verabredeten, ohne daß eine der andern zu nahe trete, durch eine köſtliche Liſt ihre Männer zu verführen. Und hört nun, auf welche Weiſe! Sie beſchloſſen nämlich, ſich erſt gehörig von ihnen bitten zu laſſen und ihnen ſodann zu wiſſen zu thun, ſie ſeien bereit, ihre Wünſche zu befriedigen, ſo oft die Sache auf geheime Weiſe geſchehen könne, ohne daß es jemand wiſſe, und ſo oft er ſich getraue um eine Zeit, wo ihr Mann ausgegangen ſei, in ihr Haus zu kommen, natürlich nur bei Nacht, da bei Tag, ohne Gefahr der Entdeckung, dies nicht möglich wäre. Dagegen hatten die ſcharfſichtigen und geſcheiten Frauen mit ihren Dienerinnen, welche vollſtändig ins Vertrauen gezogen waren, die Abrede getroffen, durch den Garten eine in der andern Haus zu kommen und daſelbſt, in die Schlafzimmer verſchloſſen, ohne Licht ihre Gatten zu erwarten, ſich aber unter keiner Bedingung ſehen zu laſſen oder zu erkennen zu geben. Nachdem dieſe Abrede getroffen und feſtgeſetzt war, ließ Ma-

donna Luzia zuerſt ihrem Geliebten ſagen, er ſolle in der nächſten Nacht um vier Uhr durch die Hausthüre nach dem Kai, die er offen treffen werde, ins Haus treten; dort werde eine Dienerin bereit ſtehen, um ihn in ihr Zimmer zu führen, da Meſſer Girolamo am Abend in der Barke nach Padua abfahren werde; ſollte indeß dieſe Reiſe nicht zu Stande kommen, ſo wolle ſie ihn davon in Kenntniß ſetzen. Das Gleiche ließ Madonna Iſotta Meſſere Girolamo ſagen und beſtimmte ihn als Zeit fünf Uhr, weil er alsdann bequem eintreten könne, indem Meſſer Anſelmo heute Abend mit ein Paar Freunden ſpeiſe und in Murano übernachte. Die beiden Verliebten ſahen ſich auf dieſe Nachrichten für die beglückteſten Menſchen an, als dürften ſie die Sarazenen aus Jeruſalem jagen oder dem Großtürken das Kaiſerthum von Conſtantinopel entreißen und den Helm ihres Feindes mit einem beſondern Schmucke krönen. Sie wußten ſich vor übergroßer Wonne gar nicht zu laſſen und vor Sehnſucht nach der Nacht ſchien ihnen jede Stunde des Tages eine Ewigkeit. Als der von Allen ſo erſehnte Abend endlich genaht war, überredeten die vergnügten Ehemänner ihre Frauen, oder glaubten wenigſtens ſie überredet zu haben, wichtige Angelegenheiten verhindern ſie, dieſe Nacht im Hauſe zuzubringen. Die ſchlauen Frauen, welche ihr Schifflein gut im Gange ſahen, thaten, als glauben ſie Alles. Die jungen Männer nahmen jeder ſeine Barke, oder, wie es bei uns heißt, Gondel, fuhren, nachdem ſie in einem Gaſthauſe zu Nacht geſpeiſt, in den Kanälen der Stadt ſpazieren, und erwarteten die feſtgeſetzte Stunde. Um drei Uhr kamen die Frauen im Garten zuſammen und begaben ſich, nachdem ſie viel geſcherzt und gelacht hatten, eine jede in der andern Haus, wo ſie von den Dienerinnen in das Schlafgemach geführt wurden. Dort nahm jede bei brennendem Lichte das ganze Zimmer, ſeine Lage und was darin war, genau in Augenſchein und prägte ſich

aufs Sorgfältigste alles Merkwürdige ins Gedächtniß. Darauf aber löschten sie das Licht aus und sahen mit Zittern und Zagen der Ankunft ihrer Männer entgegen. Punkt vier Uhr stand Madonna Luzia's Dienerin an der Thür und erwartete die Ankunft Messer Anselmo's. Er war nicht säumig, zu kommen, und ward von der Dienerin froh hineingeführt, an die Schlafkammer geleitet, hineingebracht und an das Bette gestellt. Hier war Alles dunkel, wie in einem Wolfsrachen, und daher war keine Gefahr, daß er seine Gattin erkenne. Die beiden Frauen waren überdies an Größe und Sprache sich so ähnlich, daß man sie in dieser Dunkelheit nur äußerst schwer unterscheiden konnte. Der gute Anselmo entkleidete sich und wurde von der Frau liebevoll empfangen. In der Meinung, Girolamo's Gattin zu umarmen, nahm er aber seine eigene Frau in die Arme, küßte sie tausend mal auf das Zärtlichste und wurde eben so oft von ihr hold wieder geküßt. Sodann machte er sich an den Genuß der Liebe und sie spielten mehrere Partieen im Minnespiel, wobei immer die Frau verlor, zu Anselmo's großem Vergnügen. Girolamo erschien ebenso um die fünfte Nachtstunde, wurde von der Zofe in die Schlafkammer geführt und schlief bei seiner eigenen Gattin, zu viel größerer Befriedigung seiner, als seiner Frau. Die beiden jungen Männer, in der Meinung ihre Geliebten im Arme zu haben, thaten auch, um als frische und rüstige Ritter zu erscheinen, viel besser ihre Schuldigkeit, als gewöhnlich, und wohnten ihren Frauen mit so herzlicher Neigung und Liebe bei, daß nach dem Willen des Höchsten, wie die Geburt seiner Zeit erwies, die Frauen jede ein sehr schönes Knäblein empfingen, worüber sie, da sie bisher noch keine Kinder gehabt, beide sehr vergnügt und glücklich waren. Der geheime Umgang währte eine geraume Zeit, und es verging selten eine Woche, wo sie nicht eine Nacht zusammen gekommen wären. Dessen ungeachtet erkannten die Betrogenen ihre Täuschung nicht

und schöpften nicht den mindesten Verdacht und konnten auch um so weniger Argwohn schöpfen, als nie ein Licht in die Schlafkammer gebracht wurde und die Frauen bei Tag jede Zusammenkunft verweigerten. Ihre Schwangerschaft schritt mittlerweile bedeutend vor, und die Männer empfanden ungemeines Ergötzen daran, indem sie vollkommen überzeugt waren, jeder dem andern den Hörnerschmuck auf den Helm gesteckt zu haben. Und doch hatten sie nur ihren eigenen, nicht den fremden Acker gepflügt und ihre rechtmäßige Besitzung begossen. Als sich nun die treuen schönen Freundinnen in diesem verwirrten Liebeshandel schwanger geworden sahen, was ihnen früher noch nie begegnet war, fingen sie an, unter sich zu überlegen, auf welche Art und Weise sie sich von diesem Unternehmen losmachen könnten, besorgend, es möchte irgend ein Ärgerniß entstehen, welches Veranlassung werden könnte, die Feindschaft zwischen ihren Männern noch zu vergrößern. Während sie so dachten, ereignete sich etwas, was ihnen aus der Verlegenheit half, und den Verkehr abbrach, wenn auch nicht auf eine Art, wie sie es wünschten. An demselben Strome oder Kanale, nicht weit von ihren Häusern, wohnte nämlich eine sehr schöne artige junge Frau, die noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, kurz zuvor Witwe geworden war durch den Tod ihres Gatten Messer Niccolo Delfino, die Tochter Messer Giovanni Moro's; sie hieß Gismonda. Dieselbe besaß außer ihrer väterlichen, auf mehr als zehn tausend Zechinen sich belaufenden Mitgift eine schöne Summe Geldes, viele Edelgesteine, Silbergeräthe und andere Kostbarkeiten, die ihr ihr Mann als Morgengabe zum Geschenk gemacht hatte. Aloise Foscari, der Neffe des Herzogs, hatte sich heftig in sie verliebt und gab sich alle Mühe, ihre Hand zu erwerben. Er liebäugelte ihr daher den ganzen Tag, und betrieb das Unternehmen durch fortwährende Botschaften und Freiwerbungen so ernstlich, daß sie sich dazu verstand, in

einer Nacht an einem Fenſter ihres Hauſes, das auf ein kleines Gäßchen ſah, ihn anhören zu wollen. Aloiſe äußerſt erfreut über eine ſo erſehnte Nachricht, ging, als die Nacht kam, gegen fünf oder ſechs Uhr mit einer Strickleiter (denn das Fenſter war ſehr hoch) ganz allein dahin. Dort angelangt machte er das aufgegebene Zeichen und erwartete nach der Verabredung, bis ſeine Geliebte den Bindfaden herabließ, um die Leiter emporzuziehen, was auch in Kurzem geſchah. Nachdem er die Leiter an dem Bindfaden feſtgeknüpft hatte, ſah er ſie in Kurzem emporziehen. Sobald Gismonda die Spitze der Leiter in der Hand hatte, befeſtigte ſie ſie irgendwo und machte dann dem Liebhaber ein Zeichen, empor zu ſteigen. Von der Liebe kühn gemacht, ſtieg er keck die Stufen hinan und hatte faſt ſchon das Fenſter erreicht, als er, aus übermäßiger Begierde, hineinzuſpringen und die Geliebte zu umarmen, oder aus was immer für einem Grunde rückwärts hinunterfiel. Zwei oder drei mal verſuchte er, ſich wieder an der Leiter anzuklammern, aber es gelang ihm nicht. Doch half es ihm ſo viel, daß er die Gewalt des Falles brach und nicht ſo heftig auf das Backſteinpflaſter ſtürzte; wäre dies geſchehen, ſo wäre er ohne allen Anſtand des Todes geweſen. Nichts deſto weniger ſtürzte er mit ſolcher Heftigkeit herab, daß es ihm faſt alle Glieder zerſchlug und eine tiefe Wunde im Kopfe beibrachte. Hielt ſich nun gleich der unglückliche Liebhaber in Folge dieſes elenden Falles für eine Beute des Todes, ſo blieb doch ſeine heiße und echte Liebe für die junge Witwe ſtärker und mächtiger in ihm, als der übergroße Schmerz von der heftigen Erſchütterung und die Ermattung ſeines faſt ganz lahmen zerſchlagenen Körpers. Er raffte ſich daher auf, ſo gut es möglich war, hielt ſich den Kopf ſchnell mit beiden Händen feſt, um das Blut nicht hier ausſtrömen zu laſſen, wo es ſeine Geliebte hätte verdächtigen können, und ſchleppte ſich bis auf den Steinweg vor den Häu-

ſern der früher genannten Feinde Anſelmo und Girolamo. Mit größter Anſtrengung ſeiner Kräfte war er ſo weit gekommen; nun aber vermochte er nicht mehr weiter zu gehen; von unſäglichem Schmerz gepackt, konnte er nicht mehr, er ſank ohnmächtig wie todt zu Boden, das Blut ſtürzte aus der Wunde am Kopf, und er lag ausgeſtreckt auf der Erde, ſodaß, wer ihn geſehen hätte, ihn ganz und gar für todt hätte annehmen müſſen. Madonna Gismonda äußerſt betrübt über dieſen ſchweren Unglücksfall und ſehr fürchtend, der arme Liebhaber möchte den Hals gebrochen haben, tröſtete ſich wieder einigermaßen, als ſie ihn weggehen ſah, und zog die Leiter in ihr Zimmer herauf. Doch kehren wir zu dem unſeligen Liebhaber zurück! Kaum war er halb todt und ohnmächtig niedergeſunken, als einer der bei Nacht wachehabenden Hauptleute mit ſeinen Häſchern herankam, ihn liegen ſah, für Aloiſe Foscari erkannte und als einen Todten in die nächſte Kirche ſchaffen hieß, was ſogleich geſchah. In Betracht des Orts aber, wo er ihn gefunden hatte, vermuthete er, Girolamo Bembo oder Anſelmo Barbadigo, vor deren Häuſern der Mord begangen zu ſein ſchien, ſeien die Thäter. Er glaubte dies um ſo mehr, weil er ein leiſes Geräuſch von Fußtritten an einer von ihren Thüren gehört zu haben meinte. Er theilte daher ſeine Begleitung, ſchickte einen Theil rechts, den andern links, und bemühte ſich, ſo gut als möglich die Häuſer zu umſtellen. Der Zufall wollte, daß er wegen der Fahrläſſigkeit der Mägde beide Hausthüren offen fand. Es waren nämlich in jener Nacht die beiden Verliebten wieder jeder in das Haus des andern gegangen, um bei ihren Frauen zu ſchlafen. Die Frauen, aber, als ſie das Trappen und den Lärm der Schergen im Hauſe hörten, ſprangen plötzlich aus dem Bette, nahmen ihre Kleider auf den Rücken und ſchlichen durch den Garten, von niemand geſehen, in ihre Häuſer, wo ſie zitternd abwarteten, was hieraus werden ſolle. Giro-

lamo und Anſelmo wußten nicht, was der Lärm bedeute, und während ſie in der Dunkelheit ſich beeilten, ſich anzukleiden, wurden ſie von den Häſchern der Nachtwache verhaftet, und fielen ſo Girolamo in Anſelmo's, Anſelmo in Girolamo's Schlafzimmer in die Hände der Gerechtigkeit. Der Hauptmann und die Häſcher verwunderten ſich darüber nicht wenig, da alle die zwiſchen beiden herrſchende Feindſchaft wohl kannten. Als man aber viele Lichter anzündete und die beiden Edelleute aus dem Hauſe führte, war ihr eigenes Erſtaunen noch viel größer, als ſie ſahen, wie einer in des andern Hauſe faſt nackt feſtgenommen war. Bei dieſem Erſtaunen wuchs auch ihr Unwille gar ſehr, wie jeder ſich bei ſich einbilden und vorſtellen mag. Über alle Begriffe aber waren ſie erbittert auf ihre ſo unſchuldigen Frauen und einander ſelbſt warfen ſie ſich die grimmigſten Blicke zu. Sie wurden nun weggeführt und ſtießen bereits den Kopf an die Kerkerwand, noch ehe ſie die Urſache ihrer Gefangenſchaft erfuhren. Als ſie hernach erfuhren, daß ſie als Mörder Aloiſe Foscari's eingeſetzt ſeien, waren ſie, obgleich weder Mörder noch Diebe, darüber ſehr betrübt, daß nun, wie ſie wohl ſahen, ganz Venedig erfahren werde, daß ſie, deren Todfeindſchaft ſo ziemlich allbekannt war, in einem Punkte Genoſſen geworden waren, wo eine Genoſſenſchaft überall nicht hätte eintreten ſollen. Und obgleich ſie es nicht über ſich gewannen, mit einander zu ſprechen, da ſie ſich aufs Tödtlichſte haßten, ſo waren doch beider Gedanken auf denſelben Punkt gerichtet. Am Ende aber ſiegte die Fülle des bitterſten Grolls gegen ihre Weiber und die Dunkelheit des Orts, wo kein Lichtſtrahl eindringen konnte, was ihnen zum guten Theil ihre Verlegenheit nahm, und ſie kamen, ich weiß ſelbſt nicht wie, in ein Geſpräch mit einander und gaben ſich mit erſchrecklichen Eiden das Wort, ſich die Wahrheit zu offenbaren, wie es komme, daß ſie beide einer in des andern Schlafkammer ſeien gefangen ge-

nommen worden, worauf denn jeder freimüthig erzählte, wie er es angefangen habe, um in den Besitz der Gattin seines Nachbars zu gelangen. Sie offenbarten sich in dieser Beziehung Alles mit den kleinsten Umständen. Sonach, mußten sie ihre Frauen für zwei der schamlosesten Buhlerinnen in Venedig halten und diesen zum Trotz vergaßen sie ihre alte eingewurzelte Feindschaft, söhnten sich mit einander aus und wurden Freunde. Sie meinten die Blicke der Menschen nun nicht mehr ertragen zu können und mit verhüllter Stirn durch die Stadt gehen zu müssen; das verstimmte sie denn dermaßen daß sie den Tod dem Leben weit vorgezogen hätten. Da ihren empfindlichen Kummer auch nicht der mindeste Trostgrund linderte, und sie gar keinen Ersatz dafür wußten, ergaben sie sich beiderseits einer unbegrenzten Verzweiflung, bis sie endlich den einzigen Weg gefunden zu haben meinten, auf Einen Schlag von allem Kummer, aller Schmach und dem Leben selbst befreit zu werden. Sie beschlossen nämlich durch eine Fabel, die sie ersannen, sich als Aloise Foscari's Mörder anzugeben. Nach verschiedenem Hin- und Herreden bestärkten sie sich immer mehr in einen so grausamen sträflichen Vorsatz, sie billigten ihn jeden Augenblick mehr und erwarteten sehnlich, von dem Gerichte verhört zu werden. Wie gesagt, war der Foscari alsbald in eine Kirche gebracht und dort dem Kapellan angelegentlich empfohlen worden. Der geistliche Herr ließ ihn mitten in der Kirche niederlegen, zündete zu beiden Seiten desselben zwei kleine Wachslichter an und gedachte, als die Scharwache sich wieder entfernt hatte, zu mehrer Bequemlichkeit selbst noch einmal sein wol noch nicht kalt gewordenes Bett zu besteigen und vollends auszuschlafen. Da es ihm aber schien, daß die schon ziemlich weit herunter gebrannten Lichtstümpfchen nicht mehr über zwei oder drei Stunden brennen würden, nahm er zwei große und stellte sie statt der halbverbrannten auf, damit, wenn ein Verwandter

des Todten oder sonst jemand käme, ihm keine Vernachläſſigung Schuld gegeben werden könnte. Indem er nun weggehen wollte, nahm er wahr, daß der Leichnam sich zu bewegen anfing; ja, wenn er ihm fest ins Gesicht schaute, war es ihm, als öffne er ein wenig die Augen. Der Mann Gottes entsetzte sich darob höchlich und hätte beinahe laut aufschreiend die Flucht genommen. Indessen faßte er doch Muth, trat zu dem Körper heran, legte ihm die Hand auf die Brust und fühlte das Klopfen des Herzens, woraus er sich überzeugte, daß noch Leben in ihm sei, wiewol der übergroße Blutverlust es aufs Äußerste geschwächt haben müsse. Er rief seinen Collegen, der schon zu Bette gegangen war, zurück, trug mit dessen und eines Altarknaben Hilfe, so schonend er konnte, den Foscaro in sein eigenes an die Kirche stoßendes Wohnzimmer und ließ sodann einen in der Nähe wohnenden Wundarzt kommen, damit dieser die Kopfwunde sorgfältig untersuche. Der Chirurg nahm den Schaden in genauen und gründlichen Augenschein, reinigte ihn, so gut er konnte, von dem geronnenen Blute und erkannte bald, daß er nicht tödtlich war. Er wandte daher Öle und andere köstliche Salben so geschickt an, daß Aloise fast ganz wieder zur Besinnung kam. Er rieb sodann den ganzen verwundeten Körper mit einem stärkenden Balsam ein und überließ ihn nun der Ruhe. Der geistliche Herr schlief darauf noch ein Stückchen, bis der Tag anbrach, und eilte dann mit der guten Nachricht, daß Foscaro lebe, zu dem Hauptmann, welcher ihn demselben zur Obhut anvertraut hatte, hörte aber, er sei in den Sanct Marcuspalast gegangen, um mit dem Fürsten zu reden. Er ging deshalb auch dorthin, wurde vorgelassen und erfreute den Herzog sehr durch die Gewißheit von dem Leben seines Neffen, nachdem kaum eben der Hauptmann ihn durch die Nachricht von seinem Tode sehr betrübt hatte. Der Fürst befahl einem der hohen Gerichtsbeamten mit zwei be-

rühmten Wundärzten in Begleitung dessen, der die Cur seines Neffen schon begonnen hatte, zur schicklichen Stunde zu dem Kranken zu gehen und seinen Zustand genau wahrzunehmen, wo dann die drei Ärzte sorgen und besorgen sollten, was zur Wiederherstellung des Kranken dienlich sei. Sobald es ihnen daher Zeit schien, ging der wachehabende Edelmann und die Ärzte hin, sie ließen in das Haus des Priesters den Mann rufen, welcher zuerst den Kranken gepflegt hatte, und nachdem sie von ihm vernommen hatten, daß die Wunde, wenn auch gefährlich, doch nicht tödtlich sei, traten sie in die Schlafkammer, wo der Jüngling ruhte. Da sie ihn wach fanden, obgleich er noch etwas betäubt war, begannen sie ihn eindringlich zu fragen, wie die Sache gegangen sei, und forderten ihn auf, nur alles frei zu gestehen, da sie schon der erste Arzt versichert habe, daß die Wunde nicht von einem Degen herrühre, daß er vielmehr von einer Höhe herabgefallen oder von einer Masse getroffen worden sei; nach allem aber, was man habe erfahren können, müsse man annehmen, er sei hoch herabgefallen und habe sich den Kopf zerschellt. Durch diese Fragen der Ärzte war Aloise überrascht, und ohne viel zu überlegen gab er die Höhe des Fensters und die Besitzerin des Hauses an. Kaum aber hatte er es gesagt, so reute es ihn sehr. Ja, der peinigende Schmerz, den er darüber empfand, regte seine schlummernden Lebensgeister mit Einem Male dermaßen auf, daß er lieber zu sterben, als etwas zur Unehre von Madonna Gismonda zu bekennen beschloß. Der Edelmann von der Nachtwache fragte ihn weiter, was er um diese Stunde im Hause und an einem so hohen Fenster von Madonna Gismonda gewollt habe. Da er bei der Amtseigenschaft des Fragenden hierauf nicht schweigen konnte und doch nicht wußte, was er sagen sollte, faßte er plötzlich bei sich den Beschluß, wenn die Zunge durch unüberlegte Worte gefehlt habe, so solle der Körper die Strafe da-

für leiden. Ehe daher irgendwie die Ehre derjenigen befleckt würde, die er mehr als sein Leben liebte, entschloß er sich, sein Leben und seine Ehre in die Hand der Gerechtigkeit zu legen und sprach: Ich habe schon gesagt, und bin nicht gemeint, es zu widerrufen, daß ich von den Fenstern des Hauses der Madonna Gismonda Mori herabgefallen bin. Und was ich um diese Stunde dort suchte, will ich euch gleichfalls sagen, da ich doch jedenfalls des Todes bin. Ich dachte, daß Madonna Gismonda als junge Witwe keine Männer im Hause habe, um sich zu vertheidigen, weshalb ich sie berauben könne; denn es heißt, sie sei sehr reich an Juwelen und Geld. Ich ging hin, um ihr Alles zu stehlen; ich hatte durch besondere Werkzeuge eine Leiter am Fenster zu befestigen gewußt und stieg daran mit dem festen Vorsatze empor, jeden zu tödten, der mir Widerstand leisten würde. Mein Unglück wollte aber freilich, daß die nicht wohl angebrachte Leiter, unter meiner Last abreißend, mit mir zu Boden fiel; ich meinte, mit der Strickleiter noch mein Haus erreichen zu können, und schleppte mich hinweg, wurde aber unterwegs, wo, weiß ich nicht, ohnmächtig.

Der Nachtpolizeimeister, Messer Domenico Marivetro, erstaunte nicht wenig über dieses Bekenntniß und betrübte sich darüber um so mehr, als alle in dem Zimmer Anwesenden es vernommen hatten, und das waren, wie dies in solchem Falle geschieht, nicht wenige. Er wußte sich aber nicht anders zu helfen und sagte: Aloise, du bist doch ein gar zu großer Thor gewesen. Du dauerst mich sehr; aber ich bin dem Vaterland und meiner Ehre mehr Rücksicht schuldig, als irgend jemand. Du bleibst deshalb hier unter der Aufsicht, die ich dir lassen werde. Wärest du nicht in dem Zustande, in welchem ich dich finde, so würde ich dich augenblicklich, wie du es verdienst, in den Kerker abführen lassen.

Er gab dem Jüngling eine starke Wache bei und verfügte sich unverweilt in den Rath der Zehen, der

erlauchteſten und angeſehenſten Behörde in unſerer Stadt, und da er die Herren des Rathes gerade verſammelt fand, erſtattete er ihnen über das Ganze ausführlichen Bericht. Die Häupter des Raths, bei denen ſchon ſeit lange unzählige Klagen über mehrere freche Diebſtähle, die in der Stadt nächtlicher Weile verübt wurden, vorkamen, befahlen einem ihrer Hauptleute, Aloiſe Foscaro im Hauſe des Prieſters unter ſorgfältigſter Obhut zu halten, bis er im Stande ſei gerichtlich vernommen und durch Anwendung der Folter zum Bekenntniſſe der Wahrheit genöthigt zu werden, angenommen nämlich, daß man ihn ganz gewiß als den Urheber oder mindeſtens als den Hehler vieler anderer begangener Räubereien anſehen könne. Es kam ſodann die Angelegenheit des Girolamo Bembo zur Sprache, welcher im Schlafzimmer Anſelmo Barbadico's, und die dieſes Anſelmo, welcher im Schlafzimmer Girolamo's um Mitternacht halb nackt aufgegriffen und gefangen geſetzt worden waren. Da man aber über andere ungleich wichtigere Dinge, wie über den Krieg zu verhandeln hatte, den man mit Filippo Maria Visconte, Herzog von Mailand, führte, ſo ward beſchloſſen, ſie auf ein ander Mal zu vertagen und die Gefangenen inzwiſchen vernehmen zu laſſen. Der Fürſt war fortwährend im Rathe gegenwärtig geweſen und einer von denen, die am Strengſten gegen den Neffen geſprochen hatten. Nichts deſto weniger fiel es ihm ſchwer, zu glauben, daß ſein Neffe als ein ſo reicher und fein gebildeter Mann, wie er war, ſich zu dem verächtlichen und gemeinen Laſter des Diebſtahls erniedrigt haben ſollte. Er trug deshalb in ſeinem Sinn mancherlei Bedenklichkeiten und brachte zuletzt die Wahrheit von ſeinem Neffen heraus, da er Gelegenheit fand, im tiefſten Geheimniß mit ihm ſprechen zu laſſen. Auf der andern Seite bekannten Anſelmo und Girolamo, als ſie von dem dazu verordneten herrſchaftlichen Beamten befragt wurden, was ſie jeder in des andern Hauſe um

ſolche Stunde geſucht haben, daß ſie, nachdem ſie Aloiſe Foscaro oftmals zu ungewöhnlicher Stunde vor ihren Häuſern haben vorübergehen geſehen, in dieſer Nacht zufällig und unabhängig von einander bemerkt haben, wie er vor denſelben ſtehen bleibe; ſie ſeien beide der Überzeugung geweſen, dies geſchehe um ihrer Weiber willen, ſeien herausgebrochen, haben ihn in die Mitte genommen und umgebracht. Sie legten dieſes Bekenntniß, wie ſie es mit einander verabredet hatten, ein jeder einzeln für ſich ab. In Betreff des Umſtandes, daß ſie ſich einer in des andern Hauſe befunden hatten, ſagten ſie ein nicht eben wohl erfundenes Mährchen aus, worin ſie ſich widerſprachen. Als der Herzog alle dieſe Dinge vernommen hatte, war er im höchſten Grade verwundert und wußte gar nicht, wie er die Wahrheit ausfindig machen ſollte. In der folgenden ordentlichen Rathsverſammlung der Zehn und ihrer Beiſitzer, als alle übrigen Geſchäfte abgethan waren und man auseinander gehen wollte, ſprach daher der erleuchtete Fürſt, ein Mann von hohem Geiſte, der durch alle Grade des Staatsdienſtes bis zur höchſten Würde emporgeſtiegen war, folgendermaßen: Meine Herren, wir haben noch eine Sache zu beſprechen, die vielleicht bis jetzt nicht erhört worden iſt. Es liegen uns zwei Rechtshändel vor, die nach meinem Dafürhalten einen ganz andern Ausgang nehmen werden, als zu erwarten ſein mag. Anſelmo Barbadico und Girolamo Bembo, zwiſchen denen von jeher eine bittere, ihnen von ihren Vätern vererbte Feindſchaft beſtand, ſind einer in des andern Hauſe halb nackt von unſern Schergen feſtgenommen worden, und haben ohne Folter, ja ohne Androhung derſelben auf die einfache Erkundigung unſerer Beamten aus freien Stücken bekannt, vor ihren Häuſern unſern Neffen Aloiſe ermordet zu haben. Dieſer unſer Neffe aber iſt am Leben und hat weder von ihnen, noch von ſonſt jemand eine Wunde erhalten; dennoch bekennen ſie ſich als ſeine

Mörder. Wer vermag uns dieſe Widerſprüche zu löſen? Ferner hat unſer Neffe ſeinerſeits ausgeſagt, daß er, um in Madonna Gismonda Moro's Hauſe zu rauben und bei etwaigem Widerſtande auch zu morden, ausgegangen und von ihrem Fenſter auf die Erde gefallen ſei, was bei den vielen jetzt in unſerer Stadt zur Klage gekommenen Diebſtählen auch anderweiten Verdacht auf ihn zieht, als könne er der Miſſethäter ſein. So müßte man alſo mit Foltern die Wahrheit von ihm herausbringen und, wenn er ſchuldig befunden würde, ihm die verdiente ſtrenge Strafe angedeihen laſſen. Als er nun gefunden wurde, hatte er weder eine Leiter, noch Waffen irgend einer Art bei ſich. Hieraus läßt ſich ſchon vermuthen, daß die Sache ſich anders verhalte. Dieweil nun unter den ſittlichen Vorzügen die Mäßigung immer das größte Lob von Allen geerntet hat, auch die Gerechtigkeit, wenn ſie nicht gerecht geübt wird, zur Ungerechtigkeit wird, ſcheint es uns gerecht, in dieſem mit ſo ſeltſamen Umſtänden verwickelten Falle eher Mäßigung als ſtrenge Gerechtigkeit zu üben. Und damit ich nicht ohne Grund ſo zu ſprechen ſcheine, ſo hört weiter, was ich euch ſage! Die beiden Todfeinde bekennen ſich zu etwas, was ſchlechthin unmöglich iſt, weil unſer Neffe, wie geſagt, noch lebt; und die Wunde, die er erhalten hat, nicht von einer Waffe herrührt, wie er auch ſelbſt angiebt. Könnte es nicht ſein, daß Scham, einer in des andern Schlafzimmer gefunden worden zu ſein, und ihre Weiber für unehrbar erkennen zu müſſen, ſie veranlaßt habe, aus Überdruß am Leben ſich in die Arme des Todes zu werfen? Wenn wir unſere Nachforſchungen hierin mit Fleiß anſtellen, ſo werden wir die Verhältniſſe ſich anders geſtalten ſehen, als der gemeine Mann glaubt. Man muß alſo den Fall ſorgfältig prüfen, und um ſo mehr, als aus ihrem Geſtändniſſe erhellt, daß ſie gar nichts ausſagen, was den Schein der Wahrheit für ſich hätte. Andererſeits klagt ſich unſer Neffe ſelbſt als

Dieb an und bekennt überdies, er habe in das Haus von Madonna Gismonda Moro mit dem festen Vorsatze eindringen wollen, umzubringen, wer ihm Widerstand leiste. Unter diesem Grase steckt unseres Bedünkens eine andere Schlange, die sich selbst nicht achtet. Er stand niemals im Rufe solcher Ausschweifungen; nicht der geringste Verdacht dieser Art fiel ihm je zur Last. Ihr wißt ja auch alle, daß er Gott sei Dank anständige Reichthümer besitzt und anderer Leute Eigenthums nicht bedarf. Seine Diebereien werden wohl anderer Art sein, als er eingesteht. Es will uns also bedünken, ihr Herren, wenn ihr anders mit mir einverstanden seid, daß ihr uns diese Untersuchung am Besten ganz allein überlaßt. Wir geben euch unser fürstliches Wort, uns der ganzen Sache mit der äußersten Gewissenhaftigkeit anzunehmen, und hoffen, sie so zu Ende zu führen, daß uns kein gerechter Vorwurf treffen wird, und das Endurtheil wollen wir überdies euch vorbehalten haben.

Den Räthen gefiel die weise Rede des Herzogs über die Maßen wohl, und es that sich beim Abstimmen dar, daß sie insgesammt der Meinung waren, nicht allein die Untersuchung dieser Rechtssachen, sondern auch die Entscheidung durchaus in seine Macht zu stellen. Der bedachtsame Fürst, der über die Angelegenheit seines Neffen bereits vollständig unterrichtet war, richtete nunmehr sein ganzes Augenmerk darauf, nunmehr auch den Grund zu erfahren, warum Bembo und Barbadico sich so thörichterweise dessen anklagten, was sie nicht begangen hatten, und nach reiflicher Überlegung und vielen gehaltenen Nachfragen und Verhören, als seines Neffen Wiedergenesung fast ganz vollendet war, sodaß er hätte umhergehen können, wenn er frei gewesen wäre, glaubte er zuletzt die Lage der beiden gefangenen Ehemänner ziemlich ermessen zu haben, und legte seine gemachten Erfahrungen dem Rathe der Zehen vor. Er ließ sodann auf eine unverdächtige Art die Nachricht in Venedig ver-

breiten, Anſelmo und Girolamo werden zwiſchen den zwei Säulen enthauptet, Aloiſe aber aufgehangen werden, und erwartete nun, was für einen Eindruck dies auf ihre Frauen machen werde. Sobald die Neuigkeit ihren Weg durch Venedig gefunden hatte, ſprach man verſchiedentlich davon, ja in öffentlichen und Privatkreiſen war ſonſt von gar nichts die Rede. Da nun alle drei Verbrecher den edelſten Geſchlechtern angehörten, fingen ihre Verwandte und Freunde an, ſich um ihre Rettung auf das Angelegentlichſte zu bemühen. Sobald jedoch ihre Bekenntniſſe ſtadtkundig wurden, und, wie es zu gehen pflegt, das Gerücht aus Übel immer Ärger machte, hieß es, der Foscari habe viele freche Diebſtähle eingeſtanden, ſodaß kein Freund oder Verwandter für ihn ein Wort einzulegen wagte. Madonna Gismonda, welche die Krankheit ihres Geliebten bitterlichſt beweint hatte, fühlte, als ſie das von ihm abgelegte Bekenntniß vernahm und deutlich erkannte, daß er, um ihre Ehre nicht zu beflecken, lieber Leben und Ehre mit einander aufopfern wolle, ihr Herz von ſo glühender Liebe gegen ihn ſich entzünden, daß ſie faſt dadurch ſtarb. Es gelang ihr, ihm in ſeinem Kerker zu wiſſen zu thun, er möge gutes Muths ſein und ſich beruhigen, denn ſie ſei bereit, um ihn vor dem Tode zu ſchützen, Alles, was zwiſchen ihnen vorgefallen, öffentlich der Wahrheit getreu zu bekennen, und zum Zeugniſſe derſelben ebenſowol ſeine ihr geſchriebenen Liebesbriefe, als auch die von ihr in ihrem Zimmer aufbewahrte Strickleiter zu zeigen. Als Aloiſe dieſe liebevollen Zeugniſſe hörte, welche ſeine Angebetete zu ſeiner Errettung abzulegen ſich bereitete, war er der glücklichſte Menſch von der Welt. Er ließ ihr unendlich danken und ihr verſprechen, ſobald er aus dem Kerker befreit ſei, ſie als ſeine rechtmäßige Gattin heirathen zu wollen. Die Frau empfand hierüber die größte Freude, da ſie ihren theuern Liebhaber mehr als ihr Leben liebte. Madonna Luzia und Madonna Iſotta hat-

ten zu gleicher Zeit die Nachricht von dem Tode ihrer Männer erhalten und von Madonna Gismonda's Geschichte gehört, und Madonna Luzia insbesondere hatte etwas von einem Weibe darüber munkeln hören, und so ahnten sie nun auch den wahren Zusammenhang der Sache. Sie beriethen sich beide miteinander darüber, was zu thun sei, um ihre Männer zu retten, bestiegen eine Gondel und suchten Madonna Gismonda auf. Die drei Frauen theilten sich nun alles Vorgefallene mit und kamen überein, das Leben ihrer Männer zu retten. Die zwei verheiratheten Frauen waren nach der Einkerkerung ihrer Männer den beiderseitigen Freunden und Verwandten ihrer Häuser verhaßt geworden, weil jedermann sie für die unkeuschesten Geschöpfe hielt; und es hatte sie auch aus diesem Grunde niemand besucht, um sie zu trösten in ihrem Unglück. Als sich nun das Gerücht verbreitet hatte, die Gefangenen sollen von der Gerechtigkeit vom Leben zum Tode gebracht werden, ließen sie ihren Verwandten sagen, sie sollen nur unbesorgt und unbekümmert sein und nicht weiter forschen, aber sich überzeugt halten, daß sie vollkommen ehrbar seien und ihren Männern kein Haar gekrümmt und weder Schaden noch Schande bereitet werden solle. Sie baten sie indeß dafür zu sorgen, daß einer der Herren Schirmvögte den Fall zur Verhandlung bringe; im Übrigen sollen sie Alles ihnen überlassen, da sie keine Sachwalter und Rechtsbeistände bedurfen. Den Verwandten kam zwar dieses Ansinnen wunderlich genug vor und sie wußten nicht, was sie davon denken sollten, da sie die ganze Angelegenheit als eine schmachvolle und entehrende ansahen. Indessen thaten sie doch, was in ihren Kräften stand, zur Befriedigung der an sie gestellten Bitte, und reichten, da sie vernahmen, der Rath der Zehen habe dem Herzog die ganze Untersuchung anheimgestellt, bei dem Fürsten selbst im Namen der drei Frauen ein unterthäniges Gesuch ein, worin diese nichts weiter als Gehör begehrten. Der Fürst sah

nach seinem Rathschlage also Alles sich zum Besten wenden und bezeichnete einen bestimmten Tag, an dem sie vor ihm und dem Rathe der Zehen nebst denen des Collegiums erscheinen sollten. Der Tag kam, die hohen Richter versammelten sich, begierig zu erfahren, welchen Ausgang die Sache nehmen werde. Am Morgen kamen die drei Frauen mit ehrbarem Geleite in den Palast, und als sie über den Sanct Marcusplatz gingen, hörten sie Viele, welche übel von ihnen redeten. Einige schrieen, wie die gemeinen Leute vom Volke sind, unverständig genug: Seht da die hübschen sittsamen Madonnen! Macht ihnen euer Compliment! Die haben ihre Männer, ohne sie über die Lagunen zu lassen, nach der Festung Hornberg geschickt, und schämen sich jetzt nicht einmal, sich öffentlich zu zeigen, die schamlosen Huren! Es ist gar, als hätten sie ein löbliches Werk vollbracht.

Andere brachten wieder andere Redensarten wider sie vor, und keiner wollte hinter dem andern zurückbleiben. Andere sodann, als sie Madonna Gismonda darunter sahen, waren der Meinung, sie gehe vor die Herrschaft, um wider Aloise Foscaro klagbar aufzutreten, und so traf keiner die Wahrheit. Die Frauen kamen im Palast an, stiegen jene hohen Marmortreppen empor und wurden in den Saal des Collegiums geführt, wohin der Herzog sie zum Gehör beschieden hatte. Dorthin kamen mit den nächsten Verwandten die drei Frauen, und der Fürst befahl, ehe noch jemand das Wort ergreife, auch die drei Gefangenen herbeizubringen. Es waren überdies noch viele andere Edelleute gegenwärtig, welche mit größtem Verlangen den Ausgang so seltener Begegnisse zu sehen erwarteten. Als es Stille geworden war, redete der Fürst die Frauen also an: Ihr habt uns ersuchen lassen, edle Frauen, euch ein öffentliches Gehör zu bewilligen; und so sind wir denn bereit, hier geruhig zu vernehmen, was ihr uns zu sagen wünschet.

Die beiden gefangenen Ehemänner waren aufs Äußerste

gegen ihre Frauen erzürnt und um so mehr von Wuth und kochendem Groll erfüllt, als sie dieselben mit kühnem Muth und mit freier Stirn gleichwie die schuldlosesten und getreuesten Gattinnen vor dem erschreckenden und ehrfurchtgebietenden Gerichtshofe stehen sahen. Die beiden getreuen Freundinnen versahen sich jedoch des Zornes ihrer Männer sehr wohl und ließen sich durch sie nicht im mindesten irren, sondern lächelten heimlich für sich und warfen sogar nach Frauenart den Kopf ein wenig wie zum Hohn in die Höhe. Anselmo, welcher etwas mehr noch, als Girolamo, jähzornig und ungeduldig war, erhitzte sich darüber so sehr, daß durch weit geringeren Zorn schon manche gestorben sind. Er vergaß völlig die Majestät des Orts, auf welchem sie standen, und fing an, seiner Frau die empfindlichsten Dinge zu sagen; ja, er wollte ihr fast nach den Augen fahren und hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, ihr übel mitgespielt. Ungeachtet sich Madonna Isotta von ihrem Gatten in Gegenwart so vieler Herren so schimpflich anschreien hörte, verlor sie doch die Fassung nicht, ergriff vielmehr die ihr vom Fürsten bereits ertheilte Erlaubniß zu reden und begann mit heiterem Gesichte und fester Stimme also: Durchlauchtigster Fürst und ihr erhabene Herren, angesehen, daß mein vielgeliebter Ehegatte so ehrenrührige Beschwerden wider mich erhebt, steht zu erwarten, daß Messer Girolamo Bembo die nämliche Gesinnung gegen seine Gemahlin hegen mag. Wollten wir sie nun hierauf ohne alle Erwiderung lassen, so könnte es wol scheinen, als wäre das Recht ganz auf ihrer Seite und als geständen wir, ein großes Verbrechen an ihnen begangen zu haben. Mit Euer Herrlichkeiten Vergunst fühle ich mich daher gegenwärtig gedrungen, in Madonna Luzia's und meinem Namen zur Vertheidigung von uns und unserer Ehre zu sprechen, was mir jetzt einkommt; und zwar sehe ich mich genöthigt meinen Plan über das, was ich sagen wollte, zu ändern. Denn hätte er geschwiegen und nicht

so rasch sich vom Zorn zu Beleidigungen hinreißen lassen, so hätte ich auf andere Weise für ihr beider Befreiung und unsere Entschuldigung gesprochen. Dennoch aber will ich, so weit meine schwachen Kräfte reichen, beides zu bewerkstelligen versuchen. Ich behaupte demnach, daß unsere Männer gegen Pflicht und Vernunft sich über uns beschweren, wie ich ihnen auf der Stelle handgreiflich zeigen werde. Ich hege die feste Überzeugung, daß ihr Verdruß und herber Kummer nur aus zweierlei und keinen andern Ursachen entspringen kann, nämlich aus dem Mord, welchen sie fälschlicherweise bekannten begangen zu haben, oder aus der Eifersucht, die ihnen am Herzen nagt, daß wir unkeusche Weiber seien, da jeder in des andern Schlafzimmer, ja fast in des andern Bette ergriffen wurde. Hätten sie aber ihre Hände mit eines andern Menschen Blute befleckt, was sie allerdings peinigen und betrüben müßte, was könnte es denn um Gottes willen uns angehen, wenn sie ohne Rath, Beihilfe und Mitwissen von unserer Seite eine so gräßliche Missethat begangen hätten? Ich kann in der That nicht einsehen, wie uns für dieses Vergehen irgend ein Vorwurf treffen könnte, und noch weniger, wie sie sich über uns beklagen können, denn man weiß ja, daß, wer das Böse thut oder Anlaß gibt, es zu thun, nothwendigerweise die verdiente Strafe und strenge Züchtigung nach der Vorschrift der heiligen Gesetze dulden muß, um andern ein Beispiel zu geben, das sie von ähnlichen bösen Handlungen abhält. Doch wer wird uns hier noch widersprechen, wo die Blinden sehen müssen, daß das Recht auf unserer Seite ist, zumal da wir hier Gott sei Dank Messer Aloise lebendig vor uns sehen, welcher ganz das Gegentheil von dem versichert, was hier diese unsere uns so wenig liebenden Männer thörichterweise eingestanden haben? Hätten sie sich verleiten lassen, Hand an Leib und Leben irgend eines Menschen zu legen, so wäre es vernünftigerweise an uns, uns über sie zu beschweren und gar sehr über

sie zu beklagen. Denn sie, die vom edelsten Blute geboren sind und als Herren gelten in dieser hochedeln Stadt, die ihre Freiheit immer jungfräulich und rein erhalten hat, wären Schächer, Mörder, Menschen der verworfensten Gattung geworden, indem sie eine so schmähliche Makel auf ihr reines Blut brachten und uns in unserer Jugend in den Witwenstand versetzten. Es übrigt nur noch, daß sie sich über uns deshalb beschweren, daß sie um Mitternacht einer in des andern Schlafzimmer gesehen und festgenommen worden sind; und das ist, wie mir scheint, der Hauptknoten, Grund und Ausgang ihres ganzen Zornes und Ärgers. Das kann ich euch sagen, denn ich weiß es gewiß, das ist der Nagel, der ihnen das Herz durchbohrt und der einzige Anlaß ihres Mismuthes. Wie Menschen also, die das Ganze nicht gehörig geprüft und Weniges genau in Berechnung gezogen haben, sind sie in Verzweiflung verfallen und haben sich in dieser Verzweiflung angeklagt, das begangen zu haben, was sie nie gethan, ja nie entfernt zu thun im Sinne gehabt hatten. Um aber nicht unnöthige Worte zu machen und damit das, was ich zu sagen beabsichtige, auf Einmal gesagt werde und ihr, gnädige Herren, nicht eure Zeit über unnöthigem Hin- und Herreden verlieret, während ihr Staatsgeschäfte zu besorgen habt, wäre es mir äußerst lieb; und ich bitte euch, durchlauchtiger Fürst, sie zu veranlassen, daß sie aussprechen, worüber sie denn sich so bitter gegen uns beschweren.

Aus Auftrag des Herzogs von einem der dabeistehenden Herren befragt, erwiderten beide, sie haben ihre Frauen als Buhlerinnen erkannt, die sie doch für durchaus ehrbar hielten und die es hätten sein sollen, und das sei der ganze Zorn und Grimm, der ihnen am Herzen nage; und da sie solche Schmach nicht ertragen noch es auf sich nehmen können, im Angesichte der Menschen zu leben, haben sie sich aus Verlangen nach dem Tode zu dem Geständniß bewogen gefunden, etwas gethan

zu haben, was doch nie der Fall gewesen sei. Als Madonna Isotta dies vernahm, fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte zu ihrem Gatten und zu Bembo gewandt: Weshalb beschwert ihr euch denn nun über uns, daß es nicht gut steht? An uns ist es, darüber uns gegen euch zu beschweren. Was suchtet denn ihr, mein Gemahl, in dem Schlafgemach meiner theuern Freundin um diese Stunde? Was fand sich denn dort Besseres, als in dem eurigen? Und ihr, Messer Girolamo, wer zwang euch, das Bett eurer Gattin zu verlassen und bei Nacht das meines Gatten aufzusuchen? Waren die Leintücher des einen nicht so weiß, so fein, so sauber, so wohlduftend, wie die des andern? Ich meines Theils, durchlauchtiger Fürst, beklage mich aufs Ernstlichste über meinen Gatten und werde mich unaufhörlich über ihn beklagen, daß er, um eine andere zu genießen, als mich, von mir hinweg und anderswohin gegangen ist, ungeachtet ich noch keineswegs zum Krüppel geworden bin und wohl unter den schönen Frauen dieser unserer Vaterstadt mich sehen lassen kann. Ebenso ist es mit Madonna Luzia, die, wie ihr seht, gleichfalls den Schönen beigezählt werden kann. In der That, ein jeder von euch hätte mit seiner Gattin zufrieden sein und nicht, wie ihr schnöder Weise gethan habt, sie verlassen sollen, um besser Brot zu suchen, als Hausbrot. Wie rühmlich ist es, passende schöne und brave Frauen zu verlassen, um nach denen Anderer zu gehen! Ihr beschwert euch über eure Frauen, und hättet doch über euch selbst und über sonst niemand Klage führen, neben dieser Klage und Reue aber die größte Geduld üben sollen; denn obgleich ihr zu Hause euer gutes Auskommen hattet, suchtet ihr euch gegenseitig mit eurer Liebe Schmach anzuthun, weil euch die Hausmannskost verleidet und zum Überdruß geworden war. Aber gelobt sei Gott und unsere weise Vorsicht, denn wenn hier irgendwo Schaden und Schande ist, so muß sie ganz auf euer beider Seite sein. Beim Kreuz Gottes ich sehe nicht ein,

wie ihr Männer eher Erlaubniß haben sollt, zu sündigen, als wir, wiewol ihr aus Geringschätzung unseres Geschlechtes thun wollt, was euch am meisten behagt. Nein, so wenig ihr die unbeschränkten Herren seid, so wenig sind wir Sklavinnen; vielmehr wollen wir eure Genossinnen sein, denn die heiligen Gesetze der Ehe, des ersten Sacraments, das Gott nach der Erschaffung der Welt den Sterblichen gegeben hat, diese Gesetze wollen, daß die Treue eine gleichmäßige sei, und der Gatte ist ebensowol gehalten, der Frau treu zu sein, als sie ihm. Was wollt ihr euch nun beklagen? Wie man in den Wald schreit, schallt es heraus. Wußtet ihr nicht, daß die Wage der Gerechtigkeit gerade stehen muß, ohne mehr auf die eine, als auf die andere Seite neigen zu dürfen? Lassen wir nun aber für jetzt den Streit darüber und gehen auf den Anlaß über, weshalb wir uns hier vorgestellt haben. Zwei Dinge, gerechtester Fürst, haben uns hierher vor euer und dieser erlauchten Herren erhabenes Angesicht geführt, da wir sonst nicht gewagt hätten, uns öffentlich zu zeigen; und noch weniger hätte ich die Dreistigkeit gehabt, vor dieser hochansehnlichen Versammlung zu reden, was nur geübten und sehr beredten Männern vergönnt ist, nicht aber uns, die kaum für Nadel und Spindel hinreichen. Einmal haben wir unser Haus verlassen, um zu zeigen, daß unsere Männer keine Mörder sind, weder des Messer Aloise, der hier steht, noch irgend eines andern; und dafür hatten wir hinreichendes und glaubwürdiges Zeugniß. Hierbei brauche ich mich aber nicht aufzuhalten; denn alle Mühe, die mich dieser Punkt hätte kosten können, erspart mir die Anwesenheit Messer Aloise's, und von der Ermordung eines andern war ja gar nicht die Rede. Es bleibt uns nun noch eines übrig, nämlich, daß meine Madonna Luzia und ich den durchlauchtigsten Fürsten ehrerbietig bitten, zu geruhen, mit seiner und dieser erlauchten Herren Gunst und Ansehen uns mit unsern Männern auszusöhnen, und zu machen,

daß wir ihre Vergebung erlangen, wenn wir ihnen handgreiflich bewiesen haben, daß wir die Beleidigten, sie die Beleidiger sind und daß unser Fehler, wenn man es so nennen kann, so groß war, als sie es haben wollten. Und um nun zum Schlusse zu kommen, sage ich, daß ich schon von Kindesbeinen an von meiner Frau Mutter seligen Angedenkens, welche oftmals meine Schwestern und Madonna Luzia, unsere Milchschwester, mit uns in verschiedentlichen Dingen unterrichtete, sagen hörte, alle Ehre, die eine Frau ihrem Manne anthun könne, bestehe darin, daß die Frau sittsam lebe, da ohne Keuschheit eine Frau gar nicht am Leben bleiben dürfte, zumal da bekanntlich die Frau eines Edelmanns oder eines andern, wenn sie sich einem Fremden hingibt, ein gemeines Weib wird, auf das man allenthalben mit Fingern zeigt, und auch ihr Mann wird verhöhnt und geschmäht von allen, denn es scheint, dies sei die größte Beleidigung und Verhöhnung, die ein Mann von einer Frau empfangen kann, und der schmachvollste Tadel, der einem Hause zugefügt wird. Das wußten wir, und wollten nicht, daß die ungeregelten und zügellosen Lüste unserer Männer sie zu einem unschicklichen Ziele führen, und trafen daher durch einen frommen und löblichen Betrug die Vorkehrung, die uns das geringere Übel schien. Ich weiß, daß es überflüssig sein würde, hier der Feindschaft zu gedenken, welche seit vielen Jahren zwischen den Eltern unserer Gatten und dann auch leider zwischen ihnen selbst besteht, denn es ist dies in der ganzen Stadt bekannt. Wir sind von der Wiege an miteinander aufgewachsen, und da wir die Feindschaft unserer Männer bemerkten, machten wir aus der Noth eine Tugend und wollten lieber unseren holden Umgang meiden, als Anlaß zu häuslichem Zwiste geben. Die Nachbarschaft unserer Häuser bot uns jedoch ein Mittel dar, das Bedürfniß zu befriedigen, das uns die widernatürliche Feindschaft versagte und verbot. Wenn sie ausgegangen waren, fanden wir uns nämlich gar oft

in unſern Gärtchen ein, die durch einen einfachen Zaun von Meerſchilf von einander getrennt ſind und pflegten dort geſelliges Geſprächs. Wir benützten aber dieſe Bequemlichkeit mit Vorſicht, und da wir merkten, daß ihr, unſere Männer, einer in des andern Frau verliebt ſeid oder vielleicht euch verliebt ſtelltet, theilten wir einander dieſe eure Liebe mit und laſen immer miteinander die Liebesbriefe, die ihr uns zuſchicktet. Eine andere Schmach wollten wir euch nicht anthun über die Unbill, die ihr uns euren Weibern anthatet, wiewol es euch gut geweſen wäre; euch zu warnen lag nicht in unſerer Abſicht, denn wir wollten nichts, als euch zu Freunden machen; wäre euch aber etwas geſagt worden von dieſem gegenſeitigen Verlieben, ſo hätte das eure Feindſchaft nur vermehrt und euch die Waffen in die Hand gegeben. Wir beriethen uns alſo miteinander und kamen einträchtig überein in dem gleichen Entſchluß, denn wir urtheilten, daß unſere Plane ausgeführt werden könnten, ohne einem der Betheiligten Schaden oder Schande zu bereiten, ja ſie müßten zur Freude und Genugthuung Aller ausſchlagen. In allen den Nächten alſo, wo ihr bald da- bald dorthin zu gehen vorgabet, kam Madonna Luzia mit Hilfe meiner Dienerin Caſſandra durch den Garten in mein Schlafzimmer und ich begab mich vermittelſt ihrer Magd Giovanna auf demſelben Wege in ihr Schlafgemach. Ihr wurdet durch dieſe unſere Dienſtfrauen in die Zimmer geführt und laget jeder bei ſeinem Weibe; ſo habt ihr alſo euer eigenes und nicht, wie ihr meintet, fremdes Feld gepflügt. Es waren aber Umarmungen nicht von Ehemännern, ſondern von Liebhabern, und ſo verbandet ihr euch mit uns immer mit heftigerer Luſt, als gewöhnlich, ſodaß wir uns beide bald ſchwanger fühlten. Dies muß euch im höchſten Grade angenehm ſein, wenn es wahr iſt, daß ihr ſo große Begierde habet, Kinder zu bekommen, wie ihr euch anſtelltet. Wenn euch daher kein anderes Vergehen drückt, wenn euer Gewiſſen euch

nichts weiter vorwirft, und wenn ihr über sonst nichts Schmerz fühlt, so heitert euch auf und dankt unserer List und der heitern Posse, die wir euch gespielt haben; und wenn ihr bis jetzt Feinde gewesen seid, so legt nunmehr den alten Haß ab, versöhnt euch miteinander und lebt fortan als befreundete Edelleute, euren Groll dem Vaterlande zum Opfer bringend, das wie eine zärtliche liebreiche Mutter alle seine Söhne in Eintracht sehen möchte. Damit ihr nun aber nicht etwa glaubt, ich habe alle meine Behauptungen aus der Luft gegriffen und sowol zu eurer Errettung, als zu unserer Entschuldigung fälschlich vorgebracht, so sehet hier alle eure Briefe, die ihr an uns schriebet.

Es gaben nunmehr beide Frauen ihren Männern so viele Beweise und entscheidende Zeichen an, und sie wußten ihre Gründe dem Fürsten und den Herren so einleuchtend zu machen, daß ihre Männer sich für zufriedengestellt erklärten und die Herren alle gleichfalls ganz befriedigt waren und auch alle einstimmig die beiden Männer freisprachen. So wurden denn beide mit Genehmigung des Fürsten und dieser Herren aller völlig freigegeben. Die Verwandten und Freunde der Ehemänner und ihrer Frauen hatten mit größter Verwunderung die lange Geschichte angehört, sie lobten die geschehene Freisprechung in hohem Grade und hielten beide Frauen für keusch, Madonna Isotta aber erkannten sie auch für eine große Rednerin, da sie ihre eigenen Angelegenheiten, wie die ihrer Männer und ihrer Freundin so gewandt vertheidigt hatte. Anselmo und Girolamo umarmten und küßten öffentlich mit großer Freude ihre Frauen, dann gaben sie sich selbst die Hand und küßten sich und schlossen Brüderschaft zusammen, lebten auch fortan in vollkommener Freundschaft und vertauschten die wollüstige Liebe, die sie einer zu des andern Frau gehabt hatten, mit brüderlichem Wohlwollen, was in der ganzen Stadt große Freude erregte. Sobald die allgemeine Aufregung der Versammlung über diesen

Vorfall in etwas nachgelaſſen hatte, wendete ſich der Fürſt mit erheitertem Angeſicht zu Madonna Gismonda und ſagte zu ihr: Und was begehrt ihr von uns, ſchöne Frau? Sagt uns euer Anliegen freimüthig! Wir hören euch mit Vergnügen zu.

Madonna Gismonda wurde über und über roth und erſchien noch liebenswürdiger als gewöhnlich durch die natürliche Schamhaftigkeit, die ſich über ihre Wangen ergoß, ſie hielt eine kleine Weile ihre Augen auf den Boden gerichtet, ſchlug ſie dann ſchüchtern empor und ſprach, nachdem ſie ein wenig Zuverſicht gewonnen hatte: Wenn ich, durchlauchtigſter Fürſt, in Gegenwart von Perſonen ſprechen ſollte, welche nie geliebt haben oder nicht wiſſen, was Liebe iſt, ſo wäre ich mehr als zweifelhaft darüber, was ich zu ſagen hätte, und würde mich vielleicht gar nicht getrauen, den Mund zu öffnen. Da ich aber oftmals von meinem Vater gottſeligen Angedenkens erzählen gehört habe, daß ihr, durchlauchtigſter Fürſt, in eurer Jugend auch nicht verſchmäht habt, den Liebesflammen eure Bruſt zu öffnen, vielmehr ein zärtlicher Liebhaber waret, und da ich überzeugt bin, daß niemand hier iſt, der wenig oder gar nicht geliebt hat, hoffe ich für das, was ich jetzt zu ſagen habe, bei euch allen Mitleid, jedenfalls Verzeihung zu finden. Um alſo zur Sache zu kommen, ſo verhüte Gott, daß ich eine der ſcheinheiligen Frauen werden möchte, die, den ganzen Tag mit den Heiligen redend, Vaterunſer verſchlingen und Teufel hervorbringen, da ich wohl weiß, daß die Undankbarkeit ein Wind iſt, der die Quelle der himmliſchen Barmherzigkeit austrocknet und zum Verſiegen bringt. Ich liebe das Leben, wie natürlich alle Menſchen, und die Ehre zunächſt, die ihm vielleicht noch vorangeſtellt ſein ſollte, weil es keinem Zweifel unterliegt, daß das Leben ohne Ehre nicht der Mühe lohnt; ein ſolches Leben iſt ein lebendiger Tod, wo man mit gebrandmarkter Stirn lebt. Aber die Liebe, welche ich für meinen von

mir einzig geliebten Meſſer Aloiſe Foscaro hege, welcher hier gegenwärtig iſt, geht mir über Alles, und folglich halte ich ſie höher, als mein Leben. Und dies in Wahrheit mit vollſtem Rechte, denn wenn ich auch nicht früher von ihm ſo ſehr geliebt worden wäre, da er mich doch geliebt hat, ſo ſehr man nur lieben kann, und wenn ich ihn auch nicht geſchätzt hätte, da er mir doch der theuerſte und weit mehr als meine Augen von mir geliebt war, ſo macht doch der innige Liebesbeweis, den er mir in der letzten Zeit gegeben hat, wo er ſich freigebig, ja verſchwenderiſch mit ſeinem eigenen Leben gezeigt hat, damit auch nicht der mindeſte Verdacht von Unkeuſchheit auf mich falle, daß ich ihn unvergleichlich höher achten muß, als mein Leben und meine Seele ſelbſt. Und wo findet ſich, daß je eine ſolche Freigebigkeit von einem Liebhaber ſo unbedingt geübt wurde? Wer hat je freiwillig den Tod gewählt, um nicht fremden Ruf zu beflecken? Gewiß niemand, glaube ich, oder ſo wenige, daß dieſe Gattung ſo ſelten und ſeltener iſt, als weiße Raben. O einzige und unerhörte Aufopferung! Das iſt ein Liebesbeweis, der nie genug geprieſen werden kann! Das iſt eine Liebe, die echte Liebe iſt und wo ſich keine Erdichtung denken läßt. Meſſer Aloiſe, ehe er das geringſte Theilchen meines Rufes bemakeln oder ein Tütelchen von Verdacht bei irgend jemand, wo es mich anſchwärzen konnte, auf mich fallen laſſen wollte, hat ſich freiwillig als Dieb angegeben und mich und meine Ehre weit mehr berückſichtigt, als die ſeine und ſein Leben. Und wiewol er ſich auf tauſend Arten befreien konnte, nachdem er einmal in dem vom Falle noch halb betäubten Zuſtande geſagt hatte, er ſei von meinen Fenſtern herabgeſtürzt, und nun bemerkte, wie ſehr dieſes Geſtändniß meine Ehre beeinträchtigen und ihre Reinheit ſchwärzen könne, zog er freiwillig lieber den Tod vor, ehe er ein Wort ſagte, das irgendwie eine ſchlimme Meinung über mich oder ſo viel Schimpf als das kleinſte Muttermal hervorbringen

konnte. Da er einmal nicht mehr rückwärts konnte mit dem, was er schon über den Fall gesagt hatte, auch das einmal Geäußerte nicht so zu drehen war, daß die Sache gut stund, entschloß er sich, den Ruf des Nächsten mit seinem eigenen Schaden zu retten. Wenn er daher so bereitwillig sein Leben zu meinem Nutz und Frommen offenbar auf das Spiel gesetzt, und noch weit mehr für die Erhaltung meiner Ehre gesorgt hat, als für seine eigene, sollte ich nicht zu seiner Errettung meine Ehre beiseit setzen? Unbedenklich! Ja, Ehre und Leben, und wenn ich tausend Leben hätte, alle zusammen würde ich zu seiner Erhaltung hingeben, und wenn ich es von Neuem tausend mal tausend mal zurückerhielte, so würde ich es eben so oft wieder aufs Spiel setzen, wenn ich nur im Geringsten ihm zu helfen wüßte. Ja, ich beklage mich und werde mich immer beklagen, daß mir nicht vergönnt ist, mehr zu thun, als meine geringe Möglichkeit aushält. Wenn er stürbe, könnte ich fürwahr nicht am Leben bleiben; wenn er nicht da wäre, was sollte ich im Leben thun? Ich glaube darum nicht, gerechtester Fürst, ein Quintchen Ehre zu verlieren; denn da ich, wie man sieht, eine junge Wittwe bin und mich wieder zu verheirathen suche, war mir erlaubt, ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, freilich zu keinem andern Zwecke, als um einen meinem Stande angemessenen Gatten zu bekommen. Wenn ich aber auch die Ehre verlöre, warum soll ich sie nicht verlieren für den, der um die meinige zu retten, wie so oft schon gesagt wurde, die seinige hat verlieren wollen? Um nun aber zur Sache zu kommen, so sage ich mit aller schuldigen Ehrerbietung, daß es nicht wahr ist, daß Messer Aloise je als Dieb und wider meinen Willen in mein Haus gekommen ist. Er kam vielmehr dahin ganz im Einverständniß mit mir und als theurer und inniger Liebhaber. Hätte ich ihm nicht die Erlaubniß gegeben zu kommen, wie wäre es ihm gelungen, eine Strickleiter so hoch empor zu ziehen und sie oben so fest

zu machen, daß sie für immer gehalten hätte? Wenn dieses Fenster zu meinem Schlafzimmer gehört, wie konnte es um diese Stunde offen stehen ohne meine Einwilligung? Ich ließ den Bindfaden hinab, an welchen er die Strickleiter anband, mit Hilfe meiner Magd zog ich sie empor und nachdem ich sie festgemacht hatte, sodaß sie nicht losgehen konnte, machte ich Messer Aloise ein Zeichen heraufzusteigen. Aber sein und mein Misgeschick wollte, daß er, ohne daß er mir nur hätte die Hand berühren können, zu meinem unsäglichen Schmerze zu Boden stürzte. Er möge daher das frühere Geständniß zurücknehmen, daß er ein Dieb sei, und nur die Thatsache bekennen, wie sie ist, da ich mich nicht schäme, das Geständniß abzulegen. Hier sind die vielen Briefe, die er mir schrieb, um eine Unterredung mit mir zu erflehen und um meine Hand zu bitten. Hier ist die Leiter, welche bisher immer in meinem Schlafzimmer geblieben ist. Hier ist meine Dienerin, welche an Allem vermittelnd und unterstützend Theil nahm.

Messer Aloise gestand auf die Frage der Rathsherren, wie die Sache gegangen war. Er wurde nun ebenso von diesen Herren freigesprochen und wollte seine theure Geliebte als rechtmäßige Gemahlin heimführen. Der Fürst lobte sehr seinen Entschluß. Es gingen daher alle Verwandte beider Theile nach dem Hause Madonna Gismonda's, wo er sie zur allgemeinen Freude feierlich heirathete. Es wurde eine kostbare und äußerst prächtige Hochzeit veranstaltet und Messer Aloise lebte mit seiner Gattin lange Zeit in ungetrübtem Frieden. Madonna Luzia und Madonna Isotta gebaren mit der Zeit zwei schöne Söhnchen, was die Zufriedenheit ihrer Väter nicht wenig erhöhte. Sie lebten mit ihren Müttern ruhig zusammen und belachten unter sich in brüderlichem Einvernehmen oft den ihnen von ihren schlauen Gattinnen gespielten Streich. Das weise Urtheil des Fürsten in dieser Sache wurde in Venedig allgemein anerkannt und

vermehrte noch um Vieles den großen Ruhm seiner Klugheit. Er war auch in der That ein sehr kluger Fürst und vergrößerte durch seine Einsicht und seine Weisheit die Herrschaft des Freistaats, wurde aber doch zuletzt unverdientermaßen mit Undank belohnt und wegen seines hohen Alters der herzoglichen Würde entkleidet.

75. Das bezauberte Bildniß.

(I, 31.)

[Herr Manfredi von Correggio spricht:]

Ich weiß nicht, liebenswürdige und ehrenwerthe Frau Cecilia, ob ich so leichtsinnig auf eure Bitte hin mich zum Erzählen entschließen soll, da ich in diesem Geschäft nicht sonderlich geübt bin, während ich in dieser edeln und hochgeehrten Gesellschaft manche sehe, welche besser, als ich, und mehr zur allgemeinen Genugthuung, da sie darin geübt sind, sich darin ergehen würden, ich aber viel lieber Zuhörer, als Erzähler, wäre. Da jedoch immer eure höflichen Bitten bei mir für Befehle gelten sollen, will ich, so gut ich kann, eine Geschichte erzählen, welche mir vor einigen Jahren Herr Niccolò von Correggio mein Oheim mitgetheilt hat, als er aus dem Königreich Ungarn zurückkehrte, wohin er aus Auftrag des Herzogs Lodovico Sforza gegangen war, um den Herrn Donno Ippolito von Este Cardinal von Ferrara zu begleiten, welcher das Bisthum Gran in Besitz nehmen wollte. Wißt denn — um also auf die Erzählung zu kommen — daß Matthias Corvinus, wie alle hier Anwesenden wohl von Hörensagen vernommen haben werden, König von Ungarn war, und als ein sehr kriegerischer weitsehender Mann war er der erste berühmte Ungarkönig, den auch die Türken fürchteten.

Nebst andern ausgezeichneten Eigenschaften, die er besaß, sowol im Waffenwerk als in den Wissenschaften, war er der freigebigste und höflichste Fürst seines Zeitalters. Er hatte zur Gemahlin die Königin Beatrix von Aragon, die Tochter des Königs Ferdinand's des alten von Neapel und Schwester der Mutter Alfonso's des nunmehrigen Herzogs von Ferrara, die in Wahrheit eine höchst vortreffliche Frau war in Wissenschaften und in Sitten und mit allen andern Tugenden geschmückt, die für eine Frau aus jedem Stande eine Zier wären. Sie war nicht minder höflich und freigebig, als der König Matthias ihr Gemahl, und ihr einziges stündliches Trachten ging darauf, alle diejenigen zu ehren und zu belohnen, welche es aus irgend einem Grunde zu verdienen schienen, sodaß im Hause dieser zwei hochherzigen fürstlichen Personen ausgezeichnete Männer jeder Art und von allen Nationen aus- und eingingen, und jeder war nach seinem Verdienst und Range wohlgelitten und unterhalten. In jener Zeit lebte ein böhmischer Ritter, ein Vasall des Königs Matthias (denn er war auch König von Böhmen), welcher einem sehr edeln Hause angehörte und von Person sehr wacker und in den Waffen geübt war. Dieser verliebte sich in ein sehr schönes Mädchen, welche aus guter Familie stammte und für die Schönste in der Gegend galt; sie hatte einen Bruder, der, obwol adelich, doch arm und mit Glücksgütern nicht eben gut versorgt war. Der böhmische Ritter war ebenfalls nicht sehr reich und hatte nur ein einziges Schloß, wo er nur mit großer Einschränkung standesgemäß sich zu unterhalten wußte. Als dieser demnach sich in das schöne Mädchen verliebt, erbat er sich dieselbe von ihrem Bruder und erhielt sie zur Frau, jedoch mit sehr geringer Ausstattung. Bisher hatte er seine Armuth noch nicht so sehr empfunden; nachdem er aber eine Frau in sein Haus eingeführt hatte, gingen ihm die Augen auf und er begann zu bemerken, wie gering er ausgerüstet war und wie schwer er sich

von dem kleinen Einkommen aus seinem Schloßgute erhalten könne. Als ein edler und rechtschaffener Mann wollte er seine Unterthanen nicht mit außerordentlichen Abgaben belasten, begnügte sich vielmehr mit den Steuern, die sie schon seinen Vorfahren zu entrichten gewohnt gewesen waren, deren Betrag aber sehr unbedeutend war. Er erkannte nun bald, daß hier eine außerordentliche Abhilfe Noth thue, und so fiel es ihm ein, nach vielen und verschiedentlichen Überlegungen, sich an den Hof in den Dienst des Königs Matthias seines Lehensherrn zu begeben, dort eine Probe von sich abzulegen und sich dermaßen anzustellen, daß er mit seiner Gattin einen standesgemäßen Unterhalt daselbst fände. Aber so groß und glühend war die Liebe, die er für seine Frau hegte, daß es ihm nicht möglich schien, eine Stunde ohne sie zu leben, geschweige ohne sie lange am Hofe zu bleiben. Denn sie an die Residenz des Hofes mitzunehmen und dort bei sich zu behalten, war nicht nach seinem Geschmacke. Er besann sich daher den ganzen Tag über diese Angelegenheit und wurde ganz schwermüthig. Seiner Gattin, einer klugen und scharfblickenden jungen Frau, entging das Gehaben ihres Mannes nicht. Sie fürchtete, er möchte über etwas mit ihr unzufrieden sein und sprach daher eines Tages zu ihm: Mein theurer Gemahl, wenn ich nicht glaubte euch zu misfallen, würde ich gerne euch um eine Gnade bitten.

Verlangt, antwortete der Ritter, was euch beliebt. Sofern ich es irgend im Stande bin, will ich von Herzen gern thun, was ihr begehret; denn euch gefällig zu sein ist mir so wichtig, als das eigene Leben.

Darauf bat ihn denn die Frau bescheidentlich, ihr die Ursache seiner Unzufriedenheit zu entdecken, die er in seinem Aussehen zeige. Man sehe, er sei viel übler aufgelegt, als sonst, und thue nichts, als seufzend nachsinnen und fliehe alle Gesellschaft, die ihm sonst so angenehm gewesen. Als der Ritter den Antrag der Frau

hörte, ſagte er nach kurzem Bedenken: Meine theuerſte Gattin, ihr wollt den Beweggrund meines düſtern Sinnens wiſſen und erfahren, warum ich ſo ſchwermüthig geworden bin: ſo erfahrt ihn! Alle meine Gedanken, in die ihr mich ſo tief verſunken ſeht, gehen damit um, wie ich Mittel und Wege auffinden könne, euch und mir ein unſerem Stande gemäßes ehrenvolles Leben zu bereiten; denn in Vergleich mit unſerer Abkunft leben wir gar armſelig; und der Grund iſt, daß unſere Väter die von unſern Großvater ihnen vererbten Güter verſchwendet haben. Indem ich nun hierüber den ganzen Tag nachdachte und auf verſchiedene Vorſtellungen verfiel, wußte ich kein anderes Mittel aufzutreiben, als eines, das meine Phantaſie auf das Lebhafteſte beſchäftigt, nämlich an den Hof unſeres Oberherrn Königs Matthias mich zu verfügen, dem ich ſchon von den Kriegszeiten her bekannt bin. Ich kann nicht anders glauben, als daß er gut für mich ſorgen und ſich mir gnädig erzeigen werde; denn er iſt ein freigebiger Fürſt, der tüchtige Männer liebt, und ich werde mich ſo halten, daß wir mit ſeiner Gunſt und Gnade beſſer leben können, als jetzt; und ich befeſtige mich in dieſer Anſicht um ſo mehr, als ich ſchon vormals unter den Woiwoden von Siebenbürgen gegen die Türken gefochten habe und damals von dem Grafen von Cillen aufgefordert worden bin, in die Dienſte des Königs zu treten. Da ich aber andererſeits glaube, euch hier ohne meine Geſellſchaft laſſen zu müſſen, kann ich mich unmöglich darüber beruhigen, daß ich mich von euch entfernen ſoll, einmal, weil ich mich nicht entſchließen kann, ohne euch, meine Einziggeliebte, zu leben, und dann, weil ich fortwährend fürchte, wenn ich euch ſo jung und ſchön ſehe, dadurch eine Schmach zu erleben. Sobald ich weg wäre, fürchte ich, könnten Barone und Edelleute vom Lande ſich beeifern, eure Liebe zu gewinnen. Sobald dies geſchähe, würde ich mich für entehrt halten und könnte mich nicht mehr unter rechtſchaffenen Leuten

sehen lassen. Dies ist die ganze Fessel, die mich hier hält, sodaß ich für unsern Vortheil zu sorgen nicht im Stande bin. Ihr habt nun, meine theuerste Gattin, die Ursache meiner Nachdenklichkeit vernommen.

Nach diesen Worten schwieg er. Die starke großherzige Frau, welche ihren Gatten grenzenlos liebte, als sie hörte, daß er seine Auseinandersetzung geendigt hatte, antwortete ihm mit heiterem freundlichem Gesichte also: Ulrich (so hieß der Ritter), auch ich habe oft und viel an die Größe eurer und meiner Vorfahren gedacht, von der, wie mir scheint, wir uns ohne unser Verschulden ziemlich entfernt haben; dabei habe ich mich besonnen, was für ein Mittel sich auffinden ließe, um uns besser auszurüsten, als wir es sind, denn wiewol ich ein Weib bin und ihr Männer uns Weiber des Kleinmuths beschuldigt, so fühle ich doch in mir das Gegentheil davon und habe vielleicht höheren Muth und Ehrgeiz, als ich sollte; auch ich möchte gerne den Rang behaupten können, welchen meine Mutter, so viel ich mich erinnere, einnahm. Nichts desto weniger weiß ich mich solchergestalt zu mäßigen, daß ich mich willig mit alle dem zufriedenstelle, was euch gefällig ist. Um aber zur Sache zu kommen, sage ich euch, daß auch ich, wie ihr thut, unsere Umstände bedenkend zu der Erkenntniß gelangt bin, daß ihr als ein junger kräftiger Mann nichts Besseres zu thun vermöget, als bei unserem König Dienste zu nehmen; und jetzt halte ich es um so mehr für vortheilhaft, als ich vernommen habe, daß schon früher der König euch vom Kriege her kennt. Ich gebe mich deshalb gerne der Hoffnung hin, daß der König, welcher die Vorzüge anderer immer mit Geschick zu schätzen weiß, euch ganz gewiß würdig und nach Verdienst belohnen wird. Ich wagte euch diesen meinen Gedanken nicht auszusprechen, aus Furcht, euch zu beleidigen. Jetzt habt ihr mir aber den Mund selbst geöffnet und ich will nicht unterlassen, euch meine Ansicht zu sagen. Thut nunmehr, was euch

gefällt und was am meiſten mit eurer Ehre und eurem Vortheil übereinſtimmt. Was mich betrifft, ſo bin ich zwar ein Weib und, wie ich zuvor ſchon geſagt habe, von Natur eitel; ich möchte gerne bei andern geehrt ſein und mich öffentlich geſchmückter und prächtiger zeigen, als andere; da jedoch unſere Glücksumſtände ſind, wie wir ſehen, würde ich gerne die Zeit, die wir noch zu leben haben, fortwährend mit euch in dieſem unſerem Schloſſe zubringen, wo uns, Gott ſei Dank, nichts abgeht, um uns ehrbar durchzubringen und uns mit allem zu verſehen, was wir brauchen, wofern wir uns an dem Nothwendigen genügen laſſen und unſere Einkünfte beſcheidentlich und mäßig eintheilen. Wir können hier mit zwei bis drei Dienern und zwei bis drei Frauen ganz bequem beſtehen, noch ein Paar Reitpferde halten und ſomit ein heiteres und ruhiges Leben führen. Wenn wir einmal Söhne bekommen und ſie das Alter erreichen, wo ſie dienen können, ſo bringen wir ſie an den Hof und zu andern Baronen. Wenn ſie ſich dann gut halten, ſo können ſie ſich Ehre und Vermögen ſammeln; bringen ſie es aber zu nichts oder zu wenig, ſo iſt es ihr Schaden. Gott weiß, mein größtes Vergnügen wäre es, wenn wir die Zeit, die uns zu leben übrig iſt, immer miteinander zubringen könnten, in Glück und Unglück. Da ich aber einigermaßen eure Geſinnung kannte, welche ein Quintchen Ehre höher achtet, als alles Gold der Welt, und euch ſo mislauniſch ſah, glaubte ich immer, wiewol mir auch andere Gedanken durch den Sinn gingen, das Ganze komme daher, entweder, daß ihr euch mit mir nicht befriedigt fühlt, oder daß es euch leid thue, euch nicht in den Waffen üben zu können und unter andern geehrten Rittern keine eurer würdige Stelle zu behaupten. Da ich euch nun mehr liebe, als alles in der Welt, war immer mein Wunſch der, daß alle eure Wünſche auch die meinigen ſeien; und ſo lange mir vergönnt ſein wird zu leben, ſoll das fortwährend ſo bleiben, da ich euer

Vergnügen weit mehr liebe, als mein Leben. Wenn ihr daher entschlossen seid, in die Dienste des Königs Matthias zu gehen, so werde ich den Schmerz, der mich ganz sicher über eure Entfernung befallen wird, durch das Vergnügen versüßen, das ich fühlen werde bei der Wahrnehmung, daß ihr ein so löbliches Verlangen, wie das eurige ist, befriedigt, und durch die süße Erinnerung an euch werde ich meine Gedanken vertreiben, in der Hoffnung, euch einst viel froher wiederzusehen, als ihr jetzt seid. Was sodann das betrifft, daß ihr sagt, ihr fürchtet, ich möchte gegen solche zu kämpfen haben, welche meine Keuschheit angreifen und euch und mir die Ehre rauben wollen, so versichere ich euch, wenn ich nicht völlig den Verstand verliere, so geht mein fester Entschluß dahin, lieber zu sterben, als je in einem Pünktchen meine Sittsamkeit zu beflecken. Hierfür weiß ich aber freilich kein anderes Pfand zu bieten, als mein aufrichtiges Wort; wenn ihr dieses kenntet, wie ich es von jeher fest und unverletzt erhalten, so würdet ihr euch sicher damit befriedigen und nie das geringste Fünkchen von Verdacht darüber euch in den Sinn kommen. Da ich euch also hierüber keine andere Sicherheit geben kann, muß ich auf die künftige Bethätigung meines Versprechens verweisen, in der Hoffnung, daß das Leben, das ich führen werde, so sein wird, daß ich jeden Tag darüber Rechenschaft ablegen kann. Jede Art und Weise jedoch, die euch gefällt, um zu eurer Versicherung mich auf die Probe zu stellen, wird mir äußerst angenehm sein, da mein höchster Wunsch ist, euch zufrieden zu stellen. Und wenn es euch einfiele, mich in einen dieser Burgthürme zu schließen, bis ihr zurückkehrt, so würde ich gerne als Einsiedlerin dort leben, wenn ich nur weiß, daß ich etwas thue, was euch Freude macht.

Der Ritter hörte mit größtem Vergnügen die Antwort der Frau, und als sie fertig war, sagte er zu ihr: Meine theuerste Gattin, eure Seelengröße verdient alles

Lob und es ist mir sehr erfreulich, daß ihr meiner Ansicht seid. Auch gewährt es mir unschätzbares Vergnügen, euren festen Vorsatz zu hören, unsere Ehre rein zu erhalten, und ich ermahne euch, auf dieser Bahn auszuharren und nicht zu vergessen, daß, sobald eine Frau ihre Ehre verloren hat, sie alles verloren hat, was sie in diesem Leben besitzen kann, und nicht mehr eine Frau genannt zu werden verdient. Den euch mitgetheilten Plan werde ich wol seiner Wichtigkeit halber nicht so geschwind ausführen; sobald ich aber zur Verwirklichung komme, versichere ich euch, daß ich euch hier als unumschränkte Gebieterin über Alles zurücklassen werde. Unterdessen will ich noch weiter darüber nachdenken, was uns frommt, und mich mit Freunden und Verwandten berathen, sodann aber mich an das halten, was man für das Beste ansehen wird. Laßt uns daher heiter leben!

Weil nun den Ritter im Allgemeinen weiter nichts bekümmerte, als sein Zweifel über seine Gattin, da er sie so zart und schön sah, so sann er jetzt darauf, wie sich ein Mittel für ihre Sicherheit finden lasse. Bald darauf, während er hierüber nachdachte, begab es sich, daß der Ritter eines Tages in Gesellschaft mit einigen Edelleuten war und unter mannichfaltigen Gesprächen auch einer ein Ereigniß erzählte, das einem Edelmann des Landes begegnet war. Dieser hatte die Liebesgunst einer Frau gewonnen mittels eines alten Polen, der im Rufe stand, ein großer Zauberer zu sein und als Arzt in Chozen*) einer Stadt in Böhmen lebte, wo Silber- und andere Bergwerke in Menge sich befinden. Der Ritter, der sein Schloß nicht weit von Chozen hatte, begab sich dahin unter dem Vorwande eines Geschäfts und ging zu dem betagten Polen, mit dem er lange

*) Cuziano. Ich weiß nicht, ob ich recht übersetze; ist vielleicht Chotusitz gemeint, oder gar Kuttenberg, lat. Cuttna? Chozen liegt an der Adler. E. v. Bülow bles: in einer kleinen böhmischen Bergstadt.

ſprach und an den er das Verlangen ſtellte, gleichwie er bereits iemand beigeſtanden habe, um ſich Liebe zu erwerben, ſo auch ihm die Art und Weiſe anzugeben, wie er ſich davor bewahren möge, daß ihm ſeine Gattin nichts zu leid thue und ihn nicht mit Hörnern ſchmücke. Der Pole, der in Zauberſachen, wie ihr gehört habt, ſehr bewandert war, ſagte zu ihm: Mein Sohn, du forderſt von mir etwas Großes, was ich nicht ausführen kann; außer Gott kann dir niemand die Keuſchheit eines Weibes ſicherſtellen, denn ſie ſind von Natur gebrechlich und ſehr zur Wolluſt geneigt, ſodaß ſie ſich leicht den Bitten der Liebhaber fügen, und es gibt wenige, die, wenn man ſie bittet und beſtürmt, feſt bleiben; dieſe wenigen aber verdienen jede Achtung und Verehrung. Indeſſen beſitze ich allerdings ein Geheimniß, womit ich zum guten Theil deine Bitte doch erfüllen kann; es beſteht nämlich darin, daß ich dir mit meiner Kunſt im Zeitraum von wenigen Stunden ein kleines Frauenbildchen aus einem beſonderen Stoffe herſtellen kann, das du dann beſtändig in einem kleinen Büchschen in deinem Beutel bei dir tragen und täglich, ſo oft du willſt, betrachten kannſt. Wenn deine Frau dir die eheliche Treue nicht verletzt, ſo wird dir das Bild immer ſo ſchön und farbig erſcheinen, wie ich es verfertigt und als käme es eben erſt aus der Hand des Malers; dächte ſie hingegen daran, ihren Leib einem andern Manne zu ergeben, ſo wird das Bild blaß; und wenn es zur Ausführung kommt, daß ſie wirklich einem andern ein Recht bei ſich einräumt, ſo wird das Bild plötzlich ſchwarz wie eine verglommene Kohle und ſtinkt ſo heftig, daß alle Umſtehenden den Geſtank auf unverkennbare Weiſe empfinden; ſo oft ſie in Verſuchung geführt wird, nimmt das Bildniß jedesmal eine goldgelbe Farbe an.

Das wunderbare Geheimmittel ſtand dem Ritter ſehr gut an und er glaubte daran ſo feſt, wie an das wahrſte und unzweifelhafteſte Ding auf Erden, weil er ganz

befangen von dem großen Rufe war, deſſen der Pole und ſeine Kunſt genoß; denn die Chozener wußten davon die unglaublichſten Dinge zu erzählen. Nachdem er mit ihm über den Preis einig geworden war, bekam er das ſchöne Bild und kehrte damit ganz vergnügt in ſein Schloß zurück. Er blieb daſelbſt noch einige Tage, dann aber beſchloß er, an den Hof des glorreichen Königs Matthias zu gehen, und offenbarte ſeinen Entſchluß ſeiner Frau. Er brachte ſodann ſein Hausweſen in Ordnung, übergab die Leitung des Ganzen ſeiner Gemahlin, und nachdem alles gerüſtet war, was er zu ſeiner Reiſe brauchte, ging er, ſo ſchwer und ſchmerzlich ihm auch die Trennung von ſeiner Frau war, hinweg und verfügte ſich nach Stuhlweißenburg, wo ſich dazumal der König Matthias und die Königin Beatrix befanden, von welchen er freudig aufgenommen und gern geſehen wurde. Er war noch nicht lange am Hofe, ſo hatte er ſich ſchon allgemein ſehr beliebt gemacht. Der König, den er ſchon früher gekannt hatte, ſetzte ihm einen anſtändigen Jahrsgehalt aus und bediente ſich ſeiner in vielen Geſchäften, welche er alle nach dem Willen des Königs ausführte. Alsdann zur Vertheidigung eines gewiſſen Platzes abgeſandt, den die Türken unter der Anführung Muſtafa Paſchas belagerten, führte er dieſen Krieg ſolchergeſtalt, daß er die Ungläubigen über ihre Landesgrenze zurücktrieb und ſich den Ruhm eines wackern und tapfern Kriegers und klugen Hauptmanns erwarb. Dies erhöhte noch ſehr die Gunſt und Gnade des Königs, ſodaß er neben Geld und Geſchenken, die er täglich empfing, auch noch ein Schloß mit guten Einkünften zum Lehen erhielt. Der Ritter meinte daher eine ſehr gute Wahl getroffen zu haben, indem er ſich an den Hof in die Dienſte des Königs begeben hatte, und pries Gott dafür, der es ihm eingegeben, in der Hoffnung, es täglich beſſer zu bekommen. Und er lebte um ſo zufriedener und glücklicher, da er täglich wiederholt das koſtbare Büchschen hervor-

zog, worin das Bild der Frau sich befand, das er immer so schön und so wohlgefärbt sah, wie wenn es eben jetzt erst gemalt worden wäre. Am Hofe ging das Gerücht, Ulrich habe in der Heimat die schönste und anmuthigste junge Frau von Böhmen und Ungarn zur Ehe. Als nun einmal viele Hofleute in Gesellschaft beisammen waren, worunter auch unser Ritter, sagte ein ungarischer Baron zu ihm: Wie kann das sein, Herr Ulrich, daß ihr nunmehr etwa anderthalb Jahre von Böhmen weg seid, ohne je nach Hause zu gehen und nach eurer Frau zu sehen, die, wie man allgemein versichert, so schön ist? Offenbar liegt sie euch nicht sehr am Herzen.

Ei freilich liegt sie mir am Herzen, antwortete Ulrich, und ich liebe sie wie mein Leben; vielmehr ist das, daß ich sie so lange Zeit nicht besucht habe, kein kleiner Beweis für ihre Tugend und meine Treue; für ihre Tugend, insofern sie damit zufrieden ist, daß ich meinem König diene und es ihr genügt, wenn wir häufig von einander Nachricht haben, da es uns allerdings nicht an Gelegenheiten fehlt, uns briefliche Besuche abzustatten. Meine Treue sodann und die Verpflichtung, die ich gegen den König unsern Herrn zu haben bekenne, von welchem ich so viele und große Wohlthaten empfangen habe, und die fortwährende Kriegsunruhe von den Feinden Christi an der Grenze sind bei mir viel kräftiger, als die Liebe zum Weibe; und meine Pflicht gegen den König muß über die eheliche Liebe um so mehr die Oberhand behaupten, als ich weiß, daß ich der Treue und Beständigkeit meiner Gattin sicher sein kann, da sie nicht allein schön, sondern auch sittsam, wohl erzogen und sehr auf ihre Ehre bedacht ist, und mich mehr als alles auf der Welt werth hält und wie ihre Augen liebt.

Das ist ein großes Wort, versetzte der ungarische Baron, daß ihr behauptet, der Treue und Keuschheit eurer Gattin sicher zu sein, die ganz gewiß selber nicht darauf schwören würde. Denn ein Weib, das heute

noch gegen alle Bitten und Geschenke der ganzen Welt unempfindlich erscheint, wird sich morgen schon von einem einzigen Blicke eines Jünglings, einem einfachen Worte, einer heißen Thräne und kurzer Bitte erweichen und dem Liebhaber ganz und unbeschränkt in die Gewalt geben. Und wer ist oder war jemals, der diese Sicherheit haben kann? Wer kennt die Heimlichkeiten der Herzen, welche undurchdringlich sind? Ich glaube gewiß niemand außer unser Herrgott. Das Weib ist von Natur veränderlich und beweglich und das ehrgeizigste Geschöpf unter der Sonne. Wo um des Himmels willen ist das Weib, das nicht wünscht und verlangt, geschmeichelt, begehrt, umworben, verehrt und geliebt zu werden? Und gar oft geschieht es, daß die, so für die schlausten gelten und mit falschen Blicken verschiedene Liebhaber abzuspeisen vermeinen, gerade am ehesten und unvermerkt ihren Kopf in die Schlingen der Liebe bringen und sich so darein verwickeln, daß sie, wie Vögel, die an der Leimruthe gefangen sind, sich nicht mehr losmachen können. Darum, Herr Ulrich, sehe ich nicht ein, wie eure Frau mehr als andere, die von Fleisch und Bein sind, vom Himmel ein Vorrecht erhalten haben soll, daß sie nicht bestochen werden kann.

Meinetwegen, antwortete der böhmische Ritter. Ich will ja glauben, daß es so ist, und mich überreden, daß ihr Recht habt, jeder kennt das Seine und der Narr weiß besser, was er hat, als seine Nachbarn, so weise diese auch sind. Glaubet, was euch gut dünkt! Ich verbiete es euch nicht; aber laßt mich auch glauben, was mir angenehm ist und mir ansteht. Mein Glaube kann euch ja nicht schaden und eure abweichende Ansicht bringt mir keinen Nachtheil, da es ja jedem freisteht in ähnlichen Begegnissen, zu glauben, was ihm am meisten gefällt.

Es waren noch viele andere Herren und Edelleute vom Hofe bei diesem Gespräche zugegen und (wie wir

das manchmal sehen) der eine sagte dies, der andere jenes. Es stellten sich daher gar verschiedene Meinungen über diese Angelegenheit heraus. Denn die Menschen sind nicht alle von gleicher Gemüthsverfassung, und viele machen sich glauben, mehr zu wissen, als ihre Nebenmenschen, und sind auf ihre Hirngespinnste so versessen, daß sie der Vernunft gar kein Gehör geben, als bestände eine vernünftige Unterhaltung in Lärm und Geschrei. Die ganze Sache wurde nun der Königin gemeldet. Diese war eine Frau, welche Hader und Zwietracht bei Hofe entschieden misbilligte; sie ließ daher diejenigen zu sich rufen, welche mit einander gestritten hatten, und verlangte, daß man ihr genau das gepflogene Gespräch melde. Nachdem sie es angehört, sagte sie, allerdings könne in dieser Angelegenheit jeder nach Gefallen glauben, was er wolle; es wäre aber eine anmaßende tollkühne Thorheit, alle Frauen auf gleiche Weise beurtheilen zu wollen, wie man es auch für den größten Irrthum erkennen müsse, wollte man behaupten, alle Männer haben gleichen Charakter, während man doch tagtäglich das Gegentheil offen sehe; denn bei Männern und Frauen ist ein so großer Unterschied und Mannichfaltigkeit in den Naturen, als es Köpfe giebt; und zwei Brüder und zwei Schwestern, die mit einander geboren sind, werden meistentheils von entgegengesetztem Temperament und von ganz verschiedenem Charakter sein, und was dem einen gefällt, wird dem andern misfallen.

Die Königin schloß daher, sie sei vollkommen überzeugt, daß der böhmische Ritter Recht habe, von seiner Frau zu glauben, was er glaube, da er ja lange Zeit mit ihr umgegangen sei, und er handle hierin klug, weise und vorsichtig. Da nun, wie man sieht, die menschlichen Gelüste unersättlich sind und ein Mensch kühner ist, als der andere, ja, um es besser zu sagen, hartnäckiger und verwegener, so waren daselbst am Hofe zwei ungarische Barone, welche mit dem Kopf oben hinaus wollten und

die Königin folgendermaßen anredeten: Gnädigste Frau, ihr thut als Frau wohl daran, die Ehre eures Geschlechts zu vertheidigen, aber wir getrauen uns wohl, wenn wir da wären, wo sich diese Frau von Marmor aufhält, und wir sie sprechen könnten, ihr diamantenes Herz zu überwältigen und sie dahin zu bringen, uns zu Willen zu sein.

Ich weiß nicht, was geschehen würde, antwortete der böhmische Ritter, noch was ihr thun würdet; aber das weiß ich wohl, daß ich mich nicht täusche.

Es wurde noch Vieles gesprochen, der Streit erhitzte sich auf diese Äußerungen beiderseits von Neuem, und die beiden allzu zuversichtlichen Barone erklärten endlich mit einem Schwure, sie beharren auf ihrer Behauptung und verpfänden alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter dafür, daß sie binnen fünf Monaten, vorausgesetzt, daß Herr Ulrich sich verpflichte, inzwischen seine Gattin weder zu besuchen, noch zu warnen, dieselbe dahin bringen wollen, ihre Wünsche zu erfüllen. Die Königin und alle, welche diesen Vorschlag vernahmen, erhoben darüber ein großes Gelächter und verspotteten die beiden. So bald sie dies sahen, sagten sie: Ihr meint vielleicht, gnädigste Frau, wir reden nur in Schimpf und Scherz; es ist uns aber vollkommen Ernst und wir wünschen, die Probe zu bestehen, damit man sehe, welche von beiden Meinungen die richtige sei.

Mittlerweile hatte König Matthias selbst von der Sache gehört und kam jetzt dahin, wo sich die Königin befand, welche sich große Mühe gab, den beiden Ungarn ihren Wahnsinn auszureden. Als der König kam, baten ihn die beiden Barone zu geruhen, Herrn Ulrich anzuhalten, da er sich nicht freiwillig dazu verstehe, den Vertrag mit ihnen einzugehen, wobei sie sich verbindlich machen, alle ihre Habe zu verlieren, welche dann der König frei dem Herrn Ulrich schenken könne. Geschehe aber das, was sie voraussagen, so solle Herr Ulrich ver-

sprechen, es seiner Frau nicht entgelten zu lassen, aber seine falsche Ansicht aufgeben und glauben, daß die Frauen von Natur geneigt sind, den Bitten der Liebhaber ein williges Ohr zu leihen. Der böhmische Ritter, welcher an die Keuschheit und eheliche Treue seiner Frau so fest glaubte, wie an das Evangelium, und sich an die Unbeflecktheit seines Zauberbildes hielt, welches er die ganze Zeit seiner Abwesenheit über nie bleich noch schwarz gesehen hatte, wohl aber manchmal gelb, je nachdem sie zuweilen von einem um Minne war angegangen worden, aber gleich darauf seine natürliche Farbe wieder bekam, sagte zu den ungarischen Baronen: Ihr habt euch in eine große Gefahr geschwatzt; so will ich denn auf die Sache eingehen mit dem Beding, daß ich hernach mit meiner Frau nach meinem Gutdünken verfahren darf. Übrigens will ich auch alle meine Habe in Böhmen neben dem einsetzen, was ihr verpfänden zu wollen erklärt habt, und behaupte, daß ihr meine Frau nimmermehr dahin bringen werdet, euren Willen zu thun; auch will ich weder gegen sie, noch gegen sonst jemand die Sache mit einem Worte erwähnen.

Es wurde deshalb noch Vieles herüber und hinüber verhandelt und zuletzt erklärte der Böhme in Gegenwart des Königs und der Königin, durch die Verwegenheit der beiden Ungarn von Neuem angereizt: Dieweil denn Herr Wladislaw und Herr Albert (so hießen die zwei Ungarn) also dringend verlangen, ihr Wagniß zu bestehen, bin ich, wofern es mit eurer Huld und Gunst geschehen kann, ehrfurchtgebietender König und gnädigste Königin, ihrem Begehren zu willfahren bereit.

Und was uns betrifft, versetzten die Ungarn, so bestätigen wir neuerdings, was wir gesagt haben.

Der König bestrebte sich zwar wiederholt, die Zwistigkeit beizulegen; von den zwei Ungarn aber unablässig gedrängt ließ er am Ende über die Bedingungen des Vertrags eine königliche Verordnung ausfertigen, die er

eigenhändig vollzog. Als die beiden Barone den königlichen Erlaß sahen, nahmen sie davon eine Abschrift, und ebenso that der Böhme. Die beiden Ungarn brachten ihre Angelegenheiten in Ordnung und beschlossen unter sich, Herr Albert solle zuerst sein Glück versuchen bei seiner Frau, und nach sechs Wochen solle auch Herr Wladislaw hingehen. Herr Albert ging mit zwei Dienern ab und begab sich gerades Wegs nach dem Schlosse des Böhmen. Dort angelangt stieg er in einer Herberge des Dorfes ab, zog Erkundigungen ein über die Frau und hörte, daß sie sehr schön und über die Maßen ehrbar sei und ihren Gatten über Alles in der Welt liebe. Dessenungeachtet ließ er sich nicht abschrecken, sondern legte Tags darauf reiche Kleider an und wanderte nach dem Schlosse, wo er der Dame sagen ließ, daß er ihr aufzuwarten wünsche. Anmuthreich, wie sie war, ließ sie ihn eintreten und empfing ihn auf das Freundlichste. Der Baron erstaunte sehr über die Schönheit und die Reize der Dame und über die ehrbare und feine Sitte, die ihr eigen war. Als sie sich sodann gesetzt hatten, sagte er, der Ruf von ihrer hohen Schönheit habe ihn bewogen, den Hof zu verlassen und hierher zu kommen, sie zu sehen, und er finde sie in Wahrheit noch unendlich schöner und lieblicher, als er habe erwarten können. Und mit dem begann er ihr viel eitle Dinge vorzuschwatzen, sodaß sie bald merkte, auf was es losgehe und welchem Ziel sein Schifflein zusteuere. Deshalb strebte sie, ihn allmälig treuherzig zu machen und auf verliebte Reden zu bringen, damit er desto eher in seinen Hafen einlaufe. Der Baron, der eben nicht war, was er sich einbildete, sondern unerfahren und leichtgläubig genug, hörte nicht auf zu schwatzen, bis er damit herausplatzte, daß er heftig in sie verliebt sei. Die Frau that zwar allerdings spröde gegen sein Geschwätz, unterließ aber nicht, sich freundlich gegen ihn zu bezeugen, sodaß der Ungar in zwei bis drei Tagen gar

nichts that, als sie mit seiner Liebe bestürmen. Die Dame sah bald, daß sie es mit einem kaum flügge gewordenen Vogel zu thun hatte, und setzte sich daher vor, ihm einen solchen Streich zu spielen, daß er immer an sie denken solle. Bald darauf gab sie sich nämlich das Ansehen, als könne sie seinen Streichen nicht länger widerstehen, und sprach zu ihm: Herr Albert, ich glaube, ihr seid ein großer Zauberer, denn ich fühle mich gedrungen, euren Willen zu thun, und will mir dabei nur so viel ausbedungen haben, daß mein Gatte es nicht erfahre, der mich sonst ganz sicher tödten würde. Und daß sich dessen niemand im Hause versehe, mögt ihr morgen, wie es eure Gewohnheit ist, zur Essenszeit auf das Schloß kommen, euch aber weder hier noch sonst wo aufhalten, sondern heimlich in das Gemach im Hauptthurme gehen, über dessen Thür das Wappen des Königreichs in Marmor ausgehauen ist, und den Eingang hinter euch verschließen. Ihr sollt das Gemach offen finden, ich komme dann bald auch hin und wir können nach bester Bequemlichkeit und ohne von jemand bemerkt zu werden (denn ich will sorgen, daß niemand in der Nähe ist) unserer Liebe uns freuen und uns die Zeit vertreiben.

Dieses Gemach war ein sehr festes Gefängniß, das in alten Zeiten gerade dazu gemacht war, um Edelleute darin festzuhalten, die man nicht umbringen, sondern lebenslänglich gefangen halten wollte. Mit dieser seiner Meinung nach äußerst günstigen Antwort hielt sich der Baron für den zufriedensten und glücklichsten Mann von der Welt und hätte mit keinem Könige tauschen mögen. Er dankte daher der Frau, so gut er wußte und konnte, schied von ihr und ging nach seiner Herberge zurück, das Herz von unendlicher Freude erfüllt. Am folgenden Tage zu der anberaumten Stunde erschien der Baron wirklich auf dem Schlosse, und da er niemand fand, trat er ein, ging nach der Anweisung der Frau geradezu nach dem

Gemache, fand es offen und machte hinter sich die Thüre zu, die sich von selbst abschloß. Die Thüre war so eingerichtet, daß man von innen nicht ohne Schlüssel öffnen konnte, und hatte überdies ein äußerst festes Schloß. Als nun die Burgfrau, welche nicht weit davon auf der Lauer stand, den Eingang zumachen hörte, verließ sie das Zimmer, worin sie sich befand, begab sich vor das Zimmer des Barons, verschloß und verriegelte es von außen und nahm den Schlüssel zu sich. Das Gemach war, wie gesagt, in dem Hauptthurm und darin war ein recht gutes Bett. Das Fenster, wodurch es Licht empfing, war so hoch, daß ohne Leiter kein Mensch hinaus schauen konnte. Im Übrigen war es ganz geeignet für ein anständiges Gefängniß. Sobald Herr Albert darin angelangt war, setzte er sich nieder und erwartete, gleichwie die Juden den Messias, die Frau, die ihm ihr Wort gegeben hatte, daß sie kommen werde. Während er nun in dieser Erwartung schwebte und sich tausend Hirngespinnste bildete, da hörte er einen kleinen Laden aufgehen, der in der Thüre seines Gemachs befindlich und so klein war, daß er kaum hinreichte, ein Brot und einen Becher Weins hinein zu bieten, wie man Gefangenen zu thun pflegt. Er meinte nicht anders, als jetzt komme seine Schöne, ihn zu besuchen und ihm ihre Liebe zu schenken, und als er aufstand, vernahm er durch die Öffnung die Stimme einer Zofe, die zu ihm sagte: Herr Albert, meine Gebieterin Frau Barbara (denn so hieß die Burgfrau) läßt euch durch mich sagen, daß, nachdem ihr hierher gekommen seid, um ihr ihre Ehre zu rauben, sie euch wie einen Dieb verhaftet habe und daß sie euch dafür auf eine Weise büßen lassen wird, die nach ihrem Gutdünken eurer Versündigung angemessen ist. Gesetzt also, daß ihr zu essen und zu trinken verlangt, derweil ihr hier drinnen steckt, so müßt ihr es euch durch Spinnen verdienen, wie die armen Frauen ihren Unterhalt. Das kann ich euch auch sagen, daß

eure Kost desto besser beschaffen sein und desto reichlicher ausfallen wird, je länger ihr euren täglichen Faden spinnt; im andern Falle werdet ihr auf Wasser und Brot gesetzt. Das schreibt euch ein für allemal hinter's Ohr, da niemand weiter ein Wort mit euch darüber reden wird.

Dies gesagt machte die Zofe den kleinen Laden wieder zu und ging zu ihrer Herrin zurück. Der Baron, der sich bis jetzt mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, zur Hochzeit gekommen zu sein, und der, um besser seinen Postenlauf zu machen, am Morgen nichts oder wenig gegessen hatte, war bei dieser unerwarteten Ankündigung wie vom Donner gerührt. Als schwände ihm der Boden unter den Füßen, flohen plötzlich alle Lebensgeister von ihm, er verlor Kraft und Athem und sank ohnmächtig auf das Estrich seines Zimmers nieder, sodaß, wer ihn gesehen hätte, ihn eher für todt, als lebendig hätte halten müssen. Er blieb eine gute Weile so liegen, und als er wieder zu sich gekommen war, wußte er nicht, ob er träumte oder ob es wirklich wahr sei, was die Zofe ihm gesagt hatte. Da er endlich klar einsah und sich nicht ableugnen konnte, daß er wie ein Vogel im Käfig gefangen sei, so glaubte er vor Zorn und Wuth umkommen oder den Verstand verlieren zu müssen, und redete geraume Zeit wie ein Rasender irre, ohne zu wissen, was er beginnen solle. Den ganzen übrigen Tag lang schritt er im Zimmer auf und ab, faselte, seufzte, lästerte, drohte und verfluchte Tag und Stunde, da er den unseligen Gedanken gefaßt, eines andern Weib zu entehren. Es fiel ihm der Verlust seiner Güter ein, der daraus erfolgte, da sich der König selbst für die Giltigkeit des Vertrags verbürgt hatte. Zumeist schlug ihn aber doch die Vorstellung der Beschämung, des Hohns und der Schande nieder, die sein Abenteuer ihm bei Hofe zuziehen mußte, wenn es daselbst, wie es eben nicht anders sein konnte, verlautete, und es war ihm zuweilen, als würde ihm das Herz mit

zwei scharfen Zangen bis zur Bewußtlosigkeit gezwickt und endlich ausgerissen. Indem er also in dem Gemache wüthend auf und abrannte und sich da und dorthin wendete, sah er zufällig in einem Winkel desselben eine Kunkel stehen, woran Flachs angelegt und eine Spindel befestigt war. Er war auf dem Punkte, vom Zorne überwältigt, alles zu zerstören und entzweizuschlagen; aber dennoch unterließ er es, ich weiß nicht wie es kam. Es war zur Stunde des Abendessens, als die Zofe zu ihm zurückkehrte, das Fensterchen öffnete, den Baron begrüßte und zu ihm sagte: Herr Albert, ich will das Garn abholen, das ihr gesponnen habt, damit ich weiß, was ich euch für ein Abendbrot bringen darf.

War der Baron schon vorher böse gewesen, so bemächtigte sich seiner nunmehr der wildeste Grimm, und er begann ihr die ärgsten Schimpfreden von der Welt zu sagen, die man irgend einem Weibe von schlechtem Lebenswandel gesagt hat, und das Mädchen unanständig anzufahren, indem er sich herausließ, wie wenn er in Freiheit und auf einem seiner Schlösser wäre. Die von ihrer Gebieterin unterwiesene Zofe entgegnete lachend: Herr Albert, ihr thut meiner Treu nicht wohl daran, so das große Wort wider mich zu führen und mir solchen Schimpf anzuthun; denn solcher Wahnsinn hilft euch da drinne gar nichts. Ihr wißt ja doch das Sprichwort, daß der Knecht für den Herrn nichts kann. Meine Herrin will von euch wissen, was euch hierher geführt hat, und ob irgend jemand eures Kommens mitwissend ist. Das müßt ihr mir noch außer dem Spinnen sagen. Es ist mit euch so weit gekommen, daß euch das Messer an der Kehle steht, und ihr verliert unnöthigerweise Zeit und Mühe, wenn ihr euch einbildet oder bestrebt, ohne gesponnen und gebeichtet zu haben, von hinnen zu entkommen. Ergebt euch also geduldig in euer Schicksal, das einmal nicht zu ändern ist und wogegen es keine Abhilfe giebt; wollt ihr euch andere Gedanken machen,

so gebt ihr euch wahrlich unnöthige Mühe. Es ist fest und unwiderruflich beschlossen, daß ihr sonst nichts zu essen bekommt, außer ein wenig Brot und Wasser, wenn ihr nicht spinnt und sagt, ob jemand um den Zweck eures Hierherkommens weiß. Wollt ihr leben, so zeigt mir Faden und sagt, wie die Sache sich verhält; wo nicht, so bleibt ihr hier.

Als sie sah, daß er keinen Faden hatte, noch auch bereit war, ihre Frage zu beantworten, schloß sie das Thürchen, und der zur schlimmen Stunde gekommene Baron empfing an diesem Abend weder Brot noch Wein, sodaß er, weil es sich mit leerem Magen schlecht zu schlafen pflegt, in der Nacht kein Auge zuthat. So lange nun der Baron in diesem Gemache gefangen saß, wurden auf Befehl der Burgfrau auch die Diener und Pferde Herrn Alberts geschickt und heimlich hingehalten, und nebst seinen Sachen an einem sichern Orte untergebracht, wo sie mit Allem wohl versorgt wurden und ihnen nichts als die Freiheit mangelte. Öffentlich ließ sie das Gerücht verbreiten, Herr Albert sei nach Ungarn zurückgekehrt. Wenden wir uns nun zurück zu dem böhmischen Ritter! Sobald er wußte, daß einer der beiden anmaßlichen Ungarn den Hof verlassen und sich nach Böhmen aufgemacht hatte, betrachtete er tagtäglich sein bezaubertes Bild, um zu sehen, ob es die Farbe verändere. In den drei bis vier Tagen nun, wo der Ungar die Frau zu überreden strebte, wurde es jedesmal in den Stunden, wo er bei ihr war, gelb; gleich darauf aber gewann es seine natürliche Farbe wieder. Sobald er sah, daß es sich nicht mehr veränderte, hielt er es für sicher, daß der ungarische Baron abgewiesen worden sei und nichts ausgerichtet habe. Er fühlte sich dadurch außerordentlich befriedigt und meinte der Sittsamkeit seiner Frau völlig versichert sein zu können. Doch war er noch nicht ganz ruhig und sein Herz nicht durchaus zufrieden gestellt, aus Besorgniß, Herr Wladislaw, der

noch gar nicht abgereist war, könnte glücklicher sein, als sein Genosse und erobern, was der andere nicht zu erreichen verstanden habe. Der eingesperrte Baron hatte den Tag vor seiner Einkerkerung nicht geschlafen und die Nacht über nicht geschlafen; als nun der Morgen anbrach, beschloß er, nachdem er seine Lage vielfältig überdacht und erkannt hatte, daß es kein anderes Mittel gebe, sich zu befreien, als wenn er der Frau gehorche, aus der Noth eine Tugend zu machen. Er zog es also vor, um sein Leben zu fristen, die mit seinem Genossen dem Ritter getroffene Verabredung zu offenbaren und den Rocken vorzunehmen und zu spinnen. Zwar hatte er noch nie gesponnen; aber die Noth ist ein guter Lehrmeister und so fing er an, er ergriff besser, als er sich dachte, die Spindel, um zu spinnen, spann bald dick, bald zart, und auch von mittlerer Gattung, freilich ein so unförmliches Garn, daß jeder, der es sah, gewiß darüber lachen mußte. Er mühte sich nun mit dieser Beschäftigung den ganzen Morgen ab, und als es Mittag geworden, siehe da kam dieselbe Zofe wieder, öffnete das Fensterlein und fragte den Baron, ob er geneigt sei, den Grund anzugeben, der ihn nach Böhmen geführt, und wie viel Faden er gesponnen habe. Ganz beschämt erzählte er dem Mädchen Alles, was er mit Herrn Ulrich ausgemacht hatte, und zeigte ihr dann eine Spindel voll Garn. Das Mädchen sagte lächelnd: das Geschäft geht ja trefflich von Statten; der Hunger treibt den Wolf aus dem Wald; ihr habt sehr wohl daran gethan, mir die Wahrheit einzugestehen, und habt so gut gesponnen, daß ich hoffe, wir werden aus eurem Gespinnste unserer Gebieterin Hemden weben lassen, die sie als Bußgewand zur Kasteiung tragen kann, so oft ihr Fleisch sie ärgert.

Nach diesen Worten reichte sie dem Baron gute Speisen zu und ließ ihn im Frieden. Dann kehrte sie zu ihrer Gebieterin zurück, zeigte ihr den Faden und theilte ihr die ganze Geschichte mit von dem Vertrage, den Herr

Ulrich und die beiden ungarischen Barone mit einander abgeschlossen hatten. Obgleich entsetzt über die Schlingen, welche die Männer ihr gestellt hatten, war die Frau doch wieder sehr froh, daß die Sache so gegangen war und sie ihrem Manne von ihrer Treue und Ehrbarkeit einen solchen Beweis geben konnte. Sie nahm sich daher vor, diesen nicht eher von dem Geschehenen zu benachrichtigen, als bis auch Herr Wladislaw angekommen und von ihr nach Verdienst und Würden gezüchtigt sei für seinen leichtsinnigen und sittenlosen Dünkel, indem sie sich nicht genug verwundern konnte, wie die beiden Barone so tollkühn albern und anmaßend hätten sein können, ohne irgend sie zu kennen, ihr ganzes Vermögen auf ein so gewagtes Spiel zu setzen. Sie merkte wohl, daß es ihnen im Kopf fehlen müsse und daß sie nicht recht bei Trost sein können. Ich will nun aber nicht Schritt für Schritt alles Einzelne erzählen, wie es jeden Tag sich begeben, denn das gäbe eine gar zu lange und vielleicht langweilige Geschichte; ich sage also nur, der Baron in seinem Käfig lernte in kurzer Zeit ganz artig spinnen und spinnend seines Unglücks uneingedenk werden. Die Zofe ließ ihm in reicher Fülle gute und leckere Speisen herbeibringen, wollte aber seinen öftern Versuchen, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, niemals Genüge leisten. Herr Ulrich betrachtete in jener Zeit immer und immer wieder sein schönes Bildniß, dessen Schönheit und Farbe nicht dem mindesten Wechsel unterlag. Es hatten schon mehrere Hofleute wiederholt wahrgenommen, wie der böhmische Ritter tausendmal des Tages seine Börse öffnete, ein kleines Büchschen herauszog und dessen Inneres aufmerksam betrachtete, bis er es wieder sorgfältig verschloß und in den Geldbeutel steckte. Er wurde auch von manchen befragt, was es damit für eine Bewandtniß habe; er wollte aber die Wahrheit keinem Menschen verrathen und es war natürlich, daß in seinen Vermuthungen eben so wenig

einer sie errieth. Wer in aller Welt hätte auch an eine solche Hexerei denken sollen? Doch hätten nicht allein die andern, sondern selbst der König und die Königin sich gern das Räthsel erklären lassen, was denn der böhmische Ritter so aufmerksam und so oft betrachte; indessen schien es ihnen nicht geeignet, von ihm darüber wirklich Aufschluß zu begehren. Es waren bereits über sechs Wochen verflossen, seit Herr Albert vom Hofe abgereist war, um ein Burgbewohner und großer Spinner zu werden; und wie nun Herr Wladislaw sah, daß Herr Albert nicht, wie er es mit ihm verabredet hatte, ihn durch Gesandte und Botschaften von seinen Erfolgen benachrichtigte, so gerieth er in Verlegenheit über das, was er thun sollte, und verfiel mit seinen Vermuthungen auf das verschiedenste Zeug. Er meinte endlich, sein Genosse sei glücklich an das Ziel seines Unternehmens gelangt und habe bei der Frau den ersehnten Apfel gepflückt; dann sei er in das weite und tiefe Meer seiner Wonne versunken, habe die getroffene Abrede vergessen und denke nun nicht mehr daran, ihn hiervon zu benachrichtigen. Deshalb beschloß er, sich auf den Weg zu machen und gleichfalls sein Glück zu versuchen. Er zögerte nun nicht lange mit der Ausführung seines Gedankens, traf seine Vorbereitungen zu der Reise und machte sich mit zwei Dienern zu Pferde auf den Weg nach Böhmen; er reiste ununterbrochen jeden Tag weiter, bis er zu dem Schlosse kam, welches die schöne und äußerst sittsame Frau bewohnte. Er stieg in dem Gasthause ab, in welchem sich auch Herr Albert zuerst aufgehalten, und indem er sich eifrig nach ihm erkundigte, erfuhr er, daß jener schon vorlängst wieder abgereist sei. Darob wunderte er sich gar sehr und wußte nicht, was er von der Sache halten solle. Er machte sich daher über den Verlauf der Angelegenheit manche, wenn auch nicht die rechten Gedanken, und nahm sich endlich vor, das zu versuchen, weshalb er von Ungarn herge-

kommen war. Indem er nun der Aufführung der Frau nachforschte, vernahm er, was in der Gegend die allgemeine Sage und Annahme war, nämlich daß sie ohne Gleichen anmuthig, sittsam, liebenswürdig und durchaus keusch sei. Die Frau wurde alsbald von der Ankunft des Barons in Kenntniß gesetzt, und da sie den Grund wußte, weshalb er kam, beschloß sie auch ihn mit der Münze zu zahlen, die er suche. Der ungarische Baron kam also am folgenden Tage auf das Schloß und ließ sagen, er wolle die Burgherrin, da er vom Hofe des Königs Matthias komme, besuchen und ihr seine Aufwartung machen. Er wurde dann vor ihr zugelassen und mit heiterer und freundlicher Miene empfangen. Man führte nun verschiedene Gespräche und die Frau zeigte sich sehr zuvorkommend und wie man sagt als heitere Gesellschafterin, sodaß Herr Wladislaw sich mit der Hoffnung schmeichelte, mit seinem Unternehmen bald zu Stande zu kommen. Doch wollte er bei diesem ersten Besuche nur im Allgemeinen seinen Plan vorbereiten; er sprach nur überhaupt davon, daß er von dem Rufe ihrer Schönheit, Anmuth, Liebenswürdigkeit und bezaubernden Sitte gehört, sodaß, als ihn seine Geschäfte nach Böhmen geführt, er nicht habe weggehen können, ohne sie gesehen zu haben, und daß er viel mehr an ihr gefunden, als der Ruf verkünde. Nachdem er mit diesem ersten Angriff fertig war, kehrte er in seine Herberge zurück. Als sich der ungarische Baron vom Schlosse entfernt hatte, nahm sich die Frau vor, dem Herrn Wladislaw die Zeit nicht zu lange zu machen, denn sie war gegen die beiden Ungarn in ihrem Herzen heftig erbittert, da sie dachte, sie haben sich doch gar zu anmaßend daher begeben, um wie öffentliche Mörder ihr die Ehre zu rauben und zu beflecken und sie in beständige Ungnade zu setzen bei ihrem Gatten, ja in Lebensgefahr zu bringen. Sie ließ daher ein anderes Zimmer zurecht machen, das an das seines Gefährten stieß, wo er spann;

und als Herr Wladislaw wieder kam, fing sie an ihm freundliche Blicke zuzuwerfen, sodaß er auf den Gedanken kommen sollte, sie sei in ihn verliebt. Und so dauerte es nicht lange, bis auch er im Käfig saß und die bekannte Zofe ihm durch ein Loch in der Thüre zu verstehen gab, wenn er leben wolle, so müsse er haspeln lernen, er solle in seinem Zimmer suchen, da werde er in einem Winkel eine Weife und mehrere Spulen Garn vorfinden.

Haltet euch nur dran, sagte sie, und verliert ja keine Zeit!

Wer dem Baron in diesem Augenblicke ins Gesicht geschaut hätte, würde es vielmehr für das eines Marmorbilds, als eines Menschen gehalten haben; gleich darauf aber bemächtigte sich seiner eine solche Wuth, daß er gänzlich von Sinnen gekommen zu sein schien. Als er sodann einsah, daß ihm nichts übrig blieb, als zu gehorchen, fing er, nachdem der erste Tag vorüber war, an zu haspeln. Als sie es so weit gebracht hatte, gab die Burgfrau die Diener des Herrn Albert frei und ließ sie gleichwie die des Herrn Wladislaw vor die Kerker ihrer Gebieter führen und zuschauen, wie sie sich ihr tägliches Brot verdienten. Dann ließ sie ihnen die Pferde und alles Mitgebrachte der Barone geben und verabschiedete die Diener, daß sie heim gingen. Andererseits schickte sie einen ihrer Leute an ihren Gatten, um diesem Kunde von dem Vorgefallenen zu geben. Nach dem Empfange so guter Zeitung machte der böhmische Ritter dem König und der Königin seine Aufwartung und erzählte in ihrer Gegenwart die ganze Geschichte der beiden ungarischen Barone, so weit er aus Briefen seiner Gattin davon gehört hatte. Der König und die Königin waren voll Verwunderung und priesen höchlich die kluge Vorsicht der Dame, die sie nicht nur für äußerst sittsam, sondern auch für weise und sehr listig erklärten. Herr Ulrich ermangelte nun aber nicht, auf Vollstreckung der

feierlichen Übereinkunft anzutragen. Der König verſammelte ſeinen geheimen Rath, in welchem jeder ſeine Meinung abgeben mußte, und nach deſſen einſtimmigem Beſchluß wurde der Großkanzler des Reichs mit zwei Räthen nach dem Schloſſe des böhmiſchen Ritters abgeordnet, um den Verlauf der Sache zu unterſuchen und den beiden Baronen den Proceß zu machen. Die Richter gingen hin und entledigten ſich dieſes Auftrags mit Eifer und Genauigkeit, verhörten die Burgfrau und die Zofe, ſowie einige andere Leute des Hauſes und nach ihnen auch die Barone, welche die Frau einige Tage zuvor hatte zuſammenbringen laſſen, damit ſie durch Spinnen und Haſpeln ſich ihren Lebensunterhalt verdienten. Nachdem der Großkanzler den Proceß eingeleitet, kehrte er an den Hof zurück, wo der König Matthias nebſt der Königin und den vornehmſten Baronen des Reichs, auch allen Räthen, nach reiflicher Erwägung der Angelegenheit der ungariſchen Barone und des böhmiſchen Ritters und nach vielem Streiten, wobei die Königin die Partei der Frau und den Böhmen in ihren Schutz nahm, der König alſo ſein Urtheil dahin abgab, Herr Ulrich ſolle die ſämmtliche Habe und beweglichen Güter und Lehen der beiden Barone für ſich und ſeine Erben beſtändig bekommen, jene Barone aber ſollen aus den beiden Reichen Ungarn und Böhmen verbannt werden, bei Strafe, ſo oft ſie zurückkehren, öffentlich von dem Henker durchgeveitſcht zu werden. Der Urtheilsſpruch wurde vollzogen; der böhmiſche Ritter erhielt Alles und die zwei unglücklichen Ungarn wurden aus dem Reiche geführt und ihnen der gegen ſie gefallene Urtheilsſpruch eröffnet, den freilich viele für allzu hart und ſtreng hielten, namentlich die Freunde und Verwandten der beiden Barone. Da es jedoch den Bedingungen des Vertrags klärlich entſprach, wurde es von allen für gerecht angenommen, damit es für die Zukunft ein warnendes Beiſpiel ſei für ſolche, die leichtſinnig und ohne Grund alle Frauen über

einen Kamm ſcheeren wollen, während doch die alltägliche Erfahrung das Gegentheil zeigt, denn es gibt unter den Weibern wie unter den Männern Geſchöpfe von verſchiedener Beſchaffenheit. Der König und die Königin wünſchten nun, daß die entſchloſſene Burgfrau an den Hof komme, wo ſie von ihnen gütig aufgenommen und von allen mit unendlicher Verwunderung betrachtet wurde. Die Königin nahm ſie zu ihrer Ehrendame an, warf ihr einen anſehnlichen Gehalt aus und hielt ſie jeder Zeit werth. Der Ritter aber gelangte zu immer größerem Reichthum und Ehren und lebte in der Gunſt des Königs lange Zeit friedlich und ruhig mit ſeiner ſchönen Gemahlin; vergaß auch dabei nicht des Polen, der ihm das wunderbare Bildniß gefertigt hatte, und ſchickte ihm ein reiches Geſchenk an Geld und andern Dingen.

76. Viel Lärmen um nichts.

(I. 22.)

Im Jahre unſeres Heils zwölfhundert drei und achtzig geſchah es, daß die Sicilianer, welche die Herrſchaft der Franzoſen nicht länger dulden zu können glaubten, ſie eines Tags in der Veſperzeit mit unerhörter Grauſamkeit alle ermordeten, ſo viel ihrer auf der Inſel waren; denn dazu hatten ſie ſich vorher auf der ganzen Inſel verſchworen. Und nicht bloß Männer und Weiber franzöſiſcher Nation tödteten ſie, ſondern auch alle ſicilianiſchen Frauen, welche man von einem Franzoſen ſchwanger meinte, wurden an jenem Tage ermordet, und wenn es ſich ſpäterhin noch ergab, daß ein Weib von einem Franzoſen geſchwängert ſei, war ſie ohne Erbarmen des Todes. Daher entſtand der klägliche Name der

ſicilianiſchen Veſper. Als König Peter von Aragon dieſe Nachricht vernahm, ſegelte er ſogleich mit der Flotte aus und beſetzte die Inſel, denn der Papſt Nicolaus III hatte ihn dazu durch die Behauptung ermuthigt, ihm als dem Gemahl Conſtanzens, der Tochter König Manfreds gebühre das Eigenthum der Inſel. König Peter hielt viele Tage mit königlicher Pracht in Palermo Hof und feierte den Erwerb der Inſel durch die glänzendſten Feſte. Als er hierauf Kunde erhielt, daß König Karl II, Sohn König Karls I, welcher das Königreich Neapel beſaß, mit einer gewaltigen Flotte daherſegle, um ihn aus Sicilien zu verjagen, ſegelte er ihm mit ſeiner aus Kriegsſchiffen und Galeeren beſtehenden Flotte entgegen; und als ſie zuſammenſtießen, gab es ein großes blutiges Gefecht, das viele Menſchen mit dem Leben entgalten. Doch zuletzt ſchlug König Peter die Flotte König Karls und machte ihn ſelbſt zum Gefangenen. Um aber künftig dem Kriegsgeſchäft beſſer obliegen zu können, verlegte er den Aufenthalt der Königin und des Hofs nach Meſſina, weil dieſe Stadt Italien gegenüber liegt und von dort aus die Überfahrt nach Calabrien weniger Zeit erfordert. Hier hielt er alsdann ein königliches Hofgelage, wobei um des erfochtenen Sieges willen alles voller Freude war und der ganze Tag mit Ritterſpielen und Tänzen hingebracht wurde *). Ein ſehr angeſehener Ritter und Edelmann, welchem König Peter ſeiner perſönlichen Verdienſte wegen und weil er ſich in den letzten Kriegen immer mannhaft gehalten hatte, in höchſtem Grade geneigt war, verliebte ſich bei dieſer Gelegenheit auf das Heftigſte in ein Fräulein, die Tochter des Lionato de Lionati, eines Edelmanns aus Meſſina, welche vor allen andern im Lande gebildet, anmuthig und ſchön heißen mochte; und ſeine Leidenſchaft wuchs bald zu ſolcher Stärke, daß er ohne ihren ſüßen Anblick weder le-

*) Erſt hier beginnt T. v. Bulow (Novellenb. IV, 305) die Erzählung.

den konnte noch wollte. Der Name des Freiherrn war Herr Timbreo von Cardona und das Mädchen hieß Fenicia. Er hatte von Kindheit auf dem König Peter immer zu Wasser und zu Lande gedient und war von ihm so reich belohnt worden, daß er außer bedeutenden Geschenken von dem König erst in den letzten Tagen die Grafschaft Collisano und andere Güter erhalten hatte, so daß sein Einkommen, den Gehalt, den er vom König bezog, ungerechnet, auf mehr als zwölftausend Ducaten angewachsen war. Herr Timbreo fing nun an, tagtäglich vor dem Hause des Mädchens vorüber zu gehen, und schätzte sich an jedem Tage für selig, da er sie erblickt hatte. Fenicia, die ihres zarten Alters ungeachtet klug und verständig war, merkte ohne Schwierigkeit die Ursache des häufigen Vorübergehens des Ritters. Er stand in dem Rufe, ein Günstling des Königs zu sein und so viel wie wenige außer ihm am Hofe zu gelten, weshalb er denn von allen Seiten geehrt wurde. Fenicia hatte nicht allein dies gehört, sondern sah auch selbst, daß er immer so vornehm gekleidet war, eine stattliche Dienerschaft im Gefolg hatte und außerdem, daß er ein sehr schöner und wie es schien wohlgesitteter junger Mann war, sodaß auch sie ihrerseits begann, ihn freundlich anzusehen und ihm seine Ehrerbietung anständig zu erwidern. Die Leidenschaft des Ritters wuchs von Tag zu Tag; je öfter er sie sah, desto mächtiger fühlte er die Flamme um sich greifen; und als diese nie gekannte Glut in seinem Herzen zu solcher Stärke gediehen war, daß er vor Liebe zu dem schönen Kinde zu vergehen glaubte, beschloß er, jedes Mittel zu ergreifen, das ihn zu ihrem Besitze führen könne. Aber alles war vergebens; denn so viel Briefe, Boten und Gesandtschaften er ihr auch schickte, so erhielt er doch nie eine andere Antwort, als daß sie entschlossen sei, ihr Magdthum ihrem künftigen Gatten unverletzt zu überliefern. Dies verursachte dem armen Liebhaber großen Kummer, um

so mehr, als sie sich niemals hatte bewegen lassen, Briefe oder Geschenke von ihm anzunehmen. Da er aber ihren Besitz um jeden Preis erkaufen wollte und wohl sah, daß bei ihrer Standhaftigkeit kein anderes Mittel sei, um sie zu bekommen, als sie zum Weibe zu nehmen, so entschloß er sich nach vielen innern Kämpfen doch zuletzt, bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten zu lassen. Zwar glaubte er sich durch diesen Schritt sehr zu erniedrigen; doch, da er wußte, daß sie von altem gutadeligem Blute war, beschloß er, nicht zu zögern, so groß war die Liebe, die er zu dem Mädchen hegte. Als dieser Vorsatz zur Reife gediehen war, begab er sich zu einem messinischen Edelmann, mit welchem er sehr vertraut war, erzählte ihm, was er im Sinne hatte, und trug ihm auf, was er bei Messer Lionato thun solle. Der Messiner ging hin und vollbrachte den Auftrag des Ritters. Herr Lionato kannte den Werth und das Ansehen des Herrn Timbreo zur Genüge und berieth sich daher über eine so gute Zeitung nicht erst lange mit Verwandten oder Freunden, sondern ertheilte freudig die Antwort, es sei ihm sehr angenehm, daß der Ritter nicht verschmähe, seine Verwandtschaft zu suchen. Er eilte sofort nach Hause, wo er seiner Gattin und Fenicia mittheilte, welche Zusage er Herrn Timbreo gegeben. Fenicien gefiel die Sache ungemein, sie dankte Gott demüthig, daß er ihrer keuschen Liebe einen so rühmlichen Ausgang verleihe und äußerte ihre Freude auch in ihrem Angesicht. Aber das Schicksal, welches nie müde wird, fremdes Glück zu stören, erfand eine neue Art, die von beiden Seiten so sehr gewünschte Hochzeit zu verschieben. Hört nur, wie! Es hieß bald durch ganz Messina, Herr Timbreo Cardona werde in wenigen Tagen Fenicia, die Tochter des Herrn Lionato, heirathen, und alle Messiner waren über diese Nachricht erfreut, weil Herr Lionato ein allgemein beliebter Edelmann war, der niemand Schaden zufügte, sondern allen, so viel er konnte, gefällig war. Daher

kam es, daß jedermann über diese Verbindung herzliches Vergnügen äußerte. Es lebte aber in Messina noch ein anderer junger Ritter von vornehmer Abkunft, Namens Herr Girondo Olerio Valenziano, der sich auch in den letzten Feldzügen durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan hatte, und der sodann einer der glänzendsten und freigebigsten Herren des Hofs geworden war. Diesen ergriff bei dieser Nachricht ein endloser Schmerz, denn erst kurz zuvor hatte er sich in Fenicia's Schönheiten verliebt und die Liebesflammen hatten seine Brust so gewaltig in Besitz genommen, daß er fest überzeugt war, sterben zu müssen, wenn er Fenicia nicht zum Weibe erhalte. Schon war er entschlossen bei ihrem Vater um sie zu werben, als er vernahm, daß sie dem Timbreo zugesagt sei, worüber er vor Schmerz in Krämpfe zu fallen meinte; und da er kein Mittel fand, seinen Schmerz zu beschwichtigen, gerieth er in solche Wuth, daß er von Liebe und Leidenschaft besiegt die Stimme der Vernunft überhörte und sich zu einem Schritt hinreißen ließ, der nicht blos einem Ritter und Edelmann, wie er war, sondern einem jeden zur Unehre gereicht hätte. Er war fast bei allen seinen Kriegsunternehmungen der Begleiter des Herrn Timbreo gewesen und es bestand zwischen beiden eine brüderliche Freundschaft; diese Liebe aber hatten sie einander, was nun der Grund davon sein mochte, immer verborgen. Herr Girondo gedachte nun zwischen Herrn Timbreo und seiner Geliebten solche Zwietracht zu säen, daß darum die Vermählung rückgängig gemacht würde, in welchem Falle dann er die Braut vom Vater zu erbitten beabsichtigte und zu erhalten hoffte. Er zögerte nicht, diesen thörichten Gedanken zur Ausführung zu bringen; und da er ein für seine zügellosen und verblendeten Gelüste passendes Werkzeug fand, so weihte er dasselbe eifrig in seine Anschläge ein. Der Mann, welchen Herr Girondo zu seinem Vertrauten und zum Diener seiner Bosheit auserkoren hatte, war ein junger Höfling

von geringem Stande, der, nachdem er von allem gehörig unterrichtet worden, am folgenden Morgen Herrn Timbreo besuchte, welcher noch nicht ausgegangen war, und eben ganz allein in einem Garten seiner Wohnung lustwandelte. Der Jüngling trat in den Garten und ward von Herrn Timbreo, der ihn auf sich zukommen sah, höflich empfangen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen sprach der junge Mann also zu Herrn Timbreo: Mein Herr, ich komme so früh, um dir Dinge von größter Wichtigkeit mitzutheilen, welche deine Ehre und deinen Vortheil berühren. Weil ich aber vielleicht etwas sagen könnte, was dich beleidigte, so bitte ich dich, mir zu verzeihen und mich wegen meiner Dienstfertigkeit zu entschuldigen und zu denken, daß ich in guter Absicht mich aufgemacht habe. Wenigstens weiß ich, wenn du noch der ehrliebende Ritter bist, der du vormals warst, daß meine Entdeckung dir nicht unnützlich sein wird. Zur Sache zu kommen, so hörte ich gestern, du seist mit Herrn Lionato de Lionati dahin einig geworden, daß du seine Tochter Fenicia zur Frau nehmest. Hab Acht, mein Herr, was du thust, und bedenke deine Ehre! Ich kann dir sagen, daß ein mir befreundeter Edelmann zwei bis drei mal wöchentlich zu ihr geht, bei ihr zu schlafen, und sich ihrer Liebe erfreut. Heute Abend wird er gleichfalls hingehen und ich werde ihn auch wieder wie sonst dahin begleiten. Willst du mir nun dein Ehrenwort geben, weder mir noch meinem Freunde ein Leides zuzufügen, so werde ich es einleiten, daß du den Ort und alles sehen kannst. Noch muß ich hinzufügen, daß schon viele Monate mein Freund die Gunst dieser Schönen genießt. Die Verbindlichkeiten, die ich gegen euch habe, und die vielen Gefallen, die du mir schon zu erweisen die Güte gehabt hast, bestimmten mich, dir dies zu offenbaren. Du kannst nun thun, was dir am meisten räthlich dünkt. Mir genügt es, in dieser Angelegenheit dir einen Dienst geleistet zu haben, wie es meine Pflicht gegen dich erheischte.

Herr Timbreo war über diese Worte dermaßen bestürzt und außer sich, daß er nahe daran war, von Sinnen zu kommen. Er stand eine gute Weile, tausend Dinge bei sich erwägend, sprachlos da, und da der bittere und, wie er meinte, gerechte Groll in seinem Herzen mehr über ihn vermochte, als seine treue inbrünstige Liebe zu der schönen Fenicia, antwortete er dem Jüngling unter Seufzen: Mein Freund, ich muß und kann nicht anders, als dir zu ewigem Danke verpflichtet sein, indem ich sehe, wie du für mich und meine Ehre so liebreich Sorge trägst, und gedenke dir eines Tags zu bethätigen, wie sehr ich dir verbunden bin. Für jetzt sei dir nur mündlich der beste innigste Dank gesagt, den ich aussprechen kann. Da du dich freiwillig erbietest, mich mit Augen sehen zu lassen, was ich mir nie hätte einbilden können, so ersuche ich dich bei der Menschenliebe, die dich bewogen, mich von dieser Sache in Kenntniß zu setzen, deinen Freund unbefangen zu begleiten, und verpfände dir mein Wort als königlicher Ritter, daß ich weder dir noch deinem Freund Schaden zufügen und deine Mittheilung überhaupt geheim halten werde, damit dein Freund die Früchte dieser seiner Liebe ungestört genieße. Ich hätte von Anfang an mehr auf meiner Hut sein und die Augen recht aufthun sollen, um die ganze Sache gründlich zu durchschauen.

Zuletzt sprach der Jüngling zu Timbreo: Begebt euch also, mein Herr, heute Nacht um drei Uhr an das Haus des Herrn Lionato und stellt euch in den verfallenen Gebäuden, welche dem Garten des Herrn Lionato gegenüber liegen, auf die Lauer!

Nach diesen Ruinen sah die eine Fassate von Messer Lionatos Palast, worin sich ein alter Saal befand, an dessen bei Tag und bei Nacht offen stehenden Fenstern sich Fenicia zuweilen zeigte, weil sie von hier aus den schönen Garten besser überschauen konnte. Aber Messer Lionato wohnte auf der andern Seite, denn der Palast

war alt und ſehr groß, ſodaß er für den Hof eines Fürſten Raum gehabt hätte, wie viel mehr denn für das Geſinde eines Edelmanns. Nach getroffener Abrede beurlaubte ſich der tückiſche junge Mann, begab ſich wieder zu dem treuloſen Girondo und erzählte ihm alles, was er mit Herrn Timbreo Cardona verabredet hatte. Hierüber freute ſich Herr Girondo unmäßig, denn er ſah ſeinen Anſchlag aufs ſchönſte gelingen. Zur verabredeten Stunde kleidete der Verräther Girondo einen ſeiner Diener, den er ſchon von ſeiner Rolle unterrichtet hatte, in vornehme Gewande und durchbalſamte ihn mit den lieblichſten Wohlgerüchen. Der durchduftete Diener ſchloß ſich nun an den Jüngling an, welcher mit Herrn Timbreo geſprochen hatte, und ein anderer folgte ihnen mit einer Leiter auf der Schulter. Wer vermöchte nun wohl den Seelenzuſtand des Herrn Timbreo treu zu ſchildern und die vielen und mannichfaltigen Gedanken, welche ihm den ganzen Tag durch den Kopf gingen! Ich meines Theils bin überzeugt, daß ich mich vergeblich damit abmühen würde. Von dem Schleier der Eiferſucht umnebelt enthielt ſich der leichtgläubige arme Ritter den Tag über aller oder doch faſt aller Speiſe; und wer ihm ins Angeſicht geſchaut hätte, würde ihn eher für todt als für lebendig gehalten haben. Schon eine halbe Stunde vor der feſtgeſetzten Zeit verbarg er ſich in dem alten Gemäuer dergeſtalt, daß er alles ganz gut ſehen konnte, was in deſſen Nähe vorging, obgleich es ihm unmöglich ſchien, daß ſich Fenicia einem andern preisgegeben haben könne. Er ſagte ſich freilich, die Mädchen ſeien veränderlich, leichtfertig, unbeſtändig, empfindlich und lüſtern nach allem Neuen; und indem er ſie ſo bald verdammte, bald entſchuldigte, hatte er auf jede Bewegung Acht. Die Nacht war nicht ſehr finſter, aber äußerſt ſtill. Siehe da vernahm er allmälig das Geräuſch der Füße der Kommenden, er vernahm auch hin und wieder ein halbes Wörtchen. Gleich darauf ſah er

auch die drei Männer vorübergehen und unterschied darunter ganz deutlich den Jüngling, der ihn am Morgen gewarnt hatte, die zwei andern aber vermochte er nicht zu erkennen. Als die Drei an ihm vorübergingen, hörte er den Duftenden, welcher sich als den Liebhaber gekleidet hatte, zu dem Leiterträger sagen: Stelle die Leiter nur behutsam ans Fenster, daß du keinen Lärm machst! Als wir das letzte mal hier waren, sagte mir mein Fräulein Fenicia, du habest sie zu laut angerückt. Mache alles geschickt und ruhig!

Diese Worte, welche Timbreo deutlich vernahm, gingen ihm wie eben so viele scharfe Speerstiche ins Herz. Ob er gleich allein war und keine andern Waffen trug, als seinen Degen, während die Vorübergehenden außer den Degen zwei Lanzen bei sich trugen und vielleicht auch gewaffnet waren, so war doch die Eifersucht, die sein Herz verzehrte, so gewaltig, und der Unwille, der ihn ergriffen hatte, so groß, daß er nahe daran war, sein Versteck zu verlassen und in einem leidenschaftlichen Angriff auf die Vorübergehenden den vermeinten Buhlen Fenicia's zu ermorden oder selbst den Tod davonzutragen, um auf einmal alle die Leiden zu beschließen, die er zur überschwenglichen Qual elendiglich duldete. Weil er sich aber des gegebenen Versprechens entsann, schien es ihm der schändlichste Verrath, die anzugreifen, welche sich auf sein Ehrenwort verließen. Voll Zorn, Groll, Wuth und Grimm, die ihm das Herz verzehrten, beschloß er also, den Ausgang der Sache abzuwarten. Sobald die Drei unter den Fenstern des Palastes des Herrn Lionato angekommen waren, setzten sie an dem beschriebenen Flügel die Leiter ganz leise an dem Balcon an, und der eine, welcher den Liebhaber vorstellte, stieg hinauf und sprang hinein, als wäre er gutes Empfanges gewiß. Als der trostlose Herr Timbreo das sah, hielt er es für ausgemacht, daß jener, welcher die Leiter erstiegen hatte, hingehe, um bei Fenicia zu schlafen, und von

dem heftigsten Schmerz ergriffen fühlte er sich einer Ohnmacht nahe. Aber sein wie er glauben mußte gerechter Unwille vermochte ihn, alle Eifersucht zu verbannen, und die glühende reine Liebe, die er zu Fenicia trug, nicht allein in Kälte, sondern in grausamen Haß zu verwandeln. Er wollte nun die Rückkehr seines Nebenbuhlers aus seinem Versteck nicht mehr abwarten, sondern begab sich nach seiner Wohnung zurück. Der junge Mann, der ihn weggehen gesehen und genau erkannt hatte, stellte sich über ihn vor, was in der That auch der Fall war. Er gab daher bald darauf ein gewisses verabredetes Zeichen, worauf der Diener die Leiter wieder herabstieg und alle Drei nach der Wohnung des Herrn Girondo zurückgingen. Diesem gewährte die Erzählung von diesem Vorgange die äußerste Freude, denn schon träumte er sich im Besitz der schönen Fenicia. Herr Timbreo, welcher die übrige Nacht gar wenig geschlafen hatte, stand bei guter Zeit auf, ließ unverzüglich den Messiner Bürger zu sich kommen, durch dessen Vermittelung er um Fenicia's Hand bei ihrem Vater angehalten, und trug ihm sein gegenwärtiges Verlangen an ihn vor. Dieser, von dem Willen und Gesinnung des Herrn Timbreo vollkommen unterrichtet, ging, wiewol ungern, um die Zeit des Frühmahls zu Herrn Lionato, der in dem Saale auf und ab ging, bis das Frühstück vollends bereit wäre, und wo sich auch die unschuldige Fenicia befand, die in Gesellschaft ihrer beiden jüngern Schwestern und ihrer Mutter mit einer Seidenstickerei beschäftigt war. Als der Bürger zu ihnen kam, ward er von Lionato sehr artig empfangen und sprach: Herr Lionato, ich habe einen Auftrag an euch, an eure Frau und an Fenicia vom Herrn Timbreo.

Seid mir willkommen, antwortete er; und was ist es? Frau und du, Fenicia, kommt und vernehmt mit mir, was uns Herr Timbreo sagen läßt!

Hierauf fuhr der Bote folgendermaßen zu reden fort:

Man pflegt gemeinhin zu ſagen, daß ein Botſchafter für die Erfüllung ſeines Auftrags nicht leiden ſoll. Ich komme zu euch im Auftrage eines andern und es ſchmerzt mich unendlich, daß ich euch etwas unangenehmes zu hinterbringen habe. Herr Timbreo von Cardona läßt euch, Herr Lionato, und eurer Gattin ſagen, daß ihr euch einen andern Eidam ſuchen möchtet, dieweil er nicht gedenkt, euch zu Schwiegereltern zu nehmen, nicht etwa, weil er etwas gegen euch habe, die er für treu und redlich halte und anſehe, ſondern vielmehr, weil er mit ſeinen eigenen Augen von Fenicia geſehen, was er ihr nimmermehr zugetraut hätte. Darum läßt er euch freie Wahl, eure Angelegenheiten zu bedenken. Dir, Fenicia, läßt er ſagen, daß die Liebe, welche er zu dir getragen, den Dank nicht verdient habe, der ihm von dir geworden; du mögeſt dir einen andern Mann ſuchen, wie du dir einen andern Liebhaber erwählt, oder den nehmen, dem du dein Magdthum gegönnt; denn er verzichtet auf alle Gemeinſchaft mit dir, nachdem du ihn eher zum Hahnrei als zum Gemahl gemacht haſt.

Fenicia war halb todt vor Schrecken über dieſe bittere und ſchmähliche Botſchaft; desgleichen Herr Lionato und ſeine Gattin. Bald aber kam dieſer wieder zu Muth und Athem, der ihm vor Schreck faſt ausgegangen war, und Herr Lionato ſprach zu dem Boten: Bruder, ich zweifelte immer gleich von Anfang, als ihr mir von dieſer Heirath ſpracht, daß es dem Herrn Timbreo rechter Ernſt mit ſeinem Antrage ſei, denn ich wußte und weiß wohl, daß ich ein armer Edelmann und nicht ſeines gleichen bin. Nichts deſto weniger denke ich, wenn es ihn reute, meine Tochter zur Frau zu nehmen, hätte es ihm genügen ſollen, einfach herauszuſagen, er wolle ſie nicht, anſtatt ihr, wie er gegenwärtig thut, den Schandfleck der Hurerei anzuhängen. Es iſt allerdings wahr, daß in der Welt kein Ding unmöglich iſt; aber ich weiß, wie ich meine Tochter erzogen habe

und welche Sitten ihr eigen ſind. Gott der gerechte Richter wird, hoffe ich, eines Tages die Wahrheit an den Tag bringen.

Mit dieſer Antwort entfernte ſich der Bürger und Herr Lionato blieb bei der Meinung, Herr Timbreo bereue es, dieſe Verbindung einzugehen, und halte jetzt dafür, er würde ſich vielleicht allzuſehr erniedrigen und gegen ſeine Vorfahren ausarten. Herrn Lionato's Geſchlecht war zwar vom älteſten und beſten Adel in Meſſina und wurde hoch geehrt; aber ſein Vermögen war nur das eines gewöhnlichen Edelmanns, obwol die alte Erinnerung da war, daß ſeine Vorfahren viele Güter und Schlöſſer mit der ausgedehnteſten Gerichtsbarkeit beſaßen. Da nun der gute Vater von ſeiner Tochter nie das mindeſte unehrbare geſehen hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß der Ritter angefangen habe, ſich ihrer derzeitigen Armuth und Einſchränkung zu ſchämen. Fenicia auf der andern Seite, der aus übermäßigem Leid und aus Herzensangſt unwohl geworden war, da ſie ſich ſo höchſt ungerecht beſchuldigen hörte, kam als ein zartes und weichliches Kind, das nicht an die Schläge des Unglücks gewöhnt war, ganz außer ſich und würde ſich lieber todt als lebendig geſehen haben. Von heftigem und durchdringendem Schmerz erfaßt ſank ſie ohnmächtig zu Boden, verlor plötzlich ihre natürliche Farbe und glich vielmehr einem Marmorſtandbild als einem lebenden Weſen; daher wurde ſie mühſam auf ein Bett getragen und daſelbſt mit warmen Tüchern und andern Heilmitteln nach kurzem ihre erſchöpften Lebensgeiſter wieder zurückgerufen. Da man nach den Ärzten geſchickt hatte, verbreitete ſich das Gerücht durch Meſſina, wie Fenicia die Tochter des Herrn Lionato ſo ſchwer erkrankt ſei, daß man für ihr Leben fürchte. Auf dieſe Nachricht kamen viele verwandte und befreundete Edelfrauen, die jammernde Fenicia zu beſuchen, welche ſich, da ſie den Grund ihres Übels erfuhren, alle Mühe gaben, ſie ſo gut ſie konnten zu tröſten.

Und wie es unter so vielen Frauen zu geschehen pflegt, besprachen sie den beklagenswerthen Vorfall nach allen Seiten hin ausführlich, aber alle stimmten darin überein, den Herrn Timbreo mit dem bittersten Tadel zu belegen. Die meisten saßen im Kreise um das Bett des kranken Fräuleins, als Fenicia, die alles, was gesagt worden war, wohl verstanden hatte, wieder ein wenig Athem schöpfte, und da sie sah, daß fast alle aus Mitleid mit ihr weinten, sie mit schwacher Stimme bat, sämmtlich zu schweigen. Darauf sprach sie wie verschmachtend also: Verehrte Mütter und Schwestern, trocknet nunmehr die Thränen, dieweil sie euch nichts frommen und mir nur meinen Schmerz erneuern, ohne in der Sache etwas zu bessern. So ist es nun der Wille unseres Herrgotts und ich muß mich in Geduld darein fügen. Das herbe Leid, das ich fühle, und das mir allmälig den Faden meines Lebens zernagt, rührt nicht daher, daß ich verschmäht wurde, wie unendlich schmerzlich mir dies auch ist, sondern die Art und Weise, wie dies geschehen, ist es, was mich in tiefster Seele kränkt und mich hilflos darniederwirft. Herr Timbreo konnte frei heraussagen, er wolle mich nicht zur Gattin, und alles war gut; bei der Art aber, mit der er mich verstieß, weiß ich, daß ich bei allen Messinern ewige Schmach auf mich geladen habe wegen einer Sünde, die ich niemals, geschweige beging, nein an deren Begehen ich nicht einmal je dachte; dessenungeachtet wird man immer auf mich als eine Meze mit Fingern weisen. Ich habe immer eingestanden und gestehe von neuem, daß mein Rang dem eines solchen Ritters und Freiherrn, wie Herr Timbreo, nicht gleichkommt, und daß, auf eine so hohe Heirath Anspruch zu machen, das geringe Vermögen der Meinigen mich nicht berechtigt. Was aber den Adel und das Alter des Geblüts betrifft, so kennt man die Lionati als eines der ältesten und edelsten Geschlechter dieser Insel, indem wir von einer sehr edeln römischen Familie abstammen,

die ſchon vor der Menſchwerdung unſeres Herrn Jeſu Chriſti beſtand, wie man durch ſehr alte Urkunden beweiſen kann. Ich ſage nun zwar, daß ich um meiner Armuth willen eines ſolchen Ritters unwürdig bin, aber ich ſage auch, daß er mich auf die unwürdigſte Weiſe verſchmäht hat, denn es iſt höchſt klar, daß ich nie daran gedacht habe, einem andern das zu geben, was dem Gatten aufbewahrt werden ſoll. Gott weiß, daß ich die Wahrheit ſage, und ſein heiliger Name ſei geprieſen und gefeiert! Wer weiß, ob nicht der Allerhöchſte durch dieſes Mittel mich zu erlöſen gedenkt? Denn vielleicht hätte ich durch eine ſo vornehme Vermählung mich in Stolz erhoben, wäre hochmüthig geworden, hätte dieſen und jenen verachtet und vielleicht Gottes Güte gegen mich weniger erkannt. Möge darum Gott mit mir thun, was ihm gefällt, und mir verleihen, daß dieſe meine Trübſal zu meinem Seelenheil gereiche! Ich bete zu ihm inbrünſtig, daß er dem Herrn Timbreo die Augen öffne, nicht damit er mich wieder als ſeine Braut annehme, denn ich fühle mehr und mehr mich dem Tode nahe, ſondern damit er, der auf meine Treue wenig gibt, mit aller Welt erkenne, daß ich niemals die Thorheit und den ſchmählichen Fehltritt begangen habe, deſſen man mich ohne allen Grund zeiht, damit, wenn ich auch mit dieſem Schandfleck ſterbe, ich doch in einiger Zeit gerechtfertigt erſcheine. Möge er ſich einer andern Frau erfreuen, welcher Gott ihn beſtimmt hat, und lange in Frieden mit ihr leben! Mir werden in wenigen Stunden ein Paar Fuß Erde genügen. Mein Vater und meine Mutter und alle unſere Verwandte und Freunde mögen in dieſem Unglück ſich wenigſtens dies zu einigem Troſt gereichen laſſen, daß ich der Schande völlig unſchuldig bin, die man mir aufgebürdet, und mein Wort zum Pfande nehmen, welches ich ihnen gebe, wie es einer gehorſamen Tochter Pflicht iſt, denn ein beſſeres Zeugniß oder Pfand kann ich für jetzt in aller Welt nicht bieten.

Mein Troſt iſt, daß ich vor dem gerechten Richterſtuhl Chriſti dereinſt von dieſer Schande werde freigeſprochen werden. Und ſomit befehle ich dem, der ſie mir gab, meine Seele, die, dieſen irdiſchen Kerker zu verlaſſen begierig, den Weg zu ihm antritt.

Bei dieſen Worten nahm die Gewalt des Schmerzes, der ihr Herz beklemmte, überhand und drängte ſie ſo ſehr, daß ſie bei dem Verſuche, ich weiß nicht was noch hinzuzufügen, anfing die Sprache zu verlieren und nur halbe Worte ſtammelte, welche niemand verſtand. Zugleich übergoß ein kalter Schweiß alle ihre Glieder, ſodaß ſie mit gefalteten Händen wie todt zurückſank. Die noch anweſenden Ärzte vermochten wider dieſen heftigen Anfall durchaus keine Hilfe zu leihen, verließen ſie endlich für todt und entfernten ſich mit der Erklärung, die Heftigkeit ihres Schmerzes ſei ſo groß geweſen, daß er ihr das Herz abgedrückt habe. Bald darauf war Fenicia in den Armen ihrer Freundinnen und Eltern kalt geworden, ihr Puls ſtand ſtill und alle hielten ſie für todt. Man ließ einen der Ärzte zurückkommen und er erklärte, als er keinen Puls mehr verſpürte, ſie ſei todt. Wie viele herzbrechende Klagen, wie viele Thränen, wie viele jammervolle Seufzer nun um ſie ausgeſtoßen wurden, das laſſe ich euch bedenken, mitleidige Frauen! Der arme weinende Vater, die troſtloſe ſich das Haar zerraufende Mutter hätten Steinen Thränen entlocken können. Alle andere Frauen ſowie alle Anweſenden überhaupt erhoben ein erbärmliches Geſchrei. Schon waren fünf bis ſechs Stunden ſeit dem Tode verfloſſen und nun ordnete man das Begräbniß auf den folgenden Tag an. Die Menge der Frauen hatte ſich verlaufen und die Mutter, mehr todt als lebendig, behielt nur eine Schwägerin, die Frau eines Bruders des Herrn Lionato, bei ſich. Sie waren nun beide allein und wollten ſonſt niemand bei ſich, ließen Waſſer ans Feuer ſtellen, ſchloſſen ſich in dem Zimmer ein, entkleideten Fenicia und fingen an, ſie mit warmem

Waſſer zu waſchen. Schon ſeit etwa ſieben Stunden hatten die erſchöpften Lebensgeiſter Fenicia's geſtockt, als die erkalteten Glieder bei dem Waſchen mit warmem Waſſer zu ihren Verrichtungen zurückkehrten und das Mädchen deutliche Lebenszeichen von ſich zu geben und ſelbſt die Augen ein wenig zu öffnen begann. Die Mutter und die Schwägerin waren nahe daran, laut aufzuſchreien; aber doch ermuthigten ſie ſich, legten ihr die Hand an ihr Herz und ſpürten darin einige Bewegung. Darum zweifelten ſie nicht länger, daß das Kind lebe. Mit warmen Gewändern und andern Reizmitteln, die ſie ohne Geräuſch beibrachten, bewirkten ſie es endlich, daß Fenicia faſt ganz zum Bewußtſein zurückkehrte, die Augen völlig aufſchlug und nach einem ſchweren Seufzer begann: Weh mir, wo bin ich?

Siehſt du nicht, ſagte die Mutter, daß du bei mir biſt und bei deiner Muhme? Du hatteſt eine ſo heftige Ohnmacht, daß wir dich für todt hielten; aber Gott ſei gelobt, daß du am Leben biſt!

Ach, wie viel beſſer, antwortete Fenicia, wäre es, wenn ich wirklich geſtorben und ſo vielem Jammer entgangen wäre.

Mein liebes Kind, ſagte die Mutter und die Muhme, ſchicke dich ins Leben, da es Gottes Wille iſt! Es wird noch alles gut werden.

Die Mutter ſuchte die Freude, welche ſie empfand, zu verbergen, öffnete ein wenig die Thüre des Gemachs und ließ Herrn Lionato rufen, der ſogleich herbeikam. Ob er ſich freute, die Tochter ins Leben zurückgekehrt zu ſehen, iſt keine Frage. Sie trafen nun mancherlei Verabredungen, und Meſſer Lionato beſtimmte zuerſt, daß niemand von dieſem Ereigniſſe etwas erfahren dürfe, da er beſchloſſen hatte, die Tochter aus Meſſina weg auf das Landgut ſeines Bruders zu ſchicken, deſſen Gattin hier anweſend war. Hierauf ſuchte er das Kind durch kräftige Speiſen und köſtliche Weine zu erquicken, durch

deren Genuß sie ihre frühere Stärke und Schönheit wieder erlangte, dann ließ er seinen Bruder berufen und unterrichtete ihn ausführlich von seinem Vorhaben. Die Verabredung, welche sie trafen, war folgende. Messer Girolamo (so hieß der Bruder des Messer Lionato) führte in der folgenden Nacht Fenicia in sein Haus und hielt sie hier in Gesellschaft seiner Gattin auf das strengste verborgen. Auf dem Landgute wurde sodann alles bereitet, was zu ihrem Empfange nöthig war, und eines Morgens in der Frühe schickte er seine Frau mit Fenicia und einer seiner Töchter und einer Schwester Fenicia's, welche dreizehn bis vierzehn Jahre alt war, voraus. Fenicia war sechzehnjährig. Dies geschah, damit Fenicia, wenn sie größer würde und, wie es mit der Zeit geschieht, auch die Gesichtsbildung veränderte, in zwei bis drei Jahren unter einem andern Namen verheirathet werden könnte. An dem Tage nach jenem Vorfalle, als das Gerücht von Fenicia's Tode sich durch ganz Messina verbreitet hatte, ließ Messer Lionato ihr standesgemäß Exequien halten und einen Sarg bereiten, in welchem er, ohne daß es jemand bemerkte, denn die Mutter Fenicia's schien es nicht zugeben zu wollen, daß sich ein Dritter damit beschwere, ich weiß selbst nicht was einhüllte; sodann wurde der Sarg verschlossen, vernagelt und verpicht, sodaß jeder des festen Glaubens war, daß Fenicia's Leiche sich darin befinde. Am Abend aber begleitete Messer Lionato, mit allen seinen Verwandten, in schwarzer Kleidung, den Sarg zur Kirche und Vater und Mutter bezeugten ein so übermäßiges Leidwesen, als ob sie wirklich ihre Tochter zu Grabe gebracht hätten. Der Vorfall erregte allgemeines Mitleid, da die Ursache des Todes bald ruchbar wurde, und so hielten alle Messinesen dafür, daß der Ritter jene Fabel erdichtet habe. Der Sarg wurde daher beigesetzt unter allgemeinem Bedauern der ganzen Stadt, über dem Sarg wurde ein Einsatz von Steinen gemacht und darauf das Wappen der

Lionati gemalt. Messer Lionato ließ darauf folgende Inschrift setzen:

Fenicia hieß mein Nam'; unwürdig ward
Als Braut ich einem Rohen überwiesen,
Den die Verbindung mußte bald verdrießen,
Drum zieh er eines Fehls mich schwer und hart.

Als Jungfrau war ich rein und keusch bewahrt
Und sah unbillig mich in Noth gerissen:
Ehr starb ich, als daß mich die Leute wiesen
Mit Fingern, ach, nach feiler Dirnen Art.

Kein Eisen brauchte ich zu meinem Tod,
Der herbe Schmerz war kräft'ger, als der Stahl,
Als ich vernahm den unverdienten Spott.

Im Sterben noch fleht' ich, daß doch einmal
Der Welt den Trug enthüllen möge Gott,
Da meine Treu misachtet der Gemahl.

Als die thränenreiche Leichenfeier beendigt war, sprach man allenthalben über die Ursache von Fenicia's Tod, man erschöpfte den Gegenstand von allen Seiten, aber insgemein stimmte man darin überein, daß man dem kläglichen Tode Mitleid zollte, da die Beschuldigung für erdichtet gehalten wurde. Herr Timbreo fing an, in den bittersten Schmerz zu versinken und eine gewisse Beklemmung des Herzens zu fühlen, die ihn selbst so sehr befremdete, daß er nicht wußte, was er denken sollte. Dennoch meinte er keinen Tadel zu verdienen, da er einen Menschen die Leiter habe besteigen und ins Haus schlüpfen sehen. Aber bei besonnenerem Nachdenken über das Gesehene und da sein Unwille sich etwas abgekühlt und die Vernunft ihm die Augen geöffnet hatte, mußte er sich sagen, daß jener vielleicht auch um einer andern Frau willen, oder um zu rauben, dort eingestiegen sein könne. Auch fiel ihm ein, daß Messer Lionato's Haus sehr groß und jener Flügel, wo der Unbekannte eingestiegen, unbewohnt sei, daß überdies Fenicia, welche mit ihren Schwestern hinter dem Gemach ihres Vaters und dem ihrer Mutter schlief,

in jenen Flügel nicht kommen konnte, ohne durch das Schlafzimmer ihres Vaters zu gehen; und so von seinem Gedanken bestürmt und gequält wußte er nirgend Ruhe zu finden. Auch dem Herrn Girondo, dem bei der Nachricht von Fenicia's Tod das Gewissen sagte, daß er ihr Henker und Mörder sei, wollte das Herz im Übermaße des Schmerzes zerspringen, theils weil er sie in der That heftig geliebt, theils weil er die wahre Veranlassung zu so traurigem Ereignisse gegeben hatte. Mehr als einmal war er in dieser Verzweiflung nahe daran, sich den Dolch in die Brust zu bohren. Er konnte nicht essen noch schlafen; wie ein Besessener, Bethörter ging er umher, fuhr dann plötzlich wie aus dem Traume empor und konnte nicht Ruhe noch Rast finden. Am siebenten Tage nach der Bestattung Fenicia's glaubte er endlich nicht länger leben zu können, wenn er dem Timbreo die Schandthat nicht entdeckte, die er begangen hatte. Er begab sich also gegen die Mittagsstunde nach dem Palaste des Königs und begegnete dem Herrn Timbreo, welcher eben vom Hofe weg nach Hause ging. Herr Girondo redete ihn also an: Herr Timbreo, wenn es euch nicht beschwerlich ist, so erzeigt mir den Gefallen, mit mir zu kommen.

Dieser, der den Herrn Girondo als seinen Waffenbruder liebte, begleitete ihn, über dies und jenes sprechend, und nach wenigen Schritten kamen sie zu der Kirche, in der Fenicia's Grab befindlich war. Daselbst verbot am Eingange Herr Girondo seinen Dienern, ihm weiter in die Kirche zu folgen, und ersuchte Herrn Timbreo, auch die seinigen zurückzulassen. Dieser gab sogleich dazu Befehl, und nun gingen beide zusammen allein in die Kirche, in der niemand war, und Herr Girondo führte seinen Begleiter nach Fenicia's Grabkapelle. Als sie darin waren, kniete Herr Girondo vor der Gruft nieder, zog einen Dolch, den er an seiner Seite trug, und gab ihn entblößt Herrn Timbreo in die Hand, der voller

Verwunderung erwartete, was daraus werden solle, und noch gar nicht wahrgenommen hatte, vor wessen Grab sein Begleiter niedergekniet war. Darauf sprach Herr Girondo weinend und schluchzend solchergestalt zu Herrn Timbreo: Großherziger, edler Ritter, ich habe dich zwar nach meinem Dafürhalten tödtlich beleidigt, aber ich bin nicht hierher gekommen, um dich um Vergebung zu bitten, da mein Verbrechen der Art ist, daß es keine Vergebung verdient; wenn du aber deiner Ehre würdig handeln, eine ritterliche That vollbringen, ein Gott und der Welt wohlgefälliges Werk verrichten willst, so stoß den Dolch, den du in der Hand hast, in diese ruchlose, verbrecherische Brust, und bring der geweihten Asche der unschuldigen und unglücklichen Fenicia mein lasterhaftes, verabscheuungswürdiges Blut zum Opfer, denn in diesem Gewölbe ward sie vor wenigen Tagen begraben und ich allein war der boshafte Urheber ihres frühen unverschuldeten Todes. Und bist du mitleidiger gegen mich, als ich selbst, und versagst mir diese Bitte, so werde ich selbst mit eigener Hand Rache an mir vollziehen und meinem Leben ein Ende machen. Sofern du aber noch der edle großherzige Ritter bist, der du immer gewesen, der nie den leisesten Schatten eines Fleckens auf seiner Ehre duldete, so wirst du für dich und zugleich für die unglückliche Fenicia die gebührende Rache nehmen.

Als der Herr Timbreo hörte, daß der Leichnam der schönen Fenicia hier versenkt sei, und die Worte des Herrn Girondo vernahm, gerieth er außer sich und wußte nicht, was er von der Sache zu denken habe. Von unbekannten Gefühlen ergriffen hub er bitterlich zu weinen an und bat den Herrn Girondo, aufzustehen und ihm den Zusammenhang zu erklären. Zugleich schleuderte er den Dolch weit von sich. Herr Girondo verstand sich endlich dazu, sich von den Knieen zu erheben, und erwiderte unter häufigen Thränen Folgendes: Du mußt wissen, Herr, daß Fenicia auf das feurigste und zwar in so

hohem Grade von mir geliebt wurde, daß, wenn ich hundert Menschenalter litte, ich nie Hilfe noch Trost zu finden hoffe, weil meine Liebe dem unseligen Mädchen den bittersten Tod bereitet hat. Denn, als ich die Gewißheit erlangt hatte, von ihr nie einen freundlichen Blick noch den geringsten Wink, der mit meinen Wünschen übereinstimmte, zu erhalten, da ich hörte, daß sie dir zur Gemahlin beschieden sei, ließ ich mich von meinem zügellosen Verlangen genugsam verblenden, mir einzubilden, wenn ich nur Mittel und Wege auffände, ihre Verbindung mit dir rückgängig zu machen, so würde sie ihr Vater auf meine Bewerbung leichten Kaufs mir selber zugestehen. Meine inbrünstige Liebe wußte keinen andern Rath, und ohne also etwas weiteres zu bedenken, erfand ich den verwegensten Anschlag von der Welt und ließ dich betrügerischerweise in jener Nacht in einem meiner Diener einen in ihr Haus einsteigenden Liebhaber sehen. Ebenso war auch derjenige, welcher zu dir kam und dir anzeigte, daß Fenicia ihre Liebe einem dritten zugewandt habe, durchaus von mir unterrichtet und bestochen, dir jene Nachricht zu bringen. Dies vermochte dich am folgenden Tage Fenicia zu verschmähen. Die Unglückliche grämte sich darüber zu Tode und hier ist ihr Begräbniß. Ich war ihr Mörder, ihr Henker, ihr grausamer Würger, und für diese Unbild gegen dich und gegen sie beschwöre ich dich mit gekreuzten Armen ...

Hier warf er sich von neuem vor ihm auf die Kniee.

... die meiner Schandthat würdige Rache an mir zu nehmen; denn das Bewußtsein, so viele Greuel veranlaßt zu haben, macht mir das Leben zur unerträglichsten Last.

Als Herr Timbreo diese Worte vernahm, weinte er bitterlich; doch sah er wohl ein, daß der begangene Fehler nicht ungeschehen zu machen, da Fenicia todt sei und sie niemand ins Leben zurückrufen könne. Er beschloß darum, sich an Girondo nicht zu vergreifen, sondern ihm alle

ſeine Schuld zu verzeihen und nur darauf zu denken, wie Fenicia's Ruf wieder herzuſtellen und ihre Ehre von den Flecken zu reinigen ſei, die ſie ſo ungerechterweiſe betroffen hatten. Er bat alſo Girondo, aufzuſtehen, und ſprach zu ihm nach vielen heißen Seufzern und bittern Thränen alſo: Wie viel beſſer wäre es für mich, mein Bruder, wenn ich nie geboren oder doch taub zur Welt gekommen wäre, daß ich ſo Schreckliches, Herzzerreißendes nie gehört hätte; denn nun kann ich nie wieder froh werden, weil ich mir ſagen muß, daß meine Leichtgläubigkeit diejenige ermordet hat, deren Liebe, deren ſeltene Tugenden und bewundernswürdige Gaben wol einen andern Lohn von mir verdient hätten, als Schimpf, Verleumdung und frühzeitigen Tod. Gott, gegen deſſen Willen ſich kein Blatt auf dem Baume regt, hat es freilich alſo zugelaſſen, und da vergangene Dinge leichter zu tadeln, als beſſer zu machen ſind, ſo will ich keine weitere Rache an dir nehmen; denn wenn ich ſo Freund über Freund verlöre, ſo hieße das nur Schmerz auf Schmerz häufen, und bei alle dem würde ja doch Fenicia's ſeliger Geiſt nicht in ihren engelkeuſchen Körper zurückkehren, der ſeinen Lauf vollendet hat. Nur über eines will ich dich tadeln, damit du nicht wieder in einen ähnlichen Fehler verfällſt, und das iſt, daß du mir nicht deine Liebe entdeckt haſt, da du wußteſt, daß ich in ſie verliebt war und nichts von dir wußte, denn ſtatt ſie von ihrem Vater zu begehren, wäre ich in dieſem Liebesunternehmen dir gerne gewichen, und wie großherzige und edle Geiſter thun, hätte ich, mich ſelbſt überwindend, eher auf unſere Freundſchaft, als auf meine Begierde gehört; vielleicht auch wäreſt du, nachdem du meine Gründe vernommen, von dem Unternehmen abgeſtanden und es wäre nicht das entſetzliche Ereigniß daraus entſprungen, wie jetzt. Doch jetzt iſt es geſchehen und nichts auf der Welt kann es ungeſchehen machen. Darum wünſche ich, daß du mir den Gefallen erzeigteſt, zu thun, was ich dir ſagen werde.

Befiehl mir, mein Gebieter, sagte der Herr Girondo, ich werde dir ganz ohne Ausnahme Folge leisten.

Ich wünsche, fuhr Herr Timbreo fort, daß wir es unsere erste Sorge sein ließen, Fenicia, die wir so ungerecht gelästert haben, ihre Ehre und unbescholtenen Ruf wiederzugeben, zuerst bei ihren trostlosen Verwandten und dann bei allen Messinern; denn da das Gerücht verbreitet hat, was ich ihr sagen ließ, so könnte leicht die ganze Stadt glauben, sie sei eine feile Dirne. Thäten wir dies nicht, so müßte ich ewig ihren erzürnten Schatten vor mir zu sehen glauben, der zu Gott wider mich um Rache riefe.

Girondo antwortete ihm alsbald und immer unter Thränen: Du hast zu befehlen, mein Gebieter, ich gehorche. Erst war ich dir durch Freundschaft verbunden, jetzt bin ich es durch die Unbilde, die ich dir zugefügt, und da du als allzugroßmüthiger und edler Ritter mir treulosem gemeinem Mann so hochherzig verziehen hast, bleibe ich ewig dein Diener und Sklave.

Nach diesem Gespräche knieten beide bitterlich weinend vor dem Grabe nieder und baten Fenicia und Gott mit demüthig gekreuzten Armen um Verzeihung, der eine für die begangene Schandthat, der andere für die allzugroße Leichtgläubigkeit. Sodann trockneten sie sich die Augen und Herr Timbreo wünschte, daß Herr Girondo mit ihm nach dem Hause des Messer Lionato gehe. Sie gingen daher miteinander in das Haus und fanden Messer Lionato, der soeben mit einigen seiner Verwandten zu Mittag gegessen hatte, von der Tafel aufstehend, der, als er hörte, daß die beiden Ritter mit ihm sprechen wollten, ihnen voll Verwunderung entgegenging und sie willkommen hieß. Die beiden Ritter sahen Messer Lionato und seine Gattin in schwarzen Kleidern, sie fingen bei dieser grausen Erinnerung an Felicia's Tod an zu weinen und konnten kaum zu Worte kommen. Es wurden ihnen nun zwei Stühle gereicht, sie setzten sich zusammen nieder,

und nach einigen Seufzern und tiefen Athemzügen erzählte Herr Timbreo vor allen Anwesenden die klägliche Geschichte, welche den bittern und frühzeitigen Tod Fenicia's, wie er meinte, veranlaßt hatte; dann warf er sich mit Herrn Girondo auf die Kniee und bat ihre Eltern um Vergebung für dieses Verbrechen. Messer Lionato weinte vor Rührung und Freude, umarmte sie beide liebevoll, verzieh ihnen alle Schuld und dankte Gott, daß er die Unschuld seiner Tochter ans Licht gebracht habe. Nach mancherlei Gesprächen wandte sich Herr Timbreo zu Messer Lionato und sagte zu ihm: Herr Vater, da das Unglück meinen heißen Wunsch, euer Eidam zu werden, vereitelt hat, so bitte und beschwöre ich euch, so dringend ich kann, über mich und das Meinige zu verfügen, als wäre ich wirklich euer Schwiegersohn geworden, denn ich werde euch ewig die Ehrerbietung und den Gehorsam erzeigen, den ein liebevoller Sohn dem Vater schuldig ist. Würdigt mich eurer Befehle und ihr werdet finden, daß meine Handlungen meinen Worten entsprechen; denn wahrlich, ich weiß in der Welt nichts, und wäre es auch noch so schwer, das ich um euretwillen nicht thun wollte.

Mit liebreichen Worten dankte der gute Alte dem Herrn Timbreo und sagte endlich: Da ihr mir aus gutem Herzen ein so uneigennütziges Anerbieten macht und der Himmel mich eurer Verwandtschaft nicht für würdig hält, so wage ich es, eine Bitte an euch zu richten, die ihr mir leicht gewähren könnt. Bei dem Edelmuthe, der euch beseelt, und bei aller der Liebe, die ihr je zu der armen Fenicia trugt, bitte ich euch nämlich, wenn ihr euch dereinst vermählen wollt, mir es gefälligst anzuzeigen, und wenn ich euch dann eine Gattin gebe, die euch ansteht, sie aus meinen Händen zu nehmen.

Herr Timbreo hielt dafür, daß der bedauernswürdige Greis in Ansehung seines schweren Verlustes hiermit doch nur eine äußerst geringe Entschädigung anspreche,

reichte ihm die Hand und entgegnete, ihn auf den Mund küssend, Folgendes: Herr Vater, ihr verlangt so gar wenig von mir, daß ich mich euch nur desto mehr verpflichtet fühle. Und um euch meine Dankbarkeit zu bethätigen, will ich nicht nur nie ohne euer Vorwissen eine Frau nehmen, sondern sogar keiner andern mich vermählen, als derjenigen die ihr mir empfehlt und zuführt. Dies verspreche ich euch Angesichts aller dieser edeln Herren.

Herr Girondo brachte bei Messer Lionato auch seine guten Worte an und stellte sich unbedingt zu seiner Verfügung. Hierauf gingen die beiden Ritter zu Tisch, die Kunde von dem Vorfall aber verbreitete sich alsbald durch Messina und es wurde jedermann klar, daß Fenicia unverdientermaßen war beschuldigt worden. An demselben Tage noch wurde Fenicia von ihrem Vater durch einen ausdrücklich abgesandten Boten von allem Geschehenen benachrichtigt. Sie war darüber im höchsten Grade erfreut und dankte Gott mit frommem Herzen für ihre wieder erlangte Ehre. Etwa seit einem Jahre befand sich jetzt Fenicia auf dem Landgute, wo man sie so geheim gehalten hatte, daß niemand ahnen konnte, daß sie noch lebe. Inzwischen hatte Herr Timbreo in dem vertrautesten Verhältniß zu Messer Lionato gelebt und dieser unterrichtete nun Fenicia von seinem Vorhaben und bereitete in der Stille Alles vor, was zur Ausführung desselben gehörte. Fenicia war unterdessen über allen Glauben schön geworden, sie hatte eben ihr siebzehntes Jahr erreicht und war so groß geworden, daß sie niemand mehr für Fenicia erkannt hätte, um so mehr, als man diese schon todt glaubte. Ihre Schwester, welche ihr Gesellschaft leistete, war jetzt etwa funfzehn Jahre alt und hieß Belfiore; auch glich sie in der That der schönsten Blume und gab an Reizen ihrer ältern Schwester wenig nach. Dieser Umstände versah sich Messer Lionato, der die beiden Jungfrauen häufig besuchte, und er beschloß dann seinen Gedanken unverzüglich ins Werk zu richten.

Als er eines Tages mit den beiden Rittern zusammen war, sagte er nämlich lächelnd zu Herrn Timbreo: Es ist jetzt die Zeit gekommen, Herr, daß ich euch der Verpflichtung, die ihr gegen mich einzugehen die Gewogenheit hattet, entledige. Ich bin der Meinung, euch zu eurer Gattin eine schöne und anmuthige Jungfrau ausgefunden zu haben, die euch meiner Ansicht nach, wenn ihr sie gesehen habt, gewiß befriedigen wird. Und wenn ihr auch weniger Liebe für sie empfändet, als einst für Fenicia, so kann ich euch jedenfalls versichern, daß sie nicht minder schön, edel und anmuthig ist, als diese. Sie ist mit andern weiblichen Gaben und anmuthigen Sitten Gott sei Dank in Fülle versehen und geschmückt. Ihr sollt sie sehen und sodann immer noch ihretwegen thun und lassen können, was euch beliebt. Sonntag Morgen komme ich mit einer Begleitung aus meinen Verwandten und Freunden zu euch: Haltet euch mit Herrn Girondo bereit, denn wir müssen auf ein etwa drei Meilen von Messina entferntes Landgut gehen. Dort hören wir die Messe, dann besuchen wir das Mädchen, von dem ich euch gesagt habe, und wir speisen darauf miteinander zu Mittag.

Herr Timbreo nahm die Einladung und die Verabredung an und bereitete sich am nächsten Sonntag in der Frühe mit Herrn Girondo, um über Land zu reiten. Und siehe da kam Messer Lionato mit einer Schaar von Edelleuten, nachdem er auf dem Landgute bereits alles Nothwendige anständig hatte rüsten lassen. Sobald Herr Timbreo von der Ankunft des Messer Lionato benachrichtigt war, stieg er mit Herrn Girondo und seinen Dienern zu Pferd, und nachdem sie sich gegenseitig guten Morgen gesagt, verließen sie alle miteinander die Stadt. Unter mancherlei Gesprächen, wie dies bei dergleichen Ritten zu geschehen pflegt, kamen sie, ehe sie sichs versahen, auf dem Landgute an und wurden ehrenvoll empfangen. Sie hörten in einer dem Hause nahe gelegenen

Kirche die Messe, und als diese vorbei war, verfügten sich alle in den Saal, der mit alexandrinischen Teppichen und Tapeten anständig geziert war. Als sie daselbst versammelt waren, siehe da traten aus einem Zimmer viele Edelfrauen heraus, unter welchen Fenicia mit Belfiore, und Fenicia war recht eigentlich dem Monde zu vergleichen, wenn er in seinem vollsten Schimmer am Sternhimmel aufgeht. Die beiden Herren nebst den andern Edelleuten empfingen sie mit ehrerbietiger Begrüßung, wie stets jeder Edelmann gegen Frauen zu thun verpflichtet ist. Messer Lionato nahm sodann den Herrn Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicia, die, seit man sie auf das Land gebracht hatte, immer Lucilla genannt worden war.

Seht, Herr Ritter, sagte er, dies ist das Fräulein Lucilla, die ich euch zur Gattin auserkohren; wenn sie euch gefällt, und wenn ihr meiner Ansicht beipflichtet, so ist sie eure Verlobte.

Herrn Timbreo hatte die in der That sehr schöne Jungfrau gleich auf den ersten Blick ausnehmend wohl gefallen. Er hatte schon bei sich beschlossen, Messer Lionato zu folgen, und sprach daher nach kurzem Bedenken: Herr Vater, ich nehme nicht nur diese an, die ihr mir zuführt und die mir eine wahrhaft königliche Jungfrau scheint, sondern ich hätte auch jede andere, die mir von euch gezeigt worden wäre, angenommen. Und damit ihr seht, wie sehr ich verlange, euch zu befriedigen, und erkennet, daß mein euch gegebenes Versprechen ernstlich war, nehme ich diese und keine andere zu meiner rechtmäßigen Gattin, wofern ihr Wille mit dem meinigen übereinstimmt.

Darauf versetzte die Jungfrau und sprach: Herr Ritter, ich bin hier bereit, Alles zu thun, was Messer Lionato mir befiehlt.

Und ich, schönes Mädchen, fügte Messer Lionato bei, ermahne euch, den Herrn Timbreo zum Gatten zu nehmen.

Um die Sache nun nicht weiter zu verzögern, wurde einem anwesenden Doctor ein Wink gegeben, daß er die gewöhnlichen Worte sprechen solle nach dem Gebrauch der heiligen Kirche. Der Herr Doctor that dies in bester Art und Herr Timbreo vermählte sich auf der Stelle mit seiner Fenicia, in der Meinung, eine Lucilla zu heirathen. Gleich zuerst, als Herr Timbreo das Mädchen aus dem Zimmer treten sah, hatte er in seinem Herzen ein leises Beben empfunden, weil es ihm bedünken wollte, in ihren Gesichtszügen eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner Fenicia wahrzunehmen. Er konnte sich nun nicht satt an ihr sehen und fühlte bereits, wie sich alle seine alte Liebe zu Fenicia nun auf diese Jungfrau übertrug. Unmittelbar nach der Vermählung wurde Handwasser herumgereicht, oben an den Tisch setzte man die Braut, ihr zur Rechten an der Seite kam Herr Timbreo, ihm gegenüber Belfiore, auf welche sodann der Ritter Girondo folgte, und auf diese Weise ging es in bunter Reihe abwärts. Es kamen köstliche und aufs schönste geordnete Speisen, das ganze Gastmahl war prachtvoll und ruhig und aufs beste bedient. Gespräche, Scherze und tausend andere Unterhaltungen fehlten nicht. Als nun zuletzt die Früchte, welche die Jahreszeit bot, herumgereicht wurden, und Fenicia's Tante, die fast das ganze Jahr über auf dem Lande bei ihr gewesen war und bei Herrn Timbreo am Essen saß, sah, daß das Gastmahl zu Ende ging, fragte sie scherzend ihren Nachbar, als hätte sie nie etwas von den früheren Vorfällen vernommen: Herr Bräutigam, seid ihr nie vermählt gewesen?

Auf diese Frage aus dem Munde einer solchen Frau füllten sich seine Augen mit Thränen, welche herabfielen, ehe er noch antworten konnte. Dessenungeachtet überwand er die Weichheit seiner Natur und sagte: Frau Tante, eure gütige Frage erinnert mich an einen Gegenstand, der mir stets im Herzen lebt und um dessen willen ich bald meine Tage zu beschließen glaube. Denn wiewol

ich mit Frau Lucilla völlig zufrieden bin, so empfinde ich doch um einer andern willen, die ich liebte und noch jezt nach ihrem Tode mehr als mich selber liebe, einen ununterbrochenen und so schmerzlichen Herzenskummer, daß ich fühle, wie er allmälig den Faden meines Lebens zernagt, da ich höchst pflichtwidrig Veranlassung zu ihrem bittern Tode geworden bin.

Herr Girondo wollte ihm in die Rede fallen, er wurde jedoch lange Zeit von Schluchzen und einen reichlich hervorstürzenden Thränenstrom verhindert. Am Ende sagte er mit halb erstickter Stimme: Ich, mein Herr, ich bin der strafbare Urheber und Vollstrecker des Todes der unglücklichen Jungfrau, deren seltene Vorzüge sie eines längeren Lebens so würdig machten; ihr habt nicht die mindeste Schuld daran.

Über diese Reden begannen auch der Braut die Augen sich mit einem Thränenregen zu füllen im Andenken an ihr vergangenes bitteres Leiden. Die Tante der Braut fuhr dann fort und richtete folgende Frage an den Neffen: Ach, Herr Ritter, seid doch so gut, da das Geschehene nun nicht zu ändern ist, erzählt mir doch das Ereigniß, das euch und diesen andern ehrenwerthen Herrn noch gegenwärtig in solche Rührung und Thränen versenkt.

Wehe mir, antwortete Herr Timbreo, ihr verlangt, Frau Tante, daß ich den verzweifeltsten und grausesten Schmerz erneuere, den ich noch je erlitten, und der mir schon, wenn ich im Entferntesten daran denke, alle Kraft und alles Bewußtsein entzieht. Indessen will ich, euch zu Gefallen, euch meinen ewigen Schmerz und die Schande meiner Leichtgläubigkeit ausführlich erzählen.

Er hub nun an von Anfang bis zu Ende nicht ohne die heißesten Thränen und mit der innigsten Theilnahme und Verwunderung der Zuhörer die betrübte Geschichte vorzutragen. Als er geendet hatte, sprach die Matrone zu ihm: Ihr erzählt mir da eine wundersame furchtbare Geschichte, Herr Ritter, dergleichen wol noch nie auf

Erden vorgekommen. Aber ſagt mir, ſo wahr Gott euch helfe, wenn ich euch, bevor ihr euch dieſem Fräulein verlobtet, eure erſte Geliebte wieder hätte auferwecken können, was würdet ihr gethan haben, um ſie wieder ins Leben zu bekommen.

Herr Timbreo erwiderte unter Thränen: Ich ſchwöre bei Gott, gnädige Frau, ich bin ſehr zufrieden mit meiner jetzigen Gemahlin und hoffe es in kurzem noch mehr zu werden; aber hätte ich vorher die Geſtorbene wieder kaufen können, ſo hätte ich die Hälfte meines Lebens hingegeben, um ſie wieder zu bekommen, außer all dem Geld, das ich während deſſelben ausgegeben haben würde; denn ich liebte ſie ſo aufrichtig, als nur ein Mann eine Frau lieben kann, und wenn ich tauſend und aber tauſend Jahre dauerte, werde ich ſie, todt wie ſie iſt, immer lieben und aus Liebe zu ihr alle ihre Verwandten ſtets lieb und werth halten.

Hier vermochte nun Fenicia's getröſteter Vater nicht länger die Freude ſeines Herzens zurückzuhalten und er ſagte, zu ſeinem Eidam gewandt, vor überſtrömender Wonne und Rührung weinend: Mein Sohn und Eidam, denn ſo darf ich euch nennen, eure Werke vollbringen nicht, was eure Worte beſagen; denn ihr habt euch mit eurer ſo innig geliebten Fenicia vermählt, habt den ganzen Morgen an ihrer Seite zugebracht und kennt ſie noch nicht? Wohin hat ſich eure inbrünſtige Liebe verirrt? Hat ſich ihre Geſtalt, haben ſich ihre Züge ſo ſehr verändert, daß ihr ſie nicht wieder erkannt habt und ſie doch neben euch ſitzt?

Auf dieſe Worte erſchloſſen ſich allmälig die Augen des verliebten Ritters und er warf ſich ſeiner Fenicia an den Hals, küßte ſie tauſend mal, und konnte in ſeinem grenzenloſen Entzücken nicht aufhören, ſie unverwandt zu betrachten. Dabei weinte er fortwährend voll Rührung und konnte kein Wort hervorbringen, nannte ſich aber ſelbſt in ſich blind. Meſſer Lionato erzählte ihm dem-

nächſt, wie ſich Alles zugetragen, und alle waren äußerſt verwundert und ſehr heiter beiſammen. Herr Girondo ſprang jetzt von der Tafel auf, warf ſich heftig weinend Fenicia zu Füßen und bat ſie demüthigſt um Verzeihung. Dieſe hub ihn ſogleich freundlich auf und verzieh ihm mit liebreichen Worten die erlittenen Unbilden. Darauf wandte ſie ſich zu ihrem Gatten, der ſich ſelbſt bei der Sache für ſchuldig erklärte, und bat ihn mit den zärtlichſten Worten, nie wieder in dieſem Sinne zu ſprechen, denn er brauche nicht für eine Schuld um Verzeihung zu bitten, die er nicht begangen habe. Dann küßten ſie ſich und tranken, vor Freude weinend, ihre heißen Thränen im Übermaß des Entzückens und der Wonne. Während ſich nun alle der angenehmſten Freude hingaben und zu Tänzen und Feſtlichkeit anſchickten, nahte ſich der Ritter Girondo dem Meſſer Lionato, welcher ſo vergnügt war, daß er den Himmel mit dem Finger zu berühren wähnte, und bat ihn, ihm eine ſehr große Gnade erzeigen zu wollen, wodurch er ihn unendlich glücklich machen werde. Meſſer Lionato antwortete ihm, er möge nur fordern, denn wenn es in ſeiner Macht ſtehe, ſeine Bitte zu gewähren, ſo werde er ſie gern und freudig erfüllen.

So verlange ich denn, fuhr Herr Girondo fort, euch, Herr Lionato, zum Vater und Schwäher, Frau Fenicia und Herrn Timbreo zu Geſchwiſtern und Fräulein Belfiore hier zu meiner rechtmäßigen und geliebten Gattin.

Der gute Vater fühlte ſein Herz von neuer Freude überwältigt. Wie von Sinnen über ein ſo großes unverhofftes Glück wußte er nicht, ob er träume oder ob es Wahrheit ſei, was er ſah und hörte. Als er endlich doch erkennen mußte, daß er nicht ſchlief, dankte er Gott von Herzen für ſo vielen unverdienten Segen und antwortete, zu Herrn Girondo gewandt, dieſem freundlich, er ſei mit Allem zufrieden, was in ſeinem Belieben ſtehe. Da es nun ſo weit war, rief er Belfiore zu ſich und ſagte: Du ſiehſt, meine Tochter, wie es geht: dieſer

Herr Ritter bewirbt sich um deine Hand. Willst du ihn zum Gatten haben, so bin ich es zufrieden; du hast alle möglichen Gründe, es auch zu sein; also sage mir deine Meinung frei heraus!

Das schöne Mädchen antwortete ihrem Vater mit leiser bebender Stimme voll Schaam, daß sie bereit sei zu thun, was er verlange. Und so steckte Herr Girondo, um die Sache nicht weiter zu verzögern, mit Einwilligung aller Verwandten unter den gewöhnlichen und geziemenden Äußerungen des Anstandes der schönen Belfiore den Ring an, worüber Messer Lionato und alle die Seinigen äußerst vergnügt waren. Und weil Herr Timbreo seine theure Fenicia unter dem Namen Lucilla geheirathet hatte, vermählte er sich nunmehr von neuem feierlich mit ihr unter dem Namen Fenicia. So ging der ganze Tag unter Tänzen und Vergnügungen hin. Die schöne liebenswürdige Fenicia war in den feinsten Damast gekleidet, weiß wie der reinste Schnee. Das Gebände, welches ihr Haupt schmückte, ließ ihr wunderbar reizend. Sie war für ihre Jahre ziemlich groß von Wuchs und prangte in genügender Fülle der Glieder; doch konnte sie bei ihrer Jugend noch zu wachsen hoffen. Unter der verrätherischen Hülle der feinsten und edelsten Seide zeigte sich etwas erhaben der Busen, zwei runden Äpfeln gleich vordringend, eine Brust in reizender Entfernung von der andern. Wer die holde Farbe ihres Angesichts sah, der erblickte eine reine, liebliche Weiße, von süßer jungfräulicher Schaam übergossen, welche nicht die Kunst, sondern die Meisterin Natur, dem Wechsel der Geberden und der Umstände gemäß, in glühenden Purpur tauchte. Die schwellende Brust glich an Weiße und Frische dem lebendigsten weißen Alabaster, der runde Hals glänzte wie Schnee. Wer den holden Mund, wenn er die süßen Worte bildete, sich öffnen und schließen sah, der konnte zuversichtlich sagen, er habe ein unschätzbares Kleinod sich öffnen sehen, umschlossen von den feinsten Rubinen und

voll der reichsten und schönsten Perlen, wie sie nur je das gewürzreiche Morgenland uns gesandt. Sah er aber diese schönen Augen, diese funkelnden Sterne, diese blitzenden Sonnen, die sie so meisterlich hin- und herstrahlen ließ, so konnte man wol beschwören, daß in diesen reizenden Flammen die Liebe wohne und in diesem hellen Glanz ihre scharfen Pfeile wetze. Und wie lieblich flatterten die krausen losen Locken umher, welche, die reine freie Stirn umspielend, gesponnener Seide und glänzendem Golde gleich, sich bei dem leisesten Hauch eines Lüftchens kosend umherschaukelten. Ihre Arme waren so ebenmäßig, ihre beiden Hände so zierlich gebildet, daß der Neid selbst daran nichts hätte ändern können. Überhaupt ihre ganze Gestalt war so anmuthsvoll und lebendig, so liebenswürdig von der Natur gebildet, daß ihr gar nichts fehlte. Sodann bewegte sie sich so leicht und heiter, je nach den Umständen, mit dem ganzen Körper oder theilweise, daß jede ihrer Handlungen, jeder Wink, jede Bewegung voll unendlicher Anmuth war und es schien, sie dringe mit offener Gewalt in die Herzen der Beschauer ein. Wer sie daher Fenicia nannte, der entfernte sich nicht von der Wahrheit, denn sie war in der That ein Phönix, der alle andere Jungfrauen unendlich weit an Schönheit übertraf. Und nicht weniger schön war das Ansehen Belfiorens; nur hatte sie als ein jüngeres Kind noch nicht die Hoheit, den mächtigen Reiz in ihren Geberden und Bewegungen. Der ganze Tag also wurde in festlicher Freude hingebracht und die beiden Bräutigame schienen sich an dem Anblick und der Unterhaltung mit ihren Frauen nicht ersättigen zu können. Herr Timbreo besonders schwelgte in Seligkeit und Entzücken und wollte sich fast selber nicht glauben, daß er wirklich da sei, wo er sich befand, denn immer fürchtete er nur zu träumen, oder alles sei ein holder Sinnentrug, den die Kunst eines Zauberers ihm vorspiegele. Am folgenden Tage schickten sie sich an, nach Messina zurückzukehren und dort die

Hochzeit mit jener Feierlichkeit zu begehen, die sich für den Rang der beiden Ritter geziemte. Die beiden Ehemänner hatten schon durch einen Eilboten einen ihrer Freunde, der das Vertrauen des Königs besaß, von ihren Schicksalen unterrichtet und ihm aufgetragen, was sie wünschten, daß er für sie thun möchte. Daher ging dieser noch desselben Tages zu König Pedro, ihm im Namen der beiden Ritter aufzuwarten, und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer Liebe und was sich von Anfang bis zu Ende mit ihnen begeben habe. Der König bewies hierüber eine nicht geringe Freude. Er ließ die Königin herbeirufen und befahl dem Vermittler, noch einmal in ihrer Gegenwart die ganze Geschichte zu erzählen. Dies that er denn auch gewissenhaft und zur größten Genugthuung und nicht geringen Verwunderung der Königin, welche, da sie von Fenicia's kläglichem Schicksale vernahm, aus Mitleid für das Mädchen zu Thränen gerührt wurde. Da nun der König Pedro freisinniger herrschte, als irgend ein Fürst seiner Zeit, und besser als andere das Verdienst zu belohnen wußte, und da auch die Königin höflich und freundlich war, eröffnete ihr der König seine Gesinnung und was er zu thun Willens war. Als die Königin einen so großmüthigen Vorsatz hörte, rühmte sie sehr die Ansicht und den Willen ihres Herrn und Gemahls. Er ließ daher in aller Eile festliche Zubereitungen am Hofe treffen, den ganzen Adel von Messina, Herren und Frauen, einladen, und verordnete, daß die vornehmsten Barone des Hofes mit zahlloser Begleitung anderer Ritter und Edeln, unter Führung und Leitung des Infanten Don Giacomo Dongiavo seines Erstgeborenen stracks den neuvermählten Schwestern vor Messina hinaus entgegenritten. Dieser sein Beschluß wurde in schönster Ordnung ausgeführt, sie ritten zur Stadt hinaus und waren noch nicht eine Meile weit gekommen, als sie den beiden Bräuten begegneten, die mit ihren Gatten und vielen

andern Perſonen in frohem Zuge auf Meſſina zukamen. Als ſie zu einander kamen, hieß der Infant Don Giacomo die Ritter wieder aufſitzen, welche abgeſtiegen waren, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen, und beglückwünſchte ſie und die ſchönen Schweſtern im Namen ſeines Vaters höflich wegen ihrer Vermählung; er ſelbſt aber wurde von allen mit der größten Ehrerbietung empfangen. Auch alle Hofbeamte und andere Theilnehmer an dem Zuge, der aus Meſſina gekommen war, empfingen die beiden Ehepaare nicht minder zuvorkommend und höflich. Die beiden Ritter mit ihren Frauen andererſeits dankten auf das Schmeichelhafteſte, und vor Allem ſagten ſie dem Infanten Don Giacomo den verbindlichſten Dank für die ihnen erwieſene Ehre. Hierauf ſetzte ſich die ganze Geſellſchaft gegen die Stadt in Bewegung unter fröhlichen Geſprächen und Scherzen, wie es bei dergleichen Luſtbarkeiten herzugehen pflegt. Don Giacomo unterhielt ſich ſehr lange und freundlich bald mit Frau Fenicia, bald mit Frau Belfiore. Der König, welcher mehrmals durch Boten von dem Vorrücken des Zuges unterrichtet war, ſtieg, als es ihm Zeit ſchien, mit der Königin und einer anſehnlichen Geſellſchaft von Rittern und Edelfrauen zu Pferde und begegnete am Eingang der Stadt dem ſchönen eben anlangenden Zuge. Alle ſtiegen ſogleich ab, um den König und die Königin zu begrüßen, wofür ſie von dieſem gnädig empfangen wurden. Der König ließ alsdann alle wieder aufſitzen und nahm ſeinen Platz zwiſchen Meſſer Lionato und Herrn Timbreo ein, während die Königin die ſchöne Fenicia an ihre rechte und Belfiore an die linke Seite nahm. Der Infant Don Giacomo ließ ſich von Herrn Girondo begleiten. Ebenſo ſtellten ſich die übrigen Herren und Frauen vom Adel, alle gingen paarweiſe in der ſchönſten Ordnung und bewegten ſich ſo, nach des Königs Willen, gegen den königlichen Palaſt. Daſelbſt wurde ein prächtiges Mittagsmahl eingenommen, zu deſſen Schluß auf Befehl des

Königs in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft Herr Timbreo die ganze Geschichte seiner Liebe erzählte. Als dies vorbei war, fing man an zu tanzen, und die ganze Woche über hielt der König offenen Hof und befahl, daß alle in diesen Tagen im königlichen Palaste speisen sollten. Als die Feste zu Ende waren, rief der König Messer Lionato zu sich und fragte ihn, welche Aussteuer er seinen Töchtern zugedacht und wie er sie ihnen ausfolgen wolle. Messer Lionato antwortete dem König, über die Aussteuer sei noch gar nicht gesprochen worden, er werde ihnen aber eine seinen Kräften angemessene anständige Mitgift zukommen lassen. Der König sagte darauf: Wir wollen euren Töchtern selbst eine Aussteuer geben, wie sie ihnen und meinen Rittern angemessen ist, und wollen nicht, daß ihr ferner irgend für sie zu sorgen habt.

Und also ließ der großherzige König, der deshalb nicht allein von allen Sicilianern, sondern von jedermann, der es hörte, höchlich gepriesen wurde, die beiden neuvermahlten Paare zu sich kommen, forderte sie auf, feierlich ihren Ansprüchen an das Vermögen des Messer Lionato zu entsagen, und fügte sogleich den königlichen Befehl hinzu, welcher diese Verzichtleistung bestätigte. Unverzüglich darauf stattete er sie, nicht wie Bürgerstöchter, sondern wie seine eigenen, auf das Ehrenvollste aus und erhöhte den Jahrsgehalt, den die beiden Ritter von ihm bezogen. Die Königin, nicht minder aufwandliebend, großmüthig und freigebig, als der König, ernannte beide Frauen zu ihren Hofdamen, warf ihnen von ihren eigenen Einkünften einen ansehnlichen jährlichen Gehalt aus und hielt sie immer lieb und werth. Sie, die in der That äußerst liebenswürdig waren, wußten bald durch ihr Benehmen die Hochschätzung aller Hofbeamten zu erwerben. Auch dem Messer Lionato gab der König ein ehrenvolles Amt in Messina, das ihm keine geringen Einkünfte brachte. Weil er aber schon bei Jahren war, so brachte er es dahin,

daß der König einen seiner Söhne darin bestätigte. So also erging es dem Herrn Timbreo mit seiner redlichen Liebe. Das Böse, das ihm Herr Girondo hatte zufügen wollen, schlug zum Guten aus und beide genossen noch lange ihrer Frauen und lebten in Glück und Frieden. Noch oft durften sie sich mit Vergnügen der Leiden erinnern, welche die schöne Fenicia überstanden hatte. Dieser Herr Timbreo war der Stammvater des hochedeln Geschlechts und Hauses Cardona, welches noch heute in Sicilien und Neapel viele geachtete Männer zählt. Auch in Spanien blüht dieses hochedle Blut der Cardona und bringt Männer hervor, die vom Adel ihrer Ahnen nicht ausarten, weder in den Waffen noch in der Toga. Aber was sage ich von den zwei hochedeln Brüdern Don Pietro und Don Giovanni von Cardona, wahrhaft mannhaften und erlauchten Herren und Kriegern? Ich sehe hier einige unter euch, die den Herrn Don Pietro Grafen von Colisano Großconnestabel und Admiral von Sicilien gekannt haben, welchen der Herr Prospero Colonna, der unvergleichliche Mann, so sehr geehrt und sich seines weisen Rathes bedient hat. Und in der That war der Graf von Colisano ein ganz außerordentlicher Mann. Er starb in einem Gefecht bei Bicocca zum allgemeinen Schmerz der ganzen Lombardei. Aber Don Giovanni sein Bruder, Markgraf von la Palude, kam ziemlich unter Ravenna in der Schlacht zwischen den Franzosen und Spaniern, wo er sich mannhaft gehalten, ums Leben. So bin ich indeß unversehens vom Erzähler zum Lobredner geworden.

77. Die einäugige Amme.

(I, 23.)

Man hat meines Bedünkens mit Recht die Vermuthung geäußert, daß Römer und Gothen die ersten waren, welche dieſe unſere Vaterſtadt erbaut haben, die ſodann von den Longobarden erweitert wurde zur Zeit, da der longobardiſche König Luitprant den Leib des heiligen Auguſtin zur See von der Inſel Sardinien nach Genua und von Genua nach Pavia bringen ließ. Über die Erbauung gibt Sanct Caſſiodorus Zeugniß und von der Erweiterung ſieht man neben den uralten Schriften, die ich in der Hand des Enrico Bandello ſah, die alles aufs Genaueſte erzählen, auch noch Spuren der alten Gräben und einiger Brücken. Derſelbe Enrico zeigte mir auch die authentiſche Vollmachtsurkunde Kaiſer Otto's des erſten, wo er, als er zu Pavia war, Aluida zur Frau nahm, die in erſter Ehe den König Lothar von Italien zum Manne gehabt hatte. In dieſem Privilegium ſieht man, wie Otto der bandelliſchen Familie außer den ſechs Streifen ihres Wappens den Adler ſchenkte und ſie außerdem zu Herren der Ortſchaft Sale und Caſella machte, welche Herrſchaft ſie friedlich behaupteten, bis die Bürgerkriege kamen zwiſchen den Vesconti und denen von la Torre. Und da eine Madonna Agneſe Bandella an Meſſer Bernardo von la Torre verheirathet war, folgten nunmehr die Bandelli der Partei der Turrianer; dieſe Turrianer wurden von den Vesconti aus dem Gebiete der Lombardei verjagt und ſo kamen auch die Bandelli um die Herrſchaft ihrer Grundbeſitzungen, die ſie nie wieder erlangten. Vor kurzem führte mich Bruder Girolamo Veladuccio vom minderen Orden, Magiſter der heiligen Gottesgelahrtheit, als ich in San Francesco war, in den Kloſtergarten und dann in ſeine Zelle. Dort ließ er mich, da er die Schlüſſel zu den

Klosterarchiven hatte, eine auf Pergament geschriebene Urkunde sehen, die in demselben Jahre, wo Sanct Franz canonisirt worden, ausgestellt war, und worin gesagt ist, daß sieben edle Vandelli, die daselbst namentlich aufgeführt sind, als domini und condomini von Castelnuovo, Sale und Casella aus voller Gewalt und Machtvollkommenheit dem Bruder Ruffino, dem ehemaligen Genossen des Sanct Franz, das ganze Grundstück schenken, worauf heutiges Tages die Kirche und das Kloster dieser minderen Brüder steht, und außerdem schenkten sie ihm achttausend Pfund Kaisergeld zum Aufbau des Klosters. Es war mir sehr lieb, diese alten Urkunden zu sehen und ich habe bereits darüber mit Enrico Vandello gesprochen und ihm angegeben, wie er es anzufangen habe, um die besagte Urkunde wieder zu erlangen. Soviel wollte ich euch sagen in Bezug auf die Verhandlungen, welche über das Alter dieses Orts zwischen euch und den Familien desselben Statt gefunden haben, mit der Absicht, euch eine Liebesgeschichte zu erzählen, die in dieser unserer Heimat zur Zeit der Erbauung des Orts sich zugetragen; denn mir scheint, diese Stunde des Tages muß mit heiteren Gesprächen hingebracht werden, nicht mit Disputationen. Ich fand diese Geschichte auch aufgezeichnet in einer sehr alten Handschrift, welche Mancherlei über die Alterthümer unserer Gegend enthielt; das Buch gehörte dem vortrefflichen uns allen wohl bekannten Doctor der Rechte Herrn Gaspare Grasso. Also im Anfang der Gründung unseres Ortes, da die herumliegenden Felder noch an ausgediente Soldaten vertheilt waren, welche theils von den Römern, theils von den Ostgothen sich allda befanden, war unter andern von gothischem Stamme daselbst ein sehr geachteter und tapferer Mann Namens Velamito. Er hatte lange unter Theodorich gedient, sich immer gut gehalten und verdiente, bei der Ländervertheilung den andern vorgezogen zu werden, sodaß er sehr reich geworden war. Bei seinem Tode hinterließ er sein

ganzes Vermögen seinem einzigen Sohne, welcher Bandelchil hieß und von welchem die Familie der Bandelli abstammt. Der junge Bandelchil war einer der edelsten Männer seines Volkes. Sein Vater hatte ihm außer dem Grundbesitz viel Geld und große Beute hinterlassen, die er in ganz Italien erworben hatte; er war in seinen Ausgaben nicht karg und versorgte die armen Gothen sehr oft mit dem Nothigen. Man liebte und ehrte ihn deswegen sehr und sah ihn gleichsam als das Haupt seines Volkes an. Eines Tages erblickte er ein junges Mädchen von funfzehn bis sechszehn Jahren, welche über die Maßen schön war. Sie gefiel ihm so wohl und er verliebte sich so sehr in sie, daß er sein Auge gar nicht mehr von ihr wegwenden konnte; unvermerkt wurde er so übermannt von der Freude ihres Anblicks, er fühlte sich so gefangen von ihren Reizen, daß er seinen Sinn gar nicht anderswohin wenden konnte. Sie waren in einer Kirche, als er sie zum erstenmal sah. Sobald das schöne Kind weg war, blieb Bandelchil voll mannichfaltiger Gedanken zurück, denn er hatte zuvor nie die süßen Gefühle der Liebe empfunden. Als er nachher zu Hause und allein in seiner Kammer war, dachte er wieder an die Reize des Mädchens, das er gesehen, und die er mehr für göttlich, als für menschlich hielt; und er fühlte sich so überströmt von unendlicher Lust, wenn er ihrer gedachte, daß gar kein anderer Gedanke mehr in seiner Seele Raum hatte. Die Stunde des Mittagessens war längst vergangen und als die Leute des Hauses sahen, daß ihr Herr seine Schlafkammer nicht verließ, waren sie ungewiß, was sie thun sollten. Einer von ihnen ging aber endlich hinein und ließ ihn wissen, die Stunde des Mittags sei vorbei und das Essen gehe zu Grunde. Bandelchil ging heraus, wusch seine Hände und setzte sich zu Tisch. Aber wie? Er war so vertieft in seine verliebten Gedanken, daß er nichts oder nur wenig aß. Es war sonst seine Gewohnheit, während des Mittag- und Nachtessens sich der Fröhlichkeit

zu überlaſſen und die ganze Geſellſchaft zu unterhalten. Von nun an aber ſprach er kein Wort mehr, nahm nur einige Biſſen zu ſich, ſtand von der Tafel auf und ging in ſeine Kammer zurück, indem das Bild des geſehenen Mädchens ihm immer vor den Augen der Seele ſchwebte. Seine Hausleute waren voll Verwunderung, eine ſo ungewöhnliche Lebensart an ihm zu ſehen, und konnten ſich nicht anders denken, als er müſſe krank ſein. Doch wagte es keiner ihn zu fragen, was er habe oder was ihm fehle. Er ging an dem erſten Tage gar nicht aus dem Zimmer und machte es beim Abendeſſen wie am Mittage. Die folgende Nacht, in welcher er gar nicht ſchlafen konnte, ſondern immer mit Sinn und Gedanken beſchäftigt war, das ſchöne Kind zu beſchauen, ſprach er bei ſich ſelbſt: Wie kommt es nur, daß ich in die Schönheit des Mädchens verſenkt bin, welches ich heute früh in der Kirche ſah, ſodaß ich auf nichts anderes mehr meinen Sinn wenden kann? Ich weiß nicht, wer das Mädchen iſt, ob edel oder nicht, ob Gothin oder Römerin. Doch was ſpreche ich Thörichter? Darf ich je daran zweifeln, daß ſie die edelſte iſt? O gewiß ſie kann nur von den edelſten Eltern geboren ſein. Wie könnte der Schöpfer ſo viel Schönheit, ſo wunderbare Gaben in ein niedriges Weſen gelegt haben? Und wenn ſie auch von unedeln Eltern ſtammte, wenn Gott ſie ſo geadelt und mit ſo vielen Tugenden ausgeſtattet hat, wer dürfte ſich erkühnen, ſie unedel zu nennen? Wenn ſie eine Römerin iſt und aus römiſchem Blute ſtammt, ſo iſt dies genug, um ihr den höchſten Adel zu verleihen; iſt ſie aber gothiſcher Abkunft, ſo kann ſie nur Tochter eines Soldaten ſein, und das Kriegsweſen adelt jeden, der den Waffen folgt und ſie rühmlich trägt; ich darf alſo keine Schande fürchten, wenn ich ſie liebe.

So dachte der verliebte und aufgeregte Jüngling bei ſich, denn bei den Gothen war es anerkannte Sitte, daß kein Adeliger ſich mit einer nicht Adeligen vermählen durfte;

ja es wurde für eine große Schmach angesehen, wenn ein aus adeligem Stamme Entsprossener überhaupt sich mit einer Person von niedriger Abkunft fleischlich zu thun machte. Der gequälte junge Mann brachte also die ganze Nacht in langem mannichfaltigem Nachdenken zu, und jemehr er sann, um so mehr fühlte er sich in Liebe für das Mädchen, das er gesehen hatte, entbrennen. Als der Tag anbrach, wünschte er zu erfahren, wer ihr Vater sei, und das Glück begünstigte seine Wünsche. Denn als er eben auf dem Felde lustwandelte, sah er seine Geliebte am Fenster in der Straße der Tavernellen; kaum aber hatte er sie erblickt, als sie sei es zufällig oder aus welchem Grunde immer sich zurückzog. Er kannte das Mädchen sogleich, fragte, wem das Haus gehöre, und erfuhr, der Besitzer sei ein Gothe und heiße Clisterdo, das Mädchen aber heiße Aloinda. Es gefiel dem Jüngling sehr, zu erfahren, daß sie edelgeboren sei und ihr Vater in großer Achtung stehe und sich derzeit bei Theodor in Ravenna befinde. Er fing nun an, häufig durch die Straße zu gehen, und wenn er sie an der Thüre oder an den Fenstern sah, so zeugten seine Augen von der hohen Glut, in welcher er für sie entbrannt war. So verharrte er lange Zeit, ohne sie jedoch, was auch die Ursache sein mag, für sich zu bewegen oder ihr durch Boten und Sendungen entdecken zu können, was er für sie fühle. Sie schien auch gar nichts von seiner Liebe zu bemerken noch sich um ihn zu bekümmern, weswegen denn der Liebhaber sich in der mismuthigsten Stimmung befand. Aber er wagte es nicht, sich dem Mädchen zu entdecken, aus Furcht, sie möchte zürnen und sich dann nicht mehr sehen lassen; und doch gereichte schon ihr Anblick dem Jüngling zur höchsten Wonne und er hätte lieber sterben, als sie auch nur im Geringsten beleidigen mögen. So entbrannte er von Tag zu Tag mehr in Liebe zu seiner Aloinda und beschloß endlich nach vielem

Nachdenken, einem vertrauten Freunde seine ganze Liebe zu entdecken und bei ihm Rath und Hilfe in diesem Unternehmen zu suchen. Er hatte einen Freund Namens Teialac, es war ein edler Jüngling, aber von Jugend auf immer kränklich. Dies war die Veranlassung, daß er sich nicht mit den Waffen, sondern stets mit den Wissenschaften und der Litteratur, mehr der griechischen, als der lateinischen, beschäftigt hatte, wie denn überhaupt das Volk der Gothen vorzüglich viel auf die griechischen Studien hielt. Ja, in unserer Heimat haben sich noch jetzt viele griechische Wörter erhalten und werden von Männern und Frauen gebraucht, sodaß sie förmlich zur italiänischen Volkssprache gehören. Bandelchil war also eines Tages mit Teialac zusammen, erzählte ihm die ganze Geschichte seiner Liebe und bat ihn, daß er ihm in dieser Qual einigen Rath gebe, denn er sehe ein, daß er sich in diesem Kummer nicht erhalten könne und von Tag zu Tage mehr jede Lust zu Schlaf und Essen verliere. Nachdem Teialac den Antrag seines Freundes angehört und sorgfältig geprüft hatte, antwortete er: Ich muß mich nur wundern über dich, daß du, da du dich in die Netze der Liebe verstrickt sahst, niemals suchtest dich entweder ganz davon loszumachen, oder wenn du dich von dem Vogelleim der Liebe nicht mehr befreien kannst, daß du nicht nach allen möglichen Heilmitteln trachtest. Du versicherst mich, es sei über ein Jahr, daß du dies peinigende Leben führst, und nichts desto weniger hast du nie versucht, Aloinda deine Liebe zu wissen zu thun. Wie willst du, daß sie deine Liebe errathe, wenn du ihr nie Boten und Briefe sandtest oder dich selbst bei ihr einstelltest. Deine Aufgabe ist es, ihr zu dienen, sie zu ehren, zu verfolgen und mit der Liebe bekannt zu machen, die du für sie fühlst. Wer weiß, ob sie sich, wenn sie deine Liebe kennt und erfährt, nicht zur Gegenliebe neigt, ja, daß sie sich geehrt fühlt, wenn sie sieht, daß einer deines Gleichen sie so hoch achtet.

Es iſt die Art der Frauen, daß ſie geehrt, geachtet, erhoben, ja faſt möchte ich ſagen angebetet werden; und wenn ſie auch lieben und etwas verlangen, ſo ſtellen ſie ſich, als verlangen ſie es nicht, und wollen gebeten, ja gezwungen ſein zu etwas, was ſie doch gerne freiwillig thun möchten. Deswegen iſt meine Meinung, du thuſt ihr durch Briefe oder einen vertrauten Boten deine Liebe kund; wenn es ſich zeigt, daß es ihr angenehm iſt, ſich von dir geliebt zu ſehen, ſo wird es nicht an Mittel und Wegen fehlen, dein Unternehmen zum Ziele zu führen; denn wenn die Theile zuſammenſtimmen, geſchieht es ſelten, daß das Ganze ſich nicht füge, ſich zuſammen ſchicke und die gewünſchte Vollendung erreiche. Wenn ſie deine Botſchaften nicht anhören wollen oder deinen Wünſchen ſich widerſetzlich zeigen wird, ſo werden wir auf andere Auskunft denken. Zuerſt wollen wir alſo dies verſuchen und dann wird für das Übrige wol Rath werden.

Als Bandelchil den Rath ſeines Freundes angehört hatte und derſelbe ihm günſtig ſchien, ſo fing er an, ſich mit ihm über die Mittel zu berathen, die er ergreifen müſſe, ob er eine Frau mit mündlichen Aufträgen an Aloinda ſchicken oder ob er ihr ſchreiben ſolle. Nach reiflicher Überlegung beſchloſſen ſie als das ſicherſte und beſte Mittel, ihr alles zu ſchreiben. Als er ſich beſonnen hatte, durch wen er ihr den Brief ſchicken wolle, ſchrieb der Liebende einen ſolchen auf, worin er ihr auf paſſende Weiſe ſeine glühende Liebe offenbarte und ſie bat, daß ſie ihm, der ihr treueſter Diener ſein werde, ihr Mitleid ſchenken wolle. Der Liebhaber hatte einen Edelknaben, welcher klüger und älter an Erfahrung war, als man ihm anſah, denn er war klein von Geſtalt, dabei aber ſo klug und liſtig und ſo geſchickt und gewandt bei Fragen und Antworten und leugnete mit ſo unverändertem Geſicht eine offenbare Wahrheit, daß er den Teufel ſelbſt hinters Licht geführt hätte. Dieſen

unterrichtete Vandelchil genau, wie er ſeinen Wunſch erfüllt wiſſen wolle, und gab ihm den Liebesbrief. Der Liebende pflegte jeden Tag auf dem Felde zu luſtwandeln, bald zu Fuß und bald zu Pferde, und dabei ging es immer an dem Hauſe ſeiner Geliebten vorbei, was keinen Verdacht erregen konnte, da ſie an einer offenen Straße wohnte. Einſt zog er auch des Weges mit einigen andern, der liſtige Knabe ging hart an der Mauer von Aloinda's Hauſe hin und als er an eine Fenſteröffnung kam, welche dem Weinkeller Helle zu geben beſtimmt und gegen die Straße mit einem Eiſengitter geſchloſſen war, ließ er ein Paar Sporen, die er in der Hand hielt, fallen, ließ ohne Weiteres ſeinen Herrn mit ſeiner Geſellſchaft fortreiten und ging auf die Hausthüre zu. Er fand ſie offen, trat hinein und zeigte ſich ſcheinbar ganz ſchüchtern und verdutzt. Zufällig erblickte er das Mädchen, das neben dem Eingang mit Arbeiten beſchäftigt ſaß, und ſagte zu ihr: Madonna, ich bitte euch um Gottes willen, ſeid ſo gut und laßt mir euren Keller öffnen, denn indem ich meinem Herrn folgte, der eben durch die Straße reitet, ſind die Sporen, die ich in der Hand trug, mir durch das Gitter in euer Kellergewölbe gefallen, und wenn ich ſie nicht nach Hauſe bringe, ſo gibt mir mein Herr Schläge genug.

Unter dieſen Worten kam Aloinda's Mutter herbei und ſagte, da ſie das Begehren des Edelknaben gehört hatte: Geh, Tochter, und führe ihn mit dir hin, daß er die Sporen ſuche.

Die beiden gingen nun in den Keller und als der Edelknabe ſah, daß ihm niemand folgte, fing er an, dem Mädchen kurzlich die Liebe ſeines Herrn von Anfang an zu erzählen, und gab ihr den Brief. Aloinda nahm ihn, ohne zu antworten, der Knabe nahm ſeine Sporen und ſie gingen hinauf. Hier dankte der Edelknabe der Mutter und kehrte zu ſeinem Herrn zurück. Aloinda las bei guter Weile, was ihr der Liebhaber ge-

ſchrieben hatte, und die liebevollen Worte drangen ihr ſo ins Herz, daß ſie ganz ſich von Liebe entzündete. Sie verlangte nun nichts mehr, als den Geliebten zu ſehen und mit ihm zuſammen zu kommen. Sobald ſie ſich daher denken konnte, er werde durch die Straße kommen, ging ſie, wenn es ſich thun ließ, an das Fenſter und entdeckte ihm ſo lächelnd und mit freundlichem Geſichte ihren Willen. Als der Liebhaber dies bemerkte und ſah, daß ſein Brief von Erfolg geweſen, ging er nun mit dem Gedanken um, wie er Gelegenheit finde, zu ihr zu kommen, und Aloinda dachte ebenfalls an nichts anderes. Nun trug es ſich zu, daß eine Verwandte von Aloinda's Mutter ſich verheirathete, und da das Mädchen wußte, daß ihre Mutter zur Hochzeit gehen werde, ſo ſuchte ſie dies den Geliebten wiſſen zu laſſen. Sie ſchrieb ihm daher, was er thun ſolle, wußte jedoch nicht, wie ſie ihm den Brief zuſtellen könne. Während ſie darüber nachdenkend an dem Fenſter lag, ſah ſie den Edelknaben ganz allein die Straße daher kommen. Sie ging ſchnell hinunter und als der Edelknabe an der Thüre vorbeiging, gab ſie ihm, ohne daß es jemand bemerkte, den Brief und eilte ſchnell wieder hinauf. Bandelchil las den Brief und war nun der glücklichſte Menſch auf Erden. Er war vor Entzücken ganz außer ſich und erwartete ungeduldig den Tag der Hochzeit. Die Mutter ging zu dem Mahle und ließ Aloinda allein zu Hauſe mit einer Alten, welche nur ein Auge hatte. An jenem Tage nun trat der Liebhaber, wie man ihm angeordnet hatte, durch den Garten in das Haus und verſteckte ſich in einem Zimmer unter dem Bette. Aloinda, welche ihre Amme auf einer andern Stelle hingehalten hatte, lief nun um die verabredete Stunde durch das Haus auf und ab. Sie war ſchnell und die Liebe lieh ihr Flügel; die Amme konnte ihr nicht nachkommen und ſo gelangte das ſchöne Kind in das Gemach, wo der Liebſte verborgen war, und ſchloß ſich ein. Da die Alte dies

merkte und wußte, daß das Zimmer eiſerne Gitter an den Fenſtern hatte, dachte ſie, da es Sommer war, das Mädchen wolle ſchlafen. Die beiden Liebenden aber umarmten und küßten ſich wol tauſend mal und als Bandelchil die letzte Wonne der Liebe genießen wollte, ſprach Aloinda zu ihm: Mein Herr, den ich mehr als mein Leben liebe, wenn ihr mich ſo ernſtlich liebt, wie ihr mir ſagt und mir geſchrieben habt, ſo werdet ihr es einrichten, daß wir lange beiſammen ſein können, und dies wird geſchehen, wenn ihr mich zur Frau nehmt.

Der Liebhaber war auf das Höchſte von ihr entzückt und ſah ſie über die Maßen ſchön; daher verſprach er ohne Zögern, ſie zu ehelichen, und genoß mit ihr lange Zeit die höchſte Wonne der Liebe. Nachdem ſodann Alles geordnet war, was er zur Feier der Hochzeit für nöthig hielt, hörte Aloinda die Amme klopfen und rufen. Daher ſagte ſie zu dem Geliebten: Ich werde nun die Thüre öffnen, mich der häßlichen Alten an den Hals werfen und mit einer Hand ihr das gute Auge bedecken. Sobald ich mich räuſpere, ſchlüpft ihr dann geſchickt hinaus und geht auf dem Wege zurück, den ihr hergekommen ſeid.

Aloinda öffnete nun die Thüre, warf ſich der ſchmähenden Alten um den Hals, und indem ſie ihr zu liebkoſen ſchien, ſchloß ſie ihr mit der Hand das Auge und ſagte zu der Amme, indem ſie ſich räuſperte, ſie laſſe ſie nicht eher, als bis ſie ſich beruhige und ihr verſpreche, der Mutter nichts zu ſagen, ſie habe ſich nur hier eingeſchloſſen, um ruhig zu ſchlafen.

Unterdeſſen ſchlüpfte der Liebhaber leiſe aus dem Zimmer, ohne von jemand geſehen zu werden, und Aloinda ſprach nun zu der Alten: Mein liebes Mütterchen, ich bin doch eure liebe Tochter.

Und ſo noch ähnliche Plaudereien, bis endlich die Alte ſich zufrieden gab. Wenige Tage nachher ward Bandelchil bei ihrem Vater um ihre Hand und erhielt

ſie, ſie zeugten viele Kinder und lebten immer im größten Frieden. Als man ſpäter die barbariſchen Worte durch die italiäniſche Ausſprache milderte, nannten ſich die Abkömmlinge Bandelchil's Bandelli, wie ſie noch heutiges Tages heißen.

---

78. Antonio Bologna.

(I. 26.)

Antonio Bologna aus Neapel lebte, ſo lange er in Mailand verweilte, im Hauſe des Herrn Silvio Savello. Nach Herrn Silvio's Abgang machte er ſich an Francesco Acquaviva Markgrafen von Bitonto, welcher in der Schlacht von Ravenna gefangen in die Hand der Franzoſen fiel und in die Burg von Mailand gebracht wurde; gegen ſichere Bürgſchaft kam er jedoch aus der Burg los und lebte lange Zeit in der Stadt. Nachher bezahlte dieſer Markgraf eine ſtarke Entſchädigungsſumme und kehrte nun in das Königreich Neapel zurück. Jener Bologna blieb nun im Hauſe des Ritters Alfonſo Vesconte mit drei Dienern und lebte in Mailand ganz anſtändig, hatte ſchöne Kleider und Pferde. Es war ein ſehr galanter und tugendhafter Edelmann, und außerdem, daß er ein ſehr ſchönes Äußeres hatte und ein wackerer Mann war, galt er auch für einen ſehr gewandten Reiter. In ſchönen Wiſſenſchaften war er mehr als gewöhnlich bewandert und ſang anmuthig, die Laute in der Hand. Ich weiß, daß manche unter uns ihn noch ſingen gehört haben, oder vielmehr nicht ſingen, ſondern ſingend den Zuſtand beweinen, in welchem er ſich befand, indem Frau Ippolita Sforza und Bentivoglia ihn zu ſpielen und zu ſingen zwang. Als er nun von Frankreich zurück-

gekehrt war, wo er fortwährend dem unglücklichen Friedrich von Aragonien gedient hatte, welcher aus dem Königreich Neapel vertrieben sich dem König Ludwig dem zwölften von Frankreich in die Arme geworfen hatte und von diesem liebevoll aufgenommen worden war, begab sich Bologna nach Neapel in sein Heimwesen und blieb daselbst. Er hatte dem König Friedrich viele Jahre lang als Oberhofmeister gedient. Nun wurde er nach kurzem von der Herzogin von Malfi, Tochter Heinrich's von Aragonien und Schwester des aragonesischen Cardinals angegangen, ob er nicht als Oberhofmeister in ihre Dienste treten wolle. An das Hofleben gewöhnt und der aragonischen Partei ergeben nahm er ihren Vorschlag an und ging hin. Die Herzogin war frühzeitig Witwe geworden und hatte in ihrer Ehe einen Sohn geboren, dessen Vormundschaft sie nun sowie die über das Herzogthum Malfi führte. Jung, rüstig und schön, wie sie war, und an ein weichliches Leben gewöhnt, war sie zwar nicht gesonnen, sich zum zweiten Male zu verheirathen, wo dann sie ihren Sohn hätte fremder Obhut übergeben müssen, aber sie gedachte, bei sich darbietender Gelegenheit, sich einen rüstigen Liebhaber zu wählen und mit ihm ihre Jugend zu genießen. Sie sah viele Männer, von ihren Unterthanen, wie Fremde, die ihr anmuthig und gesittet schienen; sie beobachtete bei allen auf das Genaueste ihr Wesen und Betragen; sie glaubte aber keinen zu finden, der ihrem Oberhofmeister gleichkomme; er war auch in der That ein sehr schöner Mann, groß und wohlgestaltet, von schönem und anmuthigem Betragen und mit vielen Vorzügen ausgerüstet. Daher verliebte sie sich heftig in ihn, von Tag zu Tag lobte sie ihn mehr, und sein schönes Betragen gewann entschiedener ihren Beifall, sodaß sie am Ende ganz für ihn glühte und nicht leben zu können meinte, ohne ihn zu sehen und bei ihm zu sein. Bologna war auch keine alberne Schlafhaube, und wiewol er den Abstand zwischen

ſich und der Hoheit der Dame wohl fühlte, konnte er ſich dennoch nicht erwehren, ſobald er ihrer Liebe zu ihm ſich erſt recht bewußt geworden war, ſie in die Geheimniſſe ſeines Herzens dergeſtalt aufzunehmen, daß er fürder keinem andern Gefühle, als der Liebe zu ihr darin Raum geſtattete. So waren alſo die Liebenden beide einander zugethan. Die Herzogin aber faßte, von neuen Vorſtellungen überkommen, den Entſchluß, theils um Gott nicht allzuſehr zu beleidigen, theils um jeder etwaigen übeln Nachrede wegen ihrer Liebe zu begegnen, ohne jedoch ſonſt jemand von ihrer Liebe in Kenntniß zu ſetzen, nicht die Geliebte Bologna's, ſondern ſeine Gattin zu werden und in der Stille ſeiner Liebe ſich zu freuen, bis etwa die Umſtände ſie nöthigten, ihre eheliche Verbindung kund zu thun. Sobald ſie mit ſich ſelbſt über dieſen Vorſatz im Reinen war, ließ ſie Bologna eines Tages in ihr Zimmer kommen, trat mit ihm in ein Fenſter, wie ſie jedesmal zu thun pflegte, wenn ſie mit ihm über ihr Hausweſen berieth, und redete ihn folgendermaßen an: Spräche ich mit irgend einem andern Menſchen, als mit dir, Antonio, ſo würde ich gegenwärtig nicht wiſſen, wie ich meine Worte anbringen ſollte. Da ich dich aber als einen verſchwiegenen, mit hohem Verſtande begabten Edelmann kenne, der an den königlichen Höfen Alfonſo's des zweiten, Ferdinand's und Friedrich's meiner Verwandten aufgewachſen und gebildet worden iſt, ſo bin ich geneigt zu glauben, daß du nach Anhörung deſſen, was ich dir jetzt zu eröffnen habe, mit mir übereinſtimmend denken wirſt. Sollte ich dich nichts deſto weniger anders finden, ſo würde ſich mein Vertrauen in die tiefe Einſicht, die man dir allgemein zuſchreiben will, allerdings nicht bewähren. Ich bin, wie du weißt, durch das Ableben des Herrn Herzogs meines Gemahls ſeligen Angedenkens in ziemlich jungen Jahren Witwe geworden, und habe ſeither als ſolche ein Leben geführt, daß auch der ſtrengſte und härteſte Sittenrichter in Betreff der Ehr-

barkeit auch nicht ein Pünktchen an mir auszusetzen finden könnte. Ebenso habe ich der Regierung des Herzogthums mit solcher Sorgsamkeit vorgestanden, daß ich hoffen darf, wenn die Zeit der Volljährigkeit meines Herrn Sohnes gekommen sein wird, ihm dasselbe in erwünschterem Zustande zu übergeben, als ich es bei dem Tode des Herrn Herzogs selbst übernahm. Denn nicht allein habe ich funfzehntausend Ducaten Schulden bezahlt, welche der Hochselige in den letzten Kriegen hatte machen müssen, ich habe auch noch überdies eine einträgliche Baronie in Calabrien käuflich erworben, mich vollkommen schuldenfrei gemacht und mein ganzes Hauswesen auf das Vollkommenste wohl bestellt. Nun hatte ich zwar bei mir beschlossen, fortwährend im Witwenstande zu beharren und meine Residenz bald in diesem Landsitz, bald auf jener Burg, bald in Neapel aufzuschlagen und meine Zeit der Sorge für das Herzogthum zu widmen; ich habe mich aber allerdings bewogen gefunden, meinen Vorsatz zu ändern und ein neues Leben zu beginnen. Ich wünschte mir nämlich lieber einen neuen Gatten zu erwählen, als etwa gleich andern Frauen zu thun, welche Gott zum Hohne und der Welt zum ewigen Tadel sich Liebhabern preisgeben. Ich weiß wohl, was man von einer Herzogin in diesem Königreich sagt, obgleich einer der ersten Barone ihr begünstigter Liebhaber ist, und weiß, daß du mich verstehst. Um nun aber auf meine Angelegenheiten zurückzukommen, so siehst du, daß ich noch bei jungen Jahren bin und weder lahm noch schielend; ich sehe nicht aus, wie die Gassenjungen, die sich unter andern Leuten nicht zeigen dürfen. Ich lebe, wie du ferner täglich siehst, in Wohlstand und Üppigkeit, um deren willen ich verliebten Gedanken wohl oder übel Gehör geben muß. Wollte ich mir einen Gemahl erwählen, der dem ersteren an Stande gleichkäme, so wüßte ich nicht, wie ich dies bewirken sollte; ich müßte mich denn mit einem Knaben vermählen, der bald meiner überdrüßig mich aus seinem

Bette verjagte und meinen Platz von verworfenen Dirnen einnehmen ließe; denn es lebt gegenwärtig bei uns kein vornehmer Mann, deſſen Alter dem meinigen entſpräche und der ledigen Standes wäre. Ich bin alſo nach reiflichem Erwägen und Bedenken dieſer Sache dahin mit mir einig geworden, daß ich einen ausgezeichneten Edelmann zu meinem ehelichen Gemahl erheben will. Um aber die Läſterungen des gemeinen Volkes zu vermeiden und um nicht mit meinen vornehmen Verwandten und beſonders mit dem Herrn Cardinal meinem Bruder Ungelegenheiten zu haben, wünſchte ich die ganze Sache freilich ſo lange verborgen zu halten, bis ſie ſich mit weniger Gefahr für mich gelegentlich einmal veröffentlichen ließe. Derjenige, den ich zum Manne zu nehmen beabſichtige, hat etwa tauſend Ducaten Einkünfte, und ich habe von meiner Mitgift neben dem Zuſchuß, [illegible] mir der Herr Herzog bei ſeinem Abſcheiden zugewieſen, über zweitauſend, außer dem Hausgeräthe, welches mir gehört; und wenn ich den Rang einer Herzogin nicht behaupten kann, ſo will ich mich beſcheiden, als Edelfrau zu leben. Ich möchte nun aber von dir erfahren, was du mir räthſt.

Als Antonio dieſe lange Anrede der Herzogin vernommen hatte, wußte er nicht, was er darauf erwidern ſollte; denn da er ſich verſichert hielt, von ihr geliebt zu ſein, und ihr ſelbſt mit nicht geringer Liebe zugethan war, ſo konnte er natürlicherweiſe nicht wünſchen, ſie ſich wieder verheirathen zu ſehen, um noch Hoffnung zu erhalten, dereinſt das Ziel ſeiner Liebe zu erreichen. Er blieb ſtumm ihr gegenuber ſtehen, wechſelte im Geſicht die Farbe und ſeufzte tief ſtatt aller Antwort. Sie errieth die Gedanken ihres Geliebten, und da es ihr nicht miſſiel, an dieſem Zeichen zu erkennen, wie inbrünſtig ſie von ihm wieder geliebt werde, ſo ſprach ſie zu ihm, um ihn nicht länger in Ungewißheit und Beſorgniß zu laſſen: Antonio, ſei getroſten Muths und erſchrick nicht! Wenn du es

ſelber willſt, ſo gedenke ich jedenfalls deine Gattin zu werden.

Dieſe Worte führten den Liebenden vom Tode zum Leben zurück und er konnte gar nicht aufhören, den Entſchluß der Herzogin zu preiſen, indem er ſich ihr nicht zum Gatten, ſondern zu ihrem getreueſten Diener erbot. Eines hierauf des andern verſichert, unterredeten ſie ſich lange miteinander und kamen überein, ſo bald und ſo geheim als möglich ſich zuſammenzufinden. Die Herzogin hatte eine Tochter derjenigen, die ihr die erſte Nahrung an ihrer Bruſt gereicht, bei ſich und dieſelbe bereits mit ihren Gedanken vertraut gemacht. Sie rief ſie daher zu ſich und ohne daß ſonſt jemand, als ſie drei, anweſend war, verlobte ſie ſich in Gegenwart ihrer Kammerfrau mit Bologna. Ihre Vermählung blieb Jahre lang geheim, obgleich ſie faſt jede Nacht miteinander zubrachten. In Folge dieſer Ehe wurde die Herzogin zu ihrer und ihres Gatten großer Freude geſegneten Leibes und gebar mit der Zeit ein Knäblein. Sie wußte auch Alles ſo geſchickt anzuſtellen, daß niemand am Hofe es bemerkte. Bologna ließ das Kind mit vieler Sorgfalt ernähren und legte ihm in der Taufe den Namen Federico bei. Demnächſt bei der Fortdauer ihres Liebesverkehrs wurde die Herzogin zum andern mal ſchwanger und gebar ein wunderſchönes Töchterlein. Dieſe zweite Schwangerſchaft konnte aber allerdings nicht ſo geheim gehalten werden, daß der Zuſtand der Herzogin und ihre Niederkunft nicht vielen Hofleuten kund geworden wäre. Wie zu erwarten ſtund, wurde dieſe Sache verſchiedentlich beſprochen und das Ereigniß kam den beiden Brüdern zu Ohren, nämlich dem Cardinal von Arragon und einem andern*). Als dieſe hörten, daß ihre Schweſter niedergekommen ſei, entſchloſſen ſie ſich, dieſe Schande ihrer Schweſter eben nicht zu einer öffentlichen Ange-

*) S. v. Bülow, Novellenb. 3, 18: Markeſe Karl von Terace.

legenheit zu machen; nichts deſto weniger aber fingen ſie an, jeden Tritt und Schritt der Herzogin insgeheim beobachten zu laſſen. Da nun dieſes Geflüſter am Hofe ging, und alle Tage Leute von den Brüdern der Herzogin kamen, welche ſich alle Mühe gaben, der Sache auf die Spur zu kommen, fürchtete Bologna, die Kammerzofe möge ſich zuletzt verleiten laſſen, zur Verrätherin der ihr wohl bekannten Wahrheit zu werden, und ſo ſagte er eines Tages im Geſpräche mit der Herzogin: Ihr wißt, meine theure Gebieterin, daß eure Herren Brüder von dieſer eurer zweiten Niederkunft Wind bekommen haben und eifriges Verlangen tragen, zu erforſchen, was eigentlich Wahres an der Sache ſei. Ich beſorge nicht ohne Grund, daß ſie einigen Verdacht auf mich geworfen haben und mich eines Tages werden tödten laſſen. Ihr ſeid beſſer, als ich, mit ihrer Natur bekannt und wißt, wie ei[illegible] von ihnen ſeine Hände gebrauchen kann. Ich denke, gegen euch ſelbſt würden ſie niemals ihre Wuth kehren, und bin überzeugt, wenn ſie mich hätten umbringen laſſen, wäre alles abgethan. Ich habe deswegen bei mir beſchloſſen, nach Neapel zu gehen, dort meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und mich dann nach Ancona zurückzuziehen, wohin ich mir meine Einkünfte werde ſchicken laſſen. Ich bleibe dort ſo lange, bis man ſieht, daß dieſer Verdacht euren Herren Brüdern aus dem Sinne iſt. Zeit wird dann auch Rath bringen.

Die Beiden wechſelten noch Worte genug über dieſen Gegenſtand und am Ende ſchied er zum größten Leidweſen ſeiner Gattin von ihr. Seinem Vorſatze gemäß ordnete er ſeine Angelegenheiten, überließ die Sorge dafür einem leiblichen Vetter und verfügte ſich ſofort nach Ancona, wo er ein ſeinem Stande gemäßes Haus machte. Er hatte ſeinen Sohn und ſeine Tochter mitgenommen und erzog ſie mit größter Sorgfalt. Die Herzogin, welche zum dritten Mal ſchwanger zurückgeblieben war und das Leben ohne ihren theuren Gatten nicht aushalten konnte,

war in ſo düſterer Stimmung, daß ſie nahe daran war, den Verſtand zu verlieren. Nachdem ſie alſo zu wiederholten Malen reiflich über ihre Lage nachgedacht hatte, und nicht mehr umhin konnte, zu befürchten, wenn dieſe dritte Niederkunft verlautbare, werden ihre Brüder einen ſchlimmen Spaß anfangen, nahm ſie ſich vor, lieber ihrem Gatten nachzugehen und mit ihm als einfache Edelfrau zu leben, als um den Preis fortwährender Trennung von ihm der herzoglichen Würde theilhaftig zu bleiben. Wer möchte hiernach nicht behaupten wollen, daß die Liebe allmächtig iſt? In der That ihre unleugbar höchſte Gewalt überſteigt auch die kühnſte Einbildungskraft. Sieht man nicht jeden Tag die Liebe die ſeltenſten und wunderbarſten Wirkungen von der Welt hervorbringen und Alles überwinden? Aber man pflegt zu ſagen, daß man nicht mit Maß lieben kann. Wenn die Liebe will, macht ſie Könige, Fürſten, die höchſten Edelleute, ich ſage nicht zu Liebhabern, nein ſelbſt zu Sklaven der niedrigſten Weiber. Doch kehren wir zu unſerer Geſchichte zurück und laſſen dieſe Unterſuchungen beiſeit. Die Herzogin hatte beſchloſſen, nach Ancona zu gehen, um ihren Gatten aufzuſuchen, und ſetzte ihn insgeheim davon in Kenntniß. Andererſeits ließ ſie Geld und Geldeswerth ſo viel als möglich nach Ancona ſchicken. Hierauf machte ſie bekannt, ſie habe gelobt, nach Loreto zu wallfahrten, beſtellte ihr Haus, ſorgte für die Herrſchaft, übertrug die Erziehung ihres Sohnes, der dereinſt Herzog werden ſollte, ſichern Händen und machte ſich mit zahlreicher und ehrenvoller Begleitung auf den Weg. Sie langte mit einem großen Zug Maulthiere in Loreto an, ließ daſelbſt eine feierliche Meſſe leſen und brachte jenem ehrwürdigen hochachtbaren Tempel reiche Gaben dar. Als nun alle die Ihrigen an die Rückkehr in ihr Reich dachten, ſagte ſie: Wir ſind nur funfzehn Meilen von Ancona entfernt, und da wir hören, daß dieſe Stadt ſehr alt und ſchön iſt, ſo will uns gut dünken, dahin zu reiſen und einen Tag dort zu verweilen.

Ihre Begleiter fügten ſich in den Willen der Herzogin und es ſetzte ſich der ganze Zug gegen Ancona in Bewegung, wohin das Gepäck vorausgeſchickt worden war. Bologna, von alle dem zu rechter Zeit benachrichtigt, hatte Vorbereitungen getroffen, die Herzogin und ihr Gefolge in ſeinem trefflich ausgerüſteten Hauſe auf das Prachtvollſte mit Prunk und Überfluß zu empfangen. Er hatte ſeinen Palaſt an der Hauptſtraße, ſodaß ſie ihm nothwendigerweiſe an der Thüre vorüberkommen mußten. Der Küchenmeiſter war ſchon in aller Frühe angekommen, um das Frühſtück anzuordnen, Bologna hatte ihn ins Haus geführt und ihm geſagt, er habe der Frau Herzogin die Herberge bereitet. Der Küchenmeiſter wußte dagegen nichts einzuwenden, weil Bologna nur aus unbekannten Gründen den Hof verlaſſen hatte und überdies von allen daſelbſt gern geſehen wurde. Sobald es Bologna an der Zeit ſchien, ſtieg er mit einer ſtattlichen Schaar anconitiſcher Edelleute zu Pferde und ritt der Herzogin faſt drei Meilen Wegs vor die Stadt hinaus entgegen. Als die Begleiter der Herzogin ihn ſahen, riefen ſie ihr freudig zu: Ei, ſeht da, Frau Herzogin, unſern Herrn Antonio Bologna!

Und ſie beriferten ſich alle, ihn zu bewillkommen. Er ſtieg ab, küßte ſeiner Gemahlin die Hände und lud ſie mit ihrem Gefolge nach ſeinem Hauſe ein. Sie nahm die Einladung an und er führte ſie, noch nicht wie ſeine Gemahlin, ſondern wie ſeine Gebieterin, in ſein Haus. Nachdem dort alle das Frühſtück eingenommen hatten, wollte die Herzogin, da ſie wußte, daß es dahin doch einmal kommen müſſe, die Maske fallen laſſen; ſie berief daher alle die Ihrigen in den Saal und ſprach zu ihnen alſo: Es iſt nunmehr Zeit, meine Edelleute und ihr übrigen Diener, der ganzen Welt zu offenbaren, was einſt vor Gott im Stillen geſchehen iſt. Mein Witwenſtand hat mir nachgerade den Wunſch eingegeben, mich zu vermählen und zwar einen Mann zu nehmen, der

ganz nach meinem Sinne wäre. Ich verheirathete mich alſo ſchon vor mehreren Jahren in Gegenwart dieſer hier anweſenden Kammerfrau dem Herrn Antonio Bologna, den ihr vor euch ſeht; er iſt mein rechtmäßiger Gatte und bei ihm will ich als die Seinige fernerhin bleiben. Bisher bin ich eure Herzogin und Gebieterin geweſen und ihr waret mir pflichtgetreue Vaſallen und Dienſtleute. Inskünftige liegt es euch nun ob, dem Herrn Herzog meinem Sohne Gehorſam zu leiſten und pflichtſchuldigſt treu und hold zu ſein. Dieſe meine Frauen werdet ihr nach Malfi begleiten, wo ich vor meiner Abreiſe ihre Ausſteuer in der Bank Paolo Toloſa's niederlegte und die nöthigen Schriften über Alles der Abtiſſin des Frauenkloſters Sanct Sebaſtian übergab; ich will fortan von meinen Frauen nur noch dieſe meine Kammerfrau beibehalten. Die Frau Beatrice meine bisherige Ehrendame iſt, wie ſie weiß, bereits von mir zufriedengeſtellt worden. Nichts deſto weniger wird ſie in der eben genannten Schrift finden, daß ich ihr noch eine erhebliche Summe ausgeſetzt habe, mit welcher ſie eine ihrer ledigen Töchter verheirathen kann. Iſt unter meinen Dienern einer, der ferner bei mir bleiben will, ſo ſoll ihm von mir eine gute Behandlung ſicher ſein. Für das Übrige wird bei eurer Rückkehr in Malfi der Oberhofmeiſter in gewohnter Weiſe Sorge tragen. Und ſo erkläre ich dann ſchließlich nochmals, wie ich entſchloſſen bin, von nun an mit meinem Gemahl Herrn Antonio meiner herzoglichen Würde ledig im Privatſtande zu leben.

Die ganze Verſammlung hatte vor Erſtaunen und Beſtürzung über dieſe Anrede faſt alle Faſſung verloren. Wie ſich aber nach und nach ein jeder überzeugte, daß er recht gehört habe und daß Bologna ſeinen Sohn und ſeine Tochter habe kommen laſſen, die er mit der Herzogin erzeugt, und die Herzogin dieſelben als ihrer beider Kinder umarmte und küßte, ſo beſchloſſen ihre Begleiter insgeſammt, nach Malfi zurückzukehren, mit Ausnahme

der Kammerfrau und zweier Reitknechte, welche bei ihrer lang gewohnten Gebieterin blieben. Der Worte wurde zuvor die Menge gewechselt und ein jeder gab sein Theil dazu. Sie brachen also alle aus Bologna's Hause auf und begaben sich in eine Herberge; denn keiner wagte aus Furcht vor dem Cardinale und seinem Bruder bei ihr auszuhalten, nachdem er erfahren, wie die Sache stund; vielmehr beredeten sie sich unter einander, gleich am folgenden Morgen solle einer der Edelleute mit Postpferden nach Rom an den Cardinal abgehen, wo auch der Bruder sich aufhielt, und jenen von allem unterrichten. Dies geschah und die andern alle machten sich auf den Rückweg in das Königreich. Also blieb die Herzogin bei ihrem neuen Gatten und lebte mit ihm in äußerster Zufriedenheit. Wenige Monate später gebar sie ihm einen zweiten Sohn, welchem sie den Namen Alfonso beilegten. Während nun diese sich in Ancona aufhielten, bei immer zunehmender gegenseitiger Liebe, bewirkte der Cardinal von Aragon und sein vorgenannter Bruder, welche beide einen solchen Ehebund ihrer Schwester auf keine Weise bestehen lassen wollten, durch Vermittelung des Cardinals von Mantua Gismondo Gonzaga, welcher unter dem Papste Julius dem zweiten Legat von Ancona war, daß die Anconitaner Antonio Bologna mit seiner Gattin aus der Stadt verwiesen. Sie hatten etwa sechs bis sieben Monate in der Stadt zugebracht, und wiewol der Legat auf ihrer Entfernung hartnäckig bestand, gelang es Bologna dennoch, die Sache durch Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Bologna wußte allerdings, daß er am Ende doch werde weggeschickt werden, und, um deswegen nicht gar zu sehr überrascht zu sein, suchte er durch einen Freund, den er in Siena hatte, bei der Obrigkeit in jener Stadt um sicheres Geleit an, das ihm denn auch zugestanden wurde mit der Erlaubniß nebst seiner ganzen Familie sich daselbst niederzulassen. Mittlerweile hatte er bereits seine Kinder weggeschickt und

seine Angelegenheiten so geordnet, daß er an demselben Tage, wo er von den Anconitanern den Befehl empfing, binnen vierzehn Tagen ihr Gebiet zu räumen, mit seiner Gemahlin und Dienerschaft zu Pferde steigen und nach Siena abreisen konnte. Als die beiden Brüder aus Aragonien dies vernahmen und sich in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, die Reisenden unterwegs in ihre Gewalt zu bekommen, bewogen sie den Cardinal von Siena Alfonso Petrucci, durch Herrn Borgheſe den Bruder des Cardinals, der das Oberhaupt der Regierung von Siena war, Bologna auch den Aufenthalt in Siena versagen zu lassen. Nach reiflicher Überlegung, wohin er sich flüchten könne, beschloß er daher mit seiner ganzen Familie nach Venedig zu gehen. Er machte sich daher auf den Weg, reiste durch das florentinische Gebiet nach der Romagna und wollte sich dort einschiffen, um nach Venedig zu segeln. Schon waren sie in der Nähe von Forli angelangt, als sie mit einem Male viele Reiter bemerkten, die ihnen folgten und von welchen sie einigermaßen Wind hatten. Voll Angst und rathlos wußten sie nicht, wie sie mit dem Leben davonkommen sollten, und waren mehr todt als lebendig; jagten aber, von der Angst angetrieben, dennoch mit beflügelter Eile weiter, um wo möglich eine unfern von ihnen gelegene Ortschaft zu erreichen, in welcher sie Rettung zu finden hofften. Bologna ritt einen starken türkischen Renner und hatte seinen ältesten Sohn gleichfalls auf ein sehr gutes türkisches Pferd gesetzt. Sein zweites Söhnchen und seine kleine Tochter waren beide in einer Sänfte und seine Gemahlin saß auf einem guten Zelter. Er und sein Sohn hätten sich mit leichter Mühe retten können, weil sie trefflich beritten waren; aber die Liebe zu seiner Gattin ließ ihm keine Flucht zu. Dagegen war sie selbst der festen Überzeugung, daß ihre Verfolger es nur auf ihren Gemahl abgesehen haben, sodaß sie denselben unter fortwährenden Thränen anflehte, auf seine Rettung Bedacht

zu nehmen, und zu ihm sagte: Mein theurer Herr, o eilt von dannen, denn meine Herren Brüder werden mir und unsern Kindern gewiß kein Leids zufügen. Wenn sie aber euch bekommen können, so werden sie ihre Wuth an euch auslassen und euch ums Leben bringen.

Sie drückte ihm nach diesen Worten eine volle Börse mit Ducaten in die Hand und bat ihn fortwährend aufs Dringendste, sich zu flüchten, weil ja vielleicht dennoch der Himmel zuließe, daß ihre Herren Brüder sich besänftigten. Der arme Ehemann erkannte aus der Nähe seiner Verfolger die Unmöglichkeit, sein Weib zugleich mit sich zu erretten, und so ergab er sich endlich, bis auf den Tod betrübt, in ihren Willen, nahm unter unzähligen Thränen von ihr Abschied und setzte seinem Türkenrosse die Sporen ein, indem er den Seinigen zurief, es möge ein jeder fliehen, so gut er könne. Als der Sohn den Vater fliehen sah, sprengte er ihm mit verhängtem Zügel rüstig nach, und so geschah es, daß Bologna mit seinem ältesten Knaben und vier wohlberittenen Dienern glücklich entkam. Dabei gab er seinen Gedanken auf, sich nach Venedig zu wenden, und alle sechs verfügten sich nach Mailand. Diejenigen, welche ausgesandt waren, um ihn zu tödten, bemächtigten sich an seiner Statt der Frau, seiner zwei Kinder und seines übrigen Gefolges. Der vorderste der Häscherschaar, mochte er nun von den Herren Brüdern der Frau dazu beauftragt sein, oder aus eigenem Antriebe wünschen, sie ohne großes Aufsehen zu fangen und fortzubringen, sagte zu ihr: Frau Herzogin, eure Herren Brüder haben mir befohlen, euch in euer Land und in euren Palast zurückzuführen, damit ihr die Vormundschaft eures Sohnes des Herrn Herzogs von neuem übernehmt und nicht länger bald hierhin bald dorthin in der Welt umherschweifet. Herr Antonio Bologna war der Mann darnach, wenn er euer überdrüßig gewesen wäre, euch wol gar einmal in Elend und Dürftigkeit zu verlassen und seines eigenen Weges zu gehen. Seid

also getrosten Muthes und nehmt euch euer gegenwärtiges Schicksal weiter nicht zu Herzen.

Die Frau schien sich über diese Worte wirklich zu beruhigen, denn sie glaubte annehmen zu dürfen, daß sie wahr gesprochen seien und daß ihre Brüder gegen sie und ihre Kleinen nichts Feindseliges beginnen werden. Dieser Hoffnung lebte sie einige Tage, bis sie auf einem der Schlösser des Herzogs ihres Sohnes ankam, wo sie mit ihren Kindern und der Kammerfrau bewacht und in den Festungsthurm gelegt wurden. Was daselbst aus allen vieren geworden war, verlautete nicht alsobald. Alle übrigen wurden in Freiheit gesetzt; die Frau aber mit der Kammerfrau und den zwei Kindern starben, wie man späterhin auf das Gewisseste gehört hat, des elendiglichsten Todes durch Mord. Der beklagenswerthe Gatte und Liebhaber langte mit seinem Sohne und seinen Dienern in Mailand an, wo er einige Tage unter dem Schutze des Herrn Silvio Savelli weilte, welcher gerade damals die Franzosen im Castell von Mailand belagerte, um die Feste im Namen Maximilian Sforza's einzunehmen, was ihm hernach durch Capitulation gelang. Als demnächst Savello mit seinem Heere nach Crema*) fortzog, wo er einige Tage blieb, begab sich Bologna zu dem Markgrafen von Bitonto, und da der Markgraf fort war, hielt er sich im Hause des Herrn Ritters Vesconte auf. Die aragonischen Brüder hatten es inzwischen in Neapel dahin gebracht, daß der Staatsschatz die Güter Bologna's einzog. Bologna selbst dachte einzig und allein daran, die Brüder mit sich zu versöhnen, weil er dem Gerüchte von der Ermordung seiner Gemahlin und Kinder auf keine Weise Glauben beimessen wollte. Er wurde mit der Zeit verschiedene Male von Edelleuten gewarnt, sich vorzusehen; es sei in Mailand keine Sicherheit mehr für

*) Östlich von Mailand.

ihn. Aber er verſagte dieſen wohlgemeinten Zuflüſterungen alles Gehör, und das wahrſcheinlich, weil man ihm unter der Hand, um ihn deſto mehr einzuſchläfern und an etwaiger Flucht zu hindern, Hoffnung gemacht hatte, ſeine Gemahlin wieder mit ihm zu vereinigen. Von dieſer eiteln Hoffnung erfüllt und von heute auf morgen lebend blieb er über ein Jahr in Mailand. Während dieſer Zeit trug es ſich zu, daß einer der Hauptleute der fremden Kriegsvölker, die damals im Herzogthum Mailand lagen, dieſe ganze Geſchichte unſerem Delio erzählte und ihn überdies verſicherte, es ſei ihm zwar aufgetragen worden, dieſen Bologna zu ermorden, da er aber andern zu Gefallen nicht zum Schlächter werden möge, ſo habe er denſelben auf eine gute Art warnen laſſen, ihm nicht in den Weg zu kommen, und ihm auch die Nachricht mitgetheilt, daß ſeine Frau mit den Kindern und der Kammerfrau ganz gewiß ſchon erwürgt worden ſeien. Als Delio eines Tags bei Frau Ippolita Bentivoglia war, ſchlug Bologna eben die Laute und ſang dazu ein rührendes Lied, welches er über ſein Unglück ſelbſt gedichtet und in Muſik geſetzt hatte. Als Delio, der ihn bisher nicht gekannt hatte, erfuhr, daß er der Gemahl der Herzogin von Malfi ſei, wurde er von ſolchem Mitleiden mit ihm ergriffen, daß er ihn beiſeit rief, ihn des Todes ſeiner Gemahlin verſicherte und ihm eröffnete, er wiſſe gewiß, daß in Mailand Mörder für ihn gedungen ſeien. Er dankte Delio und ſagte zu ihm: Ihr ſeid falſch berichtet, Delio, denn ich habe Briefe aus Neapel von meinen Freunden, die mir verſichern, der Staat werde in kurzem meine Güter wieder herausgeben, und auch von Rom aus habe ich gute Hoffnung, der erlauchte und hochwürdige Cardinal zürne mir nicht mehr ſo ſehr und noch weniger ſein Bruder, und ich werde meine geliebte Gemahlin unfehlbar wieder bekommen.

Delio durchſchaute die Liſt, womit man ihn umſtrickt

hatte, ſagte ihm, was ihm zweckmäßig ſchien, und ging von dannen. Diejenigen, welche ihn zu tödten ſuchten, ſahen am Ende ein, daß ſie ihren Zweck mit ihm durch den Kriegsmann, den ſie zu ſeinem Morde angeſtellt hatten, nicht erreichen würden, weil er ſeinen erhaltenen Auftrag ziemlich läſſig behandelte, und vertrauten ſich einem andern Hauptmanne aus der Lombardei an, den ſie zu der Unthat, die ſie ihm zur Pflicht gemacht hatten, aufs Ernſtlichſte anfeuerten. Delio hatte dem Herrn L. Scipione aus Atella *) den ganzen bisherigen Verlauf der Geſchichte erzählt und ſagte, er wolle ſie in ſeine Novellenſammlung aufnehmen, da er doch gewiß wiſſe, daß der arme Bologna werde ermordet werden. Als L. Scipione und Delio eines Tages in Mailand bei dem großen Kloſter ſich zufällig begegneten, kam eben Bologna auf einem ausgezeichnet ſchönen ſpaniſchen Pferde heran auf dem Wege nach San Francesco **) zur Meſſe, vor ihm her zwei Diener, von welchen der eine Speerwaffe, der andere die Stundengebete unſerer lieben Frau in der Hand hatte. Delio ſagte ſogleich zu dem Attellanen: Das iſt Bologna.

Dem Attellanen aber kam es vor, als ſei Bologna ganz verſtört im Geſichte, und er ſagte zu ihm: Bei Gott, er thäte beſſer, in ſeiner ſchlimmen Lage ſtatt des Gebetbuchs ſich noch eine zweite Lanze vorauf tragen zu laſſen. Der Attellane und Delio waren nun noch nicht bis zu San Giacomo gelangt, als ſie einen großen Lärm hörten; dem Bologna war noch nicht bis San Francesco gekommen, ſo ward er von dem Hauptmann Daniele von Bozolo mit drei wohl bewaffneten Spießgeſellen angefallen und mit einem ihm den Leib durch und durch bohrenden Stiche elendiglich getödtet worden, ohne daß ihm irgend jemand hätte Hilfe leiſten können. Die-

*) In Toscana.

**) Wohl die jetzige Caserma di S. Francesco?

jenigen alſo, welche ihn nach ihrer Gemächlichkeit umgebracht hatten, zogen nach vollbrachter That ungehindert ihres Wegs weiter, und es dachte kein Menſch daran, ſie darum etwa auf dem Rechtswege zu verfolgen.

---

79. Die blonde Ginevra.

(I, 27.)

Nachdem wir heute eine gute Zeit von dem letzten Kriege geſprochen und viele Kriegsliſten erzählt haben, durch welche ſowol die Feinde als die Unſrigen den Sieg zu gewinnen ſtrebten, auch der unglückliche Tod jenes braven ehrenfeſten und angeſehenen Greiſen, des Neſtors unſeres Heeres, Grafen von Colliſano, erwähnt worden, welcher uns alle ſtets von neuem betrübt, befehlt ihr mir nunmehr, mein gnädiger Herr, durch eine anmuthige Erzählung die Geſellſchaft wieder aufzuheitern, da faſt allen dieſe traurige Erinnerung die Thränen in die Augen gelockt hat. Und da ich weiß, daß ich mich bei euch nicht entſchuldigen darf noch kann, will ich eurem Befehle gehorchen und ſomit eine Novelle erzählen; ob ſie euch aber wird aufheitern können, das muß ich darauf ankommen laſſen. Jedenfalls hoffe ich, wird, was ich euch biete, durch die Abwechſelung euch unterhalten können. In Spanien alſo, in der Nähe der Pyrenäen, lebte auf ihrem Schloſſe die Witwe eines Ritters aus ſehr vornehmem Geſchlechte aus dieſer Gegend, welche von ihm nur eine einzige ſehr ſchöne und reizende Tochter hatte und bei ſich mit vieler Sorgfalt erzog. Das Kind wurde von jedermann die blonde Ginevra genannt, weil ſie ſo lichtes Haar hatte, daß es blanken glänzenden Goldfäden glich. Vielleicht eine halbe Tagreiſe von dem Orte,

wo die blonde Ginevra wohnte, lag die Burg eines jungen Ritters, der auch vaterlos war, und nach dem Willen ſeiner Mutter lange Zeit in Barcelona verweilt hatte, um dort zu ſtudiren und zugleich gute, feine Sitten und eine adelige Erziehung ſich anzueignen. Er war nicht allein höflich und anmuthig geworden, ſondern hatte ſich neben den Wiſſenſchaften auch dem Waffenweſen ſo ergeben, daß ihm von den ritterlichen Jünglingen in Barcelona nur wenige darin gleich kamen. Als nun die Barceloner zu Ehren des Königs Philipp von Öſterreich, welcher durch Frankreich nach Catalonien zog, um ſeine Königreiche in Spanien in Beſitz zu nehmen, ein Turnier anſtellten, und zu dem Ende einige junge Männer auswählten, war einer der hauptſächlichſten unter ihnen Don Diego, von welchem wir reden. Er bat daher ſeine Mutter, ihn mit dem, was für das Turnier vonnöthen ſei, zu verſehen, damit er, wie es ſich ziemte, anſtändig bei dieſer Feſtlichkeit ſich zeigen könne. Die Mutter, welche eine verſtändige Frau war und ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, ſendete ihm Geld die Fülle und ſtattliche Diener, mit dem Bedeuten, nichts zu ſparen, was die Ehre dieſes Feſtes fordere. Er verſah ſich alſo mit Waffen und mit Pferden zur Genüge, und übte ſich unter Leitung eines geſchickten Fechtmeiſters täglich ein. Der König Philipp kam und wurde von den Barcelonern ehrenvoll empfangen, ja Alles, was in den Kräften der Stadt lag, dazu aufgeboten, denn er war der Eidam Ferrando's des katholiſchen Königs, welcher ſeiner Zeit wegen des Todes der Königin Iſabella nach dem Königreich Neapel geſchifft war, und als dieſer katholiſche König ſtarb, erbte Philipp von Öſterreich das Ganze. Das Lanzenſtechen fand ſtatt, und es kämpften dabei lauter edle Jünglinge mit, welche noch nie zuvor Waffen getragen hatten. Es fiel ſehr ſchön aus und Don Diego trug den Preis davon. Als der König Philipp nun den neunzehnjährigen Jüngling ſah, machte er ihn

zum Ritter, lobte ihn sehr in Gegenwart der ganzen Stadt und ermahnte ihn, standhaft immer höher zu streben. Als der König Philipp nach Castilien abgereist war, ordnete Don Diego seine Angelegenheiten in Barcelona, und da er nach so langer Zeit seine Mutter wieder einmal zu sehen wünschte, verließ er die Stadt und begab sich auf seine Besitzungen. Seine Mutter nahm ihn dort liebevoll auf, und er brachte seine Tage auf der Hirsch- und Eberjagd zu, von welchem Wilde es einen Überfluß in jener Gegend gab. Manchmal aber verstieg er sich wohl auch in das Gebirge und erlegte einen Bären. Da geschah es eines Tags, daß er seinen Hunden folgend, die die Spur einiger Rehkälber ausgewittert hatten, in dem Dickicht ein Rudel Hirsche antraf, von denen einer herausſprang und vor ihm vorbeilief. Sobald er den Hirsch sah, gab er die Spur der Rehkälber auf, um auf ihn Jagd zu machen, befahl einigen der Seinen, ihm zu folgen, und setzte dem edeln Thiere mit verhängtem Zügel nach. Vier berittene Jäger aus seinem Gefolge sprengten zwar hinter ihrem Gebieter her, aber ihre Eile dauerte nicht lange, da der Ritter einen vortrefflichen spanischen Renner ritt, weshalb sie ihn bald aus dem Gesichte verloren; Don Diego aber, welcher dem behenden Laufe des Hirsches folgte, entfernte sich immer weiter und weiter von den Seinen. Er mochte schon eine gute Strecke zurückgelegt haben, als es ihm nach einer Weile däuchte, sein Roß verliere den Athem und der Hirsch entfliehe dagegen immer schneller, weshalb er sehr unwillig wurde. Der Hirsch kam ihm aus dem Gesichte, und weil er keinen der Seinigen mehr um sich sah, setzte er sein Hifthorn an den Mund und fing an, stark darein zu blasen, um den Seinigen ein Zeichen zu geben, wo er sei. Die Entfernung zwischen ihm und den Jägern war jedoch so groß, daß er von ihnen nicht mehr gehört werden konnte. Als er nun von keiner Seite eine Antwort vernahm, fing er an,

Schritt für Schritt zurückzureiten, verfehlte aber den Weg, da er dieſer Gegend des Waldes unkundig war. Indem er nun nach Hauſe zu kommen meinte, näherte er ſich dem Schloſſe der blonden Ginevra, die mit ihrer Mutter und ihren Lehensleuten an dieſem Tage auf die Haſenjagd ausgezogen war und auf den Ritter zukam. Als dieſer das Jagdgeſchrei des Gefolges der blonden Ginevra hörte, nahm er ſeinen Weg darauf zu; je näher er kam, deſto deutlicher war der Lärm; doch wollte es ihm ſcheinen, als wären es nicht die Seinigen, und ſo wußte er nicht, was er thun ſollte. Der Abend dämmerte ſchon herein, die ſinkende Sonne warf längere Schatten, und wie Don Diego erkannte, daß ſein Pferd ſich kaum noch aufrecht zu erhalten im Stande war, eilte er, um nicht die Nacht allein unter freiem Himmel zubringen zu müſſen, ſo gut er konnte, dem Lärmen nach. Noch ein Stück Wegs vorwärts gekommen, erblickte er mit einem Male in der Entfernung einer kleinen halben Stunde ein ſehr ſchönes Schloß vor ſich, in ſeiner Nähe aber bemerkte er eine Schar Männer und Frauen, die in demſelben Augenblicke einen Haſen getödtet hatten. Als die Dame, welche Don Diego für die Herrin des Schloſſes hielt, des Ritters anſichtig wurde und an ſeiner Kleidung und an ſeinem Pferde ſeinen vornehmen Stand erkannte und bemerkte, daß der Ritter von Müdigkeit überwältigt nicht mehr weiter konnte, ſchickte ſie einen ihrer Leute an ihn ab, um zu erforſchen, wer es ſei. Als ſie es erfahren hatte, ging ſie ihm entgegen, empfing ihn ſehr höflich und bezeugte ihre Freude darüber, ihn zu ſehen, ſowol wegen des guten Rufs, den ſie von ihm und ſeiner Tapferkeit vernommen, als auch aus Rückſicht auf ſeine Mutter, mit welcher ſie wegen der nachbarlichen Verhältniſſe gute Freundſchaft hielt. Da es ſchon Abend war, lud man Don Diego ein, die Nacht auf der Burg zuzubringen, und ſchickte alsbald jemand an ſeine Mutter ab, damit

dieſe, wenn ſie ihn heute Nacht nicht nach Hauſe kommen ſehe, ſich nicht beunruhige. Don Diego küßte Mutter und Tochter die Hand, dankte ihnen ſehr für ihre Höflichkeit und nahm ihre Einladung an. Darauf machten ſie ſich mit einander auf den Weg nach dem Schloſſe der Frauen, nachdem man Don Diego ein friſches Pferd gegeben hatte, und ließ den ſpaniſchen Renner, der ganz außer Athem war, ruhig nebenher gehen. Unterwegs führten ſie verſchiedene Geſpräche, und als Don Diego, ein ſehr ſchöner reizender Jüngling, dabei einſt die Augen aufſchlug, begegnete er den Blicken der blonden Ginevra, welche feſt auf ihm ruhten. Dieſer wechſelſeitige Blick war ſo gewaltig und zündend, daß Don Diego zu ihr und ſie zu ihm in heftiger Liebe entbrannten und einander ſich zu eigen gaben. Der glühende Liebhaber betrachtete nunmehr die ſchöne Jungfrau, die zwiſchen ſechszehn und ſiebzehn Jahre alt ſein konnte und gewandt einen mit Sammet bedeckten Zelter ritt. Sie trug auf ihrem Haupte einen zierlichen Hut mit Federbuſch, wodurch ein Theil ihrer Haare bedeckt ward; die übrigen wallten zu beiden Seiten des Geſichts in krauſen Locken herab und ſchienen dem Beſchauer zu ſagen: Hier hat Amor mit den drei Grazien ſeinen Sitz aufgeſchlagen, und ſonſt nirgends.

In ihren Ohren hingen zwei der feinſten Juwelen, in deren jedem man eine koſtbare morgenländiſche Perle beobachtete. Darunter entdeckte man eine breite hohe Stirn in den richtigſten Verhältniſſen, auf deren Mitte ein ſehr feiner in Gold gefaßter Diamant funkelte, gerade wie man oft am heitern Himmel holde Sterne ſtrahlen ſieht. Die wie Ebenholz ſchwarzen ſtrahlenden Augenbrauen, umſpannt von den kleinſten kurzen Haaren, dehnten ſich in angemeſſener Entfernung über den beiden ſchönen Augen aus, deren Anblick jeden Beſchauer ſo ſehr entzündete, daß er ſich ganz in loderndem Feuer ſtehen fühlte, und den, der ſie feſt anſah, ſo blendete,

wie wenn einer feſt in die glühende Sonne ſehen will, wenn ſie im Juni mitten am unbedeckten Himmel flammt. Mit dieſen Blicken konnte ſie jeden tödten und, wenn ſie wollte, wieder vom Todte erwecken. Die feine Naſe, dem übrigen liebreizenden Geſicht angemeſſen gebildet, vertheilte gleichmäßig die roſigen Wangen, welche mit lebhaftem Weiß und ſittſamem Roth beſprengt in der That zwei Roſenäpfel zu ſein ſchienen. Das kleine Mündchen hatte zwei Lippen, welche zwei glänzenden feinen Korallen glichen. Wenn ſie nun ſprach oder lächelte, enthüllten ſich dazwiſchen zwei Schnüre morgenländiſcher Perlen, aus welchen man eine ſo holde Harmonie mit ſo anmuthiger Rede hervordringen hörte, daß die roheſten und wildeſten Herzen dadurch weich und angenehm geworden wären. Was ſoll ich aber von der Schönheit des anmuthigen Kinns ſagen, von dem elfenbeinweißen Hals, von den marmornen Schultern und dem alabaſternen Buſen, wo ſie unter einem ganz feinen Schleier zwei zarte feſte runde Brüſtchen barg? Ihr jungfräulicher Buſen war noch nicht hoch gewölbt, aber zeigte in aller Sittſamkeit die dem zarten Alter des Mädchens angemeſſenen Reize. Das Übrige der ſchlanken und ebenmäßigen Geſtalt durfte nicht minder ſchön ſein, wie man leicht ſchließen konnte, da man nirgends einen Fehler bemerkte. Ich ſchweige von den ſchlanken Armen mit den wunderſchönen Händen, deren Länge, Weiße und Weichheit man ſah, wenn ſie die duftenden Handſchuhe abzog. Auch machte ſie es nicht, wie manche Mädchen, die, indem ſie ſich ſittſam aufführen wollen, traurig und ſchwermüthig erſcheinen. Vielmehr zeigte ſie ſich immer mit einem gemäßigt heitern Geſicht, wohlwollend, höflich und beſcheiden. Den geraden weißen Hals umgab ein Goldkettchen von der feinſten Arbeit, welches, vorn auf den Buſen herabhängend, in den engen Pfad herabfiel, welcher die Elfenbeinhügel trennte. Das Kleid war von weißem Zendel, durchweg kunſtreich ausgeſchlitzt, ſodaß

ein reicher Goldſtoff darunter hervorleuchtete. Während ſie nun alſo gegen die Burg ritten, machte ſich Don Diego nach Landesſitte an die rechte Seite der blonden Ginevra, führte ſie am Zügel und ſprach mit ihr über dies und das. Der Ritter war ein nicht minder ſchöner Jüngling, als ſie ein ſchönes Mädchen. In der Wohnung angekommen forderte die Mutter der blonden Ginevra den Ritter auf, ein wenig der Ruhe zu pflegen, und ließ ihn in ein reich geſchmücktes Zimmer führen, wo er die Stiefel auszog. Er hatte zwar kein großes Bedürfniß zu ruhen, doch, um der Hausfrau nicht zu widerſprechen, nahm er die Jagdkleider ab und zog andere reiche Gewande an, die ſie ihm bringen ließ. Immer dachte er dabei an die himmliſchen Reize der Jungfrau, die ihm eine Schönheit däuchte, wie er noch nie etwas Ähnliches geſehen hatte. Auf der andern Seite konnte auch die blonde Ginevra nicht umhin, während er mit einigen Dienern der Dame auf ſeinem Zimmer ſich befand, das Bildniß des Ritters im Sinne zu behalten, der ihr in der kurzen Bekanntſchaft ſchon als der ſchönſte, artigſte und mannhafteſte Jüngling erſchienen war, den ſie je geſehen hatte. Auch fühlte ſie im Gedanken an ihn eine wunderbare noch nie gekannte Wonne. Ohne es zu merken fühlte ſie ſich am Ende heftig in ihn verliebt; und er, der gleicherweiſe an ſie dachte und bald dies, bald jenes an ihr bewunderte, ſog unvermerkt das Liebesgift ein und kam zu dem Schluſſe, daß, während er einen Hirſch habe umbringen wollen, er ſelbſt von der ſchönen Jungfrau mit dem Pfeile der Liebe tödtlich getroffen worden ſei. Nachdem Don Diego's Diener ihn lange geſucht hatten, ohne eine Spur von ihm zu finden, kehrten ſie nach Hauſe, in der Meinung, er werde auf einem andern Wege nach dem Schloſſe zurückgekehrt ſein. Als ſie nun bis auf eine halbe Meile zum Schloſſe gekommen waren, trafen ſie auf den Boten, den man an Don Diego's Mutter abgeſandt hatte,

um sie zu benachrichtigen, daß sie ihn heute Abend nicht erwarten dürfe. Und weil es schon etwa die zweite Nachtstunde war, wollte die Mutter, welche wohl wußte, daß ihr Sohn in einer guten Herberge versorgt sei, in dieser Nacht nicht, daß noch jemand hingehe. Die beiden neu Verliebten hatten noch nicht allzulange ihren Gedanken an einander nachgehangen, als das Abendessen fertig war, das in einem Saale aufgetragen wurde. Der Ritter wurde dahin geführt, Mutter und Tochter empfingen ihn artig und höflich und unterhielten ihn mit anmuthigen Gesprächen. Man brachte Wasser, womit sich auf die Aufforderung der Hausfrau alle drei die Hände wuschen, und Don Diego mußte wider seinen Willen oben an der Tafel seinen Platz einnehmen. Die Hausfrau setzte sich ihm zur Rechten, die blonde Ginevra zur Linken und die andern Tischgenossen nahmen neben einander der Reihe nach Platz. Das Abendessen bestand aus vielen verschiedenartigen sehr schmackhaften Speisen; doch aßen die beiden Liebenden wenig davon. Die Dame hatte die köstlichsten Weine heraufholen lassen, wiewol sie und ihre Tochter keinen Wein tranken. Es ergab sich jedoch, daß auch Don Diego niemals Wein genossen hatte, da er von Kindheit auf so gewöhnt war, sodaß sie alle drei Wasser tranken. Wäre ich dabei gewesen, so hätte ich es mit den andern gehalten, welche Wein tranken. Denn meine Meinung ist die, daß alle Speisen der Welt, wenn man keinen Wein dabei hat, geschmacklos sind; und je besser der Wein, desto besser schmecken gewiß auch die Speisen. Die nichts weniger als schweigsame Edelfrau wußte den Ritter, den sie vielfach zum Essen nöthigte, bald von diesem, bald von jenem zu unterhalten; und da auch die blonde Ginevra Antheil an dem Gespräche nahm, kam man immer weiter und der Ritter fühlte sich wie im Paradiese. Was er sagte, ermangelte auch nicht des Beifalls der Damen, und solcher Gestalt wurde unter Gesprächen und einem

ausgesuchten Mahle die Zeit des Abendessens heiter hingebracht. Nach dem Essen, bis die Schlafenszeit herankam, sprach der Ritter noch viel mit seiner Geliebten, wagte aber niemals ihr seine glühende Liebe zu entdecken, sagte ihr indes im Allgemeinen, er sei ihr Diener und wünsche, daß sie ihm befehle, da er dies als eine große Gunstbezeigung betrachten würde. Das Mädchen wurde hierüber bald blaß, bald roth und dankte dem Ritter bescheiden für seinen Antrag; und wenn sie auch aus seinen Geberden und Worten zu erkennen glaubte, daß er sie mehr als gewöhnlich liebe, so gab sie sich doch den Anschein, als ob sie es nicht merke, um ihn in Zukunft desto besser ergründen zu können. Als es nun Schlafenszeit geworden war, wünschten sie sich nach der allgemeinen Sitte gute Nacht, und alle legten sich zu Bette. Wie aber die beiden neuen Liebenden geschlafen haben mögen, kann sich jeder leicht vorstellen, der sich je in einem ähnlichen Labyrinthe befunden. Sie schliefen nicht und brachten die ganze Nacht in Gedanken hin, zwischen Furcht und Hoffnung, bald sich Vorwürfe machend, bald sich ermunternd, das Unternehmen zu verfolgen. Die blonde Ginevra meinte in dem Benehmen des Ritters ein gewisses Etwas wahrgenommen zu haben, was ihr als Zeichen und Pfand seiner Liebe galt und sie versicherte, daß sie ihrerseits nicht vergebens lieben würde. Mit diesen Gedanken unterstützte und hegte sie den schon begonnenen Liebesbrand. Don Diego fand in seinem Sinne die Jungfrau artig, verständig und so reizend und schön, als er sich nur vorstellen mochte, und fühlte sich überall glühen; kurz er war genöthigt sie zu lieben, wenn er auch nicht wollte. Doch schien ihm, obgleich er sich ihr einigermaßen enthüllt hatte, daß er in ihr keine entsprechende Gesinnung, wie er gewünscht, gefunden habe, und war deshalb über seine Liebe im Zweifel. Er tröstete sich jedoch damit, daß sie noch sehr jung sei und daß in der Regel die jungen Mädchen sehr sittsam sein

müssen und dem Gerede junger Männer nicht so leicht Glauben schenken dürfen; dabei hoffte er durch treue Dienste sie schon noch zu gewinnen. Dies waren die Gedanken der beiden neu Verliebten in dieser Nacht. Sobald es wieder Tag geworden war, kamen Don Diego's Diener, um ihn nach Hause zu begleiten. Die Edelfrau, die bereits aufgestanden war, hatte aber angeordnet, daß bei Zeiten ein anständiges Mittagsmahl bereitet werde, weil sie nicht wollte, daß der Ritter schon des Morgens scheide. Er ließ sich gerne bereden, da er nur immer hätte die blonde Ginevra sehen mögen. Als sie diesen Morgen aufstand, kleidete sie sich, um ihrem Geliebten Freude zu machen, sehr reich und zierlich, sodaß Alles an ihr zu lachen schien. Sie beschaute sich wieder und wieder im Spiegel und ging auch mit ihrem Mädchen zu Rath, damit gar nichts Tadelnswerthes an ihr bliebe. So trat sie aus ihrem Gemach und ging in einen Garten, wo ihre Mutter im Gespräche mit dem Ritter auf und ab ging. Sobald er sie sah, grüßte er sie ehrerbietig und betrachtete sie genau. Wenn sie ihm nun den Tag zuvor äußerst schön vorgekommen war, so schien ihm heute die größte Schönheit, die man an einem Weibe verlangen könne und die je Dichter ersonnen, in ihr verwirklicht, sodaß er seine Augen gar nicht von ihr losmachen konnte. Auch ihr schien es; der Ritter sei doch der schönste und anmuthigste Jüngling, den man finden könne. So weideten sich ihre liebenden Augen an diesem holden Anblick. Nach dem Essen, als die Pferde Don Diego's in Ordnung waren, sagte er der Gebieterin des Schlosses den größten Dank, den er wußte und konnte, küßte ihr die Hände und bot sich ihr immer zu bereitwilligsten Diensten an. Dann wandte er sich zu der blonden Ginevra, küßte ihr demüthig die Hände und wollte ihr Mancherlei sagen; aber vor übergroßer Liebe wußte er kein Wort hervorzubringen und vermochte eben so wenig ihre zarte Hand loszulassen.

Dies war der Jungfrau ein ſicheres Zeichen, daß der Ritter ſie innig liebe. Sie war darüber ſehr vergnügt und ſagte faſt mit zitternder Stimme: Herr Don Diego, ich bin ganz die eure.

Darauf nahm er, ſo gut er konnte, von allen Abſchied, ſtieg mit den Seinigen zu Pferde und kehrte zu ſeiner Mutter zurück, der er von der freundlichen Aufnahme und der großen Ehre erzählte, die ihm erwieſen worden war. Zwiſchen den beiden Witwen beſtand ein altes Freundſchaftsverhältniß; ſodaß ſie ſich oft zu beſuchen und bei einander zu ſpeiſen pflegten. Als Don Diego dies von ſeiner Mutter erfuhr, beſchloß er ein Feſt zu veranſtalten und auch die blonde Ginevra nebſt ihrer Mutter einzuladen, und ſo geſchah es. Das Feſt war ſehr ſchön und unterhaltend, es war Muſik zubereitet und angeſehene und ſchöne Frauen eingeladen. Der Ritter tanzte mit der blonden Ginevra einige Tänze, wurde nach und nach vertrauter mit ihr und fing nun an, mit ſchicklichen Worten ihr ſeine Liebe und die Pein, die ihm dieſe Leidenſchaft verurſache, zu enthüllen. Sie wollte zwar einige Zeit ſpröde mit ihm thun, aber ſie vermochte es nicht; woraus denn der Ritter leicht merkte, daß ſie nicht weniger für ihn empfinde. Nach dem Tanze wurden einige Spiele geſpielt, und der Ritter verſäumte nichts, was die Geſellſchaft vergnügen und die blonde Ginevra und ihre Mutter ehren konnte. Indem nun die zwei Liebenden die Flammen zu dämpfen ſtrebten, von welchen beide glühten, fachten ſie ſie nur noch mehr an, und eines ſog vom andern durch den Anblick das Liebesgift ein. Da alſo der junge Ritter dieſen Umgang fortſetzte und ſeine Geliebte auch oft im Hauſe beſuchte und ſie in ſein Haus einlud, merkten die beiden Mütter ihre Liebe und misbilligten dieſes Verhältniß auch gar nicht; denn die Mutter des Ritters hätte die blonde Ginevra gerne zur Schwiegertochter angenommen, und die andere Witwe Don Diego nicht minder gern zum Eidam erhal-

ten. Wie es aber häufig zu geſchehen pflegt, daß gewiſſe Rückſichten, welche die Menſchen tragen, tauſend ſchöne Plane vereiteln, ſo wollte keine von den beiden Freundinnen die erſte ſein, die dieſe Angelegenheit zur Sprache brächte. In der Nähe dieſer Burgen lag die Wohnung eines reichen mit Don Diego ſehr befreundeten Ritters. Mehrmals ſtund Don Diego auf dem Punkte, ihm dieſe Liebe zu offenbaren und ihn um Rath anzugehen; und doch hielt er ſich immer wieder zurück, indem er fürchtete, ſeine Geliebte zu beleidigen. Die Vertraulichkeit zwiſchen den beiden Liebenden war nun ſo weit gediehen, daß Don Diego faſt täglich auf das Schloß der Frau kam, dort drei bis vier Stunden ſich unterhielt, oft noch zu Nacht ſpeiſte und dann nach Hauſe zurückkam, ſodaß jedermann dieſe ihre Liebe merkte. Beide Verliebte wünſchten nichts ſehnlicher, als ſich durch das Band der Ehe vereinigt zu ſehen, aber die blonde Ginevra wagte nicht, ihrer Mutter ihr Verlangen zu offenbaren, und ebenſo ſagte der Ritter nichts zu ſeiner Mutter. Die Mütter dachten auch, die beiden ſeien noch jung genug und es ſei noch lange Zeit, ſie zu vermählen; deswegen ſagten ſie auch weiter nichts und freuten ſich über dieſen Umgang. Während die Sachen ſo ſtanden, begab es ſich, daß ein ſehr ſchönes Mädchen, die Tochter eines Landedelmannes, die häufig in das Schloß der blonden Ginevra kam, ſich heftig in Don Diego verliebte und ſich die größte Mühe gab, ſeine Gegenliebe zu erringen. Der Ritter aber, deſſen Sinn allein auf die blonde Ginevra gerichtet war, kümmerte ſich ganz und gar nicht darum, was ſie that. Da brachte dieſe Ginevra*) einſt einen vortrefflichen Sperber in ihren Beſitz, und ſendete denſelben, wohl wiſſend, wie großes Gefallen Don Diego an derlei Raubvögeln fand, dem Ritter zum Geſchenke. Der Ritter dachte an weiter nichts

*) Später heißt ſie Iſabella. Vielleicht iſt hier auch ſo zu leſen.

und nahm ihn an, gab dem Überbringer ein Paar Strümpfe zum Geschenk und ließ der Jungfrau unter tausend Danksagungen dafür seine Gegendienste entbieten. Es war gerade an der Zeit, Rebhühner zu jagen; der Vogel erwies sich als einer der zu diesem Gebrauch am besten abgerichteten, und so ist nicht zu verwundern, daß Don Diego ihn äußerst lieb gewann. Er hatte der blonden Ginevra schon zwei mal Rebhühner zugesandt, und wie er zu ihr zum Besuche kam, führte er den Sperber auf der Faust mit sich, sprach von seiner Vortrefflichkeit und sagte, er habe ihn so lieb, wie seinen Augapfel. Es ist schon angedeutet worden, daß jedermann sich der Liebe der beiden versah. Als man nun eines Tags im Hause der blonden Ginevra in ihrer Gegenwart von Don Diego sprach und er von allen als tugendhafter vollkommener Ritter gelobt wurde, sagte ein Ser Graziano, es sei wahr, daß Don Diego ein tugendhafter junger Mann sei, aber er komme ihm vor wie der Esel des Töpfers, der an jede Thür seinen Kopf stößt. Die blonde Ginevra wunderte sich über diese Vergleichung und bat ihn sich deutlicher zu erklären. Dieser, der sich sehr viel auf seine Weisheit einbildete, sagte: Fräulein, die Töpfer, wenn sie Töpfe, Schüsseln und anderes irdenes Geschirr verkaufen, gehen, reiten auf einem Esel durch die Straßen und halten an jeder Thüre. Gerade so macht es der Ritter Don Diego. Er fängt Liebschaften an mit allen Mädchen, die er sieht, und so ist er jetzt glühend verliebt in die Tochter des Herrn Ferrando von la Serra; von der hat er einen Sperber bekommen, den er höher hält als sein Leben.

Ich weiß nicht, ob jener thörichte Mensch aus eigenem Antrieb, oder auf fremde Veranstaltung diese Worte sprach. So viel aber ist gewiß, daß sie großes Unheil stifteten, wie ihr hören werdet. Die blonde Ginevra hatte sie nämlich kaum angehört, so entfernte sie sich und zog sich in ihr Zimmer zurück, wo ein solcher Zorn und eine

solche Eifersucht über sie kam, daß sie fast verzweifelt wäre. Ja, sie erbitterte sich nach und nach dergestalt, daß ihre vorher so große Liebe zu Don Diego sich in den bittersten Haß verwandelte, der sie nicht entfernt daran denken ließ, daß jener aus Neid oder Bosheit so gesprochen haben könne. Kurze Zeit nach jenem Ereigniß kam der Ritter seiner Gewohnheit gemäß zum Besuche zu seiner oder vielmehr nicht mehr seiner blonden Ginevra, die, sobald sie hörte, daß er im Schlosse abgestiegen sei, sich in ihr Zimmer verfügte und verschloß. Der Ritter kam in den Saal, fing an mit der Mutter des erzürnten Mädchens zu sprechen, unterhielt sich mit ihr eine gute Weile und erzählte ihr die Wunder seines Sperbers, den er auf der Faust hielt. Als sich die blonde Ginevra gar nicht wie ehedem vor ihm sehen ließ, fragte er nach ihr und erhielt die Antwort, sie sei bei seiner Ankunft in ihr Zimmer gegangen. Er antwortete hierauf weiter nichts; doch als es ihm Zeit schien, verabschiedete er sich von der Witwe und ging weg. Im Hinabgehen auf der Treppe begegnete er einer Zofe des Fräuleins, zu welcher er sagte, sie möge in seinem Namen ihrer Gebieterin die Hände küssen. Diese Dienerin war in das Liebesverständniß beider eingeweiht, wußte aber noch nichts von dem Ärger mit dem Sperber und entledigte sich ihres Auftrags an das Burgfräulein. Die blonde Ginevra hatte bereits erfahren, daß Don Diego mit dem Sperber auf der Faust gekommen sei und ihn außerordentlich gelobt habe. Da sie nun vollkommen überzeugt war, daß er mit jenem andern Mädchen eine Liebschaft habe, hielt sie sich durch dieses Betragen für verhöhnt und verspottet; sie entrüstete sich dadurch nur um so ärger über ihn und setzte sich ihre Grille so fest in den Kopf, daß nichts in der Welt im Stande gewesen wäre, sie wieder daraus zu entfernen. Die Zofe trat nun in das Zimmer und richtete die Botschaft des Ritters aus.

O du treuloſer Liebhaber, rief ſie noch mehr entrüſtet aus, Verwegener, daß du, nachdem du mich verrathen und um eine andere mir keineswegs gleiche verlaſſen haſt, noch wagſt, mir wieder zu nahen und zur Vergrößerung meines Hohns mir Handküſſe zuzuſchicken. Aber ich will dir bei Gott die Ehre widerfahren laſſen, die du verdienſt.

Sie erzählte hierauf ihrer Zofe die ganze Geſchichte mit dem Sperber und Don Diego's Liebſchaft mit der Tochter des Herrn Ferrando. Als die Kammerfrau dieſe Fabel hörte und ſie für durchaus wahr hinnahm, lobte ſie ihre Gebieterin ſehr über ihren Vorſatz und goß noch Öl ins Feuer. Eben dieſes Mädchen war in einen jungen Menſchen im Hauſe verliebt, der, ich wüßte nicht zu ſagen, aus welchem Grunde, Don Diego'n höchſt übel wollte und dem deſſen muthmaßliche Verbindung mit der blonden Ginevra ein Dorn im Auge war. Wie er nun von dem Unwillen des Fräuleins Kunde erhielt, ſann er ſich alsbald eine Lüge aus und gab gegen ſeine Geliebte vor, von einer glaubwürdigen Perſon gehört zu haben, Don Diego würde ohne die Rückſicht, welche er auf ſeine Mutter zu nehmen hätte, das Fräulein mit dem Sperber ſchon geheirathet haben. Die Zofe mußte dieſe zweite Lüge ihrer Herrin zuflüſtern, welche ihr leider ein nur allzu geneigtes Ohr lieh. Und da ſie entſchloſſen war, dieſes Verhältniß zu zerreißen und Don Diego's fernere Beſuche zu verhüten, ſo gab ſie einem Edelknaben das Geheiß, nächſtfolgenden Tags vor das Schloß hinaus an eine gewiſſe Stelle zu gehen, und wenn Don Diego komme, auf ihn zuzutreten und ihm zu ſagen: Herr Don Diego, die blonde Ginevra ſchickt mich zu euch und läßt euch ſagen, ihr möget nur dahin gehen, woher ihr euren ſo werthen Sperber erhalten habt; denn hier werdet ihr weder Rebhühner noch Wachteln mehr fangen.

Der Edelknabe ging zur rechten Zeit an den ihm an-

gewiesenen Ort und blieb dort stehen, bis Don Diego nach seiner Gewohnheit hinkam. Sobald ihn der Knabe erblickte, ging er ihm entgegen und sagte ihm, was seine Gebieterin ihm aufgetragen. Der kluge und einsichtige Ritter verstund gut den Sinn dieser räthselhaften Worte und kehrte sehr misvergnügt nach Hause. Dort angekommen, begab er sich auf sein Zimmer und schrieb einen für die Umstände passenden Brief, nahm den Sperber, brachte ihn um und sandte ihn nebst dem Briefe durch einen Diener zu Pferde an die blonde Ginevra. Als der Diener zu ihr kam, wollte sie aber weder Brief noch Sperber annehmen und sagte nur mündlich zu dem Boten: Guter Gesell, sage deinem Herrn, er möge mir nicht mehr vor die Augen kommen, denn ich bin nun über ihn ganz im Klaren und danke Gott von ganzem Herzen, daß er mir zu rechter Zeit noch die Augen geöffnet über seine Treulosigkeit.

Der Bote kehrte mit dieser heftigen Antwort zu seinem Herrn zurück und meldete ihm Alles der Reihe nach. Wie sehr diese Botschaft ihn erschreckte und in Staunen versetzte, wie er jammerte über sein Unglück und sich härmte, ist nicht zu sagen. Er versuchte tausend Wege, um sie aufzuklären und ihr zu wissen zu thun, daß sie von bösen Zungen betrogen worden sei; aber Alles war umsonst. Sie wollte sich durchaus nicht besänftigen lassen und den gerechten Entschuldigungen ihres aufrichtigen Liebhabers kein Ohr verleihen. Ihre vorgefaßte irrige Meinung hatte schon so tiefe Wurzeln in ihr Herz geschlagen, daß sie dieselbe nicht mehr ausrotten konnte. Daher wollte sie auch weder Briefe noch Botschaften mehr von ihm annehmen. Als sich der unglückliche Liebhaber ohne seine Schuld so behandelt sah, und einen so großen Kummer nicht ertragen konnte, auch weder Mittel noch Wege wußte, seine Flamme zu löschen, die immer weiter zu greifen schien, verfiel er in eine Schwermuth, die ihm fast tödtlich wurde. Die Krank-

heit des Ritters war leicht zu beurtheilen, da er von seiner Gewohnheit, das Fräulein zu besuchen, ganz abgelassen hatte. Die beiden Witwen lachten darüber und meinten, es sei nur ein kindischer Zwist. Nachdem aber Don Diego die Überzeugung gewonnen, daß er alle Mittel und Wege, die ihn zu einem Ziele führen konnten, umsonst versucht habe, ward er des Lebens überdrüssig. Doch wollte er sich nicht selbst umbringen und beschloß daher, einen andern Weg zu versuchen, nämlich von der Ursache seines Kummers sich zu entfernen und einige Zeit in der Welt umherzuschweifen, in der Hoffnung, dieser herbe Schmerz werde sich mit der Zeit lindern. In diesen grausamen Vorsatz wählte er von seinen Sachen aus, was ihm mitzunehmen nöthig schien, und unter anderem ließ er Einsiedlerkleider machen für sich und einen Begleiter, den er überall hin mit zu nehmen beabsichtigte. Dann schrieb er einen Brief, den er einem seiner Diener mit den Worten gab: Ich entferne mich von hier in gewissen Angelegenheiten und will nicht, daß meine Mutter oder irgend wer erfahre, wohin ich gehe. Wenn ich fort bin und meine Frau Mutter fragt nach mir, so sagst du, du wissest nicht, wo ich sei, ich habe aber gesagt, ich komme in drei Wochen zurück. Wenn ich dann vier Tage fort bin, nicht früher, trägst du diesen Brief, den ich dir hier gebe, an die blonde Ginevra, und wenn sie ihn nicht annehmen will, so übergibst du ihn ihrer Mutter. Hüte dich aber, so lieb dir dein Leben ist, von diesem Befehle in nichts abzuweichen!

Der Diener antwortete, er solle ruhig sein, er werde alles genau nach seiner Verordnung besorgen. Als dies geschehen war, rief Don Diego einen andern vertrauten Diener zu sich, welcher ein rechtschaffener und welterfahrener Mann war; diesem eröffnete er sein ganzes Herz mit seinem Plane. Der redliche Mann tadelte diesen unvernünftigen Vorsatz heftig und bemühte sich mit triftigen Gründen ihm diese Tollheit auszureden; aber es

half Alles nichts, denn sein Entschluß stund fest. Als der treue und ihm herzlich ergebene Diener dies bemerkte, dachte er bei sich, es sei noch das geringere Übel, wenn er mitgehe; mit der Zeit könne er ihm schon diese Grille aus dem Kopfe treiben und, wenn er bei ihm bleibe, ihn von andern noch schlimmeren Dingen abhalten. Er sagte also, er werde mitgehen und ihn nie verlassen. Als sie nun eins geworden waren, trafen sie die nöthigen Anordnungen, in der folgenden Nacht stiegen beide zu Pferde, Don Diego auf seinen trefflichen spanischen Klepper, der wundervoll trabte, und der Diener auf einen rüstigen Gaul, der auch das Felleisen tragen mußte. Es war etwa drei Uhr nach Sonnenuntergang, als sie abreisten. Sie ritten die Nacht durch rüstig fort, und als es anfing zu tagen, schlugen sie, um von niemanden gesehen zu werden, unbetretene Nebenwege ein, auf denen sie bis zum Mittag weiter drangen. Es war im Monat September und nicht sehr warm. Der Ritter hielt dafür, nunmehr eine gute Strecke von seiner Wohnung entfernt zu sein und den Pferden eine Erholung gönnen zu können. Er kehrte daher in ein von allen Straßen abgelegenes Bauerngehöft ein und kaufte dort, was für sie und ihre Pferde nöthig war; sie aßen und ließen die Pferde etwa drei Stunden ausruhen, was sie sehr bedurften. Sodann wieder aufsteigend, setzten sie drei Tage auf gleiche Weise ihre Wanderschaft fort, bis sie an den Fuß eines hohen Berges kamen, welcher viele Meilen von der Landstraße entfernt lag. Die Gegend war wild und öde, mit mannichfaltigen Bäumen bewachsen und mit Kaninchen und Hasen und anderem kleinen Wild bevölkert. Es lag hier eine für viele Menschen geräumige Höhle, bei welcher ein frischer klarer Quell aus dem Boden rieselte. Als der Ritter diesen Ort sah, der ihm unendlich wohlgefiel, sagte er zu dem Diener: Bruder, hier soll mein Aufenthalt sein, so lange mir dieses kurze Leben währt.

Sie ſtiegen darauf beide ab, nahmen den Pferden Sattel und Zaum ab und ließen ſie laufen, wohin ſie wollten; auch erfuhr man nichts mehr von ihnen, denn, da ſie Gras abweidend ſich von der Höhle entfernten, ſteht zu glauben, daß ſie den Wölfen zur Beute wurden. Der Ritter ließ Sattel und Zeug und das übrige Gepäck in der Grotte zur Seite ſtellen, legte ſeine alltäglichen Kleider ab und hüllte ſich wie ſein Diener in die Einſiedlergewande, worauf ſie den Eingang der Grotte dergeſtalt mit Äſten verrammelten, daß kein wildes Thier eindringen konnte. Die Grotte war ſehr geräumig und ganz in trockenen Grund ausgehöhlt. Hier bereiteten ſie ſich von Buchenlaub, ſo gut es gehen konnte, zwei dürftige Lagerſtätten und brachten auf dieſe Weiſe viele Tage zu, indem ſie ihren Hunger an wilden Thieren ſtillten, die der Diener mittelſt einer mitgebrachten Armbruſt erlegte, häufig aber auch von Wurzeln, Kräutern, wildwachſenden Früchten, Eicheln und dergleichen, und den Durſt mit Brunnenwaſſer ſtillten, was dem Ritter keine große Entbehrung war, da er keinen Wein trank. Solch ein elendes Waldleben führte Don Diego, welcher nichts anderes that, als daß er die Härte und Grauſamkeit ſeiner Dame beweinte, und wie ein wildes Thier den ganzen Tag einſam durch die Bergſchluchten irrte und vielleicht gerne einem Bären begegnet wäre, daß dieſer ihm das Leben nehme. Der Diener ließ es ſich angelegen ſein, ſo viel er konnte, Wildpret zu erbeuten, und ermahnte ſeinen Herrn jederzeit, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, dieſe unmenſchliche Lebensweiſe zu verlaſſen und nach Hauſe zurückzukehren und die blonde Ginevra als eine Thörin zu behandeln, was ſie auch war, da ſie ihr Glück nicht verſtand und nicht verdiente, daß ein ſo edler und reicher Ritter ſie liebte. Wenn dann die Rede auf dieſe Dinge kam, ſo mochte Don Diego doch nicht leiden, daß von ihr übel geſprochen wurde, und er gebot ſeinem Gefährten, von etwas anderem zu

reden, indem er wieder anhub zu weinen und zu seufzen. Er verlor auf diese Weise bald seine gesunde Gesichtsfarbe und wurde täglich mehr mager und abgezehrt, sodaß er einem Wilden ähnlicher sah, als einem Menschen. Desgleichen hatte ihn sein aschgraues Gewand mit der Kapuze hinten, sein langgewachsener Bart, sein verworrenes Haar und seine täglich mehr einsinkenden Augen so außermaßen entstellt, daß von seinen früheren Zügen auch keine Spur übrig geblieben war. Wie Don Diego's Mutter ihn am nächsten Morgen nicht zu Tische kommen sah, fragte sie nach ihm. Der Diener, welchem der Ritter den Brief an die blonde Ginevra gegeben hatte, berichtete der Mutter, daß er mit einem einzigen Diener ausgeritten sei und hinterlassen habe, er werde binnen drei Wochen zurückkehren. Die gute Mutter beruhigte sich damit. Als die vier Tage nach des Ritters Abreise um waren, brachte der Diener der blonden Ginevra den Brief und händigte ihr, die er gerade mit ihrer Mutter im Saale traf, mit der schuldigen Ehrerbietung denselben ein. Sobald sie merkte, daß der Brief von Don Diego kam, warf sie ihn zu Boden und sagte voll Zorns und mit ganz entfärbtem Gesichte: Ich habe ihm doch sagen lassen, daß ich von seinen Briefen und Sendungen nichts will.

Die Mutter lachte und sagte: Das ist doch ein gewaltiger Zorn. Gib mir diesen Brief her, ich will ihn lesen.

Einer der Dienstleute des Hauses hob den Brief auf und überreichte ihn seiner Gebieterin. Diese öffnete ihn und las Folgendes: Dieweil also, meine Gebieterin, meine Unschuld keine gute Statt in eurem Herzen findet, wo sie sich durch Eröffnung der Wahrheit rechtfertigen möchte, und da ich aus unzweideutigen Zeichen erkennen muß, euch nicht nur lästig zu sein, sondern auch tödtlich von euch gehaßt zu werden, es aber nicht ertragen kann, daß ich euch in irgend einem auch noch so unbedeutenden Stücke Anlaß zum Misvergnügen werde, habe ich be-

ſchloſſen, ſo weit von hier wegzugehen, daß weder ihr noch ſonſt jemand jemals von mir wieder hören ſoll, damit ihr, wenn auch ich noch ſo unglücklich bin, vergnügt leben könnt. Es iſt mir ſehr hart und über die Maßen qualvoll, mich von euch verſchmäht zu ſehen; aber ungleich härter und qualvoller iſt es mir, zu wiſſen, daß ihr über mich oder über etwas, was ich thue, wenn es auch gut gemeint war, euch erzürnt oder kränkt. Mir iſt jede Strafe geringer, als die, die mir euren Unwillen zu Wege bringt. Mein ſchwaches Leben wird nicht lange ſo harte Martern ertragen, wie die ſind, die ich jede Stunde erdulde. Ehe es alſo, was bald geſchehen wird, zu Ende geht, habe ich euch in dieſem meinem letzten Briefe die einfache Wahrheit meiner Angelegenheiten vorſtellen wollen, nicht etwa um euch zu beſchämen, ſondern als ein Zeugniß meiner Unſchuld. Denn da ich nicht in eurer Ungnade leben will, ſoll wenigſtens die Welt wiſſen, daß ich euch, wie nur immer ein Mann eine Frau lieben kann, geliebt habe, liebe und ewig lieben werde, und die feſte Hoffnung habe, wenn ich todt bin, werdet ihr, obſchon zu ſpät, für mich Mitleid fühlen; denn ihr werdet am Ende einſehen, daß ich nie, auch nicht in Gedanken, etwas begangen habe, was euch vernünftiger Weiſe betrüben könnte. Ich liebte euch, wie ihr wißt, nicht, um euch eure jungfräuliche Ehre zu rauben, ſondern um euch, wenn es euch gefiele, zur Gemahlin zu bekommen, und dafür habe ich kein beſſeres Zeugniß, als euch ſelbſt. Da ihr nun um keiner andern Urſache willen, als wegen des mir dieſer Tage zum Geſchenk gemachten Sperbers, mir zürnt, ſo ſage ich euch, daß Iſabella, die Tochter des Herrn Ferrando, mir den beſagten Vogel zum Geſchenk überſandte, und daß ich geglaubt haben würde, eine große Unhöflichkeit zu begehen, wenn ich ihn nicht angenommen hätte, weil dies unter Adeligen gebräuchliche Geſchenke ſind. Mit Iſabella aber habe ich nie und nirgends, als in eurem

Hauſe und in eurer Gegenwart geſprochen. Ob ſie mich auf die Weiſe geliebt hat, wie ihr euch einbildetet, weiß ich nicht, weil ſie gegen mich ſelbſt kein Wort darüber äußerte. Hätte ſie dies je gethan, ſo würde ſie bald klar darüber geworden ſein, daß ich nur ein Herz habe, das nicht mehr frei war, da ich ſchon euch damit ein unwiderrufliches Geſchenk gemacht hatte. Wenn ſie nun erfährt, daß ich aus Rückſicht auf euch ihren Sperber erwürgt und den Hunden zu freſſen gegeben habe, ſo denke ich, wird ſie verſichert ſein, daß ich ſie nicht liebe; und daraus hättet ihr gleichfalls meine Unſchuld erkennen mögen. Nichts deſto weniger hat der düſtere dichte Schleier heftigen und ungerechten Zorns eure Augen ſo ſehr umfangen und geblendet, daß er euch die Wahrheit nicht durchſchauen läßt. Ich wüßte euch kein anderes Zeugniß für meine Unſchuld zu geben, als mein Herz, das bei euch weilt. Es ſei darum, da es euch ſo wohlgefällt. Seitdem ihr mich haßt, kann ich nicht umhin, mich ſelbſt zu haſſen; und da ich ſehe, daß euch mein Tod angenehm iſt, ſo werde ich ſterben. Nur das allein ſchmerzt mich, daß, während ich ſchuldlos bin, ihr ſchuldig werdet. Mein Tod wird nur der kurze Aushauch eines Seufzers ſein, aber die Grauſamkeit, die ihr gegen mich geübt, wird euch unabläſſig vor Augen ſchweben. Ich bitte Gott, euch ebenſo fröhlich zu machen, als ihr mich traurig wünſcht. Gott ſei mit euch!

Die Witwe war vom höchſten Erſtaunen erfüllt, als ſie dieſen Brief geleſen hatte. Sie ſchalt ihre Tochter ernſtlich aus, einen ſo artigen und ehrenfeſten Ritter auf das Äußerſte gebracht zu haben, und ſagte ihr viele böſe Worte. Dieſe aber war ſo erzürnt und haßte den Ritter ſo ſehr, daß es ihr ein Genuß ſchien, zu vernehmen, er trage ihretwegen Leid. Die Witwe ließ ſodann Don Diego's Diener wieder vor ſich rufen und fragte ihn, ſeit wann ſein Herr abgereiſt ſei. Er ſagte, es ſeien fünf Tage.

Wohlan denn, ſagte ſie, geh und empfiehl mich ſeiner Mutter!

Sie wollte nicht, daß außer ihrer Tochter jemand den Inhalt des Briefes erfahre, und als ſie mit derſelben ſchalt, befanden ſie ſich allein. Don Diego's Mutter ſodann, als ſie nach vierzehn Tagen und drei Wochen ihren Sohn nicht heimkehren ſah, und noch weiter umſonſt gewartet hatte, war ganz mismuthig und ſchickte an alle erdenklichen Orte hin, um Kunde von ihm zu erhalten; aber ſie konnte nie etwas über ihn ausfindig machen. Da ſie jedoch ein unbeſtimmtes Gerücht vernommen hatte von dem Zorne der blonden Ginevra in Beziehung auf ihren Sperber, ließ ſie bei ihrer Mutter anfragen, ob ſie nicht wiſſe, wo Don Diego ſei; dieſe aber, um ſie nicht in Verzweiflung zu bringen, verheimlichte ihr den Inhalt des Briefes an ihre Tochter. Wie ſchmerzlich das Leben der unglücklichen Mutter Don Diego's ſein mußte, mag ſich jeder vorſtellen, welcher weiß, was die Liebe einer Mutter zu ihrem Sohn heißt, zumal, je trefflicher, wohlerzogener und an guten Sitten reicher er war. Sie weinte den ganzen Tag, ſchrie wie eine Raſende nach ihrem Sohne und grämte ſich elendiglich. Doch ſtarb ſie nicht, denn man ſtirbt nicht vor Kummer, damit das ganze Leben lang die Folter nur um ſo größer ſei. Es waren nun bereits vierzehn bis funfzehn Monate verfloſſen, ſeit der arme Don Diego ſich von Hauſe entfernt hatte, um den wilden Thieren in Höhlen und Wäldern Geſellſchaft zu leiſten. Außer ſeinem Diener hatte er kein menſchliches Weſen mehr geſehen, und durch die ununterbrochene rauhe Lebensweiſe, das bitterliche Weinen und die innerliche Unzufriedenheit, die ſtündlich an ihm zehrte, war er ſo entſtellt, daß, wenn ſeine eigene Mutter ihn geſehen hätte, ſie ihn nicht wiedererkannt haben würde. Nun aber fühlte das Schickſal Reue über die große Schmach, die der arme Ritter hatte unverdienter Weiſe erdulden müſſen, und begann in ſeinem Grollen nachzulaſſen. Es

geſchah nämlich, daß jener Ritter, von welchem ich früher erzählte, daß Don Diego ihn in das Geheimniß ſeiner Liebe habe ziehen wollen, dann aber, ich weiß nicht, warum, es unterließ und ihm nichts ſagte, daß dieſer aus der Gascogne heimkehrte, wo er Geſchäfte halber geweſen war, und durch dieſelbe öde Waldgegend kam, wo Don Diego ſich häuslich niedergelaſſen hatte. Er verfehlte den Weg und verirrte ſich zufällig an den Eingang der bewohnten Höhle. Da er dort viele Spuren menſchlicher Nähe bemerkte und faſt nur einen Bogenſchuß davon entfernt war, glaubte er jemand hineingehen zu ſehen, konnte aber nicht unterſcheiden, wer es war. Es war Don Diego, welcher aus der Umgegend zurückkehrte, wo er ſich oft ſein Misgeſchick beweinend erging und auf das Geräuſch der nahenden Pferde, das er vernahm, ſich jetzt in ſeiner Grotte zu verbergen ſuchte. Der reiſende Ritter, welcher Roderico hieß, als er dies ſah und bemerkte, daß er verirrt war, ſagte zu einem ſeiner Diener, er ſolle vorauseilen und zuſehen, wer dort innen ſei, und nach der Landſtraße fragen. Der Diener ging hin und ſah den Eingang der Grotte mit Pfählen verrammelt, weshalb er nicht wagte, näher zu treten und noch weniger, nach dem Wege ſich zu erkundigen, denn er fürchtete, es möchten Räuber darin ſein. Er kehrte daher zu dem Herrn zurück, meldete ihm, was er geſehen hatte und was er für eine Beſorgniß habe, und ſchwieg. Der Ritter war ein tapferer und muthvoller Mann, der überdies eine zahlreiche Begleitung bei ſich hatte, und ritt daher mit ſeinen Begleitern auf die Höhle zu. Auf ſeinen Ruf, wer darin ſei, ſah er den Eingang eröffnen und Don Diego's Diener hervorkommen, der gegen früher ſo entſtellt war, daß er einem Wilden glich. Herr Roderico fragte ihn, wer er ſei und wie er wieder auf den rechten Weg komme, um ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Wir ſind, antwortete der Diener, zwei arme Geſellen, die ihr widerwärtiges Geſchick hierher verſchlagen hat, wo

wir unſere Sünden büßen. Was für ein Land dies iſt und wo ihr einen Weg finden mögt, bin ich nicht im Stande, euch zu ſagen.

Herr Roderico bekam Luſt, ſich die Höhle anzuſehen, ſtieg mit einigen ſeiner Begleiter ab und trat hinein. Er ſah dort Don Diego auf- und abſchreiten, erkannte ihn aber nicht und that an ihn dieſelbe Frage, die er zuvor an ſeinen Diener gerichtet hatte. Derweil er nun ſelbſt mit dem unerkannten Don Diego ſprach, hatten die, die mit ihm abgeſtiegen waren, in der Grotte hin- und hergeforſcht und Alles neugierig betrachtet. Sie fanden dort in einem Winkel zwei Sättel, von denen der eine reich verziert und beſonders ſchön gearbeitet war, und einer von ihnen ſprach ſcherzend zu Don Diego's Diener: Vater Einſiedler, ich bemerke hier weder Pferd noch Maulthier noch Eſel. Es wird alſo beſſer ſein, ihr verkauft mir dieſe Sättel.

Wenn ſie euch gefallen, ihr Herren, antwortete der Einſiedler, ſo nehmt ſie immerhin mit euch! Ihr braucht mir nichts dafür zu bezahlen.

Herr Roderico, der in ſeinem Geſpräche mit Don Diego nichts weiter aus ihm herausbringen konnte, ſagte nun zu den Seinigen: Wohlan denn, wir wollen gehen und dieſe Einſiedler ihrem Schickſal überlaſſen. Vielleicht finden wir anderwärts jemand, der uns den Weg zeigt.

Hierauf ſprach einer der Seinigen zu ihm: Herr, hier ſtehen zwei Sättel, deren einer reich ausgeſchmückt iſt und offenbar einem koſtbaren Pferde angehört hat.

Roderico ließ die Sättel vor ſich bringen, und indem er den einen beſchaute, traf ſein Blick auf ein Sinnbild, das gar meiſterlich auf den Sattelbogen gemalt war und dieſen Spruch zur Inſchrift hatte: Quebrantare la fe es cosa muy fea d. h. die Treue brechen iſt ein ſchändlich Ding.

Sobald Roderico Sinnbild und Wahlſpruch ſah, erkannte er, daß dieſer Sattel Don Diego gehörte; er ge-

dachte daher auch, einer der zwei Waldbrüder müsse er sein. Er maß daher einen wie den andern mit scharfem Blick und dennoch fand er nicht die mindeste Ähnlichkeit aus, so sehr hatte das wilde Waldleben und das unabläſſige Weinen seine früheren Gesichtszüge entstellt. Er fragte die Einsiedler, wie sie zu den Sätteln gekommen seien. Don Diego, welcher den Ritter seinen Freund gleich zu Anfang erkannte und sehr fürchtete, von ihm erkannt zu werden, veränderte sich bei dieser Frage im ganzen Gesicht und sagte, sie haben sie in dieser Höhle gefunden. Herr Roderico nahm die Bewegung in den Gesichtszügen des Einsiedlers wahr, betrachtete ihn noch genauer und entdeckte nun ein Muttermahl, das mit sechs oder sieben goldgelben Härchen bewachsen an seinem Halse sich zeigte. Dadurch gewann er die feste Überzeugung, daß es Don Diego sei, fiel ihm um den Hals, umarmte ihn aufs zärtlichste und rief aus: Fürwahr, ihr seid der Herr Don Diego.

Der andere Waldbruder, der den Herrn Roderico seinerseits wohl erkannt hatte, konnte, als er ihn weinen und seinen Herrn so liebevoll umarmen sah, der Rührung sich nicht erwehren und fing an laut zu schluchzen und zu weinen. Ebenso war Don Diego, der sich in den Armen eines seiner liebsten Freunde auf Erden fühlte, nicht im Stande, zu verhindern, daß sich seine Augen wider Willen mit dem Thaue seiner Thränen füllten. Er antwortete zwar immer noch nichts; aber Roderico ließ immer nicht ab, zu sagen: Ihr seid es doch, ihr seid mein Herr Don Diego.

Da ließ er eine heiße Thränenflut über sein Antlitz strömen und gab also sein natürliches Gefühl kund, das er mit Worten nicht ausdrücken konnte noch wollte. Herr Roderico erwiderte ihm daher auch: Ihr könnt euch mir nicht länger verbergen, mein Herr! Ich kenne euch und weiß, daß ihr es seid.

Am Ende wurde Don Diego auf tausend Arten

genöthigt, ſich ihm zu eröffnen, und ſagte: Ich bin der unglückliche Don Diego, euer aufrichtiger Freund; und dieweil euch denn das Schickſal hier in dieſe Einſamkeit zu mir hergeführt hat, ſo beſchwöre ich euch, wieder von hinnen zu gehen und euch damit zu begnügen, mich geſehen zu haben und mich hier die kurze Spanne Zeit, die mir noch übrig iſt, verleben zu laſſen, ohne jemand zu offenbaren, daß ich noch lebe, und gleichermaßen auch euren Leuten zu befehlen, daß ſie mich niemanden verrathen.

Herr Roderico antwortete ihm unter Thränen: Mein Herr, ich danke Gott, euch wiedergefunden zu haben, woran ich gar nicht dachte, denn eure Mutter und alle glaubten, ihr ſeid todt. Bereitet euch nun, mit mir nach der Heimat zurückzukehren und eure Mutter wieder aufzurichten, welche euer Verluſt aufs Äußerſte betrübt, und ſie ſammt euren Freunden zu tröſten.

Es wurden viele Worte zwiſchen beiden gewechſelt, Don Diego wollte aber nichts von einer Heimkehr wiſſen. Er führte Herrn Roderico abſeits und erzählte ihm die ganze Geſchichte ſeines Misgeſchicks und ſeiner Entſchließung ausführlich. Als der wackere Roderico dieſes alles hörte, wurde er faſt ohnmächtig vor Mitleiden. Er gedachte augenblicklich derjenigen, der ſeine eigene glühende Liebe zugethan war, und erbebte vor der Vorſtellung von der Möglichkeit eines ähnlichen Unglücks. Er bedauerte Don Diego deshalb innerlich ſo ſehr, als ob es ihn ſelbſt betroffen hätte. Entſchloſſen, nicht ohne ihn wieder von dannen zu gehen, bot er ſeine ganze Überredungskraft auf und bemühte ſich, ihm eine ſo rauhe, ja unmenſchliche Lebensart zu verleiden. Was er ihm aber auch ſagen und vorſtellen mochte, ſo bewog er ihn dennoch nicht, von ſeiner Einſamkeit abzulaſſen, und gewann ihm keine andere Antwort ab, als die, daß er ohne die Gunſt der blonden Ginevra nie von hier weichen würde. Als Herr Roderico ſah, daß er ſich vergebliche Mühe gab,

bat er ſeinen Freund, ihm wenigſtens in ſo weit willfährig zu ſein, daß er ihm verſpreche, ihn zwei Monate lang an dieſem Orte zu erwarten und ein anderes Leben zu führen, weil er ihm Hoffnung machte, die blonde Ginevra wieder mit ihm auszuſöhnen. Don Diego war dies zufrieden und Herr Roderico ließ ihm ſein Bett zurück, das er auf der Reiſe bei ſich hatte*). Er wollte ihn auch bereden, ſeine Einſiedlerkleider abzulegen und ſeine früheren Kleider anzuziehen, welche noch in der Höhle ſich befanden. Aber Don Diego weigerte ſich deſſen unbedingt, bevor er den Frieden wieder habe. Roderico überließ ihm außerdem auch noch zwei Diener mit ihren Pferden und mit hinlänglichem Gelde, damit bis zu ſeiner Rückkehr immer einer von ihnen aus benachbarten Ortſchaften die nöthigen Lebensmittel herbeibringe. Dann trennte er ſich von Don Diego unter vielen Thränen, ſetzte ſeine Reiſe fort und unterließ nicht, ſich ſeinen Weg zu bezeichnen, damit er ihn wiederfinde. Unterwegs beſchäftigte er ſich in Gedanken mit nichts anderem, als dem Misgeſchick ſeines beklagenswerthen Freundes und ſchalt die Grauſamkeit der Jungfrau. Zu Hauſe wieder angelangt, verbot er den Seinen aufs Strengſte, von Don Diego irgend etwas verlauten zu laſſen, und begann als Nachbar und Hausfreund der blonden Ginevra dieſelbe häufiger als zuvor zu beſuchen und ihr Thun und Laſſen genau zu beobachten. Indem er nun bald dies bald jenes von ihr hörte, merkte er bald, daß ſie einem im Hauſe erzogenen Diener ihr abſonderliches Vertrauen ſchenkte. Er machte ſich daher mit dieſem allmälig bekannter und verſchaffte ſich durch Geſchenke ſeine Freundſchaft. Es dauerte auch nicht lange, bis er alle Geheimniſſe der blonden Ginevra von ihm erfuhr. Er erfuhr auf dieſe Weiſe, daß ſie ſich nach ihrer Entzweiung mit Don Diego in einen jungen Basken

*) Eine noch jetzt in Spanien nicht ganz außer Gebrauch gekommene Sitte. Vgl. auch den Don Quixote.

verliebt hatte, der in Biscaja ein kleines Gütchen auf dem Lande besaß und in ihrem Hause als Vorschneider diente, wiewol er als ein großer Wortheld sehr mit seinen Reichthümern prahlte, die ihm dereinst nach dem Tode gewisser Verwandten zufallen würden. Er war gerade damals nicht im Hause anwesend, wurde aber bald zurückerwartet und hatte mit Ginevra verabredet, gleich darauf mit einer ihrer Zofen und mit jenem im Hause auferzogenen Diener sie nach Biscaja zu entführen. Als Herr Roderico dies hörte, erstaunte er sehr über diese große Thorheit, welche die blonde Ginevra ausüben wollte, und sprach bei sich selbst: Was für ein undankbares Mädchen bist du doch und wie grausam gegen die lange treue Dienstbarkeit eines so edeln, reichen und tugendhaften Ritters, wie Don Diego, der dich mehr, als sein Leben liebt. Aber wo nur irgend meine Kräfte ausreichen, hoffe ich, sollen dir deine ungebührlichen Vorsätze nicht gelingen und du sollst Don Diego oder keinem andern zu Theil werden.

Zu dem Diener, der ihm das Geheimniß verrathen hatte, sagte er: Das Mädchen thut in der That wohl daran, sich einen Mann zu nehmen, denn ihrer Mutter ist an ihrer Verheirathung, wie es scheint, nichts gelegen. Sie ist ledig und schön, hat das passende Alter und hat sich einen Edelmann ausgesucht. Wenn der nun nicht gerade so reich ist, wie er sein sollte, so hat sie doch Vermögen für beide, da sie nach dem Tode der Mutter die Erbin von Allem ist.

Nach dieser Äußerung blieb Herr Roderico des jungen Basken gewärtig, der nach drei Tagen zurückkehrte und noch zwei kräftige Basken mitbrachte, damit sie ihn begleiten sollten, wenn er die blonde Ginevra entführe. An demselben Tage, wo der Biskajer ankam, war Herr Roderico eben auf der Burg der blonden Ginevra, und als er die Rückkehr des Liebhabers bemerkte, sagte er zu dem Dienstmanne, der ihm Alles anvertraute: Ich sehe,

daß der Liebhaber wieder da iſt und daß ihr nun bald fliehen werdet. Wünſcheſt du vor eurer Abreiſe noch etwas von mir, ſo ſage es! Nimm dich aber in Acht, daß du deine Sachen klug anfängſt, und plaudere ſie nicht gegen jedermann aus! Mir kannſt du Alles ſagen, denn von mir erfährt kein Menſch etwas wieder davon. Wann geht ihr denn fort?

Soviel mir mein Fräulein vor noch nicht ganz einer Stunde geſagt hat, gehen wir heute Nacht um vier Uhr.

Als der Ritter dies vernommen hatte, kehrte er nach ſeinem Schloſſe zurück und ordnete Alles an, was ihm zu Ausführung des Planes nöthig ſchien, den er entworfen hatte. Die Nacht kam, in welcher die blonde Ginevra mit ihrem Liebhaber fliehen wollte, und als es vier Uhr ſchlug, ſtieg ſie mit der Zofe, die in ihrem Zimmer ſchlief, aus einem Fenſter, an welchem ſchon Leitern bereit waren, hinab, ſo leiſe, daß kein Menſch es hörte. Sie ging durch den Garten, an deſſen Pforte Pferde bereit ſtunden. Sie ſetzten ſich darauf und fingen an zu reiten. Herr Roderico, welcher wußte, welchen Weg ſie machen würden, legte ſich mit einem Dutzend handfeſter Leute aus ſeinen Unterthanen jenen Abend in ein etwa ſechs Meilen von jeder menſchlichen Wohnung entferntes Gehölz in Hinterhalt. Es war etwa zwei Stunden vor Tag, als die Flüchtigen in der Nähe des Verſtecks ankamen, in welchem ſie der Ritter mit ſeiner bewaffneten Schaar erwartete, die für alle Fälle aufs Beſte von ihm eingeſchult war. Als ſie vor dem Verſteck anlangten, ſprang Herr Roderico mit den Seinigen hervor und rief: Ha, Verräther, ihr ſeid des Todes!

Dabei lief er mit eingelegter Lanze auf den Liebhaber los, den er, obgleich es Nacht war, wohl erkannte, und traf ihn mit der Lanze ſo heftig, daß ſie ihm den Hals von einer Seite zur andern durchbohrte, wodurch der Unglückliche todt zu Boden ſank. Sobald die andern Basken ihren Gebieter fallen ſahen, gaben ſie ihren Pferden

die Sporen und zerſtreuten ſich, ohne zu wiſſen, wer den Jüngling erſtochen hatte. Es war ihnen die Flucht ſehr leicht, denn als die Begleiter des Ritters ſahen, daß ſie ſich wider Erwarten nicht zur Wehr geſetzt hatten, nahmen ſie die zwei Frauen und den Diener feſt, welcher die Sache geoffenbart hatte, und munterten ſie auf, unverzagt zu ſein. Der Ritter war mit den Seinigen ſeltſam vermummt, um nicht ſo leicht erkannt zu werden. Er ließ ſogleich den Todten auf ſein Pferd ſetzen, nachdem ihm mit Tüchern die Wunde verſtopft war, damit nicht noch mehr Blut herauslaufe, und ſo befahl er allen weiter zu reiten. Die blonde Ginevra weinte bitterlich und ſchrie anfänglich laut, bis einer der Bewaffneten, der einen garſtigen ſchwarzen Bart und ſchielende Augen hatte und wie ein wahrer Teufel ausſah, mit dem Dolch in der Hand vor ſie trat und ihr mit fürchterlicher Stimme die Drohworte zurief: Ich ſchwöre bei Gott, daß ich dir die Gurgel durchſchneide, wenn du nicht aufhörſt zu ſchreien. Schweig, denn du haſt es beſſer, als du verdienſt, denn es wird dein Glück befördert und du erkennſt es nicht.

Sie ritten weiter und kamen zu einer kleinen von der Straße abgelegenen Kirche, wo ſie ſo ſchnell als möglich den Todten begruben und dann weiter ritten. Es war die vierte oder fünfte Tagesſtunde, als ſie in einem Gehölz in der Nähe einer Stadt Halt machten, ſie ſchickten in dieſelbe, um Lebensmittel für ſich und ihre Pferde zu holen, und erfriſchten ſich. Die blonde Ginevra weinte fortwährend und aß wenig oder nichts, konnte aber nie erkennen, wer ihre Führer waren. In der Nacht herbergten ſie in einſam ſtehenden Häuſern und erlaubten niemand, mit ihr oder ihrer Zofe, ja, auch nur mit ihrem Diener zu reden. Als ſie nun in einer Nacht in einer kleinen Stadt abgeſtiegen waren, welche von der Höhle, worin Don Diego hauſte, etwa ſieben Meilen entfernt war, ſchickte Herr Roderico einen der Seinen

an Don Diego und ließ ihm melden, was vorgefallen war, und daß er vor dem Mittageſſen mit ſeinem Gefolge dort eintreffen werde. Es waren etwa funfzig Tage, ſeit Herr Roderico den unglücklichen Liebhaber in einiger Hoffnung, die Gunſt ſeiner Geliebten wieder zu gewinnen, verlaſſen hatte. Unterdeſſen hatte er ziemlich gut gelebt, mehr als ſonſt heiterer Geſelligkeit gepflogen und dadurch großentheils ſeine natürliche Farbe wieder erlangt, ſodaß ſeine Schönheit und Lebensfriſche faſt wieder hergeſtellt war. Als er nun von dem Abgeſandten ſeines Freundes erfahren hatte, wie es bisher gegangen war, ſtund er eine gute Weile in ſtarrem Erſtaunen und faſt außer ſich da. Bei dem Gedanken, daß er nun in einer Stunde diejenige ſehen werde, die er ſo ſehr liebte, fühlte er ſein Blut ſich erwärmen, ſein Herz höher ſchlagen, einen kalten Schweiß alle ſeine Glieder überziehen und tauſend andere Bangigkeiten, ſodaß er gar nicht wußte, wo er bleiben, noch was er thun ſollte. Unterdeſſen näherte ſich Herr Roderico der Höhle, trat zu der blonden Ginevra, vor der er ſich noch immer verborgen gehalten hatte, und ſprach zu ihr, die noch immer über den Tod ihres Geliebten und das Unglück, in das ſie gerathen, weinte: Ich weiß, daß ihr höchlich erſtaunen werdet, mich hier zu ſehen, und ihr werdet mich ſchwer beſchuldigen, daß ich, nachdem ich immer ein Freund eures Hauſes geweſen und nie von euch eine Beleidigung empfangen, euch auf offener Straße gefangen genommen habe und jetzt in dieſe öde Wildniß führe. Sobald euch aber der Beweggrund meines Verfahrens bekannt ſein wird, zweifle ich keineswegs, daß ihr der Vernunft ihr Recht einräumen und mich loben müßt. Und da wir nun dem Ziele unſerer Reiſe nahe ſind, ſo erkläre ich euch hiermit, daß ich euch nicht hierhergebracht habe, um euch eure Jungfrauſchaft zu rauben, ihr wißt ja, daß ich für eine andere glühe, ſondern um euch eure Ehre und euren guten Ruf wieder zu verſchaffen, den ihr leichtſinnigerweiſe durchaus zu beflecken getrachtet

habt. Ich habe für einen andern das gethan, was ich wünsche, daß man in ähnlichem Falle für mich thun möge. Herr Don Diego (um euch nicht länger in Ungewißheit zu lassen), den ihr einst so sehr geliebt habt und der euch immer so treu geliebt hat und noch liebt, ja anbetet, und der, um nicht den Ausbruch eures Unwillens länger zu erdulden, sich wie ein Verzweifelter in eine Höhle eingeschlossen hat, um wie ein Wilder zu leben und aller Hoffnung, je wieder in der Welt zu erscheinen, entsagte, er ist es, zu dem ich euch führe und begleite.

Er erzählte ihr ferner, wie er aus der Gascogne zurückkehrend ihn in der einsamen Höhle gefunden, und Alles, was er mit ihm verabredet, und bat sie sodann, die Thränen zu trocknen, den Zorn zu hemmen, zu welchem kein Grund vorlag, und Don Diego wieder in ihre alte Gunst aufzunehmen. Das verzweifelte Mädchen war bei diesen Worten so verwundert und außer sich, daß sie fast kein Wort hervorbrachte. Über den Tod ihres neuen Liebhabers war sie aber so sehr in Zorn und Schmerz, daß, wenn sie Herrn Roderico hätte die Augen auskratzen können, sie gern ihre Hände dazu geliehen hätte; und als sie den nennen hörte, den sie so bitterlich haßte, verdoppelte sich ihr Unbehagen, sodaß sie vor Wuth über ihn fast platzte. Sie sagte daher, zu dem Ritter gewandt, voll Zorn: Ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß ich eine so schwere Beleidigung, wie ihr sie mir treuloser Weise zugefügt, euch vergebe. Glaubt nicht, daß ich als ein schwaches Weib nur mit eiteln Worten drohe! Das wäre hier nicht am Platz. Aber ich will mir es tief ins Herz verschließen, und wenn sich mir je Gelegenheit bietet, auf irgend eine Weise dafür Rache zu nehmen, so will ich euch erkennen lassen, daß ihr als Mörder und nicht als Ritter gehandelt habt. Jetzt nur so viel! Ihr habt euch nicht weiter um meine Angelegenheiten zu bekümmern, als ich es selbst thue. Ich bin frei und kann für mich thun, was mir wohlgefällt. Laßt mich also mit meinen

Leuten gehen, wohin ich mag, und macht euch meinetwegen gar keine unnöthigen Sorgen! Bekümmert euch um eure Dinge und ihr thut wohl. Denn mich dahin zu führen, wo Don Diego ist, das steht wol in eurer Gewalt, so lange ihr mich auf diese Weise gefangen haltet; nimmermehr aber könnt ihr es dahin bringen, daß ich freiwillig bei ihm bleibe, noch daß ich ihn liebe. Eher würde ich mir irgendwie einen Tod anthun, als zugeben, daß er mich genieße. Ihr thut daher nur, was sich gehört, wenn ihr mich mit diesem meinem Mädchen und meinem Diener gehen laßt, wohin ich mag.

Der Ritter gab sich viele Mühe, sie durch Gründe zur Erkenntniß dessen zu führen, was ihr Bestes sei, aber alles umsonst. Alle seine Vorstellungen scheiterten an ihrer Hartnäckigkeit und an ihrem Zorne. Unter solchen Gesprächen waren sie bei der Höhle angelangt, wo Don Diego nicht sobald seine grausame Gebieterin vom Pferde steigen sah, als er sich ihr demüthig zu Füßen warf und sie mit einem Strome von Thränen anflehte, ihm zu verzeihen, wenn er sie jemals beleidigt habe. Sie war aber ganz voll Gift und weiblicher Galle, wandte daher ihr Gesicht anderwärts und würdigte ihn nicht eines Blickes oder Wortes. Als Don Diego dies sah, erhob er sich auf seine Kniee und sprach nach tausend Bitten und heißen Thränen also: Da meine aufrichtigsten Betheurungen euch, meine Gebieterin, nicht von meiner Reinheit überzeugen können und da ich ohne eure Gewogenheit nicht ferner leben könnte, so verweigert mir wenigstens das nicht, was ich als letzte Gunst von euch erbitte, wofern noch ein Funken von Menschlichkeit und adeliger Gesinnung in euch ist; ich bitte nämlich, mit eigenen Händen die Rache an mir zu nehmen, nach der ihr zumeist verlangt. Es wird mir zur höchsten Befriedigung gereichen, wenn ich sehe, daß euer Zorn sich mit meinem Blute stillt. Und ganz gewiß wäre es für mich unendlich besser, euch sterbend genug zu thun, als in

eurer Ungnade fortzuleben, weil ich in dem Bewußtsein, daß mein Leben euch misfällig, mein Tod aber angenehm ist, mich sonst gedrungen fühlen müßte, mich um euretwillen selbst zu tödten. Dann könnte ich doch sagen, ich habe euch einmal befriedigt.

Die Jungfrau stund regungsloser, als eine Klippe im Meere da und würdigte den fußfällig Bittenden keines einzigen Wortes der Erwiderung. Als nun Herr Roderico dies sah, sagte er höchlich entrüstet über solche Grausamkeit voll gerechten Zornes und begründeten Unwillens zu dem Mädchen mit heftiger Gebärde: Ich sehe wohl, daß ich wider meinen Willen mich ferner in die Sache mischen muß. Höre mich also, Ginevra, und bedenke wohl, was ich dir sage! Entweder du verzeihst dem Ritter, der dich nie beleidigt hat, und schenkst ihm deine Gunst wieder, die er auf tausendfache Weise verdient hat, oder du gewärtigest, daß ich gegen dich und die Deinen grausam werde und dich wohl oder übel zwinge, das zu thun, was du längst aus freien Stücken hättest thun sollen. Bei Gott, es gab noch niemals ein so undankbares und grausames Weib, wie du. Kannst du in der That glauben, daß, wenn er, wie du meinst, um dich zu verhöhnen, den vermaledeiten Sperber zum Geschenk angenommen und des Herrn Ferrando Tochter mehr als dich geliebt hätte, er den Vogel getödtet und sich in diese Einöde zurückgezogen haben würde, um wie die wilden Thiere in einer unwirthbaren Höhle zu leben? Wer hätte ihn wol gehindert, jenes Mädchen zur Frau zu nehmen und mit ihr fröhlich und guter Dinge zu leben, wenn er es gewollt hätte? Vielleicht käme es dir gut, wenn er, wie du es verdienst, dich verachtete, dich den Wölfen zum Futter ließe und sich eine andere Geliebte suchte, wo du dann mit Recht Ursache zur Klage hättest. Mit allem Rechte könnte er, wenn ihn nicht seine allzugroße Liebe zu dir über die Wahrheit verblendete, Klage über dich anstellen und sich bitter beschweren.

Ja, er dürfte dich als eine grauſame tödtliche Feindin haſſen, und vollkommen verachten, wenn er bedächte, wie er von dir ohne Urſache ſchnöde verlaſſen wurde. Und wenn du dir nur noch einen Jüngling ausgewählt hätteſt, der ſo reich, ſchön, tugendhaft und edel, wie er, geweſen wäre! Aber, o einzige Wahl, die du unter ſo vielen Edelleuten in unſerem Lande getroffen haſt! An einen niedrigeren, als du, hatteſt du dich gehängt, indem du einen baskiſchen Prahlhans liebteſt, der die Wahrheit niemals anders, als aus Verſehen, ſprach. Ich glaube, er entführte dich nach Biscaja, um dich ſeine Ziegen hüten zu laſſen; denn man weiß ja wohl, was er beſaß, und wenn er hätte zu Hauſe bleiben und ſich nur einen Knaben zur Bedienung halten müſſen, ſo hätte er nicht auf ſechs Monate davon zu leben gehabt. Du magſt aber vielleicht ſagen wollen: Ich bin reich und habe Vermögen genug, um meinem Stande gemäß mit Ehren auszukommen.

Erinnere dich indeſſen nur, daß deine Mutter noch eine rüſtige Frau iſt, die noch lange leben kann und die, ſo lange ſie lebt, über ihr Beſitzthum zu gebieten hat. Hätteſt du dich dem elenden Basken vermählt, ſie würde dich nimmer wieder haben ſehen wollen, und ich weiß nicht, wie du mittlerweile hätteſt leben können. Du würdeſt gewiß die Todten beneidet haben. So viel weiß ich, wenn Don Diego ſich von mir rathen ließe, ſo würde die Sache viel beſſer gehen und du würdeſt gewiß nicht ſo leicht jemand antreffen, der dich zur Frau begehrte; denn wenn man erführe, daß du einem Basken, einem Diener deines Hauſes, nachgelaufen, wer müßte nicht dafür halten, daß du auch ſeine Buhldirne geweſen? Die Menſchen ſind viel geneigter, das Böſe zu glauben, als das Gute. Da es denn nun aber Don Diego ſo haben will, ſo mag er ſeiner Neigung folgen und dich gegen alles Verdienſt achten und lieben! Und du beachte deshalb, was ich dir geſagt habe, lege jetzt deine Hals-

ſtarrigkeit und unerbittliche Strenge ab und geh in dich, damit dir nicht am Ende dennoch widerfahre, was dir gar nicht wünſchenswerth ſein möchte. Denn du darfſt dich für verſichert halten, daß ich dieſes Unternehmen nicht begonnen habe, um es unvollendet zu laſſen. Ich ſtelle alſo Waſſer und Feuer vor dich hin und du kannſt von beidem nehmen, was dir zuſagt.

Das Mädchen war nunmehr nur um ſo härter und unbeugſamer und entgegnete dem Herrn Roderico mit ſtolzem, zürnendem Geſicht, nicht mehr wie ein zartes und ſchüchternes Mädchen, ſondern wie ein mit den Schlägen eines widerwärtigen Schickſals vertrautes Weib, folgendermaßen laut: Ritter, du haſt geſprochen, wie es dir gefällig war. Ob es recht oder unrecht war, darüber will ich jetzt nicht mit dir ſtreiten; aber du ſollſt wiſſen, daß ich eher auf das häſteſte Leiden gefaßt, als Willens bin, dieſen treuloſen Verräther je wieder zu lieben. Und wenn du mir den Tod gibſt, wie du drohſt, ſo werde ich ihn mit Freuden empfangen, um in ihm mit meinem unglücklichen Liebhaber und Gatten wieder vereinigt zu werden, den du grauſamerweiſe gemordet haſt. Ja, fang du es an, wie du immer willſt, du wirſt mich immer ſtandhafter finden, denn weder du noch die ganze Welt würde mich dazu bewegen, dieſen Mann jemals wieder zu lieben.

Dieſe herbe Antwort der gereizten Jungfrau erſchütterte den Herrn Roderico dermaßen, daß er, in der Einbildung, vor ſeiner eigenen Dame zu ſtehen und von ihr dergleichen zürnende Worte zu vernehmen, von übergroßem Schmerze beinahe des Bewußtſeins beraubt wurde. Er mußte ſich zur Erde niederſetzen, wo er lange Zeit mit ſeiner Schwäche und Erſchöpfung kämpfte, ohne im Stande zu ſein, ein Wort hervorzubringen. Unterdeſſen warfen die Zofe und der Diener des Mädchens, welche fürchteten, Herr Roderico möchte ſeiner Drohung gemäß ſeinen Zorn gegen ſie wenden, ſich ihrer Gebieterin zu

Füßen und baten sie unter Thränen, den ehrsamen Forderungen Herrn Roderico's Gehör zu leihen und sich mit Don Diego auszusöhnen. Aber sie predigten tauben Ohren. Als der weinende Don Diego die höchst grausame Antwort seiner Gebieterin vernommen hatte, sank er halb todt zu Boden; der Genosse seiner Einsamkeit lief auf ihn zu, nahm ihn in den Arm und rieb ihn, wie man in solchen Zufällen zu thun pflegt. Die andern Anwesenden umstanden die blonde Ginevra und sagten ihr, was ihnen irgend in den Sinn kommen wollte, um sie zu besänftigen, wiewol sie gegen alle Vorstellungen so unbeweglich, wie ein harter Fels im Meere blieb. Herr Roderico hatte inzwischen wieder etwas Athem geschöpft und still bei sich erwogen, was zu thun sei. Unfähig seinen Freund länger in einem Zustande so tiefer Betrübniß und schmerzlicher Qual zu sehen, sagte er zu der blonden Ginevra fortwährend weinend: Ich komme von meinem Erstaunen über dich noch immer nicht zurück und vermag nicht zu begreifen, wie in der Brust einer so zarten Jungfrau eine so wilde Gesinnung wohnen kann. Es war mir eben jetzt, als stünde ich vor meiner eigenen Geliebten und vernähme von ihr eine ebenso unfreundliche Antwort, als von dir; worüber mir denn zu Muthe wurde, als ob mir jemand mit einem spitzen Messer das Herz durchstieße und noch gegenwärtig meinen Leib mit scharfen Jagdspießen verwundete. Wie ich nun an meinem eingebildeten Schmerze die wirkliche überschwengliche Qual ermessen kann, die diesem unglückseligen Don Diego von dir fortwährend bereitet wird, ohne zu begreifen, warum sie ihn noch nicht getödtet hat, so habe ich beschlossen, dich alles Ärgernisses zu entledigen und ihn vermöge eines kurzen Schmerzes seiner vielen Leiden um deinetwillen zu entheben, in der Hoffnung, daß er mit der Zeit erkennen werde, es sei zu seinem Besten geschehen, und daß mich alle Welt darum preisen muß.

Nach diesen Worten wandte er sich zu seinen Leuten

und sprach: Führt das unmenschliche Weib hier nebenan in eine andere Grotte und gebt ihr den verdienten Tod! Damit aber unsere That verborgen bleibe, ermordet auch diese ihre Zofe und den Diener! Dann brauchen wir keinen weiteren Verrath zu besorgen.

Bei diesem grausamen Befehle stieß das entsetzte Mädchen einen lauten Schrei aus und die arme Zofe und der Diener riefen weinend um Gnade. Herrn Roderico's Diener schickten sich bereits an, dem Willen ihres Gebieters Folge zu leisten, als die blonde Ginevra ohne Thränen sprach: Ihr guten Leute, ich bitte euch, gebt mir allein den Tod und schonet der Meinigen! Warum, Roderico, willst du auch die verderben, die dich nie beleidigt haben?

In diesem Augenblicke hatte Don Diego sich wieder völlig gefunden. Er winkte allen, zu bleiben, und sprach zu Roderico: Mein Herr, wenn ich tausend Jahre zu leben hätte, so würde ich dennoch nicht die Verpflichtungen ablösen können, die du mir auferlegt hast, weil es bei weitem all mein Vermögen übersteigt. Da ich nun weiß, wie sehr ihr mich liebt, so ersuche ich euch, mir eine Gnade zu erzeigen, womit ihr, wenn es möglich ist, mich noch mehr verbinden würdet. Ihr habt mit eurem Wohlwollen bereits weit mehr für mich gethan, als ich selbst gethan haben würde. Thut mir daher den Gefallen, diese meine Gebieterin in ihre Wohnung zurückzubringen und ihr das Geleite zu geben, wie wenn sie eure Schwester wäre. Denn wiewol es mir ein schwerer Kummer ist, mich von ihr verschmäht zu sehen, die ich mehr, als mein Leben, liebe, so ist es mir doch eine weit unerträglichere Last, sie meinethalben betrübt zu wissen. Ich will also meine Leiden nicht noch durch ihre Qual erhöhen. Sie gehe, wohin es ihr gefällt! Ich werde meine wenigen Lebenstage vollends in dieser wilden Höhle endigen und zufrieden sein, wenn ich nur ihren Kummer gestillt weiß.

Bewundernswürdig sind doch die Kräfte der Liebe,

wie ſie ſie gebrauchen will, und oftmals werden die unmöglich ſcheinenden Dinge durch ſie leicht und ausführbar. Der Jungfrau, die alle Dienſtbarkeit und alles Elend, worin ſie ihren Geliebten ſah, und der Tod, der ihr vor Augen ſchwebte, nicht im Stande geweſen war zu beugen, öffneten jetzt Don Diego's letzte Worte die Augen und brachen ihre ſtarre Härte. Sie erkannte die echte Treue und Beſtändigkeit ihres Geliebten, warf ſich ihm an den Hals und blieb ſo bitterlich weinend eine gute Weile, ohne eines Wortes mächtig zu werden. Dann küßte ſie ihn und bat ihn um Verzeihung. Wie hoch erfreut Don Diego darüber ſein mußte, kann ſich jeder vorſtellen, der liebt und jemals einen ähnlichen Kummer erduldete. Sie waren alleſammt von der größten Freude erfüllt. Im Einverſtändniß mit Don Diego und dem Fräulein ſchickte Herr Roderico einen ſeiner Vertrauten an die beiden Mütter ab, denen er bekannt war, und ließ ihnen ſagen, was er beabſichtige. Darauf ſpeiſten ſie miteinander zu Mittag, ſtiegen nach der Mahlzeit zu Pferde und langten nach vier Tagen auf dem Schloſſe des Herrn Roderico an. Sobald die beiden Mütter die guten Nachrichten von ihren Kindern und deren Abſichten vernommen hatten, erklärten ſie öffentlich, Don Diego und die blonde Ginevra ſeien in gegenſeitigem Einverſtändniſſe abgereiſt und haben ſich auf einem Schloſſe des Herrn Roderico vermählt. Zu gleicher Zeit trafen ſie Veranſtaltungen zu einer prachtvollen Hochzeit, die ihrem Adel und Reichthum gemäß gefeiert werden ſollte. Nachdem alles ſo weit in Ordnung war, begaben ſich die beiden Liebenden mit Herrn Roderico auf das Schloß der Mutter des Fräuleins, wo auch Don Diego's Mutter nebſt einer glänzenden und ſchönen Geſellſchaft ſich befand. Daſelbſt wurde die Trauung dem Gebrauche gemäß vollzogen, alles überließ ſich der Freude und Luſt und in der folgenden Nacht vollzogen die Neuvermählten die heilige Ehe. Sie lebten fortan immer glücklich miteinander und erinnerten ſich

des öftern mit Vergnügen ihres vergangenen Leides. Doch war die blonde Ginevra in der Folge faſt unfähig zu begreifen, wie ſie habe ſo ſtreng, halsſtarrig und grauſam gegen ihren Geliebten ſein können, wie ſie wußte, daß ſie geweſen war; und jedesmal, wenn ſie mit Herrn Roderico auf ihre Vergangenheit zu ſprechen kam, was oft geſchah, erging ſie ſich gegen ihn in Dankſagungen für die unendlichen Verpflichtungen, die ſie gegen ihn zu haben geſtand. Aber freilich weiß ich auch nicht, wenn dieſes Mädchen einem Peruginer unter die Hände gekommen wäre, ob dieſer die Geduld gehabt hätte, welche Herr Roderico bei ihrem unbändigen Eigenſinne bewährte.

---

80. Die Liebe des Verbannten.

(I, 28.)

Gerade in dem Jahre, wo Maſſimigliano Sforza wegen ſeines ſchlechten Regiments elendiglich die Herrſchaft von Mailand verlor, wurde nach der bekannten Niederlage durch die Schweizer zwiſchen San Donato und Melegnano die ghibelliniſche Partei faſt aus dem ganzen Staate vertrieben auf den Rath und Anſtiften des Herrn Gian Giacomo Triulzo, deſſen einziges Beſtreben darauf gerichtet war, dieſelbige niederzudrücken. Darum war in jener Zeit für die Flüchtlinge der Lombardei Mantua der ſicherſte Hafen und ein zuverläſſiger Zufluchtsort, woſelbſt der Herr Markgraf Francesco Gonzaga, ein ſehr menſchenfreundlicher Mann, viele aufnahm. Und wiewol er dem allerchriſtlichſten König Franz dem erſten des Namens den Herrn Federico ſeinen Erſtgeborenen als Geiſel überliefert hatte, wollte er dennoch, daß Mantua jedem, der dahin gelange, eine freie Stätte

bleibe. Darum wohnte denn eine große Zahl der Ausgewanderten daselbst in der Erwartung durch den Arm des Kaisers Maximilian wieder in ihre Vaterstadt zurückgebracht zu werden. Aber das Unternehmen gelang nicht, denn Maximilian war zwar mit einem schönen Heere bis vor die Thore von Mailand gekommen, aber als man hoffte, er werde den Herzog von Bourbon Karl von Frankreich, welcher im Auftrage des allerchristlichsten Königs daselbst lag, daraus vertreiben, ließ er plötzlich das Lager aufheben und floh mit eiligen Schritten nach Deutschland hinweg. So hatten denn die Verbannten die Hoffnung verloren, ihre Heimat wieder zu gewinnen, und die einen von ihnen suchten mittelst der Gnade des Königs Franz, welcher sich auch gegen manche wirklich huldvoll erwies, die Heimkehr zu erwirken, andere gingen nach Trento unter den Schutz Franz Sforza's Herzogs von Bari, andere nach Rom, wieder andere in das Königreich Neapel und sonst wohin. Einige kehrten nach Mantua zurück, worunter Messer Cornelio (denn so will ich den Helden der Erzählung, einen sehr vornehmen und ausgezeichneten Edelmann, aus bewegenden Gründen nennen) und ich, und in Mantua ließen wir uns nieder. Der junge Mann war vierundzwanzig Jahre alt, groß, wohlgestaltet und sehr schön, rüstig von Person, mit vielen Vorzügen begabt und mit Glücksgütern reichlichst versehen. Seine Mutter war in Mailand geblieben, hatte mit Geschick ihr Erbtheil gerettet und schickte ihm zu, was er bedurfte. So hielt er denn in Mantua ein Haus, das mit Kleidern, Pferden und Dienerschaft vortrefflich ausgestattet war. Vor seinem Abgange von Mailand hatte er sich, wie das bei jungen Leuten zu gehen pflegt, in eine kaum vermählte sehr vornehme und schöne junge Frau verliebt, welche ich gleichfalls, um Ärgerniß zu vermeiden, nicht geradezu nennen zu dürfen glaube, weshalb wir sie Camilla heißen wollen. Der junge Mann war ein großer Anhänger der Sforzesken

und hatte sich sehr für das Kommen des Kaisers Maximilian verwendet, um seine Heimat wieder zu gewinnen. Sodann stand er fortwährend im engsten Verkehr mit dem Herzog Francesco Sforza, ging oft nach Trento und versäumte nicht zu zetteln was er konnte, damit der sforzische Herzog nach Mailand zurückkäme. Aber bei all diesen Unterhandlungen, Zettelungen und Bemühungen konnte er sich doch seine Dame nicht aus dem Sinne schlagen, an die er Tag und Nacht dachte; und noch viel mehr that es ihm leid, sie nicht sehen und bei ihr sein zu können, als aus Mailand verbannt zu sein. Diese Camilla, welche Cornelio liebte, war noch sehr jung, sie hatte nämlich das einundzwanzigste Jahr noch nicht erreicht und galt unter Mailands Schönen für die schönste. Und wiewol die Liebe zwischen ihr und Cornelio noch nicht zu einem Ziele gelangt war, so hatte sie doch seine lange Dienstbarkeit und echte Neigung sowie seine seltene Bescheidenheit aus vielen Zeichen deutlich erkannt und liebte ihn darum von Herzen; so war sie denn auch über sein Weggehen schmerzlich betrübt und die Trennung kostete sie häufig Thränen. Es war ihnen noch nicht gelungen, bequem miteinander von ihrer Liebe zu reden; doch hatten sie sich durch Vermittelung ihres Wagenlenkers mehrmals geschrieben: der Kutscher war einige Zeit auch im Dienste von Cornelio's Mutter gestanden und war diesem um so bereitwilliger gefällig. So hätten also, sobald sich Gelegenheit geboten hätte, die Liebenden ihre Wünsche erfüllt. Cornelio lebte nun in Mantua, und zwar, wie gesagt, nicht wie ein Verbannter, sondern in den besten Verhältnissen und angesehen, daher denn eine edle Mantuanerin sich in ihn ernstlich verliebte. Sie ließ ihm ihre Neigung offenbaren, er aber seufzte tief und antwortete der Botin, die mit ihm im Auftrage der Edelfrau sprach, auf folgende Weise: Gute Frau, ihr mögt der Dame, die euch sendet, sagen, daß ich ihr immer dankbar und verpflichtet sein werde

für diesen freundlichen und liebevollen Antrag, den sie mir macht, und woraus ich erkenne, daß ich ohne all mein Verdienst von ihr geliebt werde; ich bedauere aber unendlich, ihre Neigung nicht erwidern zu können, da ich nicht in meiner Freiheit bin und hierin nicht nach meinem Wunsche verfügen kann; denn ich bin bereits durch mein Wort so an eine Andere gebunden, daß ich mich nicht loszumachen wüßte. Sicherlich, wenn ich mir gehörte, wie ich einer Andern gehöre, würde ich mich ohne Bedenken ihr zu eigen geben; denn ihre Schönheit, ihr anmuthiges Wesen und ihr feines Betragen scheint mir würdig, nicht nur von meines Gleichen, sondern von noch viel Größeren geehrt und angebetet zu werden. Dennoch werde ich, was ich mit Gut und Blut in ihrem Dienste thun kann, vorausgesetzt, daß meine Treue gegen die, für die ich lebe und sterbe, nicht verletzt werde, immer gerne ausführen.

Die Botin kehrte mit dieser Antwort zurück und meldete der Dame Alles pünktlich. Wie hart und bitter es dieser fiel, verschmäht zu werden, mögt ihr euch vorstellen, liebenswürdige Frauen, wenn ihr euch in ihre Kleider steckt. Sie war sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt, von den ersten Edelleuten [illegible] umworben und hatte, wie ich später mit Gewißheit erfuhr, nie einen geliebt, während sie unserem Cornelio mit leidenschaftlicher Neigung zugethan war. Ich will nun mittheilen, was ich damals zu Cornelio sagte, denn ich war zu jener Zeit eben von Trento zurückgekommen und er erzählte mir diese Geschichte.

Mein Cornelio, sagte ich, verzeiht, wenn ich allzuoffen mit euch rede, aber die brüderliche Freundschaft, die zwischen uns besteht, gibt mir den Muth, euch dies und noch Bedeutenderes zu sagen, so oft sich mir Gelegenheit dazu bietet. Ihr sagt mir, daß ihr in Mailand heftig eine hohe Minne verfolget; ich glaube es euch, denn ich weiß, wie hold und zärtlich und zur Liebe ge-

neigt unsere Edelfrauen sind. Aber ich bitte euch, glaubt ihr, daß die, die ihr liebt, ein Vorrecht vor andern besitze und daß in dieser Zeit, wo wir außer der Heimat sind, wenn ihr jemand unter die Hand kommt, der ihr gefällt, sie nicht verstanden habe, die Freude sich anzueignen, die ihr das Glück vor die Füße gelegt hat? Seid versichert, es gibt kein Weib auf der Welt, das, wenn es Gelegenheit hat, mit einem, der ihr gefällt, die Freuden der Liebe zu genießen, versäumte es zu thun, wofern nur die Sache heimlich abgemacht werden kann. Ich habe, wie ihr wißt, in Mailand viele Basen, da unsere Familie Bossa alt und zahlreich ist, und glaube auch, daß meine Schwestern und andere Verwandte von Fleisch und Bein sind, wie die übrigen, mit denen ich zu schaffen gehabt habe; denn da ich so alt bin wie ihr, habe ich schon bei Vielen Erfahrungen gemacht. Weiber, lieber Bruder, sind Weiber und benehmen sich in Allem wie Weiber. Ihr kippet mir da den ganzen Tag an eurer Sehnsucht herum, wie Vögel an einer kahlen Wand, und nehmt keinerlei Genuß an, und dabei meint ihr, eure Geliebte mache es ebenso; aber darin täuscht ihr euch meines Bedünkens gröblich. Gesetzt aber auch, sie liebt euch, sie ist euch treu und macht es wie ihr (ich glaube indeß nicht, daß sie so albern ist, sich so die Hände zu binden), was für einen Schaden, welche Schmach und Verachtung würdet ihr ihr denn zufügen, wenn ihr hier mit einer Frau euch eine Unterhaltung erlaubt? Welcher Nachtheil erwüchse denn daraus für sie? Thut hier immerhin, was euch beliebt, und macht es, wie wir Alle, die wir, um nicht einseitig zu werden, in beiden Backen kauen und uns Genüsse nehmen, wo wir sie her bekommen können; denn alle verlassenen Weiber sind verloren. Diese edle Dame hier liebt euch und sucht euch auf, statt daß ihr sie aufsuchen und sie bitten solltet. Und was zum Teufel wollt ihr weiter? Bedenkt, daß das Glück die Haare auf der Stirne trägt und hinterwärts

kahl ist. Wenn es sieht, daß ihr seine Gelegenheiten versäumt, und darüber mit euch zürnt, so könnt ihr sagen, wie die Florentiner sagten, als Giovanni Galeazzo, der erste Herzog Mailands von den Vesconti, ein Lager rings um die Mauern von Florenz geschlagen hatte, und am Tage Sanct Johannes des Täufers an den Thoren von Florenz ein Wettrennen halten ließ; die Florentiner sagten nämlich: Gesch...n haben wir's, wenn uns der Tod nicht hilft.

Damit es also nicht so weit mit euch kommt, laßt es euch wohl sein, so lange ihr könnt, und benehmt euch, so lange wir hier sind, mit dieser Edelfrau; sind wir dann wieder in Mailand, so könnt ihr euch mit einer andern erfreuen.

Ich brachte noch tausend andere Gründe vor, aber ich sang tauben Ohren. Er war ganz entschlossen, dieser seiner Geliebten Treue zu bewahren, und bat mich, ihm hierin nicht weiter zu widersprechen. Die gute mantuanische Edelfrau war über die Antwort Cornelio's sehr betreten, beschämt und unwillig. Doch machte sie aus der Noth eine Tugend, beruhigte sich und verwandelte ihre glühende Liebe in eine brüderliche Freundschaft und Vertraulichkeit, und noch heutiges Tages liebt sie Cornelio wie einen Bruder. Gleich das erste Mal, da sie mit ihm sprach, nachdem sie die Antwort erhalten hatte, lobte sie höchlich seinen getreuen Vorsatz, und versäumt nicht, täglich vor Jedermann, wenn von Liebe die Rede ist, zu sagen, Cornelio sei der treueste und gewissenhafteste Liebhaber, den man finden könne. Cornelio wies also jede andere Liebe von sich, dachte nur an seine Dame in Mailand und kannte keinen Trost, als manchmal Briefe von ihr zu erhalten, und ihr darauf zu antworten, schien ihm ein Labsal für seine Liebesleiden. Mit dieser schwachen Hilfe und dem geringfügigen Troste brachte er seine Zeit hin, so gut er konnte. In diesen Tagen wurde ihm ein Brief gebracht, den seine Geliebte ihm schrieb;

darüber kam er in mancherlei Gedanken und wußte nicht, was er anfangen sollte. Es fügte sich, daß Camillo's Gatte Mailand verlassen mußte, um auf seine Güter zu gehen und dort einige Zeit zu verweilen. Sobald sie dies erfuhr, schrieb sie Cornelio in einem ihrer gewöhnlichen Briefe unter anderem Folgendes: Seht doch, mein theurer Herr, ob ihr und ich das Glück zum Feind haben bei unseren Wünschen und ob uns ein Recht zusteht, uns über unser schlimmes Loos zu beklagen; denn mein Herr Gemahl wird Mailand verlassen, um eines unserer Güter zu besuchen, und einige Tage ausbleiben; wäret ihr hier, so hätten wir, so lange er weg ist, Muße um bei einander zu sein; jetzt aber sehe ich nicht, wie das einzurichten wäre, und werde mich darüber ewig zu beklagen haben.

Dabei standen dann noch tausend andere Liebesworte, wie junge Weiber sie zu schreiben pflegen, wenn sie glühend lieben. Sobald Cornelio den Brief gelesen hatte, kamen ihm tausend und aber tausend Gedanken durch den Kopf und er war sehr zweifelhaft und unentschlossen. Endlich suchte er seinen Delio auf, den er mehr als sich selber liebte, und der, so lange wir noch in Mailand waren, von dieser Liebschaft und Allem, was Cornelio betraf, unterrichtet war. Er gab Delio den Brief in die Hand und sprach: Lies!

Delio nahm den Brief, las ihn und ahnte fast schon, was Cornelio zu thun gedachte.

Du möchtest, mein Freund, sagte er, nach Mailand gehen und dir zu sehr ungelegener Zeit den Kopf abschneiden lassen. Ich merke wohl, diese Frau will die Ursache deines Todes sein und überdies dich schmachvoll sterben machen. Du weißt ja, wie dich die Franzosen auf dem Korn haben, und doch denkst du immer an solche gräßliche Dinge.

Cornelio entgegnete: Aber höre mich ein wenig an; ich wünschte, daß wir leidenschaftlos diese Reise bespra-

chen und sähen, welches Verfahren einzuschlagen wäre, um das geringere Übel zu wählen. Du weißt, wie sehr ich diese Frau liebe, welche Qual ich um ihretwillen erduldet, indem ich ihr diente und sie verehrte; daß ich jeden Versuch gemacht habe, um heimlich mit ihr zusammen sein zu können, daß aber niemals die Sache sich einleiten ließ. Nun da ihr Gemahl abwesend ist, könnte mir's leicht gelingen, daß ich mich mit ihr zusammenfände und das erreichte, was ich lange so sehr gewünscht habe. Wenn dies erfolgte, so würde ich das weit höher achten, als jedes andere Glück, das mir begegnen könnte. Was sagst du nun dazu?

Mein Cornelio, entgegnete Delio hierauf, du wünschest, daß wir diese Angelegenheit leidenschaftlos berathen, aber ich sehe dazu keine Möglichkeit, denn du bist viel zu leidenschaftlich auf dieses Weib versessen und darum so verblendet, daß du den Tod, den du vor Augen hast, nicht sehen kannst. Du mußt dich daher von jemand leiten lassen, der keinen Schleier vor den Augen hat. Du weißt wohl, ob ich dich liebe, da du so manche Proben mit mir gemacht hast; darum habe Acht auf das, was ich dir sage, und schlag dir diese Grillen aus dem Sinn, denn, was du jetzt im Kopfe hast, sind lauter Hirngespinste. Ich werde es dir ebenso machen, wie ich wünschte, daß du es in ähnlichem Falle mir machtest; ich rathe dir nämlich, unter keiner Bedingung nach Mailand zu gehen. Hast du vergessen, daß du als Empörer verbannt bist und alle deine Güter eingezogen sind? Kaum wirst du von hier abgereist sein, so wird man's in Mailand wissen. Es ist jetzt Faschingszeit und diese Stadt täglich voll Vermummter; so sind auch viele hier, die Alles ausspähen, was du sagst und thust. Man hat dich bereits von Mailand aus benachrichtigt, daß du nichts thun kannst, was man nicht dort erführe. Wenn du, was Gott verhüte, hingehst und unglücklicher Weise den Franzosen in die Hände fällst, so könnte alles Gold

in der Welt nicht verhüten, daß dir der Kopf abgeschlagen wird. Willst du um ein kurzes flüchtiges Vergnügen das Leben verlieren? Und ferner, hast du nur Gewißheit, sicher hinzugelangen? Du mußt über Cremona, über Soncino gehen oder nach Pizzighetone und Lodi; an all diesen Orten aber bist du so bekannt wie eine Nessel. Nehmen wir aber an, du gehest auf ungewohnten Wegen, um nicht in jenen Städten gesehen zu werden, welche Sicherheit hast du, wenn du dort bist, von ihr das erhalten zu können, was du so sehr wünschest? Ich meines Theils glaube, daß sie, da sie weiß, daß du auf keine Weise nach Mailand kommen kannst noch darfst, dir auf diese Art geschrieben hat, um dir zu beweisen, daß sie deiner eingedenk lebt und dich mehr als mittelmäßig liebt; wäre sie aber versichert, daß du hin dürftest, so glaube ich, daß sie dir ganz anders geschrieben hätte. Aber wenn auch, nehmen wir als sicher an, daß sie ganz bereit sei, sobald du dort bist, zu thun, was du willst, mußt du nicht auch bedenken, was das heißen will, und daß, wenn auch ihr Gemahl verreist, doch noch viele Leute vom Gesinde im Hause bleiben? Weißt du nicht, was für ein strenges Weib die Alte ist, die ihr nie von der Seite weicht und die vielleicht während der Abwesenheit ihres Mannes bei ihr schläft? Willst du für eine Stunde bitteren Genusses und verdrießlicher Wonne dein Leben auf's Spiel setzen? Was würde man von dir sagen, wenn dir unglücklicher Weise diese Reise übel ausschlüge? Du giltst trotz deiner Jugend für einen klugen und vorsichtigen Mann, der reifer ist, als seine Jahre vermuthen lassen. Täusche nicht die allgemeine Meinung, die man von deiner Klugheit hat! Wenn du nach Mailand gehen müßtest im Dienste und zum Vortheil deines Fürsten und du wärest unglücklich dabei, so würde dir wenigstens von jedem und von den Feinden selbst Mitleid gezollt, und du würdest gepriesen als ein treuer aufopfernder Diener deines Herrn; aber

bei einem solchen Anlasse würdest du in der That ewigen Tadel und Schimpf und Schande neben dem Schaden haben. Spare, lieber Bruder, dieses Leben, um das du dich so wenig kümmerst, zu einem bessern Gebrauch und zu ehrenvolleren Unternehmungen, als diese.

Cornelio schien sich bei diesem Rathe sehr abzukühlen, wiewol ungern, und da er nicht wußte, was er antworten solle, sagte er, die Nacht sei die Mutter der Gedanken, er wolle die Verhältnisse noch besser überlegen und dann können sie zusammenkommen. Hiermit verließ er Delio. Als es Nacht wurde und Cornelio sich ganz allein sah, konnte er nicht schlafen und ließ seinen Gedanken die Zügel frei. Verschiedene Dinge zogen ihm durch den Kopf, er überdachte das mit Delio gepflogene Gespräch, und da jetzt niemand mehr ihm widersprach, wurde er von der Lust übermannt und überwunden, und beschloß, wenn es ihn auch das Leben kosten sollte, nach Mailand zu gehen. Er erhob sich also mit Sonnenaufgang vom Bette, besuchte Delio, der noch nicht aufgestanden war, und sprach zu ihm: Mein Delio, ich habe beschlossen, komme was da wolle, da es nun einmal so weit ist, sobald es Nacht wird, von hier weg zu gehen, von hier mich geradezu nach Cremona zu wenden und dort zu rasten, bis das Thor geöffnet wird, was dort sehr frühe geschieht. Dann gehe ich in das Haus unseres Vetters Girolamo und bleibe dort den Tag über; am Abend spät gehe ich weiter, an Lodi vorüber nach Zurlesco, wo ich insgeheim im Hause des Ritters Vistarino herberge. Dort bleibe ich wieder bis gegen Abend und wende mich weiter von Zurlesco nach Mailand, wo ich um die dritte Stunde nach Sonnenuntergang eintreffen kann. Du weißt, daß das Ticiner Thor zu jeder Stunde geöffnet wird, wenn man dem Thorwart einen Soldo zahlt; dann gehe ich gerades Weges nach dem Hause unseres Messer Ambrogio.

Als Delio die Gesinnung Cornelio's gehört hatte,

beſtrebte er ſich mit den einleuchtendſten Beweiſen, ihn von einer ſolchen Reiſe abzubringen; aber er mochte ſagen, was er wollte und wußte, Cornelio war nun einmal feſt entſchloſſen, unter jeder Bedingung zu gehen, und ſagte zuletzt: Ich will mein Glück verſuchen; gelingt mir die Sache, wie ich wünſche und hoffe, welcher Liebende war dann je glückſeliger, als ich? Kommt es anders, ſo habe ich wenigſtens den Troſt, daß die, die ich mehr als mein Leben liebe, deutlich erkennen wird, daß meine Dienſtbarkeit echt und nicht erheuchelt iſt.

Als Delio ſah, daß Cornelio nicht mehr davon abzubringen war, ſich in eine ſolche Gefahr zu begeben, und daß es kein Mittel gab, ihn von dieſem Vorhaben abzubringen, ſagte er zu ihm, da er nun durchaus gehen wolle, ſolle er ſeine Diener in Mantua laſſen und andere Perſonen nehmen, auf die er ſich verlaſſen könne und welche in Mailand nicht bekannt ſeien. Dies that er und verſah ſich mit drei Bedienten. Als nun der feſtgeſetzte Abend kam, ging er heimlich aus Mantua weg und kam nach dem früher von ihm entworfenen Plane um drei Uhr nach Sonnenuntergang zu Mailand an, wo er ſich geradeswegs nach dem Hauſe ſeines treueſten Freundes Meſſer Ambrogio wandte. Dort angelangt, ließ er einen ſeiner Diener an die Thüre pochen und ſagen, Meſſer Ambrogio möge herabkommen, ein Edelmann wolle mit ihm ſprechen. Unterdeſſen that Cornelio einen Pfiff, woran Meſſer Ambrogio merkte, daß es Cornelio ſei. Er kam herab, öffnete die Thüre und fragte: Wer iſt da?

Cornelio, ohne zu antworten, machte ein gewiſſes Zeichen, woraus Meſſer Ambrogio ſich von der Wahrheit überzeugte; er hieß die Fackeln in's Haus zurückbringen, welche mit ihm gekommen waren, um den Weg zu erleuchten, und hieß freudig ſeinen Freund willkommen. Dann ließ er gleich ein Zimmer im Erdgeſchoß aufmachen und Cornelio in daſſelbe eintreten. Er wollte,

daß niemand im Hause erführe, wer es sei, außer ein besonders vertrauter Diener. Es war im Monat Februar und mehrere Tage war weder Regen noch Schnee gefallen, daher waren die Wege überall voll Staub, und Cornelio hatte deshalb ungehindert reiten können. Als der Morgen kam, schickte Cornelio nach einem Schneider, durch dessen Vermittelung er Camilla's Briefe erhielt. Der Schneider kam und war äußerst erfreut, Cornelio zu sehen. Sie sprachen eine gute Weile mit einander, dann gab Cornelio dem Schneider einen Brief, den er seiner Geliebten zustellen sollte. Als sie erfuhr, daß ihr Geliebter in Mailand sei, war sie ebenso sehr erfreut, wie bekümmert; erfreut, denn sie hoffte ihren Cornelio zu sehen, von dem sie, nachdem er sich einer so großen Gefahr ausgesetzt hatte, vollkommen überzeugt war, daß er sie ausschließlich liebe; sehr misvergnügt aber war sie darüber, weil sie binnen einem oder zwei Tagen ihren Gemahl erwartete. Ich muß nämlich bemerken, daß sie in dem nach Mantua an ihren Geliebten gerichteten Briefe den Tag der Abreise ihres Mannes irrig angab; dies war der Grund, weshalb Cornelio seinen Abgang von Mantua unpassend lange verschob. Dem Schneider gab die Frau nun ein Briefchen, worin sie ihrem Cornelio schrieb, sie wolle ihn heute zwischen ein und zwanzig und zwei und zwanzig Uhr an der Thüre ihres Palastes erwarten, er solle vermummt hinkommen und ein gewisses Zeichen machen. Als es Zeit war, maskirte sich Cornelio mit den bunten langen Kleidern, wie sie in Mailand bei Edelleuten üblich sind, mit Federbüschen auf dem Kopfe; er bestieg ein sehr schönes leichtes Pferdchen, machte sich ganz allein auf den Weg nach der Wohnung seiner Camilla und fand sie an der Thüre liebenswürdiger, schöner und reizender, als je, wie sie mit einigen Edelleuten sprach. Als Cornelio ankam, neigte er sich vor der Frau, machte das Zeichen und hielt stille, ohne ein Wort zu reden. Als die Edelleute einen Vermumm-

ten ſahen, der ohne ſich zu äußern bei ihnen ſtillſtand, dachten ſie, er werde wol mit der Dame ohne Zeugen reden wollen, und als beſcheidene Leute gaben ſie ihren Mauleſelinnen die Sporen, gingen weg und ließen Cornelio, den ſie übrigens nicht erkannt hatten, das Feld frei. Als ſie weg waren, grüßte er ehrerbietig die Frau, welche tauſend Mal die Farbe wechſelte und eine gute Weile daſtand, ohne ein Wort vorzubringen. Cornelio war faſt außer ſich, und glaubte kaum, daß es wahr ſei, daß er nun an dieſer Stelle ſtehe und die erhabene Schönheit ſeiner geliebten Dame betrachte. Am Ende brachen ſie dieſes ſüße lange Schweigen und fingen an zu ſprechen und ſich ihre Liebesleiden zu erzählen. Dieſer Unterredung war das Glück ſehr günſtig; denn obwol vermummte und andere Edelleute durch die Straße gingen, geſellte ſich doch keiner zu ihnen, da ſie die Frau in vertrautem Geſpräche mit einem Maskirten ſahen; ſo hatten ſie, bis die Nacht einbrach, ungeſtörte Muße, ſich zu ſagen, was ihnen beliebte. Die Frau tadelte ihn ernſtlich, daß er ſich in ſo große Gefahr begeben und daß, wenn er je zu kommen Willens geweſen ſei, er ſich nicht bei Zeiten auf den Weg gemacht habe, da ſie jede Stunde ihren Gemahl zurückerwarte. Cornelio zeigte ihr den Brief, und als ſie ihn las, merkte ſie, daß ſie ſich um mehr als acht Tage geirrt hatte in der Angabe der Zeit der Abreiſe ihres Gemahls, worüber ſie ſehr betroffen war. Dennoch traf ſie mit ihrem Geliebten die Abrede, ſie wolle ihn um vier Uhr nach Sonnenuntergang erwarten und von der Zofe, die in ihren Liebeshandel eingeweiht ſei, in's Haus bringen laſſen, ſobald er ein beſtimmtes Zeichen mache. Komme indeß dieſen Abend ihr Gemahl nach Hauſe, ſo werde er, ſobald er das Zeichen gemacht, an einem Fenſter des großen Saales die Zofe ſagen hören: Ich hatte doch den Kamm hierher gelegt und nun finde ich ihn nicht mehr.

Als Cornelio dieſe Zuſage erhalten hatte, kehrte er

äußerſt vergnügt in ſeine Herberge zurück, nahm eine kleine Mahlzeit ein, und ſobald er die Glocke vier Uhr ſchlagen hörte, zog er ein Panzerhemd und Ermel mit Maſchenhandſchuhen an, nahm ein anderthalb Spannen langes Schwert und machte ſich auf den Weg nach der Wohnung ſeiner Dame, woſelbſt angelangt er machte, daß man ihm die Thüre öffne. Während er in dieſer Erwartung war, hörte er nicht ſehr weit von ihm entfernt ein großes Getümmel mit Waffen, man hieb gewaltig auf einander los und einer kam herbeigerannt und rief: Weh mir, ich bin des Todes.

Er fiel vor der Thüre der Dame nieder, gerade in dem Augenblick, als die Zofe dieſelbe öffnete und Cornelio eintrat. Die Nacht war ſehr finſter, ſo daß man ohne Licht nichts ſah. Aber wegen des Handgemengs und des Lärms, der ſich erhoben hatte, waren doch einige der Nachbarn an die Fenſter gekommen, ſo daß einer, der der Frau gegenüber wohnte, Cornelio mit bloßem Schwerte in der Hand in das beſagte Haus eintreten ſah. Cornelio hatte wol einen zu Boden ſinken hören faſt vor ſeinen Füßen, aber er achtete wenig darauf und dachte nicht daran, was es ſei, denn ſeine Gedanken waren auf Anderes gerichtet. Als er in das Haus eingetreten war, brachte ihn eine Zofe in ein Gemach in der Nähe der Hausthüre, damit er daſelbſt warte, bis Camilla komme. Als dieſe von der Zofe benachrichtigt war, daß ihr Freund im Hauſe ſei, that ſie, als befinde ſie ſich nicht ganz wohl und wollte, daß Alle zu Bette gehen. Die Diener gingen, da der Herr nicht zu Hauſe war, als die Frau ihnen befahl, ſich zurückzuziehen, aus, um in der Carnevalszeit auswärts zu ſchlafen, ſo daß kein Mann im Hauſe blieb, als der ſehr betagte Kellermeiſter und zwei Edelknaben von dreizehn bis vierzehn Jahren. Die Frauen verabſchiedeten ſich von der Gebieterin und gingen alle ſchlafen. Sobald Camilla vernahm, daß Alles zu Bette gegangen ſei, ging ſie mit

ihrer Zofe die Treppe hinab, so leise sie konnte, um Cornelio heraufzuführen. Während dies vorging, kam zufällig die Wache des Gerichtshauptmanns durch die Straße. Gerichtshauptmann war Monsignor Sandio, ein sehr großer dicker Mann, so daß man seines Gleichen nicht wohl finden mochte, und er hatte bei seinem Amte als Stellvertreter Momboiero. Als der Häscherhauptmann von dem nunmehr beendigten Streite gehört hatte und einen Reitknecht des Herrn Galeazzo Sanseverino, des damaligen Großschildträgers des allerchristlichsten Königs fand, der noch warm und nicht völlig todt war, ließ er einige in der Nähe Wohnende aus dem Hause treten und wollte von ihnen erfahren, wie der Handel angegangen sei. Niemand wußte anzugeben, was es gewesen sei, außer daß sie einen großen Lärm und ein Zuschlagen mit Waffen gehört haben. Einer sagte sodann, er habe in das Haus von Frau Camilla einen großen Mann mit bloßem Schwerte eintreten sehen, und vor diesem Hause war der Reitknecht gestorben. Deswegen ging der Häscherhauptmann an das Haus der Frau Camilla, pochte heftig an die Thüre und sprach französisch, worüber Cornelio und die Frau sehr in Entsetzen geriethen. Beide fürchteten, es möchte durch einen Späher entdeckt worden sein, daß Cornelio sich hier befinde. Kaum war die Frau in das Gemach eingetreten, ihr Liebhaber hatte sie heftig in die Arme geschlossen und sie ihn, als die Wache des Gerichtshauptmanns an die Thüre pochte. Als Cornelio den Lärm hörte, fiel ihm sogleich Rath ein, mit Hilfe der Frau und der Zofe wurden zwei Bänke auf einandergelegt, er versteckte sich im Innern des Kamins, stieg auf zwei eiserne Haken, an welchen die Ketten aufgehängt zu werden pflegen, trat fest darauf und blieb so aufrecht stehen mit dem Schwerte in der Hand. Dann wurden die Bänke weggenommen, die Kammer verschlossen und die Frau fragte: Wer da? Wer pocht?

Sie ließ sich die Schlüssel bringen, ein paar andere

Frauen kamen herunter, auch der Kellermeiſter kam auf den Lärm herbei, da ließ ſie die Thüre öffnen und ſagte, ſo heftig ſie konnte, zu dem Häſcherhauptmann: Was ſucht ihr um dieſe Stunde?

Er hatte gehört, es ſei ein Palaſt, der ſehr angeſehenen Perſonen gehöre, ſprach daher zu der Frau: Dame, verzeiht uns, wenn wir euch um dieſe Stunde ſtören, wir thun es ungern; aber es iſt mir geſagt worden, der Mann, der hier vor eurer Thüre einen Reitknecht umgebracht hat, der dem Monſignor Großſchildträger gehört, ſei in dieſes Haus getreten, und darum komme ich mit der Wache, ihn feſtzunehmen, wenn er da iſt. Die Frau, welche für ihren Liebhaber gefürchtet hatte, war, als ſie dies hörte, wieder halb beruhigt und antwortete, da ſie wußte, wo er verborgen war: Monſignor, ſo wie es Nacht wurde, ließ ich, da mein Herr Gemahl ſich nicht in Mailand befindet, die Thüre verriegeln und weiß, daß nachher niemand mehr ins Haus gekommen iſt, da ich die Schlüſſel immer bei mir behielt. Nichtsdeſtoweniger will ich zu eurer Genugthuung alle Zimmer des Hauſes öffnen laſſen. Suchet ſelbſt!

Sofort traten ſie zuerſt in das Zimmer, wo Cornelio im Kamin ſteckte und von ſeiner hohen Stellung aus die Sterne betrachtete, dabei aber mehr fror, als ihm lieb war. Man ſuchte hier unter den Bänken und unter dem Bette und überall, drehte die Käſten hin und her, einer der Häſcher, der beſonders eifrig ſein wollte, ſchlug mit einer Hellebarde an das Seil, welches den Betthimmel hielt, und Alles fiel über einander. Cornelio blieb ruhig und verwünſchte nur im Stillen ſeine Lage. Nachdem die Sbirren mit dieſem Zimmer fertig waren, gingen ſie ebenſo durch das ganze Haus und ließen kein Loch und keinen Winkel undurchſucht; es fanden ſich aber nur die zwei Edelknaben und der alte Kellermeiſter; deshalb gingen ſie hinab in die Kellergewölbe unter dem Boden, und da ſie dachten, der Miſſethäter könne ſich

vielleicht in die Fässer versteckt haben, wollten sie den Geschmack fast aller Weine kosten. Es waren, wie es bei solchen Vorfällen geschieht, auch Leute von der Straße in das Haus gekommen und unter Andern der, welcher dem Häschermeister angegeben hatte, der Mörder sei sicher im Hause. Als man nun drinnen keinen Missethäter fand, wollte der Häscherhauptmann den Ankläger vor Gericht mitnehmen, in der Meinung, er werde etwas von dieser Sache wissen. Der Häscherhauptmann war mit seinen Leuten noch nicht die halbe Straße weit gekommen, als der Gatte von Madonna Camilla zurückkehrte. Als er die Thüre offen und viele Leute von der Straße bei seiner Frau stehen sah und das eifrige Reden hörte, wunderte er sich sehr, was doch das sein möge. Die Frau aber, als sie ihren Gemahl erblickte, war eher todt als lebendig und sprach zu ihm: Ach, mein lieber Herr, seht doch, wie die Häscher des Gerichtshauptmanns dieses Zimmer und das ganze Haus zugerichtet haben.

Bei diesen Worten nahm sie ihn an der Hand und führte ihn in das Zimmer, wo Cornelio sich befand, und um den Liebhaber zu bedeuten, daß ihr Gemahl im Hause sei, sagte sie ganz laut: Schaut an, mein Gemahl, wie dieses Gesindel Alles unter einander geworfen hat.

Hier erzählte sie ihm Alles, was die Häscher hier gethan und gewollt hatten. Der Mann fühlte sich müde und wünschte nichts so sehr, als auszuruhen.

Liebes Weib, sagte er daher, gehen wir zu Bette, morgen wollen wir an diese Dinge denken.

Als Cornelio aus der Stimme erkannte, daß der Gemahl der Frau angekommen war, wäre er fast vor Schrecken heruntergefallen und wußte nicht, was er beginnen sollte, so sehr war er betäubt. Es wurden nun die Leute von der Straße, welche im Hause waren, entlassen und das Thor geschlossen. Der Stall war nahe am Hause, aber in einem andern Gäßchen. Dahin wur-

den die Pferde geführt. Der Gatte der Frau ging hinauf in seine Gemächer, ließ Feuer anzünden, sich auskleiden und zu Bette bringen. Unterdessen hatte der Geschäftsführer mit einem Begleiter sich in die Kammer gelegt, wo Cornelio im Kamin in sehr übler Laune und großer Unentschlossenheit verborgen war. Dahinein hatten auch einige andere Diener einige Büchsen und drei lange Spieße gestellt und waren dann in andere Zimmer gegangen, wo sie zu schlafen pflegten. Die Frau verließ ihren Mann, welcher sich zu Bette gelegt hatte, stieg hinab mit der Zofe, um zu sehen, ob es möglich sei, Cornelio zu befreien, und sagte, als sie sah, daß jene Beide im Bette lagen: Ihr hättet euch nicht hier niederlegen sollen, es ist ja Alles umgeworfen.

Darüber kam der Hausmeister und sagte: Gnädige Frau, für heute Nacht mögen sie bleiben, so gut es geht. Morgen soll schon Alles wieder in Ordnung kommen. Geht nur zu Ruhe, denn es muß nunmehr Mitternacht sein.

Als die Frau sah, daß sie Cornelio auf andere Weise keine Hilfe bringen konnte, sagte sie: Ich bin herabgekommen, um dafür zu sorgen, daß hierinnen kein Feuer gemacht werde; denn der Hut des Kamins hat oben Luft, es könnte leicht eine Feuersbrunst im Hause geben.

Nachdem sie dies gesagt hatte, ging sie hinauf, beständig in Gedanken an den Liebhaber, und fand, daß ihr Gatte schon am Einschlafen war, sie legte sich an seine Seite und sprach: Lieber Herr, ihr seid aber sehr spät nach Hause gekommen für ein so kaltes Wetter.

Ich bin, antwortete der Mann, diesen Morgen von Novara weggegangen, in der Absicht, zu Abend zu Hause einzutreffen; aber zu Buffaloro wurde ich von unsern Verwandten, den Cribelli lange hingehalten, sodaß ich meinen Plan änderte und beschloß, zum Nachtessen und Schlafen zu Schiffe auf unserem Landgut einzutreffen, und ich kam spät daselbst an. Der Verwalter bereitete

ein gutes Mahl, entſchuldigte ſich aber, wir werden kein gutes Nachtlager finden, denn die Betten ſeien, ſeit ſie wegen des Krieges hereingebracht worden ſeien, nicht wieder hinausgeſchickt worden, während ich angenommen hatte, ſie ſeien dahin gebracht worden. Als ich das hörte, beſchloß ich gleich nach dem Nachteſſen hierherzugehen. Die Straße iſt gut und der Weg ſicher. So habe ich es denn ausgeführt.

Cornelio nun, welcher die Ankunft des Hausherrn vernommen und einige in dem Zimmer ſich zu Bette legen gehört, war durch die Wahrnehmung, daß Camilla herabgekommen, um das Aufmachen von Feuer im Kamin zu verhindern, in ſeiner Todesangſt etwas beruhigt; dennoch aber fürchtete er, er möchte, vom Schlafe überwältigt, herunterſtürzen und von den Leuten im Hauſe umgebracht werden. Andererſeits fühlte er eine Kälte und Eisluft an ihm vorbei das Kamin herunterſtreichen, die ihm Mark und Bein durchdrang. Mehrmals kam er auf den Gedanken, ſo ſachte als möglich herunterzurutſchen, da er die Leute im Zimmer ſchlafen hörte, und aus dem Zimmer zu gehen; da er aber im Hauſe nicht bekannt war, wußte er nicht, wie er hinauskommen und wohin er ſich zurückziehen ſollte. Er fühlte heftigen Schmerz in den Füßen, denn die Haken waren rund und ſehr unbequem, um ſich lange darauf feſt zu halten, ſo daß er kaum noch vermochte auf der Stelle zu bleiben. Dennoch hoffte er, am Morgen von hier erlöſt zu werden, und mit dieſer ſchwachen Hoffnung täuſchte er ſich ſelbſt, dachte an die Schönheit der Geliebten und ſprach manchmal bei ſich ſelbſt: Die herbe Pein, die ich jetzt erdulde, iſt nicht ſo groß, daß ich mir nicht eine weit größere ſollte gefallen laſſen, um all die Schönheit und Anmuth zu genießen, die ihr inwohnt. Und wie ſollte ſie erkennen, daß ich ſie vollkommen liebe, wenn ich um ihretwillen nicht dieſe und viel größere Gefahren und bittere Qualen ertrüge?

Mit dieſen Gedanken, unterſtützt von heißer Liebe, entſchloß er ſich muthvoll, Alles zu ertragen. Der Häſcherhauptmann hatte indeß, wie geſagt, den Ankläger vor das Gericht geführt und Momboiero vorgeſtellt, welcher ihn verhörte und mit Folter und allen Martern bedrohte, wenn er nicht die Wahrheit ſage, wie es bei der Ermordung des Reitknechts zugegangen ſei. Der arme Mann, der nichts anderes wußte, als daß er einen Mann mit bloßem Schwert in der Hand habe in jenes Haus eintreten ſehen, wiederholte ſeine frühere Äußerung. Daher befahl Momboiero dem Häſcherhauptmann, nochmals in das Haus zu gehen und überall ſorgfältig zu ſuchen. Er ging hin und pochte heftig an die Thüre, ſo daß faſt Alles von dem Getöſe erwachte. Der erſte, der aufſtand, war der Kellermeiſter, der ſich die Schlüſſel geben ließ und mit Erlaubniß des Hausherrn aufmachen wollte. Unterweilen zog ſich der Hausherr an. Der Häſcher trat in das Haus und fuhr nochmals in das Gemach, wo Cornelio war, welcher Alles gehört hatte und fürchtete, er werde von den Gerichtsdienern geſucht, unter dem Vorwande, ſie fahnden nach einem Andern. Der Büttel fand die zwei ſchlafend (ſie waren ſo müde, daß ſie noch nicht erwacht waren) und da er Spieße und Feuerwaffen im Zimmer fand, ließ er ſie Beide binden, ehe ſie nur merkten, daß ſie feſtgenommen waren. Der Schaffner war noch nicht lange aus dem Gefängniß entlaſſen, worin er lange Zeit geſeſſen hatte wegen einiger Wunden, die er einem Landmann beigebracht. Der Häſchermeiſter erkannte ihn und ſagte auf ſeine Frage, was das zu bedeuten habe: Du wirſt es bald erfahren und für dieſen Fall, wie für den letzten büßen. Während die Häſcher die Treppen hinaufſtiegen, kam der Schreiber herab und wurde gleich von ihnen gepackt. Als der Hausherr dies hörte, verwunderte er ſich nicht wenig über dieſen Vorgang; halb angekleidet trat er dem Häſcher entgegen, welcher, als er ihn erblickte, zu ihm ſagte: Mon-

ſignor, ihr ſeid verhaftet im Namen des allerchriſtlichſten Königs.

Dies ſagen und ihn packen war eins. Sie ergriffen auch noch vier bis fünf von den Andern, welche ihnen in die Hände kamen, und machten den größten Lärm von der Welt, ſo daß man meinte, der jüngſte Tag ſei im Hauſe. Cornelio, der Alles hörte, ſprach bei ſich: Gott im Himmel, ſteh mir bei! Was iſt das für ein Teufelslärm?

Der Hausherr wollte ſeine Leute und ſich ſelbſt entſchuldigen und ſagen, er ſei kurz vor Mitternacht mit allen dieſen vom Lande angekommen, aber es half ihm nichts; denn alle, neun an der Zahl, wurden ſie nach dem Gerichtshof geführt in die Gefängniſſe des Gerichtshauptmanns. Als Madonna Camilla dieſes neue Unglück ſah, weinte ſie bitterlich. Da ſie aber wußte, daß ihr Mann mit den Angehörigen ihres Hauſes unſchuldig war an dieſem Morde, dankte ſie Gott für dieſen Zwiſchenfall, da ſie nun ihren treuen Liebhaber freimachen konnte. Sie ließ alſo die Thüre ſchließen, ſchickte den Kellermeiſter mit den Edelknaben und ihren Frauen zu Bette und trat mit ihrer Kammerfrau in das Gemach, wo Cornelio ſeiner Erlöſung entgegenharrte. Als ſie unter dem Kamine ſtand, ſagte ſie mit getrockneten Thränen und lächelnd zu Cornelio: Liebe Seele, wie geht es euch? Was macht ihr? Jetzt könnt ihr ſicher herabkommen, denn Gott hat, um größeres Ärgerniß zu vermeiden, geſtattet, daß mein Herr Gemahl mit einem großen Theile ſeiner Dienerſchaft vor das Gericht geführt wurde.

Die Zofe ſtellte die Bänke hin wie zuvor und hielt ſie mit ihrer Gebieterin feſt. Cornelio ſtieg ſachte herunter und wurde von ſeiner Geliebten freudigſt bewillkommt. Sofort gingen ſie mit einander die Treppe hinauf, es wurde ein gutes Feuer angezündet, Cornelio wuſch ſich Hände und Geſicht, die etwas von Ruß geſchwärzt waren, und legte ſich, als das Frieren, das er

im Kamin geholt, beseitigt war, neben seine Frau zu Bette. So erntete er die Frucht seiner heißen Liebe und lachte oftmals mit der Geliebten über das ihnen zugestoßene Misgeschick. Früh am Morgen ließ die Frau ihren Liebhaber in ein Kämmerchen treten, wo er für alle seine Bedürfnisse von der Zofe bequem bedient ward und die Frau selbst, so oft sie wollte, ihn ungestört besuchte. Dann schickte sie nach ihren Verwandten aus und traf Einleitung zur Befreiung ihres Gemahls, indem sie ihnen den ganzen Hergang der Sache erzählte. Die Geschichte zog sich aber mehr, als sie glaubten, in die Länge, denn man mußte einen Gerichtsnotar nach Novara schicken, um die Zeugnisse zu prüfen, und ebenso auf das Landgut, wo sie zu Nacht gegessen hatten, um das zu erweisen, was der Hausherr mit seinen Leuten aussagte. Darüber gingen sechs Tage hin, bis sie aus dem Gefängniß frei wurden. Unterdessen leistete Cornelio jede Nacht seiner Frau Gesellschaft, damit sie nicht allein schliefe und kein Gespenst ihr zur Last fiele. Als sie nun erfuhr, daß ihr Mann heute nach Hause kommen werde, brachte sie am Morgen zuvor bei guter Stunde nach tausend Umarmungen ihren Liebhaber aus dem Hause und er ging gerade nach seiner Herberge. Nach dem Morgenessen ging er maskirt zu Herrn Alexander Bentivoglio und seiner Frau Gemahlin, Frau Ippolita Sforza, um ihnen aufzuwarten. So lange er dort war und mit ihnen sprach, kamen ein paar Edelleute, unter welchen einer sagte, in dem Augenblicke sei Momboiero mit der Wache in Cornelio's Hause, da man vernommen habe, daß er von Mantua sich entfernt und nach Mailand gekommen sei, Cornelio's Mutter habe ihm das ganze Haus genau gezeigt. Als Cornelio dies hörte, verabschiedete er sich von Herrn Alexander und Frau Ippolita, kehrte in seine Herberge zurück und beschloß, sich nicht länger mehr diesen Gefahren auszusetzen. Er stieg also, da es Nacht wurde, zu Pferde und begab sich über Bergamo und

Breſcia nach Mantua, da er nicht mehr den Weg machen wollte, den er früher gemacht hatte, aus Furcht, es möchten ihm unterwegs böſe Geiſter begegnen.

81. Spaniſche Rache.

(1, 42.)

Valencia in Spanien gilt für eine ſehr freundliche und vornehme Stadt, wo, wie ich öfters von genueſiſchen Kaufleuten habe ſagen hören, ſehr ſchöne und reizende Frauen ſind, welche die Männer ſo leicht zu ködern verſtehen, daß in ganz Catalonien keine ausgelaſſenere und verliebtere Stadt iſt; und wenn zufällig ein unerfahrener junger Menſch hinkommt, ſo raſiren ſie ihn dermaßen, daß die Sicilianerinnen ſelbſt nicht ſo gut und ſchlau zu barbiren verſtehen. Es iſt daſelbſt die Familie der Centigli, die in jener Stadt immer ſehr berühmt und reich an ſehr begüterten und geehrten Rittern war. Darin war auch ein ſehr reicher Ritter, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, mit Namen Didaco. Er galt in Valencia für den freigebigſten und mildeſten Ritter, den es geben konnte und der ſich auf das Ehrenvollſte bei den Stockſpielen, Stiergefechten und andern Feſtlichkeiten zeigte. Dieſer ſah eines Tages ein junges Mädchen von niedriger Abkunft, aber ſehr ſchön und äußerſt anmuthig und wohlgeſittet, und verliebte ſich heftig in ſie. Das Mädchen hatte eine Mutter und zwei Brüder, die waren Goldſchmiede, und ſie ſelbſt fertigte mit eigener Hand die ſchönſten Arbeiten auf Leinwand. Der Ritter fühlte ſich ſo entbrannt von der Liebe zu ihr, daß er kein Glück und keine Ruhe kannte, als ſo lang er an ſie dachte oder ſie ſah, er fing an, häufig an ihrem Hauſe vor-

überzugehen und ſie mit Botſchaften und Briefen zu behelligen. Ihr gefiel es außerordentlich, von dem erſten Ritter der Stadt umworben zu werden; daher ſchenkte ſie zwar den Bitten des Ritters nicht durchaus Gehör, wies ſie aber auch nicht ganz zurück, ſondern hielt ſich ſo in der Mitte von beidem. Er aber hatte nach Anderem Luſt, als mit Worten und Blicken abgeſpeiſt zu werden, von Stunde zu Stunde vergaffte er ſich mehr in ſie und hoffte durch Sanct Johann Goldmund ſeinen Plan durchzuſetzen. Er ſuchte demnach ſie dahin zu bringen, daß ſie ihm eine geheime Unterredung geſtattete, wo es ihr bequem wäre, und verpfändete ihr ſein Wort heilig und theuer, daß ſie weder Unbill noch Gewalt von ihm zu fürchten habe. Das Mädchen theilte Alles ihrer Mutter mit, welche durch die Bitten ihrer Tochter ſich bewegen ließ, zu geſtatten, daß der Jüngling in ihr Haus komme zu einer Unterredung. Als der Ritter dies erreicht hatte, ging er hin und unterhielt ſich mit Violante (ſo hieß das Mädchen) immer in Gegenwart ihrer Mutter ſehr lange. Und wiewol er ſehr beredt und ein guter Sprecher war und Mutter und Tochter vielerlei Verſprechungen machte, ihnen voraus ſchon eine anſehnliche Summe Geldes anbot, und ſpäter, wenn ſie ſich verheirathen wollte, ſie mit einer angemeſſenen reichen Mitgift ausſtatten wollte, ſo erreichte er dennoch keine andere Antwort von Violante, als daß er ſie ſich ſehr verpflichtet erachten dürfe für die Liebe, die er ſeiner Ausſage nach für ſie fühle, und daß ſie in allen ehrbaren Dingen bereit ſei, ihm zu willfahren, ſie ſei aber auf das Feſteſte entſchloſſen, lieber ſterben als ihre Ehre verlieren zu wollen. Ebenſo unterſtützte ihrerſeits die Mutter ihre Tochter mit vielen Worten. Der arme Liebhaber, dem ein ſo glückliches Loos gefallen war und der Violante unendlich liebte, hatte nun, da er in der Nähe mit ihr ſprach, ſie noch genauer betrachtet und ſie hatte ihm mehr als gewöhnlich, ja unglaublich gefallen, denn

sie war in der That sehr schön und reizend. Da er nun sah, daß er um keinen Preis und mit aller anzuwendenden Kunst sie nicht zur Geliebten bekommen konnte, beschloß er, sie zur Gattin zu nehmen. Er sah sie vollendet an Schönheit, Anmuth, Artigkeit, schönen Sitten, in allen Stücken klug und artig, und meinte, wenn sie auch aus niedrigem Geschlechte stamme, könne sie doch, wenn er sie zur Frau habe, allen Weibern in Valencia gleichstehen, er habe ja auch weder Vater noch Mutter, die ihn über diese Verwandtschaft, die er eingehen wollte, schmähen könnten. Dann stachelte ihn die heftige Liebe, die er für Violante fühlte, und überredete ihn, dies zu thun; denn es ist sonst nichts in dieser Welt von größerer Bedeutung, als die eigene Zufriedenheit, und man kann wol ein Pferd kaufen auf Ansuchen eines Freundes, und so noch viele andere Dinge thun, aber eine Frau muß man nehmen nach seinem eigenen Herzen. Er erinnerte sich auch, gehört zu haben, daß vor nicht langer Zeit ein König von Aragon die Tochter eines seiner catalonischen Vasallen zur Frau genommen habe. So ging ihm noch Vieles durch den Sinn, er konnte sich von der Liebe zu dieser Frau nicht lossagen, vielmehr war ihm, als wachse seine Neigung zu ihr von einem Augenblick zum andern, sein Entschluß war gefaßt, er offenbarte ihr ihn also mit den Worten: Sennora Violante, damit ihr erkennt, daß die Liebe, die ich für euch fühle, echt ist und daß, was ich euch gesagt habe, aus dem Herzen kam, will ich, wenn ihr dauernd mir angehören wollt, so lange ich lebe, immerdar der eure sein und euch zu meinem ehelichen Gemahl nehmen.

Als Mutter und Tochter dieses hörten, wurden sie sehr froh und dankten Gott für dieses große Glück, indem sie diese seine Herablassung äußerst rühmten. Violante antwortete ihm sehr bescheiden: Herr Didaco, da ihr eure Liebe so hoch ehret, will ich, obschon ich mich unwürdig weiß eines solchen Ritters, wie ihr, da ihr von

altem, in dieſem Lande hoch geadeltem Geſchlechte ſtammt und ich dagegen aus armem, niedrigem Hauſe entſproſſen bin, euch doch immer eine getreue Genoſſin und ergebene Magd ſein.

So blieben ſie alſo bei der Abrede, daß er Violante nach ſeinem Wohlnehmen in Gegenwart der Mutter und der Brüder, ſobald ihm beliebe, zur Frau nehme. Der Ritter war erfreut über dieſe Übereinkunft, er nahm, indem er der Jungfrau die Hand küßte, Abſchied und kehrte nach Hauſe zurück. Sobald die Söhne nach Hauſe kamen, erzählte ihnen die Mutter Alles, was ſie mit dem Ritter abgeredet hatten; die zwei jungen Leute erhoben darüber den größten Jubel, denn es gefiel ihnen höchlich, die Schweſter ſo vornehm vermählt zu wiſſen und ihr doch keine Mitgift geben zu müſſen. Es dauerte nicht zwei Tage, ſo kam Herr Didaco wieder und verlobte ſich nun in Gegenwart der Mutter, der zwei Brüder und eines ſeiner Diener, den er mitbrachte und dem er beſonderes Vertrauen ſchenkte, in feierlichen Worten mit ſeiner erſehnten Violante, bat aber alleſammt, ſie möchten aus dringenden Gründen dieſe Vermählung geheim halten, bis er ſie ſelbſt bekannt mache. Nachdem er ſie ſo geheirathet hatte, brachte er die folgende Nacht bei ihr zu und vollzog mit großer Wonne und zur Befriedigung Violante's die heilige Ehe. Er beharrte in ihrer Liebe und es dauerte über ein Jahr, daß er faſt jede Nacht ſie beſuchte. In dieſer Zeit hatte er ſie reichlich ausgeſtattet mit Kleidern und Juwelen, auch ihren Brüdern eine anſehnliche Summe Geldes geſchenkt. Daher kam es, daß Viele, welche mit dem Stande der Sache nicht genauer bekannt waren, als ſie ſie ſo koſtbar gekleidet ſahen, meinten, der Ritter habe die Liebe der Jungfrau mit Geld erkauft und genieße ihre Gunſt wie einer Freundin oder Geliebten; und ſie beſtärkten ſich um ſo mehr in dieſer Anſicht von der Sache, je häufiger ſie den Ritter in das Haus zu ihr ſchleichen ſahen. Sie

ſelbſt hörte zwar manchmal darüber munkeln, kümmerte ſich aber nicht darum, da ſie wußte, wie ſich die Sache verhielt, und hoffte, in kurzem durch Veröffentlichung ihrer Verheirathung jeden zu enttäuſchen. Ebenſo ging es ihrer Mutter und ihren Brüdern, welche ſie oft aufforderten, ihren Gemahl dahin zu vermögen, daß er ihre Vermählung bekannt mache. Violante bat öfters, wenn ſie ſich mit ihrem Gemahl vertraulich beiſammen fand, dieſen, er möge ſie nunmehr, wie er verſprochen habe, nach Haus führen. Er ſagte, er wolle es thun, machte aber doch keine Anſtalt, es auszuführen. Schon war ein Jahr vorüber, ſeit ſie in Folge ihrer Verlobung ſich keinen Genuß der Liebe verſagten, als der Ritter, ſei es, daß er ſich des niedrigen Blutes Violante's ſchämte, oder daß er ihrer ſatt war, oder daß jemand ihn dazu trieb, Unterhandlungen anknüpfte, um eine Tochter des Herrn Ramiro Vigliaracuta, eines Ritters aus einer der erſten valencianiſchen Familien, zur Frau zu bekommen. Die Angelegenheit gelang, in kurzem waren ſie mit einander über das Heirathsgut einig geworden und er nahm dieſes Fräulein öffentlich zur Gemahlin. Die Sache ward in ganz Valencia bekannt, am nämlichen Tage noch erfuhr es auch Violante zu ihrer nicht geringen Beſtürzung; wie ſehr ſie die Nachricht ſchmerzte, brauche ich nicht zu ſagen. Sie liebte den Ritter, den ſie als ihren Herrn und Gemahl betrachtete, glühend und unbegrenzt; ſchon ſo lange hatte ſie gehofft und ſich in Gedanken darauf gefreut, ihre Ehre vor der Welt völlig gerechtfertigt zu ſehen, nun aber fand ſie ſich geringgeſchätzt und wußte keinen Weg zum Troſte zu finden. Am Abend kamen ihre beiden Brüder nach Hauſe, welche gleichfalls von der neuen Vermählung gehört hatten, ſie fanden ihre Schweſter bitterlich weinen, ſie wollte keinen Troſt annehmen, doch ſuchten ſie ſie in Gemeinſchaft mit ihrer Mutter, ſo gut ſie konnten, zu beruhigen und ihre Thränen zu trocknen. Sie aber war übermäßig bekümmert,

von herbem Schmerz niedergedrückt und schenkte nichts Gehör, was man ihr auch sagen mochte; sondern sie seufzte fortwährend, beklagte sich bitter und jammerte über ihr Unglück. Dies trieb sie fast drei Tage, ohne zu essen, ohne zu trinken und ohne zu schlafen, und zehrte sich allmälig auf. Da sie zuletzt vom natürlichen Triebe gedrängt ward, nahm sie wieder ein wenig Speise zu sich, sie schlief etwas und beruhigte sich; und da sie einsah, daß das Weinen nichts half, fing sie an über ihre Angelegenheiten nachzudenken; sie konnte sich nicht entschließen, die Unbill auf sich ruhen zu lassen, die der Ritter ihr angethan, und beschloß, wo möglich zu veranlassen, daß er die gebührende Strafe empfange, und solche Rache zu nehmen, wie sie einer so schnöden Verruchtheit gebühre, damit in Zukunft die Männer es nicht so leicht nehmen, ein armes Weib zu betrügen. Niemand ihren grausamen Vorsatz eröffnend, wartete sie eine passende Gelegenheit ab, denn es ahnte ihr, der Ritter werde ihr schon selbst in die Hände fallen. Fest entschlossen, eine schreiende Rache zu nehmen, sann sie einzig darauf, wie sie sich dabei benehmen sollte. Indessen gab sie das Weinen auf und war darauf bedacht, so heiter als möglich zu leben. Im Hause war eine Sklavin, ein großes, sehr kräftiges Weib von etwa dreißig Jahren, welche Violante äußerst zugethan war, denn sie hatte sie von Kindheit auf erzogen und gepflegt. Sie konnte sich gar nicht darüber beruhigen, daß das Mädchen auf solche Weise sollte verachtet werden, und hatte oft mit ihr Thränen des Mitleids darüber geweint. Violante nahm sich vor, dieser ihren geheimen Plan zu offenbaren, denn sie sah wohl ein, daß sie für sich nicht hinreiche, um zur Ausführung zu bringen, was sie ersonnen hatte; überdies schien ihr das Weib ganz besonders geeignet für ihre Zwecke. So entdeckte sie ihr Alles, und sie nahm es nicht nur auf sich, ihr beizustehen, sondern rühmte selbst ihren grausamen Vorsatz höchlich. Sobald zwischen ihnen beiden

bestimmt war, was sie zu thun beabsichtigten, erwarteten sie nur eine bequeme Gelegenheit, die dem Sprichwort zufolge die Mutter der Ereignisse ist. Noch waren nicht vierzehn Tage vorüber, seit der Ritter die zweite Frau geheirathet hatte, als er zu seinem Vergnügen durch die Stadt ritt und auch vor Violante's Haus vorüberkam; sie stand am Fenster, denn sie war gewiß, der Ritter müsse nothwendig durch diese Straße kommen. Sobald sie ihn sah, wurde sie roth im ganzen Gesichte vor Erwartung, was er ihr wol sagen werde. Auch der Ritter änderte, als er die Jungfrau am Fenster bemerkte, etwas die Farbe, doch faßte er sich, hielt, als er in ihre Nähe kam, sein Pferd an und sagte höflich: Guten Tag, Sennora, wie geht es euch? Es ist mir, als hätte ich euch ein Jahr lang nicht mehr gesehen.

Als die junge Frau das hörte, lächelte sie ein wenig und sagte zu ihm: Ihr wünscht mir guten Tag mit Worten, in der That aber habt ihr mir manchen bösen Tag gemacht; wie es mir geht, wißt ihr so gut, als ich. Aber in Gottes Namen, da es nicht anders sein kann! Ihr habt mich ganz und gar verlassen und nun sagt ihr, es sei euch, als habet ihr mich ein Jahr nicht mehr gesehen. Ich merke wohl, daß ihr euch nicht mehr um mich bekümmert, und muß euch sagen, daß ich immer daran zweifelte; denn ich bin nicht so verblendet und habe nicht so ganz den Verstand verloren, daß ich nicht einsähe, daß meine Niedrigkeit zu eurer Größe nicht paßt. Demungeachtet bitte ich euch, daß ihr euch je zuweilen meiner erinnert; denn ihr mögt wollen oder nicht, ich war immer die eure und werde es bleiben.

Als der Ritter dies hörte und sah, daß die Frau keinen größeren Lärm machte, glaubte er wohlfeilen Kaufes davonzukommen und sprach zu ihr also: Was ich gethan habe, liebe Frau, war nothwendig, um einen dauernden Frieden zu bewerkstelligen zwischen meiner Familie und der vigliaracutischen, zwischen welchen blutige

Händel stattfanden, nunmehr aber ist durch dieses Familienband Alles ins Gleiche gebracht. Darum werde ich euch aber niemals verlassen, denn in Allem werde ich immer bereitwillig thun, was ich zu eurem Besten ausführen kann, und ihr werdet in Zukunft merken, daß meine Liebe zu euch in keiner Weise abgenommen hat.

Ich werde das sehen, fügte Violante hinzu, wenn ihr mich manchmal euch sehen und eure Liebe genießen laßt.

Der Ritter versprach dies und ging weiter, und noch war er nicht funfzig Schritte vom Hause entfernt, so rief er den Diener zu sich, der von der ganzen Sache unterrichtet war, und sagte zu ihm: Kehre um und sage Frau Violante, damit sie erkenne, daß ich sie liebe und nicht vergessen habe, werde ich, wenn es ihr gelegen sei, ihr heute Nacht einen Besuch machen und einige Zeit bei ihr bleiben.

Der Bote richtete den Auftrag an die Frau aus und sie schien darüber höchlich erfreut. Als nun Violante sah, daß ihr Plan anfing den Gang einzuschlagen, den sie wünschte, rief sie sogleich die Sklavin zu sich und veranstaltete, was sie bereits auszuführen beschlossen hatte. Die Nacht kam, Herr Didaco blieb einige Zeit bei seiner neuen Gemahlin, mit der er gespeist hatte, verabschiedete sich aber, ohne erst in nähere Berührung mit ihr zu treten, von ihr und ging hinweg; er schickte alle Diener, die er bei sich hatte, weg und behielt nur den, der von der Sache wußte; so ging er in Violante's Haus, von welcher er sehr freundlich aufgenommen wurde. Der Diener ging, nachdem er seinen Herrn in Violante's Haus begleitet hatte, weg und anderswohin. Da es schon spät war, ging Herr Didaco und Violante zu Bett, gaben sich den Genüssen ihrer Liebe hin und sprachen viel von dieser neuen Vermählung; aber die entschlossene junge Frau schien auf weiter nichts zu achten, als ihn zu bitten, daß er in Zukunft auch an sie denke. Er liebte sie, denn

ſie war ſehr ſchön und äußerſt reizend, und machte ihr deshalb die ausgedehnteſten Verſprechungen, ſie immer als Freundin zu behalten. Nachdem ſie ſich nun mehrmals in Liebe verbunden und mehr als je die zärtlichſten Liebkoſungen gemacht hatten, fühlte ſich der Ritter müde und ſank in tiefen Schlaf. Sobald ſie merkte, daß er tief ſchlafe, ſtand ſie ſo leiſe als möglich vom Bette auf, öffnete die Kammer und ließ die Sklavin herein, welche an der Thüre wartete. Sie nahmen nun das vorbereitete Seil und das Glück war ihnen ſo günſtig, daß ſie den unglücklichen Ritter auf tauſend diamantene Arten feſſelten, ehe er etwas davon merkte. Als er ſodann ganz ſchlaftrunken erwachte, wurde ihm plötzlich von den zwei kecken Weibern ein Knebel in den Mund geſpeidelt, ſodaß er nicht mehr ſchreien konnte. Mitten im Zimmer war ein Sparren zur Unterſtützung des Balkens, der den Boden hielt; an dieſen Sparren banden ſie den Ritter, ohne daß er ſich wehren konnte, aufrecht und ſo nackt wie er aus Mutterleib gekommen war. Da brachte denn die vom Teufel beſeſſene Sklavin ein ſcharfes Meſſer nebſt einer kleinen Zange und andern ſcharfen Eiſenwerkzeugen. Wie mochte da dem unglücklichen Edelmann zu Muth ſein? Was mochte er denken, als er die zwei Frauen vor ſich ſah, wie ſie die ſchneidenden Eiſen aufmachten und ſich keck bereiteten, wie der Fleiſcher thut, wenn er auf der Schlachtbank einen Ochſen oder anderes Schlachtvieh abziehen will? Fürwahr mich dünkt, es mochte ihm ſehr leid thun, Violante ſo gekränkt zu haben; aber Reue hinterdrein hilft wenig, bei den Menſchen wenigſtens, denn vor Gott, hörte ich oftmals predigen, gelte herzliche Reue immerdar. Als nun der Jüngling auf dieſe Weiſe gebunden war, nahm die verzweifelte Violante die Zange in die Hand und ließ mit grimmiger Gebärde nicht nach, bis ſie die Zunge des bebenden Ritters gepackt hatte.

Ha, ſprach ſie, du verrätheriſcher, treuloſer, niederträchtiger, grauſamer Ritter, oder vielmehr wegen deiner

verbrecherischen Verruchtheit nicht mehr Ritter, sondern ganz gemeiner Mann, wie wehe thut es mir, daß ich nicht öffentlich vor den Augen der ganzen Stadt an dir die Rache nehmen kann, die deine Schnödigkeit verdient! Aber ich werde dich auf eine Weise strafen, daß du allen Gegenwärtigen und Zukünftigen ein Vorbild sein wirst, daß sie sich enthalten, unvorsichtige einfältige Mädchen zu narren, und wenn sie freiwillig etwas gethan haben, was vor dem Angesicht Gottes recht ist, dabei beharren. Kennst du nicht diesen Ort, Verräther, wo du mir mit heuchlerischen Worten den Ehering übergabst und mit noch falscheren Worten mir mein Magdthum raubtest? Sieh hier, du Wortbrüchiger, das eheliche Lager, das du so leichtsinnig befleckt hast. Ha, wie viel Lügen hat zu meinem Schaden diese falsche Zunge mir gesprochen! Aber Gott sei gelobt, sie wird keine andere mehr betrügen.

Nach diesen Worten schnitt sie ihm mit der Scheere über vier Finger breit von der Zunge ab. Dann packte sie mit der Zange die Finger und sprach: Treuloseste, warum gabst du mir mit diesen Fingern den ehelichen Ring? Warum hast du mich geheirathet? Warum hast du mir mit den Armen meinen Hals umschlungen, wenn sie doch einer andern einen nicht gesetzlichen Ring geben sollten?

Sie schnitt ihm also mit der Scheere alle Fingerspitzen ab, ergriff sodann einen sehr scharfen Dolch, zielte damit nach den Augen und sprach: Ich weiß nicht, ihr diebische Augen, die ihr einige Zeit über die meinigen Zwingherrschaft geübt habt, was ich von euch sagen soll. Ihr zeigtet mir, als ich euch ansah, ein unendliches Erbarmen, eine unermeßliche Liebe und ein glühendes Verlangen, mir immer gefällig zu sein. Wo sind die falschen Thränlein, die ihr mir zu Liebe vergossen zu haben euch anstelltet? Wie oft zwangt ihr euch, mich glauben zu machen, daß ihr nach keiner andern Schönheit schauet,

als nach der meinigen, daß ein anderer Reiz unmöglich gesehen werden könne, der dem meinigen gleichkomme, und daß ihr in mir, wie in dem Spiegel alles Anmuthigen, jeder schönen Sitte, jedes weiblichen Anstandes euch spiegeltet? Es verdunkele sich dieses falsche Licht!

Indem sie dies sagte, blendete sie ihm beide Augen, damit er nie wieder das Licht der Sonne sehe. Auch damit nicht zufrieden, schnitt sie ihm einen andern Theil des Körpers, den ich aus Sittsamkeit verschweige, ab, und nachdem sie fast an allen Gliedern des unglücklichen Ritters ihre schneidenden Werkzeuge versucht hatte, wandte sie sich zu dem Herzen. Der arme junge Mann war durch die empfangenen Wunden schon mehr todt als lebendig und krümmte sich krampfhaft zusammen, aber es half ihm nichts. Sie hatten ihn so fest gebunden, daß alles Schütteln vergeblich war. Es war ein schauderhaftes Schauspiel, einen Mann an einen Pfeiler gebunden zu sehen mit grausam zerfleischten Gliedern, der sich keine Hilfe geben, nicht einmal um Gnade flehen konnte. Violante war nun dieser entsetzlichen Rache an ihrem treulosen Gemahl eher müde als satt und sprach zu ihm, der vielleicht ihre Worte nicht einmal mehr fassen konnte: Didaco, ich habe an dir die Rache genommen, die ich konnte, nicht die, die du verdientest; denn dein Verbrechen sollte vor den Augen des ganzen Volkes mit glühenden Flammen gereinigt werden. Du wirst dich wenigstens rühmen können, daß du durch die Hand einer Frau, die du liebtest und die dich unendlich liebte, gestorben bist. Mir wird das nicht zu Theil werden; wenn es thunlich wäre, möchte ich gern durch deine Hände sterben; aber da es nicht sein kann, wird Gott mit mir anfangen, was ihm am zuträglichsten scheint. Ich will dich nicht weiter foltern.

Bei diesen Worten senkte sie mehrmals das blutende Messer ihm mitten ins Herz bis zum Griff, und auf diese letzten Stiche starb der arme Jüngling, indem er

ſich ausreckte, ſo gut er konnte, plötzlich. Sobald ſie erkannten, daß er verſchieden war, trockneten ſie das in dem Zimmer vergoſſene Blut auf, banden den todten Körper los, legten ihn ſammt den abgeſchnittenen Gliedern in einen großen Korb, bedeckten ihn mit einem Leintuch und ſtellten ihn unter das Bett. Nachdem dies geſchehen war, wandte ſich Violante zu der Sklavin und ſprach: Giannica (ſo hieß die Sklavin), ich wüßte dir nie genug zu danken für die Hilfe, die du mir geleiſtet haſt, um dieſe erſehnte Rache auszuführen, welche ich ohne dich unmöglich hätte nehmen können. Nun, da ich meiner unendlichen Sehnſucht genügt habe, iſt mir nur noch übrig, auf deine Rettung bedacht zu ſein, damit nach mir jemand vorhanden iſt, der der Welt kund thun kann, auf welche Weiſe ich mich gerächt habe. Darum wünſchte ich, daß du weggingeſt und Gelegenheit fändeſt, nach Afrika überzuſchiffen, was dir nicht ſchwer werden wird; denn ich will dir ſo viel Geld geben, daß du bequem hingelangen und mich immer im Andenken behalten ſollſt.

Hier öffnete ſie eine Schatulle.

Hier habe ich ſo viel Geld, goldenes Geſchmeide und Kleinode, daß der Werth funfzehnhundert Ducaten überſteigt. Nimm ſie alle, ich gebe ſie dir von Herzen gern, und verlier keine Zeit zu deiner Flucht. Ich werde heute die Sache den ganzen Tag noch verborgen halten, darum denk auf deine Rettung!

Als Giannica dieſe freundlichen Worte des jungen Weibes hörte, fing ſie an, heftig zu weinen, und wollte durchaus nicht ſich dazu verſtehen, ſie zu verlaſſen, und verſicherte, ſie wolle das gleiche Geſchick, das ihr zu Theil werde, über ſich nehmen, und achte aus Liebe für ſie nicht auf ihr Leben. Sie konnte ſie durchaus nicht dazu überreden, daß Giannica wegging. Als daher Violante ſah, daß ſie ſich umſonſt abmühe und daß jene entſchloſſen ſei, mit ihr zu ſterben, nahm ſie ſich vor

den kurzen Reſt der Nacht zu ſchlafen. So ruhten ſie denn beide in dieſem Zimmer ein wenig aus. Sobald ſie erwacht waren, ermahnte Violante Giannica von neuem zur Flucht, aber ohne Erfolg. Am Morgen ein wenig vor dem Frühſtück kam der Diener des unglücklichen Ritters nach ſeiner Gewohnheit, um ſeinen Gebieter nunmehr nach dem Hauſe der neuen Gemahlin zu begleiten. Als Violante ihn erblickte, ſagte ſie zu ihm: Wenn du wiſſen willſt, wohin dein Herr gekommen iſt, ſo geh und hole den Herrn Vicekönig hierher, wenn du magſt; denn ich habe den Auftrag, ihm und ſonſt niemand es zu eröffnen. Wenn du es nicht thuſt, ſo bemühſt du dich umſonſt.

Der Diener ging weg, ſuchte einen Oheim und einen Vetter des Ritters auf und ſagte ihnen, was ihm Violante mitgetheilt hatte. Dieſe beiden wußten von der Liebſchaft zwiſchen Herrn Didaco und Violante, nicht aber davon, daß ſie bereits vermählt geweſen waren; denn er hatte dem Diener auf das Dringendſte eingeſchärft, es niemanden zu offenbaren. Die beiden Verwandten hätten ſich nie die Sache gedacht, wie ſie ſich in der That verhielt. Sie beſuchten daher gemeinſchaftlich Violante, die mit heiterem Geſichte ihnen entgegenging und fragte: Was ſucht ihr, meine Herren?

Wir wünſchten, antworteten ſie, daß ihr uns ſagtet, wo Herr Didaco hingekommen iſt?

Verzeiht mir, ihr Herren, ich will ſeinem Befehl nicht zuwiderhandeln; geht und bringt den Herrn Vicekönig her und ihr werdet alles hören, denn an ihn habe ich einen Auftrag.

Vicekönig war damals der Herr Herzog von Calavria, Sohn des Königs Friedrich von Aragon, der in Tours in Frankreich ſtarb.

Das ſchickt ſich nicht, ſagten dieſe Herren, daß der Herr Vicekönig hierher komme.

So macht denn, entgegnete ſie, daß er entweder herkomme oder nach mir ſchicke.

Da ſie nichts weiter von ihr herausbringen konnten, gingen ſie und trugen die Sache dem Vicekönig vor. Violante hatte mit der Sklavin Alles, was nun kommen mußte, überdacht, kleidete ſich, ſo reich ſie konnte, und ließ auch Giannica ſich anziehen. So erwarteten ſie die Botſchaft des Vicekönigs. Als die Mutter jene Herren kommen ſah, fragte ſie ſie, was das bedeute. Violante brachte irgend eine Fabel vor und wollte durchaus nichts von der Sache entdecken. Siehe da kam auf einmal ein Diener des Vicekönigs, welcher Violante befahl, ſich dem Vicekönig vorzuſtellen. Sie erwartete weiter nichts, ſondern ging, ohne die Mutter etwas merken zu laſſen, mit Giannica zu dem Vicekönig ins Verhör. Bei dem Herrn Vicekönig befand ſich die Mehrzahl der Ritter und Edelleute des Landes. Als Violante ankam, machte ſie die geziemende Verbeugung und wurde vom Vicekönig befragt, was das ſei, was ihr von Herrn Didaco Cantiglia an ihn aufgetragen worden ſei. Darauf antwortete Violante nicht wie ein kummervolles ſchüchternes Weib, ſondern kräftig und friſchen Muthes unerſchrocken dem Vicekönig alſo: Herr Vicekönig, ihr müßt wiſſen, daß Herr Didaco Cantiglia ſchon vor mehr als einem Jahre, da er einſah, daß er meine Liebe nicht anders gewinnen könne, beſchloß, mich zur Gattin zu nehmen, ſich in Gegenwart meiner Mutter, meiner Brüder und Pietro's, ſeines Dieners, der hier anweſend iſt, in meiner Wohnung mit mir vermählte und mich in Folge deſſen über funfzehn Monate faſt jede Nacht als mein Ehegatte beſuchte. Dann aber hat er ohne Rückſicht darauf, daß ich ſein eheliches Gemahl war, dieſer Tage, wie jedermann in ganz Valencia weiß, öffentlich die Tochter des Herrn Ramiro Vigliaracute geheirathet, die ihm doch nicht angehören konnte, nachdem ich zuerſt rechtmäßig mit ihm vermählt war. Und das genügte ihm nicht, ſondern, gleich als wäre ich ſeine

Buhlerin und Kebsweib gewesen, hat er gestern schamloser Weise mich besucht, mir tausend Fabeln und Lügen vorgesagt und sich bemüht mir Schwarz zu Weiß zu machen. Kaum war er von mir weggegangen, so schickte er diesen Pietro hier zu mir, um mir zu sagen, er wolle mich in der folgenden Nacht besuchen und bei mir schlafen. Dies habe ich ihm, wie Pietro bezeugen kann, zugestanden, denn der Weg schien mir dadurch offen, um an ihm die mir mögliche Rache zu nehmen. Darum bin ich hierher gekommen, gerechtester Vicekönig, damit ihr Alles von mir vernehmet. Ich könnte mich weder entschließen zu leugnen, noch zu bitten, denn ich hielte es für eine allzu große Niederträchtigkeit, die Strafe zu fürchten für eine freiwillige und überlegte Handlung. Ich will also, indem ich die Wahrheit frischweg und offen bekenne, meinen guten Ruf vertheidigen, damit jeder, der etwa bisher eine ungünstige Meinung von mir gehabt hat, nunmehr gewiß wisse, daß ich die echte Gemahlin und nicht die Buhlerin des Herrn Didaco Centiglia gewesen bin. Es genügt mir, daß ich meine Ehre rette, komme dann auch, was da wolle. Ich habe, Herr Vicekönig, in der letzten Nacht mit Hilfe dieser neben mir stehenden Sklavin, gereizt von der erlittenen Beschimpfung, die Rache genommen, die mir passend schien gegenüber von der Beleidigung, die er ohne allen Grund und ohne daß ich ihn verletzt hätte, mir zugefügt, und habe mit diesen Händen aus dem ruchlosen Körper die schmachvolle Seele vertrieben. Er hat mich der Ehre beraubt, ich habe ihm das Leben genommen; wie viel höher man aber die Ehre schätzen muß, als das Leben, ist nur allzu offenbar.

Darauf erzählte sie ausführlich die Art, wie sie es gemacht hatte bei seiner Ermordung und wie sie die Sklavin habe zur Flucht veranlassen wollen. Als die Herren dieses schauderhafte Ereigniß hörten, waren sie alle ganz außer sich und meinten, die Frau besitze mehr Seelengröße, als von einem Weibe zu erwarten sei. Der jämmerliche

Leichnam des Ritters würde herbeigeholt und gewährte allen einen schauderhaften Anblick. Die Mutter, die Brüder und der Diener wurden verhört und es ergab sich, daß er in der That nicht die zweite Frau heirathen konnte. Über die Todesart des Ritters wurde die sorgfältigste Untersuchung angestellt, es ergaben sich keine Mitschuldigen außer Violante und Giannica und diese wurden öffentlich enthauptet. Beide gingen so froh dem Tode entgegen, als ginge es zu einem Feste, und wie man hörte, dachte die Sklavin an sich selbst gar nicht, sondern ermahnte blos ihre Gebieterin, den Tod ruhig zu ertragen, nachdem sie so erhabene Rache genommen habe.

---

82. Die Müllerin.

(2, 15.)

Alessandro von Medici, der, wie ihr wißt, der erste ist, der mit Bewilligung der Kirche unter dem Titel Herzog die Herrschaft über unsere florentinische Republik führt, besitzt viele Eigenschaften, welche ihn bei dem Volke beliebt machen; unter allen aber scheint mir keine, die der Gerechtigkeit gleichgestellt zu werden verdiente, die er mehr als alles zu lieben scheint. Unter vielen lobenswerthen Handlungen, die er in dieser Beziehung vollbracht, will ich nur eine erwähnen, die ganz sicher unter diejenigen gehört, deren Preis man anstimmen kann; und man kann ihr um so mehr Lob ertheilen, als er sehr jung und den Genüssen der Wollust sehr ergeben ist. Er zeigte sich nämlich bei dem Vorfalle, den ich euch jetzt erzählen will, voll Klugheit und Vorsicht, was selten mit der Jugend vereinigt zu sein pflegt, denn in der Regel kann, wo keine große Erfahrung ist, auch nicht

jene Klugheit ſtattfinden; nur lange Übung macht Greiſe klug und gibt menſchlichen Handlungen Anſpruch auf Lob. Der Herzog Aleſſandro hält einen ſchönen ſtattlichen Hof von vielen Edelleuten, ſowol fremden, als toscaniſchen. Unter andern war daſelbſt auch ein junger Florentiner, den der Herzog vor allen liebte. Wir wollen ihn Pietro nennen. — Einſt war dieſer auswärts auf einem ſeiner Güter in der Nähe von Florenz und ſah ein junges Mädchen, eines Müllers Tochter, die ſehr ſchön und zierlich war und ihm ausnehmend gefiel.*) Die Mühle ihres Vaters war in der Nähe des Gutes, auf welchem Pietro eine ſchöne und bequem eingerichtete Wohnung hatte. Sobald er das Mädchen geſehen hatte, ſann er ſich nach, wie er es angehen ſollte, dieſelbe in ſeinen Beſitz zu bringen und die Frucht von ihr zu pflücken, die man bei allen Weibern ſo eifrig ſucht. Er nahm alſo von dem Herzog Urlaub auf acht bis zehn Tage, um auf dem Lande zu leben, und fing nun an ſein Pfauenrad vor dem Mädchen aufzuſchlagen und gab ſich alle erſinnliche Mühe, um ſie ſeinen Wünſchen gefällig zu machen. Doch kümmerte ſie ſich gar nicht um ihn und zeigte ſich der Liebe Pietro's gerade ſo geneigt, wie Hunde den Schlägen. Und da es oftmals geſchieht, daß ein Liebhaber, je mehr er ſich den geliebten Gegenſtand verſagt ſieht, um ſo mehr in Flamme geräth und zum Ziele zu gelangen begehrt, und häufig ſelbſt, was anfangs nur im Scherze geſchah, ernſtlich wird, fühlte Pietro ſich ſo ſehr von Liebe zu der beſagten Müllerin entzündet, daß er ſeine Gedanken auf gar nichts anderes wenden konnte; verzweifelnd, ſeine Abſicht zu erreichen, als er nicht länger mehr auf dem Lande bleiben konnte, fühlte er die Luſt und die glühende Begierde nach dem Genuſſe des geliebten Gegenſtandes fortwährend wachſen. Alle Mittel und Wege waren verſucht, die ihm geeignet ſchienen, um das Unternehmen

*) Die frankfurter Überſetzung nennt ſie Adino.

zu erleichtern, als da sind Botschaften, Geschenke, große Versprechungen, mitunter auch Drohungen und ähnliche Künste, wie sie bei Liebhabern üblich sind und welche Kupplerinnen vortrefflich auszuführen verstehen. Als er nun sah, daß er Wasser stampfte und Alles vergeblich war, als er die Herzenshärtigkeit des Mägdleins erkannte und fühlte, daß er seine Bemühungen vergeude und alle Hoffnungen fehlgeschlagen, beschloß er, das Mädchen, es möge auch aus der Sache werden, was da wolle, zu entführen und den Genuß ihrer Schönheit, den er nicht mit Liebe erreichen konnte, mit Gewalt zu erringen. — Als er darüber mit sich eins geworden war, ließ er zwei junge Edelleute, seine Freunde rufen, welche ihre Güter in der Nähe hatten und durch Zufall auch auf dem Lande waren. Diesen theilte er sein Vorhaben mit und bat sie, ihm mit Rath und That beizuspringen. Diese, ein Paar junge leichtsinnige Menschen riethen Pietro, das Mädchen zu entführen, und boten sich an, ihm bei dem Unternehmen thätige Hilfe zu leisten. Man zögerte mit der Ausführung nicht im Geringsten, sie konnten es gar nicht erwarten, bis sie die schöne Müllerstochter geraubt hätten, und als die Nacht zu dunkeln begann, griffen die drei zu den Waffen und gingen mit ihren Dienern nach der Mühle, wo sie mit ihrem Vater weilte; und trotz seines Widerstrebens, denn er that für die Rettung seiner Tochter, was er wußte und konnte, entführten sie sie ihm mit Gewalt und drohten dem Vater mit Worten und Handlungen. So sehr auch das Mädchen weinte, schrie und mit lauter Stimme um Gnade bat, sie schleppten sie mit sich fort. Pietro pflückte in derselbigen Nacht zum großen Misvergnügen des Mädchens, das immer mit Schluchzen und Thränen seinen Unwillen kund gab, die Blüte ihrer Jungfräulichkeit, ergötzte sich an ihr die ganze Nacht hindurch und bemühte sich, sie sich geneigt zu machen, um sie dann auf einige Zeit zu Willen zu haben. Als der Müller sah, daß man ihm mit Gewalt

seine Tochter geraubt hatte und daß er für sich selbst nicht im Stande wäre, sie wieder zu bekommen, beschloß er am folgenden Morgen in der Frühe vor den Herzog zu gehen und ihn um Gnade anzuflehen. Sobald man das Thor öffnete, trat er in die Stadt und ging sogleich in den Palast des Herzogs, und blieb dort so lange, bis der Herzog aufgestanden war und aus seinem Schlafzimmer kam. Sobald der arme Mann den Herzog sah, warf er sich ihm mit Thränen in den Augen zu Füßen und fing an, ihn um Gerechtigkeit anzuflehen. Der Herzog blieb stehen und sprach: Steh auf und sage mir, was es gibt und was du von mir verlangst.

Und damit sonst niemand höre, was der Müller zu klagen hatte, zog er ihn beiseit und befahl ihm alles leise zu erzählen. Der ehrliche Mann gehorchte, erzählte ihm die ganze Sache kurz und bestimmt und nannte ihm auch die zwei Gefährten Pietro's, welche der Herzog sehr gut kannte. Als der Herzog diese Nachricht gehört hatte, sagte er zu dem Müller: Sieh dich vor, guter Mann, daß du mir keine Lüge sagen mögest, denn das müßte ich streng bestrafen. Wenn aber die Sache sich so verhält, wie du sie mir erzählt hast, so werde ich gehörig für dich sorgen. Geh und erwarte mich nach dem Mittagessen in deiner Mühle, die ich ganz gut kenne. Vorzüglich aber laß, wenn dir dein Leben lieb ist, niemand etwas davon wissen, was ich dir sagte, und das Übrige überlaß mir!

Durch diese freundlichen Worte war der arme Müller getröstet und der Herzog befahl ihm, in seine Mühle zurückzukehren. Nach dem Essen befahl er Allen zu Pferde zu steigen, er wolle einen Ausflug auf das Land machen. Der Herzog schlug den Weg nach der Mühle ein, ließ sich, als er daselbst anlangte, den Palast Pietro's zeigen, der nicht weit davon entfernt war, und verfügte sich dahin. Als Pietro und seine Freunde dies hörten, kamen sie ihm vor dem Hause entgegen, wo sich ein schöner Platz befand

mit einer frischen grünen Laube. Der Herzog stieg ab und sprach zu Pietro: Ich ritt auf der Jagd in der Nähe vorbei, sah deinen schönen Palast hier und fragte, wem er gehöre; da ich hörte, daß er dir gehöre und sehr bequem und schön eingerichtet sei und mit sehr schönen Brunnen und Gärten geschmückt, bekam ich Lust, ihn näher zu betrachten.

Pietro, der dies alles glaubte, dankte dem Herzog ehrerbietig für diese Herablassung und entschuldigte sich, daß der Ort nicht so schön sein möchte, als man ihm vielleicht gesagt habe. — Alle begannen nun, die Treppen hinaufzusteigen, und traten in schöne geräumige Zimmer. Der Herzog selbst besah alle Gemächer und lobte bald dieses, bald jenes. Man kam auf eine Galerie, welche die Aussicht auf den schönsten Garten darbot. Am Ende der Galerie war ein kleines Zimmer, dessen Eingang verschlossen war. Der Herzog sagte, man solle die Thüre aufmachen. Als Pietro den Herzog hatte kommen hören, hatte er das Mädchen hier verschlossen. Deshalb sagte er: Gnädiger Herr, das ist eine übel geordnete Kammer. Auch wüßte ich in der That nicht, wo sich der Schlüssel dazu befindet; der Schloßvogt ist nicht zu Hause, denn ich habe ihn in Geschäften nach Florenz geschickt.

Der Herzog, der fast alle Gemächer des Hauses gesehen hatte, vermuthete, hierinnen müsse das Müllermädchen sein und sagte: Wohlan, öffnet mir diesen Ort mit oder ohne Schlüssel!

Pietro näherte sich dem Ohre des Herzogs und gab ihm lächelnd zu verstehen, er habe ein Mädchen in der Kammer, mit welcher er die Nacht zugebracht habe.

Das gefällt mir, antwortete der Herzog; doch laß mich sehen, ob sie schön ist.

Die Thüre ward nun geöffnet und der Herzog ließ das Mädchen herauskommen. Sie warf sich ganz verschämt und weinend ihm zu Füßen. Der Herzog wollte wissen, wer sie sei und wie sie in den Palast komme.

Das Mädchen erzählte die Geschichte unter Schluchzen und Thränen und Pietro konnte es nicht leugnen. Da wandte sich der Herzog mit unwilligem Gesichte zu Pietro und seinen Gefährten.

Ich weiß nicht, sagte er, was mich abhält, euch allen dreien auf der Stelle die Köpfe abhauen zu lassen; aber ich verzeihe euch die Schändlichkeit, welche ihr begangen habt, unter der Bedingung, daß du, Pietro, sogleich das Mädchen als deine rechtmäßige Gattin annimmst und ihr zweitausend Ducaten als Morgengabe aussetzest, ihr zwei Mitschuldige aber jeder eintausend Ducaten dazulegt, und darüber kein Wort weiter! Ich übergebe sie dir, Pietro, als meine leibliche Schwester und wenn ich höre, daß du sie im Geringsten mishandelst, so werde ich es rächen, als habest du meine eigene Schwester beleidigt.

Er veranlaßte nun, daß Pietro sie sogleich zur Frau nahm und daß die drei ihre Verbindlichkeit mit den viertausend Ducaten entrichteten.*) Sodann kehrte er nach Florenz zurück, wo diese seine Entscheidung allgemein und ohne Ausnahme mit großen Lobeserhebungen gepriesen wurde.

---

83. Leonora Macedonia.

(2, 22.)

Nachdem der König Alfons von Aragonien seine Königreiche Aragonien und Catalonien der Herrschaft der Königin Maria, seiner Gemahlin überlassen und seine Residenz in Neapel aufgeschlagen hatte, das er mit so

*) Die frankfurter Übersetzung schaltet hier noch ein (1, 34): „Er selbst blieb bei dem Feste, ließ des Mädchens Vater aus der Mühle holen und ehrte und beschenkte Adina fürstlich.“

großen Anstrengungen sich erworben, ein Mann, der um seiner seltenen Gaben willen jedem römischen Kaiser verglichen werden durfte, ließ er sich an, dem Königreich mit aller Mühe wieder die äußere Ruhe zu geben, das seit vielen Jahren her durch viele Kriege fast ganz in Zerfall gekommen war. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, gab er das Herzogthum Calabrien seinem Sohne Ferdinand; mit ihm ließen sich dort viele seiner Leute nieder, die in allen diesen Kriegen zu Wasser und zu Lande bei ihm gewesen waren. Unter diesen befand sich auch ein sehr edler sicilischer Baron, welchem er die Markgrafschaft Cotrone*) verliehen hatte, Namens Herr Giovanni Ventimiglia, ein tapferer und kluger Ritter. Der Hof des Königs Alfons war eine Schule der feinsten Sitten und die Pflege der Wissenschaften stand dazumal in jener Stadt in der Blüthe. Sowie nun Ventimiglia in Neapel seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, geschah es, daß er bei einem großen Feste, wo fast alle ersten Frauen der Stadt versammelt waren, eine schöne junge Frau von zwanzig Jahren wahrnahm, welche Frau Lionora Macedonia hieß und an Herrn Giovanni Tomacello, einen ganz jungen reichen Mann, verheirathet war. Frau Lionora war in der That eine der schönsten und anmuthvollsten Edelfrauen Neapels, daneben aber so stolz und spröde, daß sie wol den König selbst nicht gewürdigt haben möchte, ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen. Daher hatte sie allgemein den Nebennamen die Hochfahrende. Ventimiglia war noch nicht lange in Neapel und mit den Frauen nicht sehr bekannt, sodaß er dafür hielt, Macedonia's Gemüthsart müsse der Schönheit entsprechen, die er an ihr wahrnahm; er vermochte sich nicht vorzustellen, daß Grausamkeit wohne hinter einem so holden Gesichte. So verwickelte er sich denn in die Netze der Liebe zu ihr und beschloß, alle Mittel anzuwenden, die

*) An der Ostküste von Calabrien.

von einem Liebhaber gebraucht werden können, um die Liebe dieser Frau zu gewinnen. Er war in Sicilien von Hause aus sehr reich begütert und hatte einige Tausend Ducaten Einkünfte im Königreiche. Er fing also damit an, oft an ihrem Hause vorüberzugehen, und so oft ihm das Glück günstig war, daß er sie ansichtig wurde, erwies er ihr immer seine Ehrerbietung und grüßte sie, doch so, daß es niemand auffallen konnte. Wurde irgend ein Fest gegeben, wohin sie ging, so erschien er darauf sehr schön gekleidet und bestrebte sich in aller Bescheidenheit, ihr seine Liebe bemerkbar zu machen. Er weidete seine Augen an ihrem Anblick, der denn sein Herz immer leidenschaftlicher entzündete. Wurde ein Tioſt oder Buhurt gehalten, so wurde er von keinem übertroffen, denn er war mehr, als alle andern, persönlich tapfer und so trug er immer den ersten Ehrenpreis davon. Sobald sie sich vom Schneider ein Kleid machen ließ, kleidete er, der überall seine Kundschafter hatte, sich und seine Dienerschaft in dieselben Farben und ließ in derselben Art auch seine Pferdedecken einrichten. Bei Waffenspielen pflegte er vor der Brustwehr, an der sie saß, sich auf den wildesten und schönsten Pferden sehen zu lassen, indem er sie aufs Geschickteste antrieb, zurückhäufte, sich bäumen, tanzen, nach allen Seiten drehen und oft über die Schranken setzen ließ, sodaß, was jeder große Reiter zu thun versteht, von ihm auf das gewandteste ausgeführt wurde. Und da er ein sehr gefälliger Jüngling war und allen Vergnügen zu machen suchte, liebte ihn im Allgemeinen jeder. Nichts desto weniger aber mochte er beginnen, was er wollte, es gelang ihm niemals ihr eine freundliche Miene abzugewinnen, und er wurde deshalb über die Maßen betrübt, da er alle seine Liebe ihr zugewandt hatte und ihm nichts in der Welt so sehr am Herzen lag. In diesem Zustande der Bekümmerniß fand Ventimiglia Gelegenheit, ihr einen Brief zu schreiben, der Steine hätte erbarmen können, und sendete ihr ihn aufs heimlichste zu,

wobei er ihr noch mündlich viel Schönes sagen ließ. Aber alles war verlorene Mühe; denn Frau Lionora wollte den Brief nicht annehmen noch die Botschaft anhören, enthielt sich vielmehr fortan mehr und mehr, zu den Festen zu gehen. Und es ist in der That schwer, die Gedanken und Gelüste vieler Frauen zu erkennen, welche, sehr edel geboren, anständig erzogen, vornehm verheirathet und von den edelsten, wackersten Jünglingen umworben, oft ihre Gatten verachten, ihre Liebhaber verschmähen und doch ihre Ehre mit Füßen treten und sich Männern von der niedrigsten Gattung preisgeben, ja manchmal den niedrigsten Sklaven überlassen. Andere wieder gibt es, die von zwei Edelleuten geliebt sind, von denen der eine tugendhaft und schön ist und mit aller Bescheidenheit, um die Leute nicht aufmerksam zu machen, die Pflicht eines Verliebten erfüllt, welcher gefällig und verschwiegen sein muß, der andere, wenn er nur seine Absicht erreicht, um die Ehre der Frau sich nichts kümmert und nur auf sein Vergnügen bedacht ist, und anmaßend, treulos, zum Schwätzer und Verleumder wird; und dennoch verlassen die Weiber den ersten, rechtschaffenen, um sich dem zweiten zuzuwenden, von dem sie nichts als Schmach erwerben. Was sollen wir von jenen ersten sagen? In der That, wenn es erlaubt wäre, übel zu reden von den Frauen, so weiß ich wohl, was ich sagen würde; aber das könnte nicht geschehen, ohne ihr Geschlecht im Ganzen anzuklagen, woraus man fast schließen sollte, daß sie überhaupt zum Schlimmen geneigt seid. Und was sollen wir von denen sagen, die von einem tugendhaften und edeln Liebhaber ausschließlich geliebt und verehrt, diesen fliehen und sich einem solchen preisgeben, von dem sie klärlich erkennen, daß er in den Liebesnetzen einer andern liegt, ja, daß er in jedem Gäßchen der Stadt anpocht und sich nicht mit einer einzigen begnügt, vielmehr so viele bethören will, als er kann. Und glaubt nicht, daß ich nur so ins Blaue rede! Wenn es noththäte, auf Einzelheiten ein-

zugehen, ſo wollte ich euch in Erſtaunen ſetzen. Doch kehren wir zu unſerer Geſchichte zurück! Frau Lionora alſo, die mit einem Blicke, ohne ihren Gatten zu beleidigen und ohne jemands Tadel ſich zuzuziehen, ihren Liebhaber hätte befriedigen und belohnen können, der edel und beſcheiden nichts Schimpfliches von ihr verlangte, ließ ſich nun ſo wenig als möglich ſehen; und wenn ſie ſich zufällig in der Kirche oder bei einem Feſte befand, wo auch Ventimiglia war, ſo ſtand ſie in der Kirche plötzlich auf und ging hinweg, bei Feſten aber vermied ſie ſorgfältig, ihn anzuſehen. Der Ritter verſah ſich deſſen wohl und war darüber bis zum Tode betrübt. Weil nun aber kein tapferer und hochſinniger Krieger auf der Flucht ſtirbt, ſo ſtand auch Ventimiglia, der mehr als andere muthvoll und ſtandhaft und in deſſen Herzen der Name der Frau mit feſten Nägeln eingeſchlagen war, nicht ab von der Verfolgung ſeines feſten Zieles, ſondern beharrte in ſeiner heftigen Glut für ſie nur um ſo ſtandhafter. Er beſchloß, Alles zu verſuchen, was aufrichtige Ergebenheit bei einer Frau vermag, und erwies ihr jede Liebe und Dienſtfertigkeit, um zu ſehen, ob es möglich ſei, eine ſo große Härte zu erweichen und ſolche Grauſamkeit zu lindern. Dadurch wurde freilich die Liebe, die bisher im Stillen geblieben war, in ganz Neapel bekannt und offenbar, und man erfuhr, wer die Frau ſei, um welche er ſolchen Aufwand und Kleiderpracht mit unerhörtem Pomp und Herrlichkeit veranſtaltet hatte. So waren allmälig ſchon über zwei Jahre in dieſer Qual für den unglücklichen Liebhaber dahingegangen und es ſchien ihm, als ob die Frau immer härter, grauſamer und hochmüthiger gegen ihn würde, und ſie verſtand ſich nicht dazu, Briefe von ihm anzunehmen. Deshalb kam der arme Ventimiglia mehrmals nahe daran, ſich mit eigener Hand den Tod zu geben, ſo ſehr war ihm das Leben ohne die Gunſt dieſer Frau zur Laſt. Eines Tages allein in ſeinem Zimmer, ging er in Gedanken

an die Grauſamkeit ſeiner Geliebten, von verſchiedenen Planen hin- und hergetrieben, eine gute Weile ſchweigend auf und nieder und warf ſich dann ganz müde und matt auf ein Ruhebett, wo er, die Augen thränenſchwer, in folgende Worte ausbrach: Ach unglückſeliger Ventimiglia! Unter welchem böſen Geſtirn biſt du doch geboren! Wie ungünſtig war der Augenblick, in dem du die Augen aufſchlugſt, um eine ſo ſpröde Schönheit zu betrachten! Wie iſt es nur möglich, daß ein ſo angenehmes liebliches Geſicht ſolche Grauſamkeit beherbergt? In Wahrheit, ihr goldener Kopf, die heitere Stirn aus reinem Schnee, die ſchwarzen gewölbten Augenbrauen über den beiden ſtrahlenden Morgenſonnen, welche Phöbos Neid einflößen, die regelrechte feingeſchnittene Naſe, die Wangen, die zwei blühenden Roſen gleichen, der roſige Mund, der unter zwei äußerſt feinen Rubinen morgenländiſche Perlen birgt, der weiße runde Hals, das ausgezeichnet ſchöne Kinn, die elfenbeinernen Schultern, der ſchwellende Marmorbuſen, die zwei Brüſte voll von Hyblahonig, die ſchönen Arme, die blendend weißen ebenmäßig langen und zarten Hände, die anmuthreiche geſchmeidige Geſtalt, die kleinen Füße, die kaum die Erde berühren, und alle das, was ich in dem göttlichen Geſichte beobachte, verſpricht mir, daß ſie ein Weib ſei. Und iſt ſie ein Weib, iſt ſie ſo ſchön, iſt ſie ſo anmuthig, wie iſt ſie ſo grauſam? wie ſo hart? Wehe mir, wie übel ſchickt ſich die äußerſte Schönheit und die höchſte Grauſamkeit zuſammen! Wäre ſie milde, welche weibliche Eigenſchaft wäre dann an ihr zu vermiſſen? Sie könnte aber vielleicht ſagen, ich täuſche mich in meinem Urtheil allzu ſehr; denn was ich Grauſamkeit benenne, ſei vielmehr Sitte und Ehrbarkeit, Verlangen nach Ehre, nicht Stolz. Aber habe ich wol jemals ein anderes, als ein ehrbares Verlangen an ſie geſtellt? Was will ich ſonſt von ihr, als das Licht dieſer ihrer ſchönen Augen? Was anderes habe ich begehrt, als das, daß ſie mich zum Diener annehme, daß ſie ſich dazu

hergebe, mir die Gunſt zu erweiſen, die ſie mir ohne Verletzung ihrer Ehre wol ſpenden konnte, oder daß ſie wenigſtens erlaube, daß ich ihr Diener ſei, ſie liebe und ihr aufwarte? Ach, Frau Lionora, kann es eine größere Grauſamkeit auf der Welt geben, als einen zu haſſen, der dich mehr liebt, als ſich ſelbſt? einen, der an nichts anderes denkt, als dir etwas Angenehmes zu erweiſen, dir zu dienen, dich zu ehren und dich anzubeten? Ja, der Beiname, den man ihr gibt und der auch zu ihrem rechten Namen ſtimmt, iſt ganz wahr, ſie iſt eine hochfahrende Löwin. Fürwahr, das iſt kein Weib, ſondern ein wilder rauher Tieger, und nicht nur grauſam iſt ſie, ſondern die aller undankbarſte unter den undankbarſten. Was hilft es mir, daß ich — jetzt ſind es ſchon drei Jahre — ſie auf das glühendſte geliebt, ja angebetet, daß ich ſo viel Zeit verloren, ſo oft turniert, ſo viel Nächte durchwacht, ſo viel Thränen vergoſſen, tauſend andere hochedle Frauen verſchmäht, ſo viele günſtigen Gelegenheiten verabſäumt habe? Was ſoll ich anderes von ihr denken, als daß ſie nach meinem Blute lechzt und ſich darnach ſehnt, daß ich an mir ſelbſt zum Mörder werde? Aber dieſe ihre Luſt ſoll ſie nicht büßen. Ich will ſie aus meinem Herzen verbannen und ein anderer Menſch werden, als ich ſeither geweſen bin; denn ich weiß ja nur zu gewiß, ich bin um ihretwillen zum Geſpötte des Volkes geworden. Es ſoll nicht länger wahr ſein, daß ich ſie liebe. Und warum ſoll ich ſie lieben, wenn ſie mich haßt?

Alſo beſchloß der verliebte Ritter, überdrüßig und müde der unendlichen Grauſamkeit ſeiner ſpröden Geliebten und voll Reue über ſo viel vergeudete Mühe und fühlte ſich im Augenblicke von ſeiner Liebe völlig frei. Auf der andern Seite erwachte aber auf einmal in ihm ein ſehnſüchtiges Verlangen nach ihr in dem Maße, daß er ganz das Gegentheil von dem ſagte, was er zuvor geſagt hatte, und ſich ſelbſt wegen jener

Äußerungen, die ihm als schwere Verirrung erschienen, hart tadelte.

O ich Treuloser, ich Verräther, rief er aus; was habe ich gesprochen? Welcher thörichte Gedanke hat sich in mein Herz geschlichen? Wie darf ich je wagen, vor die zu treten, die ich eben erst so unverdient und schnöde grausam, undankbar, wild, stolz und mörderisch genannt habe? Werde ich so verwegen und anmaßend sein, daß ich ohne die größte Scham vor sie zu treten wage? Und weiß ich denn, ob sie nicht eine solche Haltung annimmt, um meine Treue und Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen? Was habe ich je ihr zu Liebe ausgeführt, welches Pfand habe ich ihr gegeben, daß sie meiner Treue versichert sein muß? Wenn ich mich ihr so oft zum Sklaven ergeben habe, kann sie nicht mit mir anfangen als mit ihrem Eigenthum, was ihr beliebt? Bin ich denn ein so niederträchtiger und treuloser Ritter, daß ich ihr räuberisch nehmen mag, was ich ihr freiwillig gegeben? Gott bewahre mich vor solcher Sünde und behüte mich davor, ihr das Ihrige rauben und stehlen zu wollen! Ich bin geboren, um ihr zu dienen, und das will ich auch thun. Ich will also dabei beharren, ihr zu dienen und sie zu lieben, wie ich bisher gethan habe, komme daraus auch, was da wolle.

Auf diesem Sinne blieb er auch etwa zwei Jahre, in denen er, wie bisher, ihr Dienst und Verehrung erwies, bekam aber nie von ihr auch nur den leisesten Blick. Und da er sie in der That glühend liebte, so konnte er nicht verfehlen, sich manchmal etwas unvorsichtig zu benehmen, wodurch denn der ganze Hof und alle Leute in Neapel diese Liebe bemerkten, wiewol von vielen auch früher schon manchmal davon gesprochen worden war. Viele mit ihm befreundete Barone, als sie sahen, wie er sich in der Nachfolge dieser Frau verzehre, tadelten ihn heftig und zankten ihn um so mehr, da der Stolz und die Hartnäckigkeit der Frau allen sehr bekannt war.

Es war in ganz Neapel kein Bürger, noch Edelmann, dem es nicht leid that, daß Ventimiglia so von der Frau geringgeschätzt wurde, da ihn alle gern hatten und er allgemein beliebt war. Es gab auch neapolitanische Frauen und Edeldamen, welche dem Ventimiglia gerne ihre Liebe geschenkt hätten, wenn er sie hätte lieben und darum angehen mögen; aber der arme Liebhaber war so versessen auf jene, daß er auf keine achtete. Nun begab es sich, daß der Herzog von Calabrien im Sommer, um der gewöhnlichen großen Hitze Neapels zu entgehen, auf einige Tage nach den Bädern von Puzzuolo gegangen war, einem, wie ihr alle wißt, sehr heitern und unterhaltenden Orte, der auch im Alterthum ein Lustort für die vornehmen Römer war, wie noch jetzt die Ruinen vieler Prachtpaläste beweisen; dahin nun ging auch Ventimiglia hinaus mit dem Herzog. Und so lange er in Puzzuolo war, pflegte Ventimiglia sich der übrigen Gesellschaft zu entziehen und bald am Ufer des Meeres, bald in den offenen lustigen Feldern Alterthümer betrachtend, bald die fruchtbaren und nicht allzu steilen Hügel hinan, durch die zahlreichen kühlen Grotten, an den Seen und Schwefelstellen hin, durch die Zedern- und Pomeranzenhaine und so viele anderen Lustorte in der Gegend spazieren zu gehen. Immer ging sein Sinn nur darauf, wie er es angreifen müsse, um die Gunst der Dame zu gewinnen. Herr Galeazzo Pandono, sein vertrauter Freund war über das Leben, das er ihn führen sah, äußerst misvergnügt und hätte gern Alles gethan, um ihn von seiner Liebe freizumachen. Als daher eines Tages der Herzog früh aufgestanden war, um einem Spaziergang nach der Höhle der Sybille zu machen, nahm Herr Galeazzo den Herrn Giovanni Ventimiglia bei der Hand und sagte zu ihm: Herr Markgraf, lassen wir den Herzog gehen, wohin er will, und kommt ihr mit mir unter diese Lorbeerbäume, wo ich euch etwas sagen möchte.

Recht wohl, sagte Ventimiglia, ich war ohnehin entschlossen, anderswohin zu gehen.

So kamen beide an die bezeichnete Stelle und setzten sich im Schatten der Lorbeeren auf das weiche Gras nieder.

Herr Markgraf, hub sodann Pandono zu reden an, ich will alle Umstände beiseit setzen in Betracht der brüderlichen Freundschaft, die schon seit vielen Jahren zwischen uns besteht, und gleich auf den Kern dessen gehen, was ich dir zu sagen habe. Ich fange also mit dem Leben an, das ich dich in diesen Tagen hier zu Puzzuolo habe führen sehen; denn, um dir die Wahrheit zu sagen, schienst du mir einer der Philosophen, die dem Urgrunde der Natur nachforschen, so gedankenvoll und einsiedlerisch bist du umhergeschlichen in der Gegend und hast alle Gesellschaft vermieden. Es ist, glaube ich, noch nicht fünf Tage her, daß der Graf von Celano und ich auf dem Hügel dort standen und dich ganz allein hier an dieser Quelle stehen und weinen sahen; und über eine Stunde schauten wir dir zu, wie du beständig Thränen vergossest und oft die Augen gen Himmel kehrtest.

Siehe da, sprach der Graf von Celano zu mir, wohin es mit dem Markgrafen von Cotrone gekommen ist über der Frau Lionora Macedonia, der Gattin des Herrn Giovanni Tomacello! Er liebt sie und folgt ihr nach schon seit geraumer Zeit, sie aber ist hochfahrend wie ein Bastardmops und kümmert sich den Henker um ihn und um das, was er thut. Bei meines Vaters Seele, ich bin oftmals drauf und dran gewesen, ihn zu schelten und ihm tüchtig darüber herunterzumachen. Da ich aber nicht besonders genau mit ihm bekannt bin, habe ich es unterlassen. Dessenungeachtet liebe ich ihn wie einen Bruder, da ich weiß, was es für ein geehrter und artiger Ritter ist. Dir, Herr Galeazzo, steht das besser an, du bist sein Freund und vermagst ihn eher aus seinem Irrsale zu ziehen.

Ich verſprach ihm, es bei der nächſten Gelegenheit zu thun, die ich finden werde, um ſo mehr, da ich es mir ſelbſt wiederholt vorgenommen. Jetzt aber iſt es wol hohe Zeit, wenn meine Worte dir deine Freiheit verſchaffen. Es ſind ſchon einige Jahre, daß du dieſes Weib liebſt, und wenn du glaubteſt, deine Liebe ſei geheim, ſo würdeſt du dich gar ſehr täuſchen; denn es iſt keine Fabel in Neapel bekannter, als dieſe deine Liebe, jeder ſpricht davon und wundert ſich unendlich über deine Verirrung, da es das hochfahrendſte und ſtolzeſte Weib iſt, die es geben kann. Du aber haſteſt ſo feſt an ihr, daß du deinen Sinn auf ſonſt gar nichts wenden kannſt. Von dem Aufwande, den du um ihretwillen gemacht haſt, rede ich gar nicht, denn das iſt noch das geringere Übel; denn du biſt ja in Sicilien und in dieſem Königreiche ſehr reich und durch den Prunk, den du getrieben, indem du bei Feſten und Turnieren ſtets prachtvoll aufgezogen biſt, haſt du unſern Gebieter geehrt und dir den Namen des freigebigſten und glänzendſten Barons am Hofe erworben, was dir gar nicht ohne Bedeutung ſein kann. Daß du ſodann ihr nachfolgend deine Zeit vergeudet, tauſend andere paſſende und anſtändige Gelegenheiten verſäumt, dich ſelbſt faſt täglich zum eigenen Mörder gemacht und immer weniger auf dein Beſtes gedacht haſt, das ſollte dir freilich nicht gleichgiltig ſein und darum erwächſt mir aus deiner Liebe fortwährend tiefe Bekümmerniß, um ſo mehr, als ich ſo oft und von ſo vielen Seiten am Hofe ſagen höre, du habeſt dich in der Verfolgung dieſer Leidenſchaft ſo ſelbſt verloren, daß du gegen alles Andere gleichgiltig und gar nicht mehr dein eigener Herr ſeieſt. Viele ſagen auch, wenn man ſo über dich ſpricht, du ſeieſt gar nicht mehr der alte Markgraf von Cotrone, ſondern du habeſt dich in Leonora Macedonia verwandelt; denn du haſt doch keinen andern Gott auf der Welt, als ſie, die ſich doch um dich und deine Angelegenheiten ſo wenig kümmert,

als um die erſten Schuhe, die man an ihre Füßchen brachte. Und glaube nicht, daß das ſolche ſagen, die dir übel wollen; ſondern das Mitleid, das ſie mit dir haben, die Liebe, die ſie für dich fühlen, und der Wunſch, der ſie belebt, dich aus dieſer Hölle zu erlöſen, zwingt ſie, das zu ſagen, was ſie ſprechen, und dich zu bemitleiden. Und bei Gott, wenn ich dir offen die Wahrheit ſagen darf, ſo haſt du dich doch über alles Maß von der Luſt beherrſchen laſſen. Während du dich in andern Dingen immer äußerſt vorſichtig erwieſen, warſt du doch in dieſem Unternehmen ſo ſehr verblendet, daß du den offenbaren Tod vor Augen haſt, ja, was mehr iſt, Schande und Schmach und ewige Befleckung deines Namens, und ſiehſt es doch nicht. Du, der du im Kampfe unter unſerem glorreichen König Alfons ſo oftmals die feindlichen Schaaren durchbrochen und die dir anvertrauten Männer mitten durch die Gefahr zum Siege geführt, kannſt dich jetzt ſelbſt nicht leiten und weißt keine ſichere Zufluchtſtätte zu finden; vielmehr biſt du überwunden von einem Weibe, der du dich zum Sklaven ergeben haſt, und du ſtehſt zitternd vor ihr, wie ein Kind vor ſeinem Lehrer, der es züchtigt. Und vollends von welchem Weibe, du guter Gott, haſt du dich ſo beſiegen laſſen? Ich will zwar nicht leugnen, daß ſie zu den ſchönen jungen Frauen Neapels gehört und von ſehr edler Abſtammung, auch an einen vornehmen und reichen Edelmann verheirathet iſt; warum ſollte ich auch leugnen, was ja ein jeder ſieht und weiß? Aber was für lobenswerthe Eigenſchaften haſt du denn an ihr geſehen? Welche weibliche und liebenswürdige Sitten haſt du an ihr bemerkt? Welches Entgegenkommen, welches Benehmen, welche Beweiſe von Freundlichkeit glaubteſt du zu erkennen, worüber du ſie loben dürfteſt? Vielleicht ſagt einer: Sie iſt keuſch und ſittſam und will nichts thun, was ihr oder ihrem Gatten Schande bringen könnte.

Wohl und gut! Das iſt ganz in der Ordnung; denn ſobald eine Frau ihre Ehre verloren hat, hat ſie

alle ihren Ruhm und all ihr Gut verloren. Die aber, die wahrhaft ſittſam ſind, die, die wünſchen, dafür gehalten zu werden, ſind freundlich und höflich, und wenn ſie ſehen, daß ein Mann darnach trachtet, ihre Keuſchheit zu erobern, geben ſie ihnen auf eine angemeſſene Weiſe zu verſtehen, ſie mögen von dem Unternehmen abſtehen, denn es helfe ſie ſo wenig, als Waſſer im Mörſer ſtoßen oder Ziegelſteine waſchen. Sie ſind aber nicht, wie jene, hochfahrend, ſtolz, launiſch und voll von tauſend Grillen. Siehſt du nicht, daß die, welcher du folgſt, ſich nichts um dich bekümmert, und um ſo weniger bekümmert, als alle Welt weiß, daß du um ihretwillen das ſeltſamſte geplagteſte Leben führſt. Und alle das geſchieht, weil ſie weder Sitte noch Edelſinn beſitzt. Dieſe ihre Schönheit, die du ſo ſehr werth hältſt, gleicht einer Blume, die am Morgen herrlich prangt, am Abend aber welk und verdorrt erſcheint. Ein wenig Fieber und der Lauf der Zeit vernichten jede Schönheit und laſſen nichts übrig, als ein unerquickliches Stück Fleiſch. Kann denn eine einfache Schönheit ohne den Schmuck einer Tugend deine Seele ſo tadelnswürdig gefeſſelt halten? Vergib mir, mein Bruder, und höre geduldig die Wahrheit! Ich ſehe, du wirſt böſe, denn dein ganzes Geſicht verändert ſich und gibt mir davon Zeugniß. Aber werde nur böſe und zürne, ſo viel du willſt! Ich habe einmal begonnen, mit dem Lichte der Wahrheit deinen Irrthum zu beleuchten! Ich will den Weg verfolgen; und wenn du ein wenig dieſe deine Liebesleidenſchaft, die dich verblendet, beiſeit ſetzeſt, wirſt du ſehen, daß ich die Wahrheit ſage; und wenn du mir auch für den Augenblick vielleicht grollſt, ſo wirſt du doch mit der Zeit freundlich darüber geſinnt werden; denn mit der Zeit muß dieſe deine unendliche Geduld doch unterliegen und du mußt ſelbſt den Irrthum erkennen, in dem du ſo lange befangen geweſen biſt. Nur hilft eine ſolche Reue wenig. Was die Zeit, die Mutter der Wahrheit, mit ihrem ſchnellen

Lauf dir zeigen wird, das ſollteſt du jetzt durch deine Klugheit ſelbſt erkennen; dann würdeſt du von allen gelobt werden. Wo iſt dein Geiſt? Wo iſt deine Mannhaftigkeit? wo die Klugheit und die tiefe Einſicht, die ſo oft in kriegeriſchen Unternehmungen dir vor andern ſo viel Ehre eingebracht haben? Wo iſt der Preis deiner Ritterlichkeit, den du erworben, nicht durch wahnſinniges Verfolgen von Frauen und eitle Liebe, ſondern durch ritterliche That? Wo ſind deine vielen andern Gaben, die dir an dieſem Hofe ſo viel Anſehen verſchaffen? Fürwahr es thut mir um dich allzu ſehr leid und es betrübt mich gar zu ſehr, dich verloren zu ſehen, wie ich dich ſehe. Ich will gar nicht ein Mönch werden und dir Keuſchheit und Widerwillen gegen das ganze weibliche Geſchlecht predigen; denn ich weiß, daß du noch jung biſt und daß es ſchwer hält für jeden, der Freiheit und Wohlleben genießt, ſich der Umarmungen der Frauen zu enthalten. Ich möchte nur, daß du liebteſt, wo deine Liebe erwidert wird oder du wenigſtens Hoffnung hätteſt, für Treue und lange Dienſtbarkeit einige Belohnung zu gewinnen. Aber du liebſt die, die dich haßt, und die viel ſtolzer und ſpröder iſt, als der Feind der menſchlichen Natur. Es iſt noch nicht lange her, daß ich in Santa Maria Piedigrotta mit einer ſehr edeln und ſchönen Geſellſchaft von Frauen zum Nachteſſen war in dem lieblichen Garten des Caracciolo. Zufälligerweiſe kam die Rede auf Lionora Macedonia, die Gattin des Tomacello. Alle ſagten von ihr, ſie ſei allerdings ſehr ſchön, es ſei aber nicht möglich, eine gleich ſtolze, hochfahrende und anſpruchsvolle Frau zu finden, und weder Verwandte noch Freundin könne es lange in ihrer Geſellſchaft aushalten, da ſie ſich höher ſchätze, als alle in der Welt, und ohne Unterſchied niemand etwas gelten laſſe. Das iſt der Name, den dieſe deine Geliebte ſich bei Männern und Frauen durch ihr ſelbſtgenügſames Weſen erworben hat. Darum bediene dich nunmehr deines freien Willens

und wirf die ſchwere Laſt zu Boden, die dich nicht zu Athem kommen läßt. Führe das tödtliche Gift ab, woran dein Herz krankt; und wenn du je lieben willſt, ſo fehlt es dir gewiß nicht an ſchönen, edeln und tugendhaften Frauen, die ſich glücklich ſchätzen werden, von dir geliebt zu ſein, und von denen dir denn auch Gegenliebe nicht fehlen wird. Setze endlich dieſem Unheil ein Ziel! Denn je länger du zögerſt, um ſo größer wächſt es an und könnte ſich ſo feſtſetzen, daß es ſchlimmer würde, als der Satan. Habe zunächſt Gott vor Augen, dann deine Freunde, deine Ehre und dein Leben; in Wahrheit, es iſt jetzt hohe Zeit dazu. Weiter wüßte ich dir nichts zu ſagen.

Hier ſchwieg Pandono, der Antwort des Markgrafen gewärtig, welcher, betroffen von der Wahrheit und Ehrenhaftigkeit der Worte ſeines Freundes, nach einigem Bedenken tief aufſeufzte und alſo antwortete: Ich ſehe wohl ein, lieber Herr, daß alles wahr iſt, was du mir ſoeben ſo liebevoll auseinandergeſetzt haſt, und ich bin dir dafür unendlich verbunden. Freue dich daher, daß du nicht tauben Ohren gepredigt und deine Worte nicht umſonſt vergeudet haſt. Ich hoffe mit Gottes Hilfe ganz Neapel zu zeigen, welchen Eindruck deine wahren Worte auf mich gemacht haben. Und bei dem Handſchlag, den ich dir nunmehr gebe, verpfände ich dir mein treues Ritterwort, daß ich von nun an die verzehrenden glühenden Flammen gänzlich auslöſchen will, welche bisher wegen der unſeligen Schönheit Macedonia's mich verzehrt und verſengt haben; und ſo nehme ich ihren Namen und ihr Gedächtniß nun aus meinem Herzen. Sie ſollen bei mir keinen Platz mehr finden, und es ſoll nicht weiter von ihr die Rede ſein. Gehen wir! Ich ſehe, daß der Herr Herzog bereits auf dem Heimwege begriffen iſt.

Nach dieſen Worten ſtanden ſie auf, fingen ein anderes Geſpräch an und folgten dem Wege des Herzogs. Noch an dem nämlichen Tage nahm Ventimiglia, der

es für das Beſte hielt, ſich einige Zeit von Neapel zu entfernen, Gelegenheit, den Herzog um Urlaub zu bitten, um nach ſeiner Markgrafſchaft Cotrone in Calabrien und von da hinüber nach Sicilien zu gehen. Nachdem er den Urlaub erhalten, ging er nach Neapel, um dem König Alfons ſeine Aufwartung zu machen, brachte ſeine Angelegenheiten in Ordnung, ritt nach Calabrien und hielt ſich daſelbſt einige Tage auf; ſodann ſchiffte er nach Sicilien über, wo er ſeit vielen Jahren nicht geweſen war. Und man glaube nicht, daß er dort müßig ging. Er durchreiſte die ganze Inſel zu Pferde, ſah täglich neue Dinge und ſuchte durch fortwährende Strapazen die Gelüſte zu ertödten, die je zuweilen die Schönheit Macedonia's ihm noch erweckte, ſodaß ihn ſeine Abreiſe faſt reuen wollte. Und doch, ſo oft er ſich auch verſucht fühlte, zurückzukehren und noch eine Weile zuzuſehen, ob es ihm nicht durch Beharrlichkeit gelinge, die Hartherzigkeit der grauſamen Frau zu brechen, ſo war doch die Vernunft in ihm ſo mächtig, daß er das Gedächtniß an ſie ganz von ſich bannte, und da ſich ſo allmälig die eingewurzelte Leidenſchaft verminderte, begann er kaltblütig ihre vielfache Härte und ihr unliebenswürdiges Betragen zu erwägen. Erſt als er ſich dann ganz frei fühlte, beſchloß er an den Hof zurückzugehen. Nach einer Abweſenheit von etwa ſieben Monaten kehrte er nach Neapel zurück, aber er ging nie mehr am Hauſe jener Frau vorüber, außer etwa zufällig in Geſellſchaft von andern, welche dieſen Weg einſchlugen. Wenn ſie aber dann auch am Fenſter oder unter der Thüre ſtand, that er, als ob er ſie nicht bemerkte, und war ſo gleichgiltig, als ob er ſie niemals geſehen hätte. So war er ſeit ſeiner Rückkehr von Sicilien noch nicht zwei Monate wieder in Neapel, als ſchon jedermann dieſe Umwandlung bemerkte, und alles zollte ihm dafür das größte Lob; ſo ſehr war allen das widerſpenſtige Weſen Macedonia's zuwider. Und weil, wie der göttliche Dichter Meſſer

Francesco Petrarca ſagt, gegen dieſe Bosheit Amors kein Mittel vorhanden iſt, als ſich von dem einen Bande zu löſen und an das andere zu ketten, wie man aus einem Brett einen Nagel mit dem andern heraustreibt, wiewol er von der Liebe der Frau Lionora frei war, ſo fühlte er doch noch manchmal ein Fünkchen des alten Feuers unter der Aſche glimmen, und das löſchte er nicht ganz aus, ſondern öffnete vielmehr ſeine Bruſt neuer Liebe und begann zu erglühen für eine ſehr ſchöne Jungfrau, welche auch, als ſie die Liebe des Ritters als aufrichtig erkannte, ſich keineswegs ſpröde zeigte, ſodaß er ihre und ſie ſeine Gunſt erwarb. Von dieſer zweiten Liebe fand ſich Herr Ventimiglia ſehr befriedigt, und da er an der Dame täglich mehr Sitte und Freundlichkeit erkannte, vergaß er ſeine erſte Geliebte gänzlich, ja er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt darüber, daß er ſie überhaupt je geliebt habe. Bei dieſer zweiten Liebe aber hielt er ſich ſo geheim, daß niemand je etwas davon merkte. Schon war faſt ein Jahr verſtrichen ſeit Herrn Ventimiglia's Rückkehr von Sicilien nach Neapel, als Herr Giovanni Tomacello der Gemahl Macedonia's von einigen ſeiner Verwandten in einen ſchlimmen Rechtshandel verwickelt wurde, in Folge deſſen ihn einige Schriften, die ſeine Gegner auffanden, in große Gefahr brachten, mehr als vierzigtauſend Ducaten von ſeinem väterlichen Erbe zu verlieren. In welche Noth er dadurch gerieth, mag ſich ein jeder vorſtellen, der ſich einmal ſelbſt in einem ſolchen Verhältniſſe befand. Die Sache kam vor den hohen Rath des Königs, und da es Tomacello vorkam, als ſtänden ſeine Gegner mehr in Gunſt, als er, und er darum ſeinen Rechtshandel zu verlieren fürchtete, wußte er nicht, was er anfangen ſolle. Die vornehmſten Rechtsgelehrten des Reichs hatten allerdings ihr Gutachten dahin abgegeben, daß das Recht, wenn auch unter verwickelten Umſtänden, auf ſeiner Seite ſei; und ſo rieth ihm ein guter Freund, ſeine Zuflucht zu einem Günſtlinge des

Hofes zu nehmen, um mit deſſen Hilfe zu erlangen, daß der Proceß ohne Zeitverluſt entſchieden würde, weil ſeine Verwandten eben durch den Einfluß, den ſie beſaßen, zu bewirken ſtrebten, daß die ſtreitigen Güter gerichtlich verwaltet und der Handel in die Länge gezogen würde; was, wenn es zur Ausführung kam, Tomacello völlig zu Grunde richten mußte. Er ging daher in Gedanken alle Günſtlinge des Hofes durch und überlegte, weſſen Hilfe er anſprechen könne, bis man ihm rieth, den Markgrafen von Cotrone für ſich zu gewinnen, der ſowol der dienſtfertigſte und gefälligſte von allen Hofleuten, als auch der erſte Liebling des Herzogs von Calabrien ſei und nächſtdem von dem Könige Alfons ſehr werth gehalten werde. Tomacello, welcher niemals etwas von der Liebe des Markgrafen zu ſeiner Gattin gehört hatte und auch ſonſt ſeine Freigebigkeit, Menſchenfreundlichkeit, Höflichkeit und Leutſeligkeit, ſowie andere ſeltene Eigenſchaften, die er beſaß, hatte rühmen hören, beſchloß, obgleich er ihn nicht näher kannte, ihn zu beſuchen und ihn zu bewegen, daß er ihn in dieſem Rechtsſtreite unterſtütze. Nachdem er dieſen Entſchluß einmal gefaßt hatte, verſchob er die Ausführung deſſelben nicht, ſondern beſtieg am folgenden Morgen gleich nach dem Frühſtück ein Maulthier und begab ſich in das Haus des Markgrafen, der bei Seggio Capuano wohnte. Er ſtieg gerade zu der Zeit bei ihm ab, als auch Ventimiglia ſeine Mahlzeit beendigt hatte, und eben noch mit einigen Edelleuten, ſeinen Freunden, die bei ihm geſpeiſt, am Tiſche ſaß und ſich unterhielt. In den Saal eingeführt, bezeugte Tomacello dem Markgrafen ſeine ſchuldige Ehrerbietung und ſobald dieſer freundliche und äußerſt liebreiche Mann den Herrn Giovanni Tomacello eintreten ſah, ſtand er auf, ging auf ihn zu, empfing ihn mit anmuthiger Höflichkeit und fragte ihn, was er mache.

Ich komme, antwortete Tomacello, um mit dir unter vier Augen über Geſchäfte zu ſprechen.

Als der Markgraf dies hörte, wunderte er ſich ſehr, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen ſehr ſchönen Garten, wo ſie auf- und abgingen und ſich der Schönheit des Baumgutes freuten, das voll war von Pomeranzen, Zitronen, Zedern und andern fruchtbaren Bäumen, nebſt tauſendfacher Abwechſelung von holden und duftigen Blumen; darauf ſetzten ſie ſich in eine kleine vor der Sonne geſchützte Laube. Als ſie ſich dort niedergelaſſen hatten, begann Tomacello alſo zu ſprechen: Wiewol ich früher, erlauchter Herr Markgraf, keine Freundſchaft noch Bekanntſchaft mit dir gehabt habe, noch mir Gelegenheit geworden iſt, dir irgend einen Dienſt zu thun, um deſſen willen ich wagen dürfte, dich um deinen Schutz und deine Verwendung in einer mir ſehr wichtigen Angelegenheit anzugehen, ſo hat mir doch der Name, den du dir in dieſem Königreiche allgemein als der höflichſte Mann, der nie einem Bittenden ein Geſuch abzuſchlagen weiß, erworben haſt, den Muth gegeben, daß ich, vielleicht, ohne von dir gekannt zu ſein, zu dir komme und dich um die Gunſt anflehe, ein Paar gute Worte für mich einzulegen. Ich bin Giovanni Tomacello, ein Edelmann dieſer Stadt, mit dem neulich einige meiner Verwandten oder vielmehr tödtliche Feinde einen Proceß angefangen haben, in Folge deſſen ſie mir, wenn ſie durchdrängen, mehr als die Hälfte meines väterlichen Erbes entreißen würden. Ich habe meine Papiere vorgebracht und meine Rechtsfreunde ſagen mir, daß, wie verworren auch die Sache, das Recht doch entſchieden auf meiner Seite ſei. Trotzdem beſtehen meine Gegner darauf, indem ſie auf die Gunſt bauen, deren ſie ſich im hohen Rathe erfreuen, daß die ſtreitigen Güter den Gerichten zur Verwaltung übergeben werden, und ſuchen ſie die Sache in die Länge zu ziehen, unter dem Vorgeben, noch andere Papiere wieder vorſuchen zu wollen. Müßte ich die Hälfte meiner Güter verwalten laſſen, ſo würde mich das zu Grunde richten; da ich ſchon viele Jahre

im Beſitze bin, ſo möchte ich auch darin verbleiben und machen, daß der Proceß bald geſchlichtet würde. Das aber kann ich ohne deine Verwendung nicht erlangen. Darum bitte ich dich unterthänig, da du, wie es heißt, dein Vermögen ſo bereitwillig allen ſpendeſt, daß du für mich nicht karg mit Worten ſeieſt. Wenn ich durch deine Vermittelung einen Spruch zu meinen Gunſten erhalte, wie ich hoffe und wie die Gerechtigkeit fordert, ſo bin ich dir auf ewig verbunden für Vermögen, Leben und Ehre. Überdies werde ich mich einigermaßen ſo benehmen, daß du erkennen ſollſt, du habeſt deine Worte nicht für einen Undankbaren hingegeben. Ich wünſche auch nichts, als durch deine Vermittelung Gerechtigkeit zu erlangen, ſo bald als möglich.

Hier ſchwieg Tomacello, worauf der Markgraf mit heiterem Geſichte Tomacello folgendermaßen antwortete: Ich wünſchte wohl, mein Herr, du bedürfteſt meiner Hilfe nicht, um die du mich erſuchſt, nicht etwa deshalb, weil ich abgeneigt wäre, für dich in deinem Rechtsſtreite zu thun, was in meinen Kräften ſteht, ich werde es vielmehr herzlich gerne thun; vielmehr weil ich wünſchte, daß deine Angelegenheiten in dem befriedigenden Zuſtande wären, den du ſelber verlangen magſt. Ich danke dir und bin dir verbunden für das Lob, das du mir ſpendeſt; und wenn auch alle die guten Eigenſchaften, die man mir beilegt, mir nicht zukommen, ſo freut es mich doch, in einem ſo guten Rufe zu ſtehen, und, ſo viel an mir iſt, werde ich beſtrebt ſein, daß meine Handlungen der von mir verbreiteten Meinung entſprechen. Alles, was ich zu deinen Gunſten thun kann, ſei verſichert, daß ich es thun werde und zwar mit der Eile und dem Eifer, wie wenn es meine eigene Sache wäre. Iſt der Erfolg ein guter, ſo ſoll es mich freuen, wie wenn er mir ſelbſt zu Gute käme. Geſchieht, was Gott verhüte, das Gegentheil, ſo werde ich doch jedenfalls vorher meine Pflicht thun. Wenn du aber Recht haſt, wie du mich verſicherſt,

ſo hoffe ich, dir morgen, ehe die Sonne untergeht, erfreuliche Neuigkeiten melden zu können; denn ehe du zu Nacht ſpeiſeſt, will ich die Sache ſo einleiten, daß der Ausgang nur ein guter ſein wird. Was die Anerbietungen betrifft, die du mir zuletzt gemacht haſt, ſofern ſie dahingehen, mein Freund und Bruder zu bleiben, ſo danke ich dir dafür und ſehe es an, als habe ich heute eine ſehr große Eroberung gemacht; gedenkſt du aber, wie deine Worte anzudeuten ſcheinen, mir irgend etwas zu ſchenken, ſo muß ich bemerken, daß ich, wenn ich ein Krämer wäre oder um Lohn diente, es etwa annehmen könnte; nun bin ich aber Giovanni Ventimiglia, meines Standes ein Edelmann und Ritter und nicht ein Krämer. Ich hätte darum alle Urſache, mich über dich zu beklagen, da du meiner Ehre ſolche Zumuthungen machſt. Es ſtimmt dies ſchlecht zu dem, was, wie du mir kurz zuvor geſagt haſt, die öffentliche Meinung von mir hält. Mein Vater war ein Ritter und ein Herr, deſſen Tapferkeit und Ruhm noch in Sicilien wiederhallt, mein hochherziger König hat mich ſelbſt zum Ritter und Markgrafen erhoben, ohne Zweifel, weil er gnädig genug war, anzunehmen, daß meine guten Eigenſchaften oder wenigſtens die Meinung, die er von mir hatte, es verdienen. Das Gold, das du mich um den Hals tragen ſiehſt, trage ich nicht als Zeichen, daß ich ein Kaufmann bin, ſondern, um an mir die Freigebigkeit und Gnade meines ruhmreichen Königs zu zeigen, und andererſeits, um es ritterlich zu gebrauchen und auszugeben. Darum biete ich dir außer dem Dienſte in Worten, den du von mir verlangſt, ſo bald du es nöthig haben ſollteſt, dich meines Vermögens zu bedienen, an, ſo viel du willſt; und wenn du den Verſuch machſt, wirſt du ſehen, daß ich in Handlungen viel mehr leiſten kann, als ich dir in Worten anzubieten verſtehe.

Nachdem Tomacello das Verſprechen und dieſes großmüthige Anerbieten von Ventimiglia erhalten hatte, hielt

er ſich für gänzlich zufriedengeſtellt, dankte ihm unendlich und erbot ſich zu gleichen Dienſten mit den freundlichſten Worten, die er wußte. So ganz voll der beſten Hoffnung kehrte er nach Hauſe zurück und erzählte ſeiner Gattin, was er bei dem Markgrafen von Cotrone ausgerichtet hatte. Dieſe verwunderte ſich nicht wenig über die Gefälligkeit des Ritters und erinnerte ſich dabei, ohne jedoch ihrem Mann weiter davon zu ſagen, im Stillen der langen Dienſtbarkeit des Markgrafen, des großen Aufwandes, den er gemacht, des Waffenſpieles, des Prunkes und ſo vieler Aufmerkſamkeiten, die er aus Liebe zu ihr gegen ſie gehabt, und wie ſie ihn auch niemals mit einem Blicke ihrer Augen erfreut hatte. Dies drängte ſie zu der Überzeugung, daß er der vollkommenſte Mann ſei, den man finden könne. Sobald Tomacello das Haus des Markgrafen verlaſſen hatte, begab ſich dieſer an den Hof und ſprach eindringlich mit dem König und mit dem Herzog über die Angelegenheit des Tomacello; weshalb denn der König einen ſeiner Kämmerer zu ſich rief und ihm auftrug, ſeinen Räthen insgeſammt zu wiſſen zu thun, ſie haben bei Verluſt ſeiner königlichen Gnade am folgenden Tage unweigerlich im Rechtsſtreite zwiſchen Giovanni Tomacello und ſeinen Verwandten ein Urtheil zu fällen. Die Räthe ſäumten nach Empfang dieſes Befehles nicht, ihn in Ausführung zu bringen, und ſandten alſo, da in dem Proceſſe Alles zum Spruche reif war, den Betheiligten ihre gerichtliche Einladung zu, am andern Morgen vor ihnen zu erſcheinen, um der Entſcheidung ihrer Angelegenheit zu gewärtigen. Das Gericht kam zur beſtimmten Zeit zuſammen und da der Fall ſchon zuvor von den Anwälten für und wider erörtert worden war und allen Giovanni Tomacello's gutes Recht eingeleuchtet hatte, ſo ſprachen ſie das Endurthel zu ſeinen Gunſten aus. Um den ihm geleiſteten Dienſt vollkommen zu machen, ließ Ventimiglia das Urtheil durch einen ſeiner Leute aufnehmen und gerichtlich beſtätigen und ſandte es

unverzüglich Tomacello zu, der über dieſe ſchöne und unerwartete Wendung eine groſse Freude hatte, dem Markgrafen angelegentlichſt dafür dankte und anfing ihn öfter zu beſuchen, ja auch mit ihm zu ſpeiſen. Dem Herrn Markgrafen fiel es indeſſen darum niemals ein, deſſen Gattin wiederſehen zu wollen oder ſeine früheren Plane wieder aufzunehmen; vielmehr kümmerte er ſich wie ſeit längerer Zeit nicht mehr und nicht weniger um ſie, als wenn er ſie nie gekannt hätte. Hiernächſt ritt eines Tages der Herzog von Calabrien nach dem Abendeſſen durch die Stadt und kam an dem Hauſe Tomacello's vorüber, welcher mit ſeiner Gattin eben an der Thüre ſtand, um friſche Luft zu ſchöpfen. Ventimiglia war zufälligerweiſe mit einem Edelmann hinter dem übrigen Gefolge zurückgeblieben und kam im Geſpräche mit ihm langſam nachgeritten. Als er der Hausthüre Tomacello's gerade gegenüber war, lieſs dieſer ſeine Gattin auf der Straſse ſtehen und lief auf den Markgrafen zu, um ihn angelegentlich zu bitten, er möge mit ſeinem Begleiter abſteigen und zur Erfriſchung ein Glas bei ihm trinken. Der Markgraf dankte Tomacello und wollte die Einladung nicht annehmen, ſondern ritt weiter, dem Herzoge nach. Hierauf ſprach die Frau, uneingedenk des groſsen Dienſtes, den der Markgraf erſt kürzlich ihrem Gemahle geleiſtet: Was haſt du nur, mein Gemahl, mit dem Markgrafen Ventimiglia zu ſchaffen, daſs du ihn ſo freundlich in dein Haus einlädſt?

Mit unwilliger Miene wandte er ſich hierauf zu ſeiner Gattin und ſagte: Bei der Seele meines Vaters, ich glaube nicht, daſs es auf Erden ein undankbareres Weib gibt, als du biſt. Du kannſt nichts, als dich putzen und beſpiegeln, täglich auf neue Kleiderpracht ſinnen, immer geſchniegelt und gebügelt daſtehen, als wäreſt du die Fürſtin von Tarent, und alle Männer und Frauen dieſer Stadt über die Achſeln anſehen. Iſt es möglich, daſs du ſchon vergeſſen haben kannſt, welche Gefälligkeit,

ja Wohlthat dieſer Markgraf mir dieſer Tage erwieſen hat? Müſſen wir nicht ſagen, daß wir ihm den größten und beſten Theil unſeres Vermögens verdanken? Wären wir nicht ohne ihn zu Grunde gerichtet bis in die dritte Generation? Fürwahr, es wäre unſere Schuldigkeit, die Erde zu küſſen, die er mit ſeinen Füßen betritt. Ich für meinen Theil bekenne, ihm mit Leib und Leben, geſchweige denn mit Hab und Gut verpfändet zu ſein, und mein Wunſch iſt, daß er immer über mich und mein Eigenthum ſchalte, als ob es ihm gehörte. Ja, ich will mich umbringen laſſen, wenn ich auf Erden ſeines Gleichen kenne, denn wenn er mir auch nie einen Gefallen erwieſen hätte, ſo verdient er doch um ſeiner ſeltenen Eigenſchaften willen die allgemeine Liebe, Achtung und Verehrung. Er iſt edel, höflich, freundlich, gefällig, freigebig, großherzig, dienſtfertig und der edelſte Herr, der je in dieſer Stadt gelebt und deſſen Tugenden ſelbſt Steine rühren müſſen. Und bei Gott, er iſt auch nicht ſo häßlich, daß es einen anwidern müßte, ihm gut zu ſein; aber du verlangſt, ich ſoll ihn nicht ehren und feiern? Seine Beſcheidenheit und ſein freundliches Weſen würde ein Marmorherz in ihn verliebt machen. Darum, meine Gattin, bin ich gegen ihn zu weit Größerem verbunden, als daß ich ihn einlade, bei mir Erfriſchungen anzunehmen. Wollte nur Gott, ich könnte ihm einen recht ausgezeichneten Dienſt thun, wie gerne würde ich es thun!

Dieſe Worte durchſchnitten das undankbare ſtolze Herz der Frau und ſie wußte ihrem Gatten keine Silbe zu erwidern, ſondern blieb ſtumm ihm gegenüber ſtehen und ſchlich ſich, ſobald ſie konnte, von ihm hinweg in ihr Zimmer, wo ſie ſich auf das Bett warf und dem Strome ihrer Thränen freien Lauf ließ. Der Mann ſah ſeine Frau fortgehen, und da er wußte, daß ſie ihrer Natur nach nichts weniger, als Tadel vertrug, ſo beſtieg er ſein Maulthier und ritt durch die Stadt ſpazieren. Sie em-

pfand mit einem Male eine ſo ſchwere innerliche Reue, daß es ihr war, als hätte man ihr das Herz aus allen Wurzeln geriſſen. All ihr Sinnen und Denken war mit dem Markgrafen beſchäftigt und Alles, was er jemals um ihretwillen gethan und gelaſſen, machte ſich ihr gegenwärtig insgeſammt erinnerlich. Sie gedachte an die Härte, die Grauſamkeit und den Stolz, den ſie ſo oft gegen ihn übte, und fühlte ſich vor Schmerz dem Tode nahe. Was ſollen nun wir hier ſagen, meine edeln Herren und Damen? Was in ſo vielen Jahren durch Bälle, Feſte, Geſänge, Tioſtieren, Turnei, Muſik und reichlichen Aufwand, weinend, bald glühend, bald erſtarrend, ſeufzend, dienend, liebend, bittend und alle Unterthänigkeit und Liſt übend, die ſelbſt Lucretia einem Tarquinius gewonnen hätten, der mannhafte und edle Markgraf nicht ausrichtete, das bewirkten die einfachen und wahren Worte des unbedachten Gatten, die jenes ſtolze und verhärtete Herz ſo demüthigten und erweichten, daß ſie, die immer der Liebe entgegenkämpfte, ſich mit einem Schlage ganz in Glut und Flammen fühlte aus Neigung zu dem Ritter, ſodaß es ihr unmöglich ſchien, ohne ihn zu leben, bis ſie einmal mit ihm ſprechen und die verzehrenden Flammen, die ſie erbärmlich zu Grunde richten, ihm offenbaren könne. Sie beſchloß daher noch an demſelben Abend, irgendwie ein Mittel zu finden, mit ihm zuſammenzukommen. Sie konnte die ganze Nacht über an ſonſt nichts mehr denken. Als der Tag gekommen war, erinnerte ſich die Frau des Boten, welchen der Markgraf ihr mit einem Briefe zugeſandt hatte. Sie fand daher durch eine gute Alte Gelegenheit, mit dieſem zu reden und ihm zu entdecken, was ſie wünſchte, daß er bei Herrn Ventimiglia ausrichte. Als der Bote die Frau hörte, tröſtete er ſie ſehr und ſagte ihr, er ſei verſichert, daß der Markgraf ſie noch immer liebe, und er wolle es ſchon ſo einrichten, daß er zu einer Unterredung zu ihr komme. Die Frau war darüber hoch erfreut. Der Bote ging weg, ſuchte den

Markgrafen auf und ſagte zu ihm: Mein Herr, ich bringe dir eine wunderbare Neuigkeit, die du gewiß nicht im Stande biſt zu errathen. Weißt du wol, daß Frau Lionora Macedonia, der Sprödigkeit, womit ſie dir begegnet, müde, jetzt ganz die deine iſt und nichts ſehnlicher wünſcht, als dir gefällig zu ſein, auch dich inſtändig bittet, zu geruhen, heute um Nonenzeit zu einer Unterredung zu ihr zu kommen, ſie wolle dich im Garten, der hinten an das Haus ſtößt, erwarten, und die Thüre des Gartens ſoll offenſtehen. Meſſer Giovanni Tomacello, ihr Gemahl, iſt dieſen Morgen nach Somma*) gegangen und wird in den nächſten acht Tagen nicht zurückkommen.

Der Markgraf wunderte ſich über dieſe Botſchaft nicht wenig, unendlich Vieles drängte ſich ihm durch den Kopf und er war im Zweifel, ob er hingehen ſolle. So antwortete er dem Boten: Ich habe heute einige Geſchäfte von der größten Wichtigkeit. Finde ich Zeit um die Stunde, die du mir bezeichnet haſt, ſo gehe ich hin und ſpreche mit Frau Lionora.

Der Bote ging weg, kehrte zu der Frau zurück und ſagte ihr, der Ritter werde um die feſtgeſetzte Stunde kommen. Herr Ventimiglia aber, der ſeine Liebe ganz von jener Dame abgezogen hatte, dachte an anderes und ging nicht hin. Sie erwartete die Ankunft des Markgrafen den ganzen Tag, und da ſie ihn nicht kommen ſah, war ſie ſehr betrübt. Sie fragte den Boten aus und ließ ſich von ihm wol zehnmal die Worte wiederholen, die der Markgraf zu ihm geſagt hatte; und da ſie dann der Meinung war, er ſei durch wichtige Geſchäfte abgehalten, zu kommen, oder habe vielleicht Bedenken getragen, in ihr Haus zu kommen, ſchickte ſie den Boten noch einmal an ihn ab und ließ ihn erſuchen, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde ihr die Gunſt zu erweiſen, in einer gewiſſen wenig beſuchten Kirche ſich einzufinden.

*) Auf dem Wege von Neapel nach Nola, hinter dem Veſuv.

Mittlerweile überkam ſie zwar auch die Beſorgniß, ob nicht die dereinſt glühende Liebe des Ritters ſich in Haß verwandelt haben möge, und ſie warf ſich ſelbſt die Härte vor, die ſie gegen ihn geübt hatte. Indeſſen ſchien es ihr wieder unmöglich, daß ſo viele Liebe ganz erloſchen ſein könne; und je länger ſie abgehalten wurde, dem Ritter ihre Leidenſchaft zu entdecken, deſto mehr verzehrte ſie das überhandnehmende Feuer derſelben. Auf ihre zweite Botſchaft hin entſchloß ſich der Ritter hinzugehen, um zu ſehen, was ſie wünſche, da er ſich nicht denken konnte, was dieſe raſche Umwandelung bewirkt habe. Als die Zeit kam, wo ſie ſich in der Kirche einfinden ſollten, und die Frau die Gewißheit erhalten hatte, daß der Ritter um die feſtgeſetzte Zeit kommen werde, kleidete ſie ſich ſehr reich, putzte und ſchmückte ſich ſo reizend als möglich, erhöhte meiſterlich ihre angeborene Schönheit durch die Kunſt und verfügte ſich nach dem abgelegenen Tempel, wo kurz zuvor mit einem kleinen Edelknaben, der ihm außen das Pferd hielt, der Markgraf angekommen war. Als ſie mit drei Frauen und zwei Dienern eintrat, ſah ſie den Markgrafen allein umhergehen; ſie trat ihm höflich entgegen, grüßte ihn und er ſie. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe die gebührenden Höflichkeitsbezeugungen ausgetauſcht, ſagte der Ritter: Gnädige Frau, verzeiht mir gefälligſt, daß ich neulich nicht in euer Haus gekommen bin; denn die Geſchäfte, die ich eben vorhatte, haben es nicht erlaubt. Nun aber komme ich, zu hören, was euch gefällig iſt, mir zu ſagen.

Nach einigen kläglichen Seufzern, die aus der Tiefe ihres Herzens aufſtiegen, ihre ſchönen Augen kläglich auf das Geſicht des Herrn Markgrafen heftend, begann ſie ſodann mit gedämpfter bebender Stimme alſo zu reden: Wenn ich, mein unvergleichlicher Herr, mich ſo gegen dich benommen hätte, wie deine Tugend es ſtets verdient hat, ſo könnte ich kecklicher vor deinem erhabenen und großartigen Anblick meine Bitten vorbringen. Wenn ich

aber denke, daß meine Undankbarkeit und Härte gegen dich mehr als unendlich gewesen und daß ich nie mich dazu hergegeben habe, dir mit einem einzigen Blicke gefällig zu sein, so wagt die kalte Zunge nicht dir das zu sagen, was dir bittend vorzutragen ich hierher gekommen bin. Freilich wenn ich nur berücksichtigen wollte, was ich verdiene, wie hätte ich es je wagen sollen, dir wieder vor die Augen zu kommen? Aber deine unvergleichliche Menschenfreundlichkeit und deine höfliche Sitte, die andere so sehr rühmen, machen mich nicht allein beherzt genug, dir meine Wünsche zu vertrauen und frei meine Plane zu eröffnen, sondern lassen mich auch hoffen, daß ich bei dir Erbarmen finden werde, geschweige Verzeihung.*) Und was wäre anders zu erwarten, von einem so edeln und hochherzigen Ritter, dessen Beruf es ist, allen zu helfen. Ich, mein Herr, war ich bisher blind und gleichgiltig, so habe ich jetzt die Augen geöffnet und meine thörichte Hartnäckigkeit eingesehen, ich bin nicht nur Bewundererin deiner unvergleichlichen Tugend und seltenen Gaben, sondern die Dienerin; darum kann ich ohne deine Hilfe, deine Gunst und deine Liebe nicht am Leben bleiben. Und glaube nicht, mein Gebieter, daß ich alle diese Ausgaben, die du unnöthigerweise um meinetwillen gemacht, die Feste, die Zeit, die du verloren, und so vieles andere, was du um meinetwillen vergebens gethan hast, vergessen und andererseits meine Grausamkeit, meinen Undank und meine Misachtung gegen dich nur so von mir abgeschüttelt habe; vielmehr schwebt das alles meinen geistigen Augen noch sehr lebhaft vor und ist mir ein beständig nagender Wurm am Herzen. Ja, es macht mir so viel Pein, daß ich weit lieber sterben möchte. Darum bekenne ich meine schwere Verirrung, flehe dich demüthig um Vergebung an und bitte dich, mich zu deiner demüthigen Magd annehmen zu wollen. Du sollst mich in Zukunft

*) Anspiel auf Petrarca's erstes Sonnett, wo es heißt: Spero trovar pietà, non che perdono.

gegen all dein Begehren durchaus gehorsam finden und ich befehle in deine Hände meine Seele und mein Leben. Und welches größere Glück kann denn der Mensch finden, als seinen Feind um Gnade rufend zu seinen Füßen niederfallen zu sehen? Sieh du das jetzt, mein Gebieter, denn dein gutes Geschick will, daß ich Alles, was ich je gegen dich verbrochen, nun durch doppelte Strafe abbüße. Wenn meine Leute, die hier in die Kirche mich begleitet haben, mich nicht sähen, so würde ich mich zu Boden werfen und um Erbarmen schreiend dir tausendmal die Füße küssen. Jetzt bin ich denn ganz die deine: mache mit mir, was dir am Besten gefällt! Wünschest du, um deine früheren Bemühungen zu rächen, daß ich sterbe, so gib mir mit diesem Schwerte, das du umgürtet hast, mit deiner Hand den Tod! Denn in jedem Falle, wenn ich deine Gunst nicht erlange, darfst du überzeugt sein, daß in kurzem mein Leben zu Ende gehen wird. Wenn aber ein Funke deiner schlecht belohnten Liebe, die du sonst für mich hegtest, dir noch im Busen glimmt, wenn du der hochherzige Fürst bist, für den dich das ganze Reich ausgibt, so geruhe mit mir Erbarmen zu haben. Und wenn du vielleicht zu wissen wünschest, wie diese meine plötzliche Umwandlung erfolgt und woher diese meine glühende Liebe zu dir entstanden ist, so will ich dir es sagen. Mein Gatte, der dich mehr, als sich selbst liebt und dir so tief verpflichtet ist, hat mir dieser Tage eine Predigt gehalten über deine rühmlichen Eigenschaften und dich so sehr gelobt, daß meine Augen, welche erblindet waren, sich plötzlich aufthaten und ich so glühend für dich entbrannte und mich so ganz dir hingegeben fühlte, daß ich gar nicht mehr meiner mächtig bin. Deshalb bin ich hierher gekommen, um dir mein Begehr zu veroffenbaren, damit eins von beidem geschehe, entweder daß ich als die deinige lebe, oder daß ich sterbe. In deiner Hand also ruht mein Leben und mein Tod.

Nach diesen Worten brach ein Strom von Thränen

aus ihren Augen und ſie ſchwieg, von Schluchzen unterbrochen. So lange die Frau ſprach, hatte der Markgraf aufmerkſam zugehört und unterdeſſen die mannichfaltigſten Gedanken bei ſich gehabt. Er ſah ſie reizender, als jemals, und der Schmerz erhöhte noch ihre Schönheit und Anmuth; er ſah ſie bereit, allen ſeinen Befehlen zu gehorchen und fühlte den Stachel der Luſt in ſich erwachen, welche ihm zuflüſterte, er könne ja ihr zu Gefallen die Freuden der Liebe mit ihr genießen und mit einer paſſenden Antwort und Verabredung einer Zuſammenkunft ſie für jetzt getröſtet entlaſſen. Aber ſeine Vernunft war ſtärker als ſeine Sinnlichkeit. Sobald er daher ſah, daß ſie, von Thränen gehemmt, nichts mehr ſagte, antwortete er ihr auf folgende Weiſe: Nicht wenig, Frau Lionora, habe ich mich gewundert, daß du zu einer Unterredung mit mir kommſt; und je mehr ich darüber nachdenke, um ſo mehr muß ich mich wundern; ja, ich kann es kaum glauben, obſchon ich dich hier ſehe, wenn ich mich der Zurückhaltung erinnere, die du ſo lange Jahre her ſtreng gegen mich geübt. Was ich früher that, als ich heftig in dich verliebt war, braucht mir nicht ins Gedächtniß gerufen zu werden, denn ich ſehe es beſtändig wie in einem hellen Spiegel ſehr klar und ſchäme mich über mich ſelbſt. Und ob ich damals um deinetwillen bald brannte, bald erſtarrte, ob ich oft dem Tode nahe war, das wiſſen dieſe meine beiden Augen, die in jener Zeit zwei Quellen ähnlich ſahen; noch kann mirs ganz Neapel bezeugen, das meine glühendſten Wünſche und meine eiſigſte Furcht ſo oft geſehen hat. Der Lohn für meine ſo lange, peinvolle, beſtändige und treue Dienſtbarkeit war, wie du in Wahrheit geſagt haſt, nichts; ich ſchrieb das nicht einer dir inwohnenden Undankbarkeit, nicht der Härte und Grauſamkeit zu, ſondern hegte immer die feſte Überzeugung, du habeſt dich den Angriffen der Liebe widerſetzt, um den Preis deiner unübertroffenen Sittſamkeit unbefleckt zu erhalten. Nachdem ich ſonach

klar eingesehen hatte, daß meine Bemühungen vergeblich seien, habe ich dich aufs Höchste gelobt und so oft man von dir sprach, wenn Viele deine Härte anklagten, habe ich immer dich mit aufrichtigen Lobpreisungen gefeiert, als eine der keuschesten und schamhaftesten Frauen von der Welt. Daß du erst jüngst durch die Lobsprüche, welche dein Herr Gemahl mir ertheilt, dich hast bewegen lassen, mich zu lieben, und in das Labyrinth eingetreten bist, in welchem verschlossen ich das herbste und bitterste Leben geführt habe, scheint mir um so auffallender, je mehr ich dein früheres Leben ins Auge fasse. Aber wenn du mich liebst, wie es die neue Freundschaft verlangt, die ich mit deinem Herrn Gemahl geschlossen habe, so ist es mir erwünscht, ich danke dir dafür und fordere dich auf, dabei zu beharren; denn da ich ihn wie einen verehrten Bruder liebe, so werde ich auch dich als wahre Schwester lieben, und immer in allen Stücken, welche unsere Freundschaft verlangt, zu deinen Diensten vollständig bereit sein. Wenn du nun aber andere Gedanken im Herzen hegst und wünschest, daß ich in das alte Joch zurückkehre, wenn du ewig mir angehören und thun willst, was ich will, so lege diese sinnliche und ungeordnete Begier von dir und verharre auf deinem keuschen Vorhaben, wie nach meiner Überzeugung dein ganzes bisheriges Leben gewesen ist. Verhüte Gott, daß ich je daran denke, deinem Herrn Gemahl eine Beleidigung zuzufügen, denn er liebt mich, wie du mir soeben selbst gesagt hast, wie ein Bruder. Sodann, wenn mich auch sonst keine Rücksicht leitete, so bindet mich mein Wort gegen eine sehr edle und dir an Schönheit nicht nachstehende Frau, die mich wie ihre Augen, ja noch mehr, liebt, und ich liebe sie, wie das Herz in meiner Brust, ich achte und ehre sie, und wir leben beide fortwährend von gleichen Wünschen beseelt. Darum magst du mich für die Zukunft ganz als deinen Bruder betrachten.

Hier schwieg der Markgraf. Da er aber sah, daß

die Frau ſich anſchickte, mit neuen und noch feurigeren Bitten, als zuvor, ihn wieder zu beſtürmen, ſagte er, um dieſen Gegenſtand mit einem Male abzubrechen: Frau Lionora, ich empfehle mich dir. Leb wohl!

Damit ging er hinweg und ließ die Frau ſo beſchämt und verdrüßlich ſtehen, daß ſie eine gute Weile ganz betroffen daſtand und nicht wußte, wo ſie war. Als ſie ſich ſodann ſammelte und ganz niedergeſchlagen nach Hauſe kehrte, fiel ſie bei dem Nachdenken über die Worte des Markgrafen und die Einſicht, daß er keineswegs geneigt ſei, ihren Wünſchen entgegenzukommen, in ſolche Schwermuth, daß ſie vor Gram und Verdruß krank wurde. Bekanntlich wird allgemein angenommen, daß den Frauen nichts Peinlicheres und Herzkränkenderes begegnen kann, als ſich verſchmäht zu ſehen. Nun ſtellt euch vor, wie es der zu Muthe ſein mußte, die von allen für die hochmüthigſte, ſtolzeſte und trotzigſte Frau in ganz Neapel gehalten wurde. Sie legte ſich nun zu Bette und that den ganzen Tag nichts, als weinen und ſeufzen. Einerſeits kam es ihr freilich manchmal vor, als verdiene ſie es viel ſchlimmer, als ſie es hatte, indem ſie an die Härte und Starrheit dachte, die ſie früherhin gegen den Ritter geübt, und meinte, ſie müſſe das nun auch geduldig hinnehmen; wenn ſie ſich aber erinnerte, wie ſie ihn demüthig gebeten und ſich ihm aus freien Stücken offen erklärt habe, gerieth ſie ganz außer ſich und wollte nicht mehr leben. Sodann ſuchte ſie wieder ſich ſelbſt zu täuſchen und ſagte bei ſich: Warum will ich ſo heftig verzweifeln über einer einfachen abſchläglichen Antwort? Er hat mir viele Jahre nachgefolgt, und obgleich ich ihn nicht anhören, noch ſeine Briefe und Botſchaften annehmen mochte und ich mich tagtäglich widerſpenſtiger zeigte, ſo hat er ſich doch durch nichts einſchüchtern, noch von ſeinem Zwecke abſchrecken laſſen und hat keineswegs ſterben wollen, ſondern ſich vielmehr immer beſtändiger erwieſen. Wer weiß, wenn ich ein zweites Mal mit ihm rede und ihm ein-

dringlichere Vorstellungen mache, ob er nicht aufhört, mir zu widerstehen und der meine wird? Das Glück stehet den Kühnen bei und verleugnet die Zaghaften. Wer da flieht, hat den Muth zu siegen nicht. Es ist also vonnöthen, daß ich mein Heil bei ihm zum andern Male versuche und ihm noch heißere Bitten ans Herz lege. Ich hätte nimmermehr eine Unterredung in der Kirche von ihm fordern sollen. Ich mußte ihn jedenfalls bewegen, in mein Haus zu kommen. Wären wir in meiner Kammer beisammen gewesen und ich hätte ihm die Arme um den Hals geschlungen, ich glaube nicht, daß er so spröde mit mir würde gethan haben. Er ist ja auch nicht von Marmor oder Eisen, sondern wie die andern von Fleisch und Bein.

Auf diese Weise phantasierte das arme Weib zwei oder drei Tage und war nicht im Stande, an etwas anderes zu denken, als wie sie die Liebe des Markgrafen sich erwerben könne. Von einer unbestimmten Hoffnung beseelt, fing sie wieder an, Nahrung zu sich zu nehmen und ein wenig frischen Athem zu schöpfen. Ihre Leute im Hause, die mit ihr in der Kirche gewesen waren und sie mit dem Markgrafen hatten sprechen sehen, kannten den Dienst, den er dem Hause erwiesen, und dachten weiter an nichts Böses, da sie kein Wort von Allem, was sie sprachen, verstanden hatten. Sie vermutheten nur, sie habe vielleicht durch ihn irgend eine Gnade vom Hofe nachgesucht. Da sie sie nun zu Bette liegen sahen, wollten sie ihr Ärzte kommen lassen, sie gab es aber nicht zu und wollte auch nicht, daß man nach Somma schicke, um ihren Mann zu benachrichtigen. Sie dachte nur an Mittel, den Markgrafen zu sprechen, und da ihr keines einfiel, was ihr passend schien, beschloß sie jenen früheren Boten wieder an ihn zu senden, damit er mit ihm spreche. Sie ließ ihn daher rufen, erzählte ihm Alles, was ihr mit dem Markgrafen begegnet war, und bat ihn inständig, zu ihm zu gehen und ihn in ihrem

Namen zu ersuchen, so dringend er könne, daß er nicht so hart sei und zugebe, daß sie um seinetwillen umkomme. Sie unterrichtete ihn genau über Alles, was sie wünschte, daß aus seinem Munde komme, und wartete nun auf die Antwort. Gut unterwiesen über Alles, was er zu sagen hatte, und beladen mit Versprechungen, wenn er ihr gute Nachrichten zurückbringe, ging der Bote hin, den Markgrafen aufzusuchen. Er fand ihn mit einigen Edelleuten im Seggio di Capoana auf- und abgehen, und da er sah, daß sich das Gespräch nicht um wichtige Dinge drehte, trat er auf ihn zu, bezeugte ihm die schuldige Ehrfurcht und sagte: Wenn es euch nicht beschwerlich ist, möchte ich gern einige Worte im Stillen mit euch reden.

Mit Genehmigung der Gesellschaft zog sich der Markgraf in einen Winkel des Seggio zurück, schaute nach der Brustwehr der Mauer gegen die Straße hin und wartete so, was ihm der Bote sagen wollte. Der Bote eröffnete nun mit vielen Worten dem Markgrafen den Zustand, in welchem sich Frau Lionora Macedonia befand, und bat ihn inständig, mit ihr Erbarmen zu haben und nicht zuzugeben, daß eine so schöne Frau in der Blüte ihrer Jahre hinsterbe. Darauf sagte er noch vielerlei, um ihn zum Mitleid zu rühren. Als der Markgraf diese neue Botschaft gehört hatte, antwortete er dem Abgesandten, es thue ihm zwar sehr leid, daß sich die Frau übel befinde, und Alles, was er mit seiner Ehre vereinigen könne, sei er stets sehr bereit auszuführen. Er solle aber die Frau auffordern, diesfalls ihre Begierde zu zügeln und nicht mehr an dies zu denken; denn er sei entschlossen, ihre Liebe auf diese Weise gar nicht zu begehren, und er solle ihm nicht wieder mit ähnlichen Anträgen kommen. Der Bote entfernte sich sehr übel befriedigt, kehrte zu der Frau zurück und berichtete ihr den letzten Entschluß des Herrn Markgrafen. Bei dieser Meldung ward die Frau mehr todt, als lebendig. Sie vermochte nicht sich los-

zureißen von dem Verlangen, den Markgrafen zu lieben und von ihm geliebt zu werden; sie konnte Tag und Nacht an sonst nichts denken und beschloß nicht mehr am Leben zu bleiben, denn es schien ihr leichter, den schrecklichen Schritt des Todes zu thun, als die Pein zu erdulden, die sie niederschlug. Sie verlor daher Schlaf und Eßlust und wurde mit jeder Stunde schwächer. Der Gatte war zurückgekehrt. Er wußte nicht, was das für eine Krankheit war, an welcher seine Frau litt, und ließ die vortrefflichsten Ärzte von Neapel kommen, um sie zu besuchen. Aber ihre Arzneien halfen nicht gegen das Übel der Frau. Ihr Herzensleiden war schon so gewachsen, daß durchaus die Kräfte des Leibes verloren und verirrt waren und kein Heilmittel anschlagen konnte. Da sie sich nun nahe am Tode sah, ließ sie einen ehrwürdigen Priester zu sich kommen und beichtete ihm alle ihre Sünden. Als der geistliche Vater den seltsamen Fall vernahm, ermahnte er sie, von diesem Wahne abzulassen und zu bereuen, daß sie zur Selbstmörderin geworden sei. Aber es hielt schwer, ihr den Wahnsinn aus dem Kopfe zu treiben und sie zur Buße zu bewegen. Doch schenkte ihr Gott die Gnade mittels der frommen und heiligen Ermahnungen des Bruders, daß sie erkannte, in welcher Gefahr sie schwebte, nicht allein das Leben zu verlieren, sondern auch die Seele in den Rachen Lucifers zu senden. Sie kam daher in solche Zerknirschung, daß sie mit unendlichen und bittern Thränen eine nochmalige Beichte ablegte, Gott gläubig um Verzeihung bat, und verlangte, daß ihr Gatte ihre ganze Angelegenheit erfahre. Sie ließ ihn daher rufen und erzählte in Gegenwart des Mönchs die ganze Geschichte der Liebe des Markgrafen von Cotrone zu ihr und ihrer zu ihm, seine Standhaftigkeit und die besonnenen Antworten, die sie von ihm erhalten, Punkt für Punkt, und bat ihn mit schwacher und heiserer Stimme demüthig um Verzeihung. Sodann empfing sie mit großer Andacht die heiligen Sacramente

des Abendmahls und der letzten Ölung, lebte noch zwei Tage und ſtarb dann reuevoll. Ihr Gatte, welcher ſie zärtlich liebte und zwei Söhnchen, eines von zwei und eines von drei Jahren, von ihr hatte, entzog ihr darum, weil ſie ein ſolches Gelüſten gehabt, ſeine Liebe nicht, ſondern beklagte ſie ſehr und zeigte über ihren Tod großen Schmerz. Ihre Beiſetzung war nach neapolitaniſcher Weiſe prachtvoll und ſchön. Die Nachricht von der Urſache dieſes Todes ward bekannt, und der Markgraf war darüber ſehr betrübt und ſtand im Zweifel, ob er zu Tomacello ſenden und ihm ſein Beileid bezeugen ſolle, oder nicht. Zuletzt ging er ſelbſt hin. Er ward gütig aufgenommen und Tomacello erzählte ihm Alles. Auch hielt er ihn immer für einen großen und genauen Freund und den wackerſten Ritter, den es geben konnte. Die Frau wurde in der Kirche des heiligen Dominicus begraben und an ihrem Grabmal von einem Unbekannten folgendes Sonnett befeſtigt.

Der du vorbeigehſt an dem ſchönen Grabe,
Halt ein den Schritt und lies die Worte hier,
Wo friedlich ruht der Schönheit höchſte Zier,
Die Pein dem Jüngling wie dem Greis am Stabe.

Lang ſchmachtete ein Ritter nach der Labe
Von ihrer Liebe, doch er ſah bei ihr
Nie Hoffnung, und die glühende Begier
Fand für den Dienſt nur Schmerz als Gegengabe.

Verſchmäht wandt' er den Sinn dann endlich bitter
Von ihr, doch ſie, die kaum noch ſpröd und hart,
Erweichte ſich für ihn zur ſelben Stunde.

Zu ſpät! Unbeugſam war ihr nun der Ritter,
Daß Tod ihr ſüß, das Leben läſtig ward,
So heftig war der Schmerz von jener Wunde.

84. Cromwell. *)

(2, 34.)

In der edeln und alten Familie der Frescobaldi zu Florenz war vor nicht vielen Jahren ein sehr rechtlicher und achtbarer Kaufmann Namens Francesco, welcher, nach der Sitte seiner Vaterstadt, nach verschiedenen Gegenden hin handelte und, da er sehr reich war, bedeutende Geschäfte machte. Gewöhnlich hatte er seine Niederlage im Westen, in England, und hielt sich in London auf, wo er ein sehr glänzendes Leben führte und viel Edelmuth blicken ließ; denn er war nicht so genau, als viele Kaufleute sind, die alles bei Heller und Pfennig berechnen, wie ich von dem Genueser Ansaldo Grimaldo sagen höre, daß er auf den kleinsten Papierschnitzel und jede Spanne Bindfaden zum Schnüren der Briefbündel Acht hat. Eines Tages, als Francesco Frescobaldo in Florenz war, erschien ein armer Jüngling vor ihm und bat in Gottes Namen ihn um ein Almosen. Als Frescobaldo ihn so übel gekleidet sah, da doch sein Gesicht viel Adel verrieth, empfand er um so mehr Mitleid mit ihm, als er sah, daß er ein Engländer sei. Er fragte ihn, aus welchem Lande in der Fremde er denn komme; worauf jener zur Antwort gab, er sei ein Engländer; und als ihn Frescobaldo, dem England sehr genau bekannt war, nach einigen Eigenthümlichkeiten des Landes fragte, gab der Jüngling sehr befriedigende Antworten.

Ich heiße Thomas Cromwell**), fuhr er fort, und bin der Sohn eines armen Tuchscheerers. Ich entfloh meinem Vater und kam mit dem Lager der Franzosen,

*) Simrock (Quellen des Shakspeare III, 121) theilt diese Novelle mit aus Veranlassung des dem Shakspeare zugeschriebenen Dramas Cromwell, welches Tieck uns übersetzt hat. Vier Schauspiele des Shakspeare. Stuttgart und Tübingen, 1831. 8.

**) Cremoncllo, sagt Bandello.

das am Garigliano aufgehoben ward, nach Italien. Ich diente mit noch einem Fußgänger als Lanzenträger.

Frescobaldo führte ihn sehr freundschaftlich in sein Haus und hielt ihn hier aus Liebe zu der englischen Nation, bei welcher er viel Gutes genossen hatte, einige Tage bei sich, behandelte ihn sehr gütig, kleidete ihn neu und als er nach seinem Vaterlande abreisen wollte, gab er ihm noch sechszehn florentinische Goldducaten in Gold und ein gutes Pferd. Da der Jüngling sich so anständig ausgestattet sah, sagte er dem Frescobaldo allen möglichen Dank und kehrte nach dem Inselande zurück. Er hatte, wie es bei fast allen Überbergischen die löbliche Sitte ist, lesen und schreiben gelernt und schrieb Englisch sehr schön und richtig. Überdies war er ein Jüngling von vielem Geiste, großer Klugheit und Entschlossenheit und wußte sich vortrefflich in den Willen Anderer zu finden und, wenn es seinem Zwecke diente, seine Leidenschaften besser zu verhehlen, als irgend ein Mensch auf Erden. Dazu ertrug er alle leiblichen Beschwerden mit großer Geduld, sodaß er sich zum Rathe des Cardinals von York*), eines Prälaten vom größten Einflusse, emporschwang und im Dienste desselben nach und nach in großen Ruf kam, daher er von ihm fast bei allen Unterhandlungen gebraucht wurde. Der Cardinal, der damals bei dem König von England im besten Ansehen stand, regierte beinahe die ganze Insel und hielt einen so großen und glänzenden Hof, daß er dem mächtigsten Fürsten genügt hätte. Daher geschah es, daß der Cardinal Cromwelln oft in Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit zu dem König schickte, wobei Cromwell sich stets seiner Aufträge so geschickt entledigte und sich das Vertrauen des Königs in so hohem Grade zu erwerben wußte, daß er ihm bald sehr freundlich begegnete und ihn für geschickt hielt, die wichtigsten Geschäfte zu leiten. Der König hatte dazumal

*) Wolsey.

mit Zustimmung des Cardinals seine Gemahlin Catharina, Tochter König Ferdinand's des katholischen von Spanien, Mutterschwester Karl's von Österreich, zeitigen römischen Kaisers, verstoßen, in der Hoffnung, daß der Papst den Scheidebrief bestätigen und auf die Gründe hin, wodurch der König ihre Verstoßung zu rechtfertigen meinte, die Ehe auflösen werde. Aber der Papst fand die Verstoßung nicht gerechtfertigt und verweigerte die Bestätigung; weshalb der Cardinal von York bei dem König in Ungnade fiel und den Hof meiden mußte. Als er vom Hof weg war, verminderte der Cardinal seine Dienerschaft, behielt nur noch eine kleine Anzahl Leute bei sich und entließ ihrer täglich mehr aus seinen Diensten. Der König erinnerte sich Cromwell's, der ihn so sehr befriedigt hatte, ließ ihn zu sich bescheiden und sprach zu ihm: Cromwell, du siehst, der Cardinal hat sich zurückgezogen und bedarf so vieler Leute nicht mehr, als er halten mußte, da er noch am Ruder meines Staates saß. Du bist also jetzt müßig, da du nicht mehr für ihn zu unterhandeln hast. Willst du aber mir dienen?

Mein Gebieter, antwortete er, ich habe dem Cardinal immer treulich gedient und das Gleiche würde ich euch thun, wenn ihr euch meiner zu bedienen geruhtet.

Wohlan denn, sprach der König, so tritt in meinen Dienst, denn ich habe stets viel Gutes von dir erwartet.

Hierauf ernannte ihn der König zu seinem ersten Secretär und bediente sich seiner bei den wichtigsten vorkommenden Geschäften, die er so gut ausführte, daß der König ihn zum Großsiegelbewahrer erhob und wenige in dem Königreiche waren, die mehr bei dem König vermocht hätten, als Cromwell; denn nach der Meinung des Königs war er mehr als alle werth, die an dem Hofe waren. Aber dem blinden Glücke genügte es nicht, den Cromwell aus dem niedrigsten Stande zu solcher Größe erhoben zu haben, sondern es wollte ihn noch mehr erhöhen und der König ernannte ihn zum Ober-

kämmerer des Reichs, was die höchste Würde in England ist, der keine andere nach der königlichen sich vergleichen darf. Von nun an übergab ihm der König die Regierung des Landes, sodaß Cromwell eine wirklich unglaubliche Macht erreichte. Als er diese Höhe erstiegen hatte, zeigte sich Cromwell als Todfeind des ganzen Adels der Insel, und wo er nur einem Edelmanne schaden konnte, versäumte er es nicht, und wenn dem Könige einer verhaßt war, so schürte er nur die Flamme. Zu jener Zeit entschloß sich der König, während seine Frau Catharina von Spanien noch lebte, um jeden Preis eine andere zu nehmen und da er den päpstlichen Dispens durchaus nicht erhalten konnte, dispensirte er sich selber. Daraus entstanden unendliche Unordnungen in jenem Königreich, welches sich völlig von der heiligen katholischen Mutterkirche in Rom losriß. Unzählige Brüder und Mönche, welche sein Verlangen nicht bewilligen wollten, wurden enthauptet und viele Edelleute und Barone ums Leben gebracht. Auch viele große Prälaten von dem heiligsten Wandel wurden hingerichtet, und es verging nur selten ein Tag, daß nicht dieser oder jener um einen Kopf gekürzt ward. Bald war fast der ganze Adel Englands erloschen, denn die Vornehmen traf die Verfolgung viel grausamer, als die niedern Stände. Die allgemeine Meinung bezeichnete den Cromwell als den Urheber aller dieser Gräuel, weil er den Adel tödtlich haßte und ihn zu vernichten strebte, da er sich selbst eines niedern Ursprungs bewußt war. Es war aber meine Absicht nicht, euch die Grausamkeiten und das Blutbad zu schildern, die sich ohne gerechte Veranlassung in England begaben, sondern ich begann diese Novelle, um die Folgen zu berichten, welche die edle Handlung des Frescobaldo gegen Cromwell für jenen haben sollte. In jener Zeit also, da Cromwell als Herr und Meister über die Insel schaltete, geschah es, daß Francesco Frescobaldo durch große Unglücksfälle und Verluste an seinen Waaren, wie

ſolchen Kaufleute ſtets ausgeſetzt ſind, eine völlige Zerrüttung ſeines Vermögens erfuhr; denn als ein rechtlicher und edeldenkender Mann befriedigte er alle ſeine Gläubiger, konnte aber, was ihm andere verſchuldeten, nicht beitreiben. So herabgekommen und verarmt, ging er nun ſeine Bücher durch und fand nach genauer Berechnung, daß er in England mehr als funfzehntauſend Ducaten zu fordern habe, weshalb er beſchloß, dahin zu reiſen, ſo viel als möglich davon einzuziehen und den Reſt ſeines Lebens in Ruhe zu verbringen. Mit dieſem Gedanken reiſte er von Italien nach Frankreich und von Frankreich nach England und verweilte in London, ohne ſich indeß nur mit einem Gedanken der edeln Handlung zu erinnern, die er an Cromwell zu Florenz übte; wie es eines wahrhaft milden Herzens würdig iſt, die Andern erwieſenen Wohlthaten zu vergeſſen und die empfangenen in Marmor zu hauen, um ſie zu vergelten, ſo oft ſich Gelegenheit dazu darbietet. Als er nun in London ſeine Geſchäfte betrieb, ging er eines Tages durch eine Straße, und der Zufall fügte es, daß der Oberkämmerer ebenfalls dieſe Straße und zwar dem Frescobaldo entgegenkam. Sobald ihn der Oberkämmerer erblickt und die Augen feſt auf ihn geheftet hatte, erkannte er ihn für jenen, der in Florenz ſo edelmüthig an ihm gehandelt hatte. Er ſtieg vom Pferde (denn er kam geritten), ging zur größten Verwunderung aller ſeiner Begleiter (über hundert der vornehmſten Großen des Königreichs waren zu Pferde in ſeinem Gefolge), auf ihn zu, umarmte ihn auf das Liebevollſte und ſprach unter Thränen: Seid ihr nicht Francesco Frescobaldo aus Florenz?

Der bin ich, gnädiger Herr, antwortete jener, und euer unterwürfigſter Diener.

Mein Diener, ſagte der Oberkämmerer, ſeid ihr weder, noch begehre ich euch dazu, ſondern zu meinem wertheſten Freunde. Auch ſollt ihr wiſſen, daß ich gerechte Urſache habe, mich ſehr über euch zu beklagen, denn da ihr wußtet,

wer und wo ich sei, hättet ihr mich von eurer Ankunft in London benachrichtigen sollen; dann würde ich gewiß einen Theil der Schuld abgetragen haben, wegen welcher ich euch verhaftet zu sein gerne gestehen will. Doch Gott sei gelobt, daß es noch Zeit ist! Ihr sollt tausendmal willkommen sein. Ich bin jetzt in Geschäften meines Königs und kann nicht länger bei euch verweilen; darum haltet mich für entschuldigt! Sucht es aber um jeden Preis möglich zu machen, heute Mittag bei mir zu speisen, und bleibt nicht aus!

Hiermit stieg der Oberkämmerer wieder zu Pferde und ritt an den königlichen Hof. Frescobaldo erinnerte sich, da der Oberkämmerer fort war, daß dies der junge Engländer gewesen sei, welchen er in Florenz in sein Haus aufgenommen, und begann Hoffnung zu schöpfen, denn er dachte, die Vermittelung eines so mächtigen Freundes werde es ihm erleichtern, sein Geld beizutreiben. Als nun die Mittagsstunde herankam, begab er sich in den Palast des Oberkämmerers und hatte nicht lange im Hofraume gewartet, so kam derselbe zurück, stieg vom Pferde, umarmte Frescobaldo von Neuem sehr freundschaftlich, wandte sich dann zu dem Admiral und den übrigen Fürsten und Herren, welche mit ihm zur Tafel gekommen waren, und sprach: Meine Herren, wundert euch nicht über die Freundschaftsbezeugungen, welche ich diesem florentinischen Edelmann erweise, denn es sind nur Abschlagszahlungen für die unendlichen Verpflichtungen, die ich gegen ihn zu haben mir bewußt bin und gerne gestehe, denn meinen gegenwärtigen Rang bekleide ich nur durch ihn. Vernehmt, wie sich das verhält.

Hierauf erzählte er vor allen Anwesenden, indem er die Hand des florentinischen Edelmanns in der seinen hielt, wie er nach Florenz gekommen sei und welche Liebesdienste er dort von ihm empfangen habe. Hierauf führte er ihn an seiner Hand in den Saal, und als sie dort angekommen waren, setzten sie sich zu Tische. Der

Oberkämmerer bestimmte, daß Frescobaldo den Platz an seiner Seite einnehmen solle, wo er ihn dann mit den zärtlichsten Liebkosungen überhäufte. Als die Tafel aufgehoben wurde und die Gäste sich beurlaubt hatten, wünschte der Oberkämmerer zu wissen, warum Frescobaldo wieder nach London gekommen sei. Frescobaldo erzählte ihm sofort sein ganzes Unglück und wie ihm außer dem Hause in Florenz und einem Landgut in der Nähe fast nichts geblieben sei, als die funfzehntausend Ducaten, die er in England zu fordern habe, und etwa zweitausend in Spanien, und um diese Summe beizutreiben, habe er sich nach der Insel begeben.

Wohlan denn, sagte der Oberkämmerer, für die geschehenen Dinge gibt es kein Mittel, und ich kann nur euer Unglück beklagen, wie ich von ganzem Herzen thue. Für das Übrige soll Befehl ergehen, daß euch Alles erstattet wird, was ihr zu fordern habt, und ich werde kein Mittel schonen, das in meiner Gewalt steht, denn ich versichere euch, die Wohlthaten, die ihr mir erwiesen habt, ohne mich weiter zu kennen, haben mich euch so verpflichtet, daß ich ewig der eurige sein werde, und ihr über mich und mein Vermögen, wie ich selbst, zu verfügen habt; und wenn ihr das nicht thut, so ist es euer Schade, denn ich werde euch keine weiteren Anerbietungen machen, da ich es für überflüssig halte. Es ist genug, daß ich es euch jetzt ein für alle Mal sage. Doch stehen wir auf und gehen wir in mein Gemach!

Hier verschloß der Oberkämmerer die Thüre, öffnete einen großen mit Ducaten gefüllten Schrein, nahm sechszehn Stück heraus und gab sie dem Frescobaldo.

Hier, mein Freund, fuhr er fort, sind die sechszehn Ducaten, die ihr mir gabt, als ich Florenz verließ; hier die andern zehn, die euch das Pferd kostete, das ihr mir kauftet, und hier noch zehn, die ihr auf meine Kleidung verwandtet. Da ihr aber ein Kaufmann seid, so scheint es mir unbillig, wenn euer Geld in so langer Zeit todt

gelegen haben ſollte, ohne Gewinn zu bringen, wie ihr es gewohnt ſeid. Nehmt alſo dieſe vier Beutel mit Ducaten, wovon jeder viertauſend Ducaten enthält. Betrachtet ſie als Erſatz der eurigen und genießt ſie mir zu Liebe.

Frescobaldo, der zwar von unermeßlichen Reichthümern in große Armuth herabgeſunken war, aber doch ſeine edle Denkungsart nicht verleugnen konnte, wollte das Geſchenk nicht annehmen, äußerte jedoch den lebhafteſten Dank für ein ſo großmüthiges Anerbieten. Indeß nöthigten ihn die dringenden Zureden des Oberkämmerers dazu und er mußte ihm auch eine Liſte aller ſeiner Schuldforderungen geben, was Frescobaldo herzlich gerne that. Er ſchrieb ihm die Namen der Schuldner und die Summen ſeines Guthabens auf. Als er dieſen Zettel hatte, rief Cromwell einen ſeiner Hausbeamten und ſprach zu ihm: Suche die Leute auf, deren Namen auf dieſer Liſte ſtehen, wo ſich dieſelben auch auf dieſer Inſel befinden mögen, und gib ihnen zu erkennen, wenn ſie binnen vierzehn Tagen ihre Schuld nicht abgetragen haben, ſo werde ich ſelbſt zu ihrem Schaden und Leide meine Hand ins Spiel miſchen. Sie ſollen ſich alſo vorſtellen, ich ſelbſt ſei der Gläubiger.

Der Diener richtete den Befehl ſeines Herrn mit vieler Sorgfalt aus, ſodaß in der anberaumten Friſt an funfzehntauſend Ducaten eingingen. Und wenn Frescobaldo die in einer ſo langen Zeit aufgelaufenen Zinſe begehrt hätte, ſo würde er ſie alle bis auf den letzten Heller erhalten haben; aber er begnügte ſich mit dem Kopfgeld und verlangte keinerlei Zinſe, was ihm bei aller Welt Ehre erwarb, ſonderlich da ſchon jedermann auf der ganzen Inſel wußte, welche Gunſt er bei dem Oberkämmerer genoß. Unterdeſſen war Frescobaldo der beſtändige Tiſchgenoſſe Cromwell's, der ſich von Tag zu Tag beſtrebte, ihm alle mögliche Ehre zu erweiſen. Und weil er großes Behagen an ſeinem Umgange fand und deshalb wünſchte, daß er immer in London bleiben möge, erbot

er ſich, ihm ſechszigtauſend Ducaten auf vier Jahre zu leihen, ohne einen Heller Nutzen zu verlangen, damit er in London ein Haus und Geſchäft anlegen und Handel treiben könne, wozu er noch das Verſprechen fügte, ſeine Unternehmungen in jeder Weiſe zu begünſtigen. Frescobaldo, welcher ſich in ſeine Heimat zurückzuziehen und den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu verbringen und ſich zu pflegen wünſchte, dankte ihm mit gerührtem Herzen für ſo außerordentliche Großmuth und kehrte mit Erlaubniß des Oberkämmerers, nachdem er ſein Geld in Wechſel auf Florenz umgeſetzt hatte, in ſein erſehntes Vaterland zurück, wo er reich genug anlangte und ſich einem höchſt ſorgenloſen Leben ergab. Jedoch genoß er nicht lange dieſer Ruhe, indem er noch im nämlichen Jahre, in welchem er London verlaſſen hatte, in Florenz ſtarb. Was ſagen wir von der Dankbarkeit und Freigebigkeit Cromwell's? Gewiß verdient ſein Betragen gegen Frescobaldo das höchſte Lob, und wenn er den Adel ſeines Landes ſo ſehr geliebt hätte, als er ſich gegen die Ausländer mild erwies, ſo würde er vielleicht noch leben; aber er haßte den engliſchen Adel ſo ſehr, daß er ſich zuletzt ſelber den Tod bereitete. Weil mir nun nichts anderes zu berichten bleibt, ſo berichte ich von ſeinem Tode. Als er einige Jahre die Gnade des Königs beſeſſen und deſſen Gunſt ihn verblendet hatte, zeigte er ſich bereitwillig, bald dieſen, bald jenen enthaupten zu laſſen; und je vornehmer und mächtiger einer war, deſto lieber übte er ſeine Gewalt über ihn aus, ohne Unterſchied zwiſchen Weltlichen und Geiſtlichen. Eines Tages, als er den Biſchof von Wincheſter, ich weiß nicht weshalb, hinrichten laſſen wollte, ſagte er demſelben in dem geheimen Rathe des Königs, dieſer laſſe ihm befehlen, ſich als Gefangener in den Thurm zu verfügen, einen Ort, den nach der gemeinen Anſicht der Engländer nie einer betrat, ohne den Kopf zu verlieren. Über dieſen Befehl beſtürzt, antwortete ihm der Biſchof, er wiſſe nicht, aus welchem

Grund ihm dies befohlen werde, er wolle zuvor mit dem König sprechen.

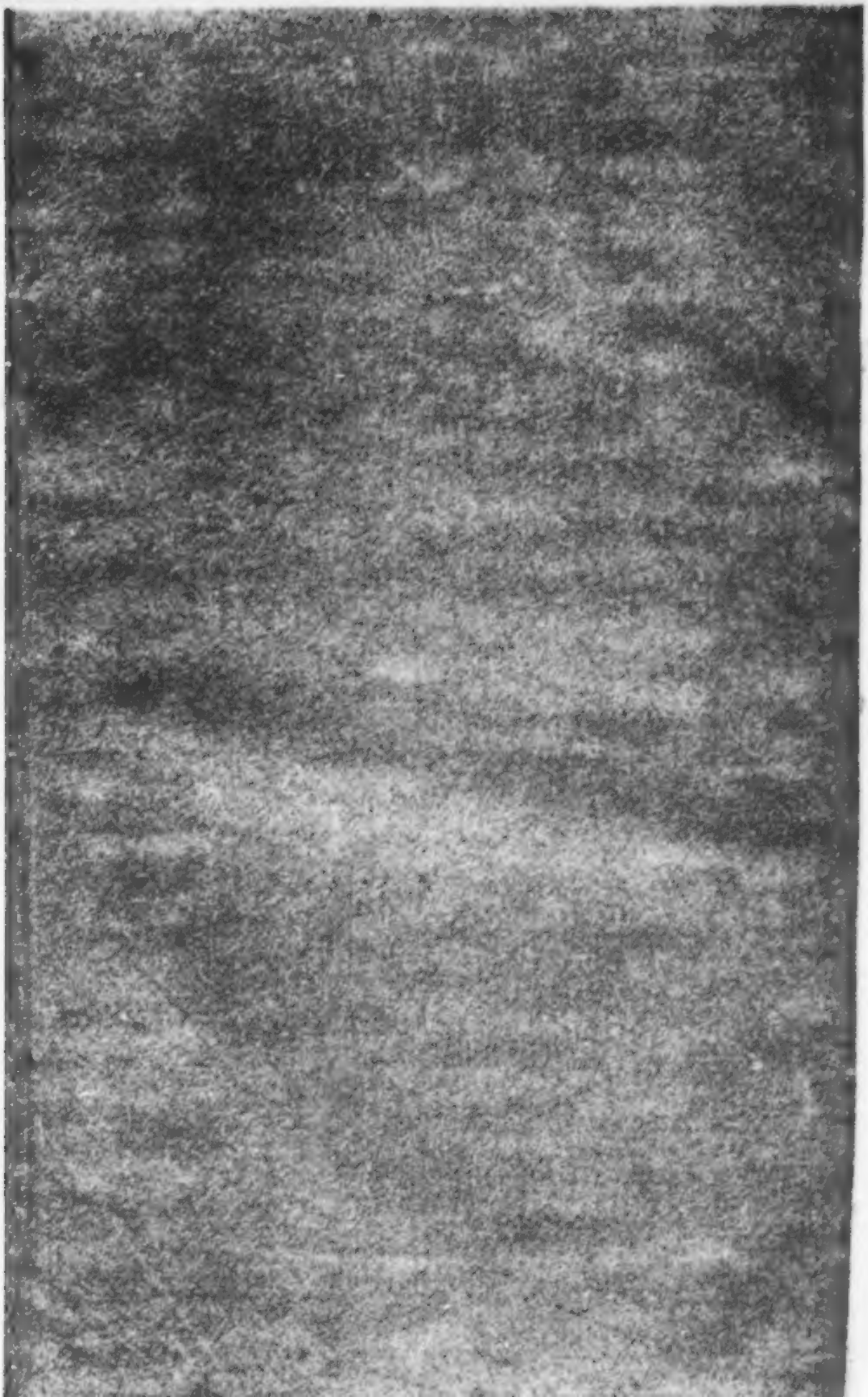
Ihr könnt ihn nicht sprechen, antwortete der Oberkämmerer. Begebt euch nur dorthin, wohin ich sage.

Zugleich befahl er vieren seiner Leute, ihn gefangen zu nehmen. Hierüber waren sie im Streit begriffen, als der Herzog von Suffolk, Cromwell's Feind, zu dem Könige ging, der sich in einem benachbarten Gemache befand, und ihm von dem Streit zwischen dem Oberkämmerer und dem Bischof erzählte. Der König, der nichts davon wußte, schickte einen seiner Höflinge heraus, um den Bischof zu sich zu bescheiden. Als der Oberkämmerer dies hörte, ärgerte er sich sehr und begab sich nach Hause, wo er vier Tage blieb, ohne sich weder bei Hofe noch im Rathe blicken zu lassen. Der Bischof begab sich vor den König und betheuerte, sich nicht schuldig zu wissen; indeß stehe er in seinen Händen und unterwerfe sich seinem Richterspruche, wenn er gefehlt haben sollte. Als der König sah, daß Cromwell nicht am Hofe erschien und daß nichts wider den Bischof vorliege, setzte er ihn in Freiheit und sprach laut, daß der ganze Hof es vernahm: Ich will doch sehen, wer seinen Zorn am besten zu handhaben versteht, ich der König oder Thomas Cromwell.

Da es inzwischen bekannt gemacht worden war, daß der König aufgebracht sei, liefen viele Klagen gegen den Oberkämmerer ein und es fand sich, daß er an vielen Unthaten schuldig sei, vor Allem hinsichtlich der Rechtspflege. Nach Verlauf von vier Tagen begab sich der Oberkämmerer wieder in den geheimen Rath. Hierauf wurde der Ort, wo der Rath versammelt war, verschlossen, und der König ließ durch einen Kämmerling der Dienerschaft Cromwell's anzeigen, dieser werde heute bei dem König speisen, sie sollen daher ebenfalls zu Tische gehen und dann zurückkehren. Alle zerstreuten sich sofort, und der König ließ nun seine Leibwache kommen und sich

vor der Thüre des Raths aufſtellen. Als die Sitzung zu Ende war, trat der Oberkämmerer heraus; ſogleich ergriff ihn die Leibwache und erklärte ihn für des Königs Gefangenen. Hierauf wurde er nach dem Thurm geführt und wohl bewacht. Man machte ihm den Proceß und ſchon wenige Tage darauf wurde er eines Morgens nach dem Befehle des Königs auf dem Platz des Kaſtells enthauptet. Hätte er das Rad des Glücks zu hemmen verſtanden, das heißt, hätte er mehr Edelſinn und weniger Blutdurſt bewieſen, ſo würde er vielleicht ein beſſeres und ehrenvolleres Ende genommen haben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Italiänischer Novellenschatz.

Fünfter Theil.

Italiäniſcher Novellenſchatz.

Ausgewählt und überſetzt

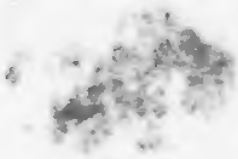
von

Adelbert Keller.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.



BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des fünften Theils.

XXVIII. Giovanni Francesco Straparola. Seite

102. Die Rache 1
103. Simplicio di Rossi 15
104. Das Zauberpferd 22
105. Die Schlange 36
106. Das Geschenk der drei Thiere 49
107. Die Prinzessin als Ritter 62
108. Die drei Königskinder 74
109. Der Ring 90
110. Der Waldmann 100
111. Die gezähmte Keiferin 115

XXIX. Girolamo Parabosco.

112. Carlo de' Piustini 121

XXX. Scipione Bargagli.

113. Ippolito und Cangenova 136

XXXI. Ascanio de' Mori.

114. Unschuldiges Gift 155

XXXII. Celio Malespini.

115. Wagen gewinnt 170

XXXIII. Baldassare Scaramelli.

116. Fiderigo Saverganano oder der Ritter von der reizenden Dame 193

XXXIV. Majolino Graf Bisaccioni.

117. Unseliger Argwohn 205

XXXV. Giovanni Battista Basile.

118. Der Kaufmann 248

XXXVI. Francesco Belli.

119. Arminto und Leuceria 264

XXXVII. Girolamo Bruſoni. Seite
120. Das kindliche Liebespaar..... 278
XXXVIII. Giovanni Crocebianca.
121. Ottavio und Florida..... 286
XXXIX. Giovanni Francesco Loredano.
122. Dercella..... 301
XL. Federico Malipiero.
123. Die Herzogin von Belprato..... 314
XLI. Pietro Michiele.
124. Probe der Treue..... 333
XLII. Giambattiſta Moroni.
125. Die wilde Braut..... 341
XLIII. Liberale Motenſe.
126. Der Ehemann bleibe daheim! 346
XLIV. Pietro Pomo.
127. Abenteuer eines deutſchen Poeten..... 366
XLV. Giambattiſta Rocchi.
128. Carminio und Alminda..... 379

XXVIII. Giovanni Francesco Straparola.

1550.

102. Die Rache.

(2, 2.)

In Bologna der edeln Stadt in der Lombardei, der Mutter der Gelehrſamkeit, die alles im Überfluß beſitzt, was ihre Pflege begünſtigt, lebte ein adeliger Student aus Creta mit Namen Filenio Siſterna, ein aufgeweckter liebenswürdiger Jüngling. Eines Tages beging man in Bologna ein ſchönes, glänzendes Feſt, zu welchem viele der ſchönſten Frauen der Stadt geladen waren und woran unter vielen bologneſiſchen Edelleuten und Studirenden auch Filenio Antheil nahm. Nach der Sitte junger Leute warf er ſeine Blicke bald auf dieſe bald auf jene Schöne, und da ſie ihm ſämmtlich wohlgefielen, wollte er ſich mit einer derſelben dem Ringeltanz anſchließen. Er trat alſo zu der einen, welche Emerentiana hieß, der Gattin des Meſſer Lamberto Bentivogli, und forderte ſie zum Tanze auf. Sie war artig und nicht minder aufgeräumt, als ſchön, und ſchlug den Antrag nicht aus. Mit zögerndem Schritt führte ſie daher Filenio zum Tanz, drückte ihr zuweilen die Hand und flüſterte ihr leiſe die Worte zu: Edle Dame, eure Schönheit iſt ſo groß, daß ſie unbeſtritten jede andere überſtrahlt, die je mein Auge geſehen. Auf der Welt iſt kein Weib, zu der ich ſo heftige Liebe empfände, wie zu eurer Hoheit; und wenn ihr meine Liebe erwidertet, ſo würde ich mich für den glücklichſten, ſeligſten Menſchen erachten, der auf der Welt zu finden

wäre; wo nicht, so werdet ihr mich bald des Lebens beraubt sehen und die Schuld meines Todes tragen. Da ich euch nun, meine Gebieterin, liebe, wie ich thue und wie es meine Pflicht ist, so nehmt mich zu euerm Diener an und verfügt über mich und das meinige, wie geringfügig es sein mag, wie über euer Eigenthum! Keine höhere Gnade wüßte ich vom Himmel zu erflehen, als einer so hohen Herrin unterthan zu werden, die mich wie einen Vogel gefangen hat durch den süßen Leim der Liebe.

Emerentiana, welche die holden, lieblichen Worte mit Aufmerksamkeit angehört hatte, war klug genug, sich taub zu stellen und antwortete nichts. Als der Tanz beendigt war und Emerentiana ihren Sitz wieder eingenommen hatte, ergriff der junge Filenio die Hand einer andern Dame und trat den Tanz mit ihr an. Aber kaum hatte er ihn begonnen, so redete er sie mit folgenden Worten an: Gewiß, anmuthigste Dame, habe ich nicht nöthig, euch mit Worten auszudrücken, wie groß und heftig die heiße Liebe ist, die ich zu euch trage und tragen werde, so lange mein Geist diese schwachen Glieder, dieses unselige Gebein beherrscht. Aber glücklich, ja, überselig müßte ich mich achten, wenn ich euch zu meiner Herrin und Schutzheiligen erwürbe. Da ich euch nun so sehr liebe und euch ganz ergeben bin, wie ihr leicht selber bemerken werdet, so verschmäht es nicht, mich zu euerm unterwürfigsten Diener anzunehmen, da all mein Glück, ja mein Leben selbst von euch und von sonst niemand abhängig ist.

Die junge Frau, welche Panthemia hieß, so gut sie alles verstanden hatte, erwiderte doch nichts, sondern setzte den Tanz mit vielem Anstande fort und nahm, als er zu Ende war, halb lächelnd neben den andern Damen ihren Platz ein. Es währte nicht lange, so ergriff der verliebte Filenio die Hand einer dritten, welche die artigste, anmuthigste und schönste Frau war, die man dazumal in

Bologna finden mochte, und begann sich mit dieser im Tanze zu schwingen, indem er sich eine Gasse durch diejenigen bahnte, welche sich herzudrängten, um sie zu bewundern. Ehe sie aber den Tanz beschlossen, redete er sie in folgender Art an: Verehrungswürdige Frau, vielleicht werdet ihr mich für nicht wenig anmaßend halten, wenn ich euch jetzt die stille Liebe entdecke, die mein Herz für euch empfindet und längst empfunden hat. Aber beschuldigt nicht mich, sondern eure Schönheit, die euch über alle andern Frauen erhebt und mich ewig zu euerm Gefangenen macht. Ich geschweige jetzt eurer untadeligen Sitten, ich geschweige eurer ausgesuchten und bewundernswürdigen Tugenden, die so groß und zahlreich sind, daß sie Macht hätten, die höchsten Götter vom Himmel herniederzulocken. Wenn denn eure natürliche kunstlose Schönheit den unsterblichen Göttern gefällt, was Wunder, daß sie mich zwingt, euch zu lieben und euer Bild in den Tiefen meines Herzens verschlossen zu tragen. Darum bitte ich euch, edle Herrin, einziger Balsam meines Lebens, den werth zu halten, der des Tages tausend Mal für euch stirbt. Dann werde ich glauben, ich verdanke mein Leben euch, um deren Gunst ich werbe.

Die schöne Frau, welche Sinforosia hieß, hatte die süßen, holden Worte wohl verstanden, die aus dem feurigen Herzen Filenio's hervordrangen, auch konnte sie ein kleines Seufzerchen nicht unterdrücken; jedoch bedachte sie ihre Ehre und daß sie vermählt sei und antwortete ihm nichts, sondern ließ sich nach beendigtem Tanz wieder auf ihrem Platze nieder. Nun saßen die drei fast in einem Kreise beisammen und unterhielten sich mit angenehmen Gesprächen, als Emerentiana, die Frau des Messer Lamberto, nicht in böser Absicht, sondern scherzweise zu ihren zwei Gefährtinnen sprach: Meine lieben Frauen, soll ich euch nicht einen Spaß erzählen, der mir heute begegnet ist?

Nun was denn? fragten die Freundinnen.

Ich habe, fuhr Emerentiana fort, unterm Tanz einen Liebhaber gefunden und zwar den schönsten, artigsten und gebildetsten, der zu finden ist. Er sagt, er sei so entbrannt für mich meiner Schönheit wegen, daß er Tag und Nacht keine Ruhe finde.

Und so erzählte sie ihnen Wort für Wort, was er ihr gesagt hatte. Als dies Panthemia und Sinforosia hörten, sagten sie, ganz dasselbe sei ihnen begegnet, und sie verließen das Fest nicht, ohne es herausgebracht zu haben, daß es einer und derselbe gewesen sei, der allen dreien zugleich den Hof gemacht habe. Hieraus entnahmen sie die Gewißheit, daß jene Worte des Verliebten nicht aus aufrichtiger Liebe, sondern aus Verstellung und Arglist hervorgegangen seien und maßen ihnen daher denselben Glauben bei, welchen man den Fieberträumen der Kranken oder den Possen der Bänkelsänger zu schenken pflegt. Sie schieden auch nicht eher von einander, bis sie sich alle drei das Wort gegeben, eine jede von ihnen wolle ihn auf eine Weise zum Besten haben, daß der Verliebte sich zeitlebens erinnern solle, daß auch die Frauen zu foppen verstehen. Filenio fuhr fort, bald dieser, bald jener schön zu thun, und da er sah, daß sich ihm alle drei wohlgewogen zeigten, so setzte er sich vor, wenn es möglich wäre, von jeglicher die letzte Frucht der Liebe zu empfangen; aber es gelang ihm nicht, wie er wünschte und hoffte, sondern es ward ihm ein Strich durch seine ganze Rechnung gemacht. Emerentiana, der geheuchelten Liebe des albernen Studenten überdrüßig, rief eine ihrer Mädchen, welche gar anmuthig und schön war, und trug ihr auf, zu gelegener Zeit mit Filenio zu sprechen und ihm die Liebe zu vertrauen, welche ihre Herrin für ihn fühle, und wenn es ihm recht sei, wolle sie eine Nacht in ihrem Hause mit ihm zubringen. Als das Filenio hörte, ward er froh und sprach zu dem Mädchen: Geh, eile nach Haus, empfiehl mich deiner gnädigen Frau und sage ihr von mir, sie solle mich

heute Abend erwarten, da ihr Mann nicht zu Hause übernachtet.

Inzwischen ließ Emerentiana viele Bündel scharfer Dornen zusammenlesen und legte sie unter die Bettstelle, worin sie des Nachts schlief, und erwartete so die Ankunft ihres Liebhabers. Als die Nacht herankam, griff Filenio nach seinem Degen und schlich sich ganz allein zu dem Hause seiner Feindin, wo ihm beim ersten Zeichen geöffnet wurde. Nachdem sie sich eine Weile mit Gespräch unterhalten und festlich miteinander zu Nacht gespeist hatten, gingen sie zusammen in die Kammer, um sich schlafen zu legen. Aber kaum hatte sich Filenio entkleidet, um zu Bette zu gehen, so kam Messer Lamberto, ihr Gemahl, daher. Als die Frau dies hörte, stellte sie sich sehr erschrocken, und in der Angst, wo sie ihren Liebhaber verbergen sollte, befahl sie ihm, sich unter das Bett zu verkriechen. Als Filenio die Gefahr sah, worin er und die Frau schwebte, lief er nackt und in bloßen Hemde unter die Bettstelle und zerkratzte sich so entsetzlich, daß an seinem ganzen Leibe von Kopf bis zu den Füßen keine Stelle war, die nicht Blut geschwitzt hätte. Und je mehr er sich in der Dunkelheit der Dornen erwehren wollte, desto ärger zerstachelte er sich und doch durfte er nicht schreien, damit nicht Messer Lamberto ihn höre und umbringe. Ich überlasse es euch, den Zustand euch vorzustellen, in welchem der Elende die Nacht verbrachte, der, wie er keinen Laut hervorbringen durfte, auch fast keinen Schmerz mehr hatte. Als der Morgen kam und der Ehemann das Haus verließ, kleidete sich der arme Schüler so gut er konnte wieder an und begab sich blutrünstig nach Hause zurück, wo er noch lange Todesangst zu leiden hatte. Doch unter der Pflege eines sorgsamen Arztes erholte er sich bald und ward wieder so gesund als vorher. Auch währte es nicht lange, so verfiel er von Neuem auf seine verliebten Neigungen und fuhr fort, jenen beiden andern, Panthemia und Sinforosia, den Hof

zu machen, so lange, bis er eines Abends Gelegenheit fand, Panthemien zu sprechen, welcher er seinen langen Kummer und stete Schmerzen klagte und sie bat, doch Mitleid mit ihm zu haben. Die schlaue Panthemia stellte sich, als bedauere sie ihn, entschuldigte sich, daß sie keine Gelegenheit wisse, ihn zufrieden zu stellen; zuletzt aber, wie von seinen süßen Bitten und heißen Seufzern besiegt, ließ sie ihn ins Haus. Schon war er entkleidet, um mit ihr zu Bette zu gehen, als ihm Panthemia befahl, in die Nebenkammer zu gehen, wo sie ihr wohlriechendes Wasser und Räucherwerk habe, um sich erst wohl zu parfümiren, ehe er ins Bett komme. Der Student, der sich keiner Argliſt bei der boshaften Frau versah, trat in die Kammer. Aber kaum hatte er den Fuß auf eine Planke gesetzt, welche von dem Tragbalken, der sie hielt, losgemacht war, so stürzte er, ohne sich halten zu können, mit sammt dem Brette in ein Gewölbe hinab, in welchem einige Kaufleute baumwollene und wollene Zeuge gelagert hatten. Obwol er tief herabgefallen war, hatte er sich doch beim Fallen keinen Schaden gethan. Als sich nun der Student an diesem dunkeln Ort befand, begann er umherzutappen, ob er eine Treppe oder eine Thüre finde; da er aber nichts fand, verfluchte er die Stunde und den Augenblick, wo er Panthemia kennen gelernt. Als der Morgen dämmerte und der arme Jüngling freilich zu spät den Betrug der Frau einsah, bemerkte er an einer Seite des Waarenlagers einige Ritzen in der Wand, welche etwas Licht eindringen ließen, und weil die Mauer alt und mit ekelhaftem Schimmel bedeckt war, begann er mit ungeheurer Anstrengung Steine herauszunehmen und machte ein so großes Loch, daß er dadurch hinausschlüpfen konnte. Hier fand er einen Pfad, der nicht weit von der öffentlichen Straße entlegen war, und schlug barfuß und im Hemd den Weg nach seiner Herberge ein, wo er auch, ohne von jemand erkannt zu werden, glücklich anlangte. Sinforosia, die schon von

den beiden Streichen vernommen hatte, die dem Filenio gespielt worden, besann sich darauf, ihnen einen dritten hinzuzufügen, der den ersten nichts nachgäbe. Sie begann daher, so oft sie ihn sah, ihn von der Seite bedeutsam verstohlen anzublicken, als wolle sie ihm zu verstehen geben, wie sie sich um ihn verzehre. Der Student, der die erlittene doppelte Unbill schon vergessen hatte, fing bald an, vor ihrem Hause vorüberzuspazieren und den Verliebten zu spielen. Als Sinforosia sah, daß er schon über und über von ihrer Liebe glühe, schickte sie ihm durch ein altes Mütterchen einen Brief, worin sie ihm kund gab, er habe sie mit seiner Schönheit und edlem Betragen so sehr für sich eingenommen und gefesselt, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe finde; sie wünsche daher über alles in der Welt, wenn es ihm nicht unangenehm wäre, mit ihm zu sprechen. Als Filenio den Brief empfangen und den Inhalt ersehen hatte, dachte er an keinen Betrug, vergaß alle früher erfahrenen Beleidigungen und war der fröhlichste und zufriedenste Mensch, der jemals gefunden war. Er nahm Papier und Feder und antwortete, wenn sie ihn liebe und nach ihm schmachte, so gehe es ihm nicht besser, denn er liebe sie noch viel mehr, als sie ihn, und zu jeder Stunde, wo sie befehle, sei er zu ihren Diensten bereit. Sobald sie die Antwort gelesen und den günstigen Augenblick gefunden hatte, ließ ihn Sinforosia ins Haus kommen und sprach zu ihm nach vielen erheuchelten Seufzern: Mein Filenio, ich weiß nicht, wer außer dir mich zu dem Schritte verleitet hätte, zu welchem du mich gebracht hast, denn deine Schönheit, deine Anmuth und der Reiz deiner Rede haben ein solches Feuer in meiner Seele entzündet, daß ich wie trocknes Holz zu lodern glaube.

Als der Student sie so sprechen hörte, zweifelte er keinen Augenblick, daß sie vor Liebe zu ihm zerschmelzen wolle. So erging sich der arme Schelm eine Weile mit

Sinforosia in holden, ergetzlichen Liebesreden und als es ihm endlich Zeit schien, sich zu Bette zu legen und an ihre Seite zu schmiegen, sprach Sinforosia: Meine süße Seele, bevor wir zu Bette gehen, scheint es mir räthlich, uns ein wenig zu stärken.

Dann ergriff sie ihn bei der Hand und führte ihn in ein Seitengemach, wo ein Tisch mit köstlichem Zuckerwerk und trefflichen Weinen bereit stand. Die verschlagene Frau hatte den Wein mit Kräutersaft gemischt, um zu machen, daß er bis zu einem gewissen Zeitpunkt entschliefe. Filenio ergriff den Becher, füllte ihn mit jenem Wein an und trank ihn, ohne einen Betrug zu ahnen, ganz aus. Nachdem er die Lebensgeister erfrischt und sich mit wohlriechendem Wasser gesalbt und durchduftet hatte, begab er sich zu Bett.' Es währte nicht lange, so that der Trank seine Wirkung und der Jüngling verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß der stärkste Geschützdonner oder jeder andere noch so heftige Lärm ihn schwerlich erweckt hätte. Als Sinforosia sah, daß er fest schlafe und der Saft seine Wirkung vollkommen bewähre, ging sie hinweg und rief einer jungen rüstigen Magd, welche in das Geheimniß eingeweiht war, worauf beide den Studenten bei Händen und Füßen ergriffen, gemach die Thüre öffneten und ihn auf die Straße trugen, wo sie ihn etwa einen Steinwurf weit von dem Hause liegen ließen. Etwa eine Stunde vor dem Anbruch der Morgenröthe, als der Trank seine Kraft verloren hatte, erwachte der Arme und meinte an Sinforosia's Seite zu liegen, fand sich aber statt dessen barfuß und im Hemde halb todt vor Kälte auf der bloßen Erde liegen. Kaum konnte sich der Bedauernswürdige, an Armen und Beinen Erstarrte wieder auf die Füße heben. Nur mit großer Beschwerde stand er auf, konnte sich aber fast nicht aufrecht halten, und schleppte sich dann, so gut er vermochte und ohne von jemand bemerkt zu werden, zu seiner Herberge zurück und sorgte nun für seine Gesundheit. Und wäre

nicht die Kraft der Jugend ihm zu Hilfe gekommen, so wäre er gewiß nervenlahm geworden. Als er aber seine frühere Gesundheit wiedererlangt hatte, verschloß er die erlittenen Beleidigungen in der Tiefe seines Herzens, und ohne sich irgend gekränkt oder erbittert zu zeigen, stellte er sich vielmehr in alle drei noch weit verliebter, als zuvor, indem er bald nach der einen, bald nach der andern liebäugelte. Jene versahen sich seiner Arglist nicht, sondern hatten ihre Freude an seinem Betragen und zeigten ihm die freundliche, wohlwollende und heitere Miene, die man wahrhaft Liebenden nicht versagt. Manchmal war der gereizte Jüngling nahe daran, seine Hand zu gebrauchen und ihnen das Angesicht zu zeichnen; aber er bedachte klüglich den hohen Stand der Frauen und wie schimpflich es für ihn wäre, drei schwache Weiber zu schlagen, und er bezwang seinen Ingrimm. Lange sann er hin und her, auf was Art er sich rächen könne, und da er es durchaus nicht anzustellen wußte, gerieth er außer sich vor Betrübniß. Nach geraumer Zeit fiel es ihm ein, was er thun müsse, um seinen Wunsch leicht zu befriedigen, und das Glück begünstigte ihn, den entworfenen Plan ins Werk zu rufen. Filenio hatte in Bologna einen sehr schönen Palast zur Miethe, worin sich ein geräumiger Saal und geschmackvolle Zimmer befanden. Hier beschloß er ein prächtiges und glänzendes Fest zu geben und viele Frauen einzuladen, worunter auch Emerentiana, Panthemia und Sinforosia. Die Einladung wurde bestellt und angenommen und als der Tag des glänzenden Festes erschien, begaben sich die Frauen, die in ihrem Leichtsinn nichts ahnten, alle drei dahin. Als es Zeit war, die Frauen mit kühlen Weinen und köstlichem Zuckerwerk zu erquicken, ergriff der verschlagene Jüngling seine drei Liebsten bei der Hand und führte sie mit vielem Anstand in ein Nebengemach mit der Bitte, sich ein wenig zu erfrischen. Kaum aber waren die thörichten unvorsichtigen Frauen in der Kammer angelangt, so verschloß der Jüngling die Thüre derselben,

wandte ſich dann zu ihnen und ſprach: Jetzt, ihr boshaften Weiber, iſt die Stunde gekommen, mich zu rächen und euch für die Beleidigungen zu ſtrafen, wodurch ihr meine heiße Liebe vergaltet.

Als die Frauen dieſe Worte hörten, waren ſie mehr todt als lebendig, bereuten es im Stillen ernſtlich, ihn beleidigt zu haben, und machten ſich darauf die größten Vorwürfe, daß ſie dem getraut hatten, den ſie hätten haſſen ſollen. Mit drohender, zornglühender Miene befahl ihnen der Jüngling, wofern ihnen ihr Leben lieb ſei, ſich alle drei nackt auszuziehen. Als die Schelminnen dies vernahmen, ſahen ſie einander an und begannen heftig zu weinen, baten ihn auch, wenn nicht um ihrer Liebe, ſo doch um ſeiner Ritterlichkeit und angebornen Menſchlichkeit willen, mindeſtens ihrer Ehre zu ſchonen. In der Freude ſeines Herzens gewährte ihnen der Jüngling dies, beſtand aber darauf, daß ſie ſich in ſeinem Beiſein entkleiden müſſen. Die Frauen warfen ſich dem Studenten zu Füßen und flehten ihn unter kläglichen Thränen demüthig an, ihnen dies zu erlaſſen und ihnen ſo unendliche Schmach nicht zuzufügen. Aber er hatte ſein Herz ſchon zum Diamant verhärtet und ſagte, es ſei dies nichts Tadelnswerthes, ſondern gerechte Rache. So mußten ſich denn die Frauen ausziehen, daß ſie daſtanden, wie ſie aus Mutterleib gekommen waren, und doch waren ſie nackt nicht minder ſchön als bekleidet. Der junge Student betrachtete ſie von Kopf bis zu Fuß und als er ſie ſo ſchön und zart erblickte, daß die Weiße ihrer Haut den Schnee übertraf, begann ſich doch einiges Mitleid mit ihnen zu regen, aber die Erinnerung der erlittenen Beleidigung und der Todesgefahr kehrte in ſein Gedächtniß zurück und verſcheuchte alles Erbarmen, ſodaß er in ſeinem grauſamen fühlloſen Vorſatz beharrte. Alsdann nahm der liſtige Jüngling die Kleider und alles Zeug, das ſie an ſich gehabt hatten, legte es in ein Nebenzimmer und befahl ihnen nicht eben allzu höflich, ſich

alle drei nebeneinander in das Bett zu legen. Ganz beſtürzt und bebend vor Schrecken, riefen ſie aus: Wehe über unſere Thorheit, was werden unſere Männer, was unſere Eltern ſagen, wenn ſie erfahren, daß man uns hier ſo nackt, wie wir ſind, ermordet gefunden! Beſſer wären wir in den Windeln geſtorben, als daß die Welt dieſe Schmach und Schande von uns erfahren ſoll!

Als der Student ſie nebeneinander liegen ſah, wie Mann und Weib, nahm er ein ſchneeweißes Leintuch, das aber nicht ſehr fein war, damit das Geſicht nicht durchſchimmern und ſie verrathen möchte, und bedeckte ſie damit von Kopf bis zu Fuß. Dann verließ er das Gemach, verſchloß die Thüre und ſuchte ihre Männer auf, welche im Saale tanzten. Als der Tanz vorbei war, führte er ſie in das Nebengemach, wo die drei Frauen im Bette lagen, und ſprach zu ihnen: Ihr Herren, ich habe euch hierher geführt, um euch ein kleines Vergnügen zu machen und euch den ſchönſten Anblick zu verſchaffen, der euch in euerm Leben zu Theil geworden iſt.*)

*) Ähnliches begegnet in dem Fabliau Des deux changeurs (bei Méon III, 254), in der erſten der Cent nouvelles nouvelles, welche „traite d'un qui trouva façon de jouir de la femme de son voisin; lequel il avoit envoyé dehors pour plus aisément en jouir; et lui, retourné de son voyage, le trouva qui se baignoit avec sa femme; et non sachant que ce fût elle, la voulut voir, et permis lui fut seulement d'en voir le derrière; et alors jugea que, à ce, lui sembla sa femme, mais croire ne l'osa, et, sur ce, se partit et vint trouver sa femme à son hôtel, qu'on avoit boutée hors par une poterne de derrière, et lui conta l'imagination qu'il avoit eue sur elle, dont il se repentoit.“ Paul Lacroix bemerkt dazu: La tradition rapporte que le duc d'Orléans, frère de Charles VI, fit un pareil outrage à Jean-sans-Peur, duc de Bourgogne, qui vengea depuis son honneur en assassinant son rival dans la rue Barbette, en 1407. Man ſehe auch Giovanni's Pecorone II, 2. Das bei Ser Giovanni noch einfache, gegenüber vom Fabliau veredelte Motiv wird bei Straparola buchſtäblich verdreifacht und damit ins Märchenhafte verzogen.

Hierauf näherte er sich dem Bette mit einer Kerze in der Hand, zog allmälig das Leintuch von den Füßen empor und wickelte es auf, indem er die Frauen bis zu den Knieen bloßdeckte, sodaß die Männer die runden weißen Beine mit den zierlichen Füßen sehen konnten, was ein wundervoller Anblick war. Dann enthüllte er sie bis zur Brust, und zeigte ihnen die blendenden Schenkel, welche zwei Säulen von reinem Marmor schienen, und den gerundeten Leib dem feinsten Alabaster ähnlich. Hierauf enthüllte er sie noch weiter hinauf und zeigte ihnen den zarten sanftgewölbten Busen mit den zwei prallen köstlichen runden Brüsten, die den erhabenen Jupiter gezwungen hätten, sie zu umarmen und zu küssen. Dies gewährte den drei Ehemännern das größte Vergnügen und Ergetzen, das sich denken läßt. Ich überlasse es euch, zu ermessen, wie es den armen unglücklichen Frauen zu Muth war, als sie hörten, daß ihre Männer sich an ihrem Anblick weideten. Sie hielten sich ruhig und wagten kaum Athem zu holen, um nicht erkannt zu werden. Die Männer versuchten den Studenten zu bewegen, auch von dem Gesicht den Vorhang wegzuziehen; er aber, in fremden Angelegenheiten vorsichtiger, als in seinen eigenen, wollte nicht einwilligen. Aber dennoch begnügte sich der Student nicht hiermit, sondern nahm die Kleider der drei Frauen und zeigte sie ihren Männern. Diese überfiel bei ihrem Anblick eine gewisse Betroffenheit, die ihnen am Herzen nagte. Mit steigendem Erstaunen betrachteten sie dieselben näher und sprachen bei sich selbst: Ist dies nicht das Kleid, das ich meiner Frau machen ließ? Ist das nicht die Haube, die ich ihr kaufte? Ist das nicht das Halsgehänge, das ihr vom Hals vor der Brust niederhängt? Sind dies nicht die Ringe, die sie am Finger trägt?

Sie verließen das Gemach, um nicht das Fest zu stören, entfernten sich aber nicht, sondern blieben zum Abendessen. Der Student hatte bereits gehört, daß das

Mahl fertig und von seinem einsichtigen Haushofmeister vollkommen angeordnet sei, und forderte daher die Gesellschaft auf, sich zu Tisch zu begeben. Während nun die Gäste es sich wohlschmecken ließen, kehrte der Student in das Nebengemach zurück, wo die drei Frauen im Bett lagen, deckte sie auf und sprach: Guten Morgen, meine Damen, habt ihr eure Männer nicht gehört? Sie erwarten euch draußen mit dem heißesten Verlangen. Worauf wartet ihr? Steht auf, ihr Schlafratzen, gähnt nicht lange, laßt ab, euch die Augen zu reiben! Nehmt eure Kleider und schlüpft eilig hinein! Es ist Zeit, in den Saal zurückzukehren, wo euch die andern Frauen erwarten.

So neckte er sie und weidete sich an ihrer Rathlosigkeit. Die trostlosen Frauen fürchteten, ihr Abenteuer werde ein grausames Ende nehmen; sie weinten und verzweifelten an ihrem Heil. So geängstigt und von Schmerz durchbohrt, erhoben sie sich und erwarteten nichts sicherer, als den Tod.

Filenio, sprachen sie zu dem Studenten, du hast vollkommene Rache an uns genommen. Es bleibt nichts mehr übrig, als daß du dein scharfes Schwert nimmst und uns den Tod damit gibst, den wir über alles in der Welt wünschen. Willst du uns aber diese Gnade nicht erzeigen, so laß uns wenigstens unerkannt nach Hause gelangen, damit unsere Ehre unbescholten bleibe.

Filenio glaubte nun genug gethan zu haben, holte ihre Kleider, gab sie ihnen zurück und befahl ihnen, sich eiligst anzuziehen. Als dies geschehen war, ließ er sie durch ein geheimes Hinterpförtchen hinaus und so kamen sie beschämt, ohne von jemand erkannt zu werden, nach Hause. Sogleich zogen sie ihre Kleider wieder aus, die sie getragen hatten, und verschlossen sie in ihre Schränke, begaben sich aber klüglich noch nicht zu Bett, sondern setzten sich an die Arbeit. Nach der Mahlzeit dankten ihre Männer dem Studenten für die gute Aufnahme,

die sie bei ihm gefunden, noch mehr aber für das Vergnügen, das er ihnen gewährt, indem er sie die köstlichen Glieder habe sehen lassen, deren Schönheit die Sonne überstrahlt habe, nahmen Abschied von ihm und kehrten zurück in ihre Wohnungen. Zu Hause fanden sie ihre Frauen in ihrem Kämmerlein neben dem Feuer sitzend und nähend. Weil ihnen aber die Kleider, Ringe und andere Kostbarkeiten, welche sie in Filenio's Kammer gesehen hatten, noch einigen Verdacht erregten, fragten sie, um auch diesen zu beseitigen, jeder die seinige, wo sie den Abend zugebracht habe und wo ihre Kleider seien. Ganz unbefangen antworteten ihnen die Frauen, sie haben diesen Abend das Haus nicht verlassen, nahmen die Schlüssel zu den Schrein, wo der Anzug verwahrt wurde, und zeigten ihnen Kleider, Ringe und alles, was ihnen ihre Männer hatten machen lassen. Als die Männer dies sahen, wußten sie nicht, was sie sagen sollten, und verhielten sich ruhig, erzählten aber doch ihren Frauen alles haarklein, was ihnen jenen Abend begegnet sei. Als dies die Frauen hörten, stellten sie sich, als wüßten sie von nichts, und nachdem sie das Abenteuer eine Weile belacht hatten, entkleideten sie sich und begaben sich zu Bette. Wenige Tage vergingen, so begegnete Filenio seinen holden Damen mehrmals auf der Straße und sagte zu ihnen: Wer von uns hat mehr Angst ausgestanden? Wer von uns ward übler behandelt?

Sie aber schlugen die Augen nieder und antworteten nichts. Und so rächte sich der Student so gut, als er wußte und konnte, ohne alle Gewaltthätigkeit, wie es einem Manne geziemt, für die erlittenen Beleidigungen.

103. Simplicio di Rossi.

(2, 5.)

In dem Flecken Santa Eufemia unter Campo Sanpietro auf dem Gebiet der berühmten und weit bekannten Stadt Padua wohnte schon vor langer Zeit Ghirotto Scanferla, ein für einen Landmann sehr reicher und mächtiger, aber aufrührischer Mann und ein unruhiger Kopf. Dieser hatte eine junge Frau Namens Giliola, welche für eine Dörferin bei allen Leuten für sehr schön galt. In diese verliebte sich heftig ein gewisser Simplicio di Rossi, ein Bürger von Padua, und weil sein Haus nicht weit von dem Hause Ghirotto's entfernt stand, ging er mit seiner Gattin, welche artig, gesittet und schön war, oft in die Gegend spazieren. Und so viele Eigenschaften die Gattin auch besaß, welche sie schätzenswürdig machten, so kümmerte er sich dennoch nicht viel um dieselbe und war so sehr von Liebe zu Giliola entzündet, daß er Tag und Nacht nicht mehr zur Ruhe zu gelangen wußte. Er hielt seine Liebe in seinem Herzen verborgen und wagte sie auf keine Weise zu entdecken, theils aus Furcht vor ihrem Mann, theils wegen des rechtschaffenen Wandels der Giliola, theils auch um der klugen Gattin kein Ärgerniß zu geben. Herr Simplicio hatte am Hause einen Brunnen, aus welchem so klares, wohlschmeckendes Wasser hervorsprudelte, daß nicht nur Lebende, sondern auch Todte hätten davon trinken dürfen. Daher kam Giliola Morgens und Abends und so oft es nöthig war, zu der klaren Quelle, schöpfte Wasser mit einem aus Zweigen geflochtenen Eimer und trug es nach Hause. Die Liebe, welche in der That niemand frei ausgehen läßt, spornte Herrn Simplicio unaufhörlich. Da er jedoch das Leben kannte, welches sie führte, und den guten Ruf, welcher dafür bürgte, wagte er nicht, sich irgend gegen

ſie zu äußern, ſondern weidete ſich nur zuweilen an ihrem Anblick und tröſtete damit ſein Herz. Sie ſelbſt wußte nichts davon und hatte es nie bemerkt, denn als eine rechtſchaffene in gutem Rufe ſtehende Frau hatte ſie nur Acht auf ihren Mann und ihr Haus und auf ſonſt nichts. Als nun eines Tages Giliola an den Brunnen ging, wie ſie es im Gebrauch hatte, um Waſſer zu ſchöpfen, traf ſie zufällig auf Herrn Simplicio und ſagte in aller Einfalt, wie jede andere Frau auch gethan haben würde, zu ihm: Guten Tag, Herr!

Er aber antwortete ihr: Fick.

Er meinte, durch dieſes Wort ſie aufmerkſam und etwas vertraut machen zu ſollen; ſie aber dachte an weiter nichts, antwortete ihm auch nicht, ſondern ging weiter ihren Angelegenheiten nach. Herr Simplicio hatte oft und viel dieſelbe Antwort Giliola gegeben, welche ihn immer, ſo oft ſie ihn ſah, grüßte; ſie aber, welche ſeine Bosheit nicht merkte, kehrte ohne aufzublicken nach Hauſe. Da jedoch Herr Simplicio mit dieſer Antwort immer fortfuhr, nahm ſich Giliola vor, es Ghirotto ihrem Mann zu ſagen, und als ſie eines Tages in zärtlichem Geſpräche mit ihm war, ſagte ſie: Mein lieber Mann, ich muß euch etwas ſagen, worüber ihr vielleicht lachen werdet.

Nun was? fragte Ghirotto.

So oft ich, verſetzte Giliola, an den Brunnen gehe, um Waſſer zu ſchöpfen, finde ich den Herrn Simplicio und ſage ihm guten Tag; er aber antwortet mir immer: Fick.

Ich habe mich oft und viel über das Wort beſonnen, konnte mir aber nie vorſtellen, was das heiße: Fick.

Und du, ſagte Ghirotto, was haſt du ihm geantwortet?

Ich, antwortete Giliola, ich habe ihm niemals etwas darauf erwidert.

Aber in Zukunft, fuhr Ghirotto fort, wenn er wieder zu dir ſagt: Fick! ſo antworte ihm: Fack! Dann ſieh

wohl zu und merke auf, was er dir sagt! Sonst aber antworte ihm nichts, sondern geh wie gewöhnlich nach Hause!

Giliola ging um dieselbe Stunde, wie sonst, nach dem Brunnen, um Wasser zu holen, traf Herrn Simplicio und sagte ihm: Guten Tag!

Er antwortete ihr nach seiner Gewohnheit: Fick!

Giliola aber entgegnete, wie ihr Gatte sie unterwiesen hatte, mit: Fack!

Darüber gerieth Herr Simplicio ganz in Entzücken, dachte, sie habe seine Liebe gemerkt, und meinte, er habe sie jetzt ganz zu seinem Befehl. Deshalb faßte er sich ein Herz und fragte weiter: Wann soll ich kommen?

Giliola aber antwortete nichts, wie ihr Gatte ihr aufgegeben hatte, kehrte nach Hause und sagte, von ihrem Gatten befragt, wie es gegangen sei, sie habe befolgt, was er ihr vorgeschrieben und als Herr Simplicio sie gefragt habe: Wann soll ich kommen? habe sie ihm nichts geantwortet. Ghirotto war, obschon ein Landmann, scharfsichtig genug, um die Worte des Herrn Simplicio gar wohl zu verstehen, und ward deshalb sehr ärgerlich, denn er stellte sich vor, daß diese Reden auf etwas anderes hinauslaufen sollen, als Perlen im Dunkeln einzufädeln. Darum sprach er zu seiner Frau: Wenn du wieder hinkommst und er sagt: Wann soll ich kommen? so antworte ihm: Heut Abend.

Dann komm nach Hause und laß mich machen!

Als nun der folgende Tag gekommen war, ging Giliola nach ihrer Gewohnheit, um Wasser aus dem Brunnen zu holen, und fand Herrn Simplicio, welcher sie mit größtem Verlangen erwartete. Sie sagte zu ihm: Guten Morgen, Herr!

Darauf antwortete Herr Simplicio: Fick.

Und sie sagte zu ihm: Fack.

Er fuhr fort: Wann soll ich kommen?

Heut Abend, antwortete Giliola.

Recht, ſagte er, heut Abend.

Giliola kehrte nun nach Hauſe zurück und ſagte zu ihrem Mann: Ich habe ausgeführt, was ihr mir befohlen habt.

Und was hat er dir geantwortet? fragte Ghirotto.

Recht, heut Abend, ſagte Giliola.

Ghirotto, welcher ſchon ganz genug hatte, aber nicht von Nudeln und Maccheroni, ſagte: Giliola, komm, wir wollen zwölf Säcke Korn meſſen, denn ich will thun, als ginge ich in die Mühle, und wenn Herr Simplicio kommt, ſo empfange ihn freundlich und ehrenvoll. Dann halte einen leeren Sack in Bereitſchaft neben den mit Korn gefüllten, und wenn du hörſt, daß ich nach Hauſe gekommen bin, ſo mach, daß er in den bereitliegenden Sack ſchlüpft, um ſich zu verſtecken! Das Weitere überlaß mir!

Es ſind aber nicht ſo viel Säcke im Hauſe, als ihr verlangt, ſagte Giliola.

So ſchicke, fiel Ghirotto ſogleich ein, unſere Nachbarin Cia zum Herrn Simplicio, und mache, daß er dir zwei leiht, und laß ihm ſagen, ich wünſche ſie zu haben, weil ich dieſen Abend in die Mühle gehe.

Und ſo geſchah es. Herr Simplicio, welcher Giliola's Reden aufs Beſte aufgefaßt hatte, und nun ſah, daß ſie zu ihm ſchickte, um zwei Säcke von ihm zu entlehnen, glaubte wirklich, ihr Mann gehe in die Mühle, und hielt ſich nun für den glücklichſten und zufriedenſten Mann von der Welt, da er ſich überredete, ſie ſei ebenſo von Liebe zu ihm entzündet, wie er zu ihr. Aber der arme Narr ahnte nicht, was gegen ihn angeſponnen und vorbereitet war, ſonſt hätte er ſich vielleicht etwas vorſichtiger benommen. Herr Simplicio, welcher in ſeinem Hofe viel gute Kapaunen hatte, nahm zwei der beſten heraus und ſchickte ſie durch ſeinen Diener der Giliola mit dem Auftrag, ſie möge ſie zubereiten, denn er werde heute Abend zu ihr kommen nach der getroffenen Verabredung. Als

die dunkele Nacht gekommen war, ging Herr Simplicio heimlich von Hause weg und nach Ghirotto's Hause hin, wo er von Giliola artig empfangen wurde. Als nun Herr Simplicio die Säcke voll Korn sah, fragte er Giliola, da er geglaubt hatte, ihr Mann sei schon zur Mühle gegangen: Wo ist Ghirotto? Ich glaubte, er sei schon in der Mühle. Nun sehe ich aber noch hier die Säcke im Hause. Was soll das bedeuten?

Giliola antwortete: Herr Simplicio, macht euch keine Gedanken und fürchtet nichts! Es wird alles gut gehen. Es ist nämlich um Vesperzeit sein Schwager ins Haus gekommen, welcher die Nachricht brachte, seine Schwester sei schwer beläſtigt von einem unaufhörlichen Fieber, sodaß er sie wol morgen nicht mehr am Leben treffen würde. Er stieg daher zu Pferd und ritt hinweg, um sie vor ihrem Tode nochmals zu sehen.

Herr Simplicio, welcher eigentlich hätte Simpel heißen sollen, nahm dies alles für wahr hin und beruhigte sich. Während nun Giliola geschäftig war, die Kapaunen zu braten und den Tisch zu decken, siehe da kam Ghirotto ihr Mann plötzlich in den Hof, und sobald ihn Giliola hörte, sagte sie, sich sehr betrübt stellend: Ach weh uns! Wir sind des Todes!

Und ohne einen Augenblick zu verlieren, traf sie die Veranstaltung, daß Herr Simplicio in den Sack schlüpfte, welcher leer geblieben war. Er kroch hinein, wiewol nicht ohne Widerstreben, und der Sack mit Herrn Simplicio wurde hinten an die andern Säcke, welche mit Korn gefüllt waren, gelehnt, und so wartete sie, bis ihr Mann ins Haus käme. Als Ghirotto ins Haus trat und den Tisch gedeckt sah und die Kapaunen, welche in der Pfanne brieten, sagte er zu seiner Gattin: Was bedeutet das, daß du mir ein so kostbares Abendessen bereitet hast?

Giliola antwortete: Ich dachte, ihr werdet recht müd und matt nach Haus kommen und vielleicht erst um Mitternacht. Damit ihr euch dann etwas erquicken und

bei euern beſtändigen Anſtrengungen erhalten könnt, wollte ich euch etwas Kräftiges zum Nachteſſen bereiten.

Meiner Treu, ſagte Ghirotto, daran haſt du recht wohl gethan; denn es iſt mir ganz unwohl und ich kann es kaum erwarten, bis ich zu Nacht eſſen und ins Bett gehen darf, damit ich morgen zeitig in die Mühle komme. Aber ehe wir uns zum Eſſen ſetzen, will ich ſehen, ob die Säcke, welche nach der Mühle wandern ſollen, auch die rechte Schwere haben und voll ſind.

Er trat zu den Säcken und begann zuerſt, ſie zu zählen, und fand, daß es dreizehn waren. Er that, als habe er nicht recht gezählt, zählte alſo nochmals von vorn, und da er wieder dreizehn fand, ſagte er zu ſeiner Frau: Wie kommt denn das, Giliola, daß hier dreizehn Säcke ſtehen? Wir haben doch nur zwölf zugerüſtet. Was ſoll nun das bedeuten?

Sie gab ihm zur Antwort: Ich weiß wohl, daß, als wir das Korn einfüllten, es nur zwölf Säcke waren. Wie aber der dreizehnte hinzukam, das kann ich euch nicht ſagen.

Herr Simplicio, welcher in dem Sacke ſteckte und wohl wußte, daß es dreizehn waren, aber nicht mit ſeinem Willen, verhielt ſich ganz ſtille, betete leiſe Vaterunſer, verwünſchte in ſeinem Herzen das Weib und ſeine Liebe und ſich ſelbſt, daß er ihr getraut hatte; und wenn er hätte aus ihren Händen kommen können, ſo wäre er gern geflohen, aber er fürchtete faſt noch mehr den Spott, als den Schaden. Ghirotto jedoch kannte den Sack wohl, packte ihn und ſchleppte ihn hinaus vor die Thür, welche er liſtiger Weiſe hatte offen halten laſſen, in der Abſicht nämlich, daß jener, wenn er die Püffe bekäme, freies Feld habe, um aus dem Sacke zu kriechen und zu fliehen, wohin ihm beliebe. Ghirotto hatte einen zu dieſem Zwecke bereit gehaltenen Knotenſtock ergriffen und fing an, ſo gewaltig auf ihn loszuſchlagen, daß ihm am ganzen Leibe kein ganzes heiles Glied blieb und er halb todt am

Boden lag. Und wäre nicht die Frau gewesen, welche aus Mitleid oder aus Furcht, ihr Mann möchte dafür mit dem Bann belegt werden, ihm den Stock aus der Hand riß, so hätte er ihn vielleicht getödtet. Ghirotto ging daher weg, gab das Unternehmen auf und Herr Simplicio kroch aus dem Sack und eilte nach Hause so schnell er nach dieser übeln Behandlung vermochte, denn er meinte, Ghirotto mit seinem Stocke sei ihm beständig auf den Fersen. Er legte sich zu Bett und blieb mehrere Tage darin, bis er sich wieder erholt hatte. Ghirotto hatte unterdessen mit seiner Giliola auf Kosten des Herrn Simplicio trefflich zu Nacht gegessen und begab sich nunmehr zur Ruhe. Nach einigen Tagen, als Giliola an den Brunnen kam, sah sie Herrn Simplicio wieder, welcher in der Halle an seinem Hause auf- und abging, und grüßte ihn mit heiterem Gesicht, indem sie sagte: Fick.

Herr Simplicio aber, welcher noch die wegen dieser Worte empfangenen Schläge fühlte, rief ihr entgegen:

Nichts guten Tag! Nichts Fick noch Fack!
Du kriegst mich nimmer in den Sack!

Als Giliola das hörte, schwieg sie und kehrte erröthend nach Hause. Herr Simplicio aber änderte nach einer so außerordentlichen Erfahrung seinen Sinn und behandelte seine Frau, die er fast gehaßt hatte, mit größerer Aufmerksamkeit und Liebe und warf seinen Haß auf fremde Weiber, damit ihm fürder das nicht mehr widerfahre, was ihm neulich widerfahren war.

10. Das Zauberpferd.

(3, 2.)

Nichts Geringes verrichtet der weise Schiffer, der von der neidischen leichtsinnigen Fortuna umhergeworfen und durch harte und spitzige Klippen getrieben sein beunruhigtes Schifflein zum sichern Hafen lenkt. So machte es Livoretto, der Sohn des großen Königs von Tunis, der nach langen unvorhergesehenen Gefahren, schweren Bekümmernissen und langen Mühsalen, mit seinem hohen Geiste die Armlichkeit seines Schicksals niedertretend, zu einem erhabeneren Standpunkte gelangte und den Thron von Cairo in Frieden genoß, wie ihr aus folgender Fabel, die ich euch zu erzählen gedenke, entnehmen möget. — In der königlichen Stadt Tunis an der Küste Africas herrschte vor Zeiten ein berühmter und mächtiger König Dalfreno, dem seine schöne und verständige Gemahlin zwei Söhne geboren hatte, die verständig, brav und folgsam gegen ihren Vater waren. Der älteste hieß Listico, der andere Livoretto. — Diesen Brüdern versagte ein Gesetz und lange bestehender Gebrauch des Landes, dem Vater in der Regierung zu folgen, indem dort nur dem weiblichen Geschlechte ein Recht auf die Erbfolge verliehen war. Der König grämte sich sehr hierüber, denn er sah sich leider ohne Tochter und durfte in seinem Alter nicht erwarten, noch Kinder zu bekommen. Überdies mußte er befürchten, seine Söhne würden nach seinem Tode gehaßt, verfolgt und mit Schmach aus dem Lande gejagt werden. Der unglückliche Vater, von diesen traurigen Gedanken gequält, fand kein Mittel, dem Übel abzuhelfen. Er wollte sich also bei der Königin, die er zärtlich liebte, Raths erholen und sprach zu ihr: Gnädige Frau, was bleibt uns wol für unsere Söhne zu thun übrig, da Gesetz und Landessitte uns jede Möglichkeit rauben, sie zu Erben unserer Krone zu machen?

Die verſtändige Frau erwiderte, ohne ſich lange zu beſinnen: Geheiligte Majeſtät, da ihr im Beſitze ſo großer und unermeßlicher Schätze ſeid, glaube ich, ihr thätet recht, die Söhne, reich ausgeſtattet mit Geld und Koſtbarkeiten, außer Landes zu ſchicken, wo niemand ſie kennt. Vielleicht können ſie die Gunſt irgend eines vornehmen Herrn erlangen und dadurch aller Noth und Ungebühr entgehen. Oder wenn ſie ja dergleichen erdulden müßten, was Gott verhüte, weiß doch mindeſtens niemand, weſſen Kinder ſie ſind. Beide ſind jung, wohlgebildet, reizend, muthig und zu jeder edeln und großen Unternehmung bereit, und wegen der Vorzüge, mit denen die Natur ſie beſchenkte, werden ſie bei Königen, Fürſten und Herren willkommen und beliebt ſein.

Dalfreno gab dem Rathe der weiſen Königin vollkommen Beifall, er ließ Liſtico und Livoretto rufen und ſprach zu ihnen: Ihr wißt, geliebte Söhne, daß ihr keine Hoffnung habt, nach meinem Tode auf dieſen Thron zu gelangen. Nicht als haftete eine Schuld oder ein Laſter an euch, ſondern weil Geſetz und altes Herkommen es ſo beſtimmen und weil die ſchaffende Natur euch zu Männern, nicht zu Weibern gebildet. Eure Mutter und ich haben deshalb aus Rückſicht auf euer eigenes Wohl den Entſchluß gefaßt, euch mit Geld und Kleinodien ausgerüſtet in die Fremde zu ſchicken. Vielleicht könnt ihr dort zu Ruhm und Anſehen gelangen und auf eine ehrenvolle Art durch die Welt kommen. Fügt euch alſo unſerem Wunſch!

Der Vorſchlag des Königs gefiel den Jünglingen ungemein und die Ausführung lag ihnen ebenſo ſehr am Herzen, als ihren Eltern, denn ſie wollten gern etwas Neues ſehen und die Freuden der Welt kennen lernen. Die Königin liebte, wie die Frauen allgemein pflegen, den jüngſten Sohn am meiſten; ſie rief ihn beiſeit und ſchenkte ihm ein ſchäumendes kriegeriſches Roß mit ſcheckiger Haut, kleinem Kopf und feurigem Blick; und

überdies war das Pferd gefeit, wie sein Besitzer Livoretto wohl wußte. Die Söhne sagten also ihren Eltern Lebewohl, empfingen ihren Segen und machten sich mit ihren Schätzen insgeheim auf den Weg. Sie ritten eine Zeit lang, ohne einen Ort zu finden, an dem sie hätten bleiben können, worüber sie sich sehr betrübten. Da sprach Livoretto zu Listico: Wir sind bis jetzt miteinander gereist und haben noch keine tapfere unser würdige That verrichtet. Ich dächte daher, wir trennten uns, wenn es dir genehm ist, und jeder ginge für sich auf Abenteuer aus.

Der andere billigte diesen Vorschlag, sie umarmten und küßten sich brüderlich und nahmen Abschied von einander. Listico, von dem man nie wieder eine Silbe gehört hat, wandte sich nach Westen und Livoretto mit seinem Zauberroß schlug den Weg nach Osten ein. Livoretto war schon lange Zeit in der Welt umhergereist, ohne etwas auszurichten. Alles Geld und alle Kostbarkeiten, womit ihn der liebevolle Vater versorgt hatte, waren aufgezehrt und nichts blieb ihm übrig, als sein gefeites Roß. Da kam er nach Cairo, der ägyptischen Königsstadt, wo in jener Zeit der Sultan Danebruno herrschte, ein schlauer Greis, mächtig durch seine Reichthümer und den Umfang seines Gebiets. Dieser empfand, seines hohen Alters ungeachtet, die glühendste Leidenschaft für Bellisandra die Tochter Attarante's Königs von Damascus, und hatte ein Heer vor diese Stadt gelegt, die er erobern wollte, damit die Prinzessin freiwillig oder durch Zwang seine Gattin würde. Allein abgeschreckt durch das Alter und die Häßlichkeit des Sultans, war sie fest entschlossen, sich eher zu tödten, als die Seinige zu werden. Livoretto in Cairo angekommen, durchwanderte die Stadt nach allen Seiten. Sie gefiel ihm sehr wohl und er beschloß, hier zu bleiben, um wo möglich bei jemand als Diener anzukommen, denn all sein Geld war ausgegeben, weil er sich keinen Wunsch versagt und nie

etwas geſpart hatte. In jener Abſicht ging er zum Palaſt und fand im Vorhof des Sultans viele Sanzacken*), Mamelucken und Sklaven. Die fragte er, ob der Sultan nicht einen Diener nöthig habe; er wünſche ein Unterkommen bei ihm zu finden. Man antwortete ihm: Nein.

Doch erinnerte ſich einer von ihnen, daß es an jemand fehle, der die Schweine hüte. Er rief ihn alſo zurück und fragte ihn, ob er dieſes Geſchäft übernehmen wolle. Er antwortete: Ja.

Man hieß ihn nun abſteigen und führte ihn zu dem Schweinſtall. Als man ihn nach ſeinem Namen fragte, ſagte er: Ich heiße Livoretto.

Er wurde aber von allen nur der Sauhirt genannt. Livoretto, oder vielmehr, wie er jetzt hieß, der Sauhirt, nun im Dienſte des Sultans, verrichtete, was ihm zu thun oblag, und war nur darauf bedacht, ſeine Schweine zu mäſten, und ſo groß war ſein Fleiß und Eifer, daß er in zwei Monaten zu Stande brachte, wozu ein anderer würde ſechs gebraucht haben. Als die Sanzacken, Mamelucken und Sklaven ſeine Tüchtigkeit bemerkten, redeten ſie ihrem Herrn zu, ihm ein anderes Amt zu geben, es ſei Schade, daß ein ſo fleißiger Menſch dergleichen niedrige Dienſte verrichte. Es wurde ihm alſo auf Befehl des Sultans die Sorge für die Pferde übertragen und ſein Gehalt vermehrt. Dieſe neue Beſchäftigung war ihm um ſo lieber, weil er dadurch Gelegenheit bekam, ſein eigenes Roß beſſer abzuwarten, indem er auf die andern achtete. Er fing nun an, die ihm anvertrauten Pferde zu ſtriegeln, zu glätten und zu putzen, bis ihre Haut ſo glänzend wurde, wie Sammet. Es war unter andern ein muthiges Füllen in dem Stall, das er ſeiner Schönheit wegen beſonders pflegte und ſo gut abzurichten wußte, daß es außer den gewöhnlichen Bewegungen ſich verbeugte, tanzte, ellenhohe Sprünge

*) Sanzachi, was W. Schmidt S. 5 ausläßt.

machte und die Füße ſchnell wie Pfeile durch die Luft fliegen ließ. Die Mamelucken und Sklaven waren ganz erſtaunt über die Künſte des Pferdes, die ſie für etwas übernatürliches hielten. Sie nahmen ſich vor, ihrem Herrn davon zu erzählen, damit er ſich gleichfalls an den Künſten des Sauhirten ergetze. Allein der Sultan, durch hohes Alter und unbefriedigte Leidenſchaft übel gelaunt und ſtets mit ſchwermüthigen Gedanken an die Geliebte beſchäftigt, fragte wenig nach dergleichen Zeitvertreib und wollte nichts davon wiſſen. Die Mamelucken aber und die Sklaven drangen ſo lange in ihn, bis der Sultan ſich eines Morgens frühe ans Fenſter ſtellte, um die Geſchicklichkeit des Sauhirten und die Künſte, die er mit ſeinem Pferde machte, mit anzuſehen. Er fand ſeine Erwartung weit übertroffen und den Sauhirten ſo hübſch und wohlgebildet, daß er ihm zu dem niedern Geſchäft, Thiere zu warten, viel zu gut ſchien. Und da er die großen verborgenen Tugenden und das edle Weſen des zierlichen Jünglings bei ſich erwog und ſah, wie er ſich in allem auszeichnete, beſchloß er, ihn dieſem gemeinen Dienſte, über den er ihn innerlich beklagte, zu entziehen und auf eine höhere Stufe zu heben. Er ließ ihn daher zu ſich rufen und ſagte zu ihm: Sauhirt, künftig ſollſt du nicht mehr im Stalle dienen, wie bisher, ſondern an meinem Tiſche aufwarten und mir kredenzen.

Der Jüngling, nunmehr Mundſchenk des Sultans geworden, verrichtete ſein Amt ſo zierlich und gewandt, daß der Sultan und Alle, die ihn ſahen, ihn bewundern mußten. Darüber entſtand bei den Mamelucken und Sklaven ein ſo großer Neid und Haß gegen ihn, daß ſie ihn kaum ſehen konnten und daß nur die Furcht vor ihrem Herrn ſie zurückhielt, dem Mundſchenken das Leben zu rauben. Sie legten aber einen ſchlauen Plan an, dem Armen die Ungnade des Sultans zuzuziehen, damit dieſer ihn tödte oder auf ewig von ſeinem Angeſicht verbanne.

In ſolcher Abſicht begann der Sklave Chebur eines Morgens, als er den Sultan bediente, folgendermaßen: Herr, ich habe eine gute Nachricht für dich.

Und welche? fragte der Sultan.

Der Sauhirt, deſſen eigentlicher Name Livoretto iſt, rühmt ſich, er allein könne die Tochter Attarante's, Königs von Damascus in deine Gewalt bringen.

Unmöglich! rief der Sultan.

Es iſt in der That ſo, verſetzte Chebur; und wenn du es mir nicht glaubſt, frage nur die Mamelucken und die andern Sklaven, in deren Gegenwart er ſich mehrmals deſſen gerühmt. Du wirſt dann bald ſehen, daß ich nicht gelogen habe.

Nachdem der Sultan von ſeiner ganzen Dienerſchaft die Beſtätigung dieſer Ausſage hatte, berief er Livoretto zu ſich und fragte ihn, ob das wahr ſei, was man von ihm berichte. Der Jüngling, der kein Wort davon wußte, leugnete es muthig.

Keine Weigerung, rief der Sultan im höchſten Zorn. Geh augenblicklich, und ſchaffſt du mir nicht binnen dreißig Tagen Bellisſandra, die Tochter des Königs Attarante von Damask, ſo verlierſt du deinen Kopf.

Voller Schrecken über dieſen harten Befehl ſeines Herrn entfernte ſich der Arme und ging betrübt in den Stall. Als das gefeite Pferd ſah, daß ſein Herr ſo traurig war und daß ihm die heißen Thränen fortwährend über die Wangen liefen, redete ihn ſein Zauberroß an: Was fehlt dir, Herr? Weshalb biſt du ſo traurig?

Weinend und ſeufzend erzählte ihm der Jüngling von Anfang bis zu Ende, was ihm der Sultan aufgelegt habe. Da ſchüttelte das Pferd mit dem Kopf und es war, als lächle es.

Fürchte nichts, ſprach es zu ſeinem Herrn. Die Sache wird beſſer ausfallen, als du denkſt. Geh wieder zum Sultan und verlange von ihm ein Schreiben an ſeinen Feldherrn, der vor Damascus liegt, mit dem ge-

messenen Befehle, nach Angesicht und Durchlesung dieses mit dem Reichssiegel versehenen Briefes die Belagerung aufzuheben. Auch begehre von dem Sultan Geld, Kleider und Waffen, damit du kühn die heldenmüthige That unternehmen könnest. Und wenn dir unterwegs irgend ein Mensch oder ein Thier begegnet und dich um einen Gefallen bittet, sei dienstfertig und schlag nichts ab, was von dir verlangt wird, so lieb dir dein Leben ist. Und wenn jemand mich dir abkaufen will, so willige ein, setze aber einen so ungeheuern Preis, daß jener von dem Handel absteht. Sollte eine Frau mich zu besitzen wünschen, so bezeuge dich ihr gefällig, erlaube ihr, mir Kopf, Ohren, Hals und Rücken zu streicheln und sich an mir zu belustigen, so viel sie will, denn ich werde geduldig Alles mit mir vornehmen lassen, ohne ihr Leides zuzufügen.

Livoretto ging nun heiter zum Sultan und forderte den Brief und Alles, was ihm das gefeite Roß angegeben hatte. Als er Alles erhalten hatte, bestieg er das Pferd und nahm seinen Weg nach Damascus zur großen Freude der vor Neid glühenden Mamelucken und Sklaven, die in ihrem gewaltigen Hasse sicher glaubten, er werde nicht lebendig wieder nach Cairo kommen. Livoretto war schon mehrere Tage gereist, da kam er zu einem Fluß und aus dem Schlamme des Ufers stieg ein so übler Geruch auf, daß er kaum näher reiten konnte. In diesem Unrath steckte ein Fisch, der schon halb todt war. Sobald der Fisch den jungen Menschen erblickte, sprach er zu ihm: O edler Ritter, sei großmüthig, befreie mich aus diesen Banden, denn du siehst, daß ich kaum noch athme.

Der Worte seines Rosses eingedenk, stieg Livoretto ab, zog den Fisch aus dem stinkenden Schlamm hervor und wusch ihn rein ab. Der Fisch bezeugte ihm erst seinen Dank für diese Wohlthat, dann sagte er noch: Nimm die drei großen Schuppen von meinem Rücken, bewahre

ſie wohl, und wenn du einſt Hilfe brauchſt, lege ſie an das Ufer des Fluſſes; dann werde ich unverzüglich bei dir ſein und dir beiſtehen.

Livoretto nahm die Schuppen, warf den glatten Fiſch in das klare Waſſer und beſtieg wieder ſein Roß. Nachdem er eine Zeit lang geritten war, traf er auf einen Falken*), der mit halbem Leib im gefrorenen Waſſer ſteckte und ſich mit aller Mühe nicht daraus losmachen konnte. Der Falke erblickte ihn und rief ihm zu: O ſchöner Jüngling, habe Mitleid mit mir, zieh mich aus dieſem Eis hervor, in dem ich mich gefangen ſehe, und ſei gewiß, daß ich dir zum Dank für meine Rettung einſt wieder Hilfe bringe, wenn du deren bedarfſt.

Livoretto fuhlte Mitleid mit dem Falken, zog ein Meſſer heraus, das er in der Scheide ſeines Schwertes ſtecken hatte, und ſchlug mit der Spitze deſſelben ſo lange auf das harte Eis, bis es borſt. Dann nahm er den Vogel und ſteckte ihn in ſeinen Buſen, um ihn zu erwärmen. Als der Falke ſich wieder erholt hatte, dankte er ſeinem Befreier und gab ihm zum Lohn für die erzeigte Gunſt zwei Federn, die er unter ſeinem linken Flügel trug.

Bewahre ſie zu meinem Andenken auf, ſagte er ihm dabei, und wenn du einmal in Noth biſt, nimm die beiden Federn und ſtecke ſie an das Ufer des Fluſſes auf, dann werde ich dir zu Hilfe kommen.

Der Falke flog davon und der Jüngling ſetzte ſeine Reiſe fort, bis er zu dem Heer des Sultans kam. Er begab ſich ſogleich zum Feldherrn, der die Stadt hart bedrängte, und überlieferte ihm ſein Schreiben. Als der Feldherr den Brief durchleſen hatte, hob er ohne Weiteres die Belagerung auf und kehrte mit dem ganzen Heere nach Cairo zurück. Am Morgen nach dem Abzug des

*) Falcone pellegrino. Gotfrid's Triſtan 2202. F. H. von der Hagen: Franz. faucon pelerin oder passagier, der im zweiten Jahre gefangen wird.

Feldherrn in der Frühe ritt Livoretto ganz allein nach Damascus hinein und nahm seine Wohnung in einem Wirthshaus. Er zog sogleich ein schönes Kleid an, reich mit theuern kostbaren Edelsteinen besetzt, die mit der Sonne in die Wette glänzten, bestieg sein Zauberroß und begab sich damit nach dem Platz vor dem Palaste des Königs, wo er es mit solcher Geschicklichkeit und Gewandtheit tummelte, daß jedermann verwundert stehen blieb, ihm zuzusehen. — Bellissandra die Tochter des Königs erwachte von dem Lärmen des herbeigelaufenen Volkes, stand auf und stellte sich auf einen Balkon, von dem man den ganzen Platz übersehen konnte. Hier erblickte sie den anmuthigen Jüngling und die Schönheit und Gewandtheit seines rüstigen feurigen Rosses und wurde so verliebt in das Pferd, wie ein Jüngling in ein schönes Mädchen. Sie eilte zu ihrem Vater und bat ihn inständig, es ihr zu kaufen, weil sie in seine Artigkeit und Schönheit ganz vernarrt sei. Seine zärtlich geliebte Tochter zufriedenzustellen, schickte der Vater sogleich einen seiner Edelleute ab, um den Jüngling zu fragen, ob er sein Pferd um Geld verkaufen wolle, er möge nur einen angemessenen Preis dafür setzen, denn die einzige Tochter des Königs finde so großen Gefallen daran. Der Jüngling erwiderte, es gebe in der Welt nichts, das kostbar genug sei, es zu bezahlen, und darauf forderte er eine Summe, die den Werth des ganzen Königreichs überstieg. Als der König von diesem ungeheuern Preis hörte, rief er die Tochter und sagte ihr: Mein Kind, ich kann nicht, um deinen Wunsch zu befriedigen, mein ganzes Reich für ein Pferd hingeben. Entsage ihm also und gräme dich nicht darum! Wir wollen schon ein schöneres und besseres für dich anschaffen.

Allein Bellissandra, die nicht von dem Pferde lassen konnte, beschwor den Vater, ihr den Besitz desselben nicht zu versagen, koste es auch, was es wolle. Und als sie

ſah, daß alles Bitten und Flehen den König nicht bewegen konnte, ihren Wunſch zu erfüllen, lief ſie wie eine Verzweifelte zur Mutter und ſank ihr halb todt in die Arme. Voll Schrecken, ihre Tochter bleich und entſtellt zu ſehen, ſprach die zärtliche Mutter ihr Troſt zu und bat ſie, ſich nicht zu grämen.

Wenn dein Vater abweſend ſein wird, ſagte ſie, wollen wir beide mit dem Jüngling ſprechen und um das Roß handeln; vielleicht läßt er es uns williger, weil wir Frauen ſind.

Durch die liebreichen Worte der gütigen Mutter ward Belliſſandra wieder ein wenig aufgeheitert. Man wartete ab, bis der König entfernt war, dann ließ die Königin dem Jüngling durch einen Boten ſagen, er möge zum Palaſt kommen und ſein Roß mitbringen. Sehr erfreut über dieſe Aufforderung, ſäumte Livoretto nicht, ſich am Hofe einzuſtellen.

Meine Tochter wünſcht ſehnlich, euer Roß zu beſitzen, ſagte die Königin zu ihm. Was iſt der Preis deſſelben?

Er antwortete der Königin folgendermaßen: Gnädige Frau, wolltet ihr mir auch Alles geben, was ihr auf der Welt beſitzt, dennoch könnte eure Tochter mein Roß nicht dafür erkaufen. Will ſie es aber als ein Geſchenk von mir annehmen, ſo ſteht es ihr zu Dienſt. Doch wünſche ich, daß ſie es zuvor noch recht beſchaue und es ſelber einmal verſuche; es iſt geſchickt und ſanft und man kann es ohne Furcht beſteigen.

Bei dieſen Worten ſtieg er ab und hob die Prinzeſſin in den Sattel, während er den Zügel hielt und das Roß leitete und lenkte. Und kaum hatte er Belliſſandra auf eine Steinwurfsweite von der Mutter entfernt, ſo ſchwang er ſich hinter ihr auf das Pferd, gab ihm die Sporen, und ſchnell, wie ein Vogel durch die Luft flog, jagte es davon. Das erſchrockene Fräulein rief mit lauter Stimme: Böſewicht, Verräther, wohin führſt du mich?

Allein das Schreien half ihr zu nichts und niemand

war da, der ihr Hilfe gab noch sie tröstete. Sie setzten ihren Weg fort, und als sie ans Ufer eines Flusses kamen, zog Bellissandra einen prächtigen Ring vom Finger und warf ihn heimlich in das Wasser. Nach mehreren Tagereisen langte Livoretto mit dem Fräulein in Cairo an und übergab sie dem Sultan, der, voller Freude über ihre große ungetrübte Schönheit und Anmuth, sie mit vielen Liebesbezeugungen empfing. Als nun die Schlafenszeit kam und beide in einem schönen und reichgeschmückten Zimmer allein waren, sprach das Fräulein zum Sultan: Hoffet nicht, o Herr, daß ich jemals mich den Wünschen eurer Liebe füge, wenn ihr nicht zuvor jenen Verräther aussendet, den Ring zu suchen, der mir in den Fluß gefallen ist. Hat er ihn gefunden und mir ihn wiedergebracht, so bin ich die eure.

Der Sultan, von Leidenschaft entflammt, wollte die Gekränkte nicht noch mehr betrüben. Augenblicklich gab er dem Livoretto Befehl, den Ring aufzusuchen, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er ihn nicht fände. Der Arme durfte nichts einwenden gegen den ausdrücklichen Befehl seines Herrn, obgleich er keine Hoffnung hatte, den Ring jemals zu finden. Er entfernte sich traurig und ging zu dem Stall, wo er in heiße Thränen ausbrach. Sein Roß fragte ihn um die Ursache seiner großen Betrübniß. Auf seine Erzählung dessen, was vorgefallen, rief es aus: Sei ruhig, Armer! Gedenkst du denn der Worte des Fisches nicht mehr? Merk auf meine Rede! Thue, was ich dir sage, begib dich zum Sultan zurück, verlange von ihm, was du brauchst, und zweifle nicht an dem Erfolg!

Livoretto that genau nach dem Rathe des Rosses, er begab sich an jene Stelle des Flusses, wo er mit der Prinzessin herübergekommen war, und legte die drei Schuppen des Fisches in das grüne Ufer nieder. Siehe da glitt auf einmal der Fisch einher durch die klaren leuchtenden Wellen, tauchte bald hier, bald dort aus

dem Waſſer auf und näherte ſich froh und munter dem Jüngling, den koſtbaren Ring im Munde tragend. Und als er ihm den Ring in die Hand gegeben, nahm er ſeine drei Schuppen auf und tauchte wieder unter in die Flut. — Bei dem Anblick des Ringes verwandelte ſich Livoretto's Traurigkeit auf einmal in Freude. Ohne Zögern kehrte er zum Sultan zurück, neigte ſich ehrerbietig und überreichte in ſeiner Gegenwart der Prinzeſſin ihren Ring. Als der Sultan ſah, daß ſie nun den koſtbaren Ring bekommen hatte, den ſie ſo ſehnlich gewünſcht, machte er ihr zärtliche Liebkoſungen und wollte ihr ſchmeicheln, daß ſie dieſe Nacht ſein Lager mit ihm theilte. Aber die Bemühungen des Sultans waren umſonſt.

Glaubt nicht, mein Herr, ſprach das Fräulein, meine Einwilligung zu erſchmeicheln. Ich ſchwöre, nicht eher die eurige zu werden, bis dieſer falſche Betrüger, der mich mit ſeinem Pferde ſo böslich hintergangen hat, mir das Waſſer des Lebens bringt.

Jeden Wunſch ſeiner geliebten Prinzeſſin zu erfüllen bereit, ließ der Sultan Livoretto rufen und trug ihm bei Todesſtrafe auf, ihm das Waſſer des Lebens zu holen. Glühend vor Zorn über dieſe neue unausführbare Forderung, beklagte ſich der Jüngling heftig gegen ſeinen Herrn, daß er die treuen Dienſte, die er ihm mit großer Gefahr ſeines Lebens geleiſtet, ſo übel belohne. Allein der verliebte Sultan dachte nur daran, ſich ſeiner Geliebten gefällig zu erzeigen, und befahl ihm nochmals, ihr durchaus das Waſſer des Lebens zu verſchaffen. Mit Thränen der Wuth und des Schmerzes ging der Jüngling fort, indem er ſein böſes Geſchick verwünſchte, und begab ſich, wie er pflegte, in den Stall. Als ſein Roß das heftige Weinen ſeines Herrn ſah und die großen Klagen hörte, ſprach es: Was bringt dich ſo außer dir, Gebieter? Iſt dir etwas zugeſtoßen? Beruhige dich, wäre dir auch das Schlimmſte begegnet; denn für Alles gibt es Mittel, nur nicht für den Tod.

Und als das Roß die Urſache ſeiner Bekümmerniß hörte, tröſtete es ihn und erinnerte ihn an den Falken, den er aus dem kalten Eiſe befreit hatte, und an das ſchöne Geſchenk der beiden Federn. Der Jüngling gedachte der Sache wohl, er ſtieg zu Roß, hängte eine gläſerne wohlverwahrte Flaſche an ſeinen Gürtel und ritt nach dem Orte, wo er den Falken erlöſt hatte. Dort ſteckte er die beiden Federn in das Ufer des Fluſſes, wie es ihm geſagt worden war. Sogleich erſchien der Falke und fragte, was er begehre.

Das Waſſer des Lebens, antwortete Livoretto.

Ritter, ſagte darauf der Falke, es iſt unmöglich, daß du es jemals holeſt, denn es wird von zwei grimmigen Löwen und ebenſo vielen Drachen gehütet, welche unaufhörlich brüllen und alle jämmerlich zerreißen, die ſich nähern, es zu ſchöpfen. Aber ich will dir die Wohlthat vergelten, die ich einſt von dir empfangen habe. Nimm die Flaſche, die an deiner Seite hängt, befeſtige ſie unter meinem rechten Flügel und erwarte hier meine Zurückkunft.

Livoretto that nach des Falken Verordnung; dieſer ſtieg in die Höhe, flog hin, wo das Waſſer des Lebens zu finden war, und füllte verborgener Weiſe die Flaſche. Dann kehrte er zu dem Jüngling zurück, übergab ſie ihm, nahm ſeine beiden Federn und erhob ſich wieder in die Luft. — Froh, die koſtbare Flüſſigkeit in ſeinen Händen zu ſehen, ritt Livoretto ohne Zögern eiligſt nach Cairo zurück und verfügte ſich ſogleich zu dem Sultan. Er fand dieſen bei ſeiner geliebten Belliſſandra, ſich mit ſchmeichelnden Reden um ſie bemühend, und überreichte der Prinzeſſin freudig das Waſſer des Lebens. Da begehrte der Sultan aufs neue von ihr, nun die ſeinige zu werden. Doch wie ein Felſen unerſchütterlich den Stürmen Trotz bietet, blieb auch ſie feſt und unbeweglich bei ſeinen dringenden Bitten und machte ihm die neue Bedingung, er ſolle dem Livoretto, der ihr eine ſolche

Schmach angethan, mit eigenen Händen den Kopf abſchlagen. Der Sultan wollte nicht in dieſe grauſame Forderung des erzürnten Mädchens willigen; es ſchien ihm zu hart, den Jüngling zum Lohn für alle ſeine Mühſeligkeiten ſo ſchmählich umzubringen. Allein das gottloſe, unbarmherzige Weib ließ nicht von ihrem böſen Vorſatz, ſie ergriff ein Meſſer, näherte ſich dem Jüngling und mit männlicher Kühnheit ſtach ſie ihm in Gegenwart des Sultans in den Hals, ſodaß er todt zur Erde fiel, ohne daß jemand wagte, ihm zu Hilfe zu kommen. Noch nicht zufrieden damit, hieb das gottloſe Fräulein ihm das Haupt vom Rumpfe, zerſchnitt ſeine Glieder in kleine Stücke, riß die Nerven von einander und zerſtieß die harten Knochen zu Pulver. Darauf nahm ſie einen großen kupfernen Keſſel, warf die verſtümmelten Glieder, ſo wie alle Knochen und Nerven ſtückweiſe hinein und knetete und rührte Alles durcheinander, wie einen Brodteig. Und als ſie durch langes Kneten Fleiſch und Knochen und Nerven wohl miteinander verbunden hatte, bildete ſie von dem Teig eine ſchöne menſchliche Form und beſprengte ſie aus der Flaſche, die das Waſſer des Lebens enthielt. Siehe da kehrte der Jüngling augenblicklich ins Leben zurück und ward ſchöner und blühender, als zuvor. Beim Anblick dieſes Wunders ſtieg dem Sultan, welcher ſchon ſehr alt war, der Wunſch auf, ſich auch auf dieſe Weiſe zu verjüngen, und er bat das Fräulein, ſie möge es doch mit ihm ebenſo machen, wie mit dem Jüngling. Dieſe ließ ſich nicht lange bitten, des Sultans Befehle zu erfüllen. Sie nahm das ſcharfe noch vom Blute des Jünglings rauchende Meſſer, ergriff ihn mit der linken Hand beim Schopf, hielt ihn feſt und gab ihm einen tödtlichen Stich ins Herz. Dann warf ſie ihn aus dem Fenſter die hohen Palaſtmauern hinab in den Graben, und anſtatt ihn zu verjüngen, wie den andern, blieb er todt und ſein Leichnam diente den Hunden zur Speiſe. — Die Prinzeſſin ward von Allen geehrt und

gefürchtet wegen des Wunders, das durch ſie geſchehen war. Als ſie vernommen hatte, der Jüngling ſei der Sohn Dalbreno's, Königs von Tunis und heiße eigentlich Livoretto, ſchrieb ſie an ſeinen alten Vater, gab ihm Nachricht von ihren Begebenheiten und lud ihn ein, ſich doch ja bei ihrer Vermählung mit Livoretto einzufinden. Dalfreno, ſehr erfreut über dieſe glückliche Nachricht von ſeinem Sohne, über den er noch gar nichts gehört hatte, machte ſich augenblicklich auf den Weg nach Cairo, wo er von der ganzen Stadt mit großem Pomp empfangen ward. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft wurde Belliſandra die Gattin ſeines Sohnes Livoretto, der mit vieler Feierlichkeit auf den Thron von Cairo erhoben, dieſes Reich lange in Frieden beherrſchte. Dalfreno aber verabſchiedete ſich nach einigen Tagen von Sohn und Schwiegertochter und kam wohl und geſund nach Tunis zurück.

---

105. Die Schlange.

(3, 3.)

Vor langen Jahren herrſchte in Monferrato ein reicher und mächtiger Markgraf, Namens Lamberico, der keine Kinder hatte und ſehr wünſchte, welche zu haben, aber dieſe Gnade war ihm von Gott verweigert. Einſt ging die Markgräfin in ihrem Garten ſpazieren und ſchlief, von Müdigkeit überwältigt, am Fuße eines Baumes ein. Da nahte ihr während ihres ſüßen Schlafes eine kleine Schlange, ſchlüpfte ihr, ohne daß ſie es merkte, unter ihre Kleider in ihren Schooß, kroch ganz leiſe in den Leib und verhielt ſich daſelbſt ſtill. Nach Verlauf einiger Zeit wurde die Markgräfin ſchwanger zum großen Vergnügen und zur Freude der ganzen Stadt, und als die

Stunde der Niederkunft erfolgte, gebar ſie ein Mädchen mit einer Schlange, die dreimal um des Kindes Hals geſchlungen war. Die Wärterinnen erſchraken ſehr hierüber, allein die Schlange löſte ſich von dem Hals des Kindes, ohne ihm Leides zu thun, wand ſich hinunter auf den Boden und kroch nach dem Garten. Nachdem die Kleine durch ein klares Bad gereinigt und verſchönert und in blendend weiße Tücher gehüllt war, kam nach und nach an ihrem Hals eine fein gearbeitete goldene Kette zum Vorſchein, ſchön und herrlich anzuſchauen, denn zwiſchen Haut und Fleiſch leuchtete ſie hervor, wie koſtbare Dinge wol durch hellen Kryſtall ſcheinen; ſie umringelte ihren Hals ſo oft, als die Schlange ihn umwunden hatte. Das Mädchen, der man wegen ihrer Schönheit den Namen Biancabella beigelegt hatte, erwuchs zu ſolcher Tugend und Liebenswürdigkeit, daß ſie nicht mehr menſchlich, ſondern göttlichen Weſens ſchien. Als Biancabella zehn Jahre alt war, trat ſie eines Tages hinaus auf den Balkon des Schloſſes; da erblickte ſie unten den Garten ganz mit Roſen und anmuthigen Blumen erfüllt und fragte die Amme, die ihr zur Aufſicht gegeben war, was das dort unten ſei, ſie habe es noch nie geſehen. Jene erwiderte, man nenne es einen Garten, er gehöre der Mutter, die ſich bisweilen darin vergnüge.

Ach, rief das Mädchen, ich habe nie etwas Schöneres geſehen; wie gerne ginge ich hinein!

Die Amme nahm ſie bei der Hand und führte ſie in den Garten. Dort trennte ſie ſich etwas von ihr, ſetzte ſich in den Schatten einer dichtbelaubten Buche, um ein wenig zu ſchlummern, und ließ die Kleine ſich im Garten erluſtigen. Biancabella, ganz entzückt von dem anmuthigen Aufenthalt, lief bald hierhin, bald dorthin und pflückte Blumen, und als ſie müde geworden, ließ ſie ſich unter den breiten Zweigen eines Baumes nieder. Kaum hatte ſich die Kleine hingeſetzt, da kam eine Schlange zum Vorſchein und näherte ſich ihr. Biancabella

erſchrak über dieſen Anblick, heftig und wollte ſchreien; allein die Schlange ſprach: Sei ruhig und flieh nicht! Du mußt dich nicht vor mir fürchten, denn ich bin deine Schweſter und ward mit dir an demſelben Tage und von derſelben Mutter geboren; mein Name iſt Samaritana*). Wenn du ſtets dem folgſt, was ich dir ſagen werde, will ich dich glücklich machen; handelſt du aber, ohne mich zu fragen, ſo wirſt du die unglücklichſte auf Erden ſein. Geh nun und ſei ohne Furcht, und morgen laß dir zwei Keſſel in den Garten bringen, den einen mit reiner Milch, den andern mit feinem Roſenwaſſer gefüllt, und dann komm zu mir, allein, ohne irgend eine Begleitung.

Als die Schlange fort war, ſtand das Mädchen auf, ging zur Amme hin, die ſie noch ſchlafend fand, weckte ſie und kehrte mit ihr in das Haus zurück, ohne ihr eine Silbe von dem Vorgefallenen zu ſagen. Am folgenden Tage, da Biancabella allein mit ihrer Mutter im Zimmer war, glaubte dieſe etwas Schwermüthiges an ihr zu bemerken, weshalb ſie ſie fragte: Was fehlt dir, Biancabella, daß ich dich in ſo übler Laune ſehe? Sonſt warſt du immer heiter und fröhlich und jetzt ſcheinſt du mir misvergnügt und traurig zu ſein.

Ach Mutter, erwiderte das Mädchen, ich möchte doch gar zu gern zwei Keſſel haben, einen voll Milch und den andern voll Roſenwaſſer, und dieſe müßte man mir in den Garten ſtellen.

Und wegen einer ſolchen Kleinigkeit grämſt du dich, mein Kind? ſprach die Mutter. Weißt du nicht, daß Alles dein iſt.

Darauf ließ ſie ſich zwei große ſehr ſchöne Keſſel bringen, den einen voll Milch, den andern voll Roſenwaſſer, und ſie in den Garten tragen. Als die beſtimmte Stunde gekommen war, ging Biancabella ganz allein nach dem Garten, ſchloß die Gartenthüre hinter ſich zu

*) S. Schmidt Märchenſaal I, 26 nennt ſie Bianca.

und ſetzte ſich dorthin, wo die Keſſel ſtanden. Augenblicklich war die Schlange bei ihr, ließ ſie ſich entkleiden und ſich nackt in die weiße Milch legen. Dann badete und wuſch ſie ſie damit vom Kopf bis zu Füßen, beleckte ſie mit der Zunge und glättete ihr die Haut an allen Stellen, wo noch ein Mangel ſchien. Dann nahm ſie ſie aus der Milch hervor und legte ſie in das Roſenwaſſer, wodurch ſie ihr den angenehmſten, erquickendſten Duft gab. Hierauf kleidete ſie ſie wieder an und befahl ihr, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, ſelbſt dem Vater und der Mutter nicht, denn ſie wolle, daß keine andere an Schönheit und Anmuth ſich mit ihr meſſen könne. Zuletzt begabte ſie ſie noch mit allen nur erdenklichen Tugenden und verließ ſie. Biancabella ging nun aus dem Garten in das Schloß zurück, und wie ihre Mutter ſie ſo überaus ſchön und liebreizend ſah, daß ſie jede andere an Schönheit und Anmuth weit übertraf, war ſie ganz außer ſich und wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Endlich fragte ſie, wie ſie es gemacht habe, zu einer ſo wunderbaren Schönheit zu gelangen.

Ich weiß es nicht, antwortete Biancabella. Die Mutter nahm hierauf einen Kamm, um ſie zu kämmen und die blonden Flechten in Ordnung zu bringen, und wie ſie ſie kämmte, fielen Perlen und koſtbare Edelſteine ihr vom Haupt, und als ſie ihr die Hände wuſch, gingen Roſen, Veilchen und anmuthige buntfarbige Blumen und ſüße Wohlgerüche daraus hervor, daß man im irdiſchen Paradieſe zu ſein glaubte. Als die Mutter das bemerkte, eilte ſie zu ihrem Gatten Lamberico und ſprach mit mütterlicher Freude: Herr, unſere Tochter iſt das ſchönſte, artigſte und liebenswürdigſte Mädchen auf der Welt, und außer ihrer übermenſchlichen Schönheit fallen ihr noch Perlen, Edelſteine und andere Kleinode aus den Haaren und aus ihren weißen Händen gehen Roſen und Veilchen und allerlei Blumen und Wohlgerüche hervor. Nie würde ich es geglaubt haben, hätte ich es nicht mit eigenen Augen geſehen.

Der Markgraf, der von Natur ungläubig war, verlachte die Worte seiner Frau als thöricht und spottete über sie; doch ließ sie nicht eher nach, bis er sich entschloß, selbst zu sehen, was an der Sache sei. Er ließ also die Tochter kommen und fand, daß seine Frau ihm noch zu wenig von ihr gesagt habe. Sein Entzücken darüber war so groß, daß er sicher glaubte, es gebe keinen Mann in der Welt, der würdig sei, sie zur Gattin zu bekommen. Weit und breit erscholl nun der Ruf von Biancabella's entzückender und unsterblicher Schönheit und viele Könige, Fürsten und Markgrafen reisten von allen Seiten herbei, ihre Liebe zu gewinnen und sie als Gemahlin heim zu führen. Aber keiner von ihnen war reich genug an Tugenden, ihres Besitzes werth geachtet zu sein, denn an einem jeden von ihnen haftete irgend ein Mangel. Endlich langte Ferrandino an, der König von Neapel, dessen Tapferkeit und gerühmter Name wie die Sonne unter den Sternlein hervorglänzte, und hielt bei dem Markgrafen um seine Tochter an. Dieser, der ihn so schön, anmuthig und wohlgebildet sah und als mächtig, gewaltig und reich kannte, willigte in die Verbindung, ließ Biancabella holen und ohne Zögern gaben sie einander die Hände und küßten sich. Kaum aber war das Verlöbniß geschehen, da gedachte Biancabella der freundlichen Worte ihrer Schwester Samaritana, sie verließ ihren Bräutigam, indem sie Geschäfte vorschützte, schloß sich in ihre Kammer ein und eilte durch einen geheimen Ausgang derselben nach dem Garten, wo sie mit leiser Stimme Samaritana zu rufen begann. Allein diese erschien nicht mehr auf ihren Ruf, wie sie pflegte. Als Biancabella dies sah, war sie sehr verwundert, suchte sie in jedem Winkel des Gartens und betrübte sich heftig, als sie sie nirgends fand; denn sie erkannte nun, daß dies geschehe, weil sie ohne Wissen ihrer Schwester und somit ihren Befehlen zuwidergehandelt habe. Mit traurigem Herzen ging sie wieder nach ihrem Zimmer und

zu ihrem Gemahl, der ſie ſchon lange erwartet hatte. Als die Hochzeit vorüber war, führte Ferrandino ſeine Gemahlin nach Neapel, wo ſie von der ganzen Stadt mit großer Pracht und Feierlichkeit unter lautem Trompetenſchall empfangen ward. Ferrandino hatte eine Stiefmutter mit zwei ſchmutzigen, garſtigen Töchtern, die ſie ihm gerne zur Ehe gegeben hätte, und da ihr nun jede Hoffnung dazu geraubt war, ihren Wunſch zu erreichen, entzündete ſich in ihrer Bruſt ein ſo wüthender Haß und Groll gegen Biancabella, daß ſie ſie nicht vor Augen ſehen, ja gar nichts von ihr hören wollte; ſie that aber dennoch, als wäre ſie ihr ſehr lieb und theuer. Es begab ſich, daß der König von Tunis große Zurüſtungen zu Waſſer und zu Land machte, um den König Ferrandino mit Krieg zu überziehen, entweder weil dieſer Biancabella's Hand erlangt hatte, oder aus einem andern Grund, und er war bereits mit ſeinem mächtigen Heer über die Grenzen des Reichs gedrungen. Daher mußte Ferrandino zur Vertheidigung ſeines Landes die Waffen ergreifen und dem Feinde die Spitze bieten. Er rüſtete ſich alſo, empfahl Biancabella, die guter Hoffnung war, der Stiefmutter und ſetzte ſich mit ſeinem Heere in Marſch. Er war nur wenige Tage fort, da beſchloß die böſe feindlich geſinnte Stiefmutter, Biancabella tödten zu laſſen, rief einige Diener, denen ſie vertraute, und befahl ihnen, die Königin an einen entlegenen Ort ſpazieren zu führen, ſie dort zu tödten und ihr ein Zeichen zu bringen, woran ſie die Gewißheit ihres Todes erkenne. Die Diener, bereit, das böſe Gebot ihrer Frau zu vollſtrecken, thaten als folgten ſie der Königin auf ihrem Spaziergange und führten ſie in ein Gehölz, wo ſie ſich ſchon anſchickten, ſie umzubringen; allein ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit flößte ihnen Mitleid ein, ſodaß ſie ihr das Leben nicht rauben mochten. Sie ſchnitten ihr aber beide Hände ab, riſſen ihr die Augen aus und überbrachten ſie der Stiefmutter als ein ſicheres Zeichen ihres Todes. Dieſer Anblick

machte dem rohen, ruchlosen Weibe große Freude. Um nun ihr frevelhaftes Vorhaben gänzlich auszuführen, streute sie durch das ganze Land das Gerücht aus, ihre beiden Töchter seien gestorben, die eine an einem auszehrenden Fieber, die andere an einem Geschwür am Herzen, das sie erstickt habe; Biancabella aber sei aus Gram um die Abwesenheit ihres Mannes mit einem todten Kinde niedergekommen und ein dreitägiges Fieber zerstöre ihre Kräfte, doch sei mehr Hoffnung auf Leben, als Besorgniß ihres Todes vorhanden. Unterdessen legte das verrätherische Weib eine ihrer Töchter an Biancabella's Statt in des Königs Bett und gab vor, es sei die am Fieber schwer erkrankte Biancabella. Ferrandino, der während dieser Zeit das Heer des Feindes gänzlich geschlagen und zerstreut hatte, kehrte jetzt im Triumph nach Hause zurück und hoffte seine geliebte Biancabella freudig und glänzend wiederzufinden; allein er fand sie mager, verunstaltet und entfärbt im Bette liegen. Und da er näher trat und ihr ins Gesicht sah und bemerkte, wie sie verändert und zerstört war, gerieth er in das höchste Erstaunen und konnte sich durchaus nicht einbilden, diese sei seine Biancabella. Da ließ er ihr das Haar kämmen und statt der Edelsteine und Kostbarkeiten, die aus jener goldenen Locken fielen, sah man hier das größte verheerende Ungeziefer, und aus den Händen gingen nicht Rosen und liebliche Düfte hervor, sondern Schmutz und Unsauberkeit, daß es die Umstehenden anekelte. Allein die nichtswürdige Mutter redete ihm zu und sagte, es komme von der langen Krankheit, die solche Wirkungen hervorzubringen pflege. Indessen hatte die unglückliche Biancabella, mit verstümmelten Armen und blind in der traurigen Einsamkeit verlassen, gejammert und wieder ihre Schwester Samaritana angerufen, ihr doch beizustehen in dieser Noth. Doch niemand antwortete ihr, als der tönende Widerhall, der weit durch die Luft bebte. Die Bedauernswürdige war eine Zeit lang in diesem Zu-

ſtande der Verzweiflung jeder menſchlichen Hilfe beraubt geweſen; da kam ein Greis durch den Wald, ein wohlwollender, mitleidiger Mann, und hörte in der Ferne die klagenden Töne. Er richtete ſeine Schritte dorthin, woher die Stimme erſcholl, und entdeckte die ihrer Augen und Hände beraubte, die ihr ſchweres Leid aufs Schmerzlichſte beſammerte. Der gute Alte konnte es nicht übers Herz bringen, ſie hier zwiſchen Baumſtumpfen, Dornen und Diſteln umherirren zu laſſen, und führte ſie, von einem väterlichen Mitleiden bewegt, mit ſich nach Hauſe, wo er ſie ſeiner Frau übergab und ihr dringend empfahl, aufs Beſte für ſie zu ſorgen. Dann wendete er ſich zu ſeinen drei Töchtern, die wie drei helle Sterne leuchteten, und gebot ihnen eindringlich, ihr Geſellſchaft zu leiſten, ſtets liebreich gegen ſie zu ſein und es ihr an nichts mangeln zu laſſen. Die Frau, in deren Herzen wenig Mitleid zu finden war, gerieth in einen gewaltigen Zorn hierüber und ſprach ungeſtüm zu ihrem Manne: Sage mir doch ums Himmels willen, was wir mit dieſem blinden und verſtümmelten Weibe machen ſollen, die gewiß nicht ihrer Tugenden wegen, ſondern zum verdienten Lohne ihrer Thaten in dieſem Zuſtande iſt.

Aber der Greis erwiderte ihr mit Unwillen: Thu, was ich dir heiße, und wenn du entgegen handelſt, ſo hüte dich, wenn ich wieder nach Hauſe komme.

Die unglückliche Biancabella blieb alſo bei der Frau und ihren drei Töchtern, unterhielt ſich mit ihnen von allerlei Dingen und dachte bei ſich über ihr Elend nach. Da fiel ihr ein, eines der Mädchen zu bitten, ſie ſolle doch ſo gut ſein, ihr das Haar ein wenig zu kämmen. Als die Mutter das hörte, verdroß es ſie ſehr. Sie würde auf keinen Fall zugeben, ſagte ſie, daß ihre Tochter ihr zur Magd diene. Allein die Tochter war freundlicher geſinnt, als die Mutter, und gedachte deſſen, was ihr der Vater befohlen; auch ſchien ihr aus Biancabella's Weſen etwas Hoheitverkündendes hervorzuleuchten.

Sie band also ihre weiße Schürze ab, breitete sie auf den Boden aus und kämmte ihr sanft das Haar. Und kaum hatte sie angefangen, es zu kämmen, da quollen Perlen, Rubinen und Diamanten und andere Edelsteine aus den blonden Locken hervor. Bei diesem Anblick war die Mutter, die nun gern ihre frühern Worte zurückgenommen hätte, aufs höchste erstaunt und ihr großer Haß gegen sie verwandelte sich nun auf einmal in Liebe. Als der Alte nach Haus kam, liefen ihm alle entgegen, umarmten ihn und erzählten voller Freude das Glück, welches ihnen in ihrer großen Armuth begegnet sei. Darauf ließ sich Biancabella einen Eimer voll frischen Wassers bringen und sich das Gesicht und die verstümmelten Arme waschen, und es gingen vor Aller Augen Rosen, Veilchen und andere Blumen in Überfluß daraus hervor. Darum hielten sie Alle für ein übermenschliches göttliches Wesen. Nach einiger Zeit entschloß sich Biancabella nach dem Orte zurückzukehren, wo der Greis sie gefunden hatte. Allein dieser sowol, als seine Frau und die Töchter, die nicht gern den Nutzen, den sie ihnen brachte, verlieren wollten, liebkosten ihr und baten sie aufs Dringendste, ihr Haus nicht zu verlassen, und führten mehrere Gründe an, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Allein sie blieb fest dabei und wollte durchaus fortgehen, versprach jedoch wiederzukommen. Der Alte führte sie nun unverzüglich an den Ort, wo er sie zuerst angetroffen. Hier befahl sie ihm, sie zu verlassen und am Abend wiederzukehren, dann werde sie mit ihm heimgehen. Sobald er fort war, fing die unglückliche Biancabella an, den Wald zu durchirren und mit lauter Stimme Samaritana zu rufen, daß ihr Geschrei und ihre Klagen bis an den Himmel tönten. Aber Samaritana, war sie ihr gleich nahe und hatte sie niemals verlassen, wollte sie ihr doch nicht antworten. Als die Arme sich endlich überzeugt hatte, daß sie ihre Bitten an den Wind verschwende, rief sie aus: Was soll ich länger auf der Welt

machen, nachdem ich der Augen und Hände beraubt worden und niemand mir helfen will?

Und in der Heftigkeit ihres Schmerzes, die sie an jedem ferneren Troſt verzweifeln ließ, beſchloß ſie, ſich zu tödten. Da ſie nun keine andere Art wußte, nahm ſie ihren Weg nach einem nahen Fluß, um ſich in demſelben zu ertränken. Aber kaum war ſie an das Ufer gelangt und im Begriff ſich hineinzuſtürzen, als ſie eine donnernde Stimme hörte, die ihr zurief: Halt inne, ſei nicht deine eigene Mörderin und ſpare dein Leben für eine beſſere Zukunft!

Biancabella von dieſen Tönen aufgeſchreckt, fühlte ihr Haar ſich vor Entſetzen in die Höhe ſträuben; doch da ihr die Stimme bekannt ſchien, faßte ſie Muth und ſprach: Wer biſt du, der du in dieſen Gegenden weilſt und dich mir durch freundliche mitleidige Töne kund gibſt?

Ich bin deine Schweſter Samaritana, erwiderte die Stimme, die du ſo oft und ſo flehentlich anriefſt.

O meine Schweſter, rief Biancabella, und tiefe Seufzer unterbrachen ihre Worte, hilf mir, ich bitte dich, und wenn ich gegen deinen Rath gehandelt habe, ſo verzeih mir! Ich habe gefehlt, ich geſtehe es, aber nur aus Unwiſſenheit, nicht aus böſem Willen. Sonſt hätte es auch die göttliche Vorſehung nicht ſo lange ertragen.

Dieſe Klagen und der Anblick ihrer ſo ſchmählich behandelten Schweſter rührten Samaritana, ſie ſprach ihr Troſt zu, pflückte verſchiedene Kräuter von wunderbaren Kräften und legte ihr dieſe auf die Augen, dann fügte ſie zwei Hände an ihre Arme und machte ſie auf dieſe Weiſe geſund und ſehend. Hierauf warf Samaritana die Schlangenhaut ab und ward zu einer ſchönen anmuthigen Jungfrau. — Schon verbarg die Sonne ihre glänzenden Strahlen und die Schatten der Nacht ſtiegen auf, als der Greis mit eiligem Schritt zum Walde kam, um Biancabella zu holen, welche neben einer andern Nymphe ſaß. Wie er ihr aber in das

helle Antlitz schaute, erstaunte er und glaubte fast, sie könne es nicht sein. Doch er überzeugte sich bald davon und sprach zu ihr: Wie, meine Tochter, diesen Morgen waret ihr ja noch blind und verstümmelt; wie seid ihr denn so schnell geheilt worden?

Nicht durch meine eigene Kraft, erwiderte Biancabella, sondern durch die Kraft und Liebe dieser, die hier bei mir sitzt, und das ist meine Schwester.

Darauf standen sie beide fröhlich auf und gingen mit dem Alten nach seinem Hause, wo sie von der Frau und den Töchtern freundlich empfangen wurden. Es vergingen nun viele Tage und Wochen, als Samaritana, Biancabella, der Alte mit seiner Gattin und seinen drei Töchtern sich in die Stadt Neapel begaben, um dort zu wohnen. Als sie in der Stadt ankamen, sahen sie einen großen leeren Platz, welcher dem Schlosse des Königs gegenüberlag; sie setzten sich darauf nieder und in der Dunkelheit der Nacht nahm Samaritana eine Ruthe von einem Lorbeerbaum in die Hand, schlug damit dreimal gegen die Erde, indem sie gewisse Worte aussprach, und kaum war dies geschehen, so stieg ein wunderschöner prächtiger Palast empor. Als der König Ferrandino am andern Morgen frühe ans Fenster trat und das reiche wunderbare Schloß erblickte, gerieth er in das höchste Erstaunen und Verwunderung und rief seiner Frau und der Stiefmutter, um es auch zu sehen. Diese aber waren sehr misvergnügt darüber, denn sie befürchteten, es könnte ihnen etwas Übles bedeuten. Ferrandino, der sich indeß an dem Palaste gar nicht satt sehen konnte und ihn von allen Seiten betrachtete, ward endlich an einem Fenster desselben zwei Frauen gewahr, die durch ihre Schönheit die Sonne zu überglänzen schienen. Und wie er sie genauer ansah, fühlte er sein Herz erglühen, denn die eine von ihnen trug Biancabella's Züge. Er fragte sie sogleich, wer sie seien und woher sie kommen, und erhielt zur Antwort, sie seien zwei ausgewanderte Frauen aus

Perſien, die mit ihrer Habe hierhergezogen, um in dieſer berühmten Stadt zu wohnen. Er bat darauf, ſie mögen ihm und den Frauen ſeines Hauſes erlauben, ſie zu beſuchen. Sie erwiderten, dies würde ihnen ſehr angenehm ſein, doch ſchicke es ſich beſſer und gezieme ſich, daß ſie als Unterthanen jenen die Aufwartung machen, als daß ihr Herr und die Königinnen zu ihnen kommen. Ferrandino jedoch ließ ſogleich die Königin nebſt den andern Frauen rufen und ſie mußten mit ihm zum Palaſt der beiden Fremden hinübergehen, wiewol ſie, Böſes ahnend, ſich anfangs weigerten. Die Schweſtern empfingen ihre Gäſte ehrerbietigſt und führten ſie überall herum in den weiten Hallen, geräumigen Sälen und herrlich verzierten Zimmern, deren Wände von Alabaſter und feinem Porphyr waren mit Bildern darauf, welche zu leben ſchienen. Als ſie den prachtvollen Palaſt beſichtigt hatten, trat die ſchöne junge Frau zu dem König und bat ihn, ihr die Ehre zu erweiſen, eines Tages mit ihnen zu ſpeiſen. Der König hatte kein Herz von Stein und war von Natur großmüthig und freiſinnig und nahm die Einladung gnädig an. Er dankte für den ehrenvollen Empfang, den ihm die Frauen hatten angedeihen laſſen, nahm mit der Königin Abſchied und kehrte in ſeinen Palaſt zurück. Als der beſtimmte Tag der Einladung kam, zogen der König, die Königin und die Stiefmutter ihre königlichen Kleider an und begaben ſich mit einem Gefolge von verſchiedenen Frauen hin, um das prachtvolle Mittageſſen zu beehren, das mit großem Aufwande auf ſie gerüſtet worden war. Das Waſſer zum Händewaſchen wurde gereicht und der Seneſchal ſetzte den König und die Königin an eine etwas höhere, aber den andern nahe ſtehende Tafel und wies ſodann allen übrigen nach ihrem Stande ihren Sitz an, wo ſie mit großem Behagen und Fröhlichkeit ſpeiſten. Als das koſtbare Eſſen vorüber und die Tafel aufgehoben war, erhub ſich Samaritana und ſagte zum König und der Königin: Herr, damit

wir nicht müßig gehen, möge einer etwas zur Unterhaltung und Erheiterung vorschlagen.

Alle versicherten, das sei ganz recht. Aber dennoch war keiner, welcher wagte, einen Vorschlag zu machen. Als nun Samaritana alle schweigen sah, sagte sie: Da sich niemand anschickt, etwas zu sagen, will ich mit Erlaubniß Euer Majestät eine unserer Zofen kommen lassen, damit sie uns einen kleinen Zeitvertreib verschaffe.

Sie ließ ein Fräulein rufen Namens Silveria und befahl ihr die Zither in die Hand zu nehmen und etwas zum Lob und Preis des Königs zu singen. Sie gehorchte ihrer Gebieterin, nahm die Zither, setzte sich dem König gegenüber und sang mit süßer und anmuthiger Stimme, indem sie die tönenden Saiten dazu schlug, die ganze Geschichte Biancabella's, ohne jedoch dabei ihren Namen zu nennen. Als sie zu Ende gekommen, stand Samaritana auf und fragte den König, welche angemessene Strafe wol derjenige verdiene, der sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht. Die Stiefmutter, welche glaubte, sie könne mit einer schnellen unbefangenen Antwort ihre Schändlichkeit verbergen, wartete nicht des Königs Rede ab, sondern sprach ganz dreist: Ein glühender Ofen wäre noch eine zu geringe Strafe für ein solches Verbrechen.

Da rief Samaritana und ihre Wangen brannten wie Feuer: Du selber bist jenes grausame nichtswürdige Weib, von der ein solcher Frevel begangen wurde. Und du, Verrätherin, verdammst dich jetzt mit deinem eigenen Munde.

Darauf wandte sich Samaritana zum König und sprach mit heitern Blicken zu ihm: Hier ist eure Biancabella. Diese ist eure Gattin, die ihr so sehr liebtet. Sie ist es, ohne die ihr nicht leben konntet.

Und zum Zeichen der Wahrheit ihrer Worte ließ sie von den drei Töchtern des Greises vor den Augen des Königs ihr das blonde, lockige Haar kämmen; da gingen

kostbare glänzende Steine daraus hervor, wie früher, und aus ihren Händen sproßten Rosenknospen und duftende Blumen. Und zum fernern Beweis entblößte sie vor dem König den weißen Hals Biancabella's, den eine Kette vom feinsten Golde umschlang, die zwischen Haut und Fleisch hervorleuchtete, als ob sie durch hellen Krystall schiene. Als der König an diesen glaubhaften Zeichen erkannt hatte, daß diese seine Biancabella sei, vergoß er Thränen der Freude und umarmte sie auf das Zärtlichste. Alsbald ließ er einen Ofen glühend machen und die Stiefmutter nebst ihren Töchtern hineinwerfen, welche mit zu später Reue über ihr Verbrechen elend ums Leben kamen. Die drei Töchter des Greises aber wurden anständig verheirathet und der König Ferrandino lebte mit seiner Biancabella und mit Samaritana lange Zeit und hinterließ das Reich seinen Kindern.

---

106. Das Geschenk der drei Thiere.

(3, 4.)

An den Grenzen der Lombardei lebte früherhin ein Mann, Bernio mit Namen, dem sich das Glück eben nicht verschwenderisch bewiesen hatte; an Herz und Geist aber stand er andern keineswegs nach. Er heirathete ein wackeres hübsches Weib Namens Alchia, welche, obgleich von geringem Herkommen, doch mit vieler Einsicht begabt war, deren Aufführung zu keinem Tadel Anlaß gab und die ihren Mann aufs Zärtlichste liebte. Sie wünschten gar sehr Kinder zu haben, diese Gunst war ihnen aber von Gott nicht gewährt, und selten weiß ja auch der Mensch, was er als das ihm Tauglichste vom Himmel erbitten solle. Da sie sich nun lange vergebens nach

der Erfüllung ihres Wunsches gesehnt hatten, beschlossen sie, ihre lange Sehnsucht dadurch zu befriedigen, daß sie ein Kind annähmen und es wie ihr eigenes erzögen. Sie gingen also eines Morgens frühe nach dem Ort hin, wo die von ihren Eltern verlassenen zarten Kinderchen aufbehalten werden, und sahen dort eines, das ihnen schöner und lieblicher schien, als die übrigen; dies nahmen sie zu sich, erzogen den Knaben mit vieler Sorgfalt und behielten ihn in guter Zucht. Einige Zeit darauf aber befand sich durch den Willen des Allmächtigen, der Alles nach seiner Weisheit lenkt und ausführt, Alchia guter Hoffnung und gebar, als ihr Stündlein kam, einen Knaben, der des Vaters vollkommenes Ebenbild war. Beide Eltern waren darüber äußerst beglückt und nannten ihr Kind Valentino. Der Knabe wuchs bei eifriger Pflege und sorgsamer Erziehung auf, war artig und wohlgesittet und liebte seinen Bruder, welcher Fortunio hieß, so sehr, daß er sich beinahe zu Tod grämte, wenn er entfernt von ihm sein mußte. Allein die Feindin alles Guten, die Zwietracht, konnte eine so heiße, innige Liebe, wie die ihrige, nicht dulden, sie trat zwischen sie und gab ihnen nur zu bald ihre herben Früchte zu kosten. Denn als sie eines Tages nach Art der Kinder miteinander spielten und schäkerten und dadurch erhitzt waren, verdroß es Valentino, daß ihm Fortunio im Spiele überlegen war, und er gerieth in eine solche Wuth, daß er ihn mehrmals Bastard und schlechter Frauen Kind nannte. Fortunio war hierüber sehr verwundert und bestürzt.

Was, rief er aus, ein Bastard bin ich?

Valentino beharrte keck auf seiner Behauptung. Da verließ Fortunio ganz niedergeschlagen das Spiel, ging zu seiner vermeinten Mutter und fragte sie mit sanftbittendem Tone, ob er ihr und Bernio's Sohn sei.

Freilich, antwortete Alchia, und da sie erfuhr, daß Valentino ihn mit Schimpfreden beleidigt habe, drohte sie diesem ernstlich und schwur, ihn derb dafür zu züchtigen.

Allein Fortunio ſchöpfte nun Verdacht gegen Alchia's Reden, ja es ſchien ihm gewiß, daß er ihr rechter Sohn nicht ſei, und er drang aufs neue in ſie, es ihm zu ſagen, denn er wollte durchaus die Wahrheit wiſſen. Alchia mußte endlich der Beharrlichkeit Fortunio's und dem Ungeſtüm ſeiner Bitten nachgeben und geſtand ihm ein, er ſei nicht von ihr geboren, ſondern aus Barmherzigkeit im Hauſe erzogen, um ſich und ihrem Mann eine Stufe in den Himmel zu bauen. Dieſe Worte gingen dem Jüngling wie Dolchſtiche durch das Herz und ſeine Betrübniß ſtieg auf das Höchſte. Er fühlte ſich grenzenlos unglücklich, dennoch vermochte es ſein Schmerz nicht über ihn, daß er Hand an ſein Leben legte, vielmehr beſchloß er, Bernio's Haus zu verlaſſen und aufs Gerathewohl in die Welt zu gehen, um zu verſuchen, ob ihm das Glück vielleicht einſt günſtig ſein werde. Als Alchia Fortunio's Vorhaben erfuhr, in welchem er ſich mit jedem Augenblicke mehr befeſtigte, und ſie ihn durch nichts in der Welt in ſeinem Entſchluſſe wankend machen konnte, wurde ſie ganz wüthend auf ihn und ſtieß in ihrem glühenden Zorn den Fluch gegen ihn aus, und bat Gott, er möge, würde er jemals das Meer durchſchiffen, von der Sirene ebenſo in die Tiefe gezogen werden, wie Schiffe von den hohen ſturmbewegten Wellen des Meeres. Fortunio, von der Heftigkeit und dem Eifer ſeines Zornes angetrieben, gab nicht Acht auf den mütterlichen Fluch, reiſte ab, ohne von den Eltern ſich zu verabſchieden, und nahm ſeinen Weg nach Weſten. Fortunio war nun ſchon über Seen, Thäler, Berge, wildes und rauhes Gebirg gezogen, da kam er eines Tages in einen dichtbelaubten Wald und fand, als er hineinging, den Wolf, den Adler und die Ameiſe, die ſich wegen eines erbeuteten Hirſches gewaltig herumbiſſen und über die Theilung des Wildbrets durchaus nicht einig werden konnten. Als nun die Thiere in dieſem heftigen Streit begriffen waren und keines dem

andern weichen wollte, fiel es ihnen ein, der Jüngling Fortunio, der eben dazugekommen war, solle über ihren Zwist entscheiden, indem er jedem von ihnen den Theil der Beute zuspräche, der sich nach seinem Urtheil am besten für ihn schicke. Sie waren alle drei zufrieden mit dieser Übereinkunft und versprachen einander, sich bei seinem Ausspruche zu beruhigen und sich nicht dagegen aufzulehnen, sollte er auch ungerecht sein. Fortunio übernahm dieses Amt sehr bereitwillig, er überlegte zuvor reiflich die Art und das Wesen eines jeden der Thiere und theilte dann die Beute folgendermaßen. Dem Wolf als einem gefräßigen und mit Zähnen wohlversehenen Geschöpf bestimmte er zum Lohn für seine Mühe alle Knochen nebst dem derben Fleische. Dem Adler, der ein Raubvogel ist und keine Zähne hat, zahlte er, indem er ihm die Eingeweide und das Fett, welches an Knochen und Fleisch sitzt, zur Speise gab. Der geschickten fleißigen Ameise, welcher jene Kraft mangelt, welche die Natur dem Wolfe und dem Adler gewährte, theilte er zur Vergeltung für ihre Arbeit das zarte Gehirn zu. Dieses wohldurchdachte gründliche Urtheil ließ keinen von ihnen unbefriedigt; sie sagten ihm vielmehr für die ihnen erzeigte Gefälligkeit so viel Schönes sie nur wußten und konnten. Und weil Undank eines der schimpflichsten Laster ist, wollten sie alle drei, einer wie der andere, den Jüngling nicht eher fortziehen lassen, bis jeder insbesondere ihm diesen Dienst aufs Beste vergolten hätte. Da sprach denn der Wolf, um ihm seine Erkenntlichkeit für den Rechtsspruch zu beweisen, wie folgt: Bruder, ich gebe dir hiermit die Kraft, jedesmal, wenn du wünschest, ein Wolf zu sein, sobald du sprichst „Wär' ich ein Wolf" augenblicklich ein Wolf zu werden, indem du zugleich nach Gefallen deine vorige Gestalt wieder annehmen kannst.

Und auf dieselbe Weise wurde er von dem Adler und der Ameise belohnt. Sehr vergnügt über das er-

haltene Geſchenk, ſagte Fortunio ihnen ſeinen beſten Dank dafür und nahm Abſchied von den Thieren. — Er wanderte nun weiter und gelangte endlich nach Polen, einem edeln volkreichen Lande, welches in jenen Tagen der tapfere und mächtige König Odescalco beherrſchte. Dieſer König hatte eine Tochter Doralice genannt, die er gern auf eine ehrenvolle Weiſe verheirathen wollte. Er ließ deshalb ein großes Turnier anſagen und nahm ſich vor, die Prinzeſſin keinem andern zur Ehe zu geben, als demjenigen, der Sieger in dem Wettkampf ſein würde. Viele Herzoge, Markgrafen und andere mächtige Herren waren von allen Seiten herbeigekommen, den koſtbaren Preis zu gewinnen. Der erſte Tag des Turniers war bereits vorüber und ein garſtiger ungeſtalter Sarazene von wunderlichem Anſehen und ſchwarz wie Pech hatte an demſelben die Oberhand behalten. Die Königstochter, welche die Häßlichkeit und Unſauberkeit des Sarazenen in Betrachtung zog, war ſehr beſtürzt, ihn ſiegreich aus dem ehrenvollen Kampfe hervorgehen zu ſehen, traurig legte ſie die rothe Wange auf ihre zarte, feine Hand, grämte ſich über ihr böſes Schickſal und wünſchte eher zu ſterben, als die Gemahlin des garſtigen Sarazenen zu werden. Fortunio war indeß in die Stadt gekommen, hatte die feſtliche Pracht und den großen Zuſammenfluß von Rittern geſehen, und vernommen, was die Urſache einer ſo glänzenden Feierlichkeit ſei. Da entbrannte in ihm ein glühendes Verlangen, auch im Turnier zu zeigen, was ſeine Tapferkeit vermöge. Weil es ihm aber an allen Dingen gebrach, deren ein Kämpfer bedarf, war er ſehr traurig. Als er nun mit ſo betrübtem Herzen daſtand und die Augen in die Höhe ſchlug, erblickte er Doralice die Tochter des Königs, wie ſie an einem reichgeſchmückten Fenſter ſitzend, von vielen ſchönen herrlichen Frauen umgeben, gleich der klaren belebenden Sonne zwiſchen geringeren Sternen erſchien. — Die Nacht fing bereits an, ihre Dunkelheit zu verbreiten, und Alles begab ſich nach Hauſe. Auch Doralice zog

ſich traurig in ihr ſchön verziertes Zimmer zurück, wo ſie ſich einſam an das offene Fenſter ſtellte. Hier ſah Fortunio ſie wieder und ſprach zu ſich ſelbſt: O warum bin ich kein Adler?

Und er hatte kaum dieſe Worte ausgeſprochen, da wurde er auch ſchon zum Adler. Er flog zum Fenſter hinein, verwandelte ſich wieder in einen Menſchen und ſtellte ſich freien, heiteren Muthes der Prinzeſſin dar. Dieſe erſchrak heftig bei ſeinem Anblick und ſtieß einen ſo lauten Schrei aus, als ob ſie von gierigen Hunden zerfleiſcht würde. Der König, der nicht fern von der Tochter war, hörte ihr ängſtliches Geſchrei, eilte zu ihr, und als er vernahm, es ſei ein Jüngling in dem Zimmer, ſuchte er allenthalben umher, er fand aber nichts und begab ſich wieder zur Ruhe, denn Fortunio war ſchnell zum Adler geworden und zum Fenſter hinaus entflohen. Kaum hatte ſich aber der Vater niedergelegt, da erhub die Jungfrau ihre Stimme aufs neue, denn der Jüngling war ihr wie das erſte Mal erſchienen. Allein Fortunio, der für ſein Leben fürchtete, verwandelte ſich auf ihr Geſchrei alsbald in eine Ameiſe und verbarg ſich in den blonden Locken des reizenden Mädchens. Odescalco lief wieder herbei, als er die Stimme ſeiner Tochter hörte, und wie er niemand ſah, ward er ſehr böſe auf ſie und drohte der Tochter, es ſolle ihr übel ergehen, wenn ſie noch einmal ſchreien würde. Darauf ging er ganz zornig weg, in der Meinung, ihre Einbildungskraft habe ihr einen von den Rittern vorgeſpiegelt, die aus Liebe für ſie im Turnier umgekommen waren. — Fortunio, dem des Vaters Worte nicht entgangen waren, ſah ihn nicht ſo bald fortgehen, als er ſeine Ameiſenhülle ablegte und wieder in ſeiner erſten ſchönen Geſtalt erſchien. Als Doralice ihn erblickte, wollte ſie ſogleich aufſpringen und ſchreien, allein ſie kam nicht dazu, denn der Jüngling verſchloß ihr den Mund mit ſeiner Hand und ſprach: Ich bin nicht hierher gekommen, o Herrin, euch Gut

und Ehre zu rauben, ſondern um euch zu tröſten und euer demüthiger Diener zu ſein. Wenn ihr wieder ſchreiet, ſo wird entweder euer guter Name, euer unbefleckter Ruf dadurch leiden, oder ihr werdet die Urſache meines Todes und des eurigen. Wollet denn nicht, o Beherrſcherin meines Herzens, zu gleicher Zeit eure Ehre beſchimpfen und unſer beider Leben in Gefahr bringen.

Während Fortunio dieſe Worte ſprach, weinte Doralice und konnte ſich nicht zufrieden geben, denn dieſer erſchreckende Überfall kränkte ſie zu ſehr. Beſtrebt, das aufgebrachte Gemüth der Jungfrau zu beſänftigen, redete ihr Fortunio mit ſo ſüßen Worten zu, daß ſie einen Felſen würden erweicht haben. Es gelang ihm endlich, über ihre Hartnäckigkeit zu ſiegen, und durch ſeine Anmuth gewonnen, ſchloß ſie Frieden mit ihm. Da ſie nun den Jüngling ſo ſchön und edel und wohlgebildet ſah und an die Häßlichkeit des Sarazenen dachte, wurde ſie ſehr betrübt, daß dieſer der Sieger im Turnier und dadurch Beſitzer ihrer Perſon ſein ſollte. Sie war eben mit dieſen Gedanken beſchäftigt, als Fortunio zu ihr ſagte: Fräulein, hätte ich die Mittel dazu, wie gerne würde auch ich mich unter die Kämpfer ſtellen; und mein Herz ſagt es mir, ich trüge den Sieg davon.

Wenn dies geſchähe, erwiderte die Prinzeſſin, dürfte kein anderer, als ihr, Anſpruch an meine Hand machen.

Und als ſie ihn hierauf ganz im Feuer und mit dem beſten Willen zu einer ſolchen Unternehmung ſah, ſtattete ſie ihn mit einer großen Menge Geldes und vielen Edelſteinen aus. Freudig empfing der Jüngling das Geld und die Koſtbarkeiten und fragte ſie, in welcher Kleidung es ihr am genehmſten ſei, ihn erſcheinen zu ſehen.

In weißer Seide, erwiderte ſie. Und wie ſie es angeordnet hatte, ſo that er auch. — Am folgenden Tage legte Fortunio eine glänzende Rüſtung an, darüber zog er einen Waffenrock von weißer Seide mit reicher goldener Stickerei und zierlicher Verbrämung, beſtieg ein

ſtarkes muthiges Roß, deſſen Decke von der Farbe ſeines Ritters war, und begab ſich, ohne von jemand gekannt zu ſein, nach dem Turnierplatz. Das Volk, ſchon zu dem ruhmwürdigen Schauſpiele verſammelt, ſah den kühnen unbefangenen Ritter mit der Lanze in der Hand zum Kampf gerüſtet; man betrachtete ihn aufmerkſam und mit großer Verwunderung und ein jeder ſagte: Wer mag doch der Unbekannte ſein, der ſich ſo anmuthig und prächtig zum Turnier darſtellt?

Fortunio trat in die Schranken und winkte ſeinem Gegner, ebenfalls einzutreten. Beide legten die knotigen Lanzen ein und ſtießen aufeinander wie zwei entfeſſelte Löwen; und ſo gewaltig traf der Jüngling den Sarazenen an den Kopf, daß dieſer rücklings vom Pferde fiel und wie ein Glas, das gegen eine Mauer geworfen wird, todt auf dem Boden liegen blieb. Und ſo viel ihm deren an dieſem Tage in dem Kampfe begegneten, alle wurden ſie von ihm rüſtig darniedergeworfen. Freudig und bewundernd ſah die Prinzeſſin ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und dankte im Herzen dem Jüngling, der ſie aus der Sklaverei des Sarazenen befreien wolle, und bat Gott, ihm die Siegespalme zu verleihen. Als die Nacht gekommen war und man Doralice zur Tafel rief, wollte ſie nicht erſcheinen. Sie gab vor, jetzt keine Eßluſt zu fühlen, und ließ ſich auserleſene Speiſen und köſtliche Weine bringen, um, wie ſie ſagte, ſpäter etwas nehmen zu können, wenn ſie deſſen bedürfe. Darauf verſchloß ſie ſich in ihr Zimmer, öffnete das Fenſter und erwartete den geliebten Freund mit inniger Sehnſucht. Er kam auch, wie die vorige Nacht, und fröhlichen Sinnes ſetzten ſie ſich miteinander zur Mahlzeit. Ehe Fortunio ſich entfernte, fragte er ſie, wie er ſich morgen kleiden ſolle.

In grüner Seide, antwortete ſie, ganz mit Silber und Gold geſtickt, und ebenſo die Decke des Pferdes.

Und Alles wurde auch am Morgen auf dieſe Weiſe

ausgeführt. Zur bestimmten Zeit erschien der Jüngling auf dem Platz, trat in die Schranken, und wenn er den Tag zuvor Beweise seiner gewaltigen Tapferkeit gegeben hatte, so geschah es an diesem Tage noch weit mehr, sodaß alle einstimmig behaupteten, die reizende Jungfrau müsse die seinige werden. Am Abend bediente sich die freudige überglückliche Doralice desselben Vorwandes, wie in der vergangenen Nacht. Sie schloß sich dann in ihr Zimmer ein, öffnete das Fenster, der Ankunft des kühnen Jünglings entgegenharrend, und sie speisten dann ungestört miteinander. Als er sie nun wieder fragte, was für Kleider er morgen anlegen sollte, antwortete sie: Von dunkelrother*) Seide, mit Gold und Perlen durchwirkt und ebenso sei auch die Decke des Pferdes verziert. Ich selbst werde auf ähnliche Weise gekleidet sein.

Meine Gebieterin, sagte Fortunio, sollte ich morgen vielleicht etwas später als gewöhnlich beim Turnier erscheinen, so wundert euch nicht darüber, denn gewiß werde ich nicht ohne gegründete Ursache meine Ankunft verzögern.

Als nun der dritte Tag und die zum Turnier bestimmte Stunde gekommen war, erwartete das ganze Volk mit lebhafter Freude, es beginnen zu sehen; allein wegen der übermüthigen Kraft des tapfern Unbekannten wagte es noch immer keiner von den Kämpfern zu erscheinen. Da er selbst sich aber auch nicht sehen ließ, regte sich nicht allein ein Mistrauen gegen ihn bei dem Volke, selbst die Prinzessin wurde von Zweifeln gequält und die Angst ihres Herzens wurde so gewaltig, daß sie, obwol von der Zögerung in Kenntniß gesetzt, wie ohnmächtig zurücksank. Es hatte jedoch niemand darauf gemerkt und da sie vernahm, Fortunio nähere sich bereits dem Turnierplatz, kehrten ihre verirrten Lebensgeister augenblicklich wieder. — Fortunio erschien nun, in ein herrliches reiches Gewand gekleidet, auf seinem hohen Rosse,

*) Waren Weiß, Grün, Roth schon damals die Farben Italiens, wie jetzt im Herbst 1817?

deſſen Decke vom feinſten Golde, mit glänzenden Rubinen, Saphiren und großen Perlen durchwirkt, nach dem allgemeinen Urtheil ein ganzes Königreich werth war. Sobald der beherzte Kämpfer auf dem Platz anlangte, riefen alle mit lauter Stimme: Es lebe der unbekannte Ritter!

Und das Jauchzen und Händeklatſchen wollte kein Ende nehmen. Er trat nun in die Schranken und hielt ſich ſo tapfer, daß er alle, die ſich ihm an dieſem Tage entgegenſtellten, zu Boden warf und glorreich den Sieg im Kampfſpiel davontrug. Darauf ſtieg er herunter von ſeinem muthigen Roſſe und wurde unter dem Schalle ſchmetternder Trompeten und anderer Inſtrumente und unter lautem Jubelgeſchrei, das weit durch die Lüfte drang, von den Erſten und Vornehmſten der Stadt auf ihren Schultern zum König getragen. Als er in des Königs Gegenwart gelangte, legte er den Helm und die glänzende Rüſtung ab und dieſer ſah einen ſchönen Jüngling vor ſich. Da ließ er alsbald die Tochter rufen und gab ſie ihm vor allem Volke mit großer Feierlichkeit zur Gattin, und die Feſte und Gaſtereien, die der König bei dieſer Gelegenheit anſtellte, währten einen ganzen Monat hindurch. — Fortunio war nun eine Zeit lang der glückliche Gatte ſeiner geliebten Doralice geweſen; es ſchien ihm aber unziemlich und verachtungswerth, ſtets im Müßiggang zu verharren und gleich unverſtändigen Thoren nichts zu thun, als die Stunden abzuzählen. Er beſchloß deshalb zu reiſen und Länder aufzuſuchen, wo er Proben ſeiner Tapferkeit ablegen könnte. In dieſer Abſicht rüſtete er eine Galeere aus, belud ſie mit vielen Schätzen, die ihm der Schwiegervater geſchenkt hatte, nahm von dieſem und von ſeiner Gemahlin Abſchied und ſegelte ab. Ein günſtiger Wind beſchleunigte ſeine Fahrt, ſodaß er bald zum atlantiſchen Meere gelangte. Er hatte aber kaum zehn Meilen auf demſelben gemacht, als eine Sirene, die größte, die jemals geſehen worden, ſich dem Schiffe näherte und einen lieblichen Geſang anhub. Fortunio,

der an einer Seitenwand der Galeere saß, mit dem Kopf über das Wasser gelehnt, um besser zu hören, schlief ein, und schlafend wurde er von der Sirene hinabgezogen, die augenblicklich entfloh. Da die Schiffsleute ihm nicht zu Hilfe kommen konnten, brachen sie in die schmerzlichsten Klagen aus, behingen das Fahrzeug mit schwarzen Teppichen und kehrten trostlos zu dem König und seiner unglücklichen Tochter heim. Und als sie die schreckliche Begebenheit, die sich auf dem Meere zugetragen, erzählten, wurden der König Odescalco und Doralice tief betrübt, das ganze Volk theilte ihr Leidwesen, und Alles legte tiefe Trauer an. Doralice, welche guter Hoffnung war, gebar bald darauf einen sehr schönen Knaben, der unter der zarteſten, liebevollſten Sorgfalt zu einem Alter von zwei Jahren heranwuchs. Da seine kummervolle betrübte Mutter sich nun noch immer ihres Gatten beraubt und ohne die mindeſte Hoffnung sah, ihn jemals wieder zu besitzen, beschloß sie in ihrer hohen männlichen Seele, sich, wenn auch der König nicht zustimmen wollte, dem Meere anzuvertrauen, um dort ihr Heil zu versuchen. Sie ließ eine starke wohlbewaffnete Galeere ausrüſten, nahm drei wunderbar gearbeitete Äpfel, von denen der eine von Messing, der andere von Silber und der dritte vom feinſten Golde war, sagte dem Vater Lebewohl und bestieg mit ihrem Knaben das Schiff. Der Wind blies frisch in die Segel und sie sah sich bald auf offenem Meer. Als nun die in Traurigkeit versenkte Prinzessin auf der ruhigen weiten Flut schwamm, befahl sie den Schiffsleuten, sie an jenen Ort zu bringen, wo ihr Gatte von der Sirene verschlungen worden war. Sie befolgten auch ihren Willen. Sobald aber das Schiff zu der Stelle gelangte, wo der Vater verschwand, fing der Knabe an, bitterlich zu weinen, und die Mutter konnte ihn durchaus nicht beruhigen. Da gab sie ihm den Apfel von Messing, und indem das Kind damit spielte, wurde ihn die Sirene gewahr. Sie näherte sich dem Schiff, erhob den Kopf ein wenig über

die ſchäumenden Wogen und ſagte zu Doralice: Gib mir dieſen Apfel, Frau, denn ich bin ganz verliebt darein.

Die Frau erwiderte, ſie wolle ihr ihn nicht geben, es ſei der Zeitvertreib ihres Kindes.

Wenn du die Gefälligkeit haben wollteſt, mir ihn zu ſchenken, ſagte die Sirene, würde ich dir deinen Gemahl bis an die Bruſt zeigen.

Als Doralice dies hörte, daß ſie den theuern Gatten ſehen ſollte, gab ſie ihr unverzüglich den Apfel hin. Und die Sirene, zur Vergeltung für das ſchöne Geſchenk, zeigte ihr, wie ſie verſprochen hatte, Fortunio bis an die Bruſt, tauchte dann wieder in die Flut und ward nicht mehr geſehen. Der Prinzeſſin, die kein Auge von ihrem Gemahl verwandt hatte, gab dies nur ein um ſo größeres Verlangen, ihn ganz zu ſehen; da ſie ſich aber nicht zu rathen noch zu helfen wußte, ſuchte ſie Beruhigung ihres Kummers in ihrem Kinde. Der Knabe fing nun von Neuem an zu weinen und die Mutter gab ihm den Apfel von Silber, um ihn ſtill zu machen. Da erblickte die Sirene auch dieſen und begehrte ihn zum Geſchenk. Allein Doralice ſchüttelte den Kopf und verweigerte ihr das Spielzeug ihres Kindes.

Gibſt du mir dieſen Apfel, ſagte die Sirene, der weit ſchöner, als der erſte, iſt, ſo verſpreche ich dir deinen Gemahl bis an das Knie zu zeigen.

Die arme Doralice, die über alles wünſchte, ihren Gemahl zu ſehen, ſetzte in dieſem Augenblicke die mütterliche Zärtlichkeit hintan und gab freudig den Apfel weg; worauf die Sirene ihr Verſprechen hielt und dann wieder in die Wellen tauchte. Doralice ſchaute noch immer hin und wußte nicht was ſie anfangen ſollte, ihren geliebten Fortunio vom Tode zu erretten. Da nahm ſie den weinenden Knaben auf den Arm, um Troſt in ihm zu finden. Das Kind aber, ſich ſeines Spielwerks des Apfels erinnernd, fing an noch heftiger zu weinen, ſodaß die Mutter ſich genöthigt ſah, ihm den goldenen Apfel zu geben.

Sobald der gierige Fiſch dieſen in die Augen bekam, der noch bei weitem ſchöner, als die beiden erſten war, verlangte er ihn ebenfalls zum Geſchenk und wußte die Mutter ſo gut zu überreden, daß ſie, der Unzufriedenheit des Kindes ungeachtet, den Apfel hingab. Und weil die Sirene verſprochen hatte, ſie dafür den Gemahl ganz und gar ſehen zu laſſen, näherte ſie ſich, um ihre Zuſage zu halten, dem Schiffe, erhob den Rücken ein wenig über das Waſſer und zeigte ihr Fortunio völlig, indem ſie ihn auf ſich ſitzend über der Flut hielt. Dieſer, ſehr froh, ſich in Freiheit zu ſehen, ſprach eilends: O wär' ich ein Adler!

Darauf wurde er auch augenblicklich zum Adler und ſchwang ſich leichten Flugs auf den Maſtbaum der Galeere. Von dort flog er hinunter in das Schiff, wo er vor aller Augen ſeine eigene Geſtalt wieder annahm und zuerſt ſeine Gemahlin und ſein Kind und dann auch alle andern im Schiff mit Inbrunſt umarmte und küßte. In großer Freude über den Wiedergefundenen kehrten ſie nun ſämmtlich in das väterliche Reich zurück. Bei ihrer Ankunft im Hafen begannen ſie, Trompeten, Pauken, Trommeln und andere Inſtrumente erſchallen zu laſſen. Der König wunderte ſich und war ſehr begierig zu wiſſen, was es bedeute. Allein es währte nicht lange, da kam ein Bote und brachte ihm die Nachricht, Fortunio ſein Schwiegerſohn und ſeine geliebte Tochter ſeien da. Sie ſtiegen nun alle aus dem Schiff und zogen mit großem Jubel und Lärm zu dem Palaſt. Nach einiger Zeit begab ſich Fortunio nach Hauſe, verwandelte ſich in einen Wolf und zerriß Alchia ſeine Stiefmutter und ſeinen Bruder Valentino wegen der erfahrenen Kränkung. Dann kehrte er zu ſeiner früheren Geſtalt zurück, beſtieg ſein Pferd und wandte ſich wieder heim in das Reich ſeines Schwähers, wo er mit Doralice ſeinem theuern geliebten Weibe viele Jahre in Frieden lebte und ſie mit größter beiderſeitiger Wonne ihrer Liebe ſich freuten.

107. Die Prinzessin als Ritter.

(4. 1.)

In Theben, der vornehmsten Stadt Ägyptens, die mit herrlichen öffentlichen und Privatgebäuden geziert, von wogenden Saaten umgeben und durch frische Quellen erquickt, alle Annehmlichkeiten einer berühmten Stadt in Fülle darbot, herrschte in alten Zeiten ein König Ricardo mit Namen, ein gelehrter Mann von tiefem Wissen und hoher Tugend. Er wünschte sehnlich Erben zu bekommen und nahm die Tochter des schottischen Königs Marliano, Valeriana, zur Ehe, eine in der That vollkommene Frau, schön von Gestalt und sehr anmuthig, die ihn mit drei Töchtern beschenkte, blühend und lieblich, wie Rosenknospen. Die eine von ihnen hieß Valentia, die andere Dorothea, die dritte Spinella. Als Ricardo sah, daß seine Frau so weit war, daß sie keine Kinder mehr bekommen würde, und die drei Töchter zum Alter der Mannbarkeit gelangt waren, beschloß er, um die Töchter auf ehrenvolle Weise zu verheirathen, sein Reich unter sie in drei Theile zu theilen und nur so viel davon zurückzubehalten, als zum Unterhalt seiner selbst, seiner Hausgenossen und seines Hofes hinreichend sei. Und diesem thörichten Vorsatze folgte auch bald die Ausführung. Die Töchter wurden an drei mächtige Fürsten verheirathet, die eine an den König von Scardona, die andere an den König der Gothen, die dritte an den König von Scythien und einer jeden der dritte Theil des väterlichen Reiches als Mitgift angewiesen; auf dem kleinen Eigenthum aber, das er sich zu den nothwendigsten Bedürfnissen aufbehalten hatte, lebte der gute König mit seiner geliebten Gemahlin Valeriana anständig und in Frieden. Es geschah jedoch nach einigen Jahren, daß die Königin, von welcher der König keine Nachkommenschaft mehr er-

wartete, wieder schwanger wurde und, als es zur Geburt kam, ein wunderschönes Mädchen zur Welt brachte, die dem König ebenso lieb und werth war, als seine drei ersten Töchter. Der Königin aber kam die Geburt dieses Kindes sehr unerwünscht, nicht als hätte sie Haß gegen dasselbe getragen, sondern weil das Reich ihres Gemahls nun ganz in drei Theile getheilt war und sie keine Aussicht hatte, die Tochter einst nach Würden zu versorgen, und doch wollte sie gern auch gegen diese mütterlich handeln. Sie übergab sie einer wackern Amme mit dem gemessenen Befehl, die größte Sorgfalt für sie zu tragen, sie wohl zu unterrichten und sie zu edeln Sitten zu erziehen, wie sie einem schönen, jungen Mädchen ziemen. Diese jüngste Tochter hieß Costanza. Sie nahm von Tag zu Tag an Schönheit und Sittsamkeit zu und alles, worin die weise Lehrerin sie unterwies, begriff sie überaus wohl. Als Costanza zwölf Jahre alt war, konnte sie schon sticken, singen, Saiten spielen und tanzen, kurz Alles, was eine Frau anständigerweise verstehen muß. Aber damit noch nicht zufrieden, gab sie sich ganz dem Erlernen der Wissenschaften hin, die sie mit so vielem Eifer und so vieler Liebe trieb, daß sie Tag und Nacht dabei zubrachte und stets bemüht war, etwas Treffliches aufzufinden. Und nebst allem diesem übte sie nicht wie ein Weib, sondern gleich einem kühnen, kräftigen Manne die Künste des Kriegs, wußte Rosse zu bändigen, zu fechten, zu ringen, und meistentheils blieb sie Siegerin in diesen Kampfspielen und trug den Preis davon, als wäre sie jener tapferen Ritter einer, deren Ruhm von allen Zungen verkündet wird. Wegen aller dieser Eigenschaften nun wurde Costanza vom König und von der Königin und von Allen so geliebt, daß die Zuneigung keine Grenzen kannte. Als Costanza nun völlig herangewachsen war, grämte sich ihr Vater sehr darüber, daß er weder Länder noch Schätze mehr hatte, um sie an einen mächtigen König standesgemäß zu verheirathen, und

oft berieth er sich mit der Königin über diese Angelegenheit. Da aber diese kluge Königin die vielen und großen Tugenden in Erwägung zog, durch welche ihre Tochter so hoch über allen andern Frauen stand, war sie ganz getrost und redete auch dem Könige mit sanften und liebreichen Worten zu, er solle nur ruhig sein und keine Sorge tragen, denn es werde gewiß irgend ein mächtiger Herr, durch ihre Vorzüge zur Liebe gereizt, sie ohne Mitgift zur Frau nehmen. Es währte auch nicht lange, da warben viele edle Herren um ihre Hand, darunter Brunello, der Sohn des großen Markgrafen von Vivien. Der König und die Königin riefen hierauf ihre Tochter zu sich und saßen mit ihr in ein abgesondertes Zimmer.

Meine geliebte Tochter Costanza, redete sie der König an, jetzt ist die Zeit gekommen, dich zu verheirathen, und wir haben dir einen jungen Mann zum Gemahl bestimmt, der dir hoffentlich gefallen wird. Es ist der Sohn des großen Markgrafen von Vivien, unseres genauen Freundes, mit Namen Brunello, ein angenehmer, kluger und kühner Jüngling, dessen tapferer Name schon in der ganzen Welt mit Ruhm genannt wird. Er begehrt nichts weiter von uns, als unsere Gewogenheit und dein zartes, liebenswürdiges Selbst, welches er höher achtet, als alle Länder und Schätze. Du weißt, meine Tochter, daß unsere Armuth es uns nicht vergönnt, dir einen Gemahl höheren Standes zu geben. Darum wirst du dich auch in deinen Wünschen bescheiden und in unseren Willen fügen.

Die verständige Tochter, eingedenk des hohen Geschlechtes, aus dem sie entsprossen, hatte ihren Vater mit Aufmerksamkeit angehört, sie bedachte sich keinen Augenblick über die Antwort und sprach, wie folgt: Geheiligter König, es bedarf nicht vieles Redens, euern ehrenwerthen Vorschlag zu beantworten; ich will nur das sagen, was zur Sache gehört. Laßt mich zuerst euch meinen wärmsten Dank bezeugen für die Liebe und Sorgfalt,

mit der ihr euch unaufgefordert bemühet, mir einen Mann zu verſchaffen. Erlaubt mir aber auch dann mit aller Demuth und Ergebenheit zu ſagen, daß ich nicht Willens bin, irgendwie von der Reihe meiner hohen Vorfahren abzuweichen, die zu allen Zeiten geehrt und berühmt geweſen ſind, noch eure königliche Würde zu erniedrigen, indem ich mir einen Gemahl geringeren Standes wähle. Ihr, mein theuerſter Vater, habt vier Töchter, von denen ihr drei ſtandesgemäß an mächtige Könige vermählt und ihnen Länder und Schätze in Menge zugetheilt habt, und mich, die euch und euern Befehlen ſtets gehorſam war, wollet ihr in niedriger Ehe verbinden? So erkläre ich denn hier beſtimmt, daß ich nie einen Gemahl nehmen werde, wenn ich nicht, wie meine drei Schweſtern, einen König bekommen kann, wie es meiner Geburt angemeſſen iſt.

Sie nahm hierauf Abſchied vom König und von der Königin, welche bei dieſer Trennung bittere Thränen vergoſſen, beſtieg ein gewaltiges Roß und verließ Theben unbegleitet, es ihrem Pferde überlaſſend, wohin es ſie führen wollte. Beim Antritt dieſer Wanderſchaft änderte Coſtanza den Namen und ließ ſich fortan Coſtanzo nennen, ſie zog weit fort über Berge, Seen und Teiche, ſah viele Länder, hörte verſchiedene Sprachen, betrachtete ihre Sitten und lernte auch ſolche Völker kennen, die den Thieren ähnlicher, als den Menſchen, leben. Nach langem Umherſchweifen kam ſie eines Morgens bei Sonnenuntergang in die herrliche berühmte Stadt Coſtanza, deren Beherrſcher damals Caco König von Bettinien war, und ſie war die Hauptſtadt der Provinz. Sie ritt hinein, beſchaute die ſchönen Paläſte, die weiten geraden Straßen, die breiten waſſerreichen Kanäle, die klaren ſpiegelhellen Bronnen, und als ſie ſich dem großen Platze näherte, ſah ſie das hohe geräumige Schloß des Königs vor ſich liegen, deſſen Säulen vom feinſten Marmor, Porphyr und Serpentin waren. Sie hob die Augen in die Höhe

und ſah den König auf einem Balkon, von dem man den ganzen Platz überſchaute. Sie zog ehrerbietig den Hut ab, ihn zu begrüßen. Dem Könige blieb der holde, zierliche Jüngling nicht unbemerkt; er ließ ihn rufen und vor ſich kommen. Als er vor den König trat, fragte ihn dieſer, wo er herkomme und wie er heiße. Der Jüngling antwortete ohne Verlegenheit, er komme aus Theben, ſei vom neidiſchen und wankelmüthigen Glücke verfolgt, heiße Coſtanzo und wünſche bei irgend einem wackern Herrn anzukommen, dem er mit aller gebührenden Treue und Liebe dienen würde. Das einnehmende Weſen des Jünglings zog den König an.

Da du den Namen meiner Hauptſtadt trägſt, ſprach er zu ihm, ſollſt du auch an meinem Hofe bleiben und nichts weiter thun, als mir aufwarten.

Dies war gerade, was Coſtanzo wünſchte. Er dankte dem König, erkannte ihn als ſeinen Herrn an und erbot ſich Alles für ihn zu thun, was in ſeinen Kräften ſtund. So lebte denn Coſtanzo in männlicher Tracht in den Dienſten des Königs und verſah ſein Geſchäft mit ſo vieler Anmuth, daß Alle, die ihn ſahen, ſich über ihn verwunderten und erſtaunten. Die Königin, welche Coſtanzo's ausgeſuchtes Gebahren, ſeine lobenswürdigen Sitten und ſein vorſichtiges Benehmen betrachtete, faßte ihn aufmerkſamer ins Auge und fing an, in Liebe zu ihm ſo heftig zu entbrennen, daß ſie Tag und Nacht an nichts anderes mehr denken konnte; dabei verfolgte ſie ihn ſo mit ſchmachtenden Liebesblicken, daß ſie nicht nur einen Jüngling, ſondern den härteſten Stein und feſteſten Diamant hätte erweichen müſſen. Da nun die Königin Coſtanzo ſo heftig liebte, wünſchte ſie nichts ſo ſehr, als ſich allein mit ihm zuſammenzufinden. Als ſich nun dazu eines Tages eine ſchickliche Gelegenheit bot, fragte ſie ihn, ob er in ihren Dienſt übergehen wolle; wenn er ihr diente, würde er außer dem Lohne, den er von ihr erhalten würde, vom ganzen Hofe nicht nur

gerne gesehen, sondern auch geschätzt und hochgeachtet werden. Costanzo merkte wohl, daß die Worte, welche den Lippen der Königin entflossen, nicht die Wirkung eines reinen Wohlwollens, sondern der Ausbruch der Leidenschaft der Liebe waren, und bedachte, daß er als Frau doch jener ungeregelte wilde Lust nicht befriedigen könnte; daher antwortete er fest aber bescheiden also: Gnädige Frau, die Verbindlichkeit, welche ich meinem Herrn euerm Gemahl schuldig bin, ist so groß, daß ich es für eine starke Niederträchtigkeit hielte, mich vom Gehorsam gegen seine Befehle loszusagen. Verzeiht mir also, wenn ihr mich nicht bereit und willig findet, eure Befehle zu befolgen, denn ich gedenke meinem Herrn treu zu verbleiben bis in den Tod, sind ihm anders meine Dienste wohlgefällig.

Nach diesen Worten beurlaubte er sich und verließ sie. Die Königin wußte wohl, daß die harte Eiche nicht von einem Schlage fällt, und bot demzufolge alle ihre List auf und gebrauchte die feinsten Kunstgriffe, den Jüngling in ihre Dienste zu ziehen. Allein er blieb fest und standhaft, wie ein hoher Thurm den ungestümen Winden widersteht, und war unbeweglich. Als die Königin dies sah, verwandelte sie ihre heiße, glühende Liebe in einen so bittern, tödtlichen Haß, daß ihr sein Anblick unerträglich war. Sie wünschte jetzt seinen Tod und sann Tag und Nacht darauf, sich ihn aus den Augen zu schaffen; doch fürchtete sie den König, dem Costanzo lieb und theuer war. In Bettinia lebten damals wunderliche Geschöpfe, welche von der Mitte des Leibes an nach oben menschliche Gestalt trugen, nur daß sie Hörner und Ohren hatten wie Thiere; nach unten aber waren ihre rauhen Glieder ziegenartig gebildet und sie hatten einen kleinen gekrümmten Schwanz wie die Eber; man nannte sie Satyrn. Diese richteten großes Unheil und Schaden an auf Dörfern und Höfen und unter den Landbewohnern und der König wünschte sehr einen davon lebendig in

ſeine Gewalt zu bekommen; allein niemand getraute ſich, einen zu fangen und ihn dem König vorzuführen. Die falſche Königin glaubte nun, hier ein Mittel gefunden zu haben zu Coſtanzo's Untergang, aber es kam anders, als ſie dachte, denn wer andere ſtürzen will, fällt oft ſelbſt zu Boden, ſo will es die göttliche Vorſehung und die höchſte Gerechtigkeit. Die Königin wußte nämlich gut, wie ſehr der König darnach verlange; als ſie daher eines Tages mit ihm im Geſpräche begriffen war, ſagte ſie unter anderem: Lieber Herr, wißt ihr denn nicht, daß Coſtanzo euer treuer Diener ſo ſtark und kräftig iſt, daß er Herz genug hat, ohne Hilfe eines andern einen Satyr zu fangen und ihn euch lebendig zu bringen? Wenn das ſo iſt, wie ich denke, ſo könnt ihr ihn ja leicht einen Verſuch machen laſſen; dadurch wird zugleich euer Wunſch befriedigt und er trägt als ſtarker, heldenmüthiger Ritter einen Sieg davon, der ihm zu ewig dauerndem Ruhme gereichen wird.

Die Worte der liſtigen Königin fanden Eingang bei dem König, er ließ ſogleich ſeinen Diener rufen und redete ihn alſo an: Coſtanzo, wenn du mich liebſt, wie du ſcheinſt und ein jeder glaubt, wirſt du auch ganz meine Wünſche zu erfüllen dich beſtreben und dadurch zu großen Ehren gelangen. Du mußt wiſſen, daß ich über alle Welt wünſche und verlange, einen Satyr in meine Gewalt zu bekommen; da du voll Kraft und Muth biſt, gibt es keinen Menſchen in meinem Reiche, der mir hierin beſſer dienen könnte, als du; und da du mich aufrichtig liebſt, wirſt du mir dieſes Begehren nicht abſchlagen.

Der Jüngling wußte recht gut, daß die Sache wo anders herkomme, als vom König; doch wollte er ſeinen Herrn nicht betrüben und antwortete mit freundlich heiterer Miene: Mein Gebieter, ihr könnt mir dieſes ſowie alles andere auferlegen; ich werde ſtets meine geringen Kräfte aufbieten und mich beeifern, euch zufrieden zu ſtellen,

sollte es mich auch das Leben kosten. Doch ehe ich diese gefahrvolle Unternehmung beginne, gebt Befehl, gnädiger Herr, daß man in den Wald, wo die Satyrn sich aufhalten, ein großes Faß trage mit weiter Öffnung, wie die Gefäße, in welchen die Dienstmägde die Hemden und anderes Leinwandzeug reinigen, ferner eine stattliche Tonne guten weißen Wein vom besten und stärksten, den es gibt, nebst zwei Säcken von ganz weißem Brot.

Der König ließ unverzüglich Alles ausführen, wie Costanzo es angeordnet hatte. Costanzo begab sich hierauf in den Wald und schöpfte mit einem kupfernen Eimer den Wein aus der Tonne in das danebenstehende weite Faß; dann nahm er alles Brot aus den Säcken und brockte es in den Wein. Als dies geschehen war, stieg er auf einen dicht belaubten Baum und wartete dort den Erfolg ab. Kaum saß der junge Costanzo auf dem Baum, als die Satyrn, durch den Geruch des duftenden Weines angezogen, von allen Seiten dem Fasse zueilten und so gierig darüber herfielen, wie hungrige Wölfe, wenn sie in die Schafhürden dringen, über die armen Schäfchen. Nachdem sie so satt waren, daß sie nicht weiter konnten, legten sie sich nieder, um zu schlafen, und schliefen so fest und tief, daß der Lärm der ganzen Welt sie nicht erweckt haben würde. Als Costanzo dies sah, stieg er vom Baum herunter, näherte sich dem einen, band ihm Hände und Füße mit einem Strick, den er mitgebracht hatte, legte ihn auf sein Pferd und führte ihn mit sich fort. Der junge Costanzo ritt also mit dem festgebundenen Satyr heimwärts und gelangte gegen Abend zu einem nicht weit von der Stadt gelegenen Dorfe, wo der Thiermensch, der nun seine Trunkenheit verschlafen hatte, die Augen aufschlug, zu gähnen anfing, als ob er aus dem Bette aufstände, und um sich guckte. Es zog gerade ein Hausvater vorbei, welcher mit großem Trauergeleite die Leiche eines Kindes zu Grabe brachte; er weinte und ein Geistlicher, der das Leichenamt hielt, sang.

Der Satyr lächelte ein wenig darüber. Sie ritten weiter und kamen in die Stadt auf den Marktplatz, wo das Volk aufmerksam zusah, wie ein armer Tropf, der schon auf der Leiter stund, aufgeknüpft werden sollte. Darüber lachte der Satyr noch weit mehr. Sobald sie zum Palaste kamen, brachen Alle dort vor Freude und Verwunderung in ein lautes Geschrei aus.

Costanzo, Costanzo! rief man von allen Seiten. Da konnte sich der Satyr gar nicht mehr zufriedengeben mit Lachen. Costanzo stellte sich nun dem König und der Königin dar, welche ihre Fräulein bei sich hatte, und zeigte ihnen den Satyr. Hatte dieser aber zuvor schon gelacht, so brach er jetzt in ein so übermäßiges Gelächter aus, daß alle Anwesenden sich höchlich darüber verwunderten. Als der König nun durch Costanzo seinen Wunsch erfüllt sah, bezeugte er sich ihm sehr günstig und liebte ihn, wie noch nie ein Diener von seinem Herrn geliebt ward. Der heimtückischen Königin aber gereichte es zum höchsten Verdruß, das Glück des Jünglings erhöht zu haben, den sie mit ihren falschen Worten zu verderben trachtete. Es war der Verruchten unerträglich, so viel Gutes für ihn daraus hervorgehen zu sehen, und sie dachte auf eine neue List, ihm den Untergang zu bereiten. Sie wußte nämlich, daß der König gewohnt war, alle Morgen nach dem Gefängniß des Satyrs zu gehen und er suchte ihn zu seiner Unterhaltung zum Reden zu bringen, allein er vermochte es niemals über ihn. Die Königin ging also zum König und sprach: Mein Herr und König, ihr begabt euch oft zu dem Behältniß des Satyrs und bemüht euch, ihn zu euerm Zeitvertreib mit euch sprechen zu machen, aber das Thier hat noch nie sprechen wollen. Warum zerbrecht ihr euch länger den Kopf damit? Seid versichert, wenn Costanzo nur wollte, könnte er ihn ohne Weiteres zum Sprechen und Antworten bringen, wie es ihm beliebt.

Als der König dies hörte, ließ er Costanzo augenblicklich rufen.

Costanzo, sprach er zu ihm, als er erschien, du weißt, wie viel Vergnügen es mir macht, daß du mir den Satyr eingefangen hast; doch thut es mir leid, daß er stumm ist und auf meine Fragen durchaus nicht antworten will. Wenn du Lust hättest, könntest du, wie ich vernehme, ihn wol sprechen machen.

Herr, erwiderte Costanzo, wenn der Satyr stumm ist, was kann ich dagegen thun? Ihm die Sprache verleihen, steht nicht in der Kraft eines Menschen, sondern Gottes. Wenn aber nicht ein natürlicher oder zufälliger Mangel, sondern nur Hartnäckigkeit seine Lippen verschließen sollte, so will ich durch meine Bemühungen es dahin bringen, daß er spricht.

Er ging hierauf mit dem Könige zum Gefängnisse des Satyrs, brachte ihm gut zu essen und noch besser zu trinken und sagte ihm: Da iß, Chiappino!

Denn so hatte man ihn genannt. — Der Satyr sah ihn an und gab keine Antwort.

Sprich doch, Chiappino, ich bitte dich, und sage mir, ob dir dieser Kapaun gefällt und der Wein schmeckt.

Chiappino schwieg immer.

Du willst mir nicht antworten, Chiappino, sagte Costanzo, als er seine Beharrlichkeit sah; warte nur, dein Eigensinn soll bestraft werden. Ich lasse dich hier im Gefängniß vor Hunger und Durst sterben.

Auf diese Drohung sah der Satyr Costanzo mit scheelen Augen an.

Antworte mir, Chiappino, sagte Costanzo wieder, wenn du, wie ich hoffe, bald mit mir redest, so verspreche ich dir, dich auch aus diesem Käfig zu befreien.

Chiappino, welcher Alles aufmerksam angehört hatte, hörte kaum von seiner Befreiung, als er sagte: Und was willst du von mir?

Hast du denn hinlänglich gegessen und getrunken und bist nun satt? fragte ihn Costanzo.

Ja, antwortete Chiappino.

So ſage mir doch, fuhr Coſtanzo fort, ich bitte dich recht ſehr darum, weshalb du lachteſt, als wir unterwegs ein todtes Kind zu Grabe tragen ſahen.

Chiappino antwortete: Nicht über das todte Kind lachte ich, ſondern über den weinenden Vater, der doch nicht des Kindes Vater war, und über den ſingenden Pfaffen, der das Kind gezeugt hatte.

Das ſollte heißen, daß die Mutter des todten Kindes daſſelbe im Ehebruche mit dem Prieſter gehabt hatte.

Noch weiter möchte ich von dir hören, mein Chiappino! Warum haſt du noch mehr gelacht, als wir dich auf den Marktplatz brachten?

Ich mußte darüber lachen, ſagte der Satyr, daß tauſend Schurken, die dem Bürger Tauſende von Gulden ſtehlen und tauſend Galgen verdienen, dort ſtanden, einen armen Tropf zu ſehen, den man zum Galgen führte, weil er elende zehn Gulden geſtohlen hatte, die er vielleicht nothwendig zum Unterhalte ſein und ſeiner Familie brauchte.

Aber ſage mir nur dies noch, ſprach Coſtanzo, warum lachteſt du noch viel heftiger, als wir am Palaſte ankamen?

Quäle mich heute nicht länger mit Fragen, ſagte Chiappino, ich bitte dich. Geh jetzt und komm morgen wieder, ich will dir alsdann antworten und Dinge ſagen, die du vielleicht nicht erwarteſt.

Als Coſtanzo dies hörte, ſagte er zum Könige: So laßt uns denn gehen, und morgen wiederkommen, um zu hören, was er meint.

Da nun der König und Coſtanzo fort waren, befahlen ſie, Chiappino gut zu eſſen und zu trinken zu geben, damit er beſſer plaudern könne. Der folgende Tag kam und beide kehrten zu Chiappino zurück, den ſie ſchnaubend und ſchnarchend wie ein dickes Schwein daliegen fanden. Coſtanzo näherte ſich ihm und rief ihn mehrmals laut bei Namen. Allein Chiappino, der ſich

vollgegessen hatte, schlief fest und antwortete nichts. Da stachelte ihn Costanzo mit einem Wurfspieß, den er in der Hand hatte, so lange, bis er sich ermunterte, und als er ganz wach war, sagte er zu ihm: Wohlan, Chiappino, nun sage, was du gestern versprochen hast! Warum lachtest du so arg, als wir an den Palast kamen?

Chiappino antwortete: Du weißt es wol besser, als ich; weil Alle schrieen: Costanzo, Costanzo!

Und doch bist du Costanza.

Der König wußte nicht, was Chiappino damit meinte; Costanzo aber, der es recht gut verstand und ihn gerne verhindern wollte, mehr zu sagen, fiel ihm in die Rede.

Als du aber vor dem König und der Königin standest, fragte er, was bewog dich zu einem so übermäßigen Gelächter?

Ich lachte so gewaltig, weil der König, so gut wie du, glaubte, die Fräulein der Königin seien Fräulein, während doch die meisten von ihnen junge Bursche sind.

Hier schwieg er. Der König, als er dies hörte, sagte kein Wort, er stand eine Weile nachsinnend da und verließ dann mit seinem Costanzo den Waldsatyr, begierig, sich über alles dieses Erläuterung zu verschaffen. Er erfuhr auch bald, daß Costanzo ein Weib war und nicht ein Mann und daß die Hoffräulein schöne junge Männer waren, ganz wie Chiappino ihm erzählt hatte. Da ließ der König unverzüglich mitten auf dem Marktplatz einen großen Scheiterhaufen anzünden und die Königin nebst ihren Hofjunkern im Angesicht des ganzen Volkes verbrennen. Und da er die preiswürdige Treue und die offene Redlichkeit Costanza's in Erwägung zog und sah, wie schön sie war, reichte er ihr in Gegenwart aller seiner Ritter und Barone die Hand als seiner Gemahlin. Sie entdeckte ihm hierauf, wessen Tochter sie sei. Sehr vergnügt darüber sandte der König alsbald Gesandte an den König Ricardo und seine Gemahlin

Valeriana und an die drei Schweſtern mit der Nachricht, wie auch Coſtanza an einen König verheirathet ſei, worüber ſie alle die gebührende Freude empfanden. Und ſo wurde die edle und hochherzige Coſtanza zum Lohne ihrer treuen Dienſte Königin und lebte lange mit dem Könige Cacco.

108. Die drei Königskinder.

(1, 3.)

In der berühmten Königsſtadt Provino*) lebten in den alten Zeiten drei Schweſtern, lieblich anzuſchauen, artig von Sitten und von anſtändigem Betragen, aber von niedriger Herkunft, denn ſie waren die Töchter eines Bäckers, Meiſter Rigo. Die eine von ihnen hieß Brunora, die andere Lionella und die dritte Chiaretta. Eines Tages befanden ſich alle dieſe drei Mädchen in einem Garten und waren überaus vergnügt. Da kam Ancilotto, der König des Landes, vorüber, der mit vielen Gefährten auf die Jagd zog. Als Brunora, die älteſte Schweſter, dieſe ſchöne vornehme Geſellſchaft ſah, ſagte ſie zu den Schweſtern Lionella und Chiaretta: Wenn ich den Haushofmeiſter des Königs zum Manne bekäme, ſo machte ich mich anheiſchig, mit einem Becher Wein ſeinen ganzen Hof ſatt zu machen.

Und ich, ſprach Lionella, rühme mich, daß, wenn ich den geheimen Kämmerer des Königs heirathete, ich mit einer Spindel, die ich beſitze, ſo viel Leinwand ſpinnen wollte, um den ganzen Hof mit herrlichen feinen Hemden zu verſehen.

*) Provino? Dies heißt ſonſt ital. Provinio.

Und ich, ſagte Chiaretta, berühme mich, wenn ich den König zum Gemahl hätte, würde ihm Drillinge gebären, zwei Knaben und ein Mädchen und jedes von ihnen ſollte lange goldene Haare haben, die ihm in Locken über die Schultern fielen, und eine Kette um den Hals und einen Stern mitten auf der Stirne.

Dieſe Worte hörte einer der Hofleute, ging eiligſt zum König und hinterbrachte ihm genau, was die Mädchen untereinander geſprochen. Als der König dies vernahm, ließ er ſie ſogleich vor ſich kommen und befragte eine nach der andern um das, was ſie geſagt hatten, als ſie im Garten waren. Alle drei wiederholten ehrfurchtsvoll, was ſie dort ausgeſprochen. Der König Ancilotto fand großen Gefallen an ihren Worten, und ehe man fortging, verlobte ſich der Haushofmeiſter mit Brunora, der Kämmerer mit Lionella und der König mit Chiaretta. Sie gingen nun nicht auf die Jagd, ſondern kehrten nach Hauſe um, wo die Hochzeiten auf das Prächtigſte gefeiert wurden. Die Mutter des Königs war ſehr unzufrieden mit der Heirath ihres Sohnes; denn war gleich die junge Frau lieblich anzuſehen, ſchön von Angeſicht, edel von Geſtalt und ihre Rede voll Anmuth, ſo paßte ſie doch nicht zu der Größe und Macht des Königs, weil ſie aus niederem, unedlem und gemeinem Geſchlechte ſtammte. Auch konnte die Mutter durchaus nicht ertragen, daß ein Haushofmeiſter und ein Kämmerer Schwäger des Königs ihres Sohnes heißen ſollen. Aus dieſem Grunde entſtand ein ſolcher Haß der Schwiegermutter gegen die Tochter, daß ſie nichts von ihr hören, geſchweige ſie ſehen mochte; doch verbarg ſie den Haß in ihrem Herzen, um ihren Sohn nicht aufzubringen. Die Königin befand ſich nach dem Willen des Allwaltenden bald guter Hoffnung, worüber der König ungemein vergnügt war und freudig erwartete, die artigen Kinderchen zu ſehen, die ſie ihm verſprochen hatte. Der König mußte aber gerade nach einigen Tagen in ein anderes

Land reiſen und ſich dort einige Zeit aufhalten; deshalb empfahl er die Königin und die Kinder, die ſie gebären würde, ſeiner bejahrten Mutter auf das Dringendſte. Die Mutter konnte zwar die Schwiegertochter nicht leiden und mochte ſie nicht einmal ſehen; ſie verſprach aber dennoch dem Sohne, auf das Beſte für ſie Sorge zu tragen. Als nun der König abgereiſt war, gebar die Königin drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, und alle drei, wie die Königin, da ſie noch Jungfrau war, dem König verſprochen hatte, hatten goldgelocktes Haar, das ſich ihnen über die Schultern hinunter ringelte, und ein ſchönes Kettchen um den Hals und einen Stern mitten auf der Stirne. Die böſe frevelhafte Schwiegermutter des Königs, in der keine Liebe und kein Erbarmen zu finden war, faßte, von wüthendem, tödtlichem Haſſe entzündet, ſobald die zarten Kinderchen geboren waren, den verrätheriſchen Entſchluß, bei dem ſie auch verharrte, ſie umzubringen, ſodaß man nie wieder etwas von ihnen hören und die Königin in Ungnade bei dem König fallen möge. Seitdem Chiaretta Königin geworden war und Alles beherrſchte, hatte ſich bei ihren beiden Schweſtern ein überaus großer Neid gegen ſie erzeugt und immerfort bemühten ſie ſich, ſie durch Liſt und Ränke aller Art der raſenden Schwiegermutter noch verhaßter zu machen. Es traf ſich nun, daß in derſelben Zeit, als die Königin niederkam, in der Stadt auch drei junge Hunde geboren wurden, zwei männliche und ein weiblicher, mit Sternen vorn an den Köpfen und mit Streifen um den Hals, die wie Halsbänder ausſahen. Die zwei neidiſchen Schweſtern alſo, von einem teufliſchen Geiſte beſeelt, nahmen die drei jungen Hunde der ſäugenden Alten weg, trugen ſie zu der gottloſen Schwiegermutter, begrüßten ſie ehrerbietig und ſprachen zu ihr: Gnädige Frau, es iſt uns bekannt, daß unſere Schweſter nicht ſehr in Gunſt ſteht bei Euer Hoheit, und mit Recht, denn ſie iſt von gemeiner Herkunft und es ziemt euerm Sohne unſerem

König nicht, eine Frau von so niedrigem Stamme zu haben, wie sie. Da wir nun von eurer Gesinnung unterrichtet sind, so kommen wir jetzt hierher und bringen euch drei Hündchen, die mit einem Sterne am Kopf geboren worden, damit wir euern Willen vernehmen.

Hierüber war die Schwiegermutter hoch erfreut und nahm sich vor, sie der Schwiegertochter zu bringen, welche die Frucht ihres Leibes noch nicht gesehen hatte, und ihr zu sagen, sie seien ihre Kinder. Damit nun die Sache nicht entdeckt würde, befahl die boshafte Alte der Hebamme, sie solle die Königin benachrichtigen, die Kinder, die sie zur Welt gebracht habe, seien drei junge Hunde gewesen. Die Schwiegermutter und die Schwestern der Königin nebst der Hebamme begaben sich demnach zu ihr und sprachen: Sieh hier, o Königin, die schönen Kinderchen, die du in die Welt gesetzt hast! Pflege sie nur sorgsam, damit der König, wenn er kommt, die edeln Sprößlinge finde.

Bei diesen Worten legte die Hebamme die Hündchen neben sie und sagte ihr, sie solle nur getrost sein und sich nicht zu sehr grämen, denn solche Dinge seien erlauchten Personen schon öfter begegnet. Die gottlosen Weiber hatten nun ihr verruchtes schändliches Vorhaben ausgeführt und es blieb nur noch übrig, die unschuldigen Kinderchen eines grausamen Todes sterben zu lassen. Allein Gott wollte nicht, daß sie die Hände mit ihrem eigenen Blute befleckten; sie machten einen wohlverpichten festen Kasten, legten die Kinder hinein, warfen sie in den nahen Fluß und ließen sie mit dem Strome treiben. Der gerechte Gott, der unschuldiges Blut nicht leiden läßt, schickte an das Ufer des Flusses einen Müller mit Namen Marmiato; der sah den Kasten, nahm ihn heraus, machte ihn auf und fand darin die drei Kleinen, die ihm entgegenlächelten. Und weil sie so schön waren, vermuthete er, es müssen wol Kinder einer vornehmen Frau sein, welche die Scham zu einem solchen Schritte getrieben.

Er machte alſo den Kaſten wieder zu, lud ihn auf den Rücken und trug ihn nach Hauſe zu ſeiner Frau, welche Gordiana hieß.

Da ſieh einmal, Kind, ſagte er, was ich aus dem Fluſſe gefiſcht habe; ich mache es dir zum Geſchenk.

Als Gordiana die Kinder ſah, nahm ſie ſie freundlich auf, nicht anders, als wären ſie von ihrem Leibe geboren, und erzog ſie; eines derſelben nannte ſie Aquirino, das andere Fluvio, weil ſie im Waſſer gefunden worden waren, das Mädchen aber Serena. Der König Ancilotto war ganz heiter im Gedanken, bei ſeiner Heimkehr drei ſchöne Kinder zu finden; aber es ward anders, als er gedacht hatte. Denn ſobald die ränkevolle Mutter des Königs merkte, daß ihr Sohn dem Palaſte nahte, kam ſie ihm entgegengelaufen und gab ihm die Nachricht, daß ſeine theure Gemahlin anſtatt dreier Kinder drei junge Hunde zur Welt gebracht habe. Darauf führte ſie ihn in das Zimmer, wo ſeine betrübte Frau im Kindbette lag, und zeigte ihm die Hündchen, die ſie an der Seite hatte. Und wiewol die Königin laut weinte und fortwährend leugnete, dieſe Thiere geboren zu haben, bekräftigten dennoch die neidiſchen Schweſtern die Wahrheit alles deſſen, was die alte Mutter geſagt hatte. Als der König dies hörte, war er aufs Höchſte beſtürzt und wäre vor Betrübniß faſt zur Erde geſunken; als er aber wieder ein wenig zu ſich ſelbſt kam, wurde er lange von Zweifeln hin- und hergezogen; doch lieh er zuletzt den mütterlichen Worten völligen Glauben. Da nun die bedauernswürdige Königin ſich mit ſo geduldiger, ſtandhafter Seele in den höfiſchen Neid fügte, vermochte es der König nicht über ſich ſie ſterben zu laſſen, ſondern er befahl, ſie ſolle hingebracht werden unter den Ort, wo man das Kochgeſchirr und die Teller ſcheuerte, und zu ihrer Speiſe ſollte der Unrath und Abgang dienen, der von dem ſtinkenden, ſchmutzigen Spülwaſſer kam.

Während die unglückliche Königin an diesem traurigen Orte lebte und von Unreinem sich nähren mußte, hatte Gordiana die Frau des Müllers Marmiato auch einen Sohn geboren, dem sie den Namen Borghino beilegte und ihn nebst den drei andern liebevoll erzog. Jeden Monat pflegte Gordiana diesen drei Kindern die langen lockigen Haare zu beschneiden und dann fielen viele kostbare Edelsteine und große glänzende Perlen heraus. Dies veranlaßte Marmiato, das niedrige Müllerhandwerk aufzugeben; er wurde bald reich und Gordiana und die drei Kinder und Borghino lebten sehr wohlhabend und freuten sich ihrer Liebe. Die drei Geschwister waren nun schon ein wenig herangewachsen, da erfuhren sie, daß sie nicht die Kinder des Müllers Marmiato und der Müllerin Gordiana, sondern in einem Kasten gefunden waren, der auf dem Flusse schwamm. Hierüber wurden sie sehr unruhig, entschlossen sich ihr Glück weiter zu versuchen, nahmen Abschied von ihren Pflegeeltern und reisten davon. Marmiato und Gordiana war dies gar nicht lieb, denn sie sahen sich dadurch des Schatzes beraubt, der aus ihren blonden Locken und aus ihrer besternten Stirne hervorkam. Die beiden Brüder verließen also mit ihrer Schwester Marmiato und Gordiana, sie reisten mehrere Tage fort und kamen zufällig alle drei nach Provino, der Hauptstadt ihres Vaters Ancilotto, mietheten dort ein Haus, das sie miteinander bewohnten, und lebten von dem Ertrag der Edelsteine und Kleinode, die ihnen von den Häuptern fielen. Eines Tages, als der König mit einigen seiner Hofleute durch die Stadt ging, traf es sich, daß er durch die Straße kam, wo die zwei Brüder und die Schwester wohnten. Diese hatten den König noch niemals gesehen und gekannt. Darum eilten sie die Treppen hinunter, stellten sich vor die Hausthüre, entblößten das Haupt, beugten die Kniee, neigten den Kopf und grüßten den König ehrerbietig. Der König, der einen Falkenblick hatte, betrachtete sie aufmerksam und als er sah, daß die

beiden*) einen goldenen Stern auf der Stirne trugen, schlug es ihm plötzlich ins Herz, die Jünglinge könnten seine Kinder sein. Er hielt sogleich an und fragte sie: Wer seid ihr und woher kommt ihr?

Sie antworteten demüthig: Wir sind arme Fremdlinge, gekommen, um in dieser Stadt zu wohnen.

Das freut mich sehr, sagte der König, und wie heißet ihr?

Da sagte der eine: Aquirino.

Der andere sagte: Und ich heiße Fluvio.

Und ich, sagte die Schwester, werde Serena genannt.

Dann sprach der König: Aus Höflichkeit laden wir euch alle drei ein, morgen mit uns zu speisen.

Die jungen Leute wurden etwas verlegen, doch konnten sie diese ehrenvolle Bitte nicht ablehnen und nahmen die Einladung an. Der König kehrte zu dem Palaste zurück und sprach zu seiner Mutter: Gnädige Frau, als ich heute spazieren ging, sah ich zufällig zwei schöne Jünglinge und ein reizendes Mädchen und alle drei hatten einen goldenen Stern auf der Stirne. Mir scheinen es (und ich glaube mich nicht zu täuschen) die Kinder zu sein, welche mir von der Königin Chiaretta versprochen worden sind.

Die boshafte Alte lächelte zwar ein wenig bei diesen Worten, sie waren ihr aber ein Dolchstich durchs Herz. Sie ließ sogleich die Hebamme rufen, welche die Kinder empfangen hatte, und sagte ihr insgeheim: Wißt ihr wol, gute Mutter, daß die Kinder des Königs leben und schöner geworden sind, als je?

Wie ist das möglich? antwortete jene; sind sie nicht im Fluß ertrunken?

Und wißt ihr denn das gewiß? So viel ich aus den Worten des Königs vernehme, leben sie und eure Hilfe ist hier sehr nöthig, sonst sind wir alle in Todesgefahr.

*) Val. Schmidt bessert: alle drei.

Seid ohne Sorgen, gnädige Frau, erwiderte die Hebamme; ich werde es ſchon ſo zu machen wiſſen, daß alle drei den Tod finden ſollen.

Darauf ging die Hebamme fort und begab ſich ſogleich zum Hauſe von Aquirino, Fluvio und Serena, wo ſie Serena allein fand. Sie grüßte ſie freundlich, ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein und nachdem ſie ſich eine Zeit lang mit ihr unterhalten hatte, fragte ſie ſie: Sage mir, mein Kind, ſollteſt du vielleicht von dem tanzenden Waſſer haben?

Nein, ſagte Serena.

Ach, mein Töchterchen, fuhr die Hebamme fort, was für herrliche Dinge würdeſt du ſehen, wenn du davon hätteſt. Wenn du dir das Geſicht damit wüſcheſt, würdeſt du noch tauſend Mal ſchöner, als du ſchon biſt.

Und wie könnte ich wol davon bekommen? fragte das Mädchen.

Schicke nur deine Brüder hin, antwortete die Alte, dir welches zu holen. Sie werden es wol finden, denn es iſt nicht weit von hier.

Nach dieſen Worten ging die Alte fort. Als Aquirino und Fluvio nach Hauſe kamen, lief ihnen Serena entgegen und bat ſie, ſich doch aus Liebe für ſie alle nur erdenkliche Mühe zu geben, um ihr von dem köſtlichen tanzenden Waſſer zu verſchaffen. Allein Fluvio und Aquirino ſpotteten darüber und wollten nicht gehen, weil ſie nicht wußten, wo dergleichen zu finden ſei. Zuletzt aber gezwungen von den dringenden Bitten der geliebten Schweſter, entſchloſſen ſie ſich dazu, nahmen eine Flaſche und gingen miteinander fort. Die beiden Brüder waren ſchon mehrere Meilen gereiſt, als ſie zu einer klaren, friſchen Quelle gelangten, bei welcher eine weiße Taube ſtand und nippte. Sie war ganz ohne Furcht bei ihrem Anblick und ſprach zu ihnen: Ihr Jünglinge, was ſucht ihr?

Wir ſuchen, erwiderte Fluvio, jenes köſtliche Waſſer, von dem man ſagt, daß es tanze.

O ihr Armen, ſagte die Taube, und wer ſendet euch, dieſes Waſſer zu holen?

Unſere Schweſter, war Fluvio's Antwort.

Wahrlich, ſagte die Taube, ihr geht einem gewiſſen Tode entgegen, denn dort befinden ſich viele giftige Thiere, die euch ſogleich verſchlingen, wenn ſie euch ſehen. Aber überlaſſet mir nur die Sorge! Ich werde euch davon bringen, ſeid verſichert.

Darauf nahm ſie die Flaſche, die die Jünglinge hatten, ſteckte ſie unter den rechten Flügel und flog auf und davon; und als ſie zu dem koſtbaren Waſſer gekommen war, füllte ſie die Flaſche damit und flog eiligſt zu den Jünglingen hin, die ſie mit großer Sehnſucht erwarteten. Dieſe empfingen das Waſſer, ſagten der Taube den gebührenden Dank und kehrten nach Hauſe zu ihrer Schweſter zurück, der ſie das Waſſer gaben mit der ausdrücklichen Auflage, nicht wieder ähnliche Dienſtleiſtungen von ihnen zu begehren, denn ſie ſeien in Todesgefahr geweſen. — Wenige Tage darauf erblickte der König die jungen Leute wieder und ſagte zu ihnen: Warum ſeid ihr neulich nicht gekommen, mit mir zu ſpeiſen, da ihr doch die Einladung angenommen hattet?

Darauf antworteten ſie ehrerbietig: Dringende Geſchäfte, geheiligter Herrſcher, ſind der erſte Grund davon geweſen.

So erwarten wir euch, fuhr der König fort, auf jeden Fall morgen zum Mittageſſen.

Die jungen Leute entſchuldigten ſich noch. Der König kehrte zum Palaſte zurück und erzählte ſeiner Mutter, er habe abermals die jungen Leute mit Sternen auf der Stirne geſehen. Als die Mutter das hörte, war ſie bei ſich ſelbſt äußerſt beſtürzt, ließ wiederum die Hebamme rufen, erzählte ihr insgeheim Alles und bat ſie, doch dem Unglück, das ſie bedrohe, vorzubeugen. Dieſe gab

ihr guten Troſt und meinte, ſie brauche ſich nicht zu fürchten, ſie wolle es ſchon machen, daß die Kinder niemals wieder zum Vorſchein kommen. Darauf verließ ſie den Palaſt, ging zu Serena's Hauſe, fand dieſe allein und fragte ſie, ob ſie ſchon das tanzende Waſſer erhalten habe; worauf ihr das Mädchen antwortete, ſie habe davon bekommen, aber nicht ohne große Lebensgefahr ihrer Brüder.

Ich wünſchte dir wol, mein Töchterchen, ſagte die Alte, daß du auch noch den ſingenden Apfel hätteſt, denn in deinem Leben haſt du keinen ſo ſchönen geſehen, noch einen ſo angenehmen und ſüßen Geſang gehört.

Das Mädchen ſprach: Ich weiß nicht, wie ich ihn bekommen ſoll, denn meine Brüder werden nicht wieder fortgehen wollen, ihn zu ſuchen, denn ſie ſind ſchon einmal dem Tode näher geweſen, als dem Leben.

Sie haben dir ja das tanzende Waſſer gebracht, ſagte die Alte, und ſind nicht davon geſtorben. So gut ſie dir dieſes verſchafft haben, werden ſie wol auch den Apfel bekommen können.

Und damit nahm ſie Abſchied und ging. Sie war noch nicht lange fort, da kamen Aquirino und Fluvio nach Hauſe und Serena ſagte: Ach meine Brüder, ich möchte gar zu gerne den ſingenden Apfel ſehen und ſeinen herrlichen Geſang hören. Und wenn ihr ihn mir nicht verſchafft, ſo ſeid gewiß, mich in kurzem ſterben zu ſehen.

Als Fluvio und Aquirino dieſe Worte hörten, tadelten ſie die Schweſter ſehr und ſagten, ſie haben nicht Luſt, ihretwegen wieder das Leben zu wagen, wie ſie es ſchon einmal gethan haben. Aber Serena's dringende und ſüße Bitten, verbunden mit heißen Thränen, bewogen die Brüder endlich, ihrem Verlangen nachzugeben, entſtehe daraus was da wolle. Sie ſtiegen zu Pferde, machten ſich auf den Weg und reiſten eine Zeit lang immer weiter und weiter, bis ſie zu einem Wirthshauſe kamen. Hier gingen ſie hinein und fragten den Wirth, ob er ihnen vielleicht

ſagen könne, wo der Apfel zu finden ſei, der ſo ſchön ſinge. Er gab ihm zur Antwort, er wiſſe es wohl, allein ſie können es nicht wagen hinzugehen, denn der Apfel befinde ſich in einem herrlichen, anmuthigen Garten, der von einem furchtbaren Thiere bewacht werde, und dieſes erſchlage einen jeden, der ſich dem Garten nähere, mit ſeinen ausgebreiteten Flügeln.

Aber wie ſollen wir es denn anfangen? ſprachen die Jünglinge; denn wir müſſen ihn auf jeden Fall haben.

Der Wirth antwortete: Wenn ihr das thut, was ich euch ſagen werde, ſo werdet ihr den Apfel erlangen und braucht das giftige Thier nicht zu fürchten und noch weniger den Tod. Nehmt alſo dieſen Mantel, der ganz mit Spiegeln bedeckt iſt! Einer von euch hänge ihn um und ſo bekleidet gehe er in den Garten, deſſen Thüre ihr offen finden werdet; der andere aber bleibe draußen und laſſe ſich ums Himmels willen nicht ſehen. Sobald jener nun in den Garten tritt, wird ihm gleich das Thier entgegenkommen, und wenn es ſich ſelbſt erblickt in den Spiegeln, augenblicklich zur Erde fallen. Dann gehe er zum Baume des ſingenden Apfels, pflücke dieſen behutſam ab und verlaſſe ſogleich den Garten, ohne rückwärts zu ſchauen.

Die Jünglinge ſagten dem Wirthe vielen Dank, gingen fort, thaten, wie er es ihnen anbefohlen hatte, und brachten den ſo erworbenen Apfel der Schweſter, ermahnten ſie aber zugleich, ihnen nicht mehr ſo gefahrvolle Unternehmungen abzudringen. — Nach einigen Tagen traf der König wieder einmal auf die Geſchwiſter, ließ ſie zu ſich rufen und ſagte ihnen: Warum habt ihr meinem Befehl nicht gehorcht und ſeid gekommen, mit uns zu ſpeiſen?

Fluvio antwortete: Nur ſehr wichtige Geſchäfte, mein Herr, konnten uns abhalten, vor dich zu kommen.

Am andern Tage, ſagte der König, erwarten wir euch; und richtet es nur ſo ein, daß ihr auf keinen Fall ausbleibt.

Worauf Acquirino erwiderte, wenn ſie ſich nur von gewiſſen Geſchäften losmachen können, werden ſie ſich ſehr gerne einfinden. Bei ſeiner Heimkunft erzählte der König ſeiner Mutter, er habe wieder die jungen Leute geſehen, und ſie liegen ihm ſehr am Herzen, weil er immer jener Kinder gedenke, die Chiaretta ihm verſprochen habe; auch habe er keine Ruhe, bis ſie zu ihm zur Mahlzeit kommen. Die Mutter des Königs war bei dieſen Worten in größerer Noth, als je, und fürchtete ſehr, ſie möchte entdeckt werden. Voll Schmerz und Angſt ſchickte ſie nach der Hebamme und ſagte zu ihr: Ich dachte, Mutter, es ſei um die Kinder geſchehen und ſie würden niemals wieder zum Vorſchein kommen; aber ſie leben und wir ſind in Todesgefahr. Sorgt doch, daß etwas geſchieht, ſonſt kommen wir alle um.

Die Hebamme antwortete: Hohe Frau, ſeid nur gutes Muths und ängſtiget euch nicht! Ich werde ſchon machen, daß ihr mit mir zufrieden ſein und niemals wieder ein Wort von ihnen hören ſollt.

Die Hebamme lief nach dieſen Worten entrüſtet und wüthend fort und zu dem Mädchen hin, der ſie guten Tag bot und ſie fragte, ob ſie nun den ſingenden Apfel habe?

Ja, antwortete ihr das Kind, ich habe ihn.

O mein Kind, fuhr die ſchlaue Alte fort, glaube mir, du haſt noch gar nichts, wenn du nicht auch das beſitzeſt, was viel ſchöner und reizender iſt, als die beiden erſten.

Und was iſt denn das für ein ſchönes reizendes Ding, von dem ihr ſprecht, meine Mutter? fragte das Mädchen.

Der glänzend grüne Vogel, meine Tochter, antwortete die Alte, welcher Tag und Nacht ſpricht und wunderbare Dinge ſagt. Hätteſt du dieſen in deiner Gewalt, ſo könnteſt du dich in Wahrheit ſelig preiſen.

Hierauf ging die Alte fort. Die Brüder waren kaum nach Hauſe gekommen, ſo bat Serena und beſtürmte ſie, ſie möchten ihr doch eine einzige Gunſt nicht

verweigern. Und da jene fragten, was sie denn verlange, gab sie zur Antwort, sie wünsche den glänzend grünen Vogel.

Fluvio, welcher dem giftigen Thiere entgegengegangen war und jenes Schreckniß noch im Andenken hatte, schlug es ihr ein für alle Mal ab, ihn zu holen. Allein Aquirino, obgleich er sich anfangs auch weigerte, ließ sich zuletzt von den heißen Thränen, welche Serena vergoß, und von seiner brüderlichen Liebe bewegen, und so entschlossen sie sich gemeinsam, sie zufrieden zu stellen. Sie setzten sich zu Pferde und ritten mehrere Tage, bis sie zu einer blumigen, grünen Wiese kamen, in deren Mitte ein hoher dichtbelaubter Baum stand, umgeben von vielen marmornen Bildsäulen, die aussahen, als lebten sie; daneben lief ein Bach, der die ganze Wiese durchwässerte. Und auf diesem Baume hüpfte der glänzend grüne Vogel fröhlich von Zweig zu Zweig und sprach Worte nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Gott. Die Jünglinge stiegen von ihren Pferden, die sie nach Belieben auf der Wiese grasen ließen, und näherten sich den Marmorbildern; allein sobald die Jünglinge dieselben berührten, wurden sie selbst zu Marmorsäulen. — Serena hatte indeß mehrere Monate auf Fluvio und Aquirino ihre geliebten Brüder geharrt und glaubte sie nunmehr ganz verloren zu haben und hegte keine Hoffnung mehr, sie wieder zu sehen. In diesem schweren Kummer, während sie den kläglichen Tod der Brüder beweinte, entschloß sie sich, selbst ihr Heil zu versuchen, bestieg ein munteres Roß, machte sich auf den Weg und ritt so lange, bis sie zu dem Orte gelangte, wo der glänzend grüne Vogel auf einem Zweige eines dicht belaubten Baumes saß und anmuthig redete. Als sie die grüne Wiese betrat, erkannte sie sogleich die Rosse ihrer Brüder, die hier grasten. Begierig wandte sie die Augen nach allen Seiten und sah ihre Brüder als zwei Bildsäulen dastehen, die an Gestalt und Zügen ihnen so vollkommen glichen, daß sie aufs Höchste erstaunte.

Sie ſtieg vom Pferde, näherte ſich dem Baume, ſtreckte die Hand aus und ergriff den Vogel. Als dieſer ſich der Freiheit beraubt ſah, bat er ſie flehentlich, ihn loszulaſſen, er werde es ihr gedenken, wenn Zeit und Stunde komme. Serena gab zur Antwort, ſie wolle durchaus nicht in ſein Verlangen willigen, wenn nicht erſt ihre Brüder ihrem früheren Zuſtande zurückgegeben ſeien.

Schaue unter meinen linken Flügel, ſprach hierauf der Vogel, da wirſt du eine Feder finden, die weit grüner iſt, als die andern, und gelbe Punkte in der Mitte hat; dieſe zieh mir aus, geh zu den Bildſäulen hin und berühre ihnen mit der Feder die Augen! Sobald du ſie berührt haſt, kehren deine Brüder ins Leben zurück.

Das Mädchen hob den linken Flügel des Vogels auf, fand die Feder, wie der Vogel ihr geſagt hatte, ging damit zu den Marmorbildern und berührte eines nach dem andern, wodurch ſie ſogleich aus Steinen zu Menſchen wurden. Als ſie nun ihre Brüder wieder in der früheren Geſtalt ſah, umarmte und küßte ſie ſie mit größter Heiterkeit. Nachdem Serena auf dieſe Weiſe ihren Wunſch erreicht hatte, fing der glänzend grüne Vogel von neuem an inſtändig um ſeine Freiheit zu bitten und verſprach zum Lohn für ein ſolches Geſchenk ihr nützlich zu ſein, wenn ſie jemals ſeines Beiſtandes bedürfe. Serena, der dies nicht genug war, antwortete, ſie würde ihn nicht eher freigeben, bis ſie erfahren, wer ihre Eltern ſeien; er ſolle nur geduldig ertragen, was ihm auferlegt ſei. Es entſtund nun ein großer Streit unter ihnen, wer den Vogel haben ſolle, aber nach langem Wortwechſel kam man endlich überein, ihn dem Mädchen zu laſſen, und dieſe bewahrte ihn mit vieler Sorgfalt und hielt ihn lieb und werth. Da alſo Serena im Beſitze des glänzend grünen Vogels war, ſtieg ſie mit ihren Brüdern zu Pferde und ſie kehrten vergnügt nach der Heimat zurück. — Unterdeſſen hatte ſich der König der oft vor dem Hauſe vorüberging, wo die Geſchwiſter

wohnten, sehr gewundert, sie gar nicht mehr zu sehen, und hatte die Nachbarn befragt, was aus ihnen geworden sei, aber zur Antwort bekommen, sie wissen nichts von ihnen, man habe sie schon seit geraumer Zeit nicht gesehen. Jetzt, da sie wieder da waren, gingen nicht zwei Tage vorüber, da bemerkte sie der König schon und fragte, wo sie denn die ganze Zeit über gewesen seien, daß sie sich nicht haben sehen lassen. Aquirino erwiderte ihm, daß seltsame Dinge, die ihnen zugestoßen, sie auswärts gehalten, und wenn ungeachtet des Befehles Seiner Majestät und ihrer eigenen Wünsche sie nicht zu ihm gekommen seien, so möge er es verzeihen und ihnen erlauben, ihren Fehler wieder gut zu machen. Als der König von ihrem Misgeschick hörte, that es ihm sehr leid um sie und er wollte sich nicht eher entfernen, bis alle drei mit ihm zum Palaste gingen, um dort an seiner Tafel zu speisen. Aquirino nahm heimlich das tanzende Wasser, Fluvio den singenden Apfel und Serena den glänzend grünen Vogel, und so folgten sie dem König fröhlich zum Palast, wo sie sich mit ihm zur Tafel setzten. Wie die boshafte Mutter und die neidischen Schwestern das schöne Mädchen und die feinen, artigen Jünglinge sahen, deren schöne Augen wie glänzende Sterne leuchteten, geriethen sie in große Angst und ihre Herzen wurden von Zweifel und Wuth zerrissen. Als die Mahlzeit vorüber war, sagte Aquirino zum König: Wir wollen, ehe die Tafel aufgehoben wird, Euer Majestät verschiedene Dinge zeigen, die euern Beifall haben werden.

Darauf nahm er einen silbernen Becher, goß das tanzende Wasser hinein und stellte es auf den Tisch. Sein Bruder Fluvio zog den singenden Apfel aus seinem Busen hervor und legte ihn neben das Wasser, und Serena, die den glänzend grünen Vogel auf dem Schooß hatte, säumte nicht, diesen ebenfalls auf den Tisch zu setzen. Da hub der Apfel einen überaus anmuthigen Gesang an und das Wasser begann wunderbar nach den

Tönen des Gesanges zu tanzen, welches dem König und den übrigen Anwesenden zu ungemeinem Vergnügen gereichte, sodaß sie des Lachens und Beifallgebens sich nicht enthalten konnten. Aber der verbrecherischen Mutter und den Schwestern war das keine geringe Kränkung und ihre Bangigkeit wuchs jeden Augenblick, denn sie fürchteten sehr für ihr Leben. Als der Gesang und das Tanzen vorüber war, fing der glänzend grüne Vogel an zu sprechen.

O geheiligter König, sagte er, was verdient derjenige, der zwei Brüdern und einer Schwester nach dem Leben getrachtet?

Die listige Mutter des Königs antwortete sogleich: Nichts anderes, als den Feuertod.

Und die beiden andern stimmten ihr bei. Da huben das tanzende Wasser und der singende Apfel an und sprachen: O falsche abscheuliche Mutter, dich selber verdammt deine Zunge und ihr, boshafte und neidische Schwestern, werdet nebst der Hebamme zugleich zu einer solchen Todesstrafe verdammt werden.

Des Königs Erstaunen über diese Reden war nicht gering. Doch der schöngrüne Vogel ließ seine Stimme wieder hören.

Geheiligte Krone, sprach er, diese hier sind deine drei Kinder, nach denen du dich so lange sehntest; dies sind deine Kinder, die den Stern an der Stirne tragen, und ihre ganz unschuldige Mutter ist jene, die so lange Zeit in dem unreinen Winkel dort unten geschmachtet hat und noch schmachtet.

Da ließ der König ohne Säumen die unglückliche Königin aus dem traurigen Orte hervorziehen, sie standesgemäß kleiden und darauf in den Saal hereinführen; und obgleich sie so lange Zeit eingekerkert gewesen und auf das Elendeste behandelt worden war, hatte sie doch ihre frühere Schönheit ganz erhalten und nun erzählte der glänzend grüne Vogel in Gegenwart Aller von Anfang

bis zu Ende, wie die Sache sich zugetragen hatte. Und als der König von dem Zusammenhang dieser Begebenheit unterrichtet war, umarmte er die theure Gemahlin und die geliebten Kinder mit Seufzern und heißen Thränen. Das tanzende Wasser aber, der singende Apfel und der glänzend grüne Vogel, auf die niemand Acht gab, verschwanden alle in einem Augenblick. — Am folgenden Tage gab der König den Befehl, mitten auf dem Markte ein großes Feuer anzuzünden, und die Mutter, die neidischen Schwestern und die Hebamme wurden im Beisein des ganzen Volkes ohne Gnade verbrannt. Der König selbst aber lebte mit seiner theuern Gemahlin und seinen holden Kindern lange Zeit, verheirathete seine Tochter nach Würden und hinterließ seinen Söhnen das Reich.

---

109. Der Ring.

(4. 4.)

Galleſe, König von Portugal, hatte einen Sohn Namens Nerino, welchen er dergeſtalt erziehen ließ, daß er bis zum achtzehnten Jahr ſeines Alters keine andere Frau zu ſehen bekam, als ſeine Mutter und die Amme, welche ihn ſäugte. Als nun aber Nerino zur Volljährigkeit gelangt war, beſchloß der König, ihn auf die Univerſität Padua zu ſchicken, um dort die lateiniſche Literatur, die Sprache und die Sitten Italiens kennen zu lernen. Gedacht, gethan. Als der junge Nerino in Padua angelangt war, ſchloß er Freundſchaft mit vielen Studenten, welche ihm täglich den Hof machten. Unter dieſen war auch ein Arzt, welcher ſich Meiſter Raimondo Brunello den Phyſiker nannte. Da ſie nun oft ſich über verſchiedene Dinge miteinander unterhielten, kamen ſie eines Tages,

wie es unter jungen Leuten zu geſchehen pflegt, auch auf die Schönheit der Frauen zu ſprechen, und der eine ſagte dies, der andere jenes. Nerino aber, weil er früher keine Frau geſehen hatte, als ſeine Mutter und ſeine Amme, behauptete mit großer Entſchiedenheit, daß ſeinem Urtheil nach in der ganzen Welt keine ſchönere, anmuthigere und ſtattlichere Frau zu finden ſei, als ſeine Mutter, und alle, die man ihm nannte, behandelte er im Vergleich mit ſeiner Mutter wie Geſindel. Meiſter Raimondo, welcher eine der ſchönſten Frauen hatte, die je die Natur geſchaffen, rückte ſich über dieſe Poſſen die Halskrauſe zurecht und ſprach: Herr Nerino, ich kenne ein Weib von ſo großer Schönheit; ſähet ihr ſie, ihr würdet ſie nicht für minder ſchön, vielmehr für ſchöner, als eure Mutter erachten.

Nerino antwortete, er könne nicht glauben, daß ſie ſchöner ſei, als ſeine Mutter, aber es würde ihm Vergnügen machen, ſie zu ſehen. Worauf Raimondo verſetzte: Wenn es euch gefällig iſt, ſie zu ſehen, ſo bin ich erbötig, ſie euch zu zeigen.

Das wird mir ſehr lieb ſein, entgegnete Nerino; ich werde euch dafür verbunden ſein.

Wenn es euch alſo beliebt, ſie zu ſehen, begann hierauf Meiſter Raimondo, ſo kommt morgen früh in die Domkirche, und ich verſpreche euch, ſie euch zu zeigen.

Alsdann ging er nach Hauſe und ſprach zu ſeiner Frau: Steh morgen zeitig auf, ordne dein Haar, mache dich ſchön und kleide dich anſtändig, denn ich will, daß du zur Zeit der Meſſe in den Dom gehſt, das Hochamt zu hören.

Genobbia (ſo hieß die Gattin des Meiſter Raimondo) war nicht gewohnt, viel hin- und herzulaufen, ſondern brachte faſt den ganzen Tag mit Nähen und Sticken zu Hauſe zu. Sie verwunderte ſich daher über dieſes Anſinnen nicht wenig; weil es aber ſein Wunſch und Wille war, ſo ergab ſie ſich darein, und kleidete und

rüſtete ſich ſo herrlich, daß ſie nicht eine Frau, ſondern eine Göttin ſchien. Als Genobbia nun nach ihres Gatten Befehl in den heiligen Tempel gegangen war, kam auch Nerino der Königsſohn in die Kirche, und da er Genobbia ſah, hielt er ſie in ſeinem Sinne für außerordentlich ſchön. Als die ſchöne Genobbia ſich entfernt hatte, kam Meiſter Raimondo, trat zu Nerino und ſprach: Nun, was dünkt euch von der Frau, die ſoeben aus der Kirche gegangen iſt? Meint ihr, daß ſich irgend eine neben ſie ſtellen dürfe? Iſt ſie nicht ſchöner, als eure Mutter?

In der That, ſagte Nerino, ſie iſt ſchön; die Natur könnte keine ſchönere ſchaffen. Aber ſeid ſo gut und ſagt mir, weſſen Frau ſie iſt und wo ſie wohnt!

Darauf antwortete ihm aber Meiſter Raimondo nicht, denn er wollte es nicht verrathen.

Lieber Meiſter Raimondo, ſagte hierauf Nerino, wenn ihr es mir nicht ſagen wollt, wer ſie iſt und wo ſie wohnt, ſo verſprecht mir wenigſtens, daß ich ſie noch einmal zu ſehen bekomme.

Recht gern, antwortete Raimondo. Kommt morgen wieder her in die Kirche, ſo will ich machen, daß ihr ſie wie heute ſehen könnt.

Darauf begab ſich Meiſter Raimondo nach Hauſe und ſprach zu ſeiner Frau: Genobbia, morgen früh halt dich bereit, denn ich will, daß du zu der Meſſe in den Dom gehſt, und wenn du dich jemals ſchön gemacht und prachtvoll gekleidet haſt, ſo thu es morgen!

Darüber verwunderte ſich Genobbia von neuem, wie das erſte Mal; weil ſie aber dem Befehl ihres Mannes Gehorſam ſchuldig war, that ſie, was er von ihr verlangte. Als der Morgen kam, begab ſich Genobbia in reicher Kleidung und mehr als gewöhnlich geſchmückt nach der Kirche. Es währte nicht lange, ſo kam auch Nerino, und als er ſie ſo äußerſt ſchön ſah, erglühte er ſo heftig in Liebe zu ihr, als nur je ein Mann für ein Weib geglüht hat. Meiſter Raimondo kam nun auch hinzu

und Nerino bat ihn, er möge ihm ſagen, wer ſie ſei, die in ſeinen Augen ſo viel Reize beſitze. Aber Meiſter Raimondo, der ſich ſtellte, als habe er ſeiner Praxis wegen große Eile, wollte es ihm jetzt nicht ſagen, ſondern ließ den Jüngling ſich in ſeinem Fette braten und ging lachend davon. Nerino gerieth in großen Zorn wegen des Mangels an Achtung, womit ihn Raimondo zu behandeln ſcheine, und ſprach zu ſich ſelbſt: Du willſt nicht, daß ich wiſſen ſoll, wer ſie ſei, aber ich werde es dir zum Trotz ſchon erfahren.

Er verließ die Kirche und wartete draußen ſo lange, bis die ſchöne Frau ebenfalls aus dem Dome kam, worauf er ſie ebenſo beſcheiden als freundlich grüßte und bis zu ihrem Hauſe begleitete. Da nun Nerino die Wohnung der Frau ermittelt hatte, begann er ihr den Hof zu machen und ließ ſelten einen Tag verſtreichen, wo er nicht zehn Mal vor ihrem Hauſe vorübergegangen wäre. Er wünſchte eine Unterredung mit ihr zu haben und verſank unaufhörlich in Gedanken, wie er es einrichten könne, daß er ſeinen Zweck erreiche und die Ehre der Frau unverletzt bleibe. Nach langem Hin- und Herſinnen wollte ihm kein Mittel einfallen, das ihm heilſam wäre. Er gerieth aber nun ſo lange auf die abenteuerlichſten Einfälle, bis er die Bekanntſchaft einer Alten machte, welche dem Hauſe Genobbia's gegenüber wohnte. Dieſer machte er verſchiedene kleine Geſchenke, wodurch er ihre Freundſchaft gewann, und ſchlich ſich heimlich in ihr Haus. Das Haus dieſer Alten hatte ein Fenſter, das nach dem Saal von Genobbia's Hauſe blickte; von dort aus konnte Nerino ſie mit Muße betrachten, wie ſie ſich in ihrem Hauſe hin und her bewegte. Doch wollte er ſich ſelbſt nicht zeigen, um ihr keinen Anlaß zu geben, ſich künftig vor ſeinen Blicken zu verbergen. Als Nerino nun alle Tage auf ſeinem geheimen Lauſchörtchen zubrachte und der heißen Flamme nicht widerſtehen konnte, die ihm das Herz verzehrte, beſchloß er bei ſich, ihr einen Brief

zu schreiben und zu einer Zeit ins Haus zu werfen, wo er ihren Mann nicht daheim glaubte. Und also that er, ja wiederholte es mehrmals; aber Genobbia warf sie ungelesen und ohne viel Bedenken ins Feuer. Doch, als sie dies mehrmals gethan hatte, fiel es ihr ein, auch einmal einen zu eröffnen und zu sehen, was darin stehe. Als sie ihn aufgemacht, sah sie, daß der Briefsteller Nerino, der Sohn des Königs von Portugal sei, der sich heftig in sie verliebt habe, worüber sie erst eine Weile in Nachdenken versank, dann aber in Betracht des übeln Lebens, das sie bei ihrem Manne führe, guten Muth schöpfte und Nerino freundliche Blicke zuwarf, ja ihn sogar auf geschickte Weise ins Haus schaffte, wo ihr der Jüngling denn die heiße Liebe erklärte, die er zu ihr trage, und die Qualen, die er um ihretwillen stündlich erdulden müsse, ebenso die Weise, wie er sich in sie verliebt habe. Und sie, die schön, liebreizend und mitleidig war, versagte ihm ihre Liebe nicht. Während sie nun beide in gegenseitiger Liebe vereinigt waren und verliebter Gespräche pflogen, siehe da klopfte plötzlich Meister Raimondo an die Hausthüre. Als Genobbia dies hörte, hieß sie den Nerino sich auf das Bett strecken, zog die Vorhänge zu und wies ihn an, hier die Entfernung ihres Gatten abzuwarten. Raimondo trat ins Haus, steckte irgend etwas von seinen Siebensachen zu sich und entfernte sich wieder, ohne etwas zu merken. Ein Gleiches that auch Nerino. Des andern Tages, als Nerino sich auf dem Marktplatze erging, kam zufällig Meister Raimondo vorüber, welchem Nerino durch Winken andeutete, daß er ihn zu sprechen wünsche, dann auf ihn zuging und sprach: Messere, habe ich euch nicht gute Botschaft zu bringen?

Und welche? fragte Meister Raimondo.

Kenne ich nicht jetzt, sagte Nerino, die Wohnung jener wunderschönen Frau? Hatte ich nicht anmuthige Unterredungen mit ihr? Und als ihr Mann nach Hause

kam, verbarg ſie mich in dem Bette und zog die Vorhänge zu, damit er mich nicht ſehen konnte, worauf er ſich auch ſogleich wieder entfernte.

Iſt dies möglich? ſagte Meiſter Raimondo.

Möglich, verſetzte Nerino, und wirklich; und in meinem Leben habe ich kein herrlicheres, holdſeligeres Weib geſehen.

Sollte ihr ſie vielleicht nächſtens beſuchen, ſo empfehlt mich ihr und bittet ſie, mich in gutem Andenken zu behalten!

Meiſter Raimondo verſprach ihm dies zu thun und nahm unwillig Abſchied. Doch fragte er zuerſt Nerino: Werdet ihr wieder hingehen?

Nerino verſetzte: Das könnt ihr euch denken.

Meiſter Raimondo begab ſich nach Hauſe, entſchloß ſich aber, ſeiner Frau nichts zu ſagen, ſondern abzuwarten, bis er ſie zuſammenfände. Am folgenden Tag beſuchte Nerino Genobbia wieder, und während ſie ſich den Freuden der Liebe und ergetzlichen Geſprächen hingaben, kam plötzlich der Mann nach Hauſe. Sie aber verbarg den Nerino geſchwind in einen Koffer und warf eine Menge Kleider darüber, die ſie abſcheeren wollte, um ſie vor den Motten zu wahren. Der Mann ſtellte ſich, als ſuche er etwas von ſeinen Sachen, durchſtöberte das ganze Haus, guckte ſogar in das Bett hinein, aber er fand nichts und ging ſodann beruhigter hinweg und beſuchte ſeine Kunden. Auch Nerino entfernte ſich gleichfalls, und als er dem Meiſter Raimondo wieder begegnete, ſprach er zu ihm: Herr Doctor, da komme ich eben von der ſchönen Frau; aber das neidiſche Geſchick hat mir alle Freude verkümmert, denn ihr Mann kam dazu und ſtörte alles.

Und wie entkamt ihr? fragte Meiſter Raimondo.

Sie ſchloß einen Koffer auf, antwortete Nerino, und ſteckte mich hinein, und darüber her warf ſie eine Menge Kleider, welche ſie bearbeitete, daß ſie nicht ſchäbicht würden.

Er aber kehrte das Bett um und um, und als er nichts fand, ging er seiner Wege.

Wie verdrießlich dies Meister Raimondo gewesen sein muß, mag sich jeder vorstellen, der weiß, wie die Liebe thut. Inzwischen hatte Nerino Genobbien einen schönen kostbaren Diamant geschenkt, in dessen goldner Fassung sein Kopf und sein Name eingegraben stand. Des andern Tages, als Meister Raimondo ausgegangen war, seine Kranken zu besuchen, ließ die Frau den Nerino wieder ins Haus; und kaum war sie mit ihm in den Freuden der Liebe und anmuthigen Wechselreden begriffen, so kehrte jener schon wieder nach Hause zurück. Aber die verschlagene Genobbia hatte kaum die Rückkehr ihres Mannes wahrgenommen, so eröffnete sie einen großen Schrank, der in ihrer Kammer stand und verbarg Nerino darin. Meister Raimondo trat ins Haus, stellte sich, als suche er etwas von seinen Sachen, und kehrte in der Stube alles zu unterst zu oberst, und als er nichts im Bette noch in den Kisten fand, nahm er wie ein Rasender einen Feuerbrand und hielt ihn, fest entschlossen, die ganze Kammer mit allem, was darin war, zu verbrennen, an die vier Pfähle des Gemachs. Schon hatten die Wände und Querbalken Feuer gefangen, als Genobbia sich zu ihrem Mann wandte und sprach: Was soll das heißen, mein Gemahl? Seid ihr etwa toll geworden? Wollt ihr das Haus einäschern, so fahrt nur zu! Aber meiner Treu diesen Schrank sollt ihr mir nicht verbrennen, worin die Schriften liegen, die zu meinem Heirathsgut gehören.

Hierauf ließ sie vier starke Kerle kommen und den Schrank aus dem Hause tragen nach dem Haus der Alten ihrer Nachbarin, wo sie ihn heimlich, ohne daß es jemand merkte, öffnete und sich nach Hause zurückbegab. Der sinnlose Meister Raimondo hatte nur sehen wollen, ob jemand hervorkomme, der ihm nicht angenehm wäre, aber er sah nichts, als einen unerträglichen

Rauch und das glühende Feuer, welches das Haus verzehrte. Inzwiſchen liefen die Nachbarn herbei, um die Feuersbrunſt zu erſticken, und arbeiteten ſo lange, bis ſie endlich ſie bemeiſterten. Des folgenden Tages, als Nerino gegen den Wert im Thale ging, ſtieß er auf Meiſter Raimondo, grüßte ihn und ſprach: Lieber Meiſter, ich muß euch wieder eine Geſchichte erzählen, die euch ſehr behagen wird.

Und welche? fragte Meiſter Raimondo.

Ich bin der ſchrecklichſten Gefahr entgangen, fuhr Nerino fort, der jemals ein Menſch entronnen ſein mag. Ich ging wieder in das Haus jener edeln Dame, und war mit ihr in anmuthigen Unterhaltungen begriffen, als plötzlich ihr Mann dazukam, das ganze Haus um und um kehrte, endlich einen Brand ergriff und ihn an alle vier Ecken der Stube hielt, ſodaß alles verbrannte, was darin war.

Und ihr, ſagte Meiſter Raimondo, wo ſtecktet ihr?

Ich war in einem Schranke verborgen, antwortete Nerino, welchen ſie aus dem Haus tragen ließ.

Als Meiſter Raimondo dies vernahm und an der Wahrheit der Erzählung nicht zweifeln konnte, meinte er vor Schmerz und Ärger zu ſterben. Aber er durfte ſich nicht verrathen, weil er hoffte, ihn auf der That zu betreffen.

Nun, Herr Nerino, fragte er ihn, werdet ihr wol noch einmal zu ihr zurückkehren?

Nerino verſetzte: Da ich dem Feuer entgangen bin, wovor ſollte ich mich noch fürchten?

Meiſter Raimondo brach nun dieſes Geſpräch ab und bat Nerino, am folgenden Tag mit ihm zum Frühſtück zu kommen. Der Jüngling nahm die Einladung mit Freuden an. Am folgenden Tag lud Meiſter Raimondo alle ſeine Verwandten und die ſeiner Frau zu ſich ein und bereitete ein pomphaftes, prächtiges Mahl, nicht in ſeinem Hauſe, welches halb abgebrannt war, ſondern

anderwärts, und wies auch seine Frau an, sich dahin zu begeben, jedoch nicht zu Tisch zu sitzen, sondern sich verborgen zu halten und das Nöthige zu besorgen. Als nun die Verwandten so wie auch der junge Nerino versammelt waren und man sich zu Tisch setzte, suchte Meister Raimondo durch erkünstelte Lustigkeit den Nerino betrunken zu machen, um hernach seinen Anschlag ausführen zu können. Nachdem ihm Meister Raimondo den mit Malvasier gefüllten Becher zum öftern gereicht und ihn Nerino immer redlich geleert hatte, sprach Meister Raimondo: Ach, Herr Nerino, erzählt doch diesen unsern Verwandten irgend ein drolliges Geschichtchen!

Der arme Nerino wußte nicht, daß Genobbia Meister Raimondo's Frau sei, und hub an, sein Abenteuer mit derselben zu erzählen, jedoch ohne irgend einen Namen zu nennen. Es geschah nun, daß einer der Aufwärter in die Kammer ging, wo sich Genobbia befand und zu ihr sprach: Madonna, wäret ihr irgendwo in einer Ecke versteckt, so könntet ihr die schönste Geschichte erzählen hören, die ihr in euerm Leben gehört habt. Ich bitte euch, kommt mit mir!

Sie versteckte sich also in einem Winkel und erkannte bald die Stimme ihres Liebhabers Nerino, und daß die Geschichte, welche er erzähle, ihre eigene sei. Hierauf nahm die listige, kluge Frau den Diamant, den ihr Nerino geschenkt hatte, warf ihn in eine silberne Schale, die sie mit dem köstlichsten Trank füllte, und sprach zu dem Aufwärter: Nimm diese Schale und reiche sie Nerino! Sag ihm, er möge sie trinken. Nachher wird er um so besser erzählen können.

Der Diener nahm die Schale, trug sie zur Tafel, und als Nerino trinken wollte, sprach er zu ihm: Herr, nehmt diese Schale, dann könnt ihr um so besser erzählen!

Er nahm die Schale und trank den Wein ganz aus. Da sah er und erkannte den Diamant, der darin war,

ließ ſich ihn in den Mund gleiten und that dann, als wolle er den Mund reinigen, wobei er ihn herauszog und an den Finger ſteckte. Nun erkannte Nerino, daß die ſchöne Frau, von welcher er erzählte, Meiſter Raimondo's Gattin ſei, und wollte nicht weiter gehen, ſondern als Meiſter Raimondo und ſeine Verwandten ihn aufforderten, die angefangene Geſchichte auszuerzählen, antwortete er: Und wieder und wieder krähte der Hahn und plötzlich ward es Tag; ich erwachte aus meinen Träumen und hörte nichts mehr davon.

Als die Verwandten des Meiſter Raimondo dies hörten, welche vorher geglaubt hatten, alles, was ſie von Nerino über ſeine Frau hörten, ſei wahr, behandelten ſie den einen wie den andern als die größten Trunkenbolde. Nach einigen Tagen traf Nerino den Meiſter Raimondo, ſtellte ſich, als wiſſe er nicht, daß er der Mann Genobbia's ſei, und ſagte ihm, daß er in einigen Tagen abreiſen werde, indem ihm ſein Vater geſchrieben habe, daß er unverzüglich in ſein Reich zurückkehren ſolle. Meiſter Raimondo wünſchte ihm Glück zur Reiſe. Aber Nerino hatte heimliche Abrede mit Genobbia getroffen, entfloh mit ihr und brachte ſie nach Portugal, wo er lange in Freuden mit ihr lebte. Als aber Meiſter Raimondo nach Hauſe kam und ſeine Frau nicht fand, gab er wenige Tage nachher in Verzweiflung den Geiſt auf.

110. Der Waldmann.

(5. 1.)

Sicilien iſt, geliebte Frauen, wie jede von euch wiſſen kann, eine ausgezeichnete fruchtbare Inſel und übertrifft an Alterthum alle andern, und auf ihr ſind viele Städte und Burgen, die ſie noch mehr verſchönern. Dieſe Inſel beherrſchte vor Zeiten König Filippo Maria ein guter, weiſer und ausgezeichneter Mann, der eine artige, ſchöne und reizende Gemahlin hatte, und von ihr einen einzigen Sohn, welcher Guerrino hieß. — Der König ergetzte ſich ſehr an der Jagd, wie kein anderer Fürſt, denn er war ein ſtarker, kräftiger Mann, dem eine ſolche Beſchäftigung ſehr zuſagte. Nun begab es ſich, als er eines Tages mit verſchiedenen ſeiner Barone und mit Jägern auf die Jagd ausgezogen war, da ſah er aus dem Dickicht einen ſehr dicken, ſtarken Waldmenſchen hervorſpringen, misgeſtaltet und häßlich, ſodaß alle ſich höchlich an ihm entſetzten, und an Körperkräften keinem andern nachſtehend. Der König von zwei ſeiner beſten Barone begleitet, ging auf ihn los, griff ihn muthig an und nach einem langen hartnäckigen Kampfe überwand er ihn, ließ ihn binden und fuhrte ihn mit ſich nach ſeinem Palaſt. Darauf ſuchte er ein feſtes, wohlverwahrtes Behältniß aus, ſchloß ihn hinein und befahl, daß man ihn aufmerkſam bewachen ſolle. Und da dem König ſo viel an ihm gelegen war, wollte er die Schlüſſel keinem andern, als der Königin anvertrauen, und täglich machte er ſich den Zeitvertreib, ihn in ſeinem Gefängniſſe zu beſuchen. — Nach einigen Tagen wollte der König wieder auf die Jagd gehen, er bereitete Alles dazu vor und zog mit einem ſtattlichen Gefolge von dannen, nachdem er zuerſt der Königin die Schlüſſel des Kerkers anvertraut hatte Während nun der König auf der Jagd

war, bekam der Knabe Guerrino große Luſt, den wilden Mann zu ſehen, und ging allein mit ſeinem Bogen, woran er einen ganz beſondern Gefallen hatte, und mit einem Pfeil in der Hand an das Gitter des Gefängniſſes, wo das Ungeheuer weilte, betrachtete es und fing an ganz vertraulich mit ihm zu ſprechen. Während er ſo ſprach und der wilde Menſch ihm ſchmeichelte und ihn liebkoſte, wußte er ihm auf geſchickte Weiſe den Pfeil, der reich gearbeitet war, aus der Hand zu reißen. Darüber fing der Knabe an bitterlich zu weinen, konnte ſich gar nicht zufrieden geben und wollte durchaus ſeinen Pfeil wieder haben. Der Waldmenſch aber ſprach: Wenn du mir mein Gefängniß öffnen und mich befreien willſt, gebe ich dir deinen Pfeil zurück; ſonſt bekommſt du ihn nimmermehr.

Darauf ſagte der Knabe: Wie kann ich dir denn aufmachen und dich herauslaſſen? Ich weiß ja gar nicht, wie ich das machen ſoll.

Wenn du Luſt haſt, antwortete der Waldmenſch, mich aus dieſem engen Käfig zu befreien, ſo will ich dir wol das Mittel dazu angeben, wie du mich ſogleich losmachen könnteſt.

Wie denn? entgegnete Guerrino. So ſage mir das Mittel!

Der Waldmenſch antwortete: Geh zu der Königin deiner Mutter, und wenn du ſie in der Mittagszeit ſchlummern ſiehſt, ſo ſuche behutſam unter ihrem Kopfkiſſen nach, worauf ſie ruht, entwende ihr leiſe, ohne daß ſie es merkt, die Schlüſſel des Gefängniſſes, bring ſie her und öffne mir, und ſobald du geöffnet haſt, gebe ich dir gleich deinen Pfeil zurück. Und vielleicht werde ich dir dieſen Dienſt dereinſt vergelten können.

Aus großer Begier, ſeinen vergoldeten Pfeil wieder zu haben, dachte Guerrino als ein Kind nicht weiter, ſondern lief unverweilt zu ſeiner Mutter, fand ſie ſüß ſchlafend, nahm ihr ſachte die Schlüſſel, kehrte damit zu

dem Waldmenſchen zurück und ſprach zu ihm: Hier ſind die Schlüſſel. Wenn ich dir aufgeſchloſſen habe, ſo lauf, ſo weit dich deine Füße tragen, denn bekäme mein Vater, der ein geſchickter Jäger iſt, dich wieder in ſeine Gewalt, ganz gewiß ließ er dich tödten.

Sei unbeſorgt, mein Sohn, ſagte der Waldmann; denn ſobald du das Gefängniß geöffnet haſt und ich mich in Freiheit ſehe, gebe ich dir deinen Pfeil zurück und fliehe ſo weit von hier, daß weder dein Vater, noch ſonſt jemand mich jemals antreffen ſoll.

Guerrino, der ſchon Manneskraft beſaß, bemühte ſich ſo lange, bis er endlich das Gitter geöffnet hatte. Der Waldmann gab ihm den Pfeil zurück, ſagte ihm Dank für ſeine Bemühung und eilte davon. — Dieſer Waldmenſch war früher ein ſehr ſchöner Jüngling geweſen, der aus Verzweiflung, ſich von einer heißgeliebten Jungfrau verſchmäht zu ſehen, den Liebesgedanken und den Freuden des Stadtlebens entſagt hatte, um in dunkeln Wäldern unter den Thieren zu leben, ſich mit Gras und Kräutern zu nähren und mit dem Waſſer der Quelle ſeinen Durſt zu ſtillen. Von dieſer Lebensweiſe hatte der Unglückliche eine dicke harte Haut und einen langen ſtruppigen Bart bekommen, und weil er nichts als Kräuter aß, waren ihm Haar, Bart und Haut ſo grün geworden, daß er einen wahrhaft furchtbaren Anblick gewährte. Als die Königin erwachte, ſteckte ſie die Hand unter das Kopfkiſſen, um die Schlüſſel hervorzunehmen, die ſie ſtets bei ſich führte. Da ſie ſie aber nicht fand, war ſie ſehr beſtürzt, ſie kehrte das ganze Bett danach um, doch all ihr Suchen war vergebens. Gleich einer Raſenden lief ſie zum Gefängniß, und da ſie es offen und den Waldmenſchen nicht darin fand, wollte ſie vor Schmerz umkommen. Sie durchſtrich den Palaſt nach allen Seiten und befragte jeden, der ihr aufſtieß, wer die Verwegenheit und Anmaßung gehabt habe, ihr heimlich die Schlüſſel des Gefängniſſes wegzunehmen. Alle betheuerten, nichts

davon zu wissen. Da traf Guerrino auf die Mutter, sah sie ganz entrüstet und sprach: Mutter, beschuldigt keinen wegen der Öffnung des Gefängnisses, denn wenn jemand Strafe verdient, so muß ich sie leiden, denn ich habe das Gefängniß geöffnet.

Auf diese Nachricht war die Königin in noch weit größerer Noth, als zuvor. Sie befürchtete, wenn der König von der Jagd nach Hause komme, werde er den Sohn in der Wuth tödten lassen; denn er hatte ihr die Schlüssel empfohlen, als hinge sein ganzes Wohl daran. Um nun einen kleinen Fehler gut zu machen, beging die Königin einen noch weit größern. Ohne Aufschub berief sie zwei getreue Diener, empfahl ihnen aufs Dringendste, Sorge für ihren Sohn zu tragen, versah diesen mit einer Menge Juwelen und Gold und schönen Pferden und sandte ihn, von den beiden begleitet, auf gut Glück in die Welt. — Guerrino hatte seine Mutter noch nicht lange verlassen, da kam der König von der Jagd zurück in den Palast und ging, sobald er vom Pferde gestiegen, zum Gefängnißgitter, um seinen Waldmann zu besuchen. Als er aber die Thüre offen und den Gefangenen entflohen fand, gerieth er in solche Wuth, daß er sich im Stillen vornahm, den umzubringen, der sich ein solches Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen. Er ging zu der Königin, welche er traurig in ihrem Zimmer fand, und fragte sie, wer der kecke, tollkühne Frevler sei, der es gewagt habe, das Gefängniß zu öffnen und die Flucht des Waldmenschen zu veranlassen.

O zürnet nicht, König, sprach die Königin mit zitternder, schwacher Stimme. Guerrino hat, wie er mir eingestanden, dieses Unheil verübt.

Hierauf theilte sie dem König zu seinem nicht geringen Verdruß Alles mit, was ihr Guerrino erzählt hatte. Sie setzte hinzu, sie habe aus Furcht, er werde ihn tödten, den Sohn in ferne Lande gesandt, begleitet von zwei treuen Dienern, die mit Geld und Kleinoden für ihren

Bedarf reichlich verſehen ſeien. Bei dieſer Nachricht, welche Leid zum Leide fügte, gerieth der König ganz außer ſich, es fehlte nicht viel, ſo wäre er zu Boden gefallen und verrückt geworden; ja, wenn ihn nicht die Hofleute zurückgehalten hätten, ſo würde er ſeine Frau in jenem Augenblicke umgebracht haben. Als der arme König wieder zu ſich ſelbſt gekommen und etwas beſänftigt war, ſprach er zu der Königin: Wie konnte es euch einfallen, o Frau, unſern Sohn nach unbekannten Ländern zu ſchicken? Glaubtet ihr denn, daß mir mehr an dieſem Wilden gelegen ſei, als an meinem eigenen Fleiſch und Blut?

Und ohne eine Antwort zu erwarten, ließ er viele Kriegsleute zu Pferde ſteigen und ſandte ſie in alle vier Weltgegenden aus mit dem Befehl, nichts unverſucht zu laſſen, um ihn wieder zu finden. Ihre Bemühungen waren aber fruchtlos, denn Guerrino und ſeine Diener ſchlugen ſo verborgene Wege ein, daß niemand ihnen auf die Spur kommen konnte. So ritt nun der gute Guerrino mit ſeinen Dienern dahin, hatte ſchon manche Thäler durchſtreift und über Berge und Flüſſe geſetzt, ſich bald hier, bald dort aufgehalten und war endlich ſechszehn Jahre alt und ſo ſchön geworden, wie eine Roſe am Morgen. Da geriethen ſeine Diener plötzlich auf den teufliſchen Gedanken, Guerrino zu tödten, ſeine Schätze und ſein Geld zu nehmen und unter ſich zu theilen. Sie kamen aber nicht zur Ausführung, denn durch göttliche Fügung konnten ſie niemals einig miteinander werden. Glücklicherweiſe begegnete ihnen ein ſchöner junger Mann auf einem herrlichen reichgeſchmückten Pferde, neigte das Haupt, begrüßte den Guerrino und ſprach: O edler Ritter, wenn es euch nicht unangenehm iſt, ſo erlaubt mir euch zu begleiten.

Guerrino erwiderte: Ein Anſtand, wie der eurige, erlaubt nicht, eure Geſellſchaft auszuſchlagen; vielmehr weiß ich euch für dieſes Anerbieten Dank und bitte euch

ganz besonders, mit uns zu kommen. Wir sind hier fremd und kennen die Wege nicht; ihr werdet die Güte haben, sie uns zu zeigen, und während des Reitens können wir einander etwas von unsern Begebenheiten erzählen, um uns die Reise zu verkürzen.

Der junge Mann war aber derselbe Waldmensch, welchen Guerrino aus der Gefangenschaft seines Vaters des Königs Filippo Maria befreit hatte. Er war durch verschiedene Länder und fremde Gegenden gestreift, da hatte ihn zufällig eine schöne aber kränkliche Fee erblickt und über sein ungestaltes wunderliches Ansehen so herzlich gelacht, daß ein Geschwür am Herzen, an dem sie lange gelitten hatte, plötzlich zersprang. Von diesem Augenblicke an fühlte sie sich völlig geheilt und sie war gesund und wohl, als hätte ihr niemals etwas gefehlt. Die schöne Fee wollte nicht undankbar gegen eine solche Wohlthat scheinen und sprach, um ihn zu belohnen: O du misgestalteter, häßlicher Mensch, der du meine lang ersehnte Genesung bewirktest, geh hin, ich mache dich zum schönsten, artigsten, weisesten und angenehmsten Jüngling, den man finden kann. Und alle Macht und Gewalt, womit die Natur mich begabte, theile ich dir mit, daß du nach deinem Willen alles machen und zu nichte machen kannst.

Nach diesen Worten beschenkte sie ihn mit einem herrlichen gefeiten Roß und entließ ihn, um hinzugehen, wohin ihn beliebte. Er reiste jetzt mit Guerrino, den er wohl kannte, aber nicht von ihm erkannt ward und kam endlich an eine sehr feste Stadt Irlanda mit Namen, welche damals der König Zifroi beherrschte. Dieser König Zifroi hatte zwei Töchter, hold anzuschauen, von edeln Sitten und reicher mit Schönheit begabt, als Venus. Eine derselben hieß Potentiana, die andere Eleuteria, und sie waren dem König so theuer, daß er durch keine andern Augen sah, als die ihrigen. — Als nun Guerrino mit den unbekannten Ritter und den Dienern in der Stadt

Irlanda angekommen war, stieg er bei einem Wirthe ab, dem lustigsten Mann im Lande, von dem sie auf das Beste behandelt wurden. Am andern Tage that der Unbekannte, als wolle er abreisen, nahm Abschied von Guerrino und sagte ihm vielen Dank für seine gute Gesellschaft. Allein Guerrino, der ihn liebgewonnen hatte, wollte ihn durchaus nicht reisen lassen und bat ihn so lange, bis er einwilligte, bei ihm zu bleiben. — Im irlandischen Gebiet hielten sich in jener Zeit zwei furchtbare erschreckliche Thiere auf, ein wilder Hengst und eine wilde Stute, die so roh und keck waren, daß sie nicht allein die angepflanzten Felder gänzlich verwüsteten, sondern auch Thiere und Menschen aufs Grausamste zerrissen. Das Land war durch diese Bestien in einen so traurigen Zustand versetzt worden, daß kein Mensch mehr dort wohnen wollte. Die Bauern verließen ihre Besitzungen und die theuer gewordenen Hütten und zogen in fremde Gegenden, und niemand war stark oder muthig genug, daß er wagte, sich ihnen zu widersetzen oder gar sie umzubringen. Als der König das ganze Land verödet sah, weder Lebensmittel, noch Vieh, noch Menschen waren mehr darin zu finden, und er doch kein Mittel wußte, dem Übel abzuhelfen, war er sehr betrübt über dieses Unglück und verwünschte immer sein hartes und grausames Geschick. Die beiden Diener Guerrino's, die unterwegs ihren grausamen Plan nicht hatten ausführen können, theils weil sie nicht unter sich einig geworden waren, theils wegen der Dazwischenkunft des unbekannten Jünglings, kamen nun wieder auf den Gedanken, Guerrino ums Leben zu bringen und sich seiner Kleinode und seines Geldes zu bemächtigen.

Wir wollen sehen, sagten sie unter sich, ob wir unserem Herrn irgendwie den Tod bereiten können.

Da sie aber keine andern Mittel und Wege fanden, die ihnen genügten, denn sie waren in Todesgefahr, wenn sie ihn selbst umbrachten, nahmen sie sich vor, heimlich

mit dem Wirthe zu sprechen und ihm zu erzählen, welch ein muthiger und tapferer Jüngling ihr Herr sei und wie oft er sich gegen sie gerühmt, er könne jenen wüthenden Hengst tödten, ohne daß jemand dabei zu Schaden käme.

Dieser Bericht, dachten sie, wird schnell zu den Ohren des Königs gelangen, der eifrigst wünscht, die Thiere umgebracht und das Land befreit zu sehen. Er wird alsbald Guerrino rufen lassen und ihn über die Art befragen, dies zu bewerkstelligen, und weiß dieser dann nicht zu antworten, so läßt er ihn tödten und seine Schätze bleiben uns.

Wie gesagt, so gethan. Sie banden dem Wirth ihre Lüge auf, dieser war außer sich vor Freuden darüber, eilte zum Palast, erwies knieend dem König seine Ehrfurcht und sprach zu ihm im Geheimen: Großer König, wißt, in meinem Hause wohnt ein schöner fremder Ritter, Guerrino mit Namen. Von dem haben mir seine Diener erzählt, als ich mit ihnen über dies und jenes sprach, ihr Herr stehe in großem Ruf wegen seiner Tapferkeit und wisse die Waffen zu führen, wie kein anderer in unsern Tagen; und oft soll er sich gerühmt haben, ihm sei es ein Leichtes, das wilde Pferd zu besiegen, welches euer Reich verwüstet.

Auf diese willkommene Nachricht befahl ihm Zifroi sogleich, er solle den Ritter zu ihm schicken. Der Wirth kehrte schnell nach Hause zurück und sagte zu Guerrino, er solle gleich in den Palast kommen, der König wünsche ihn allein zu sprechen. Als Guerrino dieses hörte, stellte er sich dem König vor und fragte ihn, nachdem er ihm die schuldige Ehrfurcht bezeugt, was er befehle.

Guerrino, sprach der König Zifroi zu ihm, ich habe dich rufen lassen, weil ich vernommen, du seiest der tapferste Ritter auf der Welt und so gewaltig, daß du dich getraueſt, jenen wilden Hengst, der mein Land so jämmerlich zerstört, zu bezwingen, ohne Gefahr für dich

oder andere. Hoffst du nun, in einem so ruhmvollen Kampfe zu siegen, und willst ihn unternehmen, so gelobe ich dir bei diesem meinem Haupte dich dergestalt zu belohnen, daß du dein ganzes Leben hindurch glücklich sein sollst.

Über dieses Anmuthen erstaunte Guerrino nicht wenig und leugnete, je dergleichen Reden geführt zu haben, wie man sie ihm nachsagte. Der König war höchst unwillig über seine Antwort und sagte zornig: Ich befehle dir, Guerrino, diesen Kampf zu bestehen; es kostet dir das Leben, wenn du meinem Willen widerstrebst.

Betrübt kehrte Guerrino in seine Wohnung zurück und wagte nicht, jemanden seine Noth zu klagen. Als der Unbekannte ihn gegen seine Gewohnheit so traurig sah, fragte er ihn theilnehmend um die Ursache seines Kummers. Guerrino konnte der brüderlichen Freundschaft, die zwischen ihnen herrschte, diese liebevolle Frage nicht unbeantwortet lassen und erzählte ihm, was ihm begegnet war.

Sei gutes Muths, sagte der andere, ich fürchte nichts! Ich werde dir einen Weg zeigen, nicht nur dein Leben zu retten, sondern auch in diesem Kampfe zu siegen und des Königs Begehren zu erfüllen. Kehre also zu ihm zurück und sage ihm, er solle dir einen tüchtigen Hufschmied geben, bei dem bestelle dir vier dicke Hufeisen, rund herum um zwei starke Zoll länger, als die gewöhnlichen, mit gezacktem Rande und zwei fingerslange scharfe Haken hinten. Hast du sie, so läßt du damit mein Zauberpferd beschlagen und das übrige soll schon gehen.

Guerrino begab sich also zum König und sprach zu ihm, wie sein Freund ihm gerathen hatte. Der König ließ einen geschickten Hufschmied kommen, welcher den Befehl erhielt, er solle arbeiten, was Guerrino ihm auftrage. Der Meister ging in seine Werkstatt und Guerrino mit ihm und bestellte die vier Hufeisen auf oben besagte Weise. Als aber der Meister das hörte, wollte er sie

nicht machen und behandelte ihn als einen Narren, denn dergleichen waren ihm in seinem Leben nie vorgekommen. Als Guerrino aber sah, daß der Meister ihn verspottete und ihm nicht gehorchen wollte, ging er zum König und beklagte sich über den Meister, daß er ihm nicht habe dienen wollen. Der König ließ ihn daher zu sich rufen und befahl ihm eindringlich und bei Strafe seiner Ungnade, entweder zu thun, was ihm aufgetragen worden sei, oder hinzugehen und an Guerrino's Statt mit dem Unthier zu kämpfen. — Als der Meister sah, daß es mit dem Befehle des Königs Ernst war, machte er die Hufeisen und schlug sie dem Pferde an, wie ihm angegeben worden war. Als nun das Pferd beschlagen und Alles bereit war, sagte der Unbekannte zu Guerrino: Besteig nun mein Roß, zieh unbesorgt aus, und wenn du das Wiehern des wilden Pferdes hörst, so steig hinunter von dem deinigen, nimm ihm Sattel und Zaumzeug ab und laß es in Freiheit. Du aber erklettere einen hohen Baum und warte dort das Ende ab!

Guerrino, von seinem theuern Gefährten wohl unterrichtet, wie er sich zu verhalten habe, nahm Abschied und ritt vergnügt davon. Durch die ganze Stadt Irlanda war schon das rühmliche Gerücht erschollen, ein artiger holder Jüngling habe unternommen, den wilden Hengst zu bekämpfen, und wolle ihn gefangen dem König überbringen. Deshalb liefen Männer und Weiber an die Fenster, ihn vorbeikommen zu sehen, und alle wurden vom Anblick seiner Schönheit und Jugend so gerührt, daß sie sich der Thränen nicht erwehren konnten und bedauernd sprachen: O der Arme, wie er sich freiwillig in den Tod stürzt! Wahrlich es ist eine rechte Sünde, daß er so jämmerlich um sein Leben kommen soll.

Allein Guerrino ritt kecken Sinnes und männlichen Muthes weiter, ohne sich an etwas zu kehren. — Als er dem Aufenthalt des Unthiers nahe war und es wiehern hörte, stieg er ab, band seinem Roß Sattel und Zaum-

zeug los, ſuchte Schutz auf einer hohen Eiche und erwartete dort, das blutige Schauſpiel beginnen zu ſehen. Kaum war Guerrino oben, ſo kam der Hengſt wüthend herbeigerannt, griff das gefeite Roß an und es begann ein furchtbarer Kampf, wie man nur einen in der Welt ſehen konnte. Denn gleich zwei entfeſſelten Löwen ſtürzten ſie aufeinander los und der Schaum entfloß ihnen, wie grimmigen Ebern, die von ſchnellen Hunden gehetzt werden. Nach langem muthigen Streit gab endlich das gefeite Roß ſeinem Gegner einen derben Hufſchlag mit den ſcharfen Eiſen, traf ihm den Kinnbacken und zerſchmetterte ihn. Dadurch verlor der Hengſt alle Kraft und konnte ſich nicht länger vertheidigen. Als Guerrino dies ſah, ſtieg er voller Freuden von dem Baum, ſchlang dem Thier einen Strick, den er mitgebracht hatte, um den Hals und führte es unter großem Jubel des ganzen Volkes, wie er verſprochen hatte, zum König, der ihn, wie die ganze Stadt mit ehrenvollem Jubel empfing. Den beiden Dienern aber war dieſer Sieg ihres Herrn höchſt unwillkommen, denn er vereitelte ihr böſes Vorhaben. Voll Zorn und Arger darüber ließen ſie von neuem eine Botſchaft an den König Zifroi ergehen, Guerrino könnte leicht auch die Stute überwältigen, wenn er Luſt hätte. Als der König dies hörte, ließ er ihn wieder zu ſich kommen und trug ihm auch dieſe Unternehmung auf, und auf ſeine Weigerung, ſich an das ſchwierige Werk zu machen, drohte er ihm, ihn als Empörer an einem Fuße aufhängen zu laſſen. Als Guerrino nach Hauſe kam und dem Gefährten ſein Unglück erzählte, ſprach dieſer lächelnd: Fürchte nichts, Bruder, geh nur zum Hufſchmied und beſtelle vier andere Hufeiſen, noch einmal ſo groß als die erſten, und mit tüchtigen ſcharfen Haken verſehen. Dann wird es dir ebenſo gut gelingen, als mit dem Hengſt, und du wirſt noch weit größeren Ruhm davontragen.

Die ſcharfen Eiſen wurden gemacht, das ſtarke gefeite

Roß beſchlagen und Guerrino zog von neuem aus zu dem ehrenvollen Unternehmen. Als er nun dorthin kam, wo die Stute ſich aufhielt, und ſie wiehern hörte, that er, wie er das erſte Mal gethan. Kaum hatte er das Zauberroß freigelaſſen, da ſtürzte das Unthier mit grimmigen Biſſen darauf los und jenes vermochte beinahe nicht, ſich zu wehren. Es hielt ſich aber wacker und gab der Stute einen ſo gewaltigen Hufſchlag an das rechte Vorderbein, daß ſie es nicht mehr rühren konnte. Da verließ Guerrino den Baum, band die Stute, beſtieg ſein Roß und kehrte unter allgemeinem Jubel in die Stadt zurück, mit Triumph begleitete man ihn in den Palaſt, wo er dem König das Unthier überbrachte. Alles eilte herbei, um die mitgeſchleppte Stute anzuſtaunen, welche bald hernach an der ſchweren Verletzung ſtarb. So war das ganze Land von der Plage erlöſt und frei. — Guerrino war indeß in ſeine Wohnung zurückgekehrt und hatte ſich vor Müdigkeit niedergelegt, um auszuruhen; allein ein ungewöhnliches Geräuſch in ſeinem Zimmer ließ ihn nicht ſchlafen. Er ſtand auf und hörte, daß es aus einem Gefäß mit Honig kam, worin etwas flatterte, als ob es herauswolle. Da öffnete Guerrino das Gefäß und fand eine Weſpe darin, die ängſtlich mit den Flügeln ſchlug und ſich nicht von dem Honig losmachen konnte. Mitleidig nahm er das Thierchen heraus und gab ihm die Freiheit. — Noch hatte der König Zifroi Guerrino nicht belohnt für ſeinen doppelten Triumph. Er glaubte, etwas für ihn thun zu müſſen, ließ ihn rufen und ſprach zu ihm, als er erſchien: Guerrino, du haſt mein Reich errettet und es iſt billig, daß ich mich dankbar dafür bezeuge. Da ich aber kein anderes Geſchenk noch Gnade weiß, die deinem großen Verdienſt angemeſſen wäre, habe ich beſchloſſen, dir eine meiner Töchter zur Frau zu geben. Wiſſe, daß ich deren zwei beſitze, die eine heißt Potentiana, der die Locken, mit reizender Kunſt geordnet, wie helles Gold

glänzen, und die andere Eleuteria, deren Haar wie feines Silber ſchimmert. Kannſt du nun die goldgelockte errathen, ſo erhältſt du ſie zur Frau nebſt einer reichen Mitgift; erräthſt du ſie aber nicht, ſo wird dir das Haupt vom Rumpfe geſchlagen.

Als Guerrino das gefährliche Anerbieten des Königs Zifroi hörte, war er ſehr beſtürzt und ſprach zu ihm: Großer König, iſt dies der Lohn für meine ausgeſtandenen Mühen? Iſt dies der Preis meines Schweißes? Iſt dies das Ehrengeſchenk für die Errettung eures dem Untergange nahen Landes? Wahrhaftig, ich habe etwas Beſſeres verdient. Und nicht geziemt es einem ſo hohen Fürſten, wie ihr ſeid, dergeſtalt zu verfahren. Allein ihr wollt es und ich bin in euern Händen: thut denn mit mir, wie es euch gefällt.

Geh jetzt, ſagte der König, und zaudere nicht zu lange! Bis morgen Abend gebe ich dir Friſt, darüber nachzudenken.

Ganz betrübt eilte Guerrino nach Hauſe und erzählte ſeinem lieben Gefährten, was der König Zifroi von ihm verlange. Der andere machte aber nicht viel daraus, ſondern ſprach: Guerrino, ſei ganz ruhig, dir ſoll geholfen werden. Erinnere dich der Weſpe, die du neulich aus dem Honig befreiteſt. Sie wird dich jetzt aus der Verlegenheit ziehen. Morgen nach der Mahlzeit wird ſie zum Palaſt fliegen und dreimal das Geſicht der goldgelockten Prinzeſſin umſchwirren und dieſe wird ſie jedesmal mit ihrer weißen Hand verjagen. Aus dieſer Gebärde wirſt du erkennen, daß es die dir beſtimmte Gemahlin ſei.

Ach, ſagte Guerrino zu ſeinem Genoſſen, wann wird die Zeit kommen, wo ich dir für ſo viele Wohlthaten, die ich von dir genoſſen, lohnen kann? Gewiß, und wenn ich tauſend Jahre lebte, könnte ich dir auch nicht den geringſten Theil vergelten. Allein der Vergelter alles Guten wird für mich in die Lücke treten.

Lieber Bruder Guerrino, ſagte der andere, du biſt mir keinen Dank ſchuldig für geleiſtete Dienſte, aber wol iſt es jetzt endlich Zeit, daß ich mich dir entdecke und daß du erfahreſt, wer ich ſei. Einſt halfſt du mir vom Tode und jetzt wollte ich nur mich meiner Verpflichtung gegen dich entledigen. Wiſſe, daß ich der wilde Menſch bin, den du ſo freundlich aus der Gefangenſchaft deines Vaters befreit haſt, mein Name iſt Rubinetto.

Darauf erzählte er ihm, wie ihn die Fee in einen ſchönen reizenden Mann verwandelt habe. Als Guerrino dies hörte, war er ganz verwundert und erfreut, umarmte und küßte ihn mit Thränen und ſie ſchwuren einander brüderliche Treue. — Da er nun merkte, daß die Zeit gekommen war, ſich gegen den König Zifroi zu erklären, gingen beide miteinander in den Palaſt. Der König befahl, Potentiana und Eleuteria ſeine geliebten Töchter ſollen ganz in weiße Schleier gehüllt vor Guerrino erſcheinen. Als ſie gekommen waren und niemand die eine von der andern unterſcheiden konnte, ſprach Zifroi: Guerrino, welche von beiden willſt du zur Gemahlin haben?

Guerrino antwortete nicht und ſtand ſinnend da. Darüber wurde der König ungeduldig und trieb ihn an.

Die Zeit vergeht, ſprach er. Entſchließ dich jetzt!

Aber Guerrino antwortete: Gnädiger König, die Zeit vergeht wol, aber ihr habt mir den ganzen heutigen Tag zur Überlegung gegeben, und noch iſt er nicht vorüber.

Alle bekräftigten dieſes einſtimmig, und der König, Guerrino und alle andern ſchwebten in Sorge und Erwartung, da flog die Weſpe herbei und umſchwirrte das helle Geſicht der goldlockigen Potentiana. Dieſe erſchrak und jagte ſie mit der Hand fort, und als die Weſpe ſich ihr dreimal genaht und Potentiana ſie dreimal verſcheucht hatte, flog ſie am Ende davon. Guerrino ſtand eine Weile zweifelhaft, doch vertraute er den Worten ſeines lieben Gefährten Rubinetto.

Wohlan, Guerrino, rief jetzt der König, was machst du? Nun ist es Zeit, der Sache ein Ende zu machen: wähle!

Guerrino betrachtete die beiden Jungfrauen wohl, dann legte er die Hand auf das Haupt Potentiana's, die er durch Hilfe der Wespe kannte, und sprach: Mein König, diese ist eure Tochter mit den goldenen Locken.

Da nahm die Jungfrau den Schleier ab, und alle sahen, daß es Potentiana war. Der Vater gab sie ihm nun zur Gemahlin in Gegenwart aller Anwesenden und zur Freude des ganzen Volkes, und auf der Stelle heirathete Rubinetto, sein treuer Genosse, die andere Schwester. Hierauf entdeckte Guerrino, daß er der Sohn Filippo Maria's Königs von Sicilien sei, und Zifroi, dessen Zufriedenheit dadurch vermehrt ward, feierte die Hochzeiten auf das Prächtigste. Man unterließ nicht, den Eltern des Guerrino Nachricht von dieser Heirath zu geben, und ihre Freude bei einem so unerwarteten Glück war unbeschreiblich, denn sie hatten ihren Sohn für verloren geachtet. Bald darauf kehrte Guerrino in Begleitung seiner geliebten Gattin, seines treuen Bruders und seiner Schwägerin nach Sicilien zurück, wo ihn seine Eltern auf das Zärtlichste empfingen. Und dort lebte er lange Zeit in Glück und Frieden und hinterließ sehr schönen Söhnen die Erbschaft seines Reichs.

III. Die gezähmte Keiferin.

(N. 2.)

Der weise und vorsichtige Arzt, wenn er sieht, daß sich eine Krankheit im menschlichen Körper festsetzen will, ergreift zu seiner Erhaltung diejenigen Mittel, welche ihm die beste Vorkehrung zu treffen scheinen, und wartet nicht erst, bis die Krankheit da ist, denn ein frisches Übel ist leichter zu heilen, als ein eingewurzeltes. Ebenso (die Frauen werden mir verzeihen) muß es der Mann machen, wenn er eine Frau nimmt, das heißt er darf sie keine Herrschaft über ihn ergreifen lassen, sodaß er nachher, wenn er vorsichtig wird, nichts mehr thun kann, und sie begleiten muß bis zum Tod, wie das einem Soldaten begegnete, der sein Weib züchtigen wollte, aber weil er zu lange gewartet hatte, mußte er geduldig bis zum Tod alle ihre Fehler ertragen. Es lebten vor nicht langer Zeit in Corneto, einem römischen Castell im Erbgut des heiligen Peter, zwei geschworene Brüder, welche sich mit nicht geringerer Liebe zugethan waren, als hätte sie dieselbe Mutter geboren. Der eine von ihnen hieß Pisardo, der andere Silverio, beide hatten das Kriegshandwerk ergriffen und standen im Solde des Papstes. So groß indessen ihre Liebe zu einander war, so wohnten sie doch nicht beisammen. Der jüngere, Silverio, dem es an Wartung fehlte, heirathete die Tochter eines Schneiders, mit Namen Spinella*), ein schönes reizendes Mädchen, doch von sehr hitzigem Geblüt. Als die Hochzeit gefeiert und die Frau ihm ins Haus geführt wurde, nahm ihn ihre Schönheit, die ihm über allen Vergleich erhaben schien, so sehr ein, daß er sich ihr in Allem, was sie

*) Deutsch: Dörnchen; die andere Schwester heißt Fiorella d. i. Blümchen; ein märchenhafter Zug, wie deren in vielen Erzählungen Straparola's begegnen.

von ihm verlangte, gefällig erwies. Dadurch wurde Spinella so übermüthig und herrschsüchtig, daß sie ihres Gatten wenig oder gar nicht achtete. Schon hatte er es durch seine Schwäche dahin gebracht, daß, wenn er ihr befahl, dies zu thun, sie jenes that, und wenn er sagte: „Komm däher!" so ging sie dorthin und lachte ihn aus. Und weil der Laffe nicht durch fremde, sondern durch seine eigenen Augen sah, wagte er es nicht, sie zurechtzuweisen, noch auf Heilung des Übels zu denken, sondern ließ sie thun, was ihr einfiel und beliebte. Ehe das Jahr um war, nahm Pisardo die zweite Tochter des Schneiders mit Namen Fiorella, welche nicht minder schön von Angesicht und auch nicht minder hitzköpfig war, als ihre Schwester Spinella. Nach der Hochzeit, als die Frau ihm ins Haus geführt wurde, ergriff Pisardo ein Paar Männerhosen und zwei Prügel und sprach: Fiorella, das sind Mannshosen; fasse du dieses Ende, ich will das andere fassen. Wir wollen um die Hosen ringen, wer von uns sie tragen soll, und wer Sieger bleibt, der soll sie anziehen; wer aber verliert, der muß dem andern gehorchen.

Fiorella hatte kaum die Worte ihres Mannes gehört, so antwortete sie mit vieler Mäßigung: Ach, mein Gemahl, was sind das für Reden, die ihr führt? Seid nicht ihr der Mann und ich bin die Frau? Muß die Frau nicht dem Manne gehorchen? Wie sollte ich denn solche Thorheit beginnen? Tragt ihr also nur die Hosen, sie schicken sich besser für euch, als für mich.

Gut, sprach Pisardo*), ich werde also die Hosen tragen und der Herr im Hause sein, und du wirst als mein liebes Weib mir Gehorsam leisten. Aber hüte dich, nicht anderes Sinnes zu werden, daß du der Mann sein willst und ich die Frau werden soll, damit du dich nicht hernach über mich zu beklagen hast!

*) Ausg. von 1557: Spinarda.

Fiorella war klug, bestätigte nochmals, was sie gesagt hatte, und der Mann übergab ihr unter diesem Vorbehalt das Regiment des ganzen Hauses, überwies ihr die fahrende Habe und belehrte sie über die Art und Weise, wie er zu leben gewohnt sei. Darauf sprach er: Komm mit mir, Fiorella, ich will dir meine Pferde zeigen und dich lehren, wie du sie behandeln mußt, wenn es Noth thut.

Als sie in den Stall kamen, sprach er: Was meinst du zu diesen meinen Pferden, Fiorella? Sind sie nicht schön? Werden sie nicht gut gehalten?

Gewiß, Herr, antwortete Fiorella.

Aber gib Acht, sprach Pisardo, wie lenksam und geschmeidig sie sind.

Dann nahm er eine Peitsche zur Hand und schlug erst dieses, dann jenes und rief abwechselnd: Rechts! Links!

Die Pferde nahmen den Schwanz zwischen die Beine, stellten sich alle in eine Reihe und gehorchten ihrem Herrn. Pisardo hatte unter andern ein Pferd, das zwar von ziemlich gutem Aussehen, aber träge und widerspenstig war, und worauf er deshalb wenig hielt. Zu diesem ging er mit der Peitsche, ließ es sich rechts und links wenden und züchtigte es. Aber das von Natur störrische Pferd ließ sich schlagen und that nichts von alle dem, was sein Herr verlangte, sondern schlug bald mit dem einen Fuß, bald mit dem andern, bald mit beiden aus. Wie nun Pisardo sah, daß das Pferd so hart sei, nahm er einen derben Knittel und gerbte ihm das Fell dermaßen durch, daß er selbst davon ermüdete. Aber das Pferd ward nur eigensinniger, als bisher, ließ sich schlagen und rührte sich nicht. Über diese Hartnäckigkeit des Pferdes erglühte Pisardo vor Zorn, legte die Hand an das Schwert, das er an der Seite hatte, und erstach es. Fiorella, die dies mit ansah, hatte Mitleid mit dem Pferde und sprach: Ach, mein Gemahl, warum habt ihr das

Pferd getödtet? Es war doch ein ſchönes Thier; es iſt ewig Schade, daß ihr es umgebracht habt.

Aber Piſardo verſetzte mit zornglühendem Antlitz: Wiſſe, daß ich alle, die mein Brot eſſen und meinen Willen nicht thun, mit dieſer Münze bezahle.

Bei dieſer Antwort erſchrak Fiorella und ſprach bei ſich ſelbſt: Weh mir Armen, mir Elenden, wie übel bin ich mit dieſem angekommen? Ich glaubte, ich habe einen beſonnenen Mann zum Gemahl und bin an einen Wütherich gerathen. Wie hat er das ſchöne Pferd um nichts und wieder nichts umgebracht?

So beklagte ſie ſich bei ſich ſelbſt, ohne zu ahnen, mit welcher Abſicht ihr Mann ſo ſpreche. Dieſer Vorfall hatte Fiorella ſolche Furcht und Schrecken vor ihrem Manne eingeflößt, daß er ſich nur zu rühren brauchte, ſo zitterte ſie an allen Gliedern; und wenn er etwas befahl, ſo that ſie es auf der Stelle. Kaum hatte der Mann den Mund geöffnet, ſo verſtand ſie, was ſein Wille war, und niemals fiel ein unfreundliches Wörtchen zwiſchen ihnen vor. Silverio, welcher den Piſardo ſehr liebte, beſuchte ihn oft und aß zu Mittag und zu Abend bei ihm. Als er aber Fiorella's Betragen und Aufführung bemerkte, wunderte er ſich ſehr und ſprach bei ſich ſelbſt: O Gott, warum mußte ich nicht das Glück haben, Fiorella zum Weibe zu bekommen, wie mein Bruder Piſardo? Schaut, wie gut ſie das Haus in Ordnung hält und ihn ohne das geringſte Widerſtreben bedient! Wie ſie ihrem Manne gehorcht und Alles thut, was er befiehlt! Aber die meinige (ich Elender!) thut juſt das Gegentheil und behandelt mich ſo übel, als nur möglich!

Eines Tages war Silverio bei Piſardo und nach allerlei Geſprächen ſagte er zu ihm: Lieber Bruder Piſardo, du weißt, wie ſehr wir uns lieben. Ich möchte von dir hören, wie du es gemacht haſt, deine Frau ſo zu ziehen, daß ſie dir ſo unbedingt gehorcht und dir ſo viel ſchmeichelt und liebkoſt. Ich mag Srinella eine

Sache noch so liebreich befehlen, so gibt sie mir eine barsche Antwort und thut dann gerade das Gegentheil von dem, was ich ihr befehle.

Pisardo lächelte und erzählte ihm von Wort zu Wort, wie er es gehalten, als er sein Weib heimgeführt habe, rieth ihm auch ein Gleiches zu thun und zu sehen, ob es anschlage, denn wenn es nicht anschlage, so wisse er nicht, was er ihm weiter rathen solle. Dem Silverio gefiel dieser Rath äußerst wohl, er beurlaubte sich von ihm, rief, als er nach Hause kam, unverweilt seine Frau, nahm ein Paar seiner Beinkleider und zwei Stöcke und that, was ihm Pisardo gerathen hatte. Als Spinella dies sah, sprach sie: Was macht ihr da für Streiche, Silverio? Was für Grillen sind euch in den Kopf gefahren? Solltet ihr etwa närrisch geworden sein? Glaubt ihr, ich wisse nicht, daß die Männer und nicht die Frauen Hosen tragen? Wozu jetzt ohne allen Anlaß dergleichen Zeug machen?

Aber Silverio antwortete nichts, sondern befolgte die einmal begonnene Ordnung und gab ihr jetzt die Regeln für die Führung des Hauswesens. Spinella, deren Verwunderung immer stieg, sagte mit spöttischem Lächeln: Glaubt ihr vielleicht, Silverio, ich wisse noch nicht eure Sachen in der Ordnung zu erhalten, daß ihr mich so ernstlich darüber belehrt?

Aber der Ehemann schwieg und begab sich jetzt mit der Gattin nach dem Stalle, wo er mit den Pferden ganz so verfuhr, wie Pisardo gethan hatte, auch eines davon tödtete. Als Spinella diese Thorheit erblickte, dachte sie bei sich, ihr Mann müsse in Wahrheit den Verstand verloren haben, und sprach: Was wollen diese Narrheiten sagen, die ihr so unbesonnen vollführt? Solltet ihr etwa zu euerm Unstern verrückt geworden sein?

Silverio antwortete: Ich bin nicht verrückt, aber alle, die mein Brot essen und meinen Willen nicht thun, bestrafe ich so, wie du gesehen hast.

Nun merkte Spinella den thörichten Vorsatz ihres einfältigen Gatten und sprach: O Tropf, man sieht wohl, daß euer Pferd ein dummes Thier war, weil es sich so jämmerlich umbringen ließ. Aber wo denkt ihr hin? Meint ihr vielleicht, mit mir zu verfahren, wie mit dem Pferde? Wahrhaftig, wenn ihr das glaubt, so irrt ihr euch gewaltig, und viel zu spät versucht ihr jetzt dafür zu sorgen, wofür ihr früher hättet sorgen sollen. Aus Knorpel ist Knoche geworden, die Wunde ist in Krebs übergegangen, es gibt kein Mittel mehr für einen so alten Schaden. Hättet ihr doch früher euerm Unheil zu helfen gesucht! O Narr, hirnloser Narr, merkt ihr denn nicht, zu welchem Schaden, zu welchem Spott euch eure zahllosen Thorheiten gereichen? Und was wird euch das Alles helfen? Nichts und wieder nichts.

Als Silverio diese Worte des klugen Weibes vernahm, merkte er wohl, daß er mit seiner allzu großen Zärtlichkeit wenig Gutes gestiftet habe. Er entschloß sich daher, so schwer es ihm auch fiel, sein trauriges Loos lebenslänglich mit Geduld zu ertragen. Spinella hatte nun gesehen, daß der Rathschlag ihrem Manne wenig gefrommt habe, und wenn sie sonst ihren Willen fingerslang durchsetzen wollte, so machte sie ihn nun in der ganzen Armeslänge geltend, denn es liegt in der Natur halsstarriger Weiber, lieber tausend Mal den Tod zu dulden, als ihren ernstlichen Vorsatz aufzugeben.

XXIX. Girolamo Parabosco.

1551.

112. Carlo de' Viuſtini.

(I, 1.)

Vor nicht gar langer Zeit lebte in der hochedeln Stadt Piacenza ein liebenswürdiger, ſchöner, artiger und mit unzähligen glänzenden Eigenſchaften geſchmückter Jüngling, der wegen ſeiner Schönheit und ſeiner Tugenden bei vielen edeln und angeſehenen Frauen äußerſt beliebt war. Unter dieſen war eine Witwe, welche bei weitem alle andern in Liebe zu ihm, der Carlo de' Viuſtini hieß, übertraf. Es war eine ſchöne junge Frau, von ſchönſtem Anſtand und feinſtem Betragen, in Wahrheit eine ritterliche Frau, wie wenig und unglücklich ſie dies auch am Ende dieſer ihrer Liebe bewies. Sie wußte ſich bei der Unternehmung mit dieſem jungen Menſchen ſo gut und vorſichtig zu halten, daß Carlo, wiewol von vielen andern edleren und vielleicht ſchöneren Frauen angelockt, doch nur ihr ſeine noch ganz friſche Liebe ſchenkte, in Folge deſſen ſie lange Zeit, ohne daß ein Menſch davon wußte, mit Ausnahme einer Magd, glücklich ihre Liebe genoſſen. Aber das Schickſal, das ſo ängſtlich dafür beſorgt iſt, anderer Freuden zu ſtören, wollte nicht zugeben, daß die zwei Liebenden ihr Leben noch weiter in ſolcher Wonne verbringen ſollten, kehrte Carlo's Blick eines Tages auf das Angeſicht eines holden Mädchens, welcher beim Heraustreten aus dem Tempel gerade in dem Augenblicke ein Handſchuh hinunterfallen mußte, wo er vorüber kam.

Als artiger und höflicher Mann neigte er ſich, ſchneller als alle Andern, welche in der Nähe waren, wiewol Viele im Anſchauen eines ſo ſchönen Kindes verſunken daſelbſt ſtehen blieben, hob den Handſchuh auf und überreichte ihn mit dem ſchönſten zierlichſten Anſtand, den man je ſehen konnte, ehrerbietig dem ſchönen Mädchen, welches nicht weniger geſittet und keuſch, als ſchön und liebenswürdig, denſelben mit der größten Beſcheidenheit nahm und ihm für ſeine Bemühung dankte, ſo weit es ihr Stand ihr erlaubte zu reden. Sie heftete ſodann auf ihn ihre Blicke, welche den ſeinigen begegneten und mit ſolcher Gewalt und ſolchem Sternenglanz auf ihn einwirkten, daß der Unglückliche in einem Nu wurde, wie eine Roſe einige Zeit wird, wenn man an der Erde auf ſie tritt. Das Herz, durch dieſe Erſchütterung geängſtigt, rief die Kraft zur Vertheidigung zu ſich, mit welcher im Verein viel Blut dahinſtrömte, ſodaß er ohne Farbe im Geſicht und faſt unmächtig blieb; doch ſammelte er noch ſo viel Kraft, um ganz leiſe, ſodaß es kaum die Jungfrau vernehmen konnte, die Worte auszuſprechen: Ich bin des Todes.

Fioretta, ſo hieß das ſchöne Mädchen, ging hinweg, unter größter Verwunderung Aller, welche ihre Schönheit, Anmuth und Betragen aufs Höchſte lobten. Der unglückſelige Carlo, der eine unheilbare Liebeswunde empfangen hatte, zog ſich in einen der abgelegenſten Theile der Kirche zurück und fing an, bei ſich zu bedenken und zu überlegen, auf welche Art er zum Genuſſe einer ſo wunderbaren Schönheit gelangen könne. Immer mehr pries er in ſeinem Herzen die Anmuth und das Betragen des ſchon über alle ſeine Sinne ſiegreichen Mädchens. Da er ſich nun aber auf kein Mittel beſann, das ihm hier helfen könne, fiel ihm ein, daß er ein ſo heiß erſehntes Ziel nicht erreichen werde, ohne daß er durch lange Dienſtbarkeit dem Mädchen ſeine glühende Liebe zu verſtehen gebe, in der Hoffnung, daß ſie ihm alsdann ihre Gunſt

nicht verſagen werde. Carlo entſchloß ſich daher dazu und fing an auf alle Art, die ihm vorſichtigerweiſe geeignet ſchien, darauf hin zu arbeiten, daß Fioretta die unglaubliche Liebe erkennen mußte, die er für ſie hegte. Schon hatte er ſich völlig losgemacht von der Liebe, die er bisher Lodovica gewidmet, denn ſo hieß die Witwe, welcher er ſo theuer war. Dieſe war wohl auf der Hut und hatte immer Bange, es möchte ſo kommen, merkte daher auch bald, daß Carlo's Liebe zu ihr erkaltet, ja ganz erloſchen ſei. Er aber bekümmerte ſich wenig um alles Andere und war einzig darauf bedacht, die Gunſt der neuen Geliebten zu gewinnen. Deshalb ließ er ſich nur ſelten bei Lodovica ſehen, aber nicht mehr von ihr genießen, die ihn doch mehr liebte, als ihr Leben. Und während er ſonſt keine Nacht vorüber ließ, ohne in ihren Armen zu weilen, wollte er nun auf tauſend Briefe und Bitten ihr in einem Monat kaum Eine gewähren. In dieſer Bekümmerniß brachte die verliebte Witwe faſt ein ganzes Jahr hin und ertrug ihre Pein, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, mit unglaublicher Geduld, indem ſie wahrnahm, daß der junge Mann ihrer ſatt ſei. Auch hatte ſie bis jetzt trotz ihrer ſorgfältigſten Bemühungen nicht in Erfahrung zu bringen vermocht, welche andere Schönheit ihr ſein Herz geſtohlen habe. Carlo andererſeits ließ nicht ab, auf alle Weiſe die Eroberung derjenigen zu verſuchen, in deren Feſſeln er lag, aber es half alles nichts, denn die Jungfrau war im höchſten Grade keuſch und enthaltſam und fügte ſich nicht nur niemals ſeinen Bitten und Klagen, ſondern ſeine Dienſtbarkeit ward ihr auch durchaus dermaßen zuwider, daß ſie ihn nicht einmal nennen hören mochte. O Liebe, warum haſt du daran eine Freude, in deinem Reiche die Wünſche ſo auseinander zu halten? Der arme Carlo war nahe daran von Sinnen zu kommen, und in kurzem ward aus dem ſchönſten und geſprächigſten Jüngling in ganz Piacenza der häßlichſte und einſiedleriſchſte, auf den faſt jedermann

wie auf ein wildes Thier mit Fingern wies. Nie aber erfuhr man den Grund dieſer ſeiner gründlichen und bejammernswerthen Umwandelung. Der eine ſagte, er ſei aus Eiferſucht oder aus Neid behext, der andere er ſei von Melancholie befallen, der dritte wußte ſein Übel noch anders zu beurtheilen; aber niemand glaubte, daß Liebe die Veranlaſſung von Allem ſei, theils weil er allgemein für den ſprödeſten Jüngling galt, theils weil ſeine Schönheit ſo ausnehmend groß war, daß man kaum denken konnte, daß ſich eine Frau finden werde, die ihm ihre Gunſt hätte verſagen mögen. Unterdeſſen welkte der Unglückliche hin, die Hoffnung auf Rettung war ſehr gering und groß war ſein Schmerz und aller derer, die ihn kannten. Das Schlimmſte aber waren die Thränen Lodovica's, die ohne den Grund einzuſehen, nicht allein ſich aller ihrer Zufriedenheit beraubt, ſondern auch ihn vor ihren Augen hinſterben ſah und ihm doch nicht helfen konnte. Am Ende kam ſie zu der Überzeugung, daß nichts anderes, als eine heftige Liebesleidenſchaft im Stande geweſen ſei, ihn ihr ſo zu entfremden, da ſie ihn ſo ſehr liebte und durch unzählige andere Verdienſte ihn auf immer an ſich gefeſſelt zu haben glaubte, ſodaß nur ein ſolcher Grund ihn bis dahin geführt haben konnte. Nach reiflicher Überlegung kam ſie nun zu dem Vorſatz, das, was ſie auf andere Weiſe nie hatte herausbringen können, nun womöglich von ihm ſelbſt zu erforſchen. Sie ſchickte daher die Dienerin mit Briefen zu ihm, gab ihr überdies tauſend Bitten und Worte auf, die ſie ihm von ihr ausrichten ſollte, und flehte ihn an, ſie nur eine einzige Stunde in der folgenden Nacht zu beſuchen. Sie fand ihn auch zufällig in einer Stimmung, daß er, ſo wie er den Brief erhalten hatte, ſchwur, zu gehen wohin ſie verlange. Als daher die Nacht gekommen war, ging er ohne ſich zu bedenken ganz allein, wie gewöhnlich in Lodovica's Haus. Dieſe barg durchaus den Kummer, den ſie um ſeinetwillen duldete, empfing ihn mit heiterſtem

Geſichte, ſetzte ſich auf ein Ruhebett, welches daſtand, und hieß Carlo, ihr gegenüber Platz nehmen. Dann fing ſie mit ganz ungetrübtem Ausſehen alſo zu ſprechen an: Mein Carlo, ich glaube dir bisher meine Liebe auf eine Art bewieſen zu haben, daß du wol glauben darfſt, daß nie eine Frau einen Mann mit ſo heißer Hingebung und ſo ohne Rückhalt geliebt hat, wie du weißt, daß du von mir biſt geliebt worden, wozu dich auch in der That deine Tugenden, dein Betragen und deine Schönheit mehr, als irgend einen Mann auf Erden, würdig gemacht haben. Nachdem ich dir alſo thatſächlich gezeigt habe, wie groß meine Neigung zu dir iſt, ſcheint es mir nicht erlaubt noch nothwendig, dir mit Worten klar zu machen, wie ich beſchaffen bin. Und wenn du glaubſt, wie du es glauben mußt, weil es wahr iſt und weil ich es verdiene, daß du ſo ſehr von mir geliebt wirſt, ſo wirſt du auch glauben, daß das, was ich wünſche und was ich von dir erfahren möchte, vielmehr in der Abſicht geſchieht, um dir Hilfe zu ſchaffen, wenn ich vermag, als weil ich dir Vorwürfe machen wollte über deine Undankbarkeit. Darum entſchließe dich, mir die Wahrheit zu ſagen in Beziehung auf das, wornach ich dich jetzt fragen will, und laß dich weder durch die Schaam abhalten, mir etwas zu verbergen, noch durch das Mitleid mit mir darüber, daß du mir meine Liebe und Treue ſo ſchlecht gelohnt haſt; denn ich ſchwöre dir bei der grenzenloſen Liebe, die ich für dich hege und immer unverletzlich für dich hegen werde, trotz aller Unbild, die du mir wirſt anthun können, daß die Befriedigung, die ich bisher mit dir genoſſen habe, aus der Wahrnehmung entſprungen iſt, daß du froh warſt, mich zu genießen; ich werde nicht ſagen, daß die Überzeugung von meiner Würdigkeit, eine ſolche Schönheit, wie die deinige, zu genießen, mir unendliche Luſt bereitet habe, denn ich würde lügen; vielmehr ſchwöre ich dir von neuem, daß meine höchſte Luſt darin beſtand, dich in hohem Grade

erfreut zu ſehen durch die Liebe zu mir. Da ich alſo nur Freude habe an deiner Zufriedenheit, darfſt du dich nicht ſcheuen, noch fürchten, mir eine Beleidigung anzuthun, wenn du aufhörſt mich zu lieben, noch darfſt du irgendwie eine Rückſicht des Mitleids auf mich nehmen; denn ich bin nicht darüber bekümmert, wenn ich mich von dir verlaſſen ſehe, da ich einzig und allein zu deinem Vortheil dich geliebt habe. Da aber meine Verbindlichkeit gegen dich, weil du dich eine Zeit lang bequemt haſt, mich zu lieben, allzu groß iſt, ſoll dein Lohn von meiner Seite darin beſtehen, daß ich dich immer liebe und dir immer diene. Dieſe Dienſtbarkeit und Liebe, die ich mich bereite, dir ewig zu widmen, möge bei deinem ritterlichen Sinne als ſo viel Verdienſt bei dir gelten, als hinreicht, um dich zu beſtimmen, daß du mir die Urſache deiner Leiden offenbarſt, damit ich, die ich ſie mit gleicher Kraft fühle, ohne mir Linderung ſchaffen zu können, mit Einem Mal dich mit Freude erfüllen und mich von ſo außerordentlichem Schmerze befreien kann. Komm, ſag' mir, Carlo, ob Liebe der Grund iſt, aus dem du ſo elendiglich dein Leben verzehrſt! Sag' es mir, ich bitte dich. Wem willſt du deine Schmerzen offenbaren, bei wem haſt du größere Hoffnung der Unterſtützung, wenn du dich vor der verbirgſt, die dir ſo ſehr verpflichtet iſt? Denk an dein eigenes Wohl, oder hab' Mitleid mit dem Schmerz, in den du mich bereits aus Mitleid mit dir verſunken ſiehſt. Sag' mir, wo es dir fehlt, und ſei verſichert, daß du durch mich bald wirſt befreit werden.

Hier ſchwieg Lodovica und war äußerſt begierig, zu hören, was ihr der Jüngling hierauf antworten werde. Dieſer ſprach denn, faſt weinend, mit ſchwacher zitternder Stimme alſo: Lodovica, wollte ich eure Liebe leugnen, ſo wäre das noch viel gottloſer von mir, als daß ich ſie euch ſo ſchlecht vergelte. Ich bekenne, an tauſend Zeichen und durch tauſend Beweiſe bemerkt zu haben, daß eure Liebe zu mir unendlich geweſen iſt und mein Verdienſt

weit übertroffen hat. Je weniger dieſe eure Liebe von mir belohnt worden iſt, um ſo mehr verdiene ich bei euch Entſchuldigung zu finden, denn da ich ein vernünftiger Menſch bin und doch einen Fehltritt begehe, vor dem ſich vielleicht jedes unvernünftige Thier hüten würde, muß man ſchließen, daß es die Macht des Himmels iſt und nicht meine Schuld. Ich werde daher nicht aus Beſchämung mein Leiden verbergen, da ich gezwungen bin, dem zu folgen, was dem Himmel gefällt. Aus Mitleid mit euerm Kummer würde ich gern davon abſtehen, es euch zu offenbaren, wenn ich mich nicht vielmehr eures ewigen Haſſes werth glaubte, ſobald ich euch alles kund thue. Zu ſehr, zu ſehr habe ich euch Unrecht gethan, all zu übel habe ich die Freude gelohnt, die ihr über meine Zufriedenheit fühltet. So nehmt denn, was ich jetzt ſage, als Erſatz für euer Verdienſt! Vernehmt es, daß ich in eine andere verliebt bin! Dieſes Wort löſe euch von der Liebe, die ihr für mich hegt und deren ich nicht mehr würdig bin. Die große Verbindlichkeit, die ihr gegen mich zu haben behauptet, könnt ihr ganz gut und mit gerechtem Lohn mit Einem Schlage löſen, indem ihr mich jetzt, da ihr mich hier habt, mit dem Dolche durchbohrt. Wahrlich ich befinde mich in einem Zuſtande, daß ich mich nicht allein völlig belohnt erachtete für all mein Verdienſt, ſondern daß ich auch euch dafür ewig verpflichtet wäre; denn ich weiß nichts zu wünſchen, was mir ſüßer wäre, als der Tod.

Hier ſchwieg der Jüngling und weinte bitterlich. Darauf ſagte Lodovica, wiewol ſchon voll Galle über die eben vernommene Urſache ſeines Verluſtes für ſie, mit unveränderten Geſichtszügen: Ich habe es dir ſchon geſagt und ſage dir es wieder, daß ich niemals geglaubt habe, bei dir einen Anſpruch auf Liebe von deiner Seite zu haben, wol aber die größten und unzähligen Veranlaſſungen, dich zu lieben, den ich auch liebe und immer lieben werde mehr als mein Leben. Darum kannſt du

ſicher ſein, außer den früheren Gründen, die ich dir eben erſt angeführt habe, daß ich dich nicht allein nicht undankbar noch mich betrogen nenne, ſondern mich deiner rühme und groß mache aufs Äußerſte. Und ſei verſichert, wiewol ich mich in Betreff der Liebe als allen andern Frauen der Welt überlegen erkenne, daß ich doch nie über deine Treue unbeſorgt geweſen bin. Dieſe Beſorgniß hat denn auch die Süßigkeit meiner Genüſſe mit dir ſehr ermäßigt, ſodaß ich vielleicht die Kraft beſeſſen hätte, mir das Leben zu nehmen. Wenn du auch annimmſt, mich beleidigt zu haben, was ich dir nicht zugebe, ſo haſt du mir doch nur eine geringe Beleidigung zugefügt; denn du weißt ja, daß ein vorausgeſehener Schlag weit weniger ſchmerzt. Aber warum haſt du mir Unrecht gethan, indem du dich mir wieder entzogſt? Ich hatte dich doch nicht als Sklaven gekauft, ich habe dich nie als mein Eigenthum angeſehen, außer in ſo weit deine Güte Tag für Tag dich mir ſchenkte. Dieſer deiner Güte bin ich für den Genuß, den ich von dir hatte, nur allzu ſehr verpflichtet. Entferne alſo jeden Gedanken, wenn du einen ſolchen haſt, daß du mich beleidigt habeſt, und laß ſtatt deſſen in deine Bruſt die feſte Überzeugung einkehren, daß ich in jeder Weiſe die deinige bin durch Pflicht und Willen, und verlaß dich auf mich! Sag' mir aufrichtig, wer diejenige iſt, die dein Herz beſitzt, denn ich will es ſo einleiten, ſei es auch wer es wolle, daß du in kurzem zur Befriedigung aller deiner Wünſche gelangſt.

Carlo, obgleich einigermaßen durch Lodovica's Worte beruhigt, ſchwieg aus Verlegenheit, denn als ein wackerer Mann ſah er wohl ein, daß ſie ihn um ſo mehr verpflichtete, je mehr ſie ſich Mühe gab, ihn ſeiner Verpflichtungen zu entbinden. Da ſie aber ſehr in ihn drang, entſchloß er ſich doch endlich und machte die Unglückliche zur Vertrauten ſeiner ganzen Liebe. Sie verbarg ihren geheimen Groll und machte ihm die ausgedehnteſten

Verſprechungen und Anerbietungen, ihn von ſeiner Trübſal zu befreien. Sie ſchalt ſeine Muthloſigkeit und zeigte ihm, ſo gut ſie konnte, wie wenig Schwierigkeit ſein Unternehmen darbiete, obgleich er ihr den ganzen Hergang erzählt und ihr mitgetheilt hatte, daß Fioretta das ſprödeſte Mädchen und weit entfernt von allen Liebesgedanken ſei. Carlo ging ſodann von ihr faſt in der Überzeugung, Lodovica nicht beleidigt, jedenfalls aber verſichert, ihre Vergebung erlangt zu haben. Ihr dagegen ſchwoll über die erhaltenen Aufſchlüſſe das Herz von Gift und Bitterkeit, ſie warf ſich mit dem Geſicht auf das Bett, weinte und ſchrie: Ach, weh mir, wie muß ich nun zu meinem großen Schaden einſehen, daß es die größte Thorheit iſt, die ein Weib begehen kann, ſich einem jungen Liebhaber preiszugeben, der von Natur unbeſtändig und flatterhaft iſt! Wer hätte ſich ſchützen können gegen ſo ſcharfe und kräftige Waffen, wie die Schönheit, der Anſtand und die männliche Tugend dieſes Undankbaren? Weh mir! So ſchön und ſo reizend ſtellt ihn die Liebe vor die Augen meiner Seele, daß, ſo grauſam er auch gegen mich verfährt, ſo ſehr ich auch durch ſeine Liebe eine unerträgliche Qual leide, ich mir doch keinen glücklichen Zuſtand auf Erden vorſtellen kann, mit dem ich mein Unheil und Elend vertauſchen möchte. Und ſo ſehr fürchte ich ſeinen Schaden, den ich mit allem Grunde wünſchen ſollte, daß ich nicht wage, mich über ihn zu beklagen, aus Furcht, die gerechten Götter, zum Mitleid mit mir bewogen, möchten ihn für die große Grauſamkeit ſtrafen, die er gegen mich übt. O machtloſe Sterbliche, betet, daß euch das Licht entzogen werde! Das wäre ein Wunſch, der euch das größte Heil bringen müßte. Wie viel beſſer war es für mich, blind geboren zu werden. Der geringſte Schmerz, der mich jetzt foltert, weil ich zu viel geſehen, überſteigt weit alle Luſt, die ich je verloren hätte, wenn ich immer blind geweſen wäre. O Liebe, wohin wendeſt du jetzt die Augen, da du meine Schmerzen

und Klagen nicht hörst? An wen muß ich mich wenden um Hilfe, wenn du, der ich immer eine so treue Dienerin war, mich verläßt? Ha, undankbarer Jüngling! Wie habe ich verdient, je von dir um eine andere verlassen zu werden? O Jupiter, warum hilfst du mir nicht? Weh mir! Mit vollem Recht versagst du mir deinen Schutz, da ich mehr als dich den treulosen Verräther geliebt, ja angebetet habe. Ha, undankbare Lodovica, warum nennst du ihn einen treulosen Verräther, der allein durch sein Andenken dich am Leben erhält? Erkennst du nicht, daß, so lange er sein eigen war, er sich immer dir auf das freigebigste zum Geschenk gemacht hat? Welche Schuld trägt er, wenn eine andere ihn dir gestohlen hat? Die andere soll die grausamste Strafe dafür leiden. Ich will nicht zugeben, daß eine andere sich von meiner Speise nähre und mich die ganze Zeit elendiglich hungern und schmachten lasse.

Nach diesen Worten und manchen andern Überlegungen und Entschließungen im Innern ihrer bewegten Brust wartete sie nun auf den Tag, um ihren grausamen Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Als die Sonne aufgegangen war, ließ sie ins Geheim Fioretta einladen, mit ihr in einem Garten, den sie außerhalb der Stadt besaß, sich zu erlustigen, und führte sie in Gesellschaft ihrer mit ihr blutsverwandten Mutter dahin. In diesem Garten gab sie ihr nach der Mahlzeit und nach außerordentlichem Vergnügen aller Art in einem Apfel auf unmerkliche Weise Gift. Man begab sich gemeinschaftlich in die Stadt zurück, die Frauen gingen nach Hause und die Witwe harrte mit Verlangen auf den Tod der schönen unglücklichen Jungfrau. Und es dauerte nicht lange, bis das Gift wirkte. Die arme Fioretta verschied und wurde unter den Thränen der ganzen Stadt höchst ehrenvoll begraben, ohne daß jemand wußte, wem man den gewaltsamen bittern Todesfall Schuld geben müsse; denn das Gift, dessen das verzweifelte Weib sich bedient hatte,

verurſachte äußerlich wenig Merkmale, welche den Vorgang im Innern andeuteten. Aber der unglückliche Carlo, dem allein die Urſache klar war, welche Lodovica hatte antreiben können, eine ſolche Verruchtheit zu begehen, weil er ihr ſelbſt die Liebe eingeſtanden hatte, die er zu der unglücklichen Jungfrau hegte, und weil er die Größe der Liebe kannte, welche Lodovica ihm zuwandte, überdies auch erfahren hatte, daß Fioretta eine Luſtpartie mit Lodovica gemacht habe, ahnte daraus plötzlich und zog einen Schluß, der ihn auch ziemlich der Wahrheit nahe brachte und auf den wirklichen Hergang der Sache führte; er kam nämlich auf die Anſicht, die Witwe habe das veranſtaltet, um ihm den Gegenſtand aus den Augen zu rücken, um deſſen willen ſie ihn verloren hatte. Nach langem Brüten hierüber faßte er bei ſich den Entſchluß, nicht mehr länger am Leben zu bleiben, um der allzu herben Qual zu entgehen, die er über den Tod Fioretta's erduldete, und um Lodovica nicht die Freude der Hoffnung zu gönnen, daß ſie ihn wieder in ihren Beſitz bringen werde, indem er ihr durch ſeinen freiwilligen Tod allen Anlaß dazu entreiße. Er nahm daher Gift und beſchloß, noch ehe ſein Geiſt geſchieden, der grauſamen Lodovica ſelbſt hiervon Nachricht zu geben, theils um ihr durchaus alle Hoffnung zu nehmen, daß jemals ihr grauſames Vorhaben ſein Ziel erreichen könne, theils um zu hören, was ſie ſage, entweder um ſich zu entſchuldigen, oder um die Wahrheit zu leugnen, theils auch, um zu Vermehrung ihrer Strafe vor ihren Augen zu ſterben, denn er wußte wohl, daß er nicht länger mehr, als vier bis fünf Stunden am Leben bleiben könne, da er die Natur und die Menge des Gifts, das er genommen hatte, vollkommen gut kannte. Der vergiftete und verzweifelte Jüngling zögerte daher nicht lange, nach dem Hauſe der Witwe zu gehen, von welcher er mit dem heiterſten Geſicht empfangen wurde. Doch merkte er, da er klug und ſcharfſichtig war und die Wahrheit bereits erahnt hatte,

an tausend Zeichen, daß sie zugleich beschämt war und Mitleid mit ihm hatte. Aber er wollte weder hierüber noch von sonst etwas mit ihr sprechen, bis er sich allein mit ihr in das Zimmer zurückgezogen hätte, das sonst Zeuge seiner höchsten Wonne gewesen war. Als sie dahin gekommen waren und die vermittelnde Dienerin entlassen hatten, welche allein sich daselbst befand, setzte er sich auf das Bett und ließ Lodovica sich gegenüber sitzen, er bat sie, über nichts, was sie von ihm vernehme, eine Klage oder Entschuldigung vorzubringen, bis er fertig sei, und begann darauf folgendermaßen: Das Erste, was ich dir zu sagen habe, Lodovica, ist, daß du suchen mögest, so lang ich mit dir rede, kurz zu sein in deinen Antworten auf meine Reden, wenn du überhaupt mir eine Antwort geben willst; denn ich muß dir voraus bemerken, daß mein Leben auf einem Punkte angelangt ist, wo ich noch nicht versichert bin, daß mir so viel Zeit übrig bleibt, als ich brauche, um dir mitzutheilen, was ich mir vorgenommen habe, dir zu sagen.

Lodovica meinte, er wolle hiermit den Schmerz ausdrücken, den er über den noch ganz frischen bittern Tod Fioretta's empfinde, und dachte nicht daran, daß er vergiftet sei. Da er ihr also befohlen hatte, auf nichts zu antworten, was sie höre, bis zum Schluß, sagte sie nichts, schaute ihm jedoch scharf ins Gesicht und erwartete das Weitere.

Deinen rohen Sinn, Lodovica, fuhr er fort, und den unseligen Erfolg, den er gehabt hat, wirst du gewiß nicht leugnen; ich weiß ja, daß du mich nicht als so albern kennst, um irgend eine Hoffnung zu hegen, daß ich dir je glauben würde, und du selbst offenbarst es ja auch um so mehr, je mehr du dich bemühst, es zu verbergen. Das heitere Gesicht, mit welchem du mich empfangen hast, ist ganz verdunkelt von den Zeichen, welche von wirklicher Heuchelei überzeugen müssen. Indem du dich heiter anstellst, zeigst du deine Schuld nur größer, als die

Wirklichkeit, wenn du dich nicht ſo ſehr bemüht hätteſt, mir das zu verbergen, was du mir auf keine Weiſe verbergen kannſt. Sonſt hätteſt du dich betrübt und traurig gezeigt über Fioretta's Tod, weil du meine Glut kannteſt und alſo auch dir den Schmerz denken mußteſt, den ich darüber empfinde. Du haſt aber, wie geſagt, mir Alles ſo ſehr zu verbergen geſucht, daß du mir Alles auf jede Weiſe geoffenbart haſt. Du darfſt alſo überzeugt ſein, daß ich überzeugt bin, daß du den Tod des unſchuldigen Mädchens veranlaßt haſt. Da du dies nicht leugnen kannſt, weiß ich nicht, mit welchen Worten und Gründen du es entſchuldigen willſt. Vielleicht wirſt du ſagen, du habeſt es gethan, damit ich, völlig aller Hoffnung beraubt, ſie je wieder zu ſehen, geſchweige ihre Gunſt zu erlangen, zu dir zurückkehren müſſe. Hierin möchteſt du dich getäuſcht haben, denn du mußt in Überlegung nehmen, wenn ich ſie bis zu dem Übermaß liebte, wie ich dir geſchildert habe, ſo konnte ich nicht allein nie wieder diejenige lieben, die ſie mir entriſſen, ſondern ich mußte einen tödtlichen Haß wider die faſſen, die, wenn auch vergeblich, geſucht hätte, ſie mir zu entreißen, geſchweige ſie ums Leben zu bringen. Und das mußteſt du mehr, als jede andere bedenken, du, ſage ich, die zu gleicher Zeit dich meinetwegen, den du liebteſt, in Bewegung ſetzteſt, um daſſelbe an einer unſchuldigen Perſon zu verüben. Willſt du ſodann ſagen, daß du es gethan habeſt, um dich an der zu rächen, die mich dir entriſſen habe, ſo ſagſt du nicht die Wahrheit; denn aus meinen Worten haſt du vollkommen gut abnehmen können, und ebenſo aus meiner Qual, die ich durch die Liebe erduldete und die mich faſt an den Rand des Grabes gebracht hatte, daß das verſtorbene Mädchen mir nie ſo viel Entgegenkommen zu Theil werden ließ, daß es mich hätte dir entziehen ſollen oder können. Je weniger reichlich aber ihre Güte mir zu Theil ward, um ſo mehr hätte ſie dich ihr gegenüber verpflichten ſollen, abgeſehen davon, daß

auf keine Weiſe irgend jemand Schuld tragen konnte als ich, wenn ich dich verließ. Wenn du dich für ſo ſehr beleidigt erachtet haſt, indem du von mir verlaſſen worden biſt, warum die Strafe nicht auf die Seite wenden, wo die Schuld ruht? Willſt du vielleicht ſagen, gethan um mir Schmerz zu bereiten und auf dieſe Art den Schuldigen zu treffen, haſt du mir einen ſo theuern Gegenſtand entriſſen und mir den unglaublichen Schmerz zu fühlen und zu erwägen geben wollen, den gleicherweiſe du fühleſt, weil du meiner beraubt wardſt, der dir ſo theuer geweſen; ſo antworte ich dir, grauſame Medea: Sage mir, ob ich, indem ich mich dir entzog, jemand ums Leben gebracht habe! Ha, Treuloſe! wäreſt du mit einem Funken von Mitleid geboren, ſo wäre dir nie in den Sinn gekommen, auf ſo grauſame Weiſe ein Mädchen ums Leben zu bringen, die bei deinem Verluſt nicht die geringſte Schuld trug. Du warſt nie gefällig noch liebevoll, und all die Güte, die du mir ſeiner Zeit haſt zu Theil werden laſſen, entſprang vielmehr aus dem geſteigerten Begehren raſender Wolluſt, als aus einem Quentchen von Menſchlichkeit, welche ſich in dir gar nicht findet. Es freut mich, nunmehr zu erkennen, daß in dir gar keine Liebe wohnt. Denn dieſe würde dich in meinen Augen noch einigermaßen entſchuldbar darſtellen, da ſie mich ſelbſt ebenfalls dahingebracht hat, mir den Tod zu geben. Ich fühle mich am Ziele meines Lebens angelangt. Ich will nunmehr den Himmel bitten, daß er mehr und mehr in dir und zu deinem größten Schmerz die Erinnerung an deinen Fehltritt und an meinen Tod lebendig erhalte. Und nun bitte ich die Liebe, daß ſie dich ſo ſehr für mich entflamme, wie ich für die unſelige Fioretta entflammt bin, und das nicht ſowol, weil es mir Freude macht, im Gedächtniß derjenigen zu leben, die mir allen Frieden geraubt hat, als vielmehr, damit du den alle andern übertreffenden Schmerz

kennen lerneſt, im höchſten Verlangen und hoffnungslos zu leben.

Hier ſchwieg der Jüngling, denn er konnte nicht mehr und fühlte ſich zu Ende. Er ſchlug die Arme in einander und ohne auf eine Antwort hören zu können, ſchloß er die Augen und verſchied.

XXX. Scipione Bargagli.

1569.

113. Ippolito und Cangenova.

Unter den andern Familien, die in früheren Zeiten in unſerem Siena in hoher Blüte ſtanden und unter die adeligen gezählt wurden, war auch die der Saracini, an der man noch heutiges Tages ihre alte Zier und Tüchtigkeit merkt. Unter den Gliedern dieſer Familie war auch, ſchon vor vielen Jahren, ein junger Mann genannt Ippolito, den ein ſehr berühmter Ritter ganz allein hinterlaſſen hatte. Er war über achtzehn Jahre alt, gar ſchön und anmuthig, von erhabener Geſinnung und wegen anderer edler Eigenſchaften und freundlichen Betragens aufs Höchſte geachtet und geliebt von allen Leuten in ſeiner Vaterſtadt. Nun begab es ſich, wie es den jungen Leuten ſo oft zu begegnen pflegt, daß Ippolito in Liebe entbrannte für eine der ſchönſten und holdſeligſten Jungfrauen, die je ein menſchliches Auge ſah. Sie hieß Cangenova und war die jüngſte von drei Töchtern, welche ein Meſſer Reame Salimbeni bei ſeinem Tode der Pflege ſeiner hinterbleibenden Witwe zurückließ. Seine Familie war gleichfalls in früheren Zeiten in Siena ſehr edel und berühmt, unter anderem wegen der lobenswerthen Wohlthaten, die ſie in Zeiten der Noth an die Gemeinde geſpendet, iſt aber jetzt gänzlich erloſchen und außer dem Wappen und den Paläſten nichts mehr übrig von ihr, als der Name. Das genannte Mädchen war nicht weniger durch ihre ſeltenen Tugenden, als durch ihre unge-

meine Schönheit in der ganzen Stadt sehr bekannt und besprochen, die Liebe und Lust aller ihrer Angehörigen, die Freude und Wonne der Mutter und fast ihre einzige Hoffnung. Ippolito war also ergriffen von der Holdseligkeit Cangenova's und nährte in seiner Brust die Flammen seiner Liebe nicht nur leichthin mit der Lockspeise des Verlangens, sondern auch mit der der Hoffnung, die ihm durch die Winke und mitleidigen Blicke zuströmte, welche ihre Augen ihm von Zeit zu Zeit vergönnten. Aus diesen und ähnlichen Zeichen konnte er wol merken, daß ihr dieses sein Leiden keineswegs angenehm war. Aber wegen der höchst sorgsamen Hut, in welcher die Mutter sie wie ihre andern Töchter hielt, ja vielleicht sie noch zärtlicher, war es den beiden fast gleich heftig Liebenden nur sehr selten vergönnt, sich zu geringer Linderung ihrer leidenschaftlichen Gluten zu sehen. Ippolito war nicht mehr gewöhnt, solche Angriffe der Liebe zu dulden, und pflegte meist seinen jugendlichen Wünschen und unbändigen Begierden mit viel weniger Geduld, als nothwendig war, nachzugeben, wie es die Art dieses unbeständigen Alters ist; so kam er mit der Liebesleidenschaft zurecht. Nachdem er sonach mehrmals da- und dorthin von feurigen Begierden getrieben war, entschloß er sich endlich, von ihrer Mutter das geliebte Mädchen sich zur Gattin erbitten zu lassen, und übergab ihr dabei, wie man zu sagen pflegt, in Betreff des Übrigen ein weißes Blatt. Aber die Mutter schlug ihm die Hand der Tochter ab, da sie noch zwei andere Töchter zu Hause habe, die vor Cangenova das Licht der Welt erblickt haben und somit nach Fug und Recht zuerst zu versorgen seien. Ippolito glich auf diese Weigerung einem Menschen, der über allzu großen Schmerz den Verstand eingebüßt hat, und Cangenova, welche die Sache gut erspäht hatte, kränkte sich vielleicht nicht weniger, sodaß ihre Liebe zu dem Jüngling, die, wie gesagt, zuvor schon nicht klein gewesen war, in Rücksicht auf die völlig gute Absicht,

die er dabei hegte, noch zunahm. Da ſie jedoch ſah, daß Ippolito auf keine Weiſe ſein Verlangen zu zügeln, noch ſeine glühende Liebe zu bergen verſtand, gab ſie ihrer Mutter immer mehr Urſache zum Argwohn. Daher hütete ſie dieſe mit mehr als mütterlicher Eiferſucht, hielt ſie immer ſorgfältiger im Hauſe feſt, geſtattete ihr kaum in die freie Luft zu ſchauen und verſagte ihr alle ihr ſonſt erlaubten unſchuldigen Vergnügungen und Erholungen. Doch konnte ſie nicht hindern, daß Cangenova auf geſchickte Weiſe ihren Geliebten von der Stellung unterrichtete, in welcher ſie ſich neuerlich ſeinetwegen ihrer Mutter gegenüber befinde. Deshalb ließ ſie ihm zu gleicher Zeit, wiewol mit großer Aufopferung, andeuten, wenn es ſein Wille ſei, ſie aus dieſer engen Beſchränkung zu erlöſen, ſo möge es ihm gefallen, einige Zeit zu unterlaſſen, ihr wie bisher zu folgen, ja womöglich einige Tage geradezu aus der Stadt zu gehen, eingedenk, wie ſie für die Liebe und Neigung verpflichtet bleibe, die ſie an ihm erkannt, da er ſie ſich zur rechtmäßigen Gattin erbeten habe, und er dürfe ihrer gegentheiligen Hingebung gewiß ſein. Solcherlei im Namen ſeiner Cangenova empfangene Nachrichten erhöhten einerſeits die ſchon in des Jünglings Kopf ſteigende Fieberglut durch den Gedanken, das Schickſal habe ihm nun alle Schwingen der Hoffnung abgeſchnitten, er habe die Ruhe der Jungfrau getrübt, deren einziger Troſt er doch ſein wollte, andererſeits durch die Entſagung, die ihm die Worte der Geliebten aufbürdeten, aus welchen er indeß hinwieder abnehmen konnte, nicht in der Gunſt geſunken zu ſein, wornach all ſein Dichten und Trachten ſtand. Damit er ſich ihrer nun verſichere und der Geliebten beweiſe, um ſie der Unluſt zu entheben, beachte er nicht, ob ihm dadurch ſelber Zwang und Beſchwerlichkeit entſtehe, nahm er ſich vor öffentlich verlauten zu laſſen, er pilgere nach San Jago in Galicien, um ein Gelübde zu erfüllen. Damit glaubte er auch zu ergründen, wenn

seine Abwesenheit ihr zu Herzen gehe oder nicht, ob sie ihn wirklich liebe oder ob er ihr gleichgiltig sei. Er ordnete seine Angelegenheiten und traf Vorkehrungen, wie es für einen erforderlich scheinen konnte, der sehr weite Reisen vorhat, und schied eines Tages in Pilgertracht ohne Begleitung von Verwandten und Freunden, die er in großer Betrübniß über ihn zurückließ, aus der Stadt. Cangenova empfand über diese Abreise nicht geringe Traurigkeit und Bekümmerniß, und ward durch die Trennung und Liebespein um so furchtsamer, als sie jeden etwaigen Unfall, der dem Geliebten begegnen könnte, nun sich Schuld gab, weil sie ihm jene Worte hatte sagen lassen, deren Folgen sie damals allerdings nicht berechnete. Ippolito war nicht allzu weit von der Heimat entfernt, als er mit Sonnenuntergang die Straße verließ und abseits in den nächsten Wald ging, wo er sorgfältig Pilgerstab, Rock und Muschelhut verbarg, in seiner gewöhnlichen Tracht, die er drunter anhatte, zurückwanderte und mit Thorschluß unerkannt wieder in Siena war. Er begab sich gerades Weges nach der Wohnung seiner Amme, der er zuvor sein ganzes Geheimniß offenbart und wo er alle nöthige Vorkehrung getroffen hatte. Ippolito besaß in der Nähe der Sanct Lorenzkirche ein bequemes Häuschen mit einem Stück Garten; beides hatte er ihr überwiesen, welche ihn gesäugt und immer wie die zärtlichste Mutter geliebt hatte. Zunächst dieser kleinen Besitzung lag ein schöner anmuthiger Garten, Eigenthum der Mutter seiner Geliebten, wohin sie manchmal mit ihren Töchtern zur Erholung zu gehen pflegte, und während des heißen Sommers und der Baumblüte hielt sie sich geraume Zeit daselbst auf. Auf diesem Wege hoffte der verliebte Jüngling, ohne irgend einem Wächter Cangenova's Argwohn zu erregen, Zeit und Gelegenheit zu finden, seine Geliebte manchmal zu sehen und zu sprechen und dadurch seine Endabsicht zu erreichen. Darum blieb er den ganzen lieben Tag wie ein Nachtvogel in

ſein Zimmer gebannt und ging nie daraus hervor, außer Abends, oder vielmehr erſt wenn die dunkle Nacht einbrach. Dann erklomm er die hohe Mauer und ſtieg in den Garten des geliebten Mädchens hinab. Dort ſtand unter anderen Gewächſen ein hoher ſchöner Maulbeerbaum, der mit ſeinen laubreichen Äſten ſanft die Fenſter des Zimmers beſchattete, worin die Mutter Cangenova's, allein mit dieſer als der jüngſten ihrer Töchter oder der geliebteſten, zu ſchlafen pflegte. Unter dieſem Maulbeerbaume blieb Ippolito ſchlaflos die Nächte, aufmerkſam auf Alles, was in dem nahen Hauſe geſchah oder geſprochen wurde, zumal von der Mutter und ihrer holdſeligſten Tochter. Doch erlauerte er lange Zeit nichts, was ihm hätte günſtig werden können, außer daß Cangenova des Morgens bei Sonnenaufgang einige ſehr ſchöne Scherben mit Lilien und Veilchen auf dem gegen den Garten ſehenden Balcon begoß. Sie fand dabei auch viel Vergnügen daran, mit anmuthiger Stimme und Gebärde einen Stieglitz zu ſich zu locken, der ſein Neſt auf den Maulbeerbaum gebaut hatte und ſo zahm geworden war, daß er am Fenſter ihr auf den Buſen flog; mit dieſem erluſtigte ſie ſich denn immer ſehr. Dies geſchah nur leider gerade um die Zeit, da Ippolito ſich fortzuſchleichen gezwungen war und nichts mehr, ohne ſeine oder ihre Sicherheit zu gefährden, unternehmen durfte, was einen erwünſchten Ausgang hätte verſprechen können. Zufrieden mit dem, was ihm der Augenblick zu genießen bot, wartete er inzwiſchen auf beſſeres Glück und verſäumte nicht, ſeine Amme oft unter allerlei Vorwand in das Haus der geliebten Nachbarin gehen zu laſſen; ſie machte ſich denn dort vertraut und einheimiſch und verſtand geſchickt bei jeder Gelegenheit, wo ſie mit Cangenova ſprechen konnte, die Rede auf Ippolito zu bringen und ihr zu ſagen, wie innig er ſie immer geliebt habe und wie er ſie fortwährend lieben werde. Als ſie ſofort bemerkte, daß die Jungfrau an ſolchen Reden kein

geringes Vergnügen fand, ging sie immer weiter und forschte und fühlte, wie die Jungfrau ernstlich gegen ihn gesinnt sei. Diese, der es sehr viel werth war, von dem sprechen zu hören, dessen Bild so lebendig in ihrem Innern wohnte, begierig, ob sie etwas Neues über seine Pilgerfahrt hören könne, gab, als die Amme sie eines Tages wieder versuchte, sich das Ansehen, als messe sie allem, was sie ihr von ihm erzähle, nicht zu viel Glauben bei, und warf die Bemerkung hin, wenn es wahr wäre, was Ippolito über sie versichere, so wäre er nicht weggegangen und hätte sich gewiß nicht durch Land und Meer so weit von ihr entfernt. Nunmehr schien es der guten Amme gerathen, einen Schritt weiter zu thun, und sie erwiderte, ihr edles Pflegekind weile näher, als das Fräulein wol vermuthen möge, und werde einmal, wenn sie ihn am wenigsten erwarte, vor ihr stehen. Da sie diesmal nicht weiter sprechen konnten, kehrte die Amme zurück und brachte ihrem geliebten Gefangenen nicht geringen Trost, indem sie ihm Wort für Wort wiederholte, was sie damals von Cangenova gehört, und ihm das mittheilte, was sie auf ihrem Gesichte gelesen hatte bei der Erwähnung seines Namens. Er ertrug sofort mit leichterem Herzen seine Gefangenschaft am Tage, unterließ aber bei Nacht nicht, wie bisher an dem Felsenschlosse Wache zu stehen, in welchem sein theurer, süßer Hort verschlossen war. Es dauerte aber nur noch sehr kurze Zeit, bis er glaubte, Alles sei nun gut vorbereitet und er dürfe jetzt hinein und genießen. Als er nämlich eines Nachts wachend im Garten verweilte, es war noch nicht Mitternacht, vernahm er, wie Cangenova's Mutter von der Straße aus eilig gerufen wurde, um unverweilt zu der Gattin ihres Bruders zu gehen, die in Kindesnöthen lag; kurz darauf hörte er, daß sie zu ihrer Schwägerin hineilte, und ihre hübsche Tochter blieb allein in ihrem Bette. Er bedachte nun, daß jetzt die ersehnte Stunde gekommen sei, wo er Cangenova's Gesinnung auf eine sichere

Probe ſtellen könne, und daß er eine gelegenere Zeit nicht erwarten dürfe, er ſann daher alsbald auf ein Mittel, wie er Cangenova trotz der ungelegenen Stunde dahin bringen möge, ſich zu zeigen. Zu dieſem Zweck fiel ihm, ohne ſich lange zu beſinnen, plötzlich ein ganz paſſender Weg ein, nämlich die Ruhe des dem Mädchen ſo theuern Vogels zu ſtören, in der gewiſſen Erwartung, ſie werde, von ſeinem Gezwitſcher erweckt, alsbald ans Fenſter eilen und nach der Urſache ſehen wollen. Ippolito ſchüttelte alſo den Baum, auf welchem der kleine Stieglitz der Ruhe pflag, und verſuchte ihn zwitſchern, wo nicht ſingen zu machen. Da aber dies, ich weiß nicht warum, nichts half, ſtieg er hinauf, wodurch er das Thierchen ſo ſtörte und erſchreckte, daß es auf einen benachbarten Baum flog und ſo traurige Lieder und Schmerzenstöne laut werden ließ, daß ſeine theure Beſchützerin dadurch vom Schlafe erwachte. Sie fürchtete ſehr für den Vogel, wand ſich beſorgt aus dem weichen Flaume und ging auf das Fenſter zu, nur einfach mit einem leichten Schleier den weißen Buſen verhüllt und ihre blonden Haare in reizender Verwirrung niederwallend. Furchtſam umherforſchend, welches räuberiſche Thier oder was ſonſt das Leben ihres geliebten Pfleglings bedrohte, gewahrte ſie den Jüngling, der nicht zögerte, ſich zwiſchen Zweigen und Laub ihr zu erkennen zu geben, wo er die Stelle des Stiglitzen eingenommen hatte. Er verſuchte ſie von allem Zweifel und Schrecken zu befreien, in welchem er ſie bereits gefangen ſah und ſprach mit leiſen zärtlichen Tönen alſo zu ihr: Fürchte nicht, Cangenova, du einziger Troſt meines traurigen Daſeins, fürchte nicht für dein geliebtes Vögelchen irgend welchen Schmerz oder Beängſtigung! Es hat nur einen kleinen Schreck gehabt und iſt heil und froh. Aber gedenke und erbarme dich deines Liebhabers und Dieners, deines Ippolito Saracini, der mehr als irgend ein Liebhaber und Diener dir treu und innig ergeben iſt. Während du von ihm denken

konnteſt, er pilgere jetzt in den entfernteſten Weltgegenden und habe vielleicht gar die irdiſche Wallfahrt bereits zurückgelegt, iſt er dir doch in der That immer nahe geblieben von dem Tag an, da er ſich vor den Leuten den Schein gab, als trete er eine weite Reiſe an. Aber wenn ich mich auch von der Heimat weg und bis ans Ende der Welt begeben hätte, ohne je meinen müden Gliedern Ruhe zu gönnen, ſo hätte ich doch nie den leiſeſten Gedanken von deiner Beſchauung zu entfernen vermocht, du mein theures und einziges Leben. Ja, ſeit jener Zeit bin ich mit Leib und Seele immer ganz in deiner Nähe geweſen, habe mich den Tag über in dieſes mein Häuschen verſchloſſen und außer meiner verſchwiegenen Amme hat niemand etwas von mir erfahren. Allnächtlich aber ſtand ich an deinem Fenſter unter dem Dache dieſer belaubten Zweige, in welchen du mich jetzt ſehen kannſt, und weidete mich einſam zuweilen an deinem holdſeligen Anblick, wenn du, meine einzige Sonne, nach der Morgenröthe erſchienſt, um deine Blumenſtöcke zu begießen und deinen lieblichen Stieglitz zu locken. Unterdeſſen wartete ich, bis bei einer günſtigen Gelegenheit etwas dem Ähnliches ſich ereigne, was jetzt nicht ſowol dein Vorſatz und Entſchluß, als mein wie ich hoffe günſtiges Geſchick mir dargeboten hat, indem deine Mutter um dieſe Stunde gerufen wurde und ich darauf verfiel, den Vogel, deine höchſte Freude, ſo zu erſchrecken. Und aus keinem andern Grunde habe ich ſo lange auf dieſen Zeitpunkt gewartet, als um dir mit der größten Offenheit, die mir die Liebe und meine Treue verliehn, am Ende zu entdecken, welche Pein ich beſtändig in meinem Herzen erduldet habe ſeit dem Tage, da du mehr als ein irdiſches Weſen dieſen Augen gefallen haſt. Und jetzt wäre ich bereit, dir über Alles Auskunft zu geben, müßte es nicht ſchon meine Lebensweiſe allein, wie ich ſie dir zu Liebe geführt und eben mit Worten geſchildert habe, dir hinreichend und mehr beglaubigen, als alle

Thränen und Seufzer, die ich ausstoßen könnte. Gib also in deinem Herzen, herrliche Jungfrau, dem Erbarmen und Mitleid Raum, sei mir so huldvoll und gnädig, wie dein seltener Geist dich lehrt, der mich ebenso unwiderstehlich, wie deine bewundernswürdige Schönheit, zu dir zog.

Nach diesen Worten schwieg Ippolito und erwartete brennend von Verlangen Cangenova's Antwort. Das Mädchen andererseits, das mit Furcht und Zagen um ihren kleinen Liebling am Gartenfenster erschienen war, fühlte plötzlich beim ersten Anblick und den ersten Worten dessen, der sich unter Laub und Zweigen zeigte, viel größere Furcht und Schmerz. Es war ihr, als würden die Fabeln wahr, welche die Dichter erzählen von Menschen, die in Pflanzen verwandelt, und von Pflanzen, die in menschliche Körper umgestaltet wurden, und bei diesem ersten Begegnen wurde sie von gräßlichem Schauder erfaßt, die Haare sträubten sich ihr auf dem Kopfe, sie versuchte zu schreien, aber die Stimme stockte ihr im Halse, sodaß sie kein Wort hervorbringen konnte und in ihren Gebärden nur den höchsten Grad von Entsetzen und Verwunderung äußerte. Mehr als einmal hatte sie sich zwar zum Entfliehen gewandt, aber doch verlieh ihr ihr Herz so viel Standhaftigkeit, daß sie den Fuß nicht von der Stelle zog. Mit jedem Augenblicke deutlicher erkannte sie aus der Rede ihren Ippolito, der, wie sie sich erinnerte, auch von ihrer Amme schon angekündigt war, sie beruhigte sich, und horchte minder aufgeregten Gemüths, was er ihr in seiner Rede erzählte. Am Ende gewann sie wieder ihre Stimme und Muth durch sein Bild, dessen Schönheit in ihrer Phantasie nicht erloschen war, sie wurde heiter, als sie ihn so in ihrer Nähe und seine Gedanken mit ihr so innig beschäftigt sah, wie sie wol nimmermehr gedacht hätte. Sie antwortete daher folgendermaßen: Es schmerzt mich ebenso innig, mein Ippolito, daß die Lage, in der ich dich hier sehe, nicht so ist, wie

deine Hoffnung dich allzu leicht wähnen ließ; als es mir angelegen ist dich wohl und gesund jetzt gegen meine Erwartung hier zu sehen, denn meine Furcht ist nicht gering, man habe mich von hier aus reden hören, und verbietet mir ferner hier mich aufzuhalten. Darum bitte ich dich bei deiner Liebe und Barmherzigkeit, es möge dir gefallen, alsbald von hier wegzugehen, dabei aber ja nicht zu glauben, dieser Wunsch komme daher, daß deine Liebe Cangenova nicht lieb und theuer sei, oder daß sie dieselbe je mit der Liebe eines Andern vertauschen werde, denn ich schätze mich darin glücklich, weil ich sie an mehr als Einem Zeichen als innig und echt gegen mich erkannt habe. Darum verzeih mir heute und geh mit Gott!

Cangenova hatte nämlich gemeint, sie habe ihre älteste Schwester aufwachen hören, welche mit der mittlern in ihrem Vorzimmer schlief, und da die Thüre zwischen beiden Gemächern nie zugemacht wurde, fürchtete sie, überrascht und verrathen zu werden. Zu derselben Zeit war es auch Ippolito, als höre er in ihrem Zimmer auf ihrem Bette ein gewisses anhaltendes zitterndes Geräusch. Es rührte dies von einem Hündchen her, welches Cangenova zu ihrer Unterhaltung Tag und Nacht bei sich hatte; es schäkerte, nach Art solcher Thierchen, auf dem Bette und da dieses nicht auf allzu festen Füßen ruhte, kreischte es unter den Bewegungen des Hundes. Voll ängstlicher Besorgnisse, da der verliebte Ippolito gewiß wußte, daß ihre Mutter um diese Zeit nicht zu Hause war, ohne der Schwestern zu gedenken, auf welche sein Verdacht hätte fallen können, und ohne irgend den liebevollen Worten Glauben zu schenken, die sie soeben gegen ihn ausgesprochen hatte, glaubte er vielmehr allzu sehr jedem Argwohn, der ihm durch den Sinn fuhr, und kehrte sich, wie es argwöhnischen Leuten meistens zu begegnen scheint, zu der schlimmern Seite und zu dem Argsten, indem er meinte, es möge jemand wie er in Cangenova's Zimmer sein, der jetzt ihrer Liebe genieße, und deswegen verweigere

sie ihm sonst jede Antwort. So wurde denn theils wegen der zuletzt von ihr vernommenen Worte, theils wegen dessen, was er von ihrem Bette aus gehört hatte, Ippolito plötzlich von so starrer heftiger Eifersucht gepackt, daß alle Lebensgeister nach dem Herzen eilend seine übrigen Glieder völlig verließen, er hatte nicht mehr die Kraft, sich auf dem Maulbeerbaume festzuhalten, und fiel wie todt herab auf den Boden. Die Jungfrau war ganz bestürzt durch den unerwarteten Fall und aufs neue von heftiger Angst und Pein befallen. Dennoch bog sie, so weit sie konnte, den Kopf aus dem Fenster und rief mit gedämpfter Stimme zärtlich mehrmals den Namen Ippolito. Er aber, jeder Empfindungskraft beraubt, konnte nichts davon vernehmen, geschweige ihr antworten. Sie war in der größten Bekümmerniß und blieb eine Weile unschlüssig, was sie jetzt zu thun habe. Auf der einen Seite trieb sie die wieder erwachende Liebe zu ihrem schönen Ippolito und nicht minder das Mitleid mit ihm, hinunterzueilen, um doch zu sehen, was nach dem schweren Falle aus ihm geworden sei, auf der andern Seite hielt sie die Furcht fest, sie möchte von ihren Schwestern gehört und verrathen werden. Am Ende aber erwiesen sich bei ihr die Forderungen der Liebe verbunden mit denen des Mitleids doch stärker, als der harte Zügel jeder andern Rücksicht. Sie richtete ihre beflügelten Schritte nach dem Garten und zog vor, auf einer unterirdischen Wendeltreppe dahin zu gelangen, wiewol dieser Weg von den Bewohnern des Hauses nur höchst selten betreten ward; in alten Zeiten hatten solche Gräben dazu gedient, verborgen aus den nahen Burgmauern hinauszukommen, wie man noch heutiges Tages sehen kann, wo man an der äußersten Seite des Gartens auf ähnliche Weise hinaustritt. Hier also unter dem Maulbeerbaum, unter den er gefallen war, fand sie ihren Liebhaber kalt und bleich, und, wie ihr auf den ersten Anblick schien, bewußtlos und ohne Leben. Es wandelte sie eine Ohn-

macht an und fehlte wenig, so wäre sie ihm todt zur Seite niedergesunken. Ihr Schmerz hielt sie jedoch mit stärkeren Banden im Leben fest und sie schüttete ihr Herzeleid so kläglich aus, daß es wilde Thiere und Steine hätte erbarmen mögen, indem sie sprach: O armer, unglücklicher Jüngling! O betrübtes, unseliges Misgeschick! Welch grausam giftiger Schlangenbiß, welch tückisches Gestirn hat dir Kraft und Leben vor meinen Augen geraubt, der du nur nach meinem Anblick verlangt hast! O du Seele meines Lebens! Wie fällt mir sein Unheil zwiefach schwer! Er ist todt, sein Geist empfindet nicht mehr; ich bedrängtes Kind aber muß es ertragen, und weiß doch nicht, wie ich dazu im Stand sein werde. Und nicht genug, daß ich den holden Jüngling, den getreuesten Liebhaber verlieren soll, auch meine mir über A[illegible] theure und so streng bewahrte Ehre kommt in G[illegible]ahr. Wie mag ich nur, die ich doch so frei von aller Schuld bin, den Ruf meiner Keuschheit erretten und meinen zärtlichen Gesinnungen gegen ihn Genüge thun? Wohin wende ich mich um Hilfe? Von wem verlange ich Rath in so kläglichem Fall, in so drohender Gefahr, als die meinige?

Das verzagte Mädchen quälte und peinigte sich, fühlte mit den zitternden Händen bald in das Antlitz, bald an den Puls Ippolito's, bald auch drängte sie ihren Mund an den seinigen und lauschte, ob noch ein Hauch von Leben in ihm sei, um Alles zu thun, was sie vermöge, um den Geliebten wieder zu sich zu bringen. Da sie aber keine Lebenskraft mehr in ihm bemerkte, zog sie ihn endlich sanft in ihren Schooß und badete mit heißen Thränen sein erstarrtes Gesicht. Rief nun dies die entwichenen Lebensgeister zurück oder half seine Natur selbst dazu, kurz, er hatte seine Besinnung wiedergefunden und noch einen Theil der Klagen angehört, welche die geliebte Jungfrau ausgestoßen hatte. Aus diesem Grunde und weil er in ihrem Arme war, genoß er nun diesen Trost

und die Wonne, deren Größe jeder selbst sich vorstellen kann. Ippolito verharrte in diesem Zustande so lange, bis Cangenova, von der höchsten Verzweiflung angereizt, entschlossene Hand an den Dolch legte, den er in seinem Busen trug, ihn mit männlichem Muthe zückte und den Arm erhob, um sich das Herz zu durchstoßen. Hier glaubte der besonnene Liebhaber nicht länger zuwarten zu dürfen. Wie aus schwerem Traume erwachend, bewegte er unter einem tiefen Seufzer den rechten Arm, um das Eisen abzuhalten, das sie verzweifelt gegen sich selbst kehrte. Da er ihr auf diese Weise zeigte, daß er noch am Leben sei, gab er ihr alle verlorene Lebenshoffnung wieder; ja, man könnte sagen, er habe ihr in demselben Augenblick ein doppeltes Leben geschenkt. Lange Zeit sahen die beiden Liebenden einander nach dieser Bewegung an, voll Erstaunen, ob es auch wahr sei, daß sie sich nun so beisammen befinden, als wären sie beiderseits nicht recht sicher, ob sie wachen oder träumen; dies war vielleicht am meisten bei dem der Fall, der sich so wider Erwarten in den Armen der andern wiederfand. In kurzem aber von der Wirklichkeit in allen Zweifeln bewältigt, saßen sie mit unbeschreiblichem Vergnügen nebeneinander und erklärten sich unter süßen Küssen, was ihnen beiden begegnet war. Derweil aber stiller Friede um sie waltete, veranstaltete das den Menschen oft neidische Glück, daß es Cangenova war, als vernehme sie eine Stimme, die ihr zu wiederholten Malen vom Hause aus rief. Erschreckt eilte sie aus Ippolito's Nähe fort, so schnell, daß sie ihm kaum das letzte Lebewohl sagen konnte. Derweil sie aber denselben Weg, auf dem sie gekommen war, wieder zurückmaß, schien es ihr, was immer die Ursache sein mochte, als höre sie auf einmal Gebrüll von Löwen, Geheul von Wölfen, Gekrach und Umsturz, begleitet von Klagen und Getöse menschlicher Jammerlaute; sodaß theils diese seltsame Einbildung, theils der Unmuth, den Garten und Ippolito verlassen zu müssen,

ihr alle Gedanken verwirrte; von Kopf bis zu Füßen zitternd, fühlte sie sich ganz zusammenbrechen und erstarren. Außer Stande, ein Glied zu regen, einen Gedanken zu fassen, blieb sie wie eingewurzelt stehen mit aufsträubenden Haaren, die wie Binsen ihr auf dem Haupt emporstarrten. Aber nicht lange nachher, von mächtigerem Entsetzen weiter getrieben, verließ Cangenova die finstere Grube, und ohne einem Menschen im Hause von ihrem Unfall zu sagen, legte sie sich still und heimlich mit hingewelktem Leben in ihr Bette. Cangenova's Schwestern, gleich ihr von der mütterlichen Obhut befreit, hatten auf kindische Weise in ihren Betten gescherzt und während diese im Garten war, ihr mehrmals gerufen, damit sie zu ihnen komme und mit ihnen plaudere. Sie erhielten aber keine Antwort von ihr und kehrten dann wieder zu ihren Possen zurück, bis endlich eine von ihnen, die beherztere, im Finstern aufstand, behutsam in das andere Zimmer nach dem Bette tappte und der Schwester von neuem zurief. Da sie aber nichts antwortete, obwol man merkte, daß sie anwesend war, beschloß sie, um am nächsten Morgen nicht ausgelacht zu werden, ein Licht anzuzünden, um zu ergründen, warum die Schwester diesmal gar nichts von sich hören ließ. Da fand sie sie denn, mehr einem Marmorbild als einem lebenden Wesen ähnlich, in tiefem Schlafe; sie begann zu fragen, von welchem Übel sie so schnell befallen sei; sie rief sogleich die andere Schwester, die ebenfalls herbeilief, um Cangenova nach dem Grunde dieser ihrer neuen traurigen Begegnisse zu fragen; aber sie vermochten gar nichts aus ihr herauszubringen. Sie schickten daher plötzlich nach ihrer Mutter, die voll ängstlicher Besorgnisse um das geliebte Kind plötzlich erschien. Mit mütterlicher Dringlichkeit um sie her stehend, trachtete sie von ihr zu erforschen, woher der plötzliche betrübte Wechsel entstanden sei, denn wirklich und wahrhaft schlafend hatte sie sie in diesem Bette zurückgelassen; ebenso machte sie es mit ihren andern Töchtern. Cangenova

ſagte zu ihr, es ſei ihr in Wahrheit ſelbſt unbekannt, welch ſchlimmes Übel ſie ſo plötzlich betroffen habe; die andern erzählten nur, wie und wann ſie es bemerkt. Die geſchickteſten und erfahrenſten Ärzte der Stadt wurden zur Heilung der ſeltſamen Krankheit herbeigeholt. Sie erklärten das Übel für ernſt und gefährlich, aber keines der vielen angewandten Heilmittel verſchaffte irgend Linderung, da ſich freilich kein Arzt einbildete, es könne ungemeſſene Furcht der Anlaß zu dieſer Krankheit geweſen ſein; und ſie, mehr auf ihre Ehre, als auf ihre Heilung bedacht, hielt den Urſprung des Übels vor jedermann verborgen. Jedoch wollte Cangenova die Sache nicht gegen den verborgen halten, um deſſen willen ſie in den Zuſtand verfallen war, den ſie erduldete. Auch wünſchte ſie den letzten Schritt, der ſich doch nicht mehr zurückthun läßt, nicht zu thun, ehe ſie, wo möglich, ihren wieder gewonnenen Ippolito nochmals geſehen habe. Sie ließ deshalb ſeine Amme zu ſich kommen, vertraute ihr ihren Zuſtand an und trug ihr auf, ihren Pflegeſohn ohne den geringſten Verzug von dieſer Gefahr zu benachrichtigen, damit er, wenn ihm noch etwas an ihr gelegen ſei, Mittel und Wege erſinne, wie ſie ihn noch einmal ſehen möge vor ihrer letzten Stunde, die vielmehr ſchon gegenwärtig, als nahe ſei. Ippolito konnte, als er die ſchlimme Kunde von ſeiner Geliebten erhielt, nicht daran denken, alsbald zu ihr zu gehen. Der heftige Schmerz über dieſe Sache ergriff ihn ſo ſehr, daß ſich ſeine Geſichtszüge völlig verwandelten. Er verſchaffte ſich daher die ungewöhnliche Kleidung eines armen Wanderers, befeſtigte an ſeine Backen einen falſchen Bart und geſtaltete ſich dadurch ſo um, daß er faſt von den Leuten ſeiner Nachbarſchaft nicht erkannt werden konnte, zumal da man allgemein der Anſicht war, ſie ſeien durch Berge und Meere getrennt. Er ging Almoſen ſammelnd in einigen Häuſern umher und gelangte in kurzem zu der Wohnung, in welcher die kranke Cangenova lag. Auch

hier bat er um Almosen, die Hausfrau selbst ging ihm mitleidsvoll entgegen, man sah ihr aber wohl ihre große Betrübniß und Trauer an über den hoffnungslosen Zustand ihrer Tochter, von welchem Unglück sie auch ihm, wie allen Menschen erzählte, die ihr in den Weg kamen, weil sie hoffte, es habe doch vielleicht einer für sie Hilfe oder Trost. Der kluge Pilger erkannte wohl, wie ihm der Zugang zu seiner geliebten Kranken leicht ohne Hindernisse offen sei. Er wandte sich daher bedächtig zu der alten Edelfrau und sagte, sie möge nur nicht alle Hoffnung fallen lassen, ihre Tochter genesen zu sehen, wäre ihre Krankheit auch noch so schwer. Das Fräulein sei, so viel er von ihr höre, in jugendlichem Alter, und unendlich ist die Allmacht Gottes, der in seiner unaussprechlichen Gnade bald diesen frommen Knecht, bald jenen der seltenen und wunderbaren Gaben theilhaftig macht, die Kräfte zu ergründen, die seine himmlische Barmherzigkeit in Kräuter, Pflanzen, Säfte und andere Dinge zum Heil der armen Sterblichen gelegt hat.

Er selbst, sagte er, sei einen großen Theil der Welt durchwandert, und, obwol sie ihn in so niederem Stande sehe, mit erfahrenen Naturforschern und Ärzten in Verkehr gewesen, durch deren Werke ihm, gleichwie durch eigene Betriebsamkeit viele hohe Geheimnisse, die menschlichen Krankheiten zu heilen, erschlossen worden seien. Die leichtgläubige Alte hob die Hände zum Himmel, wie die Weiber fast allgemein und die Bedrängten alle bei solchen Veranlassungen zu thun pflegen; und sie kam leicht auf den Gedanken, ihre unzähligen Gebete haben nun die Wirkung gehabt, daß durch die göttliche Vorsehung dieser hilfebedürftige Mann ins Haus geschickt worden sei. Da er ihr nun seine Thätigkeit und seinen Eifer anbot, wurde, ohne daß sie weiter etwas von ihm begehrte, der neue Arzt von der Mutter in das Zimmer geführt, in welchem das unglückliche Mädchen lag. Als er zu ihr trat, sah und erkannte er, daß es leider nur

zu wahr sei, was man ihm über ihren Zustand berichtet hatte. Und der Schmerz über diesen Anblick hätte ihn beinahe übermannt, obgleich unmittelbar nach seinem Hereintreten in das Zimmer Cangenova, die doch seine Züge gleich wieder erkannte, ein Schimmer süßer Freude überflogen hatte. Ippolito ergriff vor Allem mit seiner zitternden Hand die Hand des Mädchens, als fühlte er nach ihrem Puls, und bat nach einer Weile die Umstehenden, sich etwas zu entfernen, bis er nach seiner Gewohnheit sein Gebet über sie verrichtet habe. So fand Ippolito Gelegenheit, ungehemmt von allen Umstehenden von der Kranken selbst die Ursache und die Beschaffenheit ihres Übels zu vernehmen. Als er sie aber mit unendlicher Zärtlichkeit ansah und der lieblichen Gesichtszüge gedachte, die freilich ganz erloschen und verschwunden waren, sank ihm der Muth. Er verlor ganz und gar die Hoffnung, die er gehabt haben mochte, ihr durch seine Gegenwart Hilfe zu bringen, und konnte vor Schmerz und Beklemmung, die ihm das Herz zusammenpreßte, kein Wort sagen und keine Frage an sie richten. Die Kranke sah wohl, daß ihr Arzt selber der Arznei bedürftig war, tröstete ihn und ermahnte ihren mit Beständigkeit das Geheimniß seiner Liebe vor jedermann zu bewahren. Und nachdem ihm Cangenova ihre schwere Krankheit geschildert hatte, bat sie ihn, seine Hand immer in der ihrigen haltend, er wolle niemals seiner Liebe zu ihr, wie ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit vergessen, die ihr widerwärtiges Geschick ihr leider nicht gestatte, ihm bethätigen zu können. Sodann sagte sie zu ihm, sie würde mit Freuden gestorben sein, wenn nicht Mitleid mit ihm sie gepeinigt hätte; wegen zweier Freuden aber scheide sie ganz zufrieden, einmal, weil sie ihn noch gesehen habe, ehe sie diese Welt verlassen, sodann weil sie überzeugt sei zu sterben, nachdem sie von einem so edeln Jüngling mit der edelsten Liebe geliebt worden sei immerdar. Der trostlose Ippolito tröstete das geliebte Kind, so gut er

konnte, er bat sie, weniger zu fürchten und noch nicht auf alle Hoffnung zu verzichten, und verpfändete ihr mit theuren Schwüren sein unwandelbares Wort, alles zu halten, um was sie ihn gebeten hatte. Durch Thränen und Schluchzen waren seine Thränen nicht sowol unterbrochen, als ganz gestört, er beugte sein Haupt hinab zu dem Cangenova's, erhob es nach einer Weile wieder, wischte sich die Augen mit der Hand und gab und empfing von ihr das letzte Lebewohl. Der vorgebliche Pilger ging sodann zu der trostlosen Mutter zurück und statt ihr in Betreff ihrer Tochter irgend eine Aufrichtung zu bringen, sagte er zu ihr, ihr unheilbares Übel habe ihn mit solchem Mitleid erfüllt, daß er noch jetzt die überströmenden Thränen nicht zu trocknen vermöge, da er sie in demselben Zustande verlassen müsse, in welchem er sie angetroffen. Auf der andern Seite wuchs Cangenova's Herzensweh über die Trennung von Ippolito so sehr, daß ihr ward, als müsse ihm ihre Seele folgen, derweil der Körper nicht im Stande war, es zu thun. Darum, fast indem er von ihr ging, schied ihr Geist von dannen und ihr irdisches Leben hatte ein Ende. Kaum war Ippolito in den Hausflur hinuntergekommen, als er plötzlich großes Weinen und Klagen von den Verwandten und der Mutter vernahm. Gesellte sich also dieser Schlag zu seinem herben Leiden, so konnte er nun wohl aus Erfahrung die Behauptung aufstellen, daß der Mensch aus Übermaß des Schmerzes nicht im Augenblick stirbt, wie man dies von der höchsten Freude zu sagen pflegt. Ippolito wollte auch noch das Leichenbegängniß seiner geliebten Freundin sehen und konnte an sich ein sprechendes Beispiel hinterlassen, daß ein großer Schmerz nur höchst selten sich mildert oder veraltet. Ippolito kehrte daher zu seiner Amme zurück, nahm aber keine andere Speise zu sich, als Seufzer und Thränen und erwartete so den folgenden Tag, um, so viel an ihm war, diesen unglücklichen Anblick zu genießen. Die Stunde kam,

wo Cangenova's Leiche zu Grabe gebracht wurde. Es war ein edles, ehrenvolles Leichengeleite, eine große Schaar von Verwandten und Nachbarn folgte ihr nach ihrer Kirche, unter nicht geringem Zusammenlauf von der Stadt wegen des Ruhmes der Schönheit und Tugend dieser Jungfrau. Sobald die Todtenbahre aus dem Hause gekommen war, schritt Ippolito, gekleidet wie die andern Leidtragenden, mit einer brennenden Kerze in der Hand mit bis zur Kirche, immer dem Sarg zur Seite, und wendete kein Auge von derjenigen, die er nun bald nimmer wieder sah, ja, er trug oft selbst mit an der süßen Last. In der Sanct Franzkirche bei der Familiengruft der Salimbeni angelangt, vollzog man die heiligen Gebräuche mit der Todten und legte sie hinein, worauf der alte Stein die Öffnung wieder schloß. So wie diese Platte aber die Gruft bedeckte, schloß sich auch Ippolito's Bewußtsein und sein Leben. Er fiel auf den Marmor nieder, erhob sich nicht mehr und blieb entseelt liegen. Alle Gegenwärtigen, die diesen Unfall mit angesehen hatten, drängten sich staunend hinzu und erkannten bald, daß der Gestorbene Ippolito Saracini sei, den man jetzt auf der Pilgerfahrt zum heiligen Jakob in Galicien glaubte. Der Ruf von diesem Ereigniß verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt, und als die Angehörigen und Verwandten des Unglücklichen es erfuhren, liefen sie in tiefer Betrübniß zu ihm hin, wo sich auch eine große Volksmasse, Männer und Weiber Sienas, versammelt hatte. Die Verwandten erhuben große Klage über dem Todten. Der Körper des edeln Jünglings empfing alle Ehren und Trauer, die bei einem solchen Anlaß zu erzeigen sind, und ward unter allgemeiner Betrübniß, wegen des Alters und der den tugendhaften jungen Leuten zugestoßenen Unglücksfälle, unter Zustimmung der beiderseitigen Angehörigen, in Cangenova's Grab beigesetzt, auf daß der unglücklich Liebenden sterbliches Theil hier vereinigt werde, wie gewiß dort ihr ewiges.

XXXI. Ascanio de' Mori.

1575.

114. Unschuldiges Gift.

(Nov. 14.)

Salo, der Hauptort am Ufer des Gardasees, gehört zum Brescianer Gebiet, wird gebadet von den klaren Wellen des berühmten Benacus und ist ein gar gesitteter Ort, aber sehr unfruchtbar, weil es nur auf einem schmalen Streif liegt und von einem großen Berge überragt, ja fast eingeschlossen wird. Daher kommt es, daß die Einwohner gewerbsam und vorzugsweise zur Handelschaft geneigt sind, weshalb sie auch sehr geldreich und stolz sind. Eine weitere Folge hiervon ist, daß ein beständiger Wetteifer unter ihnen herrscht und sie oft miteinander um den Vorrang streiten. So etwas begegnet an andern Orten in der Nachbarschaft nur selten, weil die Bewohner derselben weder solchen Geldreichthum, noch überhaupt solchen Wohlstand besitzen. Dort also war in früherer Zeit ein Kaufmann Namens Simone, einst arm und dürftig, durch Handel aber reich geworden und gut ausgerüstet mit Gütern, die ihm das Glück geliehen. Er hatte große Geschäfte in Venedig, in Lyon, in Antwerpen und an verschiedenen andern Orten. Dieser kam nun in einen Rangstreit über den Vortritt (eine närrische Laune, die schon in gewissem Betracht Adligen schlecht steht, geschweige Handelsleuten), er kam in Rangstreit mit einem andern Kaufmann, der nicht minder reich, aber auch nicht minder stolz und thöricht war, als er,

und der Wetteifer wuchs so von Tag zu Tag, daß jeder von ihnen sein Haus voll hatte von jenem traurigen Geschlecht, das wir Schächer*) nennen, die aber vielleicht schicklicher Zerstörer der Hühnerhöfe und Weinkeller heißen könnten, die mit Possen die Leute umbringen und in Schrecken setzen und aus ihren garstigen Mäulern nichts hervorzubringen wissen, was nicht durchweg zur Entehrung des Schöpfers gereichte, und die, um ihre thörichte Kraft zu versuchen, sich des Nachts damit erlustigen, irgend ein armes Weibchen damit zu peinigen, daß sie ihr Fenster und Thüren zerschlagen und tausend ähnliche Belästigungen verursachen. Mit derlei Gesindel also hatten die beiden Kaufleute ihre Häuser gefüllt, damit ja keiner dem andern es irgend zuvorthue; und damit es ihnen nicht an solchen Leuten fehle, erhielten sie mit dem größten Aufwand die Geschäftsführer in den benachbarten Orten, welche reichlich und ohne Rückhalt in diesem häßlichen Treiben vergeudeten. Es begab sich nun, daß einer von ihnen, genannt der Barbaccia, zu solchen Geschäften bezahlt und unterhalten von Messer Simone zu Medole**), sich die Sache recht angelegen sein ließ und nur darauf bedacht war, ihm dergleichen Leute zuzuschicken, einen jungen Mann sah Namens Innocenzio, der aber gemeinhin nur Ciente genannt wurde, und aussah und lebte, daß er mehr für die Hacke, als für den Degen zu passen schien, den ganzen Tag im Freien umherirrte, belastet und abgemüht von einen Eisenpanzer, Degen und Dolch an der Seite, mit zwei bis drei Schießgewehren im Gürtel, einen verrosteten Sichelspieß auf der Schulter, den Kopf keck zurückgeworfen. Er war früher seines Handwerks ein Wollenarbeiter gewesen, hatte aber Kämme und Kartätschen in den Winkel geworfen und sich in den Kopf gesetzt, sich im Waffenwerk auszeichnen zu wollen. Bar-

*) Scherani, eigentlich Meuchelmörder, eine Art Leibwache.

**) Südlich vom Gardasee, an einem bei Borgoforte in den Po sich ergießenden Flüßchen.

baccia nahm ihn für einen recht tapfern Mann mit dem Schwert in der Hand, da er ihn so gut geharnischt und mit Waffen überhäuft und belastet sah. Er nahm sich daher vor, ihn mit Messer Simone zusammenzubringen, machte ihm die ausgedehntesten Anerbietungen und versprach ihm guten Sold, gutes Auskommen und Unterhalt, außer der reichlichen Tafel, an der er sich Morgens und Abends niedersetzen könne, wofern er sich dazu verstehe, bei Messer Simone in Dienste zu gehen. Barbaccia hatte leichtes Spiel, denn Ciente wünschte nichts anderes, da er ein Todfeind der Anstrengung und des Misbehagens war, das ihm nunmehr immer auf dem Fuße folgte. Er entschloß sich daher kurz, und ohne weiteren Aufschub machte er sich mit einem Beglaubigungs- und Empfehlungsschreiben von Barbaccia Morgens bei Zeiten nach Salo auf den Weg, kam genau um die Stunde des Abendessens daselbst an, stellte sich Messer Simone vor und übergab den Brief. Nachdem er ihn gelesen und daraus das ehrenvolle Zeugniß entnommen hatte, welches Barbaccia dem Ciente gab, musterte er ihn mehrmals mit seinen Blicken von Kopf bis zu Fuß, und da er ihn geeignet fand für seine Bedürfnisse, nahm er ihn gern an und schmeichelte ihm sehr, sodaß der gute Gesell nachher bei ihm blieb viele Monate und Jahre, und als später Friede erfolgte, fand er den Boden so fett und weich, daß er nachher als Lustigmacher in Dienste ging, wo er bis dahin als Soldat gekämpft hatte, dieweil er auch in jener anmuthigen und sichern Kunst viel mehr sein Glück machte, als in diesem bittern und gefahrvollen Handwerk; war er doch von Natur weit mehr redselig und witzig, als muthig und stolz. Während er nun sich dort aufhielt, fielen seine Blicke mehrmals auf ein kleines giftiges Fratzchen, die Tochter eines armen Alten aus dem Gebirge, die sich im Hause des Messer Simone aufhielt und verschiedene Dienste verrichtete. Er verliebte sich mehr, als in sie, in einiges Geld, das,

wie sie behauptete, ihr Vater ihr als Mitgift geben wolle, nebst einer kleinen Hütte, die er nicht weit von dort in einem Dorfe, Thei mit Namen, besaß. Diese Hütte hatte der gute Kerl mit großen Mühsalen erworben, wie Lasttragen, Holzspalten und andern ähnlichen Plackereien, welchen er sich sein Leben lang unterzog. Ciente also verliebte sich in die kleine Baarschaft mehr, als in das Mädchen, und es gelang ihm, sie zur Frau zu bekommen mit der Empfehlung des Messer Simone, die ihm nicht weniger half, als seine eigene Bemühung. Als er sie nun besaß, hätte er mit dem Gewinn zufrieden sein können; aber es fiel ihm ein, mit dem Gelde, das sie ihm zubrachte, ein wenig Handel zu treiben, um es in dem Maße zu vermehren, daß er nachher in seinem Alter davon in Ruhe leben könne, wenn es ihm einmal entleidet sei, fremdem Brote nachzugehen. Sein Plan gelang ihm um so leichter, als er damals von Herrschafts wegen im Hause seines Gebieters sammt seiner Frau Unterhalt finden konnte; dazu kamen noch die Geschenke, die er von ebendemselben und von andern Ortsangehörigen erhielt für seine Späße; außerdem die Ersparnisse Bartolommea's (so hieß sein Weib) vom Waschen, Spinnen und anderen dergleichen weiblichen Geschäften, was am Ende des Jahres doch auch ein Sümmchen ausmachte. Aber das Geschick setzt sich gern menschlichen Gedanken entgegen, und so widerfuhr es auch ihm und ließ ihn tölpischer Weise etwas ganz anderes ernten, als er erwartet hatte. Er hielt nämlich Bartolommea für weit mehr in die Augen fallend, als ihrem Stande angemessen war, und da sie genöthigt war, bald da- bald dorthin in fremde Häuser zu gehen, und an den See, um zu waschen und sonstige Geschäfte zu besorgen, da er sie ferner als viel kecker und lebhafter als billig kannte und aus Erfahrung wußte, daß sie auf gewisse Dinge mehr los war als Katzen auf den Speck, wurde der arme Tropf so närrisch eifersüchtig und so übel aufgelegt, daß weder er noch sie

eine gute Stunde mehr hatten; er, wegen des unermüdlichen Wurms, der ihm am Herzen nagte, und ſie, weil der eiferſüchtige Narr ihr beſtändig die Fäuſte auf dem Rücken einübte. Er gab daher den Plan mit dem Handel ganz auf und dachte an kein Geſchäft mehr, als ſich ſelbſt und ſein armes Weib zu plagen, denn wenn er zum Unſtern je und je bemerkte, daß ſie ſich umſah, ſtieg ihm gleich das Blut in den Kopf, er meinte, ſie ſchlage ihm ein Schnippchen und ſende ihn nach Hornberg, und überhäufte ſie mit Schlägen; ſie mochte nun umſehen oder nicht, ſprechen oder ſchweigen, gehen oder bleiben, immer hatte er einen Grund, ſie zu verdächtigen. Kurz, ſie konnte gar nichts thun, was ihm gefiel. Jeden Morgen machte ſich der Unglückliche ein Vergnügen daraus, ihr zuzumuthen, daß ſie ihm erzähle, was ſie die Nacht über geträumt habe. Da ertappte er ſie denn einmal über das andere auf einem Wörtchen, das denn gehörig hin- und hergedreht, verdächtig werden konnte; dann aber, die Fauſt ans Geſchäft! Ich übergehe die Schimpf- und Scheltworte, die er ihr dabei ſagte, indem er ſie immer leichtſinnig, ſchamlos und untreu nannte. Als das arme Weibchen ſich in ſo gottloſe Hände gefallen und ganz unverſchuldeter Weiſe ſo ſchlecht behandelt ſah, wußte ſie ſich gar nicht mehr zu helfen und zu rathen und ſah lediglich keinen Ausweg. Ihr Vater war erſt vor kurzem geſtorben, ihre Mutter lange zuvor ſchon, treue Freunde hatte ſie keine, und auch von ihren Verwandten war ſie weit entfernt. So zwang ſie die Noth, welche aus Schwachen und Schüchternen kühne Helden macht, und nachdem ihr die verſchiedenſten Entſchlüſſe durch den Kopf gegangen waren, kam ſie auf den Gedanken, den ſie auch hartnäckig feſthielt, wie es bei verzweifelten Weibervorſätzen zu gehen pflegt, den Mann zu vergiften und ſich vom Halſe zu ſchaffen. Sie nahm ſich vor, die erſte Gelegenheit zu benützen, um ihren feſten und wackern Vorſatz auszuführen, und das Schickſal zögerte nicht,

ihr eine solche zu bieten. Ciente war nämlich eines Tages genöthigt, wiewol sehr ungern, und nach vielen Krümmungen und Windungen, wie eine Schlange, die man zum Zaubern treibt, er war genöthigt in Dienstangelegenheiten mit Messer Simone auszugehen, etwa fünf Meilen von seiner Wohnung weg, dem Ufer des Sees entlang. Übrigens hatte er seiner Bartolommea beim Abschied die Weisung ertheilt, sich, wenn er zurückkehre, wieder so von ihm finden zu lassen, wie er sie beim Weggehen verlasse, sonst solle sie auf sein Messer oder einen Strick um den Hals gefaßt sein. Sie aber hatte bereits die Furcht und damit auch Thränen und Seufzer verbannt und einen Muth gefaßt, der über ihr Geschlecht hinausging. Kaum sah sie ihn also von seinem Hause weggegangen, so war sie der Ansicht, dies sei der günstige Augenblick zur Rache und fing an, ihren Entschluß kühnlich ins Werk zu setzen. Im Nu hatte sie ihren Rock übergeworfen, verhüllte nach Landessitte den Kopf, nahm den Weg unter die Füße und flog nach der Apotheke mit ein Paar Pfennigen, die sie sich zuvor von ihrem Gatten zu eben diesem Zweck geflüchtet und in einem kleinen Loche der Mauer einer armseligen Wohnung geborgen hatte, welche Ciente der Bequemlichkeit halber hart an der Wohnung Messer Simone's gemiethet hatte. Sie erreichte endlich die Apotheke, grüßte artig den Apotheker und verlangte von ihm Gift für die Mäuse, welche ihr, wie sie behauptete, die Betttücher und, was noch schlimmer, die Kissen selbst zernagt haben, weshalb die Federn herausgehen und sie genöthigt sei, auf dem Boden zu schlafen. Dem Herrn Apotheker, der der boshafteste und weiberfüchtigste Mann von der Welt war, stach sie gleich in die Augen, er bekam Absichten auf sie, antwortete ihr daher liebevoll, und warf ihr allerlei höfliche und freundliche Worte zu, die lauter Schlingen waren, aber auf ihr Begehren nach Gift gar nicht paßten. So neckte er sie einige Zeit und da sie sich nicht spröde

zeigte, um ihren Zweck zu erreichen, tastete er weiter und versuchte immer schmeichelnde Worte und Scherze. Sie aber, deren Gedanken durchaus auf den Tod ihres Mannes gerichtet waren, und die nichts anderes wünschte, ging ihn fortwährend um das Gift an. Zuletzt, als sie sah, daß er gar nicht auf ihre Angelegenheit einging, und daß sie nur Zeit verliere, sagte sie: Seid so gut, Messere, und macht, daß ich fertig werde, denn ich habe keine übrige Zeit hier zu weilen. Da ist euer Geld.

Meister Gian der lose, der seine Augen gar nicht von ihr hinwegbrachte und der nicht übel in Flammen stand, da sie ihm gar reizend und wie für ihn gemacht vorkam, und er nicht wußte, wer sie war, beschloß, sie nicht unbefriedigt zu entlassen, aber auch seinerseits von ihr Befriedigung zu begehren. Deshalb setzte er hinzu: Kommt herein, schöne junge Frau, daß ich euch besser anhöre, denn ich habe euch nicht recht verstanden, und von dergleichen Dingen darf man nicht zu laut reden.

Sie fügte sich sogleich willig, denn sie hatte im Hause des Messer Simone Zutrauen gelernt. Als sie nun in die Bude getreten war, gedachte der wackere Apotheker, der sich so bei der Quelle befand, ohne viel von ihren Angelegenheiten zu wissen, bei sich, sie unter allen Umständen zu seinem Vergnügen zu benützen, und als ein alter Fuchs, der wohl wußte, auf wie viel Beinen man gehen kann, der auch mehr als Eine Braut in sein Bett gelegt hatte, nahm er den Vortheil wahr, daß sie, wenn sie nur das Gift erhielte, sich ihm wol ergeben werde, zumal sie mit so fast leerer Hand gekommen war. Auch merkte er an der Dringlichkeit ihres Begehrens, daß sie kein Gift verlange, um die Mäuse zu tödten, sondern um irgend ein Unheil anzustellen, und daß sie, um es zu bekommen, sich jedem noch so harten Wagniß hingeben würde. Nachdem er also in Gedanken ins Reine gebracht hatte, wie er es anstellen wolle, um ihr ohne jemandes Nachtheil ihren Willen thun und sie seinen Wünschen

geneigt machen könne, sagte er zu ihr: Meine Schöne, weiß Gott, ich möchte euch von Herzen gerne dienen, und nicht allein mit dem, was ihr von mir verlangt. Aber wir Apotheker dürfen dergleichen Waare keinem Menschen auf der Welt geben, wenn wir ihn nicht aufs Genaueste kennen, und es steht Todesstrafe auf der Übertretung. Darum weiß ich zu meinem größten Bedauern euch nicht gefällig zu sein.

Die Frau merkte wohl, daß, wenn sie das Gift nicht bekomme, ihr Plan vereitelt sei, und wenn sie diesmal ihren Höllenteufel nicht aus dem Wege schaffe, sie Gefahr laufe, einmal selber das Leben einzubüßen. Daher bat sie ihn von neuem inständigst. Dies war aber dem neuen Liebhaber nur eine weitere Aufforderung, sie nicht weggehen zu lassen, ohne seine Absicht erreicht zu haben. Sie versicherte ihn zwar bei ihrer Ehre als rechtschaffene Frau, sie wolle es zu nichts, als um die Mäuse zu vergiften. Er war aber boshaft genug, sie noch mehr hinzuhalten und auszuforschen und fuhr fort: Wahrhaftig ich sehe nicht, wie ich euch dienen kann ohne die augenscheinlichste Gefahr für mein Leben. Und ich hoffe, ihr werdet mir nicht zumuthen, dieses aus einer so geringfügigen Veranlassung auf das Spiel zu setzen.

Wehe mir, versetzte sie, und Thränen rollten ihr über die Wangen, denn es kostete sie keine große Mühe, heiße Tropfen ihren schönen Augen zu entlocken, welche ganz wie Feuerflämmchen glühten, und die darum auch den Apotheker um so heftiger unsichtbar angriffen und ihm große Hoffnung einflößten.

Wehe mir, versetzte sie, um so mehr glühend von Begierde, ihren Zweck zu erreichen, je mehr ihr die Hoffnung darauf in die Ferne rückte.

So wollt ihr also zugeben um des wenigen Gifts willen, daß die verruchte Brut mir mein bischen Hausgeräth vollends zu Grunde richtet, das ich mit so viel Mühe erworben habe? Ihr seid doch ein grausamer Mann.

Was für Unheil meint ihr denn, daß ich mit anſtellen könnte? Haltet ihr mich für verrückt? Traut mir doch nicht ſolche Albernheit zu, daß ich etwas anſtelle, was nicht ganz recht wäre. Ich bin nicht von der Art.

Dieſe Gründe, welche Bartolommea mit ſo viel Feuer vortrug, ſteigerten den Verdacht, die Begier und die Kühnheit des klugen Apothekers. Er entgegnete daher von neuem: Seht, ſchöne Tochter, ich habe euch geſagt, welchen Schaden es mir bringen könnte, wenn ich euch dieſes Gift ſo leichtfertig verabreichte. Indeß, da ich euch im Geſicht anſehe, daß ihr verſtändig und rechtſchaffen ſeid, und da es mir leid thäte, wenn dieſe verdammten Thiere eine Frau zu Grunde richteten, der ich jedes Heil für ſie und ihr Eigenthum anwünſche, wenn es mich auch mein eigenes Herzblut koſten ſollte ...

Hier faßte er ſie am Kinn, und da ſie ſtille hielt, trat er näher an ſie heran, und fuhr fort, indem er ihr mit gedämpfter Stimme faſt ins Ohr ſprach, um ſeinen Worten deſto mehr Glauben zu verſchaffen: Ich bin bereit, euch den Gefallen zu thun; und ich verlange dafür kein Geld von euch; vielmehr bin ich bereit, euch ſelber noch zu geben, wenn auch ihr euch dazu verſteht, mir gleicherweiſe einen Gefallen zu thun, mit eurer Liebe und wenn ihr mir verſprecht, daß nie ein lebendes Weſen eine Silbe davon erfährt; denn ihr wäret die Urſache meines ganzen Verderbens.

Doch es brauchte bei dieſer Frau nicht ſo viele Worte und Anerbietungen; er durfte nicht mit ſolcher Vorſicht zu Werke gehen. Sie war ja kein Tiger, auch nicht einmal eine Lucrezia; ſie hatte vielmehr den Entſchluß gefaßt, ihrem Manne etwas anzuthun und noch ſchlimmer mit ihm umzuſpringen; darum achtete ſie das für nichts, da es ihr ja nichts koſtete, als die Mühe, das Kleid ....., zumal da ſie ſich bei jeder Gelegenheit ſo verhalten zu können dachte, daß man keine Spur davon merke. Wozu alſo ſolche Liſten

und Künste, da sie vollkommen gestimmt war, jeden Frevel zu begehen, um nur ihren gottlosen Zweck zu erreichen? Kurz, sie ließ sich nicht mehr lange bitten, sondern schlug die Augen nieder, gab seinem Gesuche nach und ließ sich von ihm leiten, der sich ihrer schon, wie ein Raubvogel seiner Beute, bemächtigt hatte. Er nahm sie bei der Hand und führte sie gleich in ein gewisses geheimes Kämmerchen, wo er ein kleines Bett bereit hatte, das für dergleichen Geschäfte ganz passend eingerichtet war, und hier klopfte er ihr denn den Staub aus. Ehe er aufstand, ... , welches Ciente aufs Strengste . . . . . befohlen hatte. Sodann reichte er ihr statt Gifts Feigbohnenmehl und schärfte ihr noch mehrmals ein, Alles recht geheim zu halten, bat sie auch, von Zeit zu Zeit wieder bei ihm einzusprechen, wenn sie etwas brauchen könne, was er habe; seine Töpfe werden für sie niemals leer sein, wie sie es jetzt erfahren habe. Darauf schenkte er ihr noch ein Paar Geldstücke und entließ sie. Nun konnte er aber kaum den Augenblick erwarten, wo er Ciente spräche, mit welchem er als lebenslustiger junger Mann schon lange auf dem vertrautesten Fuße stand und dem er freigebig schöne Geschenke gemacht hatte, so sehr erfreute er sich an seiner ergetzlichen Laune. Ciente hatte es sich deswegen zur Pflicht gemacht, ihn täglich zu besuchen und wenigstens ein Stündchen mit irgend einem Spaße zu unterhalten, an denen er, wie gesagt, reich war. Heute also, meinte der Apotheker, bleibe er allzu lang und gegen seine Gewohnheit weg, denn er fand keine Ruhe vor der Lust, ihm die Posse zu erzählen, die ihm so glücklich gelungen war. Ciente verfehlte auch nicht zu erscheinen, sobald er von der Begleitung des Messer Simone zurückkam und nachdem er erst in seiner kleinen Wohnung jeden Winkel ausgespäht und nach seiner verdächtigen Frau geschaut hatte, ohne jedoch irgend etwas Unrechtes zu bemerken; vielleicht hatte er nicht seine scharfe

Brille auf der Nase. Die Frau hatte, sobald sie von ihrem Freunde los war, sich eiligst und geraden Weges nach Hause begeben, dort eingeschlossen und war nun auf die Ausführung dessen bedacht, was sie zuerst bei sich selbst ausgesonnen hatte. Sie erwartete also ihren Gatten, um ihn sich so schnell wie möglich aus den Augen zu schaffen; denn sie war überzeugt, wenn er ihr bisher Prügel gegeben habe, werde er sie künftig blutig schlagen, nachdem sie ihn mit Hörnern geschmückt hatte. Da es aber noch lange bis zum Abend und er von neuem ausgegangen war, nahm sie andere Geschäfte vor, nachdem sie, wie gesagt, ihren grausamen Plan angeordnet hatte. Der gute Esel oder vielmehr Hirsch kam also in die Bude des Apothekers und dieser trat ihm entgegen, konnte aber gar nicht sprechen vor lauter Lachen, welches in reichem Maße hervorplatzte und immer zunahm, je mehr er sich den Vorfall einbildete, sodaß Ciente sich gar nicht denken konnte, weshalb sein guter Freund so lache. Als sich nun aber das Gelächter des Apothekers etwas legte, ließ er sich Ciente gegenüber sitzen, um ihm die Geschichte zu erzählen. Da begann denn der Sturm von neuem und zog auch den guten Hornmeister mit sich in das Gelächter fort, der freilich keinen andern Grund wußte, warum er lachte, als das Gelächter seines Freundes, das ihn freilich sehr dazu aufforderte. Zuletzt erfuhr jedoch Ciente die Ursache von dem Apotheker, welcher ihm die ganze Geschichte erzählte, und darauf lachten sie beide von neuem lange Zeit. Ciente wünschte nun aber womöglich auch die Frau zu kennen, um zu sehen, ob er auch anbeißen könne; denn er besaß neben manchen andern auch die Tugend, sich nicht mit der häuslichen Kost zu begnügen. Er bat ihn daher, ihm den Gefallen zu thun, ihn gelegentlich mit ihr bekannt zu machen. Er konnte dies leicht von seinem Freunde erlangen, von dem er sehr geliebt wurde, zumal da der Apotheker noch mehr Verlangen hatte, sie ihm zu zeigen, als jener, sie

zu sehen. Der Apotheker versprach ihm also sogleich, sobald sich Gelegenheit gebe, sie ihm zu zeigen; denn er hätte sie leicht aus tausenden wiedererkannt. Köstlicher Weise nun hatten sie kaum so weit gesprochen, als die schöne Bartolommea erschien, beladen mit Wäsche aus dem Hause des Messer Simone, die sie nach dem See trug, um sie zu reinigen. Sobald daher der Apotheker sie bemerkt und deutlich erkannt hatte, winkte er seinem Freunde und sagte zu ihm: Da ist sie, diese ists, die eben vorübergeht.

Man darf glauben, daß er nicht zu einem Tauben sprach. Ciente war ganz munter geworden, als er ihr Lob singen hörte, und wäre in hundert Jahren nicht darauf gekommen, daß man so von seiner Frau spreche, hätte vielmehr gemeint, es sei eher jede andere, als sie. Neugierig fuhr er daher in einem Nu auf sie los, um ihr ins Gesicht zu sehen und sie nach Herzenslust zu betrachten; ja, während er sonst immer seinem Wesen nach träg und langsam war, zeigte er sich nunmehr so rasch und gewandt, daß der Magister sich nur darob verwunderte, welcher gar nicht wußte, daß er ihn kurz zuvor in eine andere Gattung von Wesen verwandelt hatte. Nun aber da Ciente sie erblickte und sie recht sicher ins Gesicht faßte und sie als seine Bartolommea erkannte, über die er so eifersüchtig war, die er mit solcher Sorgfalt hütete und in so aufmerksamer Pflege hielt, da mag man sich denken, ob ihm nicht die Grillen aus dem Kopfe wichen, ob er nicht schnell seine Liebesgelüste verscheuchte, verstummte und ein stechendes Weh im Herzen fühlte! Er schlug die Blicke zu Boden, er sah aus wie der Boden, ja, der Arme war fast selbst zu Boden geschlagen und des Todes. Dann war er nahe daran, verrückt zu werden, sich zu verfluchen und wider sich selbst zu wüthen. Und was sagte er nicht alles? Was that und dachte er nicht! Kurz, er entfernte sich, ohne lange Abschied zu nehmen nach dieser

Verhöhnung. Und grausam, wie er war, zerkratzte er sich das Gesicht, biß sich auf Lippen und Finger und lief nach Hause, um dort seine Frau zu erwarten und sie abzuschlachten, sobald sie heimkäme. Der Apotheker war gleichfalls erstaunt über das, was er gesehen hatte, besann sich hin und her, und kam endlich auf die Vermuthung, Ciente müsse bei der Sache besonders betheiligt sein. Er eilte daher der Frau nach, und als er sie erreicht hatte, fragte er sachte nach ihren Verhältnissen, und wußte ihr auch so zu schmeicheln, daß sie, der der Umgang mit ihm außerordentlich gefallen hatte, und die, um nur beständig bei ihm zu sein, sich gern dazu verstanden hätte, ihm in der Bude zu dienen, den ganzen Tag den Pfefferstößel zu regieren und im Gang zu halten, auch sämmtliches Geräthe zu reinigen, daß sie, sage ich, ihm offenbarte, wie bitter ihre Lage sei, ihm alle Geheimnisse ihrer Seele enthüllte und endlich auch mittheilte, daß sie Ciente's Frau sei. Der Apotheker war hierüber ebenso verwundert, als verdrießlich und ärgerlich; aber er sah ein, daß ein Stein, der einmal geworfen ist, nicht wieder zurückkommt, und daß das Geschehene nicht kann ungeschehen gemacht werden, und beschloß daher ein zweckdienliches Linderungsmittel in Anwendung zu bringen. Zuvörderst also unterrichtete er die Frau von Allem, was ihm mit ihrem Gatten begegnet war, und von dem, was ihr drohe, wenn sie jetzt nach Hause zurückkehre, und fügte bei, wie sie am besten thue, sich in ihre Lage zu fügen. Sie war darüber ganz verblüfft, und da sie sich selber nicht zu helfen wußte, legte sie ihre Lage ihm ans Herz mit der Bitte, ihr beizustehen. Sie warf sich ihm in die Arme und bat ihn unter vielen Thränen, nachdem er sie in ein so verwirrtes Labyrinth geführt habe, auch um Auskunft besorgt zu sein, damit sie mit heiler Haut sich zurechtfinde. Ganz freundlich führte er sie daher in seine eigene Wohnung, da er dort keine Frauen im Hause hatte, mit der Absicht, zu sehen, wie er noch

vor Sonnenuntergang für die Wunde ſeines Freundes eine Salbe oder ein Pflaſter finde, um die Anmuth ſeiner Unterhaltung nicht für ſich verloren gehen zu laſſen. Die Sache nahm jedoch eine ganz andere Wendung, welche der Frau und ihm viel gelegener kam, die ſie aber nicht erwartet hatten. Denn wenn er in Ciente einen angenehmen Geſellſchafter verlor, ſo gewann er mit ſeiner Gattin eine noch angenehmere Geſellſchafterin; und wenn ſie auf lange Zeit ihren böſen Mann los wurde, ſo behielt ſie ebenſo lange einen braven Liebhaber. Wie geſagt, es ging anders und alles kam doch zu einem guten Ende. Denn als der neue Aktäon ſeine Frau bis zum Einbruch der Nacht erwartet hatte und ſie nicht kommen wollte, merkte er endlich, wie die Sache gegangen ſein könnte, und änderte ſeinen Plan. Er packte alſo zuſammen, ſo viel er tragen konnte, und ging fort, ehe es Tag wurde, da er ſich dachte, die Poſſe werde auskommen, wie auch wirklich geſchah, und dann könne er ſich nicht mehr öffentlich ſehen laſſen. Wie eine lichtſcheue Eule kehrte er daher in ſeine Heimat zurück, und ſchalt ſich aus über ſeine Eiferſucht, aber freilich zu ſpät, indem er ſich geſtand, daß ihm das alles ganz recht geſchehe. Aber auch dort blieb er nicht lange, denn das behende und geſchwätzige Gerücht verbreitete die Sache ebenſo in Medole und der arme Schelm ſah ſich genöthigt, auch von dort wegzugehen und viele Jahre lang ſich in fremde Länder zu begeben, bis die Zungen ſtille wurden und die Sache einſchlief. Endlich kehrte er zurück, aber er hatte ſich in eine andere ſanftere Gemüthsart gekleidet, und durch die Vermittelung ſeiner Freunde und des Apothekers, der ihm weiß machte, alles ſei nur ein Traum geweſen, verſöhnte er ſich wieder mit ſeiner Frau. Er traf ſein Haus gut beſtellt und ſeine Frau ſchöner, als je; bei der Ausſöhnung aber, welche er wünſchte, mußte er das Verſprechen ablegen, die Eiferſucht völlig zu verbannen. Und das that er auch. Sie lebten nachher

lange in ungetrübtem Frieden und er begehrte nicht zu wiſſen, wie ſie gelebt habe, ſo lange er entfernt war, um ja nicht das aufzuſuchen, was er nicht gerne gefunden hätte, was den Eiferſüchtigen meiſtentheils begegnet. Daraus entſprang denn für die ſchöne Bartolommea manchmal eine bequeme Gelegenheit, ſich unbeſchrieen der Liebe ihres klugen Apothekers zu erfreuen, ſodaß keinem von beiden ihre Freundlichkeit fehlte.

XXXII. Celio Maleſpini.

1580.

115. Wagen gewinnt.

(I, 84.)

Drei heitere Burſche aus der Stadt Arezzo in Toscana, von denen der eine Giannozzo di Pippo, Cechino Neali der andere und der dritte Simeone Miniati hieß, wollten gern die ſtolze Stadt Venedig ſehen und machten ſich in der Abſicht und dem Gedanken dahin auf den Weg, daſelbſt durch Arbeit oder Dienſt bei einem Edelmann ihr Glück zu verſuchen. Bei geringem Geldvorrath alſo zu Fuße wandernd langten ſie nach wenigen Tagen daſelbſt an und nahmen ſo gut ſie wußten und konnten eine Herberge in dem Hofe Barozza*), im Hauſe einer ehrlichen armen

*) Was man in Venedig unter Hof (corte) verſteht, erklärt uns Ge. Sand in Conſuelo Th. I, Cap. 5 ſo: — une de ces petites places qu'on appelle corti à Venise, bien que ce ne soient pas des cours, et que cet assemblage de maisons, s'ouvrant sur un espace commun, corresponde plutôt à ce que nous appelons aujourd'hui à Paris cité. Mais il s'en faut de beaucoup que la disposition de ces prétendues cours soit régulière, élégante et soignée comme nos squares modernes. Ce sont plutôt de petites places obscures, quelquefois formant impasse, d'autres fois servant de passage d'un quartier à l'autre; mais peu fréquentées, habitées alentour par des gens de mince fortune et de mince condition, le plus souvent par des gens du peuple, des ouvriers ou des blanchisseuses qui étendent leur linge sur des cordes en travers du chemin, inconvénient que le passant supporte avec beaucoup de tolérance, car son droit de passage est parfois toléré aussi plutôt que fondé u. ſ. f.

Frau, wo sie sich denn sehr knapp hielten, da sie nur noch wenige Bajocke übrig hatten. Es war gerade zur Fastenzeit, und wie sie da nun eines Abends über die Brücke bei Santa Maria Formosa gingen, welche auf die Straße Gaglioffa führt, erblickten sie in einem Kramladen eine Frau, welche allerlei Fettbackwerk machte, und heiß, wie es aus dem Kessel kam, legte sie es in einem großen irdenen Napf auf ihrem Schautisch aus, um es an den Liebhaber zu verkaufen. Bei dem Anblick, dem Dampf und Geruch desselben kamen die wackern Bursche fast außer sich vor gewaltigem Gelüsten und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen. Sie hatten kein Geld, um es sich zu kaufen, und waren doch nicht mit dem Anblick zufrieden; vielmehr ließ ihnen die Begier keine Ruhe und ihr Herz schmolz vor Verlangen, alle die Kuchen unter die Zähne zu bekommen und zu verschlingen. Da sagte Cechino, der jüngste unter ihnen und verschlagener, als die andern, zu diesen: Soviel ich sehe, würdet ihr, so gut wie ich, ganz gewiß, wenn es anginge, euch einen rechten Bauch voll von diesen Dingern nehmen, die, wie ihr seht, noch immer dampfen. Darum will ich euch die Art und Weise zeigen, wie sie unser werden.

Wie, antwortete Giannozzo, willst du denn das anstellen, da wir kein Geld haben, um uns davon zu kaufen?

Ja er fügte bei: Wie bist du ein Narr, da du doch weißt, daß wir alle zusammen nicht mehr haben, als sechs Kreuzer; wenn wir diese hingeben, was bleibt uns dann für unsere Gastwirthin zum Abendessen? und wenn wir morgen auch noch essen wollen, so ist das die Hauptsache.

Wahrlich, sprach Simeone, ich will sagen, du seist ein ganzer Kerl, wenn du das, was du sagst, ins Werk zu setzen wüßtest.

Nur gemach, Bruder! Sachte! sagte Cechino. Ists euch nicht recht, wenn wir sie zu essen kriegen?

Nun, wie willst du es denn anfangen? antwortete Simeone; sonst scheinst du mir ein rechter Ochs mit deinen Reden.

Laß es ihn sagen, sprach Giannozzo. So rede doch zum Henker!

Ei, so hört mich an! erwiderte Cechino. Du, Giannozzo, gehst in die Bude hinein und kaufst um deine sechs Kreuzer Zibeben, von denen wie du siehst, dort auf dem Vorsprung ein ganzer Korb voll steht. Nimm dabei, so sehr du kannst, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch! Während er nun einkauft, packst du, Simeone, die Schüssel mit den Kuchen, läufst damit davon und erwartest uns auf dem freien Platz, und sehe ich, wider Erwarten, dir jemand nachlaufen, so halte ich ihn in dem engen, dunkeln Gäßchen auf. Ehe sich das Weib losmacht und aus ihrem Laden wegkommt, bist du mit deinem Raube schon auf dem freien Platz, wo wir dich aufsuchen und mit dir theilen. Meint ihr jetzt, ihr Tölpel, ich sei im Stande, den Faden zu finden, an dem sich dieser Knäuel abwickeln läßt, und auszuführen, was ich sagte, daß die Kuchen unser werden sollen?

In der That, antworteten die andern, du bist ein listiger Kuchenbäcker. Aber gehen wir frisch ans Werk, ehe die Kuchen kalt werden!

Ich will zusehen, sagte Giannozzo, meine Rolle zu spielen; bereitet ihr andern euch auf die eurige!

Er trat in die kleine Bude und sagte: He, Frau, gebt mir doch um zwei Soldi von diesen Zibeben! Wie viel verlangt ihr denn für das Pfund?

Fünf Marchetti, antwortete sie; aber weil ihr es seid will ich ein halb Pfund für zwei Soldi geben.

Wägt es, sagte er, aber seht zu, daß ihr mir es nicht zu knapp macht!

Seid ruhig, antwortete sie; ich werde euch geben, was euch gehört.

Als nun Simeone sie mit dem Abwägen der Zibeben beschäftigt sah, bemächtigte er sich rasch der Schüssel mit den Kuchen und lief damit fort an den verabredeten Platz, wo er seine Genossen erwartete und unterdessen ein wenig davon aß, um sich zu überzeugen, ob sie gut seien. Als die arme Frau sah, daß man ihr ihr Backwerk stahl, erhub sie ein Geschrei und sprach: Packt ihn! Packt ihn! Kuchen gestohlen!

Sie lief eiligst aus dem Laden und wollte nachjagen, aber der schlaue Cechino vertrat ihr den Weg und sagte: Was ist euch widerfahren, gute Frau!

Der Schelm, antwortete sie, der dort läuft, hat mir eine ganze Schüssel voll Kuchen gestohlen, die ich eben in dem Augenblick aus der Pfanne genommen habe. Wer sie mir wiederbrächte, und wenn auch nur theilweise, dem würde ich gut lohnen.

Gute Frau, sagte er, bleibt nur zurück! Der Kerl läuft schneller, als der Wind, und hat in seiner wahnsinnigen Hast mich fast über und über gerannt.

Während nun das arme Weib über den Verlust ihrer Pfannkuchen jammerte, trat auch Giannozzo zu ihr, dem sie Zeit und Weile gelassen hatte, sich die Taschen voll Zibeben zu stopfen, und sagte: Da, Mutter, nehmt euer Geld! Da ich euch so in Anspruch genommen sah, hätte ich davonlaufen können, ohne euch zu bezahlen; aber ich halte es nicht für recht, andern ihre Sache abzunehmen, ohne dafür zu zahlen.

Gott segne euch, mein Sohn, antwortete sie. Ihr seid doch keiner wie der Spitzbube. Ich bitte Gott, daß er am ersten Kuchen, den er in den Mund steckt, ersticken möge und krepiren.

Nach diesen Worten ging sie wieder in ihren Kramladen hinein und fing aufs neue an Pfannkuchen zu backen. Am folgenden Tag aber ließ sie, um der Gefahr, wieder so bestohlen zu werden, zu entgehen, um

ihre Schauſpinde her ein Gitter machen. Die drei windigen Geſellen konnten kaum die Zeit erwarten, ihren Raub unter ſich zu theilen, und trafen hinter der Kirche bei den drei Brücken zuſammen, wo ihre hungrigen Mägen die Pfannkuchen alle in einem Augenblick verſchlangen, und da ſie darauf faſt vor Durſt umkamen, machten ſie ſich über die Zibeben her, deren Giannozzo um ſeine zwei Soldi, da er ſich gut gewogen, mehr als ſechs Pfund eingeſteckt hatte. Während ſie ſo ſpeiſten, hörten ſie ſanft über ihnen ein Fenſter öffnen und eine leiſe Stimme ſprechen: Liebes Herz, ich komme jetzt gleich und laſſe euch ein! Wartet nur noch ein bischen, liebe Seele!

Die Nacht war ſtockfinſter und voll von einem dichten Nebel, der vom Himmel ſank, überdies heftig kalt und man konnte durchaus niemand unterſcheiden. Der verwegene Cechino ſprach alſo: Das iſt gewiß irgend ein gutes Abenteuer. Rathet ihr mir, daß ich hineingehe, wenn ſie aufmacht? Wer weiß, es könnte mir vielleicht zu meinem Glücke ausſchlagen. Auf jeden Fall, fügte er hinzu, ſind wir jetzt in eine verzweifelte Lage gerathen, und wenn wir leben wollen, ſo müſſen wir etwas wagen. Was ſagt ihr dazu? Soll ich gehen?

Meinetwegen geh du, antwortete Simeone; das iſt deine eigene Sache.

Du wäreſt ein rechter Narr, ſagte Giannozzo, wenn du da hineingingſt; du weißt ja gar nicht wohin, und da du nicht der biſt, dem ſie ruft, ſo könnte ſie, ſobald ſie dich ſieht, anfangen zu ſchreien: Zu Hilfe! Ein Dieb! Ein Dieb!

Denn dafür müßte ſie dich doch halten. Dann flieh, wenn du kannſt und weißt wohin! Nein, mach' es wie ich und menge dich nicht darein!

Herr Gott, was können ſie mir denn thun? antwortete er; ich bin kein Dieb; und wenn ſie mich nun auch auf ihr Schreien erwiſchten, könnte ich dann nicht

immer ſagen, ich ſei ein Fremder und ſei, weil ſie mich gerufen habe, hereingekommen, um zu hören, was ſie von mir wolle. Und dann würde Jacopo Salviati jedenfalls für mich bürgen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, da ich über drei volle Jahre bei ihm in Florenz geweſen bin und noch bei ihm ſein würde, wäre er nicht hierher gezogen und hätte nicht mein Vater, der damals noch lebte, durchaus nicht dareinwilligen wollen, daß ich mit ihm wegziehe, weshalb ich alſo ſeinen Dienſt verließ.

Thu was du willſt! Deine Gründe ſind nicht übel, ſagten die andern. Wenn aber wir dir rathen ſollen, ſo gehſt du nicht hinein. Willſt du deſſenungeachtet, ſo thu nach deinem Gelüſten! Geht es dir ſchlimm dabei, ſo wird es uns zwar ſehr leid um dich thun, allein du kannſt dich über niemand beklagen, als über dich ſelbſt.

Nun kurz und gut, ſagte er, ich bin entſchloſſen, hineinzugehen. Beim heiligen Leibe Judä, was wird es denn auch geben? Ich weiß mein Geſätzlein ſchon, und wer mir etwas anhaben will, der muß ſehr ſchlau zu Werk gehen, wenn ich es nicht merken ſoll. Geht ihr immerhin in unſere Herberge! Ich bleibe hier allein und werde der Dinge, die da kommen, gewärtig ſein. Ihr mögt inzwiſchen für mein gutes Glück beten, daß es mir günſtig ſei; denn wenn ich irgend etwas Hübſches daraus fiſche, wie mir ſchwant, ſo ſollt auch ihr euer Theil davon abkriegen. Nur wartet auf mich, denn ich höre ſie ſchon die Treppen herunterkommen, um mich einzulaſſen.

Sobald die zwei Geſellen erkannten, daß ſein Entſchluß gefaßt und er nicht mehr davon abzubringen war, kehrten ſie in die Herberge zurück und ließen den verwegenen Cechino an der Thüre warten, bis ihm aufgemacht würde. Es wohnte in dieſem Hauſe ein reicher portugieſiſcher Kaufmann, welcher nur eine einzige unglaublich ſchöne und reizende Tochter hatte, die, da er Witwer und ſchon ſehr alt war, ſeine einzige Freude

und Troſt wurde. Ein Edelmann aus der Stadt hatte ſich heftig in ſie verliebt und das Glück war ihm auch ſo günſtig und geneigt, daß er bald bei ihr die erſehnte Frucht der Liebe pflückte. Er war nun gewohnt, faſt jeden Montag Abends um die erſte Stunde der Nacht ſich an ihrer Thüre einzufinden; ſie räuſperte ſich dann und er gab ihr das Zeichen zurück, worauf ſie ihn alsbald einließ, mit der größten Gefahr durch den Saal, an den das Schlafzimmer des Vaters ſtieß, und von da in eine Vorrathskammer führte, die voller Baumwolle in Ballen lag. Mitten unter dieſen hatte ſie ſich künſtlich einen gewiſſen Raum wie ein kleines Zimmer zurecht gemacht; über dieſe Wollſäcke hatte ſie weiße Leintücher mit trefflichen ſeidenen Decken gebreitet, in welchen ſie ſich dann niederlegten und miteinander die ganze Nacht, ja zuweilen den ganzen Tag in den Freuden der Liebe hinbrachten. Niemand im Hauſe außer ihr hatte den Schlüſſel zu dieſem Orte, und ſie ließ auch nie jemand hinein. Sie hatte daſelbſt zur Erfriſchung ihres Liebhabers immer die köſtlichſten Weine, die ſchmackhafteſten Speiſen und verſchiedenes Zuckerwerk, womit ſie ihn ſo lange unterhielt, bis ſie ihn auf dieſelbe Weiſe, wie ſie ihn hereingeführt hatte, am folgenden Abend wieder hinwegbringen konnte. Nun hatte das ſchöne Mädchen das Geräuſch und Geflüſter der drei luſtigen Geſellen, welche die Pfannkuchen aßen, vernommen und es war gerade der Abend, der den Freuden und Ergetzlichkeiten ihrer Liebe gewidmet war: deshalb bildete ſie ſich ein, es ſei ihr Liebhaber. Sobald ſie daher konnte, ließ ſie ihn ein, nahm ihn dann bei der Hand und führte ihn, wie ſie zu thun pflegte, ohne ein Wort zu ſprechen, mit großen Schritten im Finſtern weiter nach dem Boden, und als ſie in ihren Zimmerchen ankamen, ſchlang ſie ihm die Arme um den Hals, küßte ihn zärtlich und ſprach: Während ich nun, meine ſüße Seele, meinem Vater noch Geſellſchaft leiſte, wie ich gewohnt bin, könnt ihr

euch erfrischen. Sobald er zur Ruhe gegangen ist, komme ich im Fluge wieder zu euch.

Nach diesen Worten ging sie hinaus. Der unternehmende Cechino, der nicht wußte, wo er war, und ebenso wenig, wer das Mädchen sein mochte, die ihn hergeführt hatte, wurde doch etwas bedenklich und bereute fast, sich auf das Abenteuer eingelassen zu haben. Aber in dem Bewußtsein, daß dem nun nicht mehr abzuhelfen sei, nahm er sich vor, muthig und beherzt zu bleiben und sich auf keine Weise einschüchtern zu lassen; und da er aus dem empfangenen Kuß schließen zu dürfen glaubte, daß sie ein äußerst feiner Bissen sei, und daß er sich bemüßigt sehen könnte, rüstiger zu turnieren, als seine Lenden gewohnt waren, und nun der Duft der Speisen ihm in die Nase drang, die in einem Korbe sammt allem Zubehör bereit lagen, fing er an sichs wacker schmecken zu lassen; er fand zwei Flaschen trefflichen Malvasier, deren eine er in ein Paar Zügen fast ganz leerte, sodaß es seine Lebensgeister stärkte und seine Kräfte erhöhte. Im Korbe suchend, fand er endlich daselbst viele Stücke Marzipan, eingemachte Pinienkerne und Pistazien. Da er wußte, daß diese Dinge gut schmecken, versorgte er ein gut Theil davon und bereitete sich auf diese Art vortrefflich zum Liebeskampf, sodaß er kaum den Augenblick erwarten konnte, wo er anpacken durfte und das schöne Mädchen zu ihm zurückkehrte. Nach einer guten Weile kam sie endlich, trat in das Zimmerchen ein und sprach: Mein theures köstliches Leben, ich bitte euch mir zu verzeihen, daß ich gegen meine Gewohnheit so lange gezögert habe, zurückzukehren. Mein Vater wurde länger als sonst von einigen Kaufleuten in Anspruch genommen, die um diese Baumwollenballen mit ihm feilschten. Sie konnten sich über den Preis des ganzen Vorraths nicht vereinigen; doch wurden sie darüber eins, morgen früh wenigstens zwei Ballen davon zu nehmen und sie einem Kaufmann zu schicken, der sie braucht; wenn sie dann

nach seinen Wünschen ausfallen, so werden sie auch die übrigen übernehmen. Ich fürchte daher, sie könnten uns gar bald dieses schöne Zimmerchen verderben; aber wir werden darum nicht unterlassen, uns auf andere Weise zu versorgen. Deswegen also konnte ich nicht anders, als euch warten lassen, bis sie weggegangen und mein Vater zu Bette war. Gott weiß, liebe Seele, wie unwillig ich eine so lange Zögerung erduldet habe. Aber fürchtet nicht! Wir wollen den Verlust schon einbringen, denn mein Vater kommt morgen nicht zum Frühstück nach Hause. Daher können wir die ganze Zeit uns zu Nutze machen, so lang wir uns miteinander vergnügen wollen, ohne daß uns jemand stört.

Sowie Cechino dies vernommen hatte, entkleidete er sich hastig, stieg zuerst in das Bett und sie folgte ihm. Er umarmte sie, küßte sie tausend Mal und fand sie äußerst weich und zart. Endlich konnte er sich nicht länger halten, setzte sich auf und . . . . . .; und wenn er auch manchmal stille hielt, um in der Ermüdung wieder aufzuathmen, so schöpfte er doch um so früher wieder neuen Muth, seinen Weg fortzusetzen. Als ein starker und kräftiger Jüngling konnte er die Kämpfe der Liebe vortrefflich bestehen. Als das Mädchen ihn so über Pflicht und Schuldigkeit in . . . . . sah, war sie im Stillen ganz überrascht, denn ihr Liebhaber war sonst nicht gewohnt, solche erstaunenswerthe Proben abzulegen. Sie war daher mehrmals auf dem Punkte, ihm zu sagen, er solle sie für heute ruhen lassen; sie enthielt sich aber dessen, um ihm nicht zuwider zu sein. Der rüstige Cechino, obgleich er an sich stark war und muthig im Liebesturnier, wollte sich doch in dieser Sache mehr, als seine Pflicht war, anstrengen, zumal da er wußte, daß man jungen schönen Kindern nichts angenehmeres, als das, anthun kann, damit nachher, wenn der Tag ihn entdecke, wie das sicher kommen mußte, sie wegen seiner gewaltigen Rüstigkeit

und Mannhaftigkeit ihn nicht etwa geringschätzen und Lärm machen könnte, was er sehr befürchtete.

Ach, sagte er zu sich selbst, durch welches widrige Geschick bin ich nicht schöner und anmuthiger geworden, daß sie es nicht bereuen müßte, daß ich sie genossen habe, und daß sie mir auch ferner immer so süße, würzige Nächte zugestände!

Er wollte sie darauf von neuem in seine Arme schließen; da er aber bemerkte, daß sie schlief, gönnte er ihr ihren Schlummer, ja er legte ihren Kopf auf seine Brust. Nach einer kleinen Weile sah er zwischen die Ballen von Baumwolle die Morgenröthe hindurchschimmern und ihre helleuchtenden Strahlen hervorkeimen. Nun sah er auch die außerordentliche Schönheit des holden Mädchens, das noch immer schlief, und war darüber ganz erstaunt; denn es war ihm, als schaue er eher ein göttliches, als ein sterbliches Wesen. Er begann deswegen am ganzen Leibe zu zittern. An diesem Zittern erwachte sie, und da sie sich in den Armen eines so gemeinen Menschen sah, fing sie an zu schreien. Er aber schloß ihr alsbald den Mund mit den Händen und sprach: Schreit nicht, Fräulein, denn ihr zöget euch dadurch für den ganzen Rest eures Lebens Schmach zu. Ich kann nichts für das, was geschehen ist; ihr habt mich selbst zu euch hereingeführt. Ich dachte, ihr seid eine meines Gleichen, und ließ es mir gefallen. Hätte ich vorher gewußt, was meine Augen jetzt sehen, so hätte ich wahrlich nie gewagt, hierherzukommen. Aber für euch wäre es jetzt gerathener, still zu schweigen, mich von hier hinwegzuschaffen und gehen zu lassen, als euch durch Schreien und Lärmen für immer in Verruf zu bringen.

Das arme Mädchen erkannte recht wohl, daß seine Worte nur allzu richtig waren. Nichts desto weniger aber brach sie doch in einen großen Zorn aus, indem sie zu ihm sagte: Wenn du derjenige nicht warst, ruchloser

Verräther, den ich rief, was mußtest du denn mit mir kommen? Sag' es, Unseliger!

Was wußte ich, antwortete er, wer ihr wart. Wie ich euch sagte, ich meinte, ihr seid irgend eine Magd, die mich früher schon gesehen und sich in mich verliebt habe und mich nun rufe. Darum wagte ich es, hierherzukommen. Hätte ich aber gedacht eine eures Gleichen zu liebkosen, so wäre ich gewiß nicht ohne ihren Willen hierhergekommen. Worin besteht also meine Schuld? Da ihr mich riefst, hättet ihr mir ins Gesicht sehen sollen, ehe ihr mich hereinführtet, und mich wieder fortschicken, wenn ich euch nicht gefiel.

Ich habe nicht dir gerufen, sagte sie; ich hätte mich nie zu deines Gleichen herabgelassen, schmutziger, garstiger Mensch! Dessen aber sei versichert, wenn die Sache je sonst jemand erfährt, so kostet es dich das Leben.

Als der arme Cechino sie nun so zürnen und drohen sah, sprach er bei sich: Jetzt muß ich ihr zeigen, daß ich mich im geringsten nicht vor ihr fürchte, sondern ihr zu antworten Herz habe und mich auf keine Weise von ihr hinunterbringen lasse.

Was einmal geschehen ist, antwortete er, könnt weder ihr noch sonst jemand jemals rückgängig machen; und wenn ihr euch nicht zufriedengeben wollt, so sollt ihr erfahren, daß ich mir am Ende nichts draus mache. Verfahrt also so schlimm als ihr wollt, aber bedenkt, daß, wenn es mir schlecht geht, es euch nicht gut gehen wird; und wenn ihr mir noch länger in den Ohren liegt, so mache ich mir nicht viel daraus, aufzustehen, an ein Fenster zu treten und der ganzen Nachbarschaft euern Irrthum kund zu thun, wenn ich mir auch dadurch den Tod zuziehe, denn bis dahin, wenn es je so weit käme, hätte es noch gute Weile, und auf jeden Fall muß ich ja einmal auch durch dieses Loch hinaus.

Als sie ihn in solchem Tone sprechen hörte, und ihn für einen gemeinen Menschen hielt, versuchte sie, ihm zu

schmeicheln und ihn zu beruhigen, indem sie sagte: Da mein schlimmes Geschick dies über mich verhängt hat und da ich das Geschehene nicht zu ändern vermag, so bin ich zufrieden, ich will jetzt nur dafür sorgen, wie ich dich und meine Ehre erhalte, und mich nicht weiter über dich beklagen; aber ich bitte dich, daß du dich dazu verstehst, die Art und Weise anzunehmen, die ich dir vorschlage, von hier wegzukommen.

Der erfreute Cechino sah nicht so bald, daß sich der Sturm gelegt hatte und sie mild und freundlich gegen ihn geworden war, so antwortete er ihr: Wenn ich, Fräulein, mit meinem Blute das Geschehene wieder gut machen könnte, so dürft ihr euch vollkommen versichert halten, daß ich es mir aus den Adern entströmen lassen würde. Aber wie gesagt, die Sache kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Darum befehlt mir nur alles, was euch mir anzuweisen beliebt, denn ihr werdet mich stets bereit finden, jedes Wagniß und Gefahr euch zu gefallen zu übernehmen; und wenn ihr verlangt, daß ich mich euch zu Liebe aus einem dieser Fenster stürze, so verspreche und schwöre ich euch, es ganz sicher zu thun; aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ihr mir je so übelwollet, denn da ihr so schön und edel seid, kann es nicht fehlen, daß ihr nicht auch freundlich und menschlich seid und meiner Keckheit und dem jugendlichen Irrthum verzeiht, den ich unvorsichtigerweise begangen habe.

Er fügte noch die Versicherung bei: Wenn ich Sie auch niemals wiedersehen werde, so wird mir Ihr Andenken im Herzen doch stets lebendig bleiben und ich werde in jeder Stunde Ihrer seltenen engelgleichen Schönheit mich erinnern, so wie dieser heitern, süßen, letzten Nacht, in welcher ich so unvergleichliche Liebesfreude und Wollust genossen habe, ich unwürdiger mit Ihnen, wofür ich zum größten Danke verpflichtet bin. Darum, mein Fräulein, beruhigt euch für jetzt darüber und fügt euch

darein, mir das zu lassen, was weder ihr noch sonst jemand mir wieder nehmen kann, und was mir mein günstiger Stern vergönnt und in den Weg gelegt hat.

Diese sanften, liebevollen Worte des abenteuerischen Cechino rührten vollends die noch so eben erzürnte Brust der Jungfrau, die ihn nun mit etwas milderem Blicke wieder betrachtete; und da sie in ihm, wiewol er in Lumpen gehüllt war, einen artigen Jüngling sah, erbarmte sie sich seiner und fragte ihn, wo er her sei und welche Absicht ihn hierhergeführt habe.

Er setzte ihr nun anmuthig und freundlich seine ganze Lage auseinander. Sie hatte Mitleid mit ihm und sprach: Seid nur fröhlich und guter Dinge, denn da der Himmel nun einmal zugelassen hat, was sich zwischen uns ereignet, so kann ich denn auch nicht umhin, mich euch am Ende freundlich und liebevoll zu erweisen, indem ich euern Bedürfnissen entgegenkomme.

Indem er sie also reden hörte, dankte er ihr demüthig und wagte in seinem freudigen Entzücken darüber sogar, ihr einen Kuß zu geben, und da sie ihn nicht verschmähte, sondern genehmigte, fühlte er sich ermuthigt, in der Sache noch weiter zu gehen, sodaß er am Ende von ihr eine neue Liebesfrucht errang, die nicht weniger würzig und gut schmeckte, als so viele andere, die er verstohlenerweise in der letzten Nacht genossen hatte. Wenn sie ihm willfahrte, so lag der Grund zum Theil darin, sich der gräßlichen Furcht um ihre Ehre zu entschlagen, vielleicht auch war zum Theil ihr Zorn schon erloschen, da sie einen in Liebesturnieren so biderben Ritter in ihm gefunden hatte. Bei alledem übersah sie nicht die Stunde, in der es an der Zeit war, ihn aus dem Hause zu schaffen.

Cechino, sagte sie, denn so sagt ihr ja, daß ihr heißet, jetzt ist es Zeit, daß ihr fortgeht. Und um mich zu überzeugen, daß ihr mir vertraut, bitte ich euch, bei euerm Weggehen von hier die Anordnung zu befolgen, die ich

euch gebe. Aber ehe ich darüber mit euch rede, vergönnt mir Zeit, draußen etwas Geld zu holen, das ich euch geben möchte. Ich werde im Augenblick wieder bei euch sein.

Als der erfreute Cechino von Geld sprechen hörte, da war nie ein besserer Laut in seine Ohren gedrungen. Das Mädchen kam zurück mit einem Beutel, der in Gold gestickt war und funfzig Cechinen enthielt, in der einen Hand und mit Hammer und Zange in der andern.

Nehmt, sprach sie, dieses wenige, denn für den Augenblick habe ich nicht mehr; aber wenn ihr von hier weg seid und, um mich zu sehen in die benachbarte Kirche kommt, in die ich jeden Sonntag gehe, so werde ich euch nicht nur immer gern wiedersehen, sondern ich werde euch auch, noch ehe ihr dieses ausgegeben habt, wieder mit anderem versehen.

Der überglückliche Cechino nahm das Geld und machte ihr grenzenlose Danksagungen. Da er sie aber in der andern Hand Hammer und Zange halten sah, so fragte er sie: Fräulein, wozu sollen denn nun aber diese Dinge dienen?

Das sollt ihr sogleich erfahren, antwortete sie. Es wird in einer kleinen Weile ein Kaufmann kommen, dem ich, wie ich euch schon gestern Abend sagte, zwei Ballen von dieser Baumwolle übergeben soll. Da will ich euch nun bitten, daß ihr mir zu Liebe und zur Erhaltung meiner Ehre und nicht minder eures Lebens in einem derselben euch verbergt. Ich will euch darin eine ganz bequeme Lage bereiten.

Sie unterrichtete ihn hierauf über die Art und Weise, wie er sich zu gelegener Zeit wieder herausmachen könne, und obwol es dem armen Cechino gar seltsam vorkam, sich so in einen Ballen Baumwolle zu verkriechen und ihren Befehl zu befolgen, so zog er dennoch die Gründe in reifliche Erwägung, die ihm die Jungfrau anführte, ihr Vater habe ihr, als sie nach dem Gelde weg war,

zu wissen gethan, man werde die beiden Ballen in ein Magazin zu ebener Erde bringen und man habe deshalb bereits nach den Lastträgern geschickt; wenn man ihn nun hier versteckt fände, so müßte für ihn daraus die größte Ungelegenheit entstehen; deswegen entschloß er sich endlich, hineinzuschlüpfen. Sie ließ ihn nun sich vollständig mit Speise erfrischen, damit er nicht Hunger bekäme, wenn er auch bis in die Nacht darin bleiben müsse, küßte ihn darauf vielmals und erhielt ihre Küsse zweifach von ihm zurück, bat ihn auch sich wieder sehen zu lassen, ließ ihn endlich in den Sack schlüpfen und verbarg ihn so geschickt, daß er sehr gut Athem schöpfen und alles, was vorging, sehen, aber auch auf jeden Fall, sobald er wollte, herausgehen konnte. Nicht lange darauf kam der Kaufmann mit den Trägern. Das Mädchen trat mit ihnen herein und bezeichnete ihnen die beiden Ballen Baumwolle, in deren einem der arme Cechino verborgen war. Sie wurden sofort hinuntergebracht, in eine Gondel geladen und nach dem Magazin des Kaufmanns weggeführt, in das er sie zu andern Waaren niederlegen ließ. Das Schicksal wollte dabei dem waghalsigen Cechino auch so wohl, daß er beim Ausladen auf die Füße gestellt wurde; denn darüber hatten sie gar nicht nachgedacht, als er hineinkroch, und auch ihr war es nicht mehr eingefallen, da der Kaufmann mit den Lastträgern so schnell daher kam, sonst hätte sie ihn gewiß nicht dieser ihnen beiden gemeinsamen Gefahr ausgesetzt, sondern ihn auf irgend eine andere Art und Weise wieder in Freiheit zu bringen gesucht. Nachdem nun der Kaufmann seine Niederlage verschlossen hatte, ging er hinweg und ließ den Cechino in dem Baumwollenballen allein, welcher beschlossen hatte, etwa in der ersten Stunde der Nacht dieselbe zu verlassen. Nun kehrte aber bald darauf der Besitzer des Magazins zurück, weil er gute Gelegenheit gefunden hatte, die Baumwolle an einen andern Kaufmann, der ihrer benöthigt war, auf einem Schiffe

zu ſenden, welches in kurzem in die See ſtechen ſollte. Nachdem er mit dem Schiffsſchreiber die Fracht bedungen hatte, führte er dieſen mit ſich, um zu ſehen, wie ſchwer die Ballen ſeien. Als er ſie geſehen und das Gewicht ungefähr geſchätzt hatte, ſagte der Schreiber: Ich werde ſie gegen das Avemaria abholen, wo mich mein Weg ohnedem vorüberführt, um ein anderes Geſchäft zu beſorgen. Ich laſſe ſie dann unten ins Schiff an einem paſſenden Platz unterbringen. Beſtellt demnach, daß um dieſe Zeit einer eurer Diener mit den Schlüſſeln des Magazins ſich hier befinde und mir die Stücke übergebe.

Nach dieſen Worten wurde das Magazin wieder verſchloſſen und ſie entfernten ſich. Da der arme Cechino ihre Unterredung mit angehört und vernommen hatte, daß man ihn in kurzem aufladen und unten in ein Schiff packen wolle, braucht man nicht zu fragen, wie es ihm zu Muth ſein mochte, denn er war mehr als überzeugt, daß er hier das Leben verlieren werde. Er konnte zwar wol nach Belieben aus dem Ballen heraus; aber da es Tag war, hätte man ihn gehört, wenn er das Magazin erbrochen hätte, was er zur Nachtzeit hatte thun wollen; und da er ſich auf keine Weiſe entſchuldigen noch rechtfertigen konnte, ſo hätte ihn ohne allen Zweifel das Gericht aufhängen laſſen. Andererſeits, wenn man ihn auf das Schiff brachte und unten hineinpackte, ſo mußte man nothwendigerweiſe andere Waaren auf ihn legen, durch die er verhindert worden wäre herauszugehen und alſo in dem Ballen hätte erſticken oder Hungers ſterben müſſen. Wie es alſo auch hätte kommen mögen, es konnte ihm nichts anderes zu Theil werden als der Tod, und da er dagegen gar keine Rettung ſah, fing er an, Zeit und Stunde zu verwünſchen, wo er in das Haus des Mädchens eingetreten war, und ſprach bei ſich: Ach, ich Unglücklicher, wie war doch die vergangene Nacht mir ſo ſüß und hold, und jetzt wird mir darum die folgende um ſo bitterer und ſchmerzvoller, denn ich muß elendiglich ſterben.

Nach diesen Worten begann er heftig zu weinen und zu seufzen. Nachdem er aber einige Zeit geweint hatte, fiel es ihm doch ein, daß er ja wol hervorkriechen und sich hinter den Waarenkisten verbergen könne, um wenigstens der augenblicklich drohenden Gefahr zu entgehen, oder doch sie auf eine Weile in die Ferne zu rücken; aber sein neidisches Geschick raubte ihm auch diese Hoffnung, indem es in demselben Augenblicke einige Kaufleute kommen ließ, um von jenen Waaren aufzuladen, und diese blieben auch bis zur Nacht. Deswegen war der arme Schelm nahe daran, vor gewaltiger Betrübniß zu sterben. Während der bekümmerte Cechino in solcher Furcht und Todesangst schwebte, war es finstere Nacht geworden, die Kaufleute waren mit dem Aufladen ihrer Waaren fertig und eben kam der Schreiber heran, um die Baumwollenballen abzuholen. Er hatte den Diener mit einer Laterne bei sich, zündete damit die Lampe an, welche mitten in der Niederlage hing, und sagte zu dem Diener: Geh und besorge, daß das Boot gleich vom Schiffe abstößt, um die beiden Ballen einzunehmen! Ich erwarte dich unterdessen hier.

Dann zog er seinen Kaftan aus, legte ihn auf eine Kiste mit Gewürznelken, die neben dem Baumwollenballen stand, in welchem der arme Cechino versteckt war und wie Espenlaub zitterte, schlug sodann die Hände auf dem Rücken übereinander und ging in der Niederlage auf und nieder. Da er nun bemerkte, daß die beiden Baumwollenballen gar nicht bezeichnet waren, so ergriff er das Tintenfaß, um mit dem Pinsel ein Zeichen darauf zu malen. Cechino sah ihn auf sich zukommen und sein gutes Glück gab ihm den Gedanken ein, dem Schreiber Furcht einzujagen und sich vielleicht solchergestalt das Leben zu retten. Sobald also der Schreiber, der von Geburt ein Grieche war, seinen Pinsel an den Ballen brachte erblickte ihn Cechino, der die Augen unter einigen kleinen Rissen in der Leinwand des Ballens verborgen hatte, um

hier durchzusehen und Athem zu holen. Der Schreiber hob mit dem Pinsel einen der Lappen auf, sobald er aber das Auge erblickte, fuhr er plötzlich zurück. So wie Cechino dies bemerkte, fing er an seltsam zu stöhnen und die furchtbarsten Geberden und Gesichter von der Welt zu schneiden, bei deren Anblick dem armen Schreiber die Haare auf dem Kopf zu Berg standen. Da derselbe in vollem Ernst glaubte, es sei ein Teufel darin, so fing er an zu fliehen, läufft nicht so gilts nicht, zum Magazin hinaus, ließ auf der Kiste den Kaftan mit einigen Säcken Geld, die er unter dem Arm gehabt und dort niedergelegt hatte, und verschloß das Magazin behutsam, und das war keine geringe Geistesgegenwart. Er stieß zufällig auf den Diener, der zurückkam, um ihm zu sagen, daß das Boot für diesen Abend beschäftigt sei und deswegen heute nicht kommen könne. Wie er nun den Schreiber ohne den Kaftan und ganz in Schrecken sah, fragte er ihn: Was habt ihr, gestrenger Herr, daß ihr so zittert und so bestürzt aussieht? Wo ist euer Kleid hin? Hat es euch vielleicht ein Dieb entwendet?

Istimbistim matateotocon, antwortete er; der Teufel ist im Magazin, ich habe ihn eingeschlossen: gehen wir, gehen wir nach Hause!

Er wandte sich auch kein einziges Mal um, bis er daselbst angelangt war. Sobald der glückliche Cechino dies sah, sprach er bei sich selbst: Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren.

Er hatte ein Messerchen bei sich, das ihm das Mädchen zu diesem Zweck mitgegeben, zerschnitt damit im Nu alle Nähte und Stricke des Ballens, sprang ganz mit Baumwolle bedeckt heraus, eilte der Thüre der Niederlage zu und löste mit Hilfe der Zange und des Hammers leicht das Schloß davon ab. Dann bemerkte er den Kaftan des erschrockenen Schreibers, und da er ganz schwer von Baumwolle war, nahm er ihn über sich, damit er nicht auf der Straße jemand begegne, der aus

seinem weißen Aussehen einen ungünstigen Verdacht gegen ihn schöpfe, und die Geldsäcke, die er darauf fand, hub er gleichfalls freudig auf. Dann legte er ohne alles Geräusch den eisernen Querbalken wieder in die Thüre des Magazins und ging, ohne von jemand bemerkt zu werden, auf das Haus eines Schneiders zu, der ihm befreundet war. Er klopfte an die Thür, wurde eingelassen und blieb die ganze Nacht über bei ihm. Der Schneider war über seine Ankunft sehr erfreut, denn er bedurfte seiner sehr, da er in diesem Handwerk ein sehr geschickter Arbeiter war. Als ein schlauer und vorsichtiger Mensch warf er den Kaftan des Schreibers noch in derselben Nacht aus einem Fenster in den Kanal und säuberte sich bestmöglich von der Baumwolle, die ihm anhing. Er brachte hierauf zwei volle Tage in der Schneiderwerkstatt arbeitend zu, nahm sich aber wohl in Acht, daß er nicht von seinen Genossen, wenn sie zufällig vorübergingen, bemerkt würde, unbekümmert um das, was aus seinem Abenteuer sonst entstanden sein mochte. Da er nun in beiden Taschen einen Geldsack hatte, den einen voll Cechinen, den andern mit kleiner Münze, kleidete er sich ehrbar, staffirte sich aus und enthielt sich viele Tage lang, seine Gefährten wiederzusehen, welche, als sie ihn nicht wieder erscheinen sahen und keine Kunde von ihm erhielten, für gewiß annahmen, daß er ermordet worden sei, da er darauf beharrt war, so unberufenerweise in ein fremdes Haus einzudringen und seine Ehre zu beflecken. Da sie nun kein Unterkommen mehr fanden und kein Geld mehr hatten, verkauften sie ihre Mäntel und kehrten in ihre Heimat zurück. So wie der abenteuerliche Cechino die Abreise seiner Gefährten vermuthete, fiel es ihm ein, das schöne Kind wiederzusehen und er erinnerte sich seines ihr gegebenen Versprechens. Nichts desto weniger wollte er keinen Schritt desfalls thun, bis sechs volle Monate vorüber wären, obwol er sie beständig in Herz und Sinn trug. Es war nun einmal ein Sonntag,

an welchem Tage sie ihm gesagt hatte, daß sie in die Kirche von Santa Maria Formosa zu kommen pflege. Er war eben recht gekommen, denn sie trat in dem Augenblicke ein, ganz in Trauer gekleidet, mit einem Gefolge vieler Frauen. Er stellte sich ihr gegenüber, fing an, mit ihr zu liebäugeln und suchte sich so gut es gehen konnte, mit den anständigsten Winken, die er vorzubringen wußte, ihr zu erkennen zu geben, bis sie endlich bemerkte, daß er kein Auge von ihr abwandte, ihn dann auch aufmerksamer betrachtete und endlich merkte, daß es ihr Cechino war, der sie immerfort mit Geberden und überlegten Winken begrüßte. Sie erwiderte ihm daher den Gruß und war sehr verwundert, ihn in so stattlichem Aufzug zu sehen. Sie versank in verschiedene Gedanken über seiner Wiederkunft, zog seine Handlungsweise in reifliche Überlegung, und da ihr Vater vier bis sechs Tage nach jenem Vorfall gestorben war, ferner der Edelmann, der ihre Gunst genossen, sich verheirathet und sie ganz und gar im Stich gelassen hatte, da sie sich endlich als einzige Erbin der vielen Reichthümer des Vaters zurückgeblieben und nun ihren Cechino vor sich sah, erinnerte sie sich auch . . . . . welch ein rüstiger Ringer er sei im Liebeskampfe, und that ihm daher durch eine ihrer Dienerinnen zu wissen, wasmaßen sie ihn zu sprechen wünsche und er möge nach Beendigung der Messe sie geradezu in ihrem Hause besuchen. Er erfüllte ihren Wunsch, sie ging ihm bis auf die Hälfte der Treppe entgegen und empfing ihn liebevoll. Sie traten hierauf in ein sehr schönes Gemach, wo sie sich ihm gegenüber setzte und ihn sodann fragte, welcher günstige Wind und was für ein gutes Geschick ihn angetrieben habe, sie nach so langer Zeit einmal wieder aufzusuchen, wo er sich bis jetzt befunden und anderes dergleichen. Sie schloß endlich mit der Frage, ob er sich noch jener Nacht erinnere.

Ich bin darum, mein Fräulein, antwortete er, nicht früher als jetzt gekommen, um Sie wiederzusehen, weil

ich genöthigt war, unterdessen, nicht lange nach jenem glücklichen holden Ereigniß nach Hause zu gehen, um daselbst meine Angelegenheiten zu ordnen, die durch den Tod meines Vaters in Verfall gerathen waren. Ich brachte es so schnell als möglich ins Reine und kehrte so bald als es anging zurück, immer eingedenk der mir so süßen, theuern Erinnerungen, die mehr als je in mir lebendig mich mit wachsender Glut erfüllen und sich stündlich in mir erneuern. Vermöchte ich zur Erkenntlichkeit für eine so große und ausgezeichnete Gunst euch nur einen geringen Theil des Lohnes abzutragen, den sie verdient, so wäre ein ganzes Leben, ja tausend Leben, wenn ich so viele hätte, nicht hinreichend, um euch dadurch, daß ich euch diente, meinen Dank zu bezeugen.

Mit diesen wahrscheinlich aussehenden Ausreden wollte er sich wegen seines langen Ausbleibens entschuldigen, wiewol dasselbe in der That nur durch seine Flucht aus dem Magazin und das daselbst gefundene Geld veranlaßt war, denn er hielt es in jeder Hinsicht für gerathen, eine gute Zeit darüber hinstreichen zu lassen. Das Mädchen hatte aufmerksam seine Vorschläge angehört, und da es ihr einfiel, daß sie lange Zeit mit den Liebesfreuden gefastet hatte, fing das schon lange beschwichtigte und gedämpfte Liebesgelüst allmälig in ihr zu erwachen und sie zu durchglühen an, auch vergaß sie ihre häufigen und schmackhaften Liebesbegegnungen nicht und sagte daher zu ihm: Seid ihr verheirathet, Cechino?

Ich war es nie, mein Fräulein, antwortete er.

Wenn ich euch nun eine Gattin gäbe, fuhr sie fort, würdet ihr sie annehmen? Ich würde euch eine wählen, von der ich versichert bin, daß ihr mit ihr zufrieden sein könntet; überdies würdet ihr auch mir durch eure Annahme eine ausgezeichnete Gunst erzeigen.

Es gibt nichts auf der Welt, antwortete er, das ich auf euer Gebot nicht mit Freuden thun würde; ich würde

mich für überglücklich halten, wenn Sie sich herabließen, mir zu befehlen.

Ist es aber auch wahr, sagte sie, was ihr da sagt?

Macht denn eine Probe, welche ihr immer wollt, und ihr werdet euch darüber ins Klare setzen.

Da sprach sie denn, von Liebe glühend: So will ich mich denn jetzt vergewissern. Wollt ihr mich zur Gemahlin?

Wenn ihr im Ernst sprecht, mein Fräulein, antwortete er, so antworte ich euch, und wenn auch nicht, so werde ich doch nie unterlassen euch mehr als je ein getreuer Diener zu bleiben.

Wie sollte ich mich gegen euch verstellen, liebe Seele?

Mit diesen Worten fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn zärtlich und sagte: Verstelle ich mich jetzt, mein Cechino, oder ist es Ernst?

Als er sich denn unerwartet ein so großes Geschenk in den Schooß fallen sah und solche Gunst und solche Liebkosungen, hätte er ein so großes Gut und Vergnügen nicht mit allen Reichthümern der Welt vertauscht, denn er meinte schon vor übermäßiger Wonne mit den Fingern an den Himmel reichen zu können.

Mein süßestes Fräulein, versetzte er, und meine holdeste Seele, denn dafür will ich euch stets halten, glücklich, ja wahrhaft selig darf ich die erste Stunde nennen, in der ihre honigsüße Stimme, ohne zu wissen, wer ich war, sich herabließ mir zu rufen und zu euch hereinzuführen; denn jetzt erweist sie sich mir als glückliches Vorzeichen für die Zukunft, daß ich euch ganz besitzen solle. Und da weder Worte noch Gedanken mir hinreichen, um euch vollkommen danken zu können, bleibe ich dabei und sage blos, daß ich euch zu gehorchen bereit bin und stets sein werde.

Die sehr prächtige Hochzeit wurde am folgenden Tage gehalten zum höchlichen Erstaunen und Verwunderung von fast der ganzen Stadt darüber, daß ein so reiches

und schönes Mädchen sich zu einem so niedrigen armen Menschen herabgelassen habe; aber freilich wußten sie nicht, was zwischen ihnen im Dunkeln vorgegangen war. Nach der Hochzeit befleißigten sie sich eines glücklichen Lebens; und der gesegnete Cechino vergaß nicht das seinen Gefährten gegebene Versprechen, sie an seinem Erwerb theilnehmen zu lassen, den er etwa machen würde, wenn er in das Haus hineinginge; er ließ sie daher kommen, nahm sie freundlich auf, bewirthete sie einige Tage bei sich, und schickte sie dann getröstet und reich beschenkt in ihre Heimat zurück mit der Mahnung, nie das wahre Wort zu vergessen: Wagen gewinnt.

XXXIII. Baldassare Scaramelli.

1585.

---

116. Fiderigo Savorgnano oder der Ritter von der reizenden Dame.

(Nov. 2.)

In Salerno, der edlen Stadt des alten Lucaniens, die unter andern alten und edeln Städten des schönen Italiens in hellem und unsterblichem Ruhme strahlt, steht heutzutage nach so vielen und mannichfaltigen Umwandelungen der Alles verzehrenden Zeit der erhabene Fürstenthron der erlauchten Familie Grimaldi, des altadeligen Hauses in dem mächtigen und jungfräulichen Freistaat Genua, woselbst früher viele hundert Lustren hindurch die ausgezeichnete Familie der Sanseverini würdig regierte, als Nachfolgerin der hohen Scepter der Guiscardi, welche mit solchem Ruhm und Glanz herrschten, wo die unbesiegten Römer eine ruhige und friedliche Ansiedelung hatten: in diese Stadt also kam vor wenigen Jahren ein edler Ritter von ausgezeichneter und ganz besonderer Tapferkeit, freundlichen Sitten und edler Gesinnung, genannt der Ritter von der reizenden Dame, weil er auf seinem starken Schilde das Bildniß der reizendsten Frau eingegraben hatte, und dies so schön war, daß die Leute oftmals sagten, es sei die Mutter des geflügelten Kindes, die den schönen Adonis suche. Er hieß Fiderigo und stammte aus der hochwohlgeborenen savorgnanischen Familie, die den größten Theil der alten Lustörter des unbesiegten Julius, was heutzutage Friaul heißt, beherrschte.

Kaum hatte er das dritte Luſtrum überſchritten, als er, geſtachelt von den glühenden und unerſchrockenen Trieben des Mars ſo wie des blinden Gottes, weil er die Höhe ſeiner Gedanken dem Dienſte der abgebildeten Dame gewidmet hatte, das Regiment des alten Beſitzthums ſeiner Burgen verließ und mit einem einzigen Knappen auf einem ſtarken Roſſe auszog in der Abſicht, alle Höfe der Fürſten der Welt zu beſuchen, wo die Gewalt Amors Boden hätte, und mit eingelegter Lanze zu beweiſen, daß ſeine Dame die ſchönſte ſei von allen, die je unter dem großen Mantel der Sonne geboren worden ſeien. Er reiſt ab und zieht zwei Jahre in der Welt umher, nach Deutſchland an den großen Hof des Kaiſers, nach Frankreich, nach Spanien, nach England und andern Ländern, ohne je unter tauſend Lanzen der tapfern Ritter das Gegentheil gefunden zu haben. Dann bekam er Luſt, den ewigen Frühling und das irdiſche Paradies der reizenden Partenope zu ſchauen. Er ging zur See und in wenigen Tagen gelangte er an das liebliche Ufer von Genua und von dort an die eiſigen Berge der Inſel des Cyrnus, wie ſie von dem König Cyrnus heißt und die heutzutage Corſica von Corſa genannt wird und mehr als andere von verſchiedenen Meeren umgeben iſt; gegen Abend wird ſie vom liguſtiſchen, gegen den Sternenwagen von dem tuskiſchen beſpült, vom tyrrheniſchen gegen Sonnenaufgang, gegen Nothus vom ſardiſchen Meere und nach dem Zephyr hin endlich vom indiſchen Golf. Dort hielt er ſich einige Tage auf und da er gerade auf dem Wege war, wollte er auch Sardinien ſehen, das von Sardus, dem Sohne des großen Alciden, ſeinen Namen hat. Von dort abgereiſt, gelangte er an das fruchtbare Trinacrien mit ſeinen drei hohen Vorgebirgen, dem pachyniſchen, peloriſchen und lilybäiſchen; es heißt Sicilien von Sicanus, dem Sohne des großen Neptun. Er beſichtigte dort die Flammen des verwetterten Enceladus, hörte den großen Schmied Vulcan die Pfeile

Jupiters verfertigen, fuhr dann von Messina weg, an Scylla und Charybdis vorüber und an der Küste der bruttischen Hirten und der alten Lucaner, der jetzigen Calabresen, hin, die in solcher Fülle alles Guten leben, er sah den blumigen Hügel von Vivona, wo Proserpina lustwandelnd sich mit Blumen zu kränzen pflegte. Schon hatte er den großen Fluß Metaurus hinter sich und eilte weiter durch die Ruinen von Tarina, das der große Carthager zerstört hatte. Er kam in das merkwürdige Lucanien, heutzutage Basilicata, und in die Stadt Pesora, die heute Policastro heißt, an Palinurum vorüber, dem Grabe des Steuermanns des frommen Trojaners, fuhr an den Ruinen des alten Posidonia, jetzt Pesti, vorüber, von wo er in kurzem den gähnenden Schlund des großen Silari überschritt, von welchem die Stadt Salerno, die Mutter der wahren Studien, Anfang und Namen hatte; er gelangte also nach Salerno und näherte sich dem Lande. Er wollte aussteigen auf den farbigen Sand des Seehafens und da er sich nicht dem Lande mit dem Schiffe nähern konnte, weil es nicht tief war, ließ er sich, stahlbelastet, wie er war, den Helm zuschnüren, um nicht erkannt zu werden, stieg auf das schnaubende Pferd und stürzte sich mit einem Sprunge aus dem Schiff in das Wasser, durch das er theils schwimmend, theils den glückseligen Sand betretend, das Ufer gewann. Als dieses Ereigniß in der Stadt bekannt wurde, lief, weil der Hauptplatz nicht weit davon entfernt war, eine große Menge Volks zusammen, die reizenden Frauen besetzten die Fenster, wetteiferten miteinander, um zu schauen und begegneten sich unter anmuthigem Getöse im Fragen nach der Ursache eines solchen Zusammenlaufs. Der Ritter, als er sich am Lande von einer solchen Menge umringt sah, war von doppeltem Erstaunen ergriffen, da seine Meinung war, er werde hier über den ewigen Frühling staunen müssen, nicht über so viele Beweise der Liebe gegenüber von den Fremden, welche wetteifernd zusammen-

liefen, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Manche fragten Dalindo ſeinen Knappen, er möge ihnen doch über ihn Auskunft geben; dieſer erklärte aber, das könne er nicht, denn ſein Herr habe es ihm verboten. Mehrere von den Herren, von denen jene Stadt glänzt, ſagten, er möge ihnen die Gunſt erweiſen, in ihren Paläſten einen Imbiß einzunehmen. Er antwortete ihnen höflich dankend, ſeine Abſicht aber ſei, zuerſt den ruhmvollen Leichnam des Evangeliſten Matthäus zu beſuchen und dann die Fülle der blumenreichen Gärten und endlich die Straße nach Neapel einzuſchlagen. Alle erklärten ſich gerne zu ſeinen Dienſten bereit; unter anderen der edle Herr Luigi Pinti der Spiegel jener Stadt, der würdige Sohn weiland Herrn Ludovico Pinto's Freiherrn von San Martino. Und da der Ritter, vermöge ſeiner großen Höflichkeit vom gewaltigen Pferde ſtieg und auf Verlangen jener Herren ſich den glänzenden Helm abzog und großes Staunen über ſich erregte, dieweil er ſo jung und die reizenden Wangen noch nicht mit dem erſten Flaum bedeckt waren, wurde er in die Mitte genommen und, von einem vornehmen Gefolge begleitet, zu dem großen Bau des geheiligten Tempels des ruhmreichen Apoſtels und Evangeliſten geführt. Dort beſichtigte er die Pracht der Kirche, die geweihten Reſte der heiligen Leiber und das heilige Manna, das aus den Eingeweiden des glorreichen Apoſtels ausſchwitzt, und die andern Wunder. Dann ging er in den Palaſt des Herrn Pinti, wo er eine Aufnahme fand, wie ſie einem ſolchen Ritter geziemte. Als die Tiſche zubereitet waren, fing man an zu eſſen. Am Ende der Mahlzeit ließ Herr Luigi dem unbekannten Ritter zu Ehren, den übrigens ſein adeliges Ausſehen und ſein feines Benehmen als einen Ritter von hoher Herkunft kund gab, eine muntere Schaar von Frauen kommen, unter welchen die Tochter eines Markgrafen von Spanien war, gebürtig aus der großen Stadt Neapel, deſſen Namen ich indeß aus Rück-

sichten verschweige. Die Jungfrau übrigens war mit einem ganz angemessenen Namen geschmückt und hieß Florisma. Als sie kamen, verneigten sie sich ehrerbietig gegen den Ritter, welcher aufstund, ihren Gruß erwiderte und ihnen für eine so große Gunst dankte. Als sie nun von verschiedenen Dingen sprachen, wurden die Instrumente gebracht und man begann zu tanzen. Da nun der Ritter sich bei seiner Ankunft im Palaste die schweren Waffen hatte abnehmen lassen, nahm sein Führer Herr Pinti die schöne Florisma an der schneeweißen Hand, neigte sich vor dem Ritter und sprach also: Zwar, Herr Ritter, sollte ich, da Euer Gnaden aus fremdem Lande kommt und [illegible] vielleicht unsere Tanzgebräuche nicht bekannt sind, [illegible]t so viel wagen. Doch da ich in euch die höchste Vollendung in jedem Stücke erkenne, erkühne ich mich euch zu bitten, die gegenwärtige Dame zu Anfang unseres Balles zu beehren.

Herr, antwortete er, einem Edelmann von solchem Verdienst und einer so liebenswürdigen Frau kann man nichts abschlagen; denn die Ehre ist auf meiner Seite und ich bin stolz darauf. Euer Wohlwollen wird, wie ich hoffe, gleichwie sie dieser ganzen Stadt und insbesondere diesem Balle ihren Glanz verleiht, nun wol auch mir kein Fünkchen ihres Glückes entziehen. Daher beginne ich kühnlich.

Er machte die gebührenden Verbeugungen und nahm die schöne Jungfrau. Kaum aber hatte er sie berührt, so fühlte sie einen Stich durch das Herz, sodaß, wenn ihr geliebter Führer nicht in der Nähe gewesen, sie, jeder Stütze beraubt, unfehlbar zu Boden gesunken wäre. Ein bleiches Weiß überzog ihr Gesicht, sie war kälter, als eisiger Reif und war nicht im Stande, einen Schritt zu machen oder ein Wort hervorzubringen. Nur ein schmachtender Seufzer drang in die Ohren der Umstehenden. Alles stand auf, erstaunt über den unerwarteten Zufall und lief zusammen zu dem seufzenden Kinde.

Timbre, ihre treue und ſorgſame Kammerfrau, zog aus dem Buſen ein Fläſchchen mit ſtark duftendem Waſſer und beſprützte damit das ſchöne Geſicht.

Herr, ſprach ſie dabei, ihr dürft euch nicht darüber verwundern, da ſie dergleichen Zufälle nicht ſelten heimſuchen.

Während ſie ſo ſprach, nahm ſie ſie in den Arm und brachte ſie mit Beihilfe einiger Begleiterinnen in ein Gemach, wo ſie ſie auf das Bett legten und ihre ſchwindenden Lebensgeiſter wieder zurückriefen. Sie kehrte daher in ihren früheren Zuſtand zurück, ließ ihre ſchönen Blicke umhergehen und als ſie nur ihre Kammerfrauen und einige Mädchen, die ſie begleitet hatten, bei ſich erblickte, merkte ſie, was das ſein könne. Sie dankte daher für die treue Begleitung und bat ſie, ſie nunmehr der Ruhe zu überlaſſen. Die andern nahmen daher Abſchied von ihr und begaben ſich zum Balle zurück. Der Ritter war verwundert über dieſen Unfall und bekümmert über das plötzliche Misgeſchick, das dem Mädchen zugeſtoßen war. Im Verlaufe des Balles erregte er die Bewunderung der Männer und Frauen. Während nun ſo die ſommerlichen Stunden verfloſſen, die der blütenreiche Maimond bot, befahl das verliebte Mädchen, das noch nie eine ähnliche Schlacht beſtanden hatte, ihren Kammerfrauen, ſie mögen das Zimmer verlaſſen und die Thüre ſchließen. Auf dem Bette liegend, begann ſie nun, ihre leuchtenden Augen gen Himmel gerichtet, alſo zu ſprechen: O großer mächtiger Gott, Sohn der ſchönen Cyprierin, iſt es denn wahr, daß von den Pfeilen deiner großen Macht jeder verwundet wird mit unheilbaren Schlägen, ohne Unterſchied von Menſchen und Göttern und ehe nur der Krieg angeſagt wird? Ohne Anlaß und gegen ganz unbekannte Perſonen ſeine Streiche führen und treffend ſiegen und ſiegend triumphiren? Wann, du Tyrann unſerer Herzen, kam es mir in den Sinn, deine Gefangene zu ſein und von einer unſichtbaren Kette gefeſſelt

zu werden? Wenigstens, wenn ich deine Sklavin bin, mach, daß die Augen und das Betragen meines Ritters, durch dessen Vermittelung ich die deinige geworden bin, auch in deiner Knechtschaft bleiben, damit das Leiden gemeinschaftlich sei, unserem Dienste der gleiche Lohn zu Statten komme und die Wunden durch die gleiche Arznei geheilt werden. O Ritter von der reizenden Dame, und warum mußtet ihr so weit herkommen, um mich zur Gefangenen zu machen? Wehe mir, ihr habt mich auf einmal mit zwei Toden beschwert, indem ich eure Magd geworden bin und trotz meines Dienstes keinen Lohn beziehe, denn da ihr euch den Ritter von der reizenden Dame nennt und sie auf dem starken Schild abgebildet tragt, habt ihr eure Gedanken ihr zugewandt; und ich Unglückliche kann euch meine Glut nicht entdecken und so muß ich, da ihr in einer andern Schlinge gefangen seid, sterben und zwar eines noch nie gesehenen oder vernommenen Todes.

Während sie also sprach, brachte sie der bittere Schmerz wieder um die Besinnung, sie sank in Ohnmacht, alle Lebensgeister schienen sie verlassen und dem Tode anheimgegeben zu haben. Und wenn nicht die vorsichtige Timbre statt aus dem Zimmer zu gehen sich hinter den Vorhang verkrochen hätte, und nachdem sie Alles gehört, herbeigeeilt wäre, um ihr Hilfe zu reichen, so hätte sie ihr unglückliches Dasein fast beschlossen. Timbre aber kam herbei, sprützte ihr Wasser ins Gesicht und so kehrte jene ins Leben zurück.

Ei, begann darauf die freundliche Timbre, was sind das für Geschichten, o Herrin! Ich glaubte, ihr solltet jetzt wohl und munter sein, um den irrenden Rittern eure seltene Schönheit zu zeigen, und ihr führt euch jetzt so schüchtern auf, daß ihr nicht nur alle von euch reden macht, sondern auch im Gesicht euch so verändert habt, daß ich euch nicht wieder erkennen würde, wenn ich euch anderswo gefunden hätte.

Die Dame antwortete ſchmachtend: Timbre, Timbre, wie wäre es mir das höchſte Glück, wenn ich meinen ſtillen Klagen ein Ziel ſetzen könnte und wenn der Ritter in dieſem Lande nie erſchienen wäre. Da ich aber verſichert bin, daß du mir nicht untreu werden wirſt, ſo lange du einſiehſt, daß du mir Hilfe reichen kannſt, ſo wiſſe, daß das anmuthige Weſen des Ritters mich der Freiheit beraubt hat. Wann ich daher keinen Ausweg finde, ſei es, daß ich die innerliche Glut ihm ſelbſt mittheile oder daß du ihn aufſuchſt, ſo werde ich genöthigt ſein, ſolcher Qual durch den Tod ein Ziel zu ſetzen.

Während ſie alſo ſprach, weinte ſie bitterlich. Timbre hatte zwar Alles mit angehört, that aber, als wiſſe ſie von nichts. Sie tröſtete ſie mit klugen Worten und machte ihr Hoffnung, ſie wolle es ſo einrichten, daß ihr Leben und ihre Ehre unverletzt blieben. Durch ſo weiſen Zuſpruch beruhigt, fing ſie an ſich zu beſänftigen. Ihre anderen Zofen meldeten ihr, der Ritter habe beim Tanze Wunderbares geleiſtet und auf Begehren einiger Edelleute der Stadt werde er binnen acht Tagen auf offenem Felde den Satz behaupten, ſeine Dame ſei die ſchönſte der Welt. Darauf ſprach die ſchöne Florisma: Iſt es möglich, daß die Frau des Ritters ſo ſchön iſt, und daß er dadurch ſo große Kühnheit gewinnt, daß er bis jetzt keinen Gegner gefunden hat?

Nach dieſen Worten nahm ſie Timbre bei der Hand und verſchloß ſich mit ihr in ein anderes Zimmer.

Timbre, ſprach ſie zu ihr, ihr wißt wohl, daß mein Vater, als er in meinen Armen verſchied am Geſtade des heißen Sandes des alten Cuma, zu mir ſagte: Meine Tochter, die Lanze, womit ich den unbekannten Ritter vom Pferde ſchlug, hat die Kraft, daß alle von ihr berührte Ritter zu Boden ſtürzen. Sucht nun einen Weg zu finden, daß ich in dieſem Turnier etwas ausführen kann.

Timbre ſtimmte zu und nun tauchte der röthliche

Apollo an den äußerſten Ufern des Oceans mit ſeinen Flammenpferden in die Wellen. Sie aber konnte nicht zur Ruhe kommen, denn ſie war voll Erwartung des angeſagten Turniers. Da kleidete ſie ſich denn in ihre koſtbarſten Gewande und ging mit kleinem Gefolge zum Tanze, welcher nach dem Nachteſſen von neuem begonnen hatte. Sie ſagte, ſie wolle nun vollenden, was der Tag verſäumt habe. Zu Anfang des Balles tanzte die verliebte Jungfrau mit ihrem Ritter, ſie raffte alle ihre ſchwache Kraft zuſammen, um ihren von glühender Sehnſucht ſchon weichenden Lebensgeiſtern aufzuhelfen, und wagte ihm die Hand zu drücken. Dieſe Handlung brachte den Ritter ſo in Verwirrung, daß er ſie an ſich ziehen wollte. Da er jedoch bedachte, es könnte dies Aufſehen erregen, duldete er blos, daß die Dame fortfuhr. Dies erhöhte ihre Kühnheit und ſie ſetzte das angefangene Vergnügen fort. Dem Jüngling fiel nun ſeine reizende Dame ein, mit einem glühenden Seufzer blickte er dem Mädchen ſtarr ins Geſicht und ein holdſeliger Hauch kam ihr entgegen. Dies geſchah am Ende des Tanzes. Nach dem Schluſſe deſſelben kehrte das Mädchen zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend nach Hauſe. Dort rief ſie der treuen Timbre und ſagte ihr, wie ſie ſich als Knappe kleiden und mit dem Begehren eines Zweikampfes zu dem Ritter gehen, bei der Rückkehr aber ſich verſtecken wolle, bis er zu Bette gehe. Um die Zeit, wo der Schlaf durch das Geſchäft des Magens die Beſinnung am meiſten umnebelt, wolle ſie dann zu ihm gehen und unter dem Namen der reizenden Dame das Ziel ihrer heißen Wünſche zu erlangen ſuchen. Die Kammerfrau vermochte nicht ſie von dieſem Entſchluſſe abzubringen, ſie kleidete ſich als franzöſiſcher Knappe, nahm eine gebrochene Sprache an und ging hin. Sie kam zu dem Ritter, als er eben auf dem Punkte war zu Bette zu gehen; ſie that ihrer Leidenſchaft heftig Gewalt an und fing alſo an zu ſprechen: Tapferer Ritter, der Schlangen-

ritter ſendet mich zu euch mit gegenwärtigem Briefe und mit dem mündlichen Auftrage, euch zu ſagen, er habe zur Zeit, da ihr durch Frankreich zoget, den Ruf eurer Tapferkeit vernommen; damals aber ſei er nicht anweſend geweſen; und nun wünſche er die Ehre der Franzoſen zu retten und thue euch zu wiſſen, er werde binnen zehn Tagen ſich einfinden, wo es euch am liebſten iſt, um unter den gewöhnlichen Bedingungen mit euch zu kämpfen. Zur Beurkundung deſſen leſet gegenwärtigen Brief!

Der Ritter nahm ihn, las darin, was ihm auch der Knappe auseinandergeſetzt hatte, und ſprach: Es iſt mir lieb, daß darauf ſein Wille ſteht, derohalb erwarte ich ihn mit Verlangen und werde mich nicht von hier entfernen binnen der von ihm geſetzten Friſt.

Man drang zwar in den Knappen zu bleiben, er wollte aber nicht, lehnte auch das Geleite auf der Treppe ab. Als ſie hinabging, fand ſie Timbre unten im Hofe verſteckt, ſie barg ſich an ihre Stelle und ſchickte ſie hinweg. Dort blieb ſie eine Weile und wartete, bis ſie hinwegkonnte. Sie trat dann in den Garten und ging durch die finſtere Nacht hin, da ſie mit den Zimmern bekannt war, nach dem Gemache des Ritters und ſtieg ganz leiſe auf ſein Bett. Allein ihr Schickſal, das ihr bisher den Weg ſicher geebnet hatte, ließ ſie nicht zu dem gebührenden Ziele gelangen. Denn der vorſichtige Ritter pflegte am Abend in Gegenwart ſeiner Leute in das Bett zu gehen, das ihm von ſeinen Wirthen zubereitet war, und dann ging er in das Bette ſeines Dieners, wogegen Dalindo ſich in das ſeinige zur Ruhe verfügte; das that er alles um vor Nachſtellungen ſicher zu ſein. Nun ſtieg alſo das unglückliche Fräulein zu Bette, und legte ſich am Rande nieder, das rechte Bein noch außerhalb, während die linke Seite kaum die Federn berührte; ſo lauſchte ſie mit aufmerkſam ſich näherndem Ohre, ob der geliebte Ritter ſchlafe. Aber das Pochen ihres Herzens, als ſie auf die Ruhe des andern lauſchte, hätte eine ſchlafende

Rahe, geschweige Dalindo, aufmerksam machen müssen. Einmal, weil die Mohren (es war nämlich ein Mohr) überhaupt nicht so tief schlafen, und dann weil er selbst in Argwohn lebte, merkte er zwischen Schlaf und Wachen das Geräusch, fuhr mit den Händen auf und zückte sein Schwert mit einem donnernden: Werda?

Florisma aber hielt ihn für den Ritter, begann ihn zu umarmen und sprach: Ach, Ritter, Herr meines Herzens, sei gnädig, nachdem du mich verwundet hast, und reiche mir auch Arznei. Ich bin nicht dein Feind, ich bin vielmehr deine Magd.

Bei diesen Worten trafen die Hände des Knappen auf ihren Busen. An Sprache, Geberden und Berührung überzeugte er sich nun, daß es eine in seinen Gebieter verliebte Dame sei. Dadurch beruhigte er sich, fing an, sie zu trösten, ahmte schurkischerweise die Stimme des Ritters nach, umarmte sie, ohne Zeit zu verlieren, und obwol sie sich entschuldigen wollte, indem sie Alles auf die Liebe wälzte, ließ sie ihn doch gewähren und er gelangte in kurzem anstatt seines Herrn in den Besitz der nicht vertheidigten Burg. Er wiederholte mehrmals seine Lust und stellte die Dame vollkommen zufrieden. Sodann schliefen sie eine gute Weile sorglos ein. Die Frau vertraute auf ihn, denn sie kannte keine größere Wonne, als in den Armen des vermeintlichen Geliebten zu ruhen, der Diener aber war dreist im Besitz seines Glückes. Vom tiefsten Schlafe belastet um die Stunde, wo das werdende Tageslicht alle lebenden Wesen zu ihren Verrichtungen ruft, war weder das süße Gemurmel der lebenden Quellen in dem Palaste, noch die holden Melodien der hellsingenden Vögel im Stande, sie zu erwecken; vielmehr verlockte sie beides nebst dem Säuseln des Zephyrs, der durch die Spalten der Fenster drang, zu festerem Schlafe. Der Ritter wunderte sich, seinen Dalindo nicht zu sehen, stand vom Bette auf, rief nach ihm, trat in sein Zimmer. Und da der blonde Apollo schon

über eine Stunde über den Rand des Himmels emporgeſtiegen, gewahrte er in ſeinen Strahlen die ungleiche Gruppe und berührte die zarten Glieder der Jungfrau, neidiſch, ſie in den Armen eines ſolchen Ungethüms zu ſehen. So hatte denn der Jüngling Gelegenheit zu ſehen, was er nie erblicken zu müſſen geglaubt hätte, denn er erkannte die Dame und merkte bald, ſie habe dies gethan getrieben von allzu heftiger Liebe und darum durch Verwechſelung elendiglich einem Mohren die Blüte ihrer Jungfräulichkeit geopfert. Von heftigem Unwillen erfaßt, wollte er den Diener umbringen. Unterdeſſen ſtand er vollends auf, ging im Zimmer auf und ab und wußte zu keinem Entſchluſſe zu kommen. Endlich erwachten durch ein Geräuſch die ſich Umarmenden, die Frau erkannte, daß ſie im Arme des Mohren lag, betäubt, faſt außer ſich blickte ſie umher, ſie ſah den Ritter angekleidet im Zimmer, merkte, daß es niemand anders ſei, als Dalindo und wollte, von Scham und Zorn erfaßt, aufſchreien. Aber die Stimme verſagte ihr, vom Schmerz getrieben, ergriff ſie einen Dolch, welchen ſie neben ſich liegen ſah und ſtieß ihn in die Bruſt. Der Ritter bemerkte dies alsbald und lief hinzu, allein ſeine Hilfe kam zu ſpät, denn der mörderiſche Stahl hatte ohne Rückſicht auf ſo große Schönheit bereits ſeine Dienſte gethan. Als er ſie daher todt ſah, nahm der Ritter denſelbigen Dolch und erſtach auch den Diener.

XXXIV. Majolino Graf Biſaccioni.

1634.

117. Unſeliger Argwohn.

(Accad. incogn. 3, 15.)

Wenn die Alten von ihren erträumten Gottheiten fabelten, daß ſie häufig mit Menſchenkindern zu thun hatten, indem ſie ſich zwiſchen zwei Leintüchern vermiſchten, ſo war es doch keine Fabel, daß die Könige in jener minder unreinen Zeit zu Fuß gingen und vertraulich mit ihren Unterthanen ſich unterhielten, wogegen dieſe mit größerer Ungezwungenheit und weniger Schmeichelei ihren Beherrſchern ihre Sache ſagten. Glückliches Jahrhundert, wo man nicht in die Schule ging, um die gewählteſten Worte und die demüthigſten Gedanken zu lernen, um mit dem Herrn und Könige zu ſprechen, noch wie viele Verbeugungen man machen müſſe, ehe man ſich Seiner Majeſtät nähere! Glückliche Zeit auch für die Herrſcher ſelbſt, denn die Könige waren echtere Könige, aufrichtige Männer, von denen man nicht ſchreiben konnte wie hernachmals: abolitos principis sensus. Da ſie ohne überflüſſigen Pomp lebten, fanden ſie keine Schmeichler, die ſich aufgebläht hätten zum Platzen, ſondern von jedem hörten ſie die Wahrheit, die Geſinnung des Volkes und, was für den Fürſten noch mehr ausmacht, ſie verſtanden ihre Kunſt und wie weit ſich die Treue und Macht des Vaſallenthums erſtreckt. In dieſer Zeit alſo war es Sitte, daß jedes Volk ſeinen König hatte und ſich ſein in ungeſtörtem Frieden erfreute, ohne daß er ſo viele Vicekönige

und Miniſter zu machen brauchte, welchen es mehr um Ausbeutung als um Regierung des Volkes zu thun war. Wenn einer mit der königlichen Würde zu verhandeln hatte und einen oder zwei Tage gehen mußte, ſo war das ſchon eine lange Reiſe. Wie gerne hätte ich in jener Periode gelebt, um die glückliche Zeit zu ſchildern! Schottland hatte in jenem geprieſenen Zeitraume mehr als einen König, während es jetzt in Gefahr ſteht, nicht einmal einen mehr zu haben, nachdem es ihn an die engliſche Barbarei verkauft hat; und wo ſich jetzt der calidoniſche Wald ausdehnt, herrſchte unter den Mächtigſten dieſer Gegend Argitocopo, den wir bequemlichkeitshalber Argitore nennen wollen. Es war eine ſtrenge aber umgängliche Natur, weshalb die Feinde ihn fürchteten, die Freunde verehrten, während ſeine Unterthanen beide Empfindungen gegen ihn hegten. Nachdem er die benachbarten Könige gezüchtigt, welche aus Neid ihn zu unterdrücken gedacht hatten, dachte er darauf, ſeine Nachkommenſchaft zu ſichern, um ſeinem Stamme die Herrſchaft befeſtigter zu überlaſſen, als er ſie von ſeinen Vorfahren überkommen hatte. Indem er eine Gattin ſuchte, ging er aber nicht in königliche Gynäceen, denn er dachte, dieſe müſſe man ſich zur Freude nehmen und nicht zum Prunk.

Jede Frau, pflegte er zu ſagen, iſt recht um Kinder zu gewinnen, vorausgeſetzt, daß ſie nicht unfruchtbar ſei; ja je weniger zärtlich ſie erzogen iſt, um ſo mehr iſt ſie geeignet, die Könige zu erzeugen, die in gewaltigen Kriegen ſchwitzen müſſen. Hat man ein ſolches Weib genommen, ſo iſt ſie ein Werkzeug, bequem zu handhaben bei den häuslichen Geſchäften, eine Nahrung, die ſich in jede Subſtanz verwandeln läßt, und darum braucht es nicht ſo viele Umſicht. Nimmt man aber ein Weib von gleichem Stande, ſo ſtellt man eben damit einen Höhern oder wenigſtens einen Gleichen im Hauſe auf, das doch wie ein Reich nur einen einzigen Herrſcher anerkennen darf.

In der That war kein Haus in ſeinem Lande, in welchem er nicht eine Frau nach ſeinem Geſchmack zu finden ſuchte. Aber in jedem fand er etwas, was ihm einigermaßen zuwider war. Einer ſeiner Diener, dem er dieſen ſeinen Gedanken nicht verſchwiegen hatte, ſprach eines Tages zu ihm: Mein Herr (welches glückliche Zeitalter, wo dieſer Titel noch an den höchſten Stellen ſtatthaft war, während jetzt kaum Schuhflicker damit zufrieden ſind), ihr findet keinen Sattel, der euch gerecht iſt, und die Jahre nehmen zu. Ihr ſolltet bedenken, ein Weib muß man in einem Alter nehmen, daß man die Kinder erwachſen und nicht in der Kindheit zurücklaßt, denn den Kindern von eures Gleichen ſetzen die Nachbarn zu und nehmen ſie in eine harte Schule. Deshalb beſchleunigen wir die Sache! Verheirathet euch ſo bald als möglich!

Argitore, welcher wohl einſah, daß dieſer Mann von Herzen weg ſprach, entſchuldigte ſich und ſetzte ihm auseinander, daß es ihm zu nichts helfe, unvorſichtig ein Weib zu nehmen, denn das ſei die wichtigſte That der Menſchheit.

Ein einziges Mal, ſagte er, hat Gott das Weib in gleiches Verhältniß mit dem Manne geſetzt und doch machte ſie ihm einen Spuk, den wir noch alle büßen und woran wir zu leiden haben werden bis auf den letzten Mann. Ich habe, ſprach der König, keine Sorgfalt außer Augen gelaſſen.

Aber es komme ihm vor wie Noa's Taube bei der Sündflut, die keinen Zweig fand, ihren Fuß darauf niederzulaſſen und daher immer unverrichteter Dinge nach Hauſe kehren mußte. Jener fragte ihn, ob er eine junge Iberierin geſehen habe, die Tochter eines Kaufmanns, der friſch aus jenen Gegenden gekommen ſei.

Sie ſcheint mir, ſagte er, ſehr anſtändig und darum könnt ihr euch wol etwas darum bemühen.

Dies war zu keinem Tauben geſprochen. Der König

ſchickte ſogleich hin, um Kundſchaft einzuziehen, und erfuhr, daß ſie von Iberien nichts habe, als die Geburt und die Sprache, daß ſie aber mit ihrem Vater hierher zurückgekommen ſei, um hier die Beſitzungen ihrer Vorfahren zu verzehren. Sie hieß Eganetide, ihr Vater Roxeno war ein ſehr reicher Mann, der von einem Herrn von Edinburg verfolgt dem Schickſal wich und ſich nach Spanien zurückzog, wo er ſich aufhielt, ſo lange jener lebte. In Spanien fand er, daß das Unglück manchmal die Quelle der Ruhe iſt; denn er hatte viel mehr Reichthümer aufgehäuft in ſeiner freiwilligen Verbannung. Die Tochter war das einzige Kind und darum nothwendigerweiſe die Erbin der väterlichen Güter, welche die Verhältniſſe jedes andern der damals Lebenden nicht nur in Schottland, einer an ſich nicht reichen Inſel, ſondern in ganz Europa überſtiegen, ſie war ſchön und ſo reizend, daß ſie von Vielen mehr wegen ihrer Schönheit, als wegen der Mitgift umworben ward; denn das Schöne, was das gewöhnliche Maß überſteigt, ſodaß es einen Theil des Göttlichen in ſich ſchließt, wird angeſtrebt ohne Rückſicht auf den Reichthum. Als Argitore alle dieſe Verhältniſſe erfuhr, ließ er ihr mittheilen, daß er ſie zur Königin machen wolle. Roxano antwortete, er gehöre nicht zu den Vätern, die ihren Töchtern Männer geben, er würde nur darüber wachen, daß ſie keinen ihrer unwürdigen erwähle; er ſeines Theils ſei damit zufrieden, er ſolle nur mit ſeiner Tochter ſich vereinigen, denn er ſei zwar ihr Vater, aber nicht der Tyrann ihres Willens, den Gott ſelbſt frei geſchaffen habe; er habe auf ſeinen Reiſen aus fremden Erfahrungen gelernt, daß gewaltſam geſchloſſene Ehen meiſtens in Tragödien oder in Widerwillen endigen. Argitore misfiel dieſe Antwort nicht, da er der Anſicht war, es ſei verſtändig geſprochen. Er ſagte, wenn er auch in andern Dingen ein ſo geſundes Urtheil habe, ſo verdiene er die Welt zu regieren; denn der weiß gut Andere zu beherrſchen, der ſich zuerſt ſelbſt

beherrſcht und jedem läßt, was ihm gehört. Er ſchickte nun Filoſtio, denſelben, der ihn auf ſie aufmerkſam gemacht hatte, hin, um ihr anzubieten, ſie zur Frau zu nehmen, und damit ſie nicht auf die Meinung komme, er wünſche ſie wegen ihres Reichthums, that er ihr zu wiſſen, daß er davon nicht das Mindeſte begehre, denn eine Frau muß ſich eher kaufen, als ein Mann ſich verkaufen; die Mitgift ſei eine Schmach für den Mann, der ſich für käuflich erklärt oder doch für nicht ganz im Stande, eine Frau zu erhalten. Dieſe Botſchaft wurde zwar mit Geradheit, aber in anmuthiger Form von dem Alten überbracht und machte großen Eindruck auf Eganetide. Was ſie aber am meiſten geneigt machte und ihre Einwilligung faſt erzwang, das war der Ehrgeiz, den ſie aus ihrem Geburtslande mitbrachte, wo man glauben könnte, daß alle Sterne, die hochmüthige herriſche Gedanken einflößen, im Zenit und ſenkrecht über den Häuptern des Volkes ſtehen, das, obwol unterdrückt, ſich huldvoll ſtellt und, wo es gebietet, mit ſeiner Tyrannei eine Gnade zu erweiſen wähnt. Der Ehrgeiz, ſage ich, Königin zu werden, ließ ſie die Neigung vergeſſen, die ſie für einen Jüngling hegte, der fremd wie ſie, kurz vor ihr aus Ibernien gekommen, ſchön von Angeſicht, ſehr anmuthig, ja blendend war, aber immer für ſich blieb und ſich in keine Dienſtbarkeit begeben wollte; er nannte ſich Tiberio. Eganetide antwortete alſo Filoſtio, ſie wolle mit ihrem Vater und mit ſich ſelbſt über die Antwort berathſchlagen, die ſie Seiner Majeſtät zu geben habe; wenn ſie ihn aber auch abweiſen müßte, ſo ſei ſie ihm doch unausſprechlich verbunden für die gnädige Geneigtheit, die er ihr zeige. Als der Freiwerber hinweg war, kam Tigrino vorüber, welcher nach der Gewohnheit des Landes, wie er pflegte, ſtehen blieb, um mit ihr zu reden, die an der Thüre des Vaterhauſes beſchäftigt war, nicht aus Bedürfniß, ſondern aus weiblicher Arbeitſamkeit. Nach den erſten Grüßen ſagte ſie

mit einem zärtlichen Seufzer: Tigrino*), ich fürchte, ich werde genöthigt ſein, unſere angefangene Liebe aufzugeben. Der König begehrt mich zur Frau; als Unterthanin darf ich mich nicht weigern ihm zu gehorchen, und um ſo mehr, als mein Vater mir zu dem Entſchluſſe hinzuneigen ſcheint, mich ihm zu geben.

Tigrino lachte und ſagte: Und ihr denkt daran, die Gattin eures Gebieters zu werden?

Und ſie ſagte: Und nachher verſprichſt du mich noch zu lieben?

Eben weil ich euch liebe, antwortete der Jüngling, rede ich ſo mit euch. Ich habe kein ſo großes Vermögen, daß ich wagte, euch von euerm Vater zu verlangen, und ihr dürftet nicht zuſtimmen zu der Vermählung mit einen unbekannten Fremdling, einer Frühgeburt des Glückes; und wenn ich eures Gleichen wäre, ſo wäre ich der innigen Liebe, die ich für euch hege, untreu, wenn ich euch im Wege ſtünde, wo ihr das höchſte Glück erreichen könnt. Ich habe euch nie anders geliebt, als mit der Abſicht einer tugendhaften Verbindung; wenn ihr höher emporſteiget, ſo werde ich euch um ſo mehr von Herzen lieben, und aus aufrichtigem Herzen. Wenn ihr mich liebt, wie ihr verſichert, und wenn die Bitten eines geliebten Liebhabers in einer klugen Seele etwas vermögen, ſo bitte ich euch, dieſe Verlobung keine Stunde aufzuſchieben.

Ach, ſagte die ſchöne Eganetide, wie könnte ich leben ohne meinen angebeteten Tigrino? Dieſe Worte haben mir den letzten Schlag gegeben und meine Seele unauflöslich mit der deinen verkettet. Du tugendhafter Liebhaber, möge doch die erhabenſte Hochzeit beſeitigt werden und Eganetide nur dem geehrten Tigrino angehören!

So wollt ihr alſo, ſagte er, aus einem tugendhaften Liebhaber mich zum Betrüger an mir ſelbſt und an euch machen? Ihr habt meinen Entſchluß gebilligt und ihn

*) Oben hieß er Tiberio. So wird auch Iberien und Ibernien vermengt.

tugendhaft genannt und dabei will ich beharren. Wenn ihr meinen Rath nicht befolgt, ſo erklärt ihr damit, mich nicht zu lieben, ihr erklärt, daß ihr nur plötzlichen Launen einer niedrigen Geſinnung folgt, kurz, daß ihr nicht Luſt habt, mir einen Gefallen zu thun.

Verwundert über dieſe ſeltſame Antwort ſagte das Mädchen: Wer hat je eine Liebe geſehen ohne Liebe, einen Liebhaber, der ſich ſelbſt deſſen beraubt, was er am meiſten wünſchen ſollte, und mit ſo feinem Urtheil, daß er ſich enthält, das als Geſchenk anzunehmen, was, wäre es angenommen, dem Geber Schaden brächte! Du biſt durch übertriebene Liebe verrückt oder allzu ſtreng gegen dich ſelbſt, um mir Gutes zu thun.

So weit waren ſie, als Loffredo zu ihnen trat, ein anderer Liebhaber Eganetide's, ein junger Mann, von dem die Aſtrologen geſagt haben würden, er habe den Mercur im Hauſe des Mars im Scorpion, denn er war von ſcharfem Verſtand, aber zum Böſen geneigt und hinterhältig. Er war in ganz guten Verhältniſſen in Beziehung auf ſeine Abſtammung und ſehr bekannt am Hofe. Die Liebenden ſchwiegen, als er kam, und er verzehrte ſich vor Neid, da er merkte, daß das Mägdlein den Fremden liebe.

Ich unterbreche eure Unterhaltung, ſagte er; es thut mir leid; aber noch mehr ſchmerzt es mich, ſchönes Fräulein, einſt fremd in dieſem Lande, nunmehr aber Bürgerin deſſelben und Herrin meines Herzens, daß du mich gar nicht deiner Gunſt theilhaftig werden läſſeſt, mit der du ſo verſchwenderiſch biſt gegen dieſen Überſeeiſchen.

So nannte er ihn aus Verachtung. Eganetide fürchtete, er möchte zu unſchicklichen Reden ſich hinreißen laſſen und wollte ihm den Weg dazu verlegen.

Loffredo, ſprach ſie, ihn unterbrechend, es iſt Zeit, klug zu werden und die Liebeleien zu beſchließen, wie Tigrino klüglich gethan hat, welcher, als er hörte, daß ich Argitore's Gattin werden ſoll, noch eben erſt mich ermahnt hat, dieſen Antrag anzunehmen.

Denn, ſagt er, wer wahrhaft liebt, muß für das Beſte der Geliebten ſorgen.

Du, Argitore's Gattin? ſagte er. O wie ſchlecht biſt du berathen von dir ſelbſt und von deinem Liebhaber. Er iſt ein Mann ſchon in einem gewiſſen Alter und ſo den Regierungsſorgen und dem Kriegsweſen hingegeben, daß der geringſte Theil von ihm dir gehören wird. Ich meinestheils würde weder dir, noch einer andern, die mit Glücksgütern ausgeſtattet iſt, dieſen Rath geben, denn für dich kommt jetzt die Zeit der Luſt und bei dieſem Manne findeſt du eine Zeit des Ungemachs. Nimm doch einen deines Gleichen und einen jungen Mann, der ganz dir gehört, wie du ganz ihm! Dieſe Eitelkeit, Königin zu werden, wirſt du mit dem theuern Preiſe der Trübſal bezahlen.

Eganetide, welche ſich nicht gerne mit ihm unterhielt, ſagte: Ich habe nun euer beider Gutachten gehört; ich werde mein Urtheil ſprechen zu Gunſten des einen oder des andern, wenn ich erſt eure und meine Gründe reiflich überlegt habe. Gehet beide und laßt mich allein über mich verfügen!

Die Liebhaber gingen weg und Eganetide blieb allein, mehr als je erglühend von aufrichtiger Liebe zu Tibrino, weshalb ſie beſchloß, die Vermählung mit Argitore auszuſchlagen und dem jungen Fremden anzugehören.

Was bin ich nicht, fragte ſie ſich ſelbſt, einem ſo theuern Liebhaber ſchuldig, der, um mich glücklich zu machen, ſich ſelber unglücklich machen will? Soll ich mich deſſen berauben, der ſein Leben der ſüßeſten Freude berauben will, um nicht mich der Krone von Schottland zu berauben? Geht hin, ihr langweiligen Scepter und unſeligen Kronen, wenn ihr mich eines ſo theuern Liebhabers berauben wollt.

Während dieſer Überlegungen kam ihr Vater, welcher von neuem von Filoſtio angegangen worden war und ſeine Tochter der Vermählung mit dem Könige geneigt

machen wollte. Er fand ſie allein und ganz in ſich verſunken.

Sei gegrüßt, meine Tochter, ſprach er zu ihr. Nicht mehr lange werde ich ſo vertraulich mit dir reden, denn wenn du Königin von Schottland biſt, werde ich der mit Ehrfurcht begegnen müſſen, die ich bisher wie meine theure Tochter geliebt habe. Ich werde es mir zur Ehre rechnen, denn dein Glanz wird auch überſtrömen auf mein Haupt und die Edelſteine deiner Krone werden auch meinem Namen zur Ehre gereichen. Geſegnet, meine Tochter, ſei die Stunde, in der du geboren biſt, da du die Freude meiner alten Tage zu werden beſtimmt biſt.

Darauf ſprach Eganetide: Mein Vater, wenn ich jemals euern klugen d. h. uneigennützigen Rath nöthig hatte, ſo iſt es jetzt Zeit, daß ihr der Schwäche meines Geiſtes zu Hilfe kommt. Ich werde mich nicht ſchämen, euch zu bekennen, daß ich in Liebe bin, theils weil ihr mir immer ſagtet, ich ſolle mir einen Mann wählen nach meinem Wunſche, denn wäre er auch arm, ſo würdet ihr durch die Fülle eures Beſitzes meinen Bedürfniſſen Genüge verſchaffen, theils weil dies mehr von einem unbekannten Triebe herrührt, als von eigener Wahl, wiewol ich ſpäter der Neigung zugeſtimmt habe; und wenn ich geſtern (um mich auf die neueſten Regungen dieſer Liebesleidenſchaft zu beſchränken) Tibrino den jungen Fremdling liebte, ſo halte ich mich heute faſt für verpflichtet, ihn anzubeten, nachdem er mich überredet hat, Argitore zum Gatten anzunehmen, um eine ſo günſtige Gelegenheit nicht zu verſäumen. Lehne ich ab, die Gattin unſeres Fürſten zu werden, ſo iſt das ein allzu großer Fehler, verlaſſe ich einen ſo theuern Liebhaber, ſo iſt mir das ein allzu großer Schmerz, ja Gewiſſenloſigkeit und Undank. Laſſe ich andererſeits Argitore für Tibrino ſchwinden, ſo würde ich den Unſchuldigen in Gefahr ſeines Lebens bringen, nicht nur weil der König ihn haſſen würde, ſondern weil Loffredo ſein Nebenbuhler,

ein heftiger Mann, mehr Thier als Mensch, ihm gewiß das Leben nehmen würde, denn oft hat er im Gespräche mit mir sich den Scherz erlaubt, er werde sich schon noch diesen Dorn aus den Augen ziehen. Wenn es euch also nicht unschicklich schiene, so würde ich, um Tibrino Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Argitore's Anerbieten annehmen, es würde mich ein gleiches Übermaß der Liebe kosten, mich seiner zu berauben, damit er nicht des Daseins beraubt würde. Aber wie, o Himmel, wie werde ich leben können ferne von ihm? Mein Busen, ich bekenne es, wird den Schmerz darüber nicht ertragen und ich denke mir wohl, um mich nicht im Besitze eines andern zu sehen, so sehr er es auch um meiner Zufriedenheit willen wünscht, wird er die Stadt verlassen und ich Unglückliche werde ihn nicht wieder sehen.

Roxano ließ sich das Mitleid nicht merken, das er mit seiner Tochter hatte, und verhüllte es in ein Lächeln.

Meine Liebe, sagte er, ich bewundere deine Klugheit und deine Seelenstärke. Dein Entschluß ist vollkommen gut, aber wisse, daß die Krankheit der Liebe einem Flusse gleicht, welcher schäumend in die äußersten Dämme überbraust, während, wenn eine kunstfleißige Hand ihm einen Durchweg bahnt, wo er seine Wuth auslassen kann, ihm alsbald der Hochmuth sinkt und er sanft dem Meere zufließt. Siehst du dich als Königin und im Arme des dich liebenden Königes, so werden dir diese Verhältnisse das Bette, das den Drang der Liebe dämpft. Dann wirst du auch erkennen, daß Tibrino dich nicht liebte und dich aus lauterem Aberglauben überredete, Argitore zu nehmen. O, du allzu leichtgläubiges Kind, du weißt noch nicht, wie abgefeimt die Männer sind und wie sie Liebe zu heucheln verstehen. Um dir es aufrichtig zu sagen, bin ich der Ansicht, daß dieser Mensch mehr in dein Vermögen, als in deine Schönheit verliebt war und sich leidenschaftlich stellte, und als er hörte, daß der König dich zur Frau wünscht, überredete er dich schlauerweise,

die Königswürde anzunehmen, aus Furcht, das Leben zu verlieren oder wenigſtens den Wettkampf. Aber wie dem auch ſei, nimm nur deinen und meinen Rath an und ſchicke Argitore die Antwort, wenn er dich zur Frau wünſche, ſo werdeſt du ſeinem Willen dich nicht widerſetzen.

Da ihr mir ſo rathet, mein Vater, ſagte ſie, ſo möge es ſo geſchehen. Überbringt ihr die Botſchaft dem König, ich will Tibrino meinen Entſchluß kund thun.

Ganz vergnügt ging Roxano zu Argitore und brachte die Verlobung ſeiner Tochter ins Reine; ganz traurig dagegen trat Eganetide auf einen Altan, ſah den geliebten Jüngling und winkte ihm, ſie an der Thüre zu erwarten. Die ſchöne ſchmerzbelaſtete Jungfrau ſtieg hinunter und ſprach zu ihm alſo: Tibrino, daß ich dich liebe, deſſen habe ich dich oft verſichert und nunmehr überzeuge ich mich, dir dafür ein weit zweifelloſeres Zeugniß abzulegen, nämlich indem ich dir gehorche gegen meine eigene innere Neigung, welche dahin ging, dich und keinen andern zum Gemahl zu bekommen. Nicht der Ehrgeiz, Königin zu werden, blendet mich, ſondern dein Befehl raubt mir jedes andere Licht der Beſinnung. Ich habe meine Zuſtimmung gegeben zu der Vermählung mit dem Könige; du aber, wenn du nur einen Funken von Liebe im Buſen hegſt, mußt mir eine Gunſt erweiſen, um die ich dich anflehe bei der Unermeßlichkeit der Neigung, die ich für dich hege, bei der Freundlichkeit, die dir eigen iſt, und bei der Schönheit, die mich in dir eine Seele von der höchſten Vollkommenheit ahnen läßt.

Nichts, ſagte er, was ich in deinem Dienſte thun kann, werde ich abweiſen und du darfſt mich nicht darum bitten, ſondern nur kraft der Gewalt, die du über meinen Geiſt haſt, befehlen, und ſiehe ich bin bereit.

Ich bitte dich, ſprach ſie, niemals dieſes Land zu verlaſſen, damit ich dich recht oft ſehen kann, und wie die Flamme ewig ſein wird, welche mich für dich ent-

zündete, ſo verſpreche ich dir, ſie rein und ungetrübt zu erhalten, denn dein Anblick wird hinreichen, mich vollſtändig zu befriedigen; und wenn es geſchieht, wie ich hoffe, daß du dich mit einer Genoſſin verſiehſt, ſo werde ich ſie lieben, als eine, die dein Herz verehrt, und mich freuen, keuſch von ihren Lippen die Spuren deiner Küſſe zu küſſen und deine Lebensgeiſter in mich aufzunehmen.

O meine theure Eganetide, ich werde euch vollkommen gehorchen und verpfände euch mein Wort, niemals ein Weib zu nehmen und das Gedächtniß unſerer reinen Liebe im Buſen zu bewahren. Aber ſagt mir, werdet ihr mir nicht erlauben, zur Zeit eurer Freude und eures Hochzeitglücks einen Ausflug in meine Heimat zu machen?

Ich verweigere dir es nicht, ſagte das Mädchen, wenn deine Rückkehr bald erfolgen wird. Aber wenn ich dir meine Geſinnung ſagen ſoll, ſo gefällt es mir nicht, und zwar nicht, weil ich mich ſträube, dir in einer ſo geringfügigen Sache gefällig zu ſein, ſondern weil, wo einmal der Wurm der Eiferſucht zu nagen beginnt, ich glauben muß, daß deine Liebe zu mir nicht den Grad von Reinheit hat, den du angibſt und den ich wünſche; auch wirſt du mir nicht leugnen, daß dein Weggehen bei dieſer Gelegenheit eine Wirkung der Eiferſucht ſei, die ich wohl kenne.

Er verſetzte: Eganetide, du täuſcheſt dich. Nach meiner Rückkehr werde ich dir genauer die Urſache dieſes Wunſches auseinanderſetzen und du wirſt dich dann überzeugen, daß meinerſeits bei unſerer Liebe kein Unreines mit unterläuft.

Wenn dem ſo iſt, ſagte ſie, ſo bleibe ich beruhigt und laſſe dich ziehen, und ſo ſchwer mir auch die Trennung werden wird, ſo werde ich ſie doch ertragen in der Überzeugung, daß du mich liebſt. Die Reiſe nach deinem Vaterlande Hibernien iſt kurz und darum wird auch, hoffe ich, in kurzem deine Rückkehr erfolgen.

So kamen die Liebenden unter ſich überein und trennten ſich mit dem Verſprechen fortwährender unſchuldiger Liebe, worauf ſie ſich die rechte Hand gaben und den Vertrag durch gegenſeitigen Handkuß beſiegelten. Die Hauche einer reinen Seele, auf die Lippen geführt, beflecken nicht; und darum entzündeten die erwähnten ihre Herzen noch mehr, ohne den Kitzel ſinnlicher Gedanken zu wecken. Sie verabredeten, Tibrino's Abreiſe ſolle morgen Statt finden, um Loffredo allen Verdacht zu benehmen und Eganetide Gelegenheit zu geben, ihn aus ihrem Hauſe und von Beſuchen bei ihr abzuweiſen. In der That ging auch der Fremde fort und als Loffredo wiederkam, um die Geliebte zu beſuchen, ließ ihm dieſe durch die Dienerin ſagen, er ſolle ſich aus dieſen Mauern entfernen, denn ſie ſei entſchloſſen die ihr vom König angebotene Gnade anzunehmen. Der unvorſichtige Loffredo erblaßte bei dieſer Nachricht und ſprach zu der Magd: Sage deiner Gebieterin, daß ich ihres Glückes mich freue, nicht um meiner, ſondern um ihretwillen. Was aber den verdammten Schelm, den Überſeeiſchen betrifft, ſo hoffe ich noch zu hören, daß er in der Verzweiflung ſich als Obſt an einen Baum gehängt oder den Wallfiſchen zur Speiſe gewidmet hat; wenn er ſich aber zu keinem von beiden entſchließt, ſo werde ich zum Lohne für den böſen Eganetide ertheilten Rath ihn zum Futter für meine Doggen zurecht machen.

Hu, was ſeid ihr ſchrecklich, rief die Magd. Hättet ihr meine Gebieterin lieb gehabt, ſo hättet ihr ihr zugeſprochen, die Herrſchaft über dieſe Lande zu übernehmen.

Doch ſagte ſie dies mehr für ſich, als daß Loffredo es hörte, denn dieſer lief ganz außer ſich vor Wuth hinweg. — Kehren wir aber zu Norano zurück! Nachdem er die Ehe der Tochter feſtgeſtellt hatte, bat er um baldige Vollziehung der Hochzeit aus Furcht vor der Veränderlichkeit der Frauen in ihren Entſchließungen, zumal wenn ſie die Pfeile der Liebe im Buſen ſtecken haben, und ferner aus Beſorgniß, Tibrino möchte ſpäter

ſeine Tochter in Verſuchung führen. Er beſchloß daher, ihn aufzuſuchen und ihm als königlichen Befehl mitzutheilen, er ſolle Schottland verlaſſen. So war er alſo noch nicht wirklich des Königs Schwäher geworden und fing doch ſchon an, in die königliche Machtvollkommenheit einzugreifen. Groß iſt der Kitzel der Gewalt und groß iſt häufig die Verwegenheit der Eltern des Fürſten, welche, ſo gut wie er ſelbſt, bedenken ſollten, daß das Regiment eine Handlung übermenſchlicher Art iſt, die als eine Statthalterſchaft Gottes heilig genannt werden kann, und daß ſomit der eine Entweihung ſich zu Schulden kommen läßt, welcher es befleckt oder geſtattet, daß andere ſich daſſelbe anmaßen. Ich bin überzeugt, daß die Könige auch auf die Vorſchrift Gottes geſalbt werden, um an ihnen die Machtvollkommenheit zu bezeichnen, das Regiment und die Herrſchaft zu führen, weshalb ich auch den Fürſten oder König, der andere mit kecker Hand in Staatsangelegenheiten und Verhandlungen eingreifen läßt, für ſeines Charakters unwürdig und ſein Thun für eine faſt unverzeihliche Sünde halte. Gott hat es ſich vorbehalten, die Herzen der Könige in die eigene Hand zu nehmen, ein Vorrecht, das ſie heilig und unverletzlich macht und ihnen gewiſſermaßen Antheil an der Gottheit verleiht; und ſollten ſie ihre Herzen Verwandten oder Günſtlingen in die Hand geben? Sollen ſie von der höchſten Hierarchie beſtimmt ſein, als Engel der Würde des Fürſten zur Seite zu ſtehen und dann, die große Ehre misbrauchend, einen gemeinen Knecht, ein Weiblein, einen Vetter und Freund an der göttlichen Macht ſich betheiligen laſſen? Betrachten wir es als Majeſtätsverbrechen und beſtrafen es mit dem Feuertode und mit Ketten, wenn einer auf Münzen das Bild des Fürſten prägt, und wir ſollten dem Weihrauch ſtreuen und Beifall klatſchen, der das Ebenbild Gottes verfälſcht, das auf die Perſon des Fürſten geprägt iſt, der die höchſte Würde führt? Doch wohin verleitet mich meine Zunge?

Nicht weiter, als zu den heiligen Worten Zelus domus tuae (das Haus Gottes iſt aber die fürſtliche Gewalt) comedit me.

Die Hochzeit wurde alſo gefeiert, doch nicht in der abergläubiſchen Form, welche heutzutage die Fürſten üben, welche, wenn ſie nicht dabei die Einkünfte mehrerer Jahre an einem Tage verſchwenden, meinen, es thue der Würde Eintrag, die ſie zu behaupten haben. Nur was heutzutage bei dem Bankett eines gewöhnlichen Edelmanns aufgeht, war die ganze Verſchwendung jener Tiſche. Auch war die Sitte noch nicht erfunden, mehrere Tafeln zu machen und an der oberſten den König allein zu ſetzen; ſondern alle Verwandte und alle Eingeladenen gingen an denſelben Tiſch. Unter den letzteren befand ſich auch Loffredo, welcher nicht aufhören konnte, Eganetide zu necken; ſie aber würdigte ihn nie der geringſten Antwort. Nach aufgehobener Tafel begann ein Feſt, wobei Ausforderungen zum Turnier erſchienen, denen mit groſſer Tapferkeit geantwortet und die gebührende Folge gegeben wurde. Dieſe Feſte wurden mehrmals verlängert und dauerten ſo bis zum zwanzigſten Tage nach der Hochzeit. Schon waren ſie auf dem Punkte aufzuhören, da kam noch die Meldung, ein kleines, aber wohl ausgerüſtetes und prächtiges Schiff ſei im Hafen gelandet. Dieſe Feſte wurden nämlich gefeiert in der Provinz Argadia am Meeresſtrande in einer Lieblingsburg Argitore's. Sogleich wurde vom Könige hingeſandt, um zu fragen, wer und zu wem er komme. Die Antwort lautete, es ſei ein fahrender Ritter, der von Hibride ausgezogen hierher komme, um mit ſeiner Lanze und Schwert das königliche Beilager zu ehren. Nachdem er ſofort die Erlaubniß bekommen hatte, ans Land zu ſteigen, ließ er am Ufer das prachtvollſte Zelt aufſchlagen und daneben andere zum Gebrauche des Reiſehaushalts und für den Stall, welcher von ſechs der ſchönſten Renner gefüllt war. Er hatte nur noch einen Trompeter, einen Edelknaben und

einen Ritter ſeinen Freund bei ſich. Er ſchickte durch den Herold folgenden Fehdebrief an den Hof: Penteſilea die ſtarke, Beherrſcherin der Amazonen, an die Ritter von Schottland. Die Liebe, welches iſt die edelſte Frucht der Seele, wenn ſie in friedlichem Buſen ſich erzeugt, nährt ſich von keiner andern Milch, als von der Betrachtung des geliebten Gegenſtandes; in ihm allein erfreut ſie ſich und achtet ſich befriedigt und begehrt auch dabei nichts weiter, als einen ganz unſchuldigen Kuß, als die Holdſeligkeit, welche zwei Geiſter in dem Bande eines an dem empfindlichſten Theile der Lippenſpitze mitgetheilten Hauches*) vereinigt. Wer etwas anderes Liebe nennt, der täuſcht ſich und hat nicht die Erkenntniß der Wahrheit. Für den Ritter, deſſen Sache es iſt, alle Dinge in Vollkommenheit auszuführen, ziemt ſich eine andere Liebe nicht. Iſt einer unter euch, ihr Krieger von Schottland, welcher anders denkt, ſo bringe ich Lanzen und Schwert mit mir, um zu behaupten, daß er unwürdig iſt des Titels eines Ritters, und im Kampfe will ich ihn mit Gewalt der Waffen zur Unterſchrift des von mir aufgeſtellten Satzes bringen. Penteſilea, Beherrſcherin der Amazonen.

Der Fehdebrief wurde vor dem König und dem Hofe vorgeleſen und die Mehrzahl der Ritter trat der ausgeſprochenen Anſicht bei, die ſie nur etwas zu ſtreng ausgedrückt fanden; Loffredo aber lachte und ſagte, dieſe Fremde habe weder Theſeus noch Herkules je unter den Amazonen geſehen.

Berichte Penteſilea, rief er mit lauter Stimme dem Herolde zu, daß ich allein genug bin für ganz Schottland, und ich übernehme es allein, dieſe Klage zu bekämpfen.

Der Herold neigte ſich vor den Neuvermählten, wie um die Erlaubniß zu ſprechen zu erlangen.

Ritter, ſagte er, es freut mich, einen Mann zu ſehen,

*) Alito leſe ich ſtatt habito.

der die ganze Kraft eines Reichs in ſich vereinigt hat; meine Gebieterin begehrt, ſich mit einem oder mehreren einzelnen Rittern zu verſuchen, die keine Prahlhänſe ſind, ein Geſchäft, das himmelweit verſchieden iſt von dem echten Waffenberufe. Sie geht nicht auf Abenteuer aus, um von Wahnſinn zu heilen, ſondern um zu erkennen zu geben, wie viel ſie in den Waffen vermag. Wenn dieſe edle Verſammlung, welche Argivre umgibt, damit einverſtanden iſt, daß du für alle giltſt, ſo wird Penteſilea, welche die Ritterſchaft dieſes Reiches ehrt und achtet, ihren Satz aufgeben, ohne ſich anzumaßen, ſo viel zu vermögen, daß ſie gegen die in einem einzigen Ritter zuſammengefaßte Tapferkeit eines ganzen Reiches etwas ausrichten könnte.

Wie dieſe ſpitzige Antwort Loffredo's Wange vor Gift erblaſſen machte, ebenſo gefiel ſie den übrigen als liſtig und ehrerbietig zugleich. Die Fürſten, welche den Stand des Herolds abgeſchafft oder geringgeſchätzt und einem Trommler oder Trompeter überwieſen haben, die haben ein Juwel aus ihrer Krone und einen Theil ihres Scepters entfernt. Da es aber nicht mehr Sitte iſt, die Kriege offen nach vorgängiger Ankündigung zu führen, mußte der Edelſtein der Heimlichkeit, der Klugheit und der Verſtellung, um unerwartet zu treffen, an die Stelle des Heroldamtes treten.

Gebt mir Papier, ſagte Loffredo, denn das muthwillige Geſchwätz dieſes Menſchen verdient nicht, daß meine Stimme ihm antworte.

Glaube mir, verſetzte jener, die wahre Antwort ſchreibt man mit der Lanzenſpitze und mit dem Schwunge des Schwertes, im Übrigen beruht Tapferkeit auf der Geſinnung und nicht der Hand.

Loffredo nahm nun das ihm gebrachte Papier und antwortete folgendermaßen: An die Amazone Penteſilea Piritoo von Griechenland. Wenn die Lanzen und das Schwert, die du in dieſes Reich bringſt, Penteſilea, ſo

idealiſch ſind, wie die Liebe, worüber du einen phantaſtiſchen Satz ausſprichſt, ſo ſollſt du bald bekennen, daß die unſchuldige Liebe ein Traum oder perſpectiviſche Linien ſind, die grade ſcheinen und doch abnehmen. Ich, der ich mich lieber an das Weſen halte, als an den Schein, werde morgen auf das Feld kommen, um dir zur Erkenntniß zu bringen, daß die Liebe weiteres begehrt, als bloße Küſſe. Warte auf mich und freue dich in der Hoffnung, durch Erfahrung klüger zu werden.

Während Loffredo ſchrieb, hatte ſich auch ein anderer Ritter zurückgezogen und ſchrieb gleichfalls an ſie in folgender Weiſe: Der tugendhaften Penteſilea Rolindo der Vorſichtige. Gruß zuvor! Wäre die Seele des Ritters ein über die Menſchheit erhabenes Weſen und unterläge ſie nicht manchmal ihren Fehlern, ſo würde ich mit deinem ganzen Satze übereinſtimmen, tugendhafte Kriegerin, und wenn du mich zum Genoſſen wollteſt bei Vertheidigung deſſelben, ſo würde ich mich dir anbieten, wie unbedeutend auch meine Kraft ſein mag. Da du aber der kriegeriſchen oder ritterlichen Liebe den Kuß zugeſtehſt, ſo ſage ich, daß du in dieſem Theile wo nicht in einen Fehler, ſo doch in die Gefahr des Irrthums verfällſt, indem die Seele der Menſchlichkeit zu viel Freiheit geſtattet, von der tugendhaften Liebe zur ſinnlichen überzugehen. Da ich alſo wenigſtens dieſen Theil deines Satzes angreife, werde ich mich morgen zur Probe einfinden.

Dieſe Antworten wurden bekannt gemacht und der folgende Tag zum Turnier beſtimmt. Indeſſen ſchickten Argitore und Eganetide Erfriſchungen und höfliche Botſchaft an den Gaſt, einen Mann von beſcheidener Haltung, vorſichtig in der Rede und von ſehr angenehmem Äußern. Einem Ritter, welcher im Namen der neuen Königin kam, ſagte er: Grüßt mir eure Gebieterin und ſagt ihr, wenn ich dieſes Turnier überſtanden habe, werde ich ihr aufwarten und ein Geſchenk bringen, das ihr nicht unangenehm ſein wird.

Am folgenden Tage erſchien der Ausforderer, mit allen ſeinen Waffen verſehen, auf dem Felde mit einem ſehr ſchönen Federbuſch mit glänzend weißen Federn in beſter Ordnung, das Viſier hielt er geſenkt, aber an der Stelle, wo der Helm auf dem Kragen aufliegt, drang ein blondes Gelock hervor. Unter dem Panzer trug er ein Kleid ganz aus Silberſtoff, ganz eingefaßt mit Stickerei in goldenen Sonnen und Sternen, und auf dem Schild hatte er als Sinnbild einen weißen Pfauen mit dem lateiniſchen Wahlſpruch: Purao Veneri.

Rolindo erſchien zuerſt; und als er das Feld gleichfalls durchritten und die Trompeten das Zeichen gegeben hatten, vollbrachten ſie mit gleichem Glücke das erſte Lanzenrennen, ſodaß ſie beide an Tapferkeit gleich geachtet wurden; beim zweiten Rennen gewann Penteſilea die Oberhand und beim dritten legten ſie zwar die Lanzen ein, aber, wie wenn ſie es verabredet hätten, hoben ſie ſie im Augenblicke des Zuſammentreffens beide, wie zum Zeichen, daß ſie aus Höflichkeit nachgaben, was allgemeinen Beifall unter den Umſtehenden gewann. Sie wandten ihre Pferde, griffen nach den Schwertern und gingen aufeinander los. Penteſilea war die erſte, welche das Pferd anhielt und mit ehrerbietiger Geberde dem Gegner das Schwert reichte, zum Zeichen, daß ſie den Streit aufgebe, und Rolindo in derſelben Art bot ihr das ſeinige hin; in der That tauſchten ſie auch beide gegen einander aus, ließen ſie dann am Kettchen hängen und gaben ſich wie Freunde die rechte Hand. Dieſe nie zuvor geſehene Form des Kampfes ſetzte die Scharen in Verwunderung und brachte ſie auf die Meinung, es müſſe unter ihnen ſchon früher Freundſchaft beſtanden oder doch eine vorläufige Verſtändigung Statt gefunden haben. Dies beſtätigte ſich um ſo mehr, als ſofort beide zuſammen rings auf dem Felde umherritten, Rolindo Penteſilea an ihr Zelt begleitete und ſich ihr zur Rechten, doch in einiger Entfernung, niederließ, wie um ſich ihrer

Partei anzuſchließen. Dieſe aber rief einen Edelknaben und ſchickte ihn zu ihm hin mit der Bitte, ſich zurückzuziehen, nicht weil ſie die Geſellſchaft eines ſo mannhaften Kämpen nicht liebe und achte, ſondern um nicht einem andern, der erſcheinen könnte, Anlaß zur Beſorgniß zu geben, daß er mit mehr als einem zu fechten bekomme; bei jeder andern Gelegenheit würde er es ſich zum Glück anrechnen, einen ſo mannhaften und artigen Genoſſen zu haben.

Sage deinem Gebieter, ſprach Rolindo, daß ich mich hier niedergelaſſen habe, um ſeinen Sieg zu begleiten und zu zeigen, daß, wie ich keinem nachgebe in Achtung vor ihm, ſo auch das Feld nicht räume, um die Ritterpflicht nicht zu verſäumen, welche darin beſteht, ſich nicht für beſiegt zu geben, wenn man den Kampf verläßt; und wenn wir gleich waren in der Höflichkeit, ſo wünſche ich, daß wir auch gleich ſeien in der Achtung.

Penteſilea nahm dieſe ehrenvolle Antwort an und hielt ſie ihrer Beiſtimmung werth. Sie ordnete daher ſogleich ihren Herold an Piritoo ab, welcher an der Thür der Bahn ſtund, und that ihm zu wiſſen, daß der Anweſenheit des Ritters, den er dort ſehe, nicht die Abſicht zu Grunde liege, einen Beiſtand in Behauptung ſeines Streites zu haben, ſondern es ſei blos eine höfliche Förmlichkeit und ſie verſpreche bei ihrem Ritterwort, daß jener in keinem Falle ſich in den bevorſtehenden Kampf einmiſchen werde.

Und wenn ich auch, verſetzte jener, mit zehn zu kämpfen hätte, ſo würde ich doch den Kampf nicht zurückweiſen. Sie mag allein ſein oder noch viele bei ſich haben, mit allen wird die Stärke meines Armes abrechnen.

Mit dieſen Worten ſpornte er hochmüthig ſein Pferd und ritt mit ſtolzem Gebahren durch die Rennbahn. Alle ſeine Federn und ſein Überrock waren feuerfarb; auf dem Schilde hatte er einen wüthenden ſchäumenden Fluß mit der Inſchrift: Sola meta salum.

Der Ausfordernde und dieſer Krieger ſtellten ſich zurecht, nahmen die Lanzen in die Fauſt und es wurde ihnen das Zeichen gegeben mit den Trompeten. Als Penteſilea die Lanze ſenkte, ſchlug ſie den Gegner ſo heftig auf die Helmſpitze, daß ſie ihm beinahe den ganzen Federbuſch mitnahm; und die Lanze traf den Schild ſo rüſtig, daß wenig fehlte, ſo wäre jener in Verwirrung gerathen. Die Umſtehenden merkten wohl, wie gewandt der Fremde in der Führung der Lanze war, ebenſo war der andere kräftiger, weshalb es ihm nicht um einen ſchönen Stoß zu thun war, ſondern er trachtete ihn aus dem Sattel zu heben, und zeigte dies beim Umwenden des Pferdes deutlich, als er, da er den Feind nicht am Boden ſah, verächtlich das Lanzenſtück wegwarf. Beim zweiten Treffen verlor der Schotte den Schlag, weil Penteſilea in der Eile den Speer vor der Zeit ſenkte, mit offenem Arme auf ihn zurannte und ihm den Schild ſo geſchickt entgegenhielt, daß die Spitze am Stahl hinwegglitſchte und keine Stelle fand, woran ſie abbrechen konnte. Der Ausforderer aber ſenkte wüthend ſeine Lanze und die Spitze traf ſo heftig auf das Viſier, daß er den Gegner faſt aus dem Sattel gehoben hätte; doch verlor der Schotte nicht die Bügel, ſondern berührte nur mit dem Rücken das Hintertheil des Pferdes. Der dritte Schlag zwiſchen beiden war ſo hartnäckig und nachhaltig, daß man unmöglich unterſcheiden konnte, welcher von ihnen beiden im Vortheil war. Sie wendeten die Pferde und faßten raſch die Degen, der Kampf war aber bald zu Ende, weil der des Schotten entzweiging und der andere ihm mit der Spitze ins Geſicht ſtach, wodurch Loffredo grade über dem Auge verwundet wurde. Er wollte zwar ein neues Schwert nehmen, aber der Kampfwärtel, der ihm das Blut aus dem Halsberg dringen ſah, legte ſich dazwiſchen, nahm dem Verwundeten den Helm ab und es fand ſich, daß die Spitze bis auf den Knochen gegangen war, weshalb er ſich genöthigt ſah, ſich in ärztliche Pflege

zu begeben, wobei er jedoch nicht verſäumte, dem Fremden einſchärfen zu laſſen, wenn er ihn nicht zu einem neuen Kampfe erwarte, ſo halte er ihn nicht für einen Ritter von Ehre, denn er dürfe ſich des Zufalls, daß ſein Eiſen abgebrochen, nicht rühmen. Der Fremde ließ ihm antworten, er bedauere ſowol das Zerbrechen des Degens als die ihm beigebrachte Wunde, da er aber wegen eines andern Geſchäfts in wenigen Tagen ſich in Frankreich einfinden müſſe, gab er ihm das Verſprechen, in weniger als acht Monaten zurück zu ſein, um ihm Rede zu ſtehen. Loffredo begehrte, er ſolle nur wenigſtens zehn Tage bleiben, bis er im Stande ſei, den Verband ſeiner Wunde abzunehmen; aber der Kampfwart und ſodann der König ſelbſt, auf welchen er ſich berief, entſchieden, daß für jetzt der Sieg dem Fremden gehöre und Loffredo's Verlangen ein zweites Begehren ſei, welches Verſprechungen nicht in Weg treten könne, die der Fremdling früher übernommen habe. Als dieſer Handel entſchieden war und ſich der Hof zur Mahlzeit zurückzog, ſchickte der König dem fremden Ritter eine Einladung zur Tafel; dieſer antwortete aber, ohne nur das Viſier zu heben, er danke für die Gnade, bitte aber ſeine Entſchuldigung zu genehmigen, da er, müde von der Anſtrengung, dieſen Abend ſich etwas Ruhe zu gönnen wünſche; am folgenden Morgen werde er aber die königliche Huld annehmen. Es wurden alſo ſogleich die Zelte geſchloſſen, nachdem zuvor Höflichkeitsbezeugungen mit Roſindo ausgetauſcht waren, der ſich nur mit Widerſtreben von dieſen Zelten beurlaubte, da er bei der Entwaffnung gerne den Ritter bedient hätte, welcher unter dem Namen Penteſilea zuvor ſo ritterlich und tapfer gefochten. Kaum war die königliche Tafel aufgehoben, als Argitore geſagt wurde, der fremde Ritter bitte um Gehör, was ihm denn auch ſogleich zur großen Freude der Umſtehenden zugeſagt wurde. Der Ritter erſchien mit einer ſehr ſchönen Jungfrau, welche er am Arme führte, und

ſprach, ſobald er vor dem König ſtund, alſo: Hoher Herr, es iſt den Großen eigen, die Unſchuldigen zu beſchützen, und iſt Pflicht der Ritter, die Damen zu vertheidigen. Das dieſer Jungfrau minder günſtige Geſchick hat gewollt, daß ſie auf einige Zeit aus ihrem Vaterlande und von den Ihrigen verbannt bleibe, doch nur ſo lange, bis ich für ſie in Frankreich einige Ritterpflichten erfüllt habe, wohin ich denn auf dem Wege bin. Sie mitzunehmen iſt mit größeren Gefahren verknüpft, als ich ausſprechen kann; denn ich habe ein Gelübde des Stillſchweigens gethan über alle ihre Begegniſſe bis zu dem Zeitpunkte, wo ich einen mit vielen Sünden Belaſteten antreffe; darum erbitte ich mir von deiner Güte, mir zu geſtatten, daß ich ſie hier an deinem Hofe laſſe bis zu meiner Rückkehr, welche vielleicht noch in kürzerer Friſt erfolgen wird, als ich jenem Ritter verſprochen habe; und ihr, ſchöne Königin, verſchmähet nicht, eine Dame von nicht gemeiner Herkunft in eure Dienſte zu nehmen.

Ritter, ſprach der König, mit Recht haſt du dieſe Unbekannte meinem Schutze anvertraut. Ich nehme ſie unter meinen Schirm und übergebe ſie der Königin, damit ſie ſelbige nicht als Dienerin, ſondern als Geſellſchafterin halte. Sie wird unverletzt bleiben und ich werde ſie dir bei deiner Rückkehr unverſehrt zurückſtellen: das verlangt ihre Schönheit und deine Tapferkeit; und kann ich ſonſtwie zu Erfüllung deiner und ihrer Wünſche beitragen, ſo ſei es hiermit verſprochen.

Der Ritter verneigte ſich gegen den König und daſſelbige that auch das Fräulein, welche ſodann zur Königin trat, ſich gegen ſie neigte und mit beſcheidener Miene alſo ſprach: Gnädige Frau, ſeht hier eure demüthige Magd!

Eganetide nahm ſie freundlich auf und hieß ſie ſich ihr zur Seite ſetzen, ohne viel zu prüfen, ob ſie von hoher Abſtammung ſei oder nicht; denn die Höflichkeit wägt Abkunft und Verdienſte nicht auf der Goldwage,

ſondern betrachtet nur die Perſönlichkeit und das Betragen, welches ſie ſieht. Als man den Ritter erſuchte, doch nur noch einige Tage zu bleiben; um wenigſtens die Gegend zu ſehen, gab er vor, die Zeit dränge ihn zu ſchleuniger Abreiſe und er hätte ſich auch nach dem Turnier nicht die kurze Zeit aufgehalten, wenn nicht die Nothwendigkeit, Livane (ſo hieß das Mädchen) unterzubringen, ihn hätte hoffen laſſen, an dieſem Hofe alle günſtige Aufnahme zu treffen. Er beurlaubte ſich alſo, ſagte dem Mädchen Lebewohl, ging zu Schiffe, hiſte bei günſtigem Winde die Segel und reiſte ab. Es war nun Zeit, ſich in die Zimmer zurückzuziehen, und da die Königin hier keinen ſchicklichen Augenblick fand, um ſich zurückzuziehen und mit ihrem ſchönen Gaſte zu ſprechen, nahm ſie Abſchied, und als ſie in ihre Zimmer kam, entließ ſie ihre übrigen Frauen und ſprach: Schöne Fremde, es iſt mir, als müßte ich eure Züge erkennen. Sagt mir um des Himmels willen wenigſtens euer Heimatland, damit ich mich von der Täuſchung befreie, obwol mir die Täuſchung freilich lieber iſt, als die Wahrheit, wenn ihr nicht diejenige ſeid, welche mein Herz ſich vorſtellt.

Eganetide, ſprach jene, es thut mir leid, daß ſich mit der Veränderung der Tracht nicht auch mein Ausſehen verändert hat.

In wiefern, mein holder Tibrino? ſagte die Königin. Ich habe mich nie in irgend etwas über dich getäuſcht und dein feines Betragen kann ſich mir nicht verbergen. Ach, wie gut nimmt ſich deine Schönheit auch unter dieſen Frauenkleidern aus? Dieſes goldene Haar, ich möchte ſchwören, es ſei daſſelbe, das ich unter der Rüſtung des Ritters bewunderte, der für dich in der Bahn kämpfte und den ich bewunderte über ſeiner Ähnlichkeit mit dir. Ich ſchwöre dir bei unſerer Liebe, ich ſprach bei mir ſelbſt: O, wenn das Tibrino wäre!

Hierin täuſcheſt du dich und ſagſt doch die Wahrheit, verſetzte jene. Ich war es und nicht jener mein Diener,

welcher den Kampf führte, und ich habe meinen Arm und mein Eiſen verwünſcht, daß es nicht tiefer in das ſtolze Haupt Loffredo's eingedrungen iſt, nicht als wäre ich auf ihn eiferſüchtig, ſondern weil ich weiß, daß du ihn nicht liebſt. Aber höre, worin du dich täuſcheſt!

Ja, nur geſchwinde, geſchwind! Mag es ſein, was es will, ich freue mich nur, daß es mein Tibrino iſt; um alles Weitere kümmere ich mich nicht.

Tibrino bin ich nicht, antwortete jene, und eben darin ſitzt der Irrthum.

Was ſind das für Geſpenſter, ihr Götter, rief die Königin; haſt nicht du mir geſchmeichelt, habe nicht ich dich geliebt im Vaterhauſe?

Sie antwortete: Ei freilich.

Da ſprach die Königin: Nun dann Tibrino oder nicht; dies allein iſt mir genug. Ich liebe nicht den Namen, ſondern das Weſen.

Jene wollte entgegnen, als der König eintrat und ſprach: Morgen iſt es auch noch Zeit zum Reden, jetzt iſt die Zeit der Ruhe, ſchöne Fremde und theurer Gaſt. Geht mit dieſen Mädchen in das euch beſtimmte Gemach!

Sie neigte ſich vor dem König, küßte der Königin die Hand und ging hinaus. Das königliche Paar legte ſich zur Ruhe, nicht ohne zuvor über die Tapferkeit des Ritters und die Anmuth der Dame geſprochen zu haben. Eganetide hatte ſich mit einem heimlichen Lächeln über die Täuſchung ihres Mannes gefreut, daß auch er dem mannhaften Arme des Ritters beimaß, was doch das Werk ihres Holden geweſen war. Die Königin konnte kaum die Stunde erwarten, wo es Tag wurde, um wieder zu ihrem Geliebten zu kommen und das abgebrochene Geſpräch fortzuſetzen. Der König wachte auch früher als ſonſt auf und verlangte angekleidet zu werden, um auf die Jagd zu gehen. Er fragte ſeine Frau, ob ſie auch an dieſer Ergetzlichkeit theilnehmen wolle; ſie aber hatte eine andere Jagd im Sinne und ſprach, wenn es

Seine Majestät ihr nicht ausdrücklich befehle, so würde sie gerne einige Ruhe genießen, da sie in den letzten Tagen immer bald mit Tanz, bald mit Gastereien, bald bei den Turnieren beschäftigt gewesen und nun der Ruhe bedürfe; nichts desto weniger sei sie bereit, ihm zu dienen.

Ich merke schon, sagte ihr Gemahl, ihr wollt aus der Fremden herausbringen, wer sie ist, und wollt ihr Schicksal erfahren, eine Neugier, die mir auch Freude machen würde, da ich mir nicht zu erklären weiß, wie eine Dame, die offenbar nicht von niedriger Herkunft sein kann, so umherreist und in einem fremden Lande eine Unterkunft suchen muß. Dessen ungeachtet muß ich euch offen meine Ansicht sagen; ich meine nämlich, die gute Sitte verlangt es, daß wir sie hierüber nicht ausfragen, denn entweder sagt sie nicht die Wahrheit, oder sagt sie sie ungerne, da sie fast gezwungen ist, dem nichts abzuschlagen, der ihr Aufnahme und Schutz nicht abgeschlagen hat. Aber glaubt mir, sie wird es sehr ungerne sehen, darüber befragt zu werden; und die beleidigen, gegen welche man Höflichkeit übt, ist keine gute Handlung.

Ich werde, sprach Eganetide, euern Rath befolgen, aber eine Art Unhöflichkeit scheint es mir auch, sie gleich zu Anfang den lieben langen Tag mit den Hoffräulein allein zu lassen, und nicht minder, sie jetzt auf die Jagd zu nehmen, da sie nothwendig noch von der Seereise den Schwindel hat.

Macht es wie ihr wollt, sprach Argitore, stund auf, kleidete sich an und ging auf die verabredete Jagd. Auch die Königin verließ das Bett und fragte, kaum angekleidet, schon nach ihrem Gaste. Als sie hörte, sie sei bereits ganz geputzt, ließ sie sie einführen; sie sprachen öffentlich von allgemeinen Dingen, wie Luft und Wetter, und wie ihr die Gegend gefalle. Als indeß die Königin mit ihrem Schmucke fertig war, nahm sie die geschätzte Livane und führte sie, als wollte sie ihr den Palast zeigen, in gewisse entlegene Gemächer, setzte sich auf einen Balkon,

der auf das Meer hinausging, und ſprach alſo zu ihr: Mein lieber Tibrino, ich lobe deine Erfindung, um mir dein Verſprechen zu halten; aber du haſt mehr gethan, als ich wünſchte. Ich verlangte, dich manchmal zu ſehen, aber ſo werde ich dich viel zu oft ſehen, und aus Beſorgniß meiner Schwäche ſchaudere ich, ſo oft ich denken muß, daß ich meine Ehre beflecken und den Gatten beleidigen könnte, dem ich ſo ſehr verpflichtet bin, da er mich aus der Niedrigkeit zur höchſten Stufe der Ehren emporgehoben hat, und daß wir beide in Todesgefahr ſind. Mein Theurer, um Verſchuldungen zu enthüllen, ſprechen ſelbſt die Wände. Amor ſieht blind und führt blindlings auch die mit den beſten Augen Verſehenen in den Abgrund. Dieſe Tracht, dieſe Erfindung ſind ein ſehr ſchöner Schein, aber glaube mir, es ſind feine Arachnegewebe, die bei jedem Windhauche reißen können. Denken wir an eine Auskunft! Denn ich will dich als Liebenden in der Ferne, und wenn ich dich nicht haſſe, fürchte ich dich in der Nähe. Viel lieber will ich ſterben vor Schmerz darüber, daß ich dich nicht ſehe, als dadurch, daß ich dich zu oft ſehe, Gefahr laufen, das Haus in Verwirrung zu bringen, dem ich rechtmäßige Nachkommenſchaft hervorzubringen ohne mein Verdienſt erkoren worden bin. Du haſt mich die Kraft deines Armes erkennen laſſen, die ich nicht kannte; ich will nicht, daß dies der Gipfel meines Scheiterhaufens werde. Du haſt mir die Überzeugung gegeben, daß du mich liebſt, und daß du ein Ritter von Treu und Glauben biſt; ich will nicht, daß die Höhe deines Verdienſtes der Abgrund meines Glückes werde oder die Veröffentlichung meiner Schande. Entſchließ du dich zu ſcheiden, mein Herz, oder ich ſelbſt werde ſcheiden, indem ich auf der Treppe eines mörderiſchen Eiſens gen Himmel ſchwebe. Du liebſt mich zu ſehr, zu ſehr bete ich deine Schönheit und deinen Willen an, glaube mir, Theurer, daß nur eine folternde Gewalt mich zurückhält, dich zu umarmen und dir die Seele aus

dem Roſenmunde zu ſaugen. Tibrino, ich falle, wenn du nicht fliehſt. Ihr, übermenſchliche Kräfte des Himmels, haltet die aufrecht, die der Gewalt der Liebe nicht mehr widerſtehen kann. Tibrino, ich ſterbe, wenn ich mich nicht ums Leben bringe; denn ſchön ſterben iſt das haben, was man am meiſten wünſcht, während man es doch nicht will und ausſchlägt; ein harter Tod aber für eine unſchuldige Seele iſt es, die ſchuldige Keuſchheit verletzen. Tibrino, flieh, ſcheid, oder ich tödte mich.

So ſprach die ſchöne Liebende und bei ſo warmen hingebenden Worten lachte Livane. Eganetide meinte, das Lachen ſei ein Zuſpruch zur Unehrbarkeit, aber ſie enttäuſchte ſich, als jene ihr alſo antwortete: Es braucht weder Eiſen, um dich zu retten, noch wirſt du deinen guten Namen verlieren, wenn ich bei dir bleibe, im Gegentheil, ſelbſt wenn ich die Arme um deinen Hals ſchlinge und wenn dieſer unſchuldige Mund dich mit Küſſen überhäuft.

Die Königin zitterte bei dieſen Worten, mit Entrüſtung ſtand ſie auf und ſagte: Alſo kommſt du um meine Ehre zu verſuchen und während ich den Fuß von einem Fehltritt zurückhalte, leiteſt du mich dazu? Ha, Tibrino, jetzt ſieht man, daß du mich nicht liebſt, und ich danke der Gnade des Himmels, die mein Gebet erhört hat, indem ſie dich das Geheimniß deines Buſens ausſprechen machte. Das ſei dir ein Zeichen meiner ehemaligen Liebe, daß ich dir nicht offenbare, wer du biſt; meiner ehemaligen Liebe, ſage ich, denn aus den unwürdigen Worten, die ſoeben deinem Munde entſtrömt ſind, quillt mir das Gegengift gegen das, was mir das Herz einnahm, und ich fange an, der Liebe zu dir zu entſagen. Ach du, ehe ich dich haßte, mir ſo Theurer, geh und laß mich mit Frieden!

Da ſprach Livane: Nun iſt es Zeit, ſchöne keuſche Eganetide, daß ich dich aus der Täuſchung reiße. Ich bin nicht Tibrino, ich bin gar kein Mann. Du haſt

mir gefallen, wie eine Frau der andern; ich habe dich in Reinheit geliebt und um glauben zu machen, ich ſei ein Mann, ſtellte ich mich als dein Liebhaber und Freiwerber. Mein Schickſal ſollſt du ſeiner Zeit erfahren; für jetzt enthülle ich es dir nicht, da es dir doch nichts hilft, mir aber im höchſten Grade daran liegt, es zu verſchweigen.

Eganetide war ganz betreten über dieſe Enthüllungsſcene; ich weiß nicht recht, war ihr die Enttäuſchung erwünſcht oder that es ihr leid, nicht immer in der Täuſchung zu verharren; denn man reißt keine Pflanze mit der Wurzel aus und löſt ſie von der Erde, wo nicht ein Faſerchen davon zurückbliebe und ohne daß ein Theilchen des Erdreichs an ihr haftete, das ſie ernährte. Das Erſtaunen hielt ſie jedoch nicht ſo weit zurück, daß ſie nicht die Hand mit zuverläſſigeren Zeugniſſen der Wahrheit, als das Ohr, ſich vergewiſſern wollte. Ein Sinn kann ſich täuſchen; wenn aber zwei übereinſtimmen, ſo iſt es Thorheit, nicht zu glauben. Als nun die Königin ſich von der Wahrheit überzeugt hatte, wollte ſie von ihrer wiewol veränderten Liebe die Früchte pflücken, deren ſie ſich enthalten hatte, ſo lange ſie ſie als Tibrino liebte. So kann man glauben, daß auch Apollo bei ſeiner belaubten Freundin ſtand, als er von ihr die Rinde umarmte und küßte, die in der Erde feſtgewurzelt ihm nicht mehr entfliehen konnte; weniger hart und rauh freilich waren die Küſſe von jener, die in die Weichheit der angebeteten Lippen eingedrückt wurden, und wenn die Seele in der Luſt befangen iſt, o wie leicht verdunkelt ſich ein liebendes Auge! Sie unterſchied nicht die Erkenntniß von der erkannten Täuſchung. So war die Sittſamkeit befriedigt und die Oberfläche der Sinne getrübt, und Eganetide kehrte mit ihrer Livane nach ihren Gemächern zurück. Höchſt neugierig wollte ſie hier das Schickſal ihrer Freundin näher erfahren, die ihr aber das Meiſte verbarg, indem ſie ihr das Wahre der Begebenheiten

erzählte, aber ihre Abkunft und die wahren Namen verſchwieg. — Als am Abend ihr Gemahl von der Jagd zurückkam, fragte er, als hätte er die eigene Unterweiſung vergeſſen, ſich nicht um die Geheimniſſe der Fremden zu kümmern, ſogleich bei ſeiner Frau um die Verhältniſſe Livane's. Die Königin, welche über dieſe eilige Frage Verdacht ſchöpfte, der König möchte ſich in das Mädchen verlieben, tiſchte ihm ein Märchen auf, ſie ſei die Geliebte eines Ritters, der ſie verlaſſen, in den ſie aber noch auf das Heftigſte verliebt ſei. Sie that dies, um ihm jede Hoffnung abzuſchneiden und dem ihres Vertrauens gewürdigten Ritter die ſchuldige Achtung einzuflößen. Sie täuſchte ſich auch nicht, da in der That auf Argitore das anmuthige Weſen der Jungfrau einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Was vermag nicht die Leidenſchaft über die Seelen der Menſchen! Die Königin, welche Loffredo haßte und Livane liebte, vergaß plötzlich die eiferſüchtige Beſorgniß, womit ſie bisher geſprochen hatte, und ſagte: Und was würdet ihr dazu ſagen, wenn das Mädchen daſſelbe wäre, das ſich ſo mannhaft beim Turnier gegen den frechen Loffredo gehalten?

Ganz verwundert antwortete der König, er könne das nicht glauben, denn der fremde Ritter habe viel zu große Übung im Waffenwerke gezeigt, ſolche Erfahrung könne man einem ſo zarten Mädchen nicht zutrauen.

Erinnert ihr euch, o Herr, ſagte die Königin, an das blonde Haar, das ihm hervorquoll, wo der Helm auf dem Rücken aufſitzt? Wenn ihr mir nicht glaubt, ſo betrachtet nunmehr Livane's Locken und ihr werdet finden, daß es daſſelbe iſt.

Wäre es in dieſem verdorbenen Jahrhundert geweſen, wo die Männer in der Länge der Haare mit den Frauen wetteifern und beide Geſchlechter mit ſolchem Leichtſinn den Haarwuchs lügen, ſo hätte die Königin nicht eine ſolche Art zu beweiſen und zu ſchließen anwenden können.

Seht ihr nun, fügte ſie höhniſch bei, die Tapferkeit unſeres Loffredo, der von einem Weibe beſiegt ward?

Sie lachten darüber und an dem Abend wurde nicht mehr über dieſen Gegenſtand geſprochen. Als aber ſpäter eines Morgens der König, welcher Loffredo gleichfalls nicht ſehr liebte, denn unbeſcheidener Stolz macht ſich allgemein verhaßt, am Hofe den Loffredo ſah, welcher ſchon wieder in der Geneſung begriffen war, fragte er ihn mit einer gewiſſen lächelnden Miene, wie es gehe, ſodaß jener wohl merkte, es ſei eine Verhöhnung gegen ihn. Er zog ſich daher zurück und fing an ſich zu beſinnen, woher dies kommen möge, und er war ſo ſehr in ſich ſelbſt verſunken, daß er das königliche Haus nicht verlaſſen konnte und daher viel länger, als alle andere, ſich daſelbſt aufhielt. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der ſiegreiche Ritter eine Jungfrau im Hauſe des Königs zurückgelaſſen habe, und blieb daher um ſo lieber beim Eſſen, als er hoffte, ſie zu ſehen, um ſie zu erſuchen, an den abgegangenen Ritter zu ſchreiben, daß er ſeine Rückkehr beſchleunige, um ihren Streit zu beſchließen. Livane erſchien mit der Königin und er erkannte ſie ſogleich für Tibrino; von ſeinem böſen Geiſte getrieben, konnte er daher nicht unterlaſſen, über Tiſch zu ſpotten, und der König, welcher gleichfalls die Aufgeblaſenheit Loffredo's demüthigen wollte, fing an das Geſpräch auf die Amazonen zu bringen, unter deren Namen der entfernte Ritter gekämpft hatte.

Fürwahr, ſagte er, jedes Zeitalter hat noch mannhafte, kriegeriſche Frauen gehabt, und vielleicht, fuhr er fort, iſt unſer Jahrhundert auch nicht ganz ohne Beiſpiel dafür, indem ſich kriegeriſche Frauen finden, welche ſelbſt die Ritter zu beſiegen wiſſen, die ſich für die tapferſten halten.

Dann fing er an den Satz zu beſprechen, ob ein Ritter, der ſich zum Waffenhandwerk bekennt, wohl daran thue, ſich für eine Frau auszugeben, wie jener gethan,

indem er unter dem Namen Penteſilea gekämpft habe. Loffredo, welcher den Ball zu ihm zurückprallen ſah, ſagte, es ſei in der That eine Niederträchtigkeit von einem Ritter, ſich für eine Frau auszugeben, um, ſei es in Waffen oder in der Liebe ſeine Zwecke zu erreichen. Livane, welche nicht daran dachte, daß ſie entdeckt ſei, ſondern meinte, Loffredo ſpreche ſo, daß der Tadel ihrem vorgeblichen Ritter gelte, konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen, für ihn zieme es ſich nicht, dergleichen Reden zu führen, da er ja von einem beſiegt worden ſei, der den Namen des ſchwächeren Geſchlechtes angenommen habe.

In der That, ſagte Argitore, wenn ich von einer Frau, einer wahren oder einer vorgeblichen, beſiegt worden wäre, ſo wäre ich hier etwas vorſichtiger.

Ei, Herr, ſprach Loffredo, es gibt auch Männer, die ſich für Frauen ausgeben, und das ſind Verräther. Damit genug für heute!

Dieſer, wiewol ihm noch undeutliche Schlag brachte Argitore's Hirn in Verwirrung, nicht als ob er über Livane gezweifelt hätte, ſondern weil das Gewiſſen der Fürſten in ſtaatlichen Dingen immer eine ſchwache Seite hat, und macht ſie über jeden Windhauch bedenklich, er möchte ihnen einen Stoß beibringen. So ſchöpfte er alſo Verdacht, der abgereiſte Ritter könne zu irgend einem geheimen Staatszwecke dieſe Livane bei ihm gelaſſen haben, Loffredo ſei in die Sache eingedrungen und ſpreche abſichtlich ſo. Der Staat iſt ein gebirgiger Körper, der große Schatten wirft. Livane hatte indeß Wermuth auf der Zunge und ſprach: Ritter, ihr könnt das nicht von dem ſagen, der euch unter dem Namen Penteſilea's verwundet hat, denn er war und iſt eine Perſon von größter Pünktlichkeit, und wenn ihr einen andern Gedanken hättet, ſo muß ich, wiewol ihr in einen anderen Handel verwickelt ſeid, euch doch ſagen, wenn ich die Genehmhaltung Seiner Majeſtät erlangen könnte, würde ich euch zur

Erkenntniß bringen, daß ihr ſchlecht von einem ſprechet, den ihr nicht gut kennt.

Loffredo lachte, aber mit bitterem Hohn, und ſprach: Ich glaube wol, ſchönes Kind, daß ihr auch jezuweilen eine Lanze zu brechen verſteht, aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen männlicher Tracht und weiblicher. Hütet euch, nicht zu viel zu verſprechen! Wer kann ſeine Neigungen verbergen? Achill, als er das Schwert ſah, verachtete die Blumen und das Frauenwerk.

Vielleicht, antwortete ſie, würde ich auch bei Gelegenheit wagen, einen Spieß und ein Schwert zu ergreifen, wenn mein Ritter nicht erſchiene, um euch tiefer zu treffen, als das lezte Mal.

Alle ſprachen nach ihrem Sinne und jedes Ohr hörte nach dem unmittelbaren Eindruck. Dennoch hielt der König für angemeſſen, den Streit abzubrechen, zumal als er ſich von ſeiner Frau ins Ohr ſagen hörte: Solche Ungebührlichkeiten darf man nicht dulden an den Tafeln der Herrſcher. Der Menſch überſchreitet die Schranken der Ehrerbietung, welche an der Stelle, wo jener ſich befindet, beobachtet werden muß.

Darum ſprach er mit ſtrengem Blicke: Nicht weiter!

Die Majeſtät, wenn ſie ſich auch vertraulich gemacht hat, erhält doch immerhin, ſobald ſie will, Ehrfurcht. Loffredo zog die Segel ein, ſammelte aber in ſich das Gift an, das er nicht ausſpeien durfte, und brütete tauſenderlei Rache. Endlich hielt er einen Plan feſt, welcher für ſeine Natur am beſten paßte. Als die Tafel aufgehoben war und ſich die Königin zurückgezogen hatte, zog Loffredo den König in eine Ecke des Saales, ſodaß er von keinem der Diener gehört werden konnte, und ſprach alſo: Hoher Herr, glaube nicht, daß ich in dieſer Weiſe über Tiſch geſprochen habe, um dir den Gehorſam zu verweigern, der dir von einem Lehensmanne gebührt. Es war vielmehr ein Kunſtgriff, um den zum Reden zu bringen, den du für ein Weib hältſt, der aber Tibrino iſt,

der junge Fremdling, der ehemalige Liebhaber deiner Frau, und er kann zu keinem andern Zweck ſich in dein Haus eingeniſtet haben, als um deine Ehre zu beflecken. Du haſt ihn ſprechen hören, wie ein Mann; denke an dich ſelbſt und erkenne die Treue Loffredo's!

Nach dieſen Worten ging er ohne alles Weitere hinweg. — Was vermag nicht die Eiferſucht! Argitore glaubte Alles; die Unmöglichkeit, die ihm ſchon darin zu liegen ſchien, daß die junge Frau von einem unbekannten Ritter verlaſſen werde, die Art der über Tiſch gehörten Geſpräche, die Lobeserhebungen, welche Eganetide zu Gunſten Livane's erſonnen, alles zeugte für die Wahrheit jener Behauptung. Dennoch ließ er, der nicht wie gewiſſe andere Fürſten an gewiſſe Tyranneien gegen die Unterthanen gewöhnt war, ſich nicht ſo weit von jenem überreden, daß er nicht beſchloſſen hätte, wie man im Sprichwort ſagt, den Finger erſt etwas tiefer in die Wunde zu ſtecken, um ſich nicht über einen ganz einfachen Bericht zu täuſchen, zumal da er ſelbſt Recht zu ſprechen hatte. Er berief alſo Roxano den Vater Eganetide's zu ſich, welcher auch gehorſamlich alsbald erſchien, und dem er nach einem langen Umſchweif von Worten entlockte, wer Tibrino ſei, wie er ausſehe in Miene, Haaren, Auge, Geberden. Er ſchilderte ihm ihn ſo, daß Argitore thöricht geweſen wäre, hätte er nicht in Livane Tibrino erkannt, und der unbeſonnene Vater, welcher fürchtete, es möchte ihm etwas von der Tochter berichtet worden ſein, fügte bei: Laß dir nicht, hoher Herr, das Herz ſtacheln von der ſchnöden Schlange der Eiferſucht und des Argwohns, denn ſobald ich die Vermählung mit dir feſtgeſtellt hatte, brachte ich ihn durch Drohungen dahin, dein Königreich zu verlaſſen, und man hat ihn nie wieder geſehen, weshalb zu vermuthen iſt, daß er ſich gänzlich entfernt hat.

Das war aber ein ganz entgegengeſetzter Saft, als der beabſichtigte, womit er ihm hier ſeine Wunde heilen

wollte, denn dieſes Weggehen und Wiedererſcheinen in weiblicher Tracht diente ihm zum unwiderleglichen Beweis, daß er als Mann weggegangen ſei, um als Frau zurückzukehren und Eganetide in Ruhe zu genießen. Er entließ Roxano, ein kaltes Feuer hatte ihm das Herz angezündet, er ging in die Gemächer der Frau und, als hätte er Füße von Wolle, ſo ungehört hob er den Thürvorhang leiſe leiſe ... lauter Handlungen eines eiferſüchtigen Liebhabers, welcher ſucht, was er doch haßt. Er ſah noch Livane's Arme ſich losmachen von Eganetide's Halſe, welche mit unzweideutigem Lachen einen Kuß von ihm aufgeſogen hatte, unzweideutig, ſage ich, denn Argitore hörte noch den Ton. Er hemmte noch ein Weilchen ſeinen Schritt, nicht um die Handlungen der Rache zu vollbringen, ſondern weil der Augenſchein ſolcher Keckheit ihn in Verwunderung ſetzte. Indeſſen ging Livane hinweg und ließ Eganetide allein. Der König trat ein, faßte ohne Weiteres den Dolch und verſenkte ihn in den Buſen ſeiner ſo geachteten Ehebrecherin, welche, als ſie ihren Gemahl ganz verändert ſah und ganz blaß, nicht wußte und ſich vorſtellen konnte, was es ſei, und überraſcht von der That, auch keinen Laut von ſich gab. Der König ging ſogleich hinweg und gab Befehl, Livane in einen wohl bewachten Thurm zu bringen. Die arme Eganetide ſtarb nicht ſo ſchnell, daß ſie nicht in ihrer Einbildung die Urſache ihres Todes ſich vorgeſtellt hätte, und ſo hinſchmachtend, rief ſie zwar niemand, der ihr im Tode beiſtände, aber voll Reue, ihrem Gemahl nicht Alles entdeckt zu haben, ſchrieb ſie mit feſtem Muthe einen Brief an ihren Gemahl über ihre Unſchuld. Ich, der es unternommen, das Gewebe dieſes unſeligen Trauerſpiels zu erzählen, bekenne, daß mein Verſtand nicht hinreicht, von den Zügen der ſterbenden Unſchuldigen zu melden, die mehr mit ihrem eigenen Blute, als mit Dinte geſtaltet waren. Die Wunde beſchleunigte ihren Tod, die Gewißheit aber, noch als unſchuldig anerkannt

zu werden, machte ihr das Scheiden von dem Gatten minder hart; doch der Schmerz, der ihn nothwendig quälen mußte, machte ihr das Gefühl des Todes noch ſchauerlicher. Sie ſchrieb nicht, ſo viel ſie gewünſcht hätte, denn jeder ihrer Beweggründe erheiſchte viele Stunden für einen lebendigen Ausdruck. Übermannt endlich von der Nacht des Todes, die ihr zum letzten Schlafe die Augen ſchloß, warf ſie ſich auf das nahe liegende Bett und zog ſelbſt das Eiſen aus dem Buſen, um der ſcheidenden Seele einen weiteren und bequemeren Weg zu öffnen. Sie holte die letzten Athemzüge, als die Wachen eintraten, um Livane ins Gefängniß zu führen, und mit ihr die Frauen, welche in einigen Vorzimmern miteinander ſprachen, mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, ohne zu ahnen, was innen vorging. Als ſie nun den Blutſtreif vom Tiſch nach dem Bette hin und die Königin in den letzten Zuckungen ſahen, eilten ſie hin und hörten nur noch die Worte: Argitore, beweine deinen Irrthum, mein Unglück und liebe auch im Tode noch deine Getreue!

Unterdeſſen ward die ſchuldloſe Livane auf einem andern Wege, nicht durch die Gemächer der Königin in das Gefängniß abgeführt; ſie ſchritt mit lachender Miene dahin, da ſie an den Reden Loffredo's wohl merkte, daß er ſie als Tibrino wieder erkannt habe, und ſprach zu ihnen: Noch nicht in den Kerker führet mich, ſondern zum Könige, denn ich will ihm eine luſtige Vorſtellung einer lächerlichen Komödie geben.

Sie waren aber taub für ihre Worte und führten ſie in den Thurm. Indeſſen wurde Argitore der Brief der Königin von einer Kammerfrau überbracht, welche ihm auch Eganetide's letzte Worte meldete. Durch dieſe ließ er ſich beſtimmen, das Blatt zu leſen, das er ſonſt weggeſchleudert hätte als die verabſcheute Erinnerung einer für ehrlos gehaltenen Frau. Sobald er ſeine Täuſchung erkannte, erblaßte er vor Schmerz, der Schweiß lief ihm

über die Stirne, daß er ſich mehrmals abtrocknen und aufhören mußte zu leſen. Die Thränen traten ihm in die Augen, aber der Schauder vor ſeiner unſelig übereilten That hielten ſie im Zügel und wie Gifttropfen fielen ſie ihm auf das Herz, aus welchem ſie gequollen waren, und ſchmelzten es. Die Kammerfrau rief um Hilfe, die Diener eilten herbei und während alle Mittel angewandt wurden, um die verirrten Lebensgeiſter zurückzurufen, hob Clotiro, der Ritter, welcher unter dem Namen Rolindo mit der vermeintlichen Penteſilea gefochten hatte, es war einer der Vertrauten Argitore's, das ſeinem Herrn entſunkene Blatt auf und als er daraus und durch die Kammerfrau den Tod der Königin vernahm, begriff er die ganze Geſchichte, welche ihm um ſo klarer wurde, als der König wieder zu ſich kam, welcher in Seufzern ſeiner fortdauernden Beklemmung Luft zu machen ſuchte, und die Nachricht erhielt, daß der Kerkerwärter, welcher Livane bewachte, um Gehör bitte zu einer wichtigen Mittheilung. Argitore ſetzte ſich in königliche Faſſung, um vor einem gemeinen Menſchen keine allzu große Weichheit zu beurkunden, und als ſodann jener eingeführt war, ſprach er alſo: Herr, mit Unrecht haſt du ein unſchuldiges Mädchen meinen Händen überliefert. Sie hat mir deinen ſonſt gerechten Argwohn erzählt und verlangt, daß ich dir zu wiſſen thue, daß ſie eine Frau ſei, und du ſolleſt die Wolken des Verdachts von deinem Herzen vertreiben. Sie hat mir alles mitgetheilt, was vorgefallen iſt, und was der boshafte Loffredo dir geſagt haben kann. Ich habe aber nicht früher dir dieſe Meldung machen wollen, als ich durch meine Ehefrau mich vergewiſſert, daß ſie das iſt, wofür ſie ſich ausgibt. Komm alſo zurück von deiner Täuſchung, o Herr, und betrübe nicht mit unſeligen Geſchicken dieſes Haus, das ein Tempel der Heiterkeit ſein muß.

Argitore ſeufzte, als wollte er ſagen: Ach, es iſt nur eine zu lebhafte Tragödie, deren harte Kataſtrophe

ſo über mir laſtet, daß ich weder ganz gut, noch ganz ſchuldhaft bin, weshalb ich ſehr wohl Mitleid verdiente, da ich eine Handlung begehen ſollte, die Entſetzen überall verbreitete.

Das alles ſprach er nur bei ſich in dem kurzen Zeitraum eines Seufzers, da die Seele viel ſchneller denkt, als irgend eine Handlung des Körpers ſich bewegt. Er ſprach ſodann zu dem Manne: Alſo es iſt gewiß eine Frau?

Ganz gewiß, verſetzte jener.

So ſoll man ſie, fuhr der König fort, nicht mehr als eine Verbrecherin, ſondern als zur Ehre bewachen, bis ich mich weiter entſchließe.

Er ging hinaus und begab ſich in das Gemach, wo ſeine erſtarrte unſchuldige Gattin lag, er ließ ſeinem Schmerz freien Lauf, opferte der lieben Leiche ein Opfer von Thränen und flehte zu ihrer Seele, wenn ſie nicht ſchon in den elyſiſchen Gefilden geborgen ſei, ihm den Ausbruch überſtrengen Ehrgefühls und argwöhniſcher Liebe zu verzeihen. Oft rief er dabei aus: Du haſt Livane geliebt, ich werde ſie anbeten, als eine von dir geliebte.

Clotiro hatte unterdeß den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte eingeſehen, er erinnerte ſich des edelmüthigen Betragens, das Livane unter dem Namen Penteſilea gegen ihn geübt, und ſchwur ſich ſelbſt, eine edle Rache an Loffredo zu üben. Er rief ihn daher zum Zweikampf und griff ihn mit ſo viel Muth an, daß er, der nie eine feige Handlung begangen hatte, faſt von der eigenen Schuld getödtet, beim Blitzen des feindlichen Schwertes faſt gar keinen Schlag zu führen und keine Verwundung abzulenken im Stande war, ſondern ganz eingeſchüchtert ſich wie ein Schlachtopferthier hinwürgen ließ, zum großen Beifall der Zuſchauer, welche nunmehr ſeine garſtige Miſſethat nicht mehr ertragen konnten. Argitore erfuhr es und liebte Clotiro nur um ſo mehr. Nach gehörigen Zurüſtungen wurde die Beſtattung der

Königin mit dem festlichsten Pompe gefeiert und es blieb keine Feder eines Dichters oder Gelehrten müßig, die Thränen des Königs oder die Unschuld seiner Gemahlin oder die Tugend Livane's zu preisen oder die boshafte Schurkerei des glücklicherweise getödteten Loffredo zu verwünschen; auch blieb Clotiro nicht ohne Ruhmespalme. Traurig blieb unter diesen Beifallsbezeugungen nur Rorano, der so elendiglich seine einzige Tochter verloren sah und predigte, es sei eine Thorheit von den Vätern, ihre Töchter zu hoch unterbringen zu wollen, da denn nicht einmal ihr Mord von den unglücklichen Vätern gerächt werden könne und ihnen nichts übrig bleibe zur Sühne, als sie zu beweinen. Clotiro nun glaubte sich mehr als ein Verdienst um Livane erworben zu haben, theilte ihr auch die Rache mit, die er an Loffredo genommen, und ließ sie sodann für sich um ihre Hand bitten. Sie dankte ihm herzlich, ließ ihm aber antworten, ihre Verhältnisse erlauben ihr für jetzt nicht sich zu verehelichen, er möge sie deshalb entschuldigen, wenn sie einer so höflichen Bitte nicht durch ihre Zustimmung entspreche. Clotiro verlor darum den Muth noch nicht, sondern besuchte sie noch öfters, sodaß er die Ehe, die er mehr nach Ritterſitte begehrt hatte, nun als Liebhaber zu wünschen anfing. Er nahm daher seine Zuflucht zum König mit der Bitte, sie ihm zu verschaffen für die treuen, viele Jahre lang ihm geleisteten Dienste. Argitore antwortete, nachdem er ihn zuvor genau befragt hatte, ob er irgend ein Zeichen habe, daß sie geneigt wäre, ihn zu lieben, es sei Eitelkeit, einmal eine Unbekannte zu begehren und dann eine, die einen nicht liebe. Clotiro brachte dagegen tausend Gründe vor, worauf er endlich sagte: Freund, ich will dir zeigen, daß ich dich liebe.

Er begab sich sodann selbst in den Palast, in welchem er Livane mit größter Rücksicht bedienen ließ, und sagte zu ihr, nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten in Gegenwart Clotiro's also: Nicht minder tapfere als schöne

Fremde, eure Eigenſchaften ſind der Art, daß ſie euch ſo anbetungswürdig wie liebenswürdig machen, und darum dürft ihr euch nicht wundern, wenn Clotiro, von euch entbrannt, euch zur Frau zu b[illegible]men begehrt. Über ſeine Eigenſchaften möge euch d[illegible]ugniß hinreichen, das ich euch über ihn ablege, indem ich ihn als den theuerſten an meinem Hofe halte. Mit welchem Reichthum und Adel er ausgeſtattet iſt, darüber könnt ihr von jedem andern Kunde einziehen; wenn aber mein Wort euch hinreicht, ſo ſage ich euch, daß wenige ſind unter meinen Unterthanen, die ihm gleichkommen. Daß er euch liebt, beweiſt euch ſchon der Umſtand zur Genüge, daß er, ohne ſonſt etwas von eurer Abkunft und euern Verhältniſſen zu wiſſen, euch zur Ehe begehrt, wie ihr ſein mögt, und zufrieden iſt mit der Mitgift eures Herzens. Ich bitte euch daher, ihn nicht auszuſchlagen und demnach von mir nach meinem Vermögen aller meiner Gunſt zu gewärtigen.

Herr, antwortete ſie, wie ich mich dieſem guten Ritter für verpflichtet erachte für die Beſtändigkeit ſeiner Neigung zu mir, indem er, wiewol mehrmals abgewieſen, darauf beharrt, mich zu begehren zum ſprechenden Zeichen, daß er mich wirklich liebt, ebenſo bekenne ich mich und noch mehr in größeren Verpflichtungen gegen Eure Majeſtät gebunden, die ſo dringend und eifrig mich darum erſucht. Um ſo mehr bedaure ich, ihn nicht zum Manne nehmen zu können; ſpäter, wenn Euer Majeſtät und er die Härte und genauere Beſchaffenheit meines Schickſals erfahren werden, vertraue ich, wird meine Ablehnung Entſchuldigung finden.

Der König wiederholte ſein Andringen, Clotiro flehte mit den Augen und mit gewiſſen Ausrufungen, aber Alles war umſonſt. Am Ende wandte ſich der König zu dem Ritter und ſprach: Freund, beruhigt euch! Fortgeſetzte Bitten in ſolcher Angelegenheit ſind die größte Gewalt, die man einem anthun kann. Sie fortzuſetzen,

wäre Rücksichtslosigkeit. Nunmehr zieht euch zurück, denn ich habe jetzt von anderem zu reden!

Als der König mit Livane allein war, bat er sie, mit ihm in ein Fenster zu treten, um heimlich mit ihr reden zu können. Da bat er sie denn, ihm offen zu sagen, wer sie sei und welches Schicksal sie zu dieser Verschwiegenheit nöthige, verpfändete ihr dabei auch sein königliches Wort für sein Stillschweigen und jegliche Unterstützung bei diesen Verheißungen.

So sage ich denn Euer Majestät, sprach sie, ich bin Ergilla, die Tochter des verstorbenen Königs von Hibernia, die er unter der Obhut meines Oheims Arnillene hinterließ. Als der Undankbare mich nun im heirathsfähigen Alter sah, haßte er mich so, daß er mich nicht für eine würdige Gemahlin für seinen einzigen Sohn ansah und lieber gewaltsam mein Reich beherrschen, als durch meine Vermählung seinen Sohn zum gesetzmäßigen Herrn machen will. Er suchte darum mehrmals mir mit Gift das Leben zu nehmen, weshalb ich vorsichtig in männlicher Tracht entflohen bin, wovon nur zwei meiner Getreuen wußten, deren einer der ist, den du für Pentesilea hieltest. Ich suche mittels derselben entweder die Unterthanen aufzuwiegeln oder die Tyrannen aus dem Leben zu schaffen. Das ist in kurzen Worten der Umfang und die Beschaffenheit meines Unglücks.

Ergilla, sagte Argitore, es ist lange her, daß ich von diesen Dingen Kunde erhalten habe, und da euer Vater, ein braver Ritter, mein naher Freund gewesen, wollte ich nie mit den Waffen meine Ansprüche geltend machen, die ich auf jene Insel habe, da ich doch von den Herren von Rheba abstamme, welche einst ganz Caledonien beherrschten. Jetzt, da dich dir und mir zu Gunsten dein Geschick hierherführt, wollen wir, wenn du meine Gemahlin werden willst, mit den lebendigen Waffen oder mit den todten Waffen des Geistes dein und mein Reich wieder gewinnen und die Kronen vereinigen, die

den andern Königlein, welche beide Inſeln bedrücken, leicht zu entreißen ſein werden.

Wollte der Himmel, ſprach Ergilla, daß dies dein Wille wäre, denn ſo würde ich mich in kurzem gerächt ſehen für die Anmaßungen in meinem Staate, der mit mir dir gehören würde.

Als ſie es ſo unter ſich verabredet hatten, wurden alle Hofleute und Ritter gerufen und Argitore ſprach, zu Clotiro gewandt: Ich habe dir eine gute Nachricht zu bringen.

In der Meinung, er werde ihr Gemahl werden, neigte er ſich ganz heiter und ſprach: Von deiner klugen Geſchicklichkeit, o Herr, darf man immer einen guten Ausgang der Angelegenheiten erwarten, welche du unternimmſt. Deinem Einfluß und deiner holden Beredtſamkeit kann niemand widerſtehen.

Wiſſe alſo, daß dies nicht Livane iſt, ſondern Ergilla, die wahre und geſetzliche Königin von Hibernien.

Bei dem Worte Königin erblaßte Clotiro und das Herz zitterte ihm im Buſen, wol ahnend, daß er auf eine ſo hohe Würde nicht hoffen dürfe. Darum ſprach jener weiter: Ich habe die Rolle des Freundes für dich übernommen, ſo lange ich die Frau für ein gewöhnliches Mädchen hielt; ich erkannte aber, daß ſie dich ausſchlug. Als ich nun aber erfuhr, daß ſie meiner würdig wäre, wie ſie mir auch blutsverwandt iſt, ſo habe ich ſie, ohne unſere Freundſchaft zu beeinträchtigen, ſelbſt zur Frau erkoren.

Bei dieſen Worten reichte er ihr die rechte Hand und ſie ihm.

Du, als guter Vaſall, wirſt, wie ich überzeugt bin, dich darüber freuen, gleichwie es mir immer Freude machen wird, dir alle möglichen Ehren zu erweiſen, unter der Bedingung jedoch, daß du nie den Fuß dahin ſetzeſt, wo die Königin iſt; nicht als zweifelte ich an ihrer Treue, ſondern um nicht dir das Herz zu betrüben,

indem du die, welche du so sehnlich zu erlangen wünschtest, im Besitze eines andern siehst.

Clotiro schlug die Augen nieder und sprach unter einigem Lächeln der Umstehenden: Wer seinen Herrn wahrhaft liebt, wie ich, muß im Nothfalle auch das Leben hingeben, um ihm recht zu dienen. Ich werde mich entfernen, nicht, als ob ich noch die geringste Liebe spürte, die ich vielmehr von diesem Augenblicke an in Ehrerbietung gegen deine Gemahlin und meine Gebieterin verwandle, sondern um deinem Willen zu gehorchen und dich von jedem Argwohn zu befreien, mich aber von den Übeln, welche Verdacht in der Liebe hervorbringt.

Hier verbeugte er sich vor dem königlichen Paare, wünschte ihnen Heil und zog sich zurück. Sie feierten die Hochzeit, Clotiro aber rüstete sogleich ein Schiff aus und begab sich nach Norwegen, von wo er nie wieder heimkehren wollte, auch als der König und die Königin ihn zurückriefen. — Da es Argitore in der Folge nicht gelang, durch Verhandlungen Hibernien zu überwinden, rüstete er eine gewaltige Flotte aus, drang daselbst ein und erwarb den größeren Theil des Königreichs, wurde aber in einer Schlacht tödtlich verwundet und ließ seine Gemahlin als Erbin seines Reiches zurück. Diese ließ durch eine prunkvolle Gesandtschaft Clotiro heim berufen und wählte ihn zu ihrem Gemahl zum Jubel aller Unterthanen, welche über seine Abreise geseufzt hatten und darum Argitore nur lässigen Beistand leisteten. Als aber Clotiro gekrönt war, zogen alle mit gewaltiger Heeresmacht nach Hibernien und brachten in kurzem das ganze Land unter ihre Botmäßigkeit und glücklich lebten fortan Clotiro und Ergilla.

XXXV. Giovanni Battiſta Baſile.

1637.

118. Der Kaufmann.

(1, 7.)

Die Leiden des Menſchen ſind meiſtentheils nur Spaten und Schaufeln, welche ihm zu einem unerwarteten Glücke den Weg bahnen; und mancher Menſch verwünſcht den Regen, der ihm den Kopf naß macht, und weiß nicht, daß er ihm Überfluß bringt, mit dem er den Hunger verbannen kann, wie ſich dies auch an einem Jüngling zeigte, deſſen Geſchichte ich euch jetzt erzählen will. Es war nämlich einmal ein reicher Kaufmann Namens Antoniello. Dieſer hatte zwei Söhne, welche Cienzo und Meo hießen und einander ſo ähnlich ſahen, daß man ſie nicht von einander unterſcheiden konnte. Es geſchah nun einmal, daß Cienzo, der ältere von den beiden, mit dem Sohne des Königs von Neapel auf dem Meeresufer ſpielte, und während ſie ſich mit Steinen bombardierten, ihm ein Loch in den Schädel warf. Hierüber gerieth Antoniello in den größten Zorn.

Vortrefflich, ſagte er zu ſeinem Sohne, das war hübſch gethan. Das war einmal ein Capitalſtreich. Deſſen kannſt du dich rühmen und froh und fröhlich ſein, denn jetzt haſt du Alles, was du brauchſt. Wie, dem Sohne des Königs haſt du ein Loch in den Kopf geſchmiſſen und haſt gar nicht bedacht, was du eigentlich thatſt, du Schafsgeſicht? Wie wird es dir nur jetzt ergehen? Nicht drei Pfennige wollte ich wetten, daß

du dir nicht eine sehr schlimme Suppe eingebrockt hast, und wenn du auch wieder in das Loch zurückkröchest, aus dem du hervorgekommen bist, so möchte ich dir doch dafür nicht bürgen, daß die Finger des Königs dich nicht erreichen können. Denn du weißt, Leute dieser Art haben lange Hände und reichen überall hin, darum wird auch er dir eine üble Stänkerei anrichten.

Nachdem der Vater dies und noch tausend andere Dinge immer wieder von neuem gesagt hatte, antwortete Cienzo: Herr Vater, ich habe immer sagen hören: Besser den Gerichtsdiener auf dem Halse, als den Arzt.*) Wäre es nun nicht schlimmer gewesen, wenn jener mir den Kopf zerschlagen hätte? Überdies hatte er angefangen; wir sind noch jung und der Fall ist streitig. Es ist ein erstes Vergehen, das nicht so streng bestraft wird, und der König ist ein vernünftiger Mann. Im schlimmsten Falle aber was kann er mir denn so Großes thun? Wer mir nicht die Mutter geben will, der gebe mir die Tochter; helfe ich mir nicht auf diese Weise, so helfe ich mir doch auf jene. Wo sichs gut lebt, da ist man wie zu Hause und bange machen hilft nicht.

Was er dir thun kann? fragte Antoniello. Er kann dich über Hals und Kopf aus der Welt schaffen, kann dir eine Luftveränderung vorschreiben, kann dich zu einem Schulmeister machen mit einem vierundzwanzig Schuh langen Lineal, damit du den Fischen Stockschillinge gebest, auf daß sie reden lernen. Er kann dich auch mit einem drei Fuß langen eingeseiften Halsband hinschicken, damit du dich mit der Witwe Dreifuß lustig machest, statt aber das Frauchen bei der Hand zu fassen, mit den Füßen in der Luft tanzest. Trödle also nicht so lange, als wüßtest du nicht, was du thun sollst, sondern mache dich stehendes Fußes auf den Weg, damit man über dich

*) Liebrecht gibt: Lieber verklagt als curirt, d. h. besser, ich verwunde einen andern und lasse mich verklagen, als daß ich von ihm verwundet werde und mich muß curiren lassen.

weder etwas Neues, noch etwas Altes hört und du nicht etwa mit dem Fuße hängen bleibſt. Beſſer ein Vogel im Freien, als im Käfig. Hier iſt Geld; nimm dir auch eins von den zwei gefeiten Pferden, die ich im Stalle habe, und auch den gefeiten Hund und warte nicht länger! Denn beſſer iſt es Ferſengeld zu zahlen, als mit gleicher Münze bezahlt zu werden; beſſer iſt es die Beine über den Buckel zu nehmen, als den Hals zwiſchen zwei Beinen zu haben; beſſer iſt es, die Füße ordentlich auszuſtrecken, als ſich von drei Fuß Hanf ausſtrecken zu laſſen. Such nur deinen Backel, ſonſt hilft dir weder Baldus noch Barthel.

Cienzo bat nun den Vater um ſeinen Segen, ſetzte ſich dann aufs Pferd, nahm das Hündchen unter den Arm und fing an aus der Stadt zu reiten. Sobald er aber das capuaniſche Thor hinter ſich hatte, kehrte er ſich nach der Stadt um und rief aus: Sieh, jetzt muß ich dich verlaſſen, mein ſchönes Neapel! Wer weiß, ob ich euch je wieder ſehen werde, ihr Ziegel von Zucker, ihr Mauern von Marzipan, wo die Steine von wirklichem Manna, die Balken von Zuckerrohr, die Thüren und Fenſter von Blätterkuchen ſind! Ach ſchöner Pennino*),

*) Über dieſe und die im Folgenden genannten Örtlichkeiten bemerkt Liebrecht I, 401: Pennino, ein Stadttheil von Neapel, ebenſo wie die folgenden: Großer Platz chiazza larga. Rüſterplatz chiazza del' Olmo. Maulbeerplatz oder Straße cruce, ſo genannt wegen der zahlreich dort wachſenden Maulbeerbäume und ſeit mehreren Jahrhunderten die Wohnſtätte liederlicher Frauenzimmer, Loch pertuso, wahrſcheinlich die ſchon von Boccaccio Decam. 2, 5 [nicht 2, wie Liebrecht angibt] erwähnte Gaſſe, wo es heißt: „Auf dieſe Weiſe führte die Kleine ihn in das Haus jenes Mädchens, welches in einer Straße, das finſtere Loch (Malpertugio) genannt, gelegen war, deren Anſtändigkeit ſchon der Name errathen läßt"; die Straße lavinaro hat nicht von der Lava ihren Namen, obwol wir dieſe in der Überſetzung damit in Verbindung bringen, ſondern weil ehemals das von den benachbarten Hügeln ſtürzende Regenwaſſer (lava) dort durchſtrömte; jetzt jedoch hat man letzterem eine andere Richtung gegeben.

indem ich mich von dir trenne, fühle ich meine Bruſt wie vom Apennin beſchwert. Indem ich dich verlaſſe, großer Platz, verengt ſich mir mein Athem. Indem ich mich von dir entferne, Rüſterplatz, rüſte ich mich beinahe zum Tode. Indem ich von euch ſcheide, ihr Lanzieren, iſt mirs, als bekäme ich einen cataloniſchen Lanzenſtich.*) Indem ich mich von dir losreiße, iſt mir, als ob mir jemand mein Leben fortzöge. Wo werde ich noch einen ſolchen Hafen finden, o du holder Hafen alles Glückes der Welt? Wo noch einen ſolchen Maulbeerplatz, auf welchem die Lämmchen des Liebesgottes ſtets vor lauter Fröhlichkeit ſcherzen und hüpfen? Wo noch ein ſolches Loch, dieſen Aufenthalt aller tugendſamen Menſchen? Wo noch eine ſolche Loggia, wo die Fülle logiert und die Luſt ſich niederläßt? Ach, auch von dir kann ich mich nicht entfernen, mein trauter Lavinaro, ohne daß heiße Thränen gleich der Lava meinen Augen entſtrömen. Ich kann dich nicht verlaſſen, o Markt, ohne mir viel Herzeleid einzukaufen. Ich kann dir kein Lebewohl ſagen, ſchöne Chiaja, ohne die ſchmerzlichſten Klagen. Lebe wohl, Paſtinak und Kohl! lebt wohl, ihr Pfannen- und Hirſekuchen! Lebt wohl, ihr Broccoli- und Thunfiſche! Lebt wohl, ihr Fleiſchklöße und Carbonaden! Lebe wohl, du Blume der Städte, du Zier Italiens, du Schmuck Europas, du Spiegel der Welt! Lebe wohl, Neapel, du non plus ultra, wo die Tugend ihre Grenzen und die Anmuth ihre Markſcheide aufgerichtet hat. Ich ſcheide nun, um für immer der Kräuterſuppen beraubt zu leben. Ich ziehe hin aus dieſem herrlichen Wohnſitz. Ihr Kohlſtrünke, ich muß euch jetzt auf ewig verlaſſen.

Während er nun ſo ſprach und einen Winter von Thränen mit einer Sommerglut von Seufzern ausſtrömte, zog er immer weiter fort, bis er am erſten Abend in

*) Liebrecht I, 397: Die Neapolitaner ſcheinen beſonders großen Reſpect vor den Lanzenſtichen der cataloniſchen Lanzenknechte gehabt zu haben. Die lanzate catalane werden oft erwähnt.

der Gegend von Caſcano in einem Walde anlangte, welcher das Geſpann der Sonne von ſeinem Umkreiſe ferne hielt und ſich lieber an der Stille und dem Schatten erfreute. Hier nun ſtieß er auf ein altes Haus am Fuße eines Thurmes, an deſſen Thor er pochte. Da aber der Herr deſſelben aus Furcht vor Räubern und wegen der ſchon hereingebrochenen Nacht nicht öffnen wollte, ſo ſah ſich der arme Cienzo gezwungen, in dem verfallenen Hauſe zu bleiben. Er ließ daher das Pferd gefeſſelt auf einer Wieſe weiden, ſich ſelbſt aber warf er mit dem Hündchen zur Seite auf etwas Stroh nieder, das er vorfand. Kaum aber hatte er die Augen zugethan, ſo wurde er von dem Bellen des Hündchens geweckt und hörte in dem Hauſe leiſe Fußtritte. Muthig und unerſchrocken, wie er war, ergriff er ſeine Fuchtel und fing an, im Dunkel wüthend um ſich zu hauen. Da er aber merkte, daß er niemand traf und eitle Luftſtiebe führte, ſo ſtreckte er ſich wiederum auf ſein Lager hin. Einige Augenblicke darauf aber fühlte er ſich ganz ſachte am Fuße gezogen und ſprang daher, die Plempe von neuem ergreifend, noch einmal auf, indem er ausrief: Holla, Patron, du cujonierſt mich doch zu ſehr. Laß dieſe Poſſen ſein und zeige mir lieber, ob du ein Herz haſt. Komm nur immer her und kühle dein Müthchen, denn du haſt deinen Mann gefunden.

Bei dieſen Worten vernahm er ein ſchallendes Gelächter und hierauf eine Stimme unter ſich, welche ſagte: Steig nur herunter und dann werde ich dir ſagen, wer ich bin.

Cienzo verlor den Muth nicht, ſondern erwiderte: Warte ein wenig, ich komme ſchon.

Dann tappte er ſo lange umher, bis er eine Leiter fand, die in den Keller hinabführte. Als er hinabgeſtiegen war, fand er daſelbſt eine angezündete Lampe und drei geſpenſterartige Geſtalten, welche ein lautes Klaggeſchrei erhoben, indem ſie ausriefen: O weh, du ſchöner Schatz, jezt müſſen wir dich verlieren.

Als Cienzo dieſes Wehgeſchrei vernahm, fing auch er der Geſellſchaft wegen zu jammern an, und nachdem dieſes Weinen und Klagen eine gute Weile gedauert und der Mond bereits die Brühe ſeiner Strahlen mitten über die Himmelspaſtete ausgegoſſen hatte, ſagten diejenigen, welche das Jammergeſchrei ausſtießen, endlich zu Cienzo: Nimm jetzt dieſen Schatz, welcher nur für dich beſtimmt iſt, und ſieh zu, daß du dir ihn auch zu bewahren verſtehſt.

Nach dieſen Worten verſchwanden ſie, ſodaß Cienzo auch nicht die geringſte Spur davon zu entdecken vermochte, wo ſie hingekommen waren. Sobald er nun durch ein Loch in der Mauer die Sonne erſcheinen ſah, wollte er wieder hinaufſteigen, konnte aber die Leiter nicht finden und fing daher ſo laut zu ſchreien an, daß der Herr des Thurmes, welcher in das verfallene Gemäuer getreten war, um daſelbſt ein Bedürfniß zu befriedigen, ihn hörte, und nachdem er ihn gefragt, was er da unten mache und den Verlauf der Sache gehört hatte, eine andere Leiter herbeiholte, auf welcher er hinabſtieg. Sie entdeckten nun einen großen Schatz, von welchem jedoch Cienzo, als jener ihm ſeinen Antheil geben wollte, durchaus nichts annahm, ſondern nur mit ſeinem Hündchen im Arm das Pferd beſtieg und hierauf fortritt. — Nach einiger Zeit nun gelangte er in einen ſo öden und grauſigen Wald, daß einem gar ſchauerlich zu Muthe wurde, ſo dunkel war er, und traf daſelbſt am Ufer eines Fluſſes, der dem Schatten zu Gefallen, in den er ſich verliebt hatte, in den Wieſen wie eine Schlange umherlief und über die Steine hinwegſprang, eine Fee an, welche von einer Schaar Räuber umringt war, die ihr die Ehre zu rauben verſuchten. Als Cienzo die Nichtswürdigkeit dieſer Schelme wahrnahm, ergriff er ſeinen Degen und richtete unter ihnen ein fürchterliches Gemetzel an, ſodaß die Fee voll Erkenntlichkeit über dieſe tapfere That ihm tauſend Mal dankte und ihn nach ihrem nicht

weit entfernten Palaſt einlud, woſelbſt ſie ihm den ihr erwieſenen Dienſt vergelten wollte. Cienzo jedoch ſagte blos: Schönſten Dank! Iſt gar keine Urſache; ein ander Mal bin ich ſo frei, jetzt habe ich Eile; denn ich habe etwas Wichtiges zu thun.

Darauf empfahl er ſich. — Nachdem er nun wieder ein gutes Stück Weges zurückgelegt hatte, langte er bei dem Palaſt eines Königs an, welcher ganz ſchwarz ausgeſchlagen war, ſodaß es einem im Herzen weh that, ihn anzuſchauen; und als Cienzo nach der Urſache dieſer Trauer fragte, erfuhr er, daß in jenem Lande ein Drache mit ſieben Köpfen ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, der ſchrecklichſte, den man je in der Welt geſehen, mit einem Kamm wie ein Hahn, dem Kopf einer Katze, Augen wie Feuer, einem Rachen, wie ein corſiſcher Bullenbeißer, mit Flügeln wie eine Fledermaus, mit den Krallen eines Bären und dem Schweif einer Schlange. Dieſer Drache aber verſchlang täglich einen Chriſtenmenſchen, und da dies bis zu jenem Tage fortgedauert hatte, ſo war unglücklicherweiſe dieſer Treffer auf die Tochter des Königs Namens Menechella gefallen, und deswegen fand jenes Jammern und Klagen in dem königlichen Hauſe Statt, indem das lieblichſte Geſchöpf jenes Landes von einem ſo entſetzlichen Thiere verſchlungen und verzehrt werden ſollte. Als Cienzo dieſes vernommen, trat er beiſeit und ſah Menechella in Trauergewändern herbeikommen, begleitet von allen Edelfrauen des Hofes und allen Weibern der Stadt, welche die Hände zuſammenſchlugen und ſich die Haare büſchelweiſe ausrauften, während ſie das Geſchick des armen Mädchens beweinten und ausriefen: Wer hätte es geahnt, daß dieſe unglückliche Jungfrau der Güter des Lebens in dem Leibe dieſes häßlichen Ungeheuers beraubt werden ſollte? Wer hätte es geahnt, daß dieſes ſchöne Vögelein den Bauch eines Drachen zum Käfig erhalten, wer es geahnt, daß dieſer ſchöne Engel die Fülle ſeines Lebensfadens in dieſem unſeligen Körper abſpinnen ſollte?

Während sie nun dieses ausriefen, kam plötzlich aus einer Höhle der Drache hervor. Herr, du mein Alles, wie häßlich war er nicht! So sehr, daß die Sonne sich vor Furcht hinter den Wolken verkroch, der Himmel sich verfinsterte und die Herzen aller jener Leute wie die Mumien zusammenschrumpften. Ja, so groß war das Zittern und Beben, daß sie sammt und sonders nahe daran waren, sich zu verunreinigen. Cienzo aber, der dies alles mit ansah, ergriff seinen Degen und ritz ratz hieb er dem Drachen einen Kopf ab, daß er auf der Erde hinrollte. Sobald indessen der Drache sich den Hals an ein gewisses nicht weit davon wachsendes Kraut gerieben hatte, sprang ihm sogleich wieder der Kopf an, wie eine Eidechse, die sich wieder mit ihrem Schwanze vereint. Nicht so bald jedoch nahm Cienzo dieses wahr, so rief er aus: Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Er biß alsdann die Zähne zusammen und versetzte dem Drachen einen dermaßen furchtbaren Streich, daß er ihm alle sieben Köpfe rein abhieb und diese von dem Halse fortrollten, wie die Erbsen von der Kelle. Hierauf schnitt er ihnen die Zungen aus, steckte sie zu sich, schleuderte dann die Köpfe eine Meile weit vom Rumpfe fort, damit sie nicht noch einmal mit ihm zusammenwüchsen, und nachdem er sich eine Hand voll von dem Kraut, das den Kopf des Drachen wieder mit dem Halse desselben verbunden hatte, abgepflückt, schickte er Menechella wieder in den Palast ihres Vaters zurück, während er selbst in einem Wirthshause einkehrte. — Als nun der König seine Tochter erblickte, bezeugte er eine unglaubliche Freude, und sobald er erfahren, wie sie war errettet worden, ließ er auf der Stelle öffentlich bekannt machen, daß, wer den Drachen getödtet habe, sich ihm vorstellen und von ihm seine Tochter zur Frau erhalten sollte. Ein nichtswürdiger Schelm von einem Bauern nun hob bei dieser Nachricht die Köpfe des Drachen auf, trat damit vor den König und sprach zu ihm: Durch mich ist Menechella

gerettet worden, dieſe Hände haben dein Reich von einem ſo großen Unheil befreit. Hier haſt du die Köpfe. Sie ſind Zeugen meiner Tapferkeit. Daher erfülle nun auch dein Verſprechen!

Kaum vernahm der König dieſe Worte, ſo nahm er ſich die Krone vom Haupte und ſetzte ſie dem Bauern auf den Kopf, ſodaß dieſer ſich ausnahm, wie der abgehauene Kopf eines Banditen auf einer Schandſäule.*) Das Gerücht von dieſem Vorfall verbreitete ſich nun durch die ganze Stadt, bis es endlich auch Cienzo zu Ohren kam, welcher hierauf bei ſich ſelbſt ſagte: Fürwahr, ich bin ein großer Dummbart. Ich hatte das Glück bei den Haaren und habe es mir aus den Händen entwiſchen laſſen. Denn da will mir einer die Hälfte des Schatzes geben und mir liegt ſo wenig daran, als dem Deutſchen am kalten Waſſer.**) Eine Fee will mir in ihrem Palaſte viel Gutes erweiſen und ich kümmere mich ſo wenig darum, wie der Eſel um die Muſik; und jetzt wieder werde ich zur Krone berufen und ich ſtehe da wie eine Beſoffene mit ihrer Spindel und ſehe es mir ruhig mit an, wie ein Schelm mir zuvorkommt und ein betrügeriſcher falſcher Spieler mir dieſen ſchönen Stich aus der Hand nimmt.

*) Nach Liebrecht I, 491 wird ein ſolcher Kopf zum Spott mit einer papierenen Krone geſchmückt. Auch andern Verbrechern pflegt man eine Papiermütze (mitreja, gemein italiäniſch mitera, davon miterino Galgenvogel) aufzuſetzen, während ſie, auf einem Eſel reitend und vom Henker auf den nackten Rücken gepeitſcht, durch die Straßen der Stadt ziehen und ein Trompeter vorangeht, der mit lauter Stimme ihr Verbrechen bekannt macht.

**) Liebrecht I, 491: Auf die Trunkſucht der Deutſchen wird oft angeſpielt, die Wörter trinche lanze und trincave ſind dem Deutſchen entlehnt und Giorgio, Georg, welchen Namen jedes Mal der Deutſche in Theaterſtücken führt, bedeutet zugleich betrunken (giorgio). So heißt es auch in der Einleitung der Posilecchejata: Drei Dinge ſind in ſchlechten Händen: ein Vogel in den Händen eines Kindes, eine junge Frau in den Händen eines Greiſes und eine Flaſche in den Händen eines Deutſchen.

Indem er dies sagte, nimmt er ein Dintenfaß, ergreift die Feder, legt Papier vor sich hin und fängt an zu schreiben: An den schönsten Edelstein unter den Frauen, die Prinzessin Menechella von Narrenland. Da ich dir durch die Gnade der Sommersonne das Leben gerettet habe und nun höre, daß sich ein anderer meine Thaten widerrechtlich zuschreibt, ein anderer sich den Preis anmaßt, welchen ich errungen, so kannst du, die bei dem Handel zugegen war, den König von der Wahrheit unterrichten und es hindern, daß ein anderer die Suppe verzehre, die ich eingerührt. So ziemt es sich für deine königliche Gnade, zu handeln und meiner tapfern Skanderbeksfaust die verdiente Belohnung zu verleihen. Schließlich küsse ich dir deine zarten Hände. Geschrieben im Wirthshaus zum goldenen Nachttopf heute am Sonntag.

Nachdem er diesen Brief geschrieben und mit gekautem Brote gesiegelt hatte, steckte er ihn seinem Hündchen in das Maul und sagte zu ihm: Lauf schnell und bring dies der Tochter des Königs! Gib es aber ja keinem andern, sondern nur zu Händen jenes Silbergesichts!

Der Hund lief wie im Fluge nach dem königlichen Palast bis in den Saal hinauf, woselbst er den König antraf, der noch mit dem Bauernlaffen viele Complimente machte. Als er nun das Hündchen mit dem Briefe im Maule ankommen sah, befahl er, daß man ihm denselben abnehme; doch es wollte ihn niemanden geben, sondern sprang zu Menechella hin und legte ihn in ihre Hände nieder. Diese erhob sich hierauf von ihrem Sitze, und indem sie sich vor dem König verbeugte, überreichte sie ihm den Brief, damit er ihn lese, was er auch that. Sobald er fertig war, befahl er, daß man dem Hündchen nachgehen und zusehen solle, wohin es gehe, dann solle man den Herrn desselben veranlassen, vor ihm zu erscheinen. Es gingen also zwei Hofleute dem Hündchen nach und gelangten zu dem Wirthshause, woselbst sie Cienzo fanden und ihn vom Befehle des Königs, ihn in den Palast zu

begleiten, in Kenntniß ſetzten. Vor den König geführt, wurde er nun von ihm gefragt, wie er ſich rühmen könne, den Drachen getödtet zu haben, da doch der Mann, welcher ſich mit der Krone auf dem Haupt neben ihm befinde, ihm die Köpfe deſſelben überbracht habe, worauf Cienzo erwiderte: Dieſer Bauernkerl verdient eher eine Mütze von Packpapier, als eine Krone, da er ſo unverſchämt geweſen iſt, dir ein X für ein U zu machen. Damit du dich aber davon überzeugeſt, daß ich wirklich dieſe That verrichtet habe, und nicht dieſer Dummbart, ſo laß die Köpfe des Drachen herbeiholen, von denen keiner als Beweis für ihn gelten kann; allen nämlich fehlen die Zungen, die ich, um dich von der Wahrheit meiner Ausſage zu überführen, hier mitgebracht habe.

Indem er dies ſagte, zog er die Zungen hervor, ſodaß der Bauer ganz verdutzt daſtand und nicht wußte, wie ihm geſchah, um ſo mehr, als Menechella ausrief: Ja, dies iſt mein Erretter! Du nichtswürdiger Bauernhund aber haſt mir einen ſchönen Streich ſpielen wollen.

Kaum vernahm der König dieſe Worte, ſo riß er dem Dreckſinken die Krone vom Kopf, ſetzte ſie Cienzo auf und wollte jenen auf die Galeeren ſchicken. Cienzo jedoch bat ihn um die Gunſt, die Frechheit deſſelben durch Begnadigung beſchämen zu dürfen. Hierauf wurde ein großes Gaſtmahl veranſtaltet, bei dem Alle wie die vornehmen Herrn ſchmauſten, und nach Beendigung der Tafel ging Cienzo mit ſeiner Braut in einem noch friſch von der Wäſche duftenden Bette ſchlafen, woſelbſt er die Trophäen des über den Drachen errungenen Sieges errichtete und triumphirend in das Capitol der Liebe einzog. Sobald aber der Morgen erſchien und die Sonne, mit dem zweihändigen Schwerte des Lichts unter den Sternen umherfahrend, ausrief: Zurück, ihr Geſindel! ſah Cienzo, indem er ſich an einem Fenſter ankleidete, geradeüber ein ſchönes Mädchen ſtehen und ſagte daher, zu ſeiner Frau

gewandt: Was ist das für ein hübsches Ding, die da hier gegenüber steht?

Was soll das bedeuten? erwiderte Menechella. Wo guckst du hin? Bist du des Fettes überdrüßig und genügt dir das Fleisch nicht, das du im Hause hast?

Cienzo ließ bei diesen Worten den Kopf sinken, wie eine Katze, die einen Schaden angerichtet hat, und erwiderte nichts. Indem er sich aber stellte, als habe er einen Gang zu gehen, verließ er den Palast und schlich sich in das Haus jenes schönen Mädchens, welche wirklich ein gar herrlicher Bissen war, denn sie sah aus wie der frischeste Quarkkäse und wie ein Zuckerteig, sie drehte nie das Brenneisen der Augen, ohne in den Herzen Liebesblasen zu ziehen, sie öffnete nie den Waschkessel der Lippen, ohne die Seelen mit heißem Wasser zu begießen und sie bewegte ihren Fuß nicht, ohne denen, die an dem Seil der Hoffnung schweben, auf die Schultern zu treten.*) Außer so vielen Reizen jedoch besaß sie auch noch eine besondere Zauberkraft, durch welche sie, wenn sie nur immer wollte, die Männer mit ihren Haaren band, fesselte, beherte und bezauberte, wie dies auch mit Cienzo der Fall war, welcher kaum den Fuß in ihr Haus gesetzt hatte, als er auch schon wie ein Füllen eine Sprungkette an den Beinen hatte. — Während dieser Zeit hatte Meo Cienzo's jüngerer Bruder, da dieser gar nichts von sich hören ließ, sich in den Kopf gesetzt, ihn aufzusuchen. Er bat daher seinen Vater um die Erlaubniß dazu und erhielt von ihm gleichfalls ein Pferd und ein gefeites Hündchen. Indem nun so Meo fortzog, langte er eines Abends bei dem Thurme an, wo Cienzo gewesen war, und dessen Herr, ihn für den Bruder haltend, ihn mit der größten Zuvorkommenheit von der Welt empfing und ihm auch Geld geben wollte. Da Meo die Umstände sah,

*) Anspielung darauf, daß sich in Italien der Henker den gehängten Verbrechern auf die Schultern zu setzen pflegt, damit sie desto schneller sterben.

die jener mit ihm machte, fiel ihm ein, daß wol ſein Bruder dageweſen ſein möchte, und hoffte deswegen auch, ihn aufzufinden. Sobald daher der Mond, dieſer Feind der Dichter, der Sonne den Rücken wandte, machte er ſich auf den Weg und langte hierauf bei der Fee an, welche ihn gleichfalls für Cienzo hielt und ihn auf das Freundlichſte aufnahm, indem ſie immer die Worte wiederholte: Sei herzlich willkommen, mein hübſcher Jüngling, der du mir das Leben gerettet haſt.

Meo indeß dankte ihr für ihre Güte und ſagte: Verzeiht, wenn ich mich nicht bei euch aufhalte, denn ich habe Eile; jedoch auf Wiederſehen bei meiner Rückkehr.

Und voll Freude, überall Spuren von ſeinem Bruder anzutreffen, ſetzte er ſeine Reiſe immer weiter fort, bis er in dem Palaſte des Königs gerade an dem Tage anlangte, da Cienzo von den Haaren der Fee war gefeſſelt worden. Als daher Meo in den Palaſt trat, wurde er von den Dienern mit großer Ehrfurcht empfangen und von der jungen Frau voll Zärtlichkeit umarmt, ſie ſagte zu ihm: Nun, kommſt du endlich? Der Himmel ſtehe mir armen Weibe bei! Des Morgens gehſt du fort und des Abends kommſt du wieder. Wenn aber alle andern Vögel Futter ſuchen, ſo bleibt doch wenigſtens der Zeiſig im Neſt. Wo biſt du denn ſo lange geweſen, mein allerliebſter Cienzo? Wie kannſt du nur ſo lange von deiner Menechella fortbleiben? Du haſt mich dem Drachen aus den Zähnen geriſſen und ſchleuderſt mich jetzt der Eiferſucht in den Rachen, es ſei denn, daß du mich auf immer des Lichtes meiner Augen beraubſt, die ja aber die deinen ſind.

Meo, welcher nicht auf den Kopf gefallen war, dachte ſich ſogleich, daß dies die Frau ſeines Bruders ſein müſſe, und indem er ſich zu Menechella wandte, entſchuldigte er ſich wegen ſeiner Abweſenheit, worauf ſie ſich herzlich umarmten und zu Tiſche gingen. Sobald aber der Mond gleich einer Gluckhenne die Sterne zum Aufpicken der

Thauperlen herbeirief, gingen sie schlafen, wobei jedoch Meo die Ehre seines Bruders nicht beflecken wollte, sich wegdrehte und das Betttuch zwischen sich und seine Schwägerin legte, um sie nicht berühren zu dürfen. Als letztere jedoch diese neue Einrichtung sah, sagte sie ihm mit verdrießlicher Miene und einem wahren Stiefmuttergesicht: Seit wann ist das Mode, lieber Mann? Was für ein Spiel spielen wir denn da? Was sind das für Einfälle? Sind wir etwa streitsüchtige Grenznachbarn, daß du unser Lager so genau abtheilst? Sind wir vielleicht zwei feindliche Heere, daß du diesen Graben ziehst? Oder sind wir etwa ein Paar wilde Pferde, daß du diesen Verschlag aufrichtest?

Meo, der immer eine Antwort bei der Hand hatte, erwiderte darauf: Sei nicht böse über mich, mein Schatz, sondern über den Doctor, der mir eine Purganz verordnet und daher eine strenge Diät vorgeschrieben hat; außerdem bin ich von der Jagd ermattet und daher zu anderer Arbeit untüchtig.

Menechella nun, die sehr leichtgläubig war, ließ sich dies weismachen und schlief ein. — Um die Stunde aber, wo die Nacht, von der Sonne scharf verfolgt, die Morgendämmerung dazu benützt, um ihr Bündel zu schnüren, trat Meo, während er sich ankleidete, an das nämliche Fenster, an dem der Bruder beim Anziehen gestanden hatte, und erblickte dasselbe Mädchen, in deren Netz Cienzo gefallen war, sodaß er, von Wohlgefallen an ihr ergriffen, zu Menechella sagte: Was ist das da für ein Frauenzimmer, die da drüben am Fenster steht?

Worauf diese voll Verdruß antwortete: Darauf also ist dein Sinn gerichtet? Wenn die Sachen so stehen, dann weiß ich, woran ich bin. Auch gestern schon hast du mich mit diesem Fratzengesicht geärgert und ich fürchte nur gar zu sehr, daß die Zunge dorthin fühlt, wo der Zahn weh thut. Du solltest mich doch einigermaßen respectiren, denn am Ende bin ich ja doch eine Königs-

tochter und jedes Häufchen Koth hat doch ſeinen Rauch. Nicht ohne Grund alſo haſt du heute Nacht mir den Rücken zugekehrt und mit mir den kaiſerlichen Doppeladler gemacht. Nicht ohne Grund haſt du dich ſo zurückgezogen. Jetzt verſteh' ich die Sache. Du beobachteſt Diät in meinem Bette, um bei andern zu ſchwelgen. Aber wenn ich dahinterkomme, will ich einen Mordſpectakel machen, ſodaß die Spähne durch die Luft fliegen ſollen.

Meo jedoch, der nicht ſo leicht die Faſſung verlor, beſänftigte ſie wieder mit freundlichen Worten, indem er wiederholt ſagte und zuſchwur, daß er auch für das ſchönſte Frauenzimmer der Welt ſeinem Weibe nicht untreu werden würde und daß er ſie lieb habe, wie ſeinen Augapfel. Ganz getröſtet durch dieſe Worte, begab ſich Menechella in ihr Cabinet, um ſich von ihren Kammerfrauen mit der Glaskugel über die Stirn fahren*), das Haar machen, die Augenbrauen färben, das Geſicht ſchminken und mit Einem Worte ſich vollſtändig ſchmücken zu laſſen, damit ſie ſo in den Augen deſſen, den ſie für ihren Gemahl hielt, deſto ſchöner erſcheine. Meo aber, in welchem die Worte Menechella's den Verdacht erweckt hatten, daß Cienzo ſich bei jenem Mädchen aufhalte, nahm inzwiſchen ſein Hündchen, verließ den Palaſt und begab ſich in das Haus derſelben, wo er kaum eingetreten war, als ſie auch ſchon ausrief: Bindet dieſen Mann, meine Haare!

Allein Meo verlor keine Zeit und entgegnete: Hurtig, mein Hündchen, und friß dieſes Weibsbild auf!

Worauf der Hund ſie ohne Weiteres wie einen Eierdotter verſchluckte. Meo trat nun weiter ins Haus und fand ſeinen Bruder wie bezaubert daſtehen. Sobald er ihm aber zwei Haare des Hündchens aufgelegt hatte, ſchien Cienzo wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen. Hierauf erzählte er ihm Alles, was ihm auf der Reiſe und zuletzt in dem Palaſte des Königs zugeſtoßen war,

*) Ein ehemals gewöhnliches Toilettenmittel, das Geſicht glatt zu machen.

wie er ferner, von Menechella für seinen Bruder gehalten, bei ihr geschlafen hatte, und eben wollte er ihm weiter mittheilen, wie er das Betttuch zwischen sich und die Schwägerin gelegt, als Cienzo wie vom Teufel angetrieben, einen alten Degen ergriff und ihm den Kopf abhieb, wie einer Gurke. Bei diesem Lärm erschien jedoch der König und dessen Tochter, und da diese sah, daß Cienzo einen ihm sehr ähnlichen Mann getödtet hatte, fragte sie ihn nach der Ursache, worauf Cienzo ihr erwiderte: Frage dich selbst, du, die du bei meinem Bruder geschlafen hast, indem du ihn für mich hieltest; deswegen habe ich ihm den Garaus gemacht.

Ach, versetzte Menechella, wie Viele werden doch unverdienterweise getödtet! Das war einmal eine tapfere That. Du verdientest wahrlich nicht einen so wackeren Bruder, da er, mit mir in einem Bette liegend, auf die züchtigste Weise sich von mir kehrte und mich nicht einmal berührte.

Als Cienzo dies vernahm, bereute er auf das Bitterste eine so große Übereilung, welche die Tochter eines unüberlegten Sinnes und die Mutter einer schweren Unthat gewesen war, und zerfleischte sich das Gesicht vor Schmerz. Doch erinnerte er sich plötzlich des ihm vom Drachen gezeigten Krautes, und rieb es auf den Hals des Bruders, welchem sich alsbald der Kopf näherte. Indem er nun aufs neue mit demselben zusammenwuchs, wurde Meo wieder frisch und gesund. Cienzo umarmte ihn jedoch auf das zärtlichste, und nachdem er ihn wegen seiner übereilten Hitze und weil er ihn, ohne seine Erzählung zu Ende zu hören, aus der Welt geschafft, um Verzeihung gebeten, fuhren sie alle in einer Kutsche nach dem königlichen Palaste zurück, wohin sie auch Antoniello mit seiner ganzen Familie kommen ließen, welcher die volle Gunst des Königs erwarb und in seinem Sohne einen neuen Beweis sah für die Wahrheit des Sprichwortes: Mehr Glück als Verstand.

XXXVI. Francesco Belli.

1641.

119. Arminto und Leuceria.

(Accad. incogn. 3, 39.)

Wenn jemand wegen der unvergleichlichen Wohlthat, die Ägypten vom Überſtrömen des Nils empfängt, Ägypten ein Geſchenk des Nils genannt hat, ſo kann man mit noch weit höherem Rechte die ganze Welt ein Geſchenk der Liebe nennen. Die Liebe iſt das Ganze der Theile, der Mittelpunkt aller Linien, das Leben aller belebten Weſen. Wenn es möglich iſt, daß, wer ohne Liebe handelt, gut handelt, ſo iſt das eine Ausnahme, die nicht zur Nachahmung reizen darf, denn die Liebe iſt die einzige Triebfeder der Handlungen, die Vollendung des Gethanen und das eingepflanzte und nothwendige Wirkende aller Handlungen, welchen der, der ihren Beiſtand beſeitigt, die Anlage einer ſchlechten Ausführung und unglücklichen Fortgangs einpflanzt. Wenn die Sterne eher Zeichen, als Urſachen vieler Ereigniſſe ſind, ſo geht es bei der Liebe anders. Wenn im Himmel über menſchliche Verhältniſſe eine Ahnung waltet, ſo iſt es zugleich eine hervorbringende, nicht nur eine antreibende Urſache. Der Liebende fördert die Unternehmungen, leiht Glanz den Waffen, Ehre den Handlungen, Verſtand den Reden, Zier dem Leben. So viel die Welt werth iſt, ſo viel iſt auch die Liebe werth, ja dieſe noch mehr, als jene; denn ohne die Liebe würde ja die Welt nicht beſtehen können, ohne die Welt aber würde dennoch die Liebe nicht erlöſchen,

welche geboren wird mit dem, der geboren wird, erschaffen mit den Geschöpfen und fortdauert mit ihrem Dasein; und wenn das Unmögliche geschehen könnte, daß es denselben gelänge, sich unter einander gegen die Liebe zu verschwören und ihre Ausschließung zu bewerkstelligen, so wäre das nur ein heftiges Gelüsten und wahnsinniges Bestreben nach der eigenen Zerstörung, nicht blos nach dem eigenen Nachtheil. Der Himmel regnet Veilchen, wo die Liebe Einfluß hat; der Boden ist ohne Anbau immer fruchtbar, wo er von der Liebe gepflegt wird. Wo die Liebe weht, da hat unmerklich an dem Hauche die Wohlthat dessen Theil, der ihn empfängt; denn das Wehen der Liebe ist immer ein Wohlthun. Wer von Liebe spricht, der spricht von einer Gewalt, die sich selbst dem Allgemeinen mittheilt, sich ergießt wie ein unermeßlicher Strom mit den Flüssen seiner Vorsicht über die Einzelnen in der Weise, daß, wenn kein Leeres in der Natur ist, das Wunder von der Liebe herrührt, welche das All ohne Ausnahme erfüllt und nie weicht, wo sie einmal eingekehrt ist. Diese Betrachtungen über die Liebe beziehen sich auf das Lieben als den Anfang alles dessen, was ist und was, indem es besteht, die Elemente und alles in den elementarischen Dingen Enthaltene umfaßt. Ein Strom von dieser Liebe dringt von Natur in die Herzen und Neigungen der Sterblichen und ist so untrennbar von ihnen, daß die Einbildungskraft allein die Trennung vollziehen kann. Diese Liebe bleibt immer die gleiche in sich selbst, dringt in die Sinne und läßt sich in der Seele verschiedentlich von der Mäßigung oder der Unregelmäßigkeit der Leidenschaften und Begierden leiten, sie gleicht einem Getränk, das den Geruch des Gefäßes annimmt oder hat die Natur des Wassers, das seine Eigenschaften aus der Beschaffenheit des Bodens zieht, durch welchen es durchsickert, oder entspricht der Perle, über welche in ihrer Muschel der Mond die Oberhand hat. Dies geschieht, weil die mit Willensfreiheit und

Unabhängigkeit begabte Seele die Wahl hat, mehr oder weniger ihren Wünschen zu folgen und ihre Neigungen gleichmäßig auf das Gute und Böse, auf Laster und Tugend, auf Schande und Ruhm zu richten. Wir sehen daher manche, welche die Liebe treibt, heftig und gewaltsam werden, obschon sie im Triebe der Liebe selbst sich zum Gegenstand das Schöne nehmen und den Genuß desselben und den Anfang des Liebesbrennstoffes nach dem Instinct richten und nach der Vorschrift der Natur, den geraden Pfad aber auf jede Weise verlassend, an einen Abgrund gelangen, wo sie dann schmachtend und beschämt daliegen, nicht wissend, was sie thun, nicht wissend, wohin der Geschlechtstrieb zielt und abhebt, da, sobald das Maß der Liebe in Ausbrüche von Wuth sich verwandelt hat, der Gebrauch der Vernunft getrübt ist und sie nach Maßgabe ihrer Kraft die Menschheit ablegen, um die Art der unvernünftigen Thiere anzunehmen. Andere dagegen nehmen sanfter die Liebeswärme auf und entzünden sie nicht nur nicht übermäßig mit dem Blasebalg zügelloser Reden und sinnlicher Aufreizungen, sondern mit reinen und holden Hauchen ihres Willens und Gefallens und nähren sie in der Art, daß sie ihr nicht erlauben über die eigentliche Sphäre, nämlich das Temperament und die Sittsamkeit hinauszuschweifen. Es sind die, welche von Natur das Schöne lieben und die Theilnahme daran wünschen, die Liebe abgebildet sehen auf einem belebten Gewebe, auf den menschlichen Gesichtern, und mit den Flügeln des Geistes sich erheben zu der Betrachtung der in den himmlischen Gestalten vermutheten und geglaubten und das sterbliche Schöne als ein Vorbild des Übernatürlichen göttlichen lieben. Diese sehen die Schönheit mit gesetzten Augen und mit geregelter Aufmerksamkeit, gehen vom Anblicke über auf die Erkenntniß und von dieser gelangen sie zur Liebe und dem Verlangen der Schönheit als eines guten und wünschenswerthen Gegenstandes. Die reine, einfache Liebe

als der Inbegriff des bloßen Nachdenkens und der Erinnerung daran ist die edelste, vortrefflichste und erhabenste von allen. Unter ihr steht mit Ruhm und Verdienst eine andere Liebe, welche getrieben ist von der vernünftigen Lust, zu der Unsterblichkeit des Genusses eines sterblichen Gegenstandes, nämlich der Schönheit, vorzuschreiten, das Schöne sucht in der Zeugung und beständigen Ausdauer und sich nicht von der Herrschaft der Natur lossagt, sondern zu säen und zu zeugen wünscht in dem hinfälligen Schönen durch die Beziehung, welche es als auf sein Ziel, auf das Schöne hat, das von sinnlicher Wandlung befreit ist. — Wenn je einer in der zweiten Weise liebte und diente, so war es Arminto Graf von Origliac im Königreiche Lialga, welcher mit dem Strahle dieser Liebe, unter der Leitung dieses Heerführers und mit der Unterweisung dieses Meisters in so züchtiger und vorsichtiger Weise liebte und mit einem so musterhaften, edeln Betragen diente, daß er in dieser seiner Neigung zu hoffen schien, ja mit dem Geiste allein, nicht gestört von dem Verweslichen, sondern nur in der von Sinnlichkeit umhüllten Seele. Er liebte einige Zeit zufrieden mit der bloßen Liebe und mit dem Anblick des geliebten Gegenstandes ohne Widerstreben von jenem. Ein anderes Mal fügte er zu der Ausdauer der Liebe die Hoffnung, sie zu besitzen. Am Ende von unerwartetem Zwischenfall überrascht, setzte er zwar die Liebe fort, aber ohne Hoffnung auf Genuß, wenn er sich nicht einem unerlaubten Anspruche hingab, der in ihm minder Statt hatte, als die Theilung der Atome. — Der Hof von Lialga behauptet durch die Größe des Reiches, die Verwandtschaft des Königs, die Lage der Vasallen, den Aufwand der Feste, die Neuheit der Ereignisse und andere ausgezeichnete Vorrechte fortwährend einen ganz ausgezeichneten Rang in Europa. Unter den Rittern des ersten Ranges blühte an demselben Lindauro Markgraf von Monferrate. Der Adel des Blutes, die Beschaffenheit des Standes,

das Verdienſt der eigenen Tüchtigkeit und vor Allem die Annehmlichkeit ſeines Betragens machten ihn nicht nur liebenswürdig ohne Neid, ſondern ſogar geliebt ohne Wetteifer. Leuceria Frau von Chiaramonte war die Gattin Lindauro's und nicht minder die Geliebte und Angebetete Arminto's. Und niemand gebe es Anlaß zu einem Vorwurf, daß er ſich damit abgab, einer Dame zu dienen, welche dem Geſetze der Ehe unterworfen und nicht verpflichtet war, mehr als ſo weit den Dienſt anzunehmen. Wer die Freiheit nicht kennt und die Ungebundenheit, welche im Königreiche Lialga und am Hofe insbeſondere unter den Rittern und den Damen anerkannterweiſe Statt findet, unbeſchränkt gilt und im Umgange fortdauert, der weiß nicht das Bekannteſte von der Welt. Frauendienſt iſt dort das wichtigſte Geſetz, höher als alle, die unmittelbar vom König ausgehen. Das Annehmen des Dienſtes iſt eine Sitte, die man erſt mit dem Tode ablegt. In Liebesſachen iſt erlaubt, was gefällt; wer liebt, ſtrebt; wer geliebt wird, erwidert, und zwiſchen Liebhaber und Geliebter tritt ein ſolches Vertrauen ein, das Verdacht, Bitterkeit und Eiferſucht bei ſolchen ausſchließt, welche andern nicht in ihrem Eigenthum das verbieten können, was ihnen ſelbſt bei Andern auch nicht verboten iſt. Leuceria alſo war die Dame, welche Arminto ſich ſo angelegentlich ins Herz drückte, daß kein Platz für einen andern Eindruck mehr darin übrig blieb. Sie war ſchön, wir mögen nun die Schönheit betrachten als jenes unbeſtimmbare Reizende, oder als einen gewiſſen Schmuck, erhellt von Farben, Wohlgeſtalt, Ebenmaß der Theile und andern Erforderniſſen, um meiſtens die Schönheiten vor dem Gerichte der Augen geltend zu machen. Sie war ſchön von Natur, ſo ſehr nur vielleicht die Natur etwas Schönes hervorbringen kann. Auch fehlten ihr nicht zur Würze Adel der Seele, Feinheit der Sitten, Stolz der Geberden, Regelung der Bewegungen und Anmuth der Worte.

Wo andere Damen waren ohne Leuceria, da waren Sterne, nicht von der Sonne erhellt; und wo Leuceria war mit andern Damen, da erkannte man wie von dem fremden Lichte, wie von den Strahlen ihrer Sonne, diese erleuchtet. Wenn nun das Eigenthümliche der Schönheit ist, anzulocken und zu entzücken, ist es ein Wunder, daß Arminto, der mehr als irgend einer eine solche Schönheit mit den Augen anschaute, mit dem Geiste betrachtete und mit der Seele liebgewann, sich angezogen, entzückt fühlte? Zu verwundern ist nur, wie Arminto, da er nicht mehr sein eigener Herr war, so sich selbst zu beherrschen wußte und vermochte, daß niemand in ihm gebieten durfte, als die Pflicht. Aber ich habe schon gesagt, wie er liebte. Wer die Ausführung eines Unternehmens mit den Grundlagen einer geraden Absicht beginnt und mit gleichen Mitteln den Ausbau des Werkes fortführt, der vollbringt das Ganze auch im löblichsten Ende. — Durch die Nähe der Besitzungen, die Übung der Jagd, den Austausch der Besuche und andere ehrenvolle Rücksichten bildete sich zwischen Lindauro und Arminto eine so treue und vertraute Freundschaft, daß sie bei Verschiedenheit der Körper nur Eins schienen in Seele und Handlungsweise. Die Fabeln von Eros und Anteros fanden Bestätigung in ihnen; während der eine den Genüssen des andern beistimmte, und seine Leiden fühlte, begegnete dem ersten nichts, was nicht der zweite an sich selbst bewährt gefunden hätte. Bei diesem sehr vertrauten ununterbrochenen Umgang konnte Arminto gehen und stehen, scheiden und wiederkehren in Lindauro's Haus ganz nach Belieben. Dieser billigte aufrichtig, daß Arminto den von ihm geliebten Gegenstand liebte, und war versichert, daß Vernunft und Sittlichkeit die Liebe in Arminto so gestaltet haben, daß sie ihn nicht zur Hintansetzung der Ritterpflicht und zur Befleckung der Freundschaft bestimmen könne. Arminto freute sich höchlich, seine Liebesneigung gegen Leuceria so richtig gedeutet zu

ſehen, welche, gehalten zu lieben, wen ihr Gatte liebte, in Arminto die Liebe liebte, welche Lindauro für ihn hegte, die Liebe, welche Arminto gegen ſie kund gab, und die Liebe beider gegen ſie ſelbſt. Wo Leuceria ohne Arminto war, da war ſie nicht ohne die Seele Arminto's, welche, durch die Allgewalt der Liebe dem Sitze entriſſen, der ihr von der Natur angewieſen war, durch wunderbare Überſiedelung in Leuceria lebte ganz gegen die Natur, aber gar nicht gegen die Liebe, die Beſiegerin der Natur, die im Gott Pan dargeſtellt iſt, wie er von Amor zu Boden geworfen wird. Arminto's Seele in ihrer Art und ihrem Umfang ging auf in der Liebe Leuceria's und mit der Einſtimmung und Wirkung ihrer drei Kräfte dachte ſie, erinnerte ſie ſich und wollte nichts als ſie, entfernt von dem, der nicht in die Beſchaffenheit jenes Schönen umgeſtaltet und verwandelt zu ſein glaubte oder wirklich war, in welchem das Angenehme ſeine hohen Vollkommenheiten hat. Für ſeine prächtige Tracht, ſeine Freigebigkeit im Schenken, ſein anmuthiges Waffentragen, ſein mannhaftes Handeln, ſeine beredte Sprache war Leuceria der Antrieb, das Ziel, der Urſprung, der Zweck, der Richter und der Lohn. — Arminto liebte in dieſer W[illegible] und geregelt von dieſen Grundſätzen ward ſeine Lie[illegible]iebt und gebilligt; und da er das Schickſal und das [illegible]uck Lindauro's nicht beneidete, wornach er eine ſo bevorzugte Dame beſaß, wünſchte er ihm immer langes Leben und fortdauerndes Wohlergehen. Nie ließ er ſich den Geiſt von der Betrachtung einnehmen, daß er mit Lindauro's Tode Anſpruch machen könne auf den rechtmäßigen Beſitz und den ehrenhaften Genuß Leuceria's; und dennoch trat dieſer Fall ein. — Der König von Lialga ſah ſich gezwungen auszuziehen, um die Empörung einiger Aufſtändiſchen zu unterdrücken, die unter dem Vorwande der Religion eine abgeſchloſſene und der königlichen Macht widerſtrebende Partei zu bilden ſtrebten. Er hatte daher in jenen Tagen dem zum Gefolge in

Kriegszügen verpflichteten Adel den Befehl zugehen lassen, sich fertig zu machen. Darunter waren nicht die taubsten, lässigsten und kaltesten Vollstrecker ihrer Pflicht Arminto und Lindauro; und da sie mit Eintracht der Seelen arbeiteten, gelang es ihnen demnach, schnelle und wohlgeordnete Wirkungen zu erzielen. Was Arminto fühlte bei der Nothwendigkeit, sich von Leuceria zu trennen, von der er sich außer im Tode für unzertrennlich hielt, kann nicht aussprechen, wer es nicht erfahren hat. Die Schilderung solcher Leiden stellt man nicht dar mit den Farben der Worte, sondern verhüllt sie mit dem Schleier des Schweigens. Er starb nicht in sich selbst, weil er außer sich selbst lebte; oder weil er mit Lindauro scheidend, dem besseren Theile des Lebens Leuceria's, an seinem Leben Theil nehmend, sein eigenes aufrecht hielt. Indem er von ihr Abschied nahm, wußte er und konnte ihr in Lindauro's Gegenwart sagen: Madama, was ihr jetzt von mir scheiden sehet, ist das Geringere, das von euch weggeht und mit mir kommt. Mein Geist bleibt bei euch und ich würde ihn den Wächter eurer Schönheit und Vertheidiger eurer Sittsamkeit nennen, wenn ich nicht wüßte, wer ihr seid und daß ein Zweifel gegen diese oder jene die Seligkeit im obersten Himmel bezweifeln hieße. Ich gehe und bleibe der eure unverändert und könnte nicht anders, auch wenn ich wollte. Die Herrschaft der Liebe, die Hoheit eurer Verdienste und die Beständigkeit meiner Treue haben mir keine Gewalt gelassen, als die, euch anzugehören. Ich werde bei Lindauro sein, wo er sein wird, und, wenn ich sterben kann, damit er nicht sterbe, so halte ich mich höchlich dem Schwerte verbunden, das diesen Gliedern das Leben nehmen wird, um eure Wonne am Leben zu lassen.

Auf diese zärtlichen Ausdrücke, welche bei Leuceria Glauben fanden, antwortete sie: Geht, Arminto, und tröstet euch, denn euer Gehen begleitet mein theilnehmender Wunsch für euer Inneres. Wenn ihr meine Liebe liebt,

ſo liebt Lindauro's Sicherheit, denn er iſt meine ganze Liebe und ohne euch käme ich dahin, nicht nur Andere, ſondern ſogar mich ſelbſt nicht zu lieben. Ich empfehle ihn euch: der kann mich nicht lieben, der ihn nicht liebt; wenn ihr mich liebt, wie ihr thut, ſo könnt ihr nicht umhin, Lindauro zu lieben und dafür zu ſorgen, ihn mir zurückzubringen; ſo verdoppelt ihr euer Verdienſt gegen mich und meine Neigung zu euch.

Ich unterlaſſe zu erzählen, was zwiſchen Lindauro und Leuceria vorgegangen. Dies liegt außer meinem Zwecke. Zeugen ihrer Empfindungen waren das Cabinet und das Bette, die Küſſe und die Umarmungen, die Seufzer und die Thränen. Möge ſich die Einbildungskraft dies ausmalen! — Die beiden Ritter reiſten ab, um zum Heere zu ſtoßen, aber nicht als einfacher Zuſtoß, ſondern als Lehensträger, ausgezeichnet durch Adel, Tapferkeit und amtliche Stellung. Bei dem Zuge wollte der König ſelbſt theilnehmen, da er perſönlich beleidigt war durch die Empörung und den Undank der gegen ſeine Herrſchaft unbotmäßigen Vaſallen. Sobald er eine günſtige Gelegenheit fand, griff er ſie an und, begünſtigt von der Gerechtigkeit ſeiner Sache und gut bedient von der Treue und Tapferkeit ſeines Heeres, triumphirte er über ſie, die er tödtete, in die Flucht jagte und zerſtreute. Der Sieg koſtete ihn keinen geringen Verluſt an ſeinen Leuten, welche erfuhren, wie nachtheilig es iſt, mit Verzweifelten zu kämpfen. Es traf ſich, daß Lindauro und Arminto auf demſelben Poſten arbeiten mußten, aber nicht mit dem gleichen Looſe; der erſte, welcher keine Furcht kannte, wo er Gefahr wußte, rückte über Gebühr vorwärts, ſtürzte über die von ihm geführte Schar hinaus und griff einen dichten Kern des feindlichen Heeres an. Dieſen Entſchluß voll tollkühner Keckheit beobachtete Arminto und eilte hin mit allem Muthe, den ihm Neigung, Ehre und Treue machen konnten. Nach einem verderblichen Blutbade und mörderiſcher Rache blieb Lin-

dauro todt und Arminto tödtlich verwundet; doch vergaß er auch in diesem äußersten Falle nicht seine Pflicht gegen den Freund, folgte der Niederlage und der Flucht der Empörer, verordnete die Aufsuchung des Leichnams und befahl ihn Leuceria zu überbringen, was auch geschah. Er erholte sich durch die Kraft seines Alters, durch die ausgesuchtesten Heilmittel und durch die Sehnsucht nach dem Wiedersehen seiner Geliebten, und verfügte sich auch gleich persönlich zu ihr, der ihn ihr Herz bereits angekündigt hatte. Er erschien vor ihr mit einem Äußern und einer Haltung, welche seinen und ihren Schmerz über den beiderseitigen Verlust andeutete, und sprach zu ihr: Madama, ich kehre zurück ohne den, den ich nicht nennen kann ohne Thränen und dessen ihr nicht gedenken könnt ohne Schmerz. So wollten es die Sterne oder eine andere Ursache, der, je weniger unsere Gedanken sie verstehen, um so mehr unsere Empfindungen sich fügen müssen. Wenn ihr Lindauro in euch verloren habt, so werdet ihr Lindauro in Arminto wiederfinden, wenn ihr mich euer würdig erkennen wollt, und meine Geneigtheit euch zu dienen aus den Wirkungen erkennen mögt.

Leuceria, welche bei aller Betrübniß ihres Herzens und bei aller Trauer in ihrem Aufzug doch nicht umhin konnte schön zu sein, hielt sich zwischen dem Ernsten und Freundlichen, zwischen Gemessenheit und Vertraulichkeit in der Mitte und antwortete: Ich beschuldige euch nicht, wenn jetzt der nicht bei euch ist, welcher die Stütze all meines Glückes und alles Glück meines Daseins war. Was nicht mehr geändert werden kann, unterschreibt man mit Geduld und erträgt es mit Klugheit. Ich weiß, daß ihr nichts unterlassen habt, den Markgrafen meinen Gemahl zu retten, ja, daß ihr, als ihr ihn nicht retten konntet, gerne mit ihm gestorben wäret. Ich danke euch für eure früheren Dienste und für diesen, den ihr gegenwärtig mir leistet. Wenn ich über mein Misgeschick mich beklage, so habe ich Grund dazu: wenn ich eure Verluste

bemitleide, so verdient ihr es: und wenn ich in diesem Augenblicke nicht weiß, was ich über mich selbst beschließen soll, so wird die Zeit mich darüber unterrichten. Immer wird es mir von Werth sein, euch zu sehen, in so weit als es sich mit eurer Ritterwürde und mit meinem Witwenstande verträgt.

Noch andere Gespräche fielen zwischen ihnen vor, wobei Arminto scharfsichtig und bedächtig sich so viel möglich hütete, das Gedächtniß des Dahingeschiedenen in Anregung zu bringen. Er bemerkte zwar an Leuceria Seltenheit der Blicke, Nüchternheit der Worte und Kälte der Aufnahme, aber er schrieb dies mehr der Herbheit ihres Schmerzes zu, als der Lauheit der Neigung, dennoch aber belebte er die Hoffnung auf seine Befriedigung durch die Fortsetzung seiner Dienste. Um diese desto bequemer zu versehen, unterließ er nicht Leuceria oft zu besuchen, um mit Waffen und Anfällen und Geschütz von fast unglaublicher Achtung, Gehorsam und Verehrung eine Bresche zu machen in Leuceria's Herz, das er doch nicht für unbezwinglich hielt, da sie eine Frau war. Er begegnete aber keinen Kundgebungen von ihrer Seite, die sein Verdienst ansprach und die ihm seiner Meinung nach gebührten. Er konnte daher nicht länger mehr die Liebe ertragen, die eine andere Natur angenommen hatte, als zuvor, und entschloß sich sein Leiden zu entdecken, das keine Heilung empfangen konnte, als von ihr, und wenn es ihr entdeckt wurde. So faßte er sie denn eines Tages freundlich mit der Farbe der Liebenden und mit dem Tone dessen, der zu einem Liebenden redet, und sprach zu ihr: Madama, alle Betrachtungen meiner Seele stimmen ein in die Entscheidung, daß für mich keine Glückseligkeit auf Erden ist, als in euch. Meinem ledigen Stande, eurem Witwenstande ist nicht unziemlich, was ich begehre. Der Himmel hat euch Nachkommenschaft für den verweigert, der mit euch lebte; vielleicht ist sie mir aufbehalten um euretwillen. Ich gebe euch unwiderruflich das weiße Blatt

meines Willens: schreibt darauf die Gesetze, um die ihr mich als den eurigen annehmt! Ihr werdet mich in Beobachtung derselben so zärtlich und unermüdet finden, daß ich nichts um das Widerstreben der ganzen Welt mich kümmere, wenn ich nur euch allein gefalle. Euerm erhabenen Verstande bringe ich keine alltäglichen Gründe vor, um euch für meine Wünsche zu bestimmen. Da ihr wißt, wer ich bin, wie sehr ich euch liebe und wie passend ihr euer Geschick dem meinigen beigesellen könnt, bleibt mir kein Umstand mehr übrig, an den ich euch zu erinnern hätte. Ich harre eurer geneigten Antwort oder der Täuschung meiner Erwartungen.

Leuceria, welcher Arminto's Erklärung nicht unerwartet kam, antwortete: Ich sage euch, Herr Ritter, den geziemenden Dank für euer freundliches Anerbieten und für die ehrenvolle Stellung, die ihr mir zugedacht habt. Für jetzt aber antworte ich euch nicht mit ausdrücklicher Entscheidung. Ein von verschiedenen Neigungen bewegtes Herz hält sich nicht so leicht an einer einzigen fest. Für jetzt bin ich nicht im Stande, weder euch noch mir irgend etwas Sicheres zu versprechen. Ich werde diese wichtige Angelegenheit mit dem Himmel berathen und ihn anflehen mir beizustehen, damit ich nicht irre. Unterlaßt ihr indessen auf einige Tage mich zu besuchen, damit ich, ungestört von eurer Gegenwart, mit um so größerer Unbefangenheit den vortheilhaftesten Entschluß fassen möge.

Kaum war Arminto weggegangen, als Leuceria die Reform ihrer Angelegenheiten, ihres Hauses und ihrer selbst begann. Sie verzichtete zu Gunsten der Verwandten des Markgrafen ihres verstorbenen Gemahls auf das Vermögen, das ihr erbrechtlich zukam. Über ihr eigenes Vermögen verfügte sie zum Vortheil Anderer, welche von der Natur Ansprüche auf seinen Besitz haben konnten. Sie war ausgezeichnet wohlthätig gegen ihre Dienerschaft nach ihren Stufen, sie behielt zu ihrem Dienste zwei junge

Mädchen von geſetztem Weſen und erprobter Sittlichkeit und zu ihrem Unterhalt und würdiger Verſorgung ſowie zu andern Fällen und Vorkommniſſen eine beträchtliche Summe und begab ſich in ein Kloſter von dem Herrn geweihten Frauen, um daſelbſt der Welt, Arminto und ſich ſelbſt abzuſterben und daſelbſt im Frieden ihres Herzens, in Betrachtungen des andern Lebens und in der Hoffnung der Tröſtungen zu leben, welche dem verheißen ſind, der ſich der Erde beraubt, um ſich nicht des Himmels zu berauben. Von dort ſandte ſie nach Arminto, welcher die Weiſung zu ſeinem Vortheile auslegte und der Erſtgeborene der Freude, ja, die Freude ſelbſt wurde. Er meinte, da er unbekannt war mit dem Vorgefallenen, weil Leuceria Alles mit der größten Eile und Heimlichkeit betrieben, er glaubte, ſage ich, an jenem geweihten Orte wolle Leuceria ihm das Wort geben und das Band der Ehe knüpfen. Als er am Ziele angelangt war, zeigte ſich ihm die Dame ohne Zögern. Er ſah ſie in einem Aufzuge und in Kleidern, welche eben ſo viele Zeugen der Ertödtung und Zeugniſſe der Veränderung waren, er wußte beim erſten Zuſammentreffen nicht, was er denken ſollte, ſtaunte, war erſtarrt, außer ſich und glich einem Menſchen, der Misbehagen traf in gehofftem Wohlleben, Schiffbruch im Hafen und Gift in dem geglaubten Lebenstrank. Leuceria verſtattete ihm Athem zu ſchöpfen und ſich zu erholen.

Arminto, ſagte ſie zu ihm, hier iſt Leuceria, ich will ſagen eure Leuceria, wenn euch das Herz treibt, ihr anzugehören mit einer der ihrigen gleichen Entſchließung. Hätte ich mein Leben in der Welt fortſetzen wollen, ſo hätte ich es nicht gethan ohne euch. Wenn ihr aber die Fortſetzung eures Lebens in der Welt beabſichtigt, ſo könnt ihr es thun ohne mich. Die ehrenvolle und treue Liebe, die ihr für mich hattet mehr aus Höflichkeit, als in Rückſicht auf ein Verdienſt von meiner Seite wird euch von mir erwidert durch den Wunſch ſo vieler himm-

lischer Segnungen, als zu euerm Vortheil eine Seele erflehen kann, die sich hier verschlossen hat, um nicht die Gnade des Himmels einzubüßen.

Nach diesen Worten entzog sie sich, ohne eine Antwort zu erwarten und thränenreicher als gewöhnlich, vielleicht aber mehr erleuchtet vom Glanz von oben, den Blicken Arminto's, welcher bei einem so unerwarteten Schauspiel und einer von seinen Gedanken so fern abliegenden Nachricht dastand mit Thränen in den Augen, Seufzern im Munde, Verwirrung im Gemüthe, nicht wissend, was und mit wem er sprechen sollte, und tröstete sich wenigstens damit, daß, während er Leuceria nach irdischer Sitte geliebt, seine Liebe Lohn gefunden habe in einer Liebe des Himmels.

XXXVII. Girolamo Bruſoni.

1641.

120. Das kindliche Liebespaar.

(Accad. incogn. 1, 19.)

In der reizenden Stadt Neapel erblickten an einem Tage das Licht der Welt Anſelmo und Laureta, beide aus adeligen und alten Häuſern ſtammend. Als ſie in das Knabenalter traten, traf es ſich wegen der Nähe der elterlichen Paläſte, daß ſie eine und dieſelbe Schule beſuchten, in welcher ſie, ich weiß nicht was mit größerer Schnelligkeit lernten, das Kinderalphabet, das ihnen die Lehrerin einprägte, oder jene Philoſophie, welche die Liebe in große Herzen flößt. Kaum hatten die Kinder ſich mit ihren unſchuldigen Blicken getroffen, ſo befeſtigten ſich dieſe im Anſchauen, als hätten ſich die einfältigen Seelen anderswo begegnet und wollten nun durch gegenſeitiges Eindringen die frühere Bekanntſchaft wieder anknüpfen. Kurz, auf dem Wege dieſer völlig reinen Blicke drang die Liebe in ihre zarten Herzen, weshalb ſie mit voreiliger Wonne ſich als Liebende erkannten, ehe ſie wußten, was Liebe ſei. Es iſt ein gar anmuthiger Anblick um ein Paar Kinder, die kaum die ſüßen Namen Vater und Mutter hervorzubringen wußten und doch ihre beiderſeitigen Neigungen einander mitzutheilen verſtanden, und die in einem Alter, in dem man keinen Gedanken feſthalten kann, ihr Sinnen ſtets auf den geliebten Gegenſtand hefteten, ſodaß, während andere Kinder vor der Schule fliehen, ſo viel ſie können, ſie, um ſich nur zu ſehen,

immer ihr Weggehen von Hause beschleunigten, um in die Schule zu gelangen. In den Jahren, wo andere kaum so viel geistig entwickelt sind, um sprechen zu können, hatten sie schon so viel Urtheilskraft, um lange die geliebten Schönheiten zu betrachten und auszusprechen, welcher Theil an ihnen mit größerer Kraft ihr Herz fessele. — Als in der Wonne dieses Umgangs die neuen Wundergeschöpfe der Liebe ihr siebentes Lebensjahr erreicht hatten, begann das Schicksal mit seinen gewöhnlichen Wechselfällen ihre Zufriedenheit zu trüben. Anselmo's Eltern meinten nämlich, seine Talente beriefen ihn zu einer höheren Wirksamkeit, nahmen ihn also aus der Schule weg, um ihn dem Unterrichte ausgezeichneter Lehrer zu übergeben. Wie groß der Schmerz der Liebenden war bei einer so harten Trennung, ist leichter zu erwägen, als zu beschreiben. Am letzten Tage, da Anselmo zur Schule ging, um sich von Laureta zu verabschieden, fand er sie nicht; doch, obgleich er unsäglich betrübt war über ein so herbes Begegniß, verfehlte er nicht sich als echter Liebhaber zu bewähren, indem er glaubte, es sei dies bei der Geliebten eher ein Zeichen der glühendsten Neigung, als eines Mangels an Liebe. Er ließ sich sodann in ein Gespräch ein mit Livio, dem Bruder Laureta's, der damals nicht über fünf Jahre alt war, und wußte mit einer Kunst, die ihm die Liebe einflößte, ihn so zu unterrichten, daß er seine Schwester veranlasse, sich manchmal Abends an der Gartenthüre zu zeigen. Der Knabe suchte, als er nach Hause kam, Laureta sogleich auf und erklärte ihr Anselmo's Wunsch, wobei er meinte, er müsse sich, wie Kinder zu thun pflegen, gleichfalls dort einfinden, um mit ihm zu spielen. Die Häuser der Liebenden waren, wie vorhin gesagt, nicht sehr weit von einander entfernt und hatten auf der Hinterseite einen gemeinsamen Weg, der sich fast bis an die Mauern ausdehnte und nur so weit beschränkt war, als er an vielen Stellen an Gärten stieß, unter welchen

der Laureta's für den ſchönſten galt. Der Weg war daher ſehr einſam und man machte deshalb auch den Kindern nicht eben viel Schwierigkeit, ſich dort zu zeigen, was in anderen Stadttheilen nicht ſo gut angeht. Daher hatten die Liebenden oft Gelegenheit, ſich zärtliche Blicke zuzuwerfen, wiewol ſehr ſelten, ſich zu ſprechen. Sie hatten nun endlich ihr zehntes Jahr erreicht, da kam eines Abends Anſelmo, wie es ſeine tägliche Gewohnheit war, vor Laureta's Thüre vorüber und ſah ſie mit Livio im Garten ſpielen, während ihre Hofmeiſterin da und dort Blumen pflückte. Er trat auch in den Garten; mit der kindlichen Unbefangenheit und Keckheit, die noch erhöht ward durch die Heftigkeit der Neigung, die ihn bewegte, näherte er ſich Laureta und ſprach zu ihr in folgender Weiſe: Meine holde Laureta, es hat ſich das Gerücht verbreitet, deine Eltern wollen dich nach Salerno ſchicken in das Haus deiner Muhme Coſtanza, bis die Zeit kommt, wo du dich vermählen ſollſt. Ich empfinde darüber einen unerträglichen Kummer und werde ſicherlich daran ſterben, wenn du mir nicht wenigſtens ſo weit beiſtehſt, daß du mir deine Treue verpfändeſt. Du weißt, daß ich dir oftmals geſchworen habe, auf der Welt keine andere zur Frau zu begehren, als dich, und du haſt mir eben ſo oft verſprochen, keinen anderen zum Manne zu nehmen, als mich; aber du haſt es mir ſo geſagt, daß ich nicht ſicher bin, ob du es mir auch halten wirſt. Ich bin jetzt hier, um von deinem Entſchluſſe Leben oder Tod zu empfangen.

Als Laureta die traurige Kunde vernahm, daß ſie ſich in kurzem von ihrem Geliebten entfernen müſſe, faßte ſie, in ihrer Miene keineswegs verwirrt, obwol im Herzen ſchmerzlich betroffen, Anſelmo bei der Hand und zog ihn, damit die Hofmeiſterin ſie nicht bemerke, hinter ein Burgeländer, welches die Abtheilungen des Gartens deckte, und antwortete ihm alſo: Anſelmo, dir allein habe ich mich ergeben, ſeit ich dich kannte, und die deinige werde

ich immer sein. Ich weiß nicht, welches zuverlässigere Zeugniß für meine Treue ich dir geben kann, als das der Liebe, die ich dir so viele Jahre hindurch bewahrt habe. Doch wenn dirs gefällt, da hast du einen Ring am Finger, verlobe dich dadurch mit mir! Ich habe ja oft meine Frau Mutter sagen hören, um eine Ehe zu schließen, brauche es nichts, als die Beistimmung der beiden Theile, und da dies zwischen uns der Fall ist, was bleibt uns noch übrig, als daß du dich mir verlobst?

Anselmo strahlte bei diesen Worten vor Freude, zog ohne Weiteres den Ring vom Finger, steckte ihn Laureta an und fügte hinzu, daß er nach bestem Wissen und Gewissen sie hiermit heirathe. Dann umarmte er sie und sie ihn und sie besiegelten mit einem feurigen Kusse ihren Liebesbund. — Wenige Wochen waren nach dieser Zusammenkunft vorübergegangen, da ward Laureta nach Salerno geschickt zu ihrer Muhme. Dort weilte sie tief betrübt über die Entfernung von ihrem Geliebten. Costanza, um sie aufzuheitern, ließ manchmal zu ihrer Unterhaltung einen jungen Neffen kommen Namens Ascanio, welcher aus Freude über Laureta's Schönheit allmälig so sehr für sie entbrannte, daß, da er keine Linderung für seine Glut fand, er sich entschloß, es der Muhme mitzutheilen und sie um ihren Beistand zu bitten. Costanza, welche ihn auf das Zärtlichste liebte und seine Liebe einem so löblichen Gegenstande zugewandt sah, versicherte ihn nicht nur ihres Beistandes, sondern war auch so sehr in der Sache thätig, daß zwischen den Vätern Ascanio's und Laureta's eine Verabredung zu Stande kam, sie sollten vermählt werden, sobald Laureta das vierzehnte Jahr erreicht habe. Costanza bemerkte aber, daß Ascanio Laureten nicht in dem Maße gefiel, wie sie ihm; sie mochte sie daher von der Sache nicht in Kenntniß setzen und wollte zuwarten, bis Zeit und Umstände ihr dazu gute Gelegenheit böten. Indessen gelangte die Nach-

richt in kurzem nach Neapel und kam auch Anſelmo zu Ohren. Er, das Ideal eines vollkommenen Liebenden, war gar nicht in Unruhe, denn er konnte nichts glauben, was dem Rufe von Laureta's Treue nachtheilig war; er verſchaffte ſich nur die Erlaubniß von ſeinem Vater, ſich auf einige Zeit nach Salerno zu begeben. Er kam hin und bemühte ſich mehrere Tage vergeblich, Laureta's anſichtig zu werden, bis ihm endlich ein Zufall dazu verhalf. Er ging nämlich eines Abends nach einer damals viel beſuchten Kirche; da hörte er, während er ſich zum Gebete anſchickte, von einer weiblichen Stimme leiſe ſeinen Namen nennen. Er ſchaute um und ſah in einen weißen Schleier gehüllt Laureta's Geſicht, die ihm winkte, ſich nicht zu verrathen, und freundlich ſagte, er möge ſich am folgenden Abend in einer nahen Kapelle einfinden, wo er ſie ungeſtört ſehen und ſprechen könne. Anſelmo verfehlte nicht zu gehorchen und fand an der angewieſenen Stelle Laureta, nur von einer alten Magd begleitet, vor welcher ſie ſich nicht in Acht zu nehmen brauchte. Die erſten Worte, die er ihr ſagte, waren Glückwünſche zu ihrem neuen Bräutigam.

Wer ſoll denn das ſein? ſagte Laureta in größter Aufregung.

Aſcanio, verſetzte Anſelmo. — Darauf begann Laureta mit den kräftigſten Betheurungen gegen ſich ſelbſt zu ſchwören, daß ſie davon nichts wiſſe; und damit er nicht mehr Anlaß habe, irgend daran zu glauben, verſicherte ſie ihn, Aſcanio ſolle ſie nie wieder zu Geſicht bekommen.

Das geht nicht, ſagte Anſelmo; denn das hieße die Eltern zur Gewalt auffordern, vielmehr muß man bis zu gelegener Zeit durch Verſtellung den Schlag abwenden, um dann etwas Großes zu beſchließen.

Kurz, das Ende ihrer Geſpräche war, ſobald Laureta genöthigt würde, Aſcanio zu heirathen, ſie mit Anſelmo entfliehen würde. Laureta fügte hinzu, eher würde ſie ſich

selbst ums Leben bringen, als einem andern, als Anselmo, sich zu eigen geben. Sie schieden sodann mit einem Kusse und Anselmo kehrte nach Neapel zurück. Laureta aber nahm eines Tages, als Ascanio mit Liebesworten sie zu belästigen anfing, Anlaß, ihm zu sagen, er bemühe sich umsonst, ihre Liebe zu erwerben; denn ihr Herz sei von einem andern Gegenstande in Besitz genommen und könne ihn nicht lieben; er möge darum aufhören, ihr zur Last zu fallen, wenn er so viel Artigkeit besitze, als seine edle Geburt erwarten lasse; er dürfe sich nicht über sie beklagen, sondern über das Schicksal, das ihn habe zu spät kommen lassen; überhaupt müsse sie ihn versichern, daß sie nicht, weil ihr sein edles Wesen nicht gefalle, ihn zu lieben sich weigere, sondern weil sie nicht, ohne göttliche und menschliche Gesetze zu verletzen, mehr als Einen Gatten lieben dürfe. Diese Äußerungen theilte Ascanio in tiefster Betrübniß Costanza mit, und diese hiernach Laureta's Vater. Dieser hatte zwar früher ihre Liebschaft mit Ascanio bemerkt, sie aber nur als Kinderei mit Lächeln vorübergehen lassen. Nun aber merkte er, daß die Sache eine tiefere Wurzel geschlagen hatte, als er früher vermuthen mochte, und nahm sich vor, sie gänzlich auszurotten, denn Anselmo's Person gefiel ihm nicht wegen des Hasses, den er gegen seinen Vater hegte, mit dem er in der Jugend in feindliche Berührung gekommen war. Er ließ daher Laureta sogleich nach Neapel zurückkommen und sperrte sie in ein Kloster, worin das unglückliche Mädchen zwei Jahre unausgesetzt untröstlich über ihr Mißgeschick weinte. In diesem Traueramte war, wiewol ungesehen, ihr Beistand Anselmo, der unaufhörlich im Geiste und leiblich nach jenem Tempel eilte, in welchem sich seine irdische Göttin verborgen hatte, um ihr auf dem Altar der Treue das Opfer seines Herzens, gewaschen in der Reinheit seiner Thränen und gebrannt in dem unauslöschlichen Feuer seiner fortwährenden Liebe, darzubringen. Laureta's Vater beharrte einmal auf dem

Entſchluſſe, ſie ſolle Aſcanio's Frau werden, wie das ſo die Art vieler thörichten Väter iſt, die ſich wunder was glauben, wenn ſie den freien Willen ihrer Kinder tyranniſieren, der ihnen doch von Gott ſelbſt geworden iſt. Er berief ihn nebſt andern Verwandten nach Neapel, um die Sache zum Abſchluſſe zu bringen und ließ eines Abends unerwartet Laureta aus dem Kloſter kommen, gerade als das funfzehnte ihrer ſchönen Jahre ſeinen Lauf begann, und ohne daß er ihr vorher etwas von ſeinen Beſchlüſſen ſagte. Er ordnete an, daß ſie maskirt mit andern Damen und Fräulein zu einem Feſte ging, das im Hauſe des Grafen von Potenza Statt fand, mit welchem er in Beziehungen der Freundſchaft und Verwandtſchaft ſtund. Während ſie nun in zahlreicher Geſellſchaft nach dem Hauſe des Grafen gingen und an einen kleinen Platz kamen, auf welchen mehrere Straßen ausmündeten, wollte es das Unglück, daß unvermuthet zwei ſehr vornehme Barone zuſammentrafen, unter welchen tödtliche Feindſchaft herrſchte. Daher entſtand ein wüthendes Donnern von Schüſſen. Aſcanio, welcher ebenfalls vermummt ſeiner gehofften Gattin folgte, fiel bei den erſten Schüſſen tödtlich verwundet zu Boden. Die Frauen, entſetzt über dieſes unſelige Zuſammenſtoßen, machten ſich auf die Flucht, ohne zu wiſſen wohin. Laureta ſtieß in vollem Laufe auf eine Säule und ſank durch den Stoß halb todt zu Boden. Sie rief mit ſehnſüchtigen Seufzern einen jungen Menſchen zu Hilfe, welcher, als er den Lärm und Aufruhr vernahm, ſich zu ſeiner Sicherheit hinter eine andere von den Säulen zurückgezogen hatte, die das Thor eines an dieſer Straße liegenden prachtvollen Palaſtes ſchmückten. Gerührt von dem Seufzen eines Weibes und hingeriſſen von der Gewalt ſeines Schickſals, begab er ſich zu der Stelle, wo ſchmachtend das ſchönſte Fräulein lag, hob ſie mitleidig mit Hilfe eines Dieners auf und führte ſie ganz ſachte nach dem Hauſe einer Bekannten, welche nicht weit von dort wohnte.

Als sie dort ankamen und ins Zimmer traten, sahen sie beim Scheine des Lichtes, daß der Jüngling Anselmo und das verirrte Fräulein Laureta war. Wie es den treuen Liebenden zu Muthe war bei diesem Wiedererkennen, kann sich nur der vorstellen, der wahrhaft liebt und nachdem er lange Zeit von der geliebten Schönheit getrennt gewesen, in dem Augenblicke, da er es am wenigsten erwartet, sie sich plötzlich in die Arme sinken sieht. Die jungen Leute umarmten sich nun und preßten sich fest aneinander. Wehe mir! Könnte die Feder vermeiden, ein so jammervolles Ereigniß zu schildern! Die jungen Leute umarmten sich, die liebenden Seelen gelöst vom Herzen vor übermäßiger Wonne schwebten auf den Lippen versammelt, um sich zu küssen und sich gleichfalls in Eins zusammen zu schließen im Kusse, und in der Vereinigung dieser verliebten Lippen fanden sie den Weg geöffnet und entflohen miteinander zu dem Orte ihrer ewigen Ruhe, und in kalte Leichen aufgelöst lagen die Leichen der unglücklichen Liebenden am Boden. — So sind geboren, so lebten und so starben Anselmo und Laureta, der Welt ein Vorbild der keuschesten und unglücklichsten Liebe.

XXXVIII. Giovanni Crocebianca.

1641.

121. Ottavio und Florida.

(Accad. incogn. 1, 7.)

Partenope, eine der Hauptſtädte Italiens, erfreut ſich eines Himmels, der, weil er ſich immerdar gnädig zeigt, die Stadt nie durch Übermaß quält, weder in Kälte des Winters, noch in Hitze des Sommers. Freundlich öffnet ſie ihren Buſen dem tyrrheniſchen Meere, welches nicht undankbar ihr Vortheile bietet und ſie mit Freuden bereichert. Auf den Fluren ihres Gebietes feiert zu jeder Zeit die Milde und hält das Entzücken ſeinen Triumph, in der Art, daß Himmel, Meer und Erde unter einander zu wetteifern ſcheinen, dieſe unvergleichliche Stadt für jeden zum Gegenſtand der Verwunderung zu machen. Sie iſt bewohnt von ſehr umgänglichen Leuten, die aber ſchlau und abgefeimt in liſtigen Erfindungen ſind. Sie ernährt eine zahlreiche Claſſe von Rittern, wobei unter den erſten der edle Ottavio Franchi genannt ward, ausgezeichnet durch Reichthum und glänzend durch Tapferkeit und Schönheit. Er ward als der einzige Sohn in all der Zärtlichkeit aufgezogen, welche die Gemüther für die Lüſte geneigt macht. Er hatte daher kaum das funfzehnte Jahr vollendet, als er ſich der Tyrannei Amors unterwarf. In der Nähe ſeines Hauſes wohnte Florida Albinelli eine Dame von hoher Abkunft, aber unbedeutendem Vermögen, denn ihr Vater war mehr ein Freund des Scheines, als des Weſens und hatte in Eitelkeit die Reichthümer vergeudet,

welche die Stütze der Titel und Würden sind. Florida, ebenso von der Natur bevorzugt, als vom Glücke benachtheiligt, entwickelte solche Schönheiten, daß für sie die Beinamen der himmlischen, der göttlichen keine Übertreibungen, sondern recht eigentlich gemeinte Bezeichnungen schienen. Mit diesen Ansprüchen erwarb sie sich täglich eine so große Zahl von Verehrern, daß Penelope niemals so viele Anbeter und keine der ägyptischen Frauen so viele Liebhaber zu besitzen sich rühmte. Aber unter der ganzen Schar ihrer Diener war keiner glühender und eindringlicher, als unser Ottavio. Er liebäugelte lange mit ihr als seiner Nachbarin, dann betrachtete er sie als das Paradies seiner Augen und zuletzt erkannte er sie für eine Hölle seiner Seele, indem er sich ebenso beseligt fühlte durch ihren Anblick, als gemartert durch die Sehnsucht nach ihr. Er gab bei sich selbst seiner Liebe eine gewisse Rechtmäßigkeit durch den Anspruch der Ehe; da sich also die Sinnlichkeit nicht durch das Gewissen die Zügel kurz gehalten sah, erreichte seine Leidenschaft in kurzem einen sehr hohen Grad. Ottavio besuchte häufiger als gewöhnlich ein Gemach, welches die Aussicht über Florida's Zimmer hatte, und wo er seinen Gedanken und seinem Kummer nachhing. Nie versäumte er die Gelegenheit, wenn er sie auf dem Balkon erscheinen sah, ihr stille Zeichen seiner Neigung zu geben, und sie bemerkte es bald zu ihrer Freude, war aber listig genug, sich zu stellen, als merke sie es nicht, damit die Sittsamkeit sie nicht nöthige, sich ihm abgeneigt zu zeigen. Tausend Mal war er auf dem Punkte, mit ihr zu sprechen, wagte es aber nie, da ihn die jugendliche Schüchternheit zurückhielt. Endlich nach langem inneren Kampfe schleuderte er ihr einen Brief zu, weil unter dem Schatten der Dinte die Scham nicht erröthete. Der Brief hatte einen günstigen Erfolg, da Florida ihn mit Freundlichkeit aufnahm, mit Geschmack las und mit freundlichem Lächeln, an dem Fenster sich zeigend, darauf antwortete. Das

war ein Lichtſtrahl, der, wie das Feuer von Sant Hermo, Ottavio's im Meere der Leidenſchaft wogendes Herz tröſtete; er nahm es für ein gutes Vorzeichen und fing an, in kurzem die Beruhigung ſeines Strebens zu hoffen. Ganz erfreut alſo dankte er mit frommem Sinne ſeiner Göttin, welche ihn ſo liebreich tröſtete, wobei ihnen die Nachbarſchaft ihrer Häuſer die beſten Dienſte leiſtete, um ſich verſtändlich zu machen. Sie war ſchon in Ottavio's Vorzüge verliebt und fühlte eine Neigung in ſich, noch ehe ſie ſich ſo herzlich geliebt wußte. Sie verſäumte daher den günſtigen Augenblick nicht, wo ſie ihm ihre Leidenſchaft enthüllen konnte, weshalb bei ihrem gegenſeitigen Verkehr die Neigung beider übermäßig zunahm. Die Dame geſtattete Ottavio's Worten freien Lauf, welche bald alle Rückſicht ablegten und ihr um ſo willkommener waren, je zärtlicher ſie wurden. Sie gaben ſich das Verſprechen der Ehe zu beiderſeitiger Genugthuung: Ottavio war zufrieden, weil er eine ruhmreiche Verwandtſchaft erhielt, Florida, weil ſie große Vortheile an Vermögen zu erhalten hoffte. Sie baten daher gleichmäßig den Himmel um einen glücklichen Ausgang dieſes Eheverlöbniſſes, als Odoardo (ſo hieß Ottavio's Vater) die Liebſchaft ſeines Sohnes bemerkte, welcher, wie junge Leute meiſtens, mehr glühend, als vorſichtig in ſeiner Liebe war. Er war darüber höchlich erzürnt, nicht weil ihm die Schwiegertochter mißfiel, ſondern weil er die Verwandten fürchtete, welche das Mädchen ſchon in der Wiege einem Andern beſtimmt hatten. Er that übrigens nicht, als merke er den Umgang ſeines Sohnes, um nicht eine ſtrenge Miene gegen ihn annehmen zu müſſen, und befahl ihm nur alles Nöthige vorzubereiten, um ſich zu Beendigung ſeiner bereis begonnenen Studien nach Bologna zu verfügen, wobei der Vater hoffte, Pallas mit ihren Künſten werde dort den Knoten löſen, welchen Venus in Partenope geſchürzt hatte. Dieſer Beſchluß ſeines Vaters war für Ottavio ein tödtlicher Schlag;

der Abschied war ihm wie ein Übergang vom Leben zum Tode. Er bekümmerte sich, seufzte, klagte, verwünschte das Geschick, die Wissenschaften und den Willen des Vaters. Er fand tausend Entschuldigungen, um den Abschied zu verzögern, aber es half ihm nichts, denn er mußte gehorchen. Florida war bei der Nachricht von der bittern Trennung bestürzt, dann überließ sie sich den Gefühlen des Schmerzes, wie sie die leichte Erregbarkeit eines Weibes und die Thorheit einer Verliebten nur immer haben kann. Gar zu gerne wäre sie ihm gefolgt, hätte sie nicht gefürchtet, ihn zu Grunde zu richten, indem sie sich selbst in ihrem Ruf und ihrer Ehre gefährde. Sie blieb also zurück ganz abgestorben gleich der Sonnenblume, wenn sie am Abend sich von den Strahlen der Sonne trennen muß. Ottavio nahm Abschied und zog kummervoll weiter, oftmals mit Thränen den Boden badend, welchen sein Fuß betrat. In Bologna angelangt hatte er in dem süßen Frieden der Wissenschaften den grausamsten Krieg mit seiner Neigung zu führen, er schwur also, der Satz sei falsch, daß die Ferne die Liebesleiden heile. Seine eigenen Gedanken wurden seine Henker und marterten ihn beständig mit der Erinnerung an das so sehr ersehnte theure Glück. Die Vorlesungen und die gelehrten Zusammenkünfte, welche den Wackern so erwünscht sind, schienen ihm, der vom Schmerz bedrückt mit seinem Gemüth in Todesnöthen lag, Leichengesänge, und die Universität kam ihm in der That vor wie das Grab des Lebens. Der Nektar der Weisheit sättigte ihn nicht, da an Zügellosigkeit leidende Seelen bei der Aneignung von allem Guten zu leiden pflegen. Er blieb also in Bologna, besuchte den Unterricht nur zum Schein, hörte aber in der That die Lehrer so wenig als eine Schlange und zog Nutzen von ihnen wie ein Klotz. Er war Student nur dem Namen nach, unter den Fleißigen ohne Eifer, unter den Übungen müßig und so verzweifelt, daß er gerade da das Leben verlor, wo sich andere die

Unsterblichkeit erwerben, bei dem Ruhm der Wissenschaften. Bei alle diesem Kummer ward Ottavio endlich durch das Glück getröstet, welches die in einen Goldregen verwandelte Freigebigkeit seines Vaters ihm mittels einiger Kaufleute in den Schooß fallen ließ. Reich mit Geld versehen, flog er nun nach Partenope, um Florida zu besuchen, die süße Ursache seiner bittern Qualen. Er kam unbekannt an und ohne beim Vater abzusteigen, veranstaltete er, daß sie seine Ankunft gewahr wurde, und im freundlichen Dunkel der Nacht begab er sich an ein Fensterchen ihres Hauses, um ihr dort seine Verehrung darzubringen. Es ist überflüssig zu erzählen, welche Worte der Höflichkeit sie wechselten und wie viele Thränen sie aus Rührung vergossen, da jeder weiß, welche Regungen ein unvorhergesehener Zufall in zwei einander zärtlich liebenden Herzen weckt, die lange vom Verlangen, sich wieder zu sehen, geplagt worden sind. Aber diese Freuden dauerten nur wenige Nächte, denn Ottavio wollte das Glück nicht allzu sehr auf die Probe stellen, da er schon erfahren hatte, daß Fortuna's Rad sich schnell umdreht im Glücke, langsam im Unglück. Er entfernte sich also und nahm wegen der neuen Trennung neue Schmerzen mit. Kaum war er in Bologna angelangt und hatte für das Nothwendige gesorgt, daß der Handel nicht entdeckt würde, so begab er sich von neuem auf den Weg nach Partenope. So lebte er ein ganzes Jahr lang immer abwechselnd unter Reisen und Ausruhen, Freude und Qual. Kaum war das Jahr zu Ende, so verfiel Ottavio, während er in Bologna war, in ein Fieber, das zwar nicht gefährlich, aber von langer Dauer war und ihm großen Kummer im Herzen bereitete, da es ihn in seinen Reisen störte. Unterdessen brachte Horatio Florida's Vater ihre Vermählung in Richtigkeit mit Don Fernando Markgrafen von Tuedos, welcher ihr schon zugedacht war, als sie noch in den Windeln lag. Es war ein Aragoner, stammte von herzoglichem Geblüte, besaß

wenig Vermögen, aber um so mehr Verwandte und Ansprüche die Fülle. Man vermuthete bei ihm größere Reichthümer, als er besaß, hielt ihn für wackerer, als er war, und für artiger, als er schien. Er hatte eine untersetzte Statur, stolze Haltung, dunkle Hautfarbe und war so hinkend, daß die schöne Florida dem Fernando geben so viel war, als von neuem eine Venus einem Vulkan überlassen. Dies war der Bräutigam, welchen Horatio ausfand, nicht um seine Tochter zu versorgen, sondern um sich Vorschub zu verschaffen am castilischen Hofe. Verwünschter Eigennutz, du verkehrter grausamer Dämon, der die Menschen zwingt, dir selbst die eigenen Kinder zu opfern. Als Florida den Abschluß der Ehe erfuhr, betrübte sie sich; dennoch zeigte sie sich gegen den Vater zufrieden und wenn sie Schmerzensthränen vergoß, so konnte man sie für Thränen der Freude nehmen. Den Tag darauf meldete sie sich krank und bat, jede öffentliche oder häusliche Feier wegen ihrer Vermählung bis zu ihrer Wiederherstellung zu verschieben. Unterdessen fertigte sie an Ottavio einen Brief ab, welcher folgende Gedanken enthielt: Mein Herr, der Wille meines Vaters nöthigt mich, euch mein Wort zu brechen, meinem Genius Gewalt zu thun, nicht mehr euch anzugehören. Er hat mich dem Markgrafen Don Fernando versprochen, einem Ritter, dem ich einen Königsthron wünsche, um mich euch getreuer zu erweisen, indem ich euch zu Liebe eine königliche Partie ausschlage. Ich fürchte, der Zorn des Vaters wird an mir zum Mörder, sobald er unsere Liebeshändel entdeckt. Darum kommt, Herr Ottavio, aber kommt schnell, um eure Florida zu besuchen, welche geneigt ist, mit euch zu leben oder für euch zu sterben. Kommt und hört meine kläglichen Nänien statt der Epithalamien und seht, wie ich froh in das Grab steige, wenn das Schicksal mir nicht erlaubt, in euer Bett zu gelangen. Erinnert euch zuweilen, mein Gebieter, wenn ich euch nicht mehr sehen sollte, eurer Schwüre und un-

ſerer wechſelſeitigen Neigung und ſeid verſichert, daß bis zum Tode, wenn es dahin kommt, euch treu bleibt eure Florida.

Dieſer Brief war ein Zauber, der Ottavio aus der Unterwelt, geſchweige aus dem Federbette, aufgejagt hätte. Er fühlte ſich plötzlich von ſeiner Krankheit befreit und ſobald er den Brief geleſen hatte, ſtund er auf, ließ ſich ein Pferd ſatteln und machte ſich auf den Weg nach Partenope, geführt von der Wuth und begleitet von der Verzweiflung. Manchmal wünſchte er in ſeinem wüthenden Herzen ſich lebendig, nur um ſich an ſeinem Nebenbuhler zu rächen, dann wieder bat er mit verzweifelter Stimme den Himmel, ihn mit dem Blitze zu treffen, um nicht Florida zu ſehen, als Opfer des Todes oder als Gemahlin Fernando's. Aber das Geſchick, das ebenſo die Thoren und die Verzweifelten zu bewachen pflegt, führte auch den Unglücklichen glücklich nach Partenope. Er kam in das Haus ſeines Vaters Odoardo und ehe er vom Pferde ſtieg, ſah er die ſchöne Florida am Fenſter und grüßte ſie mit einer mit Zorn vermiſchten Freude, da er nicht wußte, ob er ſeiner eigenen oder einer fremden Braut ſeine Achtung bezeuge. Das Geſchick wollte, daß er das Haus leer fand, ſein Vater war kaum zuvor in häuslichen Geſchäften ausgegangen, er konnte daher leicht von dem gewohnten Zimmer aus mit ſeiner Theuern ſprechen, welche ihm ſogleich Zeichen unausſprechlicher Freude gab. Nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren, beſtätigte ſie ihm die große Gefahr ihres Lebens, ihre noch größere Treue und ihre allergrößte Neigung zu ihm.

Wenn ihr wüßtet, Herr Ottavio, fügte ſie hinzu, wie gerne ich für euch in den Tod gehe, ſo würdet ihr mir vielleicht, ohne daß ich euch ſchwöre, glauben, daß ich kein Verdienſt bei euch anſpreche. Wenn aber eure Höflichkeit mit Rückſicht auf ſich ſelbſt mir über euch einige Gewalt einräumt, ſo will ich dieſe doch nur zu

der Bitte an euch ausdehnen, daß ihr niemals, wenn mir ein trauriger Zufall begegnen sollte, dem Schmerz Raum gebet, euch zu bedrücken, denn, wofern überhaupt den Todten Kunde vergönnt ist von den Schicksalen der Lebenden, so glaubt mir, daß eure Qualen immer meine Hölle sein werden.

Ottavio schmolz vor Wonne über so tief empfundene Zuneigung, an der Beantwortung dieser Reden wurde er aber durch die Ankunft seines Vaters verhindert, weshalb er Abschied nahm, um ihm entgegenzueilen. Odoardo umarmte seinen Sohn mit einer Zärtlichkeit, die man nur eine väterliche zu nennen braucht, um ihr hohes Maß zu bezeichnen. Er freute sich doppelt, weil er seinen Sohn vom Fieber hergestellt sah und weil er ihn völlig geheilt glaubte von der Krankheit der Liebe, sodaß er sich für den Glücklichsten unter den Lebenden hielt. Als er endlich müde, wenn auch nicht satt war, ihn zu küssen und ihn nach seiner Gesundheit und seiner Reise zu fragen, erzählte er ihm verschiedene Neuigkeiten aus der Stadt und sagte ihm auch unter Anderem, er komme gerade recht, um die Festlichkeiten mitzumachen, welche für Florida's Vermählung vorbereitet werden.

Fürwahr, mein Herr, antwortete Ottavio, in Horatio's Hause wird man vielleicht eine Leiche statt einer Hochzeit sehen können.

Hiernach entdeckte er ihm die ganze Geschichte seiner Liebe, den Entschluß Florida's und seinen eigenen festen Willen, sie zu gewinnen, koste es auch Leben und Ehre. Der Vater war ganz betroffen über diese unerwartete Erzählung und den tollkühnen Vorsatz, dann aber brach er in heftigen Zorn aus, ging heftig, mit den Füßen stampfend, durch das Zimmer und rang die Hände.

Geduld, sagte er, o Schicksal! Ich selbst habe, indem ich einen Sohn zeugte, dir das Werkzeug in die Hand gegeben, mich zu ertödten und zu bekümmern.

Nach diesen Worten zog er sich in ein anderes Gemach

zurück und ließ Ottavio in großer Verwirrung allein. War Odoardo's Bestürzung groß, so war an jenem Abend noch viel größer Horazio's Wuth, denn Florida hatte durch Ottavio's Nähe sich ein Herz gefaßt, während sie in seiner Abwesenheit ganz muthlos gewesen war, und ihrem Vater keck ihr zartes Vergehen gestanden. Was aber das väterliche Gemüth am meisten in Raserei brachte, das war der feste Vorsatz, Fernando nicht zum Gemahl anzunehmen. Horatio hätte sie im Augenblicke durchstochen, hätte er nicht geglaubt, ihr damit noch einen Gefallen zu thun, während sie ihn mit künstlichen Thränen bat, sie lieber dem Tode, als dem Spanier in die Hände zu liefern. Nach vielen Schelt- und Drohworten fiel es ihm ein, sie wie ein Kind zu schlagen, doch kam ihm wieder das Mittel zu gemein vor für einen so verzweifelten Fall, daß er um so mehr vor Grimm zitterte, je weniger er Mittel fand, ihn zu besänftigen. Er brachte die ganze Nacht damit hin auf Rache zu sinnen, denn Rache ist die echte Tochter der Wuth und die unrechte Genugthuung einer edeln Seele. An dem Tage, welcher dieser stürmischen Nacht folgte, sperrte er Florida in ein Nonnenkloster, wo auch Bellasia ihre Schwester lebte, um seiner Zeit den Schleier zu nehmen und dem Berufe sich zu widmen, zu welchem sie der Geiz und die Grausamkeit des Vaters bestimmt hatte. Sobald Ottavio die Nachricht von dieser Gefangenschaft vernahm, konnte er die Thränen nicht zurückhalten, noch dem Schmerze widerstehen. Es half weder der Rath der Freunde noch die Bitten der Verwandten etwas, um ihn zu trösten, sodaß sein unglücklicher Vater die feste Überzeugung gewann, er werde das Heil seines Sohnes an der Klippe der Verzweiflung Schiffbruch leiden sehen. Er verfehlte aber auch nicht ihm zuzusprechen, daß er von dieser Leidenschaft ablasse, mit Warnungen, welche lauter Salz für die Klugheit waren; aber er bemerkte bald, daß er Salz gesät hatte, denn er erntete keine Frucht. Fernando da-

gegen erglühte bei diesem Vorfall von Zorn, schwur Rache an Ottavio, drohte Verheerungen, prahlte mit Keckheit und begehrte Zweikämpfe. Auf diese Weise aber verpuffte die Wuth, die sich in Thaten hätte äußern sollen, in Worten, dem Himmel gleich, welcher manchmal um so heftiger donnert, je weniger er zu blitzen beabsichtigt. Horazio hatte sich in der That die Hoffnungen seiner Vortheile mit dem Bande dieser Ehe befestigt, und als er mit Auflösung desselben jene entweichen sah, gedachte er sich zu rächen, indem er sich einen Meuchelmörder suchte, der Ottavio ermordete. Eine besonnenere Überlegung hielt ihn jedoch zurück und brachte ihn darauf, Verstellung anzuwenden, das gewöhnliche Netz, womit Feinde ohne Geräusch beseitigt werden. Er schützte also das Bedürfniß einer Luftveränderung vor wegen einer ihn häufig befallenden Unpäßlichkeit und verließ Partenope, jede Verhandlung vorläufig abbrechend. Unterdessen beschloß Odoardò, um nicht seinen Sohn zu verlieren, der schon in die tiefste Schwermuth versunken war, mit ihm zu Grunde zu gehen, indem er ihm versprach Alles anzuwenden, um ihm die Erreichung seiner Wünsche zu sichern. Bei diesen Versprechungen athmete Ottavio wieder auf von seinem Kummer, er hatte sich bald mit Bewaffneten versehen zu seinem Gefolge und begann durch die Stadt zu streifen. Der Zufall führte ihm Fernando in den Weg, welcher sich aber gar nicht rührte, sei es, weil der brave Ritter die Schwüre vergessen, sich zu rächen, oder weil er sich besann, daß Schwüre, Böses zu thun, nichts gelten. Da also Ottavio sich ohne Kampf als Sieger sah, setzte er jede Besorgniß beiseit und fing an Florida's Kloster zu besuchen, angeblich von Frömmigkeit getrieben, es war aber ein Götzendienst, nicht Gottesfurcht die Ursache. Er hielt sich täglich daselbst auf, um die schöne Gefangene zu sehen, aber bewacht von ihren Obern, erschien sie nie, sodaß der Arme gerne seine Menschheit mit der Natur des Luchses vertauscht hätte,

um sich Augen zu verschaffen, deren Blick die Mauern durchdränge, die sein liebstes Gut verschlossen hielten. Endlich, nachdem er viel versucht und noch mehr gewünscht hatte, fand er Zutritt zum Gespräche mit Bellasia, welche, da sie in kurzem Nonne werden sollte, die Freiheit genoß, an die Fenster zu kommen, um sich von der Welt zu verabschieden. Ottavio erzählte ihr von Anfang an seine Liebesgeschichte und übertrieb seine Leiden so gewaltig, daß das Mädchen nicht umhin konnte, sich etwas gerührt zu zeigen, um nicht unmenschlich zu erscheinen. Sie hatte so aufrichtig allem Weltlichen entsagt, daß sie lieber den Tod sich hätte gefallen lassen, ehe sie zu einer der Sittsamkeit zuwiderlaufenden That mitgeholfen hätte. Dennoch meinte sie, wenn sie Ottavio bei seiner Liebe helfe, so sei das eben als wenn sie der Gerechtigkeit diente, da Florida ihm zu gebühren scheine, nachdem er sie um den Preis so vieler Thränen- und Schweißperlen erkauft habe. Sie bot ihm daher ganz bescheiden ihre Dienste an und schwur ihm, daß sie Fernando ebenso als Schwager, wie Florida ihn als Mann verabscheue. Ottavio dankte ihr und stammelte in übergroßer Freude innige, aber verwirrte Worte dankbarer Verbindlichkeit und bat sie sodann, Florida einen Handkuß zu bringen; sie übernahm es sogleich und überredete ihren Geliebten, ihr künftig Briefe, Botschaften und Geschenke für ihre Schwester anzuvertrauen. Schon war unter den Neugierigen Partenopes die Ursache der Gefangenschaft Florida's bekannt zum allgemeinen Staunen und zum Vergnügen derjenigen, welche fremde Handlungen immer schlimm auslegen und sich jedes kleinen Anlasses bedienen, um Stoff für Verleumdungen zu haben und Satiren zu verbreiten. Als aber die gemeinschaftlichen Freunde Horazio's und Odoardo's sahen, daß sich zwischen den beiden Häusern ein Feuer des Hasses erzeuge, das nicht ohne Blut gelöscht werden könne, dachten sie nach, wie es in der Geburt erstickt werden könne. Sie schrieben

daher an Horazio, um ihn zur früheren Rückkehr in die Stadt, als er anfänglich beabsichtigte, zu bestimmen. Als er nun kam, unterhandelten sie eifrigst die Versöhnung und Horazio war, wiewol mit großem Widerstreben, endlich einverstanden, wenn nur Ottavio Florida dem Fernando abtreten und anstatt ihrer Bellasia zur Frau nehmen wolle. Diese Vorschläge wurden Ottavio mitgetheilt, welcher zwar keineswegs damit zufrieden war, aber dennoch sich einverstanden erklärte, weil er nur auf diesem Wege seine Dame aus dem Kloster befreien zu können meinte. Es wurde also der Friede geschlossen und die Hochzeit verabredet mit den falschen Versprechungen des Liebhabers, welcher kurz darauf nach seiner Gewohnheit im Kloster anlangte und, um Florida einen Beweis seiner nie unterbrochenen Treue zu geben, Bellasia einen Brief überreichte. Diese war schon mit seinen Zusagen in dem Friedensvertrag bekannt und hielt ihn nun für ihren Bräutigam, verweigerte also die Überlieferung und bat ihn, sie zu entschuldigen, da sie fortan ihm unter keinem andern Titel, als dem seiner Gattin, zu dienen beabsichtige. Ottavio seufzte und fühlte sich sehr unglücklich über diese Äußerung; aber als noch weit unglücklicher bejammerte sich Florida, als sie sich verrathen glaubte und für verschmäht von ihrem angebeteten Geliebten hielt. Sie verzweifelte daher ohne Rettung, denn die Unterredung mit ihrem Grausamen war ihr fortan unmöglich und an ihn zu schreiben war ihr von Bellasia verboten, welche nunmehr ihre mistrauische und eifersüchtige Nebenbuhlerin geworden war. Voll Niedergeschlagenheit schlich sie daher in den Klostergängen umher, weinend über ihre verzweifelten Hoffnungen und das Geschick verwünschend, das um eines Undankbaren willen sie dahin gebracht habe, ihr Leben zu begraben und so lange Zeit ihre Freiheit zu verlieren. Mehr als Alles aber quälte sie fortwährend das Andenken an ihren Ottavio, den sie noch liebte, wiewol sie ihn für einen

Verräther hielt. Fernando befand sich in Rom, als die Versöhnung zum Abschluß kam, die übrigens ganz mit seiner Beistimmung unterhandelt wurde. Während er nun also die Vollziehung der Doppelheirath abwartete, stattete Ottavio ungehindert Bellasia seine Besuche ab und bestürmte sie fortwährend mit Bitten, um sie zu bewegen, ihn wie gewöhnlich bei Florida einzuführen. Bellasia widerstand jedoch allen Versuchungen, denn der Eigennutz machte sie standhaft, so sehr sie ein Weib war. Am Ende aber, als sie sah, daß sie mit ihrer eigenen Ausdauer die des Andern nicht besiegen könne, änderte sie ihren Entschluß, sie ward gefällig und brachte von neuem ihrer Schwester Grüße, Botschaften und Briefe. Die beiden Liebenden athmeten nun auf bei diesem heitern Himmel des Schicksals, welcher so lange dauerte, als Fernando zögerte nach Partenope zu kommen. Sobald er aber kam, ließ Bellasia in größter Eile Ottavio rufen und sagte zu ihm, Florida sei entschlossen ihn dem Geschicke zum Trotz zum Gatten zu nehmen und bitte ihn, sie in derselben Nacht nicht weit vom Klosterthore zu erwarten, denn sie beabsichtige heute Nacht mit ihm zu entfliehen. Der Liebende war erfreut, wie sich jeder denken kann, da er nunmehr auf dem Punkte war, glücklich die Früchte langer Mühen zu ernten. Er ging hinweg und vertraute das Geheimniß einem seiner Diener, mit dem er sich in der Nacht auf den bestimmten Posten begab. Es fügte sich, daß Fernando an dem Tage, wo er in Partenope ankam, an demselben, wo Bellasia jene Weisung hatte ergehen lassen, seine Braut nicht mehr besuchen konnte, da ihn erst häusliche Geschäfte verhinderten und am Ende noch ein Vetter abwendig machte, der mit aller Gewalt ihn zum Essen mitnahm und bei der Mahlzeit behielt. Spät erst beurlaubte er sich von dem Verwandten und um sich wider die unheimlichen Begegnisse der Nacht zu verwahren, dachte er auf seine eigene Sicherheit durch eine zahlreiche Schaar von Bewaffneten.

Sein Weg führte ihn nothwendigerweise am Kloster vorüber, sodaß er Ottavio unbeweglich an der Thüre stehen sah und ihn erkannte, ohne von ihm erkannt zu werden. Er dachte sich gleich, das Dastehen gelte einem Liebesdiebstahl, wollte die Wahrheit erforschen und stellte sich daher an die nächste Ecke auf die Lauer. Kaum hatte er dort eine Weile stille gehalten, als er die Thüre öffnen hörte. Er trat einen Schritt vor und sah Ottavio, der mit der Dame daherkam. In größter Wuth riß er den Degen heraus, fiel ihn an und setzte ihm so heftig zu, daß der Unglückliche sich genöthigt sah, seine Beute preiszugeben, um nicht das Leben zu verlieren. Ganz zufrieden also über den Sieg, setzte Fernando seinen Weg fort, dem Schicksal höchst dankbar, das ihn so geschickt dahinbrachte, sich an seinem Nebenbuhler zu rächen, indem er ihm die ihm zugesprochene Braut noch aus den Armen raubte. Als er aber in seine Wohnung kam, die Dame an der Hand haltend, welche still und traurig ihm gefolgt war, so sah er beim Lichte einer Fackel, daß er einem Trugbilde die Hand drückte, denn er hatte Bellasia, nicht Florida entführt. Er staunte, war bestürzt, zürnte, fragte das Kind um die Ursache, die sie bestimmt habe zu fliehen, und erhielt zur Antwort, da sie sich von Ottavio verschmäht gesehen habe gegen den Wortlaut seiner Zusagen, habe sie durch Täuschung von ihm zu erhalten gesucht, was eine starre Hartnäckigkeit ihr verweigert; daher habe sie sich für seine Geliebte Florida ausgegeben und sei mit ihm entflohen.

Mein Fräulein, antwortete darauf Fernando, rächt euch auch ihr an euerm Verächter dadurch, daß ihr ihn verachtet! Und da das Schicksal euch mir als Beute in die Hände geführt hat, so werdet zur Räuberin an mir und fesselt mich mit dem Bande der Ehe und Gattentreue.

Bellasia dankte ihm und ungewiß, ob Ottavio nur noch lebe, fürchtete sie ganz ohne Bräutigam zu bleiben,

nahm daher das Anerbieten an und brachte noch in selbiger Nacht die Ehe zum Abschluß, wiewol ohne die Beistimmung ihres Vaters. Ottavio andererseits verließ den Kampf voll Schmerz, hatte aber am ganzen Leibe keine Wunde erhalten, weshalb seine Seele doppelt durchbohrt war von Eifersucht und Scham. Welche Furien ihn diese Nacht umtrieben, zeigte sein Entschluß, aus Partenope zu fliehen, um nicht mehr den Himmel ansehen zu müssen, der ihm so grausam in seiner Liebe gewesen war. Florida hörte auch von der Entweichung ihrer Schwester und wollte närrisch werden, denn sie hielt es für unzweifelhaft, daß sie mit ihrem treubrüchigen Ottavio entflohen sei. Aus Abscheu also vor solchen Betrügereien und Verräthereien dieser Welt beschloß sie bei sich, dieselbe zu verlassen und Nonne zu werden, und hätte sich gern in der nämlichen Nacht noch das Haar abscheeren lassen, wenn dieser Act nicht eine öffentliche Feierlichkeit erfordert hätte. Aber der neue Tag, welcher folgte, verscheuchte heiter den schwarzen Verdacht der beiden Liebenden, hemmte ihre Schmerzen und zügelte ihre Entschließungen, da sich in der Stadt das Gerücht von der Täuschung und von der Verheirathung Fernando's verbreitete. Horatio aber, dem eben sowol damit gedient war, Fernando durch Bellasia zum Eidam zu erhalten, wie durch Florida, ließ sich durch das nächtliche Ereigniß nicht irre machen, sondern fügte sich in die Nothwendigkeit und bewilligte Ottavio die heißersehnte geliebte Florida. So wurden denn froh beide Ehebündnisse gefeiert und an Ottavio zeigte das Schicksal, daß es durch unbekannte Pfade den Menschen zum Besitze des Glücks führt, das er nicht durch irdische Klugheit erreichen kann.

XXXIX. Giovanni Francesco Loredano.

1641.

122. Dercella.

(1, 6.)

Eudosia, die Tochter des Grafen von Vancastro, war so reich an Gütern der Seele, des Leibes und des Glücks, daß sie kaum das dreizehnte Jahr ihres Alters erreicht hatte, als sie schon die Bewerbungen vieler Männer rege machte, welche nach ihrem Besitz trachteten. Und wenn schon der Reichthum ihres Vaters die Habsucht von manchen bewog, sie zur Frau zu begehren, so überwältigte doch die Schönheit ihres Gesichts die Neigungen aller, da sie, von allen Grazien begünstigt, nicht für geringer als dieselben geachtet ward und nur in der Zahl ihnen nachstand. Das Geschick bescheerte diesen Himmel der Liebe dem Evandro, dem edelsten, aber auch dem ältesten von allen Freiern; ein häufiger Unstern dieser Auroren, nur in den Besitz von Tithonen zu kommen. In den Augen der Welt erschien diese Vereinigung ganz unnatürlich, da man glaubte, Evandro stehe dem Grabe weit näher als dem Hochzeitbette. Er stand schon im dreiundfunfzigsten Lebensjahre und bei dem Winter, den er in den Runzeln seines Gesichts und in dem Schnee seiner Haare trug, wollte man nicht an eine Vereinigung mit diesem Frühling von Schönheit glauben, welcher nur erst herbe Früchte und Blüten trug. Eudosia fügte sich leicht in die kalten Umarmungen eines Greises, da ihr Alter höhere Begierden nicht gestattete, und alle Vortheile

der Ehe in den Reichthum der Kleider, die Mannichfaltigkeit der Kleinode, den Überfluß des Goldes, die Zahl der Dienerschaft und die beständige Aufmerksamkeit ihres Gatten setzte, welcher sehr eifersüchtig über sie wachte und schon glaubte, er habe sie verloren, sobald sie ihm einen Augenblick aus dem Gesichte war. Dieses beständige Zusammensein verleitete Evandro zu Anstrengungen, welche seine Kräfte, sein Alter überstiegen, und die Hochzeit war daher kaum vorüber, als man schon die Leiche sah. Evandro's Tod ward von seiner Gattin mit so lebhaftem Ausdruck verfolgt, daß Thränen, Seufzer und Wehklagen nur die geringsten Beweise für ihren Schmerz waren. Gerne wäre sie mit ihm in das Grab gestiegen, wenn nicht der Gedanke an ihre nahe Entbindung ihr mit der Hoffnung geschmeichelt hätte, ihn wieder ins Leben zu rufen, indem sie einen Knaben zur Welt bringe. Aber dieser Wunsch wurde vereitelt durch die Geburt eines Mägdleins, welches noch in den Windeln diejenigen, welche es sahen, zu ausgezeichneten Urtheilen über seine Schönheit bewogen. Eudosia wollte von einer andern Verbindung nichts hören, geschweige daran denken; sie glaubte, mit Evandro seien alle gestorben, die sie glücklich machen könnten. Sie begrub sich selbst aus freiem Antrieb in ihrem Hause und beschäftigte sich mit der Erziehung ihrer Tochter, aber nach so strengen Grundsätzen, daß sie nahezu dreizehn Jahr alt war und sich nicht rühmen konnte, andere Männer als die Diener ihrer Mutter gesehen zu haben oder von andern gesehen worden zu sein. Sie kam nur zwei oder drei Mal des Jahres aus dem Hause und zwar so bedeckt und unter so vielen Vorsichtsmaßregeln, als könnte die Luft sie entführen. Ihr Zimmer verstattete kaum der Sonne Zutritt, geschweige den Augen der Sterblichen. Sodann erlaubte ihr auch die beständige Anwesenheit ihrer Mutter keine andere Zerstreuung, als die Beschäftigung mit kindischen Spielen. Das Geschick, die gewöhnliche Vermitt-

lerin der Liebe, fügte es, daß Eudoſia und Dercella, denn ſo hieß die Tochter, unwillkürlich an das Fenſter gezogen wurden durch ein Geſchrei, welches um ſo mehr ihre Neugierde reizte, je heftiger es war. Sie ſahen das Leben Aſſirdo's, ihres Nachbars, von vielen Schwertern bedroht, während er ſich mit einer für ſeine Jahre ungewöhnlichen Kühnheit vertheidigte. Die Jugend und Schönheit Aſſirdo's flößte Eudoſia's Gemüth ein plötzliches Mitleid ein. Daher befahl ſie ihren Dienern, ihn in das Haus zu bringen und befreite ihn dadurch aus den Händen jener Meuchelmörder, welche ihn an einer Hand und beſonders ſchwer an der Seite verwundet hatten und nahe daran waren, ihn umzubringen. Aſſirdo nahm nach kurzer Begrüßung die Aufforderung an, ſich in ein Bett zu legen. Man rief ſeine Mutter herbei, welche ſeine Heilung mit ihrer Pflege unterſtützte; die Ärzte erlaubten ihm aber nicht, dieſes Haus zu verlaſſen, um nicht durch die Bewegung und die Luft ſeine Wunden gefährlicher zu machen. Wiewol Dercella die Liebe nicht einmal dem Namen nach kannte, ließ ſie ſich doch ſo ſehr ihr Herz beim erſten Anblick von Aſſirdo gefangen nehmen, daß ſie verliebt war, ehe ſie noch merkte, daß ſie liebe. Und da ſie ſich dieſes erſten Dranges nicht erwehren konnte, lauſchte ſie bald mit begierigem Ohr den Reden der Ärzte, bald befragte ſie die Mägde, bald wußte ſie ſich, obgleich mehrmals von der Mutter getadelt, Eintritt in das Zimmer zu verſchaffen, indem ſie dem Wunſche ihn zu ſehen die Maske ganz verſchiedener Vorwände lieh. Die Nacht ſteigerte ihre Bewegungen noch mehr; denn da der Schlaf nicht mächtig genug war, ihre Unruhe in Schlummer zu lullen, ließ ſich ihr Herz von einer wirren Maſſe von Gedanken beherrſchen. Und wenn einmal die Augen von Müdigkeit, wo nicht vom Schlafe überwältigt nachgaben, ſo mußte ſie ſie doch gleich wieder öffnen, um den Schreckbildern zu entfliehen, welche ſie noch mehr im Schlaf, als im Wachen peinigten. Dercella ſchwebte

mehrere Tage in diesem Liebeswahnsinn, bis Assirdo, dessen Heilung fortschritt, in sein eigenes Haus hinübergebracht wurde. Er hatte oftmals in den Augen des Kindes Zeugnisse mehr von Liebe als von Mitleid gelesen; aber selbst noch unerfahren verbannte er alle diese Gedanken, welche ihn überzeugen konnten, daß er geliebt sei, als sündhaft. Angelockt jedoch von den Reizen jener Schönheit, welche jede Kühnheit entschuldbar machen kann, und noch immer zu Hause gehalten, um seine Gesundheit sich erst wieder befestigen zu lassen, wich er nicht von einem Fenster, welches nach der Wohnung der Dercella hinüberging. Hier wurde er leicht von ihr entdeckt, welche, von tausendfacher Liebesungeduld getrieben, nichts anderes wünschte, als ihn zu sehen. Sie fand ein Mittel, ein Fenster dem ihres Geliebten gegenüber zu öffnen, welches von der Eifersucht der Mutter mit gutem Vorbedacht war verschlossen gehalten worden, und hatte nun Gelegenheit, ihn nach Herzenslust anzuschauen, nicht aber noch, ihn zu sprechen, denn daran verhinderte sie entweder ihre eigene Sittsamkeit oder die Furcht vor der Mutter. Auch er war vor lauter Liebe stumm geworden und trug alle Verrichtungen der Zunge auf die Augen über. Endlich aber gewann er es über sich, einem Blatte seine Leidenschaft einzuhauchen, und schrieb also:

Mein Fräulein!

Die Liebe, welche mir gewaltsam die Zunge fesselt, bewegt mir jetzt mit derselben Tyrannei die Hand. Sie zwingt mich, mit diesen Zeilen euch die längst eingegangene und mit den Augen beschworene Lehenspflicht meines Herzens zu beurkunden. Es brauchte wol große Gewalt dazu, um mich zu einer Erklärung zu bewegen, welche in Anbetracht der Vortrefflichkeit eures Verdienstes nicht anders als verwegen genannt werden kann. Die Schönheit, welche ein Abglanz ist des göttlichen Lichtes, verschmäht es, mit gemeinen Worten der Menschheit verehrt

und angebetet zu werden. Ich weiß das ganz gut, aber es ist nicht in meiner Gewalt, anders zu handeln. Genehmigt denn, o Schöne, diesen Ausdruck eines Herzens, das sich mehr eurer Herrschaft rühmt, als seines eigenen Wesens. Bekräftigt mit eurer Antwort die Hoffnungen, welche, wie ich weiß, im Stande sind das Leben zu erhalten eures innigst ergebenen und verbundenen

Assirdo.

Ohne Schwierigkeit förderte er diesen Brief in die Hände Dercella's, denn er paßte die Gelegenheit ab, wo sie unter dem Fenster stand, um ihr ihn zierlich in den Busen zu schleudern. Das Mädchen, nicht weniger neugierig, als verliebt, verabschiedete sich mit den Augen und lief hinweg, um ihn zu lesen. Während aber ihre ganze Seele auf jenen Zügen haftete, merkte sie nicht, daß sie von ihrer Mutter beobachtet war, welche in jedem Augenblick die ganze Thätigkeit ihrer Tochter ihrer Beobachtung und Genehmhaltung unterworfen wissen wollte. Die erste Regung des Unwillens Eudosia's ging dahin, ihr den Brief aus der Hand zu reißen, und sie fügte dazu so viele Scheltworte und Drohungen, daß die Thränen und Seufzer nur die geringsten Zeugnisse für die Marter Dercella's waren. Der Verlust dieses Blattes aber, welcher ihr für ihre Liebe und ihre Hoffnungen Schiffbruch prophezeite, war das größte ihrer Leiden. Eudosia verließ sie in einer Flut von Thränen und zog sich in ein anderes Zimmer zurück, um den Brief zu lesen und auf die Spur zu kommen, wie er in ihre Hände gelangt sei. Kaum bemerkte sie, daß er von Assirdo war, als in ihrem Herzen tausend Gedanken sich zu kreuzen begannen. Jugend und Schönheit bahnten dem Verlangen den Weg, um Besitz zu ergreifen. Es befiel sie Reue, so viele Jahre ihr Leben hingeschleppt zu haben, ohne es zu genießen. Nur ein eitler Schein seien alle Freuden außer denen, welche die eheliche Liebe

bereite. Auf der andern Seite ward sie unschlüssig durch die freien Urtheile der Welt über einen dreizehn Jahre lang verzögerten Entschluß. Sie hegte Besorgnisse wegen der Verwegenheit ihrer Tochter und des zarten Alters des Assirdo, und überlegte, wenn sie zu einer zweiten Verbindung schreite, nachdem sie so lange die erste beweint, so heiße das nichts anderes, als sich den freien Äußerungen der Öffentlichkeit bloßstellen und vorsätzlich ihre Freiheit aufgeben. Da jedoch in unsern Neigungen diejenige Seite die Oberhand gewinnt, welche vorzugsweise von den Sinnen beherrscht wird, entschloß sie sich, lieber jeden andern Verlust zu wagen, als die Liebe Assirdo's zu verlieren. Sie ergriff daher die Feder und schrieb im Namen ihrer Tochter also:

Assirdo!

Wer dem ersten Angriff weicht, zeigt um so deutlicher die eigene Schwäche und kann dem Verdacht der Feigheit und Nichtswürdigkeit nicht ausweichen, welche viel eher Haß, als Liebe verdient. Dennoch aber kann, wer wahrhaft liebt, sich nicht verstellen. Die Liebe ist ein Feuer, das, je mehr es unterdrückt wird, mit desto größerer Gewalt wirkt. Ich erkläre euch daher durch diesen Brief, daß ich euch von ganzem Herzen liebe, und daß, wäre mir nicht der Zweifel hemmend entgegengetreten, eure Geringschätzung auf mich zu ziehen, euer Schreiben mir nicht hätte zuvorkommen sollen. Wenn ihr also beabsichtigt, unsere Liebe durch die Ehe zur rechtmäßigen zu machen, so erwarte ich euch diese Nacht an der Gartenthüre, die ihr angelehnt finden werdet. Wo nicht, so verbannt eure Gedanken als tollkühn, und vertreibt ihnen die Hoffnung, mich je zu besitzen.

Dercella.

Dieser Brief wurde vorsichtig dem Assirdo in die Hände gespielt, erregte aber, statt ihn zu erfreuen, in

seiner Seele eine Verwirrung von Gedanken, welche ihm ganz alle Ruhe raubten. Sei es Unerfahrenheit in Angelegenheiten der Liebe, oder daß er sich so ohne Hinderniß den Besitz dieses Schatzes von Schönheit angeboten sah, den er um so höher achtete, je größer ihm die Schwierigkeit schien, ihn zu erreichen, kurz, er gestand sich selbst seine Reue darüber, so weit gegangen zu sein. Während er ohne festen Entschluß sich von tausend Zweifeln bekämpfen ließ, kam zu ihm auf Besuch der Graf von Bellombra, ein Jüngling von hoher Geburt, aber von geringem Vermögen. Gleich beim Eintreten bemerkte er, daß Assirdo irgend etwas Unangenehmes begegnet sei, und er erkundigte sich daher mit außerordentlicher Angstlichkeit nach der Ursache seines Unmuthes. Assirdo, welcher ebenso leicht zum Unwillen zu bewegen war, als dazu, seinen Unwillen zu offenbaren, theilte dem Grafen alle Gründe mit, welche sein Gemüth in Unruhe versetzten, und bat ihn, als Freund ihn mit seinem Rath auf den besten Entschluß zu leiten. Der Graf, welcher sich alsbald überzeugte, daß dies eine Gelegenheit wäre, seine Verhältnisse emporzubringen, und für sich selbst nach dem begehrte, was das Geschick Andern anbot, ermahnte Assirdo, den Einladungen eines Mädchens kein Gehör zu schenken, das eher Verachtung, als Liebe verdiene, da sie so bereitwillig sich dem Verlangen eines Liebhabers preisgebe.

Wenn sie bei Nacht einen Mann einläßt, sagte er, von dem sie nur voraussetzt, daß er werde ihr Gemahl werden wollen, so zeigt dies klar, daß sie auch andern Zutritt gewährt hat.

Auch sei er noch nicht ganz von seinem Unfall wiederhergestellt und würde somit Gefahr laufen, sich zu verderben, wenn er, den sinnlichen Gelüsten folgend, die Einladung hätte annehmen wollen. Diesen Gründen fügte er noch so viel andere bei, daß sie, vereint mit der geringen Lust Assirdo's selbst, ihn zu den Entschluß brachten, das Unternehmen ganz aufzugeben, um so mehr, da nur

ungern und ſchwer ſeine Mutter ihm auszugehen erlaubt hätte. Der Graf verabſchiedete ſich kurz darauf unter dem Vorwand von Geſchäften und als die Nacht kam, ſtand er ſchon an der Gartenthüre Eudoſia's, welche ihn mit offenen Armen empfing, in der Meinung, es ſei Aſſirdo, während er ſeinerſeits nicht minder in der Annahme getäuſcht war, es ſei Dercella. Nach einigen kurzen Begrüßungen mit gedämpfter Stimme, da beide erkannt zu werden beſorgten, zogen ſie ſich, ohne Licht zu ſehen, in ein Gemach im Erdgeſchoſſe zurück, wo ſie auf einem koſtbaren Pfühl den Sinnen freien Spielraum gewährten, die Früchte der Liebe zu genießen. Unterdeſſen glaubte Dercella ihre Mutter nicht in Wolluſt, ſondern in Schlaf verſenkt; ſie verließ daher ihr Bette, das ihr verhaßt geworden war, weil es ihr die Ruhe verweigerte, und trat an das Fenſter in demſelben Augenblicke, wo auch Aſſirdo von nicht geringerer Unruhe getrieben dahin kam. Dercella ſtieß hin und wieder einen Seufzer aus, theils wegen der von der Mutter erduldeten Schmähung, theils weil ſie das Ende ihrer Liebe herbeiwünſchte, da ſie einen ſo unglücklichen Anfang genommen hatte. Aſſirdo in der Überzeugung, dieſe Seufzer kommen daher, daß er ihrem Andringen nicht entſprochen habe, that ſich Gewalt an und ſagte zu ihr: Mein Fräulein, ich weiß nicht, muß ich mich über das Geſchick beklagen oder über meine Unwürdigkeit, daß ich die Gunſt der Liebe nicht empfangen kann.

Dercella glaubte, er wolle ihr darüber Vorwürfe machen, daß ſie ihm nicht geantwortet habe, und verſetzte: Die Liebe iſt größer, als alle Dinge, und wenn ſie in meinen Erwiderungen ſich ſelbſt unähnlich iſt, ſo kann ich darüber nur das Geſchick anklagen, welches will, daß ich ohne Hoffnung liebe.

Er antwortete: Es gibt keine Liebe ohne Hoffnung, denn an ihr allein erkennt ſie den wahren Beſtand ihres Weſens.

Und was wollt ihr, fuhr sie fort, daß ich hoffe, wenn alle Unfälle sich zu meinem Schaden vereinigen, um mich in Verzweifelung zu stürzen.

Er versetzte: Wenn euch volle Gegenliebe zu Theil wird, reicht euch das also nicht hin, in euerm Herzen eine vollkommene Ruhe zu befestigen?

Aber wer versichert mich dessen, fügte sie bei, da die Versprechungen der Liebenden gemeiniglich das Spiel der Winde sind?

Ich, fiel Assirdo ein, indem ich mich ganz euch weihe.

Das sind Worte, sagte Dercella, welche in der Luft zerfließen, wie sie daraus gebildet sind.

Ich würde sie gern mit der That bekräftigen, antwortete er, wenn ich glaubte, nicht wegen meiner Kühnheit bestraft zu werden.

Und wie würdet ihr das anstellen? fragte sie.

Ich möchte, erwiderte er, auf einem Brette in euer Zimmer hinüberkommen, um unsere Liebe zu Ende zu führen und mein Herz zu retten von dem Schiffbruche der Hoffnung und der Furcht.

Dercella hielt ein wenig inne, als wäre sie im Zweifel, ob sie dieses Anerbieten abweisen oder annehmen solle. Sodann sagte sie zu ihm: Auf einen so wichtigen Vorschlag habe ich nicht den Muth, so plötzlich zu antworten.

Er, welcher durch die Kraft der Liebe alle Furcht in einem Augenblicke von sich geworfen und sich in einem kecken Aufraffen angekleidet hatte, welches noch größer ward, da er sich so übermäßig geliebt sah, versetzte ihr: Wer so vorsichtig sein will, liebt nicht. Liebe läßt keine langen Überlegungen zu und in Liebesangelegenheiten geht alles verloren, was verschoben wird. Hier ist kein Mittelweg; entweder müßt ihr meinen Vorschlägen beistimmen, oder bekennen, daß ihr nicht liebt.

Dercella antwortete: Wiewol mein Verlangen, die eurige zu werden, bei weitem größer ist, als ich auszudrücken vermag, so werde ich doch niemals sagen, daß

ihr euch entschließen sollt, durch dieses Fenster herüberzukommen, um nicht ebenso meinen guten Ruf wie euer Leben in Gefahr zu setzen.

Assirdo überlegte, daß diese Worte eine Einladung enthalten, wenngleich sie als Weigerung erscheinen, legte ein Brett hinüber an Dercella's Fenster und kam in ihr Zimmer. Nach einigem verstellten Unwillen mit Abweisungen, welche in der That einluden, befriedigte sich Dercella und ließ ihn die Früchte pflücken, nach welchen die Liebenden sich so sehr sehnen. Unterdessen hatte Eudosia einigermaßen dem Kitzel Genüge gethan, welcher keinen höheren Ursprung kennt, als die Sinnlichkeit. In Besorgniß, ihr Thun möchte belauscht werden, überließ sie den Grafen der Ruhe und durchspähte mit leisen Tritten das ganze Haus. Zuletzt kam sie an das Zimmer der Tochter gerade in dem Augenblicke, wo unter lautem Geräusche neckischer Küsse die Liebenden sich zu neuen Unternehmungen der Lust vorbereiteten. Es erschien ihr auffallend, daß ihre Tochter in so zartem Alter die Keckheit gehabt habe, sich den Umarmungen eines Liebhabers preiszugeben. Doch war sie der Meinung, daß Verirrungen der Liebe alles Mitleid verdienen, und da sie sich auch desselben Vergehens schuldig fühlte, beschloß sie bei sich selbst, die fremden Fehltritte zu übersehen, um ihre eigenen nicht zu entdecken. Dessenungeachtet hätte sie gern in Erfahrung gebracht, wer der Buhle der Tochter sei, um zu sehen, ob sie durch eine würdige Wahl ihren unbesonnenen Entschluß einigermaßen zu Ehren bringe. Kaum aber hatten ihre Augen den Assirdo erblickt, als sie, getäuscht von dem Wahne, es sei ihr Liebhaber, sich ganz den Furien hingab und aussah, als wäre sie von einer Legion boser Geister gepeinigt. Sie zerschlug sich das Gesicht, raufte sich das Haar aus, pochte sich an die Brust und unterließ keine Äußerung, um ihren Unwillen kund zu thun und ihren Schmerz auszudrücken. Endlich erklärte sie unter Schmähungen und Vorwürfen ihre

Leidenschaft und sprach: Treuloser, nachdem du die Mutter genossen hast, kommst du um die Unschuld der Tochter zu beflecken? Warum hat doch Natur und Glück diesen Verruchten, diesen Betrüger so liebenswürdig gebildet? Sind das die Versprechungen, die du kurz zuvor mir gemacht hast? Sollen diese Verräthereien dein Gelübde bekräftigen? O Himmel, deine Bewegung ist unnütz, dein Einfluß ist blind, wenn du nicht deine Blitze schleuderst auf diesen Gottlosen, diesen Verräther, diesen Tempelschänder!

Als Dercella diese Worte der Mutter hörte und sich von Assirdo hintergangen glaubte, erhub sie ein so lautes Geschrei, um ihren Schmerz auszudrücken, daß sie auch Geschöpfen ohne Bewußtsein hätte Mitleid einflößen sollen. Sie sagte: Warum, du Grausamer, die Einfalt, die Unschuld eines Mädchens verrathen? Warum mich mit einem Verrath betrügen, der um so fluchwürdiger ist, je mehr er die Maske der Liebe trug? Wo, wo, du Verruchter, hast du ein so unmenschliches Verfahren gelernt, ein Verfahren, das nicht einmal die Thiere befolgen, welchen von dem Himmel keine Vernunft zu Theil geworden ist? Mutter, verzeih dieser Leidenschaft, die nicht daran dachte, mit ihrem Sinnentaumel das Recht der Natur zu kränken, noch die Freuden derjenigen zu beeinträchtigen, die mir das Dasein gegeben hat.

Sie hätte noch mehr gesprochen, wenn Assirdo, welcher bis daher unbeweglich wie ein Stein geblieben war, sie nicht unterbrochen hätte mit den Worten: Dercella, wer an meiner Treue zweifelt, der kann auch zweifeln, daß er lebe. Ich erkläre mich für den eurigen und erbiete mich, das Zeugniß meiner Rede mit der Ehe zu bekräftigen, gegen welche von meiner Seite keine Verzögerung stattfinden wird, als diejenige, welche aus euerm Willen entspringen kann.

Eudosia's Unwille wuchs bei diesen Worten noch mehr. Sie verdoppelte ihr Schreien und lief hinzu, um mit

ihren Händen dem Verlangen ihrer eigenen Leidenschaft zu genügen. Der Tochter aber ließ die Liebe nicht so viel Geduld, daß sie Assirdo beschimpft sehen konnte, ohne ihn zu vertheidigen. Sie schlug sich ins Mittel, um die Mutter zu beruhigen; da diese aber mit jedem Augenblicke sich mehr ärgerte, war sie nahe daran, einem unsinnigen Entschlusse Raum zu geben, hätte nicht die unvermuthete Ankunft des Grafen sie zurückgehalten und verstummen gemacht. Der Graf hatte einige Zeit ungeduldig auf die Rückkehr der Geliebten geharrt, da er sie aber nicht wieder erscheinen sah, das Zimmer verlassen, um sie zu suchen, nicht ohne Ahnung, diese Verzögerung möchte das Zeichen irgend welches Unfalls sein. Kaum hatte er das Geschrei gehört, welches seinen Verdacht und seine Besorgniß gar sehr bekräftigte, als er plötzlich in das Zimmer eintrat, wo Eudosia mit Kratzen und Beißen ihre Wuth und ihren Unwillen kühlte. Alle waren erstaunt über diese Erscheinung, dem Grafen aber standen die Haare zu Berg bei dem Anblick Assirdo's. Da gewann Eudosia Zeit, ihn zu fragen, wie er in diesem Hause Zutritt gefunden habe. Er antwortete: Auf die Einladung Dercella's.

Das lügst du, antwortete das Mädchen. Kein Mann lebt außer Assirdo, der sich meiner Ehre oder meiner Liebe berühmen könnte.

Diese Lügen, versetzte er, sind aus dem Munde eines Mädchens keine Beleidigung, zumal, da diese Züge euch schuldig erklären.

Bei diesen Worten zog er den Brief hervor und wollte ihn lesen, wurde aber von Assirdo unterbrochen, welcher sprach: Treuloser Freund, mir gehört dieser Brief.

Allerdings, fügte der Graf hinzu; aber da ihr euch geweigert habt, hierher zu kommen, habe ich eure Stelle eingenommen und sie genossen unter dem Versprechen der Ehe.

Sonach, antwortete Assirdo, wird Dercella zwei Männer bekommen, da auch ich sie genossen habe unter demselben Vorwand.

Eudosia merkte, daß sie getäuscht war, während sie täuschte, und da sie nicht wünschte, daß die Veröffentlichung dieser Vorfälle müßigen Kreisen zur Unterhaltung diene, sagte sie zum Grafen und zu Assirdo: Meine Herren, wenn ihr mit ritterlichem Handeln euer gegebenes Eheversprechen aufrecht erhalten wollt, so bin ich bereit zu veranstalten, daß jeder diejenige zur Frau bekomme, die er genossen hat.

Ich, versetzte der Graf, bestätige, was ich versprochen habe, und halte mich dadurch für geehrt.

Dasselbe sagte Assirdo, wiewol beide mit großem Ärger, da sie wußten, daß Dercella doch nur einem angehören könne. Das Wunder hörte aber auf, als Eudosia entdeckte, sie habe den Brief geschrieben und habe sich dem Grafen hingegeben unter der Voraussetzung, es sei Assirdo. Der Graf, da er ja seinen Zweck reich zu werden erreichte, machte keinen Unterschied zwischen Mutter und Tochter und bezeugte sich zufrieden, und so beschlossen sie die Hochzeiten, indem sie mit allgemeiner Heiterkeit zu erkennen gaben, daß sinnliche Liebe, wofern sie nur nicht das rechte Maß überschreitet, stets ein gutes Ziel erreichen wird.

XL. Federico Malipiero.

1641.

123. Die Herzogin von Belprato.

(Accad. incogn. I. 18.)

Anicea, eine Dame von hohem Stande, ward unter vielen Hofdamen von der Herzogin von Belprato zu dem Amte berufen, mit ihrer Milch ihre wunderschöne Tochter zu ernähren. Sie war ganz Eifer und Tugend und flößte im Verlaufe der Zeiten der Infantin Sitten ein, wie sie ihrem hohen Stande und ihren großen Talenten angemessen waren. Dann aber, als sie in dem Unwetter dieser immer sturmbewegten Welt die Gefahren des Schiffbruches erkannte, zog sie sich zurück, um den Rest des Lebens in der heitern Ruhe eines Klosters zuzubringen. Mit der Entfernung dieser Dame ging das Glück der Prinzessin zu Grabe; denn als der Glanz ihrer Gegenwart geschwunden war, blieb der Himmel ihrer Freuden öde, wenn je eine Hölle, wie jener von einer höllischen Furie, wie jene Herzogin, beherrschte Hof, zu einem solchen Bilde, wie zu irgend einem Genusse Veranlassung geben konnte. Die Sprache bietet keine Ausdrücke, welche im Stande wären, die Strenge und das entsetzliche Wesen zu schildern, womit sie diese ihre Tochter quälte. Jeden Tag nahmen ohne allen Anlaß die Vorwürfe und Scheltworte gegen die Unglückliche zu, und wie die Unschuld ihrer Handlungen diese Härte und Rohheit nicht verdiente, so machten auch die Ehrerbietung der wohlerzogenen Tochter und die Geduld, ihr natürliches Wesen,

daß sie jedem Sturme der mütterlichen Wuth mit Bescheidenheit und Unterwürfigkeit widerstand. Nie ward ihr verstattet, das kleine Gemach zu verlassen, in dessen Wänden sie wie lebendig begraben lag und wie die Kuh des Jupiter von hundert Augen der Hofleute und Zofen bewacht ward. — Sie ertrug diese Tyrannei ihrer Mutter wie eine zweite Danae mit solcher Einschränkung, daß sie sich funfzehn Jahre lang für einen Maulwurf halten konnte, der nicht zum Anblick der Sonne gelangt. Ich kann euch nicht topographisch den Riß ihres Zimmers vorlegen; aber es läßt sich genug daraus abnehmen, daß es nur mit einem einzigen kleinen Fensterchen versehen war und zwar so hoch oben, daß es nur zum Eindringen des Lichtes dienen konnte und jeder, der nicht ein Dädalus gewesen wäre, sich außer Standes sah, da hinein zu gelangen. Die Herzogin ließ es überdies noch durch ein ganz enges Eisengitter verwahren, als wäre die Prinzessin eine neue Daphne, die, weil sie sich vor den Zudringlichkeiten Apollo's geschützt hatte, auf den Glanz der blonden Locken des Sonnengottes immerdar verzichten müßte. Hier ward sie genährt von der Milch Anicea's, wuchs auf in ihren Armen und lernte die Tugend, welche ihr der Verstand jener Frau einflößte. Sie konnte sich wol rühmen, ihrem Stande angemessen erzogen zu sein, denn ihre Weisheit unterrichtete sie so weit, daß sie ohne zu erröthen mit jeder ihres Gleichen verhandeln konnte, ungeachtet sie nie an Höfen aufgetreten war und nie Gelegenheit gehabt hatte, von Staatsangelegenheiten zu reden oder sie zu betreiben; wogegen andere ihres Gleichen in ihrer Kindheit schon darin geübt werden, woraus die bewundernswürdigen Königinnen und Fürstinnen entstehen, die das Frauengeschlecht als tauglich zur Führung der Scepter darstellen. Kurz, die Amme, welche auf dem stürmischen Meere der unerträglichen Strenge der Herzogin umhergeworfen ward, eilte wie ein guter Steuermann nach dem Hafen ihrer Ruhe; dort verließ sie die

Prinzessin und lenkte das Vordertheil ihres Schiffes nach ihrem Willen, die Prinzessin aber blieb in dem Gedränge jenes Engpasses, ergriffen von einer Schwermuth, die nicht zu beschreiben ist. Sie bemeisterte sich jeden Tag mehr ihres ganzen Wesens, zumal da die Herzogin, statt sie zu trösten, sie über diesen Kummer heftig tadelte, ihn als Schwäche hinstellte, sie schwachherzig schalt und ihr Beiwörter gab, wie Mädchen, das unwürdig ist, als Tochter eines so heldenmüthigen Fürsten geboren zu sein, wie ihr großer Vater war; wenn sie nicht mit kaiserlicher Hochherzigkeit im Stande sei, sich unbesiegbar darzustellen von den Schlägen des Unglücks, und sich nur zur Trauer fähig zeige, so sei dies das augenfälligste Zeichen eines gemeinen Herzens. Wehe, solche Scheltworte waren die Parzen, bereit, den Faden ihres Lebens abzuschneiden. Sie sah sich in den Armen der Leiden noch unterdrückt von der Härte der Mutter, die den Kindern Honig und Wermuth ist; ihr war es ein fortwährender Zuwachs ihrer Qual. Alle Tage faßte die Schmermuth festeren Fuß in ihrem Gemüth; ein Bollwerk dagegen war in ihren Leiden fast unmöglich, wie das eine natürliche Schwäche solcher menschlichen Lage ist. Dann ward dieses ihr Leiden um so bösartiger und herrischer, je weniger sie bei ihrer Einsamkeit und Abgeschiedenheit ihre Schmerzen jemanden mittheilen konnte und je weniger ihr die Hoffnung blieb, von jemanden getröstet zu werden. So ging es also mit ihrem im Herzen verborgenen Kummer wie mit dem Schießpulver, das, je verschlossener es ist, um so heftigere Ausbrüche veranlaßt. So ging ihr am Ende der Geschmack an Allem verloren, häßlich wurden alle Reize, wie solche ja nie ganz von einer Jungfrau entfernt sind, wenn sie auch nicht ganz schön heißen kann. Sie legte sich zu Bette und war von einem tödtlichen Fieber befallen. Jezt begann die Herzogin ihre Mutter zu bereuen, daß sie sie so schlimm behandelt hatte, nicht etwa, weil sie für den Gegenstand ihrer Mishandlung

Mitleid fühlte darüber, daß sie ihr zu streng gewesen wäre, denn ihre immer wilde, schreckliche Natur wußte Sitten und Wesen nicht zu ändern, sondern weil die Kunde von ihrem Jammer sich in der Stadt verbreitete, die großen Senatoren und Patricier sich laut misliebig äußerten gegen die Härte der Herzogin und weil der geflügelte Ruf den Weg unter das Volk gefunden hatte, welches in nichts Mäßigung besitzt, wodurch denn der Pöbel veranlaßt ward in aufrührerischer Weise offen davon zu reden, man werde die Mutter für ihre Verbrechen bestrafen. Sie ließ sie daher alsbald in eines der reichsten und wohlausgerüstetsten Zimmer des Palastes in einem prunkvollen Bette tragen und dort von allen Ärzten der Stadt und so viele sie sonst von auswärts haben konnte, behandeln, um sich wieder beim Volke in Gunst zu setzen. Diese Änderung des Aufenthaltsorts war ein wirksames Heilmittel für das Gemüth der kranken Infantin, denn nicht nur die Schönheiten, welche die Strahlen der Sonne beleuchteten, sondern auch allerlei anmuthige Gespräche, die sie mit einigen Hoffrauen führte, dienten ihr zu wesentlicher Erleichterung, wenn gleich die Reden der Frauen, welche sie besuchten, sich auf einen so engen Kreis beschränkten, daß kaum das mit der Zunge zum Abschluß gebracht werden konnte, was das Herz im Sinne hatte, denn die Herzogin beobachtete jede Geberde, kam manchmal ins Zimmer und verbitterte wie Galle mit ihren barschen Worten alle Süßigkeit, die ihre Tochter von andern, die ihr Unglück bemitleideten, empfangen hatte. Sie war so abgemagert, daß sie einem Todtenbilde glich. Deshalb wandten die Ärzte mit allem Fleiße Mittel gegen das melancholische Temperament an und versicherten der Mutter selbst, die Seelenkrankheiten werden nur geheilt durch Erheiterung des Gemüthes; sie halten es daher für weit besser, ihr jedes Vergnügen zu verschaffen, als daß sie sie mit Arzneien quälen. Die Herzogin versprach den Gesundheitsräthen der Dahin-

ſiechenden, ſie wolle ſich ihr voll Zuneigung zeigen. Aber manchmal trat ſie allein zu ihrem Bette und nannte ſie beißend mit ihrem lieben Scheltnamen, ſodaß in einem Augenblick alle Fortſchritte der Geſundheit wieder verloren gingen, die ſie durch die Geſpräche mit ihren Freundinnen gemacht hatte. Das Übel griff wie Feuer, worein Öl gegoſſen wird, täglich gewaltiger um ſich. Die Ärzte verzweifelten an ihren Umſtänden und riethen, um das lepte Mittel zu verſuchen, durch angenehme Muſik und Geſang auf die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit hinzuwirken. Die Herzogin ergriff dieſe Auskunft, mehr, um ſich gegen das Murren der Leute zu verwahren, als aus Freude über die Ausführung, denn ſie wußte, daß man, um Muſik zu machen, Männer zulaſſen mußte. Ihr, die von dieſer Juno wie eine neue Jo bewacht ward, wiewol ſie nur noch aus Haut und Knochen beſtand, wurde kaum dieſe Art von Heilung geſtattet. Durch Einladungsſchreiben, welche nach allen Seiten des Staates ausgingen, ward eine Vereinigung der geachtetſten und ausgezeichnetſten Muſiker vielleicht unſeres ganzen Jahrhunderts zuſammengebracht. Ihr Bette war von einer weißen ſeidenen Hülle dergeſtalt umgeben, daß ſie, ohne von jemanden geſehen zu werden, alle Gegenſtände ins Auge faſſen konnte, die ſie mit Geſang umgaben. Tauſend Inſtrumente, wenn man den Ausdruck erlauben will, machten die lieblichſte Muſik. Nicht nur die lieblichſten Schwäne, ſondern zugleich lockende Sirenen ſtrengten ihre Kehlen an. Die bald epiſche bald lyriſche Muſik ſuchte die Art und Weiſe, wie ihre Kräfte gehoben werden konnten. Aber wer weiß nicht, daß dieſe Art von Unterhaltung freudig iſt bei den Heitern und traurig bei den Schwermüthigen. Alle die koſtbarſten Stimmen waren ihr zuwider, und alle, wenn auch noch ſo harmoniſchen Töne verurſachten ihr bittern Überdruß, und wenn nicht zu ihrem Glücke der feinſte und gebildetſte Schüler Apolls, als die andern ſchwiegen, in jener

Nacht noch zur Guitarre eine Barcelette gesungen hätte, so wäre sie trotz alledem gestorben, während sie (ein Wunder Amors!) trotz ihrer Wunde neu auflebte und ihre entschwundene Gesundheit wieder erlangte. Dieser schneeweiße Schwan (denn diesen Beinamen muß ich ihm geben, da man in der Reinheit seines Glaubens das Bild seines spiegelglatten Herzens erblickte) war der Sohn des Markgrafen von Monteingemmato ihres Vasallen, der mit solcher Kraft gewisse kurz abgestoßene Verschen auszudrücken verstand, daß er mit offener Gewalt die Macht des Todes zurückdrängen und die Seele, die schon auf den Lippen der Prinzessin schwebte, in ihren inneren Sitz zurückschicken konnte, wo die erstarrten Glieder dann von neuem an dem Lebensfeuer Theil nahmen, das sich nach allen Seiten verbreitete und allen Theilen des Leibes wieder ihre dahinschwindenden Kräfte verlieh. Ich darf nicht die Beschaffenheit dieses Heilmittels verschweigen, das ihr, ich kann wol sagen, das Leben schenkte, denn ich würde allzu sehr das Wunderbare des Vorfalls geringschätzen, wenn ich aus Trägheit es in der Seele dieser Feder begraben sein ließe. Der bescheidene Apollo ergriff die Guitarre und seine Finger machten einige Läufe auf den Saiten mit solcher Anmuth, daß es ihr wie Nektar und Ambrosia vorkam, wodurch ihr von allen zuvor beschriebenen Leiden ganz verbittertes Gemüth wieder süße Lippen bekam. Seine Hand machte viele Läufe auf dem Instrumente und daneben, als wollte er der Fieberkranken völlige Genesung verschaffen, entsandte er, wie wenn das Archiv der Musen sich öffnete oder eine Balsambüchse aufbrechend ihre Düfte ausströmte, klangvolle Töne als Gegengift für das, was ihr am Leben zehrte. Die liebeglühenden Verse wurden von einer so holden Melodie begleitet, daß, wenn ihr Herz von Marmor gewesen wäre und von Sandstein, es nothwendig hätte aufthauen müssen. Dieser für ihre Gesundheit so heilsame Gesang gereichte ihr zur innigsten Befriedigung und ihrem Leiden zur

Abhilfe. Sie verſchloß ihre Ohren nicht mit Wachs, wie Ulyſſes that, ſondern nahm die Lockungen der Sirene begierig auf, welche, wenn ihre Unterhaltung einſchläfernd wirkte, damit nur zu ihrem Glück und ihrem Wohle beitrug. Auf einmal fühlte ſie ſich emporgehoben aus der ſchwermüthigen Stimmung und wie die Erde, die verhärtet und verharſcht iſt durch die Rauheit einer eiſigen Witterung, in den warmen Strahlen einer Frühlingsſonne fruchtbar ihren Schooß öffnet und Kräuter und Blumen zeugt, ſo ward auch ihre im Leiden verſteinerte Seele beim Ton der Liebesſüßigkeit ganz getränkt von dem Nektar dieſer theuern Erinnerungen und fähig einer ehrbaren Liebe. Wie der Mond hinter einem Wölkchen verſteckt, ſchaute ſie in ihren ſchneeweißen Schleier gehüllt ungeſehen auf den Glanz des ſchneeweißen Schwans, der, wie ohne allen Gedanken an ihre Perſon die Verſe geſungen hatte, um Gelegenheit zu finden, ſie zu tröſten. Amor iſt ein Wunderthäter! Alsbald drang er wie Stahl auf den Magnet darauf los, ſodaß nie mehr von den Blättern ſeiner Gedanken die Züge ihrer Holdſeligkeit zu verwiſchen waren. So malte ſein Wille in ſeiner Phantaſie das Bild jenes Geſichtes, ſodaß weder Entfernung, die doch ſonſt das Vergeſſen der Liebe zu ſein pflegt, noch die Zeit, welche alle Dinge zerſtört, als Widerſpruch gegen jenes Gedächtniß dienen konnten, das ſie in höchſter und beharrlicher Treue dem Markgrafen, ihrem Herrn widmete. Hierin finde ich die Anſichten derer keineswegs beſtätigt, welche dem Amor den Namen eines Grauſamen beilegen oder als die Quelle peinvoller Leiden darſtellen, denn ſobald ſie all ihre Gedanken ihrem Theuern überantwortete, ward ſie emporgehoben aus dem Dunſte der Schwermuth, ihr Geiſt fühlte ſich ſtärker, muthiger, ſie hoffte eines Tages mit dem Beiſtande ihres höchſten Gutes Schutz zu finden gegen die Strenge ihrer Mutter und mit größerer Standhaftigkeit und geringerer Betrübniß fügte ſie ſich darein, ihre härteſten Worte zu ertragen.

Die für sie so glückbringende Zeit der Abendunterhaltung war nun vorüber, die Sänger verließen ihr Gemach, die Schleierwolke um ihr Bett her schwand, alle Damen des Hofes kamen herbei, sie zu trösten, und da sie sie so plötzlich wieder emporgekommen sahen, waren sie ganz erstaunt, nicht weniger, als die Herzogin ihre Mutter selbst, welche nicht umhin konnte, ihrer Tochter ihre größte Befriedigung zu bezeugen. Sie fühlte indessen im Innersten das einmal angefachte Liebesfeuer merklich sich ausbreiten, sie kam sich vor wie ein Salamander, der sich in den Flammen nährt; vielleicht kam nur von den Gluten dieses Brandes, der so schwer zu verbergen ist, jener Mennig und Zinober, der ihre Wangen färbte und sie schön und der Genesung zuschreitend aussehen machte. Ihr noch nie an Liebesregungen gewöhntes Gemüth fühlte süß ein Bild sich einprägen, das nie wieder verlöscht wurde. Ganz beschäftigt in ihrem Geiste mit der Betrachtung ihres Gebieters, ging ihr Geschmack voll Liebe in solche Gedanken ein, und sie merkte in kurzem, daß Amor eine sehr große Gewalt besitzt über unsere Neigungen, denn kaum war er geboren in ihrem Herzen, so triumphirte er schon stolz und siegreich. Bei dieser fühlbaren Besserung beschlossen die Ärzte, man solle mit den Heilmitteln der Worte fortfahren, nämlich mit den Unterhaltungen der Musik, und alle andern Kräfte, die der Kräuter und Steine beiseit lassen. Oftmals ward ihr vergönnt, die Stimme ihres holdseligen Schwanes zu hören, oft schmachtete sie bei seinem Anblick darnach, ihn wie eine andere Leda in ihrem Schooße zu hegen. So ward sie mit Ambrosia gespeist im ganzen rauhen Verlaufe einer eisigen Jahreszeit. Als die Malerin der Wiesen anfing auf den Fluren und auf den Bergen die grünen Geburten ihrer fruchtbaren Natur zu bilden, setzten die Ärzte in ihrem Rathe fest, um sie vollends zu ihrem früheren Wohlbefinden zurückzuführen, müsse man sie aus der Residenz hinweg nach irgend einem

unterhaltenden Landgute bringen. Welche mildere Luft, welche anmuthigere Zerſtreuung, welche blumendurchwirktere Gärten konnte es geben in unſerem Herzogthum Pratofiorito, als die von Monteingemmato? In ihnen entfaltet prunkender, als in den Gärten der Phäaken, lieblicher, als in den Wäldern von Saba, die Natur ihre wunderbaren Reize. Ebendahin ward von den höchſten Damen des Hofes, der alten Fürſtin von Roccapolita und der Gräfin von Mirabello die verliebte Geneſende geführt und ſehr gut bewacht, was ihnen die Herzogin ſtreng anbefohlen hatte. In den Paläſten alſo des alten Markgrafen von Monteingemmato ihres Vaſallen wurde die Prinzeſſin empfangen mit all dem rückſichtsvollen Glanze, wie er von dem Edelmuth eines großen Fürſten ausgehen kann. Ob ſie in ihrem Herzen jubelte, als ſie hineintrat, möge der beurtheilen, der nach langem Streben nach unmöglichen Dingen am Ende unerwartet ſie erhält. Der junge Markgraf, der Sohn des alten, ging mit ihr um wie eine einfältige Taube und merkte anfangs nicht, daß ſie ihm ihr Herz geweiht hatte. Der Unglückliche hörte nicht auf, um ſie zu ſteigern, Verſe und Muſik zu machen und ihr alle die Freuden zu verſchaffen, die er für fähig hielt, ſie vollkommen geſund zu machen. So oft er auch mit ihr umging und ſprach, er war wie ein Stück Schnee und Eis, das heißt ohne alle Liebesglut im Buſen, wogegen ſie, die nach ihm ſchmachtete, grade wie ein Veſuv und ein Ätna war, nämlich ihre Bruſt war ganz ausgebrannt von Flammen, weshalb jeder ſeiner unſchuldigen Blicke in ihrem Herzen eine grauſame Wunde veranlaßte; und dieſe Wunde war um ſo ſchmerzlicher, als ſie ſich nicht gegen ihn ausſprechen konnte, ja, ſie drohte zur tödtlichen zu werden. Einen ganzen Monat ſchmachtete ſie ſo in ihrer Pein, denn ihre Wächterinnen ließen ſie auch nicht einen Augenblick allein, ſodaß ſie ihren Liebſten über ihre Neigung hätte ins Klare ſetzen können. Die Zeit aber, die alle Dinge

großmüthig zu einem Ziele führt, gewährte ihr endlich die Gunst, daß sie sich ein einziges Mal mit dem Markgrafen allein befand und ihm ihre Liebespein ausdrücken konnte. Die Treuherzigkeit des Herrn hatte ihre Hüterinnen so sicher gemacht, daß eines Abends, beim Aufgehen des schönsten Sternes, der seine Genossen einlädt, die Gefilde der Erde zu beschauen, der Markgraf im Garten stund um ein Geländer mit Rosen zu betrachten, denn es war am Ende Aprils, der Mai regte sich schon; da sah er unvermuthet in ihr Gesicht, und eben glühte ihr Gesicht, das das Feuer nicht bergen konnte, das in ihrem Innern brannte und flammte von der Brunst der Liebe. Der unschuldige Herr, sei es daß er diese ihre Veränderung bemerkte, oder daß ein für sie glücklicher Stern in diesem Augenblick in seine Gedanken ein Liebesverlangen flößte, schaute sie an und sprach zärtlich seufzend zu ihr: Mein Fräulein, ihr seid so weit in eurer Gesundheit wiederhergestellt, daß eure Wangen wie vom Feuer bemalt aussehen.

Sie ergriff sogleich die Gelegenheit und antwortete: Ein Angesicht, dem die Strahlen der Sonne entgegentreten, kann nicht anders als schön aussehen.

Er entgegnete: Und welche Sonne kann jetzt mit ihren Strahlen euch gegenübertreten? Haben doch schon die Schatten die ganze Welt umnachtet.

Da seufzte sie tief auf, blieb wenig stumm und ohne Antwort und verwandelte die Rosen der Wangen in Lilien. Ihre Lippen wurden blaß und sie fühlte eiskalten Schweiß über ihre Stirne rinnen. Der Markgraf bemerkte diese Veränderungen und da er sich im Augenblicke von dem gleichen Pfeile verwundet fühlte, von welchem sie getroffen war, antwortete er also: Ach, Fräulein, welche Wunder der Natur entdecke ich in euch?

Sie hätte länger gezögert, ihm ihre Liebe zu offenbaren, aber die Besorgniß, die Alten möchten wieder dazukommen, brachten sie in die unabweisliche Noth-

wendigkeit, daß sie sich, als heftig in ihn verliebt darstellte, mit der Absicht, ihn zum Gemahl zu nehmen und aus einem Vasallen den Gebieter ihres Herzens und zum Herrscher über das Herzogthum zu machen. Sie reichte ihm als Geschenk ein Herz von Diamanten, das sie als Zierrat am Halse trug, und versprach ihm, sie werde keinen anderen zum Manne nehmen, als ihn. Die Nachricht von der Wiedergewinnung der Gesundheit der Infantin flog zu der Herzogin ihrer Mutter und veranlaßte sie, mit dem ganzen Hofe herzukommen und sie abzuholen, als wäre sie eine fette Beute der Größe der Residenz und müsse dem Tempel der Hoffnungen des Thrones geweiht werden. Nun sah sie ein, wie kostbar ihr früheres Misgeschick gewesen war. Sie beseufzte nun den Verlust dessen, was ihr unerträglicher Trübsinn geschienen hatte, denn sich der Sonne entziehen, welche die Freude ihrer Seele befruchtete, ward ihr unmöglich und hart. Um jedoch mit der Verstellung die Liebe zu bedecken, welche die Dichter als blind ausgeben, damit sie von den Neigungen der Liebenden bekleidet würde, folgte sie den Spuren der Herzogin Mutter. Sie verließen Monteingemmato, alle von tausend werthvollen Gunstbezeugungen erfüllt, sie aber mehr als alle andere mit dem Herzen gefesselt durch die Juwelenkette der sehnsüchtigsten Wünsche, und der alte Markgraf begleitete sie mit seinem jungen Sohne und etwa zweihundert Rittern. Die beiden ritten zu beiden Seiten des Wagens, in welchem Mutter und Tochter saßen. Der Alte rechts sprach mit der Herzogin, der Junge links brachte kein Wort heraus, bot aber der Prinzessin schweigend seine Huldigung dar, obwol sie sich auch mit Augen und Winken, der Schifferschrift der Liebenden, in stummem Gespräche verständlich unterhielten. Mit großem Glücke machten sie die Reise, als die Herzogin, ungefähr in der Mitte ihres Weges, ungeduldig über die Freude der Tochter, um von neuem ihre Ruhe zu

stören, das Gespräch des Markgrafen aufgab und in bündigen Worten also zu ihr sprach: Meine Tochter, ich bin eure Mutter. Meine Worte müssen euch Gesetz sein. Auch ich habe gehorchen gelernt lange vor euch, als ich unter der Pflege der Frau Herzogin von Tertullione lebte. Ich habe euch einen Gemahl erkoren. Er ist Herzog. Er ist eures Gleichen. Es ist der Sohn des Herzogs von Pietrasanta und kann sich an Abstammung und Jugend euch gleichstellen.

Wehe, diese Worte waren wie Eisenspitzen, die sie mit einem Streiche den beiden unglücklichen Liebenden ins Herz stieß. Die Infantin erblaßte. Der Markgraf erblaßte gleichfalls von Schmerz, als er diese Worte laut aussprechen hörte. In tausend Zweifel verwickelt, von tausend wogenden Gedanken niedergeschlagen, ließ sie die Fürstin eine Weile ohne Antwort, damit die Vernunft die Heftigkeit der Wuth zügele, zumal da sie sich an einer Stelle befand, wo ihre Bescheidenheit ihr eine entschlossene Ablehnung nicht erlaubte. Sie stellte sich daher, als ob sie sich den Wünschen ihrer Mutter füge, doch mit Ausdrücken, welche ihr Wort keinem Andern verpfändeten, als dem, dem sie es schon früherhin gegeben hatte. Daher schnitt sie auf der ganzen Reise in dem stürmischen Meere der Strenge ihrer Mutter, welche sie immer nöthigen wollte, ihr eine entscheidende Antwort zu geben, wie ein vorsichtiger Steuermann ihr ganz sachte das Fahrwasser ab und wich einer geraden Antwort aus. Als sie in den Palast kamen, wurden auch die Herren Markgrafen eingeführt und behandelt, wie die von ihnen erfahrene Gunst es verdiente. Dies war die schätzbare Zeit, welche dem verliebten Fräulein die Gelegenheit bot, die Flucht anzuordnen, die für sie so glücklich und heilbringend ward; denn da die Herzogin immer heftiger auf die Hochzeit drängte, beschloß sie, ihrem vertrautesten Edelknaben Viglino ihr ganzes Liebesverhältniß zu dem Markgrafen zu eröffnen, und beschloß weiter, durch seine

Vermittelung und Hilfe die Mutter und das Schloß zu verlaſſen und ſich ihrem Gemahl zu übergeben. Viglino war der Liebhaber einer Zofe Namens Cornelia, und um dem Markgrafen und ihr gefällig zu ſein, welche ſeine Gebieterin war, erſann er die ſchönſte Liſt und brachte ſie hinaus aus dieſem kretiſchen Labyrinthe. Er wies den Markgrafen an, ſich heimlich aus der Stadt zu entfernen und in den Hafen eine Felucke zu beſtellen nach Novage. Dann ſtellte er ſich, als ſei vor der Stadt draußen eine Hochzeit, und begab ſich unter dieſem Vorwande zu Cornelia ſeiner Geliebten. Von ihr ließ er ſich eines ihrer Kleider leihen und einen ihrer Mäntel, begab ſich damit ſogleich in das Zimmer der Prinzeſſin und bekleidete ſie damit, während er ſelbſt ſich in ihre prachtvollſten Gewänder hüllte. Er ließ ſie alle ihre Juwelen und ihre koſtbarſten Goldſachen zu ſich nehmen und ſo verkleidet ſtiegen ſie beide die Stufen des Palaſtes hinab. Beim Hinausgehen fragte der Thürſteher, wer ſie ſeien; da nahm der liſtige Edelknabe den Mantel ab, welcher ihn bedeckte, und ſagte: Ich bin Viglino und dies iſt Cornelia meine Geliebte. Wir wollen uns beide zu einem nächtlichen Feſte begeben.

Dieſe ſcharfſinnige Liſt täuſchte die Wächter, und die Nacht, die Mutter verſtohlener Liebeshändel, bot ihnen freigebig ihre Schatten zur Sicherheit. In derſelben Weiſe nun, wie ſie die Palaſtwächter mit dem Zauber der Klugheit getäuſcht hatten, bethörten ſie auch die Hüter des Stadtthors, denn dem allen bekannten Viglino ward ganz leicht geöffnet und das Unternehmen ermöglicht. Als ſie nun draußen waren, gelangten ſie an den Hafen, wo die Barke des Markgrafen bereit ſtund, ihren Ehebund aufzunehmen. Möge niemand aus dieſem Weggehen einen nachtheiligen Argwohn hegen gegen die Prinzeſſin, daß ſie die Verbindung mit einem Herzog verachtend, eine ſolche mit einem Markgrafen einging. Ich übergehe zu ihrer Entſchuldigung die Bemerkung, daß die Liebe

die allgemeinste Entschuldigung ist für alle Fehltritte; vielmehr spende ich ihr Lob für diesen Entschluß, der übereilt schien und doch sehr vernünftig war, um sich der Ehe mit dem Sohne des Herzogs von Pietrasanta zu entziehen, dessen Handlungen die Bezeichnung als schmachvolle verdienten. Dieser, ihr von der Herzogin bestimmte Gemahl hatte Laster anererbt, war darin aufgezogen und herangewachsen. Nie wollte er ein ritterliches Bild kennen. Keine edle und große Kunst war jemals seine Freundin. Er verachtete immer die Worte der Vornehmheit und des Edeln. Hohe und erhabene Dinge verursachten ihm nichts als Überdruß. Die Natur, welche ihn mit einer gemeinen Seele begabte, preßte ihm den Stempel ihrer Mühe auch noch auf in Zügen eines misgestalten Anblicks. Er pflegte sich bäurisch zu kleiden. Sein Herz war um so stolzer, je gemeiner seine Kräfte waren; sein Gemüth ist um so tyrannischer, je roher sein Geist. Seine Seele war überzogen mit habsüchtigen Begierden. Alle seine Handlungen sind gemein und von ihm konnte man mit dem Dichter sagen:

Im Handeln roh, im Sitten noch gemeiner;
In Lastern war er einzig, glich ihm keiner.

Solcher Fürstenbrut vermählen sich Fräulein, welchen der Ehrgeiz höher steht, als Tugend und Artigkeit. Die Ehe ist nicht ein Kleid, das man entlehnt und dann zurückgeben kann. Sie ist ein Knoten, den keine andere Sichel durchschneidet, als die des Todes. Die Prinzessin liebte mehr den Stand eines tugendhaften und artigen Markgrafen, als den eines gemeinen und sittenlosen Herzogs. Am Ende heirathete sie aber doch auch keinen Plebejer, wie jene römische Matrone Julia, welche ganz Rom zur Unzufriedenheit Anlaß gab, weil sie einen gemeinen Menschen zur Ehe genommen hatte. Diese that es aus Freude, die Prinzessin aus Nothwendigkeit. Die eine verehelichte sich mit einer unschicklichen Person, die andere mit einer durch Geburt und Verdienst würdigen. Wenn nur das

Blut adelig iſt, ſo kenne ich für die Großen kein Geſetz, das ihnen vorſchriebe, die Standes- und Rangſtufen genau abzuwägen. Ein einziger Karat Tugend vermag die Wagſchale des Verdienſtes zum Sinken zu bringen. Der Markgraf, welcher mit der Zeit Herzog wurde, verdiente ſie, weil er die Eigenſchaften beſaß, wornach ſie ſtrebte, um eine glückliche Herzogin zu werden. Um nun zum Faden der Reiſen der Liebenden zurückzukehren, ſo ſegelten ſie mit günſtigem Winde über die Gefilde des Meeres hin, indem der Magnet nach den liguriſchen Steppen gerichtet war; denn als Ziel ihrer Reiſe hatten ſie ſich geſetzt, ſich nach Novage zurückzuziehen und ſich im Hauſe der Frau Muhme der Infantin zu verbergen, bis die Parzen, den Lebensfaden der Herzogin abſchneidend oder auf andere Weiſe ihrem Unglücke ein Ziel geſetzt hätten. Aber was kann es unter den unbeſtändigen Dingen dieſes ſterblichen Lebens unbeſtändigeres geben, als Seereiſen? Nicht nur Himmel und Witterung iſt meiſtentheils bereit, die Schiffer den Pol verlieren zu machen, ſondern auch Mörder und Seeräuber ſind bei der Hand, um die Errungenſchaften und Schätze der armen Kaufleute zu rauben. Während die Felucke gegen den von ihnen erſehnten Hafen losſteuerte, wurde plötzlich, wie von ſechs Geiern, das Fahrzeug von ſechs wohlausgerüſteten Galeotten der Barbarei weggenommen, welche es ohne Barmherzigkeit umſchloſſen und ſie von unſerem Boote auf die Galeotte des Oberbefehlshabers dieſer Seeräuber treten ließen. Die Seeleute wurden feſt in Eiſenſtöcke gelegt und der Markgraf, die Prinzeſſin und Viglino vor den barbariſchen Häuptling geführt, welcher auf allerlei liſtige Weiſe aus ihnen herauszubringen ſuchte, wer ſie ſeien. Gott aber, der die Unſchuld am rechten Orte nicht verläßt, gab ihnen ein, daß ſie ſich als Kinder von napolitaniſchen Kaufleuten darſtellten, welche nach Ligurien reiſen wegen eines großen ihrem Vater begegneten Unfalls. Auch verleugneten die Seeleute ſelbſt, weil ſie Franzoſen waren

und sie nie gesehen hatten, die wahre Eigenschaft der Personen, denn der Markgraf hatte im Hafen zu ihrer Reise die Felucke gewählt, welche eben erst auf der Vorüberreise angekommen war. Triumphirend segelten die grausamen Tyrannen, obwol sie die neuen Sklaven sehr gut behandelten, nach ihren Häusern zu, welche auf dem Gipfel eines steilen, abschüssigen Felsen errichtet waren. Hier landeten die Galeotten und die Gefangenen wurden auf die Höhe jenes Kegels geführt, denn hoch oben war das Land fruchtbar an Kräutern und voll Getraides. Die Prinzessin ward aller ihrer Schätze beraubt und ebenso der Markgraf des wenigen Geldes, das er mitgenommen hatte. Sie wurden von Ormuse (so hieß der ungläubige Häuptling) seiner christlichen Gemahlin Ezzara übergeben und da Ormuse geahnt hatte, daß bald eine Flotte durch diese Meere kommen werde, ließ er unsere Schätze und uns*) bei seiner Gattin, verstärkte am andern Morgen seine Galeotten mit den Seeleuten der Felucke und entfernte sich in das Meer, denn er hatte Verlangen nach jener Beute. Ezzara war ebenso freundlich als höflich, als Ormuse ihr Mann unmenschlich und grausam. Sie verfiel bald auf die Beurtheilung der Verhältnisse ihrer neuen Sklaven, tröstete sie mit der zärtlichsten Zuneigung und behandelte sie an ihrem Hofe ganz würdig. Sie erzählte ihnen, daß Ormuse früher Christ gewesen und aus der Lombardei stamme, er sei aber vom wahren Glauben abgefallen und im türkischen Reiche zu den höchsten Würden erhoben worden. Inmittelst sei er zu großem Reichthum gelangt, aber durch Neid oder Verleumdung zur Enthauptung verurtheilt worden. Daher entwich er mit seinen Freunden und seinen Schätzen seinem Herrn mit diesen sechs Galeotten, kreuze nun auf dem Meere und lebe von Beute und Raub. Gleich beim Beginn seiner Seezüge landete er

*) Hier scheint auf einmal das Heldenpaar selbst zu berichten.

unversehens an den Ufern von Apulien und machte große Beute an Gold und Leuten. Unter tausend Jungfrauen, die er geraubt hatte, gefiel ihm Ezzara am meisten, sodaß er sich in sie verliebte und ihr mit Gewalt ihren Jungfernkranz entriß. Fortan hielt er sie in großen Ehren als seine Gemahlin, die andern verkaufte er in das Serail des Großherrn, ein Schicksal, das sie auch der Prinzessin als sicher prophezeite, wofern nicht Gott sie aus seinen Händen nähme. Der pfiffige Viglino nahm immer aufmerksam an ihren Unterhaltungen Theil. Da er nun den Weg so gut gebahnt sah, fragte er Ezzara, was sie beabsichtige, ob bei dem Tyrannen zu bleiben, von dessen Grausamkeit sie einst nichts als den Tod erwarten dürfe, oder ob sie wünsche, unter gerechte Fürsten zurückzukehren, wo das Leben angenehm verstreicht. Sie antwortete seufzend: Ich würde von diesen Felsen entfliehen, aber der Tod wäre mir gewiß und ich könnte nicht daran denken, mich in einen Hafen zu flüchten, ohne sicher zu sein, daß mein Mann mich wieder auffinge.

Für Alles, antwortete Viglino, gibt es ein Mittel. Sagt mir, habt ihr ein Fahrzeug hier, das im Stande wäre, uns auf dem Meere zu führen?

Ja, antwortete Ezzara. Eine gute Galeotte ist immer ausgerüstet zum Zwecke der Unterhaltung Ormuse's und seiner Freunde, wenn sie sich hier aufhalten.

Das ist gut für uns, antwortete Viglino. Und wer hat die Obhut über dieses Schiff?

Ach, fügte Ezzara bei, ein Kapitän führt es an, welcher der schändlichste ist unter den Grausamen.

Nun, antwortete Viglino, wenn er gottlos ist, muß er auch habgierig sein, denn diese beiden Laster haften aneinander wie Bernstein und Stroh.

Sehr habgierig, entgegnete die Apulierin; ja, ich muß dir weiter sagen, es ist vielleicht noch nicht ein Monat, seit er Ormusen keck geantwortet hat und deshalb in

seiner Gunst so gesunken ist, daß ich sicher bin, er wird bei seiner Rückkehr sein Amt verlieren.

Als Viglino dies alles vernommen hatte, nahm er Gold und Silber, und da er von Natur sehr einschmeichelnd und listig war, sagte er: Ich verspreche euch, in wenigen Stunden will ich diesen Burschen herumbringen. Ein Eselein mit Gold beladen vermag die stärkste Felsenfeste zu besiegen.

Nach diesen Worten ging er hinab an das Meer und Gott, der mit ihrem Unglück Erbarmen hatte, machte, daß Viglino sich mit dem Kapitän verständigte. Indem er ihm verschwenderisch Geld gab, bekam er ihn in seine Gewalt und sie verabredeten beide, Ezzara, die Fürstin und den Markgrafen aufzunehmen. Um die Sache zu bemänteln, gaben sie gegen die Galeotten vor, die Königin wolle zu ihrem Vergnügen auf das Schiff steigen. Die Matrosen wurden betrunken gemacht und die ganze Nacht luden der Kapitän, Viglino und der Markgraf die kostbarsten Gegenstände auf das Schiff. Als die Morgenröthe anbrach, bestiegen alle dasselbe voll Freude und der Kapitän richtete die Segel gegen die Meere Liguriens. Das Schiff durchfurchte die Salzflut, aber plötzlich zeigten sich ihnen etwa funfzehn Segel; es waren lauter Galeen, aufs Trefflichste ausgerüstet. Diese hielten sie für Seeräuber und machten sie in kurzem zu Gefangenen. Zu ihrer Freude erkannten sie aber die christlichen Feldzeichen und stellten sich dem Führer der Flotte vor, welcher in Purpur gekleidet eine wahre und übermächtige Herrschaft über das Meer kund that. Als er aus einem Verhör die Wahrheit über ihre Verhältnisse vernommen hatte, empfing er sie so freundlich, daß ich es auf diesen Blättern nicht beschreiben kann. Der Kapitän der Galeotte, welcher ein Türke war, wurde Christ. Die Sklaven bekamen die Freiheit und der Markgraf nebst den andern ward gehalten, als wären es seine Kinder. Ezzara, eine apulische Prinzessin, ward mit ihren Schätzen ihrem Vaterlande zurückgegeben.

Die bei ihrem Glauben beharrenden Türken wurden enthauptet und die Prinzessin mit dem Markgrafen und Viglino ihrem Verlangen gemäß mit aller ihrer Habe auf drei Galeen nach der Hauptstadt Zianeve gebracht, der Heimat jener hochedlen Herren, welche ihnen die Freiheit geschenkt hatten. Als sie dort anlangten, sahen sie unbeschreibliche Wunder. Eine Stadt im Wasser und sie sank nicht, eine Residenz im Meere und es verschlang sie nicht. Die Paläste, zu deren Erbauung ganze Berge geschleift werden mußten, finden ihre Grundlagen in den Wellen. Das erinnerte sie an Tasso's Schilderungen in den Palästen der Armida, und doch waren sie Wahrheit, nicht Fabel noch Roman. Ein Königsplatz, der sich in seiner Größe nur im Glanze des Marmors spiegelt, wo eine Uhr ganz aus Gold ihre Strahlen in einer Denksäule bricht, oder ein Glockenthurm, an dem das Auge ermüdet, das seine Höhe messen will. Ein Regiment einer platonischen Republik, das aus Aristokratie und Demokratie gemischt ist und darum an die Grenzen der Ewigkeit der Welt gelangen muß, ein Adel, der wie die Bienen mit Stacheln der holdesten Beredsamkeit geboren wird, wo die Freiheit triumphirt, wo die Gerechtigkeit in ihrer Erdferne steht, wo der Feuerhimmel aller Größe glänzt, wo man die Tugend kennt und anerkennt, wo der Adel ohne Mackel ist, der Hof ohne Schmeichelei, die Pracht ohne Stolz. Dort werden auf den Schaubühnen die Wunderthaten des Alterthums dargestellt, dort steht überhaupt die Nachschrift alles Glücks. Die Prinzessin schied mit dem Markgrafen und Viglino nicht von dort, bis der Thron ihrer Herrschaft entfesselt war von der Roheit der Herzogin ihrer Mutter.

XLI. Pietro Michiele.

1641.

---

124. Probe der Treue.

(Accad. incogn. 1, 4.)

In der Stadt Breſcia, die durch die Tugend ihrer Bürger ſo oft die Welt zum Schauplatz ihrer Wunder macht, wurde Gualdiero geboren aus einer der vornehmſten Familien derſelben. Erzogen unter der Sorgfalt vorſichtiger Eltern, wuchs er mit den Jahren ſo ſehr an guten Sitten und Tüchtigkeit, daß er allgemein vor allen ſeines Gleichen bewundert und geliebt wurde. Die Beſchäftigungen der Muſen, der Pallas und des Mars waren die geringſten Zierden ſeiner Seele. Es gab keine Zunge, die ihn nicht lobte, keinen Verſtand, der ihn nicht bewunderte. Er war bereits in das Alter gelangt, wo das dritte Jahr nach dem dritten Luſtrum ſchloß und die erſte jugendliche Wolle ſein Geſicht zu bekleiden begann. Noch hatte er Amors Gewalt nicht erprobt und wußte nicht, an welchem Feuer er ſeine Fackeln anzündete, noch mit welchen Spitzen ſeine Pfeile ſtechen. Nun begab es ſich, wie das gemeiniglich in den luſtigen Tagen des Carnevals geſchieht, daß ein Tioſt angeſagt ward, wobei die Ritter mit drei Lanzenſtichen auf das Scheingeſicht des Sarazenen ihre Geſchicklichkeit und ihre Kraft zeigen und erproben ſollten. Am beſtimmten Tage erſchienen bei dem Turnier, mit verſchiedenen reichen und prachtvollen Sinnbildern geſchmückt, alle edleren Jünglinge des Landes, worunter manche, in deren Bruſt Amor

schon den Brand seines Verlangens angefacht hatte. Diese suchten mit auffallenden Trachten und sinnreichen Wahlsprüchen das Innere ihrer Seele ihren geliebten Frauen zu zeigen, welche in gedrängter Schaar an der Stelle des Schauspiels erschienen, nicht minder zahlreich, als die Bienen in den Gärten, wo sie die lieblichsten und angenehmsten Blumen finden. Sie eilten hierher, nicht nur um das Turnier mit anzusehen, sondern um ihre Schönheit zur Schau zu stellen und um ebensowol holde Blicke zu empfangen, als auszutheilen. Da sah man kein Fenster, das nicht geschmückt war durch die Zier einer Frauenschönheit. Unter andern kam dahin auch ein junges Mädchen, aus edlem Blute stammend, im Frühling ihrer Jahre, denn sie hatte funfzehn kaum vollendet; sie war gleich sehr durch Benehmen, Anmuth und Schönheit ausgezeichnet. Ihr Name war Isnarda. Das Spiel hatte schon begonnen und das Standbild war bereits von verschiedenen Lanzen getroffen. Einige der Wettkämpfer freuten sich, andere waren betrübt über ihr Schicksal, je nachdem ihnen das Treffen gut oder schlecht gelungen war. Eben kam die Reihe, in die Rennbahn zu treten, an Gualdiero. Aber der Jüngling hatte in dem Augenblicke zufällig die Augen nach dem Fenster gewendet, unter welchem Isnarda stund, und hatte Sinn und Gedanken so in den Blick vereinigt und vertieft, daß er wie außer sich an nichts anderes dachte, als an das Gesicht des Mägdleins. Die Trompeten hatten das erste Zeichen gegeben, aber er rührte sich nicht. Da ihm jedoch von einem Freunde gesagt wurde, das Rennen sei an ihm, fuhr er wie aus einem langen Schlafe auf, spornte, ließ die Zügel schießen und sprengte augenblicklich in die Rennbahn mit seinem edeln Rosse. Er gelobte sich ganz dem Amor zu eigen zu geben, wenn er vor den Augen jener Schönen das bestimmte Zeichen so gut treffe, daß ihm der Preis und die Ehre des Turniers zu Theil werde. Das Glück unterstützte seine Wünsche.

Unter allen Lanzen, die vor und nach ihm geschleudert wurden, traf die seinige am besten; daher erhielt er von den Richtern den Preis und aus allen Kehlen der Umstehenden freudigen Zuruf. Wiewol von zartem Alter und fast noch Kind merkte doch die schöne Isnarda (was thut nicht die Liebe auch in zarten Jahren schon?) die hingebenden Blicke, gleichsam die Vorläufer des Herzens, womit er ihr die ersten Grüße seiner Seele zusandte. Die Anmuth und die Mannhaftigkeit des Jünglings machte Eindruck auf sie, es freute sie und sie erwiderte es sogleich durch ihre Zuneigung. Die Liebe weiß in ihren Regungen nicht stufenweise zu gehen, sondern geht im Augenblick auf die äußersten Punkte los. Der Tag ging zu Ende und mit dem Tage die Freude, die sie genossen, indem sie einander anschauten. Als es durch den einbrechenden Abend dunkel wurde, zog sich jedes in sein Haus zurück. Er aber that, als habe er noch etwas anderes zu thun und folgte aufmerksam dem Wagen, in welchem Isnarda sich nach ihrer Behausung verfügte; und sie bemerkte und ersah vielleicht allein, daß er ihr folge. Wie unruhig in jener Nacht der Schlaf der neuen Liebenden war, welches seltsame Gewirre von Gedanken ihnen durch den Kopf fuhr, mag jeder beurtheilen, der sich in ähnlicher Lage befunden. Als die Morgenröthe aufstieg, die Finsterniß zu erhellen, und nach ihr die Sonne, um mit ihren Strahlen den Himmel glänzender zu machen, verließ mit fast ungeduldiger Hast Gualdiero die Unlust der viel gepeinigten Federn und kleidete sich an. Mehr als gewöhnlich verwandte er Sorgfalt auf seinen Putz, um vor seiner Dame in größtmöglicher Anmuth und Zierde zu erscheinen, worauf sich alle Nachfolger der Liebe zu legen pflegen. Als er das Haus verließ, richtete sich sein erster Gang nach dem kürzesten Wege, der nach der Wohnung der Jungfrau führte. Kaum war er in die Nähe gekommen und schlug die Augen auf nach dem Fenster eines Gemaches, so sah er dasselbe eröffnen und

zu gleicher Zeit eine Dame daran treten, welche er plötzlich als sein geliebtes Kleinod erkannte. Er strich mehrmals die Straße auf und ab und so viel er merken konnte, fand seine Dienstbarkeit eher Wohlgefallen, als Gleichgiltigkeit. Das Gleiche geschah nach dem Mittagessen; und so fuhren sie einige Tage fort, blos mit den Augen zu liebeln. Amor bedient sich zu Anfang keiner andern Boten, als der Blicke, welche ihm den Eingang ins Herz eröffnen. Die Zeit, welche Alles erleichtert, machte, daß sie dies nach einigen Tagen ebenso mit Briefen thaten und selbst bis zu Gesprächen vorschritten, die sie miteinander hielten, sie vom Fenster eines untern Zimmers, er von der Straße aus. Bei alledem thaten beide dies nur in der Sittsamkeit, welche edel geborenen Seelen eigen ist. Die Liebenden brachten einige Zeit glücklich in gegenseitiger Zuneigung hin. Aber Amor, der keine Süßigkeit zu gewähren weiß, ohne zugleich etwas Bitteres einzumischen, störte mit der Furcht der Eifersucht die Ruhe von Gualdiero's Gemüth. Die Erkenntniß ihrer erhabenen Schönheit, ihrer holden Anmuth, ihres seltenen Betragens brachte ihn auf den Gedanken, daß auch Andere sie lieben und nach ihr trachten möchten. Er hielt diesen Gedanken häufig fest und wurde nicht übel eifersüchtig. Eines Tages faßte er den Entschluß, diese seine Besorgniß dem Mägdlein zu offenbaren; sie war darüber sehr betrübt und suchte mit den allerausdrücklichsten innigsten Versicherungen, ja, mit Schwüren ihm die Aufrichtigkeit ihrer Neigung und die Reinheit ihrer Treue zu beweisen. Die Republik Venedig führte in dieser Zeit Krieg mit dem Erzherzog Ferdinand und das Land Brescia mit gewohnter Anhänglichkeit und gewohnter Ergebenheit bot edelmüthig seinem Fürsten an einige Schaaren Fußvolk und Reiterei aus dem eigenen Schatze zu bezahlen. Viele der edelsten jungen Leute, von Ruhmbegierde getrieben oder aus Liebe zu ihrem Gebieter gingen als Freiwillige ins venezianische Heerlager. Gualdiero nahm

Anlaß von diesen Umständen, die Beständigkeit Isnarda's auf die Probe zu stellen, und that als sei er durch den Befehl seines Vaters genöthigt, mit andern in den Dienst der Republik zu gehen; er begab sich aber blos aus jenem Grunde in den Krieg. Seine Worte waren lauter Stiche, die das Herz der jungen Dame verwundeten. Nichts desto weniger ertrug sie die schmerzliche Kunde gestärkt von der Hoffnung, einen edeln Entschluß ins Werk setzen zu können, der ihr in den Gedanken umging. Eine Frau von edler Geburt, edler Liebe geweiht, weiß nur großartige Entschließungen zu ergreifen. Gualdiero ging fort mit dem Versprechen, wenn der Himmel ihm die Rückkehr vergönne und er in ihr die gewohnte Beständigkeit finde, so wolle er sie sich zur Frau erbitten und ihre gemeinsamen Wünsche zum Ziele führen durch das Band der Ehe. Sie versprach die gewohnte Treue, erforschte von ihm den Tag seiner Abreise und erfuhr, daß es der nächste Tag sei. Darauf verabschiedeten sie sich mit ebenso zärtlichen, als betrübten Worten. Ich weiß nicht, welches von beiden in jener Nacht größere Unruhe fühlte, er im Gedanken an die Abreise, sie an das Zurückbleiben. Sie verbannten den Schlaf und sättigten ihre Augen nicht mit Ruhe. Mit dem Aufgang der Morgenröthe reiste der Jüngling hinweg und machte sich auf den Weg nach dem Lager, wo er anlangte und in wenigen Tagen solche Beweise seiner Tapferkeit abgelegt hatte, daß er von jedermann für einen geschätzten Krieger angesehen wurde und sich in hohem Maße die Zuneigung des Feldherrn erwarb. Der Ruf trug die Kunde von seinem besonders mannhaften Verhalten nach Brescia. Dies gelangte auch zu Isnarda's Ohren und da sie von Verlangen glühte, ihren Geliebten wiederzusehen, und im Glanze seines Ruhms sich das Feuer in ihrem Busen noch mehr entzündete, beschleunigte sie die Ausführung des schon früher gefaßten Beschlusses. Eines Abends, als es schon dunkel zu werden anfing, zog sie die Kleider

eines der Jungen an, welche im Hause dienten, stieg mit einigem Geld in der Tasche auf ein Pferd und verließ die Stadt in dem Augenblicke, wo gleich darauf die Thore hinter ihr geschlossen wurden. Es war Vorsicht der Liebenden, um sicher zu sein, die ganze Nacht frei reisen zu können, ohne verfolgt zu werden. Wie groß das Entsetzen und der Unwille der Eltern war, als sie merkten, daß ihre Tochter ausblieb, brauche ich hier nicht zu erzählen. Sie reiste so lange fort, daß sie in wenigen Tagen im Lager anlangte, wo sie sogleich ihren Geliebten erkannte, ihn vorsichtig fragte, ob er keinen Edelknaben brauche, und von ihm wirklich in Dienste genommen wurde. In dieser Lage diente sie ihm mit dem ausnehmenden Eifer, welcher ihr ihre übergroße Liebe einflößte. Als er die Zuneigung des Edelknaben merkte, fühlte er sich innerlich ganz besonders zu ihm hingezogen. Die Liebe ließ die Jungfrau alle Beschwerden überwinden. Wiewol sie daher unter Bequemlichkeit und Wohlleben aufgewachsen war, gewöhnte sie sich dennoch an die Unlust und die Mühsale des Kriegslebens. Sie vermochte sich nicht von ihm zu trennen und diente ihm nicht allein, wenn er müßig ging und ruhte, sondern auch wenn er in Schlachten beschäftigt war. Da geschah es eines Tages, als ein Scharmützel entstand mit einem der bravsten Geschwader der feindlichen Reiterei, daß das verliebte Fräulein oder vielmehr der getreue Edelknabe an der Seite nicht unbedeutend durch einen Büchsenschuß verwundet wurde. Sie suchte sich selbst Gewalt anzuthun und die Kräfte ihres Geschlechtes zu übertreffen, um nicht weggehen und ihren Geliebten verlassen zu müssen. Der Gedanke war umsonst, denn der Schmerz der Wunde hatte sich so gesteigert, daß er sie einer Ohnmacht nahe brachte. Gualdiero merkte es und da die Feinde sich schon auf die Flucht begaben, genügte es ihm, sie besiegt zu haben, und er wollte die Waffen nicht in dem Blute der Flüchtlinge beflecken; er reichte daher dem mattwerdenden Knaben

die Hand und half ihm auf sein eigenes Pferd hinauf. Darauf machte er sich auf den Weg nach seinem Quartier. Aus Mitleid mit dem Übel und getrieben von einer innerlichen ihm selbst nicht deutlichen Ursache, schickte er sogleich nach dem Wundarzte, er wollte ihm selbst mit eigener Hand helfen sich zu entkleiden, sie aber verweigerte hartnäckig ihre Einwilligung dazu. Da sie endlich dem Willen Gualdiero's nicht mehr länger widerstehen konnte, bat sie ihn, alle Anwesenden weggehen zu heißen und allein bei ihr zu bleiben, da sie wünsche, ihm jetzt am Schlusse ihres Lebens ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen. Als dies geschehen war, begann sie nach einigen Seufzern und Thränen, zu ihm gewandt, also zu sprechen: Gualdiero, mein Gebieter, da euch bis jetzt die Augen nicht aufgegangen sind, um zu erkennen, wer ich bin unter diesem unwahren Knechtsgewande, so öffnet wenigstens jetzt die Ohren, um es zu vernehmen, und das Herz, um das bittere Unglück der treuesten Liebe zu bemitleiden, die je im Busen eines liebenden Mädchens Wurzel geschlagen hat. Die Urkunde meiner Treue wird unterzeichnet *) mit meinem Blute und bekräftigt mit dem Siegel meines Todes. Ich bin die in der Liebe zu euch so getreue und standhafte Jenarda, die sich selbst die Ruhe versagt hat, um euch in euern Mühsalen zu folgen. Ich habe die Annehmlichkeit und Sicherheit des Vaterhauses verschmäht, um bei euch zu sein in den Strapazen und Gefahren des Kriegs in diesem fremden Lande. Ich bin es, die auf den Ruf der Ehre und des guten Namens vor der Welt verzichtet hat, um ganz in den Besitz eurer Gnade und eurer Neigung zu kommen. Da aber der Himmel der Kühnheit meiner Wünsche nicht Beifall schenkt und sie mir in diesem Leben nicht erfüllt werden zu wollen scheinen, so bitte ich euch wenigstens das Andenken an meinen Tod in euch lebendig zu erhalten. So ist doch

*) Mein Text hat formata; ich vermuthe firmata.

in dieſer Rückſicht mein Tod glücklich, da ich vor euern Augen, ja, ich kann faſt ſagen in euern Armen ſterbe, um deſſen willen allein das Leben Werth für mich hat.

Welch ein Übermaß von Staunen und zärtlicher Rührung befiel in dieſem Augenblicke, den ich weiß nicht ſoll ich ſagen glücklichen oder unglücklichen, Gualdiero! Welche Seufzer, welche Thränen, welche Küſſe, welche Umarmungen, womit er jetzt ſeiner geliebten Dame ſeine Liebe, ſeinen Schmerz bezeugte! Ich ſelbſt habe die Gewalt wahrer Liebe an mir erfahren und fühle mich ganz ergriffen von wunderbarer Rührung, weshalb ich genöthigt bin vor dem vorgeſetzten Ziele die gegenwärtige Geſchichte zu ſchließen. Ich füge nur bei, daß man den Wundarzt hereinrief, ihn Verſchwiegenheit eidlich angelobt ließ und das Fräulein von ihm geheilt wurde. Gualdiero blieb im Lager, bis ſie von ihrer Wunde vollſtändig hergeſtellt war, welche nach dem Willen des vielleicht mit dem Liebesmisgeſchick Mitleid fühlenden Himmels nicht tödtlich war. Dann nahm er ſeinen Abſchied bei dem Feldherrn, welcher ihm denſelben mit ſeinem Verdienſte entſprechenden Geſchenken und Lobeserhebungen ertheilte, und kehrte in die Heimath zurück mit ihr, die ſodann lange Jahre geliebt und geachtet als Gattin und Genoſſin mit ihm lebte.

XLII. Giambattiſta Moroni.

1641.

125. Die wilde Braut.

(Accad. incogn. 1, 11.)

Der Liebende lügt, der mit Seufzern im Munde und Klagen im Herzen in die Welt hinauszuſchreien wagt, daß Amor ein Tyrann ſei. Die harten Befehle, die er ausgehen läßt vom Throne der Hoffnungen, ſind nicht ſo gefährlich, ihr Sterblichen, daß ſie nicht zumeiſt zum Glück ausſchlagen für jeden, der damit umzugehen weiß. Hier ein beurkundeter Beweis für die, welche es nicht glauben wollen! Wenige Jahre ſind vorüber ſeit Moralbo für Cloricia glühte. Ihre Seele war wie eine Klippe und ſie prahlte ſelbſt damit, harter Natur zu ſein und immerdar gegen Liebende ſpröde. Sie verweigerte Blicke, während das Erbarmen abrieth, und ſchwur den Tod in ſchnaubender Rache. Sieben Jahre im Ganzen dauerte die unermeßliche Grauſamkeit der Dame gegen die Neigung Moralbo's. Der Getreue verzweifelte nicht, ſondern beſtändig gegen den Genius, den er am Himmel ſeiner Gedanken als herrſchenden Stern ſeines unglücklichen Glückes anbetete, fuhr er fort Cloricia zu zeigen, daß das eigene Herz, beſchwert von den Leidenſchaften, nach der Schönheit ſtrebte, welche ihr von der Natur in ihren Augen zugetheilt ihn zwang, auf dieſen ſchönſten Punkten zu ruhen. Sie war ſpröde, ſo lange die Sterne im Geſichte erheitert mit ihrem Lachen zu Moralbo's Gunſten leuchteten. Das Schickſal eines Balles ver-

änderte den Stand der Dinge. Cloricia blieb eiskalt, Moralbo verbrannte zu Aſche; und während jedes von beiden Sieger über den Feind zu bleiben glaubte, verlor es ſelbſt beim Druck der Hände. Der Ritter konnte bei einer ſo holden Wunde nicht ſein Herz durch die Augen in Thränen ausdrücken, aber ein einziger Tropfen, der ihm entfiel, that den Dienſt eines Meeres von Schmerz gegenüber von den Augen, welche nun ihre Grauſamkeit in ſo theuern Wogen auslöſchten. Mit einer Gebärde, welche ihr Erbarmen verbarg, biß ſie ſich in den Finger*), als wollte ſie dem Beklagenswerthen zeigen, daß ſie ihm in einem Biſſe den Tod drohe. Am darauffolgenden Tage wünſchte ſie den Liebhaber bei ſich. Er kam, bedrückt von den Gedanken, welche erwachſene Söhne der Grauſamkeit ſeiner Geliebten waren. Cloricia wollte ihn anfallen, aber die Angriffe waren Küſſe und Scherze die Schmähungen.

Mir, rief ſogleich Moralbo, mir, ſchöne Seele, dieſes Glück?

Ja, Theurer, erwiderte ihm die Frau. Das ſind Pfänder deſſen, was ich dir für die nächſte Nacht verſpreche, wenn du dich herverfügen willſt, um in dieſen Armen den Triumph deiner Treue zu genießen. Geh, und wenn die Schatten ſinken, ſo komm, um das in Beſitz zu nehmen, was du deine Sonne nennſt.

Die Nacht beeilte ſich weniger, ihr Dunkel zu zeigen, als der Liebhaber beſorgt war, den Glanz ſeiner Treue gegen ſeine Dame zu offenbaren. Er fand ſie, wie ſie ihn erwartete hinter der Gartenthüre ihres Hauſes, ſie raubte den Sternen ich weiß nicht ihr Licht oder die Einflüſſe, um ſich um ſo ſicherer zu erproben an den Strahlen ihres Gutes. Tauſend Küſſe iſt eine zu gemeine Zahl, um die unzählige Menge der Freuden zu bezeichnen, welche das Vorſpiel waren zu dem Treffen

*) Noch jetzt in Italien eine heftig drohende Gebärde.

der Liebe. Die Liebenden schritten vorwärts bis dahin, wo eine Fackel aufgestellt war in der Ecke einer Mauer im Erdgeschoß, und welche das Gemach unnöthig beleuchtete. Cloricia empfing ihn, Moralbo schritt voran und sie geleitete ihn bis zum Eintritt in ein Cabinet, welches sie zum Felde ihrer Liebesschlacht bestimmt hatte. Sogleich löste oder vielmehr riß die Dame von ihrer Seite den Rock, von dem Busen die Kleider, die Nestel vom Haare, bis sie im einfachen Linnen dastund, und fing an scherzend den Liebhaber zu necken, daß er so verdrossen sei auf dem Turnierplane des Bettes seine Beleidigungen zu rächen. Moralbo war versteinert von dem Anblick einer so schönen Meduse, er wollte seiner Besorgniß eine Gestalt geben, indem er sich innerlichst überrascht erklärte von so unerwarteter Lüsternheit. Er verweigerte sich zu entkleiden, sezte sich an den Rand des Bettes, heftete süße Blicke auf Cloricia und nannte sich glücklich, daß er in den Besitz der Schönheit gekommen sei, die seiner Meinung nach an Werth verloren hätte, wenn sie nicht vielen andern gegenüber sie an Klugheit übertreffe. Unbesonnenerweise kam er in ihrem Ruhme auch auf eine Dame Namens Lucinda zu sprechen, wodurch Cloricia über allen Begriff eifersüchtig auf ihn wurde. Verloren in diese unvorhergesehenen Empfindungen wartete sie, was daraus werden sollte. Moralbo sagte ihr endlich, wenn er aus ihren Armen gerissen würde, so hätte er nie in einen andern Busen sein Herz niedergelegt, als in den Lucinda's. Das bohrte der Dame durchs Herz; sie war überzeugt, daß Amor im Busen einer Frau keine Nebenbuhlerschaft zulasse, und daß sie sich nicht ganz dem einen hingeben könne, von dem sie nur einen Theil erreichen könnte, sie machte den Punkt der Liebe theilbar, sie entfernte den Purpur, der auf den Wangen den Thron einer lachenden Schönheit bildete, waffnete ihr eiskaltes Gesicht mit Wuth, fuhr auf den Ritter los, zog ihm den Dolch von der Seite

und führte nach dem Urtheile der Augen einen Stich auf das feindliche Herz. Moralbo ward es leicht, ſich zu ſchirmen und der ſchönen-Erzürnten den Stahl zu entreißen, während er mit Gründen, die einen Kieſel hätten erweichen müſſen, ſeine Unſchuld betheuerte. Aber Alles war umſonſt gegenüber von dieſem Grimm, der keine Regeln kannte und nur auf Rache ſann. Am Ende wollte der Unglückliche ihren Willen thun.

Da, Rohe, ſagte er, iſt der Stahl! Hier iſt mein entblößter Buſen. Stich zu und du wirſt ſehen, wenn du mein Herz aus dem Buſen reißeſt, ſo wird die Unſchuld meiner Sache zu Tag kommen.

Cloricia nahm den Dolch, ſchwang ihn in der Luft, noch zweifelnd, welchem Schlage das Schickſal ein ewiges Gedächtniß beilegen werde, und hielt ihren wilden Zorn zurück, bis ſie ihn endlich ſich in den Buſen drückte. Sie verwundete ſich alſo und fiel zu Boden. Moralbo ſtarb nicht, denn er merkte bei dieſem Zufall nicht mehr, daß er noch lebe. Er lief auf ſie zu und ſah, wie der Tod auf ihr blaſſes Geſicht die Schriftzüge ſeiner Grauſamkeit drückte. Indeſſen fiel es Moralbo ein, man könnte ihm den Tod ſeiner Geliebten Schuld geben, wenn er länger hier verweile, und beſchloß daher, den Stahl aus der Wunde zu reißen, die Bedrängte zu verlaſſen und zu entfliehen. Er befand ſich zu dieſem Zwecke bereits an der Thüre, als er in der Finſterniß zurückgeſtoßen von unbekannter Stimme ſich Böſewicht nennen hörte. Er trat zurück.

Du lügſt, rief Moralbo, zog den Degen und erwartete, mit ſeinem Blute ſeine eigene Unſchuld zu bezeugen.

Ja, Roher, verſetzte ihm bei dieſem Anblick eine Frau, die ihm mit entblößtem Buſen entgegenkam, triff dieſen beklagenswerthen Buſen und trage den Triumph darüber mit dir, den du barbariſch über meine verwundete Herrin davonträgſt!

Der Ritter erkannte ſie für Cloricia's Dienſtmädchen, welche, als ſie den Fall ihrer Gebieterin hörte, an eine

Ritze in der Zimmerthüre herzueilte und sie ohnmächtig sah. Bei diesem Zeugniß suchte Moralbo von neuem der Sterbenden seine Gründe auszuführen, und hingerissen von der Heftigkeit jener Neigung, die keine Regeln kennt, indem sie ungeregelt lebt, ergriff er den Dolch, um mit seinem Blute seinen Worten Kraft zu verleihen, und wollte sich verwunden; aber er fühlte sich hold zurückgehalten von der jammernden Stimme Cloricia's, welche die Hand erhob, um ihm ihre Liebe zu verpfänden.

Zügle, sprach sie, die Hitze und begib dich hinweg, denn da ich mich in diesem Augenblicke deiner Treue versichert habe, schwöre ich dir auch nach dem Tode noch ewig dir anzugehören.

Moralbo ging hinweg und bald darauf brach der Morgen an. Sobald sie von ihrem Vater besucht werden konnte, ließ sie ihn an ihr Bett rufen und setzte dem Erstaunten freundlich ihre Geschichte auseinander als die Wirkung glücklicher Liebe, die in Wuth gerathen sei über den Tod eines ihr einst zum Gatten versprochenen Ritters; da habe sie, wie sie sagte, sich genöthigt gesehen, sich wegen der Unbilden zu rächen, welche ihr undankbares Geschick ihr zugefügt. Der Vater war vernichtet über ein solches Schauspiel. Er zog die erfahrensten Ärzte herbei, um den grausamen Fall bei ihm zu behandeln, und so gelang es ihm, daß sie in kurzer Zeit wiederhergestellt wurde, aber so bekümmert blieb, daß er, um sie zu trösten, ihr versprechen mußte, ihr einen Wunsch zu erfüllen, was denn darin bestand, daß er ihr Moralbo zum Gatten anwies. Die Hochzeit folgte und die Liebe, die früher aus lauter Grausamkeit zusammengesetzt schien, wurde ein Extract von unschätzbarer Süßigkeit zur Beschämung derer, welche glauben, Amor habe in seinem Reiche nicht die Gewalt, den Anblick der Dinge zu ändern und sich als immer unerforschlichen König in seinem Gebiete zu erweisen.

XLIII. Liberale Motenſe.

1641.

126. Der Ehemann bleibe daheim!

(Accad. incogn. 1, 16.)

Es ſind noch nicht viele Jahre dahin, ſeit in der großen Stadt Paris ein Ritter war Namens Silvio, der, wiewol vom unbeſtändigen Schickſal in den Privatſtand verſetzt, doch ſich von ſeinen Urahnen her königlicher Abkunft rühmte, und auch in der That königliche und ausgezeichnete Eigenſchaften an ſich erkennen ließ; jung von Jahren, aber alt in Vollkommenheit, von einer zur Pracht geneigten Natur, angenehmem Umgang und ſo leutſeligem Betragen, daß er um den Preis der Artigkeit ſich fremde Dankbarkeit kaufte und in dieſer blühenden Stadt die Liebe und Achtung aller Guten verdiente. Er kam häufig zu Hofe und war gerne geſehen vom König, der von ſeinem edeln Weſen befriedigt ihn zu Jagden, Turnieren und Feſten einlud, welche ſehr oft in der Stadt und im Reiche veranſtaltet wurden zur Unterhaltung der Königin, die als junge lebensluſtige Frau ſich höchlich daran ergetzte. Silvio hatte bei dieſen Luſtbarkeiten Veranlaſſung eine Dame kennen zu lernen, welche ſehr bei der Königin in Gunſt ſtund und Eurilla hieß. Sie war geſchmückt mit einer männlichen, lebhaften und anſtändigen Schönheit und galt wo nicht für die ſchönſte, ſo doch für die anmuthigſte Dame am Hofe. Ihre Sitten, ihr holdes Betragen, begleitet von einer ſtolzen, blühenden Jugend, beſtimmten Silvio's Augen.

an ihr Gefallen zu finden, und sein Herz, sie zu lieben, mit dem Wunsche, seine Neigungen durch die Vermählung mit einer so angesehenen Dame rechtmäßig zu machen. Getrieben von diesem Verlangen und noch weit mehr von den Regungen seines edeln Herzens, trieb er Waffenspiel, machte Aufwand, gab Gastmahle und theilte Geschenke aus, weit mehr, als, von andern seines Gleichen geschah, lauter Ursachen, wodurch er sich am Hofe den Haß Vieler zuzog, welche eitle Nebenbuhler seiner Seelengröße nicht Geist genug besaßen, um mit ihm in löblichen Handlungen gleichen Schritt zu halten, und theils sein Vermögen, theils seine Tugend beneideten und ihn vergeblich als ehrgeizig und stolz anzuschwärzen suchten. Doch kümmerte er sich darum nichts und betrug sich nur um so würdiger, unterließ aber nicht, gerade die besonders zu begünstigen, welche seinen Namen am meisten zu verdunkeln strebten und die er sich namentlich über sein Glück bekümmern sah; es machte ihm Freude, wenn seine Gunstbezeugungen ihnen zur Züchtigung dienten und sie auf diese Weise zwangen, ihn wo nicht zu lieben, so doch zu achten; und da alle seine Absichten darauf gerichtet waren, das erwünschte Ziel zu erreichen, nämlich die köstliche Erwerbung der Gunst Eurilla's, erwarb er sich durch tausend Gefälligkeiten die Neigung Persilea's einer engen Vertrauten Eurilla's, einer Frau, die mit der Heiterkeit des Herzens noch im Herbste ihrer Tage mehr als je im Gesichte die Rosen ihres früheren Alters frisch bewahrte; es war ihm nicht schwer ihr durch ihre Vermittelung vorsichtig zu verstehen zu geben, daß sie der erwünschteste Gegenstand sei für seine glühendste Neigung. Aber so sehr er sich abmühte, durch den mitleidigen Dienst Persilea's und durch jede Art von Aufmerksamkeit und Ergebenheit eine Erwiderung seiner Neigung zu verdienen, so konnte er nie zu seinem Vortheil auch nur ein kleines Unterpfand eines günstigen Blickes erlangen. Sie fühlte sich, wie sie sich später äußerte, von einer geheimen Macht

gezwungen, ihn zu haſſen und zu verabſcheuen. Mag ihr das begegnet ſein wegen einer fixen Idee, die ſich bei ihr feſtſetzte, als ſie ihn als einen hochmüthigen Prahler einer angemaßten Größe bezeichnen hörte, oder daß ihr Stern, der hernach ihr Gemüth dazu beſtimmen ſollte, ihn zu lieben, noch nicht ſo weit in ſeiner Bahn vorgeſchritten war, um ſich mit den freundlichen Strahlen des Sternes Silvio's zu begegnen, und ſie hinderte, ſeine Vollkommenheit anzuerkennen. Es lebte um dieſe Zeit in den Dienſten des Königs Roleone, einer der Herren von Locri, ein Jüngling von anmuthiger und kräftiger Geſtalt, hochſtrebendem Geiſte und im Kriegsweſen ſehr unterrichtet. Um ſeine Stellung emporzubringen, lehnte er ſich an Gradamante, Großkanzler des Reichs, deſſen einflußreichem Rathe der König ſelbſt die wichtigſten Angelegenheiten der Regierung anvertraute. Gradamante hatte eine einzige Tochter Eurilla. Sie hatte in ihrer früheſten Kindheit ihre Mutter verloren. Sobald nun ihr Vater ſie für heirathsfähig anſah, glaubte er ſie nicht beſſer unterbringen zu können, als, indem er ſie zur Gattin Roleone's, eines ſo vornehmen Unterthans des Reiches, beſtimmte. Er leitete die Sache auf eine geſchickte Weiſe ein und es wurde ihm nicht ſchwer, ſich durch den Vorſchlag den ehrgeizigen Mann zu verpflichten, welcher bei Gradamante's Größe ſeine Gedanken zu nicht gewöhnlichen Hoffnungen ſteigerte und ſich äußerlich ebenſo befriedigt zeigte, als er in der That wenig geneigt war, ſich mit ihm durch ein Eheband näher zu verknüpfen. Als Eurilla erfuhr, was ihr Vater zu ihrem Vortheil für ſie veranſtaltet hatte, hielt ſie ſich aus Neigung und Kindespflicht für verbunden, ihm zu gehorchen, ſie war überdies auch durch die Verhältniſſe ihres Bräutigams befriedigt und gab daher um ſo bereitwilliger ihre Zuſtimmung, als ſie auf dieſem Wege ſich von der Beſchwerde befreien zu können meinte, die ſie von der zudringlichen Liebe Silvio's zu erdulden glaubte; die Sache

wurde daher auf das Schleunigſte zum Abſchluß gebracht und ſchon die Hochzeit bekannt gemacht, ehe man nur wußte, daß ſie verlobt ſeien. Die Vermählungsfeier war groß und koſtbar und wurde verherrlicht noch durch die Gegenwart des Königs und der Königin, welche mit dieſer Ehrenbezeugung ihnen die Neigung beurkunden wollten, die ſie ihnen als nicht gewöhnlichen Perſonen in nicht gewöhnlichem Maße zollten. Silvio, überraſcht von einem ſo unvermutheten Entſchluſſe und im Innerſten zerriſſen von den Furien ſeiner Neigung war dem Tode nahe; ſtarkmüthig jedoch that er ſich ſelbſt Gewalt an, um nicht zu offenbaren, was er außer Perſilea und ſich ſelbſt nicht bekannt werden laſſen wollte, und wußte durch Heiterkeit der Mienen ſo gut die Trauer des Herzens zu verdecken, daß er bei den öffentlichen Luſtbarkeiten für den Vergnügteſten galt und nicht nur alle Andern, ſondern ſelbſt Eurilla täuſchte, welche von Tag zu Tag unter den ehelichen Freuden luſtiger wurde und ihre Schönheit, zugleich aber auch die innern Leiden des verliebten Silvio auf einen hohen Grad ſteigerte, da er, wenn auch aller Hoffnung beraubt, ſie doch noch immer anbetete. Unterdeſſen wurden in der Stadt auf königlichen Befehl zehntauſend Mann Fußvolk und dreitauſend Reiter ausgehoben, welche in Italien verwendet werden ſollten, um Caſale, eine Stadt im Mantuaniſchen, die von iberiſchen Waffen bedrängt war, zu entſetzen. Der Lärm dieſes Unternehmens ertönte in Roleone's Ohren und ſein kriegeriſcher Geiſt erwachte wieder, da er mehr eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm war, als verliebt in ſeine Gattin. Schon war in ihm die Heftigkeit der Liebe der erſten Tage abgekühlt und er bat ehrerbietig, den Oberbefehl über dieſe Leute zu erhalten, was ihm denn durch Gradamante's Vermittelung auch gelang. Bei dem unerwarteten Entſchluß, als ſie ſich verlaſſen ſehen ſollte auf dem Gipfel ihrer Wonne, that und ſprach die betrübte Eurilla und wandte alle Mittel an, um ſein

Scheiden zu verhindern. Sie war ein Weib, schön, jung, vermählt. Sie vergoß Thränen, stieß Seufzer aus neben tausend zärtlichen Bitten, und wiewol sie meinte, einer dieser Umstände sollte für sie hinreichen, um ihn für immer zu fesseln, so halfen doch alle miteinander nicht so viel, um ihn auch nur einen Tag hinzuhalten, denn taub gegen jede Lockung wollte er alsbald abreisen. Verlassen, geringgeschäzt, verrathen, wie sie sich sah, nahm sie in der Ungeduld ihre Zuflucht zu Klagen, Schmähungen und Verwünschungen. Sie verfluchte den Krieg, sie rief den Himmel an zum Rächer ihrer Beleidigung und schwur selbst Rache zu nehmen. Persilea war bei Moleone's Abschied gegenwärtig und hörte nicht auf sie zu trösten mit dem gewöhnlichen Troste der Unglücklichen, was die trügerischen Hoffnungen sind, indem sie ihr bei seiner Rückkehr Vergrößerung des Ruhmes und Glückes verhieß; aber ihr Gemüth, wenig gestimmt zu solchen Reden, konnte sich nicht beruhigen; sie zitterte bei der Empfindung, ihrem Gatten so wenig anziehend zu sein, daß er es wagen konnte, sie in dem fast noch bräutlichen Bette als Witwe zu verlassen. Sie bezichtigte das Alterthum des Irrthums, das Mars zum Freunde der Venus machte; sie beklagte sich darüber, dem Vater so leichtsinnig gehorcht zu haben, sie schalt über ihren eigenen unbesonnenen Entschluß, sich als Frau einem Soldaten anvertraut zu haben, der keine andern Umarmungen liebe, als die des Todes, und nicht lieber dem Silvio, der sie so sehnsüchtig begehrte, dem Ritter des Friedens, der sich durch sein liebevolles Wesen dessen tausend Mal würdig gemacht hatte. Die schlaue Persilea bediente sich nun ihrer eigenen Gründe und versäumte keine Gelegenheit, sich den Interessen Silvio's geneigt zu erweisen, denn sie verabscheute nicht allein die eheliche Verbindung mit Solchen, die so sehr in den Krieg verliebt sind, sondern noch weit mehr die Ehen, die, blos aus Eigennuz geschlossen, die Liebe verbannen. Denn die Liebe läßt

solche Eigennützigen meist immer unglücklich werden. Sie unterließ nicht, ihr den maßlosen Kummer anzudeuten, in welchem sie ihn sah bei der Verkündigung ihrer Verheirathung, den Jammer und die Klagen, die er ausstieß, die Klugheit, womit er seinen Schmerz verhüllte, die Liebe, die er auch als verschmäht noch gegen sie hegte, die Verpflichtung, die sie habe, unbeschadet ihrer Ehre, seine Neigung zu erwidern und ihn nicht umkommen zu lassen. Die Liebe sei ein Trieb der Natur und da sie natürlich sei, treffe folglich auch eine Frau, welche liebt, keine Schuld, da sie mit der Liebe nur natürlich handle. Eurilla seufzte, antwortete aber nicht, denn sie war noch niedergedrückt und verwirrt von dem Unwillen und der Bitterkeit ihrer Qualen, hörte daher gerne ihre Freundin und ließ sie oft zu sich rufen zur Erleichterung ihres Gemüthes. Als daher endlich ihr Schmerz von der Arznei der Zeit und von dem Zuspruche Persilea's gelindert ward, begann sie Silvio mit freundlichem Auge zu betrachten und Gesellschaften von Frauen gerne zu besuchen, wo er zugegen war; da nahm sie denn allmälig in ihre Seele das Bild jener Züge auf, die ihr dereinst so wenig angenehm gewesen waren, die aber hernach verschönert durch ihr eigenes Gemüth und durch die Unterweisung der Liebe, die ihrem Sterne ähnlich geworden war, ihr so hold wurden. Als Silvio sich so gegen alle Erwartung gerne gesehen, wo nicht geliebt sah, unterließ er, gehoben von den Schwingen der besten Hoffnungen, voll Ergebenheit und Ehrerbietung keine Gelegenheit, sich immer mehr ihre Gunst zu verdienen, und suchte alle möglichen Anlässe, um sich dahin zu begeben, wo fortwährend seine Seele sich befand, die nirgend anders, als bei Eurilla lebte. Er kam ihren Wünschen entgegen und da er wußte, daß sie gerne die Muße mit den Waffen der Muße hinbringe, spielte er mit ihr Karten, worauf sie sich um so lieber einließ, je mehr sie vom Schicksal begünstigt war und ihn über seine Verluste auslachen

konnte. Eines Tages aber, als er ganz allein mit ihr ſpielte, nahm er ſich auch vor zu ſiegen. Er erſpähte den Augenblick, wo ſie ihre Karten betrachtete, und vertauſchte die ſeinen heimlich mit beſſeren; ſie aber merkte die Liſt und wollte mit freundlichem Streite ihm die Karten aus der Hand nehmen, wobei Silvio Gelegenheit fand, ihr die ihrige liebevoll zu drücken; und als ſie von dieſer liebevollen Berührung ſich im Geſicht und im Herzen ganz in Flammen kommend fühlte, ſchlug ſie die Augen auf, ihre Blicke berührten ſich und mit leiſer, zitternder Stimme ſprach ſie: Wehe mir, Silvio! Um mein Spiel nicht zu verlieren, habe ich mein Herz verloren.

Auf dieſe Art fühlte ſie das Gift der Liebe durch ihre Adern rollen. Es ſcherze nicht mit dem Feuer, wer ſich nicht verſengen will. Der Umgang mit Augen und Händen iſt der Zündſtoff der Liebe, das Mittel, wodurch die Feſten der Herzen verloren gehen. Eurilla ſagt es. Das war der Punkt, wo ihr das Herz ausging und ſie keine Kraft mehr hatte zu widerſtreben. Sie überließ ſich daher vollſtändig der Liebe Silvio's. Er küßte ſie zur Höflichkeit, denn die Sitte jenes Landes geſtattet das Küſſen, und mit Recht, denn der Kuß iſt ein Zeichen des Friedens und der Freundſchaft und ein anmuthiger Gebrauch, befleckt freilich in unſerem Italien durch eine allzu zügelloſe Jugend, die durch ihre Ausſchweifungen den Kuß zu etwas Unerlaubtem und Schamloſem gemacht. Er dankte ihr für ſo viel Liebenswürdigkeit; da aber eben mit Perſilea noch einige andere Damen hinzutraten, beſchloſſen ſie das Spiel und Eurilla fing ein anderes an, ein ernſtlicheres, indem ſie zum Siegespreis für Silvio ihr eigenes Herz beſtimmte, das von nun an nichts mehr zu wünſchen hatte, um geliebt zu werden, denn es begegnete einer ſo heftigen und einzigen Gegenliebe, daß in zwei Seelen nie eine höhere und treuere Neigung beſtand, die ſie nur ſchlecht verhehlen konnten, wiewol ſie mit größter Vorſicht einige Zeit das Geheimniß

bewahrten gegen die wachenden Argusse des Hofes, von welchen sie mit allzu neidischen Blicken beobachtet wurden; aus der gegenseitigen Liebe zog man Schlüsse auf ungeordnete Triebe und ohne Schonung wurden sie öffentlich in ihrem Rufe angegriffen, während sie selbst, sicher in ihrem eigenen Bewußtsein oder blind in der Leidenschaft, sich darum nicht weniger keck oder vorsichtiger in der Fortsetzung ihrer Liebe benahmen. Überhaupt, es mag einer noch so vorsichtig sein, als er will; wer aufrichtig liebt, kann unmöglich in der Liebe die äußern Formen wahren. Liebe, die zur Gewohnheit geworden ist, streift jede Rücksicht ab. Wo Silvio war, da war Eurilla; Eurilla war nicht, wo Silvio nicht war. Alle Gastmahle, Bälle, Abendunterhaltungen zeugten von der Eintracht ihrer Herzen. Alle ihre Blicke und Gebärden waren beredte Zeugen ihrer Liebe; sie waren unterrichtet in der feinsten Redekunst, die Amor je gelehrt hat, mit der künstlichen Zunge verliebter Augäpfel. Dennoch aber waren sie bei all dieser Fülle gegenseitiger Neigung in fortwährendem Herzenskampfe, in beständiger Gemüthsbewegung, da sie ihr höchstes Verlangen nicht stillen konnten; denn Eurilla war fest entschlossen, lieber zu sterben, als durch eine ruchlose Handlung ihr Ehebett zu verletzen, und war entschieden, die Reinheit ihrer Treue unbefleckt zu erhalten, die sie ein für alle Mal ihrem Gatten verpfändet hatte. Da sie aber dabei auch ihren geliebten Silvio nicht verlieren wollte, unterließ sie nicht, ihm in Ehren die Gunstbezeugungen zu gestatten, welche eine verliebte Frau einem glühenden Liebhaber gewähren kann, alle das Entgegenkommen, alle liebende Zärtlichkeit, die von einem in Liebe getauchten Herzen ausgehen können, und versprach und schwur ihm wol tausend Mal, wenn ein zufälliges Ereigniß, woran die Kriege immer reich sind, ihr die frühere Freiheit wieder schenken sollte, so dürfe er ihrer Person so sicher sein, wie er es an tausend Zeichen über ihre Neigung sein könne; Schwüre

und Verſprechungen, die, je öfter ſie wiederholt und beſchworen wurden, um ſo mehr nach allen Geſetzen ungiltig waren. Unterdeſſen hatte mit ihrem glänzenden Wagen die Sonne alle Zeichen des Thierkreiſes erleuchtet, ſeit Roleone nach Italien abgegangen war, ebenſo beſorgt in ſeinem Dienſte, wie beglückt in ſeinen Fortſchritten, welche ſich glücklich beſchloſſen, als ſein König auf dem Joche des Apenins erſchien, der wie Iris, welche Heiterkeit bringt, in einem Augenblicke die dunkeln Wolken verſcheuchte, die ſchwanger von Zwietracht dem bekämpften Caſale den letzten Untergang drohten. Daher ſchwebte vom Himmel der Friede nieder unter dem Schatten der franzöſiſchen Lorbeeren und ſchien den bekümmerten Völkern fortwährende Ruhe zu verheißen. Als ſich nun Roleone von den Verpflichtungen des Kriegs entbunden ſah, ſchrieb er an Eurilla, er werde demnächſt zurückkommen, um ihre ehelichen Umarmungen zu genießen, und ſei um ſo mehr entſchloſſen, ſich nie wieder von ihr zu trennen, je ſchwerer er die Pein einer ſo langwierigen Trennung erduldet habe. In welchen Zuſtand dieſe Nachricht Eurilla verſetzte, iſt nicht leicht zu ſagen. Mit einem Male fiel Beſchämung, Liebe, Verzweiflung über ſie herein. Beſchämt fühlte ſie ſich, indem ſie mit zu großer Leichtigkeit von der ehelichen Zuneigung Roleone's zu der ungeſetzlichen Neigung Silvio's abgelenkt hatte, und es beunruhigten ſie im innern Herzen neben der Reue über die frühere Eitelkeit tauſend quälende Gedanken. Aber die Liebe hatte allzu gewaltſam von dem erkrankten Gemüthe Beſitz ergriffen und ſie ſah nicht ein, wie ſie unterlaſſen konnte, für Silvio zu leben, um ſich dem Zuſammenleben mit Roleone wiederzugeben. Verzweifelt verabſcheute ſie daher das Leben und hielt nur den Tod noch für eine geeignete Abhilfe für ihre Leiden. Auch hätte es ihr keineswegs an Hochherzigkeit gefehlt, ihm entgegenzugehen, aber ſie beſorgte, gerade ihr Blut könnte mit der Vermuthung der Verſchuldung den Flecken ihrer Ehre gerade beſtätigen; darum änderte

sie geschickt ihre Gedanken und lenkte sie auf mildere Betrachtungen hin. Sie dachte, es müßte ihren Interessen nicht wenig helfen, Silvio zu vermählen, und sie beredete sich, bei der Kunde von dieser Vermählung würden sich schlimme Finsternisse zerstreuen, welche schnöder Weise den Glanz ihres guten Namens zu verdunkeln anfingen; denn wenn die Leute ihn durch ihre Vermittelung vermählt sähen, so hätten sie nicht zur gleichen Zeit ohne große Verwegenheit in ihm Neigungen vermuthen können, verschieden von denen, die die Gattenpflicht auflegte, und in ihr eine ihrer Handlungen widersprechende Absicht, da doch niemand glaubt, daß man in der Liebe einen Nebenbuhler sucht, wenn einem der geliebte Gegenstand beistimmt. Wenn daher auch bei der Rückkehr Roleone's die boshaften Gerüchte gegen sie fortdauern sollten, so könnte sie die Ansicht verbreiten, ihre Zusammenkünfte mit Silvio haben einzig diesen Zweck gehabt. Sie theilte ihm also ihre Ansichten mit und bat ihn, seinen Kummer zu mäßigen bei dem unwiderstehlichen Hinderniß, sie nach dem Gesetze der Ehe zu besitzen; sie versprach ihm, sie wäre in diesem Falle auch nach dem Gesetze der Liebe immerdar die seinige geblieben und hätte ihn ewig geliebt, er solle damit sich begnügen und ihr den Gefallen thun, jeder Aufschub bringe Gefahr und schnelle Entschlüsse seien die besten. Silvio konnte ihr nicht widersprechen, denn er hatte keinen andern Wunsch, als den ihrigen; aber indem er ihr beistimmte, fühlte er alle die Pein, die bei der Trennung von einander engverbundene Seelen empfinden. Als Eurilla bei ihren Verlusten diesen Punkt gewonnen hatte, kostete es sie nicht viel Mühe, ihm die Hand Gerecinda's, der edelsten unter allen jungen Frauen Frankreichs zu gewinnen; das Mädchen hatte kaum das zwanzigste Jahr erreicht, war von unschuldigen Sitten, schön in allen Theilen, am schönsten aber durch einen langen Haarwuchs von glänzendem, sanft gekräuseltem Golde, das ihr zur Zierde gereichte, den Herzen der

Beschauer aber zur Fessel. Die Hochzeit wurde im Stillen gefeiert, Silvio zu gefallen, der keine pomphaften Freudenfeste anstellen wollte für seine nur scheinbare Tröstung. Eurilla war zwar von Gerecinda eingeladen, konnte es aber doch nicht über sich gewinnen, sich einzufinden, meldete sich daher krank und blieb in diesem Vorgeben auch wirklich bei der Wahrheit, denn sie siechte am Liebesfieber. In dieser Einsamkeit erhitzte sie sich bei dem Gedanken, daß eben jetzt die Geburt der Wonne der andern gefeiert werde, wo man zugleich ihre letzten Hoffnungen zu Grabe geleite, sie bereute es, ihr Übel mit Gift statt eines Gegengiftes bedient zu haben, sie vergaß alle gewohnte Rücksicht und den gegebenen Rath und entschloß sich, fast in Liebeswahnsinn versunken, ihm zu schreiben; er habe sich allzu leicht überreden lassen zu der Vermählung mit Gerecinda, sei allzu schnell bewogen gewesen, sie einzugehen und zuzustimmen; und die Raschheit der Ausführung gebe ein nur allzu ausdrückliches Zeugniß, daß in seinem Herzen nicht so tief, wie er erkläre, die Liebe wurzele, die er für sie zu fühlen vorgebe. Er könne auch nicht den Einwand erheben, er habe nur ihr gefolgt, denn in der Schule Amors schließe man auf um so größere Liebe, je weniger man zum Schaden der Geliebten gehorche. Und da man nicht sagen könnte, daß der ernstlich liebe, der um seiner Theuern zu gefallen sich nicht enthielte, sie zu tödten, so dürfte er, wenn er sie geliebt, nicht ihren Vorschlägen beistimmen, deren Ausführung durch ihn nicht umhin könne ihr den Tod zu bringen. Der Himmel habe noch nicht seinen Spruch gethan über die Zukunft, noch schwebe der unsichere Ausgang der Erfolge; er hätte daher nicht so schnell durch seine Verheirathung sich der Fähigkeit berauben sollen, die sie mit ihm eines Tages überaus hätte beglücken können. Dieser Brief war eine grausame Hand, die auf so seltsame Weise Silvio's Wunden aufriß, daß er bei Durchlesung desselben alle jene herben Schmerzen empfand, die je ein liebendes

Herz gefoltert haben. Er weinte über sich selbst, er bejammerte Eurilla, er klagte der Ungerechtigkeit die Sterne an, die, um ihn desto empfindlicher zu treffen, beschlossen hatten, der Schlag, der ihn verurtheilte, Todesqualen zu dulden, solle aus den Händen ihres Lebens kommen. Armer Silvio, der auch nicht ein Augenblickchen Ruhe finden durfte in den Freuden seiner Vermählung! Unterdessen kamen wiederholte Botschaften an und kurz darauf erreichte die Stadt, beladen mit Siegeszeichen, Schätzen und Ruhm, Roleone selbst, der von Allen mit Beifallklatschen und Freudebezeugungen empfangen, nur von seiner Frau nicht gern gesehen wurde wegen der Leidenschaft, in der sie sich befand. Doch gelang es ihr, dieselbe durch Verstellung und durch die Zärtlichkeit der ehelichen Liebe zu verdecken. Sie verwandelte sich ganz bei seinem Erscheinen und drängte den Schmerz um den Verlust ihres Geliebten in ihr Inneres zurück. Der Gatte begrüßte sie mit großer Freude und unterließ nicht, mit Herz und Mund ihr alle Zeichen seiner Neigung und der Veränderung seiner Gesinnung zu geben, welche sie hätten trösten können, wenn sie des Trostes fähig gewesen wäre. Was konnte aber die arme Eurilla machen, wenn der Theil der Seele, der Roleone angehören sollte, in Silvio's Gewalt gefangen lag! Je ernstlicher daher Tag für Tag Roleone seine Gattin zu versichern suchte, daß er sie liebe, um so kälter wurde er von ihr aufgenommen und geliebkost. Alle andern Gedanken waren ihr fern außer dem allein, der mit unwiderstehlicher Gewalt ihr das Bild des geliebten Silvio vorführte. Und da Herzensleiden schwer zu verbergen sind, dauerte es nicht lange, so merkte er ihre Lauheit, sann nach, was der Grund sein könne, und strebte mit aller Genauigkeit ihr Thun und Lassen und ihre Neigungen zu beobachten; aber auch dabei konnte er keiner ihrer Handlungen einen Beweis entnehmen, der sie als schuldig verdammte. Was aber seine Augen nicht sehen konnten, das hörten seine Ohren von einer garstigen,

böſen Zunge, die die Theilnahme wegen der Verwandtſchaft vorſchützend gegen ihren Ruf die böſen Gerüchte zu bekräftigen wagte, die ſich am Hofe über ihre Liebſchaft mit Silvio verbreitet hatten, und ihre Verſchuldung noch erſchwerte durch kecke Behauptungen unſittlicher Zuſammenkünfte. Roleone ſchenkte dem, was er fürchtete, leicht Glauben, und nicht gewöhnt, auch nur einen Schatten kleiner Beleidigungen zu dulden, hätte er ſich ſogleich auf den Weg gemacht, um Silvio aufzuſuchen und umzubringen, wenn ſein Schickſal, das ihn für traurigere Begebenheiten, als den Tod, aufbehalten hatte, ihn nicht einige Tage früher hätte aus der Stadt weggehen laſſen, die ihm unerträglich war ſeit Roleone's Ankunft, weshalb er ſich mit ſeiner Neuvermählten auf ein Landſchloß drei Meilen von der Stadt begeben hatte unter dem Vorwand, ſich zu zerſtreuen, in der That aber, weil er nicht über ſich gewinnen konnte, den Beſitzer jener Schönheit vor Augen zu haben, nach welcher er ſo lange vergeblich geſeufzt hatte. Dieſe Abweſenheit gab Roleone Zeit zu reiferer Überlegung und er ließ den Rath der Freunde auf ſich wirken, welche ſagten, Silvio ſei einer der erſten Männer des Reiches, ſich an ihm zu rächen ſei nicht ſo leicht, denn er werde ihn niemals unvorbereitet überraſchen; er ſolle indeſſen ſeine Rache bei ſeiner Frau beginnen, die ihm die Treue gebrochen habe, ohne ſeine Schande weiter zu veröffentlichen, entweder mit einem nicht heftigen Gifte oder mit ſonſt etwas, was ihm die Gelegenheit biete. Um alſo mit ſeinem Plane zu Ende zu kommen, ſetzte er mit ſeiner Gattin den zärtlichen Umgang fort und ſodaß, wenn auch ihr eigenes Bewußtſein ſie gemahnte, auf ihrer Hut zu ſein, ſie doch nicht ſo vorſichtig war, daß ſie ſich nicht von den Künſten ihres Gemahls täuſchen ließ. Kurz, ſie war ein Weib. Roleone beſaß nur zwei Meilen von der Stadt entfernt ein ſehr ſchönes und fruchtbares Berggut, wohin er ſich alljährlich mit ſeiner Familie

zu verfügen pflegte, um die Herbstfreuden zu genießen. Unter demselben floß durch eine geräumige Ebene die Seine hin, als freute sie sich, mit ihrem klaren Wellen den Schönheiten des Hügels zum Spiegel zu dienen. Dahin also begab er sich mit seiner Frau, welche schon alle gewohnte Rücksicht vergessen hatte und frei von aller Furcht lebte. Er gab sich mit ihr manchmal dem Vergnügen hin, am Rande des Flusses die stummen Schwimmer zu beobachten. Dabei benützte Roleone einst die Gelegenheit, sie mit einem Stoße von oben in die Tiefe des Wassers zu stürzen, während sie versunken in den Anblick eines großen Fisches unvorsichtig dastand, wo sie denn von den Wellen verschlungen nicht mehr zum Vorschein kam. Roleone blickte um sich und entdeckte in der Ferne eine Dienerin, die ihn beobachtete. Er wollte mit Schreien sie auf den Glauben bringen, seine Gemahlin sei durch Zufall herabgestürzt; sie aber hielt ihre richtige Ansicht nicht zurück, nannte ihn Verräther und hörte nicht auf, ihm seine Schuld vorzuwerfen, weshalb er mehr, als von ihren Klagen, von seinen eigenen Gewissensbissen gepeinigt sich nach Hause zurückzog, sein Kostbarstes zusammenpackte und unverweilt sich hinwegbegab mit dem Vorsatze, nie zurückzukehren und den Himmel wiederzusehen, der ihm so viel Schande bereitet hatte. Die treue Magd kam in größter Eile zu der Stelle, wo sie ihre Gebieterin hatte hinabstürzen sehen, sie betrachtete den tiefen Schlund des Stromes, betäubte voll Entsetzens die Luft mit Geschrei, rief um Hilfe und ließ nach der Unglücklichen fahnden, aber umsonst, denn wegen der angewandten Vorsicht war es nicht möglich, sie wiederzufinden. Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich die Nachricht in der Stadt und am Hofe, man nahm an dem kläglichen Falle mehr durch Entsetzen als durch Jammer Theil, und sprach von der Sache in entgegengesetztem Sinn, wie denn die Urtheile der Menschen sehr verschiedenartig sind. Die meisten aber ahnten wohl, daß ein falscher

Verdacht mit im Spiele ſein möge und daß er aus eiferſüchtiger Wuth ſich zu einem ſo barbariſchen, grauſamen Entſchluſſe habe bringen laſſen. Man verabſcheute denſelben und behauptete, wenn auch einige Stimmen gegen ihren Ruf verlautet ſeien, ſo habe doch nichts bewieſen werden können außer einem freundſchaftlichen Verkehr, der mehr Mitleid, als Züchtigung verdient hätte, denn er ſelbſt habe dazu die Veranlaſſuug gegeben durch das ſeltſame Betragen, ſie zu verlaſſen, während es ſeine Pflicht geweſen wäre, ſie gut zu behandeln. Der König ließ wegen der bekannten Tugenden Eurilla's, die er zärtlich liebte, ferner weil er dem Gedächtniſſe ihres vor wenigen Monaten in ſeinem Dienſte verſtorbenen Vaters beſonders verpflichtet war, einen ſchrecklichen Bannſtrahl ſeiner Ungnade auf den Verbrecher ausgehen, erklärte zugleich alle ſeine Güter für der königlichen Kammer heimgefallen und verſprach ſie dem zum Lohne, der ihm ſeinen Kopf brächte. Dieſe Kunde verbreitete ſich wie alles Böſe in einem Nu durch das Land und ſchlug dem Herzen des armen Silvio eine neue Wunde. Wer kann ſagen, wie ihm ward bei einer ſo ſchmerzlichen Nachricht? Er zitterte, ſchwitzte, erſtarrte, ſchauderte, ſeine Lebensgeiſter eilten im Augenblick aus den äußern Theilen ſeinem niedergeſchlagenen, regungsloſen und blutleeren Herzen zu Hilfe; er glich eher einem Marmorbild, wenn man ihn nicht weinen geſehen hätte. Was that er nicht und was ſagte er nicht, da er ganz aufgelöſt war von Entſetzen! Er machte ſeinem Herzen Luft in Thränen, Schluchzen, Klagen.

Ach, unſeliger Silvio, rief er, Eurilla iſt todt und du lebſt? Eurilla, die deine Seele war, hat ihr Leben beſchloſſen und du ſtirbſt nicht? Du allzu unglücklicher Silvio, der du gezwungen biſt zu leben ohne Seele! Und wie kannſt du leben, der du nichts anderes athmeteſt, als dem der Anblick des ſchönen Geſichtes Lebensluft war? Ach, daß du nicht mehr lebſt, um zu athmen,

ſondern um zu ſeufzen! Deine Seele iſt dein Schmerz, dein Leben iſt ein einziger Seufzer. Stirb, du verlaſſener Silvio, ſtirb! All dein Gut iſt todt, alle deine Hoffnung iſt verſchwunden, du haſt das Leben beſchloſſen; endige auch deine Verluſte, endige auch deine Qualen. Stirb; armer Silvio, ſtirb! Eurilla lebt nicht mehr. Eurilla iſt in den Wellen begraben und du ſtirbſt nicht? und du erſtickſt nicht in Thränen? Wehe dem Unmenſchen, der ſie verrieth, der barbariſchen Hand, die ſie hinabſtieß, der erbarmungsloſen Welle, die ſie verſchlang, dem noch grauſameren Schickſal, das ſolches verſtattete! Aber vielleicht ſollte es ſo kommen, daß ſie, die das Abbild der Sonne im Geſichte trug, im Fluſſe ſterben mußte, denn es iſt ja auch der Sonne eigen, in den Wellen zu ſterben. Doch was ſag' ich? Die Sonne ſteht jeden Morgen wieder auf und meine Sonne iſt ja untergegangen auf immer. Stirb, gequälter Silvio, ſtirb! Befreie dich einmal mit einem edeln Schlage von der Tyrannei deines Feindes Amor! Laß, laß von nun an dein Schickſal über dein armſeliges Leben ſiegen! Stirb, denn du warſt und biſt nichts anderes als der Mörder Eurilla's, du haſt ihr den Tod veranlaßt durch deine unſelige Liebe. Der Tod alſo, der Tod iſt die gebührende Strafe für deinen Fehltritt. Ach, du ſchmerzreicher Silvio, was denkſt du, was ſagſt du? Nein, du darfſt nicht ſterben; ein allzu ſchwaches Zeugniß der unendlichen Liebe, die du für Eurilla fühlteſt, die ſie für dich fühlte, wäre ein einziger Tod. Lebe in Qual, Silvio, lebe, aber um fortwährend zu ſterben, um nichts mehr zu ſehen, was dir gefallen kann, um jede Freude zu fliehen, um immerdar zu klagen.

Und in der That nach dieſem kläglichen Begegniß konnte er ſich nie mehr tröſten, Leben und Tod war ihm gleichgiltig, alle ſeine Beruhigung beſtund in der Zurückgezogenheit, er erwählte ſich die Einſamkeit zu ſeinem Elemente, er fühlte ſich zwar verpflichtet, ſeine

Gattin zu lieben wegen der Unſchuld ihres Weſens und ihrer ſeltenen Eigenſchaften, ſie kannte ſeine Leiden nicht und vergötterte ihn fortwährend, was ihm nicht möglich war zu erwidern; daher faßte er einen unwillkürlichen Widerwillen über die verzweifelte Liebe und kam endlich ſo weit, daß ihm ihre Zärtlichkeit im äußerſten Grade zuwider wurde. Unter verſchiedenen ſcheinbar triftigen Vorwänden hielt er ſie daher von ſich entfernt, brachte ſie in die Stadt, und um ſich deſto ungebundener ſeinem Jammer hingeben zu können, verfügte er ſich jeden Tag in einen benachbarten Wald, wo er auf einem hohen Fels ſitzend zum Genoſſen ſeines Schmerzes eine Quelle hatte, mit ſeinen bittern Thränen den ſüßen Saft jener kryſtallenen Waſſer trübte und ſeiner dahingeſchiedenen Schönen den Zoll mit ſeinem ſchmelzenden Herzen zahlte. So hing er fortwährend ſeinem Kummer nach bei dem Anblicke jener Quelle mit dem peinvollen Gedächtniß ſeines verlorenen Gutes, das ſein Leben im Waſſer beſchloſſen hatte. Eines Tages nun bei guter Zeit, da er ſeiner Gewohnheit gemäß, ich weiß nicht, ob ich eher ſagen ſoll vom Schickſal oder vom eigenen Schmerz getrieben, durch den Wald ſchweifte, aber übergewöhnlich aufgeregt, in der Stunde, die den Liebenden mehr, als jede andere, beſchwerlich iſt, kam ihm, ich weiß nicht welcher Anſtoß zwiſchen die Füße; plötzlich erwachte er aus ſeiner martervollen Verzuckung, ſenkte die Augen und ſah, daß er über einen jungen Pilger geſtolpert war, der blaß und halb todt auf der Erde lag. Es glänzte ihm bei alledem trotz ſeines kläglichen Geſchickes in dem ſchmerzvollen Geſichte ein ſo ſchönes Erbarmen und eine ſo erbarmungsreiche Schönheit, daß er ſich Mitleid erworben hätte von Tigern, geſchweige von Silvio, der das Mitleid ſelbſt war. Er fragte ihn daher, wer er ſei und welcher herbe Verluſt ihn hier zu einem ſo harten Looſe geführt habe. Kaum ſchlug er etwas die matten Augen auf und entfeſſelte aus dem Innerſten des Herzens

Seufzer eines Sterbenden; er betrachtete ihn erstaunt, doch, da er mehrmals gefragt wurde, antwortete er endlich lebhafter mit dem schmachtenden Blicke, als mit der weinerlichen Stimme, er sei eine arme Ruine des Schicksals und bitte ihn, mit ihm Erbarmen zu haben, nicht, weil er länger zu leben wünsche, sondern daß er, der in kurzem doch sterben müsse, doch nicht in diesen Wäldern unbegraben zum Fraß für die Wölfe liegen bleibe. Silvio nahm ihn mitleidig auf, gerührt von einem räthselhaften Mitgefühle. Er rief durch Pfeifen einige von seinen Leuten herbei und ließ ihn auf den Armen in die Zimmer tragen und daselbst in ein bequemes Bette bringen. Indem er ihn aufmerksam betrachtete, bemerkte er in seinem Gesichte etwas Mildes, das ihm ein Gefühl ungewohnten Erbarmens einflößte und ihn neugierig machte, durchaus zu erfahren, welches unbillige Schicksal so unverdienterweise die bejammernswerthen Reste dieser fast erloschenen Schönheit beeinträchtige. Jener aber war indessen im Innern von einer ungeordneten Regung der eigenthümlich gestörten Lebensgeister überfallen, wie es bei Sterbenden zu geschehen pflegt, er fing an ohnmächtig zu werden, sank von einer Schwäche in die andere und hätte die Seele ausgehaucht, wenn sie, ganz in den Augen des Sterbenden zusammengedrängt, durch die Lippen den gewöhnlichen Ausweg gefunden hätte. Silvio versäumte dabei keine Pflicht des Erbarmens, die ihm hier zukam. Er ließ ihm durch die Diener das Gesicht mit Essig und frischem Wasser besprengen und knöpfte ihm selbst das Wams auf, um Mittel anzuwenden, die Lebensgeister wieder zu ihrer Thätigkeit zurückzurufen. Aber wie gut leitet das Schicksal jede Linie auf ihren Punkt hin! Siehe, während er auf das fremde Leben bedacht ist, findet er für sich selbst Anlaß zum Tode, er sieht, betastet, erstaunt, denn der Pilger trägt, indem sich der schneeweiße Busen enthüllt, an zwei Brüstchen deutliche Zeichen der Weiblichkeit an sich. Die Verwunderung

verſtärkte in ihm eine ungewohnte Rührung, die ihm die reichlichſten Thränen aus den Augen lockte, um den Buſen der mit dem Tode Ringenden zu benetzen. Mit wunderbarer Kraft ſtellte er dadurch in kurzem ihr Leben wieder her, ſie hub mit ſchmachtenden Seufzern die trüben Augen von neuem nach Silvio's Geſicht, ſie hemmte die Seele zwiſchen den Lippen und bot ihre äußerſte Kraft auf, um zu ſprechen.

O Silvio, fing ſie an, Silvio, erkennſt du Eurilla noch nicht, die mit dem Brandmahl ſo vieles Elends bezeichnet iſt? die Eurilla, die wegen fremder Treuloſigkeit von jedermann vom Waſſer verſchlungen geglaubt wurde, aber durch die Wohlthat eines alten Fiſchers, der ſie halb todt aus dem Fluſſe zog, ſich noch ſo lange erhalten hat, um als reines Opfer in deinen Armen ihre Seele auszuhauchen? Sie ſchätzt ſich nun glücklich, daß ihr, nachdem ſie über drei Monate unter tauſend Bedrängniſſen verborgen bei ihrem freundlichen Befreier ſich aufgehalten, vom Himmel vergönnt iſt, dich vor ihrem Tode noch wiederzuſehen. Glückſelige Bedrängniß, da ich mich um euretwillen verzehrte und ſo unkenntlich ward, daß ich keinen Anſtand nehmen durfte, das Unternehmen zu wagen und in dieſen Gewanden unerkannt dich aufzuſuchen. Aber meine Schwäche ertrug nicht die Beſchwerden der langen Reiſe; unterwegs nahm die Beläſtigung zu, die ich mir durch das unmäßig verſchluckte Waſſer zugezogen, woraus ſich ſpäter eine tiefe Melancholie erzeugt hatte, weil ich den Glanz meines guten Namens verſchwärzt ſah. Ich konnte alſo nicht weiter und mußte ſtille halten an dem Orte, wo du mich fandeſt. Hemme doch deine Thränen, o Silvio, und tröſte dich, da ich ja bei deinem unſchuldigen Anblick ſterbend ins Elyſium hinüberſcheide.

Dann ſtreckte ſie zum Zeichen der Treue zitternd die Hand ihm hin, ſie fühlte ihren Geiſt abnehmen und ſchloß mit dem Munde zugleich ihr Leben. Bei dieſem unerwarteten Berichte war der arme Silvio ganz betroffen, und als er einen ſo großen Beweis unvergleichlicher Zu-

neigung vor sich sah, stand er bei dem Hinscheiden seiner Theuern da, wie vom Blitze getroffen, ohne Geist und ohne Bewegung. Am Ende aber kam er wieder zu sich, oder vielmehr zu einem Übermaß eines nie gekannten Schmerzes, er sank hin über den schneeweißen Leib, der eine Masse kalten Schnees geworden war, drückte tausend feurige Küsse darauf und fing an sich zu beklagen mit so sprechenden Ausdrücken des Leidens, das ihn quälte, daß es einen Stock zum Erbarmen gerührt hätte. Aber es ist keine Zunge, die den kummervollen Drang eines Herzens auszudrücken vermöchte, das durch ein so jammervolles und trauriges Schicksal seine Geliebte sich im Arme sterben sieht. Die Thränen fliessen ohne Rückhalt. Sein Schluchzen, Seufzen, Schreien konnte eine vollkommene Vorstellung geben von den härtesten Foltern der erzürnten Hölle, und um die Ähnlichkeit desto sprechender zu machen, zog in das bedrängte Herz auch die Verzweiflung, die ihn ohne Zweifel jeden Augenblick vermocht hätte, seiner Tragödie einen pathetischen Abschluß zu geben, sei es mit dem Eisen oder mit einem Sturz in den Abgrund, wenn nicht eben die jammervolle Heftigkeit seines Schmerzes ihm die dunkeln Entschlüsse gelähmt hätte, die ihn umtrieben, die ihn nach und nach beherrschten, ihm die Klarheit seines Sinnes raubten und ihn untröstlich machten und zu jeder Dienstleistung unfähig. Seine Phantasie füllte sich mit Schaudergestalten, er verlor den Schlaf, durch das lange Wachen füllte sich ihm das Haupt von heißen Dünsten und es kam zu einer völligen Entäußerung seiner selbst, weshalb er wahnsinnig und irre in seltsamen Klagen die Lüfte mit dem Namen Eurilla plagte, als Gegenstand des Hohns und Spiels eines verzweifelten Geschicks, ohne sterben zu können. So lebt er noch jetzt als der beklagenswertheste der weisesten und gebildetsten Ritter des Jahrhunderts, bemitleidet von ganz Frankreich, ein thränenwerthes Beispiel allen Liebenden für eine unglückliche, unselige Liebe.

XLIV. Pietro Pomo.

1641.

127. Abenteuer eines deutſchen Poeten.

(Accad. incogn. 1, 17.)

Agisulf, ein deutſcher Dichter von edler, aber armer Abkunft, verliebt ebenſo in das reizende und anziehende Studium der Poeſie, wie in das ſchwere und erhabene der Aſtrologie, widmete keinem andern Weſen ſeine Kräfte, als der Urania, und vermengte nicht, wie andere Dichter zu thun pflegen, mit der Caſtalia und mit dem Kephiſos ſeinen tugendhaften Schweiß, ſondern er vergnügte ſich an den Ufern des himmliſchen Euridanus und löſchte die Glut ſeines poetiſchen Durſtes in der einfachen Quelle der Kryſtallinſe. Daher konnten mit allem Rechte ſeine Verſe als erhaben gefeiert werden, da er ſie nicht nur an den Fingern abzählte, ſondern mit Anſtrengung ſeines Rückgrates fortwährend auf dem ſchwierigen Pfade der ſteilſten Steigungen des Himmels ſich abmühte. Er ſang von dem Beben und den langſamen Bewegungen des Firmamentes, den mannichfaltigen Bahnen und dem verſchiedenen Einfluſſe der Planeten, von dem Wechſel der Jahreszeiten und überhaupt von Allem, was auf uns von dort oben in dieſe ſublunariſche Welt herniederſtrömt. Aber bei der Erkenntniß des Allgemeinen wurde er auch neugierig auf ſeine beſondern Umſtände, er erſpähte in der Berechnung ſeiner eigenen Geburtsſtunde irgend etwas Königliches im mittleren Himmel, was, auf die Folter der Überlegung geſpannt, geradezu zu dem Bekenntniß kam,

daß der Glückspunkt aufs Genaueste mit seinem einunddreißigsten Lebensjahre zusammenfalle. Nun wußte er zwar wohl, daß die Constellation der Poeten sich diametral derjenigen der Glücklichen entgegensetze; nichts desto weniger aber, weil ihm auch nicht unbekannt war, daß der Himmel sich manchmal auch den Spaß mache, mit uns durch ungewohnte Ausnahmsfälle zu scherzen, entschloß er sich, nicht, wie Viele zu thun pflegen, in den Grenzen seines Vaterlandes die Stürme seines Geschicks zu erwarten, sondern ernst und eifrig dem Glücke entgegenzugehen, das ihm in den Jahrbüchern des Himmels günstige Sterne weissagten. Er setzte also über das Meer und siedelte mit größtem Behagen von Deutschland nach Hibernien über, wo er nach den Vorschriften seiner Kunst meinte, das Ziel seines verheißenen Glückes sei dort sicherer und leichter zu treffen. — Es herrschte dazumal über dieses Land Crudarte, welcher sich mit Gewalt über Berge von Verbrechen in die Regierung eingedrängt hatte und mit solchen sich nicht nur Verschanzungen aufführte, um sich seine so schlecht erworbene Macht zu erhalten, sondern sich auch Bresche machte, um in der ersehnten Hochzeit die Willfährigkeit der rechtmäßigen Königin Rosmonde zu erobern, welche, nachdem wenige Jahre zuvor ihr Vater, der König Guiscarlo gestorben war, nach dem unvermutheten Tode ihres einzigen noch unmündigen Bruders, der, wie man glaubte, als erstes Opfer sein unschuldiges Blut zu den Füßen des stolzen Tyrannen vergießen mußte, nun als einzige, aber unzweifelhafte Thronerbin übrig blieb. Sie hatte aber von der königlichen Würde nichts als den Titel Königin und war nebst ihrer Mutter von dem grausamen, wenn gleich glühend in sie verliebten Manne unter dem äußern Vorwande der Bewachung und des Anstandes in der Felsenburg der Stadt eingeschlossen, wohin außer einigen wenigen Hofdamen selten oder nie jemand gelangte. Außer den andern über sie ergangenen Leiden war auch darüber die Stadt in

großem Jammer und Mitleid, da man so vor den Augen sich den einzigen übrigen Tropfen des königlichen Blutes in der Gefangenschaft verzehren sah, und neben dieser Crudarte beleidigenden Traurigkeit hatte sie fortwährend die schmerzlichen Folgen ihres unnützen Mitleids zu tragen. Der Tyrann las auf der Stirne der Bewohner der Stadt den Unwillen über sein Regiment, der sie beseelte, er hielt sich dadurch schwer beleidigt und schritt deshalb bald unter diesem, bald unter einem andern Vorwande schamlos mit Verbannungen, Gefängniß- und Todesstrafe ein, um sich zu rächen; sodaß die Guten kein besseres Mittel zu ihrer Rettung wußten, als sich schlecht zu stellen, und die Schlechten, sich zu Werkzeugen seiner Roheiten herzugeben. Auf diese Weise war in kurzem die Stadt verödet und die Insel von allen Männern von einigem Geiste entvölkert, und jener genoß fast nur unter rohem Pöbel die Ruhe des Reiches in einem Meere von Verruchtheiten. — Bei diesem Stande der Dinge landete Agisulf an der Schwelle der Insel, verfügte sich von dort nach der Hauptstadt und hielt dort sorgfältig Wache, ob er irgendwo den königlichen Vorläufer des verheißenen Glückes aufgehen sehe. Er versäumte unterdessen nicht die Aufgabe seiner obgenannten poetischen Bestrebungen, sondern streute vielmehr selbige gar häufig mittels vieler nicht unedler Proben aus und bemerkte mit unendlichem Vergnügen, wie in dem allgemeinen Beifall glänzende Keime des Ruhmes emporsproßten. So war er in kurzem nicht nur von dem rohen Pöbel geliebt und geehrt, sondern er sah sich auch bewundert von Solchen, die auf einer höheren Stufe des Ansehens stunden. Er machte endlich in Form von Orakelsprüchen einige Prophezeiungen eines der ganzen Insel bevorstehenden Glückes bekannt und fand dafür auch, wie es im Unglück zu geschehen pflegt, leicht Glauben, ja, er setzte sich bei den Einfältigen bald in das Ansehen eines himmlischen Boten, eines Gottmenschen. Crudarte blieb der Beifall, welchen

Agisulf erntete, keineswegs verborgen und bei der Gewissensangst, der strengsten Henkerin der Verbrecher, fürchtete er von der Stimmung des Volkes irgend einen Umschwung und hätte gerne den Entschluß gefaßt, ihn umzubringen oder zu verbannen: aber aus Angst, das Volk möchte, erbittert durch die täglichen Aufwiegelungen, die Lockspeise bereits im Busen fertig tragen, um bei dem nächsten Anlaß einer neuen Beleidigung das Feuer des Aufruhrs in sich aufzunehmen, enthielt er sich dessen und ging vorsichtiger zu Werk. Er rief ihn an den Hof, er sah, daß er ein Mensch von sehr schönem Äußeren war, er erkannte in seinen Gesprächen auch seinen schönen Verstand und merkte unter andern guten Eigenschaften an ihm auch die, daß er vollkommen die schwere Kunst des Regierens verstand. Er bewunderte seine Anmuth, seine Würde, seinen Geist und ernannte ihn zu seinem Rath, in der Absicht, nicht sowol die Tugend zu belohnen, welcher er diametral widerstrebte, sondern um sich derselben zu bedienen, um desto leichter die Tyrannei seiner angemaßten Herrschaft aufrecht zu erhalten. Er wußte, wie sehr er dazu helfen könnte, ihm die Neigung des Volkes zu gewinnen, durch seine Anmuth und seine Beredsamkeit. Er bemäntelte mit schönen Worten den wirklichen Sinn seiner Entschließungen und hätte so leichter als jeder andere seiner Unterthanen bereitwillig sich das können aneignen machen, was mit Drohungen und Gewalt nicht möglich gewesen wäre. Aber mehr als alles Andere lag ihm am Herzen, daß er allein durch das Ansprechende seines Betragens und den Honig seiner Überredungskunst es dahin brächte, ihm seine ersehnte Königin Rosmonda ohne Zwang zur Gattin zu erwerben. Ich weiß nicht, soll ich sagen, daß Erudarte mehr vom Ehrgeiz, oder von der Liebe tyrannisirt war. Mir scheint es fast, die beiden Leidenschaften beherrschten ihn gleichmäßig im äußersten Grade; doch kann ich dabei mich leicht überzeugen, daß weniger, als die Liebe, ihn der

Ehrgeiz quälte; denn für den letztern fand er wenigstens Linderung, indem er fortwährend Befehle ertheilen konnte; nach der Liebe aber dürstete er immer, er schmachtete in Verzweiflung über einen glücklichen Ausgang, weil Rosmonda, gegen den verliebten Tyrannen immer unwillig oder immer spröde, ihn nie auch nur eines Blickes gewürdigt hatte. So war der Unglückliche des geliebten Lichtes beraubt und lebte trostlos in ewigen Finsternissen. Doch verlor er sich darum nicht in die schüchterne Scheu der Liebenden mit dem ersten Flaum am Kinn; vielmehr erhitzt vom Blute einer kräftigen, männlichen Verfassung nahm er keinen Anstand sich sehr häufig zum Besuche bei seiner Theuern zu verfügen, und bestrebte sich daselbst durch alle Künste, sich in ihre Liebe einzuschmeicheln, sodaß er ihr manchmal, wenn auch mit bleicher Stirn und bebender Stimme seine Flamme offenbarte. Sie aber blieb unerschüttert von seinen Schmeicheleien, starr und schweigend, und so mußte er immer mehr beschämt und bekümmert scheiden. Er zitterte, als er wegging, indem er sich verachtet glaubte, und von Zorn glühend, hätte er die Liebe ausgelöscht, wenn nicht beide Flammen einander begegnend sich vereinigt und unvermerkt statt auszulöschen nur einen um so stärkeren Brand in ihm verursacht hätten. — Agisulf war indessen (Dank den eigennützigen Gunstbezeugungen Crudarte's) zu den höchsten Ehren am Hofe emporgestiegen. Keine Gnaden wurden gespendet, keine Eingaben gefördert, als durch ihn; auch Abweisungen gingen durch seine Hände und verloren dadurch die Eigenschaft des Bittern, versüßt durch das Anmuthige seiner Leutseligkeit, sodaß er bei einer so angesehenen Stellung, verbunden mit der Voraussetzung eines durchaus unbescholtenen Wandels sich mehr als je in der Verehrung der Unterthanen befestigte. — Zu ihm also nahm Crudarte seine Zuflucht, nachdem er ihn zuvor so höchlich verpflichtet hatte durch die größte Abhilfe seines Unglücks. Er hielt es aber für angemessen,

ehe er ihm das Innerste seines Herzens aufschlösse, ihn durch eine anständige Zusammenkunft bei der geliebten Königin einzuführen, und schickte ihn in die Burg zu ihr als Boten wegen gewisser wichtiger Regierungsangelegenheiten. Rosmonda war sehr schön, die Blüte ihrer Jahre färbte mit holdem Purpur das schneeweiße Gesicht und belebte es mit zwei schwarzen, höchst lebendigen Augen; in der Majestät einer anmuthig gekrümmten Nase, in der von dunkelm, starkem Haarwuchse gekrönten Stirn zeigte sie sich in einer doppelten Herrschaft als Tyrannin der Herzen und Königin der Menschen. Als nun Agisulf vor sie trat, war er überwältigt von Staunen über diesen ihm göttlich scheinenden Anblick und nahe daran, in Ohnmacht zu sinken oder doch von plötzlicher Liebesraserei befallen zu werden und in Wuth auszubrechen. Nichts desto weniger setzte er mit vieler Anmuth vor der Königin Mutter den Auftrag auseinander und bekam darauf eine kluge und freundliche Antwort. Er entfernte sich, aber in sehr schlimmer Verfassung, denn er hatte mehr als die Hälfte seiner selbst zu Rosmonda's Füßen zurückgelassen. Der Unglückliche merkte zwar sogleich die Verwundung, aber wozu half es? Er erkannte sie im Augenblicke für tödtlich. Verzweifelnd an jeder Hilfe, hätte er gerne sterben mögen, wenn nicht Crudarte unter andern Vorwänden ihn von neuem an seine theure Königin geschickt und ihm Gelegenheit gegeben hätte, neue Lebensgeister zu sammeln aus dem Anblicke jener Schönheiten, welche als göttliche nicht bei andern tödtliche Wirkungen hervorbringen konnten. — Aber wie die Liebenden gewöhnlich, so war auch Crudarte ungeduldig über längere Zögerung, er rief Agisulf in das entfernteste Gemach, erinnerte ihn geschickt an den hohen Posten, auf welchen er ihn mit Hintansetzung so vieler Andern erhoben hatte, und eröffnete ihm unbedenklich die unheilbaren Wunden, die er um Rosmonda in seinem Busen trug. Dann trug er ihm auf, aus Erkenntlichkeit für die empfangene

Gunſt und für die noch größere, die ihm bevorſtehe, um ihn noch mehr zu erheben, jedes Mittel ins Werk zu ſetzen, um ohne Zwang die Königin Rosmonda zur Gemahlin zu bekommen, und verſicherte ihn, er würde, wenn er es verlangte, zum Lohn bis zur Hälfte des Königreiches erhalten. — Nun möge, wer von meinen Zuhörern je verliebt geweſen iſt, bedenken, in welchem Zuſtande nunmehr Agisulf geweſen. Er verſtummte, erſtarrte, ward verſteinert bei den ganz entgegenſtehenden Regungen ſeines Herzens. Doch, nachdem er ſich etwas über das in dem gegebenen Falle einzuſchlagende paſſendſte Verfahren bedacht hatte, faßte er Muth und antwortete: Euer Excellenz verpflichtet mich weit über die Beſchaffenheit meines Verdienſtes, indem ihr mich zu der Ehre des höchſten Geſchäfts im Königreiche beruft, und da euch nichts Größeres übrig bleibt, mir mitzutheilen, bekenne ich mich unfähig, euch nach Gebühr zu danken, und dieſe meine Unfähigkeit iſt ein Beweis des Vorzugs, den der Himmel den Großen verleiht; denn wenn es für die Gunſtbezeugungen der Fürſten Dankſagungen gäbe, welche ihren Gunſtbezeugungen gleichkämen, ſo würde man die Fürſten nicht mehr für höher erkennen, als ihre Begünſtigten. Ich werde hingehen und indem ich das Geſchäft übernehme, das ihr mir anvertraut, wird es mir gering ſcheinen im Verhältniß zu dem Wunſche, der mich im Arbeiten für euern Dienſt ſo ſehr entflammt; indem ich daher dem Mangel meiner Zureichendheit die kräftigſten Wünſche beifüge, werde ich es dahin bringen, daß, was mir abgeht, die gütigen Sterne durch ihre Hilfe erſetzen.

Wie groß die Bedrängniß war, welche Agisulf's Seele fühlte, indem er zur Ausführung des Unternehmens ſchreiten ſollte, wüßte ich euch nicht auszudrücken. Von einer Seite ſtürmte auf ihn ein die Pflicht des Günſtlings, die Macht und die reizbare Natur Crudarte's, von der andern das unerklärliche Widerſtreben, das er in ſeinem Herzen fühlte, einem Andern das Leben zu verſchaffen,

das, wenn der Zweck erreicht war, in nothwendiger Folge ihm das seinige nehmen müßte; und wiewol er ohne Hoffnung liebte, so liebte er darum doch nicht ohne Eifersucht, und es gibt in der Welt keine grausamere Marter, als sich Andern in der Liebe hintangesetzt zu sehen, und noch viel schwerer müßte es, dünkt mich, fallen, sich durch seine eigene Mitwirkung nachgesetzt zu sehen. — Weil nun aber, wen das Schicksal von Geburt an zum Dichter bestimmt hat, nicht treulos sein kann, so setzte er seinen eigenen Vortheil hintan und beschloß, wenn er auch sterben müßte, Crudarte treulich die gewünschte Vermählung zu vermitteln, und da er, um die Tochter günstig zu stimmen, für das geeigentste Mittel hielt, zuerst die Mutter zu gewinnen, fing er das Unternehmen mit dieser an. Er erinnerte sie vor Allem an das heirathsfähige Alter Rosmonda's, die Nothwendigkeit der Regierung, den allgemeinen Wunsch der Unterthanen, und es fiel ihm nicht schwer, sie von diesem ersten Punkte zu überzeugen, über welchen gemeiniglich zum voraus alle Mütter einig sind. Sobald er aber auf die Person Crudarte's kam, da war plötzlich die ganze Unterhandlung gestört, jede bisherige Übereinstimmung hatte sich in den heftigsten Unwillen geendet. Agisulf unterließ aber darum nicht, seine Besuche unter verschiedenen Vorwänden zu wiederholen und sein Anliegen von neuem in Anregung zu bringen; manchmal war dabei auch Rosmonda selbst anwesend. Agisulf's Reden waren erfüllt von einem gewissen Reize und wenn sie auch von gehässigem Stoffe waren, so machten sie doch auf den Hörer einen eigenthümlich süßen und holden Eindruck. So waren die beiden Königinnen wider Erwarten mit ihm zufrieden und fanden sich mehrmals veranlaßt, dem Crudarte die Eigenschaften Agisulf's anzuwünschen, wo denn ein Heirathsantrag auf keine großen Schwierigkeiten gestoßen wäre. — Da nun aber Crudarte allmälig den ungünstigen Fortgang der Bemühungen Agisulf's bemerkte, fing er an, wie die Großen

ihr Misgeschick in der Person des unglücklichen Ministers zu verabscheuen pflegen, ihn tödtlich zu hassen; doch wollte er ihn nicht vom Hofe wegweisen, ohne wenigstens einen scheinbaren Anlaß zu haben; unter allen Umständen aber sollte er von der Stufe herabsinken, zu welcher er ihn erhöht hatte, und deshalb ließ er ausstreuen, es habe sich endlich der Grundsatz einiger neueren Politiker bewährt, daß Dichter zur Regierung des Staates nicht passen. Er verbreitete also, er sei ungeeignet für jede Dienstleistung von Belang und gab einigen der unzartesten Höflinge, mit welchen die Höfe in alten Zeiten immer sehr reichlich ausgestattet waren, die Weisung, sich über ihn lustig zu machen, ihn in der öffentlichen Meinung in Misachtung zu bringen und dadurch zu bestimmen, beschämt und von selbst den Hof zu verlassen. — Mit welchem Eifer diese sich der Quälerei des armen Agiulf annahmen, mag ermessen, wer die Feindschaft kennt, in welcher die Unwissenheit mit der Trefflichkeit steht. Mehr als einmal befestigten sie ihm in großem Volksgedränge Werg auf dem Rücken und steckten es, ohne daß er es merkte, in Brand, ließen dann die Menge beiseit treten und schrieen, sie sollen sich schnell vor dem Vater des Vaterlandes verbeugen, da sie ihn mit eigenen Leibesaugen so für dasselbe glühen sähen. — Ein ander Mal ließen sie ihn eilends rufen unter dem Vorwand, ihn zum Rathe einzuladen, und warfen runde Bohnen auf die Treppe. Wenn er nun hastig herankam, glitschte er auf den Stufen aus und fiel zu Boden, daß er fast den Hals brach. Wenn er nun hinkend und lendenlahm weiterkroch und ihnen begegnete, so fragten sie ihn, ob er vielleicht darum nicht gen Himmel schaue, weil er ihm darüber zürne, daß er ihm in seinen Jahrbüchern nicht die Gefahr dieses Falles vorausgesagt habe. — Über diese Beschimpfungen beschwerte sich zwar der Arme bei Crudarte, aber obwol sich dieser sehr erzürnt zeigte und schwur ihn zu rächen, rief er doch im Augenblicke nachher die

Beleidiger, und gab ihnen, statt sie zu bestrafen, in seiner Gegenwart zu seiner größten Qual noch ein freundliches Geschenk. Über diese Katastrophe entstand unter seinen Nebenbuhlern ein spöttisches Gelächter, im Volke aber beklagte man sein Misgeschick; Agisulf war somit der Hohn des Hofes und gleichzeitig das Mitleid der Massen geworden. Über jene Ausschreitungen aber wurde nun offen unter den Guten gemurrt. — Gerne wäre er weggegangen, da er den ungerechten Unwillen Erudarte's wohl merkte, aber er fühlte sein Herz gefesselt an Rosmonda und erkannte es somit für unmöglich, daß er wegging. Er beklagte sich gegen den Himmel, der ihn mit seinen trüglichen Zeichen hintergangen habe. Er beklagte sich über sich selbst, daß er nicht vollständig die Sprache des Himmels verstanden. In sich selbst hielt er nun mit den geschwundenen Ehren das vom Schicksal bestimmte Steigen des ihm verheißenen Glückes für beendigt, und fürchtete von Tag zu Tag, da das Sinken sich ihm immer näher legte, es werde vermöge der Nothwendigkeit des Widerspruchs sich noch weit größeres Unglück bei ihm einstellen. Er lebte indessen in seinem Zimmer zurückgezogen, um dem Begegnen neuer Ungebührlichkeiten ausweichend wenigstens theilweise mit einer leichten Sühne die Bitterkeit seines gegenwärtigen Schicksals zu dämpfen. Aber siehe da, auch hier kann er der Belästigung nicht ausweichen. Sie bohren ihm über dem Haupt ein Loch in die Decke und übergießen ihn, während er schreibt, mit einem reichlichen Regen der stinkendsten Flüssigkeit, eilen sodann in sein Zimmer und bezeugen ihre Freude, daß endlich Urania an seine Seite vom Himmel herniedergestiegen sei, um seinen Durst so reichlich in den Wassern der Hippokrene zu löschen, wie sie aus dem Dufte deutlich abnehmen. — Unter all den Qualen aber, die er duldete, war ihm keine unerträglicher, als wenn er sich dachte, er müsse bald beim Abschied des Anblicks Rosmonda's gänzlich beraubt werden. Doch

wollte er, als er zum Scheiden entschlossen war, es wagen, sie nochmals zu sehen; er ging hin und wurde wie sonst frei von den Wachen eingelassen. Als er eingeführt war, setzte er den zwei Königinnen, der Mutter und der Tochter mit solcher Rührung die Nothwendigkeit auseinander, die ihn dränge, wegzugehen, daß er ihren Augen Thränen entlockte; sie waren ganz bewegt und trösteten ihn so eindringlich, daß er wieder ein wenig Muth faßte und am Ende die Kraft hatte, obwol sehr bekümmert, von ihrem Anblick zu scheiden. Aber siehe da, als er aus der Burg treten will, wird er von einer Schaar seiner Verhöhner angefallen, welche ihn auf einmal mit einem pappenen Diadem krönten, mit einem Mantel aus den schlechtesten Lumpen umhüllten, auf einen Sessel hoben und als König begrüßten. So trugen sie ihn mit Gewalt auf den großen Platz vor den königlichen Palast, um Crudarte ein heiteres Schauspiel zu gewähren. Mit Hilfe von acht starken Männern, die sie zu diesem Zwecke ausgewählt hatten, prellten sie ihn wiederholt auf einer Decke und sagten ihm, so erheben sie ihn viel besser, als auf dem königlichen Thron und zeigen damit dem Volke Könige seines Gleichen. Am Ende ließen sie ihn zerbrochen und athemlos liegen, daß er kaum auf den Füßen in seine Gemächer gelangen konnte. — Diese über die Maßen grausame Barbarei, gegen einen Unschuldigen vor den Augen des Volkes zum Vergnügen Crudarte's ausgeführt, gab dem Volke gegen die, welche sich bei der Ausführung betheiligten, Steine in die Hand; die einen setzten die andern durch ihr Beispiel in Wuth, andere nahmen Bogen, andere Spieße, andere Sensen, liefen damit an den Palast, bedrohten Crudarte selbst in aufrührerischem Geschrei und riefen: Tod dem Tyrannen, Tod dem Tyrannen!

Er verrammelte sich indessen in seinen innersten Gemächern mit seinen Getreuesten, aber der Lärm wuchs von einem Moment zum andern und sie ließen nicht nach,

sondern machten mit lauter Stimme, um den Haß gegen ihn noch zu erhöhen, seine früheren Schändlichkeiten bekannt. In dieser äußersten Noth berieth er sich mit den Seinigen über den Ursprung dieser drohenden Gefahr und entschloß sich sogleich einige Trabanten hinzuschicken, um Agisulf, den ersten Anlaß dieses Aufruhrs, zu tödten und seine Leiche dem Volke zu zeigen. Wenn dann die Hoffnung geschwunden wäre, ihn wieder zu bekommen und sich ihn geneigt zu machen, würde sich die Masse entsetzt von diesem Schauspiel zurückziehen. Während man nun diese grausame Maßregel ins Werk setzte, wurde Crudarte von den Empörern dahin gedrängt, über sein eigenes Loos sogleich zu beschließen. Er sah sich nun im letzten Gemache belagert und es war für ihn keine Hoffnung auf Errettung mehr vorhanden. Bald wollte er nun sich selbst ums Leben bringen, bald aus dem Fenster springen, bald sich unter die Feinde stürzen und, nachdem er Rache genommen, sterben. Aber mitten in der Unentschlossenheit über die Todesart verschiebt er das Sterben, zu milderen Gesinnungen sich wendend, und entschloß sich zu dem Versuche, die Zornglühenden womöglich dadurch zu versöhnen, daß er das Reich verlasse. Er machte den Vorschlag, erhielt die Genehmigung und führte ihn aus ohne Verzug; er begab sich an die geweihte Klippe, um sein Leben unter Druiden der Göttin Tomiris zu beschließen. — Der unglückliche Agisulf aber war, von den Meuchelmördern überfallen, eben auf dem Punkte erstochen zu werden, wäre nicht das Volk wüthend eingedrungen und hätte ihn, ehe er noch verletzt wurde, aus ihrer Hand befreit. Als sie ihn so gerettet sahen, erfüllten sie die Luft mit rauschendem Jubel und führten ihn in die von Crudarte verlassenen Gemächer, wo sie ihn als ihrem Herrscher Treue gelobten und bei seiner Vermählung mit Rosmonda riefen sie ihn zum König aus. — Alle diese Vorfälle wurden den beiden Königinnen gemeldet, und sie waren sehr getröstet, sich und das Reich

von der Tyrannei Crudarte's befreit zu ſehen. Ganz frohen Sinnes begaben ſie ſich in den Königspalaſt und bewundern unter dem allgemeinen Beifall die Freundlichkeit, Beſcheidenheit und den Ernſt Agisulf's. Das zuvor mit ihm gehabte Mitleid verwandelte ſich auf eine räthſelhafte Weiſe durch eine unſichtbare Macht in Liebe und dieſe wünſchte ihn zum Eidam, jene zum Gemahl zu bekommen. — Hier bändigte alſo der Himmel das Grauſame der Conſtellation, um Agisulf zu beglücken, und damit auf ihn die Freude gedoppelt ſtröme, rief er zur Verſchwörung mit ſich die zwei leuchtenden Fixſterne, welche in dem Geſichte Rosmonda's leuchteten und welche freundlich darin kreiſend ihn das höchſte Glück der Liebe und der Herrſchaft genießen ließen. In dieſer vortrefflichen Stimmung des Volkes, Agisulf's und Rosmonda's zögerten ſie nicht, mit königlicher Pracht die Feier ihrer Hochzeit zu begehen, in Folge deren ſie hernach lange als glückliche Gatten lebten und eine edle, liebenswürdige Nachkommenſchaft erzielten. — Dieſes heitere Ende nahm die Geſchichte des Dichterkönigs. Leider nur, meine Herren, daß es eine Fabel iſt, denn wie könnte man etwas Fabelhafteres erſinnen, als einen Volksauflauf, der an ſich immer ſo ärgerlich iſt, und der zum Frommen der Tugend ausſchlägt, und einen Dichter, den das Geſchick immer zum Unglück beſtimmt hat und der hier dazu gelangt, das Glück eines Königs zu ſchmecken?

XLV. Giambattiſta Nocchi.

1641.

128. Carminio und Alminda.

(Accad. incogn. 1, 10.)

Mit leuchtender Hand hub die heitere Aurora den Vorhang der Schatten von der Schaubühne des Tages, als ein fremder Knabe, erweckt durch die harmoniſche Zudringlichkeit ſangreicher Vögelchen, ſich aufgefordert fühlte, den rauheſten Pfad fortzuwandeln, den die Verzweiflung dem anweiſt, der, aus Liebesgedanken ſteile Berge ſich geſtaltend, Ruhe zu finden wähnte unter den Wildniſſen des Appennins. Er war Jüngling noch an Jahren, der einzige Sohn ſeines Vaters und vom Schickſal reich mit Mitteln ausgeſtattet und gleicherweiſe von ſeinem Erzeuger maßlos geliebt. Auf dieſe Weiſe machte das edle Blut, von welchem er abſtammte, ihn zu den beſcheidenſten Sitten geneigt, mit dem Betragen einer majeſtätiſchen Höflichkeit bewog er die Augen ihn zu betrachten, die Seelen zur Bewunderung, die Herzen erſt zum Gehorſam, dann zur Liebe. Es heftete vielleicht gleichzeitig auf ſeine Schönheiten Blick und Neigung eine Dame, welche ſeinen Verhältniſſen in Beziehung auf Geburt und Reichthum gleichkommen mochte. Lange Zeit hielt ſie dieſe Neigung im Buſen verſchloſſen, ſchon als Kind nährte ſie ſie mit ſchmeichelnden Hoffnungen; hernach aber, als ſie heranwuchs, hatte ſie nicht mehr Platz in der Bruſt und fing an mit Blicken und Seufzern ſo hervorzudringen, daß eine Amme, die zu ihrer Bedienung im Hauſe ſich

aufhielt, nicht umhin konnte, die Veränderung an ihrer Herrin zu bemerken. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, ihre erſte Ehe hatte ſich ſchon gelöſt durch den Tod eines ſehr reichen Ritters, der vier Jahre mit ihr verheirathet geweſen war und, da er ſie außerordentlich geliebt, ſie auch zur Erbin aller ſeiner Habe eingeſetzt hatte. Nach dieſer Trennung hatte ſie in weiteren vier Jahren kein Zeichen gegeben, daß unter den erloſchenen Kohlen der Witwenkleider auch nur noch ein Fünkchen von Liebesfeuer ſich erhalte. Beim Anblick jener Anzeichen, welche an einer glühenden Stirne den innerlichen Brand beurkunden, war die kluge Amme, welche in den Schulen der Liebe wohl unterrichtet war, keineswegs übermäßig verwundert, vielmehr las ſie darauf gleich die Wahrheit, welche die Dame durch das Vorgeben einer andern Krankheit vergeblich zu verhüllen ſtrebte. Die Amme ſtellte ſich auch einige Zeit, als glaube ſie den Worten der Frau, wenn dieſe einer andern Urſache die Schuld ihres Übels beimaß, und um nicht dem Wunſche der Frau entgegen zu ſein, tödtete ſie ihre eigene Neugierde. Später aber trieb ſie das Mitleid, das ſie bei jedem Seufzer, den ſie hörte, in ihrem Innern ſich regen fühlte, ihr zu eröffnen, daß ſie ſchon lange ihre Leidenſchaft bemerkt habe. Sie tröſtete ſie mit der Verſicherung, daß die Liebe in einem jungen Herzen keine Verirrung iſt, wofern ſie nur ſich auf einen würdigen Gegenſtand richte, dem man ſich gleichſtellen und ſomit ein rechtmäßiges Ziel erwarten kann. Die Frau wußte, daß ſie einen Ritter vom höchſten Stande ihres Vaterlandes auserkoren und daher das Lob einer klugen Wahl von ihrer Amme erwarten konnte; deshalb offenbarte ſie ihr denn auf dieſe Worte hin vollſtändig die Glut und die Schönheit, welche ſie dahin gebracht. Es braucht wenig Kunſt, um ein Weib dahin zu bringen, daß ſie die verborgenſten Winkel ihres Herzens ausleert. Die Alte billigte jeden Gedanken der Dame und da ſie die Natur von Carminio's Vater kannte (Carminio

hieß nämlich der junge Mann), welcher aus Geldgier leicht das Unmögliche geleistet hätte, versprach sie ihr, Alles aufzubieten, um durch eine gesetzmäßige Verbindung ihr Befriedigung zu verschaffen. Hier begann der Trost und die Befriedigung bereits, denn es ist vollkommen wahr, daß Versprechungen, vom Verlangen genährt und von Hoffnung geweidet, sich jeder Wahrscheinlichkeit so nahe zeigen, daß sie von unserem Herzen nur noch eine Spanne entfernt scheinen. Während Clorisia (so hieß die Witwe) selbst ihre zärtlichen Gedanken mit verliebten Selbstgesprächen nährte und sich vielleicht in ihren Vorstellungen auf eine Art antwortete, wie sie es von Carminio wünschte, glaubte sie sich schon ganz nahe an ihrer Wonne. In Wonne schwebte auch der Geliebte und Liebende, der aber einem andern Gegenstande zugewandt war und nicht einseitig, sondern seine Liebe ward erwidert von einem Mägdlein, das mit ihm von gleicher Flamme durchglüht war, er wurde belohnt mit der Willkürherrschaft über sie, welche nur in so weit ihm streitig gemacht wurde, als die Gewährung die Keuschheit hätte verletzen können. Übrigens wird man im Ganzen sagen können, daß sein Lohn in der Willkürherrschaft über sie bestand, denn es waren Gesetze des Willens des Jünglings selbst, daß auch nicht im Gedanken auf dem Antlitz ihrer Ehrbarkeit auch nur ein Schatten des kleinsten Makels sich abdrücke. Das Mädchen hieß Alminda, sie wuchs ohne Vater unter mütterlicher Pflege auf, in derselben Straße, wo die Behausung des Jünglings lag; beide wuchsen von Kindheit an miteinander auf und so hatte sie Gelegenheit, oftmals nach Kinderart mit ihm zu scherzen. Daher sproßte unter ihnen die tief innerliche Vertraulichkeit, sodaß sich spielend ihren Herzen fast noch in der Wiege die gegenseitige Zuneigung einprägte. Wie viele Gebäude haben keine andere Grundlage, als ein frohes Scherzen! Wie tief wurzeln die ersten Samen der Neigung in den Gemüthern! Sie rückten im Alter

vor und mit ihnen wuchs ein gewiſſes von ihnen ſelbſt nicht recht erkanntes Etwas, das zeigte, mit welcher Heftigkeit ein gewiſſer Geiſt in unſern Herzen wirkt, wenn er ſich darin einniſtet und von dem Gedächtniß jener Geſpräche nährt, welche anfangs geſchmacklos ſcheinend, hernach die ganze Würze jener Luſt wurden, die in den noch nicht zum Genuſſe gewöhnten Herzen wohnen konnte. Beide nährten ſich gleichmäßig von dieſen Gedanken und kehrten oft zu den gewohnten Erholungen und Erluſtigungen zurück, ſobald ſie ſich irgendwo allein trafen, wo ſie von niemand geſehen werden konnten; da fühlte ſich denn Carminio von einer innerlichen Regung gedrungen, einen freilich ganz unſchuldigen Kuß an Alminda's ſchönen Lippen zu bepurpurn. Sie verſtand zwar noch nicht, in welchem Geſetze die Sittſamkeit eine Seele zu leben verpflichtet; deſſenungeachtet hielt ſie jenen für übermäßig keck, den ſie doch von ganzem Herzen liebte, und da ſie ihn nicht zu tadeln und ſeine hingebende Seele zu betrüben wagte, ſtieg ihr der Purpur der Beſcheidenheit in die Wangen, über welche noch die Scham einige Thränenperlen fallen ließ, um ſie mit Juwelen zu ſchmücken. Wenn nun der Knabe bei dieſem Anblick die Überzeugung gewann, daß er eine rothe Aurora vor ſich habe, die, um ihn zu bereichern, ihre ſchönſten Schätze ausſchütte, ſo ſah er nichts deſto weniger an einem trüben Abend die Hoffnung untergehen, lange ſich der Befriedigung jener Sehnſucht erfreuen zu dürfen, welche er als von der Natur in die Seele gepflanzt erkannte. Nichts deſto weniger ſprach er, mehr um das Mädchen zu tröſten, als um in ihr Herz das Gefühl ſeiner Neigung zu prägen, mit einer Beredſamkeit zu ihr, die man nur in der Schule Amors lernt, deſſen Bücher die leuchtendſten Stirnen und die koſtbarſten Wangen einer Schönheit ſind.

Jetzt merke ich, Alminda, ſprach er, wie unerfahren ich mich habe von einer unbekannten Gewalt hinreißen laſſen, dich zu beleidigen; ich dachte nicht, daß die Ver-

irrungen meiner Keckheit durch deine Traurigkeit sollten bestraft werden. Ich bin schuldig; aber meine Fehler werden Entschuldigung finden, da sie weder von mir, noch von dir recht erkannt werden. Ich hielt sie für zu leicht, du für zu schwer. Das ist gewiß, daß die Frauen zu streng sind gegen die Verschuldungen der andern. Und darf man für Vergehen ansehen, was man nur Zeichen der Neigung nennen kann? Diese Lippen sollten dir freilich die Glut eines Gehorsams erzählen, der meinen Geist antreibt, keine andere Gedanken zu bilden, als an deine Schönheit. Da ich aber nicht weiß, auf welche Art ich den Ausdruck dieser Flammen anfangen soll, von welchen ich nicht einmal weiß, wie sie in meiner Brust ihren Ursprung genommen haben, ließ ich mich hinreißen, dir davon die Beweise zu geben, welche mir die Heftigkeit meiner Glut anrieth. Das allzu große Verlangen, auch in der Verwirrung die Bitten nicht außer Augen zu lassen, die du auf dem Gesichte und in der Seele bewahrst, war die Veranlassung meines Fehltritts. Und daraus ist ganz gegen meine Vermuthung die Betrübniß deines Geistes entstanden. Ich bin bereit, dafür die Züchtigung zu empfangen, welche dein Wille als verdient mir zuerkennen wird. Ich bitte dich nur, zu überlegen, ob das Wohlwollen ein Gegenstand ist, der dich zum Unwillen bewegen und dich veranlassen darf, ein Herz mit irgend einer Strafe zu belegen, das eben dadurch nur allzu sehr in der Pein lebt und gestraft ist, daß es liebt.

Die Worte Flammen, Heftigkeit der Liebe hatte das Mädchen früher noch nicht gehört; doch weckten sie in ihrem Geiste ein Bewußtsein der Leidenschaften, welche ihr Herz fühlte, ohne daß sie bisher verstehen konnte, was sie seien. Die Bemerkung gereichte ihr zum Trost, daß auch der Jüngling in demselben Zustande war. Sie freute sich übermäßig, von ihm geliebt zu sein, dessen Bild sich ihrem Geiste eingeprägt hätte als der würdigste

Gegenſtand ihrer Gedanken. Sie hätte gerne auch ihr Inneres eröffnet, aber ſie fühlte, daß die Scham ſie allzu keck ſchelte, und ſo blieb ſie voll Verlegenheit ſtill, ohne ein Wort hervorzubringen. Doch zeigte ſie, daß ſie beſänftigt war, indem ſich der Himmel ihrer ſchönen Stirne aufheiterte, und ſo ſchied ſie. Unter allen Unfällen, die einem Liebenden begegnen können, iſt keiner, der das Gemüth in größerer Verwirrung läßt, als der, der ein Herz über die Gegenliebe in Zweifel bringt. Das Erhalten gleichmäßiger Zeichen, welche abwechſelnd in Hoffnung oder in Verzweiflung ſetzen können, iſt ein Pfeil, der das Herz zerſpaltet. Carminio ſah eine Morgenſonne von Anmuth auf Alminda's Wangen zurückkehren und glaubte nun, ſie genehmige ſeine Neigung. Er ſah ſie dann fliehen und blieb zurück, nicht nur der holdeſten Geſellſchaft beraubt, die er wünſchen konnte, ſondern ebenſo entfernt von jener Hoffnung, welche die Seele ſeiner Gedanken iſt. Faſt hätte er es bereuen mögen, daß er ſie liebe; aber er freute ſich darüber, es nicht bereuen zu können; es war ihm lieb, des freien Willens beraubt zu ſein, da dieſer König ſeiner Seele ſich erniedrigt hätte ein Henker zu werden, um in ſeinem Buſen jener Liebe das Leben zu nehmen, welche das Leben der Welt iſt. Es war ihm leid, ſo keck geweſen zu ſein, daß ſeine Keckheit ſich ſo weit verirrte, das Geſicht mit den Lippen zu berühren, das ihm das Ideal alles Schönen in der Natur war. Dann aber war ihm wieder leid, daß ihm leid geweſen war, da er ſich im größten Kummer mit der Erinnerung tröſtete, in ſeiner Liebe doch nicht ſo unglücklich geweſen zu ſein, daß er nicht wenigſtens ſeiner Dame einen Kuß geben konnte. Dieſe Gedanken hielten ſeinen Sinn in fortwährender Schwankung, er erfand wie ein wahrer Künſtler immer neue Gerüſte und Werkzeuge, um ſich über ſeine und ihre Geſinnungen zu vergewiſſern, um ſo mehr, als weder er, noch ſie mehr ſo keck waren, einander wie früher zu den kindiſchen

Scherzen zu rufen. Tauſend Veränderungen entgegengeſetzter Erſcheinungen bewegten Carminio's Geiſt, als er während eines ſchauderhaften Unwetters zufällig in der Nähe von Alminda's Zimmer vorüberkam. Da erſchien ihm ein Licht, das ihm einige Beruhigung in die Seele brachte. Die Wohnung des Fräuleins war auf die Stadtmauer gebaut; auf der Seite gegen das flache Land ſah man von einem hohen Altan gegen Mittag auf eine durch die Zweige dichtbelaubter Buchen vor der glühendſten Sonnenhitze geſchützte Straße. Ermattet von dem Wetter und von der innern Aufregung, begab ſich der Jüngling dahin, und indem er nach der Vaterſtadt hinblickte, ſah er bequem, wie die Schöne auf einem Balkon ſtand und ſeine Tritte mit den Augen verfolgte und ſich liebend an der Betrachtung ſeiner Schönheit weidete. Sobald er dies bemerkte, athmete er wieder auf mitten im Todeskampfe. Er verließ die einſame Straße und begab ſich gerade unter das Haus, das ihm der Himmel ſeiner Venus ſchien. Hier zeigte ſich ihm die Schöne mit heiterſtem Geſichte und war mit unverfälſchlicher Beſcheidenheit ihm freundlich mit ihren Blicken. Sie verſicherte ihn mit edlem Ernſte, daß ſie die Liebe an ihm nicht verſchmähe, welche von Ehrerbietung gegen ſie begleitet wäre. Er billigte dieſe löbliche Geſinnung; und wenn er von der Natur lernte, die Regungen der Sinnlichkeit in ſeiner Seele freizugeben, ſo unterwies ihn ein junges Mädchen in der Kunſt, den Zügel der Vernunft anzulegen, um die Keckheit der eigenen Gelüſte zu zähmen. Bald darauf gaben ſie ſich wechſelsweiſe das Unterpfand der Gleichförmigkeit ihrer Wünſche, ſie brannten beide glücklich in einem Feuer, das ſie nur mit Blicken nährten und manchmal mit einem Winke, der nur die Reinheit ſeiner Wünſche offenbarte. Da aber dieſe Liebe nahe daran war, ſich auf Glückſeligkeit zu beſchränken, und hienieden das Wohlbehagen nie auf feſten Füßen ſteht, ermangelte auch der hölliſche Neid nicht, Kummer

in dieſe edeln Herzen zu ſäen. Das Verlangen der Witwe Cloriſia ſtieg übermäßig, ſie ſah, wie Carminio an Geſtalt wachſend auch an Schönheit ſich zu ſeinem Vortheil veränderte und entſchloß ſich, mittels der Amme es zu veranſtalten, daß ihre Wiederverheirathung eingeleitet werde, um das Lebensalter zu genießen, das, wie ſie merkte, an ihm ſchon ſo weit gediehen war, daß er der Liebe ſich widmen konnte. Die Alte wollte nach Art aller derer, die eine an ihrer Bruſt ernährte junge Frau lieben, daß Cloriſia einen Ritter bekomme, der ihren Wünſchen ganz entſpreche; ehe ſie ihre Befehle erwartete, hatte ſie ſchon die Beihilfe einer Magd im Hauſe von Ramiro, Carminio's Vater, in Anſpruch genommen, damit dieſe den Alten bewege, ſeinen Sohn mit der reichen Dame zu vermählen. Dem geizigen Vater hielt es nicht ſchwer den Erwerb neuer Reichthümer einzureden. Ohne daher irgend welche Rückſicht zu nehmen auf die Altersverſchiedenheit zwiſchen ſeinem ſechszehnjährigen eingebornen Sohn und der Witwe, ließ er die Amme zweimal ins Haus kommen, um mit ihr zu verhandeln, und ließ ſich eines Abends unangemeldet zu ihr ſelbſt führen, um mit ihr zu ſprechen. Sie kannte keine höhere Ausſicht, als das Zuſtandekommen dieſer Verbindung und war daher vollſtändig bereit, all ihr Habe zur Mitgift zu verſprechen, um den Knaben zu bekommen. Ramiro dagegen, welcher nur den Beſitz der Güter wünſchte, war freigebig mit Carminio's Hand. So ſchloſſen ſie die Verbindung ab, ohne irgend jemand davon Mittheilung zu machen, ja, ohne Wiſſen desjenigen, der zum Bräutigam erkoren war, und kamen miteinander überein mit der ausdrücklichen Beſtimmung, die Sache noch kurze Zeit im Geheimen zu halten. Aber Fama, welche die Zungen der Weiber in Zinspflichtigkeit hält, zieht auch aus den Gräbern die Neuigkeiten Anderer hervor, um ſie auszuplaudern; ſo that denn auch ſogleich die Zunge der Amme ihre Schuldigkeit und war trotz dem gefaßten Beſchluß gleich bereit,

die Sache einer Tochter mitzutheilen, welche häufig aus verschiedenen Veranlassungen Alminda's Haus zu besuchen pflegte. Trotz dem Befehle zu schweigen, da ja das Fürsichbehalten dessen, was im Werke war, sie weniger, als ihre Mutter, beläſtige, erzählte sie doch unbedenklich und vollständig dem Mädchen die Verhandlung. Ein Weib, das mit einer vornehmen Frau bekannt ist, glaubt ihr kein schöneres Geschenk mitbringen zu können, wenn sie zu ihr kommt, als eine noch nicht gehörte Neuigkeit. Carminio's Glück wollte indeß, daß die Klatschbase in ihrem Berichte von der Sache nicht zu melden vergaß, daß auch der künftige Gatte der Witwe noch von der Verhandlung nicht in Kenntniß gesetzt sei. Die Schöne, welche bei dieser Nachricht angefangen hatte sich in eine Leiche von Wangenbläſſe zu verwandeln, ließ, als jene an diesen Umstand kam, doch wieder durch die Hoffnung des Herzens Rosen in ihrem Gesichte sprossen. Eine Liebende verzweifelt nie, wenn ihr nur in dem Willen ihres Liebhabers ein Plätzchen übrig bleibt, worauf sie sich verlassen kann. Alminda hatte nicht so bald diese Meldung angehört, als ihr Amor einen gewohnten Besuch von Carminio vor Augen führte, wobei sich kein Unterschied zeigte gegen seine gewohnte Stirn. Sie las darauf auch seine Unschuld und wollte ihm daher auch ihren Anblick nicht versagen, obwol sie sich nicht enthalten konnte, etwas befangen zu erscheinen. Der Jüngling merkte die Gewalt, die sie sich anthat, und man sah ihm an, daß er dem Grund derselben nachdachte. Und da sie merkte, daß sein Leben in Noth schwebte, zögerte sie nicht, ihm offen zu sagen: Ich habe viel Grund zur Betrübniß, da ich Alminda bin, und du hast auch viel Grund zur Betrübniß, wenn du Carminio bist. Die Sache verlangt eine lange Unterredung; wir dürfen nicht zaudern, uns miteinander zu besprechen. Morgen früh vor Tag werde ich dich hier erwarten, um dir ein Ereigniß mitzutheilen, das einen Theil meines und vielleicht auch

deines Lebens verzehren wird. Laß mich jetzt weggehen, denn ſo verlangt es meine Bedrängniß. Verſäume aber nicht, zu der angezeigten Stunde die Schlingen zu vernehmen, welche uns das boshafte Geſchick zu bereiten ſucht.

Sie ging weg und er blieb zurück mit Eis auf der Stirne und mit Feuer im Buſen und erwartete nur die ihm feſtgeſetzte Stunde, um zu erfahren, welcher Umſtand ſein theures Gut in ſolchen Kummer verſetze. Der Abend kam und im Laufe der Nacht, welche jener Morgenröthe voranging, vor der er das Glück haben ſollte, mit der Sonne zu reden, war ſein Leben nichts als ein Zählen der Augenblicke und ein Kummer über die Trägheit der Zeit, welche für die Glücklichen die Sitte zu haben ſcheint zu fliegen, um ihnen ihre Wonne zu rauben, zu hinken aber für die Betrübten, um ihre Bedrängniß zu vermehren. Seine Einbildung ſchuf ihm indeſſen tauſend Ungethüme von Gedanken, in Furcht vor welchen er bald zaghaft bald keck wurde; bald ahnte er ſich das unſeligſte Ende, das je von einem Liebenden erhört worden, bald hoffte er jedes Misgeſchick mittels der Klugheit und des Reichthums zu überwinden. Die erſehnte Stunde kam. Er erhob ſich aus den Federn, wo er mehr Flügel für den Geiſt, als Ruhe für den Körper gefunden hatte, und begab ſich mit zitterndem Herzen dahin, wo er ſein Todesurtheil aus dem Munde vernehmen ſollte, den er für ſeinen geehrteſten Richter erkannte. Da auch Alminda immer ihr Herz wach erhalten hatte, konnte ſie nicht zögern, Carminio an einem Fenſter der untern Gemächer zu erwarten, um bequemer mit ihm reden zu können, ohne daß ihre Stimme von einem Ohre vernommen wurde. Sobald er kam, fing das Mägdlein alſo an zu ſprechen: Der Zeitpunkt iſt gekommen, wo es ganz in deine Hand gegeben iſt, mich zu tödten oder zu zeigen, ob du der Liebhaber biſt, der du dich ſo oft zu ſein rühmteſt, der treueſte in Amors ganzem Gefolge.

Jetzt im Augenblicke, ehe die Sonne die Erde erleuchtet, muß hier unter dem Schatten dieser Nacht das Gedächtniß unserer Liebe begraben werden oder eine unaufhörliche Treue sich festsetzen mit dem Entschlusse, jede Widerwärtigkeit zu ertragen, um nicht dem Schwure untreu zu werden, den wir uns gegenseitig geben wollen.

Wiewol Carminio bei diesen Worten ganz versteinert war, so erklärte er sich doch zu jeder Probe bereit, um die Treue seiner Gesinnung zu bethätigen. Aber ehe er unüberlegt über seine eigenen Zustände einen Entschluß faßte, wollte Alminda, daß er anhöre, was sich zwischen Clorisia und Ramiro zugetragen, und wiederholte mehrmals, daß sein Vater bereits an seiner Statt mit sicherer Zusage die Vollziehung der Ehe versprochen habe. Mit welcher Qual der Jüngling diese Geschichte erzählen hörte, mögen diejenigen bedenken, welche in grausamen das Herz durchbohrenden Pfeilen die Warnungen ihres Unglücks erfahren haben. Bald wurde er wie leblos, bald erschien er wie von den Furien gejagt, je nach der Verschiedenheit der Rathschläge, die er sich selbst gab. Endlich brach er in folgende Worte aus: Wenn mir jemand die Wirkungen der Willkür im Leben leugnen kann, so wird doch keine menschliche Gewalt mir den Gebrauch derselben rauben, wenn ich entschlossen bin, mich lieber umzubringen, als einer andern, als Alminda, anzugehören. Ich habe keine Worte, um auf eine andere Weise die Vorsätze meines Herzens zu beurkunden, als indem ich mich entschlossen erkläre zu sterben, sobald die Feindseligkeit des Schicksals mich Alminda's berauben will.

Sie entgegnete auf diese Worte: Und ich, die ich dich lebend wünsche, erkühne mich, dich gegen jede Widerwärtigkeit sicherzustellen, wenn du die Rathschläge, die ich dir angebe, als Gesetz annehmen willst.

Carminio versprach, jedem ihrer Befehle zu gehorchen, so schwer es ihm auch fallen möge. Darüber heiterte sich ihr Gesicht auf wie heller Sonnenschein.

Je verderblicher, ſprach ſie, die Verſtellung zwiſchen Solchen iſt, die ſich zu Liebenden erwählt und zu Gatten erkoren haben, um ſo löblicher und nützlicher iſt es für ſie, ſich derſelben zu bedienen, um ihre Neigung zu verbergen und das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Was man nicht durch Gewalt überwinden kann, wird durch Gewandtheit niedergeſchlagen. Und dieſe beſteht in nichts anderem, als im Anfallen, wenn und wo der Gegner es am wenigſten vermuthet, und der Kluge handelt da am meiſten, wo das Gegentheil erwartet wird. Nach dieſer Regel warne ich dich, niemanden unſere Liebe zu offenbaren und bei der Mittheilung, welche dir dein Vater in Bezug auf deine Verheirathung machen wird, keinerlei Widerſtand zu zeigen, aber auch keine Zufriedenheit. Sage nur, die Vertauſchung deines Zuſtandes mit dem Verluſte der Freiheit ſcheine dir ſehr raſch und für dein Alter paſſe doch eine Frau in reifen Jahren kaum. Doch ſeieſt du, nicht aus Begier nach den Reichthümern, ſondern einzig um ihm Gehorſam zu leiſten, bereit auf ſeine Wünſche einzugehen. Wenn er dich ſodann in Cloriſia's Haus führen will, um dich mit dem unauflöslichen Bande der Ehe zu feſſeln, ſo mußt du verzögern und immer wieder neue einleuchtende Schwierigkeit aufbringen, bis ich mich beſſer beſonnen habe, um welche Zeit wir unſere Entſchlüſſe zur Ausführung bringen können.

Als nun auf dieſe Weiſe ein Geſchäft von ſo großer Bedeutung verabredet war, verſprachen ſie ſich von neuem unter tauſend Thränen und unzähligen Betheurungen ihre Liebe. Wenige Tage dauerte es, ſo eröffnete Ramiro ſeinem Sohne den Entſchluß, was er ganz ehrerbietig hinnahm, ſich aber in der Art äußerte, wie es ihm Alminda befohlen hatte. Der Vater war ſehr getröſtet und verfehlte nicht Cloriſia ſogleich in Kenntniß zu ſetzen, welche in größter Freude am folgenden Morgen zur Bekräftigung ihrer Neigung ihrem vermeintlichen Bräutigam

die schönsten Geschenke übersandte, darunter ein schön gestickter Beutel mit fünfhundert Ducaten in Gold. Carminio nahm es anscheinend freundlich auf und schickte seine Danksagungen dafür zurück. Dann ging er sogleich zu Alminda, erzählte ihr, was vorgefallen war, und händigte ihr das Geld ein. Sie freute sich dieses Beweises und ermahnte ihren Liebhaber, so viel als möglich Geld anzusammeln, da es zum Ausgang des völligen Gelingens ihrer Verstellung dienen müsse. Er verfehlte nicht, es zu thun. Gelegenheit dazu bot ihm der Vater selbst dar, als er ihn zur Vermählung mit Clorisia führen wollte. Er antwortete, er möchte nicht hinkommen, ohne ihr ein dem von ihr empfangenen entsprechendes Geschenk zu überbringen, und entlockte unter diesem Vorwande seinem Vater eine nicht unbedeutende Summe. Am Ende versprach er, dann Hochzeit machen zu wollen, sobald er in Venedig Juwelen und Kleider eingekauft habe, wohin er sich denn persönlich begeben wolle, um nach eigenem Geschmack bei der Auswahl der Stoffe und des köstlichen Schmuckes zu verfahren. So wurde er mit einer sehr großen Menge Geldes versehen und entschloß sich in zwei Tagen zu dem besagten Zwecke abzureisen. Er hatte sich aber mit seiner schönen Alminda verständigt, der er alle seine Schätze in Verwahrung gab. Am Abend vor dem Tage seiner Abreise wußte er noch nicht, worauf ihr Entschluß hinauslaufen werde. Er begab sich in das Haus seiner Geliebten, welche heimlich und mit größerer Freiheit als gewöhnlich ihn in einem Zimmer des Erdgeschosses empfing. Hier erhielt er von seinem listigen Mädchen die Vorschriften, welche ihr Amor selbst eingegeben hatte.

Carminio, sagte sie, die pünktlichste Klugheit ist erforderlich, um diesen Knoten zu lösen, der dir aber dann sehr leicht scheinen wird. Begib dich morgen früh heiter auf den Weg nach Venedig; bist du aber halbwegs gekommen, so lenke deine Schritte nach Genua, ändere dort deine Tracht und Namen und bleib im Verborgenen

daſelbſt, bis ich komme, was innerhalb eines Monats geſchehen wird. Es bleibt ſodann deine Sorge, täglich meiner Ankunft nachzuſpähen. Unterdeſſen laß in dein Haus die Kunde von einem dir zugeſtoßenen Unglück gelangen, ſodaß man glauben kann, du ſeieſt ums Leben gekommen.

Ja, antwortete Carminio, nur zu ſehr werde ich ums Leben kommen, ſo lange ich von dir entfernt ſein muß, um der zu gehorchen, der zu Liebe ich mich gerne nicht nur einem Schein des Todes, ſondern ſogar dem Verluſte dieſes Lebens ſelbſt ausſetzen würde, das ich nur ſo lange zu beſitzen mich freue, als ich es mit der Ehrerbietung, die ich deinem Namen widme, deiner Größe weihen kann.

Alminda ſprach: Sei zufrieden, daß der Tag unſerer Liebe aus den Schatten der Nacht eines muthmaßlichen Todes geboren werden muß, denn ich verſichere dich, das Gemälde unſeres Planes wird ſo viel Licht haben, um ſeine Vollendung größer erſcheinen zu laſſen, ſobald ſich die lebendige Farbe unter den Schattirungen einer trauervollen Erdichtung zeigt.

Ohne in ſeinem Herzen irgend über den Entſchluß zu ſchwanken, ob er ihr gehorchen wolle, nahm Carminio Abſchied, während einige Thränen von Alminda's Augäpfeln ſich löſten. Er betrachtete ſie als eine Geburt der Zärtlichkeit ihres Herzens und nahm ſie keineswegs als Vorzeichen eines Unglücks, weshalb er beim Abſchied alſo zu ihr ſprach: Beſitzeſt du, ſchönſte Alminda, einen ſolchen Reichthum von Neigung, daß du mir keine Beweiſe davon geben kannſt, ohne Schätze zu vergeuden?

Alminda: Wenn alle Schätze von mir ſcheiden, welche Amors Erbtheil ſind, ſo iſt es Pflicht, mich der unglücklichen Perlen zu berauben, die ich aus den Augen vergieße. Mochte es aber Amor gefallen, daß ſie ſo geſchätzt würden, daß ſie hinreichten, um dir ein Königreich der Liebe zu kaufen und mir das Wonnekleinod deines Herzens!

Carminio: Ich wäre ein allzu grauſamer Geizhals, wenn ich, um mich zu bereichern, noch weiter einen Regen von Schätzen wünſchte, bei der Bekümmerniß der edeln Seele, die auch in der Traurigkeit mit ſo koſtbaren Perlen verſchwenderiſch zu ſein weiß.

Alminda: Für koſtbar halte ich ſie zwar nicht, wünſche aber, daß ſie es wären; und ich freue mich, daß ſie jetzt hinausgehen als Angeld auf jene Schatzkammern von Wonnen, die ich dir wünſche und die ich für dich allein zum Beſitz für mein ganzes Leben aufhalte.

Carminio: Ich ſchätze eben ſo hoch die Zeichen deiner Liebe in Küſſen und Thränen; jetzt aber kann ich mich weder zu den Augen noch zu den Lippen wenden, ohne beide als Schatzkammern von Perlen zu erkennen.

Alminda: Du beleidigſt mich jetzt allzu ſehr, indem du dieſe Thränen für verhärtet erklärſt, da ſie doch keinen höheren Werth haben, als mein Herz als geſchmolzen darzuſtellen. Vielleicht thuſt du es, um mir anzudeuten, daß du ein beſtändigeres Zeichen meiner Treue begehrſt.

Carminio: Keineswegs; eben darum nenne ich ſie verſteinert, weil ich darin die Standhaftigkeit deiner Seele ſehe und weil ich ſie nicht wie flüchtige Wellen betrachte, ſondern als ſchon in mein Herz zur Aufbewahrung gelegt und daſelbſt in Edelſteine verwandelt durch die Strahlen deiner eigenen Schönheit.

So zeigte es ſich, wie die Liebenden nicht auseinander kommen konnten, indem ſie ſich mit dergleichen Scherzen hinhielten. Endlich ſeufzte Carminio tauſend Mal und fügte hinzu: Da aber jetzt mein Vater auf mein ungewöhnliches Außenbleiben aufmerkſam werden müßte, laſſe ich mich in dir und ſcheide mit deinem Geiſte, in der Hoffnung, du werdeſt mir meine Seele nach Genua zurückbringen.

Alminda: Geh! Ich folge dir jetzt mit der Schnelle der Gedanken und hernach mit Thränen.

Sie theilten nun unter ſich das Geld, das ſie von

Ramiro und Cloriſia gezogen, und Carminio entfernte ſich. Nachdem er einige Stunden geruht, trat er am folgenden Morgen ſeine Reiſe nach Venedig an. Er hatte ſchon vier Tagereiſen gemacht, als er durch ein Gehölz kam, wo ihm einige Buſchklepper mit Waffen begegneten und ihn anpackten. Er ſetzte ſich zur Wehr, ſpornte ſein Pferd und verſuchte zu fliehen. Doch konnte er ſich nicht gegen zwei Wunden ſchirmen, welche ihm, während er floh, in die Bruſt gingen. Dieſe wurden von einem Knechte geſehen, welcher ebenfalls von dieſen Räubern angefallen und nackt ausgezogen wurde, aber davonkam und in die Heimat zurückkehrte, wo er die Nachricht verbreitete, ſie ſeien angefallen worden und er habe ſich in ſo kläglichem Zuſtande kaum durch die Flucht gerettet, während Carminio ſich keck habe vertheidigen wollen, aber durch mehrere Wunden leblos zu Boden geſtreckt worden ſei. So leicht der Diener Carminio's Tod geglaubt hatte, ebenſo fand die Erzählung bei Andern ohne Schwierigkeit Glauben und um ſo mehr bei Cloriſia, welche in beſtändiger Furcht war, den Liebhaber zu verlieren, den ſie ſo höchlich zu beſitzen wünſchte, von dem ihr aber ihr Herz immer ſagte, daß ſie nicht verdiene ihn zu genießen. Aus Entſetzen über den Unfall verfiel ſie nun in Wahnſinn und ſtarb nach einigen Tagen. Als die Sache ruchbar wurde, glaubte Alminda, es ſei nur eine Erdichtung ihres Geliebten, weshalb ſie nach einigen Tagen bei Nacht mit einem Vetter, dem ſie heimlich das Innerſte ihres Herzens eröffnet hatte, heimlich entfloh, um ſich nach Genua zu begeben, in der Meinung dort Carminio zu treffen. Er war aber von grauſamen Wunden zurückgehalten und ſchwebte in Todesgefahr, weshalb er ſich nicht hatte nach Genua verfügen können, vielmehr dem Schickſal gehorchen mußte, das immer den erwünſchten Troſt zu verhindern pflegt. Er hielt an einer Herberge ſtille, bis er geheilt wurde, und ſah ſich genöthigt, länger als zwei Monate ſich daſelbſt

zu verweilen. Unterdeſſen ging Alminda nach Genua und als ſie ihren Geliebten nicht fand, zweifelte ſie an ſeiner Treue; der Himmel aber, der die Unſchuld beſchützt, ließ ſie durch einige Kaufleute die Wahrheit erfahren, welche bei Carminio's Entkommen zugegen waren und ihm ſicheres Geleite gaben, bis er ein Unterkommen gefunden hatte. Das Fräulein war voll Kummer und faßte den Entſchluß abzureiſen, um den Jüngling aufzuſuchen; um dieſelbe Zeit aber, wo ſie ihren Weg dahin einſchlug, wo die Kaufleute ihr den Ort der Gefahr geſchildert hatten, um von jener Seite Nachricht über Carminio's Zuſtand zu erhalten, war er geneſen und begab ſich nach Genua, aber auf einem Wege, wo er ihr nicht begegnete. Dort vernahm er Alminda's Ankunft und Abreiſe, ſodaß er verzweifelt ſich auf den Weg begab, um ſie aufzuſuchen. Vielfach durchzog er das Land und gab viel Geld aus, ohne daß es ihm je möglich wurde, eine Nachricht von ihr zu erhalten. Fortwährend ſchweifte er durch Einöden und Gebirge, wie ein Pilger fern von der Heimat und der ſchönſten Urſache all ſeines Kummers beraubt. Eines Abends wurde er vom Schlafe überfallen in dem Grün eines anmuthigen Gehölzes und brachte in glücklicher Ruhe die Nacht hin, an deren Morgen er von den Vögelchen erweckt wurde, um ſeinen rauhen Weg fortzuſetzen ohne feſtes Ziel und ohne Hoffnung, ſie aufzufinden. Bei dem holden Anbruch der Morgenröthe begann er von neuem ſeine angſtvolle Reiſe. Kaum hatte er einen von Flora's grünen Schätzen reichen Hügel erreicht, ſo traf er zwei Schäferinnen, welche, mit der Pflege der Heerden beſchäftigt, an dem weichen Rande einer friſchen Quelle ruhten. Dieſes Ereigniß öffnete ihm eine Scene mit einem Anblick von noch nie vernommenem Troſte, denn indem er dieſe ihre nicht unbekannten ländlichen Kleider ihm zugekehrt ſah, ſchöpfte er, ohne ſelbſt recht zu wiſſen wie, die Hoffnung, dem Ziele ſeines Misgeſchicks nahe zu ſein. Die Hirten erblickten auch

in ihm eine ihnen von ſonſt her bekannte Stirn und eilten ihm entgegen, um ihm zur Erfriſchung einige ländliche Speiſen anzubieten, die ſie bei ſich hatten. Sein Bedürfniß, die Verlegenheit und die Höflichkeit der Leute vereinigten ſich, um Carminio zu überreden, jene Anerbietungen anzunehmen, und durch ihre Annahme bewies er, daß der Himmel ſeine Gnade eben da verleiht, wo man ſie am wenigſten hofft, und daß in dem niedrigen Schäferleben die höchſten Genüſſe weilen, welche eine nach Ruhe dürſtende Seele erquicken können. Indem er aus der Hand eines der Schäfer einen Becher weißer Milch in Empfang nahm, meinte er zu bemerken, daß dieſer am Finger einen Ring trage, ähnlich einem andern, den er an der Rechten ſeiner Schönen zu ſchauen pflegte. Hierdurch fühlte er ſich beklommen. Bläſſe überzog ſein Geſicht, er ſank auf das Gras und alle ſeine Lebensgeiſter ſchienen in Ohnmacht zu ſinken. Ein Seufzer, der aus den mit dem Tode ringenden Lippen hervordrang, preßte noch, wiewol undeutlich, den Namen Alminda's heraus, und wenn auch einer von den Hirten ihn nur undeutlich verſtanden hatte, ſo überzeugte dies doch die Schäferin, daß es Carminio ſei, deſſen Ausſehen ſich freilich etwas verwandelt hatte, denn es waren ſchon vier Jahre, daß er in den Einöden umherirrte. Die beiden ermangelten nicht, er aus Erbarmen, ſie aus Liebe, ſich zu bemühen, die Seele des Fremdlings zu neuem Genuſſe des Lebens zurückzurufen, und als er wieder zu ſich gekommen war, baten ſie ihn, ihnen die Urſache des Zufalls zu eröffnen. Er wollte ſich einige Zeit weigern, aber weil die Liebenden nur da Troſt finden, wo ſie hoffen, für ihr Leid Theilnahme zu finden, ſo verfehlte er nicht, ihrem Begehren durch treuen Bericht alles deſſen, was ihm begegnet war, zu entſprechen. Er verſchwieg dabei nur ſeiner Geliebten und ſeinen Namen. Mit wie vielen Veränderungen der Geſichtsfarbe der jüngere der beiden Schäfer Alles mit anhörte, mag ſich der

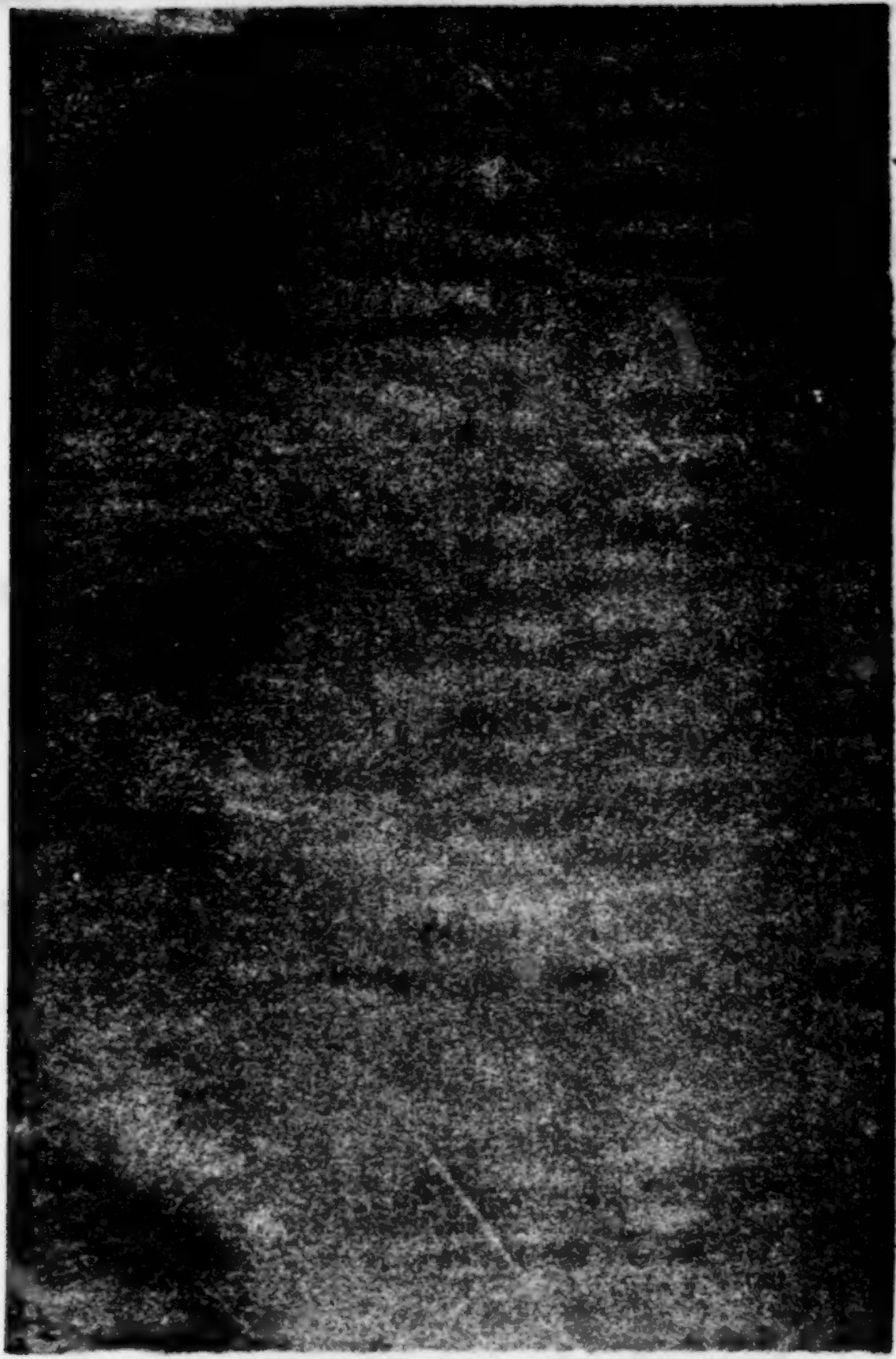
vorstellen, der auf die Vermuthung gekommen ist, daß Alminda unter dieser Tracht sich verhüllt hatte, um desto besser die fortwährende Keuschheit zu bewahren, die sie Carminio's Liebe schuldig war. Carminio hörte zwar mit den Augen im Echo der Züge des Hirten einige Ähnlichkeit mit seinen Liebesflammen, aber er glaubte dennoch, es sei nur ein ganz äußerliches Zeichen von Mitleid und merkte schlechterdings nicht, daß er seine Sonne sah. Die Vettern thaten sodann, als wollten sie ihre Thiere melken, um neue Milch zu ernten, und gingen abseits, um über Carminio's Wiedererkennen sich zu bereden. Da beschlossen sie denn, sich ihm ebenfalls zu eröffnen, um ihn zu trösten, der so lange Zeit ihr zu Liebe viele Mühsal erduldet habe. Sie knüpften daher mit dem Irrenden von neuem ein Gespräch an und Alminda sagte zu ihm: Es hat mich gefreut, die Reihe deiner Begegnisse zu vernehmen, denn wie ich mit deinem Unglück Mitleid gefühlt habe, so darfst du nun billigerweise auch mit deiner Theilnahme das Schicksal einer meiner treuesten Freundinnen beehren, welche sich in dieser Gegend angesiedelt hat. Es ist ein Mädchen, das gerade wie du erzählt hast, ihren Geliebten in einer Hauptstadt Italiens nicht auffinden konnte, weil sie hörte, er sei tödtlich verwundet unterwegs aufgehalten worden. Entschlossen, unter allen Umständen ihn aufzufinden, um selbst ihn heilen zu können, irrte sie lange Zeit umher durch rauhe Berge und schauderhafte Wälder, bis sie von vier Männern, welche, mit Masken bewaffnet, in einem Walde umherstreiften, aufgefunden, zur Beute gemacht und sogleich um einen ärmlichen Preis an türkische Sklavenhändler verkauft wurde. Sie kam unter die Gewalt eines Bassas, der übrigens ein sehr kluger Mann war, aber einer seiner Söhne stellte ihr auf das Zudringlichste nach, ihre Ehre seinen schnöden Lüsten preiszugeben. Um diese zu erhalten, wie viele Schmach mußte sie von dem barbarischen Liebhaber sich gefallen lassen, bis sie zum Entschlusse zu sterben kam, sich vor

dem Vater des Ungeſtümen auf die Knie niederwarf und ihm ihre Abſtammung und die Bedrängniß von ſeinem Sohne erzählte, wodurch ſie ihn endlich zu dem Entſchluſſe beſtimmte, ſie zu rächen. Als ſie aber aus dem Munde des Baſſas ſelbſt den Plan vernahm, ſie zu veräußern, bat ſie unter Thränen und Seufzern ihren Herrn ſo inſtändig um eine Gnade, daß er zum Mitleid bewogen ſie nicht abſchlagen konnte. Das Erbarmen wurzelt im Herzen, das nach der Anordnung der Natur auch die wildeſten Menſchen im Buſen hegen, und macht Wohnung bei allen, die nicht vergeſſen, als Menſchen und nicht als Thiere geboren zu ſein. Ihre Bitte beſtund darin, ihr andere Kleider zu geben und ſie ſtatt mit Frauengewändern mit Knabenkleidern zu bedecken, denn ſie war überzeugt, daß dies zur Erhaltung ihrer Reinheit nothwendig ſei. Ihre Bitte wurde gewährt, ſie wurde als Sklave an einen Raguſaner Handelsmann verkauft und nach einiger Zeit in ihre ruhmreiche Vaterſtadt Venedig gebracht. Hier ſah ſie einer der Edeln, in deren Buſen königliche Geſinnung, Milde und Erbarmen ruht. Er war gewohnt, den Beweis deſſen dadurch zu liefern, daß er alljährlich ſieben von den Unglücklichen loskaufte, welche der Freiheit beraubt ſind. So machte es ihm denn Freude, auch jener die Feſſeln zu löſen, ſo wie einem Vetter von ihr, welcher ihr Schickſal getheilt hatte. Sie war nun wieder auf ihren eigenen Willen geſtellt, und da ſie die Hoffnung aufgab, den Geliebten wiederzufinden, welchen ſie ſuchte, und den Stand der Städterin haßte, weil ſie ihn für eine Pflanzſchule des Böſen hielt, iſt ſie hierhergekommen und lebt unter dieſen Kleidern um ſo glücklicher, als ſie hofft, heute ihren theuern Carminio wiedergefunden zu haben.

Während ſie dieſen Namen ausſprach, war ihm zu Muthe, als öffne ſich ein Himmel voll Glanz und zerſtieben tauſend Wolken von Verwirrung, die ihm bei

der Erzählung den Sinn trübten. Er erkannte die ſchöne Alminda und überzeugte ſich, daß die Schätze der Liebe größer ſind, wenn man ſie gerade dann ganz in Beſitz bekommt, wenn man ſie am wenigſten hofft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Italiänischer Novellenschatz.

Sechster Theil.

Italiänischer Novellenschatz.

Ausgewählt und überſetzt

von

Adelbert Keller.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

...THECA
...EGIA
...ACENSIS.

Inhalt des sechsten Theils.

XLVI. Tomaso Placido Tomasi.

129. Fürst Cantaguzene ..... Seite 1

XLVII. Carlo Vassalli.

130. Die eifersüchtigen Nachbarinnen 31

XLVIII. Giovanni Bottari.

131. Der Mönch von Marema 37

XLIX. Lorenzo Graf Magalotti.

132. Verwechslungen 50

L. Eustachio Manfredi.

133. Die Witwe von Ephesus 59

LI. Gaspard Graf Gozzi.

134. Die vertauschten Frauen 65

LII. Carlo Graf Gozzi.

135. Wie Battista Moscione sich rächte 77

LIII. Alessandro Maria Vandiera.

136. Joseph in Ägypten 89

137. Judith und Holofernes 113

LIV. Giambattista Scotti.

138. Isotta und Corrado 132

LV. Francesco Soave.

139. Alimek oder das Glück 153

LVI. Michele Colombo.

140. Der Mönch als Esel 166

LVII. Giovanni Marsili.

141. Der Jude Simon und Sara sein junges Weib. 178

LVIII. Gaetano Cioni.

142. Francesca von Rimini 182

Seite

LIX. Giuseppe Taverna. 191
143. Die Redlichkeit. 191

LX. Cesare Cantu. 202
144. Agnese oder die Gesellschaft im Stalle. 202

LXI. Antonio Cesari. 227
145. Zefir und Luisa. 227

LXII. Francesco Negri. 243
146. Sordello. 243

LXIII. Paolo Costa. 249
147. Demetrio von Modone. 249

LXIV. Graf Cesare Balbo. 264
148. Ieniotto und Maria. 264

LXV. F. D. Guerrazzi. 295
149. Die neuen Tartüffe. 295

LXVI. Pietro Thouar. 356
150. Carlo Graziani. 356

XLVI. Tomaso Placido Tomasi.

1641.

129. Fürst Cantaguzeno.

(Accad. incogn. I, 13.)

Das königliche Geschlecht von Frankreich, welches in dem fürstlichen Hause Anjou seine Lilien unter den Schatten der Kronen beider Sicilien verpflanzt hatte, um hier sich fortzupflanzen, trieb auf dem fruchtbaren Boden des Südens bald so zahlreiche junge Sprößlinge, daß deren Vermählung mit den edelsten Stämmen europäischer Fürsten viele, viele Länder in Glück und Herrlichkeit erblühen ließ. Von diesen Ländern war auch Morea eines, wo die Verheirathung von Elena Cantaguzena mit Johann dem Sohne des Königs Karl des zweiten von Neapel eine fürstliche Nachkommenschaft hinterließ, die länger als ein Jahrhundert im ungestörten Genusse der Herrschaft gleichwie des Geschlechtsnamens der eigentlichen Cantaguzeni beharrte. So wie aber meistentheils die Rathschlüsse menschlicher Weisheit eitel sind, geschah es auch, daß diese Fürsten auf demselben Wege, der sie mit eiligen Schritten dem Gipfel ihrer Hoheit zuführen sollte, ihr Geschlecht an den äußersten Abgrund des Verderbens leiteten. — Georg Cantaguzeno, von dessen Vorfahren sich zwei bis zu dem kaiserlichen Throne von Constantinopel emporgeschwungen hatten, begnügte sich nicht, in seinem Hause eine mäßige Hoheit zu sehen, sondern wollte sich mit einem doppelten Verwandtschaftsbande der kaiserlichen, ihm wenig befreundeten Familie

der Paläologen anschließen, und wie er eine Schwester dem Kaiser Johannes von Constantinopel zur Gemahlin gegeben hatte, von dem Kaiser Emanuel dessen Schwester Euphrosyne zur Gemahlin seines Sohnes Theodor erlangen. Um seinem Sohne eine ihm den Weg zu weiterer Erhebung eröffnende Gemahlin zu verschaffen, versprach er unter andern Bedingungen, ihm die Regierung des Staats zu überlassen, obgleich dessen zartes Alter und unreifes Wissen solchen Anforderungen nicht gewachsen war. — Mit dem Zügel, Andere zu lenken, erhielt also Theodor die Freiheit, selbst zügellos zu werden, und mit den Anreizungen seiner eigenen übeln Neigungen vereinigten sich gegen ihn die Verführungen derer, die seinen Lüderlichkeiten Vorschub leisteten, um in höherer Gunst bei ihm zu stehen, und er stürzte sich in jede Art von Verderbniß und Ausschweifung. Liebeshändel aber waren die Quelle, welcher die meisten seiner sinnlichen Lüste entströmten, und zugleich das Meer, worein alle mündeten. Er liebte seine Gattin nicht, entweder, weil ihn ihr unschönes Äußere nicht anzog, oder weil das ernste Ansehen, das sie gegen ihn behauptete, ihn der Zärtlichkeit gegen sie entfremdete, die in tausenderlei Zwang und seiner Sinnesart lästigen Rücksichten keine Nahrung fand. Inzwischen diente er bald der Schönheit dieser, bald jener, deren Liebe erkäuflich war, denn er hatte sich gewöhnt, nie um anderer, als um derer Gunst zu buhlen, die sie vermietheten, weil er zu sagen pflegte, es sei ihm kein anderer Liebesgenuß theuer, als der theure; und wenn die Natur es veranstaltet habe, daß derselbe mit einem um so köstlicheren Blutgelde erkauft werde, je gereinigter es sei, so gefalle es ihm auch, wenn die Kunst der Frau die Liebe um jeden auch noch so theuern Preis verkaufe. — Der Ruf von der Gemüthsart dieses Fürsten und noch mehr die Kunde von seinen Grundsätzen in der Liebe zog nach Sparta, wo er residirte, eine große Anzahl Leute, deren Gewerbe es ist, den Leuten für eitle Vergnügungen

das Geld aus der Tasche zu locken. Unter andern kam auch eine Gesellschaft Gaukler oder Schauspieler, deren es immerdar in Griechenland, wo sie sehr geschätzt wurden, eine große Menge gab. Und sie erschienen nicht so bald auf der Bühne, als sie sich der freigebigsten Gunstbezeugungen des Fürsten erfreuten, der keinen auch noch so edeln Schatz der Krone für so edel und darum verschlossen und verborgen hielt, daß er ihn nicht an Unwürdige jedes und vornehmlich dieses Schlages vergeudet hätte. Er hörte nicht nur allen diesen Komödianten mit unerschöpflichem Ergetzen zu, sondern fand an einer der Frauen von ihnen ganz absonderlichen Geschmack. Denn so wie sich seinen Augen die Reize Platina's, einer berühmten Schauspielerin dieser Truppe, darboten, denen gerade das in hohem Grade eigen war, was der Lüsternheit des Fürsten vor Allem entsprach, fühlte er sich sogleich auf das Heftigste in sie verliebt und von den Flammen einer wilden Leidenschaft zu ihr ergriffen. -- Es war diese Frauensperson (wer hätte es glauben sollen) eine Alte von sechszig bis siebzig Jahren, voll Runzeln, abgezehrt und mürrisch. Sie hatte sich aber in ihrem Alter der Kunst ergeben, die höllischen Geister zu ihrem Dienste zu gebrauchen, gleich wie sie selber in ihrer Jugend ihnen dienstbar gewesen war, und hatte darin eine solche Vollkommenheit erlangt, daß sie vermöge der Kraft ihrer Zaubereien ihre scheußliche Ungestalt unter den anmuthigsten Formen barg, durch deren Anblick jemals ein menschliches Auge entzückt werden konnte. Theodor verliebte sich, wie gesagt, in sie und stand nicht an, ihr seine Liebe auf mannichfache Weise kundzugeben. Platina wurde davon über die Maßen zufriedengestellt und beschloß, um sich diese seltene Eroberung allmälig ganz zu eigen zu machen, sich dem Fürsten nicht nur günstig gesinnt zu zeigen, sondern auch nicht minder als er selbst entbrannt zu scheinen. Sie wußte dies auch so gut anzustellen, daß sich gar nicht wiedersagen läßt, bis zu welchem

Grade Theodor ſich über ſie verblendete und zu was für Dingen ihn ſeine betrügliche Leichtgläubigkeit verleitete. — Platina verzögerte mit den feinſten Künſten die letzte Befriedigung ſeiner Lüſte ſo lange, bis ſie ihn feſt in ihren Liebesnetzen verſchlungen ſah und ihn überzeugt zu haben glauben konnte, ſie ſei aus Liebe zu ihm ebenſo vernarrt in ihn, als er in ſie. Eines Abends nun, als ihnen wie gewöhnlich unter allerlei verliebten Reden und Scherzen bei einander die Zeit verging, indem ihr Antlitz glühte, ihre Augen die leidenſchaftlichſten Blicke auf ihn flammten und ſie einige tiefe Seufzer, gleichſam Aushauchungen oder Verkündiger eines Feuers ſich entſchlüpfen ließ, das ihren Buſen zu zerſprengen drohe und nicht länger zurückzuhalten ſei, drückte ſie mit weicher, ſchmachtender Zärtlichkeit die Hand des verliebten Jünglings und fing an folgende verliebte Reden gegen ihn zu führen.

O mein Herr und mein Leben, ſprach ſie, ich vergehe unter der drückenden Schwere meiner Sehnſucht; meine Liebe geſtattet mir keinen Aufſchub und keine Zurückhaltung mehr; ich muß euch beſitzen oder ſterben. Ich habe bis jetzt euern dringenden Bitten und meinen Wünſchen den Genuß unſerer Liebe gewehrt, weil ich erkannt habe, daß wir deſſen Süßigkeit hier nicht ſchmecken können ohne offenkundige Gefahr nicht blos meines Lebens, an dem wenig liegt, ſondern auch des mir unendlich werthvollen und theuern eurigen. Gegenwärtig aber vermag ich nun nicht länger mehr euch und mir das zu verſagen, was unſere beiderſeitige Leidenſchaft verlangt. Es bedarf jedoch zur Verwirklichung deſſelben eines muthigen, der Herzen wahrhaft Liebender würdigen Entſchluſſes und es müſſen die Wünſche und Gefühle, welche euch beſeelen, ebenſo ſtark, wie die meinigen ſein. Denn über mich ſelbſt gebietet eine ſo gewaltige Leidenſchaft für euch, daß ich ihrer Herrſchaft blindlings zu folgen, ihr jede andere Rückſicht und jedes Intereſſe nachzuſetzen gezwungen bin. Ich bin überzeugt, daß in euch kein

Zweifel hieran besteht. Will es auch mein böser Stern, daß ihr irgend an der Stärke meiner Liebe zweifelt, oder gestattet es mein geringes Verdienst nicht, daß in euern Busen eine ähnliche Glut der Neigung der meinigen entspreche, so bin ich genöthigt, alsbald allein von hinnen zu scheiden, ohne Hoffnung euch zu genießen, entschlossen zu sterben. Liebt ihr mich aber so standhaft und wahr, wie ich euch liebe, so entfliehen wir zusammen von hinnen an einen entlegenen Ort, wo wir mit ebenso großer Freiheit als Sicherheit unserer Liebe in Frieden leben mögen.

Der Fürst Theodor verging fast in der seinem Herzen für die Liebe angeborenen Heftigkeit gleichwie in der Kraft dieser schmeichlerischen Worte, die jedes Herz bezaubern mußten, vor sehnsüchtigen Gefühlen und antwortete in ähnlicher Rede Folgendes: Wie sehr ich euch liebe, theuerste Platina, wißt ihr das nicht? Habt ihr es zu verkennen Ursache, weil ich das, was ich empfinde, nicht auszusprechen weiß? Wenn das Übermaß eurer Reize euch nicht die Liebesinbrunst erklärt, die mich für euch durchdrungen hat, so habe ich kein anderes Zeugniß mehr, um es auszudrücken. Diese nicht sowol liebenswerthen als anbetungswürdigen Reize mögen euch sagen, wie unendlich ich euch liebe und wie sehr ich vor Verlangen glühe, mich in euerm, meines höchsten Gutes Genusse zu beseligen. Ich bin bereit, Alles für euch zu thun, was ein blinder Liebender zu thun vermag, obgleich ich mich nicht blind nennen kann, da ich Augen gehabt habe, welche diese seltene Schönheit bezauberte. Ich werde nicht anstehen zu vollbringen, was ihr mir irgend befehlen mögt, um das ersehnte Ziel unserer Liebe zu erreichen, gefährdete es auch meine Herrschaft und mein Leben selbst. Aber ich begreife in der That nicht, mit welcher Lebensgefahr unsere verliebten Freuden mich in meinem eigenen Staate bedrohen, und sehe noch weniger ein, auf welche Weise ich mit euch von hier entfliehen könnte, ohne daß die Kunde unserer Flucht, ihres Zweckes und unseres Aufenthaltsortes,

an dem wir vielleicht ungleich größerer Gefahr, als hier zu denken iſt, ausgeſetzt ſein würden, ſich allgemein verbreite. Nichts deſto weniger gebietet ihr über mich, was ihr wollt! Mir fehlt es weder an Muth, noch Entſchloſſenheit, Alles zu vollbringen.

Entzückt vor Freude und Liebe über dieſe Worte, drückte Platina einen ehrerbietigen Kuß auf Theodor's Hand, die ſie brünſtig an die ihre ſchloß, und ſagte zu ihm: O, wann kommt doch die Zeit, da ich euch mein Mitgefühl bezeugen kann, wozu mich nicht minder eure Liebe, als eure Liebenswürdigkeit verpflichtet, o Herr! Was nun aber die Gründe betrifft, aus welchen wir jetzt ſchlechterdings unſere Wünſche nicht ſicher durch friedliche Genüſſe befriedigen können, ſo bitte ich euch, mir zu glauben und nicht weiter wiſſen zu wollen, bis wir einſt ferne von dieſem Orte ſind. Hinſichtlich der Art aber, das Ziel unſerer Wünſche glücklich zu erreichen, vernehmet jetzt, aber mit entſchloſſenem Herzen, was der Scharfſinn der Liebe ausgedacht hat. Unter unſerer Geſellſchaft iſt ein Mann, der in bewundernswürdigem Grade die Zauberkunſt beherrſcht.

Schlauerweiſe ſchrieb ſie dieſe Kunſt einem andern zu, um nicht in Theodor's Augen verabſcheuungswürdig zu erſcheinen, entdeckte er ſie in ihr ſelbſt.

Ich habe, fuhr ſie fort, ihn öftere Male ſich rühmen gehört, obgleich er durchaus kein Prahler iſt, daß er nicht nur die Kraft beſitze, nicht allein im Augenblick jeden Körper von einem Ort in einen andern entfernten unzugänglichen zu verſetzen, ſondern auch nach Belieben menſchliche Körper ſo zu verwandeln, daß er einem andern nach ſeinem Gutdünken zu wählenden vollkommen gleicht. Der Treue und Verſchwiegenheit dieſes Menſchen verſichert, habe ich mich ſeiner Fähigkeiten ſo zu bedienen gemeint, daß er uns einerſeits beide durch die geheimen Pfade der Luft an irgend einen entlegenen lieblichen Ort entführe, andererſeits aber irgend einen phantaſtiſchen

Körper vollkommen dem eurigen ähnlich bilde und wie plötzlich gestorben an eurer Statt in euer Bett lege, damit ihr, derweil ihr hier in einem falschen Leichnam für todt beweint werdet, mit euerm wirklichen Körper anderswo des höchsten Lebensgenusses euch erfreuet. Von diesem Betrug kann euch für eure Staatsangelegenheiten kein Nachtheil erwachsen und es möge der Himmel alle Folgen verhüten, die ich außer glücklichen und wohlthätigen dadurch beabsichtige, denn es wird jeder Zeit in euerm freien Willen beruhen, durch eure Rückkehr und Gegenwart die Täuschung zu erledigen, die ihr durch eure jetzige Abreise veranlaßt. Unterdessen verhütet das kräftige und gesunde Leben eures alten Vaters jede Beeinträchtigung eurer Rechte und jede gefahrbringende in eurer Abwesenheit mögliche Veränderung.

Es genügt zu sagen, daß den Fürsten seine verliebte Leidenschaft verblendete, um zu erklären, daß er den Weg blind übersah, auf welchem er durch falsche Liebeslust zum Abgrunde gezogen ward. Es zeigt sich in der That der Liebende niemals blinder, als wenn er die Geliebte und den Genuß der Liebe vor Augen sieht; denn es verdunkelt sich ihm alsdann das Licht der Vernunft in dem Maße, daß er der Herrschaft der Sinnlichkeit gänzlich unterliegt und nichts mehr sieht, als die Geliebte und den Genuß. So geschah es, als Theodor's Augen nur die bezaubernde Schönheit Platina's und seine Begierden nur die nahen Freuden der Liebe vor sich sahen, daß es seinem Verstande unmöglich fiel, all das Unschickliche und Verderbliche zu berechnen, was ein so seltsamer Entschluß nach sich ziehen mußte. Ohne einen Augenblick anzustehen und ohne die vorgeschlagenen Bedingungen irgend einer Prüfung zu unterwerfen, antwortete er freudig: Eure Gedanken und eure Wünsche sollen die Regel meines ganzen Thuns und Lassens sein. Was ihr mir gebietet, vollbringe ich. Aber sagt mir, fügte er hinzu, wie habt ihr dem Umstande vorgebeugt,

daß man ebensowol eure als meine Abwesenheit vermissen wird?

Ich werde Sorge tragen, erwiderte sie, daß eben der Mensch, dessen Kunst ein Werkzeug unseres Glückes werden soll, meinen Genossen, sobald sie mich nicht mehr finden, einrede, der wüthende Schmerz über euern kaum bekannt gewordenen Tod habe mich verzweiflungsvoll angetrieben, mir im Wasser oder auf andere Weise das Leben zu nehmen. Sie messen dieser Erdichtung gewiß um so leichter Glauben bei, da ihnen meine Leidenschaft trotz aller Behutsamkeit kein Geheimniß geblieben ist. Um diese Nachricht in der Stadt nicht allzu ruchbar werden zu lassen, werde ich ihm befehlen, die Gesellschaft ohne Verzug durch die Warnung aus der Stadt zu entfernen, man könne, wenn man mein Verschwinden erfahre, auf die Vermuthung hin, einer von ihnen habe meinen Tod herbeigeführt, sie vielleicht allesammt von Gerichts wegen festhalten, einsperren und auf die Folter spannen.

Ohne weitere Schwierigkeiten ward eine Verabredung dieser Wichtigkeit unter ihnen festgestellt; und da beide die rasche Ausführung gleich sehr wünschten und beförderten, er, weil aller Aufschub seines Genusses gegen die Heftigkeit seines Verlangens verstieß, sie, weil der Lauf der Zeit ihre Absichten hindern könnte, so ordnete die Hexe, nachdem sie vorgeblich alles mit dem zauberkundigen Schauspieler verabredet, ihre gemeinschaftliche Abreise auf die folgende Nacht an. Sie schärfte dem Fürsten ein, sich vorher mit Geld und Juwelen, so viel ihm gefällig sei, zu versehen (und das reichte hin um ihn zu bewegen, von beidem so viel als möglich mitzunehmen) und zu der gewohnten Zeit sich zu Bette zu legen, unter irgend einem Vorwande aber eine Stunde vor dem Anbruch der Morgenröthe sein Zimmer zu verlassen und erst eine halbe Stunde später dahin zurückzukehren, um, wie er sagen solle, durch den Schlaf das verabsäumte

Bedürfniß der Natur zu befriedigen. Er könne sich überzeugt halten, sodann Alles bereit zu finden, was zu ihrer ungestörten Flucht vonnöthen sei. — Theodor war über Zeit und Art der Ausführung des Planes mit ihr einverstanden. Er versicherte die Geliebte, seinerseits für die pünktliche Ausführung ihrer Befehle ebenso besorgt, als von dem Wunsche mittels derselben zum vollen Genuß ihrer Reize zu gelangen beseelt zu sein. Als er in das Schloß zurückkam, war das Erste, was er that, daß er mit eigenen Händen eine ansehnliche Menge Gold und Juwelen zusammentrug aus dem von seinen Vorfahren gesammelten unermeßlichen Schatze. Er verlangte sodann zu Nacht zu speisen und ließ während des Essens seinen Stallmeister zu sich rufen, dem er den Befehl gab, am folgenden Morgen zwei Stunden vor Tag die sechs friesischen Rosse, welche ihm aus Deutschland zugekommen und von ihm seinem Vetter dem Kaiser zum Geschenke bestimmt gewesen, nach Trapezunt einzuschiffen; er fügte jedoch hinzu, er wolle sie zuerst sehen, ehe sie abgehen, und sie sollen vor dem Abgang in den Hof seines Palastes geführt werden, er wolle geweckt sein, um sie von dem Balkon herab noch einmal zu sehen. Nach diesen Bestimmungen stund er von der Tafel auf und zog sich in sein Schlafgemach zurück, um zur Ruhe zu gehen. Ob er aber daselbst anderer Ruhe pflag, als der, welche ihm das bunte Spiel seiner Einbildungskraft bereitete, mögen diejenigen entscheiden, welche in Liebeshändeln erfahren sind und wissen, wie wach die Seele ein Herz hält, das nicht Raum in sich hat für das Unermeßliche der Wonne, welche in dasselbe überströmt aus dem Vorgefühl eines sichern nahen Liebesgenusses. — Ehe noch das Licht des Tages im Osten aufdämmerte, erhob sich der erweckte Fürst von seinem Lager, um die Pferde zu besichtigen, und begab sich, in ein Wams gehüllt, aus seiner Schlafkammer in einen Saal, von dessen Balkone er den Schloßhof übersehen konnte. Kaum war er aus

der Kammer heraus, ſo eilte, von den Fittichen der hölliſchen Geiſter getragen, die Zauberin Platina herein, die mit reiflicher Überlegung die Entfernung des Fürſten verlangt hatte; denn ob ſie gleich die ganze Nacht ſchon beſchäftigt geweſen war, mit ihren Zauberkünſten die Dämonen nach ihrem Willen zu lenken, ſo bedurfte es doch erneuerter, kräftiger Beſchwörungen, damit dieſe böſen Geiſter ihr ein Abbild des Fürſten aus Luft verfertigten; ſie wollte ihn aber dabei nicht gegenwärtig haben, denn er ſollte in keinem Falle ahnen, welchen Händen ſeine unkeuſche Leidenſchaft ihn preisgebe. Sie murmelte emſig und wirkſam ihre unheiligen Laute vor ſich hin, und noch ehe der wahre Theodor wiederkam, ward ein Scheinbild Theodor's von den Teufeln gebildet. — Als er die Pferde beſchaut und die angemeſſenen Befehle gegeben hatte, um ſie ſorgfältig und ſicher nach Trapezunt zu führen, ging er in ſein Zimmer zurück, und entließ ſeine Dienerſchaft vor der Thüre mit dem Beſcheid, er wolle ſich wieder zu Bette legen, um den früh verſtörten Schlaf noch einmal zu feſſeln. — Beim Eintreten erblickte er ſich ſelbſt in eine Leiche verwandelt auf ſeinem eigenem Bette ausgeſtreckt, entſetzte ſich aber nicht, denn die ſcheinbare Lebensfülle der Reize Platina's verwahrte ſein Herz gegen die Schrecken ſeines ſcheinbaren eigenen Todes. Ja, er nahm unter dieſem Anſchein des Todes die Ähnlichkeit ſeines Ebenbildes um ſo lebendiger wahr, als er betheuerte, er werde jeden Augenblick getödtet von den Blitzen dieſer himmliſchen Schönheit und verzehrt von den Flammen ſeiner heißen Liebe. Die Liebenden bewillkommneten und küßten ſich wechſelsweiſe und Platina rieth Theodor, alsbald ein anderes Kleid anzuziehen, das von den Seinigen nicht vermißt werde, und übrigens alles mitzunehmen, was er bei ſich haben wolle. Er that es alsbald. Darauf ergriff die Zauberin ſeine Hand und ſprach: Hinweg!

Sogleich erhuben ſie ſich von dem Boden und flogen

durch ein in dem nämlichen Augenblick von unsichtbarer Hand geöffnetes und hinter ihnen geschlossenes Fenster des Schlafgemachs ohne Flügel in die unermeßlichen Räume der Luft empor. — Obgleich die verdammten gleich wie die seligen Engel die Kraft besitzen, Körper auf tausenderlei Weisen unsichtbar zu machen, so gab es doch manche Bewohner Arcadiens, um deretwillen Gott vielleicht den Teufeln die Ausübung ihrer Gewalt nicht gestattete, die da behaupteten, mit dem Anbruch dieses Tages den Fürsten Theodor in die Lüfte sich erheben gesehen zu haben; nur ward den Aussagen dieser Leute eben kein anderes Gehör als allen wachend Träumenden geliehen. — Nachdem der Fürst sich lange voller Bewunderung erfreut hatte zu sehen, mit welchem Glücke und mit welcher Leichtigkeit er von den Lüften über Meere und Länder dahingetragen ward, sagte er zu seiner Geliebten, wofern sie nur von Zeit zu Zeit sich zur Erde herablassen, die Früchte ihrer Liebe genießen und die vornehmsten Städte der Welt ansehen könnten, so bliebe ihm die Fortsetzung von solcherlei Reisen gewiß eine längere Weile höchst wünschenswerth. Platina erwiderte, die sie durch die Luft tragenden Kräfte seien ihr gänzlich zu Gebot gestellt und es möge Alles, was ihm gefällig sei, geschehen. — Inzwischen war die Stunde gekommen, zu welcher der Fürst gewöhnlich aufzustehen pflegte und die Vorzimmer seines Schlosses hatten sich mit Höflingen angefüllt, die der Dienst des Tages zu ihm rief. So lange sie aber auch harrten, vernahmen sie doch nicht das geringste Zeichen, daß er aufgewacht oder aufgestanden sei. Es ging darüber der Morgen und sogar der Mittag hin, und wie sie anfänglich ein so langes Verweilen im Bette verschiedenen nicht eben unglücklichen Ursachen zugeschrieben hatten, brach plötzlich eine bange Ahnung über alle herein, sodaß die allgemeine Neugier wie die eigene Sorge endlich zwei Ritter, denen die Gunst des Fürsten besonderes Ansehen und höhere

Zuverſicht verlieh, antrieb, ihre Zweifel zu bewahrheiten. Bei ihrem Eintritt riß der eine den Fenſterladen auf, der andere rief dem Fürſten zu: Es iſt Zeit zur Komödie, Herr!

In demſelben Augenblicke erkannten aber beide ſein auf der Bühne ſeines Bettes vorgeſtelltes Trauerſpiel. — Es ſtrafte niemand dieſen Anſchein des Todes Lügen, denn die Kunde davon verbreitete ſich bei Hofe nicht anders, als durch lautes Schluchzen und Weinen, deſſen Übermaß alle Worte ertränkte, wenn auch der die Seele betäubende Schmerz irgend Worte zugelaſſen hätte, über den unglücklichen Fall zu tröſten und zu beruhigen. Ein jeder vergegenwärtige ſich mit ſeiner eigenen Einbildungskraft die verſchiedenen Regungen der Trauer, welche der falſche Schein des Todes des Fürſten dem Herzen der Unterthanen entlockte, die ihren natürlichen und geliebten Herrn verloren zu haben glaubten; dem Herzen der Gemahlin, welche durch den unerwarteten Unglücksfall ſich zur Witwe geworden ſah in der Blüte ihrer Jahre von dem Gatten, welchen der Himmel mit ihr verbunden; dem Herzen des Vaters, der durch ein unſeliges Geſchick vernehmen mußte, daß ihm ſein Sohn abgeſchieden, ſein Haus ausgeſtorben und dem Throne der rechtmäßige Erbe entriſſen ſei; jeder, ſage ich, vergegenwärtige ſich mit ſeiner eigenen Einbildungskraft dieſe und andere denkbare Wirkungen eines ſolchen Ereigniſſes; während ich beiſeit laſſe, was den vermeintlichen Tod des falſchen Theodor's betrifft, um zu erzählen, was dem lebenden und echten Theodor begegnete, der mit Platina ſeine Luftreiſe fortſetzte. — Das Liebespaar hatte das ioniſche und adriatiſche Meer neben ſich und durchflog im eigentlichen Wortſinne Italien, Ungarn, Polen, Deutſchland, Frankreich, Spanien und England, ließ ſich aber häufig, bald zu dieſer bald zu jener Stadt nieder, je nach dem Verlangen des Fürſten, der, obwol er ſich überzeugte, er dürfe in dieſen fremden Ländern nicht erkannt werden, beſonders gern

auf einige Tage in den berühmtesten Städten und zumal an den Höfen der besagten Reiche sich aufhielt und jedes Mal öffentlich und unentdeckt die öffentlichen Gasthäuser zu seiner Wohnung nahm. Es konnte freilich nicht fehlen, daß er dabei von Vielen wieder erkannt wurde, die in Geschäften oder zu ihrem Vergnügen die Welt bereisend, Gelegenheit gefunden hatten, ihn in Morea als Herrscher zu sehen; und manche von diesen oder Andere, welche den Fürsten erkannten, bezeugten, wenn sie aus jenen Ländern nach Sparta kamen, als er dort schon von jedermann für todt beweint worden war, mannichfach, in ihrer Heimat den Fürsten lebendig, wohl und gesund gesehen zu haben, den sie hier unglücklicherweise für todt hielten. Der Begriff seines Todes wurzelte aber in den Gemüthern der Menge nichts desto weniger mit so starken Beweisen fest, daß dieser, wiewol der Wahrheit getreue, doch als ein leeres Geschwätz überall verspottete Bericht bei niemanden Glauben fand, und daß kein Mensch, der davon gehört hatte, wagen durfte, ihn Andern mitzutheilen, um nicht den Verdacht auf sich zu laden, er gebe einer albernen Leichtgläubigkeit über sich Gewalt. Der Schein, nicht die Wahrheit beherrscht unsere Gedanken. — Nachdem der Fürst vorläufig seine Neugier gestillt hatte, wünschte er für einige Zeit in freundlicher Muße seine geliebte Platina zu genießen; er sagte ihr daher, wie lieb es ihm sein würde, wenn ihr Wunsch dem seinigen begegnete, nunmehr ihrer Reise irgendwo ein Ziel zu setzen. Sie erwiderte, sie kenne kein anderes Vergnügen, als seine Wünsche zu befriedigen. Nach dieser Erklärung stiegen sie von den hohen Luftregionen, in welchen sie nun gerade über Schottland schwebten, herab, wie ein Vogel, der müde von seinen hohen Flügen sich niederläßt, um auf der Erde zu ruhen, und erreichten die Insel Irland oder Hibernia, wo sie in einer anmuthigen, reizenden Ebene einen Palast zu ihrer Aufnahme bereit fanden; und um zu bezeichnen, daß Theodor und Platina

alle Pracht, Herrlichkeit und Genüsse darin sahen und kosteten, wornach die menschliche Einbildungskraft irgend verlangen kann, sage ich nur, daß der Palast durch Dämonen gebaut, ausgestattet und bedient wurde. — Inzwischen hatte Georg, der ehemalige Gebieter von Morea, dem durch Alter und Misgeschick allmälig die Erkenntniß von der Nichtigkeit des Weltlichen geöffnet war, aus seiner Seele den Ehrgeiz zu herrschen verbannt und an dessen Statt die Sehnsucht nach Ruhe in diesem Leben und nach der ewigen Seligkeit in einem andern darin aufgenommen, weswegen er das für eine zitternde Hand zu schwere Scepter nicht wieder zu ergreifen beschloß. Er beharrte um so mehr in diesem Willen, als er erkannte, daß unter denen, die auf den Thron Anspruch machten und die dem Volke als neu aufgehende Sonnen sich darstellten, ihm als einer untergehenden der Rücken zugewandt wurde. — Überhaupt traten nicht Wenige hervor, die sich berechtigt glaubten, Nachfolger des verstorbenen Fürsten zu werden. Der erste unter ihnen war Emanuel Paläologus, Kaiser von Constantinopel, ein Sohn der ältesten Tochter von Georg's Vater Theodor. Nach ihm kam, obwol mit weit geringeren Ansprüchen, der Kaiser von Trapezunt, der Sohn einer jüngeren Tochter desselben Theodor. Peter Nali, Graf von Arcadien, stellte seine noch lebende Gattin vor, die Tochter von Georg's älterem, aber schon zu des Vaters Lebzeiten gestorbenem Bruder Demetrius. Stephan, der Herzog des alten Liburniens, beschützte Theodor, den Sohn Clara's, der nicht mehr lebenden Erstgeborenen desselben Demetrius. Überdies sprach ein gewisser Antidius, obgleich nicht vom legitimen cantaguzenischen Blute, die legitime Erbfolge im Staate an, weil ihm die Gunst des Volkes zu statten kam, welchem ein Eingeborner, wenn auch nicht Legitimer, genügte. Auch ermangelte nicht die Königin von Ungarn laut zu werden, indem sie von der Nichtigkeit einer zweiten Ehe eines ehemaligen Despoten von Morea auf die Un-

gesetzlichkeit der ganzen ihr entstammenden Nachkommenschaft schloß und vorschlug, man solle einem ihrer Söhne die Krone aufsetzen, welche ihr gehöre, da sie allein dem ersten gesetzmäßigen Ehebette entsprossen sei. — Der Fürst erklärte hiernächst nur die Ansprüche des aus entartetem Blute stammenden Antidius für ungiltig und schlug sich sodann, ich weiß nicht ob von seinen Gründen überzeugt, oder von seinen Drohungen gezwungen, auf die Seite des Kaisers von Constantinopel, indem er in der Thronfolge dem Vertreter der Person und der Rechte der Schwester den Vorzug vor der weiblichen Nachkommenschaft des Bruders zuwendete. Weil nun in dem Vertrage zwischen Emanuel und Georg unter anderem als Bedingung festgestellt worden war, daß ersterer baldigst einen seiner Söhne zur Empfangnahme des Eides der Treue seiner neuen Unterthanen und zu Verwaltung des Staates absende, von welchem letzterer sich nur den Herrschertitel und einige zur Ruhe und Zufriedenheit seiner letzten Lebensjahre beitragenden Ehrenrechte vorbehielt, weil also auf diese Weise unter ihnen ein Übereinkommen getroffen war, so sandte der damals an Nachkommenschaft, wie später an Unglück in derselben reiche Kaiser dem Despoten von Morea seine beiden Söhne Theodor und Thomas zu, die späterhin beide Beherrscher dieses Landes wurden und beide ein unglückliches Ende nahmen, weil die zur Rache gegen das Haus der Palälogen aufgestandene göttliche Gerechtigkeit dessen gänzlichen Untergang sehen wollte und darum geschehen ließ, daß der eine Bruder zum Nachtheil des andern die ottomanischen Waffen nach Morea rief, welche beide des schlecht erworbenen Reichs beraubten und in solches Elend brachten, daß sie mit ihren Kindern vom päpstlichen Stuhle eine jährliche Unterstützung zu ihrem Lebensunterhalt erbettelten. Zu gleicher Zeit, als der Kaiser seine Söhne nach Sparta sandte, ließ er von da seine Schwester, die Gemahlin Theodor's, nach Constantinopel zurückkommen und ver-

heirathete ſie als Witwe bald zum zweiten Male mit Johann dem zweiten von Luſignian, König von Jeruſalem, Armenien und Cypern. — Alſo ward in Theodor's Heimat auf die vermeintliche Gewißheit ſeines Todes hin ein unüberſteigliches Bollwerk gegen ſein Glück aufgeführt, derweil er ſelbſt mit Platina ein Übermaß von Vergnügungen in dem ſchon erwähnten Palaſte genoß, der binnen kurzem mit dem ganzen Kunſtgerüſte ſeiner trügeriſchen falſchen Hoffnungen in Staub zerfallen ſollte. — Platina, die aus Erfahrung wußte, wie ſehr es den Fürſten vergnüge, Komödien auf der Bühne ſpielen zu ſehen, trug Sorge, ihm mit Hilfe von Schauſpielern, denen es nicht nur leicht fiel, unter allen Geſtalten zu erſcheinen, ſondern denen Trug und Täuſchung ſehr natürlich war, tagtäglich ein ergetzliches und ſinnreiches Gedicht zu ſeiner Unterhaltung vor Augen zu führen, und ſtellte dereinſt auch einmal mit großer Geſchicklichkeit zu ſeiner nicht geringen Beluſtigung die Fabel vom Icarus dar, als Theodor, der mit Entzücken den glücklichen Flügen des Dädalus und ſeines Sohnes zuſah und beobachtete, wie dieſer, von den Schönheiten des Himmels verblendet, nicht länger unter der ſichern Leitung des Vaters blieb, ſondern ſich verwegen empor zu den höheren Sphären ſchwang, plötzlich wahrnahm, wie ihm die Flügel ſich von den Schultern löſten und er den verderblichen Sturz in ein kunſtreich dargeſtelltes Meer hernieder that. Ein natürliches Mitgefühl entlockte ihm den Ausruf: O Gott, mein Gott!

Es ertönte aber kaum dieſes heilige Wort, das nicht nur im Himmel und auf der Erde, ſondern auch in den tiefſten Abgründen der Hölle der höchſten Verehrung genießt, ſo verſchwand mit Blitzesſchnelle Alles, was durch des Teufels Künſte hervorgezaubert worden war. Die Bühne zerfloß in nichts und mit der Bühne zugleich jenes prachtvolle Gebäude des Zauberſchloſſes, ſodaß Theodor außer ſich vor Erſtaunen und Entſetzen ſich unter dem

Schatten eines vielästigen Nußbaums auf der kahlen Erde neben Platina, doch nur so lange wiederfand, bis ihm die Sinne abermals vergingen vor Schauder und Schrecken, da er sich zu Platina wandte und sah, wie sie in ihre wahre, aber von ihm nie vermuthete Gestalt zurückgekehrt war und das garstigste, häßlichste Gesicht zeigte, das man je an einer Hexe sehen konnte. Übrigens hatte der Fürst nur einen Augenblick Muße, Platina in diesem Zustande zu sehen, denn in dem Momente, da er sich gegen sie wandte, ergriff sie die Flucht und barg sich wenige Schritte von ihm in einer unterirdischen Grotte. — Jene Augen der Seele, welche die erheuchelte Schönheit des Weibes in dem verdorbenen Jüngling verschlossen und geblendet hatte, öffnete jetzt ihre wahre Misgestalt, deren Anblick ihn die begangenen Irrthümer erkennen und das Unglück, worein er sich durch sie gebracht hatte, im voraus ahnen ließ. Nachdem er sich lange vergebens bemüht hatte, den Eingang der Höhle aufzufinden, in der die Hexe verschwunden war und worin sie, wie er sich einbildete, sein Geld und seine Juwelen verborgen hielt, richtete er seine Gedanken auf die Rückkehr in sein Vaterland und setzte seine ganze Hoffnung in sofern auf zwei Diamanten, die er noch an seinem Finger trug und von denen er die Kosten seiner weiten Reise zu bestreiten gedachte. Der beschämte leidenvolle Fürst erforschte den Ort seines Aufenthaltes, es war ein Inselchen im Erneſee in Irland. Der Verkauf eines seiner Ringe verschaffte ihm hinlänglich Geld zur Reise. Er miethete ein Schiff nach Morea, gelangte nach einer weiten Fahrt an die Meerenge von Gibraltar, durchschnitt die ganze Länge des Mittelmeeres und lief endlich nach vielen Kreuz- und Querzügen und vielen Stürmen in dem lakonischen Meerbusen ein, wo er freilich, anstatt den sichern Hafen zu finden, den verderblichsten Schiffbruch litt. — Er hatte bereits die Verfügungen seines Vaters des Regenten über den durch ihn verwaisten Staat zu seiner nicht geringen Verwunderung

und Trauer erfahren und hielt für gerathener, bei Nacht an das Land zu steigen, um unter dem Schutze der Finsterniß Sparta zu erreichen, weil er eben so sehr besorgte, es möchte ihm gefährlich und nachtheilig werden, würde er von Andern erkannt, als er hoffte, es werde ihm vortheilhaft sein, sich selber zu erkennen zu geben. Er ging nach Sparta hinein und suchte noch in derselben Nacht einige seiner Unterthanen in ihren Häusern auf, in deren Herzen er am ehesten sein durch große ihnen erwiesene Wohlthaten unterstütztes Andenken lebendig fortdauernd zu finden wähnte. Aber umsonst versuchte er durch eine wahre und ergreifende Schilderung seiner Schicksale ihre Treue, Zuneigung und Hilfe seiner Sache zuzuwenden. Die meisten von ihnen trieben ihn mit Beleidigungen und Drohungen von sich hinweg, indem ihnen von dem trügerischen Anblick des Todes ihre freie Urtheilskraft so sehr zu Gunsten einer falschen Meinung befangen war, daß sie der Enttäuschung ihres Irrthums durchaus kein Gehör verliehen. Einige, welche übermächtige Neugier veranlaßte, seine Rede anzuhören und bei denen die Beweise der Wahrheit die Täuschung des Scheins überwogen, fühlten sich allerdings gezwungen, in ihrer Überzeugung der Wahrheit ihr Recht einzuräumen; aber von ihrem persönlichen, sie an die neuen Machthaber fesselnden Interesse beherrscht, verlautbarten sie ihre Gedanken nicht, sondern wendeten sich ihrem wahren Fürsten ab und bedeuteten ihm, die Erzählung seiner Unglücksfälle sei ein von ihm erfundenes Märchen, das wegen seiner Abenteuerlichkeit und Unwahrscheinlichkeit bei Menschen von gesunden Verstandeskräften nicht wohl Glauben finden könne. Es halfen ihm auch seine Bemühungen, ihre Herzen durch Vorstellungen, Beschwörungen, Liebkosungen und Thränen zu rühren, nichts, weil Herzen, die einmal von dem Eise des Eigennutzes starren, keines andern Eindrucks mehr fähig sind, und weil die Sinnesart dieser Menschen nothwendiges Bedenken tragen mußte,

auf Unternehmungen einzugehen, deren Nachtheile für groß und gewiß, deren Vortheile aber für höchst gering und unsicher zu erachten stunden. Sehr unbedeutend war die Zahl derjenigen, denen die Wahrheit so hell genug einleuchtete, daß sie ihn für ihren lebendigen und angebornen Fürsten Theodor erkannten, von einem freimüthigen Geiste angetrieben, ihm als ihrem rechtmäßigen Herrn ehrerbietig zu Füßen stürzten und als treu ergebene Unterthanen sich erboten, sich mit Gut und Blut seinem Dienste zu weihen. Diese wenigen aber gaben ihm einhellig zu bedenken, wie der alte Beherrscher Georg dadurch, daß er fremde Fürsten, Diener und Truppen ins Land gezogen, um es vor der Zerrüttung nach seinem Tode zu bewahren, es ihm selbst äußerst schwer, wo nicht gar unmöglich gemacht habe, den Thron seiner eigenen Größe jemals wieder einzunehmen, sobald ihm die ganze kaiserliche Macht entgegentrete. In dieser Rücksicht würde ihm also nicht nur ihre eigene ohnmächtige Hilfe schlechthin ohne Nutzen sein, sondern auch sogar der Beistand seines eigenen Vaters, dem außer dem Titel nichts von der Herrschaft des Staates geblieben sei; und es stehe ihm keine Hoffnung mehr und kein anderer Ausweg offen, als zu dem Kaiser selbst seine Zuflucht zu nehmen und zu versuchen, ob sich derselbe vielleicht von den Beweisen der Wahrheit und des Rechts bewegen lasse, ihm freiwillig die Krone zurückzugeben, mit der weder er noch seine Söhne sich mit anderem Rechte, als mit dem gewaltsamer Anmaßung zu schmücken im Stande wären. — Wenn auch der Fürst sich durch diese Beweggründe nicht von dem überzeugen ließ, was ihm zur Beförderung seines wahren Besten zu thun anständig sei, so erkannte er doch so viel, daß ein längerer Aufenthalt in Sparta oder irgend einem Orte Moreas ihm unter solchen Umständen vielmehr zum Schaden, als zum Vortheil gereichen könne. Er empfahl also der kleinen Schaar, die er als treu befunden hatte, fortdauernde Anhänglichkeit

an seine gute Sache, und verließ Sparta, das Herz von Trauer erfüllt, wie sich jeder denken kann, mit der Morgenröthe des nächsten Tages. Er schiffte sich von neuem auf seinem irischen Fahrzeuge ein, um sich nach Candia überführen zu lassen, in welchem jener erlauchten Republik Venedig unterworfenen Reiche, die ihren Ruhm darein setzt, der Zufluchtsort der Offenheit und Freiheit zu heißen, er so lange zu verweilen gedachte, bis er seinen Angelegenheiten eine entscheidende Richtung zu geben wisse. — Daselbst angekommen, machte er mit mehr Übereilung als Überlegung überallhin seine seltsamen Begegnisse kund, deren Erzählung bei Vielen, besonders beim gemeinen Volke Glauben fand und ihm in kurzer Zeit ein kleines Gefolge ermittelte. So wie dies aber dem Herzog zu Ohren kam, der die Regierung der Insel im Namen der Republik leitete, ließ er Theodor ins Gefängniß werfen und gab seinem Schicksale damit anfänglich eine üblere Wendung, erreichte jedoch durch diese Maßregel nichts anderes, als daß er dessen Ansprüche allmälig glaubwürdiger und bekannter werden ließ. Die günstige Stimmung für Theodor ging so weit, daß mehrere angesehene Männer Moreas zu ihm kamen, um für sich und Andere Beweise einzuholen, ob er wirklich, wie der Ruf verkündigte, ihr wahrhafter Fürst und Gebieter sei. Den Forderungen, die man deshalb auch an den Herzog stellte, entsprach dieser allerdings nicht, er vergewisserte sich aber, daß der gefangene Jüngling sich keines Vergehens wider die Republik noch die guten Sitten schuldig gemacht habe, und gab ihn sodann unter der Bedingung frei, daß er sich auf der Stelle einschiffe und aus dem Reiche entferne. — Man ermangelte nicht, dem unglückseligen Fürsten einzuflüstern, er habe kein anderes Mittel, sein Leben zu sichern und seinen Staat wieder zu gewinnen, als zu den Türken, der dem Kaiserthume feindlichen Macht seine Zuflucht zu nehmen, die in Asien wie in Europa mächtiger als der Kaiser und allein im Stande sei, ihm

die Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, die man ohne sie gewiß verhöhnen und mit Füßen treten werde. Theodor weigerte sich aber standhaft, zur Erreichung eines höchst würdigen Ziels unwürdige Mittel aufzubieten, und entschloß sich, auf schlichtem geraden Weg (der ihn freilich später auch irre führte) sein Recht zu verfolgen und nach Trapezunt zu gehen, wo er hoffte, es werde ihm sein Vetter, der Kaiser dieses Landes, gegen den von Constantinopel Hilfe leisten, um zu seinem Rechte zu gelangen. — Er durchsteuerte auf dieser Reise den Archipel, war aber nicht so bald den Cykladen vorbei und befand sich in dem offenen ägeischen Meer, als von widerstreitenden Winden ein rasender Sturm erhoben ward, welcher dermaßen anwuchs, daß ein festes Vorankerliegen in seiner Gewalt für nichts anderes konnte angesehen werden, als für einen von einem Augenblick zum andern in den Wogen erwarteten Tod. Da nun den Seeleuten dies auch das schlimmere und gefährlichere Theil zu sein schien, so entschlossen sie sich die Taue der schon ausgeworfenen Anker zu durchhauen und sich verzweiflungsvoll der Willkür der Fluten und Winde zu übergeben, deren unwiderstehliche Gewalt das Schiff alsbald an den Strand von Böotien treiben und unfern des alten Thebens scheitern ließ, in welche Stadt sich Fürst Theodor mit den Steuerleuten und Reisenden rettete, um sich von den Leiden des Schiffbruchs zu erholen. Es war ein alter Gebrauch an diesem Orte, den damals der König von Thessalien besaß und mit der strengsten Eifersucht hütete, daß man sich nach der Person und den Umständen jedes Fremden, der ihn betrat, genau erkundigte. Wie man nun auch bei dem Fürsten Theodor diese Nachforschungen anstellte, so nahm er nicht den mindesten Anstand, die einfache Wahrheit zu gestehen, welche den Wachen so unerhört und seltsam schien, daß sie sich veranlaßt sahen, sofort dem eben in Theben hofhaltenden Könige davon Meldung zu machen. Der König ließ ihn in strenges Verhör ziehen und er-

kannte aus den ihm vorgelegten desfallſigen Berichten, daß man es ihm in Conſtantinopel für einen erheblichen Dienſt aufnehmen werde, liefere er ihn gefangen an den Kaiſer ab, dem er als ſeinem Lehensherrn untergeben war. Er befahl daher ihn unter guter Bedeckung nach Conſtantinopel zu geleiten, und da man ihm zu derſelben Zeit hinterbrachte, daß dieſelbe Platina, durch deren Truggewebe der Jüngling in ſein Verderben geſtürzt worden zu ſein vorgab, ſeit kurzem in ihrem Vaterlande Theſſalien ſich wieder eingefunden habe, ſo befahl er auch ſie zu ergreifen und ſandte ſie auf einem zweiten Schiffe gleichfalls an den Kaiſer.* — Ich weiß in der That nicht, welches von beiden vordem durch Täuſchung in Liebe verbundenen jetzt durch Noth befeindeten ſich bereitwilliger vor die Schranken und in das Verhör ſtellen ließ, aus dem nothwendigerweiſe eines den Tod davontragen mußte. Theodor hatte die Gerechtigkeit ſeiner Sache und die eine untrügliche Wahrheit ſelbſt für ſich, Platina erſchien gewaffnet mit Lügen und Erdichtungen und ward von den eigennützigen Abſichten des Kaiſers unterſtützt, deſſen Urtheilsſpruch die Lüge zur Wahrheit oder die Wahrheit zur Lüge wendete. — Kaum war der Fürſt in Conſtantinopel angekommen und ſeine Sache ruchbar geworden, ſo hatte ihn auch, gleichviel ob ſie gerecht oder ungerecht ſei, der Wille des Kaiſers wie das allgemeine Gutachten derer zum Tode verdammt, welche bedachten, was es auf ſich habe, daß von den kaiſerlichen Söhnen bereits die Herrſchaft über Morea angetreten und die kaiſerliche Schweſter in erneuter Ehe verbunden ſei. Der Kaiſer überantwortete Theodor ohne Säumniß einem peinlichen Gerichte, deſſen beſonders dazu ernannten Beiſitzern er die eilige Schlichtung des Handels mit den Worten empfahl: Der König von Theſſalien hat hierher einen höchſt verwegenen und tollkühnen Lügenſchmied zur Beſtrafung überwieſen, welcher unter allerlei Erdichtungen ſich für Theodor weiland unſern vielgeliebten Schwager und

Fürsten von Morea ausgibt, ungeachtet dieser von seinen eigenen Hofleuten, seiner Gemahlin meiner Schwester und seiner nächsten liebsten Angehörigen in seinem Bette todt gesehen und als solcher beweint worden. Ich übergebe euch demnach die Sache dieses Menschen, damit ihr durch rasches Verfahren ihn zu der Strafe verurtheilet, welche ein so schweres Verbrechen verdient.

In Folge der erhaltenen Weisung ließen die Richter keinen ihrer Kniffe unbenutzt, um die Wahrheit zu unterdrücken, um die Gerechtigkeit zu unterdrücken und den Leidenschaften ihres Herrn Genüge zu thun; dennoch aber wußte Theodor seine Sache so gut zu vertheidigen und darzustellen, daß sie, deren viele waren und deren einer Scham vor dem andern fühlte, nicht wagten, seiner Unschuld ein so offenbares Unrecht zu thun, um ihn zu verurtheilen. Sie gingen an den Kaiser mit der Eröffnung zurück, sie haben den Rechtshandel des falschen Theodor, wie sie ihn nannten, noch nicht beendigen können, denn wenn er nicht Theodor sei, wie sie eben nicht glauben wollen, so sei er ganz gewiß ein Schwarzkünstler oder der leibhafte Teufel, denn er verstehe durch Ähnlichkeiten und Gründe sich so gut als jener darzustellen und zu rechtfertigen, daß ihnen kein Mittel ausreiche, ihn des Betruges zu zeihen.

Er gibt einen Fall an, sagten sie, dessen Möglichkeit sich weder in der Philosophie, noch in der Theologie wegleugnen läßt und den er durch mannigfache Gründe sogar wahrscheinlich macht. Er verlangt zur Bestätigung seiner Wahrhaftigkeit vor Allem, seinem Vater gegenüber zu stehen, dem er Geheimnisse sagen wolle, in die außer ihnen beiden kein Mensch eingeweiht sei, seiner Gemahlin, um ihr Dinge mitzutheilen, die kein Anderer wissen könne, als Theodor, und seiner Amme, um ihr an seinem Körper Merkmale zu zeigen, die die Natur selbst in der Ahnung seiner Schicksale ihm zur Verwahrung seines Rechts aufgedrückt habe. Platina, fügten die Richter hinzu, leugnet

zwar standhaft alles Böse, was ihr aufgebürdet wird, und stellt das dreiste Ansinnen, ihrem Anschuldiger gegenüber vernommen zu werden, den sie der Unwahrheit und Verleumdung überführen will. Doch haben wir uns seither geweigert, darauf einzugehen, weil wir besorgen müssen, wenn Platina's Plan mislinge, Theodor's Sache eher zu verbessern als zu verschlimmern, und hiernach gewärtigen wir die Befehle Euer Majestät.

Auf Anhörung dieses Berichts äußerte sich der schon mit den Richtern höchlich unzufriedene Kaiser also: Man sieht wohl, daß ihr zu weiter nichts taugt, als dickleibige Prozeßacten zu schmieden und die Händel zu verewigen. Hat man die augenfällige Wahrheit in der Hand, so braucht man sie nicht erst auf dem herkömmlichen Wege des Rechts zu suchen, der öfter dazu dient, sie aus den Augen zu verlieren und der Ungerechtigkeit den falschen Titel der Gerechtigkeit zu leihen. Geht hinweg und lernt erst Recht sprechen, da ihr noch so wenig wißt, was Rechtens ist.

Nachdem er also die Richter in einer Stimmung, die jeder sich leicht denken kann, aus seiner Gegenwart entlassen hatte, berief er einen ihm getreuen und doch treulosen Minister zu sich, einen so pünktlichen Vollstrecker seiner Wünsche, daß er, um in seiner Gunst sich zu befestigen, keine Gelegenheit versäumte, sich gegen die Gerechtigkeit und sein Gewissen gebrauchen zu lassen. Nachdem er ihm mit Worten der lebhaftesten Aufregung das Misvergnügen geschildert hatte, welches er über das Verfahren der Richter in Theodor's Angelegenheit empfinde, sagte er zu ihm, er übertrage dieselbe seiner treuen Fürsorge in der Überzeugung sie sicherlich alsbald zu seinem Genügen beendigt zu sehen. — Der Minister dankte dem Kaiser auf das Demüthigste für die Ehre eines solchen Vertrauens, versicherte ihn, daß er sich eifrigst bestreben werde, ihrer würdig zu handeln, und ging mit dem Entschlusse hinweg, die Gerechtigkeit so zu handhaben, daß sie die

Verurtheilung des gefangenen Königs beschönige. Er ließ auf der Stelle Theodor und Platina vor sich führen und aus den Einzelheiten dieser Zusammenkunft mag, wer Lust hat, die seltsamen Wechsel des Schicksals erkennen. Als die Beklagten vor dem Richter erschienen, legte er jedem von ihnen zuerst die allgemeinen Fragen vor und forderte dann Platina insbesondere auf, zu erklären, ob sie den Fürsten Theodor von Morea in der Person des ihr gegenübergestellten Mannes anerkenne und ob sie mit ihm durch Zauberkünste in der Welt herumgewandert sei. Sie entgegnete entschlossen, sie erkenne in diesem Menschen nicht nur keineswegs den Fürsten von Morea, den sie schon seit lange als todt beweint habe, sondern wisse auch durchaus nicht, wer er sei und was er von seiner Durchwanderung der Welt mit ihr und von ihren Zauberkünsten fable. Ebensowol möge es der Fall sein, daß er selbst sich dieser Künste bediene, um sich für den verstorbenen Fürsten auszugeben, mit welchem er allerdings einige Ähnlichkeit habe. — So wie Theodor diese Rede vernahm, rief er schmerzlich aus: Du hast wol Ursache, Platina, mich nicht wieder zu erkennen. Indem ich mich von meiner schmählichen Liebe zu dir in die Welt verlocken ließ, bin ich von den Pfaden, die ein Fürst wandeln soll, in so hohem Grade abgewichen, indem ich ein Ungeheuer von Bosheit, wie du bist, lieben konnte, bin ich so ausgeartet, ja, ich habe mich, wie unschuldigerweise auch, deiner Unthaten so theilhaftig gemacht, daß ich nicht verdiene, für den wiedererkannt zu werden, der ich war. Wenn ich aber auch äußerlich von dem verschieden zu sein scheine, der ich bin, was der Himmel gewiß nicht zulassen wird, so würde ich von diesem Gebrechen doch erst von dir angesteckt sein, die du mit deinem eigenen Willen gewiß nie ein so entsetzliches Scheusal scheinen wirst, als du bist.

Bei diesen Worten kam dem Fürsten der Gedanke in den Sinn, ob er das treulose Weib nicht aus der

Faſſung bringen und auf eben die Weiſe zwingen möge, ihr ſcheinbares Weſen mit ihrem wahrhaftigen zu vertauſchen, wie es ihm ſchon in Irland geſchehen war. Vorher aber verſuchte er ſie von der Wahrheit zu überführen und fügte hinzu: Sage mir, Platina, die du leugneſt in den letzten Monaten mit mir mit Hilfe deiner verabſcheuungswürdigen Künſte durch die Welt geſtreift zu ſein, wo haſt du dich derweil aufgehalten und womit in dieſer Zeit beſchäftigt?

Ich verachte es, erwiderte Platina, dir ehrloſen Betrüger die Wahrheit zu antworten; da ich indeß nicht ſowol dir, als dieſem ehrwürdigen Miniſter des Kaiſers meines Herrn Rede ſtehe, ſo ſage ich, daß ich, wie ich immer gewohnt geweſen, durch verſchiedene Städte Griechenlands gewandert bin, bis ich zuletzt nach Theſſalien heimkehrte, wo ich mich aufgehalten habe.

O Jeſus Chriſtus, erwiderte Theodor auf dieſe Antwort, indem er ſich bekreuzte, wie darfſt du die Stirn haben, dieſe frechen Lügen auszuſprechen?

Sicherlich kraft jener heiligen Worte veränderte Platina ihr Ausſehen und die Stirne verwandelte ſich, mit welcher ſie ſolche Lügen ausgeſprochen hatte. Ihre natürliche Häßlichkeit und Widerwärtigkeit war wieder hergeſtellt. Sie bemerkte dieſe Veränderung ſelbſt ſehr wohl und hub an mit lauter Stimme zu rufen: Herr, ſteh mir bei! Herr, befreie mich von dieſem Hexenmeiſter!

Und zu dem Miniſter gewendet, fügte ſie hinzu: O, kommt mir doch zu Hilfe, lieber Herr, und ſchafft mich von hinnen! Er verzaubert mich.

Der Richter frohlockte über den Anblick dieſes Ereigniſſes, das ihm gelegener kam, als er wünſchen mochte, um der Ungerechtigkeit zum Vorwande zu dienen, die er einſah und dennoch begehen wollte. Ohne noch einen Augenblick anzuſtehen, rief er die Schergen herbei, welche außen harrten, und befahl ihnen, Platina freizulaſſen, jenen Schwarzkünſtler aber in den Kerker zurückzuführen,

da er ſogar in ſeiner Gegenwart ſich nicht entblödet habe, ſeine gottloſen Künſte anzuwenden, um der Unſchuldigen ein Leides anzuthun. Sein Geheiß wurde ſchnell vollzogen und es half Theodor nichts, daß er auf das demüthigſte um ferneres Gehör flehte und die Gerechtigkeit des Himmels zum Zeugen ſeiner Unſchuld anrief. Ehe ſich der Richter ſelbſt von ſeinem Stuhle erhob, ſprach er dem armen Fürſten den ungerechten Spruch, der ihn als einen Betrüger, Hexenmeiſter und Majeſtätsverbrecher verurtheilte, auf einem ſchlechten Eſel durch die Stadt Conſtantinopel geſtäupt und ſodann eben nach Morea übergeführt zu werden, für deſſen Gebieter er ſich ausgebe, und an dem Galgen den Tod zu erleiden. Dieſes eben ſo grauſame wie gottloſe Urtheil ward von dem wackern Miniſter dem Kaiſer vorgelegt und durch ſeinen Kanzler dem Theodor eröffnet. Das beifällige Vergnügen, mit welchem es jener, den Abſcheu und das Herzeleid, womit es dieſer aufnahm, zu ſchildern, bleibe hier dahingeſtellt, wo nicht von den Regungen der Seele, ſondern von der Geſchichte der äußern Erfolge die Rede iſt. Als Theodor das nur allzu harte Urtheil angehört hatte, ſprach er mit der wenigen Beſinnung, die ihm nach einem ſo tödtlichen Schlage noch bleiben konnte: So muß ich denn ungerechter und ſchmählicher Weiſe ſterben, ohne daß der Kaiſer mein Herr die Vertheidigung meiner Unſchuld hört, ohne daß es mir erlaubt ſein ſoll, mich mit meinem Vater zu beſprechen, ohne daß ich der Prinzeſſin Euphroſyna vor Augen treten darf, deren Güte gewiß ſo ſchweres, grauſames Unrecht nicht gegen mich geſtattete.

Man bedeutete ihn, er möge ſich zufriedengeben und ſich dem Willen der irdiſchen und himmliſchen Gerechtigkeit fügen, weil bei ihm nicht mehr die Errettung des Körpers, ſondern nur noch die Errettung der Seele zu hoffen ſtehe, der er alle ſeine Sinne zurichten ſollte. Auf dieſen Beſcheid gab der Unglückliche alle ſeine Lebensgeiſter der Verzweiflung preis und ließ wie ein Sterbender

dem Tode freie Gewalt über sich, ihn mit seinen Ängsten zu foltern. Denen, die mit Ruchlosigkeit und Hinterlist ihre Absichten zu einem erwünschten vorgesteckten Ziele zu führen suchen, kommt jeder Augenblick der ihnen im Wege stehenden Zeit wie ein Jahrhundert vor, denn sie finden darin unzählige Fährlichkeiten der Entdeckung und der Hinderung ihrer Betrügereien. Aus diesem Grunde trug der Kaiser Emanuel, sobald das Urtheil gesprochen war, unverzügliche Sorge zu dessen Vollzug. So geschah es auch, aber er ließ zuvor dem bejammernswerthen Fürsten eine so schnöde, unwürdige Behandlung angedeihen, daß Theodor's in die Ermattung der Todesvorgefühle gesunkene Lebensgeister sich noch einmal empörten und er auf dem schmachvollen Ritte durch Constantinopel unter der Geißel des Henkers wiederholt in die von dem Volke, aber auch von Gott gehörten Worte ausbrach: O du himmlische Gerechtigkeit, die du meine Unschuld und mein gutes Recht von der Gewalt mit Füßen treten siehst, nimm es auf dich, das Böse, was mir angethan wird, zu rächen, und laß geschehen, daß zum Verderben dieser tyrannischen Fürsten und ihres Reiches eben die Türken, die ich verschmähte zu meinem Beistande anzurufen, die Vollstrecker deines Zornes seien! Rache, Rache für mein unschuldig vergossenes Blut!

Nachdem also der Unglückliche Constantinopel ein Zeugniß abgelegt hatte, wie tief irdische Größe zu erniedrigen ist, wurde er zu der Seefahrt eingeschifft, nach der er in den Armen des Todes seinen Hafen finden sollte. Man wird nicht zweifelhaft sein, wornach Theodor sich bei dieser Fahrt zumeist sehnte, nach dem Hafen oder nach Schiffbruch. Der Spruch des Richters hatte ihn um deswillen verdammt, nach Morea zum Tode geführt zu werden, daß die Welt eben in der Überzeugung des moreotischen Volkes erkenne, wie offenbar und wie verabscheuungswürdig die Schuld des Büßenden sei. Die Getreuen des Kaisers wußten aber in der That, daß der

dem Volke nichts mehr als der Anblick des Gefangenen, der ihm über seinen wahrhaften Fürsten und die Ungerechtigkeit ihrer Tyrannen keinen Zweifel gelassen haben würde, zu verhüten war. Den in Constantinopel empfangenen Vorschriften gemäß landete das Schiff in aller Stille an dem lacedämonischen Cap Malio, wo ohne anderweitigen Verzug, als so viel die Aufstellung des Galgens erforderte, die Hinrichtung vor sich ging. Auf den Zuspruch der Geistlichen, welche dem Unglücklichen zum Beistand für seine letzten Augenblicke gegeben wurden, willigte Theodor ein, sich für den weiten Weg, den er vorhatte, der Bürde seines Gewissens durch die Beichte zu entledigen, und gab in ihr seinem geistlichen Vater kund, wie sein einziges Vergehen jugendliche Schwäche, das Verbrechen aber, um dessen willen man ihn strafe, ein Gewebe der Bosheit sei. Der fromme Mann suchte zwar den unglücklichen Fürsten zu trösten und ermuthigte ihn, sich in den göttlichen Willen zu ergeben und den Tod über sich ergehen zu lassen, den er nicht wegen der Sünde, deren man ihn zeihe, sondern wegen anderer erdulden müsse, die er wirklich begangen habe. Es erwiderte ihm aber Theodor, er könne sich in seinem Gemüthe nicht eher in der Überzeugung zufrieden geben, er verdiene um seiner andern Sünden willen in dieser Welt einen solchen Tod, als bis er sehe, daß Gott die Vergehen der Fürsten überhaupt durch Henkershand züchtige. Er sei keineswegs von so schwachem Geiste, daß er den Tod nicht unerschrocken aufzunehmen wisse, er müsse jedoch ehrenvoll und würdig sein. Er könne nicht hindern, daß es den Adel seiner Seele empöre, durch fremde Gewalt wie ein verworfener Sünder aus dieser Welt gestoßen zu werden. — Auf die oberste Sprosse der Leiter geklommen, von der er in den Tod gestürzt werden sollte, fühlte sich der Fürst in seinen letzten Augenblicken noch gedrungen, zu den Wenigen zu sprechen, die die beflügelte Kunde von der Hinrichtung auf den Richtplatz geführt hatte.

Mit tödtlicher Hinfälligkeit ſprach er folgende wenigen Worte aus: Der Zuſtand, in dem ich mich befinde, erlaubt mir nicht, etwas anderes, als die einfältige Wahrheit zu ſagen. Ich ſterbe und ſterbe unſchuldig, weil ich in der That Theodor euer und dieſes Landes Fürſt bin. Könnte ich nur mit gutem Gewiſſen ſagen, dem ſei nicht alſo; wie gerne würde ich es thun, um euch des Gedankens und der Unluſt zu entheben, von einem Tyrannen beherrſcht zu ſein. Ich bitte euch daher zu glauben, daß der, der mich hinrichten läßt, meine Unſchuld nicht kennt, um euch zu überzeugen, daß der euch gewordene Herrſcher ſeine Tyrannei und Ungerechtigkeit ſelbſt nicht einſieht. Im Übrigen laßt euch mein Schickſal lehren und mahnen, daß der Menſch unerlaubte Liebe meiden ſoll, die den Menſchen verblendet und jederzeit in Irrthum und Verderben führt. Bezeugt euch mir noch einmal als getreue Unterthanen, indem ihr unſern Herrgott bittet, er möge mich in ſein Himmelreich aufnehmen und mich in jenem Leben ſo glücklich machen, als ich in dieſem unglücklich war, und ſeid gewiß, daß, wenn mich der Herr in das Paradies eingehen läßt, ich ihn um all das Heil und Wohlergehen für euch anflehen werde, was euch während meines Lebens und meiner Herrſchaft nicht zu Theil geworden iſt.

So ſtarb Theodor Fürſt Cantaguzeno, und ſein unſchuldiger Tod zog nicht allein das Erlöſchen ſeines Hauſes, ſondern auch den Untergang der Familie der Paläologen ſo wie den Fall des Kaiſerthums in Conſtantinopel ſelbſt nach ſich.

XLVII. Carlo Vassalli.

1641.

130. Die eifersüchtigen Nachbarinnen.

(Accad. incogn. 3, 20.)

Der Graf Paolo Colonna, ein durch Abkunft und Verdienst angesehener Ritter, beschloß, die Heimat zu verlassen, um den Feindschaften zu entgehen, die ihn zu fortwährender Aufregung an Leib und Seele veranlaßten. Er verfügte sich daher nach Padua mit seiner Gemahlin Donna Anna; er war eingenommen für die Schönheit der Stadt, die gesunde Luft, die Artigkeit der Bürger und die Pracht der Hochschule und bezog ein Haus, das seinem nicht gewöhnlichen Reichthum entsprach. Er konnte aber nicht lange den Beschlüssen des Himmels entgehen, der Unglückliche ward von seinen Feinden auch dahin verfolgt und zwei Pistolenschüsse streckten ihn kläglich zu Boden an seiner eigenen Thüre. Donna Anna bezeugte so heftige Trauer über den Tod ihres Gatten, daß ich nicht begreife, wie ihr nicht das Herz in Thränen zerschmolzen durch die Augen abging. Doch die Thränenquelle trocknet leicht, bald gab sie sich ganz den Freuden der Sinne hin und verpfändete, ohne weiter an sich noch an ihren Gatten zu denken, ihr Herz dem Grafen Foresto Foresti, einem jungen Manne, der, alle Bevorzugungen des Glückes genießend, sich der Neigung aller Damen würdig zu machen wußte. Donna Anna genoß einige Monate lang vollständig die Liebe des Grafen Foresto. Da es aber der Jugend oder der Menschennatur über-

haupt eigen ist, eines langen Besitzes überdrüßig zu werden, wandte er seine Neigung der Gattin eines berühmten Arztes zu, welcher einer der vornehmsten Doctoren der Universität war. Mit Leichtigkeit gelangte er in den Besitz von Donna Candida (so hieß die Frau des Arztes), denn sie war von Natur sanftmüthig und weichherzig und konnte nicht lange ertragen, daß Männer wie Graf Foresto nach ihren Reizen schmachteten. Er fand keine Schwierigkeit, sich in dem Hause seiner Geliebten einzuführen, da unter dem Vorwand der Studien auch viele Studenten sogar mit Zustimmung des Gemahls dahin kamen, welcher, auf hohem Fuße lebend, verlangte, daß seine Frau mit allen ohne Unterschied sich gut stelle. Sie benutzten diese Freiheit und stellten sich auch in den Stunden ein, wo der Gemahl mit Vorlesungen oder Sitzungen auswärts in Anspruch genommen war. Donna Candida aber war mit ausgezeichneter Klugheit begabt und gab es nicht zu, daß jemand sich über ihre Gefälligkeit beschweren durfte, und jeder mußte meinen, er sei allein im Genuß. Donna Anna dagegen merkte endlich, daß bei dem Grafen Foresto die erste Sprudelhitze vorüber war und gerieth in ihrer Verlassenheit in verzweifelte Eifersucht. Sie stellte sich auf die Lauer und bemerkte, daß der Graf das Haus des gegenüberwohnenden Arztes mehr, als sonst, besuchte und daß er mit vielem Hin- und Herspazieren sich bemühte, die Stunde aufzufinden, wo der Gemahl sich entfernte. Mit diesen Beweisen überfiel sie eines Tages den Grafen und bat ihn mit Thränen in den Augen, wenn er je von seinen Sinnen verführt worden sei, sie gering zu schätzen, sich doch wenigstens nicht mit Donna Candida einzulassen. Der Graf leugnete standhaft jeden verliebten Umgang mit dieser Dame. — Er sagte, er sei ins Haus gekommen, um den Arzt und seine Freunde aufzusuchen, mit keinem andern Zwecke, als zur einfachen Unterhaltung. Daß sie ihm die ungeeignete Stunde vorwerfe, sei Folge

der blinden Eifersucht, denn er sei nie in das Haus gekommen, wo nicht entweder Freunde oder der Gemahl anwesend gewesen sei. Er könne diesen Umgang nicht ganz aufgeben, aber er werde so selten hingehen, daß sie selbst damit zufrieden sein werde. Diesen Gründen fügte er nach Art der Liebenden so viele Betheurungen bei, daß sie, mehr überwältigt, als überzeugt, sich für befriedigt erklärte. Der Graf fuhr einige Tage fort, seine Besuche bei Donna Candida ganz vorsichtig einzurichten; aber sei es, daß die Leidenschaft ihn hinriß, oder daß er allzu eifrig beobachtet wurde, er kam nie hinein, ohne gesehen und geschmält zu werden. Dies erbitterte dergestalt den sonst so süßen Grafen, daß er mehrmals auf dem Punkte stund, sich offen zu erklären und Donna Anna zu enttäuschen, um so mehr, als auch Donna Candida ihn mit folternden Klagen überhäufte und ungerne in ihrer Liebe eine Nebenbuhlerin duldete. Der Zufall wollte, daß der Graf eines Morgens in das Haus Donna Candida's eintrat in der Voraussetzung, man habe ihn nicht beobachtet, während ein regnerisches Wetter jedermann zum Zuhausebleiben anhielt. Amor aber, der ein Argus ist, wenn er sich auch blind stellt, fügte es, daß Donna Anna, welche mit sorgfältigem Augenmerk alle Handlungen des Grafen überwachte und zu diesem Zwecke auf der Lauer stund, ihn mit eigenen Augen in das Haus ihrer Nebenbuhlerin eintreten sah. Nun ward sie ungeduldig, sie weinte, schrie, stieß Verwünschungen aus und geberdete sich völlig wie eine verrathene Liebende. Endlich, als sie das Gift nicht mehr aushielt, das sie im Busen nährte, öffnete sie ein Fenster, das nach Donna Candida's Hause hinüberging, und erwartete dort eine Gelegenheit, ihrem Rachegelüst zu genügen oder wenigstens den Grafen wieder herausgehen zu sehen. Während sie nun in ihrem Gemüthe die eigenen Wirkungen ihres Grolls überlegte, erblickte sie eine Dienerin von Donna Candida und es war gerade die, welcher die Herrin ihre

Geheimniſſe anvertraute und die vielleicht auf den Balkon geſchickt war, um irgend welche Kundſchaft einzuziehen. Mit einem ganz grimmigen Lächeln ſagte ſie: Andriana!

So hieß nämlich die Magd.

Sagt mir doch, wie viele Herren habt ihr und wie viele Männer hat eure Frau Candida?

Die Magd ſagte ebenfalls lachend, wiewol mit hochrothem Geſichte: Ich habe einen einzigen Herrn, das iſt der Herr Doctor, der einzige Mann meiner Frau, bis es einmal Mode wird, daß eine Frau mehr als einen Mann nimmt.

Ihr täuſchet euch, Schweſter, verſetzte Donna Anna. Eure Gebieterin führt dieſe Mode ein, ehe es ihr gezeigt wird, denn ſie hat einen Mann auswärts und einen in ihrem Zimmer, vielleicht im Bette.

Andriana verſetzte: Ich weiß, daß Euer Gnaden ſolches zum Scherze redet, denn in anderem Falle würde ich das Leben einſetzen für die Ehre meiner Herrin. Nichts deſto weniger ſind dieſe Dinge ſo zarter Natur, daß, wer klug iſt, auch im Scherze ſich dergleichen Äußerungen enthalten ſollte. Aber ich will mich entfernen, denn ich möchte nicht die Rückſichten vergeſſen, die ich Euer Gnaden ſchuldig bin. Ergebenſte Dienerin!

Schämt euch, liebe Andriana, entgegnete Donna Anna, von Ehre zu ſprechen vor jemand, der alle Schande eures Hauſes kennt. Geht in das Schlafzimmer! Der Graf Foreſto ruft euch. Es iſt in der That ein ſchönes Bürſchchen, er verdient eure Liebe, allein ihr ſolltet mit etwas mehr Schamhaftigkeit zu Werke gehen.

Während Donna Anna dieſes ſagte, ſtand der Graf hinter einem andern Fenſter neben Donna Candida, welche mit Thränen in den Augen zu ihm ſagte: Seht, lieber Schatz, wie es mir um euretwillen ergeht.

Der Graf antwortete nichts, ſondern öffnete das Fenſter und ſprach mit gedämpfter Stimme: Frau Anna,

mäßigt gefälligst eure Leidenschaft und sprechet keine Dinge aus, die eine so edle Frau, wie eure Freundin, entehren. Meint ihr nicht, die andern können auch thun, was ihr gethan habt?

Donna Anna konnte sich nun nicht mehr halten und ließ allen Schmähworten freien Lauf, wie sie einem zornigen, rachsüchtigen Munde entströmen können. In dieser Noth, da dem Grafen die Geduld ausging über solcher Schmach und er merkte, daß seine Worte zu ihrer Beschwichtigung nicht viel halfen, nahm er einige Quitten, die zufällig in der Nähe lagen, und nöthigte mit diesen Donna Anna, sich zurückzuziehen, ohne jedoch darum aufzuhören, ihr die Scheiben zu zerbrechen und sie mit Schmähungen und Drohworten zu überhäufen. Da er sich übrigens doch nicht vom Doctor antreffen lassen wollte, verabschiedete er sich und hinterließ in Übereinstimmung mit Donna Candida für alle möglichen Fälle zweckmäßige Anordnungen. Donna Anna dagegen erwartete voll Wuth, bis der Doctor nach Hause käme, denn da es ihr freundlicher Gevatter war, wollte sie sich seiner bedienen, um sich doppelt zu rächen. Als die Mägde ihn von Ferne bemerkten, ließ sie ihn zu sich in ihr Zimmer einladen und sagte zu ihm: Herr Gevatter, die Gunst, die ihr immer diesem Hause erwiesen habt, verpflichtet mich zu allen Beweisen der Dankbarkeit, die einem edelgeborenen Herzen geziemen. Da ich sah, wie man eurer Ehre nachstellte, wollte ich euch warnen, damit ihr die Mittel ergreifen möget, die euch am geeignetsten scheinen. Diesen ganzen Morgen ist der Graf Foresto bei eurer Frau gewesen; und da ich euch zu Liebe mich darüber etwas aufließ, überhäuften sie mich beiderseits mit tausendfacher Schmach.

Der Doctor ließ Donna Anna gar nicht weiter reden, sondern ging voll Grimms in größter Eile nach Hause, sodaß in ihrem Herzen die feste Überzeugung sich bildete, er werde irgendwie zu einer äußersten Maßregel schreiten.

Der Doctor kam nach Hauſe und fragte, ehe er ſich vor ſeiner Frau ſehen ließ, alle Diener, ob der Graf Foreſto ihn dieſen Morgen habe beſuchen wollen. Alle antworteten gemäß der gleichförmigen Anweiſung einmüthig, ſie haben ihn dieſen Morgen nicht geſehen. Dieſelbe Antwort gab ihm Andriana. Er war daher bei ſich beruhigt und ging zu ſeiner Frau, zu der er ſagte, wenn ihn nicht ſeine gewohnte Vorſicht geleitet hätte, würde er in Gefahr gekommen ſein, einen ſehr großen Fehltritt zu begehen. Darauf erzählte er ihr Alles ausführlich. Donna Candida gerieth darob in Wuth und bat und weinte ſo heftig, daß der Doctor ſicher glaubte, es ſei eine Verleumdung von Donna Anna, und es kam ihm der Gedanke, dies mit ihrem Tode zu beſtrafen. Er nahm einen bloßen Dolch, ſteckte ihn in ſein Kleid und trat in das Haus Donna Anna's. Sie und die Mägde, welche freilich alles Andere erwarteten, hatten ihn beobachtet, ſie ließen ihn mit dem Dolche in der Hand bis halb die Treppe heraufkommen, dort aber kamen ſie ihm mit einem ſo heftigen Prügelregen entgegen, daß er, von Natur ein furchtſamer Haſe, ganz den Dolch, den er in der Hand hielt, vergaß und ſich genöthigt ſah, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. In ſeinem Hauſe kamen ihm ſeine Frau und die Diener entgegen und er ſagte in ſtolzem Tone, er habe gezeigt, wie man die Verleumdung züchtigen müſſe, an Donna Anna werden ſchlechte Perſonen fortan ein Exempel haben und ſich erſt wohl bedenken, ehe ſie Lügen erſinnen zum Nachtheile des guten Namens von Ehrenmännern. So betrog ſich der Doctor ſelbſt und veranlaßte ſeine Frau, in Zukunft mit aller Ungezwungenheit ihre Liebeshändel zu betreiben, die ja ihr Gemahl nimmermehr geglaubt hätte.

XLVIII. Giovanni Bottari.

1689.

131. Der Mönch von Maronia.

Zur Zeit des heiligen Hieronymus, des größten Doctors der heiligen Kirche, lebte, wie dieser selbst erzählt, in Maronia einem Dorfe nicht weit von Antiochia ein braver Mann von dem Ertrage eines kleinen Landgütchens, das er selbst bestellte, und dieser hatte von seinem Weibe nur einen einzigen wohlgearteten Sohn Namens Malco, weshalb denn seine Eltern ihn übermäßig lieb hatten. Da sie nun erkannten, daß er in dem passenden Alter stund, gedachten sie ihm ein Weib zu geben. Sie nahmen den Jüngling zu sich und der Vater begann liebevoll also zu ihm zu reden.

Mein Sohn, sagte er, du bist nunmehr, wie du siehst, ziemlich groß geworden und hast keine Brüder und Schwestern; wir aber stehen unserem Alter nahe und ich selbst trete gar schon in mein siebenzigstes Lebensjahr, während du im Gegentheil nun im Alter bist, wo man ein Weib nehmen darf. Wir möchten daher, daß du durchaus zum Trost unseres schwachwerdenden Alters und zur Freude für das deinige dich dazu entschlössest; darüber wirst du, und wir mit dir, glücklich sein, du kannst frei in der Gnade Gottes leben und hoffentlich Kinder bekommen, als Unterpfänder und Trost dieses elenden Lebens, und sofort dein Hauswesen ordentlich im Stande erhalten. Wenn du aber deine Verehelichung erst auf

vorgerücktere Jahre verſchöbeſt, ſo könnte es dir ſchon ſchwerer werden, wie du ſelbſt, wenn du es überlegſt, aus vielen Gründen und Beiſpielen leicht erkennen kannſt.

Malco hatte mit Aufmerkſamkeit angehört, was der Vater ihm ſo freundlich zugeſprochen, und nach einigen Worten der Achtung und Ehrerbietung erwiderte er kurz und bündig, er möge ſolche Wünſche nicht befriedigen, denn er habe ganz und gar angelobt der Welt zu entſagen und dem Dienſte Gottes ſich zu widmen. Die Eltern wurden über dieſe Worte ſchwer betrübt und ſtellten zu wiederholten Malen ihrem Sohne vor, wie er durch ſeine Beharrlichkeit in dieſem Entſchluſſe ſeinen Stamm ausgehen laſſe, deſſen Erhaltung jedem Menſchen erfreulich bleibe, er ſei wer er wolle, und wie er ihrem Beſitzthum einen rechtmäßigen Erben entziehe. Sie mochten ihn aber mit dieſen und ähnlichen Gründen ſo liebreich bitten und beſtürmen wie ſie wollten, er widerſtand unerſchütterlich und ſie konnten keine andere Antwort aus ihm herausbringen, als er habe ſich entſchloſſen, nur auf das Heil ſeiner Seele fernerhin bedacht zu ſein und ſich nicht um das Irdiſche zu kümmern. Dabei hatte es aber noch nicht ſein Bewenden, vielmehr erneuerten ſich ähnliche Geſpräche faſt jeden Tag und die Eltern wurden nicht müde, ihn mit Bitten zu beſtürmen. Und da ſie am Ende ſahen, daß die Bitten nichts halfen, ſchritten ſie zu Drohungen, ſodaß Malco, des fortwährenden Andringens überdrüßig, um ſich dieſer Pein zu entziehen und ſein frommes Vorhaben um ſo leichter vollſtändig ausführen zu können, entfloh. Nach Oſten konnte er nicht gehen wegen der Nähe Perſiens, wo die römiſchen Heere wegen der großen Feindſchaft und des fortwährenden hartnäckigen Krieges zwiſchen den beiden Völkern immer auf ihrer Hut waren, er ſchlich daher heimlich ganz allein nach der Wüſte von Chalcis zu, erreichte nach einigen Tagen nicht ohne große Beſchwerden jene Einöden und fand daſelbſt ein von Frömmigkeit und Mönchen

erfülltes Kloſter, deſſen Regel er ſich mit Herzensfreudigkeit unterwarf. Als er nun Mönch geworden war, kaſteite er mit Faſten und Wachen die Kraft und Friſche ſeiner Jugend und die fleiſchlichen Lüſte angelegentlich und verdiente ſich Tag für Tag durch ſeiner Hände Arbeit die ſpärlichen Bedürfniſſe ſeines Lebens. Als er aber nach einigen Jahren, ich weiß nicht woher, von ungefähr den Tod ſeines Vaters erfuhr, ergriff ihn die Sehnſucht, ſelbſt nach ſeiner verlaſſenen Mutter zu gehen, um ſie in ihrem Witwenſtande zu tröſten. Er hatte nebenbei die Abſicht, das ihm zugefallene Landgütchen und ſein übriges Erbe an ſich zu ziehen, alle ſeine Habe zu Geld zu machen, und theils den Armen des Herrn, theils dem Kloſter zu ſchenken, theils, dachte er im Stillen, in Gewahrſam zu behalten, um damit nach ſeinem anderweitigen Gutdünken zu thun. Er ging zu ſeinem Abte, um nach Pflicht und Gewiſſen von ihm die Erlaubniß zu ſeiner Reiſe zu erbitten und ſich bei ihm zu verabſchieden. Der fromme Abt, durch Alter, Verſtand und Erfahrung ergraut, machte aber einen großen Aufſtand, indem er zu ihm ſagte, das ſei eine Verſuchung des Teufels und unter der Hülle einer anſtändigen Sache des frommen Erbarmens ſeien die Liſten und Tücke unſeres alten böſen Feindes verſtellt; auf ſolche Weiſe ſeien viele kluge, rechtſchaffene Menſchen und gar manche Mönche hintergangen worden. Er ſuchte ihm dies durch viele Geſchichten und Beiſpiele zu veranſchaulichen und gab ſich eine vergebliche Mühe, ihn von dem beharrlich feſtgehaltenen Gedanken abzuziehen; denn weder dieſe, noch ähnliche abredende Worte, die vielleicht der heilige Geiſt ſelbſt dem braven Manne auf die Zunge legte, erſchütterten Malco. Da nun der Abt am Ende ſah, daß Vernunftgründe und Vorſtellungen nichts über den Jüngling vermochten, warf er ſich vor ihm nieder und beſchwor ihn, ſeine Kniee feſt umklammernd, bei dem einigen Gott, ihn und das Kloſter nicht zu verlaſſen, das ihn ſo liebreich aufgenommen

und so sorgsam erzogen habe, und nicht Leib und Seele der Gefahr eines fast sicheren Verderbens auszusetzen, denn der von Boria nach Edessa führende Weg, den er fast nothwendig einschlagen müsse, sei noch unlängst durch einige Scharen von Sarazenen unsicher gemacht worden, die durch ihre beständigen Räubereien jene Gegenden verwüstet haben. Er führte ihm auch das heilige Wort des Evangeliums an: Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Er bedeutete ihm, wie sein Thun am Ende weiter nichts sei, als daß er sich dem Hunde gleichstelle, der immer zurückkehrt, um seinen eigenen Auswurf zu besehen, oder auch dem verirrten, verlassenen Schafe, das freiwillig in den Rachen des Wolfes läuft. — Trotz allem dem beharrte Malco in seinem übel berathenen Entschlusse fester und heftiger als je, und wollte fort, wiewol der fromme Abt ihn vor das Kloster hinaus begleitete, wie die menschliche Gerechtigkeit den zum Tode Verurtheilten zu thun pflegt, und ihn noch immer durch diese und jene Vorstellungen zurückzuhalten versuchte. Der Mönch ging also fort und schloß sich aus Furcht vor den Räubern vielen andern an, welche denselben Weg machen wollten, um sich gegenseitig Schutz zu gewähren, wenn sie zu ihrem Unheil von der drohenden Gefahr überfallen würden. Die Karavane bestand aus etwa siebenzig Männern und Frauen jedes Standes und Alters, hatte aber kaum eine Tagereise zurückgelegt, als wirklich eine Schar solcher Ismaeliten, die in großer Zahl im Hinterhalt lag, sie plötzlich und unerwartet überfiel und unter wildem Todesgeschrei und mit gezückten Schwertern überfiel und zerstreute; umsonst suchten sie sich da- und dorthin durch die Flucht zu retten, doch entging keines der Gefangenschaft. Man versammelte sich zur Theilung der Beute; Malco und ein junges Weib fielen durchs Loos einem und demselben Herrn zu, der beide auf Kameele steigen

ließ und nach einem langen und beschwerlichen Wege über einen großen Fluß hinüber mit Anstrengung und Unbequemlichkeit in eine tiefe Einöde führte, wo dem Mönche die Obhut einer Heerde anvertraut wurde. Er mußte darum fern von aller menschlichen Gemeinschaft allein und auf dem Lande leben und war vollkommen zufrieden, da er auf diese Weise die Bestimmung des Mönchslebens besser als im Kloster zu erfüllen glaubte, da ja Mönch eigentlich dem Wortlaute nach ein Einsiedler sein müsse. Er erwog überdies in seinen Gedanken, daß die heiligen Patriarchen des alten Testaments, wie er oftmals in seinem Kloster erzählen gehört und selbst gelesen hatte, an ein solches Leben lange Zeit gewöhnt gewesen waren. Er dachte gerne daran und in Rücksicht auf seine vorher ausgestandenen Gefahren söhnte er sich mit seinem dermaligen Zustande aus. Ganz getröstet und beruhigten Gemüthes dankte er Gott, indem er die Psalmen, die er auswendig wußte, zu seiner Erbauung absang. Während er dieses ruhige Leben führte, war aber das Schicksal gleichsam noch nicht befriedigt mit der über ihn ergangenen Trübsal und bereitete ihm neue zu. Einsam und in der Verborgenheit floß ihm sein stilles Leben hin, fast kein Mensch auf der weiten Welt kümmerte sich um ihn und dennoch konnte er sich den Blicken dieser Feindin der menschlichen Glückseligkeit nicht entziehen. Denn da sein Herr den treuen, redlichen Dienst sah, den ihm dieser sein Sklave widmete, als er wahrnahm, wie seine Heerde und der Gewinn, den er daraus löste, täglich zunahm, ließ er ihn zugleich mit der Magd vor sich kommen und sagte zu ihm: Malco, ich bin mit deinem Dienste so wohl zufrieden, daß es mein Herz gerührt hat und ich beschlossen habe, dir einen sichtbaren Beweis meines Wohlwollens zu geben, der, wenn du seither schon eifrig für meinen Nutzen gesorgt haben magst, groß genug sein soll, dich in der Folge zu bestimmen, mir noch mehr ergeben zu sein. Es ist mir nämlich eingefallen, dir diese Christin

zum Weibe zu geben, welche mit dir zugleich gefangen wurde und durch das Loos mir als Sklavin zufiel. Lebe mit ihr in Frieden und Wohlsein und genieße mit ihr die Freuden, die dir ein Trost werden können in dem Stande, in welchen dich dein Unglück versetzt hat.

Als der Mönch dies hörte, war er äußerst bestürzt und traurig; er antwortete aber entschlossen, er wolle nichts hören von Heirath, denn sein Gesetz verbiete ihm ein Weib zu nehmen, das gleich wie dieses bereits eines andern Mannes sei, der an demselben Tage mit ihr gefangen genommen, aber von einem andern Räuber anderswohin geschleppt worden sei. Von Zorn und Wuth knirschend, riß der rohe, unbändige Herr sein Messer aus dem Gürtel und wollte ihn tödten; und er hätte es auch unfehlbar durchgeführt, wenn ihm nicht dasselbe Weib Schutz verliehen hätte, welches er sich weigerte zur Ehe zu nehmen. Aber durch den plötzlichen Schrecken war er stumm geworden und von den demüthigen Thränen gerührt nahm sein Herr durch Gottes Fügung dieses sein Schweigen und seine Furcht für eine stillschweigende Einwilligung in sein Begehren und stund ab. Malco wurde also mit seiner neuen Verlobten in seine Grotte zurückgeschickt, wo er mit seiner Heerde unterkam, die Nacht brach herein und er legte sich in einem Winkel der Grotte so weit als möglich entfernt von der früher keineswegs gehaßten Frau nieder, welche er nun aber mit nicht geringerem Unwillen, als sie ihn, betrachtete. Wie er nun in Gedanken seine vergangene daheim in seinem Kloster verlebte Glückseligkeit zusammenfaßte und mit der Härte seiner ihm nun erst recht fühlbar werdenden Knechtschaft verglich, durch die er sich gar gezwungen sehen sollte, seine bisher bewahrte Keuschheit zu verlieren, so überkam ihn plötzlich der verzweifelte Entschluß, ohne Barmherzigkeit sein Leben zu endigen. Er zog ein Messer hervor und sagte, indem er es auf sich gezückt hielt, zu dem Weibe: Bleib du hier in Gottes Namen, unglückliches Weib!

Ich scheide aus dieser Welt, denn ich will mich eher meines Lebens entledigen, als, um es zu erhalten, meine bisher bewahrte Keuschheit aufgeben.

Die Frau hörte diese Worte und sah zugleich den Dolch durch die Dunkelheit der Höhle leuchten. Sie stürzte auf ihren Leidensgenossen zu, faßte ihm den Arm, hielt ihn fortwährend fest, warf sich ihm weinend zu Füßen und beschwor ihn liebreich bei Allem, was ihr in den Sinn kommen wollte, sich zu beruhigen.

O Malco, sprach sie, werde doch nicht an dir selbst zum Mörder und stürze nicht deine Seele auf demselben Wege ins Verderben, auf dem du sie thörichterweise zu erretten meinst. Bringt dich der Wunsch, das Gelübde deiner Keuschheit zu halten, zu einem so grausamen Vorsatze, so wisse, daß auch ich mich lieber will in Stücke hauen lassen, als mich gegen das unbefleckte Gesetz Gottes vergehen; und wiewol ich bis daher vollständig entschlossen war, meinem Gatten die eheliche Treue zu bewahren, so würde ich mich doch den ehelichen Umarmungen ferner ganz entziehen, wenn mein Mann zufällig zu mir zurückkäme. Ich werde daher deine und meine Sache in solches Geleise bringen, daß es gut geht und du dich vollständig beruhigen kannst; denn alle Unbill und Mishelligkeiten von Seiten unseres Herrn werden verschwinden, sobald wir ihm gegenüber uns den Schein geben, als seien wir ehelich verbunden, während wir mit geschwisterlicher Liebe wie bisher miteinander zu leben fortfahren.

Und so geschah es auch ganz wie die Frau gerathen hatte. Das Paar wurde von Tag zu Tag seinem Herrn werther, der ihnen täglich größere Freiheit gewährte, ohne den leisesten Verdacht, daß sie nur daran denken zu entfliehen, da er sie ehelich verbunden glaubte. Nach einigen Jahren jedoch, als Malco in einem sehr ärmlichen Leben Vieles erduldet hatte, stand er eines Tages ganz allein schwermüthig in der Wüste, die weit und breit seinen Augen nichts als den Himmel und die nackte Erde er-

ſehen ließ. In tiefem Nachdenken auf ſeinen Hirtenſtab gelehnt, ſtand er bei ſeiner Heerde, durchlief ſtille bei ſich alle die vielen und großen Unfälle, die ihm ſein vergangenes Leben ſchon geboten hatte, und ſein gegenwärtiges Elend, und erinnerte ſich der Geſellſchaft der frommen Mönche, unter welchen er erzogen und groß geworden war. Uberdies ſtellte ſich ſeinen Augen das ehrwürdige Bild des Abtes vor, der ihn mit ſo erbarmender Liebe immer den Weg des Heils geleitet hatte und bei ſeinem Scheiden ſo herzinnig über ihn betrübt geweſen war. Indem er ſich ſolcherlei Gedanken tiefer als je ergab, nahm er von Ungefähr einen Haufen von Ameiſen wahr, die auf und ab auf einem engen Pfade nach ihrer Gewohnheit in langer Reihe hin- und herliefen, eifrigſt bemüht, ihre kleinen Geſchäfte zu beſorgen. Die eine faßte ein Stück feſt im Munde und ſchleppte eines um das andere für ihre Nahrung Erforderliche hin, die andere trug die Erde aus ihren Höhlen und häufte es dann artig zum Schutze gegen eindringendes Waſſer an, eine dritte benagte mit ihren Zähnchen die Spitzen der Samenkörner, damit ſie, unter der Erde verwahrt, nicht im kommenden Winter keimten, eine vierte ſchaffte mit großer Mühe die Leichen ihrer Gefährten hinweg, ohne daß ſie trotz der großen Menge einander bei dieſen Beſchäftigungen beſchwerlich fielen; vielmehr wenn ſie einige von der übermäßigen Laſt niedergedrückt ſahen, ſtemmten ſie die Schultern hilfreich unter und leiſteten ihnen zweckmäßige Hilfe; und damit nicht alle dieſe Dinge einer Art und feſten Regel zu entbehren ſchienen, wenn die herausgehenden den hereinkommenden begegneten, hielten ſie etwas ſtille und beſchniffelten ſich, als wollten ſie gegenſeitig ihre Abſichten erforſchen. Die Betrachtung ſolcher Emſigkeit regte Malco's unthätiges Gemüth mit einem Male auf, er fing an ſeine Knechtſchaft unleidlicher zu empfinden und ſich nach dem alten Treiben des Kloſters zurückzuſehnen, deſſen getreues Abbild er in dieſem Ameiſenhaufen

zu finden meinte. Wie er nun in seine ländlichrohe Behausung zurückkehrte, trat ihm die Frau entgegen; sie bemerkte, daß er gegen seine Gewohnheit niedergeschlagen aussah, fragte ihn nach der Ursache und er eröffnete ihr sogleich seine ganze Gesinnung. Als sie dies hörte, erbarmte sie sich über Malco, auch ihr wurde nun das harte, einsame Leben entleidet, sie tröstete ihn, so geschickt sie es zu machen wußte, ermunterte ihn dann mit vielen und eindringlichen Gründen und bat ihn, sobald ihm der Zeitpunkt geeignet scheine, mit ihr zu fliehen und sie beide dieser Erniedrigung und Gefahr zu entreißen. Nach langen Bitten ließ er sich bewegen, auf ihre Vorschläge und heißen Wünsche einzugehen. Er besann sich und nach langem Nachdenken glaubte er den rechten Weg gefunden zu haben. Er wandte sich daher mit folgenden Worten an das Weib: Beachte wohl, gute Frau, daß du geduldig Zeit und Gelegenheit erwarten mußt zur Ausführung unseres Vorhabens; und unterdessen, so lieb dir dein und mein Leben ist, hast du mir in dieser ganzen Sache und in Allem, was ich dir jetzt sagen werde, zu vertrauen, und daß es sonst niemand hört. Ebenso mußt du unbedingt alle Furcht von dir werfen, damit du durch keine Unsicherheit oder Zweifel unsere Flucht hinderst oder zu unserem Verderben gar vereitelst.

Er vertraute ihr dann das Geheimniß seines Planes an und traf die nöthigen Vorkehrungen. Zuerst schlachtete er in seiner Heerde zwei Böcke von ungewöhnlicher Größe, zog ihnen das Fell ab, machte daraus zwei Schläuche und bereitete das Fleisch dergestalt zu, daß es ihnen auf dem langen, öden Wege zur ausreichenden Nahrung sei. Er nahm dann den günstigen Augenblick wahr und als die Nacht einbrach, flohen sie an das Ufer des nächsten Flusses. Nach langem und beschwerlichem Wege, als sie vielleicht zehn Meilen gewandert waren, erreichten sie dasselbe, Malco blies die beiden Schläuche auf, die er mitgebracht hatte, warf sie in den Fluß,

ſetzte ſich rittlings auf einen derſelben und veranlaßte die Frau ſich auf dem andern ebenſo einzurichten; dann überließ er ſich mit ihr der Willkür der Wellen, die ſie die Strömung entlang mit fortriſſen. Sie ſtrebten mit den Füßen, ſo gut ſie konnten, das entgegengeſetzte Ufer zu erreichen, aber an einer entfernten tiefer gelegenen Stelle, damit, wenn ſie ja von ihrem Herrn, wie ſie ſehr befürchten mußten, verfolgt würden, er nicht auch jenſeits des Fluſſes ihren friſch getretenen Spuren nacheilen könne. Während dieſer unbequemen und gefahrvollen Schifffahrt büßten ſie einen Theil ihrer Mundvorräthe ein und es blieb ihnen kaum ſo viel übrig, als im äußerſten Falle bis zum dritten Tag ausreichend war. An dem erſehnten Ufer endlich angetrieben, verwendeten ſie zwar die größte Eile auf ihre Flucht, ſahen ſich aber bei jedem Schritte um, aus Beſorgniß verfolgt zu werden, und ſetzten ſowol aus dieſem Grunde, als wegen der glühenden Sonne, die auf ihre Häupter brannte, und aus Furcht vor andern Räubern ihre fernere Reiſe nur bei Nachtzeit fort. Nach dem dritten Tage eines ſo beſchwerlichen Weges, wo ſie in großer Angſt bei jedem Schritte ſich rückwärts kehrten und die Augen in die öde Ebene forſchend richteten, erſahen ſie in der Ferne zwei Menſchen, denen ihr eilender Schritt das Anſehen von Verfolgenden gab. Eine Unglück verkündende Ahnung zeigte ihnen ſogleich das Bild ihres ihnen auf die Spur gekommenen Herrn und erhöhte die Beklemmung und den Schrecken ihrer Gemüther ins Unendliche. Der Gedanke der ſie bedrohenden unvermeidlichen Todesgefahr nahm ihnen alle Beſinnung und allen Muth und ſie wußten nicht mehr, wo ſie waren, noch wo ſie hinſollten. Erſt, als ſie die mit einem Male verlorene Faſſung allmälig wieder gewannen, ſuchten ſie, wenn irgend möglich, noch Rettung für ihr Leben zu erringen. Sie ſahen rechter Hand eine tiefe, finſtere Höhle vor ſich liegen und drangen in Haſt und Eile hinein. Noch waren ſie aber

nicht weit darin vorgedrungen, als die erste Furcht von einer noch weit größern überwunden und übertroffen wurde; sie bedachten nämlich, daß wildes Raubgethier und giftiges Gewürm vor der ungeheuern übermäßigen Hitze an solchen schattigen Plätzen Zuflucht zu suchen pflegt; sie ersahen daher links eine Grube und kauerten sich in derselben zusammen, auf weiteres Vordringen verzichtend. Der Herr und ein Knecht (diese beiden waren die Verfolger, die sie von Ferne sahen) eilten den in den Sand geprägten Fußstapfen nach, kamen zu dem Eingang der Höhle und stiegen von den Kameelen ab, auf welchen sie ritten. Der Herr schickte zuerst den Knecht hinein, um die Flüchtigen herauszutreiben, und blieb, das entblößte Schwert in der Hand, voll Ingrimms an der Öffnung der Höhle harrend stehen. Der Knecht ging hinein und bei der Dunkelheit des Ortes und da er gerade aus dem vollen Sonnenlichte kam, wurde er, wie es zu gehen pflegt, halb geblendet, schritt tiefer und tiefer über die Verfolgten hinaus, ohne sie zu sehen, und schrie mit starker Stimme, so laut er konnte: Kommt heraus, ihr niederträchtigen, verruchten Knechte, die ihr aufgeknüpft zu werden verdient! Euer Herr erwartet euch, um euch die wohlverdiente Züchtigung für eure Flucht angedeihen zu lassen.

Die unterirdische Höhle widerhallte von diesem ungeheuern übermäßigen Gebrüll. Ehe sich aber der elende Knecht dessen versah, siehe da kam eine entsetzliche, grausame Löwin auf ihn zu, warf ihn in einem Augenblicke zu Boden, faßte ihn so fest an der Kehle, daß er umsonst versuchte, schwach um Hilfe zu rufen, packte ihn fest mit Zähnen und Krallen und zog ihn ganz besudelt in seinem Blute mit ihrer großen Kraft in den tiefsten hintersten Grund der Höhle. Der Herr erwartete seinen Diener geraume Zeit und wußte sich nicht zu sagen, was ein so langes Ausbleiben bedeute. Er vermuthete, die zwei möchten vielleicht dem Wehrlosen widerstanden sein;

er drang wüthend in der Dunkelheit in die Höhle, schrie gleichfalls heftig, schmähend auf das überlange Zögern des Knechtes und den zwei Flüchtigen die größten Scheltworte zurufend, die man nur einem Schelmen sagen könnte. Er war aber noch nicht weit über die Grube hinausgedrungen, welche Malco und das Weib barg, als dieselbe Löwin, die soeben den Diener zerfleischt hatte, wüthender als je ihm entgegensprang, ihn an der Gurgel packte und ihn plötzlich erwürgte. Aus Furcht jedoch, in ihrem Lager entdeckt und gefährdet zu sein, faßte sie mit den Enden ihrer Hacken ihre Löwenbrut und trug sie, unbekümmert um die zerrissenen und zerschmetterten Leichname, aus der Höhle weg. Malco und seine Gefährtin hatten, selbst unbemerkt, Alles mit angesehen und mannichfaltige sich widersprechende Gefühle bestürmten zu einer und derselben Zeit ihre Herzen. Erst erschreckte sie nicht wenig das drohende Geschrei des Knechtes und der Anblick des bewaffneten, zu harter und grausamer Rache gerüsteten Gebieters, dann noch weit mehr das furchtbare, gräßliche Aussehen des reißenden Thieres. Jeden Augenblick glaubten sie, jetzt auch von der Löwin gefressen zu werden, sodaß sich ihnen jedes Haar auf dem Kopfe emporsträubte, und das Weib, furchtsamer und unvorsichtiger, als Malco, war drauf und dran, einen lauten Schrei zu thun. Doch bedachte sie noch die Gefahr, in der sie schwebte, sie faßte sich plötzlich, ohne sich zu rühren, und stand ruhig und fest, als wäre sie ein Marmorbild. Auf der andern Seite wollte es wieder beiden scheinen, Gott habe sich jetzt ihrer in der höchsten Noth erbarmt und ihnen solche Hilfe verliehen, wie sie selbst hätten weder erflehen noch wünschen können. Doch glaubten sie noch immer nicht vollkommen sicher zu sein und erst, als es Abend zu werden begann, wagten sie sich hervor. So wie sie die Höhle in ihrem Rücken hatten, bestiegen sie die beiden Kameele der Getödteten, auf welchen sie einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln fanden, stärkten

ihre erſchöpften Lebensgeiſter und die durch Schrecken und Ermüdung nicht minder als durch lange Entbehrung geſchwächten Kräfte durch Speiſe und einen Strahl beſſerer Hoffnung, wofür ſie in ihrem Herzen Gott dankten, und ſetzten aufs ſchleunigſte ihre Reiſe in der Einöde fort, ſodaß ſie am Abend des zehnten Tages in das römiſche Lager gelangten. Sie ſetzten dem Tribun ihre mannichfaltigen Schickſale auseinander, erzählten ihr beiderſeitiges langes Misgeſchick und nachdem ſie viel davon geſprochen hatten, ſandte ſie der Tribun mit ſicherem Geleite an Sabinus, Proconſul von Meſopotamien, wo Malco die Nachricht erhielt, daß ſein frommer Abt aus dieſem Leben geſchieden ſei, worauf er ſich mit der guten Frau, die ihm ſo lange Geſellſchaft geleiſtet hatte, nach Maronia zurückzog, fortwährend die Kirchen beſuchte, die Angelegenheiten dieſer Welt floh und ganz dem Dienſte Gottes lebte. Mit geſchwiſterlicher Liebe waren ſich beide bis zum gebrechlichen Alter zugethan und führten ein frommes, ſtilles Leben. Alle dieſe Dinge erzählten ſie den Leuten dieſes Landes und dem heiligen Hieronymus, der ſie aufſchrieb, oftmals, nicht ohne ihren Zuhörern Thränen zu entlocken.

XLIX. Lorenzo Graf Magalotti.

1700.

132. Verwechslungen.

Die Novelle der Neifile*) war jetzt zu Ende, und die Königin gab Fiammetta Befehl anzufangen. Diese biß sich etwas auf die hochrothen Lippen und begann mit weiblicher Bescheidenheit und Anmuth also: Liebste Frauen, oftmals wird die List von der List verspottet und darum ist es unverständig, wenn man Freude daran hat, Andere zu verspotten. Wie es nun allen Leuten geziemt, sich hiervor zu hüten, so ist es vornehmlich Pflicht derjenigen, welche den Fuß auf den Vogelleim der Liebe gebracht haben, sintemal es denselbigen viel leichter wird, da gefangen zu werden, wo die Fittiche des freien Verstandes nicht mehr spielen können. Zur Unterweisung unserer jungen Männer hier (wenn nämlich alle, wie ich glaube, verliebt sind) habe ich daher die Absicht, euch eine Posse zu erzählen, welche in Florenz einem jungen Ritter gespielt wurde, dessen Namen ich jedoch so wenig als die andern, die in meiner Novelle vorkommen, obschon ich sie weiß, zu nennen beabsichtige, weil einige von den Leuten noch leben, denn man würde sie sonst mit Geringschätzung überhäufen, während man mit Lachen darüber weggehen sollte. Ich werde daher gewissermaßen das Gegentheil von dem thun, was die Maler thun, indem sie die alte Geschichte darstellen, welche oft den Leibern Verstorbener die Körpe von Le-

*) Im Gestum des boccaccischen Decameron.

benden auffetzen; ich werde das Treiben lebender und rüstiger Personen euch vorführen, aber ihnen erdichtete Namen beilegen. In Florenz also lebte vor nicht eben langer Zeit eine junge Frau von gar schönem Äußern und liebenswürdig, doch von stolzer Gesinnung, obwol die Tochter eines armen Vaters. Sie hieß Rosana und war an einen Wollkrämpler verheirathet. Obgleich sie mit eigenen Armen das Brot erwerben mußte, das sie essen wollte, und mit Wollspinnen ihr Leben erhielt, so weckte doch ihr hochfahrendes Wesen in ihrem stolzen Sinne einen Gedanken, durch einen edeln Liebhaber sich zu den bessern Ständen emporzuschwingen und so zu ersetzen, was ihr das Schicksal neidisch versagt habe. Sie nahm sich daher vor, den Umarmungen ihres Gatten, so weit es möglich wäre, sich zu entziehen und statt dessen zu ihrer Befriedigung sich selbst einen zu wählen, der ihr mehr als der Wollkrämpler ihrer höchsten Gunst würdig schien. So hatte sie ein Auge auf einen jungen Mann von den Amerighi, Namens Antenor, welcher lang in Bologna studirt hatte und dann nach Florenz zurückgekehrt war, nicht um nachher sein Wissen im Einzelnen zu verkaufen, wie Viele thun, sondern um den Grund der Dinge zu erkennen und ihre Ursache, was einem wahrhaft Edeln so wohl ansteht. Diesen also, weil es ein sehr liebenswürdiger, einnehmender und lebenslustiger Mensch war, war sie fest entschlossen zu ihrem Liebhaber zu erwählen. Sie machte sich daher mit einer alten Nachbarin bekannt, welche zwar von Allen für eine Heilige gehalten wurde, in Wirklichkeit aber sich vortrefflich und auf nichts besser als auf die Kupplerkunst verstand, vertraute ihr ihre Absicht an und bat sie, all ihre Kunst anzuwenden, um Antenor zu ködern und für ihre Liebe zu gewinnen. Die gute Frau versprach alles Gute, und sie wolle thun und sagen was sie könne, fügte auch bei, Rosana hätte sich gegen niemand in der Welt entdecken können, der ihr nützlicher zu sein vermöchte, als sie;

denn nichts sei so glatt und schlüpfrig, an das sie sich nicht anzuklammern wagte, nichts so rauh und ungeschliffen, das sie nicht mürbe machte und ihrem Willen fügte. Am Ende erinnerte sie sie, daß sie ein armes Weib und höchst bedürftig sei, worauf ihr Rosana ein Stück gesalzenes Fleisch schenkte und sie ihrer Wege gehen hieß. Der Alten wurde ihre Arbeit nicht schwer, da Antenor aus demselben Grunde, aus welchem Rosana ihn oft gesehen hatte, nämlich weil er durch ihre Straße ging, sie gleichfalls gesehen, und, da sie ihm außerordentlich wohlgefiel, nicht weniger, als sie in ihn, sich glühend in sie verliebt hatte. Er verabredete daher mit dem Weiblein die Art und Weise, wie sie zusammenkommen könnten, und als eines Tages der Ehemann aus der Stadt gegangen war, machten sie den heitern Anfang mit ihren Freuden; auch trafen sie die gehörige Veranstaltung, daß sie, ohne sich weiter an die Alte wenden zu müssen, oftmals mit gleicher Heiterkeit sich zusammenfinden konnten. Nun geschah es aber, als Antenor eines Abends kam, um sich mit Rosana zu vergnügen, und das verabredete Zeichen machte, ihr Mann noch zu Hause war. Sie schickte daher sogleich eine Magd hinunter, welche leise an die Thüre trat und, ohne sie aufzumachen, ihm durch ein kleines Loch in derselben zurief und sagte: Meiner Frau thut es über die Maßen leid, der Wollkrämpler ist heut Abend heimgekommen, um ein melirtes Tuch anzulegen und das Gewebe anzuzetteln. Wißt ihr was, tragt es geduldig, denn was heut Nacht nicht sein kann, geschieht morgen Nacht, und darum kommt um zwei Uhr in der Nacht, denn ohne allen Zweifel, wird dieser Gottverdammte, wenn ihn nicht der Teufel herbeiführt, bei seinem Geschäft in der Bude sein müssen.

Zufällig stand in der Straße, die Stunde einer Zusammenkunft erwartend, ganz nahe an Rosana's Haus ein anderer gleichfalls adeliger Jüngling mit Namen Giovannello de' Fighineldi, welcher unter dem Schirm

des nächtlichen Dunkels unbemerkt die Liebschaft Antenor's beobachten und zugleich die Botschaft der Magd hören konnte. Es kam ihm daher das Verlangen, womöglich sich bei Rosana einzustellen, und in der folgenden Nacht ging er noch vor zwei Uhr an die Thüre und machte Antenor's Zeichen. Sogleich wurde ihm aufgethan, die Thür hinter ihm verschlossen und er stieg die Treppe hinan, auf deren Spitze ihn Rosana erwartete. Als sie Giovannello erblickte, stieß sie einen heftigen Schrei aus und rief: Weh mir, ich bin des Todes.

Giovannello aber fiel ihr um den Hals und sagte: Fürchtet nicht, meine süße Liebe! Ich bin nicht hergekommen, um dir etwas zu leid zu thun, sondern um dich um deine Liebe zu bitten, wofern du sie mir freiwillig gewähren willst. Wenn dir das nicht gefällt, so verspreche ich dir, sogleich meiner Wege zu gehen. Wisse, daß ich gestern Abend zufällig durch die Straße ging, als du durch die Magd Antenor sagen ließest, er solle heute Abend um zwei Uhr zu dir kommen! Getrieben von der heftigen Liebe, die ich beständig zu dir getragen, obgleich du es nie bemerken wolltest, oder wol dich wenigstens so gestellt hast, faßte ich das Herz, heut als Antenor in dein Haus zu kommen, wohl wissend, daß du mich als Giovannello nie aufgenommen hättest. Nur das will ich dir sagen, daß das heftige Feuer, das du mir in der Seele entzündet hast mit diesem deinem Gesichtchen wie Milch und Blut nur auf eine von diesen zwei Arten gelöscht werden kann: entweder, daß du mich deiner Liebe theilhaftig machst, um was ich dich demüthig ersuche, oder durch den Tod, dem ich mich, wie du versichert sein darfst, auf der Stelle dahingebe, wenn du mir nicht das gewährst, was ich von dir verlange. Ach, meine süße Hoffnung, begehe doch nicht eine so große Sünde und erinnere dich, daß der Anstifter so straffällig ist, als der Verbrecher, und wenn ich mich daher selber umbringe und meine arme Seele in die Hölle kommt, so bedenke,

daß die deinige, welche die Veranlassung dazu gewesen ist, viele tausend Meilen tiefer in diese Feuerqual versenkt wird! Überdies bedenke, meine liebe Seele, wenn es nicht erlaubt ist, dem Feind Übles zu thun, wie viel größer die Verruchtheit ist, und wie viel herbere Strafe es verdient, wenn man den Mord, dieses größte aller Verbrechen, an dem begeht, der dich liebt, und dir mehr wohl will, als sich selbst. Darum bitte ich dich, du Herz meines Leibes, mich nicht aus deinen Armen zu werfen, ohne mir wenigstens einen einzigen Kuß zu gewähren.

O du unvergleichliche Sanftheit des weiblichen Blutes, wie sehr mußt du in solchen Fällen immer gerühmt werden! Nie sehntest du dich nach Thränen oder Seufzern und warst beständig fügsam den Bitten und nachgiebig für die Wünsche der Liebe. Die Frau, welche sich nicht auf Logik verstand und überhaupt das Pulver nicht erfunden hatte, war oder stellte sich wenigstens von Giovannello's Gründen überwunden und antwortete: Wer könnte euern gelehrten Worten etwas entgegensetzen? Ich will die Treue gegen Andere nicht so weit treiben, daß ich gegen meine Seele mich versündigte. Antenor mag mir vergeben, wenn mich das Hemd näher angeht als der Rock. Wohlan, es ist mir so recht!

Damit ging sie an das Bett und machte sich zurecht, um dem Giovannello seine Wünsche zu erfüllen. Während sie so in Erwartung waren und er sich auszog, um ins Bett zu steigen, siehe da machte Antenor auf der Straße das Zeichen, welches darin bestand, mit einem Schlüssel auf das Degengefäß zu klopfen. Als Giovannello das hörte, stand er schnell auf, warf Rosana's Kopfputz, den sie schon abgelegt hatte, über sich her, trat an ein Fensterchen, das auf die Straße ging und rief ihn leise mit weiblicher Stimme, worauf jener herzukam und antwortete: Mein Herz, ich bin da.

Warte noch ein Weilchen, sagte Giovannello. Der

Henker hol' es, daß heut Abend mein Mann, den Gott verdamme, wiedergekommen ist und noch ist der widerwärtige Hund nicht fort; aber ich glaube, er wird bald gehen. Ich kann dir daher noch nicht aufmachen, werde aber nun bald kommen.

Antenor, welcher meinte, das sei wahr, antwortete: Mache dir keine Sorge um mich, bis du ganz nach Bequemlichkeit zu mir kommen kannst. Nur darum bitte ich dich, daß du mir, sobald dein Gatte fort ist, gleich aufmachst; denn der Wind kommt über die Berge, so scharf wie noch nie, und ich bin des Todes vor Kälte.

Sei nur getrost, antwortete Giovannello, und fürchte dich nicht!

Damit wandte er sich um und ging ins Bett zu Rosana, mit welcher er sich eine gute Weile ergetzte zu seinem großen Vergnügen und zu dem ihrigen, denn sie fand Giovannello sehr rüstig und stark von Person und er wußte vielleicht so gut Pfirschen zu schütteln, als Antenor. Ihr langes Vergnügen ließ sie leicht den vergessen, den sie auf der Gasse warten ließen. Dieser that, als käme er zufällig durch die Straße und rief laut: Zu Hilfe! Ich erfriere!

Antenor sprach diese Worte gerade in dem Augenblick, da Giovannello . . . . . ., um ein Gewebe auszuführen. Er besorgte daher, irgend eine mitleidige Regung gegen ihn möchte sie abkühlen in ihrer Geschäftigkeit, ..., und sagte: Ja, ja, ich weiß wohl, daß er eiskalt ist, und freilich ist die Kälte sehr groß; doch ist es noch ganz anders in Bologna.

Allerdings, sagte Rosana, und wir sind doch in einer so engen Gasse, die vorm Winde geschützt ist. So kann ich mir nicht vorstellen, wie er so sehr frieren kann, als er sagt.

Nach diesen Worten zog sie die Kämme so gewaltig

an ſich, daß man ihre Hände nicht mehr ſah und in kürzeſter Zeit ward eine ſo dichte Arbeit fertig, daß man ſein Lebtag nichts ſchöneres ſah.*) Als aber Giovannello's . . . . . und das Gewebe fertig war und er ihr auch die Weberſchlichte gegeben hatte, zog er ſich wieder an und nahm von Roſana Abſchied. Im Hinausgehen trat er zu Antenor hin, welcher mit den Zähnen klapperte wie ein Storch und ſagte: Antenor, du kannſt dich nunmehr um eine andere Liebſchaft umſehen, denn Roſana iſt mein und hat mich lieber als ihren Augapfel. Und damit du nicht glaubſt, ich lüge, ſo wiſſe, daß ſie mir verſprochen hat, morgen Abend zum Eſſen in mein Haus zu kommen, und ferner hat ſie mir zugeſagt, daß du in ihr Haus keinen Fuß mehr ſetzen ſollſt.

Damit ging er hinweg. Antenor hielt die Worte Giovannello's für nur allzu wahr; wiewol dieſer nur ſo geſprochen hatte, um ſich über ihn luſtig zu machen, da er wohl wußte, daß er ſehr heftig in Roſana verliebt war. Sein Plan glückte ihm auch in der That; denn Antenor, ganz trunken von Ärger und Eiferſucht, beſchloß in ſeinem Sinne, ihm aufzupaſſen, und ſobald er am kommenden Abend mit ſeiner Geliebten ins Haus treten wollte, ſie ihm mit Gewalt zu entreißen, ſodaß jener ſeine thörichte Prahlerei bereuen ſollte. Dieſen ſeinen Entſchluß theilte er ſogleich ſeinen Freunden mit, unter welchen einer mit Namen Betto war, welcher, ebenſo mit Giovannello befreundet, plötzlich zu dieſem ging und ihn warnte, Roſana nur ſehr heimlich nach ſeinem Hauſe zu bringen, damit er nicht auf die Schar des Antenor ſtoße, welche ihm böſes Spiel machen könnte. Giovannello brach auf die Nachricht von dieſem Hinterhalt, den ihm Antenor bereite, in das größte Gelächter aus und ſagte: Da ſieht man's, er hat den Verſtand, den er von Be-

*) Nachahmung und Ausführung einer Stelle in Boccaccio's Decam. VIII, 9.

logna gebracht, schon wieder verloren. Wohlan denn, so wollen wir ihm auch geben, was er sucht. Ich danke dir für deine Nachricht, aber mach dir keine Sorge um mich! Laß ihn nur kommen!

Als der Abend gekommen war, nahm Giovannello in Rosana's Haus einen seiner Bauern, zog ihm ihre Kleider an, setzte ihm ihre Haube auf und machte sich mit ihm auf den Weg nach seinem Hause bei Santa Maria Novella; er hatte ihn immer am Arm und führte unterwegs mit ihm verliebten Zwiesprach. Giovannello that dies, weil er, als er Rosana's Haus verließ, einen von den Freunden Antenor's schnauben hörte mit ihren Rüstungen und Bretterschildern, daß man meinte, es seien fürstliche Diener. Um sie daher in ihrer Meinung zu bestärken, Rosana sei bei ihm, führte er diese Gespräche so, daß er von ihnen verstanden werden konnte. Als sie an die Säule von Santa Trinita kamen*), sprang Antenor, welcher mit seinen Gefährten hinter dem Fußgestell derselben verborgen war, hervor und rief: Wehe dir, daß du gesagt hast, Rosana sei dein, Giovannello! Nun mußt du sie auf diese Art behaupten.

Damit zog er den Degen und die übrigen thaten das Gleiche. Giovannello, welcher mehr als das nicht wünschte, ließ den Bauern stehen und lief nach Portarossa zu. Antenor glaubte daher nicht ihn verfolgen zu müssen, wandte sich vielmehr zu der vermeintlichen Rosana, um sie zu trösten, und fing also an: Nun kannst du sehen, meine allerliebste Frau, wie groß meine Liebe zu dir ist und was für einen wackern Liebhaber du gegen mich dir eingetauscht hast.

Der Bauer, der nichts von diesen Dingen wußte, da Giovannello ihm nur gesagt hatte, er wolle ihn in

*) Sie gehen also wol vom linken Ufer des Arno über die Dreifaltigkeitsbrücke an der Kirche di Santa Trinita vorbei gegen Santa Maria Novella zu. Die Säule vor der 1250 erbauten Dreifaltigkeitskirche steht noch.

eine Abendgesellschaft führen, um einige von seinen Freunden zum besten zu haben, als er sah, daß Antenor ihm zu Leib rückte, um ihn zu umarmen, fürchtete, es möchte ihn dies zu einer Handlung verleiten, die ihm Schande bringen könnte, machte sich daher mit aller Gewalt aus seinen Armen los und sagte*): Lieber vornehmer Herr, ich weiß nicht, was ihr von mir wollt. Ich will in meines Herrn Haus; laßt mich!

Wie dem Antenor bei diesen Worten zu Muth wurde, das überlasse ich euch zu bedenken, meine liebsten Frauen, zumal als die Leute seines Gefolges bei dieser seltsamen Stimme in das allergrößte Gelächter ausbrachen. Sie traten vor, stürmten alle auf ihn ein und riefen: Es geschieht dir ganz Recht, da du dich dem Betto anvertraut hast, von dem du doch wußtest, daß er mit Giovannello ebenso wie mit dir befreundet ist. Gewiß hat er alles ausgeplaudert. Du siehst auch, daß er nicht bei uns ist. Ein anderes Mal also schau zu, wem du vertraust!

Antenor schämte sich über die Maßen, theils wegen dessen, was ihm mit dem Bauern begegnet war, den er seine allerliebste Frau genannt hatte, als wegen der Vorwürfe der Freunde. Er begab sich nach Hause und blieb daselbst drei Tage, ohne einmal aus der Stadt zu kommen, ja, ohne sich nur vor jemand blicken zu lassen, wobei er große Racheplane gegen Giovannello schmiedete. Seine Freunde redeten ihm aber zu, die ganze Sache als einen Scherz zu betrachten, und als verständiger und wackerer Mann that er das auch; er kam wieder mit Giovannello zusammen, sie blieben fortan gute Freunde und genossen in freundlichem Einverständniß noch lange Zeit die Freundschaft der Rosana.

*) Im Original ist die Bauernsprache nachgeahmt, jedoch wie es scheint nicht eben glücklich.

L. Eustachio Manfredi.

1709.

133. Die Witwe von Ephesus.

In Ephesus, einer sehr alten Stadt Kleinasiens, lebte eine vornehme Frau, die ebenso wegen ihrer körperlichen Schönheit, als wegen ihrer Geistesgaben von Allen geschätzt, wegen ihrer ehelichen Liebe aber vollends für ganz ohne ihres Gleichen geachtet wurde, sodaß man nicht allein in Ephesus, sondern auch in der Nachbarschaft von ihr als von einer ganz ausgezeichneten Frau sprach. Sie hatte nämlich einen Edelmann jener Stadt geheirathet und liebte ihn mit solcher Treue, daß, obgleich viele der reichsten und edelsten jungen Leute mit Geschenken und Versprechungen und mit jedem andern Lockungsmittel ihre Liebe zu gewinnen trachteten, es ihnen nicht allein gar nichts half, sondern nicht einmal nur einer von ihnen es dahin brachte, in ihrem Sinne einen Gedanken rege zu machen, der nur im mindesten ihre Ehre befleckt hätte. So standen die Sachen, von vielen Seiten wurde sie angegangen, keiner aber erhört, da begab es sich, daß ihr Mann erkrankte, und alle sorgsame Pflege, die sie ihm zuwandte, vermochte es nicht zu verhindern, daß er nicht in wenigen Tagen starb. Wie sehr sie darüber betrübt war, bedarf keiner Auseinandersetzung; und sie hätte in der That nicht vermocht, diesen Verlust auch nur einen Tag zu überleben, wenn sie sich nicht durch einen eigenthümlichen Vorsatz aufrecht erhalten hätte, der ihr in den Sinn kam. Sie beschloß nämlich, nicht dem Tode aus-

zuweichen, ſondern ihn vielmehr auf eine Weiſe aufzuſuchen, daß ſie dadurch für alle Zeiten ein großes und ehrenvolles Denkmal ihrer Treue ſtifte. Es war in jenem Lande, wie noch in ſonſt vielen andern, gebräuchlich, daß die Leichname vornehmer Perſonen nicht mit Erde bedeckt, ſondern in einen Sarg von wohlriechendem Holze gelegt wurden und dieſer wurde in ein unterirdiſches Gewölbe geſtellt, das zu dieſem Gebrauche eigens erbaut war und in welches man von oben auf einer kleinen Treppe herniedergelangte. Den Schlüſſel dazu verwahrten nur nahe Anverwandte des Geſtorbenen. Auf dieſe Weiſe alſo wurde der hingeſchiedene Gatte der beſagten Frau an einer von der Stadt nicht weit entfernten Stelle beigeſetzt, ſie hatte den Schlüſſel der Gruft und in der folgenden Nacht, um die Stunde, wo ſie glaubte von niemand bemerkt zu werden, begab ſie ſich ganz ſtille dahin, trat ein und ſchloß die Thüre mit dem Vorſatz, nie mehr von hier zu ſcheiden und an dieſer Stelle ihre Tage zu beſchließen, deren Zahl, ebenſowol, weil es ihr an Speiſe zur Erhaltung der Lebenskraft mangelte, als wegen ihres herben Schmerzes nur klein gemeſſen ſein konnte. Wiewol es in ihrer Abſicht lag, ſich nicht ſehen zu laſſen, vermochte ſie doch nicht zu verhindern, daß ein ehrliches Weib, das in ihren Dienſten ſtund, es bemerkte. Dieſe theilte es denn ſogleich ihren Verwandten mit und ſo war die Nachricht in kurzem in der ganzen Stadt verbreitet. Die Verwandten der Frau verfügten ſich zu ihr und gaben ſich viele Mühe, ſie von einem ſolchen Vorſatze abzubringen. Aber Alles war umſonſt. Nicht beſſer ging es ihren edeln Freundinnen, welche gleichfalls ſich vergeblich bei ihr abmühten. Zuletzt wandten auch obrigkeitliche Perſonen von Epheſus ihr amtliches Anſehen an, um ſie umzuſtimmen, aber es half nichts. Als die gute Frau, welche ihren Plan entdeckt hatte, dies ſah, blieb ihr freilich keine große Hoffnung, noch ihre Starrheit zu beſiegen; doch wollte ſie ſie nicht ganz

verlassen, sondern verschloß sich mit ihr in der Gruft und brachte ein kleines Licht mit, welches sie, sobald es auf die Neige ging, von Zeit zu Zeit mit einem neuen ersetzte. Schon war der dritte Tag vorüber, seit sie dort lebte, da begab es sich, daß der Statthalter einige Missethäter hinrichten ließ, und diese wurden nach damaliger Sitte an der Richtstätte ausgestellt und zur Wache standen die Soldaten daneben, damit nicht Freunde oder Verwandte die Leichname wegtragen. Die Stelle, wo sie die letzte Pein erduldeten, war nicht weit entfernt von dem Grabe, in welches die Frau sich mit ihrem todten Gemahl eingeschlossen hatte. Als es nun spät in der Nacht und sehr dunkel war, da begab es sich, daß der Soldat, welcher Wache stund, durch ein ganz kleines Loch in der Thüre der Gruft ein Licht durchschimmern sah. Er ging auf dasselbe zu und bemerkte, daß es aus einem Grabe kam. Er wollte erfahren, was es sei, und stieg leise auf der unterirdischen Treppe hinab, lehnte das Ohr an die Thüre und hörte nun deutlich das Jammern des Weibes. Daraus schloß er, es sei dies der Ort, wo die berühmte Frau sich lebendig begraben wolle. Sowol das Mitleid, als die Neugier, sie zu sehen, bewog ihn, stark an die Thüre zu pochen, und das Pochen schreckte die traurigen, jammernden Weiber aus ihren Klagen auf. Die Magd öffnete ihm und er trat in das Gemach. Die Frau war theils aus Betrübniß, theils durch den erduldeten Hunger ganz von Kräften gekommen, die Haare jämmerlich zerrauft, das Gesicht mit ihren eigenen Händen grausam zerrissen; aber sie war doch nicht in dem Maße zerfallen, daß ihre ursprüngliche Schönheit gänzlich verschwunden wäre. Als der Soldat vor sie trat, erkannte er sogleich ihre große Schönheit und daß sie fürwahr einen so jämmerlichen Zustand nicht verdiene. Er rief daher sogleich ganz keck aus: Ei, wie Schade!

Dies sagen, ihr einen heitern und freien Blick zuwerfen und sich ihr zur Seite setzen war eins. Als die

Frau so unvermuthet einen solchen Mann vor sich sah, gerieth sie in Erstaunen, und da sie nicht wußte, wer es sei, noch zu welchem Zwecke er gekommen, betrachtete sie ihn aufmerksam. Der Soldat war der schönste und reizendste junge Mann des Landes und mochte etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein. Seine Rede floß in solcher Anmuth, daß die Frau es sich gefallen ließ, ihn anzuhören und ihn, ohne ihm zu antworten, von Kopf bis zu Fuß betrachtete. Der Soldat faßte sich daher ein Herz; er merkte, daß es vor Allem Noth thue, ihre verlorenen Kräfte zu heben, holte daher sein Nachtessen, das nicht weit von dort unter seinem Zelte bereit stund, brachte es in die Gruft und trieb sie mit der Magd ernstlich an, etwas Speise zu sich zu nehmen. Die Frau war zwar um keinen Preis zu bewegen, es zu thun; die Dienerin aber, welche keinen Gatten zu beweinen hatte, ließ sich nach so langer Enthaltsamkeit von dem köstlichen Geruche des Weines locken und kostete davon. Hiernach bemühte sie sich von neuem, ihre Gebieterin zu ermuntern, bis auch sie einen Schluck nahm und bald noch einen. Darauf fühlte sie sich weit besser, auf die Einladungen des Soldaten wurde sie noch fügsamer, sie entschloß sich etwas Speise zu sich zu nehmen, ja, in kurzem saß sie neben ihm bei Tische. Als er sie so von ihrer starren Hartnäckigkeit etwas weichen sah, fing er an, ihr mit vernünftigen Gründen und vielen Beispielen zu zeigen, daß sie jeder Pflicht der Liebe und Anhänglichkeit auf das Vollständigste genügt habe; Alles, was sie weiter thun wollte, sei nicht nur eitel, sondern würde auch ihrer Ehre höchlich nachtheilig sein, da es mehr der weibischen Schwäche, als einer vernünftigen Liebe zugeschrieben werden müßte; größeren Ruhm könne sie sich bei der Welt erwerben, wenn sie, statt sich wie andere Weiber in Thränen und Klagen zu verzehren, muthig ihren Verlust ertrage und dadurch ihre Seelengröße beweise. Während der Soldat auf diese Weise sprach, gab

ihm die Frau keine Antwort, sondern ihre Aufmerksamkeit war ganz auf ihre Mahlzeit gerichtet. Nach und nach kehrte ihre verlorene Gesichtsfarbe wieder, in den Augen und andern Theilen des Gesichtes erneuerte sich die verschwundene Lebhaftigkeit, und in gleichem Maße wuchs bei dem Soldaten die Lust, ihr schön zu thun, und entzündete sich die Liebesbegierde. Als nun das Essen vorüber war, hatte der Soldat durch diese und jene Reden die Erinnerung an den Verstorbenen gänzlich beiseit geschoben, denn über Tisch wollte man dessen nicht gedenken, und hatte angefangen, ihre Schönheit zu rühmen. Sie hörte ihm erst mit Widerwillen, dann mit Schweigen und endlich mit Vergnügen zu und, da er sie sehr geschickt zu locken verstand, schritt er endlich bis zu dem vor, was kein anderer an solcher Stelle, mit einer solchen Frau und bei solcher Gelegenheit gewagt hätte, nämlich sie um ihre Liebe anzugehen. Doch kostete es ihn vielleicht mehr Überwindung, die Bitte vorzubringen, als sie, dieselbe zu gewähren. Die gute Witwe, die sich so schwer entschlossen hatte, am Leben zu bleiben, war nun sehr leicht dazu zu bewegen, die Gattin des Kriegsmannes zu werden. Die Hochzeit wurde in derselben Nacht noch gefeiert; es war dazu keine andere Festlichkeit erforderlich, als die beiderseitige Einwilligung, und in der Gruft des Gatten gab sie sich seinem Nachfolger preis. Ja, nicht allein diese Nacht, sondern noch viele andere nachher dauerte ihr vertraulicher Verkehr daselbst in aller Stille fort. Während die Sache so ihren Gang ging, merkten die Verwandten eines der in der Nähe Hingerichteten, daß die Wache in ihrer Sorgfalt nachließ, sie erwarteten daher den passenden Augenblick, machten eines Nachts den Leichnam los und beerdigten ihn. Sobald dies der Soldat am andern Morgen gewahr wurde, hielt er sich für verloren, denn er wußte, daß der Beamte ihn zur Strafe seiner Nachlässigkeit zum Tode verurtheilen würde. Er kehrte daher in die Gruft zurück und erzählte das Vor-

gefallene ſeiner neuen Gemahlin mit dem Beifügen, er werde fürwahr dieſe Schmach nicht über ſich ergehen laſſen, ſondern ihr mit freiwilligem Tode zuvorkommen. Als ſie dies hörte, ſagte ſie zu ihm: Das verhüte Gott, daß ich in ſo kurzer Zeit zwei Mal Witwe werde und zwei ſo theure Gatten auf einmal beweine. Da es einmal ſo weit gekommen, iſt es beſſer, einen Todten aufhängen, als einen Lebenden verlieren.

Nach dieſen Worten zogen ſie ſelbſt mit Hilfe des Soldaten und des Dienſtmädchens den Leichnam des Gatten aus dem Sarge. Er war durch die Länge der Zeit ſchon ſo entſtellt, daß er nicht mehr zu erkennen war. Sie hüllten ihn in Lumpen, legten ihm einen Strick um den Hals und hängten ihn an den leeren Galgen, wo ſie ihn ließen. Darüber verwunderte man ſich dann des andern Morgens ſehr, daß der Todte an den Galgen zurückgekommen war. Die Frau aber blieb einige Tage mit dem Soldaten verborgen, traf dann durch die Magd die nöthigen Vorkehrungen, floh mit ihm und ſetzte ihn in Beſitz ihrer nicht geringen Reichthümer.

LI. Gaſparo Graf Gozzi.

1713.

134. Die vertauſchten Frauen.

(Nov. 1.)

In London lebte einſt ein rechtſchaffener und reicher Mann Namens Johann und der nahm zur Frau das wildeſte und grillenhafteſte Weib, das je gelebt hat. Und damit ihr nichts fehle, um im Hauſe des Gatten nach ihrer Weiſe wirthſchaften zu können, brachte ſie ihm auch noch eine ſtarke und reiche Mitgift bei. In wenigen Tagen wurde die Familie, die früher unter der Herrſchaft Johann's eine Wohnung der Zufriedenheit ſchien, als kaum die Neuvermählte in das Haus eingetreten war, eine Hölle, und nicht ein Weib, ſondern hunderttauſend Teufel ſchienen hier ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben. Sie war über alle Begriffe ſtolz, mürriſch, widerwärtig in allen Dingen und ſo mislauniſch in allem, was ſie ſagte oder that, daß alle Knechte und Mägde darüber in Verzweiflung geriethen. Und überdies zu den groben und pöbelhaften Schimpfreden, die ſie gegen ſie ausſtieß, nahm ſie auch oft noch die Hände zu Hilfe, theilte Hiebe und Fauſtſchläge aus und ſchleuderte ihnen, je nach Umſtänden, einen Teller, eine Schale oder dergleichen ins Geſicht; ſie bedachte nicht, daß der wahre Adel nicht in der Geburt oder in dem Reichthum beruht, und wollte ihre Herrſchaft darin zeigen, daß ſie ihre Diener wie Sklaven behandelte. Wiewol Johann ſie oft darüber tadelte und mit freundlichem und mildem Betragen zur

Erkenntniß ihres Irrthums zu bringen ſuchte, war es doch immer daſſelbe, als hätte er gar nichts geſagt. Ja, manchmal trat ſie ihm ſogar mit trotzigem Geſichte und die Hände in die Seiten geſtemmt entgegen und rückte ihm das ſchöne Heirathsgut vor, das ſie ihm mitgebracht, und fragte ihn, ob er beabſichtige, ſie einem Trupp Vieh und einem Galeerenpöbel unterzuordnen, er ſei ein Einfaltspinſel, ein Tropf, der ſich von jedermann an der Naſe herumführen laſſe; ihre Abſicht ſei, zu machen, daß ihre Angelegenheiten nach ihren Wünſchen und wie ſichs gehöre gehen. Der arme Mann zuckte die Achſeln, bat ſeine Diener, Geduld zu haben, indem er ihnen bemerklich machte, wie viel Geduld er ſelber habe; und um nicht ganz verrückt zu werden, ging er oft aus dem Hauſe, brachte ſeine Zeit unter ſeinen Freunden hin und verwünſchte den Augenblick, wo er ſich dieſe Schlange in den Buſen genommen. — Eines Tages begab es ſich, daß ſie in Geſellſchaft ihres Mannes auf ein nicht weit von der Stadt entlegenes kleines Gut ging; ihre Diener waren in der Stadt zurückgeblieben und wollten ſich einige ruhige Zeit gönnen. Sie machten ſich einen Salat zurecht, holten Bier herbei und wollten ſich ſo gütlich thun. Zu ihrer Mahlzeit luden ſie auch zufällig einen gewiſſen Schuhmacher Namens Thaddäus ein, von deſſen Eigenſchaften ich zum völligen Verſtändniß der Geſchichte nothwendig etwas vorausſchicken muß. Er war ein Mann von der heiterſten Laune und wenn er ein Schlückchen getrunken hatte, ſo ſang er auch gar zierlich einige Liederchen, welche der Geſellſchaft, bei welcher er ſich befand, nicht geringes Vergnügen bereiteten, und deshalb war er von allen Leuten gerne geſehen. So ſehr er nun aber gegen jedermann freundlich ſich bezeugte, ſo war er doch nicht gleich artig gegen Bevchen ſein Weib, ein junges und ſo gutmüthiges Geſchöpf, daß ſie nicht weiter ſah und dachte, als Thaddäus ihr befahl. Trotz dem brummte er häufig mit ihr und gab ihr wol auch Püffe, ſodaß

das unglückliche Veychen ein recht trauriges Leben bei ihm führte. Wie dem nun auch sei, Thaddäus jubelte nun bei Tische mit den Dienern Johann's, sie hatten auch einen Blinden eingeladen, der sehr gut auf der Geige spielte. Nachdem sie nun im Chor viele Lieder gesungen hatten und mit dem Essen fertig waren, machten sie einen Tanz mit einer Freude und Heiterkeit, daß es eine Lust gewesen wäre, die Sache mit anzusehen. Sei es aber, daß sie nicht gehörig auf die Uhr Acht hatten, oder daß die Gebieterin vor der bezeichneten Stunde wiederkam, kurz, sie überraschte sie auf der That und es fehlte wenig, so hätte sie sie Alle, so viele ihrer waren, umgebracht, so sehr gerieth sie in Wuth. Nachdem sie Alle gehörig ausgescholten und dem einen eine Maulschelle, dem andern eine Ohrfeige gegeben hatte, nach ihrem Gebrauche, lief sie hinter Thaddäus her, schlug dem Blinden seine Geige auf dem Kopf in Stücke und machte einen Lärm, daß man glaubte, die Welt gehe unter. Ihr Mann wandte alle freundlichen Ermahnungen an, die er wußte; als er aber sah, daß es ihn nichts nütze, beschloß er bei sich, sie am folgenden Tage nach Haus zu schicken und sich diesen Tieger vom Halse zu schaffen. Während er nun darüber nachdachte und seinen Entschluß im Stillen zur Reife kommen ließ, war es schon finstere Nacht geworden und es regnete, als sich bei Johann und seiner Frau ein Mann meldete, der nicht weit von ihnen entfernt wohnte und der von jedermann wegen seiner Gelehrsamkeit geachtet wurde, da er ein bischen den Wahrsager spielte und in den Kalendern sehr geschickt die Zukunft prophezeite. Niemand wußte aber, daß er auch ein Zauberer war und mit seiner Kunst Wunderdinge ausrichtete, wiewol er nur selten sich ihrer bediente und nur in der Absicht, seinen Freunden damit zu nützen, ja, zuweilen auch mehr nur zum Scherze. Dieser Mann also kam zu Johann und seinem Weibe und fing an, sie freundlich zu bitten, ihn diesen Abend zu beherbergen,

denn da die Nacht ſehr finſter und regneriſch und ihm noch ein gutes Stück Weges übrig war, um nach Hauſe zu gelangen, wußte er nicht, wie er es wagen ſollte, und fürchtete ſehr, den Hals zu brechen. Kaum hatte Johann das Anliegen des Wahrſagers vernommen, der ein höflicher und freundlicher Mann war, ſo ſagte er zu ihm: Du haſt Recht; bleib nur heute Nacht bei uns und geh morgen deines Weges weiter!

Was? rief nun das Weib. Er ſoll zur Hölle fahren. Und wenn du nicht im Regen und in der Finſterniß heimgehen willſt, ſo bleib auf der Straße übernacht! In meinem Hauſe ſollſt du auch nicht einen Augenblick dich aufhalten. Hinaus zur Thüre, hinaus unverzüglich!

Als der Doctor (denn ſo hieß man ihn) dieſe Roheit hörte, zuckte er die Achſeln, ging hinweg, ſchwur aber, ſich zu rächen. Nicht weit von dort pochte er an Bevchens Thüre und wollte Thaddäus bitten, ihn, ſo gut es ihm möglich ſei, die Nacht über zu beherbergen. Thaddäus war noch nicht heimgekehrt, ſeit ihn die Wuth von Johann's Frau in die Flucht getrieben hatte, ſondern hatte ſich ſeither in einem Stalle aufgehalten, wo er viel Zeit in Geſellſchaft des Kochs verlor, über die Hausfrau loszuziehen und ſich noch die Kehle mit einem Kruge Bier zu netzen, den ſie in dem Augenblicke des wüthenden Ausbruchs geflüchtet hatten. Als nun der Doctor das Bevchen allein fand, empfahl er ſich ihr, und ſie, welche wußte, daß Thaddäus ihn kannte, nahm ihn in ihre Hütte auf, bewirthete ihn ſo anſtändig, als ſie konnte, und ſetzte ſich mit ihm zu Tiſche, da ſie auf ihren Mann nicht wartete; denn da er auswärts eingeladen war, hatte er zu ihr geſagt, ſie möge dieſen Abend allein ſpeiſen, ſobald es ihr gelegen ſei, und hatte ihr deshalb ein Paar Kreuzerchen zurückgelaſſen, womit ſie nach ihrer Armuth im Überfluſſe ſchwelgen konnte. Als nun der Doctor mit ihr aß, fingen ſie an, von der großen Vortrefflichkeit des Wahrſagens zu reden; nach und nach kam er darauf,

daß er Bevchen bat, ihn ihre Hand sehen zu lassen; sie machte sie ihm auf, der Doctor studirte die Linien und sprach folgendermaßen zu ihr: Liebes Bevchen, ich bin gerade recht gekommen, denn morgen wird dir ein großes Glück zu Theil. Bedenke, daß du nicht mehr in dieser rauchigen Hütte sein, sondern in einen der reichsten Paläste in London eintreten wirst, wo man dich feiern wird, wie eine Königin. Die armseligen Lumpen, die du anhast, werden sich in reiche, vornehme Kleider verwandeln; du wirst nimmer mehr spinnen noch unter den Schlägen deines Mannes leiden, sondern Lakaien und Kammerfrauen um dich haben, denen du gebieten kannst, und eine Kutsche, um wie eine Edelfrau umherzufahren. Und willst du noch mehr? Du sollst außer dem Allen einen der reichsten und artigsten Männer bekommen, die es gibt, daß du die reichste und glücklichste Frau wirst, die auf Erden lebt. Nur daran mahne ich dich, wenn du deinen Stand änderst, so nimm auch, so viel du kannst, adeliges Betragen an! Wisse dich edeln Sitten anzuschmiegen, daß man in dir nicht mehr das arme Bevchen erkennt, das du jetzt bist, denn sonst würde dir in einem Augenblicke dein ganzes Glück zu nichte.

Bevchen lauschte den Worten des Doctors mit offenem Munde und war versucht, ihm nicht zu glauben. Allein er errieth so viele vergangene Dinge, die bis jetzt ganz geheim und nur ihr und Thaddäus bekannt waren, daß sie ihm am Ende Glauben schenkte und ihr eine solche Wonne ins Herz einkehrte, daß ihr fast der Athem stockte und ihr schon zu Muthe war, als schwimme sie in Gold und Seide und befehle mit dem Scepter einer Schar von Dienern. Thaddäus hatte sich endlich von der Gesellschaft des Koches losgemacht, kehrte nach Hause zurück und langte dort an, als eben seine Frau auf dem Gipfel der Wonne stand. Als sie ihn erblickte, schien sie fast von Sinnen, stund auf, lief ihm entgegen und erzählte ihm in wenigen verwirrten Worten, in kurzem

werde ſie mehr ſein, als eine Königin, und machte ihm ſo den Kopf voll von Geld, Kleidern und Livreen und verſchwieg ihm nur den neuen Mann, der vielleicht in der Reihe der erſehnten Tröſtungen bei ihr nicht zu hinterſt ſtand. Thaddäus war halb außer ſich und war faſt raſend, da er den Doctor allein bei Vevchen fand, und wenig fehlte, ſo hätte er auf der Stelle ihr mit einem tüchtigen Knittel den Tact zu ihrer Melodie auf den Rücken geſchlagen. Doch faßte er ſich in Geduld, bot dem Gaſte einen mürriſchen Gruß und fragte ſie, ob ſie beſoffen ſei und was all das thörichte Zeug bedeute, das ſie hier rede. Da wandte ſich der Doctor zu Thaddäus, erzählte ihm, wie er von der Gattin Johann's verſtoßen worden ſei und ſich nun an ſeine Thüre geflüchtet habe; er habe Vevchen ein großes Glück vorhergeſagt und darüber ſei ſie, wie er ſehe, vergnügt; dann bat er ihn, gleichfalls ſeine Zuſtimmung zu geben, daß er heute Nacht ein Unterkommen behalte in ihrem Häuschen, des andern Morgens wolle er ſich bei beſter Zeit auf den Weg machen. Als Thaddäus den verpeſteten Namen von Johann's Weib hörte, gerieth er in ſolchen Zorn über ſie, daß er alles Andere, ja ſogar ſeinen Argwohn gegen Vevchen und den Doctor vergaß, und nachdem er über ihren Stolz und ihre Halsſtarrigkeit ſich ſtark ausgelaſſen hatte, den Sterndeuter ſo gut wie möglich aufnahm und ihm Unterkunft gewährte. — Der Doctor aber ſchlief nicht, ſondern ſann eifrig nach, wie er Johann's Weibe eine Züchtigung angedeihen laſſen könne, um ſie zur Beſinnung zu bringen über die ſo ſchlecht geübte Gaſtfreundſchaft und andererſeits Vevchen zu belohnen für die freundliche Aufnahme, der er von ihr ſich zu erfreuen gehabt. Vor Tagesanbruch ſtund er auf, begab ſich an einen einſamen Ort und brachte ſeine Kunſt in Anwendung, wodurch er einige Geiſter zwang, die Frau Johann's und Vevchen plötzlich gegen einander zu vertauſchen. Der Himmel verdunkelte ſich, es entſtand

ein heftiges Geräusch von Donner und Blitz, daß es war, als stehe das Firmament in Flammen, und das Ende war, daß Johann's Weib dem Aussehen nach in Bevchen verwandelt wurde, ihrem Gemüthe nach aber sie selbst blieb; so ward sie schlafend in das Haus und auf das Bett oder vielmehr die Pritsche des Thaddäus gelegt, Bevchen dagegen mit dem Äußern von Johann's Weib wurde gleichfalls schlafend in Johann's Palast gebracht und daselbst in ein weiches, weites Bett und in ein königliches Gemach niedergelegt. — Thaddäus war schon aufgestanden, zum Theil aufgeweckt vom Krachen des Donners, zum Theil getrieben von dem Bedürfniß zu arbeiten. Er öffnete daher das Fenslerchen seiner Kammer und schickte sich an, auf seiner kleinen Bank ein Paar Pantoffeln fertig zu machen. Er wollte für jetzt sein vermeintliches Bevchen nicht aufwecken, denn er meinte, sie habe am vorigen Abend zu viel getrunken und sie müsse nun den Bierdampf ausschlafen. Er nahm also Draht und Ahle in die Hand, fing an zu bohren und durchzuziehen und von Zeit zu Zeit mit dem Hammer auf die Sohlen und sein Nähwerk zu klopfen, um sein Werk zu festigen, und sang zu seiner Erholung für sich ein Liedchen, bis der Lärm das vermeintliche Bevchen aufweckte. Sie war nur erst halb wach und hatte keine Ahnung davon, nicht in ihrem eigenen Zimmer zu sein, und fing daher an mit noch geschlossenen Augen zu rufen und zu schreien: Was ist das für ein verwünschtes Zeug? Wer lärmt hier so? Welche Unverschämtheit! Wer hat die Verwegenheit, um diese Stunde so nahe an meinem Gemache zu singen und mich aufzuwecken? Ist das die Achtung, die man vor Damen hat? Aber ich will nicht mehr ich selbst sein, wenn ich nicht dem Esel Kopf und Beine zerschlagen lasse, der schon mit Tagesanbruch sein Geschrei erhebt. Ich will ihm die Ohren stutzen.

Gut, sagte Thaddäus lachend, die glaubt schon das

geworden zu ſein, was der Sterndeuter ihr vorhergeſagt hat, und faſelt. Nur zu!

Damit fang er weiter. Die Frau ſchlägt die Augen auf und erblickt Thaddäus. Voll Wuth ruft ſie alle ihre Diener beim Namen, aber keiner gibt Antwort. Sie blickt im Zimmer umher, und ſieht ein wahres Mäuſeloch; ſie ſieht auf die Leinwand und findet ſie vom gröbſten Trilch. Sie weiß gar nicht, was das bedeutet, und beginnt voll Verwunderung und Wuth Thaddäus zu ſchmähen, indem ſie behauptet, er habe vielleicht gemeinſchaftlich mit Johann die Sache ſo angeſponnen, um ſie zu demüthigen, ſie ſei aber eine vornehme Frau und kümmere ſich nichts darum, denn ſie werde ſich bald an ihrem Gatten rächen und den Schuſter an den Galgen bringen. Bei dem Worte Galgen gerieth Thaddäus auch in Zorn, er verlor ſeine Geduld, nannte ſie eine Närrin, eine Säuferin und noch ſchlimmeres, ja, er fing an ſie zu bedrohen, wenn ſie nicht ſogleich aufſtehe, werde er zum Stocke greifen und ſich verſucht fühlen, ſie für dies Mal von ihrer Narrheit zu heilen. Sie gab ihm eine ſchlimme Antwort, ſodaß Thaddäus genöthigt war, ſie mit den Fäuſten anzufaſſen. Sie wußte ſich nun nicht mehr anders zu helfen, ſondern ſchwieg, um loszukommen, zog voll Staunen und Wuth den Rock und das Mieder von Vevchen an und ſetzte ſich ganz verzweifelt auf einen lahmen Strohſtuhl nieder. Thaddäus wollte aber nicht leiden, daß ſie müßig daſaß; er fing von neuem an zu ſchmähen. Er bot ihr die Kunkel hin, ſie aber warf ſie zu Boden. Thaddäus pocht nochmals an und ſpricht: Was, meinſt du, die Weiſſagungen eines Sterndeuters haben dich zur Königin gemacht, während du noch geſtern und dein Lebtage ein armes Weibsſtück geweſen biſt, dazu beſtimmt, dich zu placken bis an dein Ende. Spinn ſogleich, ſonſt will ich dir zeigen, wer du biſt und was dein Königreich bedeutet, du Lumpenkönigin! Ich weiß nicht, was mich abhält, dich alsbald ſo durchzuwalken,

daß du einmal einsiehst, daß man dem gehorchen muß, der Hosen trägt. Spinn, verdammtes Weib, sonst geht mir die Geduld aus.

Diese letzten Worte sprach Thaddäus mit so verdächtigem Blicke und einer so eindringlichen Stimme, daß das neue Bevchen wie Espenlaub zitterte vor Angst und Ärger und anfing zu spinnen, so gut sie konnte, denn diese Arbeit war ihr sehr ungewohnt und vielleicht hatte sie sie in ihrem Leben nie versucht. — Während nun dies im Hause des Thaddäus vorging, erwachte andererseits auch Bevchen in Johann's Palaste und fing an vor sich hin zu sprechen: Ach, welchen schönen, süßen Traum habe ich heute Nacht geträumt! Es war mir, als sei ich aus dieser Welt entrückt und in ein Bette von Rosen und Veilchen gebracht mit dem schönsten Gatten zur Seite, den man jemals sah.

Wir bemerken einschieblich, zum Frommen der Sittsamkeit dieser Geschichte, daß Johann im Ärger über die schlechte Aufführung seiner Frau sich für diese Nacht in ein anderes Zimmer gelegt hatte.

Aber wo bin ich denn? fuhr Bevchen fort. Kein Frühlingsgarten kommt der Augenweide gleich, die ich sehe. Bin ich in einem Bette? Wahrhaftig, und das Bettzeug ist von Damast. Es gibt keine feinere, weichere Leinwand. Ich träume, aber ich wollte, ich erwachte nicht wieder. Ich sehe, daß ich todt bin und in einer andern Welt lebe.

So sprach Bevchen und ohne zu wissen, was sie that, ergriff sie die Glockenschnur und zog zufällig daran. Da kam eine Kammerfrau, voll Angst, wie gewöhnlich, von der verwünschten Gebieterin einen tüchtigen Verweis zu empfangen, auf den Zehenspitzen herein und stellte sich vor das Bett, fast nicht zu athmen wagend. Als Bevchen sie so schön gekleidet erblickte, bot sie ihr den allerfreundlichsten Gruß, worüber die Kammerfrau vor Freuden fast außer sich gerieth, und sie fragte, was sie diesen

Morgen für ein Kleid anziehen wolle. Bevchen war in großer Verlegenheit, erinnerte ſich aber, daß der Wahrſager ihr eingeſchärft hatte, ſich wie eine vornehme Frau zu betragen, und da ſie nicht wußte, was ſie verlangen ſollte, ſagte ſie, ſie wolle das nämliche, das ſie geſtern getragen habe. So ward ſie denn in ihrer Weiſe gekleidet, war aber ſo verwundert, daß ſie gar nicht wußte, wo ſie ſtand. Gar ſchön war es auch, daß eine zweite Kammerfrau eintrat und der erſten ſagte, der Schocolat für die gnädige Frau ſei bereit. Da beſann ſich Bevchen, was wol der Schocolat für ein Ding ſein möge, ſie kam endlich auf den Gedanken, es ſei etwa ein Hut und ſagte: Wohlan, ſetzt mir ihn auf!

Nachdem ſie aber gehört hatte, er ſei in die Taſſe eingeſchenkt und es ſei ein Getränk, verbeſſerte ſie ſich dahin: Ich wollte ſagen, ihr ſollt mir ihn auf den Tiſch ſetzen, dann will ich ihn gleich nachher trinken.

Die zwei Kammerfrauen verbreiteten ſogleich in der ganzen Hausgenoſſenſchaft, ihre Gebieterin ſei gar nicht mehr zu erkennen, ſie ſei wie ein Lamm geworden, ſodaß alle Diener ſie ſehen wollten; und während ſie zuvor ihr aus dem Wege liefen wie vor einem Feuer, war es jetzt, als könne ſich keiner mehr von ihr losmachen. Dadurch entſtund denn im Hauſe eine Freude, wie, wenn die Hochzeit an dem Tage gefeiert wurde. — Die größte Zufriedenheit und Beruhigung aber fühlte Johann, als er von ſeinen Dienern die große Umwandlung vernahm, die in dem Gemüthe ſeiner Gattin vorgegangen war. Er ging daher in ihr Zimmer, um ſie zu beſuchen und das große Wunder zu ſehen. Geva war eben ſehr neugierig, unter den Glücksgütern, die ihr der Wahrſager prophezeit hatte, auch den neuen Gemahl zu ſehen, als ihr von einem Diener ſeine Ankunft gemeldet wurde. Ich kann euch verſichern, daß dem armen Weibchen das Herz wie einer Turteltaube pochte und noch mehr, als ſie einen ſo ſchönen und feinen jungen Mann vor ſich

treten sah. Sie wußte nicht mehr, was sie sagen, was sie thun sollte. Sie wurde in einem Augenblick blaß und roth und wechselte in allen Farben. Johann äußerte seine Freude gegen sie, von der ganzen Dienerschaft gehört zu haben, wie gütig und freundlich sie sei. Sie versicherte ihrerseits, sie werde ihm in jeder Hinsicht gehorsam sein, küßte ihm die Hand und sank vor ihm auf die Kniee. Johann weinte vor Rührung und allen Umstehenden traten Thränen in die Augen, als das vermeintliche Vevchen, welche die Wuth und Schläge des Thaddäus nicht länger aushalten konnte, ihm entfloh und sich laufend nach Johann's Haus auf den Weg machte, wo sie gerade in dem Augenblicke ankam, als die Beglückwünschungsscene vorfiel. Die erste unter allen, welche sie erblickte, war Vevchen, und sie kam fast von Sinnen, als sie sah, daß sie es selbst war und daß alle ihr den Hof machten wie ihrer Gebieterin. Aber während sie so staunte und nichts zu sagen wußte, fragten sie Alle: Was heißt das, Vevchen? Welcher günstige Wind führt dich hierher?

In demselben Augenblicke trat auch Thaddäus ein und das wahre Vevchen in Besorgniß, von ihm geschlagen zu werden, trat entsetzt ein Paar Schritte rückwärts. Thaddäus aber bat Johann und dessen vermeintliche Gemahlin um Verzeihung und erzählte ihnen, sein Vevchen sei verrückt geworden durch die Worte eines Wahrsagers und halte sich nun für eine vornehme Frau; ja, sie meine, sie sei Johann's Gemahlin und sei zu ihm geflohen. Johann ersuchte ihn, sie gut zu pflegen und sie barmherzig zu behandeln, denn vielleicht sei sie von dieser Krankheit noch zu heilen; Thaddäus aber sagte, es gebe kein anderes Mittel, als den Stock. Die beiden Weiber standen ganz betreten da und wußten nicht, was sie sagen und was sie thun sollten, als der Doctor oder Sterndeuter oder Schwarzkünstler oder wie wir ihn heißen wollen, herein und vor Johann hintrat, ihn um Ver-

zeihung bat für ſeine Keckheit und ihm erklärte, was er in dieſer Sache gethan habe und wie Alles geſchehen ſei, um ſeine Frau zu züchtigen und ihr Unrecht ihr zum Bewußtſein zu bringen. Er bedrohte ſie dabei, er würde ſie in noch Schlimmeres als ein Vevchen verwandeln, wenn ſie ihre Lebensweiſe nicht ändere, und machte andererſeits darauf aufmerkſam, daß er den Augenblick ſeiner Wirkſamkeit ſo wahrgenommen habe, daß Thaddäus während des Tauſches ſchon das Bett verlaſſen und Johann die ganze Nacht in einem andern Zimmer zugebracht habe. Das vermeintliche Vevchen begann darauf laut zu weinen und Johann für ihr früheres hochfahrendes Weſen um Verzeihung zu bitten, das wahre Vevchen aber hätte in der That dem Sterndeuter gerne die Augen aus dem Kopfe geriſſen, daß er ihr ihr Glück nur auf ſo kurze Zeit verſchafft hatte. Der Doctor ſtellte nun durch ſeine Zaubermittel den beiden Frauen ihr natürliches Äußeres wieder her und Johann machte dem Thaddäus ein Geſchenk von fünfhundert Thalern, wodurch dieſer ein ſehr reicher Schuſter wurde, und da ihm fürder nicht mehr die Armuth Kopf und Herz in Beſchlag nahm, liebte er Vevchen zärtlich und ließ den Stock ruhen.

LII. Carlo Graf Gozzi.

1718.

135. Wie Battista Moscione sich rächte.

(Nov. 2.)

Es scheint, manche Leute halten für den größten Rächer aller Unbill den Theil, durch den die Speise abgeht. So, als einst ein Apotheker Namens Purganz einen Rechtsstreit hatte mit der Gemeinde wegen gewisser Ansprüche, die zu erzählen überflüssig wäre, entlasteten sich vor der Thüre seines Ladens eines Nachts alle Gedärme der Gemeine, sodaß Berge von Koth, nicht viel kleiner, als die Alpen, entstanden, und auf den Gipfeln dieser Berge staken Stängchen mit Papierwipfeln, worauf geschrieben stund:

Deine Arzneien
Bringen Gedeihen.

Der Apotheker in großem Grimm brachte darüber vor dem Schultheißen eine heftige Klage an, beschwerte sich auf den Straßen und ruhte nicht, bis er zum Gespräche der Knaben wurde. Dies habe ich erzählt ein für alle Mal als ein Probestück für hundert dergleichen schmutzige Geschichten, die unter diesem Volke vorfielen, das zum großen Theil voll von ungesittetem Wesen ist, und um nicht den Leser auf die Länge mit ähnlichen Erzählungen zu belästigen, schreite ich nun zum Berichte von einer schlauen Rache, die meines Bedünkens vom feinsten Verstande ausging. Ihr mögt daraus ersehen, wie viel gescheite Köpfe hier wären, wenn sie ihren Geist

ſichten würden, wie Getraide, um das Tollkorn vom reinen Waizen auszuſcheiden. Battiſta Moſcione war ziemlich klein, bucklicht, gelblich, fahl, ſchwach und kränklich ausſehend, aber ganz geſund am Geiſte und hatte immer neue ſeltſame Gedanken. Dieſem war nun, ich weiß nicht wegen welches Streites von Tonio Tiglioccio unverdienterweiſe eine große Beleidigung widerfahren mit Ohrfeigen und Fauſtſchlägen, und dieweil beſagter Tonio ein langer, dicker, nerviger Lümmel war, Moſcione dagegen wie geſagt unſcheinbar und hinfällig, wußte er nicht, wie er ſich an ihm rächen und wie er ihn anfallen ſollte, denn er beſorgte, er möchte zerquetſcht werden im Kampfe. Er ſann daher auf Mittel, daß ein anderer an ſeiner Statt ihn gebührend durchprügele und bändige, auf folgende Weiſe. Er war genau bekannt mit Cecco de' Rocchi, einem Edelmann dieſes Ortes von kräftigem und gewandtem Körper und ſtolzer, hitziger, unmenſchlicher und unverſöhnlicher Gemüthsart, die ihres Gleichen nicht hatte. Dieſer Cecco aber hatte zwei unglückliche Eigenſchaften; einmal hatte er ein kurzes Geſicht, ſodann war er ſo taub wie ein Mühlſtein. Wegen dieſer zwei Fehler bekam er vielfältige Händel und Raufereien, denn er ſah und hörte falſch, war immerfort argwöhniſch, fürchtete Spöttereien, hatte ein bitteres Lächeln und eine mürriſche Miene. Moſcione kam alſo zu dieſem Cecco, der ganz allein an einem guten Feuer ſaß, ein Bein über das andere Knie geſchlagen und baumelnd, neben ſich eine gute Flaſche. Moſcione ſchrie ihm ſeinen Gruß zu mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge und Cecco wendete ſich um.

Willkommen, Moſcione, ſagte er, du Moſtfliege, Saufaus, mach deinem Namen Ehre! Da iſt die Flaſche, die allerliebſte Flaſche.

Moſcione ſprach, und zwar immer mit gehobener Stimme: Groß Dank! Zur Geſundheit!

That einen langen Zug, ſetzte die Flaſche beiſeit und ließ ſich zu ihm nieder. Da er aber ſah, daß er fort-

während mit dem Fuße wackelte und aufs Einſchläfern umging, rief er ihm ins Ohr: Heute Nacht iſt ein ſchönes Feſt.

Cecco fuhr auf und fragte: Wo?

Denn Feſte ſind ſeine Herzensfreude und wo eines los war, wollte er dabei ſein; trotz ſeiner Taubheit nahm er am Tanze Theil, machte ungeheure Sätze und kümmerte ſich wenig darum, ob es auch immer recht im Takte ging, wenn er nur in Geſellſchaft von Weibern war; denn wenn er auch ein kurzes Geſicht und ſchlechtes Gehör hatte, ſo war doch ſein Taſtſinn vollkommen gut. Moſcione gab ihm alſo zur Antwort: Da draußen in der Vorſtadt in dem Miethhauſe.

Cecco ſagte: Wollen wir hin? Wer ſtellt es an?

Moſcione antwortete: Ei, verſteht ſich, eben deshalb komme ich, um euch aufzufordern. Die Veranſtaltung kommt von Tonio Tiglioccio.

Er freute ſich im innerſten Herzen, denn ſein Plan war auf dem beſten Wege zu gelingen.

Aber wird er uns auch einlaſſen? fragte Cecco.

Zum Teufel, ſchrie Moſcione, wenn er auch mir nicht die Thüre öffnet, ſo wird er doch Reſpect haben vor euch und die Thore weit machen. Kommt, kommt!

Sie machen ſich bereit und ſteuern der Vorſtadt zu. Es war aber im Winter um die Mitternachtsſtunde, wo ſelbſt die Mäuſe ſchliefen, und iſt zu wiſſen, daß Moſcione gelogen hatte, denn es war kein Feſt, jenes Haus war leer und keine lebendige Seele drinnen. Als ſie dem Orte nahe kamen, rief Moſcione: Ich höre eine große, ſchöne Muſik von Inſtrumenten, lauten Jubel und ſchallendes Gelächter.

Cecco, welcher ſich nicht verwunderte, nichts zu hören, rief: Wir wollen auch lachen! Klopfe an und verſuche, ob ſie dir aufmachen. Thun ſie es nicht, ſo will ich anklopfen und meinen Namen angeben und ſchöne redneriſche Formen anwenden; laß mich nur machen!

Moſcione verbiß das Lachen, denn er hatte dabei ſeine böſe Abſicht, eilte an die Thüre, klopfte heftig an, trat dann ein wenig bei Seite und ſchaute empor. Als hätte ihn jemand gefragt, wer da ſei, antwortete er mit lauteſter Stimme: Seid ſo gut und macht auf!

Er wartete wieder ein Weilchen, wie, wenn man ihn fragte: Wer ſeit ihr und was wollt ihr?

Dann fuhr er laut fort: Ich bin Battiſta Moſcione und bitte euch, mich ein Augenblickchen aufzunehmen.

Dann ſtand er wieder, als ob er hinhörte. Cecco mußte damals doppelt taub und blind ſein gegen ſonſt; er wartete verlangend, bis ſie aufmachten, ſchaute ebenfalls verlangend empor, den Mund aufſperrend wie ein Scheuerthor, und ſah dann wieder Moſcione an, welcher ſagte: Sie haben mir geſagt, ſie haben Auftrag niemand mehr aufzunehmen und ſie dürfen nicht. Auch haben ſie das Fenſter wieder zugemacht.

Cecco fragte: Kannteſt du den, der dir dieſe Antwort gab?

Moſcione antwortete: Es war Tonio ſelbſt und der Tropf iſt doch der Feſtgeber.

Cecco ſprach: Laß mich nur machen und ſage mir, wenn ſie das Fenſter aufmachen und was ſie auf meine Reden antworten! Denn du weißt, mein Geſicht und Gehör iſt ſchlecht beſchaffen.

Schon halb in Wuth klopfte er heftig an die Thüre des öden Hauſes, welches hohl erdröhnte, wie ein Faß, trat zurück, ſchaute hinauf und dann zu Moſcione hin, den er fragte, ob das Fenſter aufgehe. Moſcione ſagte: Nein.

So klopfte er denn dreimal immer zorniger an. Am Ende, als es Moſcione Zeit ſchien, ſagte er, es zeige ſich ein Kopf an einem Fenſter, und hernach, ſie haben gefragt, wer poche.

Liebe Brüder, rief ſofort Cecco, macht ein bischen auf, daß wir eure angenehme Geſellſchaft ſehen!

Dann lauſchte er und fragte Moſcione, was ſie antworten. Moſcione rief ihm zu, ſie ſagen, ſie wollen wiſſen, wer er ſei. Cecco ſchlug ſogleich ſeine Blicke in die Höhe und rief den Ziegeln zu: Macht ihr uns auf, wenn ich euch ſage, wer ich bin?

Und zu Moſcione gewandt fragte er: Was haben ſie geſagt?

Sie ſagen, antwortete Moſcione: Ja vielleicht.

Cecco fragte Moſcione weiter: Kennſt du den, der mit uns ſpricht?

Moſcione antwortete: Es iſt niemand anders als Tonio, ich kenne ihn an der Stimme.

Cecco hub wieder den Kopf empor und rief wieder den Traufen zu: Mach auf, mach auf, Tonio, ich bin Cecco de' Rocchi, weißt du?

Er näherte ſich dem Ausgang und war verſichert, es werde nun aufgehen und er könne wol warten. Moſcione aber rief nun: Er ſagt, er mache nicht auf. Hätt' er doch einen Dolch im Leibe! Das iſt wahrhaftig die größte Beſchimpfung, nachdem er euch um euern Namen gefragt hat.

Cecco brach in ein bitteres Lachen aus, kehrte ſich gegen das Haus und rief: Wie, du willſt nicht aufmachen? Ich weiß, du wirſt mir aufmachen, Sapperment, du wirſt mir aufmachen. Du mußt ſpaßen.

Dann ſagte er leiſe zu Moſcione: Was gibt er zur Antwort?

Moſcione rief: Verfluchter, garſtiger Hund, ſagt er, der überall zu finden iſt, wo man Melonen riecht!

Cecco's Zorn flammte auf wie Schwefel.

Ha, du galgenſüchtiger Dieb, rief er, hätte ich nur meine Büchſe bei mir, bei der heiligen Maria, ich wollte dir das Hirn an die Sterne verſprützen.

Moſcione, der ſeine Angelegenheit vortrefflich im Gange ſah, war boshaft genug, noch Öl ins Feuer zu gießen, und rief: Er ſagt: Ha, Verräther.

Er hält euch nicht einmal eines rechten Winds werth und läßt welche durch die Lippen gegen euch streichen wie ein gespießter Esel.

Cecco rief: Du sollst mir bald den letzten fahren lassen, du Hurensohn!

Moscione schrie: Gebt Acht, er droht einen Kübel über euch auszuleeren.

Zugleich sprang er rückwärts. Cecco machte auch ein Paar Sätze nach hinten und rief beständig: Nur zu, nur zu, du Hörnergraf! Du bleibst auch nicht immer eingeschlossen. Du hast es mit Cecco de' Rocchi zu thun; morgen werden wir schon einander näher kommen.

Nach diesen Worten ging er ganz grün, galleſpeiend und wuthschnaubend von dannen und Fuchs Moscione mit seinem bucklichten Rücken ging ihm nach und schrie: Wenn er nicht aufmachen wollte, gut! Aber dann mußte er auch nicht nach dem Namen fragen und hinterher sagen: Ich mache nicht auf.

Verruchter Bankert! Das ist eine Schmach, die eures Gleichen nicht auf sich sitzen lassen darf. Ich glühe vor Zorn. Welche häßliche Worte, welche garstige Drohungen! Zum Teufel, ich weiß nicht, ob ich sehe oder träume.

Und so ging er immer hinter ihm drein, die Viper stachelnd. Cecco hüpfte voran, stieß sich an Mauern und stieß sich an Pfeiler, denn die Dunkelheit war groß und er sah ohne dies nicht viel. Dabei brach er in die heftigsten Flüche aus, biß sich in die Hände, verwünschte die Elemente und sagte darauf zu Moscione: Ich möchte nur dir den Hirnschädel zersplittern; ich war so in guter Ruhe zu Hause und du bist schuld an dem, was vorgefallen ist. Daß dir doch ein Galgenstrick die Gurgel zuschnürte! Ich weiß nicht, was mich abhält, dir das Gehirn zu verschütten, wie einem Huhn.

Hieran reihte er noch ein Paar Flüche und fuhr vorwärts. Moscione, immer hinter ihm drein, rief: Ich bitte euch um Erbarmen, ihr habt Recht, aber ich

that Alles in guter Abſicht. Wie hätte ich ahnen können, daß Tonio einem Manne, wie ihr, eine ſo ſchnöde Behandlung angedeihen laſſe. Man ſollt' ihn lebendig braten! Aber der morgende Tag ſoll nicht vorübergehen, ſo will ich ihn behandeln, wie er es verdient, euch zu Liebe.

Ja, dazu habe ich deine Hilfe ſehr nöthig, Meiſter Schafskopf, erwiderte Cecco. Laßt mir den Bauch aufſchlitzen wie einer Schleie, wenn ich ihm nicht genug gebe, daß er das Zeichen zum Grabe trägt. Ich habe ſchon ſo ein Rädelſchnittchen, das zu dergleichen Umſtänden paßt. Was brauch' ich deinen Beiſtand, Meiſter Grasaff.

Nächſt dem gab er noch etliche Flüche von ſich und ſchritt weiter. Der ſchlimme Moſcione aber folgte ihm in der heiterſten Stimmung und that und ſprach was er konnte, bis er ihn voll Gift wie einen Baſilisken in ſein Haus gebracht hatte. Da ſagte er denn: Gute Nacht!

Cecco antwortete ihm nichts, denn ſeine Augen rollten, er erſtickte faſt vor Wuth. Jener aber ging ſeiner Wege, zufrieden über die neuen Anzettelungen. Es ſchien ihm, als ſehe er ſeine Rache in der Luft ſchweben und Tonio unter einer Stockſchleuder auf der Erde in den letzten Zügen ſchnappen, wie eine betäubte Barbe im Goßſtein. Cecco ſtieg lärmend die Treppen empor, der Diener brachte Licht, er trat in ſein Schlafzimmer, warf den Mantel dahin, den Hut dorthin, die Perrücke auf den Boden, ſetzte ſich nieder, zog einen Schuh aus, hielt ihn lange feſt in der Hand, in Gedanken verſunken, ſchüttelte den Kopf, ſah die Wand an, lachte und murmelte vor ſich hin, wie ein Verrückter, bis endlich der Diener fragte: Was habt ihr? Was hat es gegeben?

Da ſprang er auf, gab ihm eine Maulſchelle und ein Paar Fußtritte, jagte ihn hinaus und rief: Was willſt du denn?

Da wachte die Frau auf und fragte: Was für ein Teufelslärm iſt denn das?

Cecco gab ihr eine Ohrfeige und rief: Da haſt du's. Dann legte er ſich ſammt den Kleidern zu Bette und die Frau ſchwieg, denn ſie kannte ſeine Launen. Er aber that die ganze Nacht kein Auge zu, blies bald ſeine heiße Suppe kalt, bald ſetzte er ſich hin, bald ſtreckte, drehte, wendete er ſich und ſeufzte. Kurz, kaum zeigte ſich einige Dämmerung an den Fenſtern, ſo ſprang er aus dem Bette, als hätte er Feuer im Hintern; noch in Pantoffeln ſetzte er den Hut auf die Nachtmütze; in dieſem meuchelmörderiſchen Aufzuge nahm er ſechs Spannen eines knorrigen, jungen Eichbaums, den er immer für ſolche Zwecke in einem Winkel ſtehen hatte, unter den Arm, warf den Mantel um, ſteckte das Geſicht halb darunter und ſo ſtand er auf der Straße und eilte gegen die Bude Tonio's, welcher ein Leinwandhändler war. Dort ging er hin und her, lehnte ſich manchmal an einen Pfeiler und ſpähte dahin und dorthin mit ſeinen langen rothbraunen Augen wie ein Maimonaffe. Der Tag kam, die Mauern wurden roth, die Leute kamen allmälig vorüber, jedermann guckte ihn an, und verwunderte ſich ihn in ſolchem Aufzuge zu ſehen. Endlich kam auch Tonio, nichts ahnend, ganz leiſe und noch halb ſchlaftrunken mit einem Bündel Schlüſſel in der Hand auf die Bude zu, um ſie zu öffnen und an ſeine Geſchäfte zu gehen. Sobald Cecco ihn anſichtig ward, verdrehte er die Augen, ſchnaubte vor Wuth, ging ihm entgegen und rief: Verruchte Schnauze, ich will dir deine Tanzluſt eintränken, ich will dich lehren, wie man ſich anſtändig aufführt.

Dann fing er an ſich aus dem Mantel loszumachen. Tonio meinte, er habe mit einem andern zu thun, drehte ſich um, um zu ſehen, wer hinter ihm komme, Cecco aber verſetzte ihm einen ſo hübſchen Schlag an die Beine, daß er umfiel. Im Niederſtürzen rief Tonio: Weh mir, ihr täuſcht euch; ich bin ja Tonio Tiglioccio.

Cecco aber hämmerte ihm immer fort auf Arme und

Schultern los, ſchlug ihn grün und gelb und drauf und drauf, wie einen dürren Fiſch in der Faſten. Dazu rief er: Wirſt du aufmachen? Wirſt du mehr nach meinem Namen fragen? Jetzt trompete, wie du willſt, und leere mir Keſſel über den Kopf aus.

Und er prügelte immer fort. Tonio verſuchte ſich aufzurichten, aber umſonſt, der Sturm war zu heftig und raſch. Er fing an zu ſchreien ſo laut er konnte: Kommt herbei, kommt zu Hilfe! Ich bin des Todes! Zu Hilfe!

Die Leute riefen: Halt ein, halt ein um Gottes willen! Im Namen unſeres Schultheißen!

Aber ſie hatten gut ſchreien, denn ehe Tonio zerſchlagen und Cecco müde war, half alles nichts. Cecco rief: So lehre ich einen, wie er ſich anſtändig aufführen muß.

Dann ging er weg mit hoher Stirn und ſtrahlend über ſeine ſchöne und große That. Viele der Hinzugelaufenen gingen hinter ihm her und riefen: Cecco, was Teufels habt ihr gemacht?

Er wandte ſich um mit ſeinem herben Gelächter, ſchwang ſeine Keule und ſprach: Willſt du, daß ich dir zeige, was ich that?

Ein anderer ſagte: Ihr habt nicht wohl gethan.

Er aber ſchwang wieder ſeinen Prügel und rief: Willſt du davon ſtatt ſeiner, und noch beſſer?

Ein dritter rief: Ihr habt ihn todtgeſchlagen.

Er erwiderte: Wenn ich ihn fortgetragen habe, ſo hole du ihn wieder!

So antwortete er, bald wegen ſeiner Taubheit misverſtehend, bald aus Dummheit, ging nach Hauſe und dünkte ſich Cäſar zu ſein auf dem Capitol. Manche waren bei Tonio geblieben, welcher voll Schmerzen, ganz blau geſchlagen, zerriſſen, zerzauſt und beſchmiert ſich aufrichtete. Man fragte ihn: Was iſt es? Was fehlte denn? Was ſollte das? Was haſt du ihm gethan?

Er krümmte ſich zuſammen wie ein Tölpel, ſah dieſen und jenen an und ſagte: Möchtet ihr es wiſſen?

Einer ſagte: Du wirſt ihm einen Spuk geſpielt oder eine Schmach angethan haben.

Tonio antwortete: Nein, beim heiligen Gott! Zwickt mich mit glühenden Zangen, wenn ich etwas mit ihm habe zu thun gehabt. Er ſagte, weiß Gott was, von Tänzen, von Namen, anſtändigem Betragen, man ſollte mich ſchinden; dann fing er an Äpfel zu ſchütteln, wie ihr geſehen habt. Er hat es aber ganz liſtig darauf angelegt, den erſten Schlag nach den Beinen zu führen, ſodaß ich umpurzeln mußte, denn wäre ich aufrecht geblieben, ſo hätte er nicht ſo lange mit ſeiner Kelle hantiert, er hätte ſchon ſeinen Mann gefunden; zuerſt hätte ich mich geſchützt durch eine Parade in der Quinte, hätte ihn dann unter mich gebracht, an der Bruſt gezerrt und an der Gurgel, ſodaß er, weiß der Himmel! ſchwarzblau geworden wäre, wie eine Tollbeere. Aber was konnte ich anfangen? Ich ſtürzte bewußtlos zu Boden und damit gute Nacht. Wer kann ſich hüten vor Verrath? Aber ich will ihn zur Rechenſchaft ziehen, und ſtünde er auch höher als der Montecavallo. Unſer Schultheiß iſt gerecht und er ſoll die Sache richten.

So beſchimpft ging er hinkend, ohne weiter die Bude zu öffnen, nach dem Gerichtshauſe und rief immer: Zum Schultheiß! Zum Schultheiß!

Einige, welche mit Cecco befreundet waren, verſuchten mit Worten und Thaten Alles, um ihn zu beſchwichtigen; ſie redeten ihm eindringlich zu, er müſſe ſich vorerſt ſalben und Speck zu ſich nehmen, auch in Erfahrung bringen, wie und warum er auf dieſe Weiſe zugerichtet worden. Der eine nahm ihn bei den Armen, der andere am Kleide, ſodaß er nach Hauſe kam und wußte nicht wie. Andere liefen zu Cecco und ſagten ihm, daß Tonio willens ſei, ſich an den Schultheißen zu wenden. Cecco lachte laut auf und rief: Er ſoll hingehen, er ſoll hingehen; ich

werde kommen und mich vertheidigen. Ich hätte ihn ſollen prügeln, bis er ausgeſchnauft hätte. Wißt ihr denn, welche Schmach er mir angethan hat?

Hier erzählte er denn die ganze Geſchichte mit dem Balle und daß jener ihm nicht aufmachen wollte und von der ganzen Mißhandlung durch Worte, Thaten und Drohungen.

Und das Alles, ſetzte er hinzu, nachdem er gefragt, wer ich ſei, und ich es ihm geſagt hatte, ſodaß er alſo mir geradezu dieſe Schmach anthun wollte; und er kann ſich nicht ausreden, ich habe Moſcione zum Zeugen.

Darauf ſagten ſie: Wenn es ſo iſt, ſo habt ihr tauſend Gründe.

Sie kehrten um, gingen zu Tonio und ſprachen: Du haſt Unrecht, da du dich ſo aufgeführt haſt; darum trag dein Leid in Frieden!

Tonio wollte vergehen vor Zorn, ſchwur, es ſei Alles nicht wahr, der Ball und der Streit, rief ſeine Diener herzu und fragte: Wo habe ich heute Nacht geſchlafen?

Alle ſagten: Zu Hauſe, das läßt ſich beweiſen.

Die Verwunderung iſt groß. Man läuft zu Cecco und ſagt ihm, wie die Sache ſtehe. Cecco wollte ſich den Kopf an die Wand ſchlagen und ſchreit: Kommt zu Moſcione, da werdet ihr den Hergang hören.

Sie gehen zu Moſcione, man ſucht da, ſtöbert dort, Moſcione aber findet ſich nicht. Sie gehen an jenes Haus in der Vorſtadt und fragen in der Nachbarſchaft, ob eine Feſtlichkeit in der letzten Nacht hier ſtattgefunden habe. Die Antwort lautet, keineswegs, übrigens haben ſie ſehr wohl pochen und die Leute auf der Straße rufen gehört und weiter wiſſen ſie nicht. Nun beginnt ein Argwohn aufzutauchen gegen den trefflichen Moſcione, man ſucht und ſucht wieder nach ihm und ſo erfuhr man, daß er hinweggeritten ſei, und das war er in der That; denn ſobald er vernommen, daß Tonio ſein Theil erhalten hatte, war er ganz heiter davongereiſt in Rückſicht auf

den erſten Grimm, der aufwallen möchte. Nun leiteten es die Freunde ein, daß Cecco ſich zu Tonio verfügte, um ſich auszuſöhnen; nachdem Alles erzählt war, merkte Tonio, der ſich ſeiner Mishandlung Moſcione's wohl bewußt war, wie die Sache ſtund, und ſprach: Mir ſcheint die Sache ſo und ſo zuſammenzuhängen.

Alles ſtimmt bei und wundert ſich. Cecco wollte hinlaufen um Moſcione entzweizuſchlagen, aber man hielt ihn auf und nach alter, rühmlicher Sitte erſchienen Flaſchen, Gläſer und Schinken gleichſam als Taube mit dem Ölzweig im Schnabel und der Friede ward geſchloſſen. Und während man zecht und bechert, gibt jeder ſeine Anſicht preis über den Vorfall und die tiefſten und gründlichſten Gelehrten des Landes ſprachen, Moſcione wäre würdig aus einer Schüſſel zu eſſen mit Bertoldo.*) Ja, er gewann ſich ſo großes Anſehen durch die feine Liſt, durch die er ſich Rache verſchafft hatte, daß Viele ſich Mühe gaben, auch mit ihm eine Verſöhnung zu Stande zu bringen, was auch in wenigen Tagen gelang. Ich meines Theils hätte dieſem den Strang zum Lohne gegeben, denn er war in jedem Falle ein Schurke und ſein Fehler war es nicht, wenn Tonio nicht einen Hieb auf den Nacken bekam, von dem er todt blieb, und wenn Cecco nicht an einem Örtchen moderte, in das die Sonne nur gewürfelt ſcheint.**) Man hätte gewiß Recht gehabt, dieſen Menſchen zu ſtrafen, denn eine ſolche Züchtigung hätte ihn vielleicht dahin gebracht, ſeinen großen Verſtand zu vernünftigeren und chriſtlicheren Zwecken zu gebrauchen, als der Schelm that und viele andere ſeines Gleichen, die aus Eigennutz oder Laune alltäglich an Freund und Feind den ſchlauſten Verrath üben; Gott vertilg' ihren Samen!

*) Eine Art Eulenſpiegel Italiens. Das Volksbuch über ihn iſt noch viel geleſen. Vgl. Liebrecht's Dunlop S. 328.

**) D. h. hinter den Kerkergittern.

LIII. Aleſſandro Maria Bandiera.

1745.

---

136. Joſeph in Ägypten.

(Nov. 1.)

Die ſieben fetten Jahre waren vorüber, es kamen nun die ſieben unfruchtbaren, welche die mageren Kühe bedeutet hatten und die verbrannten Ähren. Der Schrecken der Theurung begann zu ſteigen und ſich auf die umliegenden Länder zu verbreiten. Mit weiſer Vorſicht half Joſeph aus bei dem ſchweren Misgeſchick; und wiewol in Ägypten die Erde gar keine Frucht brachte und die Zeiten ganz unfruchtbar waren, ſo fand ſich dennoch eine groſe Fülle von Getraide, das in den verfloſſenen Jahren in den Provinzen aufgeſpeichert nunmehr auf Joſeph's Befehl an die Ägypter verkauft wurde. Die Kunde davon gelangte auch zu den Ohren ſeines Vaters, der in der heftigen Theurung, die ſich auch auf Kanaan ausgedehnt hatte, beſorgt ward über das Auskommen ſeiner Familie und daher ſeine Söhne nach Ägypten ſandte, um Getraide einzukaufen. Doch behielt er den jungen Benjamin bei ſich, aus Furcht er möchte unterwegs Beſchwerde empfinden oder es möchte ihm wie Joſeph ein ſchweres Misgeſchick zuſtoßen. Als ſie daher in Ägypten ankamen, gingen ſie, wie alle Andern, gerades Weges zu Joſeph, neigten ſich, bis die Stirne den Boden berührte, und widmeten ihm den unterthänigen Dienſt ehrerbietiger Anbetung, wodurch ſie, ohne es zu merken, ſeine wahren Träume in Erfüllung brachten. Joſeph erkannte bald

ſeine Brüder, wenn er auch nicht von ihnen erkannt wurde, und im Augenblicke kreuzten ſich in ſeiner Seele verſchiedene Regungen bei der Erinnerung an den brüderlichen Verrath; aber ſeine Tugend wußte jeder maßloſen Bewegung einer unüberlegten Leidenſchaft kräftig zu begegnen. Der Gott, in dem er den freigebigen Spender aller von ihm erreichten Größe erkannte, erleuchtete ihm mit ſeinem Lichte den Geiſt und ſtellte ihm die himmliſche Herrlichkeit vor Augen, die er mit einem ſanften, demüthigen Herzen erringen würde, wenn er gegen Verräther Mäßigung und Freundlichkeit übe. Nicht aus Zorn alſo, noch um Rache zu üben an den Brüdern, ſondern um ſie vorſichtig zu machen und von ihren früheren Thorheiten abzubringen, um ſie ferner zu überzeugen, daß menſchlicher Rath nur eitel ſei gegenüber von göttlichen Anordnungen, empfing er ſie mit finſterem Geſichte und fragte ſie mit rauher Stimme, woher ſie kommen; und als er zur Antwort erhielt, ſie kommen von Kanaan, um Korn zu kaufen zu ihrem Lebensunterhalt, fuhr Joſeph mit bitteren Worten alſo fort: Das ſind ſchnöde, erlogene Ausflüchte, womit ihr, Schurken, die ihr ſeid, eure trügeriſchen Ränke verdecken wollt. Ihr ſeid ohne Zweifel hergekommen, um geheime Nachforſchungen anzuſtellen und die ſchwächſten Stellen des Landes zu erkunden, mit der verbrecheriſchen Abſicht vielleicht, Schaden und Unheil anzurichten.

Über dieſe Vorwürfe, die ſie ſo wider all ihr Vermuthen anhören mußten, betrübten ſich die Armen. Der Schrecken malte ſich in ihren Zügen, ſie wurden blaß im Geſichte und ſahen einander an, theils wegen der unerwarteten Anklage, theils wegen der Angſt, in welche ſie die zürnende Majeſtät des Vicekönigs verſetzte, und ſie hatten nicht ſogleich Worte der Erwiderung bereit. Nach einiger Zeit aber bekam einer mehr Herz als die andern und nachdem er ſich etwas gefaßt und beruhigt, ſprach er: So wahr Gott euch erhalten möge, gnädigſter

Herr, faßt keinen schlimmen Verdacht zu unserem Nachtheil, denn wir kommen aus unserem Heimatlande Kanaan, getrieben zu dem beschwerlichen Wege von der heftigen Theurung, die auch dorthin ihre Schrecken verbreitet hat. Durch das öffentliche allgemeine Gerücht haben wir vernommen, daß hier für jeden Käufer die Speicher geöffnet seien und ihr als vorsichtiger Proviantmeister um billigen Preis jedermann mit Getraide versehet. Darum könnt ihr sicher sein, daß wir hergekommen sind, um Getraide zu kaufen, nicht um Verrath anzuzetteln; unser armseliger Aufzug kann euch dies deutlich zeigen. Wir haben Säcke, Lastthiere und anderes Erforderliche für die Reise, wie es Leute brauchen, die ohne Händel zu suchen und jemand lästig fallen zu wollen, ihren Geschäften nachgehen. Sucht uns nur, wenn ihr Lust habt, Alles durch! Ihr werdet keine Schwerter, Lanzen noch anderes Kriegsgeräthe bei uns finden, woraus ihr schließen könntet, daß wir waffengeübte dem Ungestüm und dem Verrath ergebene Leute sind.

Zwar gab ihr Wandereraufzug und die bescheidene, demüthige Entschuldigung Joseph allen Grund, an ihre Unschuld zu glauben; dennoch that er, als ob er bei ihnen Ursache zu Anklagen voraussetze, und zeigte sich keineswegs befriedigt von ihren Vertheidigungen, vielmehr stellte er sich viel härter und starrer an dem gefaßten Argwohn festhaltend. Mit scheelem Blicke und herben Worten vermehrte er daher seine Vorwürfe und stellte über ihre sämmtlichen Verhältnisse ein strenges Verhör an. Einer von ihnen aber entgegnete ihm in gedämpftem und bittendem Tone: Wir sind, o Herr, zwölf Brüder und erklären uns alle für eure unterthänigen Diener. Wir sind Söhne eines alten Mannes, der in Kanaan wohnt; der jüngste ist gegenwärtig bei dem Vater zu Hause, der ihn nicht von seiner Seite läßt und ihn als Stab und Stütze seines kummervollen Alters werth hält. Das große Elend, womit uns die Theurung heimsucht und

das Land verheert und verödet, hat ihn gezwungen, uns nach Ägypten zu ſenden, um Korn zum Unterhalt ſeiner Familie zu holen. Darum bitten wir euch, erlauchter hoher Herr, nicht grauſam gegen uns zu verfahren, die wir euch nie in irgend etwas beleidigt haben; denn ihr würdet gewiß den alten Vater troſtlos betrüben, wenn er ſtatt durch eure Gnade Schutz vor der gräßlichen Hungersnoth die traurige Nachricht von uns erhielte, daß wir auf ſchnöden Argwohn hin verunglückt ſeien.

Als Joſeph ſolche Worte hörte, wurde er in ſeinem Gemüthe von kindlicher Liebe ergriffen, er gedachte der väterlichen Liebkoſungen und wurde von der zärtlichſten Rührung überwältigt und ergriffen. Um ein Kleines wären ihm die Thränen in die Augen getreten, wenn er ſeinem Herzen nicht Widerſtand geleiſtet hätte. Aber zu dem ſchönen und tugendhaften Zwecke antwortete er immer mit ſtrengem Blick und mit gerunzelten Brauen: Ja, ganz gewiß, die Sache iſt, wie ich euch ſagte. Ihr ſeid überläſtige, unwillkommene Späher, die zum Schaden dieſes Landes gekommen ſind, die Stellen auszukundſchaften, die am meiſten des Schutzes entblößt ſind. Ich will nun eure Sache genau prüfen. Ich ſchwöre euch bei dem Gotte, der Pharao rettete und ihm reichlich alle ſeine Güter verlieh, ich werde nicht dulden, daß ihr von hier weggeht, ehe euer jüngſter Bruder vor mich kommt, den ihr im Hauſe des Vaters gelaſſen habt. Einer von euch kehre zurück und bringe ihn alsbald her! Die andern mögen hier indeß meine Gefangene bleiben und ſollen nicht eher loskommen, als bis die Wahrheit deſſen an den Tag kommt, was ihr in dieſem Punkte verſichert habt. Wo nicht, ſo werdet ihr, ſo wahr mir Pharao gnädig ſei, als Spione für überwieſen betrachtet.

Joſeph befahl ſofort, ſie ins Gefängniß zu bringen; bald aber fühlte er ſich von brüderlichem Erbarmen gerührt und nach Umlauf von drei Tagen ließ er ſie aus dem Kerker holen und ſagte zu ihnen: Seyt ins Werk,

was ich euch aufgelegt habe. Fürchtet nicht, daß euch Übles daraus widerfahre. Ich werde euch volle Gerechtigkeit angedeihen lassen, denn es gilt mir nichts höher, als Gott und sein heiliges Gesetz. Seid ihr nicht als Feinde des Landes hierhergekommen, sondern als friedliche Fremdlinge, so gehorchet meinen Geboten! Einer von euch bleibe im Gefängniß, die andern mögen nach Hause kehren mit den erkauften Früchten, und kommt bald wieder mit jenem jüngsten Bruder, damit er euern Aussagen zum wahrhaften Zeugnisse diene und so eure Rettung erwirke.

Eine solche Rede däuchte sie hart und schwer ausführbar ein so unangenehmer Befehl. Sie machten sich aber am Ende aus den Schlägen der Trübsal von ihrem Todesschlafe frei und schlugen das Auge des Geistes auf, um die ungeheure Missethat zu erkennen, die sie an ihrem Bruder verübt; und wenn ihnen auch der verkaufte Joseph nicht einfiel, so wurden sie doch von Gewissensbissen gequält und erkannten in dieser Züchtigung den göttlichen Arm, der den Schuldigen die gerechte Strafe zuweist.

Dieses Unglück gehört uns, sagte einer zum andern. Es geschieht uns Recht. Wir haben es nur zu wohl verdient. Wer Übel thut, muß Übel leiden. Unser Herrgott hält nicht jede Woche Abrechnung, aber er gibt am Ende, wenn auch spät, dem Übelthäter den gebührenden Lohn. Was haben wir nur an unserem armen Josephchen verschuldet! Kein Mitleid ist uns gekommen bei seinen bittern Thränen und bangen Seufzern, nachdem wir ihn halb nackt in die verlassene Brunnengrube geworfen, wir verkauften ihn, ohne nur um den Preis zu markten, als wäre es ein Stück Fleisch für die Schlachtbank, wir überließen ihn ohne Rücksicht den Händen der fremden Leute und seinem Schicksal.

Ruben, dem die an Joseph begangenen Unthaten das Herz mit lebhaftem Unmuth erfüllt, der aber sich umsonst ins Mittel gelegt hatte, um seine Rettung zu erlangen,

konnte ſich hier nicht länger mehr halten, ſondern brach in kummervolle und haſtige mit Thränen untermiſchte Tadelworte aus.

Ich ſagte es euch doch, fügte er hinzu, ja, ich ſagte es euch immer: Laßt unſer Joſephchen gehen! Mishandelt es nicht! Er hat euch ja nichts zu Leide gethan. Die Wuth blendet euch, der Neid verzehrt euch.

Ich habe es oft und viel wiederholt, aber es half Alles nichts, ihr wolltet mich nicht hören. Ihr Übelberathenen! Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo ihr für die Mühſale ſeines Gott weiß wohin gerathenen Lebens büßen müßt.

So ſprachen unter ſich die beſtürzten Brüder in ihrer Landesſprache und nahmen ſich in der Meinung, von niemanden verſtanden zu werden, auch vor niemanden in Acht. Joſeph hatte ſich nämlich, um ſich und ſein Herkommen verborgen zu erhalten, wie, wenn er nicht zu ihrem Volke gehörte, eines Dolmetſchers ihnen gegenüber bedient. Ohne daher Argwohn gegen ſich zu erregen, hatte er ihre Worte wohl verſtanden und zu Herzen genommen. Doch war er von plötzlicher Rührung ergriffen über dieſes demüthige Bekenntniß und auch zum Theil von ihrer allgemeinen Niedergeſchlagenheit bewegt, in welche er ſie zu ihrem Beſten gefliſſentlich ſetzte; er konnte ſich der Thränen nicht enthalten, die vornehmlich von Bruderliebe erzeugt und von einem ſüßen Troſte hervorgerufen waren, indem es ihn freute, zu hören, daß ſie ihren Fehler einſehen; und da er es noch nicht für die geeignete Zeit hielt, ſich ihnen zu offenbaren, wandte er ſich auf eine Weile ab und weinte allein aus Wonne des getröſteten Herzens. Als ſodann ſeine Thränen getrocknet waren, kehrte er zu ihnen zurück und nahm wieder den barſchen und ſtrengen Schein an. Er befahl, Simon vor ihren Augen in feſte Bande zu legen und ins Gefängniß abzuführen. Sodann legte er den Dienern auf, die Säcke ihnen bis oben an mit Korn zu füllen und

in jeden Sack das Geld eines jeden zu verstecken und obendrein ihnen noch Lebensmittel auf den Weg mitzugeben. Betrübt und bestürzt schieden sie von dannen, über die mannichfaltigen Ereignisse ihres bewegten Lebens nachdenkend. Schon waren sie mit ihren Lastthieren eine gute Strecke gereist, zur Herberge gelangt und hatten ihre Esel in die Ställe untergebracht. Da nahm einer Getraide heraus, um die ermüdeten Thiere zu füttern und fand das Geld oben in dem Sacke.

O seht, rief er voll Verwunderung seinen Brüdern zu, seht, was für eine seltsame Geschichte das ist!

Alle wären beim Anblick dieses Geldes von großem Staunen ergriffen und wußten nicht, was das bedeute. Zwischen Hoffnung und Furcht schwankend kamen sie nach Hause und erstatteten sogleich ihrem alten Vater Bericht über das, was ihnen begegnet war, wie der Vicekönig von Ägypten sie als Kundschafter in Gewahrsam gelegt, wie sie ihm eröffnet haben, sie seien Söhne eines Vaters und haben einen andern jüngeren Bruder zu Hause gelassen, und wie endlich Simon zurückbehalten worden sei, bis sie Benjamin brächten, damit er durch sein Zeugniß die Wahrheit ihrer Berichte bekräftige. Nachdem sie so der Reihe nach alle ihre Reisebegegnisse dem Vater erzählt hatten, leerten sie das Getraide aus den Säcken und wie der erste, so fanden alle oben auf wieder ihr Geld liegen. Dies überraschte sie von neuem, ja erfüllte sie mit plötzlichem Schauder, da sie sich nicht einbilden konnten, worauf das seltsame Begegniß hinauslaufen möge. Aber Jakob beachtete die wunderbaren ihnen zugestoßenen Zufälle nicht sehr; sogleich fiel sein Sinn auf seinen holden, liebenswürdigen Benjamin, dessen Gegenwart ihm die sonst so schwere und nie ganz geheilte Wunde von dem gemuthmaßten Tode seines theuern Joseph weniger schmerzlich machte. Als er daher den unangenehmen Anspruch des ägyptischen Statthalters vernahm, wurde er plötzlich erschreckt und von Schmerz ergriffen.

Ei, rief er, ihr wollt mich ganz um meine Söhne bringen. Joſeph lebt nicht mehr in dieſer Welt, Simon iſt im Kerker gefeſſelt und nun wollt ihr noch obendrein mir auch den Benjamin entreißen. Alle dieſe Verluſte fallen am Ende nur auf mein Haupt.

Ruben ließ es ſich beſonders angelegen ſein, die verwickelte Angelegenheit zu entwirren, und in feſter Hoffnung, es werde zum Heile der Familie ausſchlagen, ſchritt er, um den alten Vater zu bewegen, ſeinen Benjamin von ſich zu laſſen, zu einem unüberlegten Anerbieten, das gerechten Tadel verdient hätte, wenn der Eifer, die häuslichen Wunden zu heilen, ihn nicht unvorſichtig gemacht hätte in Betreff der Art der heftigen Mittel, welche er ergreifen wollte. Als er ſah, daß Jakob beharrlich und feſt die Erlaubniß zu Benjamin's Abreiſe verweigerte, ſprach er zu ihm: Beruhigt euch, mein Vater, und verlaßt euch auf mich! Vertrauet unbeſorgt Benjamin meiner Obhut an und ſeid verſichert, daß ich ihn gewiß und mit treuer Obhut zur geeigneten Zeit in eure Arme zurückführen werde, und wo nicht, ſo mögt ihr meine zwei Söhnlein umbringen, von denen ihr doch wißt, daß ſie mir die höchſte Luſt und Wonne auf Erden ſind.

Jakob zeigte ſich bei alle dem auf Ruben's Verſprechungen hin nicht biegſamer, er verachtete ſolche Vorſchläge, die eine grauſame Gottloſigkeit athmeten, und beharrte feſt auf dem ablehnenden Beſcheide.

Nein, antwortete er, nein, mein Sohn ſoll nicht aus dem Hauſe, um keinen Preis in der Welt. Sein Bruder Joſeph iſt ihm geſtorben, er allein iſt von Rahel übriggeblieben. Wenn ihm fern vom Vaterhauſe ein Unglück begegnete und er dabei umkäme, ſo wäre mein ſchwaches Alter nicht mehr im Stande, einen ſolchen Schlag zu ertragen. Und wenn je, was Gott verhüte, dies eintreffen ſollte, ſo würde ich gewaltſam im großen Jammer meine letzte Stunde herbeiführen.

Lange Zeit dauerte dieser Streit zwischen Jakob und den betrübten Söhnen; unterdessen stieg die Theurung zu noch weit größerer Heftigkeit und das Elend lastete stündlich schwerer auf dem Lande. Jakob sah das gekaufte Getraide abnehmen.

Wohlan, meine Söhne, sprach er daher, wir haben nachgerade kein Korn mehr und auch sonst keine Lebensmittel. Ihr müsset daher wieder nach Ägypten, um für die Bedürfnisse des von Vorräthen entblößten Hauses gehörig zu sorgen.

Wenn ihr wollt, daß wir dahin gehen sollen, antwortete Juda, so müssen wir durchaus Benjamin mitbringen. Der Statthalter hat uns offen und frei erklärt, wir sollen nicht wagen, wieder vor ihn zu treten, wenn wir nicht den jüngsten Bruder mitbringen, und hat uns mit einem feierlichen Schwure versichert, er würde uns sonst schnöde abweisen und wegschicken.

Darauf versetzte Jakob mit zornglühendem Gesichte: Wie ist euch denn eingefallen, ihr Einfältigen, dem Manne so viel vorzuerzählen, daß ihr von Kanaan seid, daß euer Vater lebe, daß ihr einen jüngern Bruder noch zu Hause habt und anderes Zeug der Art, was euch gar nichts anging? Ihr seid nach Ägypten gegangen, nicht um Almosen zu bekommen, sondern um Korn zu kaufen um euer schönes baares Geld.

Euer Unwille wäre gegründet, antwortete einer von ihnen, wenn wir ihm diese Dinge aus eigenem Antriebe gesagt hätten; aber die Sache verhält sich in der That nicht so. Vielmehr war er, wie es der Augenschein gab, mit Überlegung und Vorbedacht ganz erpicht darauf, uns auszufragen, und man sah nur zu gut, wie ernstlich ihm daran lag, Alles von uns zu erfahren. Er fragte uns genau nach unserer Herkunft und erkundigte sich nach allem Einzelnen über unsere Verhältnisse. Da haben wir denn aufrichtig und rücksichtslos auf seine Fragen ohne Rückhalt geantwortet und es zeigte sich kein Grund, irgend

einen Fallſtrick dabei zu vermuthen. Wer hätte auch denken ſollen, daß es auf ein ſolches Begehren hinauslaufen würde?

Da aber Judas ſah, daß alles Erzählen und alles weitere Reden nichts half, verzögerte er die Rückkehr noch mehr, zu welcher ſie doch ſchon die Noth drängte.

Mein Vater, ergriff er entſchloſſen das Wort, die andern Reden unterbrechend, mein Vater, wenn ihr wollt, daß wir nicht vor Hunger umkommen, müſſen wir wol hingehen, und wir wären bereits wieder hier, wenn wir nicht um euretwillen unſere zweite Abreiſe hinausgeſchoben hätten. Gebt uns nunmehr Urlaub zu gehen, damit wir leben können und nicht ſammt unſern Kindern darben. Benjamin will ich mitnehmen. Verlaßt euch darin ganz auf mich! Er ſoll mir beſtändig zur Seite gehen und ich will euch dafür bürgen, daß ich ihn wohlbehalten zurückbringe. Kehrt er nicht geſund und unverſehrt heim, ſo haltet mich, es iſt mir recht, haltet mich für den treuvergeſſenſten und ſchlimmſten Sohn, der je auf Erden lebte, und betrachtet mich ſchuldig der abſcheulichſten Sünde!

So ſchwer es auch Jakob ankam, Benjamin's Reiſe nach Ägypten zuzugeben, ſo ertheilte er dennoch, gezwungen von der Theurung, endlich ſeine Zuſtimmung.

Wenn ihr, ſprach er zu ſeinen Söhnen, durchaus Benjamin mitbringen müßt und durch kein anderes Mittel Vorkehrung gegen den Hunger im Hauſe treffen könnt, ſo thut, was ihr wollt! Führt ihn alſo hin und geht in Gottes Namen! Der Herr ſei euer Geleitsmann und ſchenke euch auf eurer Reiſe ſeine Gnade! Er mache euch den ägyptiſchen Statthalter geneigt und günſtig, daß er Simon aus ſeinem Kerker freiläßt und meinen Benjamin mir nicht zurückbehält. Unterdeſſen (wehe mir Armen!) lebe ich allein und meiner Kinder beraubt. Um aber, was Gott gebe, die Gunſt des Vicekönigs zu gewinnen, nehmet Geſchenke mit! Bringt in euern Ge-

fäßen von den beſten Früchten, welche Kanaan hervorbringt, etwas Harz, Honig, Storax, Myrrhenthränen, Terpentin- und Mandelharz! Geld aber nehmt das Doppelte mit, um das zurückzuerſtatten, was ihr in dem Sacke gefunden habt, wenn etwa beim Ankauf euch ein Ungeſchick begegnet wäre.

Nach den gehörigen Vorbereitungen machten ſie ſich nun wieder auf den Weg und als ſie nach mehreren Tagereiſen wieder nach Ägypten gelangten, ſtellten ſie ſich Joſeph vor, welcher ſtille in ſeinem Herzen ſich über ihre Rückkehr erfreute und beſonders darüber, daß ſie Benjamin mitbrachten. Er befahl alſo dem Hausmeiſter, ſie in beſondere Zimmer zu führen, ein reichliches Mahl zu bereiten und eine feierliche Tafel zu rüſten. Als ſie über ihre Ankunft den Hof ſo in Thätigkeit ſahen, ſprachen ſie unter ſich: Gewiß will er uns irgend eine Schmach aufladen, weil wir in unſern Säcken das Geld mitgenommen haben, und uns deshalb in fremde Knechtſchaft bringen, ja auch durch Beſchlagnahme unſerer Eſel uns Habe und Freiheit nehmen. Sie traten daher ganz betroffen zu dem Hausmeiſter und baten ihn demüthig um freundliches Gehör.

Wir bitten euch inſtändig, ſprach einer von ihnen im Namen der andern, unſere Worte gnädig anhören zu wollen. Schon vor einiger Zeit ſind wir einmal hier geweſen, um Korn zu kaufen; als unſer Geſchäft abgemacht war, kehrten wir in das Vaterhaus zurück, unterwegs aber in der Herberge verweilend, fanden wir in einem der Säcke und ſpäter, in Kanaan angelangt, auch in den andern das euch ſchuldige Geld: wir bringen euch deshalb daſſelbe baar zurück, um euch deutlich zu zeigen, daß, wer immer dieſe Sache angezettelt hat, dieſelbe nicht mit unſerer Beiſtimmung geſchehen iſt und damit man nicht uns hier im Verdachte der Schlechtigkeit habe. Nehmt alſo dieſes Geld, das euch von Rechts wegen gehört, und noch Anderes, was wir weiter mitgebracht

haben, um noch mehr Korn zu kaufen, das wir für unſern Lebensunterhalt bedürfen.

Der Hausmeiſter antwortete ihnen ganz freundlich: Beruhigt euer Herz und bekümmert euch ja nicht, denn euer Gott und der Gott eures Vaters hat das Geld in eure Säcke gelegt, das ich euch gerne nachlaſſe, da ich es in meinem Rechnungsbuche für empfangen angemerkt habe.

Er holte ſodann Simon aus dem Gefängniß, ließ ihre Thiere in den Stall bringen und mit gutem Futter verſehen und führte die Fremden in die Gemächer, wo er ihnen nach der Gewohnheit die Füße waſchen und ſie von der Reiſe ſich erholen ließ. Während nun die feierliche Zurüſtung zu dem herrlichen Mahle getroffen wurde, packten ſie ihre Geſchenke aus. Unterdeſſen kam Joſeph nach Hauſe und als ſie ihn ſahen, gingen ſie ihm demüthig entgegen mit den Geſchenken in der Hand und den Kopf zu Boden ſenkend und erwieſen ihm von neuem die ſchuldige Ehrerbietung.

Siehe, o Herr, nahm Juda im Namen Aller das Wort, eure Weiſungen ſind erfüllt und unſere Verſprechungen gehalten. Wir ſind von neuem zu euern Füßen nach einer langen, mühevollen Reiſe. Darum tilgt aus eurer Seele von nun an jeden ſchlimmen Verdacht gegen uns und zum Zeichen deſſen wollet nicht verſchmähen mit freundlichem Herzen dieſe, wenn gleich armſeligen Gaben anzunehmen, welche ihren Werth durch unſern Gehorſam erhalten. Wir bringen euch zum Tribut mit demüthiger Geberde dieſe Früchte, welche die arabiſchen Pflanzen hervorbringen, und einiges Andere, was unſer Schweiß errungen hat.

Joſeph nahm mit freundlichem Geſicht und gefälligem Weſen ganz heiter an, was ſie ihm boten.

Gerne, ſagte er, nehme ich eure freundlichen Gaben an; aber ſagt mir, iſt euer Vater Jakob, von dem ihr mir früher ſagtet, doch geſund? Lebt der gute Alte noch auf dieſer Erde?

Sie antworteten: Dein Knecht unser Vater ist wohl und gesund und lebt noch immer in glücklichen Umständen.

Da wandte Joseph seine Augen umher und erblickte den jungen Benjamin, seinen leiblichen Bruder.

Dies ist, sagte er, der jüngste unter euch, von welchem ihr mir das letzte Mal sprachet?

Und ohne Antwort zu erwarten von ihm, da ihn sein zartes Alter deutlich genug bezeichnete, ließ er ihn vor sich treten. Es fiel ihm von neuem all sein früheres Misgeschick ein, das ebenso dem zarten Knaben zustoßen könnte, der nun bei seinem Vater dieselbe Stellung einnahm, wie früher er selbst. Er empfing ihn halb mitleidig, halb schmeichelnd und legte ihm mit freundlichem Blicke die gnädige Hand auf das Haupt.

Gott behüte dich, setzte er hinzu, theures Kind! Er bewahre dich mit seiner Gnade und leite und führe deine Tage zu glücklichem Ende.

Er wollte noch weiter sprechen, allein der Anblick des unschuldigen Kindes, der gleichfalls der Bedrückung seiner Brüder ausgesetzt war, weckte ihm im Herzen mannichfaltige weiche Rührung und wäre er noch länger geblieben, so wären ihm sicher die Thränen in die Augen getreten. Er that daher, um sich entfernen zu können, als rufe ihn eine andere dringende Angelegenheit ab; er zog sich in ein einsames Gemach zurück und ließ hier den Thränen süßer Rührung freien Lauf. Nachdem er sich ausgeweint und das Gesicht gewaschen hatte, kehrte er zu ihnen zurück und bewahrte wieder seine ernste, würdige Haltung. Er befahl nun die Tische zu decken, und da es den Landeseingeborenen nicht erlaubt war, an demselben Tische mit den Hebräern zu speisen, setzten sie sich getrennt, einerseits Joseph mit seinen ägyptischen Tischgenossen, andererseits seine Brüder. Joseph aber theilte die Plätze so aus, daß sie unter sich nach der Reihe ihres Alters zu sitzen kamen, worüber sich die

Ägypter höchlich verwunderten, da ſie ſich nicht zu erklären wußten, wie der Vicekönig das Alter von ihnen allen wiſſen könne. Erſtaunt waren ſie nicht minder über die ausnehmende Menſchenfreundlichkeit Joſeph's, der, obwol er ein ſo hohes Amt begleitete, dennoch ſich nicht zu hoch achtete, die Pflichten der Höflichkeit gegen arme Fremdlinge herablaſſend zu erfüllen, ſodaß er ſogar von den ihm vorgelegten Speiſen ſtets ihnen mittheilte; und ihr Staunen wuchs, als ſie bemerkten, wie Benjamin, obwol der jüngſte unter ihnen, doch einen fünfmal größeren Antheil vorgelegt bekam. Dies und Ähnliches beſprachen ſie unter einander, ohne ſich die Urſache vorſtellen zu können. In heiterer Geſellſchaft ſpeiſten und tranken alſo Alle an dem feierlichen Mahle gut und reichlich und brachten froh und glücklich den Tag hin. Dabei unterblieben jedoch die erdichteten Vorſpiegelungen Joſeph's nicht, der durch derlei künſtliche Veranſtaltungen die Treue der Brüder auf die Probe ſetzen und verſuchen wollte, ob ſie, wie einſt gegen ihn, ſo jetzt gegen den jungen Benjamin wieder von ſchnödem Neide ergriffen würden. Er befahl daher dem Hausmeiſter ihre Säcke mit Getraide zu füllen und obendrauf gleichfalls das beigebrachte Geld zu legen, in den Sack des jüngſten aber noch außerdem ſeine ſilberne Schale zu ſtecken. Es wurde dies unverzüglich ausgeführt, ohne daß die Brüder etwas von der Veranſtaltung merkten. Sie nahmen nun, wie es ſich gebührte, Abſchied, dankten dem Vicekönig ſchuldigermaßen für die unvergleichliche Gnade, die ſie genoſſen, und machten ſich am frühen Morgen, ihre Thiere vor ſich her treibend, auf den Weg. Kaum aber waren ſie vor der Stadt etwas auf der Straße vorgeſchritten, als im Auftrage Joſeph's der Hausmeiſter ihnen nachgeeilt kam und ſie durch Häſcher verhaften ließ. Mit finſterem Geſichte und rauher Stimme ſchalt er ſie und warf ihnen vor, ſie haben ſeinem Herrn ſchlecht gelohnt für die ſo große ihnen erwieſene Gnade, indem ſie Diebſtahl be-

gangen an einem Orte, wo sie mit der größten Freigebigkeit empfangen worden seien. Er sagte, die von ihnen entwendete Schale sei gerade die, aus welcher sein Gebieter zu trinken und Vorbedeutungen über die Zukunft zu schöpfen pflege. Ob sie über einen so gewaltsamen, unerwarteten Aufenthalt von großer Bestürzung ergriffen waren, darf man nicht fragen, denn es ist von selbst klar. Doch verlieh ihnen ihre Unschuld und die strenge Gesetzlichkeit, mit welcher sie bisher immer verfahren waren, den Muth zur Entschuldigung ihrer Handlungsweise zu reden und den Bezicht bestimmt für eine Verleumdung zu erklären.

Wenn wir, antworteten sie sogleich, das Geld selbst von Kanaan aus zurückgebracht haben, das uns wieder in unsere Säcke gelegt worden war, so sagt uns doch um Gottes willen aufrichtig, wie kann es je einem gesunden Sinne wahrscheinlich vorkommen, daß wir im Hause eures Herrn eine so verbrecherische Handlung begangen haben? Bei welchem von uns immer bei der Rückkehr die Schale sich vorfindet, worüber ihr die schärfste Untersuchung anstellen mögt, der soll ohne weiteres sterben und wir andern wollen in schnöder, wohlverdienter Knechtschaft bleiben.

Er antwortete darauf in rauhem Tone: Ja wohl verdientet ihr so behandelt zu werden, treulose, gottvergessene Männer, die ihr weder die Majestät des Vicekönigs, noch die gnädige Freundlichkeit berücksichtigt habt, womit er geruhte euch in aller Bequemlichkeit zu beherbergen, und ihm nun eine so schwere Beleidigung zufügt. Er aber läßt mehr seine Menschenfreundlichkeit walten, als euern Undank, und will gegen euch keine Forderung der Nachsicht versäumen; er hat mir daher aufgetragen, den, bei welchem sich die entwendete Schale vorfindet, in Knechtschaft zu nehmen, die andern aber frei ihres Weges ziehen zu lassen.

Die Thiere werden sofort angehalten, alle laden so-

gleich ihr Gepäck ab, jeder öffnet ſeinen Sack und die Diener, beim älteſten anfangend und nach und nach zu den jüngeren übergehend, fahnden eifrig nach dem Geſtohlenen, und als ſie zuletzt an Benjamin kamen, fanden ſie in ſeinem Sacke die Schale. Ob ſie bei der unerwarteten Entdeckung von heftigem Schmerz durchdrungen waren, kann man ſich leichter denken, als mit Worten erzählen. Ja, ſie bethätigten dies auch durch das gewöhnliche Zeichen und zerriſſen vor Betrübniß ihre Kleider. Darauf beluden ſie von neuem die Laſtthiere und kehrten in die Stadt zurück. Juda ſchritt den verſtörten Brüdern voraus und ſtellte ſich Joſeph vor mit den Geberden der tiefſten Ehrfurcht. Er machte ihnen bittere Vorwürfe und ſprach: So alſo, ihr ungeſittete Fremdlinge, verfahrt ihr gegen die, welche euch mit Wohlthaten überhäufen? Wußtet ihr nicht, daß ſich niemand mit mir vergleichen könne in der Kunſt, die Zukunft vorher zu beſtimmen und verborgene Dinge zu enthüllen? Dieſe Kraft kommt mir zum großen Theile aus der mir geſtohlenen Schale.

Juda hielt das Vergehen für nur allzu wahr und bekannte es ein mit den Worten: Wir wiſſen keine Silbe zu unſerer Vertheidigung vorzubringen und keine Entſchuldigung, welche Platz griffe. Gott hat es gefügt, daß das Unrecht ſeiner Knechte zu Tage komme. Wir bleiben darum Sklaven unſeres Herrn, wir und der, bei dem ſich die Schale gefunden hat.

Behüte Gott, verſetzte darauf Joſeph, daß ich mir einfallen laſſe, auf dieſe Weiſe zu verfahren. Der ſoll in der Knechtſchaft bleiben, der die Schale geſtohlen hat, und die Andern mögen frei ſein und heimkehren.

Dieſe Worte ſtachen in Juda's Gemüth auf das Empfindlichſte ein, da er nun ſich in dem unglücklichen Falle ſah, ohne den jungen Benjamin nach Hauſe kehren zu ſollen, für deſſen Leben er dem Vater als Bürge eingeſtanden war. In dieſer ſchmerzlichen Bedrängniß trat er vor, kniete nieder und ſprach mit kummervollem

Herzen und demüthiger Stimme schüchtern also zu Joseph: Ach, mein Herr, geruhet doch meine dringenden Bitten anzuhören! Im Vertrauen auf die freundliche Aufnahme, die ihr uns gestern zu Theil werden ließet, flehe ich, meine Worte aufmerksam und ohne Widerwillen anzuhören. Wenn ich mich recht erinnere, habt ihr uns bei unserem ersten Kommen gefragt, ob wir noch einen Vater am Leben oder einen andern Bruder im Hause haben. Auf eure Fragen erwiderten wir, unser Vater lebe noch in hohem Alter und habe einen in späten Jahren gezeugten Sohn im Hause, den er so sehr liebe, daß er das Licht nur durch seine Augen sehe. Ihr habt uns nun mit vortheilhaften Anerbietungen eingeladen und mit Drohungen gezwungen, ihn herzubringen. Bei unserer Rückkehr erstatteten wir dem Greise über eure Bitten treulich Bericht; er konnte unter keiner Bedingung dazu gebracht werden, ihn von seiner Seite zu lassen. Gezwungen endlich vom Hunger und von meinen Verheißungen verleitet, willigte er zuletzt mit großer Überwindung und nicht ohne heftigen Schmerz in die Abreise, voll Furcht, es möchte ihm ein Unfall zustoßen, wie dies schon früher seinem leiblichen Sohne begegnet ist, der von einem wilden Thiere zerrissen wurde. Wenn ich nun ohne Benjamin zurückkehre, während doch Benjamin's Leben die einzige und ganz besondere Stütze seines eigenen Lebens ist, wenn ich das unselige Ereigniß ihm erzähle, kann er den herben, heftigen Schlag nicht aushalten und ich muß, wehe mir, ich muß der unselige Zuschauer des Wahnsinns meines Vaters werden, muß den armen Greis hören, wie er, von der traurigen Kunde beängstigt, untröstliche Seufzer ausstößt, muß mit ansehen, wie er von heftiger Bangigkeit ohnmächtig wird und durch die Macht eines unerklärlichen Schmerzes seine letzte Stunde heranrückt; und auf mich wird sicherlich alle Schuld dieses häuslichen Misgeschicks zurückfallen, da ich ihm so schlecht die wiederholten Versprechungen zu halten wußte, seinen Sohn in

das Vaterhaus zurückzubringen. Ach, erbarmungsreicher Herr, verſetzt euch nur einen Augenblick in meine Empfindungen! Sagt mir doch, mit welchen Gefühlen ich dem troſtloſen Vater vor Augen treten ſoll ohne ſeinen lieben Sohn, den er meiner Obhut anvertraut hat? Darum erbitte ich mir als eine beſondere Gnade, mich in der Knechtſchaft hier zu behalten und Benjamin nach Hauſe gehen zu laſſen. Fürwahr, mein Herz erträgt es nicht, meinen Vater vor meinen Augen hinſterben zu ſehen und betrübter Zeuge der qualvollen letzten Kämpfe meines Vaters zu ſein.

So ſprach Juda mit dem Gefühle eines leidenden Herzens. Der Schmerz führte ihm die Thränen in die Augen und die Seufzer, welche er aus der beklemmten Bruſt hervorſandte, unterſtützten die inbrünſtigen Bitten. Als Joſeph die kläglichen Seufzer und das jammervolle Stöhnen Juda's vernahm, vermochte ſein Herz nicht länger die ſtrenge, ernſte, erzwungene Haltung zu bewahren. Er konnte die zärtliche Rührung nicht länger zurückhalten, welche ihn drängte, ſich ihnen zu eröffnen, er ſtellte ſich daher erweicht und befahl allen Ägyptern, die umherſtanden, abzutreten, damit keiner von ihnen gegenwärtig wäre bei dem gegenſeitigen Wiedererkennen ſein und ſeiner Brüder. Dann ließ er ſeinen Thränen freien Lauf und weinte laut, ſodaß es die Ägypter und das ganze Haus Pharao's auch hörte, und brach in folgende Worte oder vielmehr nur Laute aus, welche für die Herzen ſeiner Brüder zerſchmetternde Blitze waren: Ich bin Joſeph euer Bruder, den ihr verrathen und verkauft habt. Lebet mein Vater Jakob noch?

Bei dieſer unerwarteten Ankündigung, bei dieſer nicht vermutheten Frage wurden alle von Staunen ergriffen, und ehe ihre Stimme ſich zur Rede freimachen konnte, ſtunden ſie einige Zeit verſtummt da, ganz beſchäftigt und bewältigt von ungewohntem Schrecken. Aber um ihnen Troſt zu reichen in dem unvermutheten Falle und

ihre Seele mit froher Hoffnung zu erfüllen, nahm er eine freundliche Miene und heitere Züge an.

Tretet näher zu mir, meine lieben Brüder, fügte er freudig hinzu und haltet euch an mich mit zuversichtlichem Herzen!

Ermuthigt durch diese freundliche und liebevolle Einladung traten sie vor.

Ich bin, wiederholte er nun ganz heiter, ich bin Joseph euer Bruder, den ihr an die israelitischen Kaufleute verkauft habt und ich bin hierhergeführt worden nach Ägypten. Fürchtet nichts und laßt es euch jetzt auch nicht leid thun, mich verkauft zu haben, denn Gott hat mich nach Ägypten geführt, um eure Rettung zu bewerkstelligen und Vorkehr zu treffen wider euer Elend. Schon sind es volle zwei Jahre, seit der Hunger sich über das Land ausgebreitet hat, und andere fünf sind noch zurück; in diesen wird das Land weder Frucht tragen noch bebaut werden. Ihr seht, daß Gott durch geheimnißvolle Führung seiner allerhöchsten Vorsicht mich dem Pharao gegeben hat, gleichsam als Vater, als obersten Herrn seines Hauses und als vornehmsten Regenten Ägyptens. Geht also mit eiligem Fuße, holt meinen Vater und sagt ihm, er möge unverzüglich herkommen. Erzählt ihm, was ihr gesehen habt und berichtet ihm die Erhabenheit und den Glanz, worein ihr mich versetzt sehet. Ich lasse euch das Land Gosen anweisen, wo ihr euch niederlassen, euch bequem einrichten und glücklich leben könnt mit euern Familien und euerm Vieh, und werde euch in den nächsten fünf Jahren, wie lange die Hungersnoth noch dauern wird, mit Lebensmitteln versehen. Ihr könnt euch durch den Anblick überzeugen, daß ich es selbst bin; wenn ihr mich genau und aufmerksam betrachtet, muß euch eine Erinnerung an die kindlichen Züge in der Seele aufsteigen, die ich wol noch in meinem älter gewordenen Gesicht bewahre.

Ohne weitere Beweise aufzusuchen, fiel er, von über-

ſtrömender Bruderliebe gerührt und von froher Heiterkeit übermannt, Benjamin um den Hals, drückte ihn an ſich und konnte vor lauter zärtlicher Rührung lange gar nicht ſprechen. Endlich küßte er ihm unter Thränen die Stirne und ſprach mit etwas gebrochener Stimme: O mein Benjamin, ſei willkommen! Du biſt alſo der Sohn meiner geliebten Mutter Rahel, mein leiblicher Bruder? Du biſt alſo an meiner Statt der theure Troſt unſeres armen Vaters, die ſüße Beruhigung für ſein ſinkendes Alter?

Bei dieſen holden Erinnerungen zerfloß Joſeph in Thränen und fiel ihm immer wieder von neuem um den Hals. Den gleichen freudigen und ehrenden Willkomm widmete er auch den andern und er wurde mehrmals wiederholt unter vielen Thränen. Durch dieſe zärtlichen Liebkoſungen ermuthigt und ergriffen, faßten dann die beſtürzten Brüder das Herz und nahmen ſich die Freiheit, an ihn Worte brüderlichen Vertrauens zu richten. Schon war aber der ganze Hof Pharao's von dem Gerüchte dieſer Begebenheit erfüllt und die lärmende Sage verbreitete ſich durch die ganze Stadt und nach und nach durch ganz Ägyptenland. Allenthalben ſprach man davon, wie Joſeph's Brüder in zahlreicher Schar nach Ägypten gekommen ſeien, auch ſein Vater Jakob lebe noch und andere Dinge, welche Stoff zur größten Verwunderung gaben. Jeder Ägypter war darüber erfreut und Pharao insbeſondere, welcher ſogleich Joſeph befahl, ſeine Brüder mit ihren Fruchtlaſten nach Kanaan zurückzuſchicken, damit ſie ihren Vater mit ihren Familien nach Ägypten abholen, und verſicherte ſie, ſie ſollen hier mit Lebensmitteln verſorgt, mit Wohnplätzen verſehen und mit Reichthümern überhäuft werden. Und damit die Überſiedelung ohne große Beſchwerde für Kinder, Weiber und Geräthe geſchehen könne, ließ er Wägen in großer Zahl in Bereitſchaft ſetzen und Lebensmittel auf die Reiſe. Jedem der Brüder gab er zwei Paare von Gewändern,

um die Kleidung zu wechseln, wenn sie es bedürfen sollten, Benjamin aber gab er fünf in Rücksicht auf die besondere Liebe, welche Joseph für ihn hegte, und außerdem dreihundert Silbersekel; eben so viel Geld und eben so viel Kleider schickte er Jakob nebst zehn Saumthieren, beladen mit dem Köstlichsten, was in Ägypten war, und eben so vielen Eselinnen, welche Korn und Brot trugen für die Reise. Joseph's Brüder gehen nun nach Kanaan zu ihrem Vater Jakob zurück und bringen ihm die große wichtige Kunde mit den Worten: Joseph dein Sohn und unser Bruder lebt noch auf Erden. Er steht ganz Ägyptenland als oberster Statthalter vor und beherrscht das schöne Land als vornehmster Minister und Vogt Pharao's.

Bei diesen Worten fuhr der wackere Greis wie aus tiefem Schlafe auf und von dem unerwarteten Ereigniß überrascht, wunderte er sich so, daß er voll Verwunderung nicht wußte, was er denken sollte, und nicht dahinzubringen war, dem Berichte Glauben zu schenken. Als er aber um sich blickte und die großen Wägen sah und die reichlichen Lebensmittel, die königlichen Geschenke und den ganzen kostbaren Aufzug, überzeugte er sich endlich von der Wahrheit dieses abenteuerlichen Berichtes. Sein Geist war bis daher wie eingeschlafen in Trauer und Schmerz, nun erwachte er und fühlte auf einmal sein Herz so umfangen von unvorhergesehenem Troste, daß jede Fiber davon kräftige Stärkung empfand, um jedweden auch noch so heftigen Schmerz zu verjagen, den ihm das kaum geglaubte Misgeschick seines Joseph erregt und im Herzen festgesetzt hatte. Darauf löste sich ihm Herz und Zunge in folgenden Gefühlen.

Da mein Sohn Joseph noch lebt, sprach er, bleibt mir auf dieser Erde nichts mehr zu wünschen. Mir genügt es, daß er noch lebt. Gerne will ich hingehen, um ihn zu sehen, ich werde mich glücklich seines Anblicks erfreuen, ihm die letzten ersehnten Umarmungen geben

und dann mein Haupt froh und zufrieden zum Tode niederlegen.

So brach er vom Thale Mamre, wo er ſich aufhielt, mit ſeiner ganzen Familie auf; in Berſaba angelangt, opferte er Gott auf dem Altare, welchen einſt Abraham errichtet, ſpäter Iſaak und Jakob erneuert hatten. Als hernach die Nacht kam, nachdem das Opfer daſelbſt gefeiert war, ließ ihn Gott ſeine Stimme vernehmen und ſprach zu ihm: Ich bin der allmächtige Herr der Gott deines Vaters; fürchte dich nicht, nach Ägypten zu gehen! Ich werde dich dahin führen und zum Patriarchen eines großen Volkes machen. Ich werde immer bei dir ſein. Joſeph dein Sohn wird dir mit eigener Hand die Augen zudrücken in deiner letzten Stunde und dein Leichnam wird in das Grab deiner Väter überbracht werden.

Jakob brach ſodann auf von der Opferſtelle, erfüllt von den göttlichen Verſprechungen, mit frohem, muthigem Herzen ſetzte er den großen Zug in Bewegung und die zahlreiche Schar ſeiner Familie, welche all ihre Habe von Kanaan nach Ägypten brachte. Er ſchickte Juda voraus, um Joſeph ſeine Ankunft zu verkünden, damit er zu ihm in das Land Goſen käme. Sobald Joſeph erfuhr, daß Jakob dahingekommen ſei, machte er ſich auch unverzüglich auf und beim erſten Begegnen, als die beiden Kutſchen zuſammentrafen und ſchon nebeneinander ſtanden, ſtieg Joſeph ſogleich aus, eilte mit offenen Armen dem Vater entgegen und fiel ihm um den Hals. Die heftige Regung der kindlichen Liebe, von der er bei dieſem Anblicke ergriffen wurde, verſchloß zwar anfangs der Stimme den Weg und verhinderte vorläufig alle Worte, führte aber einen reichlichen Thränenſtrom in ſeine Augen, er umarmte ihn feſt und gab ihm hundert und tauſend ehrbare Küſſe. Bei dem zärtlichen kindlichen Willkomm von Seiten des wiedergefundenen Joſeph kam der verdüſterte Geiſt Jakob's noch mehr zu friſchem Leben und ſeine ſchwindenden Kräfte hoben ſich von neuem durch die ihm

widerfahrende Freude, er schloß von neuem seinen Sohn lange und fest in seine Arme und küßte unter vielen süßen Worten voll väterlichen Wohlwollens ihn hundert und tausend Mal.

Ja, jetzt will ich sterben, sprach er ganz heiter, jetzt sterbe ich getröstet und zufrieden, da ich dich, mein Sohn und einzige Wonne meines Herzens, doch am Ende gesund wiedersehe, und in einer so glücklichen und schönen Lage. Beim Anblicke deines ersehnten Selbst ist aller alte finstere Gram leicht vergessen. Daß ich dich lebend und kräftig zur Seite habe, wird mir das Sterben erleichtern und ruhig wird mein Geist aus diesem Leben scheiden.

Nachdem sie sich so gegenseitig auf rührende Weise und mit frohen Worten wiederholt bewillkommt hatten, sprach Joseph zu dem Vater und den Brüdern: Ich gehe Pharao von eurer Ankunft in Kenntniß zu setzen. Er wird euch zu sich kommen lassen und euch nach eurer Beschäftigung fragen. Dann antwortet ihm: Eure Diener sind von Kindheit auf Hirten gewesen und das waren auch unsere Vorfahren.

Das sprechet ihr in der Absicht, daß er euch das Land Gosen überlasse, um dort abgesondert von den Ägyptern festen Fuß zu fassen, welche es sich zur Schande halten, mit Schafhirten vertrauten Umgang zu haben.

Joseph ging also zu Pharao, benachrichtigte ihn von der Ankunft seines Vaters und seiner Brüder im Lande Gosen, und es wurde ihm sogleich von demselben aufgetragen, in ganz Ägypten den Ort zu wählen, der ihm für seine Angehörigen der geeignetste scheine. Er führte sodann seinen alten Vater bei dem König ein, Jakob begrüßte Pharao, sagte ihm unendlichen, herzlichen Dank mit sehr feierlichen Worten und mit dem Ausdrucke innigster Erkenntlichkeit für die seinem Sohne erwiesenen Wohlthaten und Ehren, und wünschte ihm dafür jed

Art von Glück und Segen. Der König fragte ihn, wie alt er ſei.

Die Tage meines Lebens, antwortete er, oder meiner irdiſchen Pilgerſchaft ſind ein hundert und dreißig Jahre, und obwol ſie der Zahl meiner Vorfahren nicht gleichkommen, ſind ſie doch durch gar große Unfälle geprüfter und getrübter geweſen.

Nachdem er dem König von neuem Glück und Heil gewünſcht hatte, entfernte er ſich. Nunmehr wurde er auf Joſeph's Veranſtaltung mit ſeinen übrigen Söhnen und ihren Familien in Raemſes*), im Gebiete von Goſen, untergebracht, welches das fetteſte Land in Ägypten war, und ſo lange die Hungersnoth dauerte, verſah er ſie reichlich mit Nahrungsmitteln. Joſeph fuhr auch nachher fort, die Angelegenheiten der Krone zu Pharao's großem Vortheil und zum Dank und Nutzen der von ihm regierten Ägypter zu leiten. Jakob lebte noch ſiebenzehn Jahre nach ſeiner Ankunft in Ägypten. Da er aber endlich merkte, daß ſeine Lebenskraft zu ſchwinden begann und ſein Hintritt nahe war, ließ er Joſeph vor ſich kommen und ſprach zu ihm mit bewegter Stimme: Wenn ich je, mein Sohn, Gnade gefunden habe vor euerm verdienten Antlitz, ſo leget mir die Hand unter meine Seite und verſprechet mir eidlich, mich nicht in Ägypten zu begraben, ſondern meine Leiche hinwegzuführen und ihr Ruhe zu gönnen im Grabe meiner Vorfahren.

Joſeph gab auf Jakob's Bitte eine freundliche, ehrerbietige Antwort und bekräftigte ſein Verſprechen mit einem Eide. Da hernach alle Tage ſein Leiden ſehr zunahm, führte er ſeine Söhne Ephraim und Manaſſe hin, um den greiſen ſterbenden Großvater zu ſehen und von ſeinem Sehergeiſte die letzten geheimnißvollen Worte zu vernehmen. Als Jakob ſeinen Sohn und die Enkel bei ſich ſah, ſammelte er nochmals ein wenig ſeine Kräfte,

*) Geneſ. 47, 11.

ſetzte ſich im Bette auf und löſte die Zunge in frohen prophetiſchen Grüßen und in wohl durchdachten Worten. Dann ließ er auch die andern Söhne vor ſich kommen, um ihnen ſeinen Segen zu ertheilen und ausführlich die verſchiedenen Schickſale zu verkündigen, die in ſpäteren Zeiten ihren Geſchlechtern begegnen würden. Dann legte er ſich von neuem nieder, ſtreckte ſich wie zuvor auf das Bett und ſchied aus dieſem Leben unter den holden Umarmungen und zärtlichen Küſſen des liebevollen Joſeph, welcher dem Leichnam ſeines Vaters eine rührende Feier widmete und ihn mit einem paſſenden Begräbniß ehrte an der von ſeinem Erzeuger ſelbſt bezeichneten Stelle in der am ſchicklichſten ſcheinenden Weiſe. Joſeph überlebte ſeinen Vater viele Jahre und hinterließ ſeinem Geſchlechte großes Vermögen. Während alſo die übelberathenen Brüder geſtrebt hatten, ihn in die Niedrigkeit und das Elend der Knechtſchaft zu verſtoßen, ward er von Gott erhoben, um ſich ſelbſt ein ſo hohes Loos königlicher Herrlichkeit, jenen aber wider Verdienſt den Wohlſtand einer glücklichen Lage zu erwerben.

---

137. Judith und Holofernes.

(Nov. 3.)

Nebucadnezar, ein großmächtiger König von Aſſyria, wollte grauſame Rache nehmen an den Völkern, die ſeinen hochmüthigen Anmaßungen Widerſtand geleiſtet hatten, und ging im dreizehnten Jahre ſeines Reichs hierüber zu Rathe mit ſeinen vornehmſten Hauptleuten, welche in gleicher Anſicht mit ihm übereinſtimmten, er müſſe durch die Gewalt ſeiner mächtigen Waffen die ganze Welt unter ſeine Herrſchaft bringen. Er befahl hiernach dem Holofernes,

dem oberſten Befehlshaber der Truppen, jene Völker weſtlich vom Euphrat mit Krieg zu überziehen. Er ſammelte alſo ein zahlreiches Heer von ein hundert und zwanzigtauſend Fußgängern und zwölftauſend berittenen Bogenſchützen, ſammelte großes Gepäck und reichliche Vorräthe zum Dienſt für ſeine Truppen, überſchritt den Euphrat, durchzog viele weite Provinzen mit triumphirendem Siegesſchritte und gelangte endlich in das Land Israel. Die Hebräer fürchteten, der zerſtörende Strom von Bewaffneten möchte zum Untergang Jeruſalems und des erlauchten Tempels ſich ergießen, was ſchon andern Städten und andern Tempeln widerfahren war, ſie entſchloſſen ſich alſo, dem Holofernes den Eingang zu verweigern, ſein Vorſchreiten zu verhindern, ihm Widerſtand zu leiſten und die Stirne zu bieten, wenn Gott ihnen die Kraft dazu verliehe. Und um ſich an ihn zu wenden, erhoben die Prieſter ſammt dem Volke die flehenden Stimmen zum Himmel, riefen um Erbarmen und ſchrieen unter Faſten und mit andern Zeichen demüthiger Buße um Hilfe. Holofernes hielt einen ganzen Monat ſtille im Lager auf der Ebene von Esdrelom; ſodann hob er es auf und ſetzte ſich in Bewegung gegen Bethulja, eine Stadt im Stamme Benjamin, gelegen zwiſchen Gat und Gaza auf der Straße, welche nach Ägypten führt. Im Vorrücken aber fand er die Engpäſſe der Berge von den Israeliten beſetzt, fragte mit ſtolzer Keckheit die vornehmſten Ammoniter, die ſich bereits ihm ergeben hatten und ſeinem Heere mit Hilfsmacht folgten, was das für ein Volk ſei, das mit ſo tollkühnem Wagniß ſeinen ſiegreichen Waffen zu widerſtreben ſich erdreiſte. Achior, ihr Führer, ſetzte ihm ausführlich und freimüthig auseinander, daß dies die Hebräer ſeien, woher ſie abſtammen, wie ſie das Land Kanaan in ihre Gewalt gebracht, welche Wunder Gott zu ihren Gunſten ausgeführt habe. Außer allem fügte er bei, das Volk ſei, ſo lange es ſich Gott getreu erweiſe, unbeſiegt gegen jedes

noch so schreckliche Geschütz geblieben, so bald sie aber von ihrem Gesetz abgewichen, gebe er sie in die Gewalt ihrer Feinde.

Erkundigt euch daher, mein Gebieter; fuhr er fort, ob sie dermalen ihrem Gotte ungehorsam sind; wenn das ist, so geht nur hin und greifet sie an, denn ihr Gott wird sie unfehlbar euch in die Hand geben und ihrem Schicksale überlassen; wenn sie aber ihrem Gott nicht ungehorsam sind und sich als treue Befolger seiner Vorschriften erweisen, so müht ihr euch umsonst ab mit diesem Unternehmen und die Mühe, sie anzugreifen, ist verloren. Der Gott, dem sie treuen Gehorsam leisten, wird sich zu ihrem Schutze aufmachen und wir werden den siegreichen Feinden zum Hohn und Spott werden.

Eine so freie Rede erfüllte die Hauptleute mit wildem Zorn und wenig fehlte, so hätten sie sich die Hände mit Achior's Blute befleckt, da er gewagt hatte, in ihrer Gegenwart so unangenehme Worte laut werden zu lassen. Holofernes ließ ihn von seinen Leuten festnehmen und befahl ihnen, ihn den Feinden auszuliefern, wozu er die Drohung fügte, nachdem er sie mit seinen Waffen unterworfen, werde er sie zur Erkenntniß führen, daß kein anderer Gott auf Erden sei, als sein Herr Nabucco, und der gerühmte Gott könne von grausamem Tode weder ihn noch das Volk retten, über welches er so thöricht gesprochen habe. Achior wurde also in die Nähe eines Berges geführt, auf welchem sich Bethulja erhob, und von den Soldaten des Holofernes an einen Baum festgebunden. Diese aber zogen sich, da ihnen die Bethulier über den Hals kamen, zurück und ließen den Gefangenen in ihrer Gewalt. Achior wurde nach Bethulja gebracht und daselbst von dem Volke gut aufgenommen und freundlich behandelt. Am folgenden Tage umschloß Holofernes Bethulja durch Belagerung. Die assyrische Streitmacht belief sich damals auf ein hundert und zwanzigtausend Mann Fußvolk und zweiundzwanzigtausend Pferde ohne

die unterwegs herzugeſloßenen Hilfstruppen. Bethulja lag auf einem hohen, ſchwer zugänglichen Berge und hatte kein Waſſer außer einigen Ciſternen und einem Behälter in der Stadt ſo wie einigen Quellen außerhalb der Mauern. Holofernes ſtellte nun Wachen an die Quellen um durch Waſſermangel die Einwohner zur Übergabe zu zwingen. So ſtunden die Sachen, aber es waren noch nicht zwanzig Tage vorüber, ſo hatten die Bethuljer ihr Waſſer aufgezehrt und das ganze Volk ſtrömte vor Oſias, ihren Führer, mit Klagen und ſprach: Gott ſei ein gerechter Richter zwiſchen euch und uns, der als genauer Kenner jeder Handlung allein gehörig Rechenſchaft ablegen kann über unſer Ergehen, denn fürwahr ihr ſeid es, der uns in einen Abgrund von ſolchen Übeln geſtürzt hat, da ihr nicht unterhandeln wollt mit den Aſſyrern. Habt nunmehr Bedacht darauf, den ſchlecht unternommenen Rath zu verbeſſern und ſo große Verluſte zu erſetzen, indem ihr mit Holofernes eine Verſtändigung einleitet; denn am Ende wird es doch beſſer ſein, ſich jetzt zu ergeben und in demüthiger Knechtſchaft zu leben, als auf ſo grauſame Art dahinzuſchmachten und einem wilden Volke zum Hohn und zur Schmach zu werden.

Dem Oſias ſank im entſcheidenden Augenblicke die Hoffnung auf den Gott Israel's, und als ein Mann von armſeligem und beſchränktem Herzen ward er über die Klagen des Volkes beſtürzt und beugte ſich vor der Gewalt des drückenden Jammers; und um die erbitterten Gemüther zu beſchwichtigen, antwortete er ihnen, ſie möchten nur noch ein wenig Geduld haben, und nur noch fünf Tage länger ſich halten; würde ihnen nicht hernach von irgend einer Seite Hilfe zukommen, ſo wolle er ſich dazu verſtehen, ſich zu übergeben. Aber Gott wollte den ſchwachen Glauben des Oſias beſchämen, und da es Gewohnheit ſeiner Allmacht iſt, mit ſchwachen Werkzeugen die härteſten und ſchwierigſten Unternehmungen zur Ausführung zu bringen, ſo beſchloß er dies-

mal durch die Vermittelung eines unkriegerischen Weibes und auf einem ganz unvermutheten Wege sein Volk aus der äußersten Gefahr zu befreien. Die unverständige Antwort des Ozias gelangte zu den Ohren Judith's, der Tochter des Merari und Witwe des Manasse aus dem Stamme Simeon, welcher vor vierthalb Jahren in Bethulja gestorben war. Während dieser Zeit hatte Judith in keuschem und ehrbarem Witwenstande gelebt. Gott wachte schützend über ihrer Unbescholtenheit, er war ihr ein freigebiger Spender seiner Gnade und wollte sie mit dem belohnen, was sie selbst zur Behütung ihrer Ehre bewirkte. Wiewol ihr verstorbener Gemahl ihr reichliche Mittel hinterlassen hatte, eine große Zahl von Dienern, viele Grundstücke, zahlreiche Heerden von Rindvieh und gefüllte Schafställe, so machte sie doch nur mäßigen Gebrauch von den zeitlichen Gütern und ließ sich nicht von weltlichen Schmeicheleien verlocken. Im obern Theile ihres Hauses hatte sie ein besonderes Gemach eingerichtet, worin sie unter ihren Fräulein zurückgezogen wohnte. Sie beobachtete täglich ein strenges Fasten, außer am Sabbat, am Neumond oder am ersten Tage eines jeden Monats und an den hohen Festen Israel's. Sie trug auf ihrem zarten Fleische ein härenes Gewand und brachte ihr Witwenleben in beständigen Bußübungen hin. Daher kam es, daß sie überall geachtet und geschätzt wurde und niemand wagte, auch nur eine Silbe zu ihrem Nachtheile vorzubringen. Als sie nun vernommen hatte, daß Ozias die Stadt nach fünf Tagen übergeben wolle, ließ sie Chambri und Charmi, die Altesten des Volkes rufen, und sprach zu ihnen: Was höre ich? Wie? Ist es wahr, daß Ozias versprochen hat, die Stadt zu übergeben, wenn uns nicht binnen fünf Tagen von irgend woher Hilfe erscheint? Meint ihr, solche Worte werden Gott zum Erbarmen bewegen und nicht vielmehr zum Zorn und zur Wuth? Und wie? Steht es etwa bei euch, der göttlichen Barmherzigkeit Schranken zu setzen? Ist es

in eure Willkür gegeben, den Tag für ſeine Hilfe zu beſtimmen? Was ſollen wir alſo thun? Reue fühlen über daſſelbe Mistrauen, das unſern Gott Israel's beſchimpft; und da er über allen Glauben mild und geduldig iſt, ſo laßt uns ihn mit heißen Seufzern und vertrauensvollem Gebete um Vergebung anflehen. Demüthigen wir vor ſeinem Antlitz unſere Herzen und bitten ihn mit Thränen der Zerknirſchung, mit uns Erbarmen zu haben nach ſeiner Gnade. Und wie unſer Herz durch den Hochmuth unſerer Feinde bekümmert und durch Mistrauen beſtürzt iſt, ſo rechnen wir uns jetzt unſere demüthige Schwäche zum Ruhm an, die die gewaltigen Werke ſeiner Allmacht noch ſchöner und augenfälliger herausſtellen wird. Schöpfen wir nur Athem und Kraft durch die Hoffnung ſeines Beiſtandes! Denn wir ſind nicht den verkehrten Fußſtapfen unſerer Vorfahren gefolgt, die dem wahren Gotte den Rücken zugewandt und falſchen und fremden Göttern Anbetung dargebracht haben. Für dieſe Übertretung bezahlten ſie die verdienten Strafen, wurden elendiglich ihren Feinden in die Hände gegeben und ohne Erbarmen dem Morde und Raube überlaſſen; wir aber erkennen keinen andern Gott an, als den Gott Israel's. Wir erwarten alſo von ihm mit demüthigem, ergebenem Herzen Schutz und Troſt, denn er wird für unſere Errettung die nöthige Sorge tragen und uns einen offenen Weg bahnen durch die Niederlage und das Blut unſerer Gegner. Er wird den heidniſchen Stolz niederwerfen, und wer immer ſich anmaßen wird, ſich zum Angriff gegen uns zu erheben, wird durch ſeine Huld die Schmach und das Spiel unſerer Siege werden. Ihr aber, die ihr die Älteſten des Volkes ſeid, und Oſias ſein oberſter Führer flößt auf die geeignete Weiſe Allen Muth ein und macht, daß frohe Hoffnung ſie beſeele. Führt ihnen ins Gedächtniß, daß ſie ſich unſerer alten Vorvordern erinnern, welche auf die Probe geſtellt wurden, ob ſie ihrem Gotte echten Gehorſam leiſten: ſie ſollen an

die wunderbare Tugend Abraham's und Isaak's, Jakob's und Moses' gedenken, welche, obgleich von Gott sehr geliebt, dennoch von ihm auf dem dornichten Pfad der Trübsal geleitet wurden und, ohne im mindesten das göttliche Gebot zu überschreiten, Treue bewahrten und ruhmvoll und freudig zur Errettung gelangten; während die, welche, von Mühsalen getroffen, in maßlose Ungeduld ausbrachen und gegen ihren Herrn in unehrerbietigen Reden laut wurden, hernach von Schlangen getödtet und aufgezehrt wurden. Wir also wollen in jetziger Zeit nicht bittern Groll hegen, noch in den trüben und bedrängten Umständen, unter welchen wir seufzen, einen unpassenden Schutz suchen; sondern als sanfte, demüthige Büßer wollen wir annehmen, daß unsere Verschuldungen diese Leiden verdienen, um deren willen wir nach Art von übertretenden und doch zugleich geliebten Knechten von unserem Gott zur Belehrung und Besserung gestraft werden. Wir müssen uns überzeugen, daß diese Ereignisse nicht uns zum Verderben eingetreten sind, sondern um durch himmlische Hilfe uns zum Leben zu gereichen.

Ozias und die Ältesten von Bethulja faßten die klugen und heilsamen Rathschläge der verständigen Judith wohl und antworteten, da sie ihre Rede für ganz wahr erkannten: Von Allem, was ihr, o Frau, gesprochen habt, können wir euch in der That in nichts widersprechen. Da nun die heilige Furcht Gottes in euch wohnt, und ihr eine fromme und gewissenhafte Beobachterin des göttlichen Gesetzes seid, so bringet denn Gott für unsere gemeinsame Errettung inständige Bitten dar.

Judith, von noch heftigerer Sorge bewegt für die Errettung der Bethuljer, fügte mit demüthigem Herzen also hinzu: Welches immer die Klugheit sei, die aus meinen Worten hervorstrahlt, unser Gott war der freigebige Spender derselben und auf ihn muß man zurückführen, was ich euch über die gegenwärtige schwere Bedrängniß vorgeschlagen habe. Aber wie ihr in meiner

Darlegung den Höchſten erkennen müßt, ſo iſt es an mir zu prüfen, ob mir das von Gott komme und angeregt ſei, was ich bei mir ſelbſt beſchloſſen habe auszuführen. Ich wünſche, daß ihr in der nächſten Nacht euch am Stadtthore aufhaltet, während ich mit einer Dienerin hinausgehe. Ich kann euch jetzt nicht den ganzen vollſtändigen Plan offenbaren, der mir im Sinne liegt; ihr bittet unterdeſſen den Herrn, daß er geruhe, ihn zu ſegnen und zu glücklichem Ziele zu führen.

Oſias hielt ſie wegen der ausgeſprochenen Worte in viel höherer Achtung, als er im natürlichen Gange eine Frau hätte halten können, und ſprach zu ihr: Geht hin mit dem Segen des Herrn! Thut, was er euch in den Sinn gibt! Er möge euch mit ſeinem Beiſtande leiten, um an unſern Feinden Rache zu nehmen.

Alle lobten ihre Weisheit einſtimmig, machten ihr Muth, überhäuften ſie mit glücklichen Prophezeiungen und zogen ſich in ihre Häuſer zurück. Darauf ſtieg Judith in ihr Betgemach empor, zog ihr härenes Kleid an, beſtreute ihr Haupt mit Aſche, warf ſich demüthig nieder vor ihrem Herrn, wandte ſich zu ihm mit glühenden Gebeten und bat ihn um Beiſtand zur Ausführung ihres Vorhabens.

Mache doch, o Herr, ſprach ſie, daß der Kopf dieſes hochmüthigen Feindes falle durch ſein eigenes Schwert, und wenn er mich anſchaut, von ſeinen eigenen Augen wie durch eine trügeriſche Schlinge gefangen werde. Darum verſchaffe den Worten Zauber und Eingang, die aus meinem Munde gehen werden; gebt mir Muth in das Herz, um ihn zu verachten, und in den Arm hinreichende Kraft, um ihn in den Tod zu führen. Es werde ein Denkmal deinem ruhmreichen Namen, daß er durch die Hand eines ſchwachen Weibes ſein Leben beſchließe; denn deine Gewalt beruht nicht auf zahlreichen Truppen oder auf der Kraft ſtarker Pferde; mit deiner Hilfe vermögen diejenigen Alles, deren demüthige Bitten du gnädig aufnimmſt.

Dieſe und andere ähnliche Gebete, aus einem vertrauensvollen und demüthigen Herzen aufſteigend, ſchickte die wackere Frau zum Himmel und Gott zeigte durch die That, daß er ſie hörte. Als ſie denn ihr Gebet beſchloſſen hatte, flieg ſie vom obern Theile des Hauſes herab und trat in eine Kammer, wo ſie ihre abgelegten Kleider aus der Zeit ihrer Verheirathung aufzubewahren pflegte. Dort nahm ſie ihr härenes Bußgewand von der Seite, legte die Witwenkleider ab und gab ſich alle Mühe, ihre natürliche Schönheit durch eine künſtliche zu erhöhen und zu unterſtützen. Sie wäſcht ſich mit feinen Waſſern, ſalbt ſich mit köſtlichem Öle, die Haare, welche ganz wie Gold ausſehen, kämmt ſie gründlich durch ihre ganze Länge und ſchlingt ſie hinten in mehrere Kreiſe zuſammen; an den Schläfen herab fielen ſie ſodann auf beiden Seiten in Locken, welche hold an den Wangen herniederwallten; ſie legt weiter an die gehörige Stelle mit ſchuldiger Vertheilung die krauſen Locken und die ſeidenen Blümchen; kein Härchen bleibt auf ihrem wohlgeordneten Kopfe, dem ſie nicht nach Anleitung ihres getreuen Spiegels ſein Geſetz gäbe. Sodann ſetzte ſie darauf die zierliche Frauenhaube, gewoben wie der feinſte durchſcheinende Schleier und mit goldenen Linien geſtreift. Sie legt weiter die koſtbaren Armbänder an die Pulſe, die geſtickte Halskette über die Bruſt und die artigen Schuhe an die Füße. Endlich zieht ſie die prachtvollen Feſtkleider an, ſteckt die werthvollſten Ringe an die Finger, die ſchönſten Ohrbehänge und den großen ſilbernen Knopf, welcher, auf dem Haupte befeſtigt, ſehr artig einen glänzenden, zitternden Schmetterling hielt. Zu dieſen ausgeſonnenen Künſten eines prachtvollen Anzugs fügte Gott noch einen ſolchen neuen ungewohnten Glanz, daß Judith's Schönheit für die Augen der Beſchauer in die reizendſte und blendendſte Erſcheinung trat. Sie gab nun ihrer Dienerin einen Korb voll Vorräthen zu ihrem Unterhalte und täglicher Nahrung, um jeden Anlaß zu

entfernen, ſich mit den verbotenen Speiſen der heidniſchen Gaſtmahle zu beflecken. Hiermit verließ ſie unmittelbar das Haus. Beim Stadtthore angelangt, traf ſie Oſias und die Älteſten des Volkes, von welchen ſie erwartet wurde. Sobald ſie ſie ſahen, wurden ſie von Staunen erfüllt und konnten nicht aufhören, die unvergleichliche Schönheit des Geſichtes zu bewundern, das in ihnen nur Achtung und Ehrerbietung erweckte, und deſſen heitere Züge nur die ſicherſte Sittenreinheit abſpiegelten. Sie richteten deſſenungeachtet gar keine Frage an ſie, ließen ihr freien Durchgang und begleiteten ſie mit hundert und tauſend Segenswünſchen. Sie ging zum Thore hinaus, ſtieg den Berg hinab und traf, als es Tag wurde, auf die aſſyriſchen Kundſchafter, welche ſie feſtnahmen und fragten, woher ſie komme und nach welcher Seite hin ſie ihre Schritte lenke.

Ich bin, antwortete die Frau, von hebräiſcher Abſtammung, fliehe aber vor ihnen, weil ſie dem Tode und der Zerſtreuung geweiht ſind; da ſie ſich nicht freiwillig in eure Hand geben wollen, werden ſie ohne Erbarmen behandelt werden. Ich habe bei mir ſelbſt beſchloſſen, hinauszugehen, um mich zu erretten. Ich will vor den Heerführer Holofernes treten, ihm ihre Geheimniſſe offenbaren und ihm den bequemſten Weg zeigen, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen, ohne daß von ſeinem Heere auch nur ein einziger Mann den Untergang finde.

Sie vernahmen zwar dieſe Worte wohl, achteten aber nicht ſonderlich darauf, ſondern ihre Gedanken hafteten mehr bei der Betrachtung des feinen, reizenden Geſichts, das in ihren Augen ſogleich ein wunderbares Staunen erweckte, und antworteten ihr: Mit dieſem Entſchluſſe, liebe Frau, habt ihr in eurer Lage das Rechte zu treffen vollkommen verſtanden. Zum höchſten Vortheil wird es euch gereichen, hier herabgekommen zu ſein, um mit unſerm Herrn zu reden. Ihr dürft glauben, wenn ihr zum Gehör gelangt, ſo wird er euch freundlich und

großmüthig aufnehmen und ihr werdet bald bei ihm in höchste Gunst und Beliebtheit gelangen.

Nächstdem gaben sie ihr höfliches Geleite und ehrenvolles Gefolge bis zum Zelte ihres Hauptmanns. Sobald es Holofernes gemeldet war, ließ er sie vor sich erscheinen und ward von ihrem Anblick sogleich zur Bewunderung einer so ausnehmenden Schönheit hingerissen. Die Offiziere hefteten gleichfalls die erstaunten Blicke auf ein so liebliches und anmuthiges Schauspiel und sagten neben Holofernes zu einander: Wer könnte so unverständig und unvorsichtig sein, das hebräische Volk gering zu schätzen, das so schöne Weiber hervorbringt, und zu glauben, daß es nicht der Mühe werth sei, mit ihm zu kämpfen, um es zu unterwerfen?

Judith dachte, ihr angezettelter Plan gehe vorwärts, und ihr Muth und ihre Kraft zur Ausführung nahm zu. Um den Feldherrn desto mächtiger anzuködern, fügte sie zu den weiblichen Reizmitteln noch demüthigen Gehorsam. Holofernes saß mit majestätischer Haltung in einem reichen, edeln Zelte nach dem allgemeinen Gebrauche des übermüthigen Volkes; es bestand aus Sammt und goldgewirkten Seidestoffen, welche mit reichen Schnüren dicker Perlen, Smaragden und andern kostbaren Steinen besranzt waren. Als sie in die Nähe des Heerführers kam, erhob sie ehrerbietig ihre Blicke zu ihm, warf sich vor ihm auf den Boden und zollte ihm die tiefste Verehrung. Holofernes aber konnte Judith nicht am Boden gedemüthigt sehen, er winkte den Wachen und sie wurde seinem Befehle gemäß aufgehoben. Er machte ihr Muth und sagte ihr freundlich, wenn das Volk von Bethulja ihn nicht geringschätzig behandelt hätte, so würde er nicht seine Waffen zu ihrem Schaden gewandt haben; denn es sei niemals seine Absicht gewesen, auf die Zerstörung von jemand auszugehen, der sich nicht weigere, dem König Nebukadnezar sich zu unterwerfen.

Aber sagt mir, fuhr er fort, edle Frau, aus welcher

Urſache habt ihr eure Stadt verlaſſen und kommt zu uns, um euch zu überliefern?

Judith antwortete ihm voll ſüßeſten Reizes auf kluge und verſtändige Weiſe, indem ſie einen Theil der Wahrheit verſchwieg, wiewol ſie theilweiſe ſie anderswie enthüllte. Nachdem ſie ihn mit großen Lobſprüchen überhäuft hatte, ſagte ſie, ſie komme, um ihm Dinge von höchſter Wichtigkeit mitzutheilen; der Gott der Hebräer ſei über ſie wegen ihrer Sünden übermäßig ergrimmt, er habe ihnen durch den Mund ihrer Propheten verkündigt, daß ſie deshalb ohne Gnade in die Hände ihrer Feinde werden überliefert werden, die Bethuljer ſeien darüber unglaublich beſtürzt und außerdem ſo von Hunger und Durſt verzehrt, daß ſie ſich entſchloſſen haben, ihre Heerden zu tödten, um das Blut zu trinken, obſchon dies durch ihr Geſetz verboten ſei; ſie haben beſchloſſen, die Früchte zum gemeinſchaftlichen Gebrauche zu verwenden, die dem Herrn und ſeinen Dienern geweiht ſeien. Schließlich ſagte ſie, Gott habe ihr ins Herz gegeben, zu ihm zu kommen, um ſich ihm zum Dienſte anzubieten und ihn nach Jeruſalem zu geleiten, ſodaß niemand wagen werde, ſich ſeinem Zuge zu widerſetzen. Als man Judith dies und anderes in geordneter und wohlgeſetzter Rede ausſprechen hörte, ſchätzten Alle die wackere Frau, achteten ſie hoch und bewunderten ihren Verſtand; überhaupt waren ihre Herzen von ihren anmuthigen Worten gewonnen. Darauf entgegnete denn Holofernes alſo: Wenn euer Gott zu meinem Vortheile das ausführt, was ihr mir verſprecht, ſo werde ich ihn als meinen Gott anerkennen und ihr werdet am Hofe Nebukadnezar's zu großen Ehren und hohem Range gelangen und euer Name wird von allen Völkern geprieſen werden.

Darauf brach er das Geſpräch ab und verordnete, daß Judith eine bequeme Wohnung in ſeinen Zelten angewieſen wurde und ſie Speiſen und Fleiſch von ſeiner Tafel erhielt. Sie ſagte ihm demüthigen Dank und ant-

wortete freundlich, sie könne das Anerbieten nicht annehmen, womit er sie zu ehren gedenke, da es ihr durch ihr Gesetz verboten sei; sie habe daher selbst Mundvorrath mitgebracht. Als sie in das ihr zugewiesene Zelt eingeführt wurde, erbat sie sich die Vergünstignng, bei Nacht, sobald sie Zeit dazu fände, aus dem Lager gehen zu dürfen, um Gott den gewohnten Zoll ihrer nächtlichen Gebete darzubringen. Sie ging nun in der dunkelsten Nacht hinaus, verfügte sich im Thale von Bethulja an eine Quelle und reinigte sich von den Flecken, die sie im Lager eines fremden und ungläubigen Volkes hatte an sich bekommen können. Schon waren vier Tage seit ihrer Ankunft verflossen, da kam dem Holofernes die Lust, eine feierliche Tafel zu halten und seine Hauptleute mit einem prunkvollen Mahle zu bewirthen. Er sandte indeß den ersten seiner Eunuchen an die hebräische Frau, deutete ihr an, daß sie sich zu ihm verfügen und dem nächtlichen, üppigen Gelage anwohnen solle. Judith gab dem Boten zur Antwort, sie erkenne diese hohe Gunst und werde sich eifrig bemühen, seinen Wünschen nachzuleben. Als die festgesetzte Zeit kam, bemühte sich Judith, allen ihren Schmuck anzulegen und mit ausgesuchten Mitteln liebenswürdig und mit allen weiblichen Reizen ausgerüstet zu erscheinen. Als Holofernes sie kommen sah, war er von ihrem Anblick ganz geblendet und sein Herz gefangen von der leuchtenden Erscheinung ihrer blitzenden Schönheit, beschaute sie aufmerksam wieder und wieder und musterte mit verliebtem Auge alle ihre Reize. So entbrannte ihm im Busen ein Feuer der glühendsten Liebe, so rasch wie eine Flamme in öligen Stoffen; alle seine Adern und seine innerste Empfindung durchrinnt eine neue ungewohnte Hitze. Wer ihn jetzt gesehen hätte, der hätte in seinen Zügen offenbare Zeichen davon vernehmen müssen. Schon war der übermüthige Feldhauptmann in den Ketten der Liebe verwirrt, und um an der zu seinem Unheil von ihm erblickten Judith

bequemer ſeine Blicke weiden zu können, ſucht er Anlaß zu längerem Verweilen. Er ergibt ſich ganz den Freuden der Tafel, des Bechers, der geſelligen Luſt; ja, bald läßt er ſich von der Schwelgerei dermaßen übermannen, daß ihm der Wein im Kopfe beſchwerlich wird. Allmälig fängt er an zu wanken, Verſtand und Beſinnung verläßt ihn. Als ſein Bewußtſein entſchlummert und im Schlafe gebunden war, legten ihn die Wachen auf ein ſehr ſchönes, reiches Bett, und damit er ſeinen Rauſch verſchlafe und verdaue, entfernten ſich nach und nach alle von ihm, außer Judith, der man es überließ, wegzugehen oder dazubleiben. Schon war ein großer Theil der Nacht vorüber, das aſſyriſche Lager ringsum lag in tiefen Schlaf verſunken und beſchäftigt und Holofernes ſelbſt, von übermäßigem Weingenuſſe betäubt, lag auf dem weichen, üppigen Pfühl tiefer als gewöhnlich im Schlummer. Da glaubte die wackere Frau, Gott habe ihr nunmehr die rechte Gelegenheit dargeboten, um ihr Unternehmen zu einem ruhmvollen Ende zu führen. Sie befiehlt ihrer Dienerin, ſich vor dem Zelte draußen zu halten, als Schildwache hinzuſtehen und zu warten, bis ſie vollbracht habe, was ihr durch die Seele gehe. Dann ſchließt ſie ſich ganz allein in dem Zelte des ſchlafenden Holofernes ein, wendet ſich, auf dem Boden liegend, mit inbrünſtigem Gebete zu Gott und bittet ihn mit Thränen um den Geiſt der Stärke mit den Worten: Ach, großer Gott Israels, flöße du mir jetzo Muth ins Herz und gib meinem Arme Kraft und ſteh gnädig mir zur Seite bei dem wichtigen Vorhaben, um dein Jeruſalem, wie du verheißen haſt, vor Schaden zu bewahren; denn ich ſetze jetzt ins Werk, was ich vollführen zu können glaube mit deiner Hilfe.

Nach dieſem kurzen Gebete erhebt ſie ſich voll Muthes, nähert ſich der Säule, welche zu Häupten des Bettes ſtand und den barbariſchen Vorhang hielt, löſt das daran aufgehängte Schwert ab, zieht es aus der Scheide, faßt

mit der rechten Hand das scharfe Eisen, packt mit der linken das schlaftrunkene Haupt am Schopfe und ist schon im Begriffe den Streich zu führen, aber noch zögert sie eine Weile und wendet von neuem die Blicke gen Himmel.

Ach, spricht sie mit glühendem Herzen, verleih mir jetzt, o Herr, ich flehe zu dir, zu dem erhabenen Werke höhere Kraft und Beistand!

Bei diesen Worten schlug sie plötzlich mit dem Schwerte durch die Kehle des schlafenden Feldhauptmanns. Auf den heftigen Streich schlägt der Barbar die entsetzten Augen auf und schwankt noch eine Weile zwischen Schlaf und Tod. Als er aber sich das Eisen in die Kehle gesenkt fühlt, will er sich zur Vertheidigung erheben. Doch fehlt ihm dazu die Kraft, nur das Haar sträubt sich ihm empor in der Hand des Weibes. Er möchte laut aufschreien, aber die Stimme findet nicht mehr die gewohnten Wege in der Kehle und verliert sich. Und siehe Judith wiederholt den Streich. Nicht sobald hatte sie den zuckenden Kopf vom Rumpfe getrennt und abgehauen, als sie mit einem Schlage sein Äußeres sich entfärben, seine Züge verändern und eine halb drohende, halb entsetzte Miene annehmen sah. Ohne der Vollendung ihrer That weitere Zögerung zu gestatten, reißt sie plötzlich und eilfertigst die kostbaren Vorhänge herunter, wickelt den noch zappelnden Kopf hinein, dem noch Ströme Bluts entquollen, geht aus dem Zelte zu ihrer Magd, wirft ihr den schauerlichen Pack in den Schoß und befiehlt ihr ihn in ihren Sack zu stecken. Sofort gehen sie nach ihrer Gewohnheit miteinander aus dem Lager, als wollten sie ihre herkömmliche Stätte besuchen, um ihre gebräuchliche Nachtandacht zu verrichten. Sie hielten aber nicht inne, bis sie an die Thore von Bethulja kamen. Als die erlauchte Heldin dort ganz jubelnd und glücklich anlangte, sagte sie schon von ferne zu denen, welche die Mauern bewachten: Thut nur die Thore auf! Gott ist mit uns und hat seine Macht an Israel bewährt.

Bei dem frohen Schalle dieſer glücklichen Worte eilen ſie die Thore zu öffnen; man ruft die Älteſten herbei; das Volk ſtrömt mit brennenden Fackeln in Maſſe zu der ſiegreichen Frau. Sie ſteigt auf eine hervorragende Stelle, ladet alle ein, Gott herzlichen und ehrerbietigen Dank zu ſagen für die dem Volke Iſrael ſo wunderbar geſchenkte Errettung, zieht den ſtruppigen Kopf aus dem Sacke und legt ihn offen hin. Sie erzählt ihnen ausführlich von ihrer Abreiſe, von ihrer Feſtnehmung durch die Wächter, der Unterredung mit Holofernes und berichtet alle Einzelheiten über ihre wunderbare Handlung. Sie fügt hinzu, der Engel des Herrn habe ſie glücklich geſchützt und geleitet, ſodaß ihre Sittſamkeit auch nicht im mindeſten hierbei in Gefahr gerathen, noch von der leichteſten Makel belegt worden ſei. Oſias, der Fürſt des Volkes, und die andern Älteſten überhäufen ſie mit Segenswünſchen und bringen Gott für die unſchätzbare Wohlthat den Zoll dankbaren frommen Preiſes. Dann ließen ſie den Ammoniten Achior herbeikommen und als er den ſtruppigen Schopf und das blaſſe, entſtellte Geſicht erblickte, vor deſſen zorniger Braue er jüngſt noch bange gezittert hatte, ward er von ſo heftigem Entſetzen befallen, daß er alsbald zur Erde fiel und ohnmächtig wurde. Nach wenigen Augenblicken aber erholte er ſich wieder etwas, die betäubte Empfindung trat wieder in ihre Wirkſamkeit, er verſtand nun die bewundernswürdige Handlung und ſolche Ehrerbietung durchdrang ihn für Judith, daß er ihr demüthig zu Füßen ſank. Mit glänzenden Worten pries er die feſte Treue der wackeren Frau und die ruhmreiche Macht des wahren Gottes, von deſſen Glauben er ſich ganz erfüllt fühlte, und wandte ſich mit ganzer Seele zur feierlichen Entſagung gegen die lügneriſchen Götzen. Er verließ den heidniſchen Aberglauben, ließ ſich beſchneiden, in den wahren Glauben aufnehmen und dem Volke Iſrael's beizählen. Da ward Judith noch mehr entzündet vom Vertrauen auf den wahren

Gott, sodaß sie mit lautem Munde ihn als den einzigen Urheber dieses frohen Ereignisses bekannte. Sie befahl den garstigen Kopf über der Mauer auf einem Spieße aufzustecken und dem allgemeinen Schauspiel auszusetzen. Sobald die Sonne aufgegangen sei, sollten sie mit gewandtem Ausfall die Feinde überrumpeln, aber nicht wirklich vom Berge herniedersteigen, sondern nur so thun, als wollten sie sie überfallen, in der Absicht, daß, wenn jene den Holofernes aufwecken würden, um die passenden Weisungen bei ihm einzuholen, sie den blutigen, kopflosen Rumpf finden und darum in Verwirrung und plötzliche Bestürzung gerathen möchten. Auf diese Weise würde es geschehen, daß sie dann, in ihrem Schrecken heftig angefallen, sich zu eiliger Flucht umwendeten und von Gott den Händen der Bethuljer überliefert würden. Und so geschah es auch, wie Judith den Plan entworfen hatte. Mit großem Lärm machen die Bethuljer einen leichten Ausfall, bei dem plötzlichen Lärm laufen die Assyrer an das Zelt des Holofernes; keiner wagte einzutreten noch an die Thüre zu klopfen. Vorsätzlich machen sie ein solches Geräusch, daß er vom Schlafe hätte erwachen müssen. Als sie aber endlich sahen, daß dies nicht geschah, sagten die Offiziere zu den Dienern des Holofernes, sie sollen zu ihrem Herrn hineingehen, um ihm anzuzeigen, daß diese ärmlichen Mäuse von Hebräern ihre Löcher verlassen und die Keckheit gehabt haben, ihn zur Schlacht zu fordern. So schlich sich denn der vornehmste Eunuch sachte in die Schlafkammer, er bemerkte allenthalben ein helldunkles Zwielicht, die Vorhänge niedergelassen und Alles ruhig; daraus schloß er, daß sein Herr noch immer in tiefem Schlafe bei Judith liege. Als er aber vor dem Bette stand und in die Hände klopfte ward ihm nicht die leiseste Antwort und sein Herr wollte nicht erwachen. Endlich näherte er sich voll Furcht und Bangen den Vorhängen, hebt sie sanft auf und sogleich springt ihm die tragische, schmerzliche Erscheinung in die Augen.

Er ſieht den abgeſchnittenen entſtellten Rumpf des Holofernes am Boden liegen, ſchmutzig im eigenem Blute ſchwimmend. Bei dieſem unerwarteten gräßlichen Anblick ſtößt er plötzlich ein furchtbares mit Schluchzen vermiſchtes Geheul aus, zerreißt ſeine Kleider, geht ganz ſchmerzvoll und weinend in Judith's Zelt, und da er dort niemand und nichts von ihr vorfindet und ſich dadurch deſſen überzeugt hält, was ihm ſchon als Ahnung durch die Seele geflogen, verbreitet er traurig die ſchauderhafte Kunde von des Weibes Verrath. Die Hauptleute fangen an in herbem Schmerz die Kleider zu zerreißen und werden in demſelben Augenblicke von den verzweifeltſten Regungen des äußerſten Zornes, glühender Beſchämung und unerklärlicher Verwirrung befallen; verſtummend denken ſie an nichts, als ſich Rettung durch die Flucht zu ſichern. Die Bethuljer benützen dieſe Unordnung, ziehen in Reihe und Glied hinaus, rücken unter dem Schalle lärmender Trompeten und jubelnden Geſchreies vorwärts und fallen muthig über die Aſſyrier her, die ſie mit großer Heftigkeit zu Boden werfen; wer nicht entflohen iſt, den trifft das grauſame Blutbad. Oſias ſchickte ſogleich Boten ab in die umliegenden Städte, um ihnen den errungenen Erfolg anzuſagen und die Gemeinen zu bitten, dem Feinden zuzuſetzen auf ihrer eiligen Flucht. Jede Stadt ſandte ſonach die tapferſten Männer, welche die Verfolgung bis an die Landesgrenzen fortſetzten. Die Bethuljer fanden im aſſyriſchen Lager die reichlichſte Beute vor und kehrten mit Beſitzthümern belaſtet in die Stadt zurück. Dreißig Tage reichten kaum hin, um die unendliche reiche Habe zu ſammeln, das vornehme Geräthe, die köſtlichen Geſchirre und das umfangreiche Gepäck der Barbaren. Alles, was ſich von Gold und Silber und glänzendem Hausrath vorfand, woran man erkennen konnte, daß es dem Gebrauche des Holofernes gedient habe, wurde Judith überlaſſen zum Zeichen der gebührenden Erkenntlichkeit für das ruhmvoll

ausgeführte Unternehmen. Sodann kam von Jerusalem nach Bethulja der Oberprieſter Joachim mit den andern Alteſten, um ſie zu beglückwünſchen über den erhabenen und wunderbaren Sieg, welchen Israel durch ihre Vermittelung errungen hatte. Alle einſtimmig überhäuften ſie mit frommen Segenswünſchen und jubelndem Zuruf aus freudigem Herzen. Sie aber voll Dankes gegen Gott, den mächtigen Lenker ihres ſtarken Armes, löſte die Zunge mit prophetiſchem Geiſte in einem heiligen und edeln Geſange, worin ſie die Macht ihres Herrn erhob und die Umſtände der ruhmwürdigen Handlung erzählte. Das Volk zog hierauf nach Jeruſalem, um ſeine Gelübde zu erfüllen und Brandopfer darzubringen, Judith aber, um im Tempel eine ruhmvolle, unſterbliche Trophäe niederzulegen von dem außerordentlichen Siege, der zu gleicher Zeit ein unzerſtörliches Denkmal der göttlichen Wohlthaten wäre; ſie brachte nämlich die Waffen des Holofernes zum Opfer nebſt dem geſtickten Teppich, in welchen ſie das abgeſchnittene Haupt gewickelt hatte. Das ganze Volk feierte darüber ein Feſt und lebte im Jubel drei Monate lang. Die wackere Frau gewann ſich ewigen Ruhm in ihrem Land. Sie blieb Witwe bis zum Tod, immer bedacht auf die Ausübung der Tugend und ſtets eingedenk und erkenntlich gegen den Höchſten für die ganz beſondere ihr erwieſene Gnade; wegen welcher auch noch unter den Hebräern ein Jahresfeſt eingeſetzt und lange Zeit feierlich begangen wurde.

LIV. Giambattiſta Scotti.

1782.

138. Iſotta und Corrado.

Um das Ende des erſten Jahrtauſends und den Anfang des zweiten, in jener Zeit, wo jeder einem höheren Stande Angehörige in ſeinem wenn auch kleinen Lande Herrſcher geworden war und ſich zum Tyrannen machte, befand ſich in der Lombardei eine Burg, welche mit ihrem beſchränkten Gebiete von einem Grafen beherrſcht wurde Namens Corrado. Dort lebten die Unterthanen in beſtimmtem Unterſchiede gegen jedes andere Land unter ſeinem weiſen Regimente ein ruhiges und glückliches Leben. Denn während es ſonſt überall unmöglich war, gegen die Gewaltthaten ihrer Landesherren die Ehre der Weiber und Mädchen zu ſchützen, ſo brachten hier im Gegentheile Töchter und Ehefrauen, ohne bei der Rechtſchaffenheit ihres Gutsherrn etwas fürchten zu müſſen, bei ihren geliebten Eltern und den holden Gatten ihr Leben in Ruhe und Frieden hin. Ja, während anderwärts die Leute vom Volke roh und wild geworden waren wegen des ſchlechten Beiſpiels derer, die ſie beherrſchten, hielten ſie ſich im Gegenſatze dazu hier geſittet und geordnet, ſodaß kein Raub, Brand, Gewaltthat noch Mord vorfiel, was alles in jener Zeit ganz gewöhnliche Dinge im Lande waren. Das Wohlbefinden des Landes war aber einzig und allein die Frucht der ehelichen Eintracht Corrado's und Iſotta's und ihrer ſeltenen und groſſen Tugenden. Die beiden liebten einander herzlich und wett-

eiferten unter sich in Güte, jedes munterte das andere durch tugendhaftes und freundliches Benehmen auf, tugendhaft und freundlich zu sein. Corrado war ein liebenswürdiger junger Mann in jeder Beziehung und rüstig in den Waffen, aber ein Feind von ihrem Gebrauche zur Ungerechtigkeit. Isotta sodann war in ihrer stolzen Jugendfrische voll Anmuth und Schönheit. Daß beide glücklich waren, brauche ich nicht zu versichern. Nach der Sorge für ihre Dienstleute, welche bei ihnen allem Andern vorging, vergnügten sie sich mit Jagen, Vogelstellen, Tanzen. Und mitten unter solchen Unterhaltungen leuchtete aus der Heiterkeit ihrer Mienen die Unschuld ihrer schönen Seelen hervor. Aber wer hätte sich je eingebildet, daß sie aus einem so glücklichen Zustande so tief sinken werden, daß sie ein Anblick des Mitleids und des Entsetzens würden. Und dies geschah nicht in Folge einer Verschuldung von einem von beiden, sondern wegen der schnöden Bosheit eines tyrannischen Nachbars, welche sie beide in das äußerste Unheil stürzte. — Der Graf Ugoccione hatte die Herrschaft über eine Burg wenige Meilen von Corrado's Burg entfernt. Es war ein wilder, rauher, ausschweifender Mensch ohne Furcht vor Gott noch vor Menschen und sein Leben bestand aus einer Reihe von Streifzügen, Unterdrückungen, Mordthaten und Nothzüchtigungen. Zu solchen Zwecken war er mit seinen Spießgesellen beständig auf der Lauer oder auf der Straße. So lag er eines Tages, ich weiß nicht in welcher verruchten Absicht, in einem Wäldchen an dem Heerwege versteckt, als er, unbemerkt von allen Andern, Corrado vorüberziehen sah, welcher mit vielen Bewaffneten, mehr zur Ehre, als zur Sicherheit mit seiner holden Frau an der Seite des Weges daherritt. Die junge Frau hatte an diesem Tage ihren zarten Leib in ein leichtes Gewand von rosenfarbiger Seide gehüllt, und die blonden, lockigen Haare, hinten in einen Knoten gebunden mit einem leichten silbernen Bande, flossen ihr frei am Gesichte hinab in zierlicher Unordnung,

wie leichte Lüftchen ſie bewegten und verwirrten. Ugoccione betrachtete ſie mit Verwunderung über ihre Augen voll froher Beſcheidenheit und Glanzes und war betroffen von der nie geſehenen Schönheit. Und wenn er Rühmliches von ihr hatte ſagen hören, ſo meinte er nun noch beſſeres zu ſehen. Und er hätte ſich nicht enthalten, ſie zu erbeuten, wenn er nicht in Corrado's Gefolge ſo viele Männer und ſo viele Schwerter erblickt hätte. Erfüllt jedoch von Liebeswuth, da er ſeinen viehiſchen Lüſten keinen Hemmſchuh anzulegen noch Widerſtand zu leiſten vermochte, kehrte er in ſeine Heimat zurück. — Seit einiger Zeit hatte ſich bei ihm ein Verbannter Namens Liambro angeſiedelt, ein liſtiger und verruchter Menſch, der, ſeit er bei ihm war, an allen ſeinen Miſſethaten Theil genommen hatte. Dieſem eröffnete er ſogleich ſeine ſchnöde Begierde und der Gaſt bezeugte alsbald ſeine Bereitwilligkeit, ihm Beiſtand zu leiſten. Die zwei viehiſchen, ruchloſen Räuber faßten nun unter ſich folgenden Anſchlag: Liambro nahm aus der Rüſtkammer ſeines Herrn einen Panzer von feinem Stahl, eine Lanze, einen Schild und einen Helm mit einem ſchönen Federbuſch und einen kräftigen Renner aus dem Stalle. Darauf begab er ſich in Geſtalt eines fahrenden Ritters in Corrado's Gebiet, wo die Wächter, da ſie ihn in friedlicher Weiſe erſcheinen ſahen, die Zugbrücke herabließen und ihm Einlaß gewährten. Der gefällige Burgherr, welcher ihn durch die Thüre des Palaſtes eintreten ſah, ging ihm ſogleich mit freundlichem Geſichte entgegen, nahm ihn nach ſeiner Bewaffnung für das, wofür er gehalten ſein wollte, nämlich einen mannhaften, fahrenden Ritter, hielt ihm daher den Steigbügel und half ihm abſteigen. Er übergab den Zelter einem Edelknaben und ließ, um ihn ehrenvoll zu empfangen, ſeine Iſotta rufen. So geleiteten ſie ihn in den Saal. Als nun die Eſſensſtunde gekommen war, wurden die Tafeln aufgeſetzt und Corrado und Iſotta ſetzten ſich, den Fremden in die Mitte nehmend, nieder

und speisten in heiterer Stimmung zusammen. Es war nicht leicht für sie, herauszubringen, wer er war, denn Ugoccione kam weder in ihr Gebiet, noch sie in das seinige, und er war ja erst seit kurzer Zeit aus der Fremde hierher gekommen. Sodann bestand ein Gesetz in jener alten Zeit, daß man Ritter nicht nach dem Namen fragen durfte, wenn sie ihn nicht selbst angeben mochten; daher blieb der Gast auch, nachdem er sein Visier niedergelassen, hinlänglich verborgen. Nach aufgehobener Tafel lud Isotta den Unbekannten mit edler Höflichkeit ein, mit ihr im Garten zu lustwandeln; Corrado blieb indessen im Palaste, um einen Streit zwischen einigen seiner Unterthanen zu erledigen. Die Entfernung von ihrem Gemahl konnte Liambro für seine verrätherischen Plane nicht gelegener kommen. Nur gingen hinter der Frau einige Zofen, welche seinem bösen Anschlag ein Hinderniß hätten in den Weg legen können, wenn er nicht bald bemerkt hätte, daß sie sich dahin und dorthin in die Baumgänge zerstreuten, um Blumen zu pflücken und mit ihren weißen Händen in den kühlen Bächlein scherzend zu plätschern. Als sich die beiden von den Mädchen hinreichend entfernt hatten, setzten sie sich auf einen weichen Rasenpolster nieder und in dem erquickenden Schatten der dichtbelaubten Bäume fing er, nachdem er vorsichtig rings um sich geblickt hatte, zur nicht geringen Verwunderung der Gräfin also zu sprechen an: Gnädige Frau, der Himmel weiß, wie heiß ersehnt mir dieser Augenblick kommt, wo ich frei mit euch reden kann. Ich bin ein Ritter, wie ihr seht, und ihr wißt, welche Verpflichtungen mir dieser Ehrenname auferlegt, und der Wunsch, auf diese Weise mündlich mit euch zu verhandeln, hat nichts Unrechtes, was ihr fürchten dürftet. Es ist nur Mitleid mit euch, was mich bewogen hat, hierher zu kommen, und wenn ihr mich versichert, mir das Geheimniß zu bewahren, so sollt ihr seltsame Dinge von mir vernehmen, die ihr bis daher weder geglaubt noch gefürchtet habt.

Die reizende Frau ward im Augenblick ganz verwirrt und antwortete: Ich werde nie anders als gut denken von einem Manne, der die Welt durchzieht zum Schutze der Unterdrückten mit Aufbietung aller ſeiner Kraft, ja am Ende ſeines Blutes. Aber ſagt mir doch, warum ſprecht ihr nicht vor Allem von euern Geheimniſſen in Gegenwart meines Gemahls? Denn da eine treue, rechtſchaffene Ehefrau vor ihrem Gatten nichts verſchloſſen halten ſoll, habe ich auch nie ein Geheimniß vor dem meinigen gehabt und werde es nie haben.

Im Gegentheil, verſetzte er; gerade, ich weiß niemand, vor dem ihr Alles, was ich euch offenbaren werde, mehr geheim halten müßtet, als eben ihn. Ich weiß, daß ihr ihn ſehr liebt, ich weiß aber auch, daß er heimlich für eine andere heftig glüht, und ihr könnt ihn davon abbringen, wenn ihr mit kluger Vorſicht verberget, während es euch nie gelingen wird, wenn ihr euch offen widerſetzt und ihn eure Eiferſucht merken laßt.

Iſotta erröthete hoch, als ſie dies hörte, und ſagte zu ihm mit zitternder Stimme: O Herr, ihr meint vielleicht die Wahrheit zu ſagen, aber ich kann es euch nimmermehr glauben.

Liambro aber verſetzte: Wären nicht dieſe meine Augen Zeugen geweſen, ſo ſchwöre ich euch bei meiner Ehre, da jedermann denkt, er liebe euch allein, ich hätte mich nicht darauf eingelaſſen, es für wahr zu halten, wer immer mir davon geſprochen hätte. Aber wiſſet, daß ich einige Tage im Schloſſe Ugoccione's lebte, der hat eine Schweſter Namens Dardinella, die leider nicht ebenſo ſittſam als reizend iſt. So oft euer Gemahl euch verläßt, unter dem Vorwande einer Erholung oder der Jagd, findet er Mittel, heimlich zu ihr zu kommen, wofern nur ihr Bruder ausgegangen iſt. Und ich weiß das nicht nur von andern, ſondern, wie geſagt, ich konnte es mit dieſen meinen Augen ſehen. Glaubt ihr jetzt immer noch, ich lüge, ſo würde ich, wofern ihr ein Mann und ein Ritter

wäret, mit diesem Schwerte euch die Wahrheit meiner Erzählung beweisen.

Auf diese Weise verlieh der Verräther seinen Lügen den Schein der Wahrheit. — Das arme leichtgläubige Kind, als es ihn so neben der Miene des Mitleids noch die Glut des Zornes zum Beweise aufführen sah, fing an am ganzen Leibe zu zittern. Sie vermochte nichts zu äußern, als: O Gott, o Gott!

Ihr Herz preßte sich ihr zusammen und sie fiel ohnmächtig vom Sitze herab. Die Zofen hörten ihr Schreien, sie liefen von verschiedenen Seiten herzu und bemühten sich um sie voll Schrecken und Bekümmerniß. Und während keine von ihnen auf den Ritter achtete, entfernte er sich aus Furcht vor Corrado mit Blitzesschnelle, lief in den Stall, schwang sich auf sein Pferd und eilte, von keinem bemerkt, mit größter Geschwindigkeit über die Grenze. Unterdessen gelangte die Nachricht in den Palast zu dem guten Gatten, seine theure Gemahlin sei unvermuthet im Garten ohnmächtig geworden. Ganz betäubt eilte er also dahin mit vielen Dienern, und als er nach dem Ritter fragte, so wußte keines der Fräulein ihm zu sagen, wohin dieser gekommen sei. Es stieg ihm ein heftiger Argwohn auf und er wußte nicht gegen wen; dabei war er voll Besorgniß, die junge Frau möchte nicht mehr zur Besinnung kommen; er ließ sie daher in den Palast bringen und im Bette verpflegen, wo es übrigens noch eine gute Weile anstand, bis sie ein Zeichen des Bewußtseins vernehmen ließ. Er hätte daher nach der Todtenblässe des Gesichts und dem vollständigen Erlahmen der Glieder sie als verschieden beweinen müssen, wenn nicht das freilich höchst matte Schlagen der Pulse ihn des Gegentheils versichert hätte. Mit Hilfe von geistigen Essenzen erwachte sie aus einem tiefen Schlafe, seufzte, fuhr mit einem Arme nach dem Kopfkissen, schlug die Augen auf und heftete ihren Blick eine Weile auf ihren Gatten, welcher darüber laut seine Freude äußerte. In demselben

Augenblicke erinnerte ſie ſich aber der angeblichen Treuloſigkeit, kehrte ſich auf die andere Seite und fing an heftig zu weinen. Und wie gerührt auch Corrado um Auskunft darüber ſie anging, ſo konnte er doch keine Antwort ihr ablocken. Er trat auf die andere Seite des Bettes, um ihr ins Geſicht zu ſehen, ſie aber wandte ſich von neuem um, zitterte und weinte kläglich. Ihren Frauen, welche mit mitleidigen Mienen unten am Bette ſtanden, gab ſie mit ungewohnter Beſtimmtheit die Weiſung hinaus zu gehen. Als ſie nun allein war mit ihrem Gemahl, welcher ſie flehentlich beſchwor, doch zu reden und ihn aus ſeiner Noth zu befreien, antwortete ſie beharrlich gar nichts, als hätte ſie keine Zunge im Munde gehabt. Er wußte alſo, voll des freſſendſten Argwohns, nichts mehr zu thun, als zu behaupten, er ſei von dem böſen Ritter verrathen; er ſchwur, ihm auf dem Fuße zu folgen und ihn mit dem Schwert auf der Bruſt zu zwingen, ihm zu ſagen, warum ſeine Frau von dem Augenblicke an, wo er mit ihr allein im Garten war, ſo verändert, ſo unerklärlich, ſo traurig geworden ſei. Er ſtieg in voller Rüſtung zu Pferde, ſtürzte zur Burg hinaus und ſuchte, bis es Nacht wurde, rings umher nach ihm in größter Wuth. Dabei nahm Iſotta's Eiferſucht zu.

Es iſt Nacht, ſprach ſie bei ſich, und er kommt nicht zurück. Vielleicht iſt er eben jetzt bei jener Verrätherin. Und ich muß es dulden? Aber was kann ich Unglückliche thun, als mich verzweifelt von einem Erker ſtürzen, daß er, wenn er mich todt findet, die Gewalt meiner Liebe erkenne und der Grauſame meinen Leichnam wenigſtens mit einer Thräne bade.

Es dauerte aber nicht lange, ſo kehrte Corrado zurück; doch brachte ſie ihre fortwährend argwöhniſchen Gedanken, die ſie peinigten, nicht zur Ruhe. — In einigen Tagen hatten Liambro und Ugoccione, welche ſtets Wind erhielten, ſich überzeugt, daß Iſotta ſchwieg, ſich in Thränen ver-

zehrte und Alle vor Mitleid zu Thränen rührte. Da sprach der böse Spießgeselle zu dem verbrecherischen Grafen: Daß ich das erste Mal aus dem gefährlichen Versuche unverletzt hervorgegangen bin und meine Absicht erreicht habe, den Furien das Herz dieser Frau zu öffnen, macht mir viel Muth, noch keckere Versuche zu wagen, und habe frohe Hoffnung, sie euch in die Hände zu spielen.

Mit diesen Worten verließ er die Burg und fing an da und dort umherzustreifen. Er traf auf einen Einsiedler, schlug ihm den Kopf ab, zog seine Kleider an, beschmutzte sich das Gesicht und den Anzug mit Koth und zog die Kapuze über die Augen herein. In diesem Aufzuge begab er sich gleich in Corrado's Gebiet und versteckte sich, um zu warten, ob der Herr ausgehe, fest entschlossen, selbst mehrere Tage dort zu verharren, bis er in solcher Weise verkleidet und mit verstellter Stimme mit ihm sprechen könnte. Es dauerte aber nur wenige Stunden, so entdeckte er in der Entfernung den Grafen, der aus der Burg kam. Er ließ ihn sich etwas von dem Thore entfernen, kniete auf den Boden nieder und öffnete die Arme gegen ihn in der Mitte des Weges. Als dieser die Kleider sah und die weinende Stimme hörte, zog er, sobald er in seiner Nähe war, die Zügel an und bat den vermeintlichen Einsiedler aufzustehen und ihm seinen Kummer anzuzeigen, denn nach seinen Geberden müsse er nothwendig annehmen, daß er einen großen Verlust erlitten habe. Der andere that, als weine er und könne vor Schluchzen kaum zum Worte kommen, endlich brachte er heraus, vor wenigen Stunden habe ein unhöflicher und gottloser Ritter ihm mit Gewalt eine Nichte entführt, welche er habe in ein Kloster bringen wollen, und überdies sei er von dem Ritter mishandelt und geschlagen worden. Er bat ihn ferner, ihm die Ehre des armen Mädchens angelegen sein zu lassen, um so mehr, als ihm auf seinem Gebiete diese Gewaltthat widerfahren sei. Darauf begann er von neuem bitterlich zu weinen.

Der gute Graf beſann ſich eine Weile, da fiel ihm ein, es könne kein anderer ſein, als jener Räuber, der wenige Tage zuvor ſeinem ſonſt ſo glücklichen Hauſe ein ſolches Unglück bereitet hatte. Aus dieſen beiden Gründen entbrannte er daher von unerträglicher Wuth. Er hieß den Einſiedler vorangehen und ließ ſich in ein dichtes Gehölz führen, wohin, wie der Führer behauptete, jener Mörder ſich nach der Entführung geflüchtet hatte. Sie gelangten ſodann in einen Engpaß, der in ein tiefes Thal hinabführte; der Einſiedler trat ihm zur Seite und ließ ihn allmälig vorangehen. Mit eingedrückten Sporen eilte Corrado den felſigen Abhang hinunter und war kaum in das ebene Thal hinausgetreten, als er ſich von einer Menge von Bewaffneten umgeben ſah. Er ſtürzte ſich muthig in den Haufen und hielt ſie von ſich ferne. Während er ſich auf dieſe Weiſe vertheidigte und angriff, und er den Einſiedler noch für ſeinen Freund hielt, vor dem er ſich nicht in Acht zu nehmen brauche, bemerkte er, wie dieſer ſeine Kutte plötzlich abwarf und bewaffnet daſtand. Im gleichen Augenblicke gab der Schurke ſeinem Pferde einen Stich mit ſolcher Heftigkeit, daß er ſammt dem Pferde zu Boden ſtürzte. So wurde er von den Meuchelmördern Ugoccione's gepackt und unverzüglich auf die Burg ſeines Feindes geführt, wo er tief in einen Thurm in der Nähe des Thores hinabgelaſſen wurde, um dort zu verhungern und zu verſchmachten. Ach, wie ſehr bejammerte in der ſcheußlichen Höhle der Unglückliche den Verluſt ſeiner Gemahlin, wie ſah er nun ein in dieſer Finſterniß, daß all ſein Unglück von ſeinem böſen Nachbar ausgegangen ſein müſſe. So erwartete er nun nichts mehr, als den Tod. — Ob Liambro und Ugoccione erfreut waren, Corrado nunmehr in ihrer Gewalt zu haben, kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man weiß, daß ſie durch dieſen Fang zu erreichen gehofft hatten, daß die Frau aus Liebe zu ihrem Gemahl und aus Verzweiflung ſich ſelbſt in ihre Hände liefern werde. Damit

dies desto schneller geschehe, schrieben sie einen Brief im Namen Dardinella's, welche gar nichts von all diesen Unternehmungen wußte und ein von dem Bruder sehr verschiedenes, sittsames und unschuldiges Wesen war. Der Brief wurde an Corrado geschickt und zum Boten wurde gesagt: Du thust, als kommest du von irgend wo anders her und händigst dieses Blatt Isotta ein mit dem Auftrage, es eiligst ihrem Manne zu überliefern; dann kommst du, ohne weiteren Beisatz und ohne dir anmerken zu lassen, von wem du bezahlt bist, vorsichtig wieder hierher. Geh und hüte dich, eine Silbe falsch zu sagen, bei Strafe deines Lebens!

Der Bote ging hinweg, richtete seinen Auftrag aus und übergab den Brief der Gräfin, welche ihn versicherte, den Brief zu überliefern, so bald ihr Mann ankomme. Allein es kam die Essensstunde und der Graf kehrte nicht nach Hause, da verfiel Isotta wieder auf ihre argwöhnischen Gedanken und tausend Schreckbilder des peinvollsten Jammers. Und noch schlimmer, als später eine Stunde um die andere dahinging, die Sonne sich senkte und zum Abend neigte, aber immer ihr Corrado sich noch nicht sehen ließ. Da fiel ihr Auge wieder auf den Brief.

Wer weiß, sagte sie, wer weiß, welchen entsetzlichen Inhalt dieses Schreiben birgt!

Sie zerbrach das Siegel und ihre Augen umnachteten sich, als sie unten den Namen Dardinella las, ihrer bebenden Hand entsank das Blatt und fiel zu Boden. Sie hob es aber von neuem auf und jede Zeile, ja jedes Wort brachte ihr den Tod, als sie vernahm, ihr Gatte sei eingeladen sich diesen Abend auf der Burg einzufinden, da Ugoccione ausgegangen sei und die ganze Nacht fortbleibe. Sie fühlte eine eiskalte Hand auf ihr Herz drücken und rief: Sieh da, unglückliche Isotta, mit welcher Treue deine innige Liebe erwidert wird.

Sie dachte an nichts weiter, nahm zwei Diener zu sich, sie stiegen, ohne daß jene wußten, wohin sie sie

führen wollte, alleſammt zu Pferde, als ſchon der Abend dunkelte, und das verzweifelte junge Weib ſtürzte eilends nach Ugoccione's Burg mit dem Vorſatze, den Verrath des Mannes zu verhindern oder todt zu bleiben. — Dort wurde ſie mit großer Ängſtlichkeit erwartet, und kaum hatte ſie Einlaß begehrt, ſo wurde ihr aufgethan, die zwei Diener gefangen geſetzt und ſie in den Saal geführt vor den Tyrannen. Er ſtellte ſich, als erweiſe er ihr Ehre; ſie war überraſcht und zitterte, ihn hier zu ſehen, und dachte bei ſich: Wohin bin ich gerathen? Was ſoll ich anfangen? Was ſoll ich ſagen? Wenn ich ihm offenbare, daß mein Gemahl bei ſeiner Schweſter iſt, wer errettet mir ihn aus ſo erbarmungeloſen Händen? Und wenn ich ſchweige, wer vertheidigt mich gegen meine Schmach?

Liambro ſtand neben Ugoccione, ſie ſahen einander an und wunderten ſich, ſie wie eine Bildſäule ohne Sprache und ohne Bewegung zu ſehen. Da begann Ugoccione mit gerunzelter Stirne und zürnenden Brauen: Hat denn der Verrath eurer und meiner Ehre verdient, daß ihr zu ſo ungewohnter Stunde hierher gekommen ſeid? Aber mit welcher Abſicht ſeid ihr gekommen, Gräfin? Vielleicht um den Unſeligen vor meiner Rache zu retten? Da kommt ihr umſonſt, denn das unwürdige Unterfangen iſt bereits beſtraft.

Beſtraft? verſetzte die Arme, vielleicht für immer? O Gott, was iſt denn aus dem Unglücklichen geworden? Lebt er noch, wenn auch nur im Stock? Darf ich ihn noch meinen Gatten nennen oder nicht? O, ſind keine Thränen hinreichend, um dich zu rühren, daß du mir ihn zurückgibſt, wenn du es kannſt, den Treuloſen?

Auch wenn ich wollte, könnte ich ihn dir nicht zurückgeben, antwortete Ugoccione mit finſterem Blick und in rauhem Tone.

Wie? verſetzte die Frau mit gedämpfter Stimme, wie? Ha, Grauſamer, vielleicht ...

Weiter konnte sie nichts sagen. Da rief Ugoccione: Er ist todt.

Todt, schrie die Frau, todt! Und du warst es, der das mir so theure Blut zu vergießen wagte? Du Treuloser, du Ungeheuer! Warum bin ich ein wehrloses, unglückliches Weib? Du hättest, wenn du dich am Blutvergießen labst, das Blut einer Schwester vergießen sollen, die fremde Männer verführt, ihn aber den Verlockten und Verleiteten mußtest du verschonen. Wehe mir, wo ist jetzt der Leichnam, wo ist er? Laß mich ihn wiedersehen, laß mich ihn mitnehmen und bestatten, daß ich ihn beweine und hinsinke auf seinem Grabe als Opfer deiner barbarischen, verruchten und schamlosen Schwester.

Sie schrie, weinte und zerraufte sich die blonden Haare. — Der Tyrann, dem Isotta noch immer schön vorkam nach all dem Schmerz, der sie verzehrt hatte, und nach dem neuen Kummer, in den sie versenkt war, legte die erste zornige Strenge ab und milderte nach Kräften seine rauhe Stimme. Er wies ihr einige Gemächer und wollte sie ermuntern, in dieselben zu treten, bis die Nacht ihren allzu aufgeregten Geist wieder beruhigt hätte. Während er aber dies zu ihr sagte, ließ er durchblicken, daß sie nie von dieser Burg mehr wegkommen und daß sie seine Gattin werden solle. Weiter brauchte es nicht, um sie vollständig in wahnsinnige Glut zu versetzen.

Ich die Frau dessen, sagte sie, der die Hände in dem Blute meines unglücklichen Corrado gebadet hat? Ich die Schwägerin deren, um deren willen ich, die vor der Zeit verwitwete, mir mein Leben ganz zur Last werden lasse? Und du erbarmungsloser, unverschämter Tyrann, gehst mich darum an? Darum gehst du mich an, die ich dir tausend Tode wünsche und dich so tief hasse, daß dein Anblick mir schlimmer ist, als der Tod.

Liambro, welcher zugegen war, lächelte hämisch über dieses Rasen und gab Ugoccione den Rath, er solle, um

ſie zu einer andern Sprache zu vermögen, ſie nicht in ein bequemes Gemach, ſondern in einen harten Kerker bringen laſſen. Und ſo geſchah es. Das Gefängniß war für das unglückliche Weib wenigſtens ein Zufluchtsort, wo ſie fern von dem Anblicke jener Unmenſchen frei und ungeſtört den beweinen konnte, den ſie in der That für treulos und für todt hielt. — Am andern Tage waren die zwei Unſeligen feſt zu dem Beſchluſſe gelangt, Corrado das Leben zu nehmen. Nur hielten ſie es für gerathen, die Maßregel aufzuſchieben, um zu erwarten, welche Bewegungen ſeine Unterthanen machen würden. Geſchickt wußten ſie unter ſeinem Volke die Nachricht von ſeinem falſchen Tode und angeblichen Vergehen zu verbreiten, freilich ohne dabei viele Rückſicht auf die Ehre Dardinella's zu nehmen. Aber lag es denn je in der Art des gräßlichen Tyrannen, Schonung zu üben aus Liebe und Rückſicht auf die Ehre der Verwandten? Kaum vernahmen die braven Unterthanen den Tod ihres Herrn und ſahen, daß ihre Gräfin verſchwunden war, ſo erfüllte ſich das ganze Land mit Trauer und Bekümmerniß, gerade als ob jeder den theuern Vater und die geliebte Mutter beweinte, und man ſah überall nur ſchmerzvolle Geſichter und weinende Augen. Sie ordneten funfzig Männer ab, um mit Geſchenken zu dem unverſöhnlichen Ungeheuer zu gehen und von ihm den Leichnam zurückzuerhalten und die troſtloſe Iſotta lebendig zurückzugeleiten, für welche ſie, ſo lange ſie an Einem Orte mit dem Schurken wäre, nicht wenig beſorgt waren. Die Männer wurden von dem Verräther vorgelaſſen und ihre Geſchenke freundlich in Empfang genommen. Als es aber dahin kam, ihnen die Frau und den vermeintlichen Leichnam auszuliefern, trat er an ein Fenſter, that nach Art der Räuber einen ſtarken Pfiff und plötzlich traten ſeine Henkersknechte in den Saal. Auf einen Wink von ihm überließen ſie ſich zuerſt dem Vergnügen, die Gäſte niederträchtig zu ſchlagen und zu verſpotten, ihnen die Bärte

auszuraufen und die Kleider vom Leibe zu reißen, und jagten sie sodann aus dem Saale und dem Palast und dem Lande unter den pöbelhaftesten Beschimpfungen. Und solches veranstaltete der schlechte Mensch aus Übermuth, weil er sah, daß sie, statt zu kommen, um Rache zu nehmen, ihn mit Bitten und Geschenken zu besänftigen suchten. Allein er hatte sich verrechnet; denn als es Nacht ward, stellten sich die so übel zugerichteten Ehrenboten in ihrem Lande im Rathssaale vor den Ältesten und vielem Volke dar, und als diese die schnöde Behandlung aus ihrem Munde vernahmen und an ihrem Aufzuge sahen, erhob sich ein Jüngling von den edelsten jener Familien, Lodolfo mit Namen.

Älteste und Volk, rief er, das Schwert ziehend und hoch in die Luft schwingend, der hat keinen Bürgersinn im Busen, noch Dankbarkeit, noch Liebe, noch Achtung für seine Gebieter, für das Vaterland und für diese Männer von gesetztem Alter und reifem Verstande, wer zum Frieden räth. Friede wäre in diesen unsern Verhältnissen der Rath der Feiglinge. Wer Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, der eile, sofern es noch Zeit ist, unserer Gebieterin zu Hilfe oder, wenn es nicht mehr Zeit ist, zur schonungslosen Rache für unser gräfliches Herrscherpaar. Keinen Augenblick länger wollen wir dieses schändliche Ungeheuer, die Schmach der Menschen und den erbarmungslosesten aller Tyrannen ertragen.

So sprach er und der ganze Saal blitzte von Dolchen und Schwertern und jeder schwur mit diesen mörderischen Spitzen den Tod des Tyrannen. Alle liefen nach Hause, welche alt genug waren, Waffen zu tragen. Und während die Frauen ihre Gatten zu beweinen pflegen, die in den Krieg ziehen, waren dort alle von heftigem Unwillen und tiefem Erbarmen erfüllt, die eine schnallte die Rüstung um, die andere reichte ihrem Manne den Schild, eine dritte setzte ihm den Helm auf, sie sprachen ihnen Muth ein und verdoppelten die Wuth, die ihnen nur

ſchon allzu ſehr im Buſen kochte. — Lodolfo war unterdeſſen mit Stimmeneinhelligkeit auf dem Platze zum Hauptmann gewählt worden, wo ſich alle Bewaffnete im Verlaufe der Nacht verſammelt hatten. Schweigend, aber eilfertig zogen ſie auf die feindliche Burg los, wo ſie kurz nach Mitternacht anlangten. Die drinnen waren ohne Furcht und ohne Beſorgniß, weshalb Lodolfo einige ſeiner Krieger in den Graben hinabſteigen laſſen konnte. Mittels Leitern gelangten ſie ſodann über die Mauern, ohne daß jemand es merkte, erſchlugen alle Wachen, riſſen das Thor auf und ſenkten die Brücke, ſodaß die Burg genommen war, während Ugoccione noch ſanft im Bette in ſeinem Palaſte ſchlief. Der Palaſt ward ſogleich umringt von faſt der ganzen Mannſchaft, mit Ausnahme deren, welche in die Häuſer eindrangen und alle Waffen auf den Platz gerade vor der Wohnung des Herrſchers heraustrugen, wo denn Alles von Fackeln und Waffen blitzte. Auf einmal erwachte Ugoccione aus dem Schlafe durch den Lärm, das Geräuſch und Geheul. Er trat an das Fenſter, ſah die Burg genommen und den Palaſt belagert und alle die Lichter und Waffen. Wie ein verwundeter Stier fing er nun an wüthend hin und her zu rennen. Und wehe Corrado, wenn er im Palaſte ſelbſt gefangen geſeſſen wäre! Das hätte ihm ſicher das Leben gekoſtet. Unterdeſſen ſchrie der Tyrann oben herab dem Volke zu, er wolle ſich und die Seinigen vertheidigen. Aber niemand hörte auf ihn, vielmehr rief Lodolfo die Häupter der Familien auf dem Platze zuſammen, befahl den Lärm einzuſtellen und redete von einer erhabenen Stelle aus folgendermaßen zu ihnen: Wackere Männer, worüber erſchrecket ihr? Denn ich ſehe in euerm Geſichte und in euern Mienen, daß ihr voll Beſorgniß ſeid. Fürchtet ihr für euch oder für eure Söhne oder für die Weiber, ſo erheitert nur alsbald eure Mienen! Ich verſpreche euch, niemand wird unter uns es wagen, euch ein Haar zu krümmen, wenn er

nicht dafür ums Leben kommen will. Fürchtet ihr aber für den gottloſen Ugoccione, ſo ſoll auch nicht einer von euch mit heiler Haut zurückkommen. Ich befürchte daher bei keinem eine ſolche Thorheit zu treffen. Denn wo iſt einer von euch, der ſobald ſeine entehrten Jungfrauen, ſein beflecktes Ehebett, die Plünderung ſeiner Habe, die Niedermetzelung ſeiner Verwandten vergeſſen ſollte? O ihr, nicht Hörige, ſondern Sklaven, nicht Unterthanen eines Herrn und Vaters, ſondern gefeſſelte Krieger voll thieriſcher Wuth, könntet ihr nicht wollen, daß wir die Bande zerbrechen und euch das abſcheuliche Joch einer furchtbaren Knechtſchaft vom Halſe nehmen? Wir ſind hier mit unſern Schwertern, um eure Kinder und Weiber, eure Habe und euer Leben zu vertheidigen. Nein, ihr werdet alſo nicht uns entgegentreten wollen und unſchuldig, wie ihr ſeid, und würdig unſeres Mitleids euch zu Mitſchuldigen jenes Menſchen machen, den ihr hier durch die Nacht bleich auf ſeinem Balkon ſtehen ſeht mit dem verſtörten, ſchrecklichen Geſicht, des Menſchen, der in wenigen Augenblicken in ſein eigenes Blut gebadet euch zum Spott und Schimpf und zur Labung für eure und unſere gerechte Rache werden wird.

Bei dieſen Worten heulte der Tyrann, oben und unten ſchrie das Volk einſtimmig: Tod, plötzlichen Tod dem Verräther!

Die Wächter, welche das Thor des Palaſtes verſchloſſen hielten, fürchteten für ihr Leben, und als Lodolfo außen mit dem Lanzenſchaft anpochte, öffneten ſie ſogleich und die Krieger und die Unterthanen ſtürzten mit großer Heftigkeit hinein. Der treuloſe Liambro und die unſchuldige Dardinella verkrochen ſich in einem unterirdiſchen Gewölbe, Ugoccione verſchanzte ſich in ſeinen Gemächern. Schon wurde von außen mit Hebeln und Hacken die Thüre beſtürmt und Lodolfo ſtund mit bloßem Schwerte davor und mühte ſich ab, ſie zu Boden zu werfen, um auf den gräulichen Unmenſchen loszuſtürzen. Als dieſer

das ganze Zimmer davon wanken fühlte und die Thüre bereits halb aus den Angeln weichen ſah, aber nicht wußte, wo er weiter Hilfe ſuchen ſollte, erfaßte ihn die Raſerei der Verzweiflung, er ſtürzte ſich mit ſammt der Rüſtung köpflings aus dem Fenſter und ſchlug mit dem Schädel auf die Steine des Platzes. Der Helm zerbrach und das Haupt und der ganze verruchte Leib ging in Stücke. Stimmen und Laute des Zornes und der Freude ertönten allenthalben, als man ihn todt ſah. Lodolfo war davon überraſcht und betrübt, als die Thüre geſprengt war und er in das Zimmer ſtürzte, aber nichts anderes ſah, als den freiwilligen Sturz des ſchauderhaften Ungethüms in die Tiefe, wo der fluchbeladene Leichnam vom Volke bei den Füßen im Koth und Unflat umhergezogen und am Ende den Hunden zum Zerfleiſchen überlaſſen wurde. — Lodolfo war nicht ſehr erfreut über den Tod des Gottloſen, wenn nicht die theure Gebieterin lebendig oder todt wieder zum Vorſchein käme und man nichts von Corrado erführe, um ihm die letzten Ehren zu erweiſen, denn er glaubte nicht anders, als daß er ſchon verſchieden ſei. Die Bewaffneten, welche die Burg durchſtreiften, führten ein junges Mädchen vor ihn, das ſie in einem Gewölbe verſteckt gefunden hatten und welche ſie für eine Schweſter des verſtorbenen Ugoccione erklärten. Auch er war von dem Gerüchte getäuſcht worden, daß ſie die Urſache alles Unheils ſeiner Herrſchaft geweſen ſei. Darum verſetzte ihn ihr Anblick in heftigen Zorn, er erwartete nicht, bis ſie auf ihn zutrat, ſondern fuhr auf ſie los mit einem Dolche, packte ſie bei ihren fliegenden Haaren und zielte ſchon, um ihr ihn in den Buſen zu ſtechen. Das erſchrockene Mädchen hob ihre entſetzten glänzenden und ſchwarzen Blicke zu ihm auf und rief: Weh mir, warum ermordeſt du mich?

Lodolfo war betroffen von dieſem Geſichte voll unſchuldiger Anmuth, die auch aus ihrer Bläſſe und Verwirrung hervorleuchtete. Nichts deſto weniger wollte er

den Stoß wiederholen. Aber viel Volk kam dazu und rief einstimmig: Thut ihr nichts zu Leide, schafft die tugendhafte Jungfrau nicht aus der Welt und laßt sie nicht für die Schande büßen, die Schwester deines entmenschten Feindes zu sein.

Der greiseste von ihnen, ehrwürdig vor den andern Allen durch sein Alter, bekräftigte, daß sie, durch besondere Seelengüte ausgezeichnet, niemals Theil gehabt habe an den Verschuldungen ihres Bruders; man solle vielmehr einen gewissen Liambro aufsuchen, einen abscheulichen Menschen, den einzigen Rathgeber und Diener des Tyrannen, welcher sich anfänglich versteckt, dann aber das Gedränge benutzt und die Flucht zu ergreifen versucht hatte. Dardinella wurde sonach einigen braven Frauen des Landes zur Obhut anvertraut, bis die Angelegenheiten beruhigt wären und man auch an sie denken könne. — Liambro ward sodann in wenigen Stunden, mit Ketten belastet, vor ihn geführt. Er bedrohte ihn mit schleunigem Tode, wenn er ihm nicht Alles enthülle, was er von dem Loose seiner verrathenen Herrschaft wisse. Endlich übermannte ihn die Angst und er that ihm zu wissen, zu seiner großen Verwunderung und Freude, daß in dem Gefängnisse nicht nur die Frau sich befinde, sondern daß auch Corrado noch am Leben sein werde. Isotta wurde sogleich aus dem Gefängnisse geholt und war ganz schwach und verschmachtend. Er gab sie Ärzten in Pflege und ertheilte denen, die um sie beschäftigt waren, den strengsten Befehl, nie ein Wort über Corrado mit ihr zu reden, um sie nicht, wenn man ihn etwa noch am Leben fände, durch die freudige Überraschung zu tödten. Dann begab er sich selbst in den Thurm neben dem Burgthore, in welchen Corrado versenkt worden war, legte das Ohr an das Fallgitter, rief ihm mit wehmüthiger Stimme, aber niemand antwortete ihm, sodaß er in heftige Angst gerieth, er möchte ums Leben gekommen sein. Trotz dem ließ er einen Krieger, an ein

Seil gebunden, mit einem Lichte durch das Loch hinab, damit man wenigſtens den Leichnam auffände. Als der Mann in die Tiefe gelangte, erblickte er einen Menſchen auf dem feuchten Grunde ausgeſtreckt, ganz blaß und entſtellt, und als er ihm das Licht an das Geſicht hielt, erkannte er ihn kaum noch für den Grafen. Er ſetzte ſich daher zuerſt rittlings auf das Brett, das an dem Seile befeſtigt war, nahm ſodann den Körper, von dem er noch nicht recht wußte, ob er lebe, auf den Schoos und faßte ihn feſt in die Arme, hielt ſich ſodann mit den Händen am Seil und gab das Zeichen, daß man ihn hinaufziehen ſolle. Ich weiß nicht, ob es Lodolfo mehr Freude oder mehr Schmerz bereitete, als er ihm Corrado ſo übel zugerichtet und kraftlos zu Füßen legte, den er zwar noch lebendig, wiewol dem Tode nahe erkannte. Er ließ ihn auch auf ein Bett im Palaſte legen und ertheilte daſſelbe Verbot, ihm nichts von ſeiner Frau zu erzählen noch daß ſie mit angegriffener Geſundheit unter dem gleichen Dache mit ihm herberge. — Die ſorgfältige Pflege, welche die Ärzte Corrado und Iſotta angedeihen ließen, hatte einen verſchiedenen Ausgang. Die Frau wurde nicht oder nur wenig beſſer, denn der Schmerz über den vermeintlichen Tod ihres Gatten verzehrte ſie allmälig, und wenn Lodolfo ihr manchmal einen matten Strahl von Hoffnung ins Herz blitzen ließ, um ſie auf die große Freude, ihn bald lebend und geſund wiederzuſehen, vorzubereiten, brachte er ſie nur zu einem heftigeren Weinen, da ſie es nur für eine Vorſpiegelung hielt. Der Graf dagegen hoffte, bald ſeine Gemahlin wiederzuſehen, und es ging ihm von Tag zu Tag beſſer. Er verließ bereits das Bett und erlangte wieder ſeine Kräfte. Eines Morgens, als der erſte Sonnenblick kaum die Spitze der Thürme erleuchtete und er ganz allein war, verließ er das Bette und hüllte ſich in ein Gewand aus weißem Zendel, das ihm bis auf die Füße reichte, und bekam Luſt, etwas ſpazieren zu gehen. Er trat daher

in einen langen Laubengang mit Bogen und Säulen, vor welchen eine dichte Rebe sich ausbreitete und dem Orte eine köstliche Frische bewahrte. Er fühlte sich besser bei Kräften, als er geglaubt hatte, und schritt langsam fort bis zum andern Ende. Dort fand er ein großes Thor halb angelehnt, er drückte es auf. Er trat in einen Saal, an dessen einer Seite er einige Frauen schlafen sah. Er ging daher mit möglichst leisem Tritte weiter und trat in eine kleine Kammer, wo ein reiches Bett stand mit geschlossenen Vorhängen. Er dachte nicht daran, daß dort jemand schlafe, und näherte sich demselben, um niederzusitzen und Athem zu schöpfen. Doch hub er einen der Vorhänge und war betroffen, eine Frau zu erblicken mit abgewandtem Gesichte, sodaß er es nicht sehen konnte; ihre blonden Haare waren aufgelöst und lagen wie eine gekräuselte goldene Welle über die weißen Kissen her. Sachte, um sie nicht zu stören, ließ er den Vorhang wieder sinken. Die Frau aber, vielleicht vom Lichte getroffen, kehrte sich halb wachend und mit halb geöffneten Augen gegen ihn. Er meinte zu sehen, ja, er sah ganz sicher, daß es niemand anderes war, als Isotta. Und wie außer sich vor plötzlicher Freude, rief er sie mit lauter Stimme beim Namen. Sie öffnete die Augen und erkannte ihn sogleich, war aber der Meinung, ein Gespenst zu sehen. Sie stieß einen Schrei aus, fuhr zurück, drückte sich auf die andere Seite, bedeckte das Haupt, zitterte und konnte kein Wort hervorbringen. — Die Frauen, welche in dem anstoßenden Zimmer waren, fuhren in ihre Kleider und standen sogleich bei ihr; sie erkannten den, der bei ihr stand, und versicherten sie, es sei ihr Corrado leibhaftig, der durch die hohe Gnade des Himmels Hilfe, Schutz und Rettung gefunden habe. Das Staunen beider war groß. Sie wollten sich tausend Dinge sagen und wußten nichts hervorzubringen, bis sie anfingen, Worte und Schluchzen unter vielen Thränen zu ersticken. Dieses rührende Schauspiel dauerte

lange, Lodolfo ſelbſt eilte herbei und wußte ſelbſt nichts anderes zu thun, als voll Rührung mit ihnen zu weinen. Darauf beſſerte ſich auch Iſotta's Befinden kräftig und ſie wurde bald geſund. Die artige Dardinella endlich, welche die unſchuldige Urſache des eiferſüchtigen Anfalles Iſotta's geweſen war, wurde der Gegenſtand der innigſten Zuneigung ihres ſchönen Herzens. Als ſie daher nach ihrer Grafſchaft zurückkehren wollten, verſammelten ſie einſt ihre Angehörigen, welche früher Dienſtleute Ugoccione's geweſen waren, in einem großen Saale, ließen dahin auch das Mädchen kommen, deren Zuſtimmung zu ihrem Vorhaben ſie ſich ſchon verſichert hatten, und gaben ſie dem hochherzigen Lodolfo zur Gattin, welcher ſo den Lohn erhielt für ſeine ſeltene Treue, und ſie überließen ihnen die freie Herrſchaft über dieſe Burg. Von ihnen begleitet, kehrten Iſotta und Corrado in ihre Grafſchaft zurück, wo das ganze Land in Freude und Jubel war, mehr, als am Tage ihrer Hochzeit. Alle Fenſter waren mit feinen Teppichen geſchmückt, alle Wege mit grünem Laube bedeckt und der Boden überall beſät mit Roſenblättern und wohlriechenden Kräutern. Man hörte von allen Seiten Geſang und Muſik und ſah die heitere Jugend in Tanz und Ringelreihen. So erreichten jene bejammernswerthen Unglücksfälle ihr Ende durch den Untergang der Verräther, zur Freude derer, die ſie erduldet hatten, und gereichten dem zu Ehre und Vortheil, der mit Edelmuth dagegen Widerſtand geleiſtet hatte. Hieraus kann man klar erkennen, wie die Unſchuld, wenn auch beſchwert und verfolgt, doch immer über die Bosheit den Sieg davonträgt.

LV. Francesco Soave.

1782.

139. Alimek oder das Glück.

Eine arabische Erzählung.

(Nov. 7.)

Es ist kein Mensch auf der Welt, der nicht gerne glücklich wäre und der sich nicht alle Mühe gäbe und allen Eifer aufwendete, es zu werden; auch gibt es fast keinen Menschen, der sich nicht beklagte, nie dasjenige Glück zu erreichen, wornach er mit solcher Bemühung und Bekümmerniß trachtet. Aber woher kommt es doch, daß unter so Vielen, die fortwährend und angelegentlich ihm nachspüren, doch keiner oder fast keiner je es dahin bringt, es zu erreichen? Folgten vielleicht die meisten Menschen einer falschen Spur und verirrten vom rechten Wege, der dahin führt, um es gerade da zu suchen, wo es am schwierigsten ist, es aufzufinden? Ich fürchte es fast, und die folgende, wenn gleich fabelhafte Erzählung (wie ja oft große Wahrheiten sich unter dem Schleier der Wahrheit bergen) macht mich sehr geneigt, mich in der obigen Meinung zu bestärken. — Ein arabischer Hirte Namens Alimek bewachte eines Tages ruhig seine Heerde und schweifte auf den verschiedenen Triften umher; da erblickte er unter einem Berge eine Grotte, innerlich mit Pflanzen und Gebüschen bedeckt und fühlte sich versucht, hineinzutreten. Sie war vorn beim Eingang ganz schaurig und finster, im Hintergrunde jedoch sah man sie erleuchtet von einem Lichtstrahle, der von oben kam.

Er trat vor nach jener Seite und fand in einem Winkel der Höhle einen Beutel, einen Ring und eine alte Papierrolle. Sogleich ſtreckte er gierig die Hand aus nach dem Beutel, rief aber, als er ihn ganz leer fand: Ei, ſo ſei verwünſcht, daß du nichts konnteſt, als mir zu ſchmeicheln ohne Vortheil! Wenn nur wenigſtens etwas Geld darin wäre, aber auch nicht ein Stückchen. Geh mir und bleib in des Henkers Namen, wo du bisher geweſen biſt!

Mit dieſen Worten warf er ihn unwillig zu Boden. Als derſelbe an einen Stein anſchlug, vernahm Alimek ein Klingen, das tönte wie Gold. Betroffen nimmt er den Beutel von neuem auf und findet ihn voll.

Himmel, was iſt doch das? Bei Muhammed, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Nun, wie dem auch ſei, des Goldes will ich mich freuen und mirs wohl ſein laſſen.

Mit dieſen Worten nimmt er den Ring und das Papier und macht ſich eilends auf den Weg zur Höhle hinaus.

Nun gehabt euch wohl, ihr Wälder, ſagt er beim Hinausgehen; ſo lange ich dieſes Gold habe, will ich mir die Zeit vertreiben. Wäre ich doch in Mekka!

Kaum hatte er dies ausgeredet, ſo befand er ſich plötzlich in Mekka. Mehr als je beſtürzt und verwundert öffnet er mit zitternder Hand die Rolle und lieſt: Der Beutel wird ſich mit Gold füllen, ſo oft du willſt. Mit dem Ringe wirſt du ſogleich an dem Orte ſein, wo du dir zu ſein wünſcheſt.

Froh über dieſe Kunde fühlte Alimek zuerſt die Neugier in ſeinem Herzen erwachen, unbekannte Länder zu ſehen, und er ſuchte ſie auch zu befriedigen. Die Leichtigkeit, ſich von einem Orte zum andern zu verfügen, machte, daß er in kurzer Zeit einen großen Theil der Welt durcheilen konnte. Er fand anfänglich das größte Vergnügen darin, die Mannichfaltigkeit der Länder, die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche, die unzähligen Naturerzeugniſſe,

die vielen Hervorbringungen der Kunſt, den Unterſchied der Sitten und Gebräuche der einzelnen Völker zu betrachten. Nach einiger Zeit aber begann die Freude hieran geringer zu werden. Je weiter er ging, um ſo mehr ſah er die Mannichfaltigkeit, die ihn zuerſt angezogen hatte, ſich vermindern; denn die Kunſt und die Natur boten nahezu überall dieſelben Gegenſtände dar; die Gebräuche und Sitten der Menſchen, lauter Producte derſelben Leidenſchaften, unterſchieden ſich nur an unweſentlichen Merkmalen. Der Reiz der Neuheit ſchwand und mit ihm ging die Neugier ſelbſt dahin; des Reiſens ſatt gedachte er auszuruhen. — Er wählte zu dieſem Zwecke die Stadt Conſtantinopel, woſelbſt er am beſten die Vergnügungen genießen zu können glaubte, die ſeine Reichthümer ihm leicht verſchaffen konnten, und wo der Zuſammenfluß ſo vieler Völker dazu dienen konnte, ihm das Gedächtniß an das zu erneuern, was er bei ſeinen Reiſen an verſchiedenen Orten beobachtet hatte. Er fing ſonach an, ſich dort allen Arten von Zerſtreuung hinzugeben, jeder Laune nachzugehen, in Lüſten und Genüſſen zu ſchwelgen. Aber es dauerte nicht lange, ſo wurde er auch deſſen müde. Durch die Gewohnheit wurden ihm auch die ausgeſuchteſten Genüſſe geſchmacklos; je mehr er ſich bemühte, ſie mannichfaltig zu machen, deſto mehr begegnete er allenthalben der Sättigung. Sein unbeſchäftigter Geiſt war erdrückt von einer unerträglichen Langweile und dieſe nur war ſeine ſtete Begleiterin auf allen ſeinen Tritten und Schritten. Eine Krankheit, die ihn befiel und die eine Folge ſeiner Ausſchweifungen war, überzeugte ihn endlich, daß das Glück nicht in einem weichlichen, üppigen und wollüſtigen Leben beſteht. Er beſchloß, das Glück aufzuſuchen in der Beſchäftigung in nützlichen Dienſten. — Seine unermeßlichen Reichthümer verſchafften ihm leicht Gönner und Freunde. Die Kenntniſſe, die er auf ſeinen Reiſen erworben, verſchafften ihm leicht das Anſehen, als ſei er zu den wichtigſten Ge-

schäften tauglich. Er stieg schnell von Stufe zu Stufe zu den höchsten Ämtern, bis er endlich die erhabene Stellung eines Großwessiers erreichte. Hier begannen ihn die Geschäfte von allen Seiten zu umlagern: bald ließen ihm die Befehle des Herrschers, bald die Beschwerden der Unterthanen keinen Augenblick Freiheit und Ruhe. Die Launen des weibischen Monarchen, die Unruhe der Frauen des Serails, die Verschwörungen und Ränke der Neidischen und Eifersüchtigen hielten ihn fortwährend in Bewegung und Furcht. Er fing an aus Erfahrung zu erkennen, daß die Würden und Ehren am Ende wieder zu nichts anderem führen, als zu einer glänzenden Knechtschaft. Auch hieran ersättigt, dachte er bereits daran sich zurückzuziehen, als die Kunde nach Constantinopel gelangte, daß Persien sich zum Kriege rüste. Er wurde beauftragt, mit einem starken Heere sich zu beeilen, den Stolz der Feinde zu bändigen; er fühlte sich von dem Verlangen nach Ruhm gestachelt und eilte hin. — Die ersten beiden Schlachten hatten einen glücklichen Ausgang. Die Feinde wurden zerstreut und mußten sich gänzlich von Turkestan, das sie schon besetzt hatten, zurückziehen. Er wurde überhäuft mit Lob und Ehren; der Name Alimek ertönte mit Beifallsruf durch das ganze Reich; der Großsultan rüstete sich schon, ihn in der Hauptstadt zu empfangen mit der prunkendsten Pracht des herrlichsten Triumphes: als er, mit allzu großer Hitze im feindlichen Lande vordringend, in einen unvorhergesehenen Hinterhalt fiel und sich nur mit einer beträchtlichen Einbuße an Mannschaft befreien konnte. Die Scene wechselte nun im Nu; die Lobeserhebungen verwandelten sich in Verwünschungen; statt des vorbereiteten Triumphes sah er sich in der goldenen Schnur den Tod entgegen tragen. — Glücklicherweise befreite ihn sein Ring aus dieser Gefahr; er verschwand, und nachdem er verschiedene Theile von Indien durchzogen hatte, immer Überdruß und Unruhe mit sich führend, hielt er zuletzt stille

in der Stadt Golconda. — Dort herrschte eine Fürstin von solcher Schönheit, daß sie für das Wunder von Asien galt. Alimek war beim ersten Anblick von ihr betroffen und fühlte sich von dem lebhaftesten Feuer erglühen. Er suchte sogleich in den Hof eingeführt zu werden und es gelang ihm ohne Schwierigkeit. Die Pracht, mit welcher er sich vorstellte, das Betragen, welches ihn gleichfalls auszeichnete, seine edeln und anmuthigen Sitten, die gewählten lebendigen und mannichfaltigen Gespräche, die Bekanntschaft mit vielen durchreisten Ländern, die er kund that, zogen die Aufmerksamkeit Selima's (so hieß die Fürstin) auf seine Person und ließen sie Alimek's Gesellschaft angenehm finden. Er wurde eingeladen, sich einige Zeit in Golconda aufzuhalten, eine Einladung, welche er bereitwillig annahm; es wurden ihm Feste, Jagden und Zerstreuungen veranstaltet; er seinerseits bekundete in Kleidern, Juwelen und reichem Gefolge täglich mehr seinen Reichthum und seinen Geschmack. Selima gestand ihm allmälig ihr innigstes Vertrauen zu, sie schien sich auch in Liebe für ihn zu entzünden und kam fast so weit, ihn auf seine Hand hoffen zu lassen. In höchster Wonne trunken, glaubte sich Alimek schon auf dem Gipfel des Glückes angelangt, das er so lange Zeit suchte, als der Neid der Höflinge, die es allzu schwer vermerkten, daß sie einem Fremden dienen sollten, eine so schwarze Verleumdung wider ihn anzuzetteln und mit allen Farben der Wahrheit und unwiderlegbaren Sicherheit den Augen der Königin so geschickt darzustellen wußte, daß sie unverweilt befahl, ihn zum Tode zu führen, und so war er zum zweiten Male genöthigt, die Kraft seines Ringes in Anspruch zu nehmen, um sich zu befreien. — Er schied von dannen, das Herz voll Aerger und Unmuth darüber, daß so mit Einem Schlage alle seine Hoffnungen verschwunden waren und das ganze Glück in Rauch aufgehen sollte, das er nun endlich gefunden zu haben träumte. Er durchsuchte ver-

schiedene andere Theile von Asien ohne zu wissen, wo er stille halten sollte; immer unruhig und trostlos und misvergnügt mit sich selber, beschloß er endlich, sich nach China auf den Weg zu machen. Während er hier, allein und nur mit seinen traurigen Gedanken beschäftigt, einen Tag auf den einsamen Feldern umherschweifte, hörte er auf einer Seite den Widerhall froher Musik, Gesänge und jubelnder Rufe; die Neugier trieb ihn zu sehen, wer es sei, und er wandte sich dahin, von woher der Schall kam. An einem Landhause angelangt, sah er eine Schar von Bauern und Bäuerinnen, welche spielend und singend und heitere Tänze zusammen aufführend sich erlustigten und ergetzten. Er wunderte sich die Freude zu sehen, die so rein und ungetrübt sich auf jedem Gesichte abmalte, er näherte sich einem Greise mit ehrwürdigen grauen Haaren, welcher in seinem heiteren Gesichte stets die Anmuth und Kraft eines Körpers und einer Seele zeigte, die keineswegs von den Jahren niedergedrückt war und ihre Feste mit Wonne betrachtete. Er fragte ihn, was die Veranlassung sei zu diesem außerordentlichen Jubel.

Das ist nichts außerordentliches für uns, sagte der Alte; in den der Ruhe gewidmeten Tagen, nachdem den Göttern die schuldige Verehrung erwiesen ist, verstreichen unter unschuldiger Erholung auf diese Weise unter uns die uns übrigbleibenden Stunden in Heiterkeit.

Ihr schafft, sagte Alimek, ein süßes Gegengewicht gegen die Last der Beschwerden und Arbeiten, die ihr aushalten müßt, und gegen das unglückliche Leben, das ihr an den andern Tagen zu übernehmen genötigt seid.

Der Alte antwortete lächelnd: Ich habe schon über siebenzig Jahre in der gleichen Lebensweise zugebracht und danke dafür den Göttern höchlich; und auch wüßte ich nicht zu sagen, daß ich dieses Leben je unglücklich gefunden habe. Ich weiß wohl, ihr Große meint kein Glück haben zu können, wo man nicht schweres Gold

und Silber und reiche, köſtliche Edelſteine glänzen ſieht; uns Landleuten aber, wenn wir in eure Städte und Paläſte kommen und den daſelbſt herrſchenden Lärm und Unruhe hören und ſehen, erwecken eure Reichthümer weit öfter Mitleid, als Neid. Die Ruhe iſt nicht für euch gemacht; Habſucht, Ehrgeiz, Wetteifer, Zwietracht bringen euch jeden Augenblick darum; und wo keine Ruhe iſt, da gibt es auch kein Glück. Wir ſind weniger reich, als ihr; Gold und Silber kennen wir kaum; aber was ihr damit kauft, das reichen uns unſere Heerden und Ländereien zur Genüge und wir ſind zufrieden.

Alimek war überraſcht von den Worten des Alten und wünſchte auch zu erfahren, wie er in Armuth und Beſchwerden jenes Glück zu genießen vermöchte, das er mitten in Bequemlichkeit und Reichthum noch nicht im Stande geweſen war zu finden; er beſchloß alſo, ſich noch etwas weiter mit ihm zu unterhalten und ergetzte ſich indeſſen an dem Anblick derer, welche mit ihren unſchuldigen Vergnügungen fortfuhren, ſich zu ergetzen.

Sehr verwunderlich, ſprach er, iſt es mir, daß Männer wie ihr, die beſtändig unter Mühſalen und Anſtrengungen zu leben genöthigt ſind, ſich jemals glücklich nennen können.

Die Arbeit, antwortete der Alte, kann vielleicht dem, der ſich durch lange Übung an fortdauernden Müßiggang gewöhnt hat, eine ſchwere Pein ſcheinen; uns aber iſt ſie nichts als eine Erholung. Ich habe nie ſo traurige Stunden verlebt, als in der Zeit, da ich mich durch Unpäßlichkeit gezwungen ſah, meine gewohnten Leibesübungen aufzugeben und daheim müßig zu bleiben. Die Zeit verfloß mir damals mit unerträglicher Langſamkeit und tauſend Jahre ſchien mir jeder Augenblick. So wie ich mit meinen Arbeiten beſchäftigt bin, erreiche ich das Ende des Tages, ohne es nur zu bemerken, und fühle keinen Augenblick das ſchwere Gewicht der Langweile, die ich ſo unerträglich gefunden habe, ſo oft ich genöthigt

war, unthätig zu verharren. So oft ich aber in die Stadt komme, will es mir ſcheinen, als ſehe ich ſie auf den Zügen der geſchäftsloſen Leute gemalt.

Aber die fortwährende Laſt der Mühe, welche ihr überwinden müſſet, hielt Alimek entgegen, iſt noch weit ſchwerer und weit unerträglicher.

Die Laſt der Mühe, antwortete der Alte, iſt ſchwer für einen Sklaven, der gezwungen iſt, ſie gezwungen und wider ſeinen Willen zu erdulden und ohne daß er auch nur ausruhen darf, wenn das Bedürfniß es erheiſcht. So iſt es aber nicht unter uns: wenn ich müde bin, ſo gewähre ich mir unangefochten die Ruhe, welche ich bedarf, um alsdann meine Arbeit mit um ſo größerer Spannkraft wieder vorzunehmen. Auch dulde ich nicht, daß ein anderer über Kräfte und Schuldigkeit ſich abmühe. Auf dieſe Art iſt die Mühe keine Laſt mehr, ſondern eine anmuthige Übung. Sie beſchäftigt uns und entfernt uns von allen traurigen und läſtigen Gedanken. Der Leib gewinnt dadurch an Geſundheit und Stärke und wird frei von den Übeln, welchen beſchäftigungsloſe Menſchen ſo oft unterworfen ſind. Speiſe und Schlaf ſind uns nach der Arbeit doppelt ſüß; ſo lange ſie dauert, iſt der Gedanke an die Früchte, welche daraus entſpringen werden, für uns ein beſtändiges Vergnügen, das ihr Reiche und Große nicht kennt. Jede Furche, die ich auf meinem Acker ziehe, ruft mir die Vorſtellung des frohen Tages der Ernte hervor und dieſer Gedanke ſpendet mir zum voraus alle Luſt.

Aber die Frucht, ſagte Alimek, die ihr von ſo langen Mühen erntet, iſt am Ende etwas ſehr unbedeutendes im Vergleich zu dem, was die Reichen ohne Mühe und Anſtrengung genießen.

Wenn ich mir, antwortete der Alte, vollſtändig den Durſt löſche in dieſem kleinen Bache, der hier neben mir fließt, was kümmert es mich, wenn ein anderer den ganzen Hoang trinkt? Mein Acker und meine Heerde

geben mir ſo viel als hinreicht, um meinen Wünſchen zu genügen und mich zufriedenzuſtellen: was ſoll ich mehr verlangen? Das Glück beruht nicht darin, daß man viel hat, ſondern daß man ruhig das zu genießen verſteht, was uns unſer Fleiß und das Glück zuführt, und daß man weiß ſich zu begnügen. Ihr, die ihr im Überfluſſe ſchwimmt, ſeid in der That ärmer, als ich, denn eure Wünſche erſtrecken ſich immer weiter. Wenige Bedürfniſſe legt uns die Natur auf und dieſe ſind leicht zu befriedigen; tauſend Andere, die ich nicht kenne oder um die ich mich nicht kümmere, bildet euch fortwährend die Laune vor, und wenn ihr ſie nicht befriedigen könnt, ſo iſt euch das eine unaufhörliche Quelle der Bitterkeit und Beunruhigung. Drei Dinge (und ihr dürft hierin wol einem alten Manne glauben, der eine lange Erfahrung zur Lehrmeiſterin gehabt und der im Laufe ſeiner Tage oftmals ebenſo gut die Bewegung und den Lärm der Städte betrachtet hat, als die Ruhe und das Schweigen des Landlebens), drei Dinge bedarf man zum Glücke und nicht weiter, aber dieſe drei alle ſind unerläßlich, nämlich Gemüthsruhe, Beſchäftigung und Zufriedenheit. Verſteht es euer Gemüth in Ruhe zu bewahren, alle Feindſchaft und Zwietracht fern zu halten, die unruhigen Leidenſchaften zu zügeln, mit Feſtigkeit die unumgänglichen Übel zu ertragen und zu beſiegen; verſteht es die lange Weile zu fliehen, indem ihr den Müßiggang flieht, indem ihr euch nützlich beſchäftigt; verſteht es, weiſe eure Güter, ſeien es viele oder wenige, zu genießen, wie ſie der Himmel euch zutheilt, und euch damit zu begnügen: und ihr werdet glücklich ſein.

Alimek ſtaunte, ſo viel Verſtand in einem Dorfbewohner anzutreffen, und der Schluß ſeiner Rede prägte ſich tiefer als Alles ſeiner Seele ein. Er nahm Abſchied von ihm und wiederholte bei ſich, was er von ihm gehört hatte. Je öfter er in ſeinem Herzen die Sache erwog, deſto wahrer ſchienen ihm die ausgeſprochenen Urtheile.

In der That, sagte er bei sich selbst, das Glück, dem ich bisher so eifrig forschend nachgegangen bin, sollte auf den Fluren wohnen, in welchen ich geboren ward, und ich hätte, indem ich sie verließ, nicht geradezu mich immer weiter von ihm entfernt? Ha, unselig müßte ich dann das Geheimniß nennen, das ich in der Grotte gefunden habe und über welchem ich mich so glücklich schätzte. In Wahrheit, wenn ich es genau überlege, was kann ich anders davon sagen? Welchen Vortheil habe ich bis jetzt aus einem solchen Geheimnisse gezogen? Müde und gelangweilt von endlosen Reisen, von welchen ich weiter nichts gelernt habe, als die traurige Erkenntniß der Verdorbenheit der Menschen, wie sie überall gleichförmig und bei ihren Ausschweifungen doch auf eine närrische Weise mannichfaltig ist; angeekelt von geschmacklosen Vergnügungen, die mir nie einen Augenblick wahre Befriedigung gewährt und mich statt dessen an den Rand des Grabes gebracht haben, unterdrückt durch einen eiteln Ehrgeiz von einem Getümmel von Strebungen, Unruhen, Mißvergnügen, das ich doch am Ende mit einem Strange belohnt sah, unverdienterweise verrathen von einem Weibe, das sich stellte, als ob es mich liebte und das meinen Hoffnungen so sehr geschmeichelt hatte, schweife ich nun umher ohne zu wissen, wohin ich mich wenden soll und bin von nun an mir selbst verhaßt und unerträglich. Wie viel besser wäre es gewesen, ich wäre in meinen heimatlichen Fluren in meiner ursprünglichen Einfachheit geblieben! Die Speise, die ich dort genoß, war weniger gekünstelt: aber der Appetit, der mir niemals fehlte, wie sehr würzte er sie! Die Kleider waren einfach; aber wie viel besser schützten sie mich gegen die Ausschreitungen der Jahreszeiten, als die, welche mir später die wechselnde Laune der Mode vorgeschrieben hat. Meine Hütte war arm, aber wie süß schlief ich darin manchen langen Schlaf fern von jeder Unruhe, von jedem beschwerlichen Gedanken! Die Hut der Heerde oder die Bestellung des

Feldes beschäftigte mich den Tag über; aber wie sehr war eine solche Beschäftigung der Muße vorzuziehen, die ein unzertrennlicher Gefährte der langen Weile ist, die mich so oft niedergedrückt hat. Ja, der ehrwürdige Greis hat wohl Recht, den der Himmel mir entgegengeführt hat, um mich aus meiner Täuschung zu reißen. Er ist die Stimme eines wohlwollenden Gottes, der mich zurückruft auf den guten Pfad, von welchem ich abgeirrt war, und dem muß ich folgen.

Er brachte die ganze Nacht unter diesen Gedanken hin; beim ersten Grauen des Tages erhebt er sich plötzlich, er kehrt zu dem guten Alten zurück und bittet ihn zu genehmigen, daß er künftig mit ihm zusammen lebe und endlich mit ihm das Glück genieße, das er allenthalben bis jetzt gesucht und das ihn immer geflohen habe. Der Alte sprach zu ihm mit freundlichem Lächeln: Ich freue mich, daß die Einfachheit und Unschuld unseres Lebens euch doch weit glückbringender erscheint, als erst gestern noch der Fall zu sein schien: aber dieses Leben würde auch jetzt für euch nicht passen und das Glück wohnt nicht allein auf dem Lande. Selbst mitten im Lärm der Städte, mitten im Reichthum könnt ihr es finden, sobald ihr nur wollt. Ihr müßt nur verstehen, die Seelenruhe fortwährend beständig zu bewahren, verstehen, zufrieden zu sein mit euern Besitzungen und übermäßige Wünsche, die von Natur immer unersättlich sind, zu zügeln, und verstehen, fern von Müßiggang und Unthätigkeit euch mit irgend etwas verständig und ehrlich zu beschäftigen: weiter braucht es nichts.

Das alles könnte ich, antwortete Alimek, ich sehe es wohl; aber allzu große Mühe würde es mich kosten, für mich selbst ein Leben zu suchen, um glücklich zu sein, während ihr es mir schon fertig darbietet. Andererseits ist das Landleben mir nichts so Neues, daß ich mich nicht leicht darein fügen könnte.

Hier fing er an, ihm zu erzählen, wo er herstamme,

wie er in der Grotte die unſelige Börſe und den Ring gefunden und welche Wechſelfälle des Schickſals er ſeither durchgemacht habe. Er überreichte ſodann dem guten Alten Beides und ſagte: Ich mache euch damit ein Geſchenk, nur erlaubt mir, daß ich mich von nun an nicht mehr von euch trennen muß.

Als der verſtändige Alte dies hörte, ſagte er: Wenn es euch Freude macht, ſo nehme ich euer Geſchenk an, aber nicht um es in Anwendung zu bringen (der Himmel bewahre mich vor einem ſo ſchlimmen Gedanken!), ſondern nur um es euch aufzuheben für den Fall, daß doch einmal eine Zeit käme, wo ihr, müde der Genügſamkeit und Einfachheit des Bauernlebens, Luſt bekämet, jenes wieder an euch zu ziehen. Wie weiſe auch der Entſchluß iſt, den ihr gefaßt habt, ſo ſcheint er mir doch etwas raſch und übereilt und könnte einſt eine zu ſpäte Reue zur Folge haben. Ihr ſollt, ſo lange es euch behagt, den Verſuch machen, wie es ſich unter uns leben läßt; gefällt es euch dabei, ſo bleibt es euch überlaſſen, ob ihr bleiben wollt; verliert ihr aber den Geſchmack daran, ſo ſoll euch auch niemand hindern, eure Gaben wieder zurückzunehmen und weiter zu ziehen.

Alimek war höchlich erfreut über die freundliche Aufnahme und die kluge Überlegung des Alten: er legte ſogleich die eiteln Gedanken von ſich, die ihn bisher auf tauſend Arten gepeinigt hatten und begann in Ruhe, Sparſamkeit und Thätigkeit die reine Luſt und die volle Genugthuung ſeiner Seele zu fühlen, die er früher nicht kannte. Nach Verlauf einiger Zeit gedachte er, weit entfernt, den gefaßten Entſchluß zu bereuen, da er ſich vielmehr dadurch täglich mehr befriedigt fühlte, ſein Glück vollſtändig zu krönen und in einer Weiſe feſtzuſtellen, daß es ihm nicht mehr entfliehen könnte. Der gute Greis hatte eine Tochter, in welcher Schönheit und Reinheit der Sitten ſich gegenſeitig erhöhten und wetteifernd ſie liebenswürdiger und reizender darſtellten. Sobald Alimek

glaubte, eine ſolche Probe von ſich abgelegt zu haben, daß der Vater keinen Anſtand nehmen dürfte, ſie ihm zur Gattin zu geben, legte er ihm dieſe angelegentliche Bitte vor: da dieſer aber aus langer Erfahrung allzu gut die Unbeſtändigkeit des menſchlichen Herzens kannte und nur zu ſehr der Feſtigkeit Alimek's mistraute, wollte er die begonnene Probe noch länger fortſetzen. Am Ende ſah er aber an ihm ſo ſichere Beweiſe eines mit ſeinem neu gewählten Stande vollkommen zufriedenen und von dem Aufgeben deſſelben gänzlich entfernten Sinnes, daß er nicht länger zögern mochte, ſeine Wünſche zu befriedigen. So erreichte denn Alimek endlich den Gipfel des Glückes, welchen Reichthümer, Lüſte und Ehren ihm nie zu verſchaffen vermocht hatten; er wollte den Beutel und den Ring an einer Stelle begraben, wo kein anderer ſie wiederfände und, wie er, den unſeligen Gedanken dadurch in ſich erwachen ſehen könnte, ſich unglücklich zu machen, während er das Glück ſuchte, wo es am wenigſten zu finden iſt.

LVI. Michele Colombo.

1794.

140. Der Mönch als Esel.

(Nov. 3.)

In vielen Gegenden Italiens sah man in früheren Zeiten auf dem Gipfel eines entlegenen Hügels eine einsame Hütte errichtet, welche man Einsiedelei nannte. Man sieht solche zuweilen noch heutzutage, doch sind sie sehr selten geworden. Diese Hütten waren bewohnt entweder von einem einzigen oder von zwei oder höchstens drei Männern, welche dort ein einsames Leben führten und ihren Unterhalt durch Almosen erwarben, welche sie von Woche zu Woche in den umliegenden Dörfern und in den benachbarten Städten einsammelten. Sie bekannten sich zu keiner Ordensregel, wiewol sie Mönchskleider trugen, sondern hielten sich, wie Sanct Benedict sich ausdrückt, nach ihrer Phantasie, indem sie für gut und heilig erklärten, was mit ihren Wünschen übereinstimmte, und für unerlaubt erachteten, was ihnen nicht behagte. Manche von ihnen lebten allerdings untadelhaft in ihren Einsiedeleien; deren Zahl aber war nicht bedeutend. In der Trevíser Mark lebte vor nicht gar langer Zeit in einer solchen Einsiedelei ein ehrwürdiger Greis, der sich zurückgezogen hatte, um Buße zu thun für seine jugendlichen Übertretungen und hatte ganz allein daselbst wol funfzig Jahre hingebracht in langen Entsagungen und fortwährender Selbstpeinigung. Weil er aber in seinen gebrechlichen Tagen fremden Schutz bedurfte, entschloß er

ſich, in ſeine ärmliche Wohnung zwei andere Eremiten aufzunehmen, von denen einer Teodelindo, der andere Arſenio hieß. Teodelindo war ein allerliebſtes Eremitchen und gewann ſich durch die Holdſeligkeit ſeines Weſens alle Herzen und erhielt von jedem was er wollte. Der andere Eremit war ein lebensluſtiger, heiterer Spaßvogel, deſſen Kopf voll Schnurren und wunderlichen Einfällen ſteckte; er überliſtete die Leute und brachte ſie dahin, ihm ſeine Wünſche zu erfüllen, ohne daß ſie es nur merkten. Die beiden luſtigen Brüder durchzogen die Umgegend an beſtimmten Tagen, um Brot, Wein und was ihnen ſonſt vonnöthen war, zu erbetteln, und ich kann verſichern, daß ſie mit guter Ernte in ihre Einſiedelei zurückkamen. — Eines Tages begab es ſich unter Anderem, daß die zwei Einſiedler, die nach ihrer Gewohnheit Almoſen ſuchend durch das Land gezogen waren, gegen Abend ihre Schritte nach ihrer Behauſung zurücklenkten; da erblickten ſie einen an einen Baum gebundenen Eſel, der von niemand bewacht war. Er gehörte einem armen Landmann jener Gegend, Namens Gianni, welcher um ſich und ſeine kleine Familie zu erhalten, ein kleines Gütchen bewirthſchaftete. Alle Zeit, die er erübrigte, brachte er in einem nahe gelegenen Wäldchen zu, woſelbſt er ſich mit Holzvorräthen verſah. Er belud damit ſeinen Eſel und führte es nach Haus, von dort aber brachte er es von Zeit zu Zeit nach der Stadt und kaufte mit dem daraus erlöſten Gelde ſeine ſonſtigen Bedürfniſſe. Dieſer Gianni war ein plumper und ſo einfältiger Menſch, daß man ihm hätte weis machen können, in gewiſſen Ländern haben die Eſel Flügel und fliegen wie die Adler. Dieſer Menſch nun hatte ſein Laſtthier vor dem Walde ſtehen laſſen und war bereits hineingegangen, als die Eremiten dort anlangten. Sie waren heute ſchon lange zu Fuß gewandert und zwar auf ſchlüpfrigen und ſchmutzigen Pfaden. Da ſie nun volle Querſäcke trugen, wurden ſie von Müdigkeit geplagt

und konnten kaum noch ihre Schritte weiter führen. Als daher Arſenio den Eſel ſah, fiel ihm ein völlig neues Auskunftsmittel ein. Er wandte ſich zu ſeinem Geſellſchafter und ſagte lachend: Was würdeſt du zahlen, Teodelindo, wenn du das Thier bekämeſt, um dir dieſen Querſack zu tragen?

Wahrhaftig, antwortete dieſer, das käme mir jetzt gerade gelegen; ich kann faſt nicht mehr weiter.

Nun ſage mir, Bruder, fügte der andere hinzu, ſcheint es dir angemeſſen, daß ein rüſtiges Laſtthier in Ruhe und müßig daſteht, während wir, ermüdet, wie wir ſind, zu Fuß nach unſerer Einſiedelei dieſe Laſt ſchleppen ſollen? Siehſt du nicht, daß die göttliche Vorſehung ſelber uns auf dieſen Eſel hat ſtoßen laſſen? Und wir wollen auch das Gute, das ſie uns vorſetzt, nicht ausſchlagen.

Er trat zu dem Eſelein hin, legte ſeinen Querſack auf ſeinen Rücken und forderte den andern Eremiten auf, das Gleiche zu thun. Dann band er das Thier vom Baume los und zog ihm den Halfter ab, legte dieſen dann um ſeinen eigenen Hals und band ſich ſelbſt hin in der Weiſe, wie früher das Laſtthier angebunden geweſen war. Darauf wandte er ſich zu Teodelindo und ſprach: Geh, Bruder, und bring die Laſt in die Einſiedelei! Biſt du dort, ſo ſagſt du dem ehrwürdigen Alten, ich ſei vor Müdigkeit nicht mehr vorwärts gekommen und habe mich bei einem braven Manne einquartiert, der mich menſchenfreundlich aufgenommen; dir habe er, damit du alles Brot mitnehmen könneſt, freundlich dieſen ſeinen Eſel geliehen, den wir ihm künftige Woche, wenn wir wieder des Weges kehren, zurückbringen können. Was mich betrifft, ſo ſagſt du ihm, daß ich im Laufe des morgenden Tages mit Gottes Hilfe nachzukommen hoffe.

Teodelindo kam die Sache ſo ſeltſam vor, daß er zu träumen glaubte; und wiewol er von dem andern ſchon

allerhand tolle Streiche geſehen hatte, ſo ſchien ihm doch dieſer ſo ganz eigenthümlich, daß er fürchtete, der arme Arſenio habe den Verſtand verloren. Er ſah ihm feſt mit weit aufgeriſſenen Augen ins Geſicht und konnte nichts ſagen und thun.

Nun vorwärts, fuhr jener halb erzürnt fort, mache, daß du weiter kommſt! Jede kleine Zögerung könnte unſere Sache verderben. Für mich laß du nur mich ſelber ſorgen! Vielleicht ſteht mir dieſer Halfter nicht ſo übel zu Geſichte, als du glaubſt. Ich habe dir mehr als einmal bewieſen, was ich durchzuführen im Stande bin. Verlaß dich vollſtändig auf mich und thue, was ich dir aufgegeben habe!

Er ſprach dies mit ſolcher Entſchloſſenheit und Zuverſicht, daß der andere ſich ſogleich fügte und ſprach: Nun gut, da du es willſt, will ich es thun. Denke du an das Übrige!

Er trieb das Eſelein vor ſich hin und ging weiter; und als er bei dem Einſiedel war, richtete er genau aus, was ihm ſein Genoſſe aufgetragen hatte. Dem alten Eremiten that es erſt leid um Arſenio; doch kam er am Ende zu dem Schluſſe, da Gott die Dinge immer aufs Beſte lenke, müſſe man ſich in allen Stücken ſeiner Fürſorge fügen und müſſe ihm danken, daß er dem mitleidigen Bauern ins Herz gegeben habe, einen ſo erſchöpften Einſiedel aufzunehmen und dem andern ſeinen Eſel zu leihen, damit ſchnell der Mundvorrath herbeigeſchafft werden konnte, deſſen er ſo ſehr benöthigt war. — Gianni hatte unterweilen ſein Holz geſammelt und in kleine Bündel gebunden und verließ den Wald, um den Eſel zu laden. Als er nun einen Eremiten an ſeiner Stelle ſah, rief er: Herr Gott, ſteh mir bei!

Er war ganz außer ſich, die Haare ſtanden ihm zu Berge, er ſchlug ein Kreuz und fürchtete alles Ernſtes, es möchte eine Poſſe ſein, die ihm der Teufel ſpiele. Aber er dachte wieder, des Teufels Großmutter hätte

doch nicht die Gestalt eines frommen Einsiedlers angenommen, und so beruhigte er sich einigermaßen: doch ließ sein Erstaunen noch nicht nach und er glaubte, er sei verrückt geworden. Als der Einsiedel die Verwunderung und das Entsetzen Gianni's wahrnahm, hielt er mit Mühe das Lachen zurück; doch zügelte er sich und sprach zu dem braven Landmann: Du wunderst dich höchlich, mein Sohn, über das, was du jetzt siehst, und du hast wohl Ursache dazu. Wie sehr wirst du dich aber nun erst wundern, wenn du hörst, was ich dir jetzt sagen will. Tritt zu mir ohne Furcht, mein Sohn! Hier ist nichts für dich zu fürchten, wiewol wir unsern Herrn Gott sehr preisen und seine geheimen Gerichte bewundern dürfen. Du glaubtest einen Esel in deinem Stalle zu haben und besaßest in Gestalt desselben ein armes Eremitchen, wie ich bin.

Was sagt ihr? rief nun der mehr als je erstaunte Gianni, den Einsiedler unterbrechend, was sagt ihr, mein Vater?

Ich sage dir nichts, als die Wahrheit, versetzte Arsenio. Aber wenn du willst, daß ich dir erzähle, wie dies zugegangen ist, so mache mich zuerst von dem schimpflichen Bande los, das mir noch um den Hals geschlungen ist. — Denke nicht, fuhr er fort, als ihm der Halfter abgenommen war, daß der Mensch, welch ein heiliges Leben er hienieden führe, sündenfrei werden kann. Die menschliche Hinfälligkeit ist so groß, die Gelegenheiten zum Sündigen sind so zahlreich, die Versuchungen so stark und anhaltend, daß er nur schwer widerstehen kann. Und wenn er auch aus der Welt flieht und in der Einsamkeit lebt, so geht doch das Fleisch mit ihm und stachelt ihn mit seinen Verführungen überall. Daher ist es kein Wunder, wenn er manchmal der Versuchung erliegt und in Sünden verfällt selbst in den der Frömmigkeit bestimmten Freistätten. Auch ich hatte das Unglück zu sündigen und meine Sünden waren der Art,

daß die Gerechtigkeit Gottes, um mich zu strafen, mich in ein gemeines Lastthier verwandelte. In diesem Zustand leistete ich so schwere Buße, wie du weißt, bis es am Ende der himmlischen Barmherzigkeit gefiel, mich aus einem so verworfenen Zustande zu erheben und mich zur Würde der menschlichen Natur herzustellen.

Gianni schenkte Arsenio's Worten vollständig Glauben, er erinnerte sich an alles das, was das unglückliche Thier von ihm zu leiden gehabt hatte, und spürte darüber bittere Reue. Er warf sich vor ihm auf die Kniee und sprach fast weinend: Mein Vater, wollt ihr mir die Schläge verzeihen, die ihr von mir bekommen habt und deren Zahl unendlich war, und ebenso all die Flüche, die aus meinem Munde über euch ausgestoßen wurden? Dies thut mir nun um so mehr leid, als ich gegen die frommen Eremiten die tiefste Verehrung hege.

Arsenio hub ihn freundlich auf und antwortete lächelnd: Betrübe dich nicht, lieber Sohn, denn indem du auf meinem Rücken trommeltest und mir mit dem Stecken die Rippen zähltest, wie du oft thatest, peinigtest du eben nur mein Fleisch, wie es Gottes Wille war. Dieses war aufrührisch wider ihn geworden und das Recht verlangte, daß es gezüchtigt würde, um es zu seiner Pflicht zurückzuführen. Und ich sage dir, daß du mir hierin einen vortrefflichen Dienst geleistet hast; denn je rauher und rüstiger du die Stockschleuder führtest, indem sich meine Buße um so schneller vollendete, um so mehr beschleunigtest du den Zeitpunkt meiner Befreiung. Weit entfernt daher, dir darüber böse zu sein, muß ich dir dafür ja vielmehr Dank wissen. Und ich verspreche dir, wenn ich in meine Zelle zurückkomme, will ich deiner gedenken; ich werde nie unterlassen, Gott so heiße Gebete für dein Bestes darzubringen, daß, wenn du auch jetzt den Schaden hast, ohne Esel sein zu müssen, der himmlische Segen dir das reichlich einbringen soll, der sich auf deine kleine Hütte herablassen wird, um deine Tage

zu erfreuen und zu erheitern. Darum, mein Sohn, nimm frohen Muthes dein Holz auf den Rücken und zieh hinweg! Gott sei mit dir!

Gianni versetzte: Ei, wollt ihr nicht heute Nacht bei mir herbergen? Der Himmel wird schon dunkel und ihr thut nicht wohl daran, euch um diese Stunde auf den Weg zu machen.

Du hast Recht, antwortete der Einsiedler; aber wie sehr muß mir der Anblick der Herberge zur Beschämung gereichen, wo ich so schmählich lange Zeit verlebt habe? In jedem Falle aber, da die Erduldung einer solchen Schande mir ein Anlaß sein wird zum Verdienste vor Gott, bin ich gerne damit einverstanden. Gehen wir!

Nach diesen Worten machte er sich mit Gianni auf den Weg nach seiner Behausung. — Während sie nun in heiteren Gesprächen des Weges gingen, lenkte Arsenio listig das Gespräch auf Gianni's Familie und erlangte, ohne daß dieser es merkte, allmälig Kunde von seinem Weibe, seinen Kindern und seinem Vater. Als sie daher in das Haus traten, that er, als kenne er alle Anwesenden und fing an, bald mit diesem bald mit jenem zu sprechen, als bestünde zwischen ihnen eine lange Bekanntschaft. Darüber waren alle erstaunt und um seine Freude noch zu erhöhen, sagte der Einsiedler, er wundere sich höchlich, daß er ihnen ungewohnt vorkomme, da er doch lange Zeit in diesem Hause gelebt habe. Gianni bekräftigte diese Aussage des Eremiten, und nachdem er sie alle eine Weile ihrem Staunen überlassen hatte, erzählte er ihnen, wer das gute Eremitchen sei und unter welcher Gestalt er bei ihnen geweilt habe. Ein hochbetagter Mann, der Vater Gianni's, ein junges Weib, seine Frau, und zwei Knäbchen, ihre Kinder, bildeten die ganze einfältige Familie. Alle stunden da mit offenem Munde, hochgeschwungenen Brauen und ohne mit einem Augenlid zu zucken, als sie diese Erzählung vernahmen. Man hätte in diesen bäurischen Gesichtern eine Mischung

von Verwunderung, Andacht und Heiterkeit und gleichzeitig von Reue und Mitleid lesen können. Sie bedachten die langen Mühsale, die der arme Esel erduldet hatte, die spärliche Nahrung von schlechtem Stroh oder noch schlechterem Heu oder den geringsten Kräutern, wie man sie als Unkraut aus dem Garten ausgerissen hatte, die man ihm in die Krippe zu werfen pflegte, und die Prügel, womit jeder von ihnen ihn zerschlagen und zerschunden hatte. Zum Ersatz dieser schlechten Behandlung bemühten sie sich nun, ihm den möglichst freundlichen Empfang zu bereiten. Sogleich wurden zwei Hühner abgethan, die einzigen, die sie im Stall hatten; mit ihnen und anderem, was im Hause war oder was von anderwärts besorgt wurde, wurde ein leckeres kleines Abendessen veranstaltet und erheitert durch einen würzigen Wein, den Gianni eifersüchtig in einem Fäßchen verwahrte, den er aber seinem Gaste zu Ehren heute Nacht springen lassen wollte. In mitten der Speisen und vollen Becher gab sich der von Natur heitere Eremit der Freude dermaßen hin, daß er Alle auf das Höchste ergetzte durch seine artigen Witze und Erzählungen von den seltsamsten und wunderlichsten Dingen von der Welt. Und obgleich er die Klugheit hatte, von Zeit zu Zeit durch erbauliche Worte die heitere Gesellschaft zum Ernste zurückzurufen, um sich als ebenso fromm und gottesfürchtig, wie lustig und spaßhaft zu erweisen, konnte er doch sich nicht so weit bewachen, daß nicht mit der Zeit in Gianni's Innerem ein gewisser Verdacht gegen seinen Gast auflebte, und dies geschah, weil Arsenio mit seiner Frau Cecca, die in ihrer Art etwas in die Augen Fallendes hatte, sich lieber, als mit den andern, zu unterhalten schien. Andererseits war auch Cecca neben ihrer Verehrung für die Mönche überhaupt auch noch von den lustigen Späßen Arsenio's aufgeregt und schoß ihm feurige Blicke zu, was ihr Mann, Gott weiß wie, mehr als einmal bemerkt hatte. Deshalb konnte er sich am Ende nicht mehr halten

und ſprach zu dem Einſiedler: Mein Vater, man ſieht wohl, wie ſehr ihr nöthig habt, euer Fleiſch zu kreuzigen. Heute Abend iſt es, da ihr ihm ein wenig nachgegeben habt, wieder ſtörriſch geworden und bringt euch in Gefahr, wieder in Sünde zu verfallen. Wenn das friſche Gedächtniß eurer überſtandenen Erniedrigung euch ſo ſchlecht bewahrt vor den Reizen des Fleiſches, ſo prophezeie ich euch mit großem Bedauern, daß ihr große Gefahr lauft, wieder Eſelsgeſtalt anzunehmen und vielleicht in ganz kurzem. Daher rathe ich euch, morgen frühe in eure heilige Einſiedelei zurückzukehren und dieſelbe nie mehr zu verlaſſen, vielmehr ohne Unterbrechung euer Fleiſch ſelbſt zu peinigen, wenn ihr nicht wollt, daß es von andern wieder gepeinigt werde.

Es iſt in der That zu verwundern, wie die Lebendigkeit mancher Leidenſchaften oft im Stande iſt, den Verſtand auch bei ſolchen zu ſchärfen, bei denen er ſonſt ganz trübe und ſtumpf iſt. Gianni, über deſſen Lippen nie andere Worte gekommen waren, als wie man ſie von einem rohen und derben Manne erwarten konnte, ſtachelte das ſpitze Schwert der ruchloſen Eiferſucht dermaßen ſeinen ſchläfrigen Sinn auf, daß er ſich auf kurze Zeit aus ſeiner natürlichen Schlafſucht aufrütteln ließ. So kam es, daß er durch eine Art von Wunder wie ein liſtiger und höchſt umſichtiger Mann ſprach. Der Eremit merkte aus Gianni's unerwarteten Worten, daß er auf ſeiner Hut ſein und mit zuchtvollen Reden und wohl bewachten Handlungen der Abtödtung des Fleiſches ausweichen müſſe, wie er denn fortan den ganzen Reſt des Abends that. — Am folgenden Morgen nahm er nach einem kleinen Frühſtück Abſchied, kehrte in die Einſiedelei zurück und ſagte zu dem ehrwürdigen Alten, daß dem braven Manne, der ihn heute Nacht aufgenommen habe, hernach noch die Eingebung geworden ſei, ihnen das Eſelchen zu ſchenken, das er geſtern Teodelindo geliehen habe. Der ehrliche Einſiedel pries die Handlung

der Christenliebe von Seiten des frommen Landmanns; in Betracht aber, daß es den Leuten hätte scheinen können, es passe nicht wohl zu dem frommen Bettelstande und zu dem harten Leben, das sie führen mußten, wenn sie sich einen Esel hielten zur Erleichterung ihrer Mühen, woraus eine Erkühlung in der Liebe der Gläubigen gegen sie entstehen konnte, erklärte er klüglich, es wäre besser, den Esel zu verkaufen, da sie ja auch bisher ohne einen solchen ausgekommen seien. Er übergab ihn daher einem ehrlichen Manne, der oft in die Einsiedelei kam, damit er ihn auf den Markt führe. — Zufällig war an demselben Tage auch Gianni daselbst. Er sah seinen Esel und erkannte ihn alsbald an einem der Ohren, das ein wenig verstümmelt war. Er war sehr betrübt, trat zu ihm hin, näherte sich seinem Ohre, um insgeheim mit ihm zu sprechen, und sagte ganz leise: Ach, lieber Vater, hat das aufrührische Fleisch euch schon wieder einen schlimmen Streich gespielt? Ich hab' es euch doch vorhergesagt, daß es so kommen werde.

Der Esel, als er das Geflüster in seinem Ohre vernahm, schüttelte mit dem Kopfe, als wollte er Nein sagen.

Leugnet es nicht, antwortete Gianni wieder ihn ins Ohr. Ich erkenne euch nur zu gut; ihr seid derselbe.

Der Esel schüttelte den Kopf.

Ei, so lüget doch nicht, versetzte der ehrliche Kerl mit etwas gehobener Stimme, lügt nicht, Vater! Das Lügen ist eine Sünde. Ihr seid es. Ich kenne euch wider euern Willen. Es ist viel besser, ihr gesteht es. Ihr wißt ja, eine Sünde, die man gebeichtet hat, ist schon halb vergeben.

Die Leute, die einen Menschen mit einem Esel ein Zwiegespräch führen sahen, hielten jenen für verrückt und stellten sich um ihn her; um ihn zu foppen, fragte ihn einer dies, der andere das. Gianni gab nun Antworten zum Todtlachen und behauptete steif und fest,

es sei kein Esel, sondern ein unglücklicher Einsiedel, der durch die Gebrechlichkeit des Fleisches schon wenigstens zwei Mal in einen Esel verwandelt worden sei. Er fing dann von vorne an und erzählte die ganze Geschichte von dem Eremiten, der wegen seiner Sünden zum Esel geworden. Bei dieser Erzählung entstand denn ein schallendes Gelächter und Gianni war den ganzen Tag das Gespötte aller Marktleute. Wer es schon gesehen hat, wie der Eule ein ganzer Schwarm von Vögeln nachzieht, die sie mit tausend Tönen und Gezwitscher umschwirren, mag sich das Schauspiel vorstellen, wie man diesem Tölpel auf Schritt und Tritt nachlief und wie die Menge ihn umschwärmte, die mit Späßen und schallendem Gelächter sich wunderbar an ihm ergetzte. Am Ende redete ihm einer im Scherze zu, das unglückliche Thier wieder anzukaufen, es mit Korn und dem besten Heu, das er habe, zu füttern, und ihm eine möglichst gute Behandlung angedeihen zu lassen zum Ersatz der Unbild, die er ihm vorher angethan. Der Rath gefiel Gianni, er kaufte den Esel und nahm ihn mit nach Hause. — Wie staunte der Alte, Cecca und die beiden Knaben, als sie ihren alten Esel wiedersahen! Wer vermöchte den freundlichen Empfang zu schildern, den sie ihm widmeten, und die Pflege, die sie ihm angedeihen ließen! Nie ward ein Esel auf der Welt besser genährt und mehr gehätschelt. Auch ward in kurzem sein Fleisch fett, seine Haut glatt und glänzend, wie eines Hermelins. Allein das schändliche Thier ward nun so unverschämt und nahm so üble Gewohnheiten an, daß es nicht allein dem Alten, sondern auch dem Weibe, den beiden Söhnlein, ja, Gianni selbst sehr zur Last zu werden begann. Es biß heftig, stieß mit den Füßen und schrie so laut Tag und Nacht ohne Aufhören, daß es allen wirklich unausstehlich geworden war. Gianni hatte sich unterdessen eine Eselin zu seinen Geschäften gekauft, der gemästete Esel aber zerriß mehr als einmal den Strick, womit er an die Krippe gebunden

war und beläſtigte die gute Eſelin. Wie ſehr die ehrlichen Leute hieran ein Ärgerniß nahmen, iſt unſchwer einzuſehen, und alle ihre ſonſtige Bekümmerniß ſchien gar nichts in Vergleich mit dieſer. Am Ende ſah Gianni ein, daß das ſchlimme Thier alle Tage böſer wurde und, wenn das gottloſe und garſtige Leben fortdauerte, nie wieder in ſeinen früheren Zuſtand zurückkäme, woran er ſich ſelbſt die Schuld beimeſſen zu müſſen fürchtete, da weder Eremiten- noch Eſelsfleiſch das Verzärteln leiden kann; er erkannte die Nothwendigkeit, dieſes Fleiſch recht tüchtig zu peinigen, wie er ſonſt mit ſo großem Vortheil und mit Billigung Arſenio's ſelber gethan hatte; er nahm daher von neuem ſeine Zuflucht zum Prügel und zu Hieben. Aber ſei es, daß der Herr Eſel allzu weichlich gewöhnt eine übermäßig zarte und feine Körperbeſchaffenheit bekommen hatte, oder daß Gianni im Eifer mit ſeiner Strenge etwas über die Pflicht hinausging, der unglückliche Eſel konnte eine ſo harte Zucht nicht ertragen und war in kurzem Todes verblichen. Die ehrlichen Leute beweinten die ewige Verdammniß des unglücklichen Einſiedels, der zwei Mal, wie ſie glaubten, zum Eſel geworden und ohne Reue geſtorben war über ein verwünſchtes Laſter, gegen das die armen Einſiedler nie zu ſehr auf der Hut ſein können, die ja, wie Gianni bemerkte, auch aus Fleiſch und Bein gebaut ſind, wie andere Menſchenkinder.

LVII. Giovanni Marſili.

1794.

---

141. Der Jude Simon und Sara ſein junges Weib.

In der an neuen und anmuthigen Ereigniſſen immer fruchtbaren Stadt Florenz hatte erſt vor wenigen Monaten ein Jude mit Namen Simon, einer der reichſten und angeſehenſten ſeines Stammes, ganz friſch ein ſchönes und artiges Mägdlein Namens Sara als Weib heimgeführt, als ihm eines Tages in den Sinn kam, da es Sommer war, einen Spaziergang vor die Stadt hinaus zu machen, um ſich ein wenig wie andere Leute auf dem Lande zu vergnügen. Er fragte demnach bei der Frau an und nachdem er ihre Einwilligung erhalten, wurde es unter ihnen verabredet auf den Tag vor Sanct Johannis, der gerade auf einen Sabbat ihren Feiertag fiel. Der Tag kam und um Veſperzeit machten ſie ſich auf den Weg vor die Stadt. An dem verabredeten Ort angekommen, beſtellten ſie ſich ein Salätchen von feinen Kräuterchen, ein paar Brode und eine Flaſche guten Montepulciano, zogen dazu einige andere Sächelchen hervor, die ſie mitgebracht hatten, und machten ſich mit Behagen über dieſe Mahlzeit her. Da geſchah es aber, daß ſie über dem Eſſen und Trinken und anderer Kurzweil der Abend überraſchte, ohne daß ſie es merkten. Es half nichts, wenn ſie auch jetzt noch umkehrten und noch ſo ſehr eilten, denn das Thor, zu welchem ſie herausgekommen waren, war bereits geſchloſſen; darüber waren ſie denn ſehr betrübt. Es bleiben jedoch in Florenz die ganze Nacht über

zu Nutz und Frommen der Fußgänger die beiden Hauptthore der Stadt halb geöffnet, ſodaß für eine Crazia*) jeder, dem's beliebt, aus- und eingehen kann. Simon aber war ſehr müde und hätte noch gar weit gehen müſſen, um das San-Gallusthor**) zu erreichen; er zog daher vor, zu Schiff über den Arno zu gehen und in San Pier Gattolini einzukehren, was denn auch allerdings für ſie das geſcheiteſte war. Aber der Unſtern wollte, daß gegen die ſonſtige Gewohnheit um dieſe Zeit in der Gegend keine Kähne zur Überfahrt ſich fanden. Doch liefen ſie in beſtändiger Hoffnung ſo lange am Ufer hin, bis ſie einen Bauer erblickten, welcher barfuß und ohne Hoſen im Fluß herumwatete und kleine Fiſche fing. Simon fragte ihn, ob in der Nähe kein Schiff zu finden ſei, und da dies verneint wurde, wußte er ſich in der That gar nicht mehr zu rathen. Der Bauer aber, ein erfahrener und verſchmitzter Geſell, der ſich nicht leicht einen guten Fang entwiſchen ließ, hatte ſchon das junge Weib ins Auge gefaßt und da er ſie ſchön und friſch ſah, fiel ihm plötzlich ein, er wolle Simon eine Poſſe ſpielen. Er fing damit an, ihm alle Hoffnung zu benehmen, eine andere Art zu finden, um über den Fluß zu kommen, und bot ſich alsdann an, wenn es ihnen recht ſei, ſie eins ums andere hinüberzutragen. Simon, der nichts Arges dachte und ſich nicht mehr zu laſſen wußte vor Müdigkeit, hielt das für einen glücklichen Fund, wofür er Gott danken müſſe. Sie kamen daher überein auf einen Teſtone***) für das Überſetzen von beiden, und Simon ſagte zu der Frau, ſie ſolle zuerſt hinüber. Der Landmann ſetzte dieſelbe rittlings auf ſeine Schultern und brachte ſie ohne Mühe und Gefahr ans andere Ufer, ſetzte ſie ab, legte ſich zu ihr, ſtreckte ſie ohne alles weitere

*) Crazia der achte Theil des Paolo, deſſen zehn auf einen Thaler gehen.

**) Das nordöſtliche Thor von Florenz.

***) = drei Paoli.

aufs Kies nieder und ſchritt eilig ans Werk. Sara fing an zu ſchreien und mit voller Kehle um Hilfe zu rufen, Simon aber auf dem andern Ufer, welcher theils wegen der Entfernung, theils wegen der Dunkelheit nicht wußte, wie der Handel ging, meinte, ſie fürchte ſich vor dem Waſſer, und rief ihr zu, ſie ſolle ruhig ſein. Die Frau aber ſchrie immer fort und als ſie ſah, daß der Bauer darum doch nicht ruhte, ſagte ſie am Ende deutlich, was ihr fehle. Als Simon dies hörte, war es ihm, als ſtieße man ihm ein Meſſer ins Herz, ſo fing er an zu krakelen und zu toben.

Weh mir, was iſt das? rief er. Ha, du abgöttiſcher Hund, Verräther, Galgenvogel! Liebes Weibchen, erdroſſele den Hund, krap ihn, beiß ihn!

Drei Mal ſprang er in ſeiner Wuth und ſeinem Ärger ins Waſſer bis an den Nabel; drei Mal aber war er genöthigt wieder zurückzutreten, aus Furcht, er möchte ertrinken. Da begann er von neuem ſein wüthendes Geſchrei und kam ganz außer Athem vor lauter Ermahnungen an Sara, ... fein feſt beiſammen zu halten. Der Herr Bauer aber war nicht der Mann, der auf bloßes Geſchrei los ließ, fuhr vielmehr fort, ... zu ſpornen, und ſei es, daß ſie wirklich der Gewalt nicht widerſtehen konnte, oder daß, wie ich mehr geneigt bin anzunehmen, der Mona Sara es endlich auch recht war, ein bischen getauftes Fleiſch zu verſuchen und die Kraft . . . . . kennen zu lernen, kurz, die Sache ging ſo von Statten, wie ſie ſelbſt hernach bekannt hat, daß er nicht eher von ihr abließ, als bis er ſie völlig genoſſen hatte. Darauf machte er ſich aus dem Staube, ohne ſich um den weitern Lohn zu kümmern, denn er meinte, ſchon vollſtändig, ja mehr als genug bezahlt zu ſein. Ohne daß man ihn erkannt hatte, ging er ſeiner Wege und ließ die Frau dieſſeits, den Mann jenſeits des Arno, wo ſie denn auch zu ihrem großen Misvergnügen, oder wenigſtens zu ſeinem

den Rest der Nacht zubringen und den Morgen erwarten mußten. Als dieser erschienen war und Simon Gelegenheit gefunden hatte, an das andere Ufer zu kommen, packte er seine Sara mürrisch mit schäumendem Mund und zornschnaubender Nase und ging schnurstracks mit ihr in das Haus des Fiscalauditors, welchem er von der Frau selbst die ganze Sache von vorn an erzählen ließ, Punkt für Punkt wie sie sich begeben hatte, wobei er die heftigsten Klagen von der Welt ausstieß und grausame Rache verlangte für eine so verruchte Schurkerei. Wie sehr der Richter lachte über eine solche Neuigkeit, das muß jeder sich selbst vorstellen können. Da jedoch das Vergehen ihm allerdings strafwürdig erschien, fragte er den Simon um Namen oder Kennzeichen dessen, den er strafen sollte. Darauf wußte aber Simon nichts Stichhaltiges zu erwidern.

Je nun, sagte der Richter, ich bin kein Wahrsager. Geh in Gottes Namen deiner Wege und suche, und wenn du ihn gefunden hast, so komm wieder zu mir und ich will dir thun, was recht ist.

Simon schied beschämter und misvergnügter von dannen, als er gekommen war, suchte noch an demselben Morgen den Häscherhauptmann auf, erzählte ihm die Sache mit aller Ausführlichkeit und versprach ihm ein Handgeld von vierzig Goldzechinen in Gold, wenn er den Missethäter entdecke. Bis jetzt aber hat man umsonst nach demselben gefahndet und ich meinestheils bin fest überzeugt, daß man ihn nie finden wird und daß Simon gescheiter daran gethan hätte, seine Hörner unter den Rock zu stecken und in Frieden zu tragen, ohne sich so geflissentlich bemerklich zu machen und ganz Florenz zum Stadtgespräch zu werden, wie dies der Fall war.

LVIII. Gaetano Cioni.

1796.

---

142. Francesca von Rimini.

(Nov. 3.)

Vor langer Zeit führte die Herrschaft von Rimini Messer Malatesta, ein wackerer und mannhafter Herr, Vater von zwei Kindern, deren eines Lanciotto, das andere Paolo hieß. Lanciotto war groß und lebhaft in seinem Wesen und kräftig und von großer Stärke, aber häßlich anzusehen, schmutzig in seinem Äußern und hinkend; er war unter Schlachten und Waffenwerk aufgewachsen, in denen er großen Ruhm erworben und viele Proben von Kühnheit abgelegt hatte, dagegen war er in höfischem und edelm Wesen wenig geübt. Doch schätzte Messer Malatesta und die Arimineſen alle seine Tapferkeit und Mannhaftigkeit sehr und man hoffte, nach dem Tode des Vaters werde er die Herrschaft von Rimini übernehmen. Der andere Bruder, welcher Paolo hieß, war von ganz anderem Wesen und Gemütheart, als Lanciotto. Denn seine Meisterschaft beruhte nicht im Waffen- und Kriegswerk, sondern in öffentlicher Verwaltung und Klugheit, im Regiment des Friedens besaß er Erfahrung und war ein sehr einnehmender Redner. Er hatte feine Sitten und viel Einsicht, war schön an Leib und Seele, lauter Höflichkeit und Artigkeit und hatte Freude am Tanz, an Citherspiel und Erfindung schöner Lieder und Serventen. Während nun dieser am Hofe seine Vorzüge glänzen ließ, hatte Lanciotto im Felde gegen Messer Guido

den älteren von Polenta, Herrn von Ravenna, seine Tapferkeit erprobt und hatte dem Heere der Ravenner in einem langen und heftigen Krieg viel Schaden zugefügt. Nach demselben wurde von einigen um den Frieden unterhandelt, die beiden Herrscher erwogen die Verarmung ihrer Kräfte und die Gefahr, ihre Lande, Burgen und Herrschaften zu verlieren, und beschlossen daher den verhandelten Frieden zu bestätigen. Und damit derselbe um so fester und dauernder abgeschlossen wurde, kamen beide Theile überein, ihn durch ein Eheband zu besiegeln. Messer Guido von Polenta hatte eine junge, schöne Tochter mit Namen Francesca, welche voll edeln Stolzes und hohen Sinnes keinem einen freundlichen Blick gönnte, weil sie alle unter sich fühlte. Sie hatte immer im Kopfe, sie müsse einem feinen, edeln und schönen Herrn vermählt werden, anders nicht. Sie nun gedachte Messer Guido, denn von ihr konnte allein die Rede sein, einem der Malatesti zur Frau zu geben; und in der Meinung, Madonna Francesca werde sich mit seinem Willen einverstanden erklären, da er ihre Sinnesart, wie es scheint, nur schlecht kannte, fand er mehr Gefallen an Messer Lanciotto, als an seinem Bruder, denn für den ersten war alle Aussicht, daß er nach dem Tode des Messer Malatesta die Herrschaft von Rimini überkommen werde. Als Messer Guido diesen seinen Plan einem Freunde offenbarte, welcher ein weiser und kluger Mann war, sprach dieser zu Messer Guido also: Bedenkt wohl, was ihr euch vorgenommen habt zu thun; denn je öfter ich die Schönheit und den Edelsinn eurer Tochter betrachte, und wie verschieden von ihr das Wesen Lanciotto's von Malatesta ist, um so deutlicher wird mir, wie unmöglich um zwei so verschiedene Naturen sich ein einträchtiges Band schlingen kann. Sie, die schöne Anmuthige mit dem unwirschen und häßlichen Lanciotto zur Ehe zu verbinden, scheint mir ein schwieriges, ja gefährliches Unternehmen. Denn wenn ihr anordnet,

daß er hierherkommt um ſie zur Frau zu nehmen, und er erſcheint und ſie ſieht ihn und ſchlägt ihn aus, ſo fällt Schimpf und Schmach auf euch und Schaden und neue Feindſchaft würde durch dieſe Weigerung entſtehen. Ich halte es daher für das Beſte, zum voraus ſich vorzuſehen, denn nachher wird durch ungeſchickte Reue ein Misverhältniß nicht wieder ins Geleiſe gebracht.

Meſſer Guido achtete dieſe Rede für ganz gut und weiſe und hielt allerdings für wahrſcheinlich, daß die Sache ſo, wie er geſagt hatte, gehen würde. Sie überlegten daher miteinander, wie es anzugehen ſei, daß Franceſca Lanciotto's Gattin würde, und kamen auf den Plan, Meſſer Paolo, ein fein gebildeter Mann von einnehmendem Weſen, ſolle anſtatt ſeines Bruders ſich mit ihr vermählen. Nach dieſem Beſchluſſe ordnete Meſſer Guido in aller Stille an, daß Paolo ſich nach Ravenna verfügte und Franceſca für Lanciotto zur Ehe abholte. Zur feſtgeſetzten Zeit langte mit einem ſchönen Gefolge von Edelleuten des Hofes der Malateſti Meſſer Paolo zu Ravenna an, wo er von Guido von Polenta und einer edeln Schaar befreundeter und verwandter Ritter empfangen wurde und ſich zur Ruhe in ſeinen Palaſt verfügte. Und da alle Ravenner die Begebenheit erfahren hatten, ſah man Straßen, Fenſter, Dächer und Erker von einer Menge Volkes übervoll beſetzt, um dem Fremden Ehre zu erweiſen und ſich des Feſtes zu freuen. Madonna Franceſca, welcher mehr, als jedem andern, dieſes Feſt am Herzen lag, da ja für ſie der Bräutigam kommen ſollte, trat mit einer getreuen Dienerin, welche früher am Hofe der Malateſti geweſen war und die unter den Rittern des Gefolges den Herrn ſelbſt leicht erkennen mußte, an einen Balkon des Palaſtes, und ihre neugierigen Blicke forſchten eifrig nach dem, den ihr Vater ihr zum Gemahl beſtimmt hatte, nicht ohne Beſorgniß, er möchte ihrem Geſchmack und ihren Wünſchen nicht

angemeſſen ſein. Als aber das ſchöne Gefolge an den Palaſt gelangte und Madonna Franceſca von ihrer Zofe darauf aufmerkſam gemacht wurde, der ſei ihr Bräutigam, der auf einem ſchönen weißen Roſſe ſitze mit dem reichen ſilbernen Reitzeug, gekleidet in ſchöne grüne Farbe und reich geſchmückt mit goldenen Gürteln und Schnallen, hielt ſie ein wenig an und wunderte ſich im Stillen, daß die Natur einen ſo ſchönen Mann gebildet habe. Das ſchöne Äußere verleitete zu dem Schluſſe, es müſſe auch mit einem edeln und zarten Herzen gepaart ſein, und ſo war ſie mehr als zufrieden. Sogleich wandte ſie ihm Sinn und Gemüth zu und wünſchte ſehr, er möge ihr von ihrem Vater als Gatte vorgeſtellt werden. Als nun Meſſer Paolo und die Ritter ſeines Gefolges in den Palaſt kamen, nahmen ſie einigen Imbiß zu ſich und ruhten etwas aus. Dann wurden ſie in den Saal geführt, Guido hielt den Sohn Malateſta's an der Hand und ſo trafen ſie verabredetermaßen mit Franceſca zuſammen. Ihr Vater eröffnete ihr ſofort, dieſer ſei gekommen, um ſie als Braut wegzuführen, worauf ſie ſittſam verſchämt im ganzen Geſichte erröthete und auf ihn Blicke der Liebe warf. Die Liebe, welche ein edles und zartes Herz ſchnell erfaßt, füllte bei dem Anblick von Franceſca's ſchöner Geſtalt Meſſer Paolo ſo ſehr, daß er, der zuvor von Meſſer Guido den Wink erhalten hatte, er ſolle ſich anſtellen, als wäre er der Bräutigam und nicht ſein Bruder, nun ſchwankend zwiſchen dieſer Pflicht und den Liebesflammen, die er bereits in ſeinem Herzen auflodern fühlte, ihr ganz wehmüthig ins Geſicht ſah. Und da er vor Andern mit zarter Sitte geſchmückt war, ſprach er freundlich und mit beſcheidener Stimme zu ihr: Im Allgemeinen pflegt die Schönheit und der Adel der wackern Frauen, wenn man ſie ſieht, geringer zu ſein, als das Gerücht von ihnen rühmt, denn ihr Ruf und Preis geht von ſolchen aus, welche ſie zu Fürſtinnen ihrer Wünſche gemacht haben. Wenn

ich aber eure Schönheit ſehe, muß ich erkennen, daß die Sage hinter der Wirklichkeit zurückbleibt.

Außer dieſen ſprach er noch andere freundliche und zarte Worte, ſchloß das betrügliche Eheband und das Fräulein ging mit Meſſer Paolo und ſeinen Edelleuten nach Rimini. Unterwegs ward Franceſca immer mehr das ſchöne Betragen Paolo's gewahr, das ſich in ihren Zwiegeſprächen leicht offenbarte, und ſo achtete ſie ſich glücklicher, als alle Frauen, indem ſie meinte, einem ſo edeln Ritter Herz und Liebe zugewandt zu haben, zumal da er den ganzen Tag, während ſie nach Rimini ritten, von gar nichts, als von Liebe, mit ihr ſprach. Dort angelangt, wurde ſie von dem Hofe der Malateſti und von allen Arimineſen mit Freude und Jubel empfangen und merkte erſt am folgenden Tage, daß ſie betrogen war, als ſie Lanciotto ſtatt Paolo's von ihrer Seite aufſtehen ſah. Sie war deshalb im Stillen ſehr entrüſtet über den ſchmählichen Betrug, den ſie von Meſſer Paolo erlitten zu haben meinte, that jedoch öffentlich nicht dergleichen, denn ſie war vorſichtig und klug genug dazu, um Lanciotto nichts davon merken zu laſſen, beſchloß aber, ihren ganzen Groll auf ihren Schwager zu wenden. Doch die in ihrem Herzen eingewurzelte Neigung ſprach, ſo oft ſie auch bei ſich einen ſolchen Vorſatz faßte, wieder zu Gunſten Paolo's. Als ſie daher eines Tages in den Garten luſtwandeln gegangen war, ſah ſie ihren Schwager auf ſie zukommen und freundlich grüßen, worauf ſie, von Zorn und Liebe aufwallend, zu ihm ſprach: Ich habe übel daran gethan, zu glauben, ein ſo feiner Ritter, wie ihr, halte es unter ſeiner Würde, Frauen handgreiflich zu betrügen und ins Elend zu führen.

Und mir würde es noch ſchlimmer gehen, verſetzte Paolo, wenn ich für die unfreiwillige Täuſchung nicht von euch zuverſichtlich Vergebung erwartete. Darum laſſet eure Scheltworte, die mir allzu ſchmerzlich ins Herz dringen und mich verwunden. Achtet ihr denn meine

Strafe und Pein für so gering, wenn ein anderer euch besitzt, während ich euch liebe? Ich kannte nicht die Gewalt eurer Reize und hielt mich für sicher vor den Liebespfeilen, um euch ansehen und einem andern ohne Strafe zur Gemahlin zuführen zu können. Aber wehe mir, daß ihr, nachdem ich von meinem Unglück beschwert und zu Boden gedrückt bin, mich noch überdies mit euern Klagen auf das Empfindlichste verwundet! Was bleibt mir jetzt noch übrig, als dieses schmerzvolle Leben zu verlieren, da euch an mir nicht nur nichts gelegen ist und gelegen sein wird, sondern ihr sogar mich verabscheut wegen eines unfreiwilligen Vergehens.

Nach diesen Worten schwieg er, wie wenn er die Antwort der Frau erwartete. Wie sehr seine liebevollen Worte Madonna Francesca gefielen und ihr den kaum aufgewallten Zorn im Busen besänftigten, ist schwer mit Worten auseinanderzusetzen. Gerührt von seinem Leiden, da sie ihn versichern hörte, was sie so sehnlich wünschte, innig von ihm geliebt zu werden, antwortete sie: Wie kann ich eure Neigung genehm halten, ohne euern Bruder zu verletzen? Und welchen Trost hofft ihr, wenn dies nicht geschieht, von meiner Liebe zu gewinnen?

Hier wurde sie von einem heißen Thränenstrom unterbrochen, sah ihn scharf an, als wäre es ihr sehr unlieb, mit Lanciotto vermählt zu sein und den Schwager nicht ohne Gefahr lieben zu können, und ihr Weinen wollte nicht aufhören. Paolo, durch ihre Worte getröstet, fügte bei, sein Leben sei über alle Maßen beglückt, wenn sie geruhe, seine Herrin zu sein und ihn zu ihrem Ritter anzunehmen, denn nur in ihrem Dienste könne ihm noch zu leben erwünscht sein. Nach diesem trennten sie sich, um niemandem Verdacht zu erwecken, und sie zog sich in ihre Gemächer zurück, und während sie das Vorgefallene in ihrem Gemüthe bewegte, fühlte sie den Brand in ihrem liebenden Busen in größeren Flammen auflodern. Sie sprach darüber mit einer vertrauten Zofe,

welche sie aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, sie besprachen ein sicheres und leichtes Mittel, um Paolo Briefe und Meldungen zuzubringen, und die edle Frau that, was ihr möglich war, um Paolo so häufig als möglich zu sehen. So spielte einige Zeit hindurch das Mädchen die Vermittlerin, bis endlich Lanciotto einst sich auf einige Tage auf ein Gut in der Nähe von Rimini begeben mußte. Über diese Reise war natürlich Francesca sehr erfreut, da sie jetzt, ohne Gefahr befürchten zu müssen, Gelegenheit fand, mit ihrem Geliebten zusammen zu sein. Als Lanciotto abgegangen war, that sie, als ziehe sie sich ganz allein in ihre Gemächer zurück, wurde aber oftmals von Paolo liebevoll besucht, sprach und unterhielt sich mit ihm geraume Zeit in allen Ehren und sie offenbarten sich gegenseitig ihre gefährlichen Wünsche. Dieses vertrauliche Verhältniß, so geheim es gehalten wurde, deutete ein dem Lanciotto besonders zugethaner Diener in schlimmem Sinne, ging zu ihm, erzählte ihm, was er wußte, fügte vielleicht noch einiges Zweckdienliche dazu, stellte ihm die Schmach und Schande vor, die ihm davon drohe, und erbot sich, ihm seine Versicherung zu beweisen und sie mit Händen greifen zu lassen. Lanciotto, welcher seine Frau mehr, als sein Leben, liebte und höchst eifersüchtig auf sie war, fühlte das größte Misvergnügen, sich seine Liebe so schlecht vergolten zu sehen, und war äußerst aufgebracht. Er kehrte plötzlich in aller Stille nach Rimini zurück und als die verrätherischen Wächter, welche sein Diener aufgestellt hatte, die Anzeige machten, der Liebhaber sei bei seiner Frau in der Schlafkammer, machte er sich in höchster Wuth dahin auf. Die edle Frau pflegte zuweilen, wenn sie ihren Liebhaber erwartete, ihre Zeit mit Lesung von Minnegeschichten alter Ritter und Frauen zuzubringen. Nun geschah es eines Tages, als Messer Paolo bei seiner Schwägerin zum Besuche eintrat, daß er das Buch von der Tafelrunde aufgeschlagen fand, wo von der Königin

und Lanzelot erzählt iſt; er fing an mit bezaubernder Stimme zu leſen, wie dieſer edle Ritter ſich für ſie entzündete. Im Verfolge vernahm ſie, welches innige Vergnügen Madonna Ginevra genoſſen habe, indem ſie von einem ſo edeln Liebhaber geküßt worden ſei. Von Sehnſucht und Bangigkeit gedrängt, wurden Francesca und Paolo im Geſichte bald bleich, bald roth, ſie ſchauten einander wehmüthig an, ſie waren allein und ohne Argwohn und ein beiderſeitiger Zug preßte wie eine unſichtbare Gewalt ihre Lippen zum Kuſſe zuſammen. Ermuthigt von dem Gedanken, Lanciotto befinde ſich in der Ferne und ihre Liebe ſei ganz geheim, ließen ſie ſich dann auch unbeſorgt zu größeren Genüſſen verleiten. Kaum war ihr unſeliges Verlangen geſtillt, ſo ließ ſich die wilde und rauhe Stimme Lanciotto's an der Thüre des Zimmers vernehmen. Die Liebenden erkannten ſie ſogleich und ſahen jetzt auch ihr Geſchick voraus. Ob ſie darüber erſchraken, brauche ich nicht zu ſagen. Als Lanciotto bemerkte, daß das Gemach von innen verſchloſſen war, drückte er mit der Bruſt an die Thüre und rief der Frau laut, ſie ſolle aufmachen. Paolo ergriff den Augenblick, um ſogleich durch eine Öffnung im Boden, welche in ein unteres Zimmer führte, zu entfliehen, um wenigſtens theilweiſe, wenn auch nicht ganz ſeinen und ſeiner Geliebten Fehltritt zu verhüllen. Er warf ſich alſo hinab und forderte zugleich die Frau auf, an die Thüre zu gehen und aufzumachen. Aber ſein Plan gelang nicht. Denn an einem eiſernen Haken der Öffnung blieb eine Falte ſeines Kleides hängen, die Frau glaubte Paolo aus dem Zimmer entwichen, ſie öffnete daher Lanciotto die Thüre und dieſer erblickte nun ſeinen Bruder, wie der beſagte Diener ihm gemeldet hatte.

Ha, rief er, treuloſes, verrätheriſches Weib, ſo wahr Gott mir beiſtehe, will ich deiner Unkeuſchheit und meiner Schmach ein Ziel ſetzen!

Sogleich ſtürzte er mit einen Degen, den er in der

Hand hielt, auf Paolo zu, um ihn zu durchbohren. Die Frau aber, um den Stoß aufzuhalten, dem Lanciotto bereits mit seiner ganzen Schwere Nachdruck gab, trat dazwischen, fing ihn mit ihrem weißen Busen auf und sank blutend todt zu seinen Füßen. Dieses Unglück machte Lanciotto noch zorniger und wilder; er führte einen neuen grausamen Streich gegen Paolo und durchbohrte ihn gleichfalls. Befleckt vom Blute des Bruders und der Gattin, verließ er, ohne zu wissen, wohin er ging, wüthend das Zimmer. Als der klägliche Fall in Rimini allgemein bekannt ward, wurde, da die Frau und Paolo in der ganzen Stadt sehr beliebt waren, der Tod der beiden Liebenden aufrichtig beklagt und sie wurden am andern Morgen zusammen in Ein Grab gelegt. Lange Zeit blieb ihre unglückliche Liebe und ihr Tod im Gedächtniß durch ein Trauer- und Klagelied, welches anfing:

Die Lieb' ist hin, die Kraft und Schönheit todt,
Entflohn die Höflichkeit,
Die Welt der Anmuth baar und tief in Noth

u. s. w.

LIX. Giuseppe Taverna.

1801.

---

143. Die Redlichkeit.

Perottino, der Sohn eines armen Bauersmanns, ward im Alter von fünf Jahren Waise. Jedermann hatte darüber solches Mitleiden mit ihm, daß er bald in dieses, bald in jenes Haus aufgenommen wurde und niemand im Dorfe war, den er nicht zu seiner Unterstützung bereit gefunden hätte. Man versäumte auch nicht, ihn zur Schule zu schicken, wo er Lesen, Schreiben und Rechnen lernte. Ein Tischler unterwies ihn auch etwas in seinem Handwerk. Ein guter alter Mann nahm ihn in sein Haus auf, und behielt ihn, da er keine Kinder hatte, wie einen Sohn bei sich und verschaffte ihm alle mögliche Erleichterung. Aber dieser Mann starb und seine Erben glichen dem Wackern nicht. Perottino fing nun an, von seiner Arbeit Gewinn zu ziehen und verdingte sich als Viehhirt zu einem reichen Bauern. Körbe, Zainen, Geflechte, Käfige füllten seine Mußestunden aus. Dies ertrug ihm so viel, um an Festtagen in schmuckem Aufzuge zu erscheinen. — Lucietta waidete die Schafe und die Kälbchen ihres Vaters in der Nähe der Stelle, wo Perottino die Rinder seines Herrn hütete. Das Mädchen hatte noch nicht das zwölfte Jahr erreicht, als Perottino schon im funfzehnten Jahre stund. Aber die Ähnlichkeit der Anlage, die Gleichförmigkeit der Beschäftigungen, die gegenseitigen Dienstleistungen, die sie sich zuwandten, knüpften zwischen ihnen eine so

feste und starke Freundschaft, daß beide, wenn sie in die Zukunft schauten, sie als unauflöslich ansahen. — Perottino rückte vor im Range und wurde Bauer. Nun beschloß er, seine Lucietta zur Frau zu begehren, und diese hatte mit ihm ausgemacht, er solle zu seiner Bitte einen Tag wählen, wo sie in die Stadt gegangen sei. Er begab sich also am rechten Tage und zur schicklichen Stunde zu Simone, Lucietta's Vater, und sagte ihm gerade heraus und ohne viel Umschweife, er liebe seine Tochter und wünsche sie zur Frau zu bekommen.

Du, meine Tochter? Perottino! ... Und ein solcher Gedanke bringt dich nicht außer Fassung? Lucietta deine Frau? Aber wo wirst du ihr eine Unterkunft geben? Wo hast du deinen Hausrath, wodurch du sie und die Kinder, die kommen würden, passend versorgen willst? Du lebst in fremden Diensten und besitzest nichts. Lucietta kann dir nicht so viel Mitgift beibringen, als nöthig wäre, um deine Lage zu verändern; und du denkst daran und hoffst, sie zu deiner Frau zu machen?

Höre mich an, Simone, sieh ich habe wenige, die mir an Stärke gleichkommen. Ich gebe mir alle Mühe, daß mein Gewerbe nicht herunterkommt. Mein Gewinn übersteigt immer mein Bedürfniß. In diesem Jahre habe ich zehn Thaler erübrigt: ich habe dreißig für die Hochzeit zurückgelegt. Und was werde ich nicht Alles thun, wenn Lucietta's Vater auch der meinige ist! Mehr Anstrengung, mehr Ersparniß, mehr Überschuß. Zuerst will ich ein kleines Gütchen pachten, dann ein größeres. Ich habe oft gehört, daß nicht wenige Leute in dieser Gegend so angefangen haben, die jetzt reiche Bauern sind. Warum sollte es nicht auch mir gelingen können?

Geh mir! Du bist ja jung und Lucietta noch jünger, als du. Ihr könnt beide warten. Ist Perottino reich, so wird er Lucietta's Mann.

Voll Gedanken entfernte sich Perottino, er fand Lucietta an der verabredeten Stelle und ging mit ihr zurück.

Als ſie hörte, welche Antwort er von dem Vater erhalten hatte, verſtand ſie wohl, daß ihr wenig oder gar nichts zu hoffen übrig bleibe. Er war ganz verändert gegen früher in ſeinem Thun und in ſeinen Reden. Vorher hatte ihm nichts zu ſchwer gedünkt; jetzt ſcheint ihm jeder Erſatz, den ihm die Phantaſie vormalte, unmöglich. Sie las ihm in den Mienen, was er nicht zu ſagen wußte, tröſtete ihn und ſprach ihm guten Muth ein.

Nie werde ich einem andern angehören, ſagte ſie zu ihm. Verlaß dich auf mich! Ich bleibe die deine, wenn ich auch auf dich warten müßte, bis ich ſteinalt werde. ... Und wer weiß, ob uns nicht das Schickſal noch ein höheres Loos aufbehalten hat, als wir jetzt zu wünſchen wagen?

Dies und Ähnliches ſprach ſie zu ihm, um ihre eigene Beſorgniß zu verhüllen mit heiteren Worten, damit ſeine Bekümmerniß nicht zunehme, und um ihn einigermaßen von ſeinen ſchwermüthigen Gedanken abzuhalten. Er ging aber immer mit geſenktem Haupte neben ihr her und während er ſo wandelte, ſtieß er mit den Füßen an eine lederne Taſche und wurde nun erſt darauf aufmerkſam. Sie aufheben und neugierig hineinſchauen war eins.

Ah, Perottino, jetzt biſt du reich, rief Lucietta. Jetzt wird es wahr, daß ich dich beſitze, du, der du mir theurer biſt, als jeder Schatz!

Während dieſer Worte ſtarrten ihre Augen gegenſeitig einander an und entzückt betrachtete jedes des andern Freude, die jetzt viel ſtummer war, als zuvor ihr Kummer. Perottino fing endlich an: Und warum zaudern wir, uns glücklich zu machen? ... Sieh ... es ſind fünfhundert Goldſtücke darin. Damit wird dein Vater zufrieden ſein. Aber wenn der Eigenthümer dieſes Geldes ... Ach, Lucietta, Gott hat mir die Gelegenheit zur Erfüllung meiner Wünſche geſandt; wenn ich ſie nicht ergreife, wird ſie mir ſo nicht wiederkommen.

Entſchloſſen ſetzten ſie alſo ihren Weg fort und ſprachen ſich gegenſeitig Muth ein, um vor Simone zu treten. Schon waren ſie nahe am Hauſe, da hielt Perottino ein wenig ſtille und ſagte: Aber wenn Simone mich ſo reich zurückkommen ſieht, da ich doch arm weggegangen bin, was wird er ſagen? Ich werde ihm doch geſtehen müſſen, daß wir dieſes Gold auf der Straße gefunden haben. Außer den Landleuten gehen den Weg viele Kaufleute und Reiſende.

Ehe ihr es euch aneignet, wird er ſagen, muß man wiſſen, ob nicht das Geld einem ſolchen gehört.

Ah, Perottino, welch ein Gedanke! Wer weiß, in welchen Nöthen ſich der befindet, der das Geld jetzt vermißt. Das Glück hat es allerdings in unſere Hände fallen laſſen, aber nur die Grauſamkeit und die Ungerechtigkeit kann uns überreden wollen, es zu behalten und zu genießen. ...

Nicht weiter, Lucietta, mir läuft ein Schreck und Schauder durch alle Glieder. ... Unmöglich kann uns der Verluſt eines Andern glücklich machen. Bringen wir ſogleich dem Richter dieſes Geld! Ihm können wir mehr als ſonſt jemand vertrauen. Er war ſeit meiner Kindheit immer wohlwollend gegen mich. Durch ihn ward ich aus einem Viehhirten ein Ackersmann.

Sie lobte dieſen Vorſatz und beide machten ſich eilig auf nach dem Hauſe des Richters, welcher, ſobald er Alles genau gehört hatte, alſo ſprach: Perottino, deine Redlichkeit iſt nicht geringer, als deine Liebe zu Lucietta. Die Hoffnungen ſind nicht getäuſcht, die du von jeher von dir haſt hegen laſſen. Deine Armuth ſollte eine ſo ſchöne Verbindung nicht verhindern. Es ſind dies, wie du ſiehſt, fünfhundert Ludwige. Sprich mit niemand davon! Morgen werde ich es bekannt machen und der ſoll das Gold bekommen, der ſich gehörig als Eigenthümer ausweiſt.

Unterdeſſen wird ihm der Beſuch Simone's angekündigt. Der Richter ſteht auf und tritt an die Thüre.

Sei willkommen, ſagte er, Vater einer ſo guten Tochter! Ich merke es ſchon, ohne daß du es ſagſt, die ſpäte Stunde und das Geſpräch, das du heute mit Perottino führteſt, treiben dich hierher. Doch bekümmere dich nicht! Du könnteſt für deine Tochter keinen beſſeren Gatten wählen und keinen deiner würdigeren Schwiegerſohn bekommen.

Hier ließ er ſich das Ganze von vorne erzählen und fügte bei: Perottino ſoll auf einige Jahre Theilnehmer an meinem Geſchäfte ſein. Die günſtigen Bedingungen, die ich ohne Nachtheil für mich bei ſeinem Fleiße und ſeiner Rechtſchaffenheit ihm ſtellen kann, werden ihn in den Stand ſetzen, hernach das nämliche Gut pachtweiſe zu behalten, das ich ihm zu bewirthſchaften gebe.

Über dieſe in unſerer Zeit ſo ſelten gewordene Rechtſchaffenheit des Richters und ſeine Reden ward der gute Alte ganz gerührt. Perottino und Lucietta ſchauten ſich zärtlich an und erhoben dann ihre Blicke jubelnd zum Himmel. — Schon drei Jahre waren Perottino und Lucietta verheirathet und noch hatte niemand mit den verlangten Beweiſen das Geld in Anſpruch genommen. Der Richter hatte von Anfang an ein Capital daraus gebildet und jährlich den Bedürftigſten den Ertrag davon ausgetheilt, worüber er ſchöne Schriften und klare Zeugniſſe beſaß. Als das dritte Jahr vorüber war, zog er das Capital zurück und ſann darauf, wie er es einer größeren Zahl von Leuten nutzbringend machen könnte. Nach langem Überlegen gefiel ihm kein Gedanke beſſer, als der, das Geld in Perottino's Hände niederzulegen.

Das Vorbild der Redlichkeit dieſes Mannes, ſprach er bei ſich, wird ſeinem Orte zu größerem Vortheil werden, als jeder Gebrauch, den ich ſonſt von dieſem Gelde machen könnte. Man muß ihm einen Rückhalt geben gegen die Dürftigkeit. Dieſe Feindin jedes Gutes bedeckt die Tugend ſelbſt mit Schmach, ſchleppt ſie vor den Reichen in Gemeinſchaft mit den Gemeinen und Faullenzern und

treibt ſie, ihr Betragen und ihre Sprache gering zu ſchätzen. Ja, weder Scham noch Seelengröße reichen hin, ſie von jenen zu unterſcheiden, da Heuchelei und Unklugheit ihr Äußeres zu heucheln. — Nachdem er alſo dieſen Entſchluß gefaßt, verfügte er ſich bei Nacht zu Perottino.

Hier, ſprach der Richter, iſt das Geld, das du gefunden haſt. Die Armen haben ſchon ihr Theil daran bekommen. Ich bin alt: ehe ich ſterbe, möchte ich dich ſicherſtellen gegen die Drangſale und die Erniedrigung der Dürftigkeit. Das öffentliche Wohl erheiſcht dies von mir; es verlangt, daß du Mittel habeſt, deinem Vaterlande Bürger zu geben, wie du einer biſt. Es iſt thöricht, wenn man ſich arm weiß und doch ſo auf ſeine Tugend pocht, daß man nicht die Möglichkeit des Wankens vor dem Mächtigen fürchtet. Feſt könnte ſie vielleicht ſtehen in dir; aber was würde aus deinen Kindern werden? Nicht von dir, ſondern von der Armuth erzogen, würden ſo manche ein böſes Beiſpiel ſehen, unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen laſſen ſo viele Wege offen, den eigenen Nutzen aus dem Schaden des Nebenmenſchen zu gewinnen, daß du es faſt für ein Glück anſehen müßteſt, wenn das einzige Geſetz ihres Benehmens wäre, daß ſie ſtraflos unrecht handeln. Um alſo dich und deine Kinder von fremder Dienſtbarkeit zu befreien, um deine und ihre Rechtſchaffenheit ſicher zu ſtellen, bringe ich dir hier das Erforderliche.

In kurzem wurde Perottino aus einem Theilnehmer ein ſelbſtändiger Gutsbeſitzer. Der Richter verkaufte an ihn das ſeither von ihm bebaute Gut, das nahe an tauſend Ludwige werth war. Perottino entrichtete den Kaufſchilling allmälig und hatte in zehn Jahren, als der Richter bereits geſtorben war, ſeine Schuld an deſſen Erben vollſtändig entrichtet. — Die Thränen der ganzen Gemeinde ehrten das Grab dieſes Richters als das eines weiſen und rechtſchaffenen Mannes. Perottino und Lucietta aber betrauerten ihn wie Kinder, die ihren Vater verloren. Sie konnten

nicht ſatt werden ſeine Erinnerungen, ſeine Wohlthaten, ſeine Tugend ſich ins Gedächtniß zu rufen und zu wiederholen. Während ſie aber auf dieſe Weiſe ihren Schmerz erleichterten, ſtellte Perottino folgende Überlegung an: Die Hälfte dieſes unſeres Beſitzthums gehört einem andern und doch ginge auf meine Kinder das ganze Eigenthum über, wenn ich ſtürbe. Wie aber, wenn zufällig der wahre Eigenthümer entdeckt würde, welche Lüge, welch ein Beiſpiel gäbe ich noch aus dem Grabe meinen Mitbürgern und meinen Kindern?

Unverzüglich ſetzte er daher eine Erklärung auf, ließ ſie vor dem neuen Richter durch die Vornehmſten der Stadt unterzeichnen und legte ſie in ſeine Hände nieder. — Eines Tages als Perottino ſpät mit ſeinem Wagen vom Felde heimfuhr, ſah er auf dem Wege eine Kutſche umfallen. Er trieb ſeine Ochſen an und eilte zu Hilfe. Die Reiſenden konnten nicht weiter, denn ein Rad war gebrochen. Nachdem Perottino ſeinen Wagen mit ihrem Gepäcke beladen, bat er ſie ſo freundlich, ihm die Ehre zu erweiſen, in ſeinem Hauſe, das man in geringer Entfernung liegen ſah, Herberge zu nehmen, daß es ihnen nicht höflich geſchienen hätte, die liebevolle Gefälligkeit des freundlichen Landmanns auszuſchlagen.

Dieſer Weg iſt doch ganz unheilvoll für mich, ſagte einer von ihnen, mit Namen Dormel; früher habe ich hier fünfhundert Louisdors zurückgelaſſen.

Wie? entgegnete Perottino, überraſcht über dieſe Äußerung. Und konntet ihr ſie nicht mehr bekommen?

Es war mir nicht möglich. Ich hatte Nachricht erhalten, daß das Schiff, das mich in den Orient führen ſollte, im Begriff ſtehe, die Anker zu lichten; da hatte ich keine Zeit, Unterſuchungen anzuſtellen. Sie wären vielleicht unnütz geweſen, und der Schaden, den mir die Verzögerung gebracht hätte, war viel ſicherer und größer, als der Verluſt, den ich ſchon erlitten.

In ſolchen Geſprächen zogen ſie weiter und Perottino

erſah aus den Worten Dormel's immer deutlicher die Wahrheit. Da gelangten ſie an ein breites Pflaſter, das, umgeben von einem Rinnſtein und von ſchönen Maulbeerbäumen und dichten Mandelweiden, eine Art Vorhof vor dem Hauſe bildete. Auf einmal hüpften zwei Kinder herbei, welche die beiden Fremden begrüßten und auf Perottino zueilten, um ihn zu umarmen. Lucietta folgte ihnen etwas langſamer mit einem Säugling auf dem Arme und einem andern Kleinen, das ſie an der Hand führte. Die Reiſenden waren gewohnt ſich in dem Schweigen und den erkünſtelten Sitten der Stadt zu bewegen, und der Anblick einer Frau, welche nach langjähriger Ehe ſammt ihren Kindern dem von ſeinen Feldarbeiten heimkehrenden Gatten mit einer lauten Freude entgegenging, als wäre er von einer langen Seereiſe zurückgekommen, der Anblick eines Gatten, der ihnen Küſſe und Liebkoſungen und Umarmungen zutheilte, als hätte er ſie ſeit mehreren Jahren nicht geſehen und als hätte er ihnen wichtige Dinge mitzutheilen, erfüllte das Gemüth dieſer Reiſenden mit ſolcher Wonne, daß ſie an dieſem unerhörten Wunder ihre Blicke nicht ſättigen konnten. — Sie traten ſodann heitern Sinnes in die Gemächer und ſo lange alle ſich daſelbſt unterhielten, ſchickte Perottino einen Ackerknecht nach dem Wagner, er ſelbſt begab ſich zum Richter, erzählte ihm den Erfolg und eröffnete ihm ſeinen Plan, und da er es mit ihm ausgemacht hatte, kehrte er freudiger als je über die höchſt erfreuliche Überraſchung, die er ſeinem Gaſte zu bereiten hoffte, nach Hauſe zurück. — Der Tiſch wurde bereitet. Die Fremden waren verwundert über die Feierlichkeit und den Anſtand dieſes Mahles, das alle vornehmen Leckereien vergeſſen machte. Dormel insbeſondere konnte nicht ſatt werden, die Heiterkeit des Betragens und der Worte, die gegenſeitige Gefälligkeit, das treuherzige Weſen und den holden Wettſtreit der Kinder zu betrachten, welche, wie man deutlich ſah, gewohnt waren,

die eigene Freude darin zu erkennen, daß ſie die Freude der Andern förderten. Er wandte ſich zu ſeinem Begleiter, welcher neben ihm ſaß, und ſprach: Wo ſuchen wir noch Glück? Wir haben es vor Augen, wir haben es unter den Händen und Tag und Nacht mühen wir uns ab, nachzuſinnen, wo es auch zu finden ſei. Wir bilden uns ein, um es zu erobern, bedürfe es unerträglicher Mühſale. Wir glauben es nicht erreichen zu können, als indem wir es in entfernte Zonen verfolgen durch Meere und Stürme, Gefahren und Mühſale, Tücke, Betrug, Ungerechtigkeit und alle Arten von Übelthat.

Perottino, welcher dieſe Bemerkungen hörte, fragte: Aber wer hindert euch denn, ſo ſeltſame Beſchwerden aufzugeben?

Ach, Perottino, das eben iſt das Schlimmſte an unſerer Lage. Unnütz ſind für uns die Lehren der Weisheit und der ſanfte Tadel, den dieſe deine artige Familie in unſer Herz redet. Wir können fürder nicht auf der geraden Bahn der Natur wandeln. Das Verlangen, ſehr reich zu werden, hat in uns faſt einen Wahnſinn erzeugt, der uns fortreißt. Wir wüßten nicht mit deinem Frieden uns zu begnügen. Wir ſind verirrt ſeit unſerer Jugend und ſo ſcheint uns jetzt dieſer dein Weg weiter entfernt als die entfernteſten Gegenden. Glaube mir, du darfſt uns nicht für ganz verworfen halten, wenn uns noch ſo viel Klugheit übrig iſt, um die Lebensart zu bewundern, die du führſt.

Am folgenden Morgen bat Perottino die Gäſte, ſein Beſitzthum zu beſuchen. Sie begleiteten ihn gerne. Er wandte ſich mit ſeinen Worten immer an Dormel, erzählte ihm, wie theuer er dieſe Grundſtücke gekauft, in welchem Zuſtande ſie ſich befunden haben, die Arbeiten, Bemühungen, Verbeſſerungen und den Ertrag, kurz Alles, als hätte er Rechenſchaft geben wollen von allen ſeinen Arbeiten. — Dormel war dieſe kleinliche Auseinanderſetzung etwas langweilig, daneben aber bewunderte er

die Gutmüthigkeit des Mannes und bemühte sich, ihm Freude zu machen, indem er ihn selbst fragte, wie er glaubte, daß es ihm am liebsten sei. — Endlich kehrten sie nach Hause zu einem heitern Imbiß, der bereit stund und wobei sie erwartet wurden von Lucietta, ihren Kindern und von sonst jemand, der nicht dem Bauernstande anzugehören schien. Sie erfuhren bald, daß es der Bezirksrichter sei. Sie unterhielten sich eine Weile mit ihm über seinen Beruf, über die Angelegenheiten des Ortes, über ihre Reisen und Schicksale, ein Wort gab das andere und auch das Abenteuer mit den fünfhundert Ludwigen kam an die Reihe. Sobald Perottino sie bis zu Ende gehört hatte, fiel er plötzlich dem Erzähler in die Rede und sprach: Diesen Morgen, Dormel, habe ich euch vielleicht nicht wenig belästigt, indem ich euch umständliche Rechnung ablegte über die Grundstücke, die wir besucht haben. Aber ich, der Bebauer, redete vor dem Besitzer derselben und der seid ihr.

Dormel wunderte sich darüber nicht wenig, er traute seinen eigenen Ohren nicht, ob er auch richtig gehört habe, und fragte ihn nochmals, was er sagen wolle. Da zog der Richter die Erklärung aus der Tasche und las sie vor. ... Ich wäre nicht im Stande, die Gedanken und die Gemüthsbewegung zu schildern, welche in diesem Augenblicke Dormel's Kopf und Herz bestürmten. Der Verstand, die Vorsicht, die Seelengröße Perottino's schienen ihm ein Wunder. Nie war es ihm begegnet in solchem Aufzuge die Redlichkeit zu sehen, die von Vielen als die Eigenschaft plumper Köpfe eher, denn als die Tochter der Weisheit und der Klugheit betrachtet wird. — Perottino bemerkte wohl die jubelnde Verwunderung Dormel's und hielt sich für den glücklichsten Menschen von der Welt; er glaubte aber, das unerwartete Wiederfinden der funfhundert Ludwige sei die einzige Ursache dieser Freude. Er fuhr fort, ihm den Hergang zu erzählen, und bot sich an, sein Pächter zu bleiben, wenn er die

Ländereien nicht verkaufen wolle. — Dormel fand keine Worte, um die Begeisterung seines Dankes auszudrücken, und schloß ihn in seine Arme. Dann bat er den Richter, ihn die Schrift nochmals sehen zu lassen, und riß sie in tausend Stücke.

Nicht du bist mein Schuldner, Perottino, sondern ich bin der deinige, denn du hast mich die kostbarste der menschlichen Freuden genießen lassen. Mein Verlust war eine Eroberung, denn durch ihn ist das Glück entstanden, an dessen Anblick ich zum ersten Mal die Seligkeit schmeckte. Du hast mir eine Wonne bereitet, welche meine Gedanken bis daher für eine Thorheit gehalten hätten. Ich muß abreisen. Aber keinen Tag meines Lebens werde ich vergehen lassen, ohne mich zu erinnern, gesehen zu haben, wie Perottino glücklich ward durch die Redlichkeit.

LX. Ceſare Cantu.

1806.

144. Agneſe oder die Geſellſchaft im Stalle.

Ce n'est pas la première fois que je me serais mis dans le foin pour écouter un récit de soldat, ou un conte de paysan. Mais il faut être caché; car, s'ils voient quelqu'un d'étranger, ils font des façons et ne sont plus eux-mêmes.

Balzac, Médecin de campagne.

Wenn der Jenner die Fluren mit Schnee und Reif bedeckt und auf den laubloſen Äſten der Bäume ſich nur noch das Gezwitſcher der Zugſperlinge und das Gekrächze der Raben vernehmen läßt, pflegen die Landleute das Rauhe der Jahreszeit ſich dadurch zu erleichtern, daß ſie ſich in den Viehſtällen zuſammenſetzen und bei der thieriſchen Wärme arbeitend, plaudernd und betend über trübſelige Tage und unendliche Abende hinwegkommen. Die alten Weiber kauern dort zuſammen, wenn es kaum Mittag iſt, und erquicken ſich mit ihrem ärmlichen Mahle; und nachdem ſie den und jenen hübſch durchgehechelt, wenden ſie ſich gerne zurück zu den Begegniſſen ihrer Jugend, in welcher, wenn man ſie hört, die Welt ſo gerade, heiter und ehrbar ihren Gang ging; ſie gedenken der Perſonen, mit welchen ſie lebten und welche nun ſchon meiſt eine gute Weile ſchlafen gegangen ſind, und wie der Pfarrer predigte, der der Vorgänger vom Vergänger des jetzigen war, und wie es herging, ehe Buonaparte aufkam, und der Zeit, wo es noch Hexen und Geſpenſter gab, die jede von ihnen gekannt und gehört

hat mit eigenen Augen und Ohren. Die eine erinnert an das alte Schloß in der Nähe, wo niemand wagen durfte zu schlafen, denn um Mitternacht lief ein Gespenst mit großem Kettengerassel auf und ab, nachdem der Teufel mit Haut und Haar den Besitzer geholt, der ein so schmählicher Geizhals war, daß er in einer theuern Zeit viel Getraide anhäufte und, als es hernach im Preise sank, sich aus Verzweiflung aufknüpfte.

Ich kann mich gar nicht beruhigen, sagt Simona, eine eingehuzelte, aber noch rüstige Alte, über Leute, die solcherlei Dinge nicht glauben wollen. Und in der Burg! Da war einmal ein Ritter, der hatte eine Frau und die war eine der schönsten, die einer mit seinem Paar Augen sehen konnte. Nun ward er eifersüchtig über seinen schönen Edelknaben, ließ ihn eines Tages viertheilen, riß ihm das Herz aus und tischte dieses Herz hübsch gebraten seiner Frau auf. Als die Frau es merkte, stürzte sie sich aus dem Fenster in den Schloßgraben. Der Ritter selbst nahm bald darauf auch ein schlimmes Ende, und darum behüt' uns unser lieber Herrgott davor, einen Mord zu begehen. Ich habe selbst gesehen, Spaß beiseit, ich selbst habe gesehen, ich weiß es noch wie heute, wie ein garstiger fremder Vogel in Gestalt einer Lanzenspitze gegen Abend um die Zinnen der Burg flog, und das war die Seele des Gottlosen.

Aber, unterbrach die Gevatterin Giuditta, die Lampe schürend, seit die Jakobiner sich dort niederließen, hat sich der garstige Vogel nicht mehr sehen lassen, und hat man auch im Schlosse nichts mehr gehört.

Hu, die! entgegnet Simona. Das waren Freimaurer, die hatten kein Gesetz und keinen Glauben, schmierten sich die Stiefel mit dem heiligen Öle und spielten Kegel mit den Köpfen der Geistlichen.

Habt ihr das auch gesehen? fragte ein treuherziges junges Mädchen, das auf seinem Stühlchen ganz Ohr war bei diesen greulichen Erzählungen.

Nein, antwortete die andere, aber alle ſagen es: aber das iſt ſo gewiß, als wir Brot eſſen, daß ſie niemals in die Meſſe gingen, nicht einmal an Feſttagen.

Ja, und die Feſttage muß man heiligen, fügte murmelnd die zahnloſe Tereſa bei. Da kann ich euch eine Geſchichte erzählen, die mir, weiß nicht wie oft, Bruder Spiridion ſelig erzählt hat. Als ihr Kloſter gebaut wurde, mußte man eine ungeheure Wacke herbeiſchleppen, um ſie als Grundlage unter den Glockenthurm zu benutzen. Da bat der Pater Guardian, ein ganz frommer Mann, die Leute vom Flecken, am Sonntag zu kommen mit Allem, mit Hebeln, Wägen und Ochſen, um den Stein herbeizubringen. Es handelte ſich von einem Geſchäft zum Dienſte der heiligen Kirche. Aber dennoch antworteten die braven Bauern: Ehrwürden, nein.

Lieber würden ſie am Montag früh kommen, ehe noch der Tag graute. Und wißt ihr, was geſchah? Als ſie erſchienen, trat ihnen der Pater Guardian entgegen und ſprach: Liebe Leute, ſeht, die Sache iſt ſchon fertig. Der Herr, um zu beurkunden, wie angenehm ihm die Verehrung war, die ihr vor ſeinem Tage bewieſen, hat ein Wunder zu verrichten geruht.

Er zeigte ihnen, könnt ihr's errathen? Der Klotz, ſo maſſig er war, hatte ſich ſelbſt von ſeinem Platze gehoben und dahin gelegt, wo er liegen ſollte, aufs Haar hin.

Und ſie haben es alle geglaubt? fragte das Kind.

Du lächerliches Ding, entgegnete die Alte. Sollte man denn etwas ſo Außerordentliches nicht glauben?

Hier fiel Gevatterin Giuditta ein und ſprach: Es war gerade während des Baues ſelbſt, glaube ich, daß der Laienbruder dort war, welcher ſo häufige und geräuſchvolle Wunder verrichtete, daß der Pater Prior, um ihn der Gefahr zu entziehen, ſich in Hochmuth zu überheben, ihm den Befehl ertheilte, kein Wunder mehr zu thun ohne ſeine Erlaubniß. Während nun der Laienbruder

dem Mauern zusah, brach ein Gerüst und ein Maurer fiel vom Dache.

Hilfe, Bruder Vincenzo, rief der Unglückliche.

Hilfe, riefen ihm Meister und Gesellen nach. Bruder Vincenzo hätte von Herzen gerne stehendes Fußes ein Wunder gethan, aber das Verbot stand entgegen; daher streckte er die Hand aus und rief: Halt inne, bis ich hineile und Erlaubniß einhole!

Er lief hin, aber das Wunder war eigentlich schon geschehen, denn der Fallende stand mitten in der Luft, wie auf ebenem Boden.

Ach, die Mönche, fügte eine andere bei und seufzte. Die Mönche thaten viel Gutes. Den ganzen Tag, das ganze Jahr arbeiteten sie nichts, um auch für diejenigen beten zu können, welche nicht beten, absonderlich aber für uns arme Landleute, die den ganzen Tag sich abmühen müssen, sodaß keine Zeit übrig bleibt, um Gott zu widmen.

Und die Wohlthaten, die sie austheilten? spricht Simona. Bedenkt nur! Nie kamen sie zu fordern, daß sie nicht entweder einen Rosenkranz schenkten, oder einen kleinen Heiligen, oder wenigstens den Segen sprachen über das Mutterweh und kranke Kinder, und Raupen und Ameisen beschworen.

Und was gabt ihr ihnen? fragte jenes Mädchen weiter.

Nun, ein bischen von allen Gottesgaben, die wir ernteten. Waren denn nicht ihre Gebete schuld, daß sie von Reif und Hagel bewahrt wurden? Aber nie brachte man in das Kloster ein Paar Hühner oder etliche Scheffel Korn, daß sie uns nicht ein Gegengeschenk machten mit Salat oder mit Rüben. ... Was lachst du? Plaudertasche, gib Achtung! Damals ist niemand Hungers gestorben und der Herr ließ das Feld immer in Herrlichkeit prangen; der Malter Gerste galt acht Lire und die Leute saßen noch nicht so dicht aufeinander. Wenn ein Sohn zu Haus nicht wußte was thun, so gabs Gelegenheit, ihn unterzubringen; und wenn der Mann oder die Schwieger

einem harte Brocken zu schlucken gaben, so wußte man wohin, um den Sack auszuleeren und sich sein Recht zu holen.

Das ist nicht übel bemerkt, in der That, Simona, sprach Teresa. Und vielleicht hat es einen andern Grund, aber so viel ist gewiß, man war in früheren Zeiten nicht so viel unpäslich. Sagt einmal die Wahrheit, erinnert ihr euch, daß man vordem so viel von Katarrhen, Schnupfen und all solchen Kränkeleien reden hörte? Jetzt spricht man von sonst gar nichts.

Was das betrifft, fiel nun Betta ein, die wohlgefälligste von allen: ich habe Leute gehört, die die Sache verstehen und die versichern, der Grund von Allem sei das Einimpfen der Kuhpocken. Davon gar nicht zu reden, was es für ein Ärgerniß ist, ein Thier, und zwar ein Thier von dieser Gattung auf Kinder zu pfropfen und vollends auf Säuglinge. Daher kommt es wol, daß sie noch nicht hinter den Ohren trocken und doch schon so boshaft sind. Freilich das ist wahr, es sind viele gestorben und viele, die mit dem Leben davonkamen, mochte man nicht mehr ansehen; aber es war eine nothwendige Reinigung, wie so viele andere, und nachher waren die, die davonkamen, fest wie Stahl und Eisen. Jetzt haben sie dem widerstreben wollen, was von oben kommt; ich weiß nicht, was ich sagen soll, so mögen sie es denn haben.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war es Nacht geworden. Nun kamen eine um die andere die munteren jüngeren Mädchen und hinter ihnen drein die jungen Bursche, Witze reißend und sich in die steifen Hände blasend unter dem Rufe: Hu, wie kalt!

Das ist nun in der Dunkelheit ein Durcheinander, ein Geplauder von hundert verschiedenen Stimmen, die einander zu überholen, zu unterbrechen versuchen; wolltest du den Faden darin verfolgen, das wäre gerade, wie die Gespräche auf dem Jahrmarkt zusammenstellen. Es

werden nun die dreifüßigen Tiſche und Bänke zurechtgeſtellt, man läßt ſich nieder und es wird ruhiger. Savina, nachdem ſie mundfertig berichtet, was ſie den Tag über draußen gethan, geſprochen und gehört, ergreift den Rocken, klopft auf den angelegten Flachs und ſpricht: Weg jetzt, machen wir ein Ende! Es iſt jetzt an der Zeit, Licht anzuzünden und zu arbeiten, wenn ich mit meinem Weißzeug bis zur Hochzeit fertig werden ſoll.

Indem ſie ſo ſprach, puffte ſie mit dem Ellbogen gelinde an einen jungen Burſchen, der hinter ihr ſtand.

Die Zunge berührt die Stelle, wo der Zahn weh thut, nicht wahr? platzte eine Kamerädin etwas neidiſch heraus. Ja, man weiß wohl, daß du einen Liebhaber haſt.

Aha, lachte Savina. Wer? ich? Meinſt du ſo? Du biſt doch ein gutes Ding. Wenn dem nur ſo wäre! Aber wer meinſt du denn, daß nach mir ſchaute?

Schon recht, ſchon recht, entgegnete die andere, nicht nachgebend. Du darfſt gegen mich nicht ſo fremd thun. Habe ich dich nicht geſtern geſehen, als du Waſſer holteſt? He? Er kam ſachte hinter dir her geſchneckelt und was für ſüße Wörtlein hat er dir gegeben? Ja, wenn du mit mir anbindeſt, ſo zieh' ich dir den Schemel unterm Fuße weg. Wollen wir wetten. ...

Keinen löcherigen Heller, unterbrach Savina. Ich erinnere mich an nichts. Das wird ein Zufall geweſen ſein. Und dann, wenn es auch ſo wäre, was läge dran? Unſere Mütter haben es auch ſo gemacht und ...

Nur gemach, unterbrach Tereſa. Eure Mütter waren geſcheiter als ihr, kleine Hexen! Und, ich will nichts ſagen, aber ſie waren ſo ſchön und ſchöner, als ihr. Und dennoch heirathete man den, den die Eltern vorſchlugen, und gar oft, ohne nur zuvor mit ihm geſprochen zu haben. Man nahm die Sachen, wie ſie kamen, und hatte keinen Nebenzweck dabei, als die Erfüllung der Abſichten der heiligen Mutter Kirche.

Man hatte dazumal auch keine solche Eile, an Mann zu kommen, fügte eine ehrsame Jungfrau von funfzig Jahren bei. Jetzt aber seid ihr kaum zwanzig Jahre alt und schon riecht euch der Athem und ihr plaudert von Liebe, ihr Wildfänge!

O, entgegnete das junge Mädchen, es war doch immer Sonnenschein und Wolken, Waizen und Unkraut. Aber thun wir denn etwas Unrechtes?

Das kann man nicht behaupten, ergriff Gevatterin Giuditta das Wort. Aber man geht in dergleichen Angelegenheiten weit nicht so vorsichtig zu Werke, als sich gehörte, denn der erste Fehltritt, weiß Gott wie weit er führt. Es ist gerade, wie, wenn die Kinder auf dem Eise schleifen; haben sie einmal angesetzt, ja, so ist nichts zu ändern, sie müssen weiter bis ans Ziel. Habe ich euch nicht schon die Geschichte von Agnese erzählt?

Nein, nein, riefen die Mädchen einstimmig. Erzählt sie, Pathin! Erzählt das Geschichtchen!

Und so drängen sie sich im Dunkel, die Hände unter der Schürze, zu ihr heran, um zuzuhören.

Agnese, begann sie, war ein bildschönes Mädchen, zart wie frisch gemolkene Milch und auch brav dazu, man durfte horchen und fragen, nicht einmal die Nachbarinnen wußten anders als Gutes von ihr zu sagen. Ihre Mutter war ihr gestorben, als sie erst acht bis neun Jahre alt war, und kaum war sie etwas erwachsen, so führte sie die Haushaltung und die Bude mit so viel Gewandtheit und Liebe, daß ihr Vater nicht wußte, was er davon halten sollte; er wiederholte nur beständig Du wirst einmal mein Trost.

Ihr werdet hören, was für ein Trost. — In jener Zeit galt die Frömmigkeit noch weit mehr, als jetzt: am Charfreitag Abend hielt man einen schönen Umgang, wobei die jungen Bursche und die Mädchen das Mysterium vom Leiden Christi darstellten mit den Juden, Pilatus und dem Cyrenäer, welcher dem Heiland beistund.

und den Marien, welche ihn beweinten, und Allem. Agneſe kleidete ſich als Magdalena, denn ſie hatte den vollſten Haarwuchs, den ſie frei über den Rücken wallen ließ. Wer ſie ſah, der rief: O, die ſchöne Magdalena!

Damals lebte in dem Orte ein gewiſſer Sandro, ein Burſche von ungefähr zwanzig Jahren, der ſah nicht aus wie die heutigen ſchwindſüchtigen Perſönchen, ſondern war ein Fetzenkerl, wohl geſtaltet und wohl beſchaffen, mit zwei Armen am Leib, daß er einen Weinberg ganz allein umgraben konnte. Bei jener Proceſſion nun ſtellte er einen Juden dar, und da er dabei neben Magdalena ſtehen mußte, um die Volksmenge mit der Lanze zurückzuhalten, faßte er bei der Gelegenheit Agneſe ins Auge und ſie ihn. Als ſie ſich ſodann auf dem Wege begegneten, ward ſie roth wie eine Kirſche, und er, wenn er an ihre Seite kam, ſtreifte ſie ein klein bischen mit dem Ellbogen; berühren, was war das Übles? Dann fingen ſie an, ſich zu grüßen; er reichte ihr manchmal eine Nelke, ſie nahm ſie an.

Iſt denn das eine Sünde? ſprach ſie bei ſich ſelbſt. — Als nun der Sommer kam, ergriff er ſeine gute Sackpfeife und ſpielte ſie, in der Straße auf- und abwandelnd, wo Agneſe wohnte. Es war heiß und ſie ſtellte ſich, um ein bischen friſche Luft zu genießen, ein wenig auf den Balkon. Als er darunter vorbeiging, grüßte er mit der Hand. Anfänglich that ſie, als achte ſie nicht darauf, dann aber erwiderte ſie den Gruß. Und was war denn das am Ende für ein Fehler? — Eines Abends rief er ihr mit gedämpfter Stimme: Ich möchte euch geſchwind ein Wörtchen ſagen.

So ſagt es nur, verſetzte ſie.

Was meint ihr? Hier auf der Straße? Kommt herunter!

Ich kann nicht, antwortete ſie; mein Vater iſt zu Hauſe.

Den nächſten Tag war der Vater nicht zu Hauſe.

Sie kam herab, machte die Thüre halb auf, steckte den Kopf hinaus und horchte. Aber das Gespräch konnte diesen Abend nicht beendigt werden, und am folgenden Tag, am nächstfolgenden und am übernächsten hatte er ihr immer wieder etwas zu sagen; wenn sie dann unten war, fiel es ihm nicht mehr ein und man mußte sich auf den folgenden Tag vertrösten. — Alles dies hatte Agnese niemand anvertraut, als einer Nachbarin Namens Bia, einem guten einfältigen Ding, so eine von denen, die alles treuherzig glauben, und die statt ihr tüchtig den Rost herunterzumachen, sagte: Ja, das ist ein rechtschaffener Junge; wenn es ihm Ernst ist, so kannst du hier dein Glück gefunden haben und Gott danken, daß du an eine gute Mauer angestoßen hast. Hüte dich aber, daß nichts Unrechtes vorfällt, denn sonst straft der Herr mit bitterem Weh, ja, mit sehr bitterem.

Auf diese Weise ging die Sache zwischen den beiden Liebenden weiter. Dann kam es ihnen eines Abends vor, so auf der Schwelle stehen, heiße nur unnöthigerweise die Stelle kehren. Der Vater war nicht zu Hause, er war auf den Markt in Bergamo gegangen. Daher nahm sie Sandro hinein und sie machten die Thüre zu. Kaum waren sie drinne, so hörte man sehr eilig an die Thüre pochen.

O, Herr Gott, wer kann das sein? Macht, daß ihr fortkommt!

Nicht möglich.

So versteckt euch.

Ja, wo denn?

Agnesen fiel kein anderer und besserer Schlupfwinkel ein, als wenn er so gut wie möglich in eine Sitztruhe kröche, die unten an ihrem Bette stand. Dann lief sie an die Thüre und fragte: Wer ist da?

Wer soll denn da sein? Dein Vater.

Sie zog die Kette und erfand spornstreichs eine Flause, wie ihr Mädchen sie so trefflich zu machen versteht, um

die Verzögerung und die Verwirrung zu erläutern, die auch ein Blinder in ihrem Geſichte leſen konnte. Ihr Vater aber, der ihr von Herzen gut war und ihr den Biſſen vom Munde gegeben hätte ... Doch, jetzt fällt mir ein, ich muß einen Schritt zurückgehen und euch ſagen, daß, als ihre Mutter mit ihr in der Hoffnung war, und ſie einsmals nach Hauſe kam, ſie eine garſtige, ſchwarze, magere, armſelige Alte am Feuer kauernd fand mit einem verſchrumpften Geſicht wie getrocknete Pfirſiche, das nichts Gutes verſprach. Sie zitterte am ganzen Leibe und klapperte mit den Zähnen wie ein Kranich. Sie dachte nicht anders, als das müſſe eine Hexe ſein, fing an aus vollem Halſe zu ſchreien, nahm den Beſen hinter der Thüre und jagte ſie mit Schlägen hinaus. Das hätte ſie nie thun ſollen! Die böſe Alte kehrte ſich um mit Baſiliskenblicken, ſchlug ihr ein Kreuz über den Bauch und ſtöhnte: Das, was du im Leibe trägſt, ſoll man einſt auch mit Beſen wegkehren!

Aber jetzt weiter! Wo bin ich ſtehen geblieben? Richtig, jetzt hab' ichs. Ihr Vater alſo, der ihr zu Liebe ein Falſchmünzer geworden wäre, grüßte ſie voll Wohlwollen, nahm ſie in ihre Stube und ſetzte ſich darin eben auf die Truhe, in welche jener verſchloſſen war. Er fing an ihr vom Markte zu erzählen, wie vielerlei Leute dort geweſen ſeien, Tiroler mit geſtickten Ledergürteln und großen breiten Hüten wie Schirme, Türken mit dem Turban und dem langen Bart und den Pumphoſen, von einem Savoyarden, der ein großes Thier ſehen ließ, einer Zigeunerin, welche wahrſagte; dann erzählte er ihr weiter, wie theuer er die Seife, die Pflugſcharen und die wollenen Decken gekauft habe, warum er einen Tag früher nach Hauſe komme und andere gleich wichtige Dinge. Aber Agneſe hatte ganz andere Dinge im Kopfe und war mit ihren Gedanken hundert Stunden weit von dem, was er ſprach, ſie antwortete bald ja, bald nein, wie es kam. Deshalb fragte er endlich: Sage, haſt

du Schlaf? Ich auch. Mach, koche mir ein bischen zu Nacht!

In gröſter Eile röſtete ſie ein Paar Eier und konnte kaum erwarten, bis ſie ihn zu Bette brächte. Aber es war gerade, als ob er es abſichtlich thäte und zögerte mit Erzählungen, Wiederholungen und Fragen. — Kurz, mit Gottes Hilfe ging er endlich. Agneſe, die wie auf der Folter geweſen war, fühlte ihr Herz ſich erweitern; ſie ſchloß ſich in ihre Kammer ein, lief zu der Sitztruhe, rief ihrem Freunde ... er antwortet nicht.

Sollte er ſchlafen?

Sie hebt einen Arm auf, er ſinkt zurück.

Jeſus Maria!

Sie berührt ihm die Stirne. Was hilft es! Er war erſtickt, war todt.

Gleich als glitte ihnen ein Eiszapfen über den Leib, ſchraken die Mädchen zuſammen, welche dem Berichte der Gevatterin Giuditta aufmerkſam lauſchten, und riefen: Todt? Erſtickt? O heilige Gerechtigkeit.

Hatten ſie zuvor kaum die Augen offen gehalten, in der Meinung, die Geſchichte müſſe der gewöhnlichen Löſung entgegengehen, ſo verdoppelte ſich nunmehr ihre Aufmerkſamkeit, mit halb offenem Munde lauſchten ſie den Worten der Erzählerin, welche die Dunkelheit zu ſehen verhinderte. Savina zog die Hand zurück, welche unter dem Deckmantel der Finſterniß ſich unverſehens von der Hand des jungen Burſchen hatte drucken laſſen. — So hilft ein wenig Schrecken dazu, die Theilnahme zu erhöhen, ſei es in einer Dorfgeſchichte oder in einer Albums- oder Almanachsnovelle. — Die Alte fuhr nun im gleichen Tone fort: Wie es Agneſe zu Muthe war, will ich euch zu bedenken überlaſſen. Da ſtund ſie allein, mit einem todten Mann, ſie, die früher in Ohnmacht gefallen wäre vor Schreck, einen Todten auch nur von ferne zu ſehen; und dieſer Mann war ihr Liebſter, er war in dem Augenblick geſtorben, geſtorben um ihretwillen

und was das Schlimmſte war ohne Beichte. Schreien konnte ſie nicht, ihr Vater war hier dicht bei an, ſodaß ſie auch nicht einmal zu weinen wagte; ſie gerieth außer ſich, raufte ſich die Haare, ſtürzte über den theuern Leichnam hin, küßte die blaſſen, eiskalten Lippen, die ſie im Leben noch nie geküßt hatte, und benetzte ſie mit ſtillen Thränen. Sie verſuchte, ihn herauszuheben; ach, jetzt war er doppelt ſo ſchwer, als ſie; kaum vermochte ſie ihn zu bewegen und die Kiſte war tief. Sie beſprützte ihn mit kaltem Waſſer, ſie gab ihm Eſſig zu ſchnupfen, wärmte ihm Tücher und legte ſie ihm aufs Herz: lauter Weihrauch für Todte! Was ſollte ſie anfangen? Wenn die Leute das erfahren, Gott ſoll uns bewahren! Soll ſie ihren Vater rufen? Was würde der dazu ſagen, daß ſie einen jungen Mann ins Haus gezogen und ihn ermordet hat. Da ihr keine beſſere Hilfe einfiel, entſchloß ſie ſich ihre Nachbarin Bia um Beiſtand anzugehen; dieſe kannte bereits den angeſponnenen Handel, ja, ſie hielt einen ſtarken Faden in dem Gewebe ſelbſt feſt. Leiſe, leiſe öffnet ſie die Thüre, witſcht hinaus, die Kniee wollen ſie nicht mehr tragen, als hätte ſie drei Monate das Fieber gehabt. Sie wankt die Treppe hinauf.

Bia, ruft ſie, Bia!

Was willſt du, Agneſe? Ums Himmels willen, zu dieſer Stunde?

Still, macht auf, erbarmt euch!

Als ſie drinne war, enthüllte ſie ihr das Vorgefallene weinend und wehklagend.

Todt, Sandro! verſetzte jene, die Augen weit aufreißend, rang die Hände und fuhr ſich in die Haare. Vielleicht iſt er blos ohnmächtig.

Wollte Gott, entgegnete das Mädchen. Kommt nur um Gottes und Himmels willen! Kommt, helft mir!

Bia erbarmte ſich ihrer und ging mit hinunter. Mit ihrem Manne hatte es ſchon keine Gefahr mehr, daß er nach Haus kam, denn er war ein Trunkenbold, der nicht

aus der Schenke wich, als wenn man ihn fortjagte. Sie geht also mit Agneſe in ihre Schlafkammer, beobachtet gleichfalls, betaſtet, bewegt, kitzelt; es iſt alles umſonſt, er iſt vollſtändig mauſetodt. — Alles das ging vor ſich im tiefſten Schweigen, in bloßen Socken, ſie machten ſich verſtändlich durch Geberden, ohne nur einen Athemzug zu thun aus Furcht, der Vater könnte es hören. Aber müde von der Reiſe, hatte dieſer angefangen ohne ein Schlafliedlein zu brauchen und man hörte ihn bald behaglich ſchnarchen. Als ſie nun ſahen, daß jeder Verſuch umſonſt war, ſagte Bia zu der andern: Beruhige dich! Was willſt du? Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Jetzt müſſen wir darauf denken, Abhilfe zu ſchaffen, nicht, zu jammern. Da iſt nichts anderes zu machen. Nehmen wir ihn heraus und tragen ihn auf die Straße und laſſen ihn dort! Der erſte, der vorbeikommt, wird ihn finden und ſagen, er ſei durch ein plötzliches Unglück ums Leben gekommen.

Auf die Straße? Meinen armen Sandro ſo hinwerfen? wie einen Hund? Und er iſt um meinetwillen geſtorben! Das thue ich nicht, das kann ich nicht.

Sie warf ſich von neuem auf ihn, weinte und ſchluchzte, und wiederholte krampfhaft zuckend: Das kann ich nicht, das thue ich nicht.

Da zuckte Bia die Achſeln und ſprach: Nun, ſo weiß ich nicht, was ich ſagen ſoll. Beſinne dich ſelber! Ich mache mich aus dem Staube, ich will nicht dabei geſehen werden.

Sie that, als wollte ſie weggehen. Agneſe rief ihr zurück, begütigte ſie, ſie berathſchlagten von neuem und der Beſchluß war immer derſelbe. Sie ſtanden zwiſchen Thür und Angel und Agneſe mußte wohl oder übel auch nachgeben. Mit großer Anſtrengung zogen die beiden Weiber den Todten aus der Kiſte und vor das Haus und ſchleppten ihn ganz leiſe auf der Straße fort, ſo weit ſie konnten, worauf dann jede nach ihrem Hauſe eilte. —

Welch eine Nacht für Agneſe! Wie anders, als die vorangegangenen, wo ſie, kaum ſich niederlegend, Stunde für Stunde ununterbrochen in tiefem Schlafe lag, ohne um irgend etwas in der Welt ſich zu kümmern, oder unter heiteren, frohen Gedanken, bis ſie mit dem Namen ihres Sandro auf der Zunge wieder erwachte. Jetzt aber, was für ein anderer Schlaf war dies! Wenn ein einziger gewöhnlicher Floh ſchon hinreicht, einen wach zu halten, denkt euch, Mädchen, vollends einen ſolchen Floh im Ohre! Hier vor ihr die Sitztruhe mit dem Leichnam, der ihr nicht aus den Augen weichen wollte, welches Entſetzen, wie pochte ihr Herz! Sie warf ſich im Bette hin und her, ſie verbarg ſich unter den Decken; ſie hielt ſich Augen und Ohren zu, und doch meinte ſie immerfort ihn zu ſehen; noch immer fühlte ſie unter den Händen, an den Wangen, an den Lippen die Berührung jener lebloſen Kälte.

Doch wer weiß? Vielleicht war das nur ein Krankheitsanfall, eine vorübergehende Ohnmacht. Er iſt vielleicht wieder zu ſich gekommen, aufgeſtanden, nach Hauſe gegangen und morgen ſehe ich ihn wieder. Welch ein Troſt, ihn wieder lebendig zu ſehen! Aber was werde ich zu ihm ſagen, daß ich ihn auf dieſe Weiſe hinausgeworfen habe?

Ihre Thränen ſtrömten nun noch heftiger, wie der Regen zunimmt, nachdem ein Blitz vorübergehend das Dunkel erhellt hat. Dann mußte der Morgen kommen: das Gerücht mußte ſich verbreiten, ihr Vater mußte erſcheinen und ihm konnte ihr Zuſtand nicht entgehen. Was ſollte ſie ihm ſagen, wie ſich gegen ihn entſchuldigen, wie ſich benehmen gegenüber von dem, der ihr den Tod des armen Sandro erzählen würde? — Am frühen Morgen hörte man auch wirklich ein Ziſcheln und Laufen auf der Straße, ein Kreuzen von Vermuthungen; ihr Vater legt ſich ans Fenſter und fragt: Was gibt es Neues?

Wißt ihr's noch nicht? antwortet ein Vorübergehender. Sie haben den Sandro todt gefunden.

Was ihr mir ſagt! Umgebracht?

Nein, er hat gar keine Verletzung, man hat ihm keinen Heller abgenommen: er muß einen Schlag bekommen haben. Der arme Schelm!

Und er ging weiter. — Der Vater eilte in die Kammer der Tochter. Welch ein Stich ging ihr durchs Herz, als ſie die Kette ziehen hörte! Sie gab ſich Mühe, ſich zu verſtellen, als er ihr das Vorgefallene erzählte, und that als wäre ihr die Sache völlig neu; doch konnte ſie ſich nicht lange halten, ſie brach in heftiges Weinen aus und ließ ihrem unterdrückten Jammer freien Lauf. Ihrem Vater kam dieſes Leid doch etwas übertrieben vor; doch dachte er im Stillen: Die muß ein bischen Feuer gefangen haben für ihn.

In dieſer Meinung ward er beſtärkt, als er beim Ausgehen die Leute ſagen hörte: Nun, eure Agneſe wird Trauer anlegen, ſie ſprach ja mit ihm.

Agneſe aber war nach einem ſolchen Schlage nicht mehr dieſelbe. Sie hat nicht den Muth, ſich auswärts ſehen zu laſſen, ſie bleibt zu Hauſe, weinend und klagend. Iſt ſie auf, ſo erinnert ſie Alles an ihn; geht ſie zu Bette, ſo brauche ich nicht mehr zu ſagen. — Wehe, wenn ein Möbel in der Nacht knarrt, wehe, wenn ſie ein Fenſter zerbrechen hört, wehe, wenn ein Hund auf der Straße heult! Ein Tag um den andern geht vorüber, aber der Schmerz wird nicht gelinder. Ihr Vater, der ſie alle Augenblicke aufſchluchzen hört zum Erſticken, ſagt zu ihr: Du dauerſt mich; hatteſt du ihn lieb, den Sandro, he? Warum ließeſt du mich nichts merken? Aber jetzt, willſt du denn auch ſterben aus Liebe zu ihm?

Er bemühte ſich, ſie zu tröſten, aber es war nur, als ob er eine Wunde aufriſſe, die noch immer friſch und blutig war. Sie brach von neuem in lautes Geheul aus

und ſagte Dinge, die kein Menſch begriff. Als die Leute ſie ſo tief betrübt ſahen, lobte man ihre Treue; manche dachten darauf, ſie aufzurichten, hatten aber dabei mehr den Bauch im Auge, als das Herz, wie es alte Baſen oft machen. Viele junge Burſche ſagten zu ihren Schönen: Da ſchaut nur auf Agneſe! Das heißt einmal lieb haben. Aber ihr, wenn ich ſtürbe, würdet euch einem andern zuwenden, und wer fort iſt, hat gehabt. Nicht wahr?

Die einzige Aufrichtung war ihr Bia. Bei ihr verging ihr der Drang zum Weinen, gegen ſie ſprach ſie aus, was in ihrem Herzen vorging und was ſie allen Andern verbergen mußte. Mit ihr ging ſie auf den Kirchhof, um den Roſenkranz zu beten für die arme dahingeſchiedene Seele. Allmälig aber faßte ſie auch gegen Bia einen Widerwillen, ſie betrachtete ſie als den einzigen Zeugen ihres Vergehens, wie ein Weſen, von dem es abhing, ſie zum unglücklichſten Geſchöpfe zu machen; ſie zitterte täglich mehr bei dem Gedanken, ſie könnte ſie angeben. Und ſo ſehr ſie ſich abmühte, ihr ins Geſicht die Unbefangene zu ſpielen und ſie zu liebkoſen und hochzuhalten, ſo war ſie doch innerlich ganz in Glut und nahm Alles ſchief auf, was Bia that. Hörte ſie ſie ſingen, ſo war es ihr, als verhöhne ſie ihren Schmerz. Sah ſie ſie mit einer andern in vertraulichem Geſpräche, ſo gerieth ſie in Eiferſucht. Hörte ſie ſich in die Ohren flüſtern?

Bia wird Alles aufdecken.

Sprach ſie manchmal mit ihr von dem armen Menſchen, ſo dachte Agneſe: Das thut ſie vorſätzlich, um meinem Schmerz aufzufriſchen.

Sagte Bia: Hüte mir die Kinder, bis ich zur Mühle gehe oder die Wäſche abſpüle, ſo dachte ſie: Sieh da, ſie will mich als Magd gebrauchen.

Verlangte ſie einen Löffel voll Salz, ſo antwortete ſie: Zwei.

Aber zwischen den Zähnen murmelte sie: Sie will sich dafür bezahlt machen, daß sie nicht plaudere.

In jedem Auge, das sie fest ansah, glaubte sie ihre Anklage zu lesen.

Gewiß, der oder die weiß meine Geschichte. Und wer kann sie mitgetheilt haben, als Bia?

Bei ihrem Anblick verfärbte sie sich daher immer, und wenn man etwas auf dem Herzen hat, ist es wie mit dem Husten, man kann ihn nicht verbergen; einige wunderliche Geberden und spitzige Redensarten, die ihr wider Willen entfuhren, ließen Bia die Wahrheit durchschauen. So fingen sie an, sich zu erkälten und von einander zurückzuziehen. Agnese faßte einen Abscheu vor ihr, wie vor dem Kopfweh, und so nahm ihre eingebildete Gefahr zu. Sie sah nichts mehr vor sich, als Schreckgestalten, sie träumte nur von den Gerichten; die von der Hexe ihrer Mutter gemachte Prophezeiung schien ihr der Erfüllung immer näher zu rücken; und Alles zu Gunsten von wem, von Bia. Sie meinte sie zu sehen, wie sie sie angab und Zeugniß wider sie ablegte; sie glaubte deswegen keine gute Stunde mehr auf der Welt haben zu können, so lange jene auf der Welt sei. Bia's Tod war der Wunsch, den sie jeden Morgen und Abend in ihr Gebet aufnahm; als die Feste kamen, bereitete sie sich darauf vor durch neuntägige Gebete und Fasten, sie beichtete und communicirte, kniete auf den bloßen Boden nieder, rang die Hände und sprach mit Thränen in den Augen: Lieber Herr und Gott, bei dem Verdienste deines Leidens bitte ich dich, beschwöre ich dich, laß Bia sterben!

Bia aber fiel es nicht im Schlafe ein, sterben zu wollen. Vielmehr einsmals, als sie von Agnese, ich weiß nicht was für eine Beleidigung erfahren hatte, ließ Bia, die wol sonst übler Laune sein mochte, nichts auf sich sitzen; eine Rede gab die andere, sie nahmen kein Blatt vor den Mund und die Frau ließ sich endlich die

Worte entfallen, ſie möge zuſehen, was ſie thue, und ihre Reden auf die Wagſchale legen, denn das Ende vom Liede könnte ſein, daß ſie ihr ungezügeltes Maul hinter ein Eiſengitter ſtecken müßte. — Hätte ſie das nie geſagt! Wenn Agneſe mit ihrer geſunden Vernunft bereits auf der Neige war, ſo gab ſie ihr nunmehr vollends ganz den Abſchied. Sie lag die Nacht über wie auf Neſſeln. Als ſie nicht mehr weinen konnte, ſchlief ſie ein, zu was für Träumen, zu welcher Angſt! Wüthende Hunde, die ihr auf den Leib kamen; ein Stier, der ſie verfolgte, weil ſie ganz roth war von Blut. Sie meinte in ihr Schlafzimmer zu entkommen, ſich darein zu verſchließen; aber die Fenſter fuhren auf, wiewol ſie ſie verſchloſſen hatte, und durch das Schlüſſelloch kroch ein Geſpenſt herein und ſaugte ihr das Blut unter den Fußnägeln heraus. Sie faßte es ſcharf ins Auge und es ward ganz zu Feuer und Flammen, die Augen hingen ihm aus dem leichenblaſſen Geſicht, wie ſie es an Sandro geſehen hatte in der verhängnißvollen Nacht. Es ſprach: Ich bin verdammt um deinetwillen.

Sie wollte ſchreien und konnte nicht, denn ſie fühlte ſich die Kehle zuſammenziehen; ſie fuhr an den Hals, es war der Strick, den ihr der Henker umgelegt hatte. Sie drehte die Augen umher: die ganze Einwohnerſchaft des Ortes, alle ihre Kamerädinnen ſahen zu, wie man ſie henkte, und eine von ihnen ſah über die andern heraus und lachte ihr höhniſch ins Geſicht: es war Bia. — Sie ſtürzte erſchreckt und aufs höchſte beängſtigt aus dem Bette; den ganzen Tag war ſie in entſetzlicher krampfhafter Aufregung, ſie ſtieß mit dem Kopf an alle Wände; ſie glaubte Feuer im Kopfe zu haben, ſie lehnte ſich an das Kamin, an Eiſen, um ſich einen Augenblick abzukühlen, ſie warf ſich auf jene Sitztruhe und ſie weinte nicht mehr. Sie ging mit dem Eimer aus, um Waſſer zu ſchöpfen; als ſie vor dem Hauſe war, dachte ſie nicht mehr daran, und weiter, weiter ... Ihr habt wol ſchon,

ihr Mädchen, von Leuten gehört, die wirklich und wahrhaftig im Schlaf wandeln. So ging es Agnese. Sie ging immer fort und fort, bis sie am Friedhof stand; sie öffnet das Gitter und tritt vor.

Wo zum Henker wollt ihr hin? rief eine rauhe Stimme. Es war der Todtengräber, der ein Grab grub. Bei diesem Tone erwachte sie aus ihrem Traume, schrie auf, schaute umher und kam zu sich; mit sträubenden Haaren wie eine Flachshechel floh sie, was sie konnte, als liefe einer hinter ihr her. — An jenem Tage aß sie nicht, sprach sie nicht, betete sie nicht. Gegen Abend nahm der Sturm zu. Zwischen Tag und Dunkel saß sie zusammengebückt, die Schläfe auf die Hände gestützt, die Ellbogen auf den Knieen ruhend, und brütete eine Weile über etwas; dann, als stünde ihr Entschluß fest, sprang sie auf, mit straffen Sehnen, und rief: Sie muß sterben.

Sie packte rasch ein großes Messer, lief zu der Nachbarin, die sie allein und unvorbereitet traf, und stieß es ihr in die Kehle.

O heilige Mutter Gottes, riefen die zuhörenden Bäuerinnen, von Schauder erfaßt, während Gevatterin Giuditta Athem schöpfte. Sie rückten näher an einander und fragten ängstlich: Und weiter, weiter!

Weiter, fuhr die Alte fort, spät, sehr spät, wie gewöhnlich, und wie gewöhnlich betrunken kehrte Bia's Gatte nach Hause und fand den gräßlichen Anblick. Er schreit und ruft um Hilfe. Es kommen die Leute im Hause, die Nachbarschaft, man sieht, o man sieht die Frau, welche in einem See von Blut in den letzten Zügen lag.

Wer kann es gethan haben? Diebe nicht; es fehlt kein Strohhalm; sie hatte niemand zum Feinde. Man kann es niemand schuld geben, als ihrem Manne. Er allein ist ins Haus gekommen, er war in Weinlaune; er hat sie vielleicht zanken gehört, weil er spät nach Hause kam, und sie hat ihm wol ausgewischt.

Der Büttel verließ ſich auf die Stimme des Volkes, welches die Stimme Gottes iſt, und legte ohne weiteres Hand an ihn. Ohne Aufſchub, um ein abſchreckendes Beiſpiel aufzuſtellen, wird der Proceß eingeleitet; man befragt ihn, er leugnet, man bringt ihn auf die Folter. — Ihr wißt nicht, ihr Mädchen, was die Folter iſt, nicht wahr? Jetzt iſt ſie nicht mehr im Gebrauch. Aber zu meiner Zeit, wenn einer im Verdacht war wegen eines Verbrechens, ſei es als Räuberhauptmann, oder als Hexe, oder als Gotteslästerer, oder als einer, der ſalbte, um die Peſt kommen zu machen, den ergriff man; der Herr Richter fragte ihn: Biſt du es geweſen?

Beichtete er, ſo war es gut; wo nicht, ſo befahl der Herr Richter: Bringt ihn auf die Folter!

Ihr habt es alle ſchon im Schlachthauſe geſehen, wie der Metzger, wenn er dem Ochſen die Gurgel abgeſchnitten, ihn an den Füßen angebunden an einem Haſpel emporzieht. So müßt ihr euch die Folter vorſtellen. Dem Schuldigen oder dem Beklagten, was dasſelbe iſt, wurden die Hände hinten zuſammengebunden, ſo. Dann hoben ſie ihn an einem aufgerollten Seil empor und wippten ihn zuweilen recht tüchtig, wie bei der Winde, wenn man Pfähle in dem Wehr einkeilt. Ich darf wohl ſagen, es verging keine Woche, daß man nicht von ſolchem Verfahren hörte, und darum ging es auch nicht ſo weit mit den Verbrechen. Jetzt aber hat man dergleichen Gebräuche aufgegeben und das Diebshandwerk iſt eine Spielerei geworden. — Der Mann Bia's wurde alſo auf die Folter gebracht und der Herr Richter, ein Ausbund von Richter, aus deſſen Krallen nie einer mit heiler Haut wieder wegkam, aber doch eine rechtſchaffene Perſon, voll Geduld und Freundlichkeit, der Witze riß ſelbſt bei einem Todesurtheil. Der Herr Richter alſo, ſage ich, ermahnte ihn zuerſt ganz herzlich, die Wahrheit zu geſtehen; als er aber ſah, daß er leugnete, befahl er: Zieht ihn auf!

In ſeinem großen Stuhle ſitzend, den Ellbogen auf

den Tisch und das Kinn in die Hand gestützt, beobachtete er ihn und harrte mit größter Geduld, bis er gestehe; aber er blieb standhaft.

Wohlan, sagte endlich der Herr Richter, gebt ihm ein Paar kleine Wippen!

Der andere weinte, schrie, rief zu Gott, zur heiligen Jungfrau und Sanct Joseph; aber er blieb fest. — Da man ihn so hartnäckig sah, wäre auch dem Sanct Hiob der Zorn gekommen. Aber der Herr Richter wandte sich mit der gewohnten Ruhe zu dem Henkersknecht, winkte mit dem Auge und sagte: Nun gut, wenn es so ist, laßt ihn herab!

Der Kerkervogt verstand das Zeichen und ließ den Angeklagten herab bis so nahe an den Boden, daß er ihn mit der Zehenspitze streifen konnte. Der Mann glaubte vom Tode aufzustehen, als er den Befehl hörte, und da er so nahe am Boden war, daß er, wenn er sich ein wenig dehnte, ihn berühren konnte, dehnte er sich, um ihn zu erreichen, mit aller Gewalt und vermehrte so, in Hoffnung, seine Qualen zu endigen, dieselben auf schaudervolle Weise. — Als er ihn so baumeln sah, wollte der Henker platzen vor Lachen. Der Herr Richter selbst hielt sich den Mund zu, um nicht herauszuplatzen; bis endlich der Unglückliche, der dieser neuen Marter nicht widerstehen konnte, flehentlich und um Gottes willen bat, ihn herabzulassen, er wolle ja Alles bekennen. — In der That legte er das Geständniß ab, er habe sein Weib ermordet, weil er ihrer überdrüßig war, weil sie immer keifte, weil er eine andere nehmen wollte, kurz, er gestand, was der Herr Richter ihm eingab. Dieser, zufrieden mit dem glücklichen Ausgang seines Processes, gab den Spruch, demzufolge der Angeklagte sollte gestäupt und sofort gehangen werden. Sodann ging er zum Essen. — Die Gerechtigkeit, das ist der Henker, kam sogleich von Mailand mit einem zweispännigen Karren und darauf Block, Räder, Stricke, Zangen,

kurz, einem ganzen Zeughaus von derlei Handwerksgeräthe; und in einem Umſehen hatte er den Galgen mitten auf dem Markte aufgepflanzt. Am folgenden Tage lief vom Orte und von der Nachbarſchaft, was Beine hatte, um den verruchten Mörder ſeines Weibes abſtrafen zu ſehen, der Henker holte ihn aus dem Gefängniſſe und fing an, ihn zu ſtäupen. Siehe, da ſtürzt ein Mädchen herbei, mit zerzauſten Haaren, ängſtlich, blaß, entſtellt und ſchreiend wie eine Beſeſſene: Er iſt unſchuldig, er iſt unſchuldig, er weiß nichts von der Sache.

Alle erkannten ſogleich Agneſe und es erhob ſich ein neugieriges Geflüſter, denn wenn man auch von Bia's Gatten wohl wußte, daß er oft zu viel getrunken hatte, ſo war doch eben ſo bekannt, daß er niemals einem Menſchen ein Haar gekrümmt habe. Deshalb hatten Viele kaum ſich überzeugen können, daß er eines ſolchen Verbrechens fähig ſei, ehe der Herr Richter das Urtheil gefällt hatte. Als dieſes ausgeſprochen war, ja, da lautete die Sache freilich anders, denn es wäre doch ſtark geweſen, hätte man den Richter eines Irrthums zeihen wollen; und wenn einmal ein Urtheil geſprochen iſt in einem Handel, ſo darf man keinem Zweifel mehr darüber Raum geben. — Jetzt aber, da ſie Agneſens Worte hörten, wagte man die Stimme zu erheben, man lief zu dem Herrn Richter und erzählte ihm, was vorging. — Der aber befand ſich nunmehr in ſchöner Verlegenheit: denn der Proceß war in allen Regeln geführt, in allen Formen war der Spruch gefällt, und dann, man weiß ja, legt jeder der eigenen Geſchicklichkeit doch auch einigen Werth bei. Darum ſuchte er anfangs das Mädchen als verrückt hinzuſtellen und befahl vorläufig das Urtheil zu vollſtrecken; allmälig aber, als er das Geſchrei des Volkes hörte und beſonders das Zureden des Pfarrers, verordnete er, die Hinrichtung aufzuſchieben. Und als er die Misſtimmung des Henkers ſah darüber, daß er

seinen Weg umsonst gemacht hatte, sprach er zu ihm: Es ist deine Schuld, du hättest rascher vorwärts machen sollen.

Indessen setzte das Mädchen, ohne einer Folter zu bedürfen, Punkt für Punkt die ganze Geschichte auseinander, von Sandro's Tode an bis jetzt: als man im Hause nachsuchte, fand man blutige Kleider, man fand das Messer. Stellt euch vor, was das für ein Gerede gab im Orte! Genug, sogar der Richter schien fast Mitleid mit ihr zu haben und sagte, was ihn betreffe, so wäre es ihm nicht darauf angekommen, sie auch ganz freizusprechen. Aber Schwarz auf Weiß gilt auch etwas, und das Gesetz lautet: Wer tödtet, der soll sterben.

Sie behielten Bia's Gatten noch einige Zeit im Gefängniß, weil er falsche Angaben vor Gericht gemacht habe, dann schickten sie ihn ins Spital, um ihn von seinen Folterverletzungen zu heilen; der Henker aber tröstete sich, denn er durfte das Spiel, das er mit dem Manne treiben sollte, nun mit Agnese ausführen.

Armes Mädchen! riefen die Kinder und trockneten sich die Augen.

Armer Vater! rief ein alter Mann, und es entstand eine nachdenkliche Pause. Dieses Schweigen schien der Gevatterin Giuditta das beste Lob auf ihre Erzählung und darum fuhr sie nach einer Weile fort: Da sieh, das ruhige Wasser, das blühende, schöne Mädchen, wenn man ihr gesagt hätte, daß sie so endigen müsse? Und das ist nicht ein leeres Gerede, sondern es ist ein wahrer Vorfall, so wahr, als Kometen ein böses Jahr bedeuten. Das Ort liegt hier in unserer Nähe und meine Mutter hatte mit alten Weibern gesprochen, die noch gelebt hatten, als sich dies ereignete. Merkt euch also, ihr Mädchen ...

Daß ihr den Liebhaber nicht in die Sitztruhe sperrt.

fiel Savina ein, und ein allgemeines ſchallendes Gelächter folgte dieſem Witze. Dann, wie vor Tag ein Sperling, der zu zwitſchern anfängt, hinreicht, um ſogleich alle andern aus ihrem Schlafe zu wecken, und ein Singen und Zwitſchern und Lärmen von tauſend Vögeln aufzuregen, ſo erhoben ſich auch, nachdem der Zauber gebrochen war, dreißig uneinige Stimmen, welche dicht aufeinander, untereinander, miteinander das Wort ergriffen. Eine ſagte: O, ſolche Dinge kommen nicht mehr vor.

Eine andere: Aber was hatte denn das arme Mädchen verbrochen?

Die dritte: Für einen einzigen Fehltritt an den Galgen!

Ei, fügte die Moraliſtin Simona hinzu, die ganze Schuld liegt an ihrer Mutter, welche jene Hexe mishandelte; deswegen ſchaut zu, wem ihr Böſes thut.

Wißt ihr was? fiel Betta, die wohlweiſe, ein. Der wahre Grund iſt, daß Agneſe unter einem böſen Planeten geboren wurde.

Gevatterin Giuditta verſuchte wiederholt, die Stille und das Nachdenken zurückzuführen, um etwas von der Moral loslaſſen zu können, von der alle ihre Schleußen gefüllt waren; aber wer will das Feuerwerk aufhalten, wenn ein Funke darein gefallen? Es nahm vielmehr das Schnattern und Plaudern zu, wie in einer Judenſchule, bis das Häckchen mit einem Handlicht auf dem Leuchter aufgepflanzt wird mit ſeinem ſchwachen Schein, wie eine Todtenkerze. Savina begann nun, nicht ohne einen bedeutſamen Blick auf ihren Liebſten, mit lebendiger, Straßen durchdringender Stimme luſtig das Lied:

Zanke nicht, lieb Mütterlein!

Die andern Alle ſtimmten ein, und der Schrecken, mit welchem die Gevatterin mehr Eindruck gemacht zu haben glaubte, als ein Vater der Miſſion, verflüchtigte ſich in heiteren Rundgeſängen. — So wird die Symphonie, die einen verſchiedenen Soldaten mit kläglicher

Harmonie, um das Herz zu sprengen, auf den Kirchhof begleitete, wenn kaum den Leichnam die Erde deckt, zu einem rüstigen Marsch, der den schwermüthigen Eindruck verwischt, als wäre es zu lang, das Mitleid für einen Menschen, dessen Beruf Leiden und Tod ist, über eine halbe Stunde dauern zu lassen.

LXI. Antonio Ceſari.

1806.

145. Zefir und Luiſa.

In einer Ortſchaft im Veroneſiſchen, worin viele reiche und rechtſchaffene Kaufleute wohnten, denen der Fluß Etſch, an deſſen Ufern ſie ſich ausdehnte, gute Gelegenheit zu Handelsgeſchäften bot, lebte vor Zeiten ein gewiſſer Paolo Migliacci (ſo wollen wir ihn wenigſtens bezeichnen, um ſeinen eigentlichen Namen verſchweigen zu dürfen), ein ſehr wohlhabender Eßwaarenhändler. Er hatte ein braves, verſtändiges Weib zur Gattin und eine ſchöne ſehr ſittſame Tochter, weitere Kinder aber nicht. Das Mädchen, obwol ſchon in den zwanzigen oder nahe daran, ſei es, daß ſich nie früher eine günſtige Unterkunft für ſie gezeigt oder daß ſie vermöge ihrer Keuſchheit wenig auf dergleichen Dinge bedacht war, lebte ganz heiter bei ihrem Vater, ohne an einen Mann zu denken. Vielmehr ſchenkte ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit ihren Arbeiten, in welchen ſie für ein Frauenzimmer vielleicht geſchickter war, als alle Andere in ihrem Orte. Nun begab es ſich, daß in einem Hauſe dem ihrigen gegenüber ein franzöſiſcher Soldat im Quartier lag, der eine Auszeichnung hatte, in friſchem Alter ſtand und durch ſeine Perſon und ſehr artiges Benehmen ſich bemerklich machte, über welche treffliche Eigenſchaften viel Redens war im ganzen Orte. Luiſa (ſo wollen wir das Mädchen benamſen) ſah dieſen Mann zufällig und er ſie einmal; und ſich ſehen und zu einander von heftiger

Liebe durchglühen war eins. Luisa hatte nicht so bald die Liebesflamme in ihr Herz aufgenommen, als sie wohl fühlte, daß sie überwunden war, und so sehr sie sich vor sich selbst schämte und öfters Gewalt anthat, doch nicht im Stande war, die Heftigkeit ihrer heißen Liebe zu besiegen. Bei ihrer großen Sittsamkeit hielt sie aber das Liebesfeuer in sich verschlossen, ohne daß sie auch nur ihren Eltern, geschweige dem jungen Manne es offenbarte. So wuchs ihre Liebe außerordentlich und gewann von Tag zu Tag größere Kraft und quälte sie heftiger. Zefir (so heißen wir den Jüngling), Zefir seinerseits, der nicht in besserem Zustande war, als sie, glaubte nicht lange zuwarten zu sollen, sondern ließ durch eine vorsichtige Mittelsperson im Stillen bei ihr anfragen, ob sie gesonnen wäre, einen Mann zu nehmen; wofern es nicht überhaupt gegen ihre Wünsche laufe, biete er ihr die Hand an mit der Versicherung, daß er sie mehr, als sein Leben, liebe und daß er sich nie eine andere, als sie, zur Gattin gewünscht hätte. Als das Mädchen diese Anerbietungen vernahm und die Ehrbarkeit des geliebten Jünglings kannte, ließ sie ihm antworten, sie sei nicht ganz abgeneigt, zu heirathen, und wenn ihre Eltern, gegen deren Wohlnehmen sie nicht verstoßen möchte, damit einverstanden seien, sei sie bereit, ihm ihre Hand zu reichen; er möge über das Ganze mit ihrem Vater reden und mit ihm die Angelegenheit verhandeln. Zefir war ganz erfreut über diese Antwort, welche ihm um so mehr gefiel, als sie ihm ein schönes Zeugniß gab für die Sittsamkeit der Jungfrau. Er verfügte sich sogleich zu ihrem Vater, offenbarte ihm, wie die Tugenden seiner Tochter sie ihm so tief ins Herz eingeprägt haben, daß er gar nichts außer ihr sehe, und bat ihn, sie ihm zur Frau zu geben, wofern es ihr selbst, was er nicht glaube, nicht misfalle; er sei der Sohn eines angesehenen und reichen Mannes, über seine Rechtschaffenheit möge er sich erkundigen, bei wem es ihm beliebe, und er möge dann nach dem Befund

seinen Entschluß fassen; wofern er aber nichts über ihn in Erfahrung bringe, was ihn verleiden könnte, ihn zum Schwiegersohn zu haben, bitte er ihn inständig, er möge, ohne weiter von der Mitgift zu reden, ihm die Tochter nicht verweigern. Der Vater war sehr ärgerlich über dieses Ansinnen, doch wollte er sich gegen den jungen Mann nicht auslassen und hielt es nicht für gerathen, gleich bestimmt abzulehnen; er faßte vielmehr seine Antwort allgemein und sagte, er behalte sich eine Bedenkzeit von zwanzig Tagen vor, dann möge er wiederkommen und die Antwort abholen. Unterdessen ging er bei sich zu Rathe, wie er es gegenüber von seiner Tochter halten solle. Er nahm sie zu sich in sein Gemach und sprach zu ihr: Liebe Luisa, ich glaube überzeugt zu sein von deiner Keuschheit und Tugend und weiß daher nicht, was ich eher von dir glauben soll, ob es dir angenehm oder nicht vielmehr zuwider sein wird, wenn du erfährst, daß du von einem Manne geliebt wirst.

Die Tochter antwortete darauf, hoch erröthend vor Scham, sogleich also: Mein Vater, ich glaubte nicht, daß, um hierüber einen Entschluß zu fassen, viel Zeit und Mühe nöthig sei; denn in der That, wenn es wahr ist, was ihr von mir erfahren zu haben behauptet, dürft ihr euch fest versichert halten, daß es mir sehr leid wäre, wenn ich erführe, daß ich von einem geliebt werde, der eine andere Absicht dabei hätte, als mich zur Frau zu bekommen; wenn aber einer, den ihr als brav und rechtschaffen kennt, mich in dem Sinne liebt, daß er mein Mann werden will, so glaube ich, dürftet ihr es nicht meinem Alter für unangemessen, noch meiner Ehre zuwiderlaufend erachten, wenn ich dazu meine Zustimmung ertheilte.

Nachdem der Vater so den Sinn seiner Tochter hinlänglich erforscht hatte, schritt er zu einer bestimmteren Frage.

Und wenn, sagte er, da der Franzose Zefir unser

Nachbar dich zur Frau begehrte, wärest du wol damit einverstanden?

Luisa konnte keine angenehmeren Worte hören.

Wenn der junge Mann, sprach sie, wirklich derjenige ist, für den er gilt, und ihr nach genaueren Nachforschungen von ihm erfahret, daß er wirklich der Mann ist, für welchen er gehalten wird, so wüßte ich nicht, warum ihr nicht bereit sein solltet, mir ihn zum Manne zu geben, und ich, ihn anzunehmen.

Darauf sprach denn der Vater ganz offen mit seiner Tochter und sagte: Was höre ich von dir, Luisa? Du bringst also bei all deinem Verstande und deiner Klugheit nicht in Anschlag, was es heißt, einen Soldaten zum Manne zu haben? Lassen wir die Besorgniß beiseite, in welcher du beständig leben müßtest, ihn zu verlieren, da der Krieg zwischen Deutschen und Franzosen so heftig entbrannt ist, daß sie fast täglich hintereinander gerathen. Aber wenn er dir auch nicht ums Leben kommt, wie leicht könntest du ihn verstümmelt, eines Armes, eines Fußes beraubt heimbekommen, wie du so Viele siehst; und das würde dir dein ganzes Leben trüben. Dann sage mir, hältst du es für so geringfügig, daß, wenn du ihn einmal genommen hast, du niemals einen festen Wohnsitz nehmen kannst, auch nur auf einen Monat, und daß er dir jeden Augenblick von der Seite gerissen und Hunderte von Meilen weggeschickt werden kann. So mußt du dann Monate, vielleicht Jahre lang von ihm getrennt leben, mehr als Witwe, denn als Ehefrau, ohne Nachrichten von ihm zu erhalten oder doch nur spärliche und unsichere; unterdessen bist du in beständiger Ungewißheit über sein Leben, ja, vielleicht auch über seine Treue. Denn du weißt ja wohl, die Entfernung von ihren Frauen und die Gewohnheit der Soldaten, immerdar bald in diesem, bald in jenem Hause zu leben, könnte (und wie oft das schon so vorgekommen ist, weißt du ja) in ihnen neue Liebe zu den Frauen, die ihnen schmeicheln, entzünden

und die Liebe zu der Ehefrau, die sie lange Zeit nicht gesehen, auslöschen; und so könntest du selbst diesem deinem Manne zur Last werden und du wärest dann für immer zum elendesten und schmerzvollsten Leben verurtheilt. Ferner mußt du wissen, daß die Treue auf die Länge überhaupt etwas höchst Seltenes ist, auch bei Solchen, welche zum Bruch derselben nicht außer den zehn andern Gründen noch die beiden weiteren der Soldaten haben; denn alles Alte und Gewohnte erregt leicht Überdruß und die Neuheit reizt. Darum bitte ich dich, meine liebste Tochter, bei der Liebe, die ich, wie du weißt, für dich hege, hierin einen klügeren Entschluß fassen zu wollen; daß, da ich wohl sehe, ich werde bald den Schmerz empfinden müssen, dich aus meinem Hause scheiden zu sehen, ich wenigstens die Beruhigung genieße, dich die Frau eines Mannes zu wissen, mit dem du in festem Frieden leben und über seine Liebe unbesorgt sein kannst.

Als das Mädchen diese Vorstellungen des Vaters angehört und als vernünftig erkannt hatte, entstand in ihr ein heftiger Kampf; denn sie sah, daß die Vernunft gegen sie war, und es that ihr wehe, den Vater zu betrüben, und andererseits vermochte sie der Gewalt der Liebe nicht zu widerstehen. Von diesem inneren Kampfe gepeinigt, vermochte sie die Thränen nicht zurückzuhalten, welche ihr schon in den Augen standen, sie brach in ein heftiges Weinen aus, begleitet von Schluchzen und heißen Seufzern. Nachdem aber ihr Schmerz sich so weit Luft gemacht hatte, daß sie zu Wort kommen konnte, antwortete sie mit vielen Unterbrechungen dem Vater also: Gott weiß, mein guter Vater, ob ich recht einsehe, wie klug ihr mir diese Liebe ausredet, da ich alle Gründe wohl erwäge, die ihr gegen mich vorgebracht habt. Wenn aber vor euch, der ihr mein Vater seid, eine Tochter als vor einem milden Richter Erbarmen erflehen darf, so bitte ich euch, daß ihr, nachdem ihr mich angehört,

mir es nicht verweigern möget. Fürs Erste glaube ich meine Ehre nicht zu verletzen, wenn ich bekenne, diesen Soldaten zu lieben, und mein Gewissen macht mir darüber keine Vorwürfe. Ich habe ihn selten gesehen, obwol er uns so nahe wohnt, und die Liebe zu ihm ist mir so schnell und mit solcher Gewalt ins Herz eingekehrt, daß ich weder Zeit noch Überlegung hatte, ihr Einhalt zu thun, noch fühle ich jetzt die Kraft in mir, der Heftigkeit dieser Neigung zu widerstehen; denn obwol ich von euch so fromm erzogen worden bin und mich immer so vorsichtig gehalten und zurückgezogen habe, wie Gott weiß und ihr wißt, so bin ich doch ein Weib und ein Mädchen und vermochte gegen die natürlichen Regungen, die in mir nicht mit überlegtem Vorsatz, sondern durch zufällige Niedergeschlagenheit mit solcher Heftigkeit erwacht sind, mich nicht zu schützen. Ist dies ein Vergehen, so kann ich es nicht leugnen, noch will ich mich entschuldigen; aber ich will euch mit dem heiligsten Eide betheuern, so sehr auch diese Leidenschaft mich beherrscht hat, wußte ich doch mich so sehr zu beherrschen, daß ich niemals mit ihm sprach oder ihm etwas sagen ließ, sondern ich hielt immer meine Liebe gegen ihn geheim; nur ein einziges Mal, als er durch eine ehrbare Person mich fragen ließ, ob ich gar nicht heirathen wolle und ob ich ihn ausschlagen würde, ließ ich ihm antworten, fürs Erste fühle ich mich dem Heirathen überhaupt nicht abgeneigt; was den zweiten Punkt betreffe, so sei es mir recht, wenn es euch recht sei, und so verwies ich ihn an euch, um die Heirath zu verabreden. Andererseits (wenn ich eine Entschuldigung kann stattfinden lassen) hat der Ruf und die Erkenntniß der Vortrefflichkeit des Mannes, den ich von euch selbst öfters laut rühmen gehört habe, wie ich glaube, die Sprödigkeit meines jungfräulichen Wesens etwas erweicht und so den Weg, um ihn zu lieben, leichter zugänglich gemacht und weniger vertheidigt gelassen; und was noch mehr ist, ich habe von ihm nie

etwas Anderes begehrt, als ihn zum Manne zu bekommen; und jetzt, da ich von euch höre, daß ich von ihm zur Frau begehrt werde, kann ich nicht umhin, mich ſehr nach ihm zu ſehnen, und vermag nicht, mich über dieſe Sehnſucht anzuklagen. Die Gegenbeweiſe, die ihr vorgebracht habt, erkenne ich als nur zu wahr an, und dies ſelbſt iſt mir ein Beleg für die Liebe, die ihr zu mir habt; aber wenn Gott, wie es ſcheint, dieſe meine Liebe ſo geordnet hat, ſo wird er dieſe Angelegenheit auch in eine Bahn leiten, daß wir beide miteinander leben können oder wenigſtens ſo nahe bei einander, daß unſere Treue und Liebe ſicher und feſt bleiben darf; oder, wenn er es anders beſchloſſen hat, wird er mir die Kraft verleihen, in Geduld einen ſo großen Schmerz zu ertragen; daher kann ich nicht glauben, daß er zugelaſſen oder gar gewollt hat, daß ich unſchuldig dieſen Jüngling liebe und mit ſolcher Gewalt, daß ich nicht anders kann, um mich für immer unglücklich zu machen. Es bleibt alſo nichts anderes übrig, als daß ihr in Berückſichtigung eurer Zärtlichkeit gegen mich und der Beſchaffenheit der Verhältniſſe mich von aller Schuld freiſprechet und euch dazu verſteht, mir meinen Wunſch zu erfüllen, wofern euch mein Leben lieb iſt; denn ich kann euch verſichern, wenn ihr nicht hierin mit mir einverſtanden ſeid, ſo muß ich ſicherlich umkommen vor Schmerz, werde übrigens nie eure Befehle übertreten, noch euern Wünſchen mich widerſetzen.

Als Luiſa dies geſagt hatte, ſenkte ſie ihr Geſicht, weinte von neuem und wartete begierig auf die Antwort, welche ihr Vater ihr geben würde. Da dieſer die glühende Liebe der Tochter, ihre Sittſamkeit und Tugend erkannte, wollte er, obwol es ihm ſehr leid that, doch ihren Schmerz nicht vermehren und war nur darauf bedacht, ſie mit freundlichen Worten zu tröſten, indem er ihr verſprach, auf ein Mittel zu ſinnen, wie die Sache zu ihrer und ſeiner Genugthuung zum Ziele geführt werden könne,

worüber sie etwas getröstet sich entfernte. Migliacci berieth sich auch mit seiner Gattin, einer braven und verständigen Frau, und kam zu dem Beschlusse, dem Zefir vorzuschlagen, er möge jeden Weg versuchen, um vom Kriegsdienste frei zu werden, und ihm dazu ein Jahr Frist zu setzen; wenn es ihm in dieser Zeit gelinge, den Abschied zu bekommen, so wollen sie ihm ihre Tochter geben; bekomme er seine Entlassung nicht, so wollen sie der Willkür des Mädchens anheimstellen, ihn zu nehmen oder nicht. Dies sagten sie in der Hoffnung, es werde ihnen bis dahin nicht an einer Gelegenheit fehlen, diese Verbindung zunicht zu machen, und im Ganzen würden sie sich nach den Zeitumständen bemessen. Dies ward also ihr Beschluß, und als zur festgesetzten Frist der Jüngling zurückkam, gab ihm der Vater in der besagten Weise seinen Bescheid; er fügte sich darein auf das Bereitwilligste. Auch Luisa ward davon in Kenntniß gesetzt und war das glücklichste Mädchen von der Welt. — Während nun Zefir sich alle Mühe gab, um von seinem Könige seinen Abschied zu bekommen, ging ihm die gemessenste Weisung zu, sich nach Neapel zu verfügen, um dort vielleicht einige Zeit sich aufzuhalten. Es war ihm sehr unangenehm, allein er konnte nicht anders, er machte sich fertig und ließ sich vor dem Scheiden von seiner Luisa in Gegenwart ihrer Eltern und mit ihrer Einwilligung versprechen, daß sie ihm nach Neapel schreibe; er werde auch von dort aus ihr antworten; zum Zeugniß der Reinheit ihrer Liebe aber sollen die Eltern vorher, ehe sie sie auf die Post geben, die Briefe der Tochter lesen und dann auch die, welche er von Neapel aus an sie richte. Er wolle unterdessen sich fortan bemühen, den gewünschten Abschied zu erlangen, und habe dazu gute Hoffnung; jedenfalls werde er um die bestimmte Zeit hier sein, um die Hochzeit zu halten. So schied denn der Jüngling unter vielen Thränen von Luisa, in zehn Tagen war er in Neapel und sein Erstes war dort, an

das Mädchen zu ſchreiben und ihr ſeine Ankunft anzuzeigen, worauf er dann weiter von ſeinen Hoffnungen ſprach, ſie unter allen Umſtänden früher oder ſpäter die Seinige nennen zu dürfen. Der Brief wurde von Luiſa's Vater von der Poſt abgeholt und geleſen, und da er nichts darin fand, was nicht einem ganz rechtſchaffenen und keuſchen Liebhaber geziemt hätte, übergab er ihn dem Mädchen. Dieſe las ihn und las ihn wieder oft und viel und fühlte darüber ſich unbeſchreiblich glücklich; ſie antwortete ihm darauf, ließ die Antwort ihre Eltern leſen und mit der erſten Gelegenheit ging ſie nach Neapel ab. So ging das Liebesverhältniß heiter ſeinen Gang fort, die Briefe gingen und kamen auf dem angegebenen Wege unter den Liebenden hin und her; aber das Schickſal, neidiſch auf ſo großes Glück, trübte bald dieſe reine Freude und verwandelte ſie in kurzem in Trauer. Denn dem Migliacci kam ein thörichter Gedanke in den Kopf, eine Probe anſtellen zu wollen, ob er vielleicht, da der Liebhaber fern war und er darum denken konnte, die Liebesglut ſeiner Tochter möge allmälig ſich abkühlen, ob er irgendwie dem Mädchen den Gedanken aus dem Kopfe bringen könne. Er bedachte, wenn er die Briefe des Liebhabers unterſchlage, ſo werde ſie ihn für todt halten oder durch eine neue Liebſchaft ihrer überdrüßig geworden, ſo könne er ihr vielleicht ganz aus dem Sinne kommen und die Verbindung wäre abgebrochen, was er ſo ſehr wünſchte. Gedacht, gethan. Dem nächſten Eilboten nahm er den Brief von Neapel ab und legte ihn, ohne ihn Luiſen zu zeigen, beiſeite. Aber das Mädchen, dem bis dahin noch nie eine Poſt ohne Briefe von ihrem Geliebten geblieben war, betrübte die Nachricht des Vaters, daß keine Briefe für ſie da ſeien, ſchmerzlich; doch bemühte ſie ſich, ſich zu tröſten, da ſie das einmalige Ausbleiben bald dieſer, bald jener Urſache zuſchrieb und darum noch nicht zweifelte, das nächſte Mal um ſo ſicherer Nachricht zu erhalten. So erwartete ſie mit unglaublicher Sehn-

ſucht den nächſten Wagen und als dieſer eintraf und wieder einen Brief Zefir's mitbrachte, hielt ihn der Vater ebenſo zurück und zeigte der Tochter an, daß nichts für ſie eingetroffen ſei. Das Mädchen wollte vor Bekümmerniß umkommen, ſie dachte, er müſſe krank ſein, vielleicht ſei er gar geſtorben. Der Vater tröſtete ſie mit allerlei ſchönen Vorſpiegelungen, ſie konnte aber keinen Troſt annehmen. Sie ſchrieb ihm aber ſogleich einen Brief, worin ſie ihn mit den dringendſten Worten bat, ihr die Urſache zu ſagen, warum er ihr zwei Mal nicht geſchrieben habe und ſie ſo vor Schmerz umkommen laſſe. Sie ſchrieb und übergab den Brief dem Vater, der aber legte ihn einfach zur Seite, ohne ihn zu befördern. Unterdeſſen vergingen dem Mädchen unter unſäglichem Schmerz die Tage, bis der Brief nach Neapel kam und eine Antwort darauf da ſein konnte, ſchon begann ihr der Schlaf zu fehlen und ſie weinte Tag und Nacht über ihre Befürchtungen. Nun war die Zeit da, wo die Antwort von Neapel angekommen ſein mußte. Sie erſuchte den Vater, deshalb auf die Poſt zu gehen, und er kehrte mit der traurigen Nachricht zurück, daß er ihr auch diesmal nichts von ihrem Liebhaber überbringen könne. Ob Luiſa, als ſie dies hörte, wie von einem tödtlichen Schlag getroffen wurde, brauchen wir nicht zu fragen. Sie weinte heftig, denn ſie war nun außer Zweifel über den Tod ihres Zefir, ſie warf ſich ganz weg und gerieth in ſo grauſame Aufwallung und Raſerei, daß ſie jeden Augenblick ganz den Verſtand zu verlieren drohte. Eſſen und Trinken hatte ſie bereits aufgegeben, ſie wollte nur mit ihren Thränen ſich beſchäftigen und wies jeden Troſt der Geſellſchaft der Ihrigen und jede ſonſtige Erholung von ſich und verzehrte ſich ganz und gar. Der thörichte Vater, dem die Erfahrung doch hinlänglich hätte zeigen ſollen, daß die bis jetzt mit ſeiner Tochter angeſtellte Probe, wenn er ſie fortſetzte, keinen andern Ausgang haben könnte, als den Tod, war doch noch immer nicht gewitzigt.

Unverſtändig genug vertraute er noch immer auf den wohlthätigen Einfluß der Zeit und hielt feſt an ſeinem einmal gefaßten Vorſatze. Mit jeder Poſt kamen Briefe von Zefir, worin er ſich bitter gegen Luiſa beſchwerte, daß er nie eine Antwort auf die ſeinigen zu Geſicht bekomme; er äußerte ihr den Verdacht, den er auf ſie geworfen und ſeinen Entſchluß, ſelbſt zu kommen und ſich darüber perſönlich aufzuklären. Der Vater aber ließ die Tochter nichts davon vernehmen; vielmehr erdichtete er ſelbſt falſche Briefe, welche den Tod ihres Geliebten meldeten, ſo entriß er ihr alle Hoffnung und ſprach ihr zu, mit Geduld und Klugheit ihren Schmerz zu ſänftigen und ihre Jugend einem andern und vielleicht beſſeren Liebhaber aufzuſparen, welchen ihr Gott zuſenden werde. Aber Alles war umſonſt; Luiſa wollte gar nicht hören. Schon war ſie ganz verſichert, daß ihr Zefir todt ſei, da wollte ſie denn auch ſterben, ſie that nichts als weinen und ſich verzehren, und in weniger als einem Monat war die ſonſt ſo in üppiger Fülle Blühende dermaßen abgemagert, daß ſie kaum mehr zu erkennen war. Jeden Tag nahm ihre Verzweiflung und ihr Schmerz mehr oder weniger zu, es trat allmälig ein Fieber und Huſten ein und man ſah deutlich, worauf es losgehe. — Der unnatürliche Vater, der vielleicht noch Zeit gehabt hätte, ſeine Tochter zu retten, wenn er ſein, wenn auch anfangs vielleicht noch ſo wohlgemeintes, doch höchſt unſeliges Spiel aufgegeben hätte, that es doch nicht, ſondern unterſchlug immer alle Briefe, welche von Neapel kamen. Vielleicht dachte er an ein anderes Verfahren zu einer Zeit, wo man am Leben des Mädchens ſchon verzweifeln mußte und wo es nichts mehr helfen konnte. Die Geſchicklichkeit der Ärzte und die Heilkunſt vermochte nichts gegen ihr Leiden, ſie verfiel in Schwindſucht, in kurzem war ſie zu einem Gerippe geworden, mit Haut überzogen, und das Ziel ihres Lebens rückte heran. In dieſem Zuſtand hörte ich der Schreiber dieſes von ihr, als ich vor etwa

acht Jahren durch den Ort kam. Als die Sache schon so traurig stand, kam noch ein anderer unglücklicher Zufall dazu, welcher der armen Liebenden den letzten schmerzlichen Schlag versetzte. Zefir, der seit langer Zeit trotz seinem flehentlichen Bitten von seiner Luisa keine Briefe erhielt, gerieth nun in Betreff ihrer auf dieselben Besorgnisse, wie sie über ihn, und versank in solche Schwermuth, daß er an den Rand der Verzweiflung gerieth. Er ließ bei seinen Vorgesetzten nicht nach, bis er auf einige Tage Urlaub erhielt, um an den Ort einen Ausflug zu machen, von wo er nach Neapel abgerufen worden war. Er nahm von Neapel Abschied, reiste Tag und Nacht in größter Eile und gelangte in sechs Tagen in die Heimat seiner Geliebten. Ohne sich lange zu erholen, stürzte er nach dem Hause Migliacci's und fragte voll Angst und Zittern, ob seine Luisa gestorben sei. Auf diesen unerwarteten Willkomm sagte ihm der über die Maßen betrübte Vater nach einer kurzen, kalten Begrüßung, sie sei zwar noch am Leben, in kurzem aber werde sie nicht mehr sein. Ohne sich auf Weiteres einzulassen, erzählte er ihm von ihrer Krankheit und dem traurigen Zustande, in welchen sie gekommen sei. Zefir wollte es nicht glauben und behauptete, wenn dies so wäre, so hätte er ihm auch davon nach Neapel Nachricht zukommen lassen müssen. Deswegen kam er auf die Vermuthung, jener wolle ihm durch diesen erdichteten Grund eine andere Absicht verbergen. So verlangte er denn durchaus, sie selbst zu sehen. Der Vater aber versetzte etwas ärgerlich, er werde das nie zugeben, und was hätte es auch anders geheißen, als den Tod seiner Tochter beschleunigen? Er versicherte mit den heiligsten Eiden, es verhalte sich durchaus so, wie er zu ihm gesagt habe, er ließ den Pfarrer und viele Andere rufen und sich die Wahrheit seiner Aussage bezeugen. Zefir war über die Maßen betrübt, that, als müsse er sich befriedigen, und verhielt sich ruhig, damit sie ihn nicht bewachten. Aber

die Liebe übermannte ihn, er erwartete den gelegenen Zeitpunkt und erſah den Augenblick, wo er in das Gemach eindringen konnte, in welchem Luiſa mit einem Mädchen allein war. Was in den Liebenden vorging, als ſie einander anſichtig wurden, namentlich in Luiſa, kann man ſich kaum vorſtellen. Zefir zerfloß in Thränen, theils, weil er Luiſa lebendig ſah, die er todt geglaubt hatte, theils, weil er ſie in ſolchem Zuſtande fand. Er fragte ſie, wie es denn gekommen ſei, da er ihr doch mit jeder Poſt geſchrieben habe, daß ſie ſeit vier Monaten ihm nicht geantwortet. Luiſa ſprach: Laßt mich vielmehr klagen, denn die Briefe, von denen ihr ſprecht, habe ich ſeit jenem Zeitpunkte nicht erhalten. Auch ich habe euch oft geſchrieben, bis ich euch todt oder ſonſt verunglückt glaubte; ſeitdem gerieth ich in Verzweiflung und daher in den Zuſtand, in welchem ihr mich treffet.

Zefir verſicherte dagegen auf ſein Wort, es ſei ſo, wie er zu ihr geſagt habe, und ſie möge als Pfand annehmen, daß er von Neapel ausdrücklich hierhergekommen ſei, um ſich nach ihr zu erkundigen. Beiden ward es nun deutlich, daß ihr Vater, welcher nie rechten Muth zu dieſer Verbindung gehabt hatte, ihnen ihre Briefe unterſchlagen habe. Dies that ihnen unausſprechlich wehe. Zefir, ganz glühend von Zorn, hatte ſich ſchon vorgenommen, ihn auf das Heftigſte anzulaſſen, ja, vielleicht noch weiter zu gehen, als zu Reden. Unterdeſſen hatte Migliacci, welcher beſtändig lauſchte, im Zimmer ſeiner Tochter reden gehört und trat hinein. Da er nun den Liebhaber bei ihr fand, beklagte er ſich heftig über die Beleidigung, die er in der Tochter ſeinem ganzen Hauſe zugefügt, und ſchon geriethen er und Zefir in Wortwechſel, als das Mädchen ihre Lebenskraft zuſammennahm und ihre alte Tugendkraft aufbot, ſie erſuchte, ruhig zu ſein, und ſofort, zu Migliacci gewendet, mit vielen Unterbrechungen alſo ſprach: Mein Vater, ich ſehe nun wohl, was ihr mit den Briefen dieſes meines Liebhabers gethan

haben müßt; und ihr müßt jetzt auch wohl begreifen, wie es mit mir steht. Doch habe ich in den zwanzig Jahren, die ich nunmehr durchlebt, immer die Ehrfurcht der Liebe gezeigt, welche eine Tochter einem Vater schuldig ist, und so will ich fürwahr am Ende meiner Tage nicht mir und euch untreu werden noch meinen Vater verklagen und schelten, als hätte er meinen Gehorsam und meine Liebe nicht nach Verdienst gewürdigt. Vielmehr will ich denken und glauben, nur eure, wenn auch nicht wohl erwogene Liebe zu mir habe euch zu dieser eurer Handlungsweise verleitet. Dafür sage ich euch herzlichen Dank, daß ihr mich so fromm und gottesfürchtig erzogen habt, daß ich selbst in der schweren Prüfung, die über mich ergangen, mich aufrecht zu halten wußte. Andern Falles dürft ihr glauben, daß, wie der Schmerz, wie ihr jetzt seht, die Kräfte meines Leibes überstiegen und mich so tief heruntergebracht hat, es mit meinem Verstande nicht besser gegangen wäre; dann hätte ich, um dieser Qual zu entgehen, selbst einen kürzeren und minder schmerzvollen Weg gewählt. Aber Dank euerm frommen Zuspruch und Vorbild, Gott hat mich so sehr geliebt, daß ich all den Schmerz geduldig ertragen konnte und, wie ich hoffe, kein geringes Verdienst für das ewige Leben gewonnen habe, dem ich nun so nahe stehe. Dies ist mir auch noch aus dem Grunde lieb, weil ich euch einen großen Schmerz erspart habe, der euch durch eine andere Todesart, als die, die mir jetzt bevorsteht, von mir bereitet worden wäre.

Darauf wandte sie sich zu ihrem Liebhaber.

Wenn ich, sprach sie, in diesem Zustande euch, mein Zesir, um eine Entschädigung, eine Gunst bitten darf, so ersuche ich euch, nicht mehr mit meinem Vater über das Vergangene Verdruß zu beginnen, sondern euch mit ihm zu versöhnen und mir zu Liebe die Sache so geheim zu halten, daß ihm nicht Tadel oder böse Nachrede daraus erwachse.

Als ihr Zefir dies versprochen hatte, fügte sie hinzu: So bleibet im Frieden!

Der Vater im Innersten bewegt durch die Worte seiner Tochter wußte nicht, womit er sich entschuldigen sollte, zu spät bereute er sein thörichtes Vorhaben, er stand da mit gesenkten Blicken und weinend. Zefir unterdrückte aus Liebe zu Luisa seinen Groll; fast außer sich vor Schmerz, schlug er sich in das Gesicht und weinte und heulte so laut, daß es ein Jammer war zu sehen und zu hören. Am Ende erflehte er als höchste Gunst von dem Vater, daß er ihm erlaube, sie so im Angesichte des Todes zu heirathen, daß er wenigstens die wenigen Stunden oder Tage und fürderhin immer sich mit dem Gedanken trösten könne, daß sie die Seinige gewesen. Aber weder der Vater, noch Luisa wollten hierzu ihre Zustimmung geben. Sie fühlte schon, daß sie nicht mehr im Stande war, der Gewalt der Aufregung zu widerstehen, welche sie überwältigte. Sie wandte sich zu ihnen und sprach weinend und mit schwacher Stimme: Wenn ihr mich nicht im Augenblicke sterben sehen wollt, so geht beide aus dem Zimmer und laßt mich allein!

Damit kehrte sie sich auf die andere Seite. Der unglückliche Liebhaber drückte, um ihren Schmerz nicht zu erhöhen, ihre Hand, sagte ihr Lebewohl und verließ sie unter Thränen sammt ihrem Vater. In dem Mädchen war indessen die Liebe mit doppelter Gewalt erwacht bei dem unerwarteten Anblick ihres von ihr früher schon als todt beweinten Liebhabers; dazu kam der Schmerz der Verzweiflung, je ganz ihn zu besitzen; dies hatte sie von neuem tief erschüttert. Sie verschlimmerte sich so gewaltig, daß sie nach zwei Tagen ihre Seele Gott empfahl und, unterstützt von ihrem Glauben und ihrer Frömmigkeit, rein aus diesem Leben schied. Wiewol nun Zefir, der sich vor Schmerz und Thränen nicht zu lassen wußte, um seiner Luisa Wort zu halten, es vermied, die von Migliacci erlittene Beleidigung zu veröffentlichen,

konnte er doch nicht so vorsichtig sein, daß nicht durch einige abgerissene Worte, da überhaupt im Orte schon großer Argwohn herrschte, die Leute, die ihm oft die Zunge lüpften, die Sache erriethen. So wurde denn der Vater allenthalben verschrieen als ein Narr, ein Verräther und Mörder seiner Tochter, für welche allgemein die größte Trauer herrschte. Den Tag nach dem Tode wurde die Leiche der Jungfrau mit adeligem Gepränge in die Kirche gebracht und für ihr Seelenheil ein feierliches Amt gehalten. Die Nachricht von dem gräßlichen Falle hatte nahezu alle Einwohner des Ortes in die Kirche gelockt. Als sie das Mädchen so entstellt auf dem Sarge liegen sahen und an die schmerzvollen Kämpfe dachten, welche sie zu bestehen gehabt hatte, brachen die meisten vor Mitleid in Thränen aus. Zefir, wiewol ihn Alle zurückhalten wollten, konnte seinem Liebesdrange nicht widerstehen und wollte noch ein letztes Mal seine verstorbene Geliebte sehen. Aber seine Augen überströmten so von Thränen, aus seinem Herzen drangen so viele heftige und glühende Seufzer, daß jedermann glaubte, er müsse von Schmerz umkommen. Daher traten einige seiner Freunde zu ihm, um ihn wegzuführen. Er machte sich aber unvermuthet von ihnen los, bahnte sich den Weg durch das Gedränge und gelangte an das Bette, wo seine Luisa lag. Er stieß einen heftigen Schrei aus, fiel mit seinem Gesicht auf das ihrige, badete es mit seinen Thränen, küßte es tausend Mal und blieb lange, ohne sich losmachen zu können. Dadurch ward der Psalmengesang unterbrochen und die ganze Feierlichkeit des Amtes gestört, bis endlich einige besonnene Freunde ihn mit liebevollen Worten ermahnten, sich zu entfernen, und zuletzt trotz seinem Widerstreben nach Hause führten. Als hernach das Mädchen begraben war, baten sie ihn, sich die Rückkehr nach Neapel angelegen sein zu lassen. Mit dem Schmerze, als ließe er die Hälfte seines eigenen Selbst hier zurück, that er dies nach zwei Tagen, um nie mehr wiederzukehren.

LXII. Francesco Negri.

1822.

146. Sordello.

Zu den Zeiten, da Ezzelino in Verona seine Gewaltherrschaft übte, befand sich daselbst auch der Mantuaner Sordello, ein Edelmann, der in Pracht und Ritterwesen keinen seines Gleichen, geschweige einen hatte, der ihn übertroffen. Außerdem besaß er die Kunst schöner Rede, war ein zierlicher Dichter und vollendeter Citherspieler, sodaß von ihm ganz Italien mit Ruhm sprach und auch über die Berge der Ruf seiner Vortrefflichkeit gelangte. In Verona verweilte gleicherweise die berühmte Cunizza, Ezzelino's Schwester, eine Frau von ausnehmender Schönheit und reizend im Umgang, die um keinen Preis die wilde Härte und Grausamkeit ihres Bruders nachahmen wollte, noch vielleicht, selbst wenn sie es gewollt hätte, im Stande gewesen wäre, es zu thun. Denn sie war unter einem so gefälligen Gestirn geboren und war ihr ein so weiches Herz zu Theil geworden, daß sie ohne viel Rücksicht auf ihren hohen Stand und noch weniger auf ihre Keuschheit alle edeln und schmucken Jünglinge, die sie sah und die ihr gefielen, auf irgend einem Wege in ihre liebenden Arme zu schließen trachtete. Und unter diesen war fürwahr der hochherzige Sordello keiner der letzten. Denn sie sah ihn nicht selten bald als geschickten Waffenführer auf dem Kampfplatze rennen, bald an der Tafel sich als witziger Erzähler auszeichnen und entbrannte dadurch für ihn von so heftiger Liebe, daß sie ihre Glut

nur in so ferne ertragen konnte, als sie sich Hoffnung auf baldige Befriedigung machte. Sie kam daher auf den Gedanken, ihm heimlich eine erprobte Dienerin zuzuschicken, welche nach langer Einleitung ihm anzeigte, ihre Gebieterin sei von heftiger Liebe für ihn ergriffen und verzehre sich in kläglichem Sehnen; seine Pflicht sei es, dieser Glut die gebührende Kühlung zu verschaffen, denn er habe ja, freilich unbewußt, durch seine Schönheit und sein einnehmendes Wesen den Brand in ihr Herz geworfen; wenn er also darauf eingehe, wie man von einem so höflichen und freisinnigen Ritter nicht zweifeln könne, so werde sie ihm Mittel und Wege angeben, um ungefährdet zur Erfüllung ihrer Wünsche gelangen zu können. Als Sordello dies hörte, schwankte er nicht lange, und wiewol er die Sittenlosigkeit des Weibes, das ihn angehen ließ, wohl kannte, ließ er sich doch mehr von jugendlichem Leichtsinn treiben, als von gesunder Überlegung leiten, und antwortete, er sei bereit zu leisten, was der schönen Cunizza genehm sei; sie solle aber eidlich sich und ihr Wort verpfänden, daß niemals weder Ezzelino, den er sehr fürchtete, noch sonst jemand in der Welt etwas von der Sache erfahre. Die Botin versprach dies ohne Umstände und sie verabredeten sofort unter einander kürzlich, wie die Angelegenheit heimlich ausgeführt werden könne. Der Plan war folgender. Der hintere Theil des Palastes, welchen Ezzelino mit seiner Familie bewohnte, war vollständig leer und verlassen und die Lage des Ortes war der Art, daß niemand bei Nacht hier durchzukommen pflegte. Er sollte sich nun gegen Abend dahin verfügen und durch ein enges Gäßchen hereinkommen, das von Schweinen verunreinigt, fast ganz voll von Koth und Schmutz war; dort fände er dann ein Thürchen, das seit unvordenklichen Zeiten nicht benützt worden und jetzt fast vergessen sei, und an diesem werde ihm die verliebte Frau leise entgegenkommen, ihn empfangen und in ihre inneren Gemächer führen. Nicht lange nach der Ver-

abredung folgte die Ausführung. Sordello wartete, bis es dunkele Nacht war, und kam allein von einem treuen Knappen begleitet an die bezeichnete Stelle mit größter Vorsicht. Da es ihm aber sehr verdrießlich war, die Füße naß zu machen und die Kleider mit dem Koth des Gäßchens zu beschmutzen, sodaß er vielleicht mit starken Düften, aber nicht von Nelken, zum ersten Mal bei der Umarmung seiner Schönen aufgetreten wäre, befahl er dem Diener, ihn kräftig auf seinen Rücken zu nehmen, an die Thüre zu tragen und auf der Schwelle abzusetzen. Als dies geschehen war, trat Cunizza mit dem freudigsten Willkomm ihrem Liebhaber entgegen und beide verfügten sich in ihr Schlafgemach, wo sie, ich werde nicht ausplaudern welche Speise genossen, Wermut und Galle in keinem Fall. Sordello dachte aber, er dürfe nicht zu lange verweilen, verabschiedete sich mit guter Gelegenheit von seiner Dame und versprach ihr, dies solle zwar das erste, aber nicht das letzte Mal gewesen sein. Er ging aus dem Hause zur nämlichen Thüre, durch welche er hereingekommen war, setzte sich dem harrenden Diener auf den Rücken, wurde von ihm auf der Straße niedergesetzt und kehrte nach Hause. Nachdem der Tag hingegangen und die Nacht eingetreten war, schickte er sich an sein Versprechen zu halten und beobachtete wieder dieselbe Vorsicht; da auch diesmal Alles gut ablief, ging er noch viele andere Nächte hin, ohne daß jemand über die Sache einen Verdacht schöpfte. Fortuna aber, die, wenn sie nicht wandelbar wäre, auch nicht ein Weib hieße, ward am Ende müde, das Glück der Liebenden noch weiter auszudehnen, und unterbrach dasselbe auf verdrießliche Weise folgendermaßen. Es war der Gebrauch Ezzelino's wie aller derer, welche Andere mit Gewalt unterdrücken, käufliche Leute zu halten, welche da und dort nächtlicherweile im Lande umherzogen und kundschafteten, ob geheime Zusammenkünfte statthaben, ob Nachstellungen gegen sein Leben im Werke seien oder

ob ein ruchloſer Brandſtifter ſich erkühne Feuer in die Häuſer zu legen oder dergleichen. Nun begab es ſich, daß ein ſolcher Späher in der Dunkelheit eines Nachts ganz leiſe hinter den Mauern der öffentlichen Herberge ſich verſteckt hatte und das Geräuſch der Tritte jener beiden Männer hörte, die zu einem ſo friedlichen Unternehmen des Weges geſchritten kamen. Er ſpitzte ſein Ohr, ſo gut er konnte, ſah, wie ſie am Eingang des Gäßchens ſtehen blieben und dann einer rittlings auf dem andern mit großer Vorſicht hindurchſchritten. Der Raufbold war erfreut über dieſe Entdeckung, die ihm ein gutes Handgeld verſprach, eilte nach den Gemächern ſeines Herrn, den er noch wachend fand, und erzählte ihm Alles ausführlich. Ezzelino, welcher von den Ausſchweifungen ſeiner Schweſter vielleicht mehr als irgend jemand unterrichtet war, überraſchte dieſe Nachricht keineswegs, und da er hörte, an welcher Stelle die heimliche Reiterei von dem Späher bemerkt worden war, ſah er nur zu deutlich, daß die Sache weit mehr einer Tändelei ſeiner Schweſter, als einer Zettelung gegen die Sicherheit ſeines Lebens oder ſeiner Herrſchaft ähnlich ſah. Nichts deſto weniger war er neugierig zu vernehmen, welch ein neuer Vogel ſo artig mit ihr ſchnäbele, beſchloß daher, ſich ſelber an die Stelle zu ſetzen und zu warten. Er ließ ſich alſo hinführen und wartete, ohne Lärm zu machen, eine gute Weile auf der Straße; da er aber alles ſtille fand, trieb ihn die Ungeduld weiter in die Pfütze, wo der Knecht, welcher Sordello erwartete, in Ermangelung von etwas Beſſerem mit den Sternen liebäugelte. Als dieſer jemand kommen hörte, erwachte er aus ſeinen Träumereien, rührte ſich aber nicht und dachte, wie er ſich in einen Winkel verkriechen könne; aber Ezzelino hatte ihn kaum erblickt, ſo packte er ihn beim Kragen, riß ihn herzu und ſprach: Halt!

Mit dumpfer, aber ſchrecklicher Stimme fügte er hinzu: Gauner, der du biſt! Was haſt du um dieſe Stunde

an dieſer Stelle zu ſchaffen? Sage die Wahrheit, denn beim heiligen Kreuze du ſollſt nicht von hier loskommen, ehe ich dir das Fell tüchtig durchgewalkt habe.

Der arme Schelm war durch dieſe Worte aufs Höchſte in Schrecken geſetzt, bat tauſend Mal um Verzeihung und bekannte Alles aufs Erwünſchteſte. Nun hört aber, edle Frauen, ein Beiſpiel von Mäßigung eines Tyrannen! Weit entfernt, in plötzlicher Wuth gegen den Diener loszubrechen oder grauſame Rache zu nehmen für die Befleckung ſeiner Ehre in der Perſon ſeiner Schweſter, war er vielmehr mit der leichteſten Genugthuung zufrieden.

Wenn es ſo iſt, entgegnete er dem Knechte, wie du da ſagſt, und ich will gerne glauben, daß es ſo iſt, ſo laß mich dies Mal dein Amt verſehen und leih mir dein Wamms. Dann aber geh, ſo lieb dir dein Leben iſt, alsbald von hinnen!

Der Knappe dachte, es ſei hier nicht am Platze zu widerſprechen, zog das Wamms aus, half dem andern hinein und ging zitternd und bebend von dannen. Bald darauf kam Sordello an die Thüre, und als er den vermeintlichen Diener bereit fand, ſchwang er ſich ohne vieles Bedenken auf ſeinen Rücken, ſetzte ſich darauf zurecht und hielt ſich mit den Händen an ſeinem Halſe feſt. Und wie er gewohnt war, zuweilen mit ihm zu ſcherzen, rief er: Vorwärts, marſch! Es iſt in der That ſehr ſchade, daß du nicht als Eſel für die Markbewohner geboren biſt, du trägſt gar ſanft und geſchickt.

Kaum hatte er ausgeredet, ſo waren ſie über den Koth hinweg, Ezzelino ſetzte ihn aufs Trockene nieder und ſprach: Nein, es iſt vielmehr Schade, daß du nicht als Schwein geboren biſt, da du ſolche Freude daran haſt, dich in dergleichen Koth zu wälzen. Sage mir, Sordello, bei deinem Wort, auf weſſen Rücken glaubteſt du jetzt zu reiten? Haſt du mich noch gekannt? Nun, wenn du mich jetzt kennſt, ſo nimm meinen Rath an und höre

auf, fortan durch eine ſo garſtige Straße nach einem ſo garſtigen Ziele zu gehen!

Nach dieſen Worten dachte er, dies dürfte für einen edeln Ritter genügen, und entfernte ſich halb drohend, halb höflich. Der verliebte Jüngling, der die Stimme nur zu gut erkannte, wäre vor Überraſchung und Entſetzen faſt zu Boden geſunken. Doch blieb er einige Zeit wie im Traume und ſtumm ſtehen, und war über das Misverſtändniß höchlichſt betrübt; als er ſich aber von ſeinem Schrecken einigermaßen erholt hatte, dankte er Gott, der ihn Ezzelino in ſo guter Laune hatte finden laſſen, daß er noch ſo leidlich davonkam. Er ließ ſich den Vorfall zur Warnung dienen und es vergingen mehrere Monate, ohne daß er Cunizza beſuchte. Manche wollen jedoch behaupten, das ſchlimme Weib habe im Verlauf der Zeit ſo liſtig ſich einzurichten gewußt, daß ſie ihn bewog, den Verkehr wieder anzuknüpfen, und daß, als zuletzt die Nachricht zu Ezzelino's Ohren gelangte, er das zweite Mal nicht ſo leicht über die Sache hinwegging wie das erſte Mal.

LXIII. Paolo Costa.

1825.

147. Demetrio von Modone.

In Zonchio, was früher den Venezianern unterworfen war, lebte ein Jüngling, dessen Trefflichkeit nicht verdient, daß sein Name verborgen bleibe. Er hieß Demetrio von Modone und war sehr klug und ein guter Redner und keiner im Orte war ihm an Trefflichkeit gleich. Er liebte zärtlich ein junges Mädchen mit Namen Eugenia, welche Waise geworden war und bei Anselmo Forniani, ihrem Oheim von Vater Seite, lebte, welcher sein ganzes Herz dem Handel zugewandt hatte und daher wünschte, sie bald aus dem Hause zu bekommen. Es war schon festgesetzt, sie in kurzem dem Demetrio zur Gattin zu geben, als Bajazett der zweite, Kaiser der Türken, in seinem Kriege mit den Venezianern Modone eingenommen und eingeäschert hatte und einen seiner Kriegshauptleute mit einigen Schiffen nach Zonchio schickte, um sich dessen zu bemächtigen. Die wahren Freunde des Vaterlandes beeiferten sich sogleich, die Bürger zur Vertheidigung zu rüsten und die Bosheit der wenigen niederzuhalten, welche geheimen Verkehr mit dem Feinde pflagen. Demetrio legte dabei Beweise von großer Thatkraft ab und gewann dadurch in noch höherem Grade die Liebe der Rechtschaffenen, regte aber auch den Groll der Bösen an. Die Türken führten die Beamten von Modone mit auf den Rücken gebundenen Händen an die Mauern der Feste, um die darin Befindlichen zu erschrecken,

und forderten die Vertheidiger zur Übergabe auf mit der Drohung, wenn sie es auf Gewalt ankommen lassen, müssen sie alle über die Klinge springen. Die Belagerten, theils erschreckt durch die Drohungen, theils gelockt durch reichliche Versprechungen einiger Schurken, beschlossen, den Feinden die Thore zu öffnen. Der Führer dieses Unternehmens war ein gewisser Selim, ein schrecklich aussehender Mann mit rauhem Wesen und wilden Sitten, der nicht so bald in den Mauern war, als er die Geschütze gegen die Häupter richtete, das Volk in Schrecken jagte und in drohenden Bekanntmachungen die schwersten Abgaben auflegte. Die alten Satzungen wurden umgestürzt und alle rechtlichen Männer von den öffentlichen Ämtern entfernt, an ihre Stelle dagegen die schlechtesten Leute gesetzt, die sich ihm als Freunde und Gönner des schändlichen muhammedanischen Glaubens darstellten, in Wahrheit aber nur darauf bedacht waren, zu befehlen und ihren Beutel mit Zechinen zu füllen. Einer von ihnen, listig, wenngleich höchst unwissend, schämte sich nicht, die türkischen Kleider anzulegen und keck und aufgeblasen nach der Niederlage der Seinigen einherzuschreiten, als hätte er selbst an der Seite des Sultans gefochten. Der Feldhauptmann der Türken verlieh ihm den Titel Statthalter und stellte Vermögen und Freiheit der Bürger in seine Willkür; denn er ward sogleich der grausamste Verfolger der Christen und aus Haß gegen die Wahrheit stellte er, da er nicht nach türkischer Sitte alle Art von Studien verbieten konnte, statt rechter Lehrer einige windige unwissende Bursche an, durch die er in kurzem das Licht der Vernunft und des göttlichen Wortes auslöschen zu können meinte. Nicht befriedigt damit, bemühte er sich alle diejenigen herabzuwürdigen und mit verhaßten Namen zu belegen, welche auf die Bildung und gute Ordnung der Stadt und auf gute Sitten bedacht waren, weshalb denn Demetrio vor allen seinen bittersten Haß auf sich zog. Da der geachtete junge Mann einsah, daß Worte,

geſchweige Werke den Guten Gefahr bringen, beſchloß er, ſeine Tage fern von den Leuten hinzubringen, nur an ſeine Studien und an ſeine Geliebte denkend. Als Trimalchione, ſo hieß der neue Statthalter, dies bemerkte, war er ſehr erboſt über das ruhige Leben Demetrio's und es misfiel ihm höchlich, daß er das liebenswürdigſte Mädchen des Ortes zur Frau bekommen ſollte. Er ſuchte daher einen Anlaß, um mit Eugenia's Oheim zu ſprechen, er kam ſonach eines Tages in das Haus der Forniani, ließ ſich mit Anſelmo in ein Geſpräch ein, deutete an, wie ſehr er ihn hochhalte und liebe, und hatte in kurzem eine gewiſſe Vertraulichkeit mit ihm eingegangen. Er fing an, häufiger das Haus zu beſuchen und zwar zu verſchiedenen Stunden, ſodaß es ſich manchmal fügte, daß er Eugenia allein traf, welche als ſehr fein geſittet nicht vermochte den zärtlichen Worten des Statthalters mit unhöflichem Betragen zu begegnen, weshalb er denn bald große Hoffnung auf Gegenliebe ſchöpfte. Eines Tages eröffnete er ihr wirklich ſeine Abſichten und bat ſie um Liebe. Das Mädchen ſchlug die Augen nieder und ſagte zu ihm, ſie habe Demetrio bereits ihr Wort gegeben und würde immer ihn allein lieben. Trimalchione dachte indeß, das Mädchen werde ebenſo beſchaffen ſein, wie viele Andere, nämlich begieriger nach Gold, als nach der Liebe eines geſitteten Mannes, und ließ daher nicht nach, ſie auf tauſend Arten zu umwerben; aber weder Schmeichelworte, noch ausgedehnte Verſprechungen vermochten etwas über das Gemüth des tugendhaften Mädchens. Dies war Trimalchione ſo läſtig, daß er eines Tages, nachdem er ſie zuvor lange Zeit vergeblich angefleht, in plötzliche Wuth gerieth und mit wilden, drohenden Blicken alſo zu ſprechen begann: Eugenia, ich hätte nie gedacht, daß du bei deinem freundlichen Äußern und höflichen Weſen in der Bruſt ein ſo ſprödes, hartes und wildes Gemüth verſchlöſſeſt, daß du gegen meine Bitten dich in deinem unſeligen Vorſatze verſtocken würdeſt

und daß du mir, der ich nunmehr zu hohem Stand und in glückliche Verhältnisse gelangt bin, einen Demetrio vorzögest, einen jungen Burschen von armer Herkunft, mit dem du eine Verbindung ernstlich fliehen, nicht anstreben solltest. Dafür wirst du, wenn du mich in großen Kummer und Schande gebracht, schwere Pein und lange Reue fühlen.

Auf diese stolze Rede antwortete Eugenia nicht wie ein erschrockenes Weib, sondern mit fester Miene: Es ist fürwahr etwas Seltsames, daß ein Mann sich ein Mädchen geneigt zu machen gedenkt mit Worten, die aus Stolz und Drohungen gemischt sind, nachdem er mit Bitten und Geschenken nichts ausgerichtet hat. Laß das Hoffen, Trimalchione, denn so wenig, als deine Versprechungen mich locken, erschreckt mich deine Wuth. Ich liebe Demetrio und werde nie einen andern lieben: ihn zu lieben hat weder Lüsternheit nach Schätzen oder Macht, noch sonst eine Eitelkeit mich bewogen, sondern die Gleichheit der Gesinnung und des Wesens, daher ich hoffe, mit ihm in süßestem Frieden dieses sterbliche Leben hinzubringen. Und welchen Frieden könnte ich mit dir erwarten in deinem reichen Hause und in dem Pompe, der dich in den Augen des Pöbels so groß erscheinen läßt? Hast du vielleicht darin einen so entfernten Winkel, daß er dich der öffentlichen Verachtung verbirgt? Hast du so frohe Gelage, so heitere Feste, so liebliche Gesänge, die im Stande wären, dir Gewissensbisse und Angst aus der Seele zu vertreiben? Kannst du den Blick an eine Stelle heften, ohne daß dir dein schmählicher Verrath sich widerspiegelt? Was heißt deine Gewalt, wenn sie nicht im Stande ist, das zu thun, was jeder gemeine Knecht vermag, nämlich dir die Liebe des Geringsten unter den Menschen zu gewinnen? Genieße darum nur allein deiner hohen Stellung, denn ich werde, selbst von deiner Wuth verfolgt, im Elend, im Gefängniß und am Richtplatz, mich glücklicher und zufriedener fühlen, als du bist.

Der Statthalter erkannte die Seelengröße des Mädchens und gab die Hoffnung auf, seinen Zweck in dieser Weise zu erreichen, nahm sich daher vor, seine Wuth in bitterer Rache auszulassen. Zornschnaubend entfernte er sich von ihr und als er in seinen Palast kam, rief er einem Diener und sprach: Geh und sage in freundlicher Weise dem Anselmo Forniani, da seine Nichte das von mir ihr angebotene Glück ausgeschlagen, habe sie mir eine schwere Beleidigung zugefügt; ich entschuldige übrigens das unerfahrene Mädchen und messe Alles dem Demetrio von Modone bei, an welchem ich zwar keine Rache nehmen wolle, aber ich ersuche Anselmo, nicht zu dulden, daß der unverschämte Knabe mich verhöhne.

Der Bote begab sich sogleich zu Anselmo, welcher, als er Trimalchione's Reden hörte, da er sein böses Wesen kannte, wodurch er schon Viele ins Elend gestürzt hatte, in große Angst gerieth und der Nichte befahl, nie wieder Briefe noch Sendungen von Demetrio anzunehmen. Über dieses grausame Verbot wurden beide Liebende tief betrübt, gaben aber doch die Hoffnung noch nicht auf, welche immerdar der süßeste Trost der verfolgten Tugend bleibt. Als einige Wochen vorüber waren, glaubte Trimalchione, die Zeit sei gekommen, um seinen gräßlichen Plan ins Werk zu setzen. Er ließ daher einen gewissen garstigen Gesellen zu sich kommen mit Namen Rapinello, welcher folgendes Leben führte: er war Zoller und seine größte Freude bei seinem Amte bestand darin, Erpressungen zu verüben, so viel er konnte; wer ihn auch fragte, es ging ihm nie ein wahres Wort aus dem Munde; in der Verstellung war er so listig, daß man ihm großes Unrecht anzuthun geglaubt hätte, wenn man seinen honigsüßen Worten nicht hätte Glauben schenken wollen. Er führte jedermann hinters Licht: er bezeigte sich ehrerbietig und voll Hingebung gegen reiche und mächtige Männer und bot seine Dienste für jede ihrer Launen an, war es nun ehrenvoll oder schimpflich. Er pflegte oft mit beißenden

Worten gesittete und verständige Leute zu verhöhnen und lobte gerne, vorgeblich aus Verlangen, ruhig zu leben, die selige Unwissenheit der Türken. Nach Weibern war er lüstern und um ihre Gunst zu gewinnen, hätte er das Schändlichste von der Welt verübt; trotz dem aber nahm er keinen Anstand, sich über die Verderbniß der Gegenwart zu beklagen, sodaß man nach seinen Äußerungen ihn hätte für einen der Welt überdrüßigen Hilarien nehmen müssen. Kurz, er war der schlechteste Mensch im Lande und darum nicht der letzte von denen, welche die Turken liebten und schätzten. Trimalchione kannte seine Bosheit und gedachte sich ihrer zu bedienen, um die ausgedachte Rache zu nehmen. Er ließ ihn vor sich kommen, gab ihm an, was er ausführen solle, und eröffnete ihm Aussicht auf reiche Belohnung. Rapinello fand sogleich Gelegenheit, sich in Anselmo's Hause einzuführen, wo niemand seine Bosheit kannte; er fing an, sanft und freundlich sich zu benehmen, sodaß er in kurzem von Allen als Freund und Vertrauter aufgenommen wurde. Sobald er nun einmal im Hause festen Fuß gefaßt hatte, erwies er sich gegen Eugenia mitleidig über ihr Unglück und wünschte, ihr Trost spenden zu können. Dann und wann brachte er ihr vorgebliche Nachrichten von Demetrio, dessen innigsten Freund er sich nannte. Dann flüsterte er ihr höchst geheimnißvoll ins Ohr, da er nicht Gelegenheit hatte, mit ihr zu reden, ohne von Vielen gehört zu werden, ihr Demetrio ermahne sie, gutes Muthes zu sein, denn der von ihr so sehr ersehnte Tag sei nahe. Sie war von den Künsten des falschen Rapinello umstrickt, so klug das Mädchen auch war. Voll tröstender Hoffnung bat sie den Betrüger, dem Demetrio zu antworten, sie sei bereit, seinen Wünschen allen zu willfahren. — Auf ähnliche Weise brachte ihr Rapinello mit der Zeit bald diese, bald jene Botschaft; und als es ihm Zeit schien, zeigte er sich sehr bekümmert, als habe er ein großes Geheimniß auf dem Herzen. Als sie ihn

aufforderte zu ſprechen, entſchuldigte ſich der Gauner, er müſſe zu weit ausholen, er finde keinen gelegenen Ort noch Stunde; und er wußte ſich ſo ſehr zu verſtellen, daß das Mädchen in ihrer Ungeduld zu erfahren, wie es mit ihrem Demetrio ſtehe, oder was er wünſche, auf Mittel zu ſinnen begann, wie ſie ein Zwiegeſpräch mit Rapinello veranſtalten könne, ohne daß jemand darum erführe. Aber im Verborgenen ſich mit einem Manne zu unterreden, war nicht im Einklang mit dem Schicklichkeitsgefühle der zarten Jungfrau; ſie ſchwankte daher lange, was zu thun ſei. Doch endlich überwand und verblendete ſie die heftige Liebe und eine wunderbare Gewalt trieb ſie, am Abend den böſen Rapinello in ihren Garten einzuführen. Der Verräther war zur feſtgeſetzten Stunde daſelbſt eingetroffen und begann ſchon ſein Lügenmärchen zu erzählen, als er plötzlich mit großem Lärm die Thüre des Hauſes ſich öffnen und im Garten unter hellem Fackelſchein und mit großem Gefolge den alten Anſelmo erſcheinen ſah, welcher kaum die Nichte und den Mann bemerkte, welche ſchon nach dem Gitter zu flohen, als er unbeweglich und verſtummt ſtille ſtand. Da trat ein Gerichtsdiener, welcher in dem Gefolge ſich befand, vor Anſelmo und ſprach: Werdet ihr nun euern Augen den Glauben ſchenken, den ihr mir verweigert habt.

Bei dieſen Worten fiel Eugenia halb todt zu Boden und ihr Oheim ſchien faſt von Sinnen. Und da die Türken nach altem Herkommen diejenigen mit dem Tode zu beſtrafen pflegen, die bei einem Liebesvergehen überraſcht werden, führten Trimalchione's Schergen Eugenia wie eine Schuldige in den Kerker in ihrem halbtodten Zuſtande. In kurzem hatte ſie ſich von ihrer Ohnmacht erholt und ſah ſich in dem dunkeln Gefängniß ohne einen Menſchen, gegen den ſie ihren Jammer auslaſſen konnte.

Weh mir, ſprach ſie, wie thöricht bin ich geweſen! Warum habe ich jemals den Worten eines Mannes vertraut, der doch keinen Grund hatte, mein Freund zu ſein?

Ach Demetrio, Demetrio, was wirst du zu diesem Vorfall sagen? Es ist nicht möglich, daß du schlimm denkst von deiner Eugenia; aber wie kannst du anders denken, wenn der Schein so sehr gegen mich spricht? Wahrlich, das ist nicht dein Freund, noch dein Bekannter, sondern ein grausamer Diener Trimalchione's, der mich in einen so schmerzlichen Zustand versetzt hat. Aber wirst du wol diese Dinge erfahren? Oder wirst du fürchten, daß ich ohne Hoffnung, dich zum Gatten zu bekommen, mich einer andern Liebe zugewandt habe? O ich Elende, o unglücklichster Demetrio!

Während sie so sprach, begann sie auf das Heftigste zu weinen und warf sich schluchzend auf den Polster oder vielmehr auf den Schragen, welcher sich hier befand. Dann sprang sie wieder auf und rannte wie wahnsinnig durch das Gefängniß, stets in Erwartung, ob jemand zu ihr komme; aber lange Stunden gingen hin und niemand kam. Endlich hörte sie die Thüren aufschließen und sah, wie man ihr durch eine Öffnung etwas Brot und Wasser hereinschob. Darüber weinte sie von neuem heftig und sprach bei sich, sie wolle nicht mehr leben. Nach einiger Zeit aber bedachte sie, es wäre schlecht für ihre Ehre gesorgt, wenn sie jetzt stürbe, wogegen ihr wenn sie fortlebte, doch einige Hoffnung bliebe, daß der gerechte Gott die Unschuld in hellem Lichte zeigen und die Bosheit beschämen werde; daher beschloß sie, ein wenig von der ihr gereichten Speise zu kosten. In diesem schauerlichen Kerker brachte die Unglückliche viele Tage und Nächte unter Thränen hin und in völliger Ungewißheit über das Ergehen ihres Demetrio. Unterdessen verbreitete sich im Lande das Gerücht, Eugenia sei mit ihrem Liebhaber bei Nacht im Garten überrascht worden, und Viele behaupteten, der Liebhaber sei Demetrio von Modone. Als der Jüngling diese bittere Botschaft erhielt, meinte er, es fahre ihm ein Messer durch das Herz. Da er aber an die Tugend seiner Geliebten glaubte, kam ihm auch

gleich der Gedanke, ſie ſei durch die Nachſtellungen Trimalchione's an dieſen Abgrund geführt worden. So gab ein Gedanke den andern, in keinem aber fand ſein Gemüth Beruhigung, er begann das Schlimmſte zu fürchten und allmälig ſchlich ſich die Eiferſucht in ſein Herz ein. Daher fing er an, als hätte er alle Beſinnung verloren, zu weinen und ſagte: Wie iſt es möglich, daß ohne ihre Zuſtimmung ſie bei Nacht in ein Geſpräch mit einem Manne ſich eingelaſſen hat, da ſie ja ſelbſt zur Unterredung gekommen iſt? Welche Macht konnte ſie dazu zwingen? Andererſeits aber wie iſt es möglich, daß eine ſo treue, reine, ſittſame Jungfrau auf einmal ſo meineidig, gemein und ſchamlos werden konnte? Und doch wurde ſie von Vielen mit dem Buhlen überraſcht, den man deutlich entfliehen ſah. Die Weiber ſind von Natur wankelmüthig und wetterwendiſch und, daß ſie eine Ausnahme mache von der allgemeinen Regel, kann ich nicht glauben. Was ſoll ich Armer daher denken? Wenn ſie unſchuldig und durch fremde Bosheit zu dieſer Schmach geführt worden iſt, ſo muß ich glauben, daß dieſelben Netze auch mir geſtellt werden; daher iſt es beſſer, ich rette, ſo lange ich noch kann, mein Leben aus der Gefahr, um meine Geliebte zu vertheidigen und der Welt ihre Unſchuld zu offenbaren. Iſt ſie ſchuldig, wie kann ich dann den Anblick dieſer Stellen ertragen, die mich alle an meine früheren Freuden, an meine jetzige Schmach und ihre Schande erinnern würden? Darum will ich eilig dieſes unglückliche Land verlaſſen, dem ich doch, wenn ich auch bleibe, nicht helfen kann.

Unter dieſen Überlegungen verließ er das Haus und ging nach dem Hafen. Dort beſtieg er eine Fiſcherbarke, ließ ſogleich fortrudern, entfernte ſich von der Küſte und ſagte, er wolle an Bord einer der venezianiſchen Barken geführt ſein, welche durch das adriatiſche Meer hin- und herfahren. Seine Abſicht war bald ins Werk geſetzt, denn Morgens mit Tagesanbruch kam er mit günſtigem

Winde an eine dieser Barken, worin er sehr freundlich aufgenommen wurde. Er erfuhr daselbst vom Schiffsherrn, daß die venezianische Seemacht, von Stürmen zerstreut, sich nach Zante gewendet habe und daß der Feldherr Benedetto Pesaro den beschädigten Schiffen um wenige Tage vorangeeilt sei und dort ankere. Demetrio verschloß den Schmerz in sich, der sein Gemüth zerfleischte wegen des Unfalls seiner Geliebten und wegen des kläglichen Zustandes, in welchem der Staat sich befand. Während die Barke mit günstigem Winde gegen Zante schiffte, überlegte er bei sich das Verfahren, das er einzuschlagen hätte, um Zonchio den gottlosen Händen der Türken zu entreißen. Er fand eine List und war kaum bei der Galee Pesaro's, so begann er mit ihm ein Gespräch und sagte zu ihm, er habe Muth gefaßt, eine schöne Unternehmung gegen den Feind zu wagen. Pesaro hörte Demetrio bereitwillig an und erkannte in ihm einen verständigen und mannhaften Jüngling. Er gestattete ihm daher, sich funfzig Kriegsleute auszuwählen, wie sie ihm am meisten gefielen, und gab sie ihm. Demetrio begab sich sogleich zur Nachtzeit in einem Boote zu einem Freunde, welcher bei der Wache von Zonchio war, sagte ihm, welches Unternehmen er im Sinne habe, und bat ihn, sein Begleiter zu sein. Als die Sache so geordnet war, kehrte er nach Zante zurück, bestieg mit seinen Tapfern eine Galee, erreichte Zonchio, ehe der Tag graute, und versteckte sich in aller Stille im Hause seines Freundes, das an der Mauer der Burg lag; dort erwartete er die Zeit, wo die Thore geöffnet wurden. Als dies geschehen war, drang er plötzlich mit den Seinigen in die Burg, machte die Wachen nieder, ließ Alle, die ihm in den Weg traten, über die Klinge springen und rief das Volk zur Freiheit auf, weshalb denn auch plötzlich das ganze Land widertönte von fürchterlichem Geschrei und voll von Waffen war. Die Türken, welche Widerstand leisten sollten, wurden theils erschlagen, theils stürzten sie sich

von der Mauer herab. An demſelben Tage ſchickte Peſaro zwei Galeen mit Bemannung an Girolamo Piſano den Stadtſchaffner*), um die Burg wieder zu befeſtigen und das Land wieder in Ordnung zu bringen. So endete die kurze, aber ſehr harte Herrſchaft der Türken. Den Tag darauf wurden öffentliche Feſte gehalten und der Stadtſchaffner erſchien unter dem Volke, das mit Tänzen und Geſängen ſich in den Straßen verſammelte. Alle Augen waren darauf gerichtet, den mannhaften Demetrio aufzuſuchen, aber er war voll trauriger Gedanken einſam und ſchwermüthig. Peſaro, der um den Grund ſeiner Traurigkeit wußte, ließ ihn daher zu ſich rufen und wollte ihn tröſten mit der Verſicherung, Eugenia ſolle ſogleich aus dem Gefängniß geholt und ſeine Frau werden. Als Demetrio ſolche Worte hörte, hub er ſeine betrübten Blicke empor und gab Piſano folgende Antwort: Ich erkenne deutlich, beſter Herr, eure Güte; aber ich kann nimmermehr zugeben, daß Eugenia ihren Kerker verlaſſe, ohne daß zuvor der Makel ihr abgenommen iſt, der ihre Ehre verdunkelt. Ich wünſche, daß durch den wahrhaftigen Mund ihrer Richter ihre Unſchuld oder ihre Schuld offenbar werde, und in dieſer Weiſe bin ich oder werde ich glücklicher oder unglücklicher als alle Sterblichen werden.

Mein Sohn, antwortete Piſano, da dies dein Wille iſt, ſo ſoll es geſchehen.

Sogleich ordnete er an, daß das Mädchen und die Zeugen geſetzlich verhört wurden. Trimalchione hatte Eugenia auf keinem geſetzlichen Wege verurtheilt, ſondern hielt ſie nur in der Hoffnung, ſie ſeinen Wünſchen geneigt zu machen, im Gefängniß, denn er pflegte in türkiſchem Sinne zu ſagen, die Unterthanen ohne Gerichtsverfahren zu züchtigen ſei eine Gnade, welche ſie den noch viel ſtrengeren Geſetzen entziehe. So verſtieß er unter dem Vorwande der Menſchlichkeit, indem er die Angeklagten

*) Provveditore, ein Titel im alten Venedig.

für überwieſen annahm, gegen alles perſönliche und öffentliche Recht. Kaum war die Anordnung des Stadtſchaffners bekannt, als Rapinello, welcher ſah, daß ſein ganzer Betrug der Entdeckung nahe war, dachte, er könne der verdienten Züchtigung entgehen. Er trat vor Piſano, welcher dem Feſte ſitzend zuſah, fiel ihm zu Füßen und ſprach: Herr, der ihr hier die Stelle des gerechteſten und gnädigſten aller Fürſten vertretet, habt Mitleid mit mir Armen, der übermannt von der Liebe zu meinen Kindern und von Armuth, ſowie von der Verführung und den Drohungen des gottloſen Trimalchione, mich verſtellte und über den Sieg der Türken jubelte und ſo trotz innerem Widerſtreben den Wünſchen des Grauſamen diente. Wenn je einer Gnade erlangen kann, indem er ſeine Fehler bekennt, ſo muß euch Mitleid mit mir ergreifen, der ich mit Beſchämung geſtehe, derjenige zu ſein, welcher der unſchuldigen Eugenia Ehre und Leben zu rauben ſuchte.

Darauf erzählte er Alles der Reihe nach, flehte um Vergebung für ſein Vergehen und ſchwur, immer ſein begangenes Unrecht beweinen zu wollen und ein gehorſamer Unterthan und treuer Freund des Staates zu werden.

Verhüte Gott, antwortete Piſano, daß unſer Staat ſolche Unterthanen und Freunde beſitze, wie ſich in dir, Erbärmlicher, einer anbietet! Diejenigen, welche die Wahrheit, die Geſetze, die Eintracht der Bürger lieben, und eher arm und tugendhaft, als reich in Schande, leben wollen, ſind die wahren Freunde des Staates. Der gute Fürſt liebt diejenigen, welche ihm weſenhafte Handlungen, nicht eitle Worte darbringen und welche Freunde der Gerechtigkeit ſind, nicht Freunde ſeines Glückes. Glaube alſo nicht, der verdienten Züchtigung zu entgehen wegen dieſes deines Bekenntniſſes, zu welchem dich dieſelbe Schändlichkeit bewogen hat, wie die, die dich antrieb, das Böſe zu thun.

Zitternd und bleich ſenkte der Schändliche das Haupt, und das Volk, das hier verſammelt war, hätte ein Ende mit ihm gemacht, wenn die herbeigeeilten Schergen ihn nicht aus ihren Händen befreit und mit heiler Haut in den Kerker gebracht hätten. Unterdeſſen machte ſich eine Schar Bewaffneter Bahn durch das Gedränge und führte vor Piſano einen Gefangenen, der die Hände auf den Rücken gebunden hatte und das Haupt geſenkt hielt, um nicht erkannt zu werden. Es war der gottloſe Trimalchione, der beim Eindringen der Venezianer, von plötzlicher Angſt ergriffen, ſich in eine ärmliche Hütte verſteckt hatte; doch hatte ſich der übel Berathene nicht der Wachſamkeit des von ihm ſo geringgeſchätzten Volkes entziehen können. Als er Demetrio an der Seite des Stadtſchaffners ſitzen ſah, wandte er ſich ganz zitternd gegen ihn und ſprach: Nimm, mannhafter Jüngling, nimm jetzt an mir die Rache, die du bei meinen Sünden für angemeſſen erachteſt.

Bei dieſen Worten wurde Demetrio eine Weile nachdenklich, bat ſodann Piſano um Erlaubniß zu ſprechen und antwortete alſo: Wenn die Stimme dieſes Volkes, das durch die Habſucht und Grauſamkeit der Türken unterjocht und elend geworden iſt, dich zuweilen zum Mitleid bewogen hätten, ſo könnteſt du jetzt von Seiten des Fürſten auch auf Erbarmen hoffen. Da du aber ſo böſe geweſen biſt, wie nur je ein Menſch, ſo rufſt du mit vollem Rechte auf dich die Rache herab, die du aber mit ſchicklicherem Namen Züchtigung nennen würdeſt. Wenn ich an dir Rache nehmen wollte im Rückblick auf das Schickſal, das du mir, meiner Geliebten und dieſem Lande bereitet haſt, ſo würde dein Leben nicht genügen; denn ich würde nur ein ſchnödes, ärmliches Menſchlein aus der Welt ſchaffen, während du die rechtſchaffenſten und weiſeſten Männer dieſes Landes an den Abgrund geführt und einen mannhaften Jüngling, wie du mich ſo eben nannteſt, vor Schmerz faſt umkommen gelaſſen

haſt, deſſen Leben San Marco in einem Tage mehr nützen kann, als das Leben von hundert deines Gleichen in Jahrtauſenden. Du würdeſt alſo verdienen, nicht durch den Tod, ſondern durch lange und öffentliche Pein dir und allen denen, die dir gleichen, als Warnung dafür aufgeſtellt zu werden, wozu es führe, gegen das Vaterland ſich zu empören, nach dem Blute der Seinigen zu dürſten und dahin zu ſtreben, die Menſchen zu verdummen. Aber da die Huld des Fürſten heute durch eine Handlung der Gnade mein Unternehmen belohnen will, ſo bitte ich den ehrenfeſten Girolamo Piſano, mir das Leben dieſes Menſchen zu ſchenken.

Der Stadtſchaffner nickte dieſem Begehren ſeine Genehmigung zu und Demetrio fuhr alſo fort: So lebe alſo, Trimalchione! Dies iſt die Rache, die ich an dir nehme und die dieſes chriſtliche Volk an dir nehmen würde, deſſen eigenthümlicher Vorzug darin beſteht, die Beleidigungen zu vergeben. Lebe, und deine Strafe ſei, zu ſehen, daß unter Chriſtenleuten im Gefolge des frommen Erbarmens die Wahrheit iſt, die immer in hellerem Glanze erſcheinen wird, da Gott dem menſchlichen Geſchlechte vor andern Geſchöpfen, die zu allen Zeiten dieſelben bleiben, den Vorzug gegeben hat, von Zeit zu Zeit zu höherer Erkenntniß der Wahrheit und zu höherer Glückſeligkeit zu gelangen.

Als Demetrio dieſe Worte geſprochen, erhub das Volk, das ſich um ihn drängte, um ihn anzuhören, ein Jubelgeſchrei und pries den heiligen Marcus und lobte den Befreier des Landes. Unterdeſſen wurde Trimalchione von den Gerichtsdienern anderswohin gebracht und in Freiheit geſetzt. Man ſagt, er habe ſich geſchämt, ſich ferner in Zonchio blicken zu laſſen, und ſei in freiwillige Verbannung gegangen, darauf aber eines ſchlimmen Todes geſtorben. Auf Piſano's Befehl wurde ſogleich nach Eugenia geſchickt, welche nicht zögerte zu erſcheinen, und wenn ſie auch etwas bleich ausſah wegen erduldeten Kum-

mers und Leidens, ſo war ſie doch ſehr erheitert durch das unerwartete Ereigniß, und ihre Schönheit ward von Allen anerkannt. In vornehme Gewande gehüllt und von einem zahlreichen Volkshaufen begleitet; der vor Rührung weinte, ging ſie unter Muſik und Freudengeſängen zur Hochzeit in Demetrio's Haus. Am folgenden Tage erhob ſich eine außerordentlich heitere Feſtlichkeit mit Tänzen der ſchönſten Frauen, und mehrere Tage erhöhte ſich der Jubel und die Luſtbarkeit durch die mannichfaltigſten Spiele, Pferderennen und Turniere. Wo die glücklichen Gatten ſich zeigten, war große Heiterkeit und froher Zudrang. So wurde durch die gnädige Leitung des Himmels die Unſchuld und Tugend belohnt und die Bosheit und der Übermuth beſchämt.

LXIV. Graf Cesare Balbo.

1829.

148. Toniotto und Maria.

(Der Schulmeister erzählt.)

Zur Zeit der Franzosen lebte ich als Lehrer in einem Orte von Obermonferrato bei Langhe und kannte dort einen jungen Mann und ein Mädchen; er hieß Toniotto, sie Maria. Die beiden Familien waren, glaub' ich, ein wenig verwandt und hielten gute Nachbarschaft. Die beiden Kinder waren so gute Freunde und Gesellen und so immer beisammen, daß, wer sie nicht kannte, sie für Geschwister hielt, und die, die sie kannten und sie so heranwachsen sahen, sagten alle: Das gäbe das schönste Pärchen von Mann und Frau auf der Welt.

Toniotto war mit achtzehn Jahren einer der schönsten jungen Männer des Landes und einer der schönsten, die ich überhaupt jemals gesehen habe, obgleich ich viele Jahre in Rom gelebt habe und in unserem südlichen Italien, wo sich die schönsten männlichen Gestalten finden, die es gibt. Maria war ein wahres Madonnengesicht, blond, zart, rein und einfältig wie eine Taube. Weder er noch sie verstellten sich. Sie liebten sich, das wußte jedermann und jedermann war ihnen darum gut, es war über sie nur Eine Stimme, es ward für sie nur Ein Wunsch laut, daß ihre Liebe ihnen zum Heil ausschlagen möge. Das Mädchen war sechszehn Jahre alt und die Verbindung war abgemacht; ja, sie wäre je eher je lieber abgeschlossen worden, nur wollten ihre Eltern abwarten,

bis sich zeige, ob nicht Toniotto vielleicht zum Kriegsdienste ausgehoben werde. Wozu auch die arme Maria verheirathen in einer Weise, wo sie so gut als nicht verheirathet wäre oder bald darauf zur Witwe würde? Toniotto's Eltern waren gleichfalls einverstanden. Nicht so ganz die beiden jungen Leute. Maria sagte, wenn sie seine Frau wäre, so ginge sie ihm nach als Wäscherin des Regiments oder was weiß ich. Und Toniotto, obwol ein solcher Gedanke nicht recht nach seinem Sinne war, sagte, wenn er sie je verlassen müsse, so wäre es ihm lieber, sie als seine Gattin zurückzulassen. Beide aber, in ihrer ländlichen Unerfahrenheit und ihrem jugendlichen Leichtsinn nur Gutes hoffend, lebten in voller Zuversicht, Toniotto werde nicht gerade eine schlimme Nummer ziehen; unterdessen fuhren sie fort, sich zu lieben, ja sie liebten sich täglich mehr. — Eines Tages, da noch niemand es erwartete, ich erinnere mich noch wohl, wie es mir aufs Herz fiel, erschien der Befehl zur Aushebung. Die armen jungen Leute thaten einem weh. Maria, früher eine Rosenknospe, sah man nun schmachtend erbleichen, das Haupt gesenkt, das Gesicht blaß, die Augen trübe und von zwei großen blauen Ringen umzogen, was Alles Nächte mehr des Weinens, als der Ruhe verrieth. Toniotto dagegen erschien täglich mit glühenderem Gesichte, die Lippen geschwollen, den Mund verschlossen, oder biß er in den Finger, die Augen, weit aufgerissen, blickten jedermann wüthend ins Gesicht, als wäre jeder ein Landjäger, der ihn aus den Armen seiner Geliebten wegholen würde. Es war klar, er öffnete sein Gemüth einem der Gedanken, welche kaum eingetreten einen Menschen vollständig ändern und umgestalten. Der arme Jüngling, der bisher ganz häuslich und nichts weniger als ausläufisch gewesen war, fing an, zwei, drei Tage außer dem Hause zu sein, indem er sagte, er habe die Zeit bei Festen in der Gegend zugebracht. Aber kein Mensch wollte ihm das glauben, denn Maria war ja nicht aus

dem Hause gekommen. Und soll ich euch sagen, was Viele glaubten und ich gleichfalls, er fing an, sich in schlechte Gesellschaft zu begeben und sich in Verkehr einzulassen mit einigen Banditen, die in der Gegend hausten, als Reste der Bande jenes Maino, der sich einige Jahre früher den Namen Kaiser der Alpen erworben hatte. Doch war dieses Gerücht ein falsches. Als der Tag kam, wo die jungen Leute das Loos ziehen mußten, stellte sich Toniotto in dem Hauptorte des Districts ein; man bemerkte Maria, ihn begleitend, sie sprach sehr eifrig mit ihm, wie, wenn sie etwas sehr schwer ihm einzureden hätte, und er hörte ihr still und fast trotzig zu. Am Orte der Ziehung angelangt, machte er sich von ihrem Arme los, sie drückte sich in eine Ecke, von wo sie die Zahlen ausrufen hören konnte; er aber stürzte mit einem Sprunge mitten unter die harrenden Jünglinge. Darunter waren einige (so gerne war er gesehen!), die sagten zu ihm: Toniotto, gebe Gott, daß du eine bessere Nummer ziehst, als wir! Wir haben freilich auch Alle Vater oder Mutter oder Schwester oder sonst jemand, bei welchen zu bleiben die Pflicht uns gebietet, wenn es Gottes Wille ist. Wenn uns aber das Loos trifft, daß wir gehen müssen, so ist es dann nicht unsere Schuld, wir sehen das Land, und wer weiß, nachher werden wir vielleicht Offiziere oder gar Generale. Wie viele sind nicht gerade so, wie wir, vom Lande gekommen! Aber du, armer Toniotto mit deiner schönen Liebsten, die weint, es wäre doch Schade.

Toniotto antwortete nichts, es kam der Präfect und der Commandant des Departements und der Landjäger, und einer um den andern von den Jünglingen wurde beim Namen gerufen, um vorzutreten und seine Nummer zu ziehen. Ihr könnt euch vorstellen, wie der armen Maria das Herz zitterte, als es an ihren Toniotto kam. Und auch ihm selbst zitterte es, so sehr er sich Gewalt anthat. Er trat an den Tisch und zog eine der ersten

Nummern. Es war kein Zweifel, er war unter denen, die fort mußten. Das arme Mädchen wurde halb todt hinweggetragen. Toniotto brachte kein Wort hervor und als die Ziehung vorüber war, wurden die zum Dienste Tauglichen und Untüchtigen beaugenscheinigt. Jenen, unter welchen Toniotto allein sein konnte, wurde eingeschärft, in drei Tagen sich wieder hier einzustellen, unter Verlesung der Strafgesetze in Beziehung auf die Widersetzlichen. Nun ging Alles auseinander und auch Toniotto ging weg. Als seine Eltern ihn mit nach Hause nehmen mußten, wollte er nicht und sagte, er gehe lieber in Gesellschaft der andern jungen Bursche, sie sollen ihn nur allein lassen. Zu Hause erwarteten sie ihn aber umsonst den ganzen Tag und die Nacht und er kehrte nicht zurück. Stellt euch nun vor, welcher Schrecken Alle befiel und wie sie schon den unglücklichen Jüngling und sich selbst mit all den entsetzlichen Strafen belegt sahen, welche in Ermangelung der flüchtigen Conscribirten auch die Verwandten trafen. Die drei Tage über blieben sie in dieser Bedrängniß und hofften immer noch Toniotto zurückkehren zu sehen. Am vierten Tage kam der Unteroffizier der Landjäger, um sich von der Abwesenheit zu vergewissern; und da es brave Leute waren, für welche jeder Bürgschaft geleistet hätte, wurden ihnen noch zwei weitere Tage verstattet, um nachzuforschen und den Widerspenstigen aufzufinden. Allein sie wußten nicht, wo sie ihn suchen sollten, und geriethen ganz in Verzweiflung. Am fünften Tage kamen zwei Soldaten als Einquartierte, die aber eher hätten Raubgesellen heißen dürfen, auf Kosten von Toniotto's Vater ins Haus. Am nämlichen Abend sah man gewisse verdächtige Gesichter im Orte umherschleichen. Um zwei Uhr nach Sonnenuntergang ersuchte ein Bursche Toniotto's Vater hinter den Pfarrhof zu kommen, um mit jemand zu sprechen. Er ging hin und fand seinen Sohn. Sie blieben drei Stunden in eifrigem Gespräche beisammen. Viele Leute bemerkten sie; man

glaubte jetzt, Toniotto habe seinem Vater, der früher ein tüchtiger Soldat gewesen und noch rüstig war, zugeredet, sich mit ihm und seinen schlechten Gesellen den Räubern zu vereinigen, der Vater aber habe es durchaus abgelehnt. So viel ist sicher: am Morgen darauf sah man Toniotto im Hause des Vaters erscheinen; die zwei Einquartierten wollten ihn festnehmen; er sagte aber, es sei nicht nöthig, zeigte ihnen etwas, was er am Gürtel unter dem Rocke trug und was sie sich hüten sollten zu berühren; nach dem Essen und wenn er seinen Leuten guten Tag gesagt, werde er selbst an den Hauptort gehen und sich stellen. Und so that er auch. Ich erinnere mich noch, daß jemand zu mir kam und es mir sagte, und ich gab Acht und bemerkte Toniotto, wie er aus seinem Hause herauskam und in Maria's Haus trat. Ich hatte kaum Zeit, ihm zu sagen: Gott vergelt' es dir! Du thust wie ein guter Sohn.

Er sagte: Das ist's.

Und er trat in Maria's Haus. Ich weiß nicht wortgenau, was sie miteinander sprachen, aber sie hat mirs nachher hundert Mal erzählt, wie Toniotto ihr habe ihre Freiheit und das Wort zurückgeben wollen, das sie sich gegenseitig so oft gegeben hatten; sie habe aber nicht eingewilligt und versprochen, sie wolle ihn gewiß abwarten. Es ist hier zu bemerken, daß damals die Leute noch in ihrer Unerfahrenheit an die Zusage des Gesetzes glaubten, daß die Ausgehobenen nur auf vier Jahre genommen werden, nach deren Ablauf sie in ihr Hauswesen zurückkehren könnten. Man weiß aber, wie diese Zusage gehalten wurde, und daß auch nicht ein einziger zurückkehrte, es sei denn daß eine Verkrüppelung ihn dienstuntüchtig machte. Wie dem auch sei, ich war vielleicht zwanzig Minuten vor dem Hause auf- und abgegangen, da hörte ich innen einen großen Lärm und sah gleich darauf Toniotto mit ganz entsetztem Gesichte heraustreten. Er ging wieder in sein Haus zurück und blieb etwa zwei

Minuten darin, wo ich ihn zu seinen Eltern sagen hörte, sie dürfen ihn durchaus nicht begleiten. Er kam auch allein heraus und machte sich von dannen. Der arme Jüngling wußte, was seiner wartete, und da ich es auch wußte, ging ich ihm in einiger Entfernung nach, ließ ihn eine gute Viertelstunde sich ausstürmen; dann machte ich mich allmälig mehr in seine Nähe und schloß mich ihm zuletzt ganz an; es war ihm lieb, ja, er nahm mir die Hand und ich sah eine starke Thräne ihm über die Wangen rollen. Kaum aber hatte er es bemerkt, so verstockte sich sein Gesicht und er sprach von ganz anderen Dingen. Als wir am Hauptorte ankamen, wollte ich, er solle mich mit dem Unterpräfecten reden lassen, den ich kannte. Er gab das aber nicht zu, sondern verlangte selbst bei ihm Gehör und sagte: Ich bin Toniotto **, habe neulich die Nummer ** gezogen und der Entschluß, mit den andern mich zu stellen, kostete mich einige Überwindung; ja, um die Wahrheit zu gestehen, ich wäre vielleicht nie hier erschienen, wenn es mir nicht um meinen Vater und meine Brüder gewesen wäre. In jedem Falle aber bin ich jetzt hier.

Ich trat nun vor und zeugte vor dem Unterpräfecten über sein gutes Betragen und seine Aufführung, der lobte ihn darüber sehr und schickte nach dem Quartiermeister der Gendarmerie. Er ließ diesen in das Amtszimmer treten und sprach eine Weile mit ihm; wahrscheinlich empfahl er ihm den Jüngling, wenigstens hörten wir den Quartiermeister im Heraustreten sagen: Es soll geschehen, was möglich ist.

Dann winkte er dem Jüngling und führte ihn mit sich weg ins Quartier. Toniotto sagte mir beim Hinweggehen ein Lebewohl, das, wie mir schien, weniger für mich, als für jemand anders bestimmt war. Er fügte hinzu, ich möchte bei Allem, was mir in der Welt lieb sei, seine Eltern und Maria zu verhindern suchen, daß sie nicht mehr herkommen, namentlich wenn er ab-

marschiren müsse. Ich verstand ihn wohl; und da ich nachher von den Gendarmen, mit denen ich mich eben deshalb in ein Gespräch einließ, erfuhr, daß er morgen fort müsse, eilte ich sehr bekümmert nach Hause, um den Auftrag des Jünglings zu erfüllen, der mir nicht heiliger sein konnte, wenn er mir ihn auf dem Todtenbette gegeben hätte. Als ich ankam, fand ich gerade Maria bei Toniotto's Eltern und richtete meinen Auftrag aus. Maria sagte doch, sie wolle morgen früh hingehen; ich sagte aber, sie könnte ihn nicht sehen.

Also ist er im Gefängniß? sagte sie.

Nein, erwiderte ich, ich glaube nicht. Aber er will nicht, daß ihr ihn abziehen sehet.

Sie sagte weiter: Also morgen geht er?

Und als sie hernach von allen erfuhr, wie die Widersetzlichen weggeführt werden, wurde dem Mädchen Alles klar, und fürwahr ich glaube der geheimnißvollste Minister von der Welt hätte es ihr nicht zu verbergen gewußt. — Am Morgen in aller Frühe ging Maria mit einem Körbchen am Arme aus; zu Hause sah man sie nicht weggehen und unterwegs meinte man, sie gehe auf den Markt. Die Ihrigen aber waren, als sie es merkten, anfangs erstaunt, daß sie diesen Morgen die Stimmung zum Ausgehen gehabt habe; als sie aber nicht wiederkam, dachten sie, daß sie doch in die Stadt gegangen sei, um Toniotto abziehen zu sehen. Ihre beiden Brüder gingen hin, fanden ihn nicht mehr und hörten, man habe von ihr nichts gesehen. Und wirklich war sie auch nicht dahin gekommen, da sie sich vorgestellt hatte, man werde sie dort suchen; sondern sie hatte die Straße eingeschlagen, von der sie wußte, daß die übrigen Ausgehobenen sie gemacht hatten, hatte die erste Herberge auskundschaftet und war dorthin gegangen. Sie langte daselbst an, gerade als auch Toniotto ankam, begleitet von zwei Gendarmen wie ein Missethäter, übrigens nicht gefesselt. Die Gendarmen, welche sie erkannten, ließen sie

an ſeine Seite treten. Sie theilte ihnen von ihrem Mundvorrath mit, durfte davon auch Toniotto geben und die wenigen Stunden bei ihm verweilen. Und ſo ſehr er ſich auch Mühe gab, er konnte ſie nicht bereden, nicht dieſen Abend mit ihm zu kommen und ihn zum erſten Nachtlager zu begleiten, wo er eingeſperrt wurde. Sie ging zu einer armen Frau und ſprach ſie um ein Nachtlager an um Gottes willen, am andern Morgen aber ſtund ſie ſchon wieder an der Thüre des Gefängniſſes, um zu warten, bis Toniotto herauskäme. Nun denkt euch, wie es ſie ſchmerzte, als ſie ihn heraustreten ſah mit geknebelten Händen, die Daumen feſt bei einander, und an ein langes Seil gebunden mit etwa zwanzig andern zuſammen, je zwei und zwei wie Ruderknechte oder wilde Thiere. Und das waren die Krieger eines Fürſten, der doch das Waffenhandwerk über jedes andere erhob. Die andern fühlten dieſen Schimpf faſt nicht; denn ſie wußten, daß er nicht mehr als einige Tage dauere, bis ſie die Alpen überſchritten oder höchſtens bis ſie die Hinterhut erreichten. Aber ſtellt euch vor, wie doppelt ſchmerzlich es für den armen Toniotto ſein mußte, ſich in dieſem Zuſtande vor ſeiner Geliebten ſehen zu laſſen. Sie ſchritt ihm zur Seite und er fragte ſie, was ſie doch eigentlich wolle und auf was ſie rechne, indem ſie ihm ſo nachfolge. Sie antwortete, daran habe ſie noch nicht gedacht, ſie habe ihn nur wiederſehen und eine Weile begleiten wollen. Sie kam dann wieder auf ihren alten Gedanken, als Wäſcherin mit dem Regimente zu ziehen, er wollte aber nicht, ſprach von ihren Eltern und ſie weinte. Die Kameraden machten ſich meiſt über ſie luſtig und die Gendarmen, welche die früheren abgelöſt hatten, gingen ſchonungslos mit ihnen um. Bei der Herberge um Mittag ging es noch ſchlimmer; ſie wurden alle in einen Wagenſchuppen des Wirthshauſes eingeſchloſſen; das arme Mädchen, von der Thüre, wo ſie warten wollte, vertrieben, blieb ganz in der Nähe, ohne auch nur ein Stück Brot

oder einen Schluck Wasser zu sich zu nehmen, bis sie von neuem die Gefangenen, gefesselt wie am Morgen, herauskommen sah. Sie trat wieder an Toniotto's Seite und steckte ihm zu seiner Erfrischung etwas Obst in den Mund. Sie setzte die Reise mit ihnen fort; Toniotto bat von neuem, ihn zu verlassen, sie aber beharrte, ohne zu wissen, was sie that oder was sie wollte. Endlich am Abend, noch ehe sie die Nachtherberge erreichten, wurden sie von ihren zwei Brüdern eingeholt, welche endlich auf den Gedanken kamen, wo sie sein möge, und ihr nachgingen und sie einholten. Es waren brave junge Bursche und sie hatten selbst nicht mehr weit zu dem Zeitpunkte, wo sie ähnlichen Wechselfällen ausgesetzt waren; darum hatten sie Mitleid mit ihr und tadelten sie weiter nicht, sondern baten sie nur, mit ihnen umzukehren. Sie wehrte sich nicht dagegen und auch Toniotto vereinigte sich mit den Bitten der Brüder. Daher kamen sie überein, miteinander bis zur Herberge zu gehen, dort allesammt die Nacht über auszuruhen, am folgenden Morgen sich nochmals Lebewohl zu sagen und dann sich zu trennen, indem Maria mit ihren Brüdern zurückkehre. So geschah es. Sie übernachteten, er im Gefängniß und sie mit ihren Brüdern in der Herberge. Kaum hatte sich aber das arme Mädchen zu Bette gelegt, so wurde sie theils in Folge der Anstrengung, der großen Hitze und allerlei Ungemachs, vor Allem aber wegen der großen Seelenleiden, die sie ausgestanden hatte, von einem hitzigen Fieber befallen und redete irre. Daher blieb am folgenden Morgen einer der Brüder bei ihr, der andere ging an die Thüre des Gefängnisses und sagte Toniotto heimlich von Maria's Unwohlsein und umarmte ihn. Toniotto konnte nicht anders, er wurde mit den andern weiter getrieben und so trennte er sich endlich von den Seinigen. Über vierzehn Tage blieb Maria krank, ihre Brüder blieben bei ihr und endlich auch ihre Mutter, die zu ihrer Pflege herbeigekommen war. Als sie etwas herge-

ſtellt war, gingen ſie zuſammen fort und kehrten nach ihrer Heimat zurück, wo faſt niemand das Mädchen wiedererkannte. Doch fand ſich keiner, der über ihr Entweichen auch nur ein ſchlimmes Wörtchen geſagt hätte, ſo ſehr war ſie geliebt und geachtet von Allen und ſo ſehr kannten ſie ihre Liebe und ihre große Unſchuld. — Allmälig, wiewol ſehr langſam erholte ſie ſich wieder etwas; beſonders, als Toniotto's Eltern den erſten Brief erhielten, den ich guter Narr ganz auswendig weiß und der ſo lautete: Theurer Vater, dieſes Schreiben an euch iſt der erſte Gebrauch, den ich von meinen Händen mache. Im Übrigen will ich nur ſagen, daß wir glücklich hier bei der Hinterhut eingetroffen ſind. Sie ſteht in einer Stadt Namens Beſanzon und es heißt, wir werden nur ſehr kurze Zeit hier bleiben. Sie haben mich ſchon ganz militäriſch eingekleidet: ihr würdet mich gar nicht mehr erkennen. Wir haben die Zahl des Regiments und der Compagnie auf dem ganzen Leib; wir ſehen aus wie Schafe, die alle das Merkmal des Beſitzers an ſich tragen. Kaum uniformirt begannen wir mit dem Exercieren, das heißt man lehrt uns gehen und den Kopf rechts und links drehen und in ein Paar Tagen bekommen wir die Büchſe. Es heißt auch, das ſei das ganze Leben vom Morgen bis zum Abend. Wir hoffen alle, es werde Krieg kommen, dann hören dieſe Scheerereien auf; dann müſſen mehr oder weniger alle mit und es gibt keine Conſcribirte mehr, denn hier iſt das ein wahrer Schimpfname, den wir den ganzen Tag hören müſſen. Ich wünſche ſehr, daß ihr euch tröſtet. Beſonders verlangt michs zu hören, was die arme Maria macht; es hat mich tief gerührt, daß ſie mich zwei Tage lang begleiten mochte. Aber ich kann euch ſchwören, theurer Vater, ſie iſt geweſen wie wenn ſie meine Schweſter wäre, und auch wenn ich anders gewollt hätte, ſie hätte es nicht geduldet. Ich hoffe deswegen, es wird ihr niemand deshalb gram werden, und ich bitte euch, ſie für mich zu umarmen, denn auch das

war mir nicht verstattet. Ich grüße ihre Brüder und ihre Mutter und dann meinen Bruder und euch und endlich den Herrn Schulmeister, dem Gott lohnen möge, daß er mich schreiben gelehrt hat, denn das gewährt mir jetzt großen Trost, daß ich an euch schreiben kann. Ich bitte euch um euern Segen. Euer Sohn Toniotto.

Der zweite Brief kam aus der Nähe von Magdeburg. Es hieß, er habe der großen Schlacht bei Jena angewohnt; man habe ihm gesagt, das erste Feuer mache große Angst; ihm aber sei es der einzige Trost gewesen, der ihm zu Theil geworden seit seinem Abschiede von Hause; von jenem Tage an habe keiner seiner Kameraden ihn mehr einen Conscribirten geheißen; er sei vielmehr unter die Grenadiere übergegangen. Ein anderer Brief kam den Winter darauf, ich weiß nicht mehr aus welcher polnischen Stadt, ein weiterer im nächsten Sommer aus Aranda de Duero in Spanien; und immer war darin erzählt von neuen Schlachten, man sah, daß er Geschmack bekam für seinen Beruf, er war Corporal geworden, dann Serschant und hatte das Ehrenkreuz erhalten. Von neuem dankte er mir herzlich dafür, daß ich ihn schreiben gelehrt habe, und sagte, dies bringe ihn eben so gut vorwärts und vielleicht mehr noch, als sonst eine That auf dem Schlachtfeld. Kurz, es waren nun zwei Jahre dahingegangen, seit er weg war, ich hielt eines Abends meine Schule, wie gewöhnlich, da kam eines von den Kindern herein, sagte etwas zu einem andern und dieses zum nächsten, so lief die Sage weiter und alle fuhren auf und liefen, ohne daß ich sie aufhalten konnte, weg und schrieen: Toniotto ist da, wir wollen Toniotto sehen.

Da ging denn auch ich hinaus und begab mich in das Haus seines Vaters. Dort fand ich ihn mit einer Miene voll jubelnden Glücks, wie ich nie etwas Ähnliches gesehen habe; er saß zwischen seinem Vater und Maria, welche weinte und schluchzte wie ein Kind, wenn es eine Buße überstanden hat, und kein Wort sprechen konnte.

Dann waren ihre beiden Brüder anwesend und die Eltern und umdrängten und umarmten ihn abwechselnd. Sobald er mich erblickte, stund er auf, fiel mir um den Hals und drückte mich an sich. Ich erfuhr sodann, daß sein Regiment, auf dem Zuge von Spanien zum italiänischen Heere durch Piemont kam; da habe er denn einen dreitägigen Urlaub erhalten zum Besuche bei seinen Eltern und ...

Weiter sagte er nicht. Aber er ergriff Maria's Hand und bedeckte sie mit Küssen mit einer Freiheit und Ungezwungenheit, die er freilich beim Abschied nicht hatte und die mich fürchten ließ, er möchte sich gegen früher allzu sehr verändert haben. Aber ich sah ihn und sprach mit ihm am folgenden Tage und die zwei nächsten Tage, die er bei uns zubrachte; und ich kann nicht genug sagen, wie gut, ja wie vortrefflich sich der Jüngling oder vielmehr der Mann in der kurzen Zeit gemacht hatte. War vielleicht auch seine Liebe etwas anderer Natur geworden, so war es doch sicher nicht minder Liebe; sie hatte vielmehr nur noch etwas von seinem neuen männlichen Wesen angenommen und brach nicht mehr in Klagen und Gewimmer aus, sondern strebte gradezu auf das Ziel los, überschlug die Aussichten und bildete bestimmte Plane zur Hochzeit. Er sagte, wenn es so fortgehe, und Dank seiner Schreibekunst habe er darauf alle Aussicht, so hoffe er früher oder später Offizier zu werden. Sobald dies eintrete, werde es ihm nicht schwer werden, die Heirathserlaubniß zu erhalten oder, wenn er sie nicht erhalte, die Vollmacht, den Dienst zu verlassen.

Zumal, setzte er lächelnd hinzu, ein jeder auch seine Püffe bekommt; ich bin auch nicht leer ausgegangen, obwol ich in meinen Briefen nichts davon erwähnte. Bekomme ich noch zwei oder drei dergleichen, so kann ich mit fünfundzwanzig Jahren leicht zu den Veteranen gehören und dann, wie man sagt, an meinen Herd heimgeschickt werden.

Kurz, dieſe drei Tage waren ein Freudenfeſt für den ganzen Ort und die Schule feierte. Ich glaube es waren die drei ſchönſten Tage im Leben der armen Maria. Beim Weggehen ließ er ſeinem Vater drei Louisdors zurück, einen dem Bruder, der einer meiner Schüler war, und Maria ein ſchönes Tuch und einen Ring. Als er nach Venedig kam, ſchickte er ihr in einem Briefe ein Kettchen, das ſeither nicht mehr von des Mädchens Halſe kam. — Nun brach der öſterreichiſche Krieg aus, der dritte, den Toniotto mitmachte; und da er in jedem Püffe und Beförderungen erhielt, bekam er eine Wunde am Kopf. Man erfuhr dies zu Hauſe und die arme Maria war ſehr betrübt. Doch wurde er wieder hergeſtellt und darauf unter die kaiſerliche Garde verſetzt. Als er dies ſchrieb, hätte er ſich nicht ſtärker ausdrücken können, wenn er den Marſchallsſtab bekommen hätte, ſolche Freude bezeugte er darüber. Beim Frieden war er in Paris; er ſchrieb oft und ſchickte Maria bald dieſe, bald jene Kleinigkeit. Er ſagte, er ſei zum Generalſtab gekommen und hoffte mehr und mehr, Offizier zu werden. Dann aber, dann wären ſie beide überglücklich. So gingen wieder zwei Jahre hin, da kam der ruſſiſche Feldzug, Toniotto ging mit, hoffnungsvoller, als je. Von Smolensk aus ſchrieb er, er ſei Adjutant-Unteroffizier geworden und habe noch einen Orden, den von der eiſernen Krone erhalten; niemand zweifele, daß er Offizier werden werde, ehe der Krieg zu Ende ſei; und Viele glaubten, dies werde der letzte Feldzug ſein, den der Kaiſer ausführe; wo nicht, ſo ſei er doch Offizier und dann werde Alles gut gehen. Nun könnt ihr euch vorſtellen, welcher Neid allmälig gegen Maria bei den andern entſtand, welche früher ſie faſt bemitleidet hatten, als müſſe das arme Kind vor lauter Warten umkommen. Mariechen hatte indeſſen, was ich zu erzählen vergeſſen habe, vortrefflich ſchreiben gelernt und ſchrieb an ihren Bräutigam Briefe. Kurz, ſie war im höchſten Grade glücklich. Als nun aber

der Winter kam, fing man an ſich in die Ohren zu flüſtern, das franzöſiſche Heer ſei gänzlich vernichtet. Ich ging in die Stadt und erfuhr, daß die Sache großentheils ihre Richtigkeit hatte; man bekam von niemand mehr Briefe, auch nicht von Toniotto. Endlich gegen das Spätjahr zu ſchrieben einige Piemonteſen von der Garde, er ſei bei dem gräßlichen Übergang über die Bereſina umgekommen. Denkt euch nun den Schmerz des alten Vaters und des jungen Bruders, der alle ſeine Liebe ſeinem älteren Bruder zugewendet hatte. Größer als Aller Schmerz war aber der der unglücklichen Maria. Ich will euch ihren Schmerz nicht ſchildern, und wie ſie krank ward und ſterben wollte, und die Klagen und die Verzweiflung ihrer Eltern und Brüder, deren einer gerade um dieſe Zeit ausgehoben wurde und nach Deutſchland abging; der andere wurde wenige Monate ſpäter, da ſich die Aushebungen damals auf dem Fuße folgten, nach Frankreich gebracht. Und was ſoll ich euch mehr ſagen? Wenn in einem Hauſe das Unglück einkehrt, ſo folgen die Schläge ſo raſch aufeinander, daß es auch den Gleichgiltigſten in Schrecken ſetzt. Maria's beide Brüder kamen um, der eine bei Hanau, der zweite unter den Mauern von Paris, bei den letzten Schüſſen dieſes Krieges, der uns ſo fremd war und doch ſo viel koſtete. Zur Pflege der beiden unglücklichen Eltern, die faſt blöde geworden waren durch den Jammer, blieb nur noch die arme Maria übrig und ihr verlieh die Pflicht der Unterſtützung ihres Alters oder die beſondere Fügung Gottes, die ſie zu Anderem aufbehielt, die Kraft, ihr Leben zu friſten. — Das arme Kind war damals nicht viel über zweiundzwanzig Jahre alt und ihre Schönheit hatte durch den mit Engelsgeduld getragenen Schmerz etwas ſo Himmliſches bekommen, daß ich nie etwas auf Erden geſehen habe, was ihr verglichen werden konnte. Ein ſolches Leid erhebt und adelt auch die gemeinſten Menſchen; ſie kam mir nicht mehr vor wie ein Landmädchen, noch wie ein

schwaches Kind, sondern wie eine vornehme Frau, ja wie eine Heilige oder ein Engel. Ich habe sie seit jener Zeit nie mehr lachen sehen. Nicht immer lag auf ihren Mienen herbe Trauer oder Ärger, aber eine kummervolle einfache Fassung, die ihr ganz eigenthümlich war. Im Jahre ein Tausend achthundert und vierzehn, als unsere Fürsten zurückkamen und mit ihnen auch einige, freilich sehr wenige von den Soldaten des französischen Heeres, erfuhr man die letzten Einzelheiten über Toniotto. Er war während des ganzen erschrecklichen Rückzuges einer von den wenigen gewesen, welche ihren Muth unerschüttert erhalten hatten, und als alle vor Kälte umkamen, sagte er, er habe zwei Dinge auf dem Herzen, die ihm die Lebenswärme bewahren, wenn auch alle Eismassen von Rußland ihm darauf lägen. Sie wußten nicht mit Sicherheit anzugeben, ob er Offizier geworden sei; so viel aber war gewiß, daß er immer die Compagnie anführte und an der Spitze derselben stand; so war es auch bei jener schrecklichen Brücke, welche er als einer der ersten überschritten hatte. Kaum war er drüben, so stürzte er sich wie ein Löwe auf die Feinde, eine Kugel aber flog ihm mitten durchs Herz und er sank leblos zu Boden. Armer Toniotto! Er war der Liebling des Regiments und die Ehre der Piemontesen des ganzen Heeres.

Arme Maria, sagte ich, dein Unglück ist noch viel größer, so fortleben zu müssen!

Und ich wußte selbst nicht, wie groß ihre Qual war. Drei Jahre waren dahingegangen seit dem Tode Toniotto's, da sah ich, wie ihre gefaßt schmerzliche Miene sich veränderte und unruhig ward, ihre Züge waren jeden Tag verschieden, ich ging mehrmals zu ihr und blieb bei ihr, um ihr Misgeschick zu hören, wenn sie mir davon erzählen wollte. Aber ich fragte sie nicht und so antwortete sie mir auch nicht. Einmal jedoch, als ich ihr unterwegs begegnete und wir miteinander weitergingen, schien sie mir

noch mehr aufgeregt, als ſonſt; nach langem Schweigen konnte ich daher nicht umhin, zu rufen: Arme Maria!

Da brach ſie denn plötzlich in lautes Weinen aus, ſie war, glaube ich, nahe daran, mir in die Arme zu ſtürzen, ſie bedeckte ſich aber das Geſicht mit beiden Händen und ſagte unter Weinen und Schluchzen: O, Herr Schulmeiſter, ſie wollen, ich ſolle heirathen.

Ich geſtehe, dieſer Gedanke war mir nie in den Sinn gekommen, als wäre es ein Verbrechen oder eine vollſtändige Unmöglichkeit geweſen. Jetzt, da er mir in dieſen wenigen Worten aufflieg, war es wie ein Blitz, der mir eine neue Gegend erhellte. Ich ſah, wie die Sache gegangen war, wie ſie ſtand und wie ſie werden würde. Ich konnte nichts hinzufügen, als: Arme Maria!

Bald darauf hielt ich ſtille und ließ das Mädchen ſich ſetzen. Ich wartete, bis ſie ſich etwas erholte und ihr Schluchzen etwas nachließ.

Und du wirſt heirathen, ſagte ich, arme Maria, und da dein alter Vater und deine verlaſſene Mutter es von dir verlangen und Troſt und Unterſtützung für den Abend ihres Lebens wünſchen, wirſt du es ihnen nicht abſchlagen. Dazu biſt du die überlebende; darum haſt du dich nicht deinem Schmerze hingegeben und dich gegen den Tod gewehrt. Das war eine größere Überwindung, das koſtete ein größeres Opfer. Du wirſt es jetzt nicht unnütz machen und die Frucht davon verlieren wollen, um dich nicht dieſem einen Opfer weiter unterziehen zu müſſen. Tugendhafte Maria, gute Maria, frommes, ſtarkes Mädchen, du wirſt deine Pflicht thun, du wirſt deinen Beruf auf dieſer Erde erfüllen. Und wenn du ihn erfüllt haſt, wird Vater, Mutter, Brüder und dein Gatte ſelbſt dich dahin bringen, deine Liebe dahin zu ſammeln, wo alle Liebe ſich eint und verſchmelzt in einem Unendlichen, Einzigen, Allgemeinen. O Maria, es ſind keine thörichten, eiteln Worte, die keinen Sinn hätten, die Worte Gottes: Wir ſind hienieden, um zu leiden; man thut nicht ſeine eigentliche

Pflicht, man handelt nie gut, ohne mehr oder weniger zu dulden; und wem die Pflicht, das Gute unter gröſseren Leiden gereicht wird, der iſt des Vaters mit Vorliebe gehegter Sohn, ihm iſt es gegeben, mehr Verdienſt zu erwerben, ihm iſt mehr Lohn beſtimmt.

Ich ſprach dies mit mehreren Pauſen, drückte dem Mädchen die Hand, blickte dabei gen Himmel und immer höher; da wurde ihr Geſicht himmliſch und heiter, wie früher, ja mehr, als je. Am Ende ſagte ſie: Ich dachte wol, daſs es ſo kommen würde, und daſs ihr es auch wollet.

Wir ſtanden auf und ſprachen kein Wort mehr, bis wir nach Hauſe kamen. — Maria's Eltern waren auch ſehr unglücklich; und bereits arm, wurden ſie es noch mehr, da ſie nicht mehr um Tagelohn arbeiten, noch auch nur ihr Gütchen gehörig beſtellen konnten, ſo ſehr ſich auch Maria dabei abmühen mochte, denn ſie hätte gar ſehr gewünſcht, daſs ſie nicht merken, was ihnen im Hauſe fehle; aber dennoch ging es alle Tage ſchlimmer und ſie mußten darben. Ich ſtaunte, wie mir die Sache nicht früher auffallen konnte. Jetzt hätte ich gerne die Hälfte meines Brotes gegeben, um zu ergänzen, was in dieſer Familie mangelte, und um Maria ihre Freiheit zu ſichern. Allein ich konnte ſterben; und Gott weiß, wie ſchwer es mir damals aufs Herz fiel, daſs ich es nie verſtanden hatte, Erſparniſſe zu machen und etwas von meinem Gehalt als Mönch und meiner Schulmeiſterbeſoldung zurückzulegen. Aber je mehr ich daran dachte, um ſo mehr ſah ich, daſs hier keine Auskunft war; auch ſah Maria es wohl ein. Sie wählte daher unter vielen, welche ihr ihre Hand angeboten hatten, einen gewiſſen Francesco, einen braven Burſchen, der ſchon von Jugend auf ſehr mit Toniotto befreundet geweſen war, einen der wenigen, die der Krieg nicht weggerafft hatte. Er hatte niemals das Vaterhaus verlaſſen und Maria immerdar geliebt; und wiewol er wußte, daſs er nicht wieder geliebt

werde und keine Hoffnung habe, konnte er sich doch nie entschließen, eine andere Frau zu nehmen. Maria sagte ihm unverhohlen, warum sie heirathe; er wisse wohl, daß es ihr nicht möglich sei, je wieder einen so zu lieben, wie sie Toniotto geliebt hatte, ja, nur diese Liebe aus ihrem Herzen zu verbannen. Wenn er sie aber wolle wie eine Witwe, der es erlaubt sei, ihre verlorene alte Liebe weiter zu hegen, würde sie unter allen Lebendigen ihn allein lieben und wolle ihm immerdar ein getreues Weib sein. Der gute Jüngling, der nichts weiter hoffte, nahm sehr bereitwillig an und ward dadurch der glücklichste Mensch von der Welt. Ja, noch mehr, da sie ihm anbot, damit anzufangen, was er wolle, verstattete er ihr, Toniotto's Kettchen am Halse zu behalten. Sie hielten Hochzeit, ohne viel Aufsehen zu machen; was man sonst für Mahlzeit und Tanz verwendet hätte, benützte Francesco, welcher reich und mit seiner Mutter allein war, zur Hälfte zur Herstellung seines Hauses, in dem er ein hübsches Zimmer für die beiden Alten einrichtete, die er am Hochzeittage zu sich nahm; die andere Hälfte gab er dem Pfarrer und mir zur Vertheilung an die Armen. Es war ein allgemeiner Jubel und Freudenfest, aber Alles war ruhig und ganz anders, als bei jeder andern Hochzeit. Ich will nichts davon sagen, wie gut die beiden Familien miteinander haushielten. Schon das, daß sie sich zusammenthaten und keine Scheu hatten, in großer Zahl unter Einem Dache zu leben, konnte zeigen, was für gute Leute es waren; so wie andererseits der Wunsch nach Trennung und das, wenn nicht Viele von derselben Suppe essen können, schlechte Herzen anzeigt und Leute, welche die eigene Unabhängigkeit lieben, wie sie sich ausdrücken, das heißt aber ihre Bequemlichkeit viel mehr, als die Gesellschaft und die Liebe der andern. Und es verging kein Jahr, so wuchs die Familie noch um ein Knäblein, das alle einstimmig Toniotto nannten; nach weiteren achtzehn

Monaten kam ein zweites. Maria hatte zwar nicht mehr all ihre frühere Fassung und Heiterkeit gewonnen, doch manchmal zeigte sich ein wunderholdes Lächeln gegen ihren Gatten und die Kinder; und wiewol sie jetzt sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre alt sein mochte, so war sie doch noch nie so schön gewesen. Wenn sie so Abends mitten unter den Alten und den Kindern und ihrem Gatten saß, die alle an ihrem Blicke hingen, war es anzusehen wie eine Raffaelische Madonna in der heiligen Familie. Aber auch dieses Glück sollte nicht von Dauer sein. — Eines Abends, als die Nacht einbrach, wandelte ich auf und ab vor der Hausthüre und sagte laut mein Gebet her, da hörte ich jemand hinter mir herkommen und mit dem Rufe „Lieber Schulmeister!“ umarmte er mich, und hob mich fast in die Höhe. Ich glaubte die Stimme zu kennen, drehte mich um, berührte fast sein Gesicht und Auge an Auge erblickte ich und erkannte ich trotz der Dämmerung Toniotto. Wenn ich je an Geister geglaubt hätte, so hätte ich sicher jetzt glauben müssen, es sei sein Geist, der mich abhole wegen des Antheils, den ich an Maria's Verheirathung genommen hatte. Und ich will es nur gestehen, der Gedanke kam mir wirklich, wenn auch nur auf ein Augenblickchen. Doch faßte ich mich gleich wieder, aber die Wirklichkeit traf und vernichtete mich ebenso, als eine übernatürliche Erscheinung zu thun im Stande gewesen wäre. Der einzige Gedanke, den ich fassen konnte, war der, daß ich wie mechanisch Toniotto am Arm ergriff und in größter Eile mit in mein Haus zog. Der Eindruck entging ihm nicht, den sein Erscheinen auf mich machte, er verfärbte sich plötzlich und fragte mit zitternder Stimme: Mein Vater? Mein Bruder?

Sie leben, antwortete ich, aber man muß dem Greise die Freude mit Maß zukommen lassen. ...

Und Maria?

Maria's beide Brüder sind gestorben kurz nachdem man euch todt glaubte.

Und Maria?

Sie lebt.

Es trat eine Pauſe ein von vielleicht zwei Minuten. Ich endete ſie mit der Frage: Habt ihr ſeit ſechs Jahren nicht ſchreiben können?

Ich habe öfters geſchrieben, fürchtete aber freilich, ihr werdet meine erſten Briefe nicht erhalten haben. Die letzten, ſeit zwei Jahren, mußtet ihr bekommen.

Nein, nein, ſagte ich, wir haben ſie nicht bekommen; und ſeit zwei Jahren ...

Toniotto fiel mir ins Wort.

Alſo, ſagte er, ſeit mehr als ſechs Jahren habt ihr mich todt geglaubt? Das habe ich oft gefürchtet. Und dann ... dann kam mir ein Gedanke, den ich aber immer wie eine Einflüſterung des böſen Feindes, um mich vor Schmerz umzubringen, verſcheuchte. Ach, ich bin noch ſo heiter dahergekommen, als dürfte ich nach zehn Jahren glücklich in mein Haus zurückkehren! Armer Giovanni! Armer Filippo! Arme Maria!

Maria, ſagte ich und hoffte, er werde mich fragen. Aber es half nichts, er ſprach kein Wort. Und ich glaube, nicht um einem Bruder das Leben zu retten, hätte ich ausreden können und ſagen: Maria iſt nicht mehr die eure.

Endlich fing er wieder an: Und wenn ihr meine Briefe in den letzten zwei Jahren erhalten hättet?

Sie wären zu ſpät gekommen.

Ich athmete wieder und war faſt glücklich, davongekommen zu ſein. Als ich aber das Geſicht des Kriegers genauer betrachtete, bemerkte ich es ſo verändert und alle ſeine Mühſale und Schmerzen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſo darein gegraben, daß ich ganz erſtarrte. Wir ſchwiegen abermals einige Minuten, dann ſtand er auf, ſchüttelte mit dem Kopf, richtete ſich empor und ſagte: Gehen wir zu meinem Vater, und dann ...

Ich folgte ihm, wir gingen zuſammen in ſein Haus. —

Nun kann ich nicht ſagen von dem Empfang und der Freude ſeines Vaters und ſeines Bruders und von den Thränen, die über das verhärtete Geſicht des Kriegers regneten, als die Rührung dem Schmerz die Bahn geöffnet hatte, und wie ich dann zu Francesco ging und er es übernahm, Maria die Kunde beizubringen, noch weniger, wie er es ausführte; denn das blieb immer unter ihnen geheim und man ſprach nie davon. Drei Tage nachher wurde ich zu Francesco gerufen und brachte Toniotto am Abend in ihr Haus. Der verdrießlichſte dabei war Francesco. Maria trat ihm entgegen mit einem Engelslächeln auf dem Geſicht, das aber doch etwas befangen war. Sie reichte Toniotto die Hand und ſprach: Geprieſen ſei der Himmel! Wer hätte erwartet, euch früher, als im Paradieſe, wiederzuſehen? Dort haben wir immer darauf gehofft, Francesco und ich. Dem Krieger wankten ſichtlich die Kniee, er hatte nicht die Kraft zu ſprechen. Er ergriff aber die Hand Maria's und Francesco's, hielt beide in ſeinen Händen und küßte ſie mehrmals zuſammen; dann erblickte er plötzlich die beiden Jungen in einer Ecke, er ließ die Hände los, ging auf ſie zu, küßte und umarmte ſie mehrmals lebhaft, nahm ſodann den älteren und ſetzte ihn auf den Schooß. Das Kind ſchrie widerſtrebend, Maria aber rief ihm zu: Toniotto!

Der Soldat glaubte zuerſt, ſie rufe ihm, als er aber merkte, daß der Junge ſeinen Namen bekommen hatte, faßte er ihn wieder und umarmte ihn, dann ſteckte er ſein Geſicht unter des Kindes Locken, daß ich wohl merkte, wie er in Thränen ausbrach und ſich verbarg. Allmälig faßten ſich alle, Francesco lenkte das Geſpräch auf Toniotto's Schickſale und fragte, wie er geheilt worden ſei von dem Schuſſe, der ihn beim Übergang über die Bereſina ins Herz getroffen haben ſollte. Toniotto erzählte nun ganz einfach und kurz, der Schuß ſei ihm in die Schulter gegangen und habe dieſe zerſchmettert, er ſei

beſinnungslos niedergefallen und erſt wieder zu ſich gekommen, als die Feinde die Leichen auszogen und auch ihn faſt ganz entblößten. Zufällig ſei ein junger Offizier vorübergekommen, habe ſich über ihn erbarmt und ihn in ein Spital bringen und einige Tage verpflegen laſſen, auch dafür geſorgt, daß ihm wenigſtens ſeine beiden Kreuze zurückgegeben wurden, die er dann bald auf dem Hemde, bald auf ſonſt welchem Lappen trug, womit er ſich hatte bedecken können. Als er einige Monate ſpäter geheilt und die ſchöne Jahreszeit gekommen war, hatte er mit einer Anzahl Gefangener den ganzen jammervollen Weg zurückgemacht, den er ſchon mit dem flüchtigen Heer heimwärts betreten hatte, und war wieder nach Moskau gekommen; von dort aus mußte er dann mehr als noch ſo weit bis an die Grenzen Sibiriens gehen. Dort wurde die Schar getrennt und die Gefangenen an verſchiedene Punkte hingeſchickt mit geringem Solde zum Auskommen; jeder hatte ſich in Dienſt begeben und ſo oder anders zur Arbeit angeſchickt. Er hatte im Hauſe eines Gutsbeſitzers den Gärtner und Feldaufſeher gemacht. Der Herr hatte ihm viele Liebe zugewandt und war ſehr unzufrieden geweſen, als zu Anfang des Jahres ein Tauſend achthundert und funfzehn alle Gefangenen freigegeben wurden. Und als noch ehe ſie Sibirien verlaſſen hatten, Gegenbefehl kam, dazubleiben wegen des neuen franzöſiſchen Krieges, war ihm ſein Herr nachgeeilt und hatte ihn auf ſein Schlößchen zurückgeführt. Von da an, bemerkte er, daß ihm die Briefe unterſchlagen und die Kunde der Vorfälle vorenthalten wurde. Da er aber doch eines und das andere erfragt hatte, war er geflohen und hatte ſich an den Befehlshaber der nächſten Stadt gewandt. Hier ſtockte er, ich ahnte wohl, was er ſagen wollte, er hielt es aber zurück. Damals hatte er geſchrieben und gehofft, ſeine Briefe werden ankommen. In dieſer ungewiſſen Lage hatte ihn der Befehlshaber über ein Jahr hingehalten, jetzt waren es ſechs Monate,

seit er ihm Urlaub gegeben hatte. Da er aber in jenem Jahre alle seine Ersparnisse verzehrt, hatte er zu Fuß gehen müssen mit seiner geringen Gefangenenunterstützung; und da die Wunden ihm allzu wehe gethan, mußte er oft unterwegs stille halten, ja seine beiden Ordenskreuze verstecken und betteln. Hier schien ihn wiederum die Rührung zu übermannen und Maria gleichfalls. Ich stund deshalb auf, wir verabschiedeten uns und gingen zusammen hinweg. — Es war dies das einzige Mal, daß ich, und auch nur in so geringem Grade, eines der beiden Unglücklichen weich werden sah. Denn unglücklich waren sie freilich. Beide aber trugen ihr Unglück mit einem Muthe, der alle Philosophen, die über die Geduld geschrieben, beschämen könnte, und auch alle die (verzeiht mir, ihr Herren!), welche ihren Stand und ihre Erziehung vorschützen, um ihr Gefühl, wie sie es nennen, zu entschuldigen, was aber mehr eine Schwächlichkeit gegen den Schmerz ist, den sie in ihrer Lage um so muthiger sollten ertragen können. Sie nennen aber die armen Leute, die nicht weniger fühlen, aber mehr dulden, roh und gefühllos. Die Wahrheit ist, daß diese armen Landleute, die alle mehr oder weniger in Dürftigkeit geboren und erzogen und gewohnt sind, Glück zu sehen, das sie nicht erreichen können, natürlich und aufrichtig dem Grundsatze huldigen, daß man hienieden lebt, um zu dulden und zu arbeiten. Ihr andern hört das wol von den Geistlichen sagen und leset es manchmal für euch, aber vollständig überzeugt seid ihr davon nicht. Ihr lebt in der That (ich bitte nochmals um Entschuldigung) und strebt und müht euch und ringt, daß man sieht, ihr haltet euch für bestimmt zu genießen; und wenn euch die Genüsse entzogen sind, so haltet ihr es für eine Ungerechtigkeit, ja für Schlimmeres, wenn ihr zu leiden habt. Und dies macht denn, daß ihr das Unglück so schlecht ertraget, da die einen ihm verzweifelt unterliegen, die andern die Feigheit haben, zu fliehen. Doch vielleicht kenne ich die vornehmen Leute

nicht genau; ich wollte euch blos bemerklich machen, daß, wenn die beiden armen Landleute keine Auftritte veranlaßten und nicht die Verzweifelten spielten, sie darum nicht weniger unglücklich waren. Von Maria habe ich bereits erzählt, was sie gethan im Bewußtsein der Pflicht, die ich selbst nur zu sehr bemüht gewesen war, ihr zu Gemüthe zu führen. Und nun beurtheilt, ob sie im Verfolge an dieser Pflicht streng festhielt. Ich spreche nicht von der rohen Pflicht der Treue mit dem Körper oder dem Herzen oder dem geringsten Gedanken; sondern von der Pflicht, sogar heiter zu sein und den Gatten glücklich zu machen, ja, so zu sagen, so viel es möglich war, selbst glücklich zu sein und an nichts anderes zu denken. So kam es. Was Toniotto betrifft, so kannte ich ihn immer als einen ganz guten, ja, kindlichen Menschen. Zwar habt ihr gesehen, wie im ersten Jugendfeuer er sich jener Versuchung hingab, um einem nothwendigen Übel zu entgehen, das nicht von ihm abhing, sodaß er vorsätzlich ein gräßliches Verbrechen beging, indem er sich zu Maino's Straßenräubern hielt. Jetzt aber hatte ihn das lange Soldatenleben so gewöhnt, die Pflicht zu achten, und der Krieg hatte ihn so sehr gelehrt, sich gegen das Unglück abzuhärten, daß ich Alles in der Welt darauf gewetten wollte, sein Herz war auch nicht von einem Gedanken befleckt. Und ich war immer der Meinung, diese kriegerische Erziehung sei die schönste und beste Zucht, die ein Mann finden kann; ich habe keinen anders, als besser, zurückkehren sehen. Doch darauf kommt es nicht an, und ich weiß wohl, Viele sind eher der entgegengesetzten Ansicht und betrachten solche alte Kriegsmänner wie Leute, die im Kirchenbann stehen. Das sind Meinungen, und ich bekenne, die meinige beruht vornehmlich auf dem Anblick des reinen, starken und edeln Schmerzes unseres armen Toniotto. Niemals ein Wort des Zornes, des Neides oder der Geringschätzung, auch nicht ein Scherz gegen den guten Francesco. Und wenn einige, sogar

von den Leuten, die die Welt und den Krieg geſehen hatten, ſich über ihn luſtig machen oder gegen ihn die Prahler ſpielen wollten, ſo war Toniotto der erſte, der ohne inneren Zwang ſeine Partei ergriff. Waren ſie früher Freunde geweſen, ſo ſchienen ſie jetzt Brüder, und Francesco war immer der erſte, der den Toniotto auf dem Platze aufſuchte und mit ihm in die Schenke gehen wollte, und es wäre ſo geblieben, wenn er auch hätte den ganzen Tag allein in ſeinem Hauſe ſein mögen. Allein Toniotto ging nie hin außer manchmal des Abends mit Francesco, er verweilte nur kurz und hielt die meiſte Zeit die Kinder in den Armen. Er und Maria ſprachen miteinander ſo natürlich und einfach, daß Alle glaubten und Francesco mehr, als irgend einer, keines von beiden denke mehr an die alte Zeit. Und beinahe glaubte ich es auch. — Eines Tages jedoch irrte ich unter den Bäumen umher; ich ſtieg durch einen Kaſtanienwald empor und trat heraus in einen Weingarten von Toniotto's Vater. Da erblickte ich ihn, der ſich an dieſem entfernten Platze allein glaubte, er ſaß mit der Hacke zwiſchen den Beinen da, die Hände auf die Hacke geſtützt, und das Geſicht auf den Händen ruhend. So betrachtete ich ihn eine Weile. Da man ihn nun gewöhnlich friſch und munter arbeiten ſah, war ich in Verlegenheit, als hätte ich ihn überraſcht und ihm ſein Geheimniß entwendet. Ich fühlte mein Herz beengt und kehrte zurück, um mich wieder in den Wald zu vertiefen. In der Eile aber rührte ich an einige Zweige und das Geräuſch ſcheuchte ihn auf und machte, daß er ſich umkehrte und aufſtand und mir rief. Daher wandte ich mich auch um und ſagte: Ihr ſeid müde, mein guter Toniotto!

Ja, freilich müde, denn ſeht, ich hatte das Hacken ein wenig verlernt über meinem früheren Leben; allmälig aber werde ich es wol von neuem lernen.

Ich war ſehr zufrieden und er wahrſcheinlich auch, daß wir dieſes Geſpräch anfangen konnten, und es gibt

nichts, was einen ſo geſprächig macht über einen Punkt, als wenn man ſich nicht auf einen andern einlaſſen will.

Aber, ſagte ich, ihr hattet es ja drinnen in Sibirien bei euerm Herrn wieder neu gelernt. Gott verzeihe ihms, es war doch ein Tyrann, in euern Briefwechſel ſich einmiſchen zu wollen.

Da merkte ich, daß ich unwillkürlich zu ſehr an das angeſtreift hatte, was wir beide vermeiden wollten. Auch antwortete er nicht darauf.

Gibt es dort keine Weingärten? Sagt einmal!

Nein, antwortete Toniotto. Er ließ das Geſpräch fallen und ich merkte, daß ich mich zu weit entfernt hatte.

Armer Toniotto, fuhr ich fort, ihr ſeid immer gut in jedem Schickſal, und wie ihr ein guter Sohn und ein guter Soldat geweſen, ſo ſeid ihr jetzt wieder ein guter Landmann und ein guter Sohn.

Jetzt hatte ich ins Schwarze getroffen. Toniotto antwortete mir wie ſonſt.

Das iſt es, ſagte er, lieber Schulmeiſter, das iſt es. Man muß thun, was Gott uns zu thun aufgibt, und annehmen, was er uns zuweiſt, bald einen böſen Tag, bald einen guten, heute einen Sieg, morgen eine Niederlage, einmal ein Vorrücken und ein Ehrenkreuz bei der Parade, ein ander Mal eine Kugel in der Schlacht; und ſo auch hier, bald ein gutes, bald ein ſchlechtes Jahr, bald eine reiche Ernte oder eine ergibige Weinleſe, bald Hagelſchlag. So finde ich täglich größere Ähnlichkeit zwiſchen den beiden Berufsarten.

Ihr habt Recht, dieſe Ähnlichkeit finde ich auch, und darum habe ich vielleicht immer ſagen hören, daß gute Landleute die beſten Soldaten geben. Aber ihr waret ja nicht mehr Soldat und es fehlte euch nicht mehr viel dazu, Offizier zu werden. Sagt mir doch, wenn die

Kugel nicht gekommen wäre, so wäret ihr es gewiß bei der Heimkehr geworden.

Ja, wenn die Kugel nicht gekommen wäre, sagte er und stockte. Da merkte ich, daß ich wieder einen Fehltritt gemacht hatte. Doch wollte ich die Gelegenheit benützen, um meine Absicht zu erreichen.

Ist euch denn, fuhr ich fort, jener Beruf nicht zur Last geworden? Daß ihr ihn verlassen habt, nachdem ihr es darin schon so weit gebracht! Vielleicht könntet ihr ihn mit Vortheil wieder aufnehmen. Nun befanden wir uns auf freiem Fahrwasser, er antwortete, er habe auch schon daran gedacht und Nachforschungen im Lande angestellt, aber Alle haben ihm gesagt, es sei allzu schwierig und es würde ihm nicht gelingen, anders, denn als Soldat, einzutreten; man mache ihm allerdings Hoffnung, bald Unteroffizier und vielleicht auch Offizier zu werden; aber, die Wahrheit zu gestehen, habe er keine Lust, so von vorne wieder anzufangen; wären es Kriegszeiten, so könnte er hoffen, seine früheren Grade wieder zu bekommen, und jedenfalls hätte er die Genugthuung, wenigstens einmal auch in der Nähe des Vaterlandes und für den eigenen Fürsten zu kämpfen; in Friedenszeiten aber komme ihm der Kriegerberuf als ein ganz anderer vor und das Garnisonsleben, wäre es auch in Paris, und die Beschäftigungen selbst der kaiserlichen Garde seien Langweilereien. Eines war ihm schmerzlich, daß er an der Grenze die beiden Kreuze hatte verstecken müssen, die man ihm sogar auf dem Hemd und auf den Lumpen, als er in Sibirien war, gelassen hatte. Und da er wußte, daß man sie ihm gegen ein anderes umtauschen würde, wenn er Dienst nähme, hatte er aus diesem Grunde oft daran gedacht, wieder einzutreten. Er fühlte aber nicht den Muth dazu, und da ihn Gott wieder an die Seite seines Vaters geführt hatte, wollte er denn auch bei ihm leben und ihm dienen, so lange es Gott gefiele; niewol er seinem Vater nicht gerade nothwendig war. ... Hier

ſchien er zu ermatten unter dem Gewicht ſchmerzvoller Gedanken und ſagte endlich: Es iſt hart für einen Menſchen, lieber Schulmeiſter, mit dreißig Jahren ſein ganzes früheres Leben verſchwinden und gleichſam auslöſchen zu ſehen. Mit dreißig Jahren beginnt man nicht von neuem.

Er hatte Recht; ich wollte ihm nicht beiſtimmen noch widerſprechen und ſchickte mich an wegzugehen. Er nahm mich aber bei der Hand, ich weiß nicht, um ſie mir zu drücken oder um mich zurückzuhalten. Dann nahm er die Hacke auf die Schulter und ging mit mir. — Von dem Tage an ſuchte er mich wieder häufiger auf; wir hatten den rechten Ton gefunden, in welchem wir verkehren konnten, und ſo ſprachen wir gar oft miteinander; und wenn er auch roh und ohne gelehrte Bildung war, ſo kann ich gar nicht ſagen, wie die Zucht der Erfahrung und des thätigen Lebens ihm Kopf und Herz gereift hatten, ſodaß er die Gebildetſten beſchämen konnte; und wiewol von ſo verſchiedenem Leben und Berufe habe ich doch nie jemand gefunden, dem ich mich ſo innig hätte anſchließen können, wie ihm. Der arme Toniotto! Zwei Gedanken hafteten immer in ſeiner Seele und ich hätte ſie ſo gerne daraus entfernt: daß er ſeinem Vater unnütz ſei und daß man mit dreißig Jahren nicht von vorne anfange zu leben. Das Letztere ſchien mir um ſo wahrer, als ich es auch an anderen Zurückgekehrten bemerkt hatte. Die, welche ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt waren, fingen leicht wieder ein neues Leben an und dachten faſt nicht mehr an die Vergangenheit; die dagegen, welche ſchon dreißig Jahre auf dem Rucken hatten, hatten ſich ſchwer dazu verſtanden, ihr Leben zu ändern; die einen wußten nichts beſſeres, als ſich fruchtlos an die Vergangenheit anzuhängen, ſuchten das gleiche Leben wieder aufzubauen und klagten in thörichter Weiſe über die Gegenwart; die andern blieben bei dem Unternehmen und ſtarben, ſodaß ſie vielleicht ſelbſt nicht zu ſagen wußten woran, ich glaube aber, an langer

Weile. Dieſen allen hatte ich immer gerathen, ſich zu verheirathen, ich hatte mich darauf gelegt Verbindungen zu ſtiften und kehrte mich nicht an die Späße derer, die mich den Großheirathsmacher nannten. Ich ließ ſie reden, denn ich glaube, dies iſt das einzige Mittel, um anders zu leben, als man ſeither gelebt hat; ein Weib, wenn man ein gutes bekommt, und Kinder, die alle gut ſind, die ſind ein Balſam und ein Verjüngungstrank, der Todte aus dem Grabe erwecken könnte. Aber wie machte ichs mit dem armen Toniotto? Ich ſage die Wahrheit, der Gedanke kam mir zwar, aber ich wußte ihm ihn nie klar auszudrücken, ich kreißte zwei, drei Male um ihn her, er verſtand es nicht; zuletzt verſtand er es und ließ mich ſtehen mit einer rauhen und unwilligen Miene, wie ich ſie nie an ihm geſehen; es brauchte vierzehn Tage, bis ich wieder anbinden und mit ihm ſprechen konnte. Ich ſah es, wie der arme Mann ſich Tag für Tag mehr veränderte und zugleich ſich verhärtete und immer kraftloſer wurde; ich dachte mir wohl, das dies nicht lange dauern könne. Ich ging, ohne ihm etwas zu ſagen, in die Stadt und ſuchte durch gewiſſe Verbindungen mit einem Oberſten für ihn eine Stelle als Unteroffizier zu bekommen; man gab mir Hoffnung; als ich nach Hauſe kam, ſprach ich wieder mit ihm davon. Er dankte mir mit dem ſchmerzlichſten Lächeln, aber er wollte nicht; ich ſah, wie ſein geſchwächter Körper ihm ſogar den Entſchluß erſchwerte, und wenn es jetzt auch gut und nothwendig geweſen wäre, ſich zu der Abreiſe zu entſchließen, hatte er doch nicht den Muth, dieſen Entſchluß zu faſſen. Übrigens merkte, glaube ich, nur ich und vielleicht auch Maria ſein Schwächerwerden und ſein Erkranken. Er beklagte ſich nie, er verließ und vermied nie die Arbeit, und dies trug dazu bei, ihn noch leidender zu machen. Er ruhte nie, als wenn er ſich allein glauben konnte, wie ich ihn das erſte Mal überraſcht hatte und ihn nun, indem ich ihm nachging, noch öfters überraſchte. Sechs

Monate gingen vorüber; er war wie ein Gerippe abgemagert; als der Winter kam, wollte er nicht müßig zu Hauſe ſitzen. Zu Maria ging er ſeltener, als je. Kaum war die Erde einige Tage vom Schnee befreit, ſo nahm er wieder die Hacke zur Hand und arbeitete an einem Rebengraben in Tuffſtein; es war eine ſchlimmere und anſtrengendere Arbeit, als je. Ich ließ einmal zufällig den Arzt mit ihm zuſammentreffen, welcher ſich nach ſeiner Geſundheit erkundigte und ihm befahl, dieſe Arbeit aufzugeben und ſich zu pflegen. Er antwortete aber damals, wie auch ſpäter: Wenn ich mich ins Bett lege, bin ich todt.

So war es. Er zog ſich eine kleine Erkältung zu oder was weiß ich, kurz, er mußte zu Hauſe bleiben. Dazu kam ein heftiges Fieber. Er ließ gleichzeitig den Arzt rufen und mich, um ſeine Beichte zu hören. Ich ließ ihn beichten, die fromme Seele! Dann wünſchte er Maria und Francesco zu ſehen. Ich ſagte: Das arme Weib! Wozu ſoll es helfen?

Er antwortete: Ihr habt Recht; laßt ſie lieber nicht kommen! Ich bin doch ein kraftloſer Menſch; jetzt aber brauche ich nicht mehr viel Kraft.

Er erhielt das Sacrament und zwei Tage ſpäter gab man ihm die letzte Ölung. Dabei fanden wir an ſeinem Halſe eine Locke von Maria's Haaren hängen.

Nehmt ſie weg, ſagte er. Ich habe vielleicht Unrecht gehabt, ſie noch zu tragen nach meiner Rückkehr. Dieſe Locke und dieſes Gebetbuch, das ihr mir einſt geſchenkt habt, hat mich immer begleitet; ſie hielten mein Herz auch in Rußland warm. Nehmt ſie ſammt den Ehrenkreuzen!

Dabei zog er das Büchlein und die Kreuze unter dem Kopfkiſſen hervor. Eine halbe Stunde darauf verlor er die Beſinnung und noch eine Stunde und er war todt. Dieſer Vorfall bewog mich, den Ort zu verlaſſen, ich

wurde ſpäter Kaplan in dem Regimente, in dem ich Toniotto hatte unterbringen wollen. ... Maria lebte noch vier Jahre in Ruhe. Jetzt ſind es ſechs Monate, daß ich zu ihr gerufen wurde und ausdrücklich deshalb zurückkehrte, um ihr den letzten Beiſtand zu leiſten. Sie ſtarb im Frieden.

LXV. F. D. Guerrazzi.

1837.

149. Die neuen Tartüffe.

Ich halte das Maul über die Biographie des Erblaßten, weil ich nichts davon weiß, aber deſto lebhafter ſind mir die vortrefflichen Eigenſchaften des Verewigten im Gedächtniß und die will ich euch vor die Naſe rücken. O Muzius, vernimm unſere Huldigung! Muzius war, was wenige im Leben ſind, ein würdiges Glied der Katzengeſellſchaft, ein guter, treuer Gatte, ein liebender Vater, ein eifriger Verfechter der Wahrheit und des Rechts, ein unermüdlicher Wohlthäter, eine Stütze der Armen, ein treuer Freund in der Noth. ... Ja, denn er lief andern Kätzchen nur dann nach, wenn ſie jünger und hübſcher waren, als ſein Gemahl, und unwiderſtehliche Luſt ihn dazu trieb. Ein vortrefflicher liebender Vater? Ja, denn niemals hat man vernommen, daß er, wie es wol von rohen und liebloſen Vätern unſeres Geſchlechts zu geſchehen pflegt, im Anfall eines beſondern Appetits eines ſeiner erzielten Kleinen verſpeiſet. Es war ihm vielmehr ganz recht, wenn die Mutter ſie ſämmtlich forttrug, und er von ihrem dermaligen Aufenthalt weiter nichts erfuhr. Ein eifriger Verfechter der Wahrheit und des Rechts? Ja, denn ſein Leben hätte er gelaſſen dafür, weshalb er, da man nur einmal lebt, ſich um beides nicht viel kümmerte, welches ihm auch nicht zu verargen. Ein unermüdlicher Wohlthäter, eine Stütze der Armen? Ja, denn Jahr aus Jahr ein trug er am Neujahrstage ein kleines Heeringsſchwänzlein oder ein Paar ſubtile Knöchelchen hinab in den Hof für die armen Brüder, die der Speiſung bedurften, und konnte wohl, da er auf dieſe Weiſe ſeine Pflicht als würdiger Katzenfreund erfüllte, diejenigen bedürftigen Kater mürriſch anknurren, die außerdem noch etwas von ihm verlangten. Freunde, gerührte Brüder, laßt uns ein Beiſpiel nehmen an dieſem Verſtorbenen, laßt uns alle Mühe anwenden, ganz in ſeine würdige Fußſtapfen zu treten, laßt uns ganz das ſein, was der Vollendete war, und auch wir werden im Tode die Ruhe des wahrhaft Weiſen, des durch Tugenden jeder Art und Gattung geläuterten Katers genießen, wie dieſer Vollendete. Indeſſen ruhe im Frieden, o Muzius, und ſei dir die Erde leicht. Hoffmann, Leichenrede des Katers Murr.

Von jenem Verfall an verlief meine Kindheit in einer entſetzlichen Unfruchtbarkeit von Gefühlen. Beſonders ärgere ich mich über die thörichten Eltern, die ihre Kinder in Anſtalten unterbringen, wo die Erziehung alle an ſich ſo verſchiedenen Naturen nach einem und demſelben Model zuſchneidet. Hoffmann, Manuſcript des Katers Murr.

Er reichte mir die Hand, wie jeden Abend, wenn ich ihn auf der Schwelle ſeines Hauſes verließ, nachdem

wir ein Stündchen am Ufer des Meeres ſtill und düſter hingegangen waren. — Wir waren beide junge Männer, aber an körperlicher und ſittlicher Begabung gänzlich verſchieden; eine unbeſiegbare Traurigkeit vereinigte uns, ſo lange ſein Leben dauerte, welches kurz und freudlos war; er war entſagend, ich pochend; er mild, wenigſtens äußerlich, ich aufbrauſend; er, der Gegenwart überdrüßig, an der Zukunft verzweifelnd, ich zuverſichtlich der ferneren Entwickelung entgegenſehend und begierig mich der Zeit zu bemeiſtern; er argumentirte in ſtrengen Formeln, ich voll Phantaſieen; er ängſtlich beſorgt, ſich nicht Einbildungen hinzugeben, ich nicht nur geneigt, ſondern glücklich, mich vom Strome der Phantaſie forttragen zu laſſen; er blond, mit ruhigen blauen Augen, ich ſchwarz und ſchielend: dennoch war die gemeinſchaftliche Trauer für uns ein Band der Vereinigung. So verband in der franzöſiſchen Schreckenszeit die Schärfe des Eiſens unten im Korbe mit blutigem Kuſſe den Kopf des Edelmanns und des Plebejers, des Schönen und des Häßlichen, des Muthigen und des Feigen. — Er bot mir die Hand, mit der er ſonſt die meinige zu drücken pflegte, feſter, wenn ſich zu dem Drucke nicht das Wort geſellte, weniger ſtark, wenn er die Geberde mit einem Scheidegruße begleitete oder mit dem Wunſche, mich am folgenden Tage wiederzuſehen. — Armer Freund, die unendliche Bitterkeit, welche deine wenigen Tage verdüſterte, konnte keinen Troſt in der Welt finden, da ſie nicht von äußeren Gegenſtänden oder Zufällen veranlaßt wurde, ſondern aus einem unbekannten, innerlichen und geheimen Born des Herzens hervorquoll. Und wie wenn er wüßte, daß er bald das Leben verlaſſen müſſe, gab er, um ſich daſſelbe verhaßt zu machen, ſich die größte Mühe, ſein phyſiſches und moraliſches Unbehagen zu verbittern, als wäre es nicht an ſich ſelbſt ſchon hinlänglich unerträglich geweſen. — Doch ſo war es ſein Geſchmack, und wiewol reichlich mit Glücksgütern verſehen, widerſtrebte er doch immer ſie anzu-

wenden, außer ſofern es die dringendſten Lebensbedürfniſſe erheiſchten. Er ertrug die Kälte, er verſchmähte jede Bequemlichkeit, vermied ſeine Geräthſchaften und eine glänzende Einrichtung. Mit Einem Male ſchien er Gefallen an Büchern zu haben und ſchaffte ſich manches Seltene an. Plötzlich aber gab er es wieder auf, aus Furcht, es möchte zur überwältigenden Leidenſchaft werden, und wiederholte die Worte des Predigers: Wo viel Weisheit iſt, da iſt viel Grämens und alles iſt Eitelkeit und Bedrückung des Geiſtes.*)

In ſeiner Kleidung kam er über Gebühr vernachläſſigt daher, wenn man die Leinwand nicht beachtete, die er ſtets völlig rein und ausgewählt zu tragen pflegte. Da er aber fürchtete, er möchte durch ſolche Gewohnheit in den Ruf ſchmutziger Armſeligkeit kommen, pflegte er ſich das feinſte Tuch zu kaufen und ſich Kleider nach der herrſchenden Mode zu beſtellen. Wenn der Schneider ſie ihm brachte, ſo verſchloß er ſie in ſeine Schränke, ohne weiter darauf zu achten. Brachte ſie ihm der Schneider nicht, ſo vergaß er ſie gleichfalls. — Ein wahrer Sanct Simon Stilita, der ſeine Tage auf der Säule vernutzte. In der Nacht, da er zu beſſeren Looſen dahinſchied (es war in der Mitte Auguſts), war ich allein von ſeinen Freunden in ſeinem Zimmer geblieben, mit Hilfe ſeiner Diener kleidete ich ihn vornehm in lange weiße Hoſen von koſtbarem ruſſiſchen Gewebe, Weſte von gewirkter Seide, Frack von ſchönem blauen Tuch mit goldenen Knöpfen, Hemd und Manſchette von Battiſt, der ganze Aufzug war, als erwartete er ruhig die Stunde, auf den Ball zu gehen. Es war auch einer, der Todtentanz. Er ſchien darnach zu verlangen, wie der müde Pilger nach dem Schatten der heimatlichen Platanen am Ufer des Fluſſes. Er ſchien, ſage ich; denn eines Tages, als ich in ſein Zimmer trat, blickte ich zufällig in den Spiegel,

*) Freie Citation, wie oben aus Hoffmann. Vgl. Hoffmann's Werke. 8, 376; Eccleſ. 1, 18.

welcher seinem Bette gegenüber an der Wand hing, ich hielt eine Weile stille, um ihn im Spiegel zu betrachten, und sah, daß er weinte. Ich wüßte fürwahr nicht zu sagen, ob er die Blüte seiner verlorenen Jugend beweinte, oder aus Überdruß, daß der Tod so lange zögere, ihn vom Baume des Lebens abzuschütteln. Da es jedoch in seiner Gewalt stund, das Leben zu beschließen, und ihm Gelegenheit und Muth dazu nicht fehlte, vermuthe ich, er habe geweint aus Liebe zum Dasein, aus dem, so viel wir wissen, uns nicht verliehen ist ohne Bedauern, ja vielleicht ohne Entsetzen, zu scheiden. — An jenem Abend drückte er mir die Hand fester und sprach kein Wort. Ich war von derselben Krankheit geplagt, doch fiel mirs schwer, ihn so vom nagenden Wurme der Traurigkeit entstellt zu sehen, darum rief ich ihn zurück und sprach zu ihm: Ascanio, diesen Abend haben wir ein Fest, bei dem wir uns treffen könnten, wäre es auch nur um uns zu zerstreuen.

Was ist das für eine Festlichkeit?

Der Verein des wechselseitigen Unterrichts hält heute die Preisvertheilung. Es ist doch etwas Würdiges, diese jungen Leute zu sehen, die durch die Kraft des Unterrichts zu einem neuen Leben berufen sind, und die Wonne der Eltern, die öffentliche Wohlthätigkeit. ...

Dem Ungemeinen zünden mächt'ge Götter die Urnen an, o Pindemonte. ... Geh hin, wenn du willst. Ich lasse mich nicht blenden von solchem Flitterschein. ...

Aber hier sehe ich doch keinen Hinterhalt. Du aber, Ascanio, der du immer Allem und Allen mistraust, wirst es machen wie jener, der Hunger starb aus Furcht vor Gift.

Sage lieber, weil ich schon zu viel Schädliches eingesogen, fürchte ich jetzt auch das Gift nicht mehr. Ich spreche zu dir ohne Vorurtheil für oder wider, ich wünschte auch nicht, daß du es jemand wiedersagtest, wenigstens so lange ich lebe; denn der Wille des Menschen ist längst

erfüllt von uralter ſchlechter Sitte und ſtets der Wahrheit feind, wie Meſſere Francesco ſchon bemerkt hat. Ich habe alſo, ſo viel ich konnte, auf das Aufmerkſamſte die neuen Anſtalten, die neuen Unterrichtsmethoden und die Vorkehrungen für das öffentliche Wohl und die Wohlthätigkeit nach zwei Rückſichten betrachtet, nach ihren Abſichten und Folgen oder, wenn du lieber willſt, nach ihren Urſachen und Wirkungen. In Betreff der Abſichten ſagte ich mir vor Allem: Wer ſind denn die Leute, die uns weis machen, in früheren Zeiten habe es keine Anſtalten der öffentlichen Mildthätigkeit gegeben? Die Alten, von einem wunderbaren Drange getrieben, Erbarmen zu üben, unterſchieden das öffentliche Unglück gerade wie die Botanik verſchiedene Geſchlechter von Blumen in Familien claſſificirt, und gründeten zur Abhilfe einer jeden beſondere Gebäude, für die uns heute ſelbſt die Namen verlorengegangen ſind. So nannten ſie Xenodochien die Häuſer, welche beſtimmt waren zur Unterſtützung der lebensmüden Pilger, Orphanotrophien die, wo Waiſen erzogen und unterrichtet wurden, Noſokomien die für die Kranken, Ptochotrophien die, in welchen die Armen Unterhalt fanden, Gerontokomien die, wo alte Leute Pflege fanden für den Abend ihres Lebens, Brephotrophien die Gebäude zur Aufnahme Neugeborener und Findlinge. Die aufrichtigſten Wohlthätigkeitsanſtalten hatten ihren Urſprung in dem Gemüthe des Volkes, denn das Unglück iſt die Lehrerin der Hilfe für Unglückliche.

Haud ignara mali miseris succurrere disco.

So ſoll der Schuſter Sorore die Spitäler, die Laſtträger von Florenz die Barmherzigkeitsbruderſchaft aufgebracht haben. Ich kann mich aber nicht enthalten zu bemerken, wie in den ſogenannten barbariſchen Zeiten die Barone und Burgherren im Lande ſich gaſtfreundlich erwieſen gegen die niedrigſten Pilger, ja ſelbſt gegen Juden, gegen welche man in jenen Zeiten ſo tiefen Ab-

ſcheu hatte. Was bedeutet nun unſer modernes Prunken, wenn man wenig und ſchlecht gethan hat, was die Väter reichlich und gut thaten? Was ſoll die Luſt, große Zettel an die Straßenecken anzukleben für eine ſo winzige Menſchenliebe? Wozu der Trompetenſchall, die Freudenfeuer, das Drucken von allen Namen und Titeln dieſer Wohlthätigkeitskrödler? Ich erblicke darin die höchſte Eitelkeit und die Luſt, mit prunkendem Scheine zu erſetzen, was der Wirklichkeit abgeht. Ein ſolches trauriges Weib, die faſt immer Präſidentin der Kinderbewahranſtalten iſt, hatte die ſchamloſe Frechheit, einer armen Mutter, die ſie um Hilfe bat, um vier Kinder zu ernähren, da ihr an einem Tage die Arbeit ausgegangen war, die allzu große Fruchtbarkeit ihres Leibes vorzuwerfen. Solche Weiber entwickeln dann eine unglaubliche Geſchäftigkeit mit Briefſchreiben, Beſuchen, Sitzungenanſagen und mit Auffindung aller möglichen Beweggründe, das Haus zu verlaſſen und Zuſammenkünfte zu halten, bei welchen die chriſtliche Liebe nichts gewinnt, aber die gute Sitte viel einbüßt. Der Mann kommt nach Hauſe und findet ſeine Frau nicht. Er wartet lange, aber umſonſt. Wo iſt ſie hin? In die Rettungsanſtalt. Wo hielt ſie ſich auf? In der Rettungsanſtalt. Wehe, wenn er ſich einfallen läßt, Klage zu erheben. Die Weiberſchar thut ihn in Acht und Bann, erklärt ihn für einen Türken und Menſchenfreſſer und ſetzt ihn auf den Index wie ein verbotenes Buch, und wenn ſie ihn zu etwas geringerem verurtheilen, als lebendig verbrannt zu werden, ſo darf er ſich glücklich ſchätzen. Wenn du ſiehſt, wie viel Geld zum Henker geht für Briefe, Umſchläge, Siegellack und Pitſchafte, ſo würdeſt du lachen vor Wuth, mein ſtarknerviger Gualberto, wenn du wüßteſt, wie viel Pfund Fleiſch dieſe ſchnöden Weiber das Herz haben, in den Topf zu werfen, um eine Suppe für neunzig bis hundert kleine Mädchen zu kochen; und wenn ein Fleiſcher (o, welche unanſtändige Figur unter ſo vielen feinduftenden Damen), wenn ein Fleiſcher, ohne

daß jemand es wüßte und ohne daß es ihm daran läge, daß einer es wisse, nicht täglich so viel Fleisch schickte, als erforderlich ist, um ein bischen Gehalt daraus zu gewinnen, wäre es gerade so viel, als ob einer das Brot in Arnowasser einweichte. — Die Heuchelei war bis jetzt (ich weiß nicht, ob es in Zukunft auch so sein wird) das beste Mittel, um sein Glück zu machen. Die Menschen wußten bis jetzt aus vergangenen Vorfällen keinen Vortheil zu ziehen. Die Erbschaft der Erfahrung geht nicht über auf die Nachkommen; sie ist ein Legat, das jede Generation mit sich in die Grube nimmt. Und du, Gualberto, wirst leicht finden, daß es wahr ist, wenn du bedenkst, wie seit Adam unaufhörlich die Fische mit den Angeln, die Vögel in den Netzen gefangen worden sind. — Nun mußt du wissen, Gualberto, daß ein Geschlecht von Menschen lebt, das ich die Gewandten nennen will; wir haben sie angetroffen auf der Welt und werden sie darin zurücklassen. Diese Gewándten überzeugten sich, daß die alte Ordnung der Dinge dahingehe und eine neue vor der Thüre stehe, um an ihre Stelle zu treten. Sie täuschten sich, denn der Pelzmarkt ist voll von Fuchspelzen. Seit langer Zeit saßen sie rittlings auf der Mauer; jetzt hängten sie beide Beine auf eine Seite. Wie helfen? Was thun? Mit einem Sprung sich nach der entgegengesetzten Seite werfen war zu spät; die, die zufällig oder aus Trägheit treu blieben, hätten sie nicht aufgenommen oder, wenn auch, so hätten sie sie wie flüchtige Sklaven behandelt. Da beschlossen die Gewandten, eine neue Welt der Heuchelei auszuspüren, und mit gewissen Methoden, deren Geheimniß ihnen nahe lag, unbekannte Regionen auszubeuten und neuen reichlichen Gewinn zu ziehen zum Besten des Thrones, zum Besten des Interesses, zum Besten der Frömmigkeit, zum Besten des Unterrichts, und gemischt mit einem religiösen Erzeugniß, das aber nicht aus dem echten Saatkorn der Religion stammt, sondern aus einem religiösen Schwindelhaber, aus dem

man etwa in der Zeit der Theurung Brot backen kann, und so sich wohl versorgt auf dem Markt aufzustellen, beiden Theilen vortheilhaftes Bündniß anbietend. Den Gewandten glückte ihr Plan, denn die Vollblutheuchler wollten zwar mit ihnen verfahren, wie die großen Ameisen mit den kleir , allein sie erkannten das Gefahrvolle des Unternehmens .nd beschlossen, sie lieber mit offenen Armen zu empfangen, mit großem Geklatsch auf die Lippen zu küssen und sie Freunde und Brüder zu nennen. Mit beiderseitiger Zustimmung wählten sie den Wahlspruch:

Concordi lumine major.

Und der Genius der Tartüffe hüllte alle in den Schatten seines weiten Mantels. — Sehen wir nun die Wirkungen! Welche Mittel wandten sie an beim Unterricht? Beim Elementarunterricht ward keine Rücksicht genommen auf die Verschiedenheit der Himmelsstriche, der körperlichen Verfassung, der Naturen, sie schleppten Systeme herbei, die anderwärts in Anwendung gebracht wurden, und wandten sie an auf unsere Kinder. So beklagt Carlo Botta, wie bei der Besetzung Italiens durch die Franzosen, als sie, freilich auf kurze Dauer uns die Vollmacht ließen, uns den Zügel nach unserem Sinne anzulegen, die Italiäner nichts Besseres zu thun wußten, als die französische Staatsverfassung nachzuäffen. So tief waren wir Italiäner gesunken, daß wir, die einst berühmt waren wegen der Kunst, Völker zu beherrschen, nun nicht einmal mehr uns selbst zu leiten verstanden. Diese Systeme, welche darauf absehen, Menschen wie Ziegelsteine zu fabriciren, können, glaube ich, unter uns nicht gedeihen. Eintönige Bewegung im Hause, zum Überdruß wiederholte Gesänge können dem Körper keine Schnellkraft, dem Geiste keine Lebendigkeit verleihen. Der Gehorsam der Maschine entspricht schlecht der freiwilligen Handhabung der Ordnung, von deren Zweckmäßigkeit sich der Verstand überzeugt hat, welcher lehrt,

daß die Zucht der Hauptnerv eines geregelten Kriegsdienstes ist. Die Erziehung verhält sich wie die politische Herrschaft; die beste Regierung in abstracto kann concret gerade die schlechteste sein. Für das beste Regiment muß man dasjenige halten, das am geeignetsten scheint, die Wohlfart des Volkes zu fördern, über das es geübt wird. So nützt manchmal die Demokratie, manchmal wieder die dictatorische Gewalt. Welche Erziehung haben nun wir Italiäner im gegenwärtigen Augenblicke nöthig? Ich will es dir sagen, sollte ich auch davon die Mackel eines Arabers oder eine noch schlimmere erhalten: wir müssen wild werden,

. . . . . eine wilde Jugend,
Stolz, ungezähmt und Einer Mutter Söhne.

Wilder Muth oder besser kriegerische Kraft bilden meines Bedünkens die Grundlage der Würde, der Weisheit und selbst der Schönheit eines Volkes. Die Römer nannten die kriegerische Auszeichnung eines Mannes virtus d. i. Mannestugend. — Ich habe meinestheils den Gedanken Foscolo's immer für sehr weise gehalten, welcher zumeist die Kraft schätzte, dann die Schönheit, endlich den Geist. Aber was willst du noch von diesen getauften Wespen hoffen, von diesen Larven von Menschen? Versuche es in ihre Händchen ein Gewicht zu legen, das schwerer ist, als eine Gabel, sieh, schon ist es ihnen zu Boden gefallen! ... — Was den Unterricht der Mittelschulen betrifft ... Doch ich habe schon genug gepredigt, es ist mir zum Ekel. — Darum guten Abend!

Ascanio, ich bitte dich, bleib und rede! Du schweigst so lange und bleibst so in dich vertieft, daß, wenn du einmal anfängst, du es durchaus machen mußt, wie das Meer in Holland, wenn es einmal die Deiche durchbrochen hat.

Wenn meine Worte die Kraft hätten über diese Seelen, wie der Kalk über die Leichname, daß er, wenn er sie nicht vor der Fäulniß schützen kann, sie ganz verzehrt,

ja dann wollte ich ſprechen, bis mir einſt Sprache und Leben ausginge. Aber es iſt verlorene Zeit. ...

Gleichviel, ſprich für mich! Sprich wie der Barbier des Midas, der ſeine Worte in dem Graben begrub.

Und der Schilf wuchs darüber und plauderte das Geheimniß allen Winden aus. Gut denn, ich will alſo reden, wie der Barbier des Königs Midas. Und wenn dann die Welt erfährt, daß der König Midas Eſelsohren hatte, was hat ſie dann gelernt?

Daß der König Midas Eſelsohren hatte.

Unſchätzbare Kunde, rief Ascanio lächelnd. Wohlan, ich fahre fort. Die Gewandten begannen damit, die alten Methoden zu verleumden. Sie verſicherten, die Blüte der Erkenntniß werde gewonnen durch das Studium einer todten Sprache und riefen: Wehe! Cui bonum, die lateiniſche Sprache? Den Pfarrern, um die Antiphon zu leſen, den Schulmeiſtern, um Pataffien zu ſchreiben.

Die Bildung des wunderbarſten Volkes, das je auf Erden erſchien, ſtudiren, iſt eine Antiphon! Die Geſchichte, Politik, Philoſophie, Beredſamkeit und Poeſie der Römer erlernen, iſt Pedanterie! Hätte ich einen Sohn, der mit achtzehn Jahren Freude hätte an der Lectüre des Cicero, Livius oder Tacitus, ich würde ihn weinend auf die Stirne küſſen und ſagen: Dabei bleib!

Dann iſt es nicht wahr, daß wir uns genügen laſſen am Studium des Lateiniſchen, ſondern gerade haben wir auch griechiſche und italiäniſche Litteratur erlernt und nicht nur oberflächlich, vielmehr wie es ſich für ein ſolches Studium gebührt. Laſſen wir das Griechiſche beiſeit, um das ich mich mit weniger Glück bemüht habe, ſo haben mich doch unter unermüdetem Fleiße die ausgezeichneten Meiſter unſerer Mutterſprache in ihren entlegenſten Gebieten unterrichtet nach Anleitung Cinonio's, Buonmattei's, Salviati's und anderer Trefflichen, unter denen ich Bembo mit den Aſolani, Varchi mit dem Ercolano nicht verſchweigen darf. Dann in der Rhetorik zeigten ſie mir die Anwendung

der Lehren in den blumenreichen Schriften eines Caſa, Bembo, Caro und Anderer, welche, ſage man, was man will, doch immer die Krone unſerer Litteratur bilden werden. In der That, ich weiß mir nicht recht zu erklären, wie wir uns ſo zu ſagen entfernt haben von der Kenntniß der Männer des vierzehnten Jahrhunderts und Machiavello's. Von dieſem ſchreckte vielleicht der Name zurück; irre ich aber nicht, ſo lernt man aus den Schriften des ſechszehnten Jahrhunderts nicht ſo gut, wie aus denen des vierzehnten glatte Formen der Rede, wirkſame Redensarten und kräftige Ausdrücke. Zur Unterſtützung meiner Anſicht will ich dir eine freilich ſehr ſeltſame Autorität anführen, die des Cardinals von Retz, eines Mannes von aufgewecktem Geiſte, welcher weit beſſer für ſeinen Ruf geſorgt hätte, wenn er ſich mit gelehrten Studien, als mit den nichtigen Umtrieben der Fronde beſchäftigt haben würde. Zu Vincennes gefangen ſitzend, ſchrieb er in ſeinen Memoiren unter Anderem: Je m'occupai fort à l'étude dans tout le cours de ma prison de Vincennes qui dura quinze mois, et au point que les jours ne me suffisoient pas, et que j'employois même les nuits. Je fis une étude particulière de la langue latine, qui me fit connoitre qu'on ne peut jamais trop y appliquer, parce que c'est une étude qui comprend toutes les autres.

Nach der Rhetorik beſchäftigten wir uns mit Logik und Metaphyſik. Es war damals und vielleicht noch jetzt die Frage viel beſprochen, ob die jungen Leute zuerſt die Art, ihre Ideen zu ordnen, erlernen ſollen und hernach die Sprache und die Ideen ſelbſt, oder umgekehrt, ein meiner Meinung nach müßiger Streit, da durch das Studium der berühmten Redner und der beſten Geſchichtſchreiber die Urtheilskraft bereits hinreichend ſich entwickelt haben muß und es ſich jetzt mehr um die Kenntniß der herkömmlichen Bezeichnungen, als um die der Sache ſelbſt handeln kann. Nun iſt das Latein verbannt, Italiäniſch faſt ebenſo, Franzöſiſch, Engliſch und Deutſch lernt man

so viel, um einen Frachtbrief oder einen Miethvertrag verstehen zu können; Botanik, Naturgeschichte, Chemie, Geographie nur so weit, um zu wissen, woher die Jalappenwurzel, das Kameelhaar und andere Erzeugnisse der Art kommen, wie viel Zeit und Geld man braucht, um nach Paris zu reisen, und warum Wallrathkerzen den Talglichtern vorzuziehen seien, grade so viel, als nöthig ist, um deinen Sohn zum geübten Gerichtsmann oder zum geschickten Kaufmann zu machen. — Freilich nützliche Bestrebungen, und wenn nur wenigstens diese neumodischen Zöglinge wackere Rechtsanwälte oder erfahrene Kaufleute würden, so wollte ich zufrieden sein; aber ich sehe in der That das junge Geschlecht, Gott weiß, ob ich es mit großer Bitterkeit der Seele sage, eben so leichtfertig, so frech, so stolz auf sein geringes und eitles Wissen, als ein echtes und reiches Wissen es bescheiden machen müßte, so überladen mit unvollständigen Kenntnissen, so jeder befruchtenden Kraft baar, so unwissend in der Art, seine Gedanken auf schickliche Weise darzulegen, daß ich meinestheils jede Hoffnung für die Zukunft aufgegeben habe. Sie mögen immerhin, so viel sie können, die alten Systeme verleumden, wir wollen erst zusehen, ob die neuen uns Männer geben wie Baco, Newton, Galileo, anderer viel späterer zu geschweigen. — Ich sehe sehr wohl ein, wie der menschliche Geist, unruhig durch seinen inneren Drang, nicht ewig in einer und derselben Art zu sein verharren kann, so wenig als irgend etwas in der Welt; eine thätige Kraft zwingt ihn zur Bewegung und es ist gut, wenn er sich bewegt, denn wenn er dies thut, entspricht er seiner Bestimmung. Außer diesem Drange werden ihm andere bessere Gründe nicht fehlen, wiewol du mir zugeben mußt, Gualberto, daß es zwei Bewegungen gibt, eine derselben besteht im fortwährenden Vorwärtsgehen, eine andere in einer ewigen Kreisdrehung. — Dessenungeachtet werde ich es immer für unsinnig halten, wenn man eine neue Formel an-

nimmt, die alte zu verwünſchen, ohne vorher, wie ſich gebührt, zu überlegen, ob dieſe etwas Gutes enthalte, woraus man Nutzen ziehen könnte, da es doch unmöglich ſcheint und iſt, daß ganze Geſchlechter von Menſchen ſich in eine Formel fügen, wenn ſie nicht Erforderniſſe in ſich ſchlöſſe, theilweiſe, nach Maßgabe der Zeiten, den edeln Trieben und den Zwecken, denen ſie angeblich dienen ſollen, zu entſprechen. Ich erinnere mich, Gualberto, einmal in einem Buche gedruckt geleſen zu haben, Gott habe dem erſten Menſchen ein Siegel überwieſen, um alle menſchlichen Dinge zu ſiegeln, mit dem Auftrage, es ihm durch ſeinen letzten Sohn am Tage des Endurtheils zurückſtellen zu laſſen, und darauf ſtehe der Wahlſpruch:

Sunt bona mixta malis.

Die von der Menſchheit durchlaufenen Formeln ſcheinen mir zahlreich und vor allen halte ich diejenigen der Beachtung werth, welche befruchtet von der Kraft der Lehren Chriſti ſich entwickelt haben. — Für vortrefflich und untadelhaft würde ich die Wirkungen der Kinderrettungsanſtalten halten, wenn ich ſie nur vollſtändig entwickelt und verwaltet ſähe ohne jenen ſchlimmen Wurm der Eitelkeit und den andern noch ſchlimmern der Heuchelei und mit einfachen Formen. Als Chriſtus ſprach: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, hatte er keine Secretäre, berief keine Sitzungen, brauchte keine Briefe, Umſchläge, Siegellack und Pitſchaft. — Unſer Meiſter hätte nicht geduldet, daß man zur Förderung des Werkes Gottes den Mammon zu Hilfe ruft, daß man, um die Tugend zu befruchten, den Tribut des Laſters annimmt, und indem man ihm auf dieſe Art einen ehrbaren Beweggrund unterſchiebt, die ſchamloſe Stirn recht anſtändig und ſelbſt unter Beifallklatſchen zur Schau trägt. Der Schutz des Laſters iſt für die Tugend wie Thau von ätzendem Waſſer auf Mairoſen. Entweder alle Gott oder alle dem Mammon. — Trotz meiner Sanftmuth betrachte

ich mit unendlichem Behagen den Erlöser, wie er mit Geiseln bewaffnet die Zöllner aus dem Tempel treibt. — Hinaus, ihr alten und neuen Heuchler! — Gegenseitiger Unterricht, Bürgerwehren, Sparkassen, Gelehrtencongresse sind von den schlimmsten Wirkungen, nicht an sich, aber durch das Unzeitige ihres Auftretens und die Art ihrer Ausführung. Diese und andere Erfindungen sollten die Architrave, Capitäle und andere Theile des neuen gesellschaftlichen Gebäudes ausmachen, das Männer von viel Verstand und noch besserem Herzen zu errichten bemüht waren. Dem Himmel gefiel das Unternehmen nicht; da schlugen sich die Gewandten, die rittlings über dem Graben standen, nachdem sie diese Erfindungen geraubt hatten, zu der altersschwachen und herabgekommenen Sache der Sieger und machten ihr weis, sie besitzen das Geheimniß des Arztes Polli, das Blut in den Adern zu erneuern. Zuerst wurden sie aufgenommen, wie ein Rothröckiger vom Büffel, allmälig aber schwand das Mistrauen, man nahm den angebotenen Rath an und man that wohl, denn er war wirklich weise. — Die Gewandten wußten haarscharf und unwiderleglich Folgendes zu beweisen. Erstlich, wie Personen von großem Belang sich überzeugt haben, daß, um in den Ruf der Tugendhaftigkeit zu kommen, vonnöthen sei, sich zum Besten des gemeinschaftlichen Vaterlandes zu bemühen; müßig sitzen sei tadelnswerth, Gleichgiltigkeit eine Sünde; einmal zur Thätigkeit getrieben, bleiben sie nicht so leicht zurück und diese Bewegungen, wenn auch zu schwach, um die bestehende Ordnung umzustürzen, seien doch vollkommen im Stande, sie in Aufregung zu erhalten; andererseits sei Widerstand immerhin lästig, und koste schwere Opfer, ihn aufrecht zu halten; man müsse sich jedoch freundlich mit ihm stellen, ihm nicht widerstreben, vielmehr ihn zur Aufregung hetzen, wenn nur dabei ein gewisser bestimmter Kreis nicht überschritten werde.

Beschäftigt sie zu Hause, sagten sie, so werden sie

nicht auf die Stadt achten; beschäftigt sie in der Stadt, so werden sie sich nichts um den Staat bekümmern. So werden die guten Leute, die sich von Gott zu Weltverbesserern bestimmt glauben, zu Reformatoren der Universität Padua zusammenschrumpfen und, indem sie im Schweiß ihres Angesichtes Wasser und Seife zusammenrühren, mit dem rühmlichen Bewußtsein sterben, die Luft mit herrlichen Blasen erfüllt zu haben.

Zweitens brachten die Gewandten die Meinung auf, aus der allgemein verbreiteten Aufklärung müsse die sicherste Gefahr entstehen, während gegentheils die Beschränkung des Unterrichts die wohlthätigsten Folgen habe. Die des Unterrichts beraubt Gebliebenen beneiden die Unterrichteten, sie sehen den Grund nicht ein, warum sie das gehässige Ausschließungsurtheil erfahren, sie verabscheuen, wie das fast immer der Fall ist, in der spürbaren Wirkung die geheime Ursache. Die Unterrichteten werden anmaßend und lassen sich nicht herbei, bei gemeinen Dienstleistungen mitzuwirken; sie halten sich für viel höher, als ihre Genossen und eignen sich nicht mehr dazu, die gleichen Künste zu üben; unzufrieden mit ihrer wirklichen Lage, ringen sie nach einer andern, ohne sie erreichen zu können. Wenden sie sich um Hilfe zu ihren Beschützern, so werden sie sich entgegenhalten hören: Habt ihr keine Arme zum Arbeiten? Könnt ihr nicht Schönschreiben, Rechnen, ebene Geometrie, Freihandzeichnen? Ihr besitzt mehr, als ihr braucht, um euch vorwärts zu bringen. Oder soll unsere Vormundschaft ewig währen? Haben wir uns etwa zu permanenter Sitzung als Familienväter des menschlichen Geschlechtes constituirt? Ihr waret Blumen, wir nahmen euch in unsern Garten auf, wir erzogen euch und ernährten euch; nunmehr seid ihr geerntet, andere sind an eure Stelle eingerückt und diese nehmen jetzt unsere Sorge in Anspruch. Wir müssen die Trägheit ablegen, mein Sohn, die Faulheit austreiben; zum Ruhm gelangt man nicht, wenn man auf dem Federbett sitzt. In unsern

Tagen darf man Alles hoffen, Alles iſt zu erreichen möglich. Seht Bernadotte an, der vom gemeinen Soldaten emporkam und nun die Krone Schwedens auf der Stirne trägt. Betrachtet Canning, das Baſtardkind, und Peel, den Sohn des Leinewebers, wie ſie die Geſchicke Englands leiten; Thiers und Guizot regieren blos durch das Verdienſt ihrer eigenen Kraft Frankreich. Canova, der Steinmetz von Poſſagno, erlangt den Ruhm des ausgezeichnetſten Bildhauers der Welt. Roſſini, der Sohn des Stadttrompeters von Peſaro, oder, wie Graf Giulio Perticari ſeligen Angedenkens ſpricht:

Vom Vater, der Trompeten blies, erzeugt,

wird als König der Harmonie begrüßt. Faßt Muth! Strebet! Das Glück verliebt ſich wie ein Weib in muthige junge Männer. Franz dem erſten hat es der Marſchall Trivulzio geſagt. Ihr wißt wohl, der Marſchall Trivulzio.

Unter dieſen Worten ſchwingt ſich der Protector mit gewandtem Bein in die Caroſſe, der Kammerdiener ſchließt mit Geräuſch den Schlag, während jener durch das Kryſtallfenſter des Schlages dem Schützling den freundlichſten ſeiner Grüße zuwinkt. Der übelberathene Schützling murmelt im Stillen den Fluch der Hebräer gegen Moſes: Warum haſt du uns aus Agyptenland geführt? Fehlte es uns etwa dort an Gräbern, um uns zu begraben?

Gut, er hat ſein Handwerk gelernt, aber er findet keine Gelegenheit, es nützlich auszuüben. Er kann ſchreiben, er wird zum Fälſcher. Saht ihr je auf der Welt eine ſolche wimmelnde Maſſe von Fälſchern, falſchen Spielern, von Leuten, die jede Art von Betrug geübt? Und es iſt auch gut; es hilft wenigſtens dazu, daß die verbrecheriſche Maſſe auf der Welt ſich nicht vermindere, dazu, daß ſie wenigſtens verändert werde und die wilden Leidenſchaften ſich in niederträchtige verwandeln. Fürchte den Heftigen, ohne Argwohn vor dem Diebe zu haben!

Befördere die Leidenschaften, welche mit dem Leibe die Seele tödten! Verfolge die Andern, welche Kraft verleihen; in unserer Zeit geht ein günstiger Wind für solche Plane. Fürwahr, prüfe nur die Statistik der Strafrechtspflege und du wirst finden, die blutigen Verbrechen nahmen ab im Verhältniß, wie die Verbrechen des Betruges zunahmen. — Die Gewandten und wieder die Gewandten bewiesen drittens, der Mensch liebe das Geld mit um so größerem Eifer, je ärmer er sich fühlt; die kleine Ersparniß spiegele dem Elenden vor, er könne zu Hause sterben, ohne die verabscheute Schwelle des Spitals zu betreten; er denke dabei an Gebete für seine Seele, wenn er dahingeschieden. Wer nun darauf denkt, den Unterhalt des Armen zu sichern, der darf sicher sein, sich eine treue und gewaltige Vertheidigung zu verschaffen, denn die Armen haben immer die Mehrzahl auf der Welt gebildet; sie werden ihn vertheidigen sammt ihrer Sparbüchse. Wer die Ordnung zu erhalten wünscht, sammle solches Geld, erhalte es, verwalte es gewissenhaft und suche mit größter Sorgfalt ähnliches Zurücklegen aufzumuntern. Hat er dieses Ziel erreicht, so mag er seinen Schlaf ruhig genießen, denn es wacht ein Anderer für ihn. — Viertens sagten diese wunderbaren Gewandten: Die Stadtmilizen scheinen euch Gift? Allerdings muß man sie dafür halten, aber warum? Die Heilkunde kennt kein Mittel, dessen sie sich mit größerem Glück bediente, als eben die Gifte. — In Regierungen, welche auf gemeinsamer Übereinkunft beruhen, können die Bürger allgemein bewaffnet auftreten, und vielleicht auch hier nicht ohne Gefahr, da das bewaffnete Volk sich selten bescheiden und allzu oft sehr geneigt zeigt, den ungeordneten Regungen der Seele nachzugeben, woraus wir häufig Verwirrung und Aufruhr entstehen sehen. Ihr sollt aber nur Wenigen Waffen gestatten, vorzugsweise neu Emporgekommenen, Kaufleuten, Menschen, die mit Handel und Wandel zu thun haben; es mag auch gut sein, einen

oder den andern von den Großen sowie von dem niedern Volke zuzuziehen. Die Masse des besitzenden Volkes wird sich von der Überzeugung durchdringen, indem es sich vertheidige, schütze es die Ordnung, und gegebenen Falles werdet ihr sehen, daß sie zur Beschützung ihrer Ölkrüge und Speckseiten die Kühnheit eines Horatius Cocles auf der Brücke entwickeln. Auf die Großen und auf das gemeine Volk muß man nicht zählen und zwar darum: jene lassen sich von ganz besonderen Launen leiten und ihre Leitung wird oft sehr schwierig, immer aber unsicher. Wie Jesus im Sacrament sagte, so könnt ihr im weltlichen Sinne sagen machen: Ich bin euer Brot und euer Wein.

Und das begüterte Volk, das nicht weiter geht und nicht weiter wünscht, wird in euch sein Brot und seinen Wein vertheidigen. Ob die Großen es aufrichtig thun würden, wüßten wir euch nicht zu sagen, aber oft verachten sie dieses Brot und maßen sich an, euch ihre Hilfe wie ein Joch aufzulegen. Kurz, sie gleichen ein wenig dem Diogenes, der auf dem Markte feilstehend mit lauter Stimme rief: Wer will einen Herrn kaufen? Wesentliche Feinde glauben wir nicht, daß sie je werden können, aber in der Regel gefährliche Gegner, Grund der Schwäche der Staaten und schwer auszurotten, wenn man nicht so vortreffliche Aristokratenmähder findet wie Ludwig den elften und Cardinal von Richelieu. Darum haltet sie drunten! Das niedrige Volk wird durch Verzweiflung zuversichtlich; da es nichts zu verlieren hat, liebt es die Unordnung, um im Trüben zu fischen. Nichts desto weniger schlugen wir vor, einige der Großen und einige der Kleinen zu nehmen, um sie von der Masse zu trennen, welcher sie angehören, um Argwohn in ihr zu säen und sie allmälig ihrer Führer zu berauben. Früher hielt man die Aristokratie für das beste Element, um zwischen Monarchie und Demokratie zu vermitteln; die Erfahrung lehrt, daß für diesen Zweck um tausend Procent besser der Mittel-

ſtand taugt. Er iſt mit wenigem zufrieden; meßt ihm alljährlich tauſend bis zweitauſend Ellen eines grünen, rothen oder gelben Bandſtreifchens zu, gießt von Zeit zu Zeit einen Regen von Kreuzen über ihn aus, vor Allem aber Lachen und Lächeln die Hülle und Fülle, und fort mit der Eile, fort mit der gemeſſenen Würde der geprieſenen Legitimität! Mit andern Segeln muß man durch neue Meere ſchiffen. Drückt die Hände, ſchüttelt die Arme rechts und links, habt Geduld, eine alberne Geſellſchaft auszuhalten, wagt es bei Tiſche die Frau des Präſidenten der Handelskammer neben euch zu ſetzen, eröffnet den Ball mit der Tochter des erſten Wechslers und ihr werdet eine Bürgermiliz haben, welche es Prätorianern, Strelitzen, Mamelucken und Janitſcharen zuvorthut. Auf dieſe Weiſe bekommt ihr die getreueſte und eine unentgeltliche Leibgarde. Dies wird euch die Mittel geben, zu großem Gewinn das ſtehende Heer ganz oder zum größten Theile zu beurlauben: erſtlich gebt ihr viele Arme dem Landbau zurück, ihr verwandelt bezahltes Volk in bezahlendes, ihr vervielfältigt die einheimiſchen Producte und bringt mit weniger Metall die Abrechnung mit dem Auslande zu Stand; ihr erhaltet dem Staat eine Fülle von Geld, das Hauptmittel des allgemeinen Friedens. Iſt einmal die Ausgabe für die Erhaltung des thörichten und müßigen ſtehenden Heeres beſeitigt, ſo wird euch das erſparte Geld beliebt machen, indem ihr die öffentlichen Laſten verringert, und ihr werdet Dank dafür ernten; oder ihr füllt den Schatz und es mehrt eure Macht: beides die beſten Mittel zu einem guten Regiment. — Die wiſſenſchaftlichen Verſammlungen ſind Franzen und Borten geworden, ob gerade goldene, möchte niemand behaupten; viel Kupfer mit ein wenig Gold darauf; von Ferne beobachtet, machen ſie aber einen guten Eindruck, wenn man ſie ein Mal trägt, werden ſie nicht ſchwarz, und da ſie nicht zu viel koſten, muß man ſie kaufen, um an einem Feſttage mit

Ehren aufzutreten. Wenn der Fürſt Eſterhazy, ſo oft er ſein ungariſches Magnatenkleid anzieht, der Berechnung nach zehntauſend Liren aufwendet, und dies geſchieht mehrmals im Jahre, weil nämlich dieſes Kleid mehrere Millionen werth iſt, ſo kann und muß, wer eine Krone trägt, von Zeit zu Zeit etwas Geld ausgeben, um ſich das Haupt mit dem Strahlenglanz eines Auguſt, eines prächtigen Lorenzo, eines Eſte, eines Urbiners und Ähnlicher zu umgeben. Dies macht ein gutes Ausſehen und muß nicht grade wahr erſcheinen. Ein Wort oder eine Anſpielung platzt hinaus und wird bekannt; aber es ſind Schwärmer, die man ausſprühen laſſen muß; es reicht hin, dieſen Maſchinen die ſchuldigen Luftlöcher anzupaſſen, damit die zuſammengepreßte Gewalt nicht hervorbreche: dann nur immer weiter! Fürchtet die Schweigſamen! Die Geſchwätzigen gleichen Sicherheitsklappen. Ferner unter weniges Korn miſcht ſich eine wunderbare Maſſe von Unkraut; auf einen wahrhaft gelehrten Mann zählſt du zwanzig Gaukler; auf einen wahrhaft rechtſchaffenen Mann kommen zwanzig Querköpfe, ſodaß die erſten dem übergroßen Zutrauen ausweichen, das ihnen von Wiſſen und Tugend zuſtrömt. Die höchſten Punkte in Republiken nicht nur, ſondern auch in andern Staaten flößen immer Verdacht ein. Wir müſſen daher bemerken, daß man in unſern Zeiten viel zu feindſelig gegen Advocaten und Litteraten vorſchreitet und zwar in knechtiſcher Nachahmung Napoleon's, welcher viele, aber nicht alle Künſte der Herrſchaft verſtand. Er haßte Litteraten und Advocaten auf den Tod, aber mit Unrecht: dieſe, wenn ihr ſie nicht widerhärig anfaßt, werden euch die ergebenſten unterthänigſt treugehorſamſten Diener; denkt nur, wie Irnerius zu Roncaglia die Hoheitsrechte ſchützte, freilich ſagt man, er ſei kein Italiäner von Herkunft geweſen, aber ein Advocat war er. Fürchtet euch nicht vor Coccejus Nerva, Papinian und Ähnlichen; ſie gehören in die Geſchichte der

Menſchheit, wie die Mumien in die Wiſſenſchaft. Was die Litteraten betrifft, ſo braucht man, um das Gebell zum Schweigen zu bringen, nicht bis zu Virgil's Fladen zurückzugehen; die Hände voll Erde, die Dante anwandte, genügen, ja, ſind mehr als genug. Und wenn man einmal eine unbeugſame Eichenſeele trifft, iſt es leicht, dieſe herben Geiſter zu verdüſtern, ſie mit Bitterkeit zu erfüllen, ihr Vermögen zu Grunde zu richten, ſie arm und geringſchätzig zu machen und ihre Stimme, die mächtige Stimme, aus der ſo viele Hochmüthige hervorgehen, in Schluchzen oder in ein Geräuſch des Sturzes zu verwandeln, wie man es im verwaiſten Kanale hört. — Kurz, die Gewandten haben das Eiſenwerk, die Sparren und Ziegel geraubt, die zum neuen Gebäude gerüſtet waren, und trugen ſie weg, um das alte zu flicken. Die Einfältigen folgten ihnen, ohne zu wiſſen, was ſie thun, und ſchlugen ſich mit den eigenen Händen. Sei es drum, da es Gott gefällt, daß es ſo gehe. — Es war eine Zeit in meinem Leben, wo es mir ſehr muthig ſchien, von der Nemeſis ihre Geiſel zu leihen und falſche Heuchelei, offenbaren Hochmuth, ſchamloſe Unwiſſenheit, boshafte Mittelmäßigkeit bis aufs Blut zu peitſchen. Das ſchien mir ein Krieg nicht ohne viele Gefahr, aber voll Ruhmes; denn ich ſah die Getroffenen ſich zuſammenrotten, ſich verdunkeln und nach langem Knirſchen in einen Hagelſturm ausplatzen; aber ich fürchtete den Orcan nicht, im Vertrauen auf das Geſchick der Menſchheit. Jetzt hoffe ich nichts mehr; ich wünſche weiter nichts, als ſchnell aus der Welt zu kommen, und verabſcheue ebenſo die Schar der Betrogenen wie die der Betrüger:

Doch für die uns geworbne bittre Noth,
Da man uns heitrerm Daſein hat entführt,
Bleibt uns ein einziger Troſt gewiß, der Tod ...

wiederhole ich mit Petrarca's Tauben. — Wenn aber in dir die Hoffnung noch grünt, ſo möge ſie dir Gott friſch erhalten, mein Gualberto, und mögen meine Worte

darüber hinziehen, ohne sie abzudörren: vos rebus servate secundis. Gib mir noch einmal die Hand, entschuldige mein Geschwätz und gute Nacht!

Er drückte mir die Hand und entfernte sich, eine Melodie aus dem Barbier von Sevilla summend. — Ascanio's Reden hatten mir den Kopf eingenommen; sie quollen unvorbereitet aus dem Herzen, aber ohne Spur von Heftigkeit, so kalt wie Schnee im Januar. Ich fühlte in diesem Augenblick keine Lust in mir, sie zu ordnen und zu widerlegen; aber ich fühlte mich ebenso wenig geneigt, daran Theil zu nehmen. Es schien mir ein Hagel von Paradoxen, ein Ausbruch von Misanthropie, den man unterdrücken, keineswegs durch Gründe bekämpfen müsse. Wehe, wie Ascanio umgaben mich viele im Leben ohne Treue und ohne Hoffnung, und da sie in der That, nicht blos zu eitlem Prunke, verzweifelt waren, sah ich sie hinwelken, des Lebens überdrüßig werden und sterben. — Ich allein überlebe so viele wackere Freunde, die dahingeschieden sind, aber entkräftet, gebrochen wie eine verstümmelte Säule an Tempelruinen, und doch, was mich aufrecht erhält, ist ein Strahl der Hoffnung, und würde er erlöschen, so stürzte ich nieder auf die Erde und riefe: Mutter, bedecke mich!

Und freundlich nähme sie in ihren Schooß einen Sohn auf, der so viel gelitten hat und nichts genossen, lediglich nichts. — Aufs Tiefste aufgeregt, begab ich mich allein in die Versammlung; und wie gewöhnlich stellte ich mich ganz abseits, um ungesehen zu beobachten, was geschah. Ich warf einen Blick auf die Kinderschar, die hier versammelt war, um Preise in Empfang zu nehmen; und sei es, daß Ascanio's Worte nachwirkten, oder war es wirklich so, ich sah niemals unter ihnen so durchaus ähnliche und stumpfe Gesichter. Mir fielen jene Gärten ein, wo Myrten und Lorbeerbäume dastehen beschnitten wie grüne Mauern, von denen die Vögel, da sie keine grünen schwankenden Zweige sehen, davonfliegen; die Lie-

benden verabscheuen diese stummen Schatten und allen Andern ist es, als wandelten sie durch die Gänge eines Klosters, nicht durch die blühenden Schattengänge, in denen der Mensch sich erquickt. Die italiänische Pflanze Mensch scheint frei den Thau des Himmels zu begehren und offen in den Strahlen ihrer Sonne ohne Hinderniß zu wachsen. Sie wird nie zugeben, daß sie wie Nadeln-duzende eingeschachtelt, bezeichnet, numerirt und reihenweise in Fächer gelegt wird. — Lassen wir aber die Kinder und ihre Schicksale, denn der, der unser Elend kennt und ihm abzuhelfen im Stande ist, wird sorgen, daß sie nicht verloren werden. — Vor einer langen Tafel, die von vielen blendenden Doppelleuchtern erhellt und mit einem grünen Teppiche geschmückt war, saßen mehrere hochzuverehrende und hochgeehrte Herren. Es würde allzu weit führen, sie alle zu beschreiben. Ich werde die wichtigsten auswählen. — Mir zur Rechten erschien eine Person, sehr wohl genährt, rund und roth, mit vorliegenden und in jenem Feuer glänzenden Augen, das wir in den Blicken der Kinder und der alten Leute beobachten; wenn das Leben anfängt und aufhört; in den Lebensaltern, die sich berühren durch machtlose Schwäche; nur hat die Kindheit die Hoffnung vor sich, das Greisenalter das Grab. Ganz Milch und Honig, ließ jener Mann aus der Augenhöhle von Zeit zu Zeit einen Tropfen krystallhellen reizenden Nasses über die Wangen fallen und auf den Muskeln der Lippen schwebte ihm das holdeste Lächeln. — So gießt in den Tagen des Lenzes ein Theil des Himmels manchmal auf die Erde einen ruhigen Regen, auf der andern Seite verwandelt die Sonne mit ihren Strahlen diese Tropfen in Rubine, Sapphire, Chrysolithe, kurz, in das mannichfaltige Geschlecht der Edelsteine, sodaß du glaubst, die Feen in einem Anfall von Raserei schütten über die Welt alle ihre Juwelenkästchen aus. — O glückliches Kind von vierzig Jahren und drüber! Ich habe keine Farben, welche hinreichten, um deine Hold-

seligkeit zu schildern. Du kamst mir vor, wie einer jener vergoldeten Jungen, wie man sie auf den Altären die Lichter halten sieht, oder die auf Wolken sitzen nach Art von ungeheuern Blättertaigkuchen. Wären nicht die weißen Haare gewesen, die mit offenbarem Irrthum auf deinem zu immerwährender Kindheit bestimmten Haupte gewachsen sind, mit ein Paar Flügeln auf dem Rücken hätte man dich in einen Cupido verwandelt. Die Vorsehung behüte dich vor Enttäuschung, du unschuldigstes Geschöpf, denn dein Herz würde brechen wie eine Porzlantasse, die eine ungeschickte Hand auf den Boden hat fallen lassen. Die Natur möge dich wiegen, du großgewachsenes Wickelkind, und dir das Schlafliedchen singen und dich unaufhörlich mit dem Safte ihrer einschläfernd'sten Mohne beträufeln. — Von dem, der in der Mitte saß, später! — Es sei mir für jetzt gestattet von dem zu reden, der jenem gegenüber Platz genommen hatte: ein achtungswürdiger Mann, fürwahr ein höchst achtungswürdiger Mann. Die Natur hatte ihm freigebig ein Haupt gespendet, dick wie eine Wassermelone von Pistoja; wegen seines übermäßigen Gewichtes konnte er es nicht aufrecht halten, gerade wie es den Wassermelonen geht, die auf einem dünnen Stiele ruhen. Er gehörte zu dem Geschlecht der Narcisse, die sich in sich selber verlieben, die, wenn sie sich im Spiegel sehen, sich einen Kuß geben, sich selbst Beifall klatschen und Bravo rufen. Hört nun eine unglaubliche, aber wahre Geschichte! Einmal bildete er sich ein, er sei schwanger; gegen den neunten Monat legte er sich zu Bett und fing an zu winseln wie eine Kreisende.

Ach, was ist das? Welche Ungeheuer brechen in mein armes Haus ein?

So rief sein Vater außer sich und setzte sich seine Perrücke quer auf.

Hu, hu, heulte die Mutter. Wie maßt man sich meines Amtes an im Hauswesen!

Und sie schob ihre Haube verkehrt auf den Kopf.

Innen wird gemurmelt, außen gelärmt, Alles iſt in Verwirrung. — Da aber der Leib in der That aufgeſchwollen war, ſchickten ſie nach der Hebamme, daß ſie mit dem Gebärſtuhle herbeieile. Die Wehemutter that ihr Möglichſtes, aber ihre Geſchicklichkeit ward zu Schanden, die Geburt hatte eine höchſt ſchwierige Lage, der Kopf ſchien ſo dick, wie der des Vaters; man berief einen Arzt und einen Wundarzt, die, nachdem ſie ſich zu geheimer Berathung zurückgezogen hatten, ſich für den Kaiſerſchnitt entſchieden. Der Gebärende wollte jedoch davon nichts hören. Deshalb führten ſie mit großer Mühe die Zange ein, der Wundarzt drückte die Griffe feſt, der Arzt faßte den Wundarzt mitten um den Leib, die Hebamme den Arzt, der Vater die Hebamme, die Mutter den Vater, und ſo weiter alle Angehörigen des Hauſes, und zieh, zieh, ſie zogen und zogen heraus — eine Überſetzung in Octavſtanzen, die ſie auch alsbald tauften, denn kaum hatte das arme Dingelchen ein Lebenszeichen gegeben, ſo ſtürzte es auch ſchon wieder zurück in den limbus patrum. — Er hatte bei der Sache noch einen ſo entſetzlichen Blutverluſt, daß die Gebärmutter aus Schwäche ferner nicht mehr empfangen konnte. — Unter andern preiswürdigen Eigenſchaften, die er beſaß, war die ſchönſte wol die, welche darin beſtand, nur mit ſeinen eigenen Reden befriedigt zu ſein; denen der Andern fügte er immer etwas hinzu oder brach ab oder veränderte etwas; wenn du alſo je ein Geſpräch mit ihm führteſt, ſo konnteſt du ſicher ſein, dir ſagen zu hören: Ich möchte glauben hinzufügen zu ſollen ... ich meinte, hier erläutern zu müſſen ... ich dächte, zur Aufklärung beifügen zu dürfen u. ſ. w.

Ein langſamer, ſtumpfer, anmaßender Geiſt, wie die Schnecke, die die Reiſe um die Welt gemacht zu haben glaubt, wenn ſie ſich um einen Kohlkopf herumgeſchleppt hat, und die die Schleimſpur, die ſie hinter ſich läßt, für die Milchſtraße anſieht. Er buhlte um den ſtolzen Namen eines Mäcen und beſtellte bei dem Alabaſterarbeiter

zwei Gefäße und einen Briefbeschwerer; ja, in der Kunstgeschichte wird gemeldet, daß er bei dem Gipsbildner sogar einen angemalten Sanct Anton habe machen lassen. Aber der Schalkheitsteufel, der nun einmal entschieden war, ihn nicht in Ruhe zu lassen, schlüpfte ihm durch das linke Ohr in den Kopf und war verwundert über die ungeheure Leere in diesen Räumen; wiewol der Teufel auf den Zehenspitzen einherging und den Schwanz anstandshalber emporgezogen hatte, wie edle Frauen den Schooß ihres Kleides im Gehen aufheben, merkte er doch, daß es hier töne und widerhalle. Boshaft, wie er ist, ergriff er die Gelegenheit, den Schrei hineinzuthun: Nichts.

Wie das Echo des Schlosses von Simonetta, das nach dem Berichte des Paters Kircher vierzig Mal ein Wort wiederholt, so tönte hier links und rechts, oben und unten, nach allen Richtungen, in tiefen, hohen, kreischenden und lieblichen Tönen das Wort wieder: Nichts!

Der arme Mann stopfte sich die Ohren mit Baumwolle, legte die Hände darauf, aber umsonst; der Lärm heulte innen mit höllischem Crescendo: Nichts, nichts.

Er verlor den Schlaf; in dem leidigen wachen Zustande stieß er mit dem Kopf an die Wände; er wollte sich aufreiben; man sandte ihn auf Reisen und er kehrte zahmer, aber nicht gesünder in die Heimat, denn die Narrheit hatte sich verändert, er bildete sich ein, in eine Feile verwandelt zu sein, und indem er sich der neuen fixen Idee hingab, sah er keine etwas überwichtige Münze, die er nicht faßte, und Tag und Nacht sich Mühe gab, sie gleichzuschneiden. Durch diese Narrheit kam er unter seinen Leuten in den größten Ruf; unter den berühmtesten Münzfeilern war er der allerberühmteste geworden und einstimmig wurde er zu dem Ehrenposten eines Präsidenten der Feile befördert. Von diesem Augenblick an mochte er sich kaum mehr für einen Sterblichen halten. Die ihm entgegenstehende Meinung Anderer hielt er wie für einen Rebel, der nicht im Stande sei, seine Göttlichkeit

zu verletzen; Geringschätzung nahm er für Diptam und Rosen, Verachtung, Beschimpfung und Schmach nahm er für Laub, um einen Kranz für seine Schläfe zu flechten und auf Stimmen des Tadels antwortete er mit olympischer Erhabenheit: Betet mich an, ich bin der König der Feile.

Bis hierher genügte die Kreide Callot's; nun aber muß ich den Pinsel in Roth tauchen, in jenes furchtbare Roth, das David wild zu mischen behauptete bei der französischen Convention. David hatte zwar ein offenes Herz für die edeln Eingebungen des Schönen und war ein wackerer Priester der Musen: aber das hilft nichts; an ihm und an Andern können wir beobachten, zu welchen Verirrungen die Phantasie verleitet, sobald sie die Rolle der Vernunft übernimmt. Der Geist des Dichters und des Künstlers, sobald er von politischen Wechseln aufgeregt ist, faselt mit dem Aberwitz des Blutes und weint nachher mit unendlichem Schmerze; aber die Thränen von Jahrzehnten vermögen die Schuld eines Tages nicht abzuwaschen. — In der Mitte sah ich einen Schädel, dem vom Nacken weiße Haare wie Wicken herabhingen; und dieser Schädel war hart, glatt, glänzend wie eine Elfenbeinkugel, und wie altes Elfenbein ins Gelbe spielend, bald heller, bald tiefer. Wie um das System Gall's feierlich Lügen zu strafen, erhob sich darauf ein mächtiger Vorsprung an der Stelle, wohin dieser die religiösen Ideen setzt; von dort stürzte sich das knochige Gefäß jählings in die Tiefe, und als hätte die Natur sich in dem einmal genommenen Schwunge nicht mehr aufhalten können, drang sie vorwärts mit Stirn und Nase. An der letzten Spitze angelangt, zog sie, wie von entgegengesetztem Entschlusse gefaßt, sich zurück in die Lippen und das Kinn. — Erinnert ihr euch wol gefälligst in Rom im Palast der Barberini das Standbild des ägyptischen Osiris mit dem Sperberkopfe gesehen zu haben? Stellt euch vor, er habe diesem ähnlich gesehen. In der

That sah er aus wie ein ungeheurer Geier in der Mause. Sein Gesicht stellte ein seltsames Gemisch von Raubvogel und vierfüßigem Raubthiere dar. Unzählige Runzeln und Knoten und Warzen machten die Haut dessen, was ich kaum Gesicht zu nennen wagte, uneben und sinnig; jeder menschliche Zug mußte in diesem wunderbarlichen Labyrinthe sich verirren. Wie Platon erzählt, daß er zwischen den Runzeln des Gesichtes seiner Archianassa die Liebesgötter habe nisten sehen, hättest du in diesen Furchen besser den Betrug können lauern sehen, darauf bedacht, irgend einen Gedanken der Menschlichkeit auf die Bahn zu bringen, der wehrlos und einsam gewagt hätte, die Hauptstraße oder die Nebenwege dieses Schaudergesichts zu durchlaufen. Aus den tiefliegenden Brauen schoß er Blicke gleich der Zunge der Natter und das Lächeln stach dich wie die Lanzette des Wundarztes. Die Angst überwältigte mich: der Abscheu fing an mir von einem Wirbel zum andern am Rückgrate aufzusteigen bis ins Gehirn: ich fragte nicht, wer, sondern was er sei, und bekam zur Antwort, es sei der Präsident des philanthropischen Institutes. Wenig vertrauend auf meine Nerven, die ich sich zusammenziehen oder mit scharfem Schmerze zucken fühlte, war ich auf dem Punkte, mich zu entfernen, als er die Hand erhob und eine Gebärde machte, als wolle er sprechen. Es war mir, als mache er mich fest, grade wie ich bei der Lectüre Hoffmann's oder Lewis' oder Maturino's manchmal das Buch wegwerfen wollte, aber nicht konnte, gebannt von der Gewalt dieser hölliſchen Phantasieen. Engel des Paradieses, er will sprechen! Was für einen Klang wird diese Stimme haben? Was wird er je reden? Was? Eine Lobrede auf Teut? — Ich täuschte mich. — Eine süßere Stimme ward nie von Flöten ausgehaucht, als ihm von den bleichen Lippen strömte. Hold verbreitete sie sich rings, ähnlich dem Murmeln des Meerwassers an Klippen in heiterer Vollmondnacht, melodisch gleich dem Säuseln junger,

grüner, zarter, eben entwickelter Blätter im Frühlingshauche.

Meine Herren, begann er, ihr erwartet von mir ſicherlich keine blumenreiche und kunſtvolle Rede. Es fehlt mir zu dieſem Zwecke an Übung in guten Studien und Kenntniß der ſchwierigen Kunſt der Rede; und wenn ich auch beides beſäße, wie ich es nicht beſitze, ſo iſt meine Seele plötzlich gerührt von unwillkürlicher Aufregung. ...

Don Girolamo, ein Prieſter von untadeligem Wandel und ausgezeichneter Gelehrſamkeit, lebte im Hauſe dieſes Mannes unter etwas beſſeren Verhältniſſen, als die Neger, die in America zur Zuckerpflanzung verwendet werden. Er bezahlte ihm täglich eine Lira mit der Verbindlichkeit, die Meſſe zu halten, den Knaben Latein zu lehren, die Frau zu begleiten, die Verwaltungsbücher zu führen, die Briefe zu beantworten, Eingaben, Bittſchriften, Verträge u. ſ. w. abzufaſſen, die Miethzinſe einzutreiben, auf das Landgut und die Mägde zu achten, am Sonntag zum Zeitvertreib die Kaſſe zu ſtürzen, die Rechnungen für die Diener zu revidiren, dem Herrn die Zeitung vorzuleſen, während er ſich raſirte ... alles dies und noch Anderes für eine Lira: und doch blieb er; ſo wahr iſt es, daß die Natur einige Weſen ſchafft mit der Vorausbeſtimmung zum Leiden bis zu ihrem Tode. — Nun iſt zu wiſſen, daß Don Girolamo ſchon vor drei Monaten Befehl erhalten hatte, die Rede abzufaſſen, zwei Monate lang hatte er ſich damit abgemüht, ſeit dreißig Tagen hatte er ſie ſeinem Gebieter, durchgefeilt bis zu ſeltener Vollendung, übergeben. Da aber dieſer durchaus zu denen gehören wollte, die dem Hauche der Liebe folgen, ſo befahl er an der Stelle: „ſo iſt meine Seele zu tief gerührt", Don Girolamo dies auszuſtreichen, wieder hinzuſetzen, zuzufügen, wieder zu tilgen, dann zu ſetzen und nach einer Folter von etwa zehn Tagen brachte er den ſchön gerundeten Satz hervor: ſo iſt meine Seele plötzlich

gerührt von unwillkürlicher Aufregung und würde mir nicht erlauben, wohlgesetzte Worte hervorzubringen. Ihr lieben Kinder, ausgezeichnete Hoffnung unseres Vaterlandes und unsere süßeste Sorge, nunmehr sind die Zeiten vorüber, in denen der Baum der Erkenntniß nicht mehr der Baum des Lebens ist. Wir haben uns auf einen Weg begeben, wo nichts so hoch ist, das euch nicht gestattet wäre zu hoffen, nichts so erhaben, das euch nicht gegeben wäre zu erreichen. Den Hüter einer Schweinheerde seht ihr zum Papstthum gelangen; ein anderer wird vom gemeinen Soldaten König von Schweden, der Sohn des Leinwandfabrikanten wird der gerühmteste Minister von England, der Steinmetz von Possagno verwandelt sich in den Markgrafen Canova. Ja, Napoleon, auf einer geringen Insel aus niedrigem Geschlechte geboren, beherrscht die Welt. Wohlan denn, stürzt euch muthvoll in die Bahn der Ehre, in die euch die christliche Liebe fest an der Hand geführt hat, und ich verspreche euch prächtige Schicksale. Denn wenn durch die Bosheit Fortunas euch prächtige Loose entgingen, so würden euch doch edle übrigbleiben. Denkt euch die Schöpfung als eine ungeheure Pyramide, deren Spitze gebildet wird von der höchsten Vernunft, die Grundlage von den niedrigsten Wesen, alle aber unter einander verkunden durch ein Band der Liebe. Keines kann unnütz genannt werden und an welche Stelle immer es der Vorsehung gefallen mag euch zu setzen, freut euch in dem Gedanken ein nothwendiges Stück des erstaunungswürdigen Gebäudes zu bilden. ...

Wie, auch in Sibirien in den Bergwerken? Auch in Irland, um ein Land mit Schweiß zu baden, das dem Menschen nichts als Gräber bietet? Auch in China, wo du geboren wirst, um den Hunden zum Futter gegeben zu werden? Auch ...

Und wer weiß, wie lange ich diese Fragen gegen mich selbst noch fortgesetzt hätte, als es mir gelang die

Augen aufzuschlagen und den Präsidenten anzuschauen, um zu sehen, ob er scherze. Mächte des Himmels! Sein Blick begegnete dem meinigen und ich fühlte meine Augäpfel wie von dem glühenden Becken getroffen, jenem brüderlichen Pfande, das die christlichen Kaiser von Constantinopel anwandten. Die Kälte längs dem Rückgrat wurde größer, ich gähnte wie Buoso,

Als fiele Schlaf und Fieber über mich,

ein heftiger Ekel erfaßte mich und eine Ödheit, wie wenn einen die Seekrankheit befällt. Ich neigte mein Gesicht, ich warf drei, vier Mal aus; aber der Anfall war noch nicht zu Ende, denn ein beschwerliches Klingen betäubte meine Ohren, die Pulse der Schläfe pochten heftig wie Hämmer und die Augen rollten in Strömen Blutes. Plötzlich schien es mir, die Fibern und Adern meines Gehirns seien ganz fein auf einer Laute ausgespannt, welche der Präsident lachend dem ehernen Standbilde Cosimos des ersten auf dem Platze des Großherzogs überreiche, und das Standbild krümme die Rechte in zierliche eherne Haken und reiße auf das Schonungsloseste an diesen meinen armen Fibern. Ich weinte vor Bangigkeit, erhob wieder verzweifelt das Gesicht und betrachtete von neuem den Präsidenten. Er sprach nicht mehr, er aß; er hatte vor sich ein Gefäß mit Essig und Öl, Salz und Pfeffer, hielt ein Paar Kinder bei den Beinen und war beschäftigt, sie wie Spargeln mit einem großen Messer zu zerlegen. Gott im Himmel! das ist ein civilisirter Polyphem! Statt die Menschen nackt und roh zu verspeisen, verschlingt er sie mit Kleidern und Gewürzen. Ich war auf dem Punkte in Ohnmacht zu fallen.

Kelp, ben el kelp, erhub sich eine Stimme hinter mir, welche den Zauber durch den Blick löste. Ich wandte mich um, erkannte den Mann und rief aus mit klagender Stimme: O gesegnet, wer zu ihm spricht: Hund und Sohn des Hundes!

Biſt du es, Zabulon?

Iſt dein Gemüth in Bedrängniß?

Mich umgeben die Bitterkeiten des Todes; errette mich um des Gottes Abraham's willen.

Unverbeſſerliches Kind! Was wagſt du doch deine ſeidenen Nerven unter dieſe Hanfkämme? Komm in die freie Luft!

O Zabulon!

Nachdem ich ein reichliches Luftbad genommen für Kopf und Bruſt, ſagte ich tief aufathmend: Das muß ja Gog und Magog ſein.

Es iſt ein Menſch.

Nein, Zabulon, es iſt Beelzebub, Belpheger und Aſtaroth, Alles auf Einen Schlag, der Berggeiſt, die Legion, die den Beſeſſenen unter den Gräbern peinigte.

Er iſt ein Menſch. Was verleumdeſt du Satan? Achtung vor den Beſiegten! Lucifer war gottlos, aber ein großer Empörer; er wagte Krieg zu erheben gegen den Thron Gottes und ward in der Schlacht vom Blitze getroffen. In ein Feuermeer geſtürzt, verharrt er dort eingeſchloſſen in ſeinem unermeßlichen Grimm; und wenn er brüllt, ſo brechen aus dem Ätna, aus dem Veſuv, aus dem Hekla oder dem Chimboraſſo Ströme von Feuer. Wenn er ſich auf die Seite dreht, ſo wankt die Erde, wie ein Trunkener, der Ocean verſchwindet und die Reiche ſinken in die Tiefe. Meinſt du nun, ein Satan werde zum Beutelſchneider werden wollen? Ich, der ihn ſeit lange kenne, würde mich wol hüten, ihm dieſes Unrecht zu thun.

Wen kennſt du ſeit lange, Zabulon?

Den Teufel und den Präſidenten.

Zabulon gehört dem Volke Judas an. Die Jahre, die er auf dieſer Erde gelebt hat, ſind zahlreich und ich verehre ihn, da ich weiß, er liebt ſeinen Nächſten und fürchtet Gott. Sollte ich erzählen, wie ich ſeine Bekanntſchaft machte, ſo würde das mich zu weit führen.

Es ist schon lange Zeit her, daß er mich Freund nennt und mir oft versprach, mit mir eine genauere Bekanntschaft zu schließen in jener Welt. Da ich früher glaubte, die Hebräer halten die Seele für sterblich mit dem Leibe, und dann da ohne Taufe die Seelen nicht gerettet werden, dachte ich entweder, er scherze, oder er wünsche mir ein böses Ende, und war auf dem Punkte zu widersprechen; aber ich schwieg aus Höflichkeit. Jetzt aber fange ich gleichfalls an zu hoffen, denn ich weiß gewiß und kann es beschwören, daß Zabulon immer sein Geld zu einem halben Procent des Monats ohne Abzug ausleiht, manchmal auch noch billiger, niemals aber höher. — Und meine Hoffnung lautet nicht heterodox, denn wir wissen ja, daß Trajan erlöst wurde einzig auf die Bitten Sanct Gregor's des großen und der Dichter Statius durch Vermittelung ich weiß nicht welches andern Heiligen. Jetzt wird der ganze himmlische Hof Hand anlegen an das Seil, um den Hebräer hinaufzuziehen, der die Gewohnheit hat, sein Geld zu sechs Procent jährlich darzuleihen.

Was den Satan betrifft, fügte Zabulon bei, so ist es zu viel verlangt, wenn ich seine Geschichte würdig erzählen soll: wenn dir aber die des Präsidenten genügt, so kann ich dir diese mittheilen.

Ich bitte dich darum, Zabulon!

Buonaparte (du siehst, ich hole weit aus), Buonaparte als ein Mann von großen Plänen, wie er war, faßte den Gedanken, die Meere in Einöden zu verwandeln und daselbst das verhaßte England untergehen zu machen, wie Palmyra oder Thebe mit den hundert Thoren. England siegte, aber sein Feind hatte ihm doch die tödtliche Wunde in sein Innerstes beigebracht. Buonaparte ging zu Grunde, da jedes Menschenleben kurz ist, aber das Leben der Völker hat vor ihrem Verscheiden einen langen Todeskampf durchzumachen. Die Gebeine Buonaparte's schlafen jetzt in Frankreich, aber sein Fluch frißt am Herzen Englands wie Scheidewasser. Nun, mein

Sohn, willst du wissen, wer Napoleon besiegte, wer seinen maßlosen Gedanken der Continentalsperre scheitern machte? Wir Würmer. Du lachst? Du hast Unrecht; denn weit geringere Dinge, als wir, fangen Krieg mit Städten an und vernichten Götter. Kaninchen stürzten die Mauern von Tarragona ein und Mäuse zernagten das Heiligthum Jupiters in Alexandria. Wir Kaufleute, wir Wechsler, wir Schmuggler, wir Kaiser des geprägten Metalls, vor dem sich Könige beugen, Kaiser den Hut abziehen, Päpste lächeln; und wir rühmen uns dessen; unsere langsame, unversöhnte, unversöhnliche, unbesiegliche und ungreifbare Macht hebt und stürzt, wer uns am besten gefällt. Ich war noch jung; sei es, daß mich die Lust trieb, mich zu bewegen, oder Schätze zu sammeln, oder geheimer Haß gegen einen allzu mächtigen und darum verderbendrohenden Mann, oder kurz, höhere oder tiefere Gedanken, als diese, ich zog mich nach Malta zurück, um dort zu leben. Was die Hölle zu ersinnen weiß von Geiz, Habsucht und Keckheit im Schätzesammeln, schien hier von allen Winden der Erde zusammengeblasen zu einer großen Versammlung. Zu diesem gräßlichen Vereine schien der Herr die Worte des Jesaias gesprochen zu haben: Nimm vor dich einen großen Brief und schreib darauf mit Menschengriffel: Raubebald, Eilebeute!

Jes. 8, 1.*) Die Insel ergoß aus ihren Lenden Tausende von Fischern, welche, wie Corsaren das Mittelmeer durchforschen, auf Beute bedacht waren, Schwärme von gladiatorischen Delphinen, beschäftigt, die Netze der Continentalsperre zu durchbrechen, wie die Zunge des Delphins. Es strömten Bäche von Gold, von Koth und von Blut und um die Ströme tummelte sich auf dem Boden eine dürstende Menge von weiblichen und männlichen Thieren mit menschlichem Ansehen. — Unter diesen Ungethümen war das wildeste und grausamste, das ich

*) Nicht 18, wie es im Original heißt.

kannte, dieſer, unſer rührungsreicher weicher Präſident. Beim erſten Anblick ſagte ich: Dieſer heißet Maher ſalab Hasbaz.

Er kam hin mit betrogenem Geld, einem Herzen von Stein, mit Händen der Gewalt; er fing an, das Handwerk des Mittlers zu üben in allen Stücken, in Waaren, Sünde, Verbrechen. Aber das Glück umflatterte ihn wie eine beſchwerliche Fliege; er ſtreckte die Hand aus und es entfernte ſich, ihn verhöhnend; um ſo kecker regte ſich davon in ihm die Wuth nach Gold. — Er verſuchte einen Weg und zwar folgenden. — Er miethete ein Haus und, war es Bedacht oder Zufall, in den Buden im Erdgeſchoß bemerkte ich einen Wirth, einen Waffenſchmied und ein Cafe; im erſten Stock wurde Spiel gehalten, im zweiten ein Bordell; den dritten bewohnte der Präſident als würdigen Thron ſeiner Gottheit. Von dort aus zog er wie die Spinne auf der Ecke die heimtückiſchen Fäden ſeines Gewebes. — Eine gewiſſe engliſche Tuchhandlung, viele Millionen reich, hielt ſich zu Malta auf, um ihre Habe ins Maßloſe zu verdoppeln, wie die thörichte Agonie den Menſchen dergleichen eingibt. Mächtig an Geld, begünſtigt von der Regierung, von den thätigſten Köpfen auf das Beſte geleitet, ſchien ihr Geſchäft in kurzem ein wahrer Hagel von Pfunden Sterling. — Kaſſenführer war ein blonder, ſchöner, junger Mann von freundlichem Äußern, zwiſchen fünfundzwanzig und dreißig Jahre alt. Oft ſah ich ihn umgeben von ungeheuern Maſſen von Guineen, Louisdors, Dublonen und dachte mir ihn wie einen Trunkenen, der am Rande des Abgrundes umherirrt, ſodaß ich manchmal unwillkürlich ausrief: Gott Jakob's, nimm ihn in deine Obhut!

Wer ihn verleitete und wie es zuging, wüßte ich dir nicht zu ſagen; aber er wurde zum Spieltiſche verführt; er ſpielte um Geld, aber niedrig; es ekelte ihn an und er ging weg. Der Fiſch hatte das Netz durchbrochen.

Der Präsident ersann eine neue Tücke: er ließ nicht nach, bis sie ihn wie einen Ochsen zur Schlachtbank führten; aber wie sie vorausgesehen hatten, faßte ihn Überdruß und er verließ die Stelle: siehe, da trat ihm entgegen nicht das Weib der Sprichwörter Salomo's in der Haltung einer Buhlerin, geräuschvoll und ausschweifend, sondern ein Mädchen bescheidenen Sinnes, züchtig in der Kleidung, mit traurigem Äußern, wie sie mit größtem Eifer eine verlorene Münze suchte, die sie um ein Paar Lacken, die sie gewaschen und gebiegelt, gelöst hatte. Es war ihr nicht sowol leid um das Geld, aber der Gedanke, daß ihre arme Mutter, die oben in den Dachstuben wohnte, und auf sie harrte, um sich die Abendmahlzeit davon zu kaufen, that ihr weh. — Der Jüngling hatte Erbarmen mit dem wunderschönen Kinde; und höflich, wie er war, wollte er ihr helfen, ohne doch sie zu beleidigen, er that daher, als suche er mit ihr, zog geschickt aus der Tasche eine der verlorenen gleiche Münze und übergab sie ihr unter dem Vorwande, er habe sie gefunden. — Sie lächelte und dankte, er blickte lange und innig ihr nach, denn das Mädchen war schön. — Während der Jüngling wegging, trat das Mädchen mit dem Fuße auf ihr verlorenes Geld; sie that, als wundere sie sich darüber, schien einen Augenblick zu zaudern, dann aber neigte sie sich rasch zur Erde, hob die Münze auf, drehte sich dann nach der Seite, wohin der Jüngling gegangen war, und schüttelte mehrmals den Kopf mit höhnischer Gebärde. — Von nun an wurde der Jüngling bekannt im Hause; aber das Mädchen ging selten aus und zu verschiedenen Stunden. Wie konnte er sie erwarten und wo? — Was das Spiel nicht vermochte, das vermochte die Liebe. Kaum blieb ihm eine freie Stunde, so eilte der junge Mann in das Spielhaus. Ein gedungener Diener hielt Wache am Eingang, und zeigte ihm an, wenn das Mädchen kam. Sie ging vorüber, nicht so oft, um den Jüngling von den unseligen Verlockungen des Spiels

zu zerſtreuen, noch ſo ſelten, um ihm die Hoffnung zu nehmen. Das Mädchen war nicht von Stein, ward allmälig vertraulicher, und während ſie zuvor höchſt ſpröde geſchienen hatte, ſchenkte ſie nun den Anträgen des verliebten Jünglings Gehör. Von einem Tage zum andern redete er ihr zu, ihn ihrer Mutter vorzuſtellen: es war eine ehrwürdige Matrone, Witwe eines Seecapitäns, vom Schickſal gezwungen, ſich mit eigener Hände Arbeit ein armes und ehrenvolles Daſein zu friſten durch das Gewerbe einer Bieglerin. Und dieſe bedrängten Umſtände thaten ihr nicht leid um ihretwillen, da ſie nunmehr voll Entſagung ſich in den Willen des Himmels gefügt hatte und alt und krank fühlte, daß ihre Tage auf dieſer Erde gezählt ſeien; aber tief ſchmerzten ſie ſie wegen des Mädchens, das nur allzu weichlich aufgewachſen ſei, weit mehr, als ſich für ihren gegenwärtigen Zuſtand paßte, der doch, wenn der Herr ſie zu ſeinem Frieden zu ſich rufe, nur noch ſchlimmer werden müſſe. Ach, welch ein ſcharfer Dorn war das doch für ein Mutterherz! Und das arme Weib verhüllte ſich das Geſicht mit den Händen und weinte ſtille Thränen, um die Tochter nicht traurig zu machen. Nach und nach kam die Rede auf eine Verheirathung; da erhoben ſich aber plötzlich Schwierigkeiten wegen der Religion; denn das Mädchen bekannte ſich zur katholiſchen Kirche und der Jüngling zum anglicaniſchen Glauben. Die Mutter hatte ein Gelübde gethan zur heiligen Jungfrau von Loretto, daß ihre Tochter keinen Mann nehmen ſolle, außer von reinem orthodoxen Geblüte. Die Sache zog ſich in die Länge, und das wollte man: nach vielem Klagen und Widerſtreben, durchwachten Nächten, verzweiflungsvollen Tagen und grauſamen Entſchlüſſen zu ſterben fügte ſich am Ende der Jüngling. Er erklärte ſich bereit, ſeinen Glauben abzuſchwören, unter der Bedingung, daß die Abſchwörung geheim bleibe, was ihm denn nach nicht geringem Widerſtreben zugeſtanden wurde. Als aber dies überwunden

war, erhob sich ein anderer Anstoß, der für dies Mal nicht von dem Willen der Parteien abhing. Wie sollte der junge Mann für die Bedürfnisse der künftigen Familie sorgen? Mit der Bezahlung eines Commis? Ein allzu unsicheres und vergängliches Einkommen! Nimmermehr konnte die Mutter hierzu ihre Zustimmung geben, belehrt durch schmerzliche Erfahrung, wie sie war. Ihr mütterliches Herz wußte nur zu gut, welch eine harte Bedrängniß es sei, Kinder zu haben und Witwe zu sein, ohne daß man so viel besitzt, um ihnen Brot zu kaufen.

Nein fürwahr, rief die rechtschaffene Frau aus, wenn meine Tochter arm bleiben soll, so ist es besser, sie ist ledig; wozu so viele Unglückliche in die Welt setzen? Die Jugend des Bräutigams ist mir keine Sicherheit; der Tod schließt keinen Vertrag mit den Jahren. Auch mein seliger Mann machte mich als junger Mann zur Witwe. Auch seine Fähigkeiten und die Leichtigkeit des Erwerbs beruhigen mich nicht; andere, ganz andere Hoffnungen habe ich mir in der Hand zu Wasser werden sehen. Auch mein Gemahl war äußerst erfahren im Seewesen; aber alle seine Geschicklichkeit bohrte ein Stoß aus Südwest plötzlich in den Grund.

Auch könnten ja die beiden jungen Leute warten: der Bräutigam möge darauf bedacht sein, Geld zu sammeln, vorläufig wolle man die Hochzeit aufschieben. ... — Als Kanut, König von Dänemark, seinen Thron an der Küste aufrichtete und dem Ocean befahl, sich wohl zu hüten, seine Flut steigen zu lassen und sich zu erkühnen, ihn zu benetzen, war er in der That weniger thöricht, als einer, welcher sich anschickt, zwei Liebende zu überreden, daß sie ihre Hochzeit aufschieben sollen. — Ja, wenn es im Ganzen nur sich um einen Tag handelt, eine Stunde, einen Augenblick; aber wenn das glühende Verlangen von einem Moment zum andern erlöschen kann, wenn Maler und Dichter dem Amor Flügel beilegten, weil er flüchtig ist, aus welchem Grunde ver-

langt ihr, ſie ſollen warten? Ihr Pilgrime auf einem Wege, der ſelbſt vorübergeht, wer von euch kann mir ſagen, ob der Himmel morgen noch die Erde bedecken wird? Wenn die Liebe warten kann, iſt ſie krank, wie Kinder, welche ſich des Laufens enthalten; ſie hat die Gicht, die Krankheit der Greiſe. Die Liebe bleibt friſch und lebendig, wenn ſie zwanzig Jahre alt iſt, wird ſie aber alt, ſo ſinkt ſie zuſammen, wie ein Blitz ausleuchtet. — Das Mädchen umſchleierte ihr erhabenes Geſicht mit Thränen. Der Jüngling beweiſt, bittet, tobt auf einmal. Die Alte aber ſteht zwiſchen ihnen unbeugſam wie das Schickſal. Verzweifelt trat der Jüngling eines Abends in den Spielſaal, ſetzte große Summen und gewann zweihundert Guineen, wenig zwar, aber genug, um weiter das Glück auf die Probe zu ſtellen, ob es wirklich, wie man behauptet, die jungen Leute liebt. — Es war ein Blitzſtrahl aus der Hölle und Mammon drang in die Adern des Jünglings mit all ſeinen Giften. Von jenem Abend an ſaß er unaufhörlich am grünen Tiſche. ... — Ob er an der Redlichkeit des Bankhalters zweifeln ſolle oder könne, wußte er nicht; übrigens ſchien es ihm ſicher, daß dem Betruge jeder Weg verſchloſſen ſei. Und dann flößte der Bankhalter auch wirklich Vertrauen ein: ſein Geſicht war ſchön, ſein Haupt mit reichlichen blonden Haaren bedeckt, welche auf das Beſte geordnet waren, ſein Betragen ehrbar, ſein Blick freundlich, das Lächeln unſchuldig; und wenn er ſeinen Mund öffnete, um anzuſagen, daß er nun die verhängnißvolle Karte ziehe, glich er ganz einem Engel Gabriel's, wenn er ausruft: Ave!

Der Jüngling, ſo oft er ſich ſetzte, heftete ſeine Blicke auf die auffordernden Blicke des Bankhalters, welche denen des Duellanten gegen ſeinen Gegner gleichen, wenn ſie ſich anſchicken, einander ans Leben zu gehen. Aber der Bankhalter beantwortete ihm ſeine Blicke ohne allen Zorn, ja, mit Mitleid, als wollte er ihm abrathen,

sich in diese Gefahr zu begeben. Mehrere Abende hindurch gingen die Wechselfälle des Spiels hin und her, bald unglücklich, bald erfreulich; es war die Qual des Sisyphus. Nachdem er die Masse bis zum Gipfel des Berges emporgewälzt, rollte sie wieder den Abhang hinab, aber nicht so unglücklich, um ihn abzuschrecken, noch auch so glücklich, um ihn bezahlt zu machen. Das Ganze schien mit größter Klugheit darauf berechnet, diese mehr ruhige und gemäßigte Natur in unauslöschbaren Brand zu stecken. Am Ende entschloß sich das Schicksal, mit offenem Gesicht sich ihm als feindlich gegenüberzustellen. Er setzte auch seine Gewinne ein. Mit einem Male verschwanden die Ersparnisse, die er mühsam dem unergründlichen Schlunde abgerungen, und plötzlich gelangte er an den Rubicon der Kassiere, an die Kasse seines Herrn. Man muß es gestehen, seine Phantasie beschwor kein Gespenst herauf, ihn zu schrecken; ihn ängstigten nicht die Weitläufigkeiten Cäsar's; so große Blindheit hatte ihn überfallen, daß er tausend Meilen über das Ufer hinauskam, ehe er nur merkte, daß er den Fluß überschritten hatte. Als er es merkte, war es nicht mehr Zeit zurückzukehren; Liebe, Scham und Verbrechen, wie die eifrigen abgerichteten Hunde Ugolino's, standen ihm zur Seite und stießen ihn in den Abgrund. — Von Zeit zu Zeit erschien auf der stürmischen Woge seiner Seele ein Bild in der Stellung tief bekümmerten Tadels, das Bild der verwitweten Mutter in der fernen Heimat. Aber er bemühte sich, es zu versenken und versenkte es in unschicklichen Libationen von gebranntem Wasser. — Als der Jüngling nach langem Besinnen sich entschloß, ein Glas des verruchten Saftes zu diesem Zwecke zu verschlucken, zu dem Zwecke nämlich, das theure gute Bild der Mutter aus seinem Herzen wegzutilgen, erfaßte ihn ein Schauder, er meinte einen Vatermord begangen zu haben. — Nun zählt der Unglückliche kein Geld mehr; mit vollen Händen griff er in die fremde Kasse, mit

vollen Händen übergibt er das veruntreute Geld der Pflege des Glückes, welches es dahinführt wie der Alpensturm den Schneestaub. — In einer Nacht, nach einem Verluste, der selbst den dort versammelten Spielern Schaudern einjagte, sodaß sie um ihn her standen und ihn allein sitzen ließen, wie einen von der Wuth zu sterben ergriffenen Soldaten auf der Bresche, durchbohrte die Stimme des Dieners, welcher rief: „Meine Herren, das Spiel ist zu Ende" seine Ohren so grausam wie die Operation des Trepanirens, er wankte wie ein Epileptischer, er unterdrückte ein krampfhaftes Schluchzen, das ihm die Kehle abzudrücken drohte, verließ den Saal und schleppte sich nach der Treppe. Ehe er hinabstieg, drückte er die glühende Stirne an den marmornen Pfosten, um sich ein wenig abzukühlen. Während er so dastand und ihn die Bitterkeit des Todes überkam, klopfte ihm eine Hand ganz sachte auf die Schulter. Das Blut durchströmte ihm wie ein Bad von geschmolzenem Blei den ganzen Leib vom Kopf bis zu den Sohlen, jede kleinste Ader, jedes feinste lymphatische Gefäß. Er wagt nicht sich zu rühren noch die Augen aufzuschlagen, als eine mitleidsvolle Stimme ihm in die Ohren flüstert: Ach, ihr Armer, wie seid ihr verrathen?

Ich verrathen? Von wem? und wie?

Wenn ich euch minder stark wüßte, schiene es mir fast die Menschenliebe zu erfordern, daß ich schweige. Aber ihr Leute seid kräftige Geister, heute Abend erst machte ich die Erfahrung beim Spiele, und darum stehe ich nicht an, euch die Arznei zu reichen. Jedem Andern wäre sie zu stark, euch wird sie heilen.

So sprecht endlich!

Ihr liebt? ...

Wer sagt euch das?

Ich weiß es.

Nun, warum fragt ihr mich dann?

Ihr habt Recht. So wißt alſo, das Mädchen, das ihr liebt, betrügt und verhöhnt euch, denn ...

Denn ...

Sie iſt eine öffentliche Dirne.

Du lügſt. Beweis es oder ich erdroßle dich.

Ich lüge nicht. Es geſchieht zu euerm Heil, daß ich mich entſchloſſen habe, es euch zu offenbaren. Was den Beweis betrifft, ſo faßt nur Muth, theurer Jüngling, und kommt!

Dieſer Mann war kein anderer, als unſer Präſident. Es war ihm nicht ſchwer, den Jüngling, der an phyſiſcher Kraft und an Willen ganz zerſchmettert war, mitzuſchleppen, und während er ihn am Arme langſam die Treppe hinaufführte, flüſterte er ihm ins Ohr: Hier im zweiten Stock wohnen Buhlerinnen; jenes böſe Weib lebt bei ihnen; ſie heuchelte Armuth und gab vor, in den Dachſtuben zu wohnen, aber ſie iſt eine der berühmteſten des zweiten Stockes und hat eine geſicherte und geſchätzte Stellung als Spaßmacherin, Liebhaberin von Schalkheiten und wegen ihrer beſondern Freude, eine Komödienrolle zu ſpielen. Wäre ſie in gute Hände gerathen, ſo hätte ſie auf der Bühne ſich höchlich auszeichnen müſſen. Die vorgebliche Mutter, die ihr als Kupplerin dient, iſt eine ganz ebenſo würdige Perſon. Ich kenne alle dieſe Dinge haarklein, denn, ſtellt euch vor, ich bin der Beſitzer dieſes Palaſtes.

Sie kamen in den dritten Stock. Der Präſident öffnete gemächlich die Thüre ſeiner Wohnung und lud den Jüngling ein, hineinzutreten. Sie befanden ſich im Dunkeln.

Ihr habt mir verſprochen, mich ſehen zu laſſen. ... Hier ſind wir aber ohne Licht.

Dieſe Worte klangen, als ob ſie ſich zwiſchen den Zähnen des Jünglings zermalmten.

Stille! Ich halte, was ich verſprochen habe. Reicht mir die Hand!

Er that es. Der Präſident führte ihn in ein anderes Zimmer. Dort angelangt, neigt er ſich zu Boden und hebt vorſichtig einen Backſtein weg. Aus der Öffnung kam ihnen ein grelles Licht entgegen. Er ſtand auf, näherte ſich dem Jüngling und ſagte leiſe zu ihm: Wenn es euch gefällig iſt ... ſchaut hinab!

Der Jüngling blickte hinunter und ſah ... — Ein verzweifeltes Geheul wie von einem mitten ins Herz verwundeten Menſchen erfüllt das Zimmer. Nach einer langen Stunde kommt der Jüngling wieder zu ſich aus einer tiefen Ohnmacht und ſieht ſich auf dem Bette liegen, neben ſich den Präſidenten, der ihm mit liebevoller Sorgfalt Hilfe reicht. Kaum ſah dieſer ihn die Augen aufſchlagen, als er mit gen Himmel gehobenen Händen ausrief: Großer Gott, ich hielt euch für ſtärker; ſtatt Gutes zu thun fürchte ich ein großes Unheil angerichtet zu haben, und das reut mich. Mein Sohn, verzeiht mir aus chriſtlicher Liebe! ... Ich ſehe wohl ein, dieſe Erfahrung war bitter. ... Ich begreife, daß ſolchen Proben ein Menſchenherz nicht gewachſen iſt. Aber laßt euch nicht vom Kummer überwältigen! Muth! Wohlauf! Geht jetzt! Ich werde euch beſuchen, um euch nach Kräften zu tröſten, denn ich fühle für euch ein väterliches Erbarmen.

Und nun folgten liebevolle Worte und wohlwollende Aufmerkſamkeiten in Unzahl. Es fehlte nicht an Schluchzen und Thränen, er erbot ſich wiederholt, ihn nach Hauſe zu geleiten. Plötzlich ſprang der Jüngling kräftig vom Bette, warf den Kopf in die Höhe, ſchlug die Augen zum Himmel auf und rief: Der Herr wird mir helfen! Ich merke, daß ich in ein ſchnödes Gewebe verſtrickt worden bin. Ich habe mich ſehr verirrt, vielleicht allzu weit; aber es gibt keinen Fehltritt, der ſich nicht wieder gut machen ließe durch Vertrauen auf Gott und feſten Vorſatz. Lebt wohl! Ihr habt mich geheilt; ich danke euch.

Mit diesen Worten ging er weg. Der Präsident stand wie im Traume, finster und starr auf den Boden blickend.

Hund von Engländer, rief er endlich. Ich dachte zum mindesten, er werde sich aus dem Fenster stürzen, statt dessen macht er sichs drinnen zurecht, wie auf einem Rosenbette. Auf zum Kampf!

Die Metze, welche durch Versprechen reichlicher Belohnung sich dazu hergegeben hatte, ihn zu verrathen, fühlte, wiewol sie in ihrem schmutzigen Stande verharrte, sich von dieser ernstlichen Liebe doch so erfreut und geschmeichelt, daß die geheuchelte Neigung allmälig in wirkliche Leidenschaft überging. — So versengt der Schmetterling, der um die Flamme kreißt, die Flügel. — Das ewige Erbarmen verschmäht nicht diese Geschöpfe wieder aufzunehmen, wenn sie gereinigt sind; freilich muß das Leiden sie reinigen, wie das Feuer reinigt, indem es sie in Asche verwandelt. ... — Der Präsident hatte sich besonnen, wie weiteren Unfällen zu begegnen sei. Er hüllte sich in einen weiten Mantel, drückte den Hut auf die Brauen und nach wohl überlegtem Gange, aber kreuz und quer schreitend pochte er in dem Augenblicke, wo die Uhr der Hauptkirche eins schlug, an das Haus des Herrn Waltom. Er hatte nur leise gepocht, aber dennoch wurde die Thüre sogleich geöffnet, denn das Haus eines Kaufmanns gleicht dem Argus: die Augen seiner Bewohner schließen sich niemals alle. Als die Thüre aufging, verlangte der Eintretende mit Herrn Waltom zu sprechen, und zwar sogleich. Der Diener antwortete ihm, er schlafe.

So weckt ihn auf, entgegnete der andere beharrlich; und da der Diener sich unentschlossen zeigte, stampfte der Präsident heftig auf den Boden und befahl gebieterischen Tones: Geh und wecke ihn sogleich, denn hier handelt es sich um Leben und Tod.

Erschreckt und nicht ohne ein Kreuz über sich zu schlagen, enteilte der Diener, keine weitere Nachweisung

begehrend. — Wiewol es seltsam schien, zu so später Stunde einen Unbekannten zum Zwiegespräche zu empfangen, bewogen ihn doch die Zeitläufte, der Zustand des Landes und des Handels, ihn nicht ungehört wegzuschicken. Herr Waltom, ein ausgezeichneter Mann, stieg schnell aus dem Bette, warf einen Schlafrock über und befahl, den späten Gast einzuführen. — Der Präsident trat ein. — Durch einen Wink eingeladen, zu sitzen, schlägt er es aus, ahmt mit feiner List die englischen Sitten nach und sagt: Mein Herr, eure Hand! ...

Wozu?

Schwört mir bei eurer Ehre, nie meinen Namen und was ich euch mittheilen werde, zu enthüllen.

Herr Waltom besann sich eine Weile und antwortete dann entschlossen: Das kann ich nicht.

Warum?

Wenn es etwas wäre, was dem König, dem Staate, oder überhaupt sonst jemand Schaden brächte, so wäre es meine Pflicht, es zu offenbaren.

Nein, nein, es geht nur euch an und ich habe nichts dagegen, daß ihr euch den Wink zu Nutzen macht; nur woher er kommt, sollt ihr verschweigen.

In diesem Falle sprecht und vertraut meiner Ehre!

Guk. — Ihr habt bei euch einen jungen Menschen Namens William?

Ja.

In welcher Eigenschaft?

Als Kassier der Bank.

Habt ihr eure Kasse seiner Verwaltung unumschränkt anvertraut?

Anfangs nicht; jeden Abend mußte er mir Rechnung ablegen und die Schlüssel übergeben. Als ich später seine Rechtschaffenheit erprobt hatte und von Geschäften überhäuft war, vernachlässigte ich diese Vorsicht und gegenwärtig rechnen wir nur ein Mal im Monat. Die Schlüssel behält er immer bei sich.

Mein Herr, es thut mir leid, es euch ankündigen zu müssen; ihr seid verrathen! ...

Möglich, rief der Kaufmann, sich halb vom Sitze erhebend.

Hört mich. Ich bewohne den dritten Stock eines Hauses, in welchem Spiel gehalten wird. Heute Abend kam ich zufällig hinein und sah zu meiner Überraschung euern Kassier spielen und Berge von Guineen verlieren, Summen, die ganz sicher sein Vermögen übersteigen. ...

Habt ihr es selbst gesehen?

Mit meinen Augen; ich erkundigte mich, ob er öfters dahin komme und immer so verzweifelt hoch spiele; da sagte man mir, seit vielen Abenden werfe er Schätze hinaus, daß einen schaudere. — Ich zog mich in mein Zimmer zurück und war lange schwankend, ob meine Nächstenpflicht mich nöthige, euch darüber einen Wink zukommen zu lassen; ich glaubte aber, es nicht umgehen zu dürfen, und deshalb komme ich her. Nunmehr gute Nacht, mein Herr! — Es thut mir sehr leid, keine erfreulichere Gelegenheit gefunden zu haben, um eure Bekanntschaft zu machen; aber ihr könnt glauben, daß es nicht von mir abhing.

Gute Nacht, mein Herr! Verbindlichen Dank für eure Warnung! Verlaßt euch auf meine Verschwiegenheit, wie auf meine erkenntliche Gesinnung!

Sie drückten sich die Hände und schüttelten sie sich more anglico, daß die Armgelenke hätten ausgerenkt werden können, und Herr Waltom dachte: Das ist doch ein würdiger, ehrenwerther Mann.

Der Präsident schaute sich vorsichtig um beim Hinausgehen, strich mit schnellen Schritten an den Mauern hin und als er eine gute Strecke Weges gegangen war, fuhr er quer über die Straße hin, wie eine grüne Eidechse in den Hundstagen und versteckte sich dem Palaste gegenüber, den er verlassen hatte. Da sah er ein Fenster im zweiten Stocke erleuchtet. Es gehörte zu dem Zimmer,

das der Kaſſier bewohnte. Kurz darauf nahm die Helle außerordentlich zu; jener rieb ſich wohlgefällig die Hände und ſprach vor ſich hin: Das Feuerwerk geht los.

Allerdings, aber doch täuſchte er ſich; denn ohne ſich die Seele durch neue Trauer zu beſchweren, war jenes ſo gehetzte Leben auf dem Punkte zu erlöſchen. — Als Guglielmo ſich auf ſein Zimmer zurückgezogen hatte, öffnete er ſein Schreibpult, nahm ein Blatt Velinpapier, ſetzte ſich nieder mit wunderbarer Faſſung und ſchrieb: Meine Mutter!

Er hielt ſtille und betrachtete die Worte auf dem Papiere. ... Unmerklich nahmen die Buchſtaben die Geſtalt eines menſchlichen Bildes an, die Geſtalt ſeiner Mutter, welche als arme Witwe zum höchſten Beweiſe ihrer Liebe zugegeben hatte, daß ſich ihr einziger Sohn aus ihren Armen losriß, um hinzugehen und ſein Glück in der Welt zu ſuchen. Als ſie ihn beim Abſchied an ihr Herz drückte, hatte ſie, ihre Thränen bezwingend, zu ihm geſagt: Mein Sohn, außer meinem Segen, außer der Empfehlung, dir das Beiſpiel deiner Eltern immer vor Augen zu halten, iſt mir nicht möglich, dir etwas anderes auf die Reiſe mitzugeben. Dennoch wird dir dies beſſer helfen, als Geld und Credit bei mächtigen Perſonen. Du ſcheideſt aus deinem Hauſe mit zwei Begleiterinnen, der Armuth und der Redlichkeit: ſuche die eine unterwegs abzuſchütteln, aber nimm dich wohl in Acht, ohne die zweite heimzukehren! — Geh nun und Gott mehre dein Glück mit demjenigen, das deine Eltern auf Erden hätten genießen ſollen.

Darauf verwirrten ſich dieſe ehrwürdigen Züge, die Buchſtaben verwandelten ſich in aufgedunſene Augen mit berſtenden blutigen Adern und aus all dieſen Augen regnete eine Sündflut von Thränen. — Nach einer Weile verſuchte er ſeinen Brief fortzuſetzen, aber er ſah mit Schauder ſein Papier ſchwarz werden, wie, wenn der Tod es mit einem Schooß ſeines Mantels bedeckt

hätte. ... Der Unglückliche! Ohne es zu bemerken, hatte er das Blatt ganz gebadet in seinen Thränen. — Er nahm einen andern Bogen und schrieb wieder von vorn: Liebe Mutter!

Er hielt inne.

Denn, fing er an zu überlegen, wenn das Schwert des Schmerzes ihr durch die Seele gehen muß, soll ich mit meiner Hand dieses Schwert stoßen? Das Gerücht wird ihr meine Schande und mein Verbrechen zutragen, aber sie wird nicht daran glauben. ... Ein Mutterherz ist so ungläubig für Vergehungen der Kinder. — So kann ich sterben mit der Zuversicht, wenigstens eine Seele auf dieser Welt zurückzulassen, die mich liebt, da bei dem schweren Schritte, zu welchem ich mich geführt sehe, mir sonst kein Trost übrig bleibt. ... O, gießen wir keine weitere Galle in die schon so unendlich bittere Schale!

Er zerriß das Blatt.

Und dennoch, fuhr er nach einer Weile mit seinen Gedanken fort, dennoch müßte es zur Aussöhnung beitragen, wenn ich ihr selbst meine ganze Schuld erzählte. Freilich wird die Mittheilung durch mich ihr zum Gift werden, aber der Verdacht, als hätte ich sie in meinem letzten Augenblicke vergessen, müßte sie noch viel schmerzlicher und schneller vergiften.

Er wählte ein drittes Blatt, legte es auf dem Schreibpulte zurecht, das Linienblatt zwischen den Bogen und klebte es mit weißem Wachse fest, damit es sich nicht verrücke und die Zeilen fein gerade ausfielen.

Freilich, fuhr er fort zu überlegen, über die Schmach des Sohnes wird sie auf diese Art nicht mehr zweifelhaft sein können. ... Gleichviel! Wenn sie nur die wenigen Augenblicke, die ihr Leben dauern wird, auch nicht zweifelhaft darüber sein kann, daß meine zärtliche Liebe und mein Andenken an sie niemals aufgehört habe.

Er faßte die Feder und schrieb den ersten Buchstaben.

Er fand, daß die Spitzen der Feder ſtumpf geworden und die Züge häßlich waren, da wiſchte er ſie mit einem Tuchfleck auf das Sorgfältigſte aus.

Die Mütter, dachte er weiter, verleugnen auch aus Scham ihre Kinder nicht, niemals. Auf dem Throne oder am Galgen, die unermeßliche Liebe, die dem Mutterherzen entquillt, erhöht den Ruhm oder mildert die Schande. — Aber die Mutter des Pauſanias, die zuerſt Steine herbeitrug, um die Thüre des Tempels zu vermauern, um den Sohn, der ſich darin barg, verhungern zu laſſen? — Es iſt eine Lüge. — Das waren Männer, die dieſe Fabel ſchrieben, und ſie wagten ſie nur zu ſchreiben mit dem Beiſatz: Man ſagt.

Er ſpitzte und ſchnitt die Feder mit dem Meſſerchen.

Wäre es eine Mutter geweſen, ſie hätte das betrügeriſche Gerücht Lügen geſtraft.

Liebe Mutter! ſchrieb er zum dritten Mal, als plötzlich die Thüre ſeines Zimmers heftig aufgeriſſen wurde und eine gereizte Stimme ihm zurief: Herr Guglielmo!

Der unglückliche junge Mann drehte den Hals nicht um, kehrte ſich nicht zur Seite, und überzeugt, ſie kommen, um ihn zum Gericht zu führen, rief er nur: Warum ſo raſch? Die vierundzwanzig Stunden ſind noch nicht vorüber.

Herr Guglielmo, gebt Acht!

Ich ſchreibe an meine Mutter das letzte Lebewohl. Ich empfehle meine Seele dem Herrn und dann gehöre ich euch, denn auch mir eilt es, zum Ziele zu kommen. Noch wenige Augenblicke, bitte ich, aus Erbarmen. ...

Hört mich an, ſage ich euch.

Und eine Hand legte ſich ihm auf die Schulter und ſchüttelte ihn heftig. Er drehte ſich um und ſah ſeinen Principal.

Ach, ihr ſeid es, Herr Waltom? Ich habe euch mit dem Henker verwechſelt. ...

Der Vater ſolcher Irrthümer iſt das Verbrechen. — Wo habt ihr die Schlüſſel zur Kaſſe?

Hier.

Steht auf, wir wollen ſtürzen.

Es iſt nicht nöthig.

Mir ſcheint es ſehr nöthig.

Es iſt nicht nöthig, ſage ich euch.

Warum? Sagt, warum?

Weil ſie leer iſt.

Leer?

Leer.

Weh mir, rief der Kaufmann, auf einen Stuhl niederſinkend. Das Unheil iſt alſo größer, als ich mir dachte. Morgen muß ich meine Zahlungen einſtellen! Bankrutt.

Bankrutt? Nicht doch; ich zahle euch. ... Heute Nacht noch.

Ihr mich zahlen? Heute Nacht? Und womit?

O, ich bezahle Alle heute Nacht ... wahrhaftig ... antwortete der junge Mann, in ein lautes Gelächter ausbrechend.

Elender! Du wagſt noch den Hohn deinem Verbrechen zuzufügen? brach Herr Waltom aus in höchſtem Unwillen. Er ballte die Fauſt und wollte ihn ins Geſicht ſchlagen.

Schlagt mich nicht, heult Guglielmo, mit äußerſter Heftigkeit aufſpringend. Er zog eine Piſtole aus der Taſche und ſtreckte ſie gegen Herrn Waltom hin.

Verruchter, willſt du mir auch noch das Leben nehmen? ſchreit nun Herr Waltom ganz außer ſich.

Tödtet mich lieber, um Gottes willen! fährt Guglielmo fort, ohne inne zu halten und vielleicht ohne die Worte Waltom's zu hören.

Es iſt Pflicht, dieſen Verbrecher von der Erde zu vertilgen ... fuhr Waltom fort, welcher nichts mehr hörte, noch ſah und nicht verſtand, daß der unglückliche

Jüngling ihm hatte die Waffe überreichen wollen, damit er ihm den Tod gebe. In dem Wahne, Guglielmo habe einen Plan auf sein Leben gehabt, ging Herr Waltom wie rasend hinaus, drehte zweimal den Schlüssel im Schlosse um, jagt, vom Zorn getrieben, im Schlafrocke und mit entblößtem Haupte die Treppen hinunter und eilt, den jungen Mann bei dem Präsidenten des peinlichen Gerichts zu verklagen. — Der Späher hörte die Hausthüre öffnen, er sah einen Menschen herausstürzen und gegen ihn herlaufen. Er dachte zu fliehen, dann aber fürchtete er Lärm zu machen, blieb ruhig und kauerte sich zusammen. Herr Waltom fuhr wie ein Blitz hart an ihm vorüber und stieß ihn an, aber der Zorn war so seiner Meister, daß er ihn gar nicht bemerkte.

Wo geht der doch hin?

Er folgte ihm in der Ferne: in kurzem hatte sich jede Unsicherheit aufgeklärt, da er ihn in den Palast des peinlichen Gerichtshofs eintreten sah.

Bei Gott, das geht nicht gut; das Garn fängt an sich zu verwirren. Criminalprozesse passen mir nicht. Man darf nur einen Faden diesen Herren vom Gerichte in die Hand geben, so haspeln sie einem gleich den ganzen Knäuel ab. Bei heiterem Wetter kann jeder steuern. Eine schöne Handlung! Der Teufel lacht. ... Er mag lachen. ... Es ist ein dummer Teufel. Wenn er auf die Welt käme, würden ihm heutzutage die Seckler seinen Schwanz stehlen. Er ist nur noch gut, die Kinder in Angst zu jagen. Auf der großen Orgel des Ganzen muß man alle Tasten zu greifen wissen. — Nun muß man nach Guglielmo sehen und da er sich nicht umbringen will, woran er sehr Unrecht hat, ihn zur Flucht bereden. Ich habe Muths genug, um ihn heimlich wegzuschleppen und zu verstecken, bis ... bis zum jüngsten Tag. — Fürwahr, ich hatte mir mein Gedicht angelegt ohne die vielen Episoden, einfach wie eine Tragödie des Äschylos, aber das Schicksal pfropft mir so viele

neue und unerwartete Begegnisse hinein, daß ich unwillkürlich vom Classiker zum Romantiker werde.

Während er diese und ähnliche Teufeleien im Kopfe hatte, näherte er sich mit schnellen Schritten dem Hause des Herrn Waltom: er fand es verschlossen; er überlegte eine Weile bei sich, ob es wohlgethan sei zu pochen und sich dem Diener zu erkennen zu geben, der ihm kurz zuvor geöffnet hatte: aber das schien ihm nicht klug. Sehr fruchtbar an Auskunftsmitteln, wie er war, fiel ihm ein anderes Mittel ein. Er sucht auf der Straße umher, sammelt allerlei Steine und schleudert sie mit schönster Geschicklichkeit nach dem Fenster des zweiten Stockwerks. Die von Meisterhand geworfenen Steine erreichten ihr Ziel genau; er zerbrach zwei Scheiben, niemand aber trat ans Fenster; und doch war Guglielmo im Zimmer, er sah seinen Schatten hin- und herschreiten durch die Helle des Fensters, und er mußte es doch gemerkt haben.

Hund von Engländer! Hat den Strick um den Hals und spielt noch den Stolzen und ziert sich.

Dann wagte er ihm zu rufen, erst leise, dann allmälig immer lauter: umsonst. Niemand rührte sich. Aber der rechtschaffene Mann hatte sein Auge offen nach allen Seiten, er ward von Ferne ein ungewöhnliches Geräusch gewahr und zog sich sorgfältig beiseit. In kurzem vernahm man deutlicher einen Lärm von aufgeregten Stimmen, Schritten und Waffen; gleich nachher sah er Herrn Waltom mit obrigkeitlichen Personen und Sicherheitswachen vorübergehen. Waltom öffnete die Thüre, trat ein und mit ihm die Andern, und als die Thüre wieder verschlossen war, kehrte die frühere allgemeine Stille zurück. Aufrecht stand jener hart an der Mauer ohne zu athmen. Das Herz im Leibe wagte von Zeit zu Zeit einen Schlag, aber er drückte das aufrührische Herz zurück zur Ruhe mit eiserner Hand. — Plötzlich fällt ein Pistolenschuß und gleich darauf werden verschiedene Jammerlaute

vernehmlich: eine weitere Scheibe des Fenſters im zweiten Stocke fliegt in Stücke, von denen einige dem Präſidenten auf den Rücken fallen.

Endlich, endlich! rief er aus, mit langem Athemzuge die Lungen ausdehnend. So hatte ich mirs gedacht, ſo iſt es recht. Das Feuerwerk iſt ſpät angebrannt, aber es iſt doch losgegangen. Jetzt iſt mein Geſchäft zu Ende, ich kann zu Bette gehen und ruhig ſchlafen.

Er verfügte ſich auch wirklich nach Hauſe, legte ſich zu Bett und ſchlief ruhig. — Am folgenden Morgen verbreitete ſich die traurige Neuigkeit in der Stadt: da und dort loderten Freudenfeuer, viele und mannichfaltige Gerüchte verbreiteten ſich; die Leidenſchaften kamen wie trübes Waſſer nach und nach zur Ruhe; das Haus Waltom, zu gelegener Stunde unterſtützt, hielt ſich; neue und große Gewinne vergüteten den Schaden und die kalte ununterbrochene Oberfläche der Geſchäfte bedeckte den Vorfall mit Vergeſſenheit. — Guglielmo ſtarb plötzlich an dem Schuſſe. Er hatte die Piſtole in den Mund geſteckt, die Kugel ging in gerader Linie durch den Schädel unter dem kleinen Gehirn; dort fand ſie Widerſtand an dem Knochen, kehrte um und fuhr quer durch den Kopf, trieb am Gehirn vorüber und brach in das Stirnbein ein rundes Loch wie ein Thaler. Durch dieſes drang ſie ſammt dem Gehirn hervor; das Gehirn aber, das häuslicher iſt, blieb im Zimmer und ließ ſich gerade auf dem Briefe nieder, den Guglielmo an ſeine Mutter geſchrieben hatte; die Kugel hingegen mit ihrer Reiſeluſt eilte durchs Fenſter. ...

Möge dir Gott die Zunge vertrocknen wie deinem Urvater Jakob die Flechſe! — Willſt du ſchweigen, Zabulon? ... Du zerfleiſcheſt mir den Kopf. ... Wie haſt du den Muth, mit ſolcher Umſtändlichkeit ſo entſetzliche Dinge zu berichten?

Ich dachte nicht an deine ſeidenen Nerven. — Das Wild war gefangen: ſie kamen zuſammen, um die blutriefenden Stücke zu theilen; an Bankſcheinen, Guineen,

Zechinen, Napoleonen und andern Goldmünzen jeder Gattung belief sich das von dem Verschiedenen erbeutete Vermögen auf über zwanzigtausend Pfund Sterling, eine ungeheure Summe; zwei Sechstel davon fielen dem Präsidenten zu, so war es abgemacht, zwei Sechstel dem freundlichen jungen Mann mit dem blonden Haar, der die Karten aus dem verschlossenen Kistchen hervorholte, um auch den geringsten Verdacht in seine Redlichkeit beim Spiele zu entfernen; ein Sechstel bekam die Mutter, eines die Tochter. ... — Aber die angebliche Tochter ließ einige Zeit auf sich warten und dann kam sie nicht; man suchte sie auf, sie weinte. Man lachte sie aus und verspottete sie; sie deutete auf ihr Herz, da antworteten ihr die Andern mit einem Chorus von Gelächter.

Sie ist verrückt, riefen sie, sie ist verrückt!

Sie weinte, die Andern aber funkelten ihr vor den Augen mit neuen Napoleonen und blitzenden und leuchtenden Guineen von Georg dem vierten. Sie bat mit gefalteten Händen, sie in Ruhe zu lassen, und Alle bewunderten sie miteinander wegen der erstaunenswerthen Stellung, daß sie überall die reuige Magdalena, die Margareta von Cortona hätte vorstellen können.

Vortrefflich, ganz vortrefflich in der That.

Auf tausend Arten gepeinigt, überdrüßig, diese schändliche Folter mit ihrem schmerzlich zerrissenen Herzen länger zu ertragen, hemmte die Sünderin plötzlich den Lauf der Thränen, schob mit beiden Händen die Haare hinter die Ohren und sprach entschlossen: Nehmt mir das Blutgeld aus den Augen! Weh euch, wenn ich es annehme. Ich könnte ebenso leicht einen Feuerbrand in der Hand halten, ich würde es vor die Obrigkeit bringen, um mich hernach aufzuhängen, wie Judas. ...

Sie hat Recht, murrten die Schuldigen, und ließen es sich nicht zum zweiten Male sagen. Sie hielten zusammen abgesondert Rath über die zu treffenden Vorsichtsmaßregeln. Die vorgebliche Mutter, wie wir gemeiniglich

bei Frauen bemerken, daß ſie aus Schwäche grauſam ſind, beabſichtigte den kürzeſten Weg zu gehen. Mit richtigerer Überlegung meinte der Präſident, man müſſe der Sache Zeit laſſen und die Künſte des Fabius denen des Marcellus vorziehen, denn die Gerechtigkeit, wenn ſie auch eingeſchlummert ſcheine, ſchlafe doch, wie ein Haſe, mit offenen Augen und aufgeſpannten Ohren. Man müſſe alſo jedes Geräuſch vermeiden. Die Mitſchuldigen überließen die Sache der Klugheit des Präſidenten, welche in der That nicht gering war; nach langer Verhandlung nahm er um funfzigtauſend florentiniſche Liren die Vereinigung dieſer Angelegenheit auf ſich und ſeine Verantwortung.

Zabulon ſchwieg. — Faſt wahnſinnig fragte ich ihn: Aber ließ die Vorſehung die Verruchten ſtraflos ausgehen?

Nein, mein Sohn; aber wenn ich ſchweige, ſo betrübſt du dich im Zweifel; rede ich, ſo ſchmerzt dich die Gewißheit. ...

Rede, Zabulon, rede, denn das Schweigen würde mir jetzt weit mehr ſchaden, als das Reden.

Eiſen, Strick und Gift wandte die geheime Rache an, die über der Welt wacht wie einſt das Tribunal der heiligen Vehme. Der Spieler verließ die Inſel und ſetzte ſeine Gaunereien da und dort in der Welt fort. Durch einen ſeltſamen Wechſelfall, den ich dir ein ander Mal erzählen werde, kam ſein falſches Spiel im Bade Homburg an den Tag, während er nach Hauſe ging, ſtachen ſie ihm einen Dolch mitten ins Herz und plünderten ihm das geraubte Geld rein aus. Ein Dieb vergreift ſich nicht am Diebe; — gana min a gana plur, wie wir ſagen; ſie ließen ihm nur die Karten und breiteten ſie zum letzten Hohn um ſein Haupt auf dem Boden aus wie eine Strahlenkrone. — Die Kupplerin miethete ſich nach verſchiedenen Wechſelfällen des Lebens einen Coloß aus Como, der eines ſchönen Morgens ſie im Bett

erdroſſelt liegen ließ und mit ihrer Habe und der Magd nach Amerika entfloh. — Die junge Sünderin faßte einen Abſcheu vor der Sünde und dem Ort der Schande: ſie zog ſich in eine kleine Zelle zurück, wo ſie nur kurz noch lebte und ſich durch Verkaufen bald dieſer, bald jener Waaren erhielt. Unſer mitleidiger Präſident beſuchte ſie fortwährend von Zeit zu Zeit. — Willſt du wiſſen, wie ſie es über ſich gewann, ihn zu dulden, ſo kann ich dich mit wenigen Worten aufklären. Er verſprach ihr irgend etwas zu bringen, was dem armen Guglielmo gehört hatte. Er war zu ſehr Ehrenmann, um nicht ſein Wort zu halten. Er verſchaffte ſich den letzten Brief, den der Hingeſchiedene an ſeine Mutter geſchrieben und den man nicht abgeſchickt hatte, weil er mit Blut befleckt war. Der Theilnahmsvolle überreichte ihr das Blatt, ſcheinbar tief ergriffen, und ſchärfte ihr ein, es in Ehren zu halten, denn das Gehirn des jungen Mannes ſei gerade darauf niedergefallen. Das Mädchen ward ohnmächtig und bald darauf überfielen ſie heftige Krämpfe, welche ihr Leben aufs Spiel ſtellten. Der Präſident aber ſtand ihr bei mit wahrhaft väterlicher Anhänglichkeit. Als er bemerkte, wie ſie allmälig mit Noth zu ſich kam, ſagte er: Die Sache könnte von ſelbſt gehen, doch iſt es gut, der Natur unter die Arme zu greifen.

Bei dieſen Worten reichte er ihr eine gewiſſe Flüſſigkeit, die im Stande wäre, einen Todten zu erwecken. Die Krämpfe, die Ohnmachten, die kalten Schauer den Rückgrat hinauf, die Schweiße bald kalt, bald heiß, das Brennen im Schlund, die dürſtenden Lippen hörten nicht mehr auf. Als der Präſident merkte, daß die Sache dem Ende nahe, ließ er, ohne Koſten zu ſparen, auf einmal vier Ärzte vom größten Rufe kommen. Drei von ihnen unterſuchten wenig, fragten noch weniger und äußerten drei verſchiedene Anſichten; der vierte, mein Freund, ein alter erfahrener Mann, ſpürte genau nach und ſagte ganz richtig: Dieſe Perſon ſtirbt an Gift.

Aber er wurde wie ein Geisterseher, ein Verrückter, ein Unwissender behandelt und verabschiedet, die Andern blieben und verordneten, da die Krankheit mit erschreckender Geschwindigkeit fortschritt, die Sacramente. Der väterliche Freund begab sich zum Pfarrer und befahl ihm sich bereit zu halten, denn verschieben wollte er, so weit dies ohne Gefahr für die Seele möglich wäre, diese ehrwürdigen und auch hochverehrten Ceremonien, die aber doch für das unglückliche Mädchen höchst traurig sein müßten, das, wenn auch viel gesündigt, doch auch viel geliebt habe und nunmehr eine unsägliche Reue und Zerknirschung fühle.

Ach Väter, Väter, rief tief ergriffen der Präsident und fuhr mit dem Taschentuch an die Augen, als müßte er Thränen abtrocknen, und da bei dieser Gebärde ihm ein bischen Schnupftabak in das linke Auge fiel, gelang es ihm in der That zu weinen. Der gute Pfarrer, gerührt von so zärtlicher Bewegung, weinte über seine Thränen und erhob den rechtschaffenen Mann bis in den Himmel, da er so ernstlich von christlicher Liebe, ja von wirklich vollkommener Menschenliebe glühe. Am Abend um die Stunde des de profundis kam der Präsident ermattet in den Pfarrhof.

Geschwinde, Don Geronimo, geschwinde kommt mit, rief er dem Pfarrer schon von ferne zu, das arme Weib stirbt. Kommt und hört ihre Beichte und bringet auch die Hostienkapsel und das Gefäß mit dem heiligen Öle. ...

Aber Don Geronimo, der an der Gicht litt, hatte sich bereits zu Bette gelegt; dessenungeachtet setzte er sich schnell aufrecht und da er bei dieser Bewegung Stiche fühlte, daß er die Sonne dreifach sah, dachte er bei sich selbst: Ei verwünscht, hätte sie nicht ein Stündchen früher sterben können.

Gleich aber verbesserte er sich: Oder vielmehr viele Stunden, meinetwegen Jahre später! Aber, fügte er hinzu, der Mensch stirbt, wann Gott ihn ruft, und der

Prieſter muß immer hinzueilen zur Ausübung ſeines feierlichen Berufes.

Er wollte aus dem Bette ſpringen, aber er konnte nicht; ganz langſam und gemächlich zog er unter dem Beiſtande des Dieners und des Präſidenten ſich an und unterdrückte die Seufzer, die der arme Mann Gott als Abſchlagszahlung für ſeine Sünden anrechnete. — Nach einer guten Stunde machten ſie ſich auf den Weg; der Pfarrer, unterſtützt vom Kaplan, ging voran, ſo gut er konnte; der Präſident folgte ihm, den ſeidenen Schirm überhaltend. — Der Teufel ſelbſt hätte lachen müſſen über dieſer Scene. — Als ſie ins Haus kamen, war die Sünderin geſtorben. Die drei Sacramente blieben unten. — Der Präſident ſah ein Blatt neben dem Bette auf dem Boden liegen, hob es auf und erkannte es für Guglielmo's Brief; das ſchauderhafte heimtückiſche Blutgeſchenk; er verbrannte es und hatte Acht, daß es auch ganz verzehrt wurde; und als es recht in ſchwarze Aſche verwandelt war, wandte er ſich zum Pfarrer und ſprach im Tone ſchmerzlichen Tadels: Wir ſind zu langſam geweſen.

Der Pfarrer ſenkte gedemüthigt das Haupt.

Verwünſchtes Zipperlein, verzeih' mirs Gott, denn die Gicht kann man doch verwünſchen ohne Gewiſſensſcrupel. Aber die Zerknirſchung wird, ja muß ihr die Seligkeit verſchaffen.

So ſei es, Don Geronimo! Indeſſen ſcheint es mir doch gerathen, keinen Lärm davon zu machen, daß Euer Ehrwürden nicht zeitig zur Beichte gekommen iſt. Ihr ſeht wohl, Don Geronimo, daß euer Anſehen dadurch Einbuße erleiden könnte. Haltet ihr ein ehrenvolles Todtenamt und betet für ihre Seele, bis es genug iſt. Gebt ihr ein chriſtliches Begräbniß, ich ... werde die Koſten bezahlen.

O, das iſt gleichgiltig, verſetzte der Pfarrer erröthend. Für ihre Seele zu beten halte ich mich ſelbſt für verpflichtet.

Ach, wie edel, Don Geronimo! Nun so machen wir halb Part! Nicht ganz bezahlt und nicht ganz geschenkt, antwortete der Präsident, sich mit Genugthuung die Hände reibend. Wohlan, ich verlasse mich auf eure Menschenliebe.

Das Leichenbegängniß wurde gehalten und zwar mit Pomp. Die Frau erhielt ein Grab in der Kirche mit einem Grabstein von weißem Marmor und einer Inschrift in Goldbuchstaben, worin der Präsident als insignis pietatis vir aufgeführt ward, nicht mehr noch minder als der alte Äneas. — Nun glaube, daß das Geld nicht wenig ist, und gib einmal zwanzigtausend Thaler einem Manne in die Hand, wie der Präsident, und du wirst sehen, was er damit auszurichten versteht mittels Handelschaft jeder Art, die er mit Klugheit und Gewandtheit, die er in hohem Maße besitzt, zu leiten weiß. Nimm hinzu, daß es ihm oft begegnet ist, daß er so in der Zerstreuung seine Schiffe und seine Lasten in London und in Constantinopel zugleich versichern ließ. Das Schicksal wollte, daß er gerade, wenn er am höchsten versicherte, am meisten verlor; und so zog er, nicht in böser Absicht, sondern blos so in der Zerstreuung die doppelte Versicherungssumme ein. Kurz, er wollte Schätze besitzen und siehe da, nun besitzt er sie. Was fehlt ihm noch? Er ist reich, er hat das beste Haus, freut sich einer ausgezeichneten Familie, wird werthgeschätzt, geschmeichelt, gefeiert, gelobt; glänzend durch die empfangenen Ehrenbezeugungen und in Erwartung neuer wird er sterben. ...

Und zufrieden?

Nein, brach Zabulon mit wirklich furchtbarer Stimme los, seine gekrümmte Person emporrichtend und die grauen Haare wie ein Prophet beim Aussprechen des Fluches emporsträubend, nein, ihn straft das Gewissen nicht; die Gewissensbisse würden nicht hinreichen, ihn zu schrecken; er würde sich seine Polster damit füllen und nur um so

üppiger darauf ſchlafen. Gott wird ihn ſtrafen in der Quelle ſeiner Sünde. Er ſuchte ſeinen Ehrgeiz darin, einen Namen und eine durch Vermögen und Aufwand ſich auszeichnende Familie zu hinterlaſſen, aber ſein Name wird mit ihm ſterben. Er wird ſeine Söhne begraben, die ihn kennen, die er nicht zu täuſchen vermag und die ihn verachten. Sein Erbe wird zerſtreut werden wie ein Pulverdampf, den der Wind zerbläſt. Die Hand des Herrn wird die Wurzeln dieſes Unkrautes berühren und ehe die Pflanze abſtirbt, wird ſie alle ihre fluchbelaſteten Blätter ringsum abfallen ſehen. Er hat zuſammengeſcharrt, um eine Grube zu füllen. ... Erbe aller der Seinigen, wird er in bunter Verwirrung Weib, Kinder und Schätze hineinwerfen und am Ende wirft Satan hohnlachend ihn ſelbſt hinein. — Das Leben, Gualberto, iſt eine lange offene Rechnung, aber vor dem Tode zieht das Gewiſſen als untrüglicher Rechenmeiſter von Allem die Summe, und je länger es zögert oder je unvorhergeſehener es ſeine Rechnung abſchließt, um ſo beängſtigender tritt es auf. Gottes Gerechtigkeit lebt und waltet. Einem jeglichen wird vergolten nach ſeinen Werken, und dieſe Überzeugung, verbunden mit manchem Andern, wird nicht wenig beitragen, um unſer Geſchlecht beſſer zu machen. — Aber der Gang der Dinge iſt langſam zum Guten hin, oft hält er ſtille, manchmal weicht er ab: die Geſchlechter der Menſchen werden geboren und ſterben wie die Blätter des Baumes; der Winter richtet ſie zu Grunde, der April lockt ſie neu hervor, du aber ſchau auf den Stamm, der nie untergeht. Die Arbeit der Jahrhunderte iſt nicht zu erreichen in Tagen oder in Jahren, aber die von der Hoffnung geleitete Weisheit lebte in vergangenen Zeiten, ſchlummert in der Gegenwart, Dank den neuen Heucheleien, und wird leben in denen, die der Wille Gottes bis jetzt noch nicht zum Daſein gerufen hat. Du kannſt im Geiſte dem Tage der Schöpfung anwohnen, an welchem Sonne und Mond

an das Firmament befeſtigt wurden, ſo wie dem Tage der Zerſtörung, an welchem eine gewaltige Stimme das Weltall erſchüttern wird mit dem Rufe: Genug!

Und dieſe Lichter werden verlöſchen wie eine Lampe, der es an Nahrung gebricht. — Zabulon der Hebräer hat dir dieſe Unterweiſungen ertheilt, damit ſie dich tröſten, du aber halt ſie vor Augen wie die Tafeln des Zeugniſſes, in Erinnerung an das, was Rabbi Santo*) zu Don Pietro ſprach:

Por nascer en espino
La rosa, ya no siento
Que pierde; ni el buen vino
Por salir del sarmiento.
Ni vale el Azore menos
Por que en vil nido siga
Ni los exemplos buenos
Porque Judio los diga.

---

*) Der Verfaſſer bemerkt hierzu: Rabbi Santo nannte ſich ſelbſt Don Santo Jude von Carrion, er war nämlich gebürtig aus Carrion de los Condes in Altcaſtilien.

Señor noble rey alto
Oid este sermon
Que os dice don Santo
Judio de Carrion.

Er iſt geboren zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1360, ſchon betagt, richtete er an Peter den grauſamen, König von Caſtilien, ein kleines Gedicht mit dem Titel: Consejos y documentos del Judio Rabbi don Santo al rey don Pietro. Sein wahrer Name ſoll Moſes und er ſelbſt Wundarzt des Königs geweſen ſein. Man ſchreibt ihm auch das Gedicht zu: La danza general de la muerte o danza macabra. Vgl. Clarus, Darſtellung der ſpaniſchen Poeſie im Mittelalter.

LXVI. Pietro Thouar.

1847.

---

150. Carlo Graziani.

(Nov. 2. Zirardini 2, 606.)

Der entſetzliche Heinrich der ſiebente von Luxemburg, Kaiſer von Deutſchland, war mit ſeinen Baronen und Rittern nach Italien herniedergeſtiegen unter dem Vorwande, die Parteien zufriedenzuſtellen, und hatte durch ſeine Habſucht ſich viele lombardiſche Städte verfeindet; er hatte die italiäniſche Tapferkeit kennen gelernt, indem er unter den Mauern von Breſcia ſeinen Bruder und viele Kriegsleute verlor, er hatte ſich in Genua mit Haß und mit Schulden bedeckt und ſich dem König Robert von Neapel widerſetzt; er hatte zu großem Nachtheil für das kaiſerliche Anſehen Florenz umſonſt vier Monate lang belagert, Krieger und Zeit vor Siena vergeudet und endlich zu Buonconvento ſeine Seele Gott und damit dem guten und freien Volke des Staates die Ruhe zurückgegeben. — Als daher die Guelfen und Republikaner ſahen, wie das kaiſerliche Heer ſich zitternd nähere und geſchwächt heranrücke und ohne Führer zu Grunde gehe, faßten ſie wieder Muth, um friſch in den Städten und Burgen zu verharren und ſich unabhängig zu regieren. Die Ghibellinen dagegen hatten ihre Stütze und die Hoffnung, mächtig in die Heimat zurückkehren zu können, verloren, irrten umher und beklagten ſich bitter über die deutſche Feigheit und Geldgier. Aber eine Unterſtützung ward ihnen bereitet durch Uguccione mit dem Zunamen dalla Faggiola,

einer ſchlechten Burg an den Quellen des Savio auf den Höhen des ſarſinatiſchen Appennins. Er ſtammte von niedrigen Eltern, die noch weniger bekannt waren, als ſeine Heimat; aber er war von großer Statur, frechem und keckem Muthe und hatte ſich ſehr in Anſehen geſetzt bei den heftigſten Parteimännern unter dieſen rohen Bergbewohnern, ſodaß er Faggiola und andere Burgen zwiſchen dem Savio, dem Tiber und der Marecchia*) unter ſeine Gewalt vereinigte. Zu kriegeriſchen Unternehmungen häufig in das geſpaltene Toscana berufen, hatte er nicht nur den Ruf eines kühnen und tapfern Helden errungen, ſondern galt auch für beſonnen und raſch in plötzlicher Anwendung von Kriegsmitteln. — Um ihn ſcharte ſich die Kraft der verbannten Ghibellinen und Weißen und ein guter Theil des vertriebenen deutſchen Volkes. Die Piſaner beriefen ihn zum Feldhauptmann, um die florentiniſchen Waffen zurückzuweiſen, die ſie nach dem Tode Heinrich's bedrängten, und in kurzem hatte er alle Gewalt im Krieg und Frieden und am Ende den ganzen Staat ſeiner Herrſchaft unterworfen; die ihm zur Beſtrafung der Feinde verliehene Machtvollkommenheit gebrauchte er zur Unterdrückung der Bürger. Sobald Piſa unter das Joch der Gewaltherrſchaft geſchmiedet war, zog er das benachbarte Lucca an ſich, nicht die letzte unter den toscaniſchen Städten, und ließ ſie die Geiſel des Krieges ſo heftig fühlen, bis ſie ſich dem Joche der gleichen Knechtſchaft unterzog. Mit den Streitkräften von zwei ſo edeln Städten übte er nicht allein die erworbene Tyrannei, ſondern trachtete bei Gelegenheit unter dem Vorwande, die ghibelliniſche Partei zu unterſtützen, mit verrätheriſchen Waffen fortwährend fremde Freiheit zu untergraben. — Dieſer unvermuthet emporgeſtiegene Tyrann

*) Der Savio fließt etwas unter Ravenna in das adriatiſche Meer, die Marecchia bei Rimini; der Tiber entſpringt in der Nähe des Urſprungs dieſer beiden Flüßchen auf der andern Seite der Waſſerſcheide.

hatte die Stadt San Sepolcro überfallen, die ihm günstig gelegen war, denn sie stand in Verbindung mit Arezzo und Perugia, war nicht weit entlegen von Sarsina und von den Burgen, die er am Appennin besaß. Er nahm den Einwohnern die Freiheit, welche bisher San Sepolcro unverletzt erhalten hatte, und unterdrückte sie mit herber und harter Knechtschaft. Keine Hoffnung, keine Erlösung zeigte sich für sie, um sie aus einer so kläglichen Lage zu erretten. Sie hatten schon ihren Nacken dem Joche geschmiegt und ertrugen mit schwachem Schmerze das Unglück. — Uguccione's Begleiter bei diesem Unternehmen war sein Sohn Neri; er war seinem Vater nicht ungleich, nur war dieser jähzorniger und heftiger, jener listiger und verschmitzter im Betruge. Wer eine angemaßte Herrschaft zu behaupten sucht, stützt sich mehr auf Hinterlist, als auf Kraft: so war auch Neri aufs Eifrigste bestrebt, von San Sepolcro die wackeren jungen Männer, die ihm Argwohn einflößten, entfernt zu halten. — Carlo Graziani, wiewol nicht in der Stadt lebend, da er im Königreich Neapel Kriegsdienste that, war dennoch als junger Mann in der Blüte der Jahre, tapfer, tugendhaft und glühend von Liebe zum Vaterlande und zur Heimat von Neri mehr, als Alle, gefürchtet. Darum war er nicht eher weniger von Argwohn und Besorgniß beunruhigt und weniger erschreckt über die Ungerechtigkeiten, die ihn aufrecht hielten, als bis es ihm durch Ränke gelungen war, ihn in seine Gewalt zu bekommen und ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft in einem Thurme in den Appenninen zu verurtheilen. Die Einwohner von Borgo di San Sepolcro beweinten ihn in Folge einer List Neri's als in der Fremde in der Schlacht gefallen und betrachteten mit ihm jede Hoffnung auf Veränderung ihrer Umstände als entschwunden. Eine bekümmerte Mutter verzehrte ihr Leben in der bittersten Trauer, in fortwährender Ungewißheit, ob die Wechselfälle des Krieges oder Neri's Verruchtheit dem gemeinen Wesen und ihr diesen

Verluſt verurſacht haben. Tag und Nacht gequält von Weinen und Gram, verlangte ſie nach ihrem Sohn oder doch nach minder trauriger Kunde von ihm. Sie zog ſich an und eilte heftig umher, ihren Mitbürgern das Übermaß der öffentlichen Noth ins Gedächtniß zu rufen. Sie wurde von ihnen mit ſchmählicher Beſtürzung bemitleidet, vom Tyrannen übermüthig verachtet, aber ſie wagte allein Seufzer auszuſtoßen über die ſterbende Freiheit ihres Vaterlandes. — Am Saviothale, hoch oben auf einem Alpenvorſprung, deſſen Schluchten von dem Waldbach Para benetzt werden, im tiefſten und wildeſten Theil der Appenninen erhob ſich auf Felſen eine Burg und ein Thurm, längere Zeit die Zufluchtsſtätte für jene gewaltthätigen Frevler,

Die Straßenraub verübt mit frechem Muthe *).

Hier hauſte Rinier von Corneto, welchen Dante im ſiebenten Höllenkreiſe unter den Verdammten findet,

Allwo mit Recht Tyrannenſeufzer gellen **).

Er war der Vater des Ugueccione della Faggiola ***). — Der Pfad entfernte ſich von dem Ufer des Fluſſes und ſtieg zwiſchen Abſtürzen und jähen Schluchten rauh und geſchlängelt an, nie betrat ihn ein Landmann oder Hirte aus Furcht vor dem Burgherrn. In der Mitte hinter der Öffnung eines ummauerten Platzes zeigte ſich auf einmal ein verſtecktes Häuschen für die Hunde. War man über Gräben und Abgründe hinweg, ſo erblickte man unter Dornhecken, Schanzpfählen und Fallbrücken bis oben hinauf in das Bergneſt das Burgthor, geſchützt durch ſeine Zugbrücke und vertheidigt durch Böſchungen und Widerlagen, Eiſengitter und überall verwahrte Fenſter. In der Mitte ragte der Thurm empor, maſſenhaft, ſchwarz, man erſchrak über den Anblick. Von dort oben bemerkte

*) Dante's Hölle 12, 137 f.
**) Ebendaſelbſt 12, 132.
***) Auch dieſer kommt in Dante's Gedichte vor. Hölle 33, 89.

man nichts, als Nebel, die hohen Bergspitzen der Umgegend, nackte, mit wenigen Buchen bewachsene Felsen. Das Rauschen der Waldbäche, das Sausen des Nordwindes, das Bellen der Hunde und das Geheul der Wölfe unterbrach allein das düstere Schweigen des unheimlichen Aufenthaltes; keine Frühlingswonne, kein klarer Himmel, kein Gesang der Hirten oder der Vögel. Aber die Faggiolaner wohnten nicht mehr daselbst, seit Uguccione sein Leben in den Kriegslagern zubrachte und sich mit den Waffen Herberge und Herrschaft in den Rathhäusern der unterdrückten Völker zu erwerben wußte. Er behielt Corneto und die anderen entfernteren Burgen als Zufluchtstätten für das Unglück oder als Versteck für Gefangene und für Beute. Dort wurde von einer Schar Kriegsknechte der unglückliche Carlo auf Neri's Geheiß bewacht. — Eng unten am Thurme, mehr einer Höhle wilder Thiere, als einem Zimmer ähnlich war sein Kerker; feucht von dem eindringenden Luftzug und durch die Beschaffenheit der Steine, die namentlich an Regentagen von beständigem Tropfen ertönten. Fast nie drang in sein Loch ein Strahl der Sonne oder des Mondes und der Unglückliche, der verurtheilt war, da unten zu leben, hatte keine andere Gesellschaft, als die einer Wache, die von Zeit zu Zeit vor seinen Augen auf- und abging, schweigend, mehr wie ein Schatten, als wie ein menschliches Geschöpf. — Der Gefangene hatte blonde, lange und sorgfältig geordnete Haare, der Bart war geschoren, wie die Zeitsitte es mit sich brachte; aus den männlichen Zügen athmete große Seelenkraft. Aber der verhaltene Groll, der Überdruß, das Elend fingen an, ihm Geist und Leib zu schwächen. Darauf beschränkt, niemand zu sehen, als harte Leute zu seiner Bewachung, nichts zu hören, als Schimpfen und Fluchen, nie ein Wort des Trostes, ja, nur einen Seufzer des Mitleids, war er bleich und mager geworden. Die fortwährende Pein um seine verlassene Mutter und um die Knechtschaft des

Vaterlandes machten, daß er das Ende eines so zwecklosen und qualvollen Lebens herbeiwünschte. Er blieb immer in einer Ecke des Kerkers auf Stroh liegen und verschmähte Speise, Licht und Alles. — Seit wenigen Tagen war nach Corneto als Wache ein gewisser Marco, ein Lanzenträger Ugueccione's, gesandt. Er hatte einen großen Körperbau, vierschrötige Gliedmaßen, gewaltige Muskeln und eine ans Wunderbare grenzende Stärke; seine Augen glichen dem Höllenfährmann Charon, mürrische Miene, sein Auftreten machte zittern. Gewöhnt sich unbesorgt zwischen Lanzen- und Schwertspitzen zu drängen, fest und unangreifbar, schien er der geeignetste Spießgeselle für die Wünsche eines Tyrannen. — Allein wer nach dem Äußern urtheilen wollte, hätte sich sehr getäuscht, denn Marco's Herz saß auf dem rechten Fleck. So oft eine Pause im Kriegsleben eintrat, überließ er sich nicht, wie die Andern dem Saus und Braus, sondern zog sich zurück in die Stille, seine Gedanken schweiften nach einem abschüssigen Hügel und weilten mit Liebe bei einer armen Hütte, wo ein altes Mütterchen sich vor der Thüre spinnend sonnte. Es war seine Mutter, das einzige in der Welt, was ihm sein eigenes Leben werth machte. Und wenn er im Aufwallen des Handgemenges, auf dem Punkte, wo er einen jungen Krieger treffen konnte, eine Thräne in seinem Auge erblickt hätte, wie sie nicht etwa die Feigheit, sondern der Schmerz entpreßt, weil er stürbe, ohne noch seine Mutter zu umarmen, er hätte den Schlag gehemmt und ihm das Leben geschenkt. Jenes Häuschen war ihm die Welt, die Liebe der Mutter sein einziges Gut. Sie hatte ihn an ihrer Brust ernährt, sie hatte ihn in den Kinderjahren erhalten durch ihr Spinnen; als er aber seine Glieder kräftig fühlte und ihm zur Erhaltung der ganze Gewinn nicht mehr hinreichte, den ihre Arbeit bei Tag und Nacht erwerben konnte, stieg er herab von seinen Bergen, nahm eine Rüstung und saß dem ersten Krieger, den er in der Ebene traf, hinten aufs Pferd.

Erinnere dich meiner, hatte ſeine Mutter zu ihm geſagt, als ſie ihn beim Abſchied ſegnete, und komm zurück, wenn du meine armen Finger nicht mehr brauchſt, um dich zu erhalten. Wenn du mir die Augen zudrückſt, ſterbe ich lieber.

Dann küßte ſie ihn; er ſtand erſtaunt über ihren Anblick, erblaßte, gab ihr ihren Kuß zurück und ſtieg den Abhang hinab. Als die Alte den Widerhall ſeiner Tritte in der Ferne nicht mehr vernahm, ſaß ſie weinend auf der Schwelle und nahm ihren Rocken wieder zur Hand, um von nun an für ſich allein zu arbeiten. — Und nun ſoll Marco nach all den Mühſalen des Krieges hier nichts thun und faullenzen, ein Werkzeug der Tyrannei als Wächter eines Gefangenen? Der Unmuth verzehrte ihn.

Und der junge Mann, dachte er eines Abends, die Helebarde weglegend und die Hände über die Bruſt kreuzend, er ſieht ſo edel und bekümmert aus, daß es einen erbarmt. Armer Schelm! Wer weiß, wie ſehr er leidet! Das wäre doch ein ſchöner Ritter in der Schlacht. Gewiß, der wäre wacker und edel, und nun muß er vielleicht grade für ſeine Tapferkeit büßen. Sie ſagten mir, es ſei ein Welfe. ... Das gilt mir gleich. Es iſt mir nur leid, ihn wie einen Miſſethäter da drunten zu ſehen. ...

Unterdeſſen vernahm er einen Seufzer; er lauſchte. Noch einen; und es ſchien ihm, als ſage er mit gedämpfter Stimme: Liebe Mutter!

Ein kalter Schauer lief ihm ſogleich durch die Glieder. Es fiel ihm gleich ſeine Mutter ein. Er war entſchloſſen, zu verſuchen, ihn zu tröſten, er blickte umher und da er ſich allein ſah, legte er den Mund an das Eiſengitter und ſagte zu ihm: Meſſere, kann ich etwas für euch thun?

Sucht meine Mutter auf, antwortete Carlo, und bringt ihr mein letztes Lebewohl!

Sprecht nicht so! Es ist nicht möglich, daß ein Ritter eures Gleichen sein Leben in diesen Banden enden sollte.

Wer bist denn du, fragte er, von seiner Streue sich erhebend und an die Gitter der Öffnung sich festhaltend, wer bist du, der an dieser Stelle Erbarmen zeigt?

Ich bin auch ein Sohn und will nicht sterben (hier faltete er die Hände über der Brust), ehe ich meine theure Mutter geküßt habe.

Glücklich, daß du es kannst. Aber sage mir (fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort), was ist das Schicksal von San Sepolcro?

San Sepolcro? Ich bin auch aus jener Gegend.

Wohlan, erwiderte der Gefangene, ihn mit größerer Innigkeit und Zuneigung betrachtend, so reden wir von unserer Heimat!

Ich weiß fast nichts, als daß Neri dort herrscht.

Also sind die Borghesen beständig Sklaven? unterbrach er ihn zornig. Marco, verwundert über diesen plötzlichen Grimm und vielleicht eine Überraschung fürchtend, kehrte sich um, betrachtete dann aber wieder den Gefangenen mit tief bewegtem Blicke. Dieser, von immer größerer Wuth entflammt, schoß ihm einen wilden Blick zu und rief: Und du dienst dem Unterdrücker deines Vaterlandes?

Verachtungsvoll ließ er das Gitter los und verkroch sich wieder zu seiner Lagerstatt. Marco war über diese bittere Schelte und über sein Weggehen tief verletzt. Die Glut der Schamröthe stieg ihm ins Gesicht. So menschlich und edel er auch war, so verstand sein rohes Wesen doch solche Vaterlandsliebe nicht. Er war von Land zu Land gezogen mit einem bald ghibellinischen, bald welfischen Häuptling und kannte keinen höhern Ehrgeiz, als dem wackersten zu dienen. Ob Borgo di San Sepolcro frei sei oder nicht, das war ihm gleichgiltig, wenn nur seiner Mutter keiner ein Haar krümmte. Allerdings konnte dieses Gefühl, da es in seinem Gemüthe

einen Vorgänger fand, allmälig Wurzel faſſen; wer ſeine Mutter wahrhaft liebt, der verſteht bald, was und wie gewaltig die Vaterlandsliebe iſt. Und wenn er näher überlegte, kam es ihm freilich ſchlimm vor, wie ein Menſch ohne Tapferkeit wie Neri den Bedrücker ſpiele in Borgo. Carlo merkte aber, daß er zu viel gewagt habe, er kam daher ſanftmüthig wieder heran, um weiter zu ſprechen.

Kriegsmann, du hatteſt Mitleid mit mir; ich danke dir. Habe Erbarmen mit dem Grimm eines unglücklichen Bürgers! Jetzt iſt es unnütz, Neri fürchtet mich nicht mehr. Wenn du ihm dein Wort gegeben haſt, ſo diene ihm, aber ſpare das Blut deiner Borgheſen! Du haſt dort wol Verwandte, vielleicht eine Mutter. ... Ach ja, ſchone das Leben der Unglücklichen! Du kannſt es thun ohne Verrath! Sei mitleidig gegen ſie, wie du es gegen mich geweſen biſt.

Marco weinte.

Und wenn du eines Tages (fuhr Carlo fort, indem er ein kleines Kreuz vom Halſe nahm), wenn du wieder nach Borgo kommſt, hier iſt ein Kreuz. Suche die alte Mutter des Hauſes Graziani und ... erzähle ihr das Ende ihres Sohnes!

Und ihr, fragte Marco heftig, indem er ihn mit funkelnden Blicken betrachtete, ihr ſeid Carlo Graziani? Ach, gebt mir, gebt mir dieſe Hand, daß ich ſie mit Küſſen bedecke!

Er ergriff ſogleich ſeine rechte Hand und badete ſie mit ſeinen Thränen. Carlo drückte ihm gerührt die ſeinige und betrachtete ihn erſtaunt.

Wer kennt nicht, fuhr Marco fort, ihm die Augen trocknend, wer kennt nicht eure Tugend und eure Tapferkeit? Und ich ... Ach, es iſt nicht das erſte Mal, daß ich euch ſehe.

Und wann haſt du mich gekannt? Ich kann mich nicht auf dich beſinnen, fügte Carlo hinzu, indem er die

Ellbogen auf die Schwelle ſtützte und ſehr getröſtet war, einen Freund im Unglück zu finden.

Ach das, antwortete Marco, die Gitterſtäbe faſſend und ſich vertraulicher dem Gefängniſſe anſchmiegend, das waren andere Zeiten. Ihr waret glücklich und ich nicht. Geſegnet ſei eure Mutter und geſegnet tauſend Mal ſeid auch ihr! Hört, ich war ein kleiner Knabe und arm. Da kam die Theurung in unſere Berge. Die Leute ſtarben allmälig Hungers. Meine armen Eltern darbten und ich weinte bitterlich, daß ſie mir kein Brot mehr geben konnten. Bald waren auch die Speiſen zu Ende, die man nicht einmal den Thieren geben ſollte, mein Vater w[illegible]de krank vor Entkräftung, weil er uns die Nahrun[illegible]icht entziehen wollte. Da nahm mich meine Mutter mit ſich, wir ſchleppten uns nach Borgo. Die Schwellen der Kirchen, die Hallen waren geſteckt voll von Armen, welche um Almoſen flehten und ſich um einen ärmlichen Biſſen zankten. Weiber und Kinder lagen auf dem Boden, theils ohnmächtig, theils ſterbend. Meine Mutter entſetzte ſich noch mehr über dieſes Schauſpiel und empfahl ſich unterwegs; allein die Straßen waren theils verödet, theils konnte ſich niemand unſer annehmen. Endlich fiel ſie ganz entkräftet an einer Hausthüre nieder, an welcher ſie pochen wollte, und hatte keine Zeit mehr dazu. Ich hielt ſie für todt, ſtürzte über ſie her und jammerte kläglich. Da hörte ich die Thüre aufgehen. Ihr waret es und hinter euch eure Mutter. Ihr hobet die meinige auf, führtet ſie ins Haus und brachtet ſie wieder zu ſich. Mich tröſtetet ihr, ihr brachtet mir ein Brot. Dieſes Brot war unſere Rettung. Wir fielen euch zu Füßen, um euch zu danken, aber ihr wolltet nicht; wir wagten für unſern Vater Fürbitte einzulegen; ſogleich ludet ihr uns Mehl und Brot auf. Es iſt mir, als wäre es eben erſt geſchehen, und Alles iſt mir ſo genau erinnerlich, als ſtünde es vor mir. Es kamen andere Arme, wir kehrten heim

und baten Gott unterwegs unabläſſig, er möge es euch vergelten. Aber der arme Vater lag in den letzten Zügen. Wenige Stunden darauf ſtarb er.

Ich ſterbe zufrieden, ſagte er, da ich ſehe, daß die Vorſehung euch nicht verlaſſen wird. Küſſet die Hände, die für euch ſorgen!

Gebt ſie nochmals, Meſſer Carlo! Ich will meinem Vater gehorſam ſein.

Er wurde nicht ſatt, ihm ſeine rechte Hand zu küſſen.

Aber, fuhr er dann mit kräftiger Entſchloſſenheit fort, ich werde noch etwas mehr zu thun wiſſen. Mein Leben gehört euch und wenn Gott mir beiſteht, ſollt ihr dieſen Ort verlaſſen.

Carlo war mehr als je gerührt, fühlte wieder einige Befriedigung nach ſo vielen bangen Tagen. Marco's Gelübde goß eine ſolche Glut in ſeine Seele, daß er ſich faſt der kühnſten Hoffnung ganz hingab. Schon dachte er ſich frei, in den Armen ſeiner Mutter, bewaffnet, zitternd, auf dem Punkte, den Gottloſen niederzuſchmettern, der Borgo unterdrückte. In dieſem Augenblicke aber ſchnitt ein Geräuſch von Waffen und von Tritten einer Wache die überſtrömenden Äußerungen der Dankbarkeit Marco's ab und Carlo's ungemeſſene Freude. Er mußte ſich raſch und ſchweigend entfernen; aber ſeine Blicke vermochten mehr, als Worte. Er legte ſich von neuem auf das Stroh, plötzlich enttäuſcht von dem Klirren der Kette und dem Schmutze ſeiner Umgebung. So eifrig und keck er in der Hoffnung geweſen war, ſo raſch ſank er zurück in die Abſpannung; wie ein in der Nacht verirrter Wanderer, wenn der Sturm tobt; der Blitz durchfurcht das Dunkel mit einem Lichtſtrahl und zeichnet ihm einen Augenblick den Pfad vor, dann aber läßt er ihn geblendet und verwirrt am Rande des Abgrundes. Marco, der arme Wächter, was konnte der je thun? Vielleicht ſich umſonſt aufopfern und Neri zu einem noch härteren Verfahren gegen ihn bewegen, vielleicht um gegen

die unglückliche Mutter ſeine Grauſamkeit auszulaſſen und die Lage der Unterthanen noch mehr zu verſchlimmern. Seine innere Unruhe nahm zu, er ſchämte ſich nicht mehr der Thränen und obwol der Thurm ihn und ſeine Schwäche für jezt jedem fremden Anblick entzog, ließ er ihnen freien Lauf und ſtellte ſich vor, er vergieße ſie in den Armen ſeiner Mutter. Gefaßt auf ſein Ende, verlangte er vorerſt nach einem Troſte, der, ähnlich dem lezten von Sterbenden geſprochenen Gebete, vermöchte, ihn mit Gott und Menſchen auszuſöhnen: er dachte an die von Marco ihm in Erinnerung gerufene Kindheit, er dachte zurück an die heitere Zeit, wo er unſchuldig und froh auf dem Schooße der Mutter und des Vaters ſich wiegte, mitten unter Blumen einer Wieſe, in der Schar der Kinder ſeines Alters, wo er keine andere Macht kannte, als die liebevolle Macht ſeiner Eltern, nach keiner andern Wonne ſtrebte, als der der Unſchuld und Anhänglichkeit, und in ſeinen Kameraden nichts ſah, als Seelen wie die ſeinige, zum Glück und zur Liebe geſchaffen. Er dankte Gott für das vergangene Gute und für das Andenken, welches er davon bewahrte; er haderte nicht mit ihm über das ſpäter gekommene Misgeſchick, indem er es als ſeine Schuld oder als Schuld der Menſchen betrachtete. Dieſen vergab er; was ihn ſelbſt betraf, ſo beſchaute er mit mitleidsvoller Miene die von den Leiden herabgekommenen Glieder und hoffte für ſich, die Kraft des Geiſtes werde nicht unterjocht bleiben von der Hinfälligkeit des Leibes. Seine Mutter war der Engel, der ihm dieſe Gedanken einflößte; unglücklicher, als er, aber vielleicht weniger niedergebeugt, da ſie ihn zu hochherzigen Empfindungen erzogen, hatte ſie ihn unterwieſen, den Schmerz zu ertragen, ſich nicht trügeriſchen Hoffnungen hinzugeben, ſich niemals ſelbſt zu verlieren, wenn auch kein Weg des Heils mehr übrig iſt; ſie hatte ihm einzig mit der allmächtigen Mutterliebe, mit Geberden und Blicken eine unüberwindliche fromme

Tugend eingeflößt. Aber sie nicht mehr sehen, ... sie allein wissen ... und Verfolgungen und Beschimpfungen ausgesetzt! ... O, warum hatte er sie verlassen, um dem eiteln Prunke der Waffen nachzulaufen? Wozu sich abgehetzt in dem Wirrsale der Parteien? War es nicht besser, zu ihr zurückzukehren? Nicht um feige den Gefahren zu entgehen, sondern um ihren Witwenstand zu unterstützen, um mehr in der Nähe die Freiheit der Vaterstadt zu bewachen, um den Bürgern Eintracht zu rathen. Nun ist für ihn Alles zu Ende; seine glühende Seele, sein starker kräftiger Körper unterliegen; und die Mutter, die mit solcher Hoheit der Empfindungen, mit so viel Liebe sich ihres Sohnes erfreute, erwartet umsonst, daß er ihr zu Hilfe eile, beweint ihn vielleicht als dahingeschieden und kann nicht mehr zu den Städtern sagen: Das ist der Wackere, den ich euch aufgespart habe für die Tage des Unglücks.

Unter dem Boden des Felses der Faggiolaner war eine Art von Kasematte, in die man durch eine Bodenöffnung hineinkam und durch eine Wendeltreppe hinabstieg. Bis tief in die Nacht hörte man daraus ein Geschrei von deutsch und französisch geradebrechtem Italiänisch hervordringen, dazu Becherklingen und Schläge und Zoten aller Art. Es war wie ein Schlund der Hölle. Marco kam und pflanzte sich an der Öffnung auf, um geduldig die Beruhigung dieses Gelages abzuwarten. Unterdessen zog er, nachdem er sich erst versichert hatte, daß er allein war, ein wunderbares Kleinod aus dem Busen, um es im Scheine des Mondes zu betrachten. Als Uguccione mit überraschender Hinterlist Lucca überrumpelt und der Plünderung preisgegeben hatte unter dem Vorwand, den verbannten Ghibellinen zur Rückkehr zu verhelfen, mußte Marco auch eine Schar dabei anführen, welche ein Stadtthor zu stürmen hatte. Die Soldaten, nicht ersättigt am Beutemachen, hörten, daß in der Kirche von San Frediano, an welcher sie vorüberkamen, die Deutschen einen

großen Schatz entdeckt haben und ihn plündern, waren kaum daselbst angekommen, als sie ohne Wissen ihres Hauptmanns rechtsum machten und in die Kirche entwischten. Als Marco das Geräusch der Waffen nicht mehr hinter sich hörte, schaute er um und bemerkte, daß er keine Schar mehr hatte. Empört über die Habsüchtigen, eilte er hin und fand sie bereits im Streit mit den Deutschen und unter sich, indem sie einander die unseligen Reichthümer aus den Händen rissen. Er drang mitten in das Getümmel hinein, rief ihnen, zog sie endlich mit kräftiger Hand weg; aber umsonst! Trunken vom Golde, konnten sie sich kaum losmachen und kehrten gleich wieder wie Verzweifelte zu ihrer Beute zurück. Er verlor die Geduld, stieß rechts und links um sich in dem Gedränge, warf Männer zu Boden, trat Gold und Silber nieder, drängte hinaus und war auf dem Punkte, einen Fuß auf das reichste Juwel zu setzen, das den Klauen jener Leute entfallen war, die voll Wuth sich darüber zankten. Eilends bückte er sich und griff es auf; seine Mutter fiel ihm ein, er steckte es zu sich und sagte: Das ist gut für sie.

Jetzt aber ist dieses Kleinod dem geweiht, der ihm einst sein Leben rettete. Es ist das Entgelt für ein Brot, das er aus den Händen eines Kindes erhalten hatte. Allmälig beruhigte sich der Lärm in der Kasematte; endlich kam aus dem Loche ein Kopf hervor, ein Paar Schultern, zuletzt der ganze Leib eines Soldaten, der forthüpfend wieder in die Knice sank; dann ein zweiter und ein dritter, sie waren wie verstümmelt und gichtbrüchig, einer stieß auf den andern und unter Lachen und Fluchen oftmals über die Stufen strauchelnd stürzten sie einer um den andern auf ihrem dunkeln Gange nieder. Die ersten hatten Marco nicht bemerkt; einer der folgenden, mit einem weniger geblendeten Blicke, wollte eben einen Fuß hervorheben und auf den Boden setzen, als er sich hart auf dem Nacken die strenge riesige Gestalt Marco's er-

blickte, die schwarz und unbeweglich dastand. Wie besessen von Angst, verlor er das Gleichgewicht und stürzte rücklings auf den, der hinter ihm hervorkroch. Alsbald ward die Wendeltreppe ein Gemengsel von zerschlagenen Gliedmaßen. In der Finsterniß, den Verwünschungen und der Trunkenheit war sie fast ein Grab für die Unseligen; wenn nicht der Kriegsoberste, der noch etwas mehr bei Besinnung geblieben war, sich, so gut es gehen wollte, losgemacht hätte; er drückte mit großer Gewalt aufwärts und drängte den ganzen Strom hervor an die freie Luft, wo er die Ursache des Sturzes bemerkte. Marco grüßte ihn, ohne aus der Fassung zu kommen, und sagte zu ihm: Ich habe insgeheim mit euch zu reden.

Jedem Andern hätte der Oberste die unfreiwillige Posse zu fühlen gegeben; mit einem aber, der ihm so die Stange halten konnte, und bei solchen Tölpeln zu seinen Füßen mußte er geradeaus gehen. Er stieg also mit ihm in das Gewölbe hinab, ließ sich auf eine Bank nieder und sagte: Laßt hören!

Marco zog ohne Weiteres das Kleinod aus dem Busen und ließ es ihm vor der Nase im Lichte der Laterne schimmern. So finster der gnädige Herr bisher die Augen zugedrückt hatte, so weit riß er sie jetzt sammt dem Munde auf und streckte die Hände aus, um es zu packen. Marco hielt es nachläßig in der Faust und sprach: Es gehört euch, aber unter einer Bedingung.

Unter welcher?

Daß unser Gefangener frei wird.

Der Kopf des Obersten schnellte plötzlich zurück, er schaute Marco grimmig an und seine Lippen preßten sich zusammen wie Zähne zum Bluten. Marco kannte indeß den schmutzigen Geiz des thierischen Gesellen zu gut, um sogleich den Muth zu verlieren. Er öffnete sogleich die Faust wieder und hielt die Diamanten an das Licht, um sie vor den Augen des Obersten in tausendfarbigen Strahlen

blitzen zu lassen. Nach einem Augenblicke blöder Verwunderung schlug der Ehrenmann heftig mit den Fäusten auf den Tisch, stand auf und sagte: Es sei! Her mit dem Juwel!

Draußen vor der Mauer, wenn ich den Gefangenen bei mir habe, antwortete Marco, es in den Busen steckend. Den Obersten wandelte eine letzte Reue an, aber der Würfel war nunmehr gefallen. Die Kostbarkeit zog ihm das Wasser im Munde zusammen; er hatte schon daran gedacht, den Verrath zu verbergen, und wie er sich von Neri's Geisel befreien könne. Das ist die Treue, die die Tyrannen sich im Herzen ihrer Söldlinge gründen. Marco ließ ihn ganz heiter vorangehen und nun weiter in aller Stille nach dem Thurme! — Die neue Wache schlief. Sie drangen durch ein geheimes Thürchen in den Thurm und durch eine Fallklappe in das Gefängniß. Marco schlug das Herz hoch vor Bangigkeit und Freude. Als Carlo im Stillen Leute eintreten hörte, erhob er sich mit würdiger Haltung und war auf dem Punkte zu fragen, als Marco, der plötzlich nahe zu ihm getreten war, ihm zuvorkam mit den Worten: Stille! Ihr werdet frei werden. Da ist ein Schwert für alle Fälle.

Er faßte es sogleich mit feurigem Muthe und warf dem Erbarmungsvollen einen Blick des Dankes zu, scheute sich aber noch vor dem dritten, da ihm die unvorhergesehene Befreiung gar zu unwahrscheinlich vorkam. Dieser hatte sich aber schon niedergebeugt, um ihn loszumachen, während Marco hinter dem Rücken des Ritters ihn in seinem Vorhaben zu bestärken suchte, indem er ihm das Kleinod im Mondlichte vor Augen hielt, andererseits aber ihn mit der Hand am Schwertkorbe überwachte. — Endlich waren alle drei fertig und draußen vor dem Thurme und hatten die Bergfeste auf einer verborgenen Seite verlassen. Sie schritten mit bedächtigen Tritten und schweigend weiter, aber auf ihren Gesichtszügen war die verschiedene Bewegung ihrer Gemüther zu lesen. Carlo, noch halb im

Schlafe, hing wieder seinen theuern Hoffnungen nach, die so unerwartet erweckt waren, und betrachtete Marco als eine außerordentliche Person. Dieser war befriedigt über das begonnene Werk und bekümmert über den Ausgang. Der andere streckte die Hand aus und konnte kaum erwarten, in den Besitz des Schatzes zu gelangen. Als sie an das Ufer eines breiten Waldbaches, über welchen ein Steg führte, gelangten, gab Marco heimlich dem Obersten das Juwel, als dieser nahe daran war, über der Verzögerung loszubrechen, und sie trennten sich nun sogleich. Mit Blitzesschnelle waren die Flüchtigen am andern Ufer; Marco faßte mit beiden Händen das eine Ende des Steges, riß ihn mit aller Gewalt sammt einem Stück Erde los und warf ihn in die Tiefe.

Jetzt sind wir sicher, fügte er hinzu und lief voraus, um den Weg zu zeigen.

O Großmüthiger, fing Carlo an, du vergiltst mir hundertfältig. Ich glaube mir selber noch nicht; wie konntest du ...

Messere, ich beschwöre euch, stille davon! Ich thue meine Pflicht; das Glück steht uns bei. Aber eilen wir, daß wir aus diesen Laufgräben hinauskommen! Ich traue dem Manne nur halb.

Ach, mein Vaterland, rief Carlo ihn umarmend und die wunderbare Schönheit der Sterne betrachtend, ach, mein Vaterland! Vielleicht nicht umsonst für dich sehe ich diese Pracht des Himmels wieder. Wenn mein Blut dir Schmach und Thränen ersparen kann, so weihe ich es dir.

Marco stimmte in diesen Ausbruch der Vaterlandsliebe ein, er eilte möglichst, die Abhänge herunterzukommen, er dachte an seine Mutter und ihre Hütte, die nicht weit entfernt sein mochte und die gelegen gekommen wäre, sich den Tag über zu verbergen und auszuruhen. — Sie waren schon eine gute Strecke von dem Gipfel entfernt, als der Horizont sich zu erhellen begann durch einen

dunkelgelben Streif und den eiſigen Hauch ausathmete, der vom Morgen ausgeht und die Thautropfen in den erſten Sonnenſtrahlen glänzen macht; die reine Luft, der offene Himmel, der Anblick der Felder und der weiten Fluren tröſteten Carlo, der mit unbegrenzten Ausbrüchen der Freude Marco eine Dankbarkeit ohne Gleichen bezeugte. Nun war er mit aller Kraft ſeines Geiſtes darauf bedacht, San Sepolcro ſeine Freiheit wieder zu erringen, und ſtellte ſich den Jubel vor, wenn er ſeine Mutter wiederſähe. Noch trennte ſie nur ein einziger Hügel und wenige Schluchten von dem Häuschen, die Sonne eines ſchönen Aprilmorgens war ganz über den hellen Horizont heraufgeſtiegen und ſchien die ſchneeigen Berge mit Silber zu bedecken. Weiter hin begannen Fichten und Buchen zu grünen und von einigen armen Behauſungen erhob ſich eine Rauchſeule. Hier war ein Marco längſt bekannter Gießbach, ein Kreuz, das ihn ſeine Mutter als Knaben küſſen ließ, und ein Gebüſch, das die Quelle ſchützt und Holz für den Herd verſchafft. Dort war eine Frau das erſte menſchliche Weſen, das ſie anſichtig wurden, die hatte ihr Bündel gemacht und geſchnürt und neigte ſich, um es vom Boden aufzunehmen und auf den Rücken zu heben.

Madonna, ſagte Marco, auf ſie zueilend, als er ſie erkannte, fürchtet euch nicht vor uns! Ich will euch tragen helfen. Aber der Vorrath wird nicht ausreichen.

Hier ward ſeine Stimme von Rührung erſtickt.

Wir müſſen uns auch wärmen können.

Dann ſtrich er ſich die Haare von der Stirne, damit ſeine Mutter ihn um ſo ſchneller wiedererkenne, und fiel ihr um den Hals.

Heilige Mutter Gottes, rief die Alte und ließ das Bündel aus den Händen ſinken. Sie konnte nichts weiter ſagen, umarmte ihn und überhäufte ihn mit Küſſen. Thränen des Troſtes ſtrömten über ihre Wangen. Carlo ſtellte ſich vor, wie ihm in kurzem daſſelbe Glück werde

zu Theil werden, wie ihnen, und konnte ebenfalls die Thränen nicht zurückhalten.

Siehst du diesen Ritter? sagte Marco nach den ersten Ausbrüchen der Zärtlichkeit. Es ist derselbe, der uns in der Hungersnoth errettet hat.

Die Alte, begeistert von unausgetilgter Dankbarkeit, rief: Gott sei gelobt! So sind doch die Kümmernisse eurer Mutter zu Ende. Lauft, lauft! ... Sie lebt noch und harrt ...

Und du hast sie gesehen? fügte Carlo jubelnd hinzu. O, bei der Liebe deines Sohnes, sage mir, rede!

Ob ich sie gesehen habe, wiederholte jene, ihm fest die Rechte fassend. Den Weg, der nach dem Hause der Wohlthäter führt, vergißt man nicht so leicht. Die Arme! Sie sagten ihr, ihr seid todt. Stellt euch ihren Jammer vor! So oft ich nach der Kirche vor der Stadt gehe, finde ich sie dort in Thränen. Ich sagte immer zu ihr: Es ist nicht wahr, er kommt wieder; eine Ahnung sagt es mir. ...

Ich möchte sie so gerne trösten; aber es gelingt mir nicht. Doch jetzt. ... O, wie schön! Gott hat meine Gebete erhört. Lauft hin und tröstet sie! Laufet! Doch ...

Hier stockte sie plötzlich.

Doch, daß euch niemand erkennt! Es gibt so viele böse Leute. Seit einiger Zeit ist es in Borgo wirklich kläglich. Sie würden euch verfolgen, wie sie es mit euern Freunden gemacht haben. Kommt in mein Haus! Dort seid ihr sicher, und ...

Hier betrachtete sie Marco mit sprühenden Blicken.

Und überall seid ihr sicher, überall. Er verläßt euch nicht. Und weil ihr ein guter Sohn seid, wie ich weiß, wird euch Gott schützen.

Carlo war erstaunt über die Heftigkeit des alten Weibes und entgegnete, getröstet durch ihre Worte: O, ich danke dir; dein Vertrauen, dein Eifer lassen

mich Gutes hoffen. Mein Glück soll mit euch getheilt werden. ...

Die Bewegung erstickte ihm die Stimme. Alle drei traten getröstet ins Haus, um sich ungezwungener des Wiedersehens zu freuen und die Art zu verabreden, wie man der Graziani die glückliche Rückkehr ihres Sohnes verkünden könne. — Der Tag neigte sich zu Ende, die Sonne sank hinab und krönte mit von den Ausdünstungen der Erde abgespiegelten Strahlen den Horizont mit einem ungeheuern Regenbogen und setzte eine Wolkenschichte in Flammen. Die ganze Morgenseite, Häuser und Hügel standen in purpurrothem Lichte da. Darüber ein schönes tiefes Blau, in weitester Ausdehnung. Aber all diesen Reizen des Himmels entsprach nicht der Anblick der Umgegend von San Sepolcro. Auf den Triften vernahm man kaum das Mäckern der Schafe, die zu ihrem Stalle zurückkehrten, und das Echo wiederholte nicht die frohen Gesänge des Hirten; die Felder waren öde, die Hütten verschlossen, das Gesicht der stumpfen Bauern voll Bekümmerniß. In der Stadt Einsamkeit, Schweigen, Schrecken, wie wenn der Aufenthalt der von Sklaverei gedrückten Menschen ein Grab geworden wäre. In der Kirche vor Borgo lag die Mutter Carlo's auf den Knieen über den Gräbern ihrer Familie; unbeweglich, in Trauerkleidern und wie blöde geworden durch die lange Trauer. Nun kam eine bekümmerte Alte an sie heran.

Hab' ich es euch nicht gesagt, Madonna, daß man die Hoffnung nicht aufgeben muß? Gott verläßt die Rechtschaffenen nicht.

Was soll das heißen? fragte sie, sich ängstlich umwendend.

Euer Carlo lebt und sucht euch.

Schweig, unterbrach sie sie plötzlich, schloß ihr die Lippen mit der Hand und richtete sich heftig empor. Dann schaute sie um sich und als sie sich allein sah, fuhr sie fort: Bist du ein Engel? O, wenn du ein

Engel bist, wirst du mir die Wahrheit sagen. Wo ist er? ... Führe mich! ... Soll es denn wahr werden, daß, noch ehe ich sterbe, ...

Kommt mit mir in den Wald! Dort ist er als Bauer verkleidet bei meinem Sohne. Stützt euch auf diesen Arm!

Sie zitterte ganz vor Bangigkeit; ihre Schritte waren aufgereizt und unsicher vor allzu großer Hast. Sie fragte die Alte nach tausend Dingen, ohne ihr Zeit zum Antworten zu lassen. Kaum war sie in das Dickicht getreten, so eilte ihr Sohn ihr entgegen. Sich umarmen und an sich drücken war eins. Die Küsse, die Seufzer ließen den Worten nicht Raum. Die beiden Seelen waren eine einzige geworden; in seligem Verschmelzen genossen sie alle Süßigkeit ihrer Neigung. Marco spähte nach den Ausgängen des Waldes und die Alte brachte Gott unter Thränen die Opfer des Gebetes und des Dankes dar. — Als es dämmerte, traten sie ungesehen in das Landhaus der Graziani und gaben sich dort mit mehr Freiheit ihrer Beruhigung hin. Carlo erzählte seiner Mutter Alles seit ihrer Trennung; Neri's Verrath, die Gefangenschaft und die unerwartete Befreiung. Bei diesem Punkte bewahrte Marco trotz aller Fragen das Geheimniß; sie betrachtete ihn und seine Mutter mit solchem Ausdruck des Dankes, daß er sich in der That für die Aufopferung des Kleinods belohnt halten mochte. Dann sprachen sie von den Leiden San Sepolcros und Carlo's Unwille brach aus. Die Mutter versuchte die glühende Hitze zu mäßigen, und empfahl ihm Klugheit, ohne ihm Feigheit zu rathen. Aber die Gefahr, die er lief, indem er sich in der Gemeine von Borgo aufhielt, bestimmte ihn zu einem raschen Entschluß. Nachdem er also sich nach der Lage seiner Freunde und der guelfischen Partei erkundigt und liebevollen und vorsichtigen Rath angenommen hatte, stellte er seinen Entschluß fest, der ihm am besten gefiel, und sorgte für die Sicherheit der Mutter für den Fall,

daß ſein Entweichen aus dem Gefängniß Neri vor ſeiner Rückkehr nach Borgo bekannt würde. — Welcher Schmerz! Sich einen Augenblick ſehen, kaum einen ſo großen Genuß haben nach ſo vielen Monaten der Trennung, und jetzt ſich wieder Lebewohl ſagen, um einer ſolchen Gefahr entgegenzugehen! Nach ſo großem Jubel ward der Schmerz nur um ſo heftiger. Aber die eine Mutter legte ſich das Opfer voll Entſagung auf zum Wohle des Vaterlandes und vertraute Gott den Sohn und ſeine Hoffnungen an; die andere, geſtärkt von Dankgefühl, gab bereitwillig das Leben ihres Sohnes hin für den, der ihr das ihrige gerettet hatte; beide entließen unter Küſſen und Umarmungen die Flüchtlinge. Sie blieben zurück unter Thränen und Gebeten, tröſteten ſich wechſelsweiſe und ſtellten dem Himmel ihre Leiden vor. — Ehe die Nacht um war, beſtiegen die Krieger zwei tüchtige Roſſe, ſie berührten ſchon die Grenzen des Gebietes von Borgo, nach Perugia ſich wendend, ihre Gedanken immer zu Hauſe bei den zarten Frauen. Sie ließen die Ufer des Tibers und die Stadt Caſtello hinter ſich und gelangten auf den einſamſten und geradeſten Wegen und Pfaden am nächſten Abend in die Nähe von Perugia. Das Land eines nicht geknechteten Volkes athmet überall Anmuth und Wohlhäbigkeit; ſei es, daß es ſeinen Schweiß auf die Felder trägt, welche fette Früchte bringen, die nicht Liſt noch Raub ihnen hemmt, ſei es, daß es in den Werkſtätten eines belohnten und geſchützten Gewerbfleißes ſich müht, ſei es, daß es in den häuslichen Wänden die Süßigkeiten des Familienlebens ſchmeckt, nicht befehdet von dem Laſter, der Stütze der Tyrannei, nicht gepeinigt von den Geiſeln der Zwietracht und den Bitterkeiten der Verbannung. Daher waren die Fluren von Perugia, das damals eine ſelbſtändige Gemeindeverfaſſung hatte, fruchtbar und bevölkert, die Stadt heiter und geſchmückt, die Bürger zuvorkommend und großmüthig. Die ehrwürdigen Patrizier pflegten ſich öffentlich zu vereinigen

vor dem Volke, um die Bedürfniſſe der Gemeinde zu verſorgen und der Rechtspflege zu walten. Carlo trat frei vor ſie hin und ward mit großer Freude und Ehre von ihnen empfangen, denn er genoß allgemein den Ruf eines rechtſchaffenen und wackeren Mannes. Er ſprach zu ihnen: Der Reichthum und die Zufriedenheit, die ich um euch her erblicke, ehrenfeſte Bürger, ſind ein ſicheres Zeugniß für euer weiſes und geſetzmäßiges Regiment. Ach, ferne ſei es, daß einer es ſtöre, wie das in meinem Vaterland geſchehen iſt. Ihr wißt es, die Gemeinde von San Sepolcro, die dereinſt mit euch zu feſter Freundſchaft verbunden war, ſchmachtet unter der Tyrannei der Faggiolaner. Wie hart dieſelbe iſt, würde ich euch ſagen, wenn ich Luſt hätte, euch alle unſere Leiden vor Augen zu führen. Ich würde euch ſehr betrüben, da ich weiß, daß ihr uns liebet, und ich würde euern Zorn auflodern ſehen, da das Schauſpiel der Sklaverei ein freies Volk beleidigt. Und das Schlimmſte iſt, daß in kurzem die Heeresmacht der Fremden uns auf dem Nacken ſitzen wird. Ihr wißt es: ſie ſind die Stütze Uguccione's, bereit in jedem Augenblicke dem Sohne zu dienen. Bald ſind die Städte und die Häuſer, in welchen wir geboren ſind, nicht mehr unſer: die Ehre und die Habe der Familien, Alles iſt verletzt, Alles iſt geraubt von ihnen. Die Beiſpiele ſind in der Nähe und noch nicht veraltet. Von mir ſelbſt ſage ich euch nichts, denn die Verhaftung und die Gefangenſchaft will ich vergeſſen und vergeben. Aber im Namen der geſchändeten brüderlichen Ehre bitte ich, unterſtützet das Land, das unter dem Drucke ſo vieles Elendes ſeufzt. Gebt uns die Kraft, uns von der Bedrückung Neri's zu befreien. Als ihr (und ich betrachte dies immer als die größte Ehre, die ich je genoſſen und deren Gedächtniß ich ewig bewahren werde), als ihr mich zum Führer eurer Waffen machtet, beſiegten wir die Feinde, die euch mit ſo großer Macht anfielen. Sollte ich nicht das Vertrauen haben, euch wiederum ſiegreich zu ſehen

über die Schwachen und Wenigen meiner Heimat? Ja, was ſage ich meiner Heimat? Über Alle! Denn wenn ihr nicht Mitleid fühlt mit San Sepolcro, ſo eilt nur euch zur Vertheidigung von Perugia zu rüſten! Neri iſt unſer gemeinſamer Feind. Duldet nicht, um Gottes willen duldet nicht, daß in einer Stadt, die der eurigen ſo hart in der Nähe liegt, ſich die Kräfte der Bedrücker ausbreiten, um, wenn man ſie nicht bei Zeiten entfernt, alle benachbarten Völker zu bedrohen. Löſchet den Brand, der vornehmlich den Guelfen zur Laſt iſt, ehe die Flamme weiter züngelt. Seht Piſa, ſeht Lucca, die bereits unterjocht, geplündert und von den Einwohnern verlaſſen ſind. Dies iſt das Verfahren Uguccione's, ſeinen Söhnen Gewalt zu verſchaffen; und ſchon drohen ſie Volterra und Piſtoja mit den Waffen und ihrer Habgier. Warum wollt ihr alſo, da ihr es vermöget, dieſe neue und wachſende Tyrannei nicht unterdrücken? Wohlan! Man ſoll ſagen: Perugia hat den Stolz der Faggiolaner und der Ghibellinen gedemüthigt. Perugia hat dem Einfall der Fremden Zügel angelegt und die Freiheit der Nachbarvölker wieder zum Leben erweckt.

Das Volk war bewegt, die Jünglinge begeiſtert von dieſen Worten, ſie klatſchten der treuen Bemühung des Bürgers Beifall und verlangten, ihm ſogleich Unterſtützung zu gewähren. Die muthigſten Ritter eilten nach den Waffen, entſchloſſen, ihm in ſeinem Thun zu folgen, die Patrizier wählten Soldaten aus, ſo viel ihnen hinreichend ſchien, um das Unternehmen auszuführen, und vertrauten ſie ihm an. — Alles wetteiferte, unter die edle Fahne zu treten und ihn zu begleiten: nicht zu einem Unternehmen der Gewaltthätigkeit, nicht zu einem Schauſpiel von Niederlagen, ſondern um einem Volke die Hand zu reichen, um ſich von der Knechtſchaft loszukaufen. Die Alten zollten dem Feuer der Jungen Beifall und riethen zu Mäßigung und Gerechtigkeit; die Frauen zur Nachſicht gegen den wehrloſen und um Gnade flehenden

Feind, um Mitleid für die verdächtigen Bürger, wenn solche vorhanden seien; sie mögen bedenken, daß sie in das Haus von Freunden treten, und die Waffen nur ziehen, um zu drohen und sich zu vertheidigen; der Schuldige sei nur ein einziger, alle Andern seien entweder betrogen durch seine Ränke oder befangen von Angst; dieser empfahl Schonung für Verwandte, jener für Freunde. — Carlo benachrichtigte unverzüglich durch geheime Sendlinge seine Getreuen von seinem Plane und seiner Ankunft. Dann aber machte er sich auf den Weg nach Borgo mit der größtmöglichen Schnelligkeit. Die Schar wurde vor Perugia hinausbegleitet mit Jubel, wie zu gewissem Triumphe. Die Krieger nahmen bereitwillig die Ölzweige an, welche Alte und Frauen ihnen reichten, und steckten sie auf ihre Helme. Nun scharten sich Alle auf einer weiten Wiese, ein Priester segnete die Fahne, die Überbringerin der Freiheit, und mitten unter dem Beifall der Menge, in den sich der Trompetenschall mengte, zogen sie von dannen. Carlo, gerührt von solcher Theilnahme, umarmte bald diesen, bald jenen der edeln Begleiter und legte mit wenigen aber wohl aufgenommenen Worten die Freude und den Dank dar, den er darüber fühle. Dann hörte er einen oder zwei der geheimen Sendlinge, welche von Borgo aus zu ihnen kamen, und zeigte, wie groß ihre Gefahr sein könne und worin sein Plan bestehe, um das Unternehmen zum Ziele zu führen. So schritten sie voll Hoffnung und Feuer voran, entschlossen, sich Alle aufzuopfern, wenn es nöthig wäre, bis im Lande keine Spur von Tyrannei mehr übrig bliebe. Ein schöner Anblick fürwahr in jenen Zeiten, wo nur allzu häufig das Schauspiel von Schlachten zwischen Bürgern, von ungerechten Kriegen, von Gewalt und Raub war, ein schöner Anblick diese auserwählte Zahl von Wackern, deren einzige Absicht dahin ging, im Unglück einem befreundeten Stamme beizuspringen, ohne daß Groll der Parteien oder Rachedurst oder Begierde

nach Eroberung oder Gewinnsucht sie leitete. — In Borgo bereiteten die wenigen Unterrichteten in der Stille die Gemüther der Unverdächtigen vor. Mit ungewohnter, aber vorsichtiger Keckheit beklagten sie sich bei dem Volke über die neuerdings wieder von Neri geübten Schändlichkeiten; sie deuteten zitternd auf das Haus des Tyrannen, seine erbarmungslosen Henkersknechte, die Kerker und alle Werkzeuge der Tyrannei. Gestern bejammerte eine Familie die Verschleuderung ihrer Habe unter einem nichtigen Vorwande; heute ward ein Unterdrücker vertheidigt und ein Unterdrückter bestraft; morgen wird es schlimmer und schlimmer werden, bis Aller sich die größte Besorgniß bemächtigt. Jetzt ist nicht nur das freie Reden ein Vergehen, sondern schon eine freie Gebärde. Nicht blos das Vermögen, sondern auch die Kinder werden als Eigenthum des Herrschers betrachtet und aus den Armen der Eltern weggenommen, um aufzuwachsen als Sklaven unter seinen Augen oder umherzuschweifen als Verbannte oder unterzugehen, wenn ihr Hochgefühl und das Gedächtniß früher geborener Freier ihnen Verachtung und Unwillen gegen die Knechtschaft einflößte. Das Versteck der wenigen den Nachforschungen der Faggiolaner entgangenen Waffen wurde ausgespürt; zitternd, aber doch nicht ohne Hoffnung wurden sie im Dunkel hergerichtet; wie um sich zum Vergnügen auf dem Felde zu ergehen, sah man die Bürger in ungewöhnlicher Anzahl aus den Thoren kommen und um die Stadtmauern her irren, Kräuter und Blumen betrachten und unter Seufzern die Blicke nach der Seite des Peruginischen hin emporrichten. Da erhob sich in der Ferne eine Staubwolke, jetzt sieht man eine Fahne, eine Trompete schmettert. Die einen erblaßten, anderen glühte das Gesicht unter Beben und Wonne. Der spricht davon, entgegenzugehen, jener in die Stadt zu fliehen, jubelnd oder verwirrt. Frauen und Kinder stehen an den Fenstern. Das Volk strömt allenthalben zusammen. Wo früher tiefes Schweigen lag, da ist jetzt ein Geflüster,

dann ein Rufen, endlich ein Geschrei. Unter den Faggiolanern herrscht Überraschung, Unentschlossenheit, Bestürzung; den Bürgern klopft das Herz hoch vor Freude. Diese wissen früher als jene, wer kommt und zu welchem Zwecke die schon ganz nahen Krieger erschienen sind. Der Name des wie durch ein Wunder von den Todten erstandenen Carlo wird hier mit Keckheit und Rührung, dort mit Verwunderung und Verachtung ausgesprochen. Der Gottlose mag zittern! Er wollte ihn vernichten, aber er lebt; fürwahr, der Himmel hat ihn gesandt. Die Menge strömt nach dem Hause der Graziani, schaut, sucht und fragt. Allenthalben vernimmt man den Namen des Befreiers. — Neri, welcher die Herrschaft mit mehr Bosheit, als je, zu befestigen sich bemühte, bekam höchst unerwartet zu gleicher Zeit die Nachricht, daß Carlo komme, und die, daß er da sei. Betroffen über das plötzlich eintretende Ereigniß, über die Macht des tugendhaften und wackern Bürgers und gegen welchen er solchen Verrath geübt hatte, konnte er fast nicht an die Wahrheit glauben. Doch ahnte er, daß er verlassen sei, und war bewegt von Zorn und Gewissensangst. Der Schrecken nahm rasch zu, als er erkannte, daß die Besatzung, welche er bei sich hatte, um die Bürger in Furcht zu halten, nicht stark genug sei, um Carlo zu widerstehen, indem er das Gemüth der Borghesen sich neuer Hoffnung hingeben sah, und, ohne nur einen Kampf zu wagen, verließ er, während Graziani schon an den Mauern stund, die Stadt auf der entgegengesetzten Seite in feiger Flucht. Dies schien das Vorzeichen des nahen Falles, der ihn, seinen Vater und seine Familie ereilte. Die Herrschaft Uguccione's nahm ein Ende, das den Unterdrückern Staunen und Schrecken einjagen mußte. — Carlo wurde nach Neri's Flucht sogleich mit dem größten Jubel vom Volke aufgenommen, das ihm Glück wünschte. Er betrat die Stadt unter den Heil verheißenden Rufen, die ihn Befreier nannten; er weinte vor Freude und mit ihm alle Alten; man lief

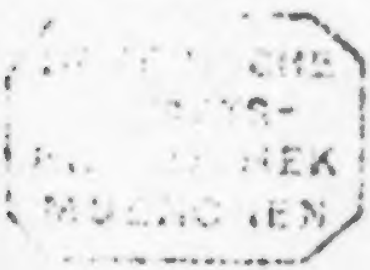
auf dem Markte zusammen und der Zudrang war so groß, daß auch die Frauen sich von den Rücksichten des Anstandes und des Geschlechtes nicht zurückhalten ließen, sondern in Menge herzuströmten und sich unter das Getümmel der Männer mischten vor Verlangen, ihn zu sehen und theilweise ihn zu sprechen, seine Hand zu drücken und ihm Glück zu wünschen über seine Rückkehr und seinen Sieg. Nachdem er die Zunächststehenden umarmt hatte, ließ er von den Ausrufern Schweigen gebieten, und als Alles stille war, begann er mit der Versicherung, wie tief ihn der herbe Fall seiner Vaterstadt geschmerzt habe; dann sprach er von dem, was er versucht habe, um sie frei zu machen, erzählte mit warmem Danke seine wunderbare Rettung, welche jener nämliche Marco vermittelt, den sie unter den Mauern gesehen haben. Er dankte Gott, daß er ihm die Kraft verliehen, ohne Wunden, ohne Blut und ohne alle Gefahr oder Beschädigung der Bürger den Tyrannen zu verjagen. Er bekannte, seine Erwartungen seien in dieser Beziehung übertroffen, denn einmal habe er geglaubt, im Gefängnisse umkommen zu müssen, dann, wenn auch daraus befreit wie durch ein Wunder, hätte nicht er allein, sondern auch seine Vaterstadt sich zum allgemeinen Heile eine gefährliche Probe bestehen müssen. Da aber durch eine besondere Gnade Gottes dieses nicht geschehen sei, mögen sie die vernichteten (denn statt alles Gesetzes hatte jüngst noch blos die Laune des Tyrannen gegolten) alten Freiheiten wieder an sich nehmen und auf Bewahrung derselben mit um so mehr Wachsamkeit halten, je herber sie den Schaden ihres Verlustes gefühlt haben. Dann machte er darauf aufmerksam, wie Vieles sie dem Volke von Perugia zu verdanken haben, durch dessen kräftige Unterstützung ihnen ganz besonders die Wiedererlangung ihrer Freiheit möglich geworden sei. Er ermunterte sie, Gesandte nach Perugia abzuordnen, um öffentlich den Dank abzustatten, und hob sodann die Versammlung auf. —

Eben machte er sich auf, um nach Hause zu gehen, da öffnete sich vor ihm das Gedränge und seine Mutter stand vor ihm, geleitet von Marco. Welche Wonne über das glückliche Wiedersehen! Er lief ihr entgegen, küßte ihr die Freudenthränen von den Augen und zeigte sie dem Volke als die, die ihn für die Liebe zur Tugend und zum Vaterlande erzogen habe. Voll Rührung bewunderte die Menge, wie viel die Kindesliebe im Verein mit der Tapferkeit vermöge, und klatschte Beifall.

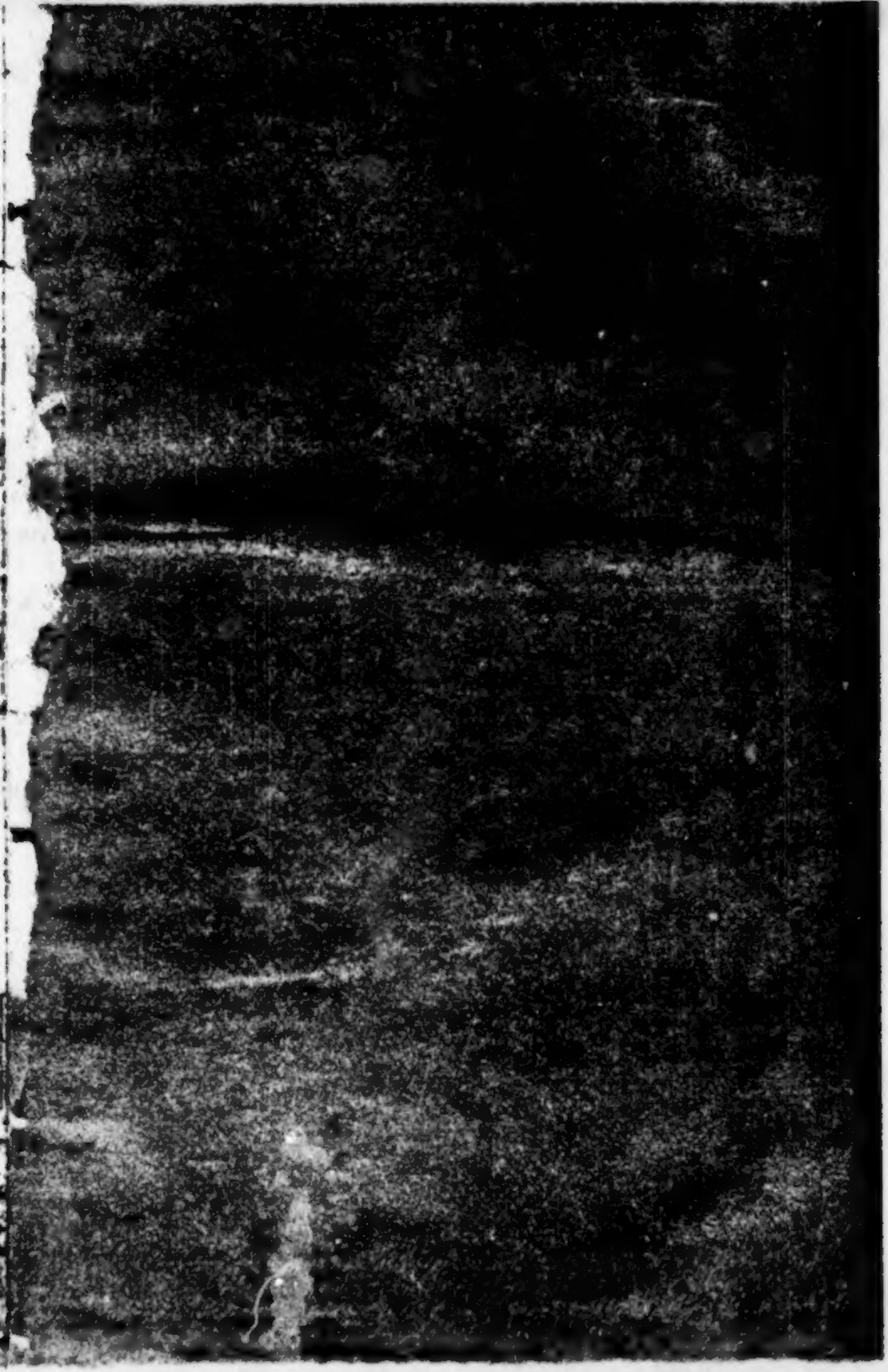
Ruhm und Segen der Mutter unseres Befreiers! riefen tausend Stimmen, und Blumen und Kränze wurden ihnen vor die Füße geworfen. Auch Marco bekam seinen Antheil an dem Ruhm und der öffentlichen Lobeserhebung und genoß das Glück, das sich verdoppelt, wenn man weiß, daß es für eine Mutter ein Anlaß des Jubels wird. Mit der Zeit ward, ohne daß man wußte, auf welche Weise, bekannt, daß er sich den Gebrauch des Juwels versagt hatte, und allgemein wuchs dadurch die Bewunderung und Zuneigung für ihn. Von nun an war er immer der treueste und zärtlichste Freund Carlo's. — Nachdem nun der Befreier nach Hause gekehrt war und die Glückwünsche und Umarmungen der Seinigen in Empfang genommen hatte, führte er das Heer hinaus unter endlosen Darlegungen von Freude und Dank, in Begleitung des Volkes, und begab sich mit den Gesandten Borgos nach Perugia zur Danksagung für die erhaltene Wohlthat. — Die Borghesen beschlossen sodann im Rathe des Volkes durch gemeinsamen Spruch und Ordnung, nicht nur Festlichkeiten und einen Triumph für seine Rückkehr, sondern, so viel Gewalt man unbeschadet des Freistaates einem Einzelnen übertragen konnte, übertrug man ihm und ernannte ihn zum Prätor der Stadt, einem Amte, womit die oberste Gewalt über die Einwohner verbunden war; diese Ehre war zuvor keinem Bürger zu Theil geworden. Carlo verwaltete das Amt mit dem Zeugniß der Mäßigung und Gerechtigkeit, sodaß nie jemand

ſich über ihn zu beſchweren hatte. In dem Beſchluſſe des Rathes war auch enthalten, daß das Thor, zu welchem Carlo einzog und welches früher das Burgthor hieß, fortan das Freiheitsthor heißen ſolle.

Dieſer tugendhafte Sohn und wackere Bürger, ſchrieb vor dreihundert Jahren ein gewiſſer Graziani, der Geſchichtſchreiber von San Sevolcro an ſeinen Bruder, ſtieg ſpäter zu hohen kriegeriſchen Würden empor, und, was jeden Glanz überſtrahlt, er glühte ſo von Vaterlandsliebe, daß er den ſchönſten Titel erwarb, den Namen: Erretter des Vaterlandes.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Beiträge zur Schillerlitteratur

als Einladungsschrift zur Schillerjubelfeier

der Universität Tübingen

herausgegeben

von

Dr Adelbert von Keller,

Ritter des k. Ordens der württembergischen Krone,
ordentlichem Professor der deutschen Litteratur.

Tübingen,

gedruckt bei Ludwig Friedrich Fues.

1859.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Am 10 November 1859 schließt das erste Jahrhundert, seit Schiller, einer der größten und edelsten Söhne Württembergs, in Marbach geboren ward.

Die Universität seines Heimatlandes wird den Säculartag festlich begehen.

Der Decan der philosophischen Facultät Herr Dr Ernst Meier wird daher Donnerstag den 10 November Vormittags 10 Uhr im Festsale der Universität in einer öffentlichen Rede die Bedeutung des Tages besprechen.

Zu dieser Feier habe ich im Auftrage des akademischen Senats alle Angehörigen, Gönner und Freunde der Hochschule geziemendst einzuladen die Ehre.

Auf den folgenden Blättern stelle ich einige Nachrichten und Zeugnisse über das Leben und die Schriften Schillers zusammen.

Die mitgetheilten Urkunden und Gedichte sind früher noch nicht oder nur ungenau gedruckt und die letzteren hier nach den Originalen berichtigt.

Die Liebe und Verehrung, welche die Nation ihrem großen Dichter entgegenbringt, hat seit lange auch dem kleinsten, was auf ihn Bezug hat, Theilnahme zugewendet, und so mag auch die gegenwärtige Nachlese gerechtfertigt erscheinen.

1.

Auszug aus dem Ehebuch der Gemeinde Marbach. B. 2.

Annus 1749.

Cop. d. 22. Jul. Herr Johann Caſpar Schiller, Chirurgus, Weyl. Herrn Johann Schillers, geweſtn Schultheißen zu Bittenfeld, hinterl. Ehl. Sohn, mit Jungfer Eliſabetha Derothea, HE. Georg Friedrich Kehweißen, B. u. Bäcker, Löwenwirths auch herrſchaftl. Holzmeßers Ehliche Tochter.

Die Treue des Auszugs

T. Marbach, den 16 September 1859

K. evangeliſches Diaconat.
Schmoller.

2.

Schillers Taufschein.

Marbach d. 16. Jan. 1773.

Johann Christoph Friedrich, Till. Herrn Johann Caſpar Schillers, damaligen Lieutenants unter dem löbl. General-Maior-Romannischen Infanterie Regiment, und Frau Eliſabethä Dorothea, geb. Kodweiſin ehlicher Sohn, iſt hier in Marbach Anno 1759. d. 11. Nov. geboren und eodem getauft worden:

Die TaufZeugen waren:

Till. Herr Chriſtoph Friedrich von Gabelenz, Sr. Herzogl. Durchleucht wirkl. CammerHerr, Obriſt ꝛc. ꝛc.

Hr. Johann Friedrich Schiller, phil. stud.

— Ferdinand Paul Harttmann, Bürgermeiſter ꝛc.

— N. N. Hübler, Bürgermeiſter zu Vayhingen.

Jgfr. Beata Dorothea Wölfingin, geweſenen Vogts led. T.

— Bernhardina Friedrika Bilfingerin, Pflegers zu Vayhingen led. Tochter ꝛc.

Daß dieſes aus dem hieſigen TaufBuch richtig extrahirt worden ſehe, beſtettiget durch eigenhändige Unterſchrifft und beygedrücktem gewöhnlichem Pettſchafft

M. Ernst Vrb. Keller,
L. S. Helffer zu Marbach.

Das Original im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Abgedruckt in Schwabs Urkunden über Schiller S. 44.

3.

Auszug aus dem Taufbuch der Gemeinde Marbach. B. 2.

1759.

M. et D.	Infantes	Parentes	Susceptores.
d. 11 Novembr.	Johann Christoph Friederich (ein Taufschein d. 12. Juli 1769, als er patens werden sollte).	Johann Caspar Schiller, Lieutenant unter dem Löbl. General-Major-Romanischen Infanterie-Regiment, ux. Elisabeta Dorothea, geb. Kodweißin.	HE Christoph Friederich von der Gabelenz, Seiner Herzogl. Durchlicht. Zu Wirtemberg wirkl. Cammer Herr, Obrist u. Commandant des Löbl. General-Major-Romannischen Infanterie-Regiments, auch Chevalier de l'ordre Militaire de St. Charles; Johann Friedrich Schiller, philos. studiosus; Ferdinand Paul Harttmann, Bürgermeister u. Amtspfleger; N. N. Hübler, Bürgermeister zu Vaihingen; Beata Dorothea Wölfingin, gewesenen Vogts und Kellers alhier eh. led. Tochter; Bernhardina Friederika Bilfingerin, Pflegers zu Vaihingen an der Enz ehl. ledige Tochter; Maria Sophia Ehrenmännin, verwittibte Collaboratorin von hier; Regina Elisabeta Wernerin, Bürgermeisters zu ged. Vaihingen ehl. led. Tochter, u. Elisabeta Margareta Sommerin, led. von Stuttgart.

Die Treue des Auszugs

T. Marbach, den 16 September 1859

K. evangelisches Diaconat.

Schmoller.

4.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

In Betreff der strittigen Frage, ob 10 oder 11 November, ist das Ergebnis einer genauen Durchsicht des Taufbuchs folgendes:

Bis zum Jahr 1755, 23 Juni ist immer in jedem einzelnen Fall aufs genaueste der Geburts- und Tauftag unterschieden: »natus et renatus« (in der ersten Rubrik untereinander z. B. $\frac{\text{nat. 20.}}{\text{renat. 21.}}$ oder $\frac{\text{nat. et}}{\text{ren. eod.}}$ Damit hört es aber leider auf, obwohl der Diaconus noch derselbe war. Doch nicht ganz. 1756, 57, 58 findet sich je einmal noch, bei einem Eintrag von fremder Hand die Unterscheidung; ebenso dreimal 1759 im Juli; außerdem 1757 und 1759 (Januar) je noch einmal von dem Diaconus selbst. Nach dem November 59 wird sodann wieder einmal von fremder Hand im December unterschieden; ferner 1760 einmal vom Diaconus; 61 einmal von jener fremden Hand. Vom Jahr 62 an wechselt sodann bei den Einträgen des neuen Diaconus die Unterscheidung und Nichtunterscheidung regelmäßig ab.

Was nun die Einträge vom Jahr 1755 an, die nur eine Zahl enthalten (ohne jeden Beisatz), betrifft, so ist es mir mehr als wahrscheinlich, daß sie den Tauftag zunächst meinen. Denn so oft ein Kind früh getauft wurde, wird dieß beigesetzt, im unmittelbaren Anschluß an das erste angegebene Datum, so daß also offenbar in allen andern Fällen »in der Kirche getauft« zu subintelligieren ist.

Die Frage wäre nun nur, ob das erste Datum nicht den Geburts- und Tauftag zugleich meint. Ziemlich wahrscheinlich ist mir dieß. Denn in den früheren Jahren, wo genau unterschieden wird, zeigt es sich, daß mindestens eben so oft am gleichen Tag getauft wurde, wo das Kind geboren war, als nicht; jedenfalls wurde bis auf ganz wenige Ausnahmen immer am Tag darauf getauft. Sodann meint in den Einträgen des neuen Diaconus vom Jahr 62 an jedenfalls das erste Datum immer, daß Geburt und Taufe am gleichen Tag geschehen sei. Denn eben, so oft dieß nicht geschah, wird hier unterschieden. Bedenken erregt nun allerdings, daß bei dieser Annahme denn doch in den Jahren 55—62 dieses Zusammenfallen viel häufiger, als früher d. h. beinahe in allen

Fällen statt gefunden haben müste. Daher wird sich eine ganz sichere Behauptung, daß der 11 November auch der Geburtstag gewesen sei, nicht aufstellen laßen können.

Von Gewicht dürfte aber doch auch der im schwabischen Urkundenbüchlein S. 44 mitgetheilte Auszug aus Schillers Taufschein sein vom Jahr 1773. Der damalige Diaconus Keller ist eben der erwähnte neue Diaconus vom Jahr 1762 an. Dieser kannte doch wohl den Gebrauch im Taufbuch von so wenig Jahren vorher d. h. die Bedeutung des ersten Datums, daß es beides zugleich meint. Daher seine Angabe: eodem getauft.

Unglücklicherweise gehen die Kirchenkalender, in denen man die Taufe eingetragen fände, auch nur bis nahe an Schillers Geburtsjahr hin, nemlich bis zum Jahr 1766 zurück.

Vielleicht interessiert Sie noch der Name des Diaconus, unter dem und daher wahrscheinlich auch von dem Schiller getauft wurde; es war nach seinem Eintrag im Jahr 1753 M. Sixt. Gottlieb Kapf.

Die vorstehenden Nachrichten, wie die unter N. 1 und 3 mitgetheilten Urkunden verdanke ich der Güte des Herrn Helfers Schmoller in Marbach.

Über die Frage, ob Schillers Geburtstag auf den 10 oder 11 November zu setzen ist, verweise ich weiter auf Hoffmanns weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache 6, 221. Schillers Jugendjahre von Eduard Boas 1, 46. Gödekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung S. 1012.

5.

Ein Stammblatt von Schillers Vater.

Notre grand édifice est la société,
Tout citoyen concourt à son utilité;
L'embellir n'est pas tout, et pour le dire encore,
La bonté la soutient, le faste la décore.

Soit pour tâcher à la conservation
du souvenir, en lisant ces lignes,
du Capitaine Schiller.

à Lorc
le 26me Novbr. 1766.

Vorstehende Mittheilung verdanke ich der Güte Seiner Magnificenz des Herrn Rectors Dr Schüz. Die Zeilen finden sich in dem Stammbuche seines mütterlichen Großvaters, des M. Wolfgang Jakob Ziegler. 1766 war er Pfarrvicar in Lorch und starb als Pfarrer in Ubingen bei Göppingen.

6.

Carmen

quo Viro plurimum reverendo et doctissimo M. Zillingio, Cœtus sanctioris, qui Ludovicopoli Christo colligitur Decano dignissimo et doctissimo Patrono suo longe omnium suspiciendo Pro Venia feriarum autumnalium benignissime concessa gratias agere et benevolentiæ ejus commendare sese voluit

Ludovicopoli d. 28 Septembris MDCCLXXI.

Tanti viri

observantissimus cultor

Joannes Christophorus Fridericus Schiller.

O mihi post ullos nunquam venerande Decane,
Audi hilari grates nunc quoque fronte meas,
Quod libertatem nobis requiescere psulum
A studiis nostris atque labore dabas.
Nam non sunt semper tractanda negotia curis,
Alternoque juvat mista labore quies.
Aequor inæquales cessant vexare procellæ
Paxque catenato Marte quiete [1] redit.
Ille decus Grajum curru prius actus ovanti,
Doctor arundineo currere gaudet equo. [2]
Sæpe solent Musæ plectro citharaque relictis
Pactilibus violas implicuisse rosis.
Et quibus annosæ crescunt sacra robora sylvæ,
His quoque Numinibus grata Myrica viret.
Parva subinde Tibi labor improbus otia suadet,
Quem semper tensum rumpitur arcus habes.
Biga boum (armantur dura cervice) recusat,
Pressa diu incurvo subdere colla jugo.

Jugera, sic fas est, dederint ubi fœnora cessant;
Est, cum victor eques frœna remittat equis.
Et rude donatur lassus gladiator in armis,
Figens ad postes Herculis arma sua.
Hoc est, cur nobis permisisti otia quædam,
Nam scis, quod semper discere nemo queat. [3]
Accipe, nunc grates deductas pectore grato, [4]
Quas ego pro venia debeo jure Tibi.
Opto, ut sis semper salvus cum conjuge salva
Et liceat fato candidiore frui.
Detur inoffensæ metam Tibi tangere vitæ,
Te jubet ex terra donec abire Deus.
Summe Decane! precor, mea carmina spernere parce!
Me Tibi commendo de meliore nota.

*

Nach einer Abschrift, aufgefunden in einer alten Bibel im Nachlaß einer Verwandten in Ludwigsburg von Herrn Dr Th. Ruoff in Stuttgart, 4 Merz 1857. Eine andere Abschrift davon, ohne Zweifel aus der ersteren geflossen, verdanke ich Herrn Professor Kern in Stuttgart. Abgedruckt ist das Gedicht, doch nicht ganz genau, wie es scheint nach einer andern Copie, in Gustav Schwabs Urkunden über Schiller und seine Familie S. 37. Den Anfang gibt fehlerhaft Boas in Schillers Jugendjahren 1, 77. Ein anderer Abdruck steht in Klaibers Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen 1857, 191 f.

Von dem Specialsuperintendenten M. Zilling in Ludwigsburg, an welchen dieses Gedicht gerichtet ist, entwirft D. F. Strauß, C. F. D. Schubarts Leben 1, 222 in grell aufgetragenen Farben ein nicht eben freundliches Bild.

1 ? quieta. 2 Diese Worte erläuterten sich durch zwei Stellen bei Plutarch 1, 610 C im Leben des Agesilaus C. 25: Ἦν δὲ καὶ φιλότεκνος ὁ Ἀγησίλαος διαφερόντως καὶ περὶ ἐκείνου τὸ τῆς παιδιᾶς λέγουσιν, ὅτι μικρὸς τοῖς παιδίοις οἶστι κάλαμον παρεμβαλὼν, ὥσπερ ἵππον, ὀχεῖ συνέπαιζεν. 2, 213 E in den Ἀποφθέγματα λακωνικά: Φιλοτεκνότατος δ' ὢν διαφερόντως, λέγεται ὅτι μικρὸς τοῖς παιδίοις κάλαμον ἐπιβεβηκὼς, ὥσπερ ἵππον, ὀχεῖ συνέπαιζεν. 3 So corrigiert aus potest. 4 So corrigiert in einer Abschrift aus nostro, was wegen des vorangehenden grates verwerflich wäre. Die andere Abschrift liest indes ohne Correctur grato.

7.

Eintrit in die Militärakademie.

D. 16 Jan. 73.

Numer: 447.

Schiller. Joh. Christ. Friderich.

Maaß: 5 Fuß.

Geburtsort: Marbach.

Amt oder Herrſchafft: Wirtemberg.

Alter: 14.

Religion: E.

Confirmirt.

Vater: Hauptmann Schiller.

Abgang: 15 Febr. 1780. RegimentDoctor bey Augé.

*

Aus dem tabellariſchen Nationalbuch der herzoglichen Militair-Academie de Anno 1770. Bl. 23. Das Buch befindet ſich im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Vgl. Heinrich Wagners Geſchichte der hohen Karlsſchule 1, 304.

8.

Ärztliche Unterſuchung.

Solitude.

den 16ten Jenners. 1773.

Johann Chriſtoph Friderich Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat ſich, bei vorgenommener Unterſuchung ſeiner Leibesbeſchaffenheit, mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füſſen behaftet, ſonſt aber geſund befunden.

T. Hof- und Militairiſcher Pflanzſchule Medicus D. Storr.

*

Nach dem Original im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv. Vgl. Schwabs Urkunden über Schiller S. 39.

9.

Schulkenntniſſe.

Johann Chriſtoph Friderich Schiller, confirmiert, überſetzt die in den trivial-Schulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das Griechiſche Neue Teſtament mit zimlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lateiniſchen Poeſie; die Handſchrifft iſt ſehr mittelmäſig.

Solitude d. 16. Jan. 1773.

Prof. Jahn.

Aus dem k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Vgl. Schwabs Urkunden über Schiller und ſeine Familie S. 39.

10.

Specification,

dererjenigen Montirungs Stüken, Welche der Elev Schiller mitgebracht, als

1. Blaues Röllen nebſt Cammisohl ohne Ermel.
1. pr Hoſen.
2. Manchet Hember.
1. Unter Hemd.
4. pr Leinene Strümpff.
1. pr Schu.
1. pr Stiefel.
1. Ord. Hut.

Geldt —:· 43 xr.

15. Stk unterſchiedlich Lateiniſche Bücher.

Sign. Solitude, den 16. Janr. 1773.

T. Hauß-Meiſter
Griesinger.

Nach dem Original im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Vgl. Schwabs Urkunden S. 41.

11.

Ein Brief von Schillers Vater.

Wohlgebohrner Herr,

Insonders hochzuverEhrenster Herr Obriſtwachtmeiſter!

In ſchuldigſter Folge des — mir gemachten Auftrags, habe anmit die Ehre, in dem Anſchluß den Taufſchein von meinem Sohn, gehorſamſt an Euer Wohlgebohren zu überſenden. Ganz durchdrungen von den lezthin ſelbſt bemerckten Wirkungen der — zum Wachsthum der herzoglichen Militaire-Pflanz-Schule verkehrenden groſſen Anſtalten, und von der glücklichſten Ausſicht für meinen Sohn, weiß ich nicht Worte zu finden, mit denen ich meine tiefſte Danckbarkeit und Ehrfurcht gegen Seine herzogliche Durchlauchten nur einiger maſſen ausdrücken könnte. Wäre es möglich, durch Gebet und Wünſche das endliche Looß aller Menſchen abzuändern: ſo müßte Unſterblichkeit vom Himmel hernieder ſteigen und dem beſten, dem weiſeſten und gnädigſten LandesRegenten, unſerm Durchlauchtigſten Herzog zu Theil werden. Doch! wer wird hieran zweifeln, da der Same des unſchäzbaren Guten, welchen Höchſtdieſelbe mit eingen [1] höchſten Händen in die zarten Herzen ganzer künftiger Geſchlechte ausſtreuen, für die Ewigkeit reiffet? Wenn nach verfloſſenen Jahrhunderten unſere Enckel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch in ſich tragen; werden ſie nicht alsdann noch erkennen und ſagen: das haben wir dem groſſen Herzog Carl zu verdancken; Sein Nahme und Sein Thun ſey bey uns im Seegen.

Möchten doch alle Pflänzlinge ihre groſſe Beſtimmung erkennen und ſich derſelben gemäs verhalten! Möchte auch beſonders mein Sohn die Erwartung von ihm rechtfertigen! An meinen Ermahnungen ſoll es niemals fehlen, wenn es mir anderſt gnädigſt erlaubt iſt, durch ſolche zu ſeiner Aufmunterung etwas beyzutragen.

Von ſeinem lenckſamen Herzen ſowohl, als von den edeln Geſinnungen Euer Wohlgebohren vollkommen verſichert, empfehle ich mich ſamt dieſem meinem Sohn zu Deroſelben ſchäzbaren Gewogenheit, in [2] bin mit der gröſſiſten Hochachtung und Ergebenheit

Euer Wohlgebohren

Ludwigsburg d: 18. Januarii. 1773. Ganz gehorſamſter Diener

[den 20t. Jan. 73. beantw.] Schiller Hauptmann.

Nach dem Original im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Vgl. Schwabs Urkunden S. 42.
1 ? eignen. 2 ? und.

12.

Eingabe

Von dem Betragen und Aufführung samtl: Eléves der ersten Abtheilung der Herzogl: Milit: Academie.

1. Scheidle sen. ist still u. s. w.

Keller sen. sehr mürrisch u. s. w.

Chatillon ist in seinem ganzen Betragen gegen Vorgesezte sehr artig u. s. w.

Carl Kempf hat nicht das beste Herz u. s. w.

Scheffauer, hat nichts böses u. s. w.

Diet: Kempf ist still u. s. w.

Brand ist sehr aufmerksam u. s. w.

Schreyer hat noch viel rohes an sich u. s. w.

von Netzen hat eine beständige und genaue Aufsicht nötig u. s. w.

Dav. Parot ist fleisig u. s. w.

Batz. sein groser WiderspruchungsGeist und unzeitige Hize sind seine Hauptfehler, hat aber gegen Vorgesezte und Cameraden eine gute DenkungsArt, wendet seine übrige zeit wohl an, ist etwas langsam im Anzug und nicht immer reinlich.

Passmann zeigt in allen Stücken einen guten Charactour u. s. w.

Eltz hat nichts vorsezliches böses u. s. w.

Gross jun. ist voll guten Willens u. s. w.

Leibold hat gegen seine Vorgesezte alle Achtung u. s. w.

Plessing macht sich immer nüzliche Beschäftigungen u. s. w.

Jean Parot ist in allen Stücken accurat u. s. w.

Kerner wendet seine übrige Zeit zu Hauß wohl an, macht sich eine Beschäftigung daraus, gegen seine Vorgesezte gehorsam und gegen seine Cameraden aufrichtig und freundschafftlich zu seyn, und ist im Anzug immer reinlich.

Foehr ein guter, fleisiger und mit andern verträglicher junger Mensch u. s. w.

Bandow scheinet immer verdrüßlich u. s. w.

Atzel befleißt sich in allen Stücken der Rechtschaffenheit u. s. w.

Petersen zeigt seit seinem kurzen hie seyn allen guten Willen, und nach diesem läßt sich in der Folge vil vortheilhafftes von ihme versprechen.

Jeitter zeigt sehr viel solides u. s. w.

Reichenbach ist unermüdet, läßt keine zeit unnüz verstreichen, gegen andere nicht besonders freundschafftlich, auch nicht sonderlich von ihnen gesucht, weil er auf sein Wissen stolz andere, von denen er glaubt, daß sie weniger wissen, mit einer gewisen Verachtung ansehen kan.

Hubbauer ist ein guter folgsamer u. s. w.

Haeberle ist nach seinem Alter sehr gesezt u. s. w.

Eisenberg im Umgang sehr artig u. s. w.

Masson läßt in allen seinen Handlungen Aufrichtigkeit und Redlichkeit blicken u. s. w.

Beurer sezt den Gehorsam nie bey seit u. s. w.

Scharfenstein ist ganz ohne Falsch, und macht sich eine ordentliche Beschäftigung daraus, jedermann mit einer wohlgesitteten Artigkeit und Bescheidenheit zu begegnen, ist in allen seinen Verrichtungen pünctlich, reinlich und von seinen Cameraden vorzüglich gelibt.

Hahn gibt sich alle mögliche Mühe u. s. w.

Friderich ist gehorsam u. s. w.

Weber ist etwas besondere u. s. w.

Schwegler sen. ein artiger junger Mensch u. s. w.

Grub sen. nach seinem Alter sehr gesezt u. s. w.

Beuerlen ist unermüdet u. s. w.

Hohl hat einer beständigen Aufsicht und Correction nötig, spricht öfters sehr unüberlegt, und beobachtet in seinen Handlungen nicht immer das anständige, ist zänkisch und nicht besonders gesellschaftlich.

Breitling sen. ist still, sehr schüchter u. s. w.

Heisch ist immer munter und aufgeräumt, fleißig und in seinem Benehmen gegen andere artig, nur von seiner Person etwas eingenommen, hört sich gerne loben, und widerspricht zu zeiten gerne.

Weil ist immer propre u. s. w.

Heideloff der 1te ist nicht beßhafft aber sehr unachtsam und voll zerstreuungen,

und ſcheinet öfters mit ſich ſelbſten unzufriden zu ſeyn, und hat deßwegen wie auch in Anſehung der Reinlichkeit beſtändige Erinnerungen nötig.

Liesching hat einen vorzüglich guten Character u. ſ. w.

Schiller iſt voll guten Willens und hat einen groſen Trieb etwas zu lernen, wegen ſeinem dissoluten und langſamen Weſen aber öftere Ermahnungen nötig, er erkennet ſeine Fehler gerne, und gibt ſich Mühe, ſie zu verbeſſern.

Gauss iſt fleiſig u. ſ. w.

Scheidle jun. benuzt alle zeit wohl u. ſ. w.

Maller hat einen groſen Hang zur Einfalt u. ſ. w.

Mohl hat allen guten Willen, und einen eigenen Trieb, zeigt in allen ſeinen Handlungen ein anſtändiges Weſen, iſt gegen jedermann ſehr dienſtfertig, und immer beſchäftigt.

von Hoven son. voll Bereitwilligkeit und Gehorſam u. ſ. w.

Schaul sen. kan vilen wegen ſeiner wohlgeſitteten Artigkeit u. ſ. w.

von Hoesten meidet, ſo vil möglich, Geſellſchafften u. ſ. w.

Grammont ein was man ſagen rechter guter und aufrichtiger Menſch u. ſ. w.

Diether iſt ſehr munter und immer aufgeraumt u. ſ. w.

Kilg beſizt eine auſſerordentliche Lebhaftigkeit u. ſ. w.

Weberling iſt ein gehorſamer aufrichtiger u. ſ. w.

Preissmeyer zeigt nicht das beſte Herz u. ſ. w.

Zumsteg iſt ſehr eigenſinnig, und immer aufgelegt, ſich mit ſeinem beſten Freund zu zanken, und hat um deßwillen als auch wegen ſeinem dissoluten Weſen eine beſtändige und genaue Aufſicht nötig.

Kaufmann sen. iſt in allen ſeinen Verrichtungen accurat u. ſ. w.

Gegel sen. iſt voll Gehorſam u. ſ. w.

Solitude den 16t. Nov. 1773.

Faber Rittmeiſter.

Vorſtehender Bericht befindet ſich im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv. Ich habe daraus nur die Prädicierung Schillers und einiger anderer bekannterer Namen vollſtändig mittheilen zu ſollen geglaubt.

13.

Revers der Eltern Schillers.

Nachdeme es Seiner regierenden Herzoglichen Durchlaucht zu Würtemberg gnädigſt gefällig geweſen, unſern Sohn

Johann Christoph Friedrich Schiller

in die Herzogliche Militair-Akademie zu unſerer unterthänigſten Dankſagung in Gnaden aufzunehmen, nach den Grund-Geſetzen dieſes Herzoglichen Inſtituts aber erforderlich wird, daß ein dahin eintrettender Elev ſich gänzlich den Dienſten des Herzoglichen Würtembergiſchen Hauſes widme, und ohne darüber zu erhaltende gnädigſte Erlaubnuß aus denſelben zu tretten nicht befugt ſeye, auch hierüber von beederſeitigen Aeltern ein Revers ausgeſtellt werde; ſo haben Wir Uns deſſen um ſo weniger entbrechen wollen, vielmehr verſprechen wir, daß obbemannter unſer Sohn dieſer Einrichtung ſo wohl, als allen übrigen Geſetzen und Anordnungen des Inſtituts auf das genaueſte nachzuleben befliſſen ſeyn wird. Urkundlich unter unſern eigenhändigen Unterſchriften und vorgedruktem angebohrnen Petſchafften. Gegeben Ludwigsburg den 23ten Septembris 1774.

L. S.

Vater Johann Caspar Schiller
Hauptmann bei dem Herzogl. General
Lieut. vom Stainiſchen Infanterie Re-
giment.

Mutter Eliſabetha Dorothea
gebohrne Kodweißin.

Nach dem Original in dem k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Das einzige beigedruckte Siegel zeigt über dem Helm einen aufgerichteten Pfeil. Der Schild enthält auf dem Felde links gleichfalls einen aufrechten Pfeil, rechts ein ſich blumendes Einhorn. Vgl. Schwabs Urkunden S. 40.

14.

Zeugnis aus der Militärakademie.

Schiller Johann Christoph Friderich im Meß 5. F. 3. Z. iſt den 11ten 9br: 15. Jahr alt geweſen, Ev: Relig: confirmirt von Marbach gebürtig, frequentirte die Lateiniſche Schul zu Ludwigsburg legte daſelbſt im Lateiniſchen und Griechiſchen einen Grund, widmete ſich der Theologie, ſeit dem er aber von Sr: Herzogl. Durchleucht auf unterthänigſtes Bitten ſeines Vaters Hauptmanns unter dem Herzogl. General Lieut: v. Stein: Inf. Regiment den 17ten Jan: 1773 in die Herzogl: Militaire Academie gnädigſt aufgenommen worden, dem studio juris. Iſt in diſer Zeit 3 zoll gewachſen, andächtig in Gottesdienſtl. Handlungen, ehrerbietig und Respectsvoll gegen ſeine Vorgeſezte, nicht weniger verträglich und freundſchafftlich gegen ſeine Cameraden, beſizt gute Gaben, iſt ſchon 7.mal, und erſt vom 2ten Sept: biß 7ten Octbr. krank gelegen, welche öftere Krankheiten auch Urſach ſind, daß er bey allem ſeinem Fleiß doch gegen andere zimlich weit zurückgebliben. Inzwiſchen iſt er noch in einem Alter, wo man bey dauerhafterer Geſundheit und anhaltendem Fleiß die beſte Hofnung von ihm haben kan.

*

Vorſtehende Notiz entnehme ich einem Hefte „Schilderungen von der erſten Abtheilung der Herzogl. Milit: Academie", unterzeichnet Solitude den 4 xbr: 1774 von Rittmeiſter Faber, verwahrt im k. geheimen Haus- und Staatsarchive in Stuttgart. Es iſt von derſelben Hand geſchrieben, wie der Bericht N. 12.

15.

Ein Hoffest.

1) Über die Pforte:

So thun sich Ihr alle Herzen auf.

2) Im Tempel.

1. Wo Franziska hineintritt wird ein Tempel.
2. Die Traurigkeit blühet vor Ihr auf, und die Freude jauchzet Ihr nach.
3. So muß man Franziska belohnen (ein brennendes Herz).
4. Tugend und Grazien wetteiferten sich selbst zu übertreffen, und Franziska ward!
5. Die Tugend wollte geliebt seyn und nahm Ihr Bild an.
6. Sie ist unsterblich wie ich (indem die Tugend der Fama Ihr Bildniß übergibt).

Schiller Eleve.

Dieses Blatt, von Schillers Hand geschrieben, enthält ohne Zweifel Veranstaltungen zu einer Namenstagsfeier zu Ehren der Reichsgräfin Franciska.

Die Urschrift dieses Programms ist im Besitze des Herrn Oberhofpredigers Dr K. von Grüneisen in Stuttgart; der gegenwärtige Abdruck folgt einer Abschrift von Herrn Professor Dr Christoph Schwab daselbst, welche ich mit dem Originale vergleichen konnte.

Über den „Tempel" erzählt Boas (Schillers Jugendjahre 1, 113): Neben dem großen Speisesal lag ein sehr schönes kuppelförmiges Gemach, von korinthischen Säulen getragen, welches der Tempel hieß. Hier pflegte der Herzog fast regelmäßig mit der Gräfin Franciska seine Abendtafel zu halten; einige Beamte, Professoren und Officiere wurden dazu gezogen, und man konnte durch drei geöffnete Thüren die speisenden Zöglinge übersehen.

16.

Empfindungen der Dankbarkeit beim Nahmens Feste Ihro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim.

1. Von der Akademie.

Ein großes Fest! — Laßt, Freunde, laßt erschallen! —
Ein schönes Fest weckt uns zu edler Lust!
Laßt himmelan den stolzen Jubel hallen,
Und Dankgefühl durchwalle jede Brust.

Einst wollte die Natur ein Fest erschaffen,
Ein Fest, wo Tugenden mit Grazien
Harmonisch ineinander trafen,
Und in dem schönsten Bunde sollten stehn,

Und dieses Fest aufs reizendste zu zieren,
Sah die Natur nach einem Nahmen um —
Franziskens Nahmen sollt es führen,
So war das Fest ein Heiligthum!

Und dieses Fest, ihr Freunde ist erschienen,
Euch jauchz' ichs mit Entzüken zu!
Jauchzt, Freunde, jauchzt mir nach: Es ist erschienen,
Und hüpft empor aus thatenloser Ruh!

Heut wird kein Ach gehört — heut fließet keine Träne;
Nur froher Dank steigt himmelwärts!
Die Lufft erschallt von jubelndem Getöne,
Franziskens Nahme lebt durch jedes Herz.

Sie iſt der Dürfft'gen Troſt — Sie gibt der Blöße Kleider,
Dem Durſte gibt Sie Trank, dem Hunger Brod!
Die Traurigen macht ſchon Ihr Anblik heiter,
Und ſcheucht vom Krankenlager weg den Tod.

Ihr Anblik ſeegenvoll — wie Sonnenblik den Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederſtrömt,
Belebend Feuer füllt die janchzende Naturen,
Und alles wird mit Stralen überſchwemmt,

So lächelt alle Welt — So ſchimmern die Gefilde
Wenn Sie, wie Göttinn unter Menſchen geht,
Von Ihr fließt Seegen aus, und himmelvolle Milde
Auf jeden den Ihr ſanffter Blik erſpäht.

Ihr holder Nahme fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unſterblichkeit verheißt Ihr jeder Blik,
Im Herzen Tronet Sie — und Freudenthränen ſpiegeln
Franziskens holdes Himmelbild zurük,

So wandelt Sie dahin auf Roſenpfaden
Ihr Leben iſt die ſchönſte Harmonie,
Umglänzt von tauſend Tugendſamen Thaten,
Seht die belohnte Tugend! — Sie!

O Freunde laßt uns nie von unſrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unſer Herz Franziskens Denkmahl ſeyn!
So werden wir mit niedrigen Gedanken,
Niemalen unſer Herz entweyhn!

2. Von der Ecole des Demoiselles.

Elisische Gefühle drängen
Des Herzens Saiten zu Gesängen
Ein theurer Nahme weckte sie. —
Schlägt nicht der Kinder Herz mit kühnern Schlägen
Der sanften Mutter Freudenfest entgegen,
Und schmilzt dahin in Wonnemelodie?
Wie sollten wir jezt fühlloß schweigen,
Da tausend Thaten uns bezeugen,
Da jeder Mund — da jedes Auge spricht: —
Ist uns Franziska Mutter nicht?

Erlauben Sie dem kindlichen Entzüken
Sich Ihnen heute scheu zu nahn,
O Sehen Sie mit mütterlichen Blüten
Was, unsre innige Verehrung auszudrüken
Wir Ihnen darzubringen wagen, an!
Erlauben Sie der schüchternen Empfindung
Für Sie der Mütter Würdigste zu glühn,
Erlauben Sie die kühne stelze Wendung, —
Denn heute, heut' dem Dank sich zu entziehn
Wär Frevel, wär die sträflichste Verblendung!

Wenn Dankbarkeit die aus dem Herzen fließet,
Wenn der Versspruch stets auf der Tugend Pfad zu gehn,
Wenn Tränen die die sanfte Rührung gießet,
Wenn Wünsche die empor zum Himmel flehn,
O wenn der Seelen feurigstes empfinden
Die Huld der besten Mutter lohnen könnten,

Wie ganz ſollt unſer Weſen nur Empfindung ſeyn,
Nie ſollten unſre Tränen, nie verſiegen,
Zum Himmel ſollten ewig unſre Wünſche fliegen,
Franzisken wollten wir ein ganzes Leben weyhn!

Doch wenn auch das Gefühl, das unſer Herz durchfließen,
Bei aller Liebe reichlichem Genuß
Womit Sie Edelſte! uns übergoßen,
Erröthen und erlahmen muß, —
So hebt uns doch das ſeelige Vertrauen:
Franziska wird mit gnadevollem Blik
Auf Ihrer Töchter ſchwaches Opfer ſchauen —
Franziska ſtößt die Herzen nie zurük!
Und feuervoller wird der Verſaz uns beleben,
Dem Meiſterbild der Tugend nachzuſtreben!

Schiller Eleve.

*

Nach dem Original, im Beſiz der Fräulein Franciske Ammermüller in Tübingen. Hoffmeiſter, der dieſe Gedichte in der Nachleſe zu Schillers Werken 1, 17, nicht genau, abdrucken läßt, ſezt ſie in das Jahr 1778. Vgl. Boas, Jugendjahre 1, 157. Auch Emil Palleske (Schillers Leben und Werke 1, 95 f.) citiert aus beiden Gedichten einzelne Zeilen, aber gleichfalls abweichend vom echten Texte.

17.

Brief von Schillers Vater.

Hochwohlgebohrner Herr,
Insonders hochgebietenster Herr Obrister!

Euer Hochwohlgebohren verzeihen mir, wenn ich gegenwärtig mich erkühne, Denenselben mit einem Schreiben beschwerlich zu seyn. Es ist heute früh der allhiesige Bauknecht Straub als von Kälte erstarrt, auf dem Weg von hier nach Bottnang, gefunden worden, und ohngeachtet der gemachten Versuche, ihn wiederum ins Leben zurük zu bringen, todt geblieben. Er hinterläßt eine schwangere Frau mit 3 Kindern in den ärmsten Umständen, so, daß sie nicht einmal die Begräbniß-Kosten werden aufbringen können. Bei diesem Gedanken ist mir beigefallen, ob nicht etwa der Cadaver des Straubs aufs anatomische Theatre in die herzogl: Militaire-academie gebraucht werden könnte, um eines theils die Todes-Art eines der durch Kälte umkommt, zu eruiren, andern theils aber einen ausser diesem gesunden, robusten und ehrlichen Körper in die Anatomie zu bekommen, und endlich der armen Wittib die Begräbniß-Kosten zu ersparen. Allein ich wiederhole zugleich meine erste Bitte, daß Euer Hochwohlgebohren mir verzeihen mögen, wenn ich durch diese Nachricht und Vorschlag gesündiget haben solte, und habe damit die Ehre in dem vollkommensten Respect zu seyn

Euer Hochwohlgebohren

Unterthäniger Diener
Hauptmann Schiller.

Solitude d: 2t. Jan. 1779.

D. 3t. Jan. beantwortet, daß S^me den Straub, als einen alten Diener ex Cassa wolle begraben laßen.

Nach dem Original im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart.

18.

Geburtstagsrede.

Haben auf der Gräfin Geburtstag die Rede, welche in dem öffentlichen Examinations Saal abgelegt werden solle, zu verfertigen:

. . . . .

Eleo . . .

„ Schiller

u. ſ. w.

Das Thema von der Rede ligt in Originali bey

Oberſt Seeger.

Aus den Acten des k. geheimen Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart.

19.

Redethema.

Die tugend, in ihre folge betrachtet

Carl HzW.

Blatt von der Hand des Herzogs flüchtig geſchrieben, in dem k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart.

Die Reden der Eleven liegen in dem Fascikel; die von Schiller aber fehlt. Möglich, daß dieſelbe von der Reichsgräfin, die ſich beſonders dadurch angeſprochen fühlen mochte, zu ihren eigenen Papieren gelegt worden iſt. Wenigſtens verſichert mich Herr Archivdirector Graf von Taube, in den aus dem Gute der Reichsgräfin Franciska ſtammenden Papieren, welche in den Beſitz des Freiherrn von Stühlind übergegangen ſind, eine ſolche Rede Schillers geſehen zu haben.

20.

Beantwortung der von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gnädigſt aufgegebenen Frage Ob Freundſchaft eines Fürſten dieſelbe ſey, wie die eines PrivatMannes? in einer Rede auf den Geburts-Tag Seiner Excellenz der Frau ReichsGräfin von Hohenheim.

Durchlauchtigſter Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Iſt die Freundſchaft des Fürſten dieſelbe, wie die eines PrivatMannes? Eine Frage, würdig des erhabenen Fürſten der ſie gab, würdig dieſes Tages, und ſchon zum Voraus durch das glänzendſte Beiſpiel vor unſern Augen beantwortet. Gelänge es mir, dieſes getreu zu zergliedern, und die Frage wär dann entſchieden, und ſpräche deutlicher als jede Unterſuchung.

Erlauchte Gräfin!

Wann Tugend das Wohlgefallen an Glükſeligkeit überhaupt iſt, ſo iſt Freundſchaft ein Nebenzweig dieſer allgemeinen Liebe. Sie iſt eine glükſelige Verwechſlung unſerer ſelbſt mit andern. Sie iſt die Harmonie der Neigungen. Sie iſt die Vermiſchung der Wünſche. Eine Empfindung, die entweder aus edlen wohlwollenden Handlungen eines andern, oder aus Liebe wekenden Eigenſchaften entſtehet, verbunden mit dem eifrigſten Wunſche, den nur zu beſizen, mit dem ſich meine Seele ſchon ſo ganz vertraut, mit dem ſie ſo ganz ſympatiſirt. Aber nur edle tugendhafte Seelen ſind dieſes wonnevollen Gefühls der Freundſchaft fähig, weil kein Eigennuz ihre Seelen verzehrt, kein Eiferſucht wekender Ehrgeiz, weil ſie allein die liebevollen Eigenſchaften eines andern zu ſchäzen und zu empfinden fähig ſind, und weil Tugend Liebe iſt. Dann Tugend iſt derjenige Zuſtand eines denkenden Weſens, durch welchen er am fähigſten wird, Geiſter vollkommener zu machen, und durch Vervollkommung derſelben ſelbſt glüklich zu ſeyn. Ja immer werden wir ſehen, daß tugendhaft geſchienene Handlungen nur ſo lange ihren Werth behalten, als ſie Wohlwollen vorausſezen, ſo bald wir aber einen andern Beweggrund wahrnehmen, ſo wird unſer Gefühl

von dem Verdienſte einer Handlung gerade in dem Grad abnehmen, als wir glauben, daß dieſer Beweggrund einen Einfluß darauf gehabt habe. — Sollten wir alſo finden, daß eine Handlung, die aus Dankbarkeit zu entſpringen geſchienen, aus der Erwartung einer neuen Wohlthat ihren Urſprung genommen, o ſo wird dieſe Einbildung allen Begriff von dem Verdienſte und der Lobwürdigkeit gänzlich zerſtören. Tugend alſo iſt Freundſchaft. Böswichter haben nur Gefährten ihres Verbrechens. Nur der tugendhafte allein Freunde. Schon in das Weſen der menſchlichen Seele iſt der Keim der Freundſchaft gepflanzt. Dieſer himmliſche Trieb, der das Weltall verbündet — All unſere Thätigkeit, all unſer Vergnügen ſproßt aus der Geſelligkeit.

„Selig iſt der Freundſchaft heilig Band,
„Sympathie die Seele Seelen traut,
„Eine Thräne, wann die Hand die Hand betaut,
„Und ein Auge, das das Auge ſchaut.

Ich bin ein geſelliges Geſchöpf. Meine Glükſeligkeit kann ohne Liebe meiner Mit-Menſchen nicht beſtehen, und die Glükſeligkeit dieſer kann nicht beſtehen, wann ich ſie nicht liebe. — Gott will die gröſte mögliche Glükſeligkeit — So will er alſo, daß ich vor die Glükſeligkeit anderer ein Gefühl habe, ſo wie für die meinige. Und das habe ich auch wirklich — Ja ich habe es nicht allein vor meine Mit-Menſchen, ſondern vor alle lebendige Geſchöpfe. Der Anblik, oder die Vorſtellung eines leidenden Weſens zerreißt mein innerſtes, löſcht allen Genuß meiner eigenen Glükſeligkeit aus, ſpannt alle meine Kräfte zur Beihülfe an. Ich habe Hülfe geleiſtet, und nun bin ich wieder ruhig, bin der Glükſeligkeit fähig. Ja für wahr ſo iſt es, wann ich ein guter unverdorbener Menſch bin, und eben ſo muß ich mich freuen, wann andere Menſchen eben ſo die Pflichten ihres geſelligen Daſeyns erfüllen. So iſt die Seele von Natur zur Sympathie geſtimmt, ſo empfindet ſie Wolluſt an Beobachtung der Vollkommenheit und des Wohlergehens anderer. So entſtehet in ihr eine unangenehme Empfindung bei dem Anblik eines leidenden Weſens — Geſellige und gütige Neigungen gefallen, wir haben deßwegen allemahl den ſtärkſten Hang mit ihnen zu ſympatiſiren. Ihr Anblik iſt uns von allen Seiten angenehm, wir nehmen an dem Vergnügen ſowohl deſſen der ſie fühlt, als deſſen der ihr Gegenſtand iſt Theil. Dann ſo wie der Gedanke, Gegenſtand des Haſſes und Unwillens zu ſeyn, rechtſchaffenen Männern weit mehr Kränkung

verurſacht, als alles Uebel, das ſie von ihren Feinden zu befürchten haben: So iſt auch in dem Bewußtſein geliebt zu werden, ein Vergnügen, das einem feinen und zarten Gefühl weit wichtiger iſt als alle Vortheile, die es von dieſer Liebe erwarten kann. Welcher Character iſt abſcheulicher als derjenige, der Vergnügen daran findet, unter Freunde den Samen der Uneinigkeit auszuſtreuen, und ihre zärtliche Liebe in tödlichen Haß zu verwandeln? Aber worinn beſtehet die Häßlichkeit dieſes mit Recht ſo verabſcheuten Verbrechens? Nicht darinn, daß er ſie der kleinen FreundſchaftsDienſte beraubt, die ſie von einander zu erwarten gehabt hätten, ſondern darinn vielmehr, daß er ſie der Freundſchaft ſelbſt beraubt, darinn, daß er ſie um die gegenſeitige Zuneigung bringt, aus welcher ihnen ſo viel Vergnügen zuſtrömte, darinn, daß er die Harmonie ihrer Herzen zerſtört, und die glükliche Vereinigung die vor dem unter ihnen herrſchte zernichtet, und daß dieſe Vereinigung zur Glükſeligkeit weit wichtiger iſt, als alle kleine Dienſte die daraus natürlich herſ..gen, das fühlt nicht allein der zärtliche und gefühlvolle, ſondern auch der roheſte unter dem Pöbel — Ja wahre Freundſchaft bleibt immer eben dieſelbe, beim Großen wie beim PrivatMann. Sie entſpringt aus eben der Quelle, wie dieſe; hat mit dieſer gleiche Natur, denſelben himmliſchen Character. Oft iſt ſelbſt ihre Quelle reiner bei dem Fürſten, als bei dem PrivatMann. Tauſendmal verbinden dieſen fremde Abſichten mit einem Menſchen; und erſt in der Folge prepft er Freundſchaft auf den edlern Zweig, wie der verderbene Römer auf Weiden ſeine Limone. Aber der Fürſt, wann er Freund wird, welche Abſichten kann er haben? Er, der alles mehr hat als der PrivatMann, was kann er eigennüzig von dieſem erwarten. Ihn reißt Harmonie der Seele, Beſtreben nach Tugend, Beſtreben durch die ganze Natur in all ihre innerſte Seiten nur Einklang zu bringen, zu dem Freunde hin. Jener ſucht oft vorher Vortheile, und wird dann erſt Freund. Der Fürſt iſt Freund, und pflükt dann erſt die herrliche Früchte von dem, nur um ſein ſelbſt willen gepflanzten Baume. So iſt der Fürſt alſo Freund, oft aus einer beſſern Quelle; dannoch aber trägt er eben das himmliſche Gepräge der Tugend, das nur allein wahrer Stempel der Freundſchaft iſt. Der Fürſt iſt alſo auf dieſelbe Art Freund, kann es auf dieſelbe Art ſeyn, und muß es ſeyn, wann er Freund ſeyn will. Dann Tugend iſt eben dieſelbe ewig — Und Tugend iſt Freundſchaft. Aber kann der Fürſt auch einen Freund finden? Wird nicht der nidrere, den er zu ſeinem Freunde ruft, in dem Freunde den Fürſten fürchten? In dem Freunde den Wohlthäter, den Schöpfer ſeines Glüks lieben? Wird er den Fürſten vergeſſen können, um als Freund mit dem

Freunde zu leben? — So fehlt die ſchönſte Perle in dem Diademe der Fürſten; die Welt hat keinen tugendhaften; und es verlohnt ſich nicht die Mühe ein Fürſt zu ſeyn. Aber Alexander hat ſeinen Hephäſtion, Heinrich ſeinen Süllly — und die Welt hat noch Tugend; hat Männer, die der Glanz des Thrones an ſich ſo ehrwürdig, mit Ehrfurcht erfüllt, aber nicht blendet; ſchüchtern macht, aber nicht ſchreckt. Nur um ſo erhabener wird alſo die Freundſchaft des Fürſten. Dann Freundſchaft was iſt ſie, ohne gegenſeitige Ehrfurcht und Achtung. Alſo der Fürſt kann Freund ſeyn, kann einen Freund haben. — Aber edlere ſeligere Wirkungen ſind dem großen vorbehalten. Da indeſſen der PrivatMann in ſeiner kleinen WirkungsSphäre nur ſer ſelten das Vergnügen fühlen kann, ich habe edle dem Staat nüzliche Bürger erzogen, ich habe eine Familie glüklich gemacht, ihnen den wahren Weg zur Glükſeligkeit gezeigt, das iſt, ich habe ſie mit innigen Banden der Freundſchaft verbunden, ich habe ſie tugendhaft gemacht. — Nun betrachte man die Folgen eines Großen, der als Menſchenfreund das Vergnügen des Volks, geliebt, angebetet von allen; wird nicht alles ſeinem erhabenen Beiſpiel folgen, ſeine Tugenden, ja ſelbſt ſeine Fehler, die ihm nun unter einer liebenswürdigen Geſtalt erſcheinen, wetteifernd annehmen — So erziehe man einen Jüngling, der einſt Künſtler werden ſoll, unter den Meiſterſtüken Rubins und Titians — Oder unter der Harmonie Jumellis und Sachinis. Man entferne von ihm ſorgfältig jede unglükliche Mißgeburt — Man erziehe ihn im Schoos einer ſchönen reizenden Natur — Er wird ſich bald an Schönheit und Harmonie gewöhnen, und im Schlafe wachſame Gefühle vor Meiſterſtüke werden ſeinen Geſchmak zum ſchönſten bilden. Jeder Mißlaut wird ihm Abſcheu einjagen — Jeder Wohllaut wird ihn in Entzüken dahinreißen — Jeder fehlerhafte Pinſelſtrich wird ſein Auge ärgern, Aber er wird bei Angelos Gott Vater aus ſich ſelbſt gezaubert werden — Er iſt ein Freund und Anbeter der Schönheit und Harmonie, Er iſt ein Feind der Häßlichkeit und des Mißklangs — Nun ahme man dieſen bei der ſittlichen Bildung nach, man ſtelle dem Jüngling, den man für das Wohl der Menſchheit bilden will, Gepräge edelmüthiger großer Thaten vor — Man verfeine ſeine Einſicht durch Religion und Weisheit. Man laſſe ihn unter den Augen tugendhafter Menſchen hervorwachſen — das unveränderliche Bild der Tugend oder der geiſtigen Harmonie wird in ſeiner Seele verwachſen, daß der Mißlaut des Laſters ſogleich ſeine Gedanken empört, und der Wohllaut der Tugend ſein Weſen in wonnevolle Gefühle dahinreißt — Freundſchaft und Tugend werden alſo die Oberhand behalten, das Volk nur an Tugend gewöhnt, wird

an dem Laster quälenden Mißlaut empfinden, das heißt, es wird sich bestreben sein Wesen nur vollkommener nur tugendhafter zu machen. Folgt diß nicht unmittelbar daraus — Und redt diß nicht die Geschichte, freylich nur selten, aber desto eindringender, desto wirkender? Enthält sie nicht Gemählde tugendhafter, und durch Tugend zur Freundschaft gebildeter Großen? Gemählde, die zwar in ihrer großen Galerie nur zuweilen aus den vielen Beispielen des Lasters herausglänzen, aber auch desto angenehmere Ruhepuncte für das beleidigte Aug des Zuschauers sind? Gemählde von großen, die bemüht waren, ihr Volk nur vollkommener nur tugendhafter zu machen, oder mit andern Worten eine Kette von Wesen durch innige Bande der Freundschaft zu verknüpfen. So war ein Alexander mit seinem Hephästion, ein Heinrich mit Süllÿ, ein Gustav Adolph mit Oxenstirn. Diese Große, mit ihrem Volke durch diese Vertraute nun näher bekannt, beglükten daſſelbe. Besigte verehrten in Hephästion ihren großen Beherrscher Alexander, staunten seine erhabene Eigenschaften an, und wurden folgsame Unterthanen. Der Landmann segnete seinen Heinrich, der ihm Ruhe und glükliche Tage verschafte. Die Nation ihren Gustav, der sie mit Oxenstirn als sein Werkzeug milde beherrschte, den er schon in seiner zarten Jugend zum Freunde erwählt, dann gerne erzeugt sich diß edle Gefühl in der Jugend, wo noch die ganze Seele voller Feuer ist, wo sie noch sympathetisch mit gleichfühlenden Herzen schlägt, wo noch kein fremdes Interesse unsere Seelen dahinreißt, und gerne dauert sie aus. Mit diesem theilte Gustav den Ruhm ein Volk glüklich gemacht zu haben — Aber was soll ich noch lange in der Geschichte Jahrhunderte durchirren, Muster ächter Freunde in den modernden Alterthümern aufsuchen. Finden wir nicht in unsern Tagen das gröste Beispiel an Carl und Franciska? Thränen der Freude entfallen dem Auge, Thränen des Danks steigen zu dem Unendlichen auf, daß er Sie schuf, daß er Ihr Daseyn verliehe, dann vereint mit Ihrem erhabensten Freunde, verlieh Sie Weisheit und Tugend dem Menschen Geschlechte — Ich schweige — Aber ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre, weinen um Carl und Franciska, segnend die Vorwelt, daß sie durch solche Freunde regiert, daß sie durch Freunde beglükt —

•

Diese Rede befindet sich im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in einem Fascikel von Akademieacten. Unter der Überschrift ist ein Theil des Blattes ausgeschnitten, auf dem der Name des Verfassers gestanden zu haben scheint. Eine andere Hand hat mit Röthel „Schiller?“ unter die Lücke geschrieben. Schillers Handschrift ist in der Rede nicht zu erkennen und so scheint auch abgesehen vom Inhalt seine Urheberschaft sehr zweifelhaft.

21.

Auf der Krankenſtube.

Als die Stube, in welcher Schiller die Räuber ſchrieb, bezeichnet man noch jetzt in Stuttgart das Manſardzimmer in der nordöſtlichen Ecke des Schloßnebengebäudes, der alten Akademie, einerſeits gegen die Neckarſtraße, andererſeits gegen das k. Reithaus gekehrt. Es war diß das Krankenzimmer der Akademiſten.

22.

Schillers Nationalliſte in der Akademie.

447. Schiller

Caracter

Taufnahm Johann Christoph Friderich

Maas												
	Fuß	5	5	5	5	5	6	6	6	6	6	6
	Zoll	5	6	8	8	9	11	"	1	2	2	2	3
	Strich	3	2	"	3	2	"	"	2	"	2	3	"

Alter 11. Novbr 1759 | 16 | 17 | 18 | 19 | 20 | 21

Religion evangeliſch

Beſtimmung Medicin

Genie r gut

confirmirt den

GeburtsOrt Marbach

reversirt 23 Sept 1774.

Vatter. Johann Caspar Hauptmann unter Stein

Mutter. Elisabetha Doroth. née Kerweiſin

Stiefvatter

Vormund.

Zuwachß. 17 Jan 1773

Abgang 15ᵗ· Xbr 1780

Regiments Doctor zu Augé

14. Dec 1773. 1779.

Chirurgie
practiſche Medicin
Materia medica.

*

Nach dem Original im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Vgl. Schwabs Urkunden S. 43.

23.

Ein Brief an Schillers Vater.

Wohlgeborner
hochgeehrtester HE Hauptmann!

Euer Wohlgebern schriftl. geäuserte Verbindlichkeit gegen meine dem HE. Sohn gewidmete Dienste in der herzogl: Militär-Akademie sehe ich als eine angenehme Aufforderung an, gegen denselben auch außer der Akademie diejenige Gesinnungen fortzusezen, von welchen ich Ihne versichern kann, daß mir jede Gelegenheit schäzbar ist, ihme in Zukunft was angenehmes erweisen zu können.

Wegen den Aepfel Kern, welche Euer Wohlgeborn von der Akademie zu erhalten wünschen, habe ich bereits befohlen, daß sie gesammelt und soviel deren zusamen zu bringen sind, Ihne übermacht werden, dargegen nehme ich Ihr Anerbieten der oculirten jungen Kirschenbäum mit Vergnügen an und wünsche solche, so hoch Sie Sie haben, zu bekommen. Ich habe übrigens die Ehre mit vollkomm. Hochachtung zu sehn

Euer ꝛc.

d. 3 Febr. 1781.

Nach dem Originalconcept im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Nach Schwabs Urkunden über Schiller S. 46 ist dieser Brief von dem Intendanten der Karlsakademie von Seeger an Schillers Vater gerichtet.

24.

Petersen.

Über Schillers des Regimentsarzts Bekanntschaft mit dem Bibliothekar Petersen in Stuttgart besitzt Herr Kämmerer G. Freiherr von Cotta in Stuttgart eine Reihe von sehr charakteristischen Urkunden, welche seiner Zeit Hermann Kurz bei Abfaßung seines Romans »Schillers Heimatjahre« benutzt hat.

25.

Scharfenstein.

Ein ungedruckter Brief Schillers an Scharfenstein ist im Besitze des Herrn Buchhändlers Georg Hoffmann in Stuttgart.

26.

Freiherr von Dalberg.

Eine Correspondenz zwischen Schiller und Dalberg soll sich im Besitze des Herrn Karl Freiherrn von Benningen in München befinden.

*

Mittheilung von Herrn Amtsrichter Dr Ph. Ritter Chelius in Mannheim.

Gedruckt sind: Schillers Briefe an den Freiherrn Herib. von Dalberg in den Jahren 1781—1785. Ein Beitrag zu Schillers Lebens- und Bildungsgeschichte. Nebst einem Facsimile von Schillers Handschrift. Karlsruhe 1819, wieder 1823 und 1838.

Ob die Münchener Sammlung noch ungedrucktes enthält, kann ich nicht entscheiden.

27.

Versteck.

Von interessanten Localitäten kann ich nach der Aussage meines sel. Freundes Karl von Schiller auch das ehemalige Hofgärtnershaus, jetzt Eigenthum des Mechanikers Groß hinter der Reinsburgstraße benennen, wo Schiller sich auf der Flucht bei einer befreundeten Familie aufhielt.

*

Aus einem Briefe des Herrn Oberlieutnants L. von Alberti in Stuttgart.

28.

Aus der Fremde.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgebietender Herr Obriſter,

Die Überzeugung, daß ich mit einem Manne rede, der Gefühl für mein Unglück und Weißheit genug für meine Lage hat, einem Manne, der in Verbindungen eines Vaters gegen mich ſteht, läßt mir jetzt die Dreuſtigkeit zu Hochdenenſelben mein Herz aufzudecken, und wenn mich alle Ressourcen in der Welt verlaßen, meine Zuflucht zur Großmut und edeln Denkungs-Art meines ehmaligen Freundes zu nehmen. Seine Herzogliche Durchlaucht haben mir vor 4 Wochen das Herausgeben litterariſcher Schriften verboten. Da ich mir ſchmeichelte durch eben dergl. Schriften den Plan der Erziehung, der in der Karls-Akademie zu Grunde liegt, auf eine auffallende Art gerechtfertigt und geehrt zu haben; da es überdiß die Gerechtigkeit gegen mein eignes Talent erforderte, es zu meinem Ruhm und Glück anzubauen; da die wenige Schriften, die ich bis jetzt der Welt mitgetheilt habe, meine jährl. Gage um 500 fl. jährlich vermehrt haben, ſo war es mir ganz unmöglich, ein Verbot, das alle dieſe Vortheile und Ausſichten zu Grunde richtet, ganz mit ſtillſchweigender Gleichgültigkeit anzunehmen. Ich habe es gewagt Seine Herzogl. Durchlaucht unterthänigſt um die gn. Erlaubniß anzuſuchen (und) Höchſtdenenſelben meine Lage in einem Schreiben vor Augen zu ſtellen. Dieſe Bitte wurde mir abgeſchlagen, und meinem General der Befehl gegeben, mich, ſobald ich mich wieder um die Erlaubniß eines Briefs melden würde, in Arreſt nehmen zu laßen. Da ich aber nun ſchlechterdings gezwungen bin, dieſes Verbot entweder gemildert oder aufgehoben zu ſehen, ſo bin ich hieher geflohen, um meinem gnädigſten Landesherrn meine Noth, ohne Gefahr, vortragen zu können. Von Euer Hochwohlgebohren aufgeklärtem Geiſt und edelm Herzen hoffe ich großmüthigſte Unterſtützung in meiner höchſtbedrängten Situation; denn ich bin der unglücklichſte Flüchtling, wenn mich Serenissimus nicht zurückkommen laßen. Ich kenne die fremde Welt nicht, bin losgerißen von Freunden, Familie und Vaterland, und meine wenige Talente wägen zu wenig in der Schale der großen Welt, als daß ich mich auf ſie verlaßen könnte. Darf ich meine Zu-

flucht zu Ihnen nehmen, verehrungswürdigster Herr! Darf ich Sie, der Sie schon so vielen Antheil an meinem Glück und meiner Bildung hatten, auch jetzt noch aufforderu, Ihre Hand nicht von einem Hülflosen zu wenden, der in einem unbekannten Land, alles Schutzes beraubt, Glück und Unglück von den Diensten seiner Freunde erwartet!

Ich schließe mit dieser frohen Hofnung und habe die Gnade, Euer Hochwohlgeboren in tiefsem Respecte zu versichern, daß ich nicht aufhören werde mich zu nennen,

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgebietender Herr Obrist,

Hochderoselben unterthänig ergebenster

Frid: Schiller,
Regimentsmedicus.

*

Während der Druckcorrectur kommt mir ein Abdruck des Briefes zu. Er steht in Freytags Grenzboten, Jahrg. 17, Sem. 2. B. 3, 334. Das Original soll sich in der Hand des Herrn Medicinalraths Leidhecker in Darmstadt befinden. Beide Abdrücke stimmen, einige weniger wesentliche Puncte abgerechnet, überein. Der gegenwärtige folgt einer alten, wie es scheint, buchstäblich getreuen Abschrift im Besitz der Frau Louise Merkel, Gemahlin des Herrn Fabrikanten Ritters Merkel in Eßlingen, welcher ich für die Mittheilung noch anderer werthvoller Blätter von und über Schiller dankbarst verpflichtet bin.

Der Brief geht an den Intendanten von Seeger. Vgl. Andreas Streicher, Schillers Flucht aus Stuttgart. Stuttgart, bei Cotta 1836. S. 85. E. Palleske, Schillers Leben und Werke 1, 215.

29.

Schiller an Herzog Karl Eugen.

Mannheim, den 24. Sept. 1782.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Herzog und Herr,

Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes kann dem gnädigſten Fürſten und Vater niemals gleichgültig ſeyn. Ich habe einen ſchrecklichen Weeg gefunden, das Herz meines gnädigſten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei ſchwerer Ahndung unterſagt worden ſind. Höchſtdieſelbe haben mir auf das ſtrengſte verboten litterariſche Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulaſſen. Ich habe geheft Eurer Herzoglichen Durchlaucht Gründe von Gewicht dagegen vorſtellen zu können, und mir daher die gnädigſte Erlaubniß ausgebeten, Höchſtdenenſelben meine unterthänigſte Bitte in einem Schreiben vortragen zu dörfen; da mir dieſe Bitte mit Androhung des Arreſts verweigert ward, meine Lage aber eine gnädigſte Milderung dieſes Verbots höchſt nothwendig machte, ſo habe ich, von Verzweiflung gedrungen, den izigen Weeg ergriffen, Eure Herzogliche Durchlaucht mit der Stimme eines Unglücklichen um gnädigſtes Gehör für meine Vorſtellungen anzuflehen, die meinem Fürſten und Vater gewiß nicht gleichgültig ſind.

Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand geſetzt den Jahrgehalt, den ich von Höchſtdero hoher Gnade empfing, jährlich mit 500 Gulden zu verſtärken welcher anſehnliche Zuſchuß für meine Gelehrtenbedürfniſſe nothwendig war. Das Verbot, das mir das Herausgeben meiner Arbeiten legt, würde mich in meinen öconomiſchen Umſtänden äuſerſt zurückſezen und gänzlich außer Stand ſezen mir ferner die Bedürfniſſe eines Studierenden zu verſchaffen.

Zu gleicher Zeit glaubte ich es meinen Talenten, dem Fürſten, der ſie weckte und bildete, und der Welt, die ſie ſchäzte ſchuldig zu ſeyn, eine Laufbahn fortzuſezen, auf welcher ich mir Ehre zu erwerben, und die Mühe meines gnädigſten Erziehers in etwas belehnen könnte. Da ich mich bisher als den erſten und einzigen Zögling Eurer Herzogl: Durchl:

kannte, der die Achtung der großen Welt sich erworben hat, so habe ich mich niemals gefürchtet meine Gaben für diesen Endzweck zu üben, und habe allen Stolz und alle Kraft darauf gerichtet mich hervorzuthun, und dasjenige Werk zu werden, das seinen fürstlichen Meister lobte. Ich bitte Eure Herzogl: Durchl: in tiefster Unterthänigkeit, mir zu befehlen, daß ich das beweisen soll.

Ich müßte ' befürchten gestraft zu werden wenn ich Höchstdenenselben gegen das Verbot meine Anliegenheit in einem Schreiben entdeckte: dieser Gefahr auszuweichen bin ich hieher geflüchtet, fest überzeugt, daß nur die unterthänigste Verstellung meiner Gründe dazu gehört, das Herz meines Fürsten gegen mich zu mildern. Ich weiß daß ich in der grosen Welt nichts gewinnen kann, daß ich in mein gröfestes Unglück stürze; ich habe keine Aussichten mehr, wenn Eure Herzogl: Durchlaucht mir die Gnade verweigern sollten, mit der Erlaubniß Schriftsteller seyn zu dörfen, einigemahl aus dem Zuschuß den mir das Schreiben verschaft Reisen zu thun, die mich grose Gelehrte und Welt kennen lernen, und mich civil zu tragen welches mir die Ausübung meiner Medicin mehr erleichtert, zurückzukommen. Diese einzige Hoffnung hält mich noch in meiner schröklichen Lage. Sollte sie mir fehlschlagen so wäre ich der ärmste Mensch, der verwiesen vom Herzen, verbannt von den Seinigen wie ein Flüchtling umherirren muß. Aber die erhabene Großmut meines Fürsten läßt mich das Gegentheil hoffen. Würde sich Karls Gnade herablaßen, mir jene Puncte zu bewilligen, welcher Unterthan wäre glücklicher als ich, wie brennend solte mein Eifer seyn, Karls Erziehung vor der ganzen Welt Ehre zu machen. Ich erwarte die gnädigste Antwort mit zitternder Hoffnung, ungeduldig aus einem fremden Lande zu meinem Fürsten, zu meinem Vaterland zu eilen, der ich in tiefster Submission und aller Empfindung eines Sohnes gegen den zürnenden Vater ersterbe

Eurer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigstreugehorsamster

Schiller.

E. Boas, Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken 2, 448 gibt diesen Brief mit wesentlichen Abweichungen und Auslaßungen. Der Schluß fehlt bei Boas ganz und der Herausgeber bemerkt: Der Rest dieses auf der Flucht entworfenen Concepts ist verloren. Der gegenwärtige Abdruck beruht auf einer Abschrift im Beſitze der Frau L. Merkel in Eßlingen.

Es iſt bekannt (K. Hoffmeiſter, Schillers Leben 1, 153), daß Herzog Karl auf dieſe Bitte den Verirrten wiederholt ſeiner Gnade verſichern ließ, wenn er auf ſeinen Poſten zurückkehre. Wenn Schiller theils aus Mistrauen, theils durch ſein Ehrgefühl ſich verhindert glaubte, von dieſem väterlichen Bescheide Gebrauch zu machen, ſo mag diß dem unglücklichen Jüngling verziehen werden. Sicherlich aber wird von dieſer Zeit an kein Vorwurf auf den Herzog fallen können, der in der gegebenen Lage als Landesherr huldvoll und auch von ſeinem pädagogiſchen Standpuncte aus gewis richtig verfahren iſt. Wie ernſthaft die Verſicherung der Vergebung gemeint war, erhellt aus dem ganzen nachherigen Verhalten des Herzogs, der von Anfang an abſehend von jeder Verfolgung, wie ſie bei Schillers militäriſchen Dienſtverhältniſſen geboten geweſen wäre, dem zurückkehrenden ſpäter den Aufenthalt in der Heimat ohne Behelligung geſtattete.

30.

Theater in Mannheim.

In Mannheim ſollen noch mancherlei Papiere von Schiller aus der Zeit ſeines dortigen Aufenthalts verwahrt werden; darunter Kritiken über Stücke, welche dem Theater zur Aufführung eingeſant werden ſind. Nach der Ausſage des Herrn Hoftheaterregiſſeurs A. Lewald in Stuttgart befinden ſich dieſe Papiere in dem Mannheimer Theaterarchiv mit andern Acten in ſtarken Heften gebunden. Die Verſuche, dieſelben zur Benützung zu erhalten, ſind ohne Erfolg geblieben, weil das Hoftheatercomite in Mannheim »die vorhandenen Urkunden und Documente zur Vorbereitung der Schillerfeier im Monat November« bedürfe.

31.

Margarete Schwan.

Die Briefe über Schillers Verhältnis zu der Familie Schwan ſind nach den in Stuttgart befindlichen Originalen zum Theil facſimiliert in dem Buche: Geliebte Schatten, von Friedrich Götz. Mannheim 1858. 4. Andere befinden ſich noch ungedruckt im Beſitze des Herrn Oberbaurathe von Gaab in Stuttgart.

32.

Schiller an **.

Mannheim d. 19. Jenner 84.

Allerdings l. Freund verdien ich Vorwürfe von Dir, daß ich schon mehrere Briefe von Dir unbeantwortet gelaßen, und nichts als meine Krankheit und Überhäufung von Geschäften kann mich entschuldigen. Zu Deiner Genugthuung kann ich Dir sagen, daß Nachläßigkeit im Schreiben die allgemeine Klage, sogar meiner Familie, über mich ist, und sich also, wenigstens auf meine Freundschaft, nicht daraus schließen läßt. Weggerechnet, daß ich in weitläuftige Correspondenzen verwikelt bin, hat mich vorzüglich die mühsame Umschmelzung meines Fiesko für Teutsche Theater, die ich in öffentlichen Zeitungen versprochen, und, um Wort zu halten sogar in meinen fieberfreien Augenbliken vornehmen mußte, von den angenehmsten Pflichten gegen meine Freunde zurükgezogen, unter denen Du mein lieber gewiß nicht der lezte bist. Vergib mir das, wie du mir schon so manches vergeben hast, und glaube mit Überzeugung, daß ich die Ungeduld und Wärme, womit Du unsre Freundschaft anfrischen wolltest, in jeder Rüksicht zu schäzen weis. Alse genug von Diesem.

Du schreibst mir, sehr schmeichelhaft, daß Dich alles, was mir wiederfahre, sehr warm interessire — Sei versichert, daß ich in eben dem Fall bin. Ohnmöglich kann mir also Deine Verheurathung — eine grose Epoche unsers Schikſals — Kleinigkeit seyn. Muthe mir indeßen nicht zu, daß ich hier auskrame, was ich allenfalls über diesen Punkt denke — sondern nimm meinen wahren und warmen Glükwunsch deßwegen an. In etwas glaube ich Deine Frau zu kennen — und auch dieses wenige berechtigt mich, Deiner Wahl meinen ganzen Beifall zu geben. Sei mit ihr glüklich, theurer Freund, und handle auch so, daß sie niemalen aufhöre, es mit Dir zu seyn. An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsren Gefühlen entgegen kommt, und sich so innig, so biegsam an unsre Launen schmiegt, gekettet zu seyn — an ihrer Brust unsre Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen, und unbändigen Leidenschaft abzuspannen — und alle Bitterkeiten des Glüks im Genuß der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens, um die ich Dich von ganzem Herzen beneide.

Aber wie in aller Welt kömmſt Du dazu, mich auf dem Weeg zur Ehe zu glauben? Mich? — So vortheilhaft ich auch von Verbindungen dieſer Art denke, ſo wenig kann ich doch in meiner gegenwärtigen Lage davon Gebrauch machen, denn mein Schikſal, ſo ſehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, iſt doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entſchloßen war, ewig zu machen. Mein gegenwärtiges Leben taugt unvergleichlich für meine 24 Jahre, aber wird es mich auch im 30ſten noch reizen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anſpruch auf Das, was man Glük heißt, erlauben — Verenke ſelbſt wie mich eine Heurat von der Bahn zu demſelbigen ablenken würde. Zwar habe ich über ein groſes Glük meine gewiſſe Capricen — Doch auch bei der gröſten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schikſale wäre eine Verheuratung mein Fall nicht, denn mein ungeſtümer Kopf und warmes Blut würde noch jezt keine Frau glüklich machen.

Nun lieber Freund erlaube mir auch eine kleine Frage. Haſt Du alle Deine Leidenſchaften auf Deine Frau verpflanzt, oder allenfalls noch einige glimmende Funken für den Künſtler zurükbehalten? Wird die Welt ihre groſen Erwartungen von Dir zurüknehmen müſſen? oder wirſt Du zwiſchen den Anſprüchen des Genies und Deiner Louiſe (ſo heißt ſie doch) eine glükliche Theilung machen? — Ich habe Dein Geſicht für Ruhm und Unſterblichkeit glühen geſehen — Dein Ehrgeiz und Dein Talent ſollen mir für meine Hoffnungen bürgen.

Billig erwarteſt Du, daß ich Dir meine Schikſale unter fremdem Himmel mittheile, denn mein Leben hat ohnehin die Farbe eines Romans, und mein ſonderbarer Kopf läßt freilich auf ſonderbare Situazionen ſchließen — aber für Briefe iſt dieſes Thema zu weitläuftig, und vielleicht auch zu gefärlich. Jezt lebe ich zu Mannheim in einem angenehmen dichtriſchen Tumel — Kurpfalz iſt mein Vaterland, denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Geſellſchaft, deren Protector der Curfürſt iſt, bin ich nazionaliſiert, und kurfürſtlich Pfalz bairiſcher Unterthan. Mein Clima iſt das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenſchaft iſt glüklicherweiſe auch mein Amt.

Am 11ten des Monats iſt mein Fiesco mit allem Pomp hier gegeben werden, nächſten Sonntag wird er wiederhohlt. In 3 Wochen kannſt du mein neues Stük: Louiſe Millerin gedruk haben. Wenn Du, mein Beſter, in Geſellſchaft Deiner Frau, während den jezigen Carnevals Luſtbarkeiten hieher fliegen könteſt — An Vergnügen weilt ich Dirs nicht fehlen laßen, und mit den Unkoſten wollten wir ſchon fertig werden. Benda bringt

ſchon den ganzen Winter bei uns zu, und im öffentlichen Conzert könnteſt Du Dich hören laßen. Meine Räuber werden am 8ten gegeben, und noch andere groſe Stüke, die Dich gewiß auf das ſchönſte zerſtreuen würden. Tanzen kannſt Du auf den Vauxhalls nach Luſt. Überleg es und berede noch andere Freunde dazu.

Jezt lebe wol, und küße in meinem Namen Deine Frau — Eiferſüchtig wirſt Du doch nicht werden? — Eingeſchloßene Briefe wirſt Du ſo gut ſeyn, zu beſtellen. Deinem MaultrommelVirtuosen iſt durch HE. Conzertmeister Fränzel protection wiederfahren.

Noch einmal lebewol, empfiehl mich allen meinen ehmaligen Freunden und liebe wie bisher Deinen

Schiller.

Die Urſchrift dieſes Briefes iſt im Beſiz der Frau Louiſe Merkel in Eßlingen.

Die Äußerungen des Freundes über eine Verheirathung Schillers ſtehen vielleicht in Zuſammenhang mit einem in Stuttgart umlaufenden Gerüchte über eine Verbindung mit Margarete Schwan, worüber auch ein Brief von Schillers Vater ſich ausſpricht. Vgl. Schillers Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern und der Familie von Wolzogen. Stuttgart, Cotta, 1859. S. 57.

33.

Schiller an Körner.

Das Knabenjahr unſres Geiſtes wird jetzt aus ſeyn, wie ich mir einbilde, ſo auch die Flitterwochen unſrer Freundſchaft; o laß unſre Herzen ſich männlich anſchließen an einander; weniger ſchwärmen und mehr empfinden. — Enthuſiasmus und Ideale, mein Theuerſter, ſind unendlich tief in meinen Augen geſunken. Gewöhnlich machen wir den Fehler, die Zukunft nach einem augenblicklichen höhern Kraftgefühl zu berechnen, und den Dingen um uns her die Farbe unſrer Schäferſtunde zu geben. Ich lobe die Begeiſterung und Liebe, die ſchöne ätheriſche Kraft, ſich an einer großen Entſchließung entzünden zu können. Sie gehört zu dem beßern Manne, aber ſie vollendet ihn nicht. Enthuſiasmus iſt der ſchöne kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft; aber derjenige hieße ja ein Thor, der von dieſer Kugel erwarten wollte, daß ſie ewig in dieſer Richtung und ewig mit dieſer Geſchwindigkeit auslaufen ſollte. Die Kugel macht einen Bogen; denn ihre Geſchwindigkeit bricht ſich in der Luft. Aber im ſüßen Moment der idealen Entbindung pflegen wir uns die treibende Kraft, nicht die Fallkraft und die widerſtehende Materie, in Rechnung zu bringen. Überblättre dieſe Allegorie nicht, mein Beſter; ſie iſt gewiß mehr, als eine poetiſche Beleuchtung, und wenn Du aufmerkſam darüber nachgedacht haſt, ſo wirſt du die Schickſale aller menſchlichen Plane gleichſam im Symbol darin angedeutet finden. Alle ſteigen und zielen nach dem Zenith empor, wie die Rakete, alle aber durchlaufen dieſen Bogen und fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde. Doch auch dieſer Bogen iſt ſo ſchön!! — Siehſt Du, geliebter Freund, ſo tröſte ich mich über das menſchliche Schickſal meiner übermenſchlichen Erwartungen. Hier fällt mir eine Periode aus dem Werther bey, die meine Phantaſie (durch welche leiſe Ahnung, weiß ich nicht) aus meinen Kinderjahren aufbehalten hat. Es iſt ein Orakel, das über mein ganzes Leben ſcheint ausgeſprochen zu ſeyn:

»Es iſt mit der Ferne wie mit der Zukunft: ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unſrer Seele, unſre Empfindung verſchwimmt ſich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, iſt Alles nach, wie vor, und unſer Herz lechzt nach entſchlüpftem Labſale.«

Wenn Du alſo in die Dresdner Neuſtadt hineinfährſt, ſo wirf alle Ideale über

Bord, vergiß den Perpendikulär-Flug Deiner Plane, und mache Dich auf den Bogen gefaßt! —

Ich drücke Dich im Geiſt an mein Herz, mein Rodrigo! möcht' ich Dir zurufen. Wenigſtens wollen wir Arm in Arm bis vor die Fallthüre der Sterblichkeit dringen, wo die Linien zwiſchen Menſchen und Geiſtern gezogen ſind. — Enthuſiasmus bleibe ſtets unſere treibende Gewalt; unſre Kugel ſoll wenigſtens ſo kräftig von der Hand emporfliegen, daß der Bogen in den Wolken verſchwinden und ihr Rückfall kaum mehr geglaubt werden ſoll! —

Möchteſt Du dich ſo innig auf unſre Wiedervereinigung freuen, als ich. —

•

Nach einer Abſchrift im Beſitze der Frau L. Merkel in Eßlingen.
1 ? nur.

34.

Besuch in der Heimat.

Zu den ab- und zugehenden Hausfreunden gehörten auch Schillers Eltern. Der Vater Schiller hatte sein Absteigequartier, wenn er von der Solitüde, wo in späterer Zeit bekanntlich sein Wohnort war, nach Stuttgart kam, gewöhnlich im hartmannischen Hause. August Hartmann redigierte ihm, schon in reifern Jahren, ein Buch über Obstbaumzucht, das der alte Schiller herausgab, wofür dieser dem jungen Gehülfen eine gar hübsche kleine Orangerie zum Geschenk machte. Durch ihn kam jedes Geistesproduct des Sohnes zuerst ins Haus und wurde von Alt und Jung stets mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen. Als der Dichter, nach seiner Flucht aus dem Vaterlande, das erste mal wieder nach Stuttgart kam, wandte er sich zuerst ins hartmannische Haus. August Hartmann besorgte ihm eine Wohnung, der Bruder Heinrich begleitete ihn auf die Solitüde, da er sich des Wegs dahin nicht mehr genau erinnerte. Heinrich Hartmann konnte nicht genug erzählen, wie unvergeßlich angenehm dieser Spaziergang und wie wonnevoll das Wiedersehen von Sohn und Eltern, Bruder und Schwestern gewesen.

*

Vorstehende Worte sind entnommen aus einer nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift: Erinnerungen an Johann Georg August von Hartmann, gewesenen k. württembergischen geheimen Rath u. s. w. aus den Mittheilungen seiner Familie zusammengestellt. Mit der Grabrede von G. Schwab. Stuttgart, 1849. S. 5.

Von Joh. Kasp. Schillers Bemühungen für die Obstbaumzucht zeugt schon der oben bei N. 23 mitgetheilte Brief. Seine Schrift über diesen Gegenstand hat freundliche Aufnahme gefunden. Vgl. Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen S. 148.

35.

Die Johanniter.

Ludwigsburg d. 30. 8br. 93.

Recht verbindlichen Dank, lieber Freund, für die überschickten Schriften, und die freundschaftliche Mühe, die Sie meinetwegen übernommen haben. Wie sehr wünschte ich, auch schon Ihrentwegen, HEn Cotta willfahren zu können, sey es durch welche Schrift es wolle. Aber ob ich gleich an Göschen nicht gebunden bin, so ist derselbe doch mein Freund, und hat ein freundschaftliches Recht wenigstens an die erste Anfrage von mir. Ich habe bereits wegen meiner Schrift über die Theorie des schönen Umgangs an ihn geschrieben, und wenn er solche auf Ostern nicht drucken kann, wie ich haben will, so habe ich darüber freye Hand. Wenn meine Tragödie: die Johanniter zu Stande kommen sollte, so würde ich noch mehr freye Macht damit haben (denn die Schrift über den ästhetischen Umgang gehört eigentlich doch zu der: über Anmuth und Würde, als Pendant, sollte also billig gleichen Druck und Verleger haben) auch würde, wie ich glaube, HE. Cotta mit einem dramatischen Stück ein größerer Gefalle geschehen. Doch müßen Sie ihn preveniren, daß ich mit einer Tragödie, die mir 3 und 4 mal so viel Arbeit kostet, als die beßte Schrift von historischem oder philosophischem Innhalt, etwas theuer bin. Unter 30 Carolin kann ich sie HEn Cotta nicht laßen, und da muß er sehen, wie er mit den Nachdruckern zu recht kommt.

Ich habe die Schriftproben durchgesehen und finde einige darunter, die mir überaus wohl gefallen. Auch hab ich solche schon für mich notirt. Es ligt aber übrigens nicht allein an Papier und Schrift, daß eine Druckschrift gut ins Auge fällt. Beides kann gut gewählt seyn, und wenn es an einer guten geschmackvollen Anordnung fehlt, so ist alles vergebens.

*

Das Original dieses Briefes ist im Beſitze der Frau L. Merkel in Eßlingen.

Dieser und die folgenden unter N. 37 und 38 mitgetheilten Briefe sind vermuthlich, wie N. 46, an J. C. F. Haug gerichtet.

Über das hier besprochene Drama s. Gödekes Grundriß S. 966. 986. 998.

36.

Cotta.

Der vollständige Briefwechsel Schillers mit seinem Freunde und Verleger Cotta ist noch erhalten und befindet sich im Besitze des Herrn Kämmerers G. Freiherrn von Cotta in Stuttgart. Eine Veröffentlichung ist zu erwarten. Bis jetzt sind davon nur 2 Briefe bekannt, in welchen Schiller sich über die Gründung der allgemeinen Zeitung ausspricht. Sie stehen abgedruckt hinter der Ausgabe der Werke in einem Bande. Stuttgart, 1830. S. 1304.

37.

Neuffer.

Ludwigsburg den 9. Dec. 93.

Ein Heft des Apoll iſt neulich zurück geblieben, und folgt hier nebſt dem Allmanach zurük. von Cotta habe ich Garven ſchon erhalten, und danke ſchönſtens für Ihre gütige Beſorgung. Können Sie mir einige Theaterſtücke zu dem bewußten Gebrauch ausfindig machen und ſchicken, ſo erzeigen Sie mir und unſrer Geſellſchaft eine groſſe Gefälligkeit. In Ermanglung beſſerer wären wir mit Essex [1] und Romeo u. Julie allenfalls zufrieden.

Wenn Sie mir ſchreiben, liebſter Freund, ſo haben Sie doch die Güte, mir auf folgende Anfrage zu antworten:

In welchen Verbindungen der junge Neuffer [2], von welchem Gedichte im Allmanach ſtehen, ſich befindet? Ob er etablirt iſt oder noch über ſich disponieren kann? Ob er Theolog oder was er ſonſt iſt? Ob er gründliche Kenntniſſe in Sprachen beſitzt, und in Philoſophie und Geſchichte etwas weniges gethan hat? — Alle dieſe Anfragen, verſteht ſich, bleiben bloß unter uns. Machen Sie, daß wir Sie bald wieder einige Stunden genießen, diß wünſcht die ganze Geſellſchaft, und am meiſten Ihr

ganz ergebener

Schiller.

Das Original im Beſitze der Frau L. Merkel in Eßlingen.

1 Statt Essex ſtund urſprünglich Egmont. Graf Eſſex, nach dem Engliſchen des Banks von J. G. Dyk, iſt 1777 erſchienen. 2 Chriſtian Ludwig Neuffer iſt geboren in Stuttgart 1769 und war 1819 bis 1839 Stadtpfarrer in Ulm, wo er ſtarb. Seine Dichtungen ſind aufgezählt in A. Wevermanns neuen Nachrichten von Gelehrten und Künſtlern aus Ulm S. 364 f., bei Gradmann, das gelehrte Schwaben S. 411 und in Gödekes Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung S. 1112.

38.

Conz.

Wenn Sie in diesen Tagen etwas freier über sich disponieren können, so machen Sie doch ja wieder einen Spaziergang nach Ludwigsburg; wäre es auch nur als Wallfahrt zu den theuren Reliquien eines Herrn, der sich so sehr um Sie verdient machte. Wenn Sie den dicken Helfer Conz bereden können, Sie zu begleiten, so bringen Sie ihn ja mit. Grüßen Sie ihn bestens von mir.

Ganz der Ihrige

Schiller.

*

Das Original im Besitz der Frau L. Merkel in Eßlingen.

Der „dicke Helfer" ist ohne Zweifel M. Karl Philipp Conz, geboren 1762 in Lorch, 1793 Diakon in Vaihingen, 1798 in Ludwigsburg, 1804 Professor der classischen Litteratur und der Eloquenz in Tübingen, wo er 1827 starb. Vgl. über ihn J. J. Stadmann, das gelehrte Schwaben S. 85. Schillers Jugendjahre von E. Boas 1, 254. K. Gödekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung S. 916. 1103.

39.

Schiller an Dannecker.

Jena, den 5. October 1794.

Die Büſte iſt glücklich und ohne den geringſten Fehler angelangt, und ich kann Dir nicht genug für die Freude danken, lieber Freund, die Du mir damit gemacht haſt. Ganze Stunden könnte ich davor ſtehen, und würde immer neue Schönheiten an dieſer Arbeit entdecken. Wer ſie noch geſehen, der bekennt, daß ihm noch nichts ſo Ausgeführtes, ſo Vollendetes von Sculptur vorgekommen iſt. Ich ſelbſt habe einige Abgüſſe von Antiken in meinem Zimmer ſtehen, die ich ſeitdem nicht mehr anſehen mag. Nun bin ich äußerſt begierig, einige Künſtler von Profeſſion drüber zu hören, und werde Dir treulich Alles, was ſie anmerken, berichten.

Wenn meine Bitte nicht unbeſcheiden iſt, ſo wollte ich Dich erſuchen, noch einen Abdruck derſelben für einen ſehr intimen Freund von mir, Hrn Apellationsrath Körner in Dresden, an den Du die Büſte direct ſchicken kannſt. Daß ich Dir aber alle Auslagen, die du dabey haſt, erſtatte, muß ich nothwendig zur Bedingung machen, da ich Dir doch die Kunſt nicht bezahlen kann.

Gewiß iſt dieſe Arbeit es werth, daß Du ſie in Marmor ausführſt, und ein Käufer wird ſich gewiß dazu finden, wenn es nöthig iſt. Wenn meine Geſundheit mich nicht hindert, eine Arbeit auszuführen, mit der ich jetzt umgehe, ſo gönne ich die Marmorbüſte Niemanden anders, als mir ſelbſt.

Ich umarme Dich tauſendmal, lieber Freund, und verſichere Dir, daß kein Tag von Nun an vergehen wird, wo ich mich Deiner Liebe und Deiner Kunſt nicht mit herzlicher Freude und Bewunderung erinnern werde.

Deiner lieben kleinen Frau, wie auch Rapps ſage recht viel Schönes und Freundſchaftl. von mir. Rapps Aufſätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatte wird Er meine Meinung darüber finden. Lebe recht wohl und behalte in gutem Andencken

Deinen Dir ewig ergebenen Freund

N.S. Meine Frau wird ſelbſt ſchreiben. Schiller.

Nach einer Abſchrift im Beſitze der Frau C. Merkel in Eßlingen.

Von der danneckerſchen Schillerbüſte iſt vielfach in dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Körner die Rede. Vgl. 3, 166. 167. 170. 226. 228. 256.

40.

Berufung nach Tübingen.

Schiller an Göthe, Jena 19 Febr. 1795:

Weil doch eben vom Schickſal die Rede iſt, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich dieſer Tage auch über mein Schickſal etwas entſchieden habe. Meine Landsleute haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu vocieren, wo man ſich jetzt ſehr mit Reformen zu beſchäftigen ſcheint. Aber da ich doch einmal zum akademiſchen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, ſo will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin und wo möglich leben und ſterben will, als irgend anderswo müßig gehn. Ich hab' es alſo ausgeſchlagen, und mache mir daraus kein Verdienſt; denn meine Neigung entſchied ſchon allein die ganze Sache, ſo daß ich gar nicht nöthig hatte, mich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die ich unſerm guten Herzog ſchuldig bin, und die ich ihm am liebſten vor allen andern ſchuldig ſeyn mag. Für meine Exiſtenz glaube ich nichts beſorgen zu dürfen, ſo lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und ſo laße ich den Himmel walten, der mich noch nie verlaßen hat.

Schiller an Körner, Jena 5 April 1795:

Ich habe in dieſer Zeit eine förmliche Vocation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbeßernden Gehalt. Ich habe ſie aber, weil ich keine beſtimmte Pflichten übernehmen kann, ausgeſchlagen. Aber auch ohne dieſes würde ich Jena und meine hieſige freie Exiſtenz mit keinem anderen Ort in der Welt vertauſchen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Geſundheit mir die Schriftſtellerei unterſagte. Dies iſt mir bewilligt worden, und nun habe ich meine Exiſtenz auf gewiſſe Weiſe aſſecuriert. Meine tauſend Thaler aus Dänemark für das vergangene Jahr habe ich noch immer nicht erhalten, obgleich mir der Prinz erſt kürzlich geſchrieben hat.

Näheres über dieſe Berufung enthält ein Brief Schillers vom 3 Apr. 1795 an Profeſſor Abel in Tübingen, worin Schiller den Vorſchlag ablehnt. Der Brief iſt abgedruckt in Schillers ſämmtlichen Werken,

Ausgabe in einem Bande. Stuttgart, Cotta, 1830. S. 1303. Auch Schillers Vater erwähnt die Berufung in einem Briefe vom 27 Dec. 1795, abgedruckt in Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen S. 149. Vgl. K. Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke 3, 17. Gödekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung S. 956.

Vergeblich habe ich in den Acten und Protokollen des akademischen Senates näheres über diese Berufung Schillers an unsere Hochschule zu finden gehofft.

Auch in den Acten des k. geheimen Cabinets, des k. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, im k. Archiv des Innern, im k. geheimen Haus- und Staatsarchiv und im k. Archiv zu Heilbronn findet sich über Schillers Berufung nach Tübingen durchaus nichts vor.

Es scheint sonach, daß diese Berufung von seiten des Professors Abel lediglich im besondern, vielleicht bloß mündlichen Auftrage des Herzogs geschehen sei.

41.

An des Herrn geheimen Raths Voigt Hochwohlgeborn zu Weimar.

Jena den 13. Sept. 95.

Den herzlichſten Dank für Ihr theures Andenken mein verehrter und vortrefflicher Freund. Ich habe Ihnen lange kein LebensZeichen gegeben, aber meinem Herzen waren Sie gegenwärtig und Ihrer gütigen Geſinnung für mich hielt ich mich, da ich Sie kenne, für gewiß. Sie haben dieſes mit dem lieben Herrgott gemein, zu dem ich auch nie bete, aber an deſſen Gnade ich feſtiglich glaube.

Mein altes körperliches Leiden ſetzt mir dieſen Sommer ſehr hartnäckig zu und macht mich unterbrochen zum Gefangenen meines Zimmers. Aber Gottlob, der Geiſt iſt noch friſch, und der Muth auch. Ich habe mich ſeit einigen Monaten aus der metaphyſiſch mephitiſchen Luft in den freien und warmen Himmel der Poeſie herausgerettet, der mir ſehr wohl thut. Bald werden Sie Proben davon ſehen, denen ich von Herzen Ihren Beifall wünſche.

Werden wir Sie mit Ihrer Frau Gemahlin nicht endlich einmal hier ſehen? Gerne möchte ich Ihnen beiden einmal meinen Kleinen vorführen, der wohl iſt, täglich in größerm Freude macht und morgen ſein zweytes Jahr zurücklegt.

Auch finden Sie uns in einer recht freundlichen Wohnung, die Ihnen gefallen wird.

Wir beyde empfehlen uns Ihnen [1] und Ihrer Frau Gemahlin freundſchaftlichen Andenken aufs beſte

Verehrungsvoll der Ihrige

Schiller.

Nach einer Abſchrift im Beſitze der Frau L. Merkel in Eßlingen.

1 ? Ihrem.

42.

Ein Briefconcept.

[Wie sollte ich es nun wagen, die nehmliche Materie und noch dazu in der nehmlichen unbequemen Briefform dem Publikum zum zweytenmal vorzulegen. Indessen es möchte seyn, wenn durch Ihre Ausführung die meinige nur entweder widerlegt oder bestätigt würde, und der Leser zu einem Resultate gelangte; aber — verzeyhen Sie, daß ich es sage — keines von beydem ist der Fall, und es liege nun woran es wolle, so ist es Ihnen nicht gelungen, Ihre Meynung einem Andern verständlich, viel weniger annehmlich zu machen. Ihre Eintheilung der Triebe kommt mir höchst schwankend und unbestimmt vor. Ich vermisse daran den Eintheilungsgrund, und sehe nicht ab, welche Sphäre dadurch erschöpft wird. Der Trieb nach Daseyn [1] (nach Steff oder Leiden) findet darinn gar keine Stelle; und da schon die zwey ersten Triebe nicht richtig unterschieden sind, so konnte der dritte, daraus abgeleitete aesthetische nur so schielend ausfallen, wie er in dieser Deduction erscheint. In der] Bestimmung dieses dritten, aesthetischen Triebs herrscht noch eine nicht zu hebende Verwirrung, obgleich manche einzelne Bestimmungen daran mich vollkommen befriedigen — Doch ich kann nicht hoffen, in einem kurzen Brief nur das Allernöthigste über diese Materie zu sagen. Sie werden das Urtheil anderer darüber hören; dieses und die Zeit wird mich rechtfertigen.

Nur noch ein Wort über Ihren Vortrag. Sie schreiben, daß Sie Fleiß darauf verwendet hätten. Wir müßen aber ganz verschiedene Begriffe von einer zweckmäßigen Darstellung haben, denn ich gestehe, daß ich mit der Ihrigen in diesen Briefen gar nicht zufrieden bin. Von einer guten Darstellung fodre ich vor allen Dingen Gleichheit des Tons, und, [um] wenn sie aesthetischen Werth haben soll, eine Wechselwirkung zwischen Bild und Begriff, keine Abwechslung zwischen beyden, wie in Ihren Briefen häufig der Fall ist. [Ich weiß wohl, daß man tiefsinnige Deduktionen niemals in ein Spiel für die Einbildungskraft verwandeln kann, aber ein lichtvoller Ausdruck] Daher das unschickliche, daß man unmittelbar von den abstrusesten Abstraktionen unmittelbar auf Tiraden stößt, ein Fehler, woran man schon in ihren früheren Schriften Anstoß genommen, und der

*

Dieses von Schillers Hand geschriebene Blatt, dessen Echtheit von Schillers ältestem Sohne Karl ausdrücklich bezeugt wird, ist im Besitze des Herrn Schulinspectors Dr J. G. Fischer in Stuttgart, der mir dasselbe zur Veröffentlichung freundlich überlaßen hat. Die in eckige Klammern gefaßten Worte sind im Original durchstrichen.

1 Ursprünglich hieß es: Leben.

43.

An einen jungen Dichter.

Jena, 24. Nov. 96.

Ich habe Sie keineswegs vergessen, lieber Freund, wie Sie denken: bloß Zerstreuungen und Geschäfte neben meiner gewöhnlichen Briefscheu haben die Antwort auf Ihre freundschaftlichen Briefe so lange verzögert.

Ihre neuesten Gedichte kamen für den Almanach um mehrere Wochen zu spät; sonst würde ich von dem Einen oder dem Andern gewiß Gebrauch gemacht haben; dafür, hoffe ich, sollen Sie an dem künftigen desto größern Antheil haben. Da es mir heute an Muse fehlt, diese letzt übersandten Stücke durchzugehen, so behalte ich sie vor der Hand noch da, um meine Bemerkungen beyzuschreiben.

Große Freude macht mir's, wenn ich in dem nächsten Almanach einig reife und bleibende Früchte Ihres Talentes aufstellen könnte. Nehmen Sie, ich bitte Sie, Ihre ganze Kraft und Ihre ganze Wachsamkeit zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, tragen ihn liebend und sorgfältig pflegend im Herzen, und laßen ihn in den schönsten Momenten des Daseyns ruhig der Vollendung zureifen. Fliehen Sie, wo möglich, die philosophischen Stoffe; sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben verzehrt sich oft die beste Kraft. Bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr seyn, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren oder in einen gekünstelten Ausdruck zu verirren.

Auch vor einem Erbfehler deutscher Dichter möchte ich Sie noch warnen, der Weitschweifigkeit nämlich, die in einer endlosen Ausführung und unter einer Fluth von Strophen oft den glücklichsten Gedanken erdrückt. Dieses thut Ihrem Gedicht an D..... nicht wenig Schaden. Wenige bedeutende Züge in ein einfaches Ganzes verkunden würden es zu einem schönen Gedichte gemacht haben. Daher empfehle ich Ihnen vor Allem eine weiße Sparsamkeit, eine sorgfältige Wahl des Bedeutenden, und einen klaren einfachen Ausdruck desselben. Doch wie kann ich alles das specificiren, was ich wünschte? Sie haben Mosen und die Propheten! Halten Sie sich an die schönsten Muster, und bilden sich daraus die Regeln

ſelbſt, die ohne das nur Worte ſeyn würden. Verzeihen Sie mir dieſe Aufforderungen, dieſe Warnungen! Theilnehmende Freundſchaft hat beyde eingegeben.

Leben Sie recht wohl, und laßen mich fleißig von ſich hören!

Ihr aufrichtig ergebener

Schiller.

•

Nach einer Abſchrift im Beſitze der Frau L. Merkel in Eßlingen.

Dieſe Abſchrift, wie die andern mir von gleicher Seite mitgetheilten, ſind außer N. 41 alle von der Hand des Hofraths Haug gefertigt, an welchen der Brief N. 48 gerichtet iſt.

44.

Zeitschriften.

Jena, den 24, 99.

Gern, mein werthester Freund! würde ich Ihr Verlangen wegen der Beyträge zu Ihrer Zeitschrift erfüllen, wenn ich nicht so arm an Zeit und so eng an mein gegenwärtiges Geschäft gebunden wäre, daß ich selbst meinen Musenalmanach dieses Jahr ohne Beyträge lassen, oder doch sehr mager damit ausstatten werde, und ihn für die Zukunft vielleicht ganz aufgebe, weil ich mich von jedem Geschäfte, das sich mit meiner absoluten Unabhängigkeit nicht verträgt, losſagen muß. Die Erfahrungen, die ich als Herausgeber von periodischen Schriften seit 16 Jahren gemacht, da ich nicht weniger als 3 verschiedene Fahrzeuge auf dos klippenvolle Meer der Literatur geführt habe, sind so wenig tröstlich, daß ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund nicht rathen kann, ein Aehnliches zu thun. Vielmehr komme ich auf meinen alten Rath zurück, daß Sie sich ruhig und unabhängig auf einen bestimmten Kreis des Wirkens concentriren möchten. Auch selbst in Rücksicht auf das Lucrative, die wir Poeten oft nicht umgehen können, ist der Weg periodischer Werke nur scheinbar vortheilhaft und bey einem unbedeutenden Anfänger von Verleger, ohne einen gewissen Rückhalt von eigenem Vermögen, der ihm verstattet, einen kleinen Stoß zu verschmerzen, ist es vollends nicht zu wagen.

Wie sehr wünschte ich, daß ich Ihnen nicht blos meinen Rath ertheilen, sondern auch die Mittel erleichtern könnte, dieselben [1] auszuführen. Wenn Sie mich mit Ihrer jetzigen Lage bekannt machen wollen, so bin ich vielleicht eher im Stande etwas vorzuschlagen, was Ihren Wünschen gemäß ist. Leben Sie wohl, und seyen Sie von meiner treuen Ergebenheit versichert.

Der Ihrige

Schiller.

Nach einer Abschrift im Besitze der Frau L. Merkel in Eßlingen.

1 ? deselben

45.

Schiller an Professor J. G. Müller in Stuttgart.

Weimar d. 3. Jan. 1802

Sie haben mich und meine Frau mit Ihrem treflichen Meisterwerke [1] auf eine so angenehme Art überrascht, daß ich es Ihnen nicht beschreiben kann. Ich bin in der That in Verlegenheit, wertheſter HE Profeßor, wie ich ein ſo großes Geſchenk, das ich auf keine Art zu erwiedern weiß, annehmen darf, und nur indem ich ſeinen innern hohen Werth vergeße und es bloß als ein Pfand Ihrer Gewogenheit und als ein werthes Andenken von Ihnen betrachte, wage ich daßelbe anzunehmen. Da es des Künſtlers höchſte Genugthuung iſt, daß ſein Verdienſt gewürdiget und gehörig empfunden wird, ſo kann ich Ihnen wenigſtens durch die große Freude die mir dieſes Werk macht dafür danken; es wird mich, ſo oft ich es anſehe, an den größten Meiſter in ſeiner Kunſt, und an den liebenswürdigen edeln Urheber erinnern, und mir die angenehmen Tage, die er hier in unſerm Zirkel uns geſchenkt hat ins Gedächtniß zurück rufen.

Damit aber doch auch etwas unter Ihren Augen ſeyn möge, was Sie an mich, als Ihren dankbaren Verehrer erinnere, ſo erlauben Sie mir, beiliegende Kleinigkeit [2] in Ihrer Bibliothek aufſtellen zu dürfen.

Möge Ihnen der Himmel die ununterbrochenſte Geſundheit und jede häußliche Freude ſchenken! Dieß iſt der herzliche Wunſch Ihres verbundenſten Dieners

Schiller.

*

Das Original iſt im Beſitze des Enkels des Adreſſaten, Herrn Regierungsraths Adolf von Müller in Stuttgart. Eine von Herrn Oberamtsrichter Müller daſelbſt gefertigte Abſchrift, welche ich mit dem Original vergleichen konnte, hat mir Herr Profeſſor Dr A. Haakh daſelbſt freundlich überlaßen.

1 Es bezieht ſich diß auf Müllers Kupferſtich, die Schlacht auf Bunkershill vorſtellend. 2 Die Beilage dieſes Schreibens Schillers war ein Exemplar ſeines Werkes Maria Stuart, ein Trauerſpiel. Tübingen, bei J. G. Cotta 1801, worein Schiller die Worte geſchrieben hat:

Dem Herrn Profeſſor Müller in Stuttgart zum Zeichen ſeiner Verehrung
Weimar, 2 Jan. 1802. vom Verfaſſer.

46.

An den Herrn geheimen Secretair Haug

dE. in Stuttgart.

Lieber alter Freund,

Ich habe den frühzeitigen Tod des guten Zumsteegs aufs ſchmerzlichſte beklagt, denn er gehörte zu den redlichſten Gemüthern, die ich kannte, und die Welt ſo wohl als ſeine Freunde haben unerſetzlich viel an ihm verloren. Wie ſehr hätte ich gewünſcht, ihm in ſeiner Wittwe und ſeinen Kindern dienen zu können, aber mit der Oper iſt vor der Hand hier nichts zu machen, ſo gern auch Goethe die Hand dazu geboten hätte. Die Theater-Casse iſt erſchöpft, und zum Unglück liegen mehrere noch ungeſpielte Opern da, die vieles Geld gekoſtet haben. Was aber in dem jetzigen Moment nicht möglich zu machen war, geht vielleicht in einiger Zeit beſſer, ich gebe die Hofnung noch nicht ganz auf.

Vielleicht wäre es nicht übel gethan, wenn ſich Madame Zumsteeg ſelbſt an Reichardt in Berlin wendete, der viele Verbindungen hat und für ſeine Freunde thätig iſt.

Uebrigens habe ich mich, ſo traurig auch die Veranlaßung war, Ihres Andenkens an mich herzlich erfreut, und bitte Sie, lieber alter Freund, mich nicht ganz zu vergeßen, und mich allen, die ſich meiner erinnern, aufs beſte zu empfehlen.

Mit der aufrichtigſten Freundſchaft

dIhrige

Schiller.

Weimar
5 März 1802.

Das Original im Beſitze der Frau L. Merkel in Eßlingen. Der Brief iſt mit dem oben unter N. 13 beſchriebenen ſchillerſchen Wappen geſiegelt. Eine Abbildung des Wappens gibt E. Boas, Nachträge zu Schillers Werken 2, 444.

Der geheime Secretär, an welchen der Brief ſich richtet, iſt Johann Christoph Friedrich Haug, geboren 1761 in Niedereßlingen, 1776 Zögling der Karlsſchule, 1783 Secretär und geheimer Kanzliſt beim herzoglichen geheimen Cabinet, 1791 Pfalzgraf, 1794 geheimer Secretär, 1816 Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart, geſtorben 1829, der Großvater der jetzigen Beſitzerin des Blattes. Seine Gedichte hat K. v. Prüneſſen 1840 in Stuttgart bei Ebner und Seubert in Auswahl herausgegeben.

47.

Reliquien.

Die Freifrau von Schiller in Stuttgart besitzt an Reliquien noch die kleine Bibliothek ihres Schwiegervaters, etwa 360 Bände, unter denen manche von ihm benützte historische Quellen, den Schreibtisch und 2 kleine Koffer mit verschiedenen Gegenständen, als Kleidungsstücke (darunter die von A. v. Humboldt mitgebrachte Leibbinde), goldene Uhr und Schuhschnallen, 3 Tabaksdosen, in einer laut Zeugnisses von Schillers Witwe noch von seinem Tabak, 3 Tassen, Siegel, auch das Etui des Homerrings, Haare von ihm u. s. w. Merkwürdig sind auch die Originalgemälde von Schiller, Cotta und andern Familiengliedern.

*

Aus einem Briefe eines Angehörigen der Familie, des Herrn Oberstleutnants von Alberti in Stuttgart

48.

Monumentum ære perennius.

Was manche als schönste und willkommenste Bescherung zur Jubelfeier von Schillers Geburt zu erhalten gewünscht und gehofft hatten, die Vollendung des würdigsten Denkmals für seinen Genius, ist nicht zu Stande gekommen. Es wäre diß eine kritische Gesammtausgabe seiner Werke.

Wie dieselbe eingerichtet sein müste, nach welchen Grundsätzen dabei zu verfahren wäre, darüber würde wohl die Verständigung leicht sein. Haupterfordernis erscheint: möglichste Vollständigkeit der Sammlung alles dessen, was Schiller schriftlich hinterlaßen hat, wobei die nicht von ihm selbst zur Veröffentlichung bestimmten Stücke, sowie die von zweifelhafter Echtheit durch verschiedene Schriftgattungen zu kennzeichnen wären; Abtheilung des Gesammtvorraths in wenige Hauptgruppen, etwa: Gedichte, Dramen, prosaische Schriften, Briefe: innerhalb dieser Abtheilungen Anordnung der einzelnen Werke nach der Zeitfolge des Entstehens; Beibehaltung der ursprünglichen Orthographie; sorgfältige Aufführung späterer abweichender Lesarten unter dem Text.

Neben dieser kritischen Ausgabe könnten die Wünsche und Bedürfnisse der größeren Leserkreiße, welche in Bezug auf Auswahl, Anordnung, Schreibung und Apparat abweichende Ziele verfolgen, ungestört in andern Abdrücken ihre Befriedigung finden.

Zur Lösung jener großen kritischen Aufgabe hat sich durch langjährige Studien besonders vorbereitet Herr Professer Dr Joachim Meyer in Nürnberg. Zeugnis davon gibt seine nicht in den Buchhandel gegebene Schrift: Beiträge zur Feststellung, Verbeßerung und Vermehrung des schillerischen Textes. Nürnberg, 1858.

Verzeichnis der Doctoren,

welche

die philosophische Facultät in Tübingen

im Decanatsjahre 1873 bis 1874

ernannt hat.

Beigefügt ist

die altdeutsche Erzählung vom rothen Munde,

herausgegeben

von

Dr Adelbert von Keller,
ordentlichem Professor der deutschen Sprache.

Tübingen,
gedruckt bei Ludwig Friedrich Fues
1874.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Unter meinem Decanate sind zu Doctoren der Philosophie und Magistern der freien Künste ernannt worden:

1) Spyridon Sungras aus Athen; 29 Merz 1873.
2) Lorenz Myriantheus aus Leukosia in Cypern; 3 Mai 1873.
3) Karl Hierlemann aus Wurzach, Präceptoratsverweser in Hohenheim, später Präceptor in Geislingen; 3 Mai 1873.
4) Ernst Kelchner, Amanuensis der Stadtbibliothek in Frankfurt am Main; 15 Mai 1873.
5) Herbert Henry Weitbrecht aus London, Candidat der Theologie; 24 Mai 1873.
6) Heinrich Landesmann aus Nikolsburg in Mähren; 7 Juni 1873.
7) Julius Grill, Helfer in Calw; 9 Juni 1873.
8) Gustav Adolf Kietz, Bildhauer, Ehrenmitglied der k. sächsischen Akademie der bildenden Künste in Dresden, Ritter des k. sächsischen Albrechtordens, des k. preußischen Kronordens und des g. hessischen Ordens Philipps des großmüthigen; honoris causa, 1 Juli 1873.
9) Aloys Knöpfler aus Schomburg im Allgäu, Candidat der Theologie; 8 Juli 1873.
10) Gustav Adolf König aus Strehla im K. Sachsen, Candidat der Theologie; 17 Juli 1873.
11) David Albert August Coste aus Gramzow in Brandenburg; 23 Juli 1873.

12) Alfred Hölder aus Stuttgart, Repetent am k. evangelisch-theologischen Seminar hier, später Helfer in Blaubeuren; 16 August 1873.

13) Hermann Fischer aus Stuttgart, Candidat der Philologie; 16 August 1873.

14) Jakob Ehni aus Cannstatt, Pfarrer in Genf; 16 August 1873.

15) Ernst Wilhelm Ludwig Regel aus Waltershausen in Sachsen-Gotha; 15 November 1873.

16) Theodor Johann Heinrich Spitta aus Berlin; 15 November 1873.

17) Burchard Blancke aus Hanover, Lehrer an der höheren Handelsschule in Stuttgart; 26 November 1873.

18) Gustav Leithäuser aus Elberfeld, Lehrer am Gymnasium daselbst; 9 Merz 1874.

Fünf Gesuche um die Promotion mußten abgewiesen werden.

Erneuert wurde das Diplom den Herren

1) Georg Martin Durfch, Kirchenrath, Decan und Stadtpfarrer in Rotweil, Ritter erster Classe des k. Friedrichsordens; 23 April 1873.

2) Karl August Hase, Doctor der Theologie, geheimem Kirchenrath, ordentl. Professor der Theologie in Jena, Komthur des g. sächsischen Ordens vom weißen Falken, Ritter des sächsisch-ernestinischen Hausordens und des k. schwedischen Nordsternordens; 3 Mai 1873.

3) Moriz Mohl in Stuttgart, Doctor der Staatswirtschaft, Reichs- und Landtagsabgeordneten, Oberstenrath a. D.; 16 October 1873.

4) Karl von Grüneisen. Doctor der Theologie, Prälaten, Oberhofprediger und [illegible]propst a. D., Ehrenmitglied des k. evangelischen Consistoriums, Komthur des k. Ordens der württembergischen Krone, des k. preußischen Ordens vom rothen Adler und des g. sächsischen Ordens

vom weißen Falken, Ehrenmitglied der k. preußischen Akademie der Künste in Berlin, Mitglied des Vereins für Vaterlandskunde in Stuttgart, Vorstand des Vereins für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs.

Tübingen, 24 Merz 1874.

Keller.

Das Märe vom rothen Mündlein

habe ich noch nirgend gedruckt gefunden. Doch scheint mir das Gedicht die Veröffentlichung zu verdienen, schon wegen der Beziehung auf die deutsche Heldensage und der Erwähnung der Dichtungen Wolframs von Eschenbach, aber auch wegen einzelner guter Züge, welche von der lebendigen Anschauung und dem Geschicke des Verfassers zeugen.

Zwei Handschriften haben uns das Gedicht überliefert.

C gehört der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek an. Ich habe sie ausführlich beschrieben in meinem Verzeichnis altdeutscher Handschriften, Tübingen 1864, S. 4. 20 unter N. 2. Eine Abschrift unseres Gedichts aus C habe ich selbst genommen. Herr Hofbibliothekar Dr A. Holder in Karlsruhe hat mein Concept mit zuvorkommender Güte nach der Handschrift auf das genaueste collationiert, wofür ich ihm dankbarst verpflichtet bin.

M, Handschrift der königl. Hof- und Staatsbibliothek in München, N. 714. Eine ausführliche Beschreibung derselben habe ich gegeben in meiner Sammlung Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Stuttgart 1853, B. 3, S. 1373 ff. und im Verzeichnis der altdeutschen Handschriften unter N. 50. Eine sehr sorgfältige Abschrift unseres Gedichtes aus M verdanke ich der Güte des Herrn Doctors K. Vollmöller in Ilsfeld.

M ist nicht aus C geflossen, enthält aber eine modernere und gekürzte Fassung. Zwei Stellen in der Mitte, Z. 84 bis 87, Z. 202 bis 298, hat M nicht; auch fehlen Z. 184 und die 10 Schlusszeilen. Der Schreiber von M wuste nichts vom Gral und seiner Sage, sonst würde er nicht Z. 25 deutlich grabs statt grals geschrieben haben und die Namen nicht so sehr entstellen. Dass er Z. 158 die Scene in die Küche statt in die Kirche verlegt, ist ein Zeichen seiner Nachlässigkeit im Schreiben und des niedern Fluges seiner Phantasie.

Beide Handschriften stammen aus dem 15 Jahrhundert. Wenn auch einzelne Ausdrücke auf eine viel frühere Abfassungszeit des Gedichts schließen lassen könnten, so hielt ich doch nicht für gerechtfertigt, das ganze in die streng mittelhochdeutsche

Sprache und Schreibweise zurückzuübersetzen, so wenig Schwierigkeiten diss auch im ganzen geboten haben würde.

Einzelne Besserungen des Textes hat mir Herr Geheimer Hofrath Dr K. Bartsch in Heidelberg freundlich mitgetheilt; ich bezeichne sie mit B.

Über die Heimath des Gedichts fehlen alle Angaben. Die Abwerfung des auslautenden n könnte auf Mitteldeutschland vermuthen lassen. Vgl. Z. 22 brinne: inne. 311 f. mê: zergê. 13 f. tichte: nichte. 93 f. kræne: schœne. 133 f. thuo: zuo. 227 f. brinne: inne. 299 f. habe: abe. Noch mehr weist dahin der Gebrauch des Artikels die statt der Z. 292. 297. Provinciell sind auch die Reime röt: stöt. Z. 157 f., röt: höt Z. 193 f.

Den Inhalt des Gedichtes bildet der Preis des rothen Mundes der Geliebten, die davon selbst den Namen der rothe Mund erhalten, wenn nicht die Worte der Überschrift und Z. 353 auf das Gedicht zu beziehen sind.

Im Lobe dieses Theiles der Frauenschönheit ergehen sich die mittelhochdeutschen epischen und lyrischen Dichter gerne. Vgl. Wolfdietrich im deutschen Heldenbuch, Berlin 1873. 4, 85. 129. 138. Von Lyrikern nenne ich zuerst Gottfried von Nifen S. 7 bei Haupt, Sp. 859 f. in W. Wackernagels altdeutschem Lesebuch, Basel 1873. Nithart spricht davon, dass der lachende Frauenmund Rosen und andere Blumen streuen könne. Dem Grafen von Toggenburg sind Blumen, Laub, Klee, Berg und Thal und des Maien sommersüße Wonne fahl gegen die Rose, die seine Frau trägt; die lichte Sonne erlischt in seinen Augen, wenn er die Rose schaut, die aus einem rothen Mündlein blüht, wie die Rosen aus des Maien Thaue. Was man Rosen bricht im Thal, wo sie die schönen macht, alsbald lacht ihr rother Mund eine tausend mal so schöne. Vgl. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 3, 420 ff. 512 f. 5, 130 f. Marien Rosenkranz in Hagens Gesammtabenteuer 3, 606, Z. 269. 288. Daraus bildeten sich die Sagen vom Rosenlachen, worüber Uhland a. a. O., Sagen, die in Geschlechtsnamen wie Rosenlacher, Rosenlächner, Blumlacher noch heute nachklingen. Vgl. J. Grimms deutsche Mythologie b S. 1054 f. K. Simrocks deutsche Mythologie S. 360. c S. 312. Ähnlich im neapolitanischen Mährchen. Vgl. Giambattista Basiles Pentameron 4, 7. bei Liebrecht B. 2, S. 86. F. Liebrecht in den göttingischen gel. Anz. 1870, St. 45, S. 1773. Erwägt man die Verbreitung solcher Bilder und Vorstellungen, so mag auch das Hyperbolische unseres Gedichtes weniger befremden.

Hſ. 2, 126[a]. 50, 57[b]

VON DER SCHÔNSTEN FRAWEN,

GENANT DER ROT MUNT.

Waß ich frawen ie gesach,
Daß ist als ein slac in ein bach
Wider ein, die hân ich nû ersehen.
Der muoß ich von schulden jehen,
Daß ich kein schôner nie gesach.
Und lebt noch der von Eschenbach,
Der müeste mir den krieg lân,
Daß nie fraw wart baß getân.
Der konde frawen hôch loben,
Daß in nieman mach überoben.
Waß er loben wolte,
Daß lobt er, alser solte,
Und waß er wolte tichte
Von wârheit oder von nichte,
Daß het er sô gar besinnet.
Die werlt alsô verbrinnet,
Daß nimmer sein gleich wirt.
Er hât ir aller lob verirt.
Endelich ich wolte,
Daß er noch leben solte

1 C Das. M Was. ? Swaz. 2 Dieselbe Redensart bei Walther von der Vogelweide hg. Lachmann 1853 S. 124. 218. hg. Wackernagel S. 75. hg. Pfeiffer b S. 307. Karlmeinet Bl. 162, 3. Die Erhöhung hg. Bartsch S. 3. 332. Rutebeuf in Barbazans Fabliaux 4, 137. 3 M eine die ich han gesehen. 4 C Des. 5 M schöner ye nie. 7 C must. M müst mir die. Vgl. Hartmann von Duwe (Minnesangs Frühling S. 207, 20) der kriee sî ir verlân. 7 C lon: geton. 8 M Das frawen nye pas ward gethan. 9 C kond. M kund. 10 M nyemant kund. 11 C M wolt. 12 C also solt. M scholt. 13 C wolt. M er ye getichtt. C tichten. 14 C nichten. M nicht. 15 C besynt. M pesynnet. 16 C verbrynt. M verprynnet. 18 C hot. 19 M Endlichen. CM wolt. 20 CM solt.

In der wird, als man in sach,
Dâ er von Elspeten sprach
Hſ. 50, 58 Und von der schôn Bêâflôrs,
Orgelûse, Kondwîrâmôrs,
Von der süeßen, die des grâles pflac,
An der tugent und êre lac,
Von Sigûnen trewen.
Ich sprich: Eß muoß mich rewen,
Daß er ie sô fruo starp.
Waß hôhes lobs an im verdarp
Von Jescûten, Kunnewâren!
Er hât bei seinen jâren
Lobes vil an sie gewant.
Ich wolt, daß mein leip wær ein pfant,
Hêt er gesehen die frawen mein,
Hſ. 2, 126c Er ließ beid, ein und ander, sein,
Bei-namen, er wolt dan toben,
Er hülf mir die süeßen loben
Mit rede und mit schalle
Endlich für sie alle.
Durch die wær mir sô liep sein leben,
Er künde ir lob mit hûfen geben.
Hſ. 50, 56b Der ist dâ hin, das mag nit sein.
Sô lob ich doch die frawen mein

22 C Da von er von. Vgl. Hſ. 29, 1. M Elysen. Es ist wohl Lohengrin gemeint. Vgl. die Ausgabe von Rückert S. 244 ff. Unser Dichter nahm sonach Wolfram auch für den Verfasser des Lohengrin, was nicht verwundern kann, wenn man sich der gleichen Meinung über den Titurel und andere Gedichte erinnert. Vgl. Wilh. Grimm, deutsche Heldensage, Berlin 1867, S. 229. 23 C beafloß. M Bophlers. Beaflurs (Parz. 87, 27) ist die Gattin Pansamurs, beide von der feien art, Mutter von Liahturteltart. 24 C Orgoioses kvnne biramos. M Oriles vnd ont Sigmers. Bartsch vermuthet Kondwîrâmôrs. 25 C suß. M süss. M grabs pflagen. Es ist Repanse-de-schoye gemeint. Sie war so schön, daß Condwiramur vil nâch ebenhiuze vant an der clâren meide velles blic. Parzival 811. 26 M dem. M er lagen. 27 C Sygminne der t. M Sigunen und ir rewen. 29 M erstarb. 30 C jn. 31 C Yestuten kvmmen waren. M Ysente küne waren. 33 M Lobs an sich vil g. 35 M frawe. 36 M andern. 37 M Wes namen er denn wolt t. ? Binamen, erne wolds t. 41 C so gar. M die so wer mir so lieb. 42 C kond. C hulden. M huoffen. B hûfen. 43 C don hin.

Mit herzen und mit sinne.
Sô minnicliche minne,
Wer sie het als ich gesehen,
Der müeste mir der wârheit jehen,
Das er gesæhe nie schœner leip,
Sei halt meit oder weip,
Sô minneclichen und sô zart,
Wan schœner frawe nie wart.
Zuo ir schœne ist sie guot,
Liep unde wol gemuot;
Kiusche, zucht und reiner sit
Wonen der minneclichen mit
Und sô schœn gebâren
In iren jungen jâren,
Des hôhet sich mein sender muot,
Daß meinem herzen sanfte tuot.
In sach nie sô müetlich,
Sô lieplich und sô güetlich.
Ist, daß ich kein weil leben sol,
Hl. 50. 59 Ich wil ir sprechen alsô wol
Bei minnen sendem kummer,
Daß dehein sô tummer
Frawen nie sô wol gesprach,
Wan ich ein frawen nie gesach,
Der ir wort unde ir schimpf
Hl. 2. 126 Und ir site und ir gelimpf
Beinamen ie gestüende baß,
Als ich von ir dô las.
Wir hœren an dem buoche lesen,
Wir süln an gener werlte wesen

48 GR müet. 49 G gesehe. R gesah. 50 R Es sey junckfraw. ? Es si m. 51 R myanigklich. 52 R Wann nye a. frawen wart. 53 G schon. G güt. 54 R Tugentlich und. 55 G keusch. R kewsch. R raine. 59 R böbet. R mein sennender. 60 G sanfft. 61 G In sach ich ny so müticklich. R Ich gesah sie nye so gütlich: müticlich. 63 R schol. 65 R meinem sennenden. G senden. 66 G ny kain. R nye kain. 68 R kain. 70 R ir geper. 71 R Und yr si und yr gelas. 72 R Bey namen ye gestunden pas. 73 R dem püchern. 74 G sullen. R sebölln in der werlt.

(Daß ist gewissen unde ist kunt)
Schœner, dan die sunne, siben stunt.
Daß ist wâr, daß weiß ich wol,
Von der ich senden kummer dol,
Meines herzen süeße wünne
Die ist hie liehter, dan die sünne.
Wie schœne sie dort solt werden,
Wan sie nu hie auf erden
Vil liehter, dan die sunne, sei,
Ir schœne want ir tausent bei.
Dô got die süeßen achte
Beschuof und betrachte,
Dô entwart er unde maß,
Hi. 50, 59b Daß er nichts an ir vergaß.
Lobte ich ieclich ir gelit,
Hie lengert ich daß mære mit.
Diß ist ein rede als hundert:
Ir schœne ist auß gesundert,
Daß ich gar hôch wil krœne
Ir schœne uber alle schœne.
Man siht manegen wallen zwâr
Gein Rôm beide her und dar;
Sô er dan vil umbe gevert
Und guotes genuoc verzert,
Sô hât er daß für einen ruom,
Daß man in bestreicht mit heilectuom,
Wanne eß ist tôten bein.
Daß achte ich gar clein.

75 C gewiß. M gewissent. B gewissen. 76 M denn. 78 M sunder kumer. 79 C suße. M fehlt das Wort. 80 M Ist. M denn d. sunne. 81 C schon. 82 M Wann seyt sie hie. 83 M denn sie ye was. 84 bis 87 fehlt M. 84 C schon. 85 C der acht. B tilgt der. 88 C er an ir nichcz gebrast. 89 M Lobt ich yclychs pesunder yr glid. 90 M Da lenget sich die red mit. 91 M Das. C schon. 93 C kronen. M krön. 94 C schon. M schön. 95 M manchen wallen verr. 96 M dar und her. 97 M denn verr ümb gefert. 98 M Und gar vil guts vertzert. C verczart. 99 M f. grossen r. 100 C heylgtm. M yn mit dem heiligtum. ? Daz man in mit heilectuom Bestreich (daz achte ich clein) Wande es ist tôten bein. 101 M bestreycht des acht ich clain. 102 M Wann es ist der toten gepain.

An der al mein freüde stât
Und sin sô minnlich antlits hât,
Der mich dâ mite bestriche,
Alle die nôt entwiche,
Waß ich unsælden ie gewan,
Sô minneclich ist eß getân,
Jeneß achte ich bei dem leichten,
Trawn diß wær des geweihten,
Wan jeneß daß ensprichet nicht,
Diß sprichet, hœret unde sicht
Und lachet minniclichen an,
Wem eß seins süeßen lachens gan.
Spræche ich, daß die frawe mein
Het liljen weis und rôsen-schein,
Die rede wær ein teil zu grop,
Wan rôsen ist der kinde lop,
Oder der niht wæhers vinden kann,
Man setzt ein rôsen dort hin dan,
Sô eß sei in der rôsen zeit
Und als daß felt mit rôsen leit.
Und sô sie vor dem touwe auf gên
Und spilent in rechter rœte stên,
Man nem die rôsen uber al,
Die dâ stên in berg und in tal,
Daß man ir aller rœte
Gar auf ein lœte,
Und daß die ein rôsen-garbe
Habe aller rôsen farbe
Und daß ir aller rœt rise

---

102 G alle myn. M all mein. 104 G mynnicklich antlies bot. M so zarts mündlein h. 106 M All mein not mir entwich. 107 M Und was ich unsald. G von vnsalden. 108 G geton. 109 M Jens. G der leichten. M leyhten. 110 M Dies wer. 111 M Wann jens das s. G enspricht. 112 M spricht und hôret mich. 115 M Sproch ich das. 117 M varb wer gar zw. 118 M kinde. 119 M Oder nit wegers. G wegerß. 122 M volt in r. 123 M tau auff gan. 124 G rot. M stan. 125 M Man veyn. 126 G do. M stesnd an perg an tal. 127 M a. hubecheyt. 128 M Auff ain rosen wer geleyt. G uff e. lot. 131 M Das yn all ir rôt entrise. G rot.

Vollikliehn auf dise
Und wil dennoch eins tuo,
Die rôs hab ir das dar zuo,
Daß ir gelber kern schein
Sô rôt, sam die bleter fein,
Das wær ein rôse cluok
Und wær dô bei rôt gnuok;
Man nem dis rôsen an der stund
Und hab sie neben ir süeßen mund
Und lâß sie bei ein ander sehen,
Hs. 2, 127b Die rôsen und ir mundes brehen,
Wie bald ein man derkür,
Der munt brinne ferre für?
Die rôs deücht geselbet
Und auch gar verfelbet
Gegen irem süeßen munde,
Den got mit rôt entzunde.
Jâ hœre ich vil von rôt jehen
Und hâns auch selber gesehen,
Hs. 50, 61 Doch wart mir nie rôters kunt,
Denn ir vil süeßer rôter munt.
Wem solt der munt niht behagen?
Ich wil euch daß grôß wunder sagen,
Daß ir sider oder ô
Werlich ie gefreischet mê.
Ir rôter munt ist alsô rôt,
Der bei ir in der kirchen stôt,
Von der tügent, die an im leit,
Wem die süeße irs gepetes geit,

133 M Dennoch ich noch eins thw. C thün: darzü. 134 M Dise rosen haben das. 136 M allsampt dy pleter nit sein. 137 M ros. 138 M wer pey namen rot. 139 M die. 140 M neben den süssen mund. C iren. 141 C loß. M lasz. 142 M yrs munds. 144 C brüwn fer. M prünne ferr hin für. 145 M Nu hört nochpas mer. 146 M Die ros gefalbet wer. C verfellet. 147 M yrem roten mund. C münt. 148 M röt entzund. C encsünt. 149 C hor. M hör. M röte. 150 M habe auch vil g. 151 M wurd. M röters. 153 M Nu wem solt der m. nu nit wolpehagen. 155 M yr vor nye noch ymer. 156 M Ervorscht noch erhört nymer. 158 M küchen stat. 159 M tugent. 160 M Wann die suss yr varb geyt. C süß i. gepees.

Des munt wirt recht auf der stat
Noch röter, dan ein rôsen-plat,
Die varb enphæhet er von ir.
Es ist wâr; gelaubet mir!
Wan ich wil offentlichen jehen,
Es ist wâr, ich hâns gesehen.
Ich gê zu kirchen dicke
Nicht wan durch die plicke,
Daß ich sol die vil lieben sehen.
Ich gedenk, es sol geschehen
Hl. 50, 61b Daß aller-grœste wunder.
Merke mêr besunder,
Waß ich mit mein augen sach!
Wan endlich daß geschach,
Sie kniet fur ein elter
Und het in der hant ein selter,
Beide si kniewet unde stuond
Hl. 2, 127c Und las, als ander frawen tuont,
(Es ist wâr, gelaubet mir!)
Ich stuond niht ferre hinder ir,
Daß ich wol in den selter sach,
Daß die lieb ir zeit sprach,
Dô sach ich, das nie geschach
Und ich auch nie mêr gesach
Von keiner frawen munde,
An der selben stunde
Dô begonde in den noten
Die swarze dinte roten,

161 G Der münt. 162 M röter. 163 G enphet. M enpfeht. 164 G wor gelaubt. M glawbs. 165 M öffenlichen. 166 G wor. M habs. 167 M ge zw der. G dick: plick. 168 M N. dann durch plicke. 169 M die lieben. G liben. 170 M So gedenk ich es sol hie geschehen. G es wol geschesen. 171 G grosa. 172 G Merck. M Nu mercket. 173 M meinen. 175 M knyeet vor eim alter. 176 M Die lieb und las den salter. 177 G knydet. M kniet. 179 M Nu höret zu mir. G gelaubt. 180 M st. vorr. G for. 181 M an dem pealter. 183 G ich ye gesach. M das nye geschach. 184 Die Zeile fehlt M. ich fehlt G. 186 M selben stund. 187 M pegunt ye dy genot. G die z. D dem. 188 M tinten werden rot.

Daß weiß bermeat wart sô rôt,
Das es den augen rœte bôt,
Die weiß want umb sie was
Bf. 30, 62 Brinnen; venster und das glas
Das wart auch inniklichen rôt,
Das es noch die rœte hât.
Dô ich das wunder dâ gesach,
In meinem herzen ich dô sprach
Und gedâcht: Wie mag das wesen?
Wie mag die süeß dar an gelesen?
Nû ist doch recht rôt reich
Bermit unde schrift gleich!
Sie las in den stunden dô
(In der metten stêt alsô):
Domine, labia mea aperies.
Dô wart der selter unter-des
In irn weisen hendelein
Rôter, dan der sunnen schein,
Als sie an dem ôstertag auf gêt
Und spilent in rechter rœte stêt.
Dô ich des glastes wart gewar,
Ich stuond und gaffet alles dar
Und kunde nie geachten,
Denken noch erdrachten,
Bf. 2, 127 Wan die rœte her hüebe sich.
Zu jüngest dô versan ich mich
Und gedâcht an der selben stund:
Es ist ir süeßer rôter munt,
Der mit seinem glaste
So reilich und so vaste

189 M weyß pran so. 190 G rôt. M rôt erpot. Eine wolframische Wendung. 191 M Die want und was. G want was vmb su was. 192 G Brinnen oder Brimnen oder Brinnen. M Dy brawnen. 193 M wurd alles mynniglichen. 194 GM hot. 195 M Als ich. G do. 196 G mynem. M da. 197 M g. also wie mag. 198 M Oder wie. 199 M ist es d. r. r. sicherleich. 200 M Das pirmet und dy geschrift. 201 M da. Z. 202 bis 390 fehlt in M. 205 G hendenlein. 206 G sunden. 208 G rot. 210 G gafft. 211 G kund ny. 213 G rot h. hub. 214 G jüngst. 218 G reylich.

An dem salter gleste.
Zu hant ich dô weste,
Das es von ir munde wære.
Die süeße sældenpære
Leit uberlank den salter nider.
Do geschach daß wunder aber sider,
Dô sie irs leders verpflac
Und der salter vor ihr lac,
Do begonde der salter brinne
Von rœte auße und inne.
Dar nâch sach ichs auf stên
Und das sie schiere wolte gên,
Ein clein weis sidîn tuoch
Solt sie winden umb das buoch,
Und ê das sis dâr umbe want,
Dô was es ir in der hant verbrant
Und was das tuoch uber al
Sô rôt, das nie kein zündal
Zu Trippel noch zu Ninivê
Wart geworht nie rôter mê.
Waß gein ir was gekêret,
Daß muoß immer sein gecêret
Und muoß gewirdet immer sein.
Das kan ir munt, der frawen mein.
Alsô kan die süeße lesen,
Der diener ich lange bin gewesen.
Meins lobes wirt sie nimmer frei,
Wie ungenædik sie mir sei
Oder wie die lieb an mir tuot,
Sô ist sie doch bei-namen guot,
Es ist meiner unsælden schuld.

219 G gleat: west. 221 G irem m. wer. 222 G sus seldenper. 225 ? lesens. Holland. G verpflag. 227 G begond. G brynnen. 228 G rotten außen v. jane. 229 G vff. 230 G schir wolt. 233 G vmb. 235 G alle. 237 C trieppel. Wohl Tripolis. G su myune. 238 ? geworht rôter. 239 G gekert. 242 G myn. 243 G auße. 244 G dyner ich lang. 245 G lobs

Hl. 2, 128 Ich hæte gern ir hůld
Der herzen-lieben frawen mein,
Und mochte es nit wæger gesein,
Daß sie mir doch wær alles holt,
Als her Dietrich was hern Vasolt,
Sô würde mir der gemeine gruoß,
Den sie mit andern teilen muoß.
Der gruoß kan mich niht vervân,
Ist, das ich bei den leuten stân.
Mochte es aber mit fuogen sein,
Die andern engulten mein,
Daß sie sweig und ging fur sich,
Merkte ich das bescheidenlich.
Sie wil mein kein gnâde hân,
Wie oft ich ir den wek verstân,
Sô wil sie mich niht grüeßen,
Das got der-barmen müeße!
Ach mich senden armen,
Die gleich seint den harmen!
Awê, das ich sie ie gesach,
Die mir tuot leid und ungemach!
Die minniklich ich nie gesprach,
Daß ich hæte mein gemach.
Es mochte wol geschehen,
Daß nie wart gesehen,
Daß wær ein clein trœstlein
Und hulfe doch daß herze mein.
Alle minneklîche weip

*

250 C het. 251 C liben. 252 C mogt. C weger. 253 ? alsô h. 254 Diese Stelle finde ich nicht in W. Grimms deutscher Heldensage. C dittrich. 255 C würd mir doch der gemyn groß. 256 C teyln. 257 C nit ver von: ston. 259 C Mogt. C fugen. 262 ich] C ist. 263 C myn. C gnod. 266 C der barm. Z. 267 f. dürfte vielleicht ganz zu streichen sein. ? gleichsent. Bartsch vermuthet: Ach, ich sender arme, Wie glich bin ich dem harme! Über gelich vgl. Grimms deutsche Grammatik 4, 748. K. Vollmöller, Kürenberg und die Nibelungen S. 29 f. 270 C gemach. 271 ich] Zusatz von B. 272 C het meyn. 273 C mogt gesehen. 275 C trostlein. Walther von der Vogelweide S. 66: Trôst mag es niht geheizen, es ist vil kûme ein kleines trœstelin. 276 C hilft. B hulfe. C heros.

Wünschen, das ir reiner lejp
Mich von sorgen scheide.
Frawen unde meide,
Durch ewer zucht wünschet mir,
Daß mir noch gelücke an ir,
Und auch ir tugenthafte man!
Wan wer ie herzen-liep gewan,
Der weis wol, wie es dar umbe stêt,
Dl. 2, 128b Dem sein liep zu hersen gêt.
Wan er sein herze hât gewent,
Daß er sich nâch liebe sent,
Und daß ander ist alsô gemuot,
Daß es eußerlich gein im tuot,
Wan ich glaube im alles wol,
Die den senden kummer dol,
Das ist ein leit vor allem leit.
Wer herzen-lieb alleine treit,
Der mag wol von nôten sagen,
Daß im niemant hilfet tragen,
Die es billich mit im trüege.
Des nôt ist ungefüege.
Läst ein tausent wunde habe!
Der genist und kumpt ir abe.
Und ist er niht verchwunt,
Er geheilt in kurzer stund,
Daß im dar nâch wirret nicht
Und das man in frölich sicht.
Wer aber ist von minne wunt,
Die wunden sein ungesunt;
Wem der minne wunde
Swiret auf von grunde,

279 G scheyden. 281 G Dürch. G wünscht. 283 G gelück. 285 G der. 287 G bot. 290 G eüserlich. 291 G jn allen. Die Besserung von B. 294 G allein. 297 G trûg: vngefüg. 299 G haben. 300 Hier geht R fort. 301 G var wünt. 303 R Er genist vnd hailt. 305 R Und das ym darnach gewirret. G in. B im. 304 R Und man yn frölichen. 307 G R Wann. R mynner. G R wunden. 308 G Swirt auch. R Schweren auf.

Dem helfen alle meister nicht,
Hl. 50, 8c° Den die, von der es geschicht;
Die heilt in und niemant mê.
Sol mir mein sende nôt sorgê,
Daß muos an ir genâden sein,
Der herzen-lieben frawen mein,
Die mir vil lieber ist, dann ich.
Niemant dô verspreche sich,
Wann ê das ir ein finger swer,
Ich wolt selber eins entbern!
Ir wænet leicht, es sei mein spot.
Es ist wâr, summer got!
Wan ich bin alsô gemuot,
Niemant weis, was liebe tuot,
Denn der liebe unde leit
Hl. 2, 128c Senelich mit zuchten treit.
Ich wil die rede trummen abe;
Ich furchte, das euch zu lank habe.
Denn die ich nit mocht verdagen,
Ich müest iu von der lieben sagen,
Und doch herzenlichen niht.
Hl. 50, 63 Sie ist mir liep, wie mir geschiht.
Ich bite uber sie nihtes
Niemant keins gerihtes.
Es wirt verricht leicht wol,
Sô man nu verrichten sol,
Und es die lieb dunket zeit,
An der al mein sælde leit.

309 G meinster. M mayster. 310 G Dô von. M Dann die von der es. 311 M es. 312 M Ist das mir mein sennde. G myn send. 313 M yrem genaden. 314 M lieben. 316 M Nyemant versprich. G verspresh. 317 M es ich wolt d. 318 M wolt es eins armes enpere. ? ich ê selber eines enpære. 319 M Nu maint yr villeicht. G myn. 320 G wor. M sammer unser herrgot. 322 G Nymat. G lieb. 323 M Dann. M und der. 324 G Swnlich. M Senighlichen mit zůchten trayt. 325 M red prechen ab. 326 G furcht. M das es euch verdrossen. 327 M So mocht ich doch yr nicht petagen. 328 M most euch von der lieben. G ir v. G lieb. 329 M hayßlichen. 331 G nicht. 332 M Noch nyemant kains gerichtes. 333 M w. leiht verrihtt wol. 334 M So man es zu v. 335 M lieben dünckst. 336 G alle myn selde.

Hie mit wil ich der rede gedagen
Und ein andern läßen sagen,
Dem sein wort und sein schimpf
Und sein gebærde und sein gelimpf
Michels baß, dan mir, zimt
Und den man gerner vernimpt.
Wan solt ir durch mich tummen
Werden sô zu stummen,
So ist beßer, ich sweig eine
Und reden alle gemeine.
Nu habt ir wol gelusnet mir.
Wenn ir wolt, sô sagt auch ir!
Dar zuo ich wol sweigen kan.
Wer nu wol, der heb an!
Wan ich des meinen erwinde
Von dem hübschen kinde,
Daß ist geheißen der rôt munt.
Wem es sei unkunt,
Der sehe das buoch oft an,
Es sei fraw oder man!
Hie hât ein end das mær.
Got berât den schreiber!
Hs. 2, 128ᵇ Der das mær hât geschriben,
Der ist an dem rôten mund bliben.

337 M der red. G ich g. 338 M Und lâßet euch einen andern s. 340 M Sein kurtzweyl und. 341 M Also vil pas. M gezympt. 342 M man auch gerner. 343 G solt ich d. M scholtt yr d. 344 G W. also verstymmen. M Alle w. also zw stummen. 345 M allain. 346 M Und yr redet a. gemain. 347 M gelüsnet. 349 G Dor. M geschweygen. 350 M wöll. Hiermit schleißt M. 351 G myn. 352 G künde. 353 Daß rôter munt, rôtes mündelin in der Bedeutung Mädchen, Frau vorkommt, hat schon Franz Stark zu Dietrichs erster Ausfahrt 142, 4, S. 324 bemerkt und J. D. Zingerle in Pfeiffers Germania 9, 402 weiter nachgewiesen. Vgl. deutsches Heldenbuch, Berlin 1873, 4, 334. 360 ? an den.